b. 1252

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Fünf und zwanzigster Jahrgang.

1840.

Universität Bremen
Bibliothek
F c 9431 - 1840

Bremen,
gedruckt und verlegt bei Georg Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

BIBLIOTH. BREMENSIS

Inhaltsverzeichniß.

Nr. 1. Gebet am Neujahrst. (v. Mühlenberg.) Old Bettys Höhle. (Forts.) Allerlei über Thiersprache. (Forts.) Das 400 j. Gedächtnißfest Guttenbergs. (Beschluß.) Sonst und jetzt.
Nr. 2. Die Künstlerin. Die drei Gauner v. Tsunda-land. Old Bettys Höhle. (Beschl.) Allerl. üb. Thiersprache. (Frts.) Consumtion.
Nr. 3. Der Orient. Die drei Gauner. (Frts.) Die Franzos. wie sie sind. Wunsch u. Bitte. Das Innere Brasiliens.
Nr. 4. Marienbild 1—3. Apel. Die drei Gauner. (Frts.) Corra's Kaffeehaus in Wien. Der Besuch.
Nr. 5. Marienb. 4. 5. Das J. 1740. Corr. Kaffeeh. (Frts.) Post-Reform in Deutschl. Seitenst.
Nr. 6. Die Poeten. Das J. 1740. (Frts.) Corras Kaffeeh., (Beschl.) Empörung eines Räuberhauptm. Das Wörtchen Man. Misz.
Nr. 7. Wiedersehen. Das J. 1740. (Frts.) Fortschaff. Kraft ohne Dampf. Correspondenz. Misz.
Nr. 8. Der Gang ins Blindenhaus, v. Saphir. Das J. 1740. (Frts.) Correspond.-Nachrichten. (Besch.) Misz. Gedichte v. Mühlberg.
Nr. 9. Der Zigeunerkönig. Andr. Hofers Wirthschaft v. Heller. Das J. 1740. (Frts.) Peter der Große in Astrachan. Statuten. d. Mäßigkeitsv. in Bremerhaven. Correspondenz.
Nr. 10. Die Auswand. am Orinoko v. Buhe. A. Hof. Wirthsch., (Frts.) Das J. 1740. (Beschl.) Beisp. Beruf. Zu dem Besuch u. Seitenst. Misz. Räths.
Nr. 11. Mein Vaterl., v. Rudolphi. Hofers Wirthsch. (Beschl.) Aus Rom. Der mustert. Bischof. Das Gedächtniß in der Emballage. Knoches Kochbuch. Misc. Aufl. d. Räths. Wortspiel.
Nr. 12. Am Grabe v. D. S. v. Wulff. Der Pfarrer v. St. Agatha. Lit. Speisezett. Das Colonialwaaren-Gesch. Corresp. aus Hamburg. Misz. Am Schillerfest.
Nr. 13. Das Karnev. v. H. Neumann. Der Pfarr. v. St. Agath., (Frts.) Des armen u. d. reichen Kindes Morgen v. M. Feldern. Verschiedenheit d. Bettelei. Hummerfang in Norwegen. Klein Geld. Miszellaneen.
Nr. 14. Das Karnev., (Beschl.) Der Pfarr. v. St. Agatha. Des arm. u. des reichen Kindes Morgen, (Beschl.) Betracht. üb. d. Wiederspr. zwischen Geist und Körper d. Menschen. Interessantes f. Rechner. Urtheile ausgez. Männer üb. d. Eigenthümlichkeit. versch. Völker.
Nr. 15. Der Volksges. v. Tostmann. Chantilly. Der ungl. Million. v. Boz. Betr. üb. d. Widerspr. 2c. (Frts.) Empfehlung.
Nr. 16. Akbar v. F. Notter 1. Chantilly. (Frts.) Der ungl. Million. (Frts.) Anz. Correspond. aus Dresd. Misz.
Nr. 17. Akbar v. Notter 2. Chantilly. (Frts.) Emancipation leichter Personen. Bitte. Poirson schildert m. wen. Worten den jetz. Zustand d. Franz. Prophet. Worte über d. Türkey. Corresp. aus Dresd. (Beschl.)
Nr. 18. Kind u. Stern. v. Saphir. Chantilly. (Beschl.) Der ungl. Millionär. (Beschl.) Ueb. Errichtung von Leichenhäus. Methode Schiffe zu verlängern. Anzeige.
Nr. 19. Maria v. Müller. Der ungl. Millionär. (Beschl.) Ueb. Leichenh. (Forts.) Ein Vorschlag Mathematik nützlich anzuwenden. Ehe und niedrige Zimmer. Wechsel-Procura. Handels-Vollm. u. Societäten. Verlängerung v. Schiffen.
Nr. 20. An Olbers Grabe. Ein Preß. Generalfeldmarschall. Ueb. Leichenhäuser. Die Säkularfeier der Buchdruckerkunst. Rüge. Reisenoti. Australien. Bemerkung. G. Sand. Misc. Anth. Anz.
Nr. 21. Sechs Jahrh. aus Gutenberg Leben v. Dingeist. Ein preuß. Generalfeldmarsch. (Frts.) Mad. Gutzot. Misc. Bitte. Anzeige. Epande.
Nr. 22. Probe a. sechs Jahrh. v. O. (Frts.) Ein preuß. Generalfeldmarsch. (Frts.) Wechselprocuren, Handelsvollm. Societäten. Eine ächte Shauspielerin. Volkslied.
Nr. 23. Probe a. Sechs Jahrh. v. O. Sch.) Ein preuß. Generalfeldm. (Schl.) Das Karnevalsfest in München. Staatsregel d. Naturrechts. Neuerungssucht. Misc. Dank.
Nr. 24. Abschied d. Mutter. Das Karnevalfest in München. (Frts.) Characterist. König Friedr. VI. Freunel. Aufford. Misc. Corresp. a. Wien. Lückenb.
Nr. 25. Die Tempel in Japan v. Notter. Das Karnevalsfest in Münch. (Frts.) Zur Charak. Federer. VI. (Schl.) Rügen. Bericht a. Berlin. Folgen d. hohen Viehzolls in Frankreich. Deichmanns Saare. Folgen der Eisenbahnen. Lückenbüßer.
Nr. 26. Frühlings Erscheinen. Das Karnev. in München (Schl.) Konstantin Horodensky. A. d. Leben. Nach Ludwig W. Luftschifff. üb. d. atl. Meer. Das Dorf Langendielau.
Nr. 27. An Y. K. Horodenski. Der Pachter. Erwiderung. Franz. u. Deutsch um d. J. 840. Die chines. Armee.
Nr. 28. Die Wortführer. K. Horodenski. (Forts) Der Pachter. (Schluß.) Eine Fechtstunde. Pariser Gerichtsscene. Barackenzelt. Bitte. Correspond. Berlin. Der Orient.
Nr. 29. Sonette v. J. Koch. K. Horodenski. (Frts) Thomas Ulrichs. Statistik d. Guillotinirten. Die gereinigte Mosaismus. Instruction f. Berlin. Zeitungsschreib. Corresp. a. Berl. Frühlings-Anfang.
Nr. 30. Sonette v. J. Koch. K. Horodenski. (Schl.) Londoner Scenen. Ein Fest am Bord d. Montedell. Eisenbahnen. Geld.
Nr. 31. Stadien v. J. Koch. Londoner Scen. (Frts.) Der Liebe Macht. Auswanderung nach d. östl. u. westl. Erde. Der Opium-Rausch.
Nr. 32. Noch ist Deutschl. nicht verloren. Londoner Scenen. (Beschl.) Auswand. n. d. östl. u. westl. Erde. (Frts.) Gräuelscenen im Orient. Litr. Misc.
Nr. 33. Kampf gegen d. Schlechte. Auswand. n. d. östl u. westl. Erde. Gräuelsc. im Orient. (Beschl.) Hist. Bericht v. d. Buchdruckerk. Die theure Planke. Torfpresse. Papierstreifen.
Nr. 34. Die zwee Hirebem, v. Kobell. Auswander. n. d. östl. u. westl. Erde. Ueb. d. Naturbeschaffenh. d. Komet. v. Nürnberger. Die Macht des Gewissens od. d. Entdeck. d. Hoyaer Postberaubung, von Parchen. Geolog. Ereigniß in d. Provence. Die deutsch. polit. Zeitungen.
Nr. 35. Frühling. Auswander. n. d. östl. u. westl. Erde. Ueb. Kometen, (Frts.) Die Macht d. Gewissens 2c. (Frts.) Ein indis. Laokoon. Abenteuerl. Lebensläufe.
Nr. 36. Zur Silberhochzeit. Auswand. n. d. östl. u. westl. Erde, (Frts.) Ueb. Kom. (Frts.) Die Macht des Gewissens, (Forts.) Namen der Musikmänner.

Nr. 37. Marine v. Sorrent. Im Sturme. Ueb. Kometen, (Frtf.) Die Macht des Gewissens, (Schluß.) Brem. Eisenb. u. Dampfschifffahrt. Die Wwe. Girard. Neue Kaffeebereitung.

Nr. 38. Marine v. Sorrent. Im Sturme, (Schluß.) Ueb. Komet. (Schl.) Ausw. n. d. östl. u. westl. Erde. (Schl.) Die Zopfrevolte zu Mail. Außerordentl. Vaterlandsliebe. Seid demüthig.

Nr. 39. Ermuthigung. Die Zopfrevolte zu Mailand (Frtf.) Ein seltsam. Prozeß a. Cuba. Journalistisches. Ein Groten. Das Zeitalter fällt, die Ehe hebt sich. Droschken. Glossen.

Nr. 40. Pflicht und Gewissen. Die Zopfrevolte zu Mail. (Frtf.) Ein seltsam. Proz. (Schl.) Zach. Dase.

Nr. 41. Erinner. an Schiller. Die Zopfrev. zu Mail. (Frtf.) Zur Beherzig. Oeffentl. Fuhrwerke in Bremen. Anzeige.

Nr. 42. Die Stiefm. v. Seidl. Die Zopfrev. (Frtf.) Erdbeb. u. Vulc. Die Liste schlecht. Zahler. An Herrn Past. Mallet. Inschrift auf einem Denkmale. Ein Wort f. Behandl. d. Dienstboten.

Nr. 43. Festworte an Hrn. Dr. Kottmeier. Die Zopfrev. zu Mail. (Frtf.) Erdbeben u. Vulc. (Frtf.) Reisebemerk. üb. Bremerhaven u. d. Auswanderer. Groten. Die Wintergarten in Rußland.

Nr. 44. Tod d. Unsrig. Die Zopfrev. (Fortf.) Erdbeben. (Frtf.) Die Börse. Groten Angelegenheit. Die Leute a. d. Kirchspielen. Buchbinderrechnung. Gewöhnliche Sprachfehler.

Nr. 45. Der Beruf. Die Zopfrevolte, (Frtf.) Erdbeb. (Schl.) Einige Bemerk. üb. Volksschull. Schulzw.

Nr. 46. Stimmen in d. Fremde. Die Zopfrev. (Frtf.) Einige Bemerk. üb. Volksschull. (Schl.) Ueber die Nothwendigk. gründl. Verbesserung. d. Fahrwassers in der Weser. Weise in Ostindien. Weserwasser u. Gasbeleuchtung. Schützenfest in Scharmbeck. Bemerk. Nichts Neues mehr.

Nr. 47. Der Waffenschm. Die Zopfrev. (Frtf.) Ueb. Fahrwass. (Schl.) Die Börse. Franz. Handelsunternehmung. nach Abyssinien. Wunsch. Bitte. Frage.

Nr. 48. Die Erscheinung am Hermannsstein. Die Zopfrev. (Schl.) Die furchtb. Feuersbr. in Sallenches. Der Schwefel in Neapel. Bitte. Das Wort Nur. Misc. Corresp. aus London. Papierstreifen. Ueber Preuß. Lo'ors.

Nr. 49. Fiat applicatio. Neue Wasserleitung. Wer's sagen könnte. Einige Fragen. Corresp. aus Pesth. Ausspr. Fr. d. Gr. Papierstreifen. Der Koch zu Cremme.

Nr. 50. Waldandacht. Die Doppelsterne, von Nürnberger. Preuß. Thronwechsel. Der Traum d. gefall. Adam. Wunsch u. Bitte. Bemerk. Der Edelhirsch und der Stier.

Nr. 51. Festgedicht zur Säkularf. der Buchdruckerk. v. Koch. Z. Säkularf. Die Doppelsterne (Fortf.) Der Amtmann und sein Bauer.

Nr. 52. Gutenbergs Standb. zu Mainz. Der Zauberstiefel. Die Doppelst. (Frtf.) Was Noth thut. Das Universum. Für Hausfrauen. Ausp. Fr. d. Gr. Papierstreifen. Bitte.

Nr. 53. Baume-leben. Zauberst. (Frtf.) Die Doppelst. (Schl.) Ein wunderl. Zweik. Papierstreifen.

Nr. 54. Der sterb. Comödiant. Die Zauberst. (Frtf.) Epilog z. Gutenbergf. Anz. Geburtstagsgesang.

Nr. 55. Adel um Adel. Die Zauberstief. (Frtf.) Die letzten Audienbl. d. Lady Stanhope. Die Sonntagsreiter. Merke. Eingabe. Holzräder.

Nr. 56. Napoleons Aschenlied v. Raimund. Die Zauberfl. (Schl.) Prüfungen. Bemerk. u. Erinnerung.

Nr. 57. Der Graf v. Oldenburg v. Günther. Der Gondelführer. Verhältnisse und Stellung d. Lehren zu Staatserzieh. Millana. Zur Beherzig. Misz.

Nr. 58. Der Graf v. Oldenb. (Schl.) Der Gondelführer (Frtf.) Erklärung. Victor Hugo u. d. Weinhändl. v. Gericht. Die brandenb. Bauern v. 200 Jahr.

Nr. 59. Kein Gedicht. Der Gondelf. (Frtf.) St. Ilsadeen-Gasthaus. Vorschlag z. Verbess. d. Kiesweg. am Wall. Täql. Gebet e. Arztes. Die Flott. Englands und Frankreichs.

Nr. 60. Lebenslauf. Der Gondelf. (Frtf.) Die Schl. b. Ligny. Luc. Buonaparte.

Nr. 61. E. M. Arndt. Der Gondelf. (Frtf.) Die Schlacht bei Ligny, (Schl.) Zur Sittengeschichte der Deutschen. Eine indianische Adresse. Worte zum Schützenkönige.

Nr. 62. Verzage nicht. Der Gondelführer (Frtf.) Eisenbahnen. Das Mannhaus. Die theuer bezahlte Unhöflichkeit. Fr. Wilh. III. üb. Publicistik. Londoner Spitzbub. Gutenberg v. jenseits.

Nr. 63. Gedankengruß von J. v. Großmann. Der Gondelführer (Frtf.) Der Brand v. Sallenchet. Damen-Moden. Zeitgemäß. Bemerkung. Singvögel. Sehnenverlänger. Corresp. a. München. Erwider.

Nr. 64. Alles um Liebe. Der Gondelführer (Frtf.) Der Brand von Sallench. (Frtf.) Was heißt verflucht? Dem Hrn. Dr. Daniel. Corresp. a. Münch. (Schl.) Charade.

Nr. 65. Der Lootse Hansen a. Helgoland. Der Gondelf. (Schl.) Der Brand v. Sallenches (Frtf.) Luthers Beruf. nach Wittenb. Kirchl. Straf. d. Juden. Aufl. d. Coar.

Nr. 66. Zeit u. Ewigkeit. Der Brand v. Sallenches, (Schl.) Luth. Beruf. n. Wittenb. Prozeß d. Mad. Lafarge. Misc.

Nr. 67. Deutung u. Weis. Luth. Ber. n. Wittenb. (Schl.) Napoleons Abdank. Der Glaube d. Apost. Paulus. Zeichen der Zeit. Misc. Räthsl.

Nr. 68. An Bremen. Napol. Abdank. (Frtf.) Der Glaube d. Ap. Paulus. (Schl.) Hauses-, Herzens- u. Seelenfrieden. Aufl. d. Räth.

Nr. 69. Das Schiff. Napol. Abdank. (Frtf.) Greens Luftfahrt üb. d. Atlant. Ocean. Misc. Alte Sprüche. Bremens Bürger u. Brem. Wall.

Nr. 70. Zum Geburtstage d. Schwester. Napol. Abdank. (Frtf.) Greens Luftf. (Frtf.) Wie stehts um die Lehre v. d. Gottheit Christi. An Hrn. Past. Thiele. Bitte. Räthsel.

Nr. 71. An meine Leser. Napol. Abdank. (Frtf.) Wie stehts um d. Lehre Christi (Schl.) Auch eine Mein. Antw. an Hrn. Fritze. Bemerkung. Aufl. d. Räthsl.

Nr. 72. Die Sonntagsfeier. Nap. Abdank. [Frtf.] Greens Luftf. [Fortf.] Amerik. Alterth. Papierstr. Aphorismen.

Nr. 73. An den Sänger in Nr. 71. Napol. Abdank. (Frtf.) Greens Luftf. (Frtf.) Eine graunvolle Entdeckung. Die zwei Wahnsinnigen. Elektro. Galvanismus. Fragen. Ein Veilchen ꝛc. Charade.

Nr. 74. Zum Troste f. L. Napol. Abdank. (Schl.) Greens Luftf. (Frtf.) Unitarianismus in d. V. St. Pauperismus. Notiz.

Nr. 75. Christen Gruß v. Seerius. Greens Luftf. üb. d. Atl. Ocean (Schl.) Unitarianism. (Frtf.) Zur Beruhigung Betheiligter bei der Frage: Wie viele Nordpole es denn giebt? Md. Laffarge. Das Cölibat. Denkspr.

Nr. 76. Bruchst. a. Rückerts Lehrged. Unitarianism. [Schl.] Aus d. Zeit. Bemerk. Vorurtheil. Neue Entdeckung. Neuer Wunsch. Denkspr.
Nr. 77. Reichspanierträger. Vergittungsprozeß der Mad. Lafarge. Meine beid. Tanten. Wunder. Erklärung Bemerk.
Nr. 78. Reichsponierte. [Schl.] M. Lafarge, [Frtf.] Meine beiden Tant. [Schl.] Shame and glory. Lückenb. Bemerk. Sonderbar. Denkspr.
Nr. 79. Das letzte Menschenp. v. Neumann. Md. Laf. Die Schlachten bei Abukir. Subrs Panor. Erwider.
Nr. 80. Das letzte Menschenp. [Frtf.] Mad. Lafarge, [Frtf.] Shame and glory [Frtf.] Sprachgem. Brod-Taxe. Acrostichon.
Nr. 81. Das letzte Menschenp. [Frtf.] Md. Lafarge, [Frtf.] Die Schlacht. d. Abuk. [Schl.] Schlittschuhläufer in Holland. Empfehl. Ueb. Taxen. Beantwort. Theor. u. Praxis. Frage. Anekdote.
Nr. 82. Das letzte Menschenp. [Frtf.] Md. Lafarge, [Frtf.] Sergeant Dalouzi. Sprachgem. Mayrhofers Geetamen. Wem kommt er zu? Charade.
Nr. 83. Das letzte Menschenp. [Frtf.] Md. Lafarge, [Frtf.] Weser Dampfschifffahrt. Brod Taxe. Lexa. Tournaire. So ist's recht! Herbstgedanken.
Nr. 84. Das letzte Menschenp. [Schl.] Md. Lafarge, [Frtf.] Serg. Dalouzi [Schl.] Napoleon und die Douanen. Ueb. Brod-Taxe. Charade. Aufl.
Nr. 85. Herbst. Md. Laf. [Frtf.] Napol. u. d. Douanen [Schl.] Schreib. an d. Bürgerf. Karl Immermann. Miesz. Auflösung.
Nr. 86. Nach Oben. Md. Laf. [Frtf.] Van Burens gold. Lbff. Panorama. Charade.
Nr. 87. Nachruf! Md. Laf. [Frtf.] Weser Freiheit. Sitte od. sittlich. Korresp.-Nachr. Räthsl. Chrong.
Nr. 88. Hünengräber. Md. Laf. [Frtf.] Weser Freih. [Schl.] Trenn. d. Mädch. v. d. Knab. in d. letzten Schuljahr. Vorschl. Tourn. Circ. Korresp.-N. Aufl.
Nr. 89. Das Herz. Md. Laf. [Frtf.] Universit.-Geb. zu Newyork. Aus d. Zeit. Bemerkung.
Nr. 90. Der Unbekümmerte. Md. Laf. [Frtf.] Universitäts-Ged. in Newy. [Frtf.] Empör. That. Anekd. Miesz. Der deutsche Rhein.
Nr. 91. Der Schmaucher an d. Zunftgelehrt. Mad. Laf. [Frtf.] Zur Beherzigung. Universit.-Ged. zu Newy. Miszelle.
Nr. 92. Lied d. arm. Mädchen. Md. Laf. [Frtf.] Zur Beherzig. [Frtf.] Beleuchtung. Miesz. Wechsel. Anz.
Nr. 93. Licht u. Dunkel. Zur Beherz. [Schl.] Weser-Freiheit. Bitte. Miesz. Des Königs Schwur.
Nr. 94. Armin. Md. Laf. [Frtf.] Trottoir-Ordnung. Den es angeht. Präsid. d. Kons. Korresp.-N. Miesz.
Nr. 95. Armin, [Schl.] Md. Laf. [Frtf.] Trott.-Ordn. [Schl.] Ein Wort zu sein. Zeit. Wunsch. Korresp.-N.
Nr. 96. Bach u. Fluß. Md. Laf. (Frtf.) Gottesurtheil. Korrespond.-Nachr. Bitte. Miesz.
Nr. 97. Eine Fabel. Md. Laf. (Frtf.) S. Albrecht. Mittelschulen.
Nr. 98. An d. Hingeschiedene. Mad. Laf. (Frtf.) Ein Wort zu seiner Zeit (Frtf.) Aphorism. Redensarten. Miszellen.
Nr. 99. Der kurze Bund. Md. Laf. (Frtf.) Arndt und Zeitgenossen. Replik an d. Einf. d. Aufs. „Die Mittelschulen." Napier.
Nr. 100. Das letzte Gebet. Mad. Laf. (Fortf. Arndt und Zeitgenossen (Frtf.) Miszelle.
Nr. 101. Dichtertrost. Md. Laf. (Frtf.) Arndt und Zeitgenossen. (Schl.) Ein Wort zu seiner Zeit, (Frtf.)
Nr. 102. Lit.-arist. Daguerreot. Mad. Laf. (Frtf.) Warn. f. Auswanderer. Posten. Bettelei in London.
Nr. 103. Weihnacht. Md. Laf. (Frtf.) Weser Freih.
Nr. 104. Anzeige. Gedankenoth. Md. Laf. (Frtf.) Weser Freiheit (Schl.) Handelsgericht.
Nr. 105. Anzeige. Die Muse. Md. Laf. (Schl.) Handelsger. (Schl.) Weser Freiheit. Mittel.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 1.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 2. Januar 1840.

Gieb Jedem reichlich. — der bescheiden
Sich mühr des Glückes werth zu sein;
Ob Ehre, Gold, ob stille Freuden,
Ob edlen Wollens gut Gedeihn. Daves.

Gebet am Neujahrstage 1840.

Von L. Mühlberg.

Du, Fürst und Herr der Ewigkeit,
Zu neuem Fleh'n sind wir bereit;
Du gabst Erhörung immerdar,
Erhör' uns auch in diesem Jahr'.
O! neige, Herr, Dein Angesicht,
Allmächt'ger Gott verlaß uns nicht!
Gieb uns den Glauben und Geduld
Entzieh' uns, Herr, nicht Deine Huld!
Behüt' uns, Gott, vor allem Krieg,
Doch schickst Du ihn, so schaffe Sieg
Gerechten Waffen. — Steh' uns bei,
Mach' uns von allem Uebel frei! —

Laß unsre Stadt durch Weisheit blühn,
Beschütz' den Rath, erhalte ihn. —
Gieb Deiner Kirche Festigkeit,
Und ihren Dienern Einigkeit;
Zeig uns durch sie Dein helles Licht
Was alle Dunkel kühn durchbricht,
Und gieb uns durch Dein heilig Wort
Die wahre Weisheit immerfort.
Auch hebe, Herr, mit Deiner Kraft,
Jedwede Kunst und Wissenschaft.
Gieb allen Lehrern, Christi Sinn,
Daß sie ihm Jünger auferziehn.
Der Du der Völker Vater bist,
Erleuchte Alle! Heid' und Christ!

O segne, Herr, den Kaufmannsstand,
Und sein Geschäft auf See und Land, —
Auch segne Du der Hände Fleiß
Und jeder sauern Arbeit Schweiß.
Gieb jedem Stand Zufriedenheit,
Ihn auszuüben, Tüchtigkeit! —
Und leite jedes Hausherrn Sinn.
Zur Ordnung und zur Treue hin.

Erhalte Herr, zu Deinem Preis
Den Menschenfreund im Bürgerkreis,
Bestärk in Treue jeden Freund;
Bekehr den finstern Menschenfeind

Und gieb uns Wort, und That, und Kraft,
Zu wehren böser Leidenschaft.
Im Reichen schaff' ein mildes Herz,
Er lindre banger Armuth Schmerz;
Der wahren Armuth, die verzagten
Ihm, ihre Noth und Kummer klagten.
Gieb allen Christen Frömmigkeit
Und tröste sie zur Leidenszeit,
Erhör' auch Herr, das müde Herz
Das zu Dir sehnt sich himmelwärts.
Und zeige uns die rechte Bahn;
Zum Himmel führe uns hinan!
Laß uns bestehn vor Deinem Thron
Vor Dir, dem Geiste, und dem Sohn.

Amen.

Old Betty's Höhle.

(Fortsetzung.)

Die Boote waren bald ausgesetzt, bemannt und bewaffnet.

„Nehmen Sie die Pinasse, Mr. Wilkinson," befahl der Capitän; „bleiben Sie mit dem Cutter zusammen. Mr. Sandom" (einer der Midshipmen), „Sie folgen Mr. Wilkinson;" und dann sich zum Maat wendend, „rudern Sie dicht an die Küste und entern und untersuchen Sie jedes Boot, das Sie treffen. Drei Lichter und ein Schuß sind das Signal zur Rückkehr."

„Ay, ay, Sir," erwiederte der junge Officier, und trat dann zu dem Lieutenant mit den Worten: „Darf ich Soames mit mir nehmen, Sir? Er ist auf diesem Theil der Küste geboren und kennt jeden Winkel, jede Ecke — er würde einen guten Lootsen abgeben —"

„Woher wissen Sie das, Mr. Wilkinson?" fragte der Lieutenant etwas kurz.

„Er sagt es selbst, Sir," erwiederte der Maat; „ich hörte zufällig eine lange Geschichte mit an, daß er hier vor mehreren Jahren ein Kind gestohlen habe —"

„Was? was ist das?" fuhr der Capitän auf; „wer hat vom Kinderstehlen geredet? Ha, Sir? wer wagt's, von solchen Sachen am Bord dieses Schiffes zu sprechen?"

„Ich sprach von Robert Soames, Sir," erwiederte der Maat an den Hut greifend: „Soames, der Backsgast — er kennt jeden Zoll von der Küste, Sir."

„Gehen Sie in das Boot, Sir," befahl der Capitän; „nehmen Sie ein blaues Licht mit und brennen Sie es an, wenn Sie Hilfe brauchen. Eilen Sie und halten Sie scharfe Wacht." Der Maat gehorchte schnell und der Capitän, sich zum Quartiermeister wendend, sagte ruhig: „Schicken Sie Robert Soames her."

In wenigen Minuten stand Bob vor dem Capitän, der sich auf das Hackebord zurückgezogen hatte, und erwartete, den Wachstuchhut in der Hand, die Anrede des Capitäns. Ihre Unterhaltung war lang und ernst, bis sie durch einen Ruf von der Fallreepstreppe unterbrochen wurde. „Boot ahoy!" schallte es und sogleich hörte man Mr. Sandom's Stimme antworten: „Nein, nein." In der nächsten Minute war er mit einem schönen Ruderboot an der Seite des Schiffes, und berichtete, daß sie drei ähnliche, die unter dem Felsen verborgen gelegen hatten, genommen hätten, deren Bemannung an das Ufer gegangen sei, um Bellevue zu plündern. Das hätten sie von der Bewachung der Boote erfahren, und Mr. Wilkinson, der durch das blaue Licht die Feinde aufmerksam zu machen fürchtete, hatte Sandom mit den Gefangenen nach dem Schiffe geschickt, um Verstärkung zu holen. Die Gefangenen wurden an Bord gebracht und ausgefragt, eben als Tom den Vierpfünder auf der Klippe losbrannte. Der Capitän befahl sogleich, das französische Boot wieder zu bemannen und zwar mit Matrosen und Seesoldaten, übergab die Fregatte dem Befehle des ersten Lieutenants und eilte in das Boot, seinem Sohne befehlend zu folgen, als Mr. Wil-

kinson's blaues Licht mit bleichem Schein den Ocean erleuchtete. Das Ruderboot hatte achtzehn Ruder und da diese jetzt doppelt bemannt waren, flog es mit wahrhaft wunderbarer Schnelle durch die Wellen und brachte den Capitän Davenant mit fast funfzig tüchtigen Burschen an das Ufer. Die Barke mit noch Zwanzig, ließ nicht lange auf sich warten; aber, um sich ganz sicher zu stellen, und kein Menschenleben in Gefahr zu setzen, wurde das Ruderboot noch einmal nach dem Schiff abgeschickt und kehrte bald mit neuer Verstärkung zurück. Capitän Davenant ordnete mit militärischer Erfahrenheit seine Streitkräfte, ließ die Boote in einiger Entfernung vom Ufer ankern und nahm sein Gespräch mit dem Backsgast wieder auf.

„Das ist demnach die Stelle," sagte der Capitän, um sich blickend, „aber Ihr spracht von einer kleinen Höhle?"

„Old Betty's Höhle," antwortete Bob; „'s ist hier dicht bei, wenn Sie sie zu sehen wünschen."

Sie gingen nach dem Fuß der Klippe und der Seemann zeigte ihm den Ort. „Aber was wurde aus Eurem Vater, Soames," fragte der Capitän.

Er hielt sich nicht lange mehr windwärts, Euer Ehren," entgegnete der Matrose, „und wurde bald neben der Alten vor Anker gelegt."

„Wie kamt ihr in den Dienst?"

„Ich trat in einen Guernsey-Caper — wurde von den Franzosen gefangen — entfloh aus dem Gefängniß — ließ mich in einen englischen Kauffahrer anwerben — machte die Reise auswärts mit — wurde auf der Rhede von Madera gepreßt und kam in die Fregatte hier."

„Das ist eine seltsame Geschichte, die Ihr mir da erzählt habt, Soames, sagte der Capitän; „und wenn das Kind seit der Zeit nicht gefunden worden ist, so könnt Ihr noch des Mordes angeklagt werden."

„Ich hoffe es nicht, Euer Ehren, denn ich bin so unschuldig, wie ein neugeboren Kind," erwiederte der Matrose.

Ein Signal von einem der Ausgucker benachrichtigte sie, daß sich der Feind nähere und in einem Augenblicke lagen Alle auf dem Erdboden, so daß sie nicht bemerkt werden konnten. Die Franzosen stiegen mit ihren Gefangenen und der Beute nach der Bucht herunter — die Damen weinend und bestürzt, von Dienerinnen umgeben — Dimsdale (der sich wieder erholt hatte) und der alte Tom, zusammengebunden und die Hände auf dem Rücken gefesselt, erschöpften sich in gegenseitigen Vorwürfen und Verwünschungen. Die Männer, welche den Baronet begleitet hatten und die Diener trugen die Beute, während die Franzosen, das Ganze bewachend, sich nicht wenig auf die Geschicklichkeit einbildeten, mit der sie ihren Plan ausgeführt hatten.

„Was ist Ihr Vorhaben, Monsieur?" fragte Lady Esdaile den Officier, der an ihrer Seite ging. „Sie können uns doch nicht nach Frankreich schleppen wollen?"

Non, non, Madame!" entgegnete der Franzose, „aber Alle müssen hier bleiben, bis sich meine Mannschaft eingeschifft hat und in See ist. Dann sind Sie frei. Es thut mir sehr leid, Mylady, Ihnen so viel Beschwerde zu machen, aber unsere eigene Sicherheit verlangt es."

„Ich glaube nicht, daß Sie von Ihren Landsleuten viel Lob für diese Heldenthat einernten werden, Monsieur," sagte die Dame, „um nichts von dem Mangel an Rücksicht und Höflichkeit gegen die Damen zu sagen; ich hoffe, daß diesem räuberischen Anfall Vergeltung und Strafe werden wird. Das Völkerrecht —"

„Pardonnez, Madame," unterbrach sie der Officier, „es ist das Recht der Nothwendigkeit — die Beute, die wir gemacht haben, ist sie einmal über den Canal, wird uns befähigen, größere Fahrzeuge auszurüsten, als diese Boote. Eh, mon Dieu, wo sind sie hin? Jacques! Pierre! Jean!"

Keine Antwort erfolgte auf seinen Ruf, denn Jacques, Pierre und Jean waren sicher an Bord der Fregatte. Der ganze Trupp war jetzt dicht am Meere, aber zur Bestürzung der Franzosen konnten sie noch nichts entdecken.

In diesem Augenblicke hallte ein gellender Pfiff von den Klippen wieder — vier oder fünf blaue Lichter brannten in verschiedenen Richtungen und zeigten die ganze Macht des Capitäns Davenant, der hervortrat und ihnen befahl, sich zu ergeben oder ihr Urtheil als Seeräuber zu erwarten. Wenn der Franzose nicht vor Schreck den Kopf verloren hätte, würde er eingesehen haben, daß die Engländer keinen Schuß abfeuern würden, so lange sie befürchten mußten, ihre eignen Landsleute zu treffen. Aber Capitän Davenant, als er die Stimmen der Frauen hörte, vermuthete sogleich, was Statt gefunden hatte und befahl, die Lichter zu entzünden, um den Feind von der gänzlichen Fruchtlosigkeit jedes Widerstandes zu überzeugen. Und das geschah auch, denn als ihnen der englische Officier befahl, die Waffen niederzulegen, blickten sie mit Schrecken auf die Uebermacht des Feindes und gehorchten ohne Umstände. Einige allerdings, welche die Boote vor Anker erblickten, stürzten sich in die See und schwammen dorthin, aber nur, um zu finden, daß dieselben in andern Händen seien und sich gefangen nehmen zu lassen.

Die Franzosen zu fesseln, die Boote anzurufen und Alles einzuschiffen, ward das Werk einer Viertelstunde. Der alte Tom wurde vom Baronet losgebunden, der, befürchtend, daß sein Verfahren gegen die Lady dem Capitän Davenant nicht sehr lobenswerth erscheinen möchte, ein Gelegenheit suchte, sich hinwegzuschleichen. Aber Tom ließ ihn nicht mehr aus den Augen und veranlaßte einen Gefreiten der Marinesoldaten, ihn fest zu nehmen. Da dies Ansuchen von Lady Esdaile unterstützt wurde, geschah dasselbe mit seinen Leuten — der Haupttrupp der Seeleute kehrte an Bord zurück, und Capitän Davenant, nachdem er befohlen hatte, daß bloß seine eigne Schaluppe auf ihn warten solle, bot der Lady Esdaile seinen Arm an, befahl seinem Sohn, ihrer Tochter das Gleiche zu thun und führte sie wieder dem Schlosse zu, blos einen Trupp Marinesoldaten, unter dem Befehl eines Gefreiten, zur Bewachung der Gefangenen zurücklassend.

Wie schön tönen Worte der Dankbarkeit von weiblichen Lippen, und wie innig machte sich Lady Esdaile's Herz in Danksagungen Luft, als sie an der Seite ihres tapfern Befreiers ging und ihm die Vorfälle während Dimsdale's Angriff u. s. w. erzählte. Aber der Capitän antwortete wenig, und den an ein heißeres Klima gewöhnten Mann schien die rauhe Nachtluft zittern zu machen. Dagegen war der junge Lieutenant nie gesprächiger gewesen — er erzählte dem schönen Mädchen den Zufall, der sie zu ihrer Rettung herbeigeführt hatte und alle Einzelnheiten, die sich seitdem zugetragen hatten, und drückte ihr in leidenschaftlichen Worten das Glück aus, das er fühle, ein bescheidenes Werkzeug bei der Befreiung eines so jungen und schönen Wesens gewesen zu sein. Das Mädchen ihrerseits schilderte ihm ausführlich den Angriff Dimsdale's, die Tapferkeit des alten Tom, und ihr Erstaunen, als sich die vermeinten Befreier in bittere Feinde verwandelten. Mit erröthendem Entzücken hörte der junge Officier das Lob des schönen Mädchens, und als sie

den Pavillon am Eingange des Gartens erreicht hatten, fühlten sich Beide glücklich in ihrer Gesellschaft und hatten die Zurückhaltung ganz aus ihrem Herzen gebannt.

In kurzer Zeit war in Bellevue Alles wieder in seiner Ordnung. Lady Esdaile und ihre Tochter hatten sich zurückgezogen, um die Kleider zu wechseln und Capitän Davenant ergriff die Gelegenheit, um den Advocaten vor sich bringen zu lassen.

„Sie sind, wie ich gehört habe, ein Engländer und Verwandter der Lady Esdaile," sagte der Capitän, als er, eine edle Gestalt in der schönen Uniform, gegen das Kaminstück gelehnt stand. Der Lieutenant stand nicht weit von ihm und an der Thür der Gefreite und Soames.

„Ich bin, wie Sie bemerken, ein Engländer und Verwandter des verstorbenen Sir James Esdaile, dessen Titel und Besitzungen auf mich übergegangen sind," antwortete der Advocat.

„Und doch, Sir, beleidigen Sie nicht nur die Wittwe und ihre Tochter, nein, gleich einem Dieb, einem Räuber, brechen Sie in ihr Schloß ein und versuchen, sie ihres Rechtes und ihrer Ruhe zu berauben!" rief der Capitän in strengem Tone.

„Ich bin ihnen durchaus nicht für meine Handlungen verantwortlich, Capitän Davenant," erwiederte stolz der Baronet, „noch kann ich einsehen, durch welches Recht Sie für gut finden, mich hier gefangen zu halten."

„Elender! denken Sie mich einzuschüchtern?" rief der Officier. „Es sei Ihnen genug, daß ich Sie hier behalten habe — behalten will. Sie mögen hernach Ihr Recht suchen, auf welche Weise Sie wollen."

Der Advokat fand, daß er mit einem entschlossenen Mann zu thun hatte und wohl wissend, daß er selbst über die Gränzen des Rechts gegangen sei, hielt er es für gut, den Ton etwas herabzustimmen. „Ich gebe zu, Capitän Davenant, sagte er, „daß mein Betragen Ihnen seltsam, selbst unanständig vorkommen mag; aber bedenken Sie, Sir, daß sie nur die eine Partei aufgehört haben, und so gern sich auch die Herren Ihrer Uniform der Damen annehmen, so habe ich doch auch gehört, daß bei Ihnen Gerechtigkeit selbst über diese Rücksicht siegt. Erlauben Sie daß ich in meiner Erzählung fortfahre?"

„Fahren Sie fort, Sir," sagte der Capitän, „und daß ich nicht unhöflich erscheine — obgleich ich selbst nur Gast bin — bitte ich Sie sich zu setzen."

(Der Beschluß folgt.)

Allerlei über Thiersprache und musikalische Thiere.

(Fortsetzung.)

Die Hirsche besitzen gleichfalls Sinn für Musik, wie schon die Alten bemerkten. Plinius berichtet von ihnen, daß sie von den Tönen der Hirtenflöte und des Gesanges wie bezaubert werden, und Aelian, so wie Klemens von Alexandrien erwähnen die Sitten der Jäger, Hirsche und Eber durch Pfeifen und Gesang in's Stellnetz zu locken. Plutarch bestätigt die Tonliebe der Hirsche. Wirklich werden die Edelhirsche in manchen Thiergärten durch ein Horn zum Füttern gerufen.

Auch auf das Rindvieh, so wie auf Schafe und Ziegen machen musikalische Töne einen Eindruck. Wie uns erzählt wird, sorgt man in der Schweiz dafür, daß die Glocken der Kühe zusammen ein harmonisches Geläute hervorbringen und im Tone auf einander folgen. Jede Kuh kennt ihre Glocke. Durch einen verschiedenartigen Gesang der aber immer in ab- und aufsteigenden Tönen besteht, lockt der Senne nach seinem Wil-

len Kühe, Schafe und Ziegen, und jede der verschiedenen Heerden folgt den bekannten Locktönen. Nie werden die Kühe dem Ziegenruf folgen, wie umgekehrt die Ziegen nicht dem Ruf der Kühe oder dem berühmten Kuhreigen. In jedem Kanton ist übrigens dieser Ruf etwas verschieden. Er ist im Stande, auch in den Kühen, die nicht mehr auf den Alpen sind, das Heimweh hervorzurufen, so daß sie wild werden und auszureißen suchen. — Doktor Abercrombie berichtet uns, daß Schaf-, Ziegen- und Rinderheerden länger und mit größerer Eßlust weiden, wenn man ihnen kleine Stückchen auf der Querflöte vorspiele. Das wäre eine Art Tafelmusik. Auch sagt ein arabisches Sprüchwort: Musik macht das Vieh fett, was von Landwirthen wohl zu beherzigen wäre. Haben vielleicht deßwegen schon in den ältesten Zeiten die Hirten Pfeife und Flöte gespielt? Der erwähnte Dr. Abercrombie versichert aber auch, daß es Fälle giebt, wo Thiere, besonders Mäuse, durch Musik getödtet werden. Sie werden, wenn sie die höchsten Töne einer Querflöte oder Klarinette vernehmen müssen, von tödtlichen Zuckungen befallen. Physiologen sollten darüber, wie überhaupt über den Einfluß der Musik auf die Thiere, noch weitere Beobachtungen anstellen; es müßte zu interessanten Resultaten führen.

Noch sind einige Säugethiere übrig, die Sinn für Rhythmus und Musik haben, oder doch zu haben scheinen. So die **Bären**. Diesen werden zwar viele andere menschliche, oder eigentlich menschlich-thierische Neigungen und Gelüste zugeschrieben; so wird z. B. erzählt, daß sie namentlich zur Zeit des dreißigjährigen Krieges oder kurz nach demselben, wo überhaupt allerhand freches oder rohes Volk sich viel herausnehmen durfte, Weibern und Mädchen nachgeschlichen seien und sie zuletzt aufgefressen haben, wie das nach Chronikberichten in einer neuern Geschichte von Sachsen erzählt wird; woher vielleicht das Sprüchwort: „einen aus Liebe auffressen," gekommen sein mag. Ferner wird uns berichtet, daß ein schwedischer Bär mit einer schönen, von ihm entführten Jungfrau einen Menschen erzeugt, der nach ihm Ursus geheißen habe und von dem der nachherige König Sueno III. abgestammt sei, und ähnliche Geschichten mehr, die Lucian in seiner „wahren Geschichte" recht gut hätte brauchen können. Allein hauptsächlich ist der Bär doch nur wegen seiner Tanzgeschicklichkeit berühmt, die immer Sinn für Rhythmus und Musik voraussetzt. Leider ist uns in neuerer Zeit auch das Schauspiel nicht mehr gegönnt, solche podolische Tänzer nach den anmuthigen Tönen jener Melodie herumtanzen zu sehen, die wohl unserem unvergeßlichen Weber beim Komponiren seines Zigeunermarsches vorgeschwebt ist. — Was des Bären Stimme anbelangt, so taugt sie nicht viel: es ist ein mürrisches Brummen, und kann auch mit siedendem, aufbrausendem Wasser verglichen werden; daher das griechische *βραζειν* sowohl sieden als Bärenstimme bedeutet.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Das vierhundertjährige Gedächtnißfest Gutenberg's und die Schulen.

(Beschluß.)

e. Benutzung anderer Feierlichkeiten.

Wo sich irgend eine Einweihung eines der Schule gewidmeten Besitzthumes mit dem Jubiläum vereinigen läßt, darf es natürlich nicht versäumt werden. Die Einweihung eines neuen Schulgebäudes oder einer neuorganisirten Schule kann sogar Veranlassung werden, einen sonst nicht gewählten Ort zum Mittelpunkte des Festes zu machen.

f. Stiftungen.

Das Hauptbestreben der Lehrer muß aber auf die Gründung neuer Stiftungen am Jubiläum gerichtet sein. Man schrecke nicht vor dem Namen zurück! Auch eine kleine Stiftung kann ein würdiges Gedächtniß eines großen Mannes sein, und viel läßt sich ausrichten, wenn man dem Publikum, und gerade den Aeltern, die Sache von der rechten Seite vorstellt, wenn man unser Fest von den Modefesten zu unterscheiden weiß und darauf hinweist, wie hoch schon unsere Vorfahren gerade diese Feier gehalten haben. Man versuche es nur, eine Summe durch Subscription zusammenzubringen, entweder zur ersten Gründung oder zur Erweiterung einer Schulbibliothek, oder zu einem Bücherstipendium für arme Schüler, oder, wo man dies beliebt, zur Errichtung einer Prämiencasse — und ich wette darauf, es wird über Erwarten gelingen. Unsere Zeitgenossen sind edlen Unternehmungen nicht so abhold, wenn nur kein Mißbrauch mit ihren Opfern zu erwarten steht und wenn nicht Eitelkeit und Modethorheit ihr Spiel mit der Wohlthätigkeit treiben. Man hat dies bei der Gründung so vieler Kleinkinderschulen gesehen, und man wird es bei anderen Ansprüchen an die Wohlthätigkeit wiederum sehen, wenn sie anders auf die rechte Art gemacht werden.

g. Veranstaltungen der Lehre selbst.

Aber die Lehrer selbst sollten auch eine ernstliche Thätigkeit für ihre Zukunft bei diesem großen Feste entwickeln und einmal zeigen, was auch unter ihnen der Gemeinsinn auszurichten vermag. Man klagt in so vielen Ländern noch über Mangel an Pensions-, Wittwen- und Waisenkassen. Gut, wenn der Staat im Augenblicke für uns nicht sorgen kann, so thun wir selber, was wir vermögen, um unsere Angehörigen von Wechselfällen zu schützen. Können Fabrikarbeiter ohne Bildung sich zu Kranken-, Begräbniß-, Wittwenkassen u. s. w. vereinigen, so können und sollten es die Lehrer noch viel mehr. Ein ins Einzelne ausgeführter Plan kann hier nicht Platz finden, allein ich mache aufmerksam, wie leicht bei den in Würtemberg und Baden bestehenden und dem Auslande geöffneten Versorgungs- (Renten-) Anstalten ein gemeinschaftlicher Anschluß des Lehrerstandes an eine solche Anstalt mit wechselseitiger Assecuranz sein müßte. Fast alle Verwaltungskosten und Schwierigkeiten müßten auf diese Weise von selbst wegfallen. Und um von größeren Unternehmungen abzusehen, oft ist es nur ein Lesezirkel, eine Conferenz, deren Zustandekommen an dem Mangel des Gemeinsinnes scheiterte und für deren endliches Gelingen der Gutenbergstag eine erwünschte Veranlassung giebt.

h. Literarische Veranstaltungen.

Auch die literarischen Bestrebungen des Schulstandes bedürfen hier und da eines neuen Schwunges und einiges Zusammenwirkens, welches durch Besprechungen vor und an dem Feste wohl eingeleitet werden könnte. Beförderung guter, Verdrängung schlechter Schulbücher durch Beseitigung persönlicher Rücksichten und buchhändlerischer Industrie, das ist ein weites Feld wohlthätiger Wirksamkeit, welche nur durch Zusammenstehen der Tüchtigen und Hellsehenden ausgeübt werden kann. Ferner eine Veredlung der pädagogischen Journale besonders im Punkte der Kritik und der Wahrheitslehre. Wieder ein Punkt, welcher nur durch das nähere Zusammentreten und das einträchtige Wirken vieler Schulmänner erledigt werden kann. Und so ließe sich noch Vieles anführen, was bei Gelegenheit dieses Festes in Programmen, Zeitungsartikeln, Festreden zur Sprache gebracht und vielleicht verabredet werden könnte. Denn ist einmal das Interesse für eine gute Sache und höhere Idee aufgeregt, so finden sich auch fast immer die Mittel zur Ausführung.

Hören wir also zuerst, was meine geschätzten Amtsgenossen zu der Hauptidee sagen, was sie im Einzelnen wünschen, vorschlagen oder vermissen. Aus Rede und Gegenrede, wenn nur einmal eine leitende Idee zum Grunde gelegt ist, ergiebt sich dann das Rechte und Uebereinstimmende, und aus der Beredung der Nachbaren die Mannichfaltigkeit.

Die Staatsregierungen, welche natürlich zu allem Diesen um ihren Consens ersucht werden müssen, werden sicherlich gegen solche offen besprochene, jedem politischen Treiben fremde Vornehmungen Nichts einwenden, sondern darin ein Fortschreiten des Schulstandes in dem ihm angewiesenen Wirkungskreise erblicken und sich durch Förderung dieser Richtung des Festes ihrer eigenen Verpflichtungen gegen Gutenberg am würdigsten entledigen.

So sei denn Gott mit diesem Aufrufe und wende die Herzen der Einflußreichen dem Vorhaben zu, damit es segensreiche Früchte bringe!

---

* Sonst und jetzt.

In den Zeiten Ludw. XIV schrieb Willebrand in seinen Anmerkungen auf Reisen, über Versailles: „die Freiheit, welche man zu Versailles hat, sich aller Herrlichkeiten gleichsam als eines Eigenthumes zu bedienen geht über alles. Ich bin Herr und Meister in dem Garten, in den königlichen Gemächern; ich gehe zum König, wenn er sich aus dem Bette erhebt und sich ankleiden läßt; ich gehe nächst an dem König zur Messe: ich stehe nahe an der Tafel des Königs wenn er speiset; ich gehe zu der Tafel in der Gallerie, wo der König spielet, ich habe die Erlaubniß mit dem König Lansquenet zu spielen. Bin ich ermüdet, so gehe ich in eines der offenen königl. Gemächer, setze mich auf einen bequemen Sopha und suche wachend oder schlafend Ruhe. Mit wenigen: ich kann zu Versailles machen, was ich will. Ein gutes Kleid eine edle Dreistigkeit macht mich zu demjenigen, der ich zu sein wünsche; der Name — Etranger — Fremder — ist ein Titel, der auch zu allen Freiheiten berechtigt. Begreifet ihr es nun, was die Ausländer nach Frankreich so lüstern macht? Gedenket, wie spanisch ist es dagegen an vielen fürstlichen Höfen Deutschlands? Wie ängstlich forschet man nach den betrüglichen Geburtsbriefen des Reisenden und seiner Vorfahren? Wie fest ist alles für Fremde verriegelt? Wie hungrig greifen die Aufseher nach Trinkgeld. Alles dieses ist in Versailles nicht.

Jetzt wird in den Gärten der Tuillerieen Abends auf Jeden geschossen ohne vorher angerufen zu sein, der sich dem Pallast nähert. Diese strenge Maßregel ist nicht öffentlich bekannt gemacht.

Doppelte Wachen verhindern den Zugang zu dem Könige. Ist es in Paris so, so wird es auch in Versailles sein, wenn sich Sr. königl. Majestät dort befinden. Die Sorge, das Leben des Königs zu bewahren, ist seit der Zeit des Willebrand aufs äußerste gestiegen, und das Gemüth des Ludw. Philipp muß dadurch sich niedergeschlagen fühlen.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domhofe.

Die

SCHNELL-POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 1 des Bürger-Freundes für 1840.

Donnerstag, den 2. Januar.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Einige aus der Gegend Freisings versprengte Individuen, scheinen sich in die Umgegend von Ingolstadt gezogen zu haben. Am Abend des 7. Decembers wurde ein Bursche mit einer Weibsperson dort eingeliefert, welcher mit einer Pistole sammt Zündhütchen und Patronen, und mit einem Stilet bewaffnet war. Bei seiner Arretirung, eine Stunde von dort, suchte er dem Gensdarmen zu entspringen. Dieser verfolgte ihn; bei einem Graben angekommen, feuerte er das Pistol auf den Gensdarmen und jagte ihm eine Kugel durch den Leib. Der Gensdarme hatte ungeachtet seiner lebensgefährlichen Verwundung den Muth, ihn zu packen, und die Kraft, ihn bis zu dem 300 Schritte entfernten Haunwöhr zu schleppen, wo ihn der andere Gensdarme, welcher die Weibsperson bewachte, in Empfang nahm und mit Hülfe der Ortsbewohner nach Ingolstadt einlieferte. Ob das Leben des Gensdarmen gerettet werden kann, ist noch zweifelhaft. Auch der Arretirte ist durch einen Säbelhieb, jedoch nur leicht, verwundet.

Am 13. December wurde im Donnstätter Gemeindewald im Würtembergischen ein Wolf von ungewöhnlicher Stärke auf 15 Gänge erschossen.

Vor einigen Tagen wollte sich die Dienstmagd einer Herrschaft in Berlin, welche in der Französischen Straße, 2 Treppen hoch, wohnt, während der Abwesenheit ihres Brotherrn in ein nach der Straße zu belegenes Zimmer begeben, daß sie indeß von innen verriegelt fand. Sie schöpfte sogleich Verdacht, daß ein Dieb in demselben befindlich sei, weshalb sie zurücklief, um Hülfe herbeizuholen. Als sie mit dieser anlangte, waren auch zwei andere Zimmer, durch welche man nur in das erstgedachte gelangen konnte, von innen verschlossen. Die Zimmer wurden jetzt erbrochen; allein man fand Niemand in demselben, wohl aber hatten Leute auf der Straße bemerkt, daß Jemand aus dem Fenster gestiegen, auf dem am Hause befindlichen Mauergesimms entlang gegangen und fünf Fenster weiter in die in derselben Etage belegene Wohnung einer Wittwe in die Fenster eingestiegen sei. Man eilte zur Stelle nach dieser Wohnung und hier wurde der Dieb, der sich jedoch inzwischen mittelst eines Messers zwei Stichwunden in die Brust beigebracht hatte, angetroffen und als ein Tapezier-Gehülfe erkannt, welcher am Nachmittage in der erstgedachten Wohnung gearbeitet und sich hierbei die Gelegenheit zu dem beabsichtigten Diebstahl ausgesehen hatte. Nach ärztlichem Gutachten sind die Wunden des Diebes bedeutend, und ist derselbe von dem Gefangenhause der Stadtvoigtei aus zur Charitee befördert worden.

Die Dorfzeitung sagt in gerechter Entrüstung: Die schrecklichen Wirkungen des Opiumgenusses für Leib und Seele sind bekannt. Ein heidnischer Kaiser verbietet deshalb den Opiumhandel in seinen Staaten, und wer kann in Abrede stellen, daß dieses Verbot weise ist und die Regierung eines Landes dazu das vollkommenste Recht hatte? Nun kommt ein civilisirtes christliches Handelsvolk und will dem heidnischen Kaiser befehlen, er müsse das verderbliche Opium in seinen Staaten frei geben, weil die christlichen Engländer Geld gewinnen wollen und es sie wenig ansicht, ob Gesundheit und Leben ihrer Mitmenschen darüber zu Grunde gehen. Ja man will sogar Gewalt gegen eine weise Anordnung einer selbstständigen Regierung brauchen, bereits ist Blut geflossen. — Uns dünkt, dieses Verfahren der Engländer gegen China in Betreff des Opiums gehöre zu den abscheulichsten Erscheinungen der neuesten Geschichte; uns dünkt, gegen ein solches Verfahren müßten sich alle öffentlichen Stimmen der civilisirten Welt erheben! Das sind die Leute, welche Bibeln in alle Welt verbreiten! Welche Begriffe mögen diese Heiden von dem Christenthum bekommen! — Möchten doch auch andere öffentliche Blätter ein Wort, ein ernstes Wort in der Sache sprechen, damit die Indignation, womit ein solches Verfahren das civilisirte Europa erfüllt hat, auch in den Salon's jenseit des Kanals bekannt werde. Wahrlich, diese Handlungsweise Englands gegen China läßt uns einen traurigen Blick in die Politik jenes Landes thun, einen Blick, der alle Sympathien für jenen nordischen Dreizack vernichten muß.

Aus Frankreich.

Die Gazette des Tribunaux hatte vor einigen Tagen einen schrecklichen Prozeß aus Guadeloupe mitgetheilt, wo ein Pflanzer, der einen Sclaven zu Tode gemartert hatte, dennoch vom Gericht freigesprochen worden. Der Moniteur bemerkt, auch die Regierung sei entrüstet über diesen Vorfall; sie werde Alles thun, solche Mißbräuche zu verhindern, und den Kammern Mittel vorschlagen, den Zustand der Sclaven noch mehr zu schützen.

Bidot in Paris, unstreitig der berühmteste Parapluie-Fabrikant auf der ganzen Erde, verfertigt jetzt Doppel-Regenschirme für zwei Personen, welche einem Zelte gleichen, und wirklich ungemein bequem sind. Der mittlere Stock theilt sich nämlich, sobald zwei Personen einen Parapluie gebrauchen wollen, aus einander; das Dach breitet sich dergestalt aus, daß auch drei Menschen darunter gehen, und sich vollkommen, selbst vor dem größten

Regen schützen können. Er hat ein Patent auf seine Erfindung erhalten.

Der Maire des 12. Bezirks in Paris hatte dieses Jahr den glücklichen Gedanken, die Hülfsmittel für die Armen dadurch zu vermehren, daß er eine Aufforderung an das Talent der Demoiselle Rachel richtete. Das edelmüthige Mädchen antwortete: „Eine Vorstellung für die Armen! O gern! mein Herr Maire! Es ist noch nicht lange her, daß ich zu ihnen gehörte ..... Und wer weiß, was die Zukunft mir bestimmt! Verfügen Sie über mich. Ich werde Alles spielen, was Sie wünschen."

Das feuchte Klima Frankreichs scheint dem an die trockene Luft Aegyptens gewöhnten Obelisk von Luxor nicht sehr zu behagen: kaum steht der Obelisk seit 3 Jahren auf seinem Platze und schon zeigen sich zahlreiche Spuren des Verfalles; außer dem Dahinschwinden seiner frühern frischen Farbe bemerkt man auch einen Riß, der sich von der Grundlage bis zu einem Drittel der Höhe erstreckt.

Zu Louvres bei Paris hat man kürzlich einen wichtigen Fang von Contrebande-Taback aus Belgien gemacht. Die Zollbeamten von Peronne hatten einen mit sechs Pferden bespannten Karren bemerkt, auf welchem sich neun enorme Marmorblöcke zeigten. Man vermuthete, daß es damit nicht recht richtig sei und ein paar Aufseher verfolgten die Fuhre mehrere Tage, allein erst in Louvres glaubten sie ihrer Sache gewiß zu sein und veranlaßten die Untersuchung des Karrens und seiner Fracht. In Pontoise wurden die Blöcke abgeladen und es fand sich, daß sie hohl und ganz mit belgischem Taback gefüllt seien. Die Oeffnung war sorgfältig mit dem abgenommenen Obertheile vermacht und mittelst eines erdfarbenen Mörtels hatte man jede Spur derselben verkleidet; so war der Zug durch eine Reihe von Zoll-Linien gekommen, ohne daß man ein Arges davon genommen hätte. Das Gewicht des confiscirten Tabacks beläuft sich auf mehr als 2000 Kilogramme, wovon der Schwärzer allerdings ein hübsches Profitchen gemacht hätte.

Aus England.

Der Opiumhandel ist nach Berichten aus Bombay vom 19. Oktober trotz allen Drohungen und Vollziehungen der gesetzlichen Strafen wieder im vollen Gange, da die Preise im Innern, in Folge der bekannten Vernichtung von 20,000 Kisten, dermaßen gestiegen sind, daß sich Chinesen in Menge finden, welche den Hals daran wagen und an den Küsten das süße Gift, wo sie es nur erhalten können, gegen Zahlung in baarem Silber in ihre eigenen Boote nehmen und an's Land smuggeln. So gewiß aber die Opiumhändler für den Augenblick (bis etwa noch strengere Maßregeln den Schleichhandel wenigstens im Großen unmöglich machen) ihren Vortheil dabei finden werden, so zweifelhaft ist es, ob nicht der Handel mit China im Allgemeinen dadurch leiden werde; und diese Frage sollte, bei dem außerordentlichen Nutzen eines gesetzlich erlaubten Verkehrs mit diesem reichen Lande, von der Englischen Regierung nicht weniger erwogen werden, als die offenbare Schande, die auf den civilisirten Europäern lasten würde, wenn es wirklich gelänge, die ihr gutes Recht vertheidigenden Chinesen zur Duldung eines so schändlichen Verkehrs gewaltsam zu zwingen. Man muß indessen hoffen, daß die Englische Regierung bei ihrer Ablehnung der Elliotschen Anträge beharren werde; nach obigen Berichten aber wurden in Bombay über 25,000 Kisten Opium aus Malwa erwartet, die von da nach Manilla und dann auf bewaffneten Smuggelschiffen an die Ostküste China's spedirt werden sollen.

Aus Italien.

In einem Römischen Dorfe, dicht an der Neapolitanischen Gränze, wurde unlängst ein Mann hingerichtet, der vor 10 Jahren an einem seiner Verwandten einen Mord beging, und deshalb zu 10jähriger Galeere verurtheilt wurde; schon damals drohte er einem der Zeugen, daß er, so wie er wieder frei werde, ihn tödten werde, und richtig nach Verlauf von 10 Jahren am zweiten Tage seiner Freilassung erschlug er ihn mit der Axt.

Aus Ungarn.

Aus Esabrendek im Eisenburger Comitat wird Nachstehendes mitgetheilt: „Am 6. Oktober stiegen 5 Räuber mittelst einer Leiter in den Hof des Comitats-Assessors und hiesigen Grundherrn Boghai. Das erste, was sie thaten, war, sich der Küche zu bemächtigen, welche von dem Wohnzimmer des Herrn nur durch ein Vorzimmer getrennt ist und in welcher die Mägde waren. Einer der Räuber drohte dieselben, indem er ihnen seine Flinte auf die Brust setzte, mit dem Erschießen, wenn sie einen Laut von sich geben würden, und ein zweiter nahm auch in der Küche Platz, während die drei übrigen sich nach dem offenen Vorzimmer begaben. Der allgemein verehrte Grundherr pflegte nach eingenommenem Nachtmahl vor dem Schlafengehen noch die Zeitungen zu lesen, dann in das Schlafzimmer seines einzigen Kindes zu gehen, und dasselbe beten und sich niederlegen zu lassen, endlich vor dem Niederlegen noch bei dem Gesinde nachzusehen. Dies wollte er auch jetzt thun; kein Unglück ahnend, machte er die in das Vorzimmer führende Thür auf, und hatte noch nicht die Thürschwelle überschritten, als die drei Räuber plötzlich auf ihn losstürzten und ihn mit Wuthhieben in das Zimmer zurückdrängten. Hier lehnte sich der Unglückliche an sein Bett, das nahe an der Thür stand, und wurde durch die Beile fortwährend am Kopfe verletzt. Ohne Waffen, aller Hülfe ermangelnd und den Tod vor sich sehend, verlor er dennoch nicht die Geistesgegenwart, sondern schützte sein Haupt mit seinen vorgehaltenen muskulösen Armen und rief zu Gott um Hülfe. Schon wollte er zusammensinken, da seine zerfetzten Arme nicht mehr im Stande waren, die nach seinem Kopfe geführten Streiche der Handbeile abzuhalten, als ihm noch zu rechter Zeit Hülfe kam. Die in dem Zimmer befindliche Amme, welche den unvermeidlichen Tod ihres Herrn sah, wollte hinausstürzen, um Hülfe zu suchen, wurde aber durch das Beil eines Räubers auf den Boden geworfen, während der Knabe im Nebenzimmer schrie und von der Thür vordrang. Die durch diesen Lärm erschreckten Räuber fürchteten, daß dennoch Jemand zu Hülfe kommen könnte, und um daher den beschlossenen Raub und Mord schneller auszuführen, trat ein Räuber zurück, um mit dem Beile besser auszuholen. Er hob bereits sein scharfes Beil zum gewissen Todesstreiche, als er aber einen Sprung machte, zerriß seine Gattja-Schnur (womit die Beinkleider befestigt werden). Um die herabfallene Gattja aufzuheben, bückte er sich, wobei ihm die Flinte von der Schulter und das Beil aus der Hand fiel, und da er die Gattja nicht schnell aufheben konnte, verlor er das Bewußtsein, und entweder erschreckt von dem sich bewegenden Schatten des Kindes, oder um nicht von diesem erkannt zu werden, zog er seinen kurzen Bauermantel zusammen, drückte die zwei andern erschreckenen Räuber aus dem Zimmer hinaus und ließ die Gattja, die Flinte und das Handbeil zurück. Der von dem Tode sonderbar errettete Grundherr versammelte nun seine Hofleute und ließ seinem Bruder Joseph von Boghai, dem Stuhlrichter, Anzeige von dem Vorfalle machen, worauf sich das Gericht sogleich in Thätigkeit setzte, um sich der Verbrecher zu bemächtigen."

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 1.

Bremen, Donnerstag den 2. Januar 1840.

Gestorben:

1241. Den 28. Dec Rebecca Louise Krüger, 21 Jahr; Neuenstraße Nro. 70.
1242. Den 28. — Des Küpers Gottfr. Hirdes Sohn, 3 Wochen; Hankenstraße Nro. 29.
1243. Den 28. — Der Arb. Reinhard Ranke, 69 Jahr; Düsternstraße Nro. 94.
1244. Den 28. — Der Schuhmachergesell Friedrich Wilh. Clausen, 22 Jahr; im Krankenhause.
1245. Den 29. — Gesina Mehlhoop, 14 Jahr; im Runken Nro. 9.
Nro. 1246. Den 29. Dec. Charlotte Friederike Wilhelmine Selchert, 21 Jahr; Geeren Nro. 49.
— 1247. Den 29. — Mügge todtgeb. Knabe, — Buntenthorssteinweg Nro. 134.
— 1248. Den 30. — Des Tabacksarbeiters Friedrich Wilh. Ahus Sohn, 9 Monat; Ostenthorswallstraße.
— 1249. Den 30. — Der Tabacksfabrikant Carl Friedr. Nustedt aus Bassum, 74 Jahr; Langenstraße Nro. 107.
— 1250. Den 30. — Maria Luise Reptin, 18 Jahr; Westerstraße Nro. 6.

Geburten:

1596. Den 27. December. Des Christ. Friedr. Mertz Ehefr., geb. Budde, Meinkenstraße Nr. 1; von einem Knaben.
1597 und 1598. Den 27. — Des Küpers Bernhard Heinr. Kück Ehefr., geb; Kück, große Krummenstraße Nr. 12; von Zwillingen, einem Knaben und einem Mädchen.
1599. Den 28. — Des Schneidermeisters Heinrich Jacob Erig Ehefr., geb. Saghorn, Theerhof Nro. 18; von einem Mädchen.
1600. Den 28. — Des Landmanns Werner Menke Ehefr., geb. Bermund, Obernstr. Nr. 42 (Vorstadt); von einem Mädchen.
1601. Den 28. — Des Arb. Aug. Christ. Croon Ehefr., geb. Gercken, Punkendeich; von einem Mädchen.
Nro. 1602. Den 29. Dec. Des Arb. Joh. Friedr. Sckote Ehefr., g. Warnken, Hastedt Nr. 10; von einem Knaben.
— 1603. und 1604. Den 29. — Zwei Knaben — Buntenthorssteinweg Nro. 134.
— 1605. Den 29. — Des Arb. Johann Ernst Blohme Ehefr., geb. Böse, Walldammstr. Nr 5; von einem Knaben.
— 1606. Den 30. — Des Kappenmachers Joh. Heinr. Mütze Ehefr., geb. Kruel, Bleicherstraße Nro. 5 außerm Stephanithor); von einem Knaben.
— 1607. Den 31. — Des Arb. Gerh. Heinrich Frese Ehefr., geb. Warnken, Hohenthorsstraße Nro. 62; von einem Mädchen.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 2.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 5. Januar 1840.

Zu theu're Pflichten, zartere Sorgen,
Dem ein'len Busen nur verborgen,
Rief dich des Kranzes ernste Zier.
Nach Schiller.

Die Künstlerin.

(Frankf. Conv.-Blatt.)

Es saß ein schönes Weib am Clavier,
Ich stand ihr zur Seite, sie spielte mir.

Im andern Zimmer, unter der Hut
Der Amme, ihr kränkliches Kindlein ruht.

Sie rauschte über die Tasten hin
In kühnen verworrenen Phantasie'n.

Sie senkte sich in der Töne Gewühl,
Es glühte darin ihr tiefstes Gefühl.

Da ächzte das Kind — ich hört' es leis —
Der Meisterin Spiel war eben heiß.

Wie flog ihre Hand, — wie erklang und schwoll
Die Ton so harmonisch, so rein und voll!

Da rief es: „Mutter!" — Ich hört' es genau —
In's Spiel vertieft war die glänzende Frau.

Mich aber durchschnitt ein geheimes Weh,
Und peinlich ward mir in solcher Näh'.

Die Künstlerin setzt ihr Thema fort, —
Ich riefe so gern an die Mutter ein Wort.

Sie spielt nun den Schluß, — den Zauber, den Glanz
Der mächtigen Kunst entfaltet sie ganz.

Nun hat sie geendet, — aus ist ihr Spiel,
Und lächelnd fragt sie, wie mir es gefiel?

Ich dankte und neigte mich ungeschickt,
Ich weiß nicht, wie ich sie angeblickt.

Ich rang nach Worten, doch wagt' ich kein's, —
Wie wär' sie erschrocken, sprächt' ich eins!

C. A. Kaltenbrunner.

Die drei Gauner von Tiundaland.

Dänische Sage. *)

An dem Strande von Tiundaland in Dänemark saßen in einer Taverne, in welcher gewöhnlich Handelsleute und Schiffsmänner zusammen kamen, drei Männer von ziemlich verdächtigem Aussehen, welches noch bei dem einen durch eine auffallend spitze Nase, bei dem zweiten durch kurzes, brennendrothes Haar, und bei dem dritten durch ein schwarzes Pflaster über das linke Auge um ein Bedeutendes vermehrt wurde.

Diese drei Männer waren Brüder, welche zur Fahne Langfinger's geschworen, und sich bereits durch allerlei Gaunerstreiche und Spitzbubenkniffe ein nicht unbedeutendes Vermögen gesammelt hatten.

Der eine mit der Spitznase nannte sich: Hagbarth, der zweite mit dem rothen Haupthaare: Sven, und der dritte mit dem Pflaster über dem fehlenden Auge: Trolle.

Hagbarth, der älteste von ihnen, machte die beiden andern eben mit einem neuen Plane bekannt, um einen reichen Handelsherrn, welcher sich auf dem Wege von Schweden nach Tiundaland befand, in ihre Falle zu locken.

„Dieser Mann", sprach Hagbarth, „ist ein so sonderbarer Kauz, wie Ihr noch Zeit Eures Lebens keinen gesehen. Er ist in den besten Jahren, klug, von gutem und gefälligem Ansehen, nur wählte der Zufall sein Antlitz zu einem sonderbaren Naturspiele, indem es ihn mit einem blauen und einem bräunlichen Auge beschenkte. Uebrigens ist er sehr fröhlichen Gemüths, und liebt Kleiderpracht bis zur Verschwendung. Kurz und gut, Ihr werdet zwischen heute und morgen selbst Gelegenheit haben, ihn persönlich kennen zu lernen. Nun ist's nöthig, daß ich Euch mit meinem Plan bekannt mache, und Euch die Rollen zutheile, welche Ihr zu spielen habt, damit wir Herren seiner Schätze und Reichthümer werden."

Nach diesen Worten rückten die drei saubern Kumpane näher zusammen, und Hagbarth theilte ihnen mit leiser Stimme seine Vorschläge mit.

Am nächsten Morgen landete, wie Hagbarth vorhergesagt, der schwedische Handelsmann, Namens Erich Holgersohn, am Strande von Tiundaland.

Es war wirklich ein schöner, kräftiger Mann, dessen Kleiderpracht jene der meisten Kaufleute von Tiundaland verdunkelte; denn von keinem Hut eines Andern nickten die Federn so stolz herab, als wie von jenem unsres Schweden, und kein Gürtel war so reich mit Gold durchwirkt, als der seine; auch trug keiner eine so seltene köstliche Waffe, als der Dolch war, welcher in seinem Gürtel steckte.

Doch hatte auch Hagbarth nicht gelogen, als er sagte, daß er ein blaues und ein braunes Auge besitze, denn es befand sich wirklich so.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Zu den „Erzählungen eines Großmütterchens, von Joh. N. Vogl", gehörend.

Old Betty's Höhle.

(Beschluß.)

Der Advocat lehnte dies jedoch ab; er war gewohnt stehend zu sprechen und jetzt zu sitzen, möchte den Fluß seiner Rede hemmen. Mit der gut eingelernten Fertigkeit seines Standes verbreitete er sich über die Geschichte des Rechtsfalls auf eine Weise, die die Leidenschaften und Gefühle des Capitäns auf das Tiefste aufregte. Er sprach mit Kraft und Feuer von der Jugendneigung der Lady Esdaile zu Blakeney — behauptete, daß eine Verehelichung stattgefunden habe und wies auf seine unwiderleglichen Zeugen hin. Dann

malte er mit geschickter Hand und in glühenden Farben den Gram der Lady Esdaile, als sie gezwungen wurde, während Blakeney's Abwesenheit dem Baronet ihre Hand zu reichen — die Rückkehr des jungen Mannes — die Mittel, die man gebraucht hatte, um ihn zu besänftigen — seinen Abschied vom Vaterland, aber auch den Umstand, daß er zu wiederholten Malen, nach der Geburt der Kinder gesehen worden sei — seine abermalige Abreise nach Indien und seinen Tod bei einem Schiffbruch im atlantischen Ocean — nichts wurde ausgelassen, was zu seinen Gunsten sprechen konnte; und den Dingen, die ihm ungünstig waren, wußte er eine so künstliche Färbung zu geben, daß die schlechte Sache als die gute erschien. „So werden Sie gestehen, Capitän Davenant," schloß er, „daß ich in einer so delicaten Lage Alles gethan habe, was man von mir verlangen konnte. Hätte Miß Amelia meinen Vorschlägen ein geneigtes Ohr geschenkt — und ich rufe den Himmel zum Zeugen an, daß ich dabei mehr an ihr Glück als an mein eignes gedacht habe — hätte sie eingewilligt, so würd ich allerdings in einem Augenblick, wo mich vielleicht gerechter Zorn überwältigte, nicht den Schritt gethan haben, über den Sie jetzt freilich Ursache haben zu klagen. Durch den Tod des verstorbenen Baronets kam der Titel an mich — den Grundbesitz hatte er seinen ehelich geborenen Erben vermacht — merken Sie wohl, Sir, denn das ist die wichtigste Clausel des ganzen Testamentes — den Grundbesitz, sage ich, hatte er seinen eheleiblichen Erben vermacht, und, da die Dame der Bigamie schuldig ist —"

„Lügner! abscheulicher Lügner! rief der Capitän mit Donnerstimme, gerade als sich die Thüre, von ihm unbemerkt, öffnete. „Sie ist reiner als ein Engel, sie, deren Ruf Sie mit Ihrem Gift besudeln wollen! Schurke! Elender! Feigling! Ich bin William Blakeney!"

Dimsdale sprang entsetzt zurück, so zornfunkelnd flammten ihm die Augen des Capitäns entgegen, und es ist wahrscheinlich, daß der Letztere in seinem Abscheu und seinem Zorn, Hand an ihn gelegt haben würde, wenn nicht die halbgeöffnete Thür plötzlich aufgerissen worden und Lady Esdaile, die den Namen gehört hatte, mit einem Ausruf des Erstaunens auf den Capitän zugestürzt wäre und seinen Arm ergriffen hätte. Das helle Licht einer großen Lampe fiel grell auf sein Gesicht; die Züge, obgleich von Zeit und Mühen tief gefurcht, wurden sogleich erkannt und die Lady sank, zum Erstaunen des jungen Lieutenants und ihrer Tochter, mit dem Ausruf: „Er ist es! er ist es! es muß William sein!" ohnmächtig in seine ausgebreiteten Arme. Alte Neigungen und Gefühle, die nie ganz erstorben waren, brachen mit erneuter Gewalt hervor; der Capitän drückte das Weib, das er einst so heiß geliebt hatte, an seine tapfere und edelmüthige Brust, und als Lady Esdaile wieder zum Bewußtsein kam, rief sie aus: „William! William! kannst Du mir vergeben?"

„Dir vergeben, Amelia?" sagte der Capitän; „o, wir haben viel auf beiden Seiten zu vergeben. Ich muß Dir Alles sagen, aber erst versprich mir, versprich mir, daß wenn ich Dir Alles mitgetheilt habe, Du mich nicht — doch nein, es würde entehrend sein, ein Versprechen zu erzwingen; und da meine Erzählung diesen angeblichen Baronet hier nicht wenig interessiren wird, so mag er hier bleiben und zuhören. Ich muß erst auf jene verzweiflungsvolle Stunde zurückkommen, als ich, voll goldener Hoffnungen und heißer Liebe, von meiner Reise zurückkehrend, Sie, Lady Esdaile, als Braut eines Andern fand. Was dieses Menschen Erzählung von einer heim-

lichen Heirath betrifft, so ist das eine schändliche Erfindung seines eignen Kopfes, und ich fordere ihn auf, es zu beweisen — er wird nicht versuchen, Meineidige zu dingen, wenn ein lebender Zeuge vorhanden ist, der das Ganze umstürzen kann — und sein Titel! — doch ich will fortfahren. Mit gebrochenem Herzen und fast verzweifelnd habe ich viele langsam schleichende traurige Stunden in der Nachbarschaft versteckt gelegen, daß ich Sie manchmal unbemerkt sehen könnte; um mich noch besser zu verbergen, änderte ich meinen Namen und meine Tracht. Bei jeder Rückkehr in mein Vaterland schlich ich Nachts um dies Gebäude, um nur einen Blick von ihr zu erhaschen, die ich so heiß geliebt hatte. Ich weiß nicht, was mich dazu trieb — es war wie eine fixe Idee, denn trotz der bittern Schmerzen, die es mir verursachte, konnte ich doch nicht davon lassen, und das einzige Vergnügen, was ich genoß, war, Ihnen nahe zu sein, obgleich ungesehen, ungekannt, ungeliebt. Ungefähr ein Jahr nach diesem Ereigniß bot ich dem Vaterlande meine Dienste an — die Officiere waren selten, und ein brennendes, unauslöschliches Verlangen, mich auszuzeichnen, erfüllte meine Brust, damit Sie in künftigen Jahren einmal erfahren sollten, daß der Mann, den Sie verlassen, Ihrer nicht ganz unwürdig sei.«

Lady Esdaile wollte sprechen. — »Unterbrechen Sie mich nicht, Lady,« bat der Capitän, »hören Sie mich, ehe Sie mich preisen oder verdammen.« Die Lady schwieg. »Wir kreuzten einige Zeit vor Portsmouth, und meine Besuche konnten nur kurz sein, aber jeder Augenblick, den ich von meinem Dienste sparen konnte, wurde in der Nachbarschaft von Bellevue zugebracht. Eines Abends, ich wollte sagen durch Zufall, aber es muß die Hand der Vorsehung gewesen sein, die mich geleitet hat, kam ich an den Fuß dieser Klippen — es war finster, sehr finster, und da ich Menschen kommen hörte, zog ich mich in eine kleine Höhle zurück, in deren äußerstem Winkel ich mich verbarg, so daß mich Niemand entdecken konnte, wenn man die Höhle nicht genau durchsuchte. Ich war schon früher oft an diesem Ort gewesen und jetzt hörte ich mit verhaltenem Athem ein Gespräch zweier Personen von einem Kinde — von einem Knaben, den einer von den Redenden gestohlen hatte.«

»William — Capitän Davenant, oder Blakeney, was auch Ihr Name sein möge — um des gerechten Gottes willen, foltern Sie mich nicht länger!« rief Lady Esdaile; »das Kind — der Knabe — sagen Sie — war es —« und sie sah ihn flehend an, »war es mein eignes, das verlorene?«

Es war kein Mensch im Zimmer, der nicht mit größter, fast athemloser Spannung auf des Capitäns Erzählung gehört hätte, aber Niemand war gegen das Ende derselben bewegter, als Bob Soames. Er athmete tief und krampfhaft — stieß abgebrochene Laute der Ueberraschung aus — zerarbeitete den Hut zwischen den Händen und schien bereit, hinauszustürzen. Aber — als er Lady Esdaile's Flehen hörte, weinte er wie ein Kind und warf sich vor ihr auf die Kniee nieder, von der Aufregung sprachlos. Lady Esdaile sah ihn an, denn sie glaubte Anfangs, daß dies ihr Sohn sei, aber das Alter des Mannes widersprach der Vermuthung.

»Was ist das, Soames?« fragte der Capitän. »Ruhe, Sir,« und sich zum Lieutenant wendend: »Haben Sie die Güte, ihn hinwegzubringen und bei ihm zu bleiben, bis ich Sie rufe.« Der Offizier gehorchte. »Und nun, Amelia — das ist Lady Esdaile — ich bin bereit, Ihnen zu antworten. Ich habe allen Grund, zu glauben, daß es Ihr Sohn war,«

„Lebt er, William? wurde er gerettet?“ rief außer sich die Lady. „Ach, erbarmen Sie sich der Qualen eines verzweifelnden Mutterherzens und sagen Sie mir Alles!“

„Ich will es, Milady, ich will es,“ erwiederte gerührt der Capitän; „aber wegen uns Aller muß ich meinen eignen Weg gehen — beruhigen Sie sich, Amelia, — theuerste Amelia, beruhigen Sie sich — ich will Ihnen nichts verhehlen. Das Gespräch der beiden Männer ließ befürchten, daß sie einen Mord beabsichtigten — doch verließen sie die Höhle und ließen das Kind zurück. Ich schlich mich aus meinem Versteck hervor fand die Stelle wo der Knabe gebunden lag, und es gelang mir, mit ihm unbemerkt in's Freie zu gelangen. Anfangs beabsichtigte ich, ihn nach Bellevue zu bringen, um Ihnen zu beweisen, daß Ihr Glück immer noch meine Sorge sei — aber ein Dämon flößte mir Rachegedanken ein — er flüsterte mir zu: „Man hat Dich einmal verachtet; willst du abermals vor sie treten,“ und Rache beherrschte meinen Geist. Ich will Sie und mich jedoch nicht mit einer Wiederholung meiner Beweggründe peinigen; ich nahm den Knaben mit an Bord — erfand eine Entschuldigung für meinen Capitän, bei dem ich besonders beliebt war — daß es mein eignes Kind und seine Mutter gestorben sei — bat ihn um Erlaubniß, den Knaben mitnehmen zu dürfen.“ Lady Esdaile athmete schwer auf. „Meine Bitte wurde gewährt — am nächsten Morgen lichteten wir den Anker, um nach Ostindien zu segeln und am folgenden Tag schifften wir mit frischem Winde durch den Kanal.“ Er zog die Klingel. „Lady Esdaile — als James Davenant hat er mein Loos getheilt, das nicht ärmlich war.“ Der Lieutenant trat ein, und der Capitän, seine Hand fassend, sagte mit tiefer Rührung: „Und jetzt bin ich stolz und erfreut, Sir James Esdaile seiner Mutter wiederzugeben.“

Lange weidete sich die liebende Mutter an dem Anblick des Jünglings, dann zog sie ihn plötzlich an die Brust und rief: „Er ist es, er ist es! Amelia, umarme Deinen Bruder!“

Das Räthsel wurde dem Lieutenant sogleich gelöst, und seine Freude kannte keine Gränzen.

„Und nun, Sir,“ redete der Capitän hierauf den Advocaten an, „glaube ich, werden Sie einsehen müssen, daß Ihr Anspruch auf Titel und Besitzung durchaus nichtig ist und Ihr Schicksal selbst ganz in den Händen der Lady Esdaile liegt.“

„Ich habe nichts, als Ihre einfache Behauptung, Sir,“ erwiederte Dimsdale. „Das Kind, welches Sie gefunden haben, kann auch nicht der verlorene Sohn des Sir James Esdaile gewesen sein.“

„Sie sollen noch weitere Beweise hören, Sir,“ sagte der Capitän. „Gefreiter, rufen Sie Robert Soames.“

Bob erschien sogleich und wiederholte auf den Befehl des Capitäns seine seltsame und inhaltschwere Erzählung, und zwar diesmal, da es das dritte Mal war, so klar, daß auch nicht der Schatten eines Zweifels über die Identität des jungen Lieutenants blieb.

Es gab fröhliche Herzen diese Nacht in Bellevue und der alte Tom genoß seines Ruhmes, Dimsdale und seine Bande wurden mit Schande hinausgewiesen und Capitän Davenant gab seinem Schützling Urlaub. Aber ihn selbst rief die Pflicht an Bord seines Schiffes und er mußte bald von seiner wiedergefundenen Geliebten Abschied nehmen.

Das Uebrige kann mit wenigen Worten gesagt werden. Der Advocat sah, daß alle seine Pläne zu nichte gemacht worden waren und nahm die Klage zurück. Lady Esdaile reichte dem Jugendgeliebten ihre Hand und erst viele Jahre nachher geleitete der Capitän Sir James Esdaile seinen Stiefvater, den Viceadmiral Davenant, zu

letzten Ruhestätte. Lady Davenant und der alte Tom überlebten ihn nicht lange, und Beide wurden in derselben Gruft beigesetzt. Old Betty's Höhle aber kann noch heutigen Tages gesehen werden.

J. Osterländer.

Allerlei über Thiersprache und musikalische Thiere.

(Fortsetzung.)

Vor dem Bären soll der Löwe — dem überhaupt, wie so manchem andern Könige, gewisse Schwächen gern nachgesagt werden — eine natürliche Furcht haben. Bei alledem bleibt er doch, was er ist. — Sein Brüllen ist aus Thiergärten und Menagerien hinreichend bekannt. Anders freilich ertönt es in der Freiheit, in der heimischen Wüste, so furchtbar, daß die Thiere, die es vernehmen, in starrer Angst wie bezaubert stehen, oder in sinnloser Flucht hin und her taumeln. — Eine mehr oder minder ähnliche Stimme haben auch die andern »gräulichen Katzen« in der alten und neuen Welt.

Mancherlei, oft recht romantisch-poetische Geschichtchen finden wir bei den guten Alten erzählt von den Delphinen, besonders von ihrer geselligen Freundlichkeit gegen die Menschen, ihrer Liebe zu schönen Knaben und zur Musik. Wer kennt nicht die Sage vom Arion? — Es scheint, der Delphin war ein Lieblingsgeschöpf der Völker, die am Mittelmeer wohnten, und noch jetzt freuen sich die Seefahrer, wenn diese sanften, schnellen Thiere den Schiffen zur Seite schwimmen oder voran schießen, und besonders, wenn sie in der Abendstille auf dem ruhigen Wasserspiegel sie umgaukeln. — Auch von den Phoken oder Seehunden, die man uns überhaupt als kluge, sinnvolle Thiere schildert, sagt man, daß sie Musik lieben; noch mehr aber wird dies den Manati's oder Seekühen nachgerühmt. Schon Linné meint, daß man, was man gewöhnlich von den Delphinen in Bezug auf das Wohlgefallen an Musik aussage mehr den Seekühen zukomme, und daß diese eigentlich die wahren Delphine der Alten seien. Buffon, in mancher Hinsicht der Plinius der Franzosen, hat viele Beispiele von ihrer Musikliebe gesammelt.

Wir kommen vom Meer auf das Land zurück und betrachten noch einige Hausthiere. — Die Sprache unseres Hundes taugt eigentlich nicht viel, wiewohl für einen, der lange in der Irre umher gewandert ist und auf einmal irgend woher Hundegebell vernimmt, auch diese Stimmen, als Verkündiger eines nahen, von Menschen bewohnten Ortes, von unbeschreiblicher Wirkung sind, ja überhaupt in nächtlicher Stille, aus geheimnißvoller Ferne vernommen, etwas ahnungsvoll Romantisches enthalten. — Der Hundedialekt hat viel Schnarrendes; es herrscht darin jener Buchstabe vor, den die Chinesen so wie jener griechische Redner nicht recht aussprechen können und der daher auch der Hundebuchstab genannt wird. — Musikliebe zeigt der Hund wenig; ja, wie sehr ihn manche Musik anwidre, ist bekannt. Wir wissen, in welchen Zustand ihn der Ton einer Violine versetzt, wie er in Unruhe geräth und selbst Musik macht, d. h. zu heulen beginnt.

Der Hund, dessen anderweitige große Verdienste als Hofnarr und Nachtwächter, als treuer Reisekamerad und Leibhusar, als Jagdgehülfe, als Hirtenassistent und Schaafinspektor, als Spion und Postillon u. s. w. wir gebührend anerkennen, paßt übrigens so recht für unsere Zeiten, wo alle Sentimentalität, auch die reinste, edelste, verpönt ist, und manche Poeten darauf ausgehen, recht kalt frivol oder cynisch zu dichten. Das freundliche Nachtgestirn, das uns Andere zu zarten, schwärmerischen Empfindungen verlockt, bellt der Hund

unwillig an. Uebrigens hat er doch anderweitiges Kunstgenie, besonders für das Theatralische. Nicht bloß daß er mit Seinesgleichen Komödien oder eigentlich Pantomimen aufführt, die oft, die Wahrheit zu sagen, kurzweiliger sind als die menschlichen; er ist bereits schon, wie allbekannt, über die eigentlichen Bretter der Thalia selbst gegangen, in Gesellschaft ungeschwärzter Komödianten, zu großer Ergötzlichkeit unseres hochgebildeten Publikums. — Ja, menschliche Worte soll schon der Hund ausgesprochen haben. Das, was Plinius davon berichtet, bis von Prodigien, übergehen wir und erwähnen bloß, was Leibnitz in den »Denkwürdigkeiten der Pariser Akademie« erzählt: daß er nämlich bei einem Bauer in der Gegend von Zeiz einen Hund angetroffen habe, der einige dreißig Worte aussprechen konnte, worunter sich die Worte Thee, Kaffee, Chokolade, Assemblee befanden. Er habe aber nie anders gesprochen, als wenn ihm sein Herr ein Wort vorgesagt, und es schien, als wenn es der Hund ungern wiederholte, ob man ihn gleich nicht übel behandelte. — We nichts in der Welt ohne Ausnahme ist, so hat es auch einzelne Hunde gegeben, die Sinn und Liebe für Musik hatten. So wird von einem Hunde erzählt, der beim Beginne der französischen Revolution zu Paris gar gern der Militärmusik bei der Parade zuhörte, sich jeden Mittag richtig bei derselben einfand und daher von den Hoboisten und Soldaten der Paradehund genannt wurde.

Ich habe schon oben bei Gelegenheit, wo von der Stabilität der Thiersprachen die Rede war, auch der Schweine kurz erwähnt. Hier bemerke ich noch für Philologen und andere Sprachkenner, daß man aus der Pronunciation dieser artigen Geschöpfe selbst schon Beweise für die wahre Aussprache des Altgriechischen hergenommen hat. Um dieß zu ermitteln, hat vor mehreren Jahren ein berühmter Archäolog behauptet, müsse man der Spur der Natur- oder Thierlaute folgen. Nun finde sich eine merkwürdige Stelle in den »Acharnern« des Aristophanes, wo die beiden, für Schweine ausgegebenen Töchter des Meggräers, um ihre vorgebliche »Schweinheit« dem Dikäopolis zu beweisen, auf das Angenehmste κοι, κοι zu schreien anfangen. Auch findet man anderwärts Stellen, wo als Hundegeschrei βαυ, βαυ vorkommt. Haben nun, meint jener Gelehrte, die Hunde und Schweine ihre Aussprache nicht verändert, so können auch die Altgriechen unmöglich οι wie i und αυ wie af, also nicht Neuchleniſch ausgesprochen haben. — Wir lassen für jetzt die Sache dahingestellt sein, und bemerken bloß, daß die Hunde besonders jüngere, auch baf schreien, ferner daß das lateinische grunnire, und gar unser Grunzen an Zartheit dem griechischen κοίζω nicht gleich komme. Fast scheint es, daß die altgriechischen Schweine einen feinern Dialekt gesprochen haben, als die römischen und die deutschen. Das ebenfalls zarte γρυλλίζω und γρύζω scheint mehr die Stimme der Ferkel auszudrücken. — Das französische grogner und gronder kommt auch von grunnire her, drückt aber den bekannten Nasenlaut jener Thiere noch besser aus.

Noch sind das gute Schaf und die muthwillige Ziege zu erwähnen. Man weiß nicht, ob man das Bä oder Mä des ersteren mehr französisch oder griechisch finden soll. Keineswegs möchte ich aber dem scharfsinnigen Gelehrten beipflichten, welcher meint, die Menschen haben den Consonanten B von den Schafen gelernt, und deßhalb haben auch die alten Egypter in ihrem Hieroglyphen-ABC ein Schaf gemalt, um das B zu bezeichnen. Wäre das der Fall, so müßte auch dieser Buchstabe unter die literae belluinae eingereiht werden, wozu bekanntlich My, weil es an das Muhen der Rinder, R, weil es an das Hundege-

bell, und S weil es an das Zischen der Schlange erinnert, bis jetzt gerechnet worden sind.

Nur kurz will ich erwähnen die schon oft erwähnte Geschichte von den beiden Knaben, die auf Befehl eines alten weisen Königs, der gern eine Ursprache ermitteln wollte, bloß bei Ziegen, von deren Milch sie genährt wurden, in abgesonderter Hütte leben mußten, und welche nach einigen Jahren, als die Hirten, die nichts zu ihnen sprechen durften, die Thüre öffneten, ihnen: Bekos, Bekos zuriefen, ein Wort, das auf Phrygisch Brod bedeuten soll. Ob nun die Sprache der Ziegen mit der phrygischen verwandt sei, mögen Gelehrtere entscheiden; soviel bemerke ich nur noch, daß neuere Sprachforscher das phrygische Bekos im deutschen Back oder Gebäck oder Weck wiederfinden wollen, und dabei recht gelehrt auf den »Kratylos« des Plato verweisen, um eine Verwandtschaft zwischen der phrygischen und germanischen Sprache herauszufinden.

Noch mögen einige Säugethiere in bunter Reihe hier folgen. — Wir machen sogleich einen Sprung wie das Eichhörnchen, um zu diesem selbst zu gelangen. Daß das muntere, possierliche aber bissige Thierchen seinem Weibchen pfeift, sonst klatscht oder knurrt, ist ziemlich bekannt, wohl aber nicht so, daß es auch Musik und Tanz liebt. Wenigstens der englische Naturforscher Barington hatte eines, das im Käfig nach der Musik taktmäßig tanzte. — Gut tanzen und sonst noch allerhand Künste lernt auch das possenhafte Murmelthier, welches die armen Savoyarden zu uns bringen. Es murmelt und murrt oft wie junge Hunde, und als Signal giebt es einen Ton von sich, der zwischen Bellen und Pfeifen klingt. Von einem andern Langschläfer, dem Troglodyten Dachs weiß ich in Bezug auf Stimme nichts zu sagen. — Die Fischotter pfeift wie der Mensch; der Fuchs bellt bisweilen, wenn's recht kalt ist, sonst kläfft und knurrt er; der Luchs heult wie Hund oder Wolf; aber alle Thiere übertreffen an Geheul die in Gesellschaft lebenden Schakale; es soll zur Nachtzeit furchtbar klingen, fast wie ein klägliches Kindergeschrei. — Die abscheuliche Hyäne, die, nach dem Glauben der Alten, fremde Stimmen, selbst menschliche nachahmen soll, heult in gedehnten, hohlen Vokallauten. — Das garstige Rhinoceros, ein wahres Bratum, grunzt wie das Schwein; zuweilen fast eben so das Flußpferd, doch wiehert es noch häufiger wie das Pferd.

* Consumtion.

Da gegenwärtig zur Berathung vorliegt, wie am besten zu verhindern sei, daß die Abgabe davon nicht umgangen werden könne erlauben wir uns zu bemerken, daß ein Schlagbaum, gleich links außer der Schleifmühle am Torfkanale, welcher gleichzeitig mit den Thoren geöffnet, und bei der Sperrzeit geschlossen würde, ein Mittel wäre, daß in der Nacht kein Torf der Consumtions-Abgabe vorbeigebracht werden könnte, welches ohne Schlagbaum nicht gehindert werden kann, selbst wenn ein Gehülfe bei dem Einnehmer wohnte.

* Consumtions-Abgabe Erheber-Gehülfen.

Es verdient eine reifliche Ueberlegung, ob es besser sei, den Gehülfen nahe am Erhebungsorte Häuser zu bauen, damit sie einen und denselben Erheber, auch in der Mittagsstunde zur Hand sein können, oder daß es so bleibt, wie es wenigstens in der Vorstadt ist, daß die Behörden nach Gutfinden die Gehülfen bald diesem bald jenem Erheber zur Unterstützung beigeben.

(Hierbei als Beilagen: »Schnellpost ꝛc.«, und »Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.«)

A. Daves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die

SCHNELL-  POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu **Nr. 2** des Bürger-Freundes für **1840.**

Sonntag, den 5. Januar.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Friedrich der Zweite hat in der letzten Ziehung der preußischen Lotterie 6000 Thaler gewonnen. Das Comité zur Errichtung seiner Statue in Breslau hat nämlich für diese ein Loos gespielt, auf welches die bezeichnete Summe fiel.

Der von den Künstlern im nächsten Karneval in München zu veranstaltende Maskenzug wird den Einzug Kaiser Maximilians in Nürnberg darstellen; es haben sich bereits über 200 Personen zur Theilnahme gemeldet. Die Kostüme, genau nach den geschichtlichen Urkunden gezeichnet, werden von den Künstlern mit großem Kostenaufwande angeschafft. Der Zug besteht aus dem Kaiser und der Kaiserin mit vielen Hofherren und Damen, Edelknaben, Lanzenknechten, Hofnarren, Patriziern und Bürgern Nürnbergs, Albrecht Dürer, wie er von dem Kaiser das Künstler-Wappen empfängt, Hans Sachs und die Meistersänger, gefolgt von der Mummenschanze, dann Volk. Dieser lange Zug begiebt sich auf den Maskenball ins kön. Hoftheater und von da in den großen Saal des kön. Odeons, wo ein großes Bankett Statt findet, welches die Stadt Nürnberg dem Kaiser giebt.

Ein Correspondent aus Leipzig schreibt über die Vergrößerung jener Stadt und ihres Getriebes: Die vor zwei Jahren noch in den Feldern abgesteckten Bauplätze sind jetzt mit Häusern bedeckt, welche sich augenscheinlich zu einer neuen Vorstadt formiren, und nach und nach die nächsten Dörfer, wie Schönfeld, und die Kohlgärten in das städtische Weichbild bringen werden. Gerade in diesen neu entstehenden Stadttheil münden die Dresdner und Magdeburger Eisenbahnen, deren Bahnhöfe hart an einander grenzen. Ersterer ist nun vollendet, planirt und mit den nöthigen Werkstätten versehen, letzterer kommt zum Frühjahr in Arbeit. Der Unterbau auf der Magdeburger Bahn ist sächsischer Seits bis Skeuditz, dem Grenzorte, nach Ueberwindung mancher Schwierigkeiten eines sumpfreichen Bodens, fertig, und man trägt sich allgemein mit der Voraussetzung, daß zu Ostern bis Halle, und um Michaelis bis Magdeburg gefahren werden könne. Die Fahrten selbst geschehen mit Pünktlichkeit und Vorsicht; überhaupt sieht man gleich, daß jetzt die Sache ihren geregelten Gang geht. Von Nachlässigkeit und Unwissenheit der Maschinenführer und dadurch veranlaßten Unglücksfällen, wie anderwärts, hört man hier wenig oder nichts; selbst das Springen von Röhren, woran doch nur die Unvollkommenheit der Erfindung Schuld ist, ereignet sich selten, ebenso vermindern sich die Klagen der Passagiere über Verschleifung und schlechte Besorgung ihres Gepäcks, ein Uebelstand, dessen Abhülfe große Noth that. Die Personenfrequenz nimmt um diese Jahreszeit natürlich bis zur nahen Neujahrsmesse ab, zu dagegen und wider Erwarten die Güterfracht. Auf der ganzen Länge der Bahn wurde kürzlich ein Telegraph errichtet, wo von Station zu Station die Abfahrt des Wagenzugs durch bestimmte Signale gemeldet wird; von hier bis Wurzen dauert dieses Manöver fünf Minuten, so daß man darnach das Eintreffen der Locomotive genau berechnen kann. Von Leipzig und Dresden aus wird täglich zweimal, des Morgens und des Nachmittags abgefahren; selten übersteigt die Fahrzeit drei und eine halbe Stunde, ja es ist diese 28 Stunden lange Strecke schon in kaum drei Stunden zurückgelegt worden. Durch ein in der Mitte der Bahn theilweise gelegtes zweites Geleise fällt der frühere Aufenthalt in Oschatz, wo ein Zug auf den andern warten mußte, weg, und jetzt fliegen beide Züge brausend an einander vorüber; ein höchst effektvoller Augenblick.

Aus England.

Die Hundesteuer in London hat im verflossenen Jahre 475,000 Pfd. Sterl. eingetragen. Die Hundepopulation muß da sehr bedeutend sein.

Den Times, Standart und andern engl. Blättern zufolge hat, wie die Schnellpost schon früher berichtete, der Dr. Turnbull zu London eine Behandlung der Gehörleidenden aufgefunden, durch welche er selbst Taubstumme heilt, wenn das Ohr nicht etwa durch eine widernatürliche Knochenbildung ganz geschlossen ist. In Gegenwart der bedeutendsten Gelehrten Londons hat er höchst befriedigende Operationen der Art angestellt: nahe an vierzig Taube wurden vor der einen Versammlung Gelehrter geheilt; Leute, welche zehn, zwanzig und mehr Jahre taub waren, bekamen ihr Gehör wieder. Die Kur wird durch einen Umschlag bewirkt, der augenblickliche Resultate liefert; nur in den schlimmsten Fällen muß der Umschlag mehrere Tage lang frisch aufgelegt werden. Nach dem European ist das Verfahren so einfach, daß Turnbull in einem einzigen Tage 130 bis 158 Kranke heilen kann. Ein anderer Journalist berichtet als Augenzeuge, Leute, die Jahre lang an Taubheit gelitten, und selbst einige Taubstumme, hörten in einer Entfernung, wie wenn sie nie taub gewesen, das Tikken einer Taschenuhr. Seltsam, sagt der European, ist es anzusehen, wie sich die Taubstummen nach der Heilung geberden, doch nach einigen Wochen haben sie sich schon die gewöhnlichsten Wörter und Redensarten angeeignet. — Wir wünschen zum Troste der leidenden Menschheit, daß diese Nachricht keine

Marktschreierei eines Charlatans sein möge: die kostspieligen Taubstummenanstalten würden dadurch unnöthig gemacht und viele Eltern würden den Dr. Turnbull als den höchsten Wohlthäter ihrer unglücklichen Kinder verehren.

Der Wollhandel Deutschland's hat für die Zukunft von England nichts Großes zu hoffen, denn die Wolleinfuhr aus Australien nimmt in so reißender Progression zu, daß nicht sehr alte Leute die Zeit zu erleben hoffen dürfen, wo die Engländer nicht allein Wollenwaaren, sondern auch Australische Rohwolle nach den Deutschen Häfen bringen. Daß übrigens die Ausfuhr der Engländer an Wollenfabrikaten nach Deutschland so unbedeutend nicht ist, als man sie darstellen will, erhellt aus einem Artikel der Times vom 17. Dec., wonach die gesammten Ausfuhren Englands an Wollenfabrikaten während des verflossenen Jahrs im Ganzen 5,610,078 Lst. betrugen, wovon für 1,854,260 nach Nordamerika, für 734,902 nach Deutschland und nur für 619,345 Lst. nach Indien und China gingen. Man sieht, die Wollfabrikatenausfuhr der Engländer nach Deutschland ist immer noch bedeutend größer als ihr Gesammtabsatz nach dem Orient.

Für das neue Börsengebäude in London sind der Regierung nicht weniger als 38 Bauriße eingeschickt worden, von denen drei die ausgesetzten Preise von 300, 200 und 100 Pfd. Sterl. zuerkannt wurden. Den ersten, nach welchem nun der Bau begonnen werden soll, erhielt Hr. W. Grellier; den zweiten Hr. Alexis de Chateauneuf aus Hamburg.

Aus Frankreich.

Ein junger Buchbindergesell in Tours, der anscheinend aus Neugierde die dortige Kathedralkirche bestieg, stürzte sich von einem der Thürme herab, fiel auf ein 100 Fuß unter ihm befindliches Dach, und wurde mit gebrochenen Beinen, zerschmettertem Kopf und Rückgrat gefunden. Er drückte große Reue über seine That aus, die er selbst feig und schändlich nannte, und starb am andern Tage. Aus einem bei ihm gefundenen Briefe ergab sich, daß er sich das Leben nehmen wollte, weil er an dem Tode eines Kameraden bei einem Streite Schuld war.

Robiquet, ein Civilingenieur, der sich fünf Jahre auf Corsica aufhielt, hat der französischen Akademie der Wissenschaften folgende Thatsachen über die Insel mitgetheilt. In den Jahren zwischen 1832 und 1836 wurden 338 Personen ermordet und 448 gefährlich verwundet bei einer Gesammtbevölkerung von 200,000 Seelen; 7/10 der Getödteten und 4/10 der Verwundeten waren durch Feuerwaffen verletzt worden. Die meisten Mordthaten geschahen im December, Januar und Februar, wovon der Grund wahrscheinlich im Mangel an Beschäftigung während der Wintermonate liegt.

Aus Belgien.

Man stellt gegenwärtig Nachgrabungen zu Eeckeren in Flandern an, welche eine Menge Menschen herbeilocken. Es soll nämlich an jener Stelle ein Rubens gehöriges Schloß gestanden haben, und man fand auch Grundmauern, welche mit den alten Beschreibungen sehr gut übereinstimmen. Die aufgegrabenen Grundmauern deuten auf ein viereckiges, von vier Thürmen flankirtes Schloß mit ungeheuren Souterrains, in denen sich manches Merkwürdige gefunden haben soll.

Aus Brasilien.

In einem Privatschreiben aus Rio Janeiro vom 12. Oktober finden sich über die tyrannischen Handlungen des Direktor Rosas, Präsidenten der argentinischen Republik, folgende Details, die größtentheils ein Auszug aus dem Commercio sind: „Rosas setzte sich in einen Triumphwagen und ließ sich von Damen der Stadt ziehen. Unter letztern war auch die Gattin des Generals Alvear. Nach den Damen spannten sich die Behörden wie Saumthiere an; ihnen folgten die Generale. Einen seiner Neffen rief er als Prinzen aus. Einmal berief er den englischen Consul, Herrn Mandeville zu sich. Rosas empfing ihn in einem Zimmer, wo seine Tochter mit Mahlen von türkischem Korn für das Mittagessen ihres Vaters beschäftigt war; als der Gesandte sich anbot, die junge Person abzulösen, trat sie ihm sogleich ihren Platz ab, und Herr Mandeville setzte die Arbeit fort. Alles dies war aber angelegt, um mit dem Gesandten sein Spiel zu treiben; noch am Abend lud Rosas mehrere seiner Freunde ein, um bei ihm ein von der Hand des Repräsentanten der englischen Nation zubereitetes Guizado zu speisen. Rosas schickte den Damen, die ihn gezogen hatten, zur Danksagung eine Schachtel mit der Aufschrift: „Für das Vieh (les bêtes), das sich an meinen Wagen gespannt hat." Ebenso bizarr als blutgierig befahl er durch ein Dekret allen seinen Beamten, Schnurrbärte zu tragen. Er ließ gegen hundert Personen in der Umgegend von Buenos-Ayres, hauptsächlich reiche, enthaupten und erschießen, um sich ihres Vermögens zu bemächtigen.

Mosaik.

Fr. Förster erzählt im 3. Bde. seiner „Höfe und Kabinette Europas im achtzehnten Jahrhundert" (Potsdam bei Riegel) folgenden Vorfall, welcher Manneswerth und Freiheit zu scharfem Contrast aneinanderrückt. Karl XII. hatte sich mit Erfolg der Protestanten in Schlesien gegen die jesuitischen Unterdrückungen angenommen. Bald darauf brachte der schwedische Gesandte, Baron v. Strahlheim, bei einem Gastmahl in Wien die Gesundheit seines Monarchen aus. Mehrere Anwesende zögerten, darauf anzustoßen, und Graf Zobar, kaiserlicher Kammerherr und ungarischer Magnat, erklärte laut, auf des türkischen Sultans, des Ragotzy und des Königs von Schweden Wohl trinke kein ehrlicher Mann. Strahlheim gab ihm als Antwort eine Ohrfeige, begab sich dann zum Kaiser und verlangte die Verhaftung des Grafen. Diese geschah, aber Karl XII. begnügte sich nicht damit, er bestand auf Auslieferung desselben, um ihn nach seiner Willkühr bestrafen zu können. Und der Kaiser des römisch-deutschen Reichs, Joseph I., lieferte seinen Kammerherrn, den ungarischen Magnaten Grafen Zobor, in Ketten und Banden nach Stettin an Karl XII. aus. Dieser entließ ihn mit einem Verweise.

Ein Beispiel harter Bestrafung von Injurien im 16. Jahrhundert wird in C. T. Gemeiner's „Regensburger Chronik," Bd. 4. S 337 fg., angeführt: „Am Tage Kilian (1521) hat man eines Bürgers Sohn, Jorg Gartner genannt (des Abts zu St.-Emmeram Camerer), und N. Pleininger, genannt Phreiler (desselben Abts Bereiter) frühe auf den Pranger gestellt von Red wegen. — — Der Bereiter gestund die Rede; der ander jung Mensch weinte nur, und wollte darauf sterben, er hätte solches nie gedacht. Man stach ihnen beiden die Augen aus."

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 2.

Bremen, Sonntag den 5. Januar 1840.

Gestorben:

ro. 1251. Den 31. Dec. Des Schuhmachermeisters Joh. Heinr. Kück Sohn, (gleich nach der Geburt gestorben); gr. Krummenstr. Nr. 10.

– 1252. Den 31. — Der Schiffszimmermann Heinr. Bremer, 42 Jahr; Neuen-Steinweg Nro. 11.

– 1253. Den 31. — Der Arb. Joh. Burchard Brunsen, 80 Jahr; Armenhaus.

ro. 1. Den 1. Jan. 1840. Diedr. Wilh. Sudhoff, 16 Jahr; Punkendeich Nro. 49.

– 2. Den 1. — Der Kaufmann Joh. Matthias Raake, 55 Jahr; Westerstraße Nro. 21.

Nro. 3. Den 1. Jan. Der Küper Johann Hinr. Voß, 31 Jahr; Alten-Steinweg Nro. 3.

— 4. Den 2. — Des verst. Arb. Joh. Dav. Hartmann Wittwe, geb. Werzola, 36 Jahr; Süderstraße Nro. 22.

— 5. Den 2. — Des Zimmergesellen Joh. Gottfr. Struckmann Sohn, 6 Monat; kl. Helle Nro. 21.

— 6. Den 2. — Der Stuhlmacher Joh. Reinhard Sturbeck, 64 Jahr; Schweinestr. N. 22 A.

— 7. Den 2. — Der Schuhmachermeister Heinrich Erdmann Lüße, 66 Jahr; Grützmacherstraße Nro. 9.

Geburten:

ro. 1608. Den 31. Dec. Des Schneidermeisters Christoph Bandow Ehefr., geb. Oertzen, gr. Rosenstraße Nro. 41; von einem Knaben.

– 1609. Den 31. — Des Schuhmachermeisters Joh. Heinrich Kück Ehefr., geb. Rohde, große Krummenstraße Nro. 10; von einem Knaben.

– 1610. Den 31. — Des Schneidermeisters Georg Heinr. Wilh. Schmidt Ehefr., geb. Düring, Hankenstraße Nro. 25; von einem Knaben.

'o. 1. Den 1. Jan. 1840. Des Rademachers Wilhelm Kracke Ehefrau, geb. Wilkens, Hastedt Nro. 99; von einem Mädchen.

– 2. Den 1. — Des Schmiedeamtsmeisters Joh. Gotthelf Schultze Ehefr., geb. Meyer, Buchtstraße Nro. 32; von einem Knaben.

– 3. Den 1. — Des Arb. Hinr. Mattfeld Ehefr., geb. Schierenbeck, Düsternstraße Nro. 34; von einem Knaben.

Nro. 4. Den 1. Jan. Des Cigarrenmachers Nicolaus Sengstacke Ehefr., geb. Hilgerloh, Reeperbahn Nro. 6; von einem Mädchen.

— 5. Den 1. — Des Cigarrenmachers Joh. Heinr. Ludde Ehefr., geb. Hemsoth, Mühlendamm Nro. 7; von einem Knaben.

— 6. Den 2. — Des Bierbrauers Christian Gottfried Tiedemann Ehefr., geb. Cassens, auf der Hofe Nro. 7; von einem Knaben.

— 7. Den 2. — Des Landmanns Lüder Solte Ehefr., geborne Wurtmann, Buntenthorsteinweg Nro. 28; von einem Knaben.

— 8. Den 2. — Des Hökers Töns Heinrich Ludwig Christoph Niewald Ehefr., geb. Ahrens, Grünenstraße Nro. 62; von einem Knaben.

— 9. Den 3. — Des Kupferschmiedemeisters Diedr. Alten Ehefr., geb. Pape, am Brill Nr. 16; von einem Mädchen.

— 10. Den 3. — Des Kaufmanns Gustav Werner Grote Ehefr, geb. Meyerdirks, Brautstraße Nro. 11; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

ro. 1. Der Kaufmann Georg August Bechtel und Sophia Carolina Melchers hieselbst.

– 2. Der Weißbäckeramtsmeister Joh. Heinr. Weyland und Adeline Steinhauer hieselbst.

Nro. 3. Der Kunstdrechsler Hinrich Wilhelm Diebel und Margaretha Elisabeth Schultze hieselbst.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 3.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 9. Januar 1840.

Nach Westen fallen ungeschlachte Schatten;
Die Sphinxe werden wach auf ihren Marmorplatten
Und schauen träg empor an Thurm und Säulenknauf.
Der Ibis schickt sich an um ihre Stirn zu schweben;
Sie aber recken sich und geben
Sich gähnend ihre Räthsel auf.

Der Orient.

Neujahrssonne! forschend sehen
Wir in's Feuerantlitz dir!
Sichre Kunde drin erspähen
Von der Ferne möchten wir.

Tageskön'gin! deine Schnelle
Deckt der Menschen Kunst mit Schaam;
Rossesflug und Dampf und Welle —
Boten sind es zögernd, lahm,

Die uns noch von Zukunft singen,
Wenn Erfüllung schon genaht,
Die uns das Gespenst nur bringen,
Statt der lebensfrischen That.

Du, du könntst uns lassen lesen
Kunden aus des Ostens Land,
Wovon Zeugin du gewesen,
Seit dein Glutball heut dort stand:

Wie die Karten blut'gen Spieles
Grausam, ohne Schaam und Treu,
Aber schlau, am Strand des Niles
Mischt der altergraue Leu;

Wie des Schicksals blanken Hebel,
Dran noch Blut von Nesbi klebt,
Mekka's Pascha *) schwingt — den Säbel,
Wenn den Finger Mehmed hebt;

Wie in Stambul der Osmane
Sich vor'm Europäer schmiegt,
Weil, seit sanken die Turbane,
Auch des Halbmonds Kraft versiegt;

Wie der Moslem, traurig nüchtern
Aufwacht — ein trübsel'ger Tausch! —
Zur Gesittung, feig und schüchtern,
Aus des Fanatismus Rausch;

*) Ibrahim ist Pascha von Mekka.

Wie er mit der Hand, der matten,
Den Vertrag der Ohnmacht schließt,
Aber Allahs stolzer Schatten **)
In des Franken Licht zerfließt;

Wie des Fatalisten Feuer
An dem Krebs des Zweifels krankt;
Wie des lecken Schiffes Steuer
In der Hand des Lenkers schwankt;

Wie die fremde Weisheit spendet
Seiner Noth freigeb'gen Rath,
Aber keine Hülfe sendet,
Und ihm wehrt die eigne That;

Wie in wechselnden Gestalten
List mit List in Lüften ringt,
Und im Kampfe der Gewalten
Min' und Gegenmine springt;

Wie der Weltgeschichte Launen
Mancher Magus klug beschwört,
Die doch, zu der Zaubrer Staunen,
Stets von Neuem sich empört.

Viel könnt'st, Sonne! du verrathen,
Aber Alles sahst du nicht!
Und es lieh geheimern Thaten
Wohl der nächt'ge Mond sein Licht.

Stumm bleibst du. Doch der Gedanke
Trennt sich nicht vom Orient,
Ueber dem des Krieges schwanke
Fackel, düster lohend, brennt;

Der, verrechnet hier als Beute,
Und dort heuchlerisch beklagt,
Drohend in Europas Heute
Und in seine Zukunft ragt.

Die sich reif und mündig wähnen,
Die mahnst du, o Morgenland,
Unter Schauern, Blut und Thränen
An der Menschheit Kindheitsstand.

Als sie über'm Erdenrunde
Sich zerstreut, da riefest du
Ihnen aus des Heil'gen Munde:
„Werdet wie die Kinder!" zu.

Wieder dann nach tausend Jahren
Uebtest du des Bannes Kraft,
Zogst herbei bekreuzte Schaaren,
Waffenblanke Ritterschaft.

Heimweh nach der alten Wiege
War Europas Volk erwacht;
Jubelnd sank's, verklärt vom Siege,
In des Grabes heil'ge Nacht.

Jetzt — nicht Pilger fromm dort wandeln!
Christen lockt Barbarensold!
Schriftgelehrte, Kaufherrn handeln
Um des Landes Mark und Gold.

Die jetzt, der Weltordnung Hüter,
Vor der Sphinx der Staatskunst stehn:
Keine Ahnung myst'scher Güter
Darf sie an aus Osten wehn!

Aengstlich löschen sie am Zunder,
Wo ein Funke droht den Brand,
Hoffend, daß das Land der Wunder
Werd' anbeten den Verstand.

Doch, ob die vielarm'ge Wage
Friedlich noch zur Ruhe kommt,
Ob das Schwert nur löst die Frage:
Was dem Oriente frommt:

Morgenland! die Leichenhülle
Streif' vom ewig jungen Haupt!
Zeig' dich in der Urkraftfülle,
Die kein Mumienband dir raubt!

Sende dem begeistrungslosen
Abendlande Morgenglut!
Hauch' die Röthe deiner Rosen
Ihm in's bleiche, kühle Blut!

Seiner Wissenschaft Geweben
Wirke Wunderblumen ein!
Laß durchströmt sein starres Leben
Von der Andacht Inbrunst sein!

Brich, mit feur'gem Schwert gerüstet,
Mammons und Molochs Altar!
Biete, wer nach Gold gelüstet,
Aloe dem und Myrrhen dar!

Morgenland! ein Feld zum Kriege
Magst du sein der Erde Herrn,

**Der Sultan heißt der Schatten Gottes.

Doch uns bleib' der Menschheit Wiege,
Drob erglüht der Zukunft Stern!

Und des Paradieses Zone,
Das uns, im Beginn der Zeit
Hier verwirkt, mit Siegeslohne,
Jenseits glänzt als ew'ges Heut;

Wo der Keim von Urstandsrechten,
Unverwest in alter Gruft,
Lilien treibt aus tiefsten Nächten,
Blüh'nd in ew'ge Morgenluft.

Die drei Gauner von Tiunda-land.

(Fortsetzung.)

Als Erich Holgersohn die gehörigen Befehle an seine Leute ertheilt, und alles Nöthige besorgt hatte, was seine Ankunft erheischte, verließ er das Schiff, um sich nach einem Käufer für seine Waaren umzusehen.

Er ging noch nicht lange am Strande dahin, als Hagbarth, welche schon auf ihn lauerte, ihm entgegen trat.

„Ihr seid ein fremder Kaufherr, und bringt wahrscheinlich Waaren zu uns nach Tiundaland."

„So ist es," erwiederte Erich Holgersohn, „mein Schiff ist mit Eisenwaaren befrachtet."

„Könnte man sie nicht besehen?" fragte Hagbarth weiter.

„Sogleich, wenn es Euch beliebt", entgegnete Erich, und führte ihn sodann auf sein Schiff, wo er ihm die Waaren zeigte.

Hagbarth sprach ein Langes und Breites über Erich's Waaren, und über ihre Güte, und verließ, jedoch ohne zu einem Resultat gekommen zu sein, mit ihm das Schiff.

Sie gingen hierauf wieder am Strande dahin, als sie zu einem hübschen Hause, welches Hagbarth gehörte, gelangten.

„Dieses ist mein Haus", sagte Hagbarth, „wollt Ihr nicht eintreten?"

„Wenn Ihr erlaubt."

Hierauf traten Beide in das Haus.

„Wie wäre es", nahm jetzt Hagbarth das Wort, „wenn wir einen Tauschhandel machten?"

„Laßt hören!"

„Ich gebe Euch Alles, was sich jetzt in diesem Hause Bewegliches befindet, „wenn Ihr mir dagegen die Ladung Eures Schiffes überlaßt. Beseht Euch die Sache selbst."

Erich Holgersohn besah sich die Einrichtung des ganzen Hauses genau, und sprach sodann, da er einen sichern Vortheil aus dem Handel für sich ersah: „Ich bin nicht abgeneigt, den Handel einzugehen; wenn Ihr mir Alles, was sich jetzt in diesem Hause befindet, überlaßt, so gehört meine Schiffsladung Euer."

„Topp", rief Hagbarth, „der Handel ist geschlossen. Morgen komme ich, Eure Ladung zu übernehmen, an welchem Tage Ihr auch das Eure unaufgehalten in Besitz nehmen mögt."

Nachdem noch der schwedische Kaufmann Alles, was sich in dem Hause befand, in ein Buch welches er immer bei sich führte, eingetragen, und auch Hagbarth das Nöthige hierüber zu Papier gebracht hatte, schieden die beiden Kaufleute vergnügt von einander.

Kaum war der Morgen des nächsten Tages angebrochen, so erschien auch schon Hagbarth mit einigen Leuten, und ließ die Waaren an das Land bringen. Als Hagbarth aber selbe übernommen hatte, machte Erich Holgersohn noch einen kleinen Spaziergang, bevor er sein Eigenthum übernehmen wollte.

Auf diesem Spaziergange aber wurde er von einigen Kaufleuten aufgehalten, welche sich in einer Strandschenke zu ihm gesellt hatten, und ihm eine, ihn fast befremdende Ehrfurcht und Freundlichkeit angedeihen ließen.

Erich Holgersohn konnte sich, ohne unartig zu sein, von der Gesellschaft nicht trennen, und

dachte, daß auch am folgenden Tage noch Zeit wäre, die Einrichtung des Hauses zu übernehmen.

Wirklich verfügte sich auch Erich am nächsten Tage in Hagbarth's Haus. Wie sehr aber erstaunte er, als ihm Hagbarth entgegen trat, und mit trocknen Worten sagte, daß er nichts mehr von ihm zu fordern habe.

„Ich wartete", fuhr der Hinterlistige fort, „auf Euch den ganzen Tag, an welchem ich meine Güter an Euch zu überliefern versprochen hatte, ohne daß Ihr gekommen. Ihr habt also die Zeit der Uebernahme verabsäumt, und mir dadurch zu verstehen gegeben, daß Ihr Verzicht auf meine Güter leistet, und nach unsern Gesetzen gehört das Gut, welches sein Eigenthümer verläßt, demjenigen, der es nach ihm in Besitz nimmt."

Erich Holgersohn begriff nun mit einem Male die sonderbare Freundlichkeit der Kaufleute, die nichts Anderes, als Spießgesellen Hagbarth's waren, der ihn in diese Falle gelockt.

Auf das Aeußerste empört über diesen Schurkenstreich, machte er Hagbarth die bittersten Vorwürfe; je mehr er sich aber ereiferte, desto höhnischer begegnete ihm dieser, bis Erich, von seinem Zorne hingerissen, in die heftigsten Schmähungen wider ihn ausbrach.

Hagbarth aber erwiederte ihm mit höhnischem Lächeln, daß er mit einem Manne, der ausser sich gerathen sei, nichts weiter zu sprechen habe, wohl aber ihn für seine Beleidigung bei Gericht zur Rechenschaft ziehen würde. Hierauf kehrte er ihm den Rücken, und entfernte sich, ohne weiter auf ihn zu hören.

Voll Ingrimm und Groll über Hagbarth's Niederträchtigkeit ging nun auch Erich nach der Gegend zurück, in welcher sein Schiff vor Anker lag, als ihn plötzlich Jemand heftig an der Schulter anfaßte.

Verwundert blickte Erich um, und sah einen Menschen von riesiger Gestalt, mit brennend rothem Haupthaare vor sich, welcher ihn mit zornfunkelnden Augen anblickte. Es war Sven.

„Ha, sehen wir uns endlich, mein sauberer Kumpan?" fragte dieser.

„Herr", erwiederte Erich Holgersohn, „Ihr irrt Euch in der Person."

„Nicht doch", entgegnete Sven, „ich irre mich nicht. Ich kenne dich nur zu gut, so wie diesen goldgestickten Gürtel, und den mit Juwelen besetzten Dolch, welchen Du in demselben stecken hast, die ich beide in England kaufte, und die Du mir in Paris entwendetest."

„Was erkühnt Ihr Euch?" rief Erich.

„Her mit dem Gürtel!" brüllte Sven, indem er ihm mit Blitzesschnelle den Dolch entriß, und auf ihn zuckte.

Erich Holgersohn sah sich in der Gewalt seines Gegners, er löste daher seinen Gürtel, und reichte ihn dem Fremden.

Dieser steckte denselben kaltblütig zu sich, und sprach zu Erich: „Danke es meiner Großmuth, daß ich die Waffe, die ich zurück erhalten habe, nicht zuerst an Dir versuche; aber ich will es dem Gerichte von Tiundaland überlassen, das Urtheil über Dich auszusprechen."

Nach diesen Worten verschwand er in die nächste Straße.

Fast außer sich vor Wuth über die Ungerechtigkeiten, welche ihm begegnet, brauchte Erich Holgersohn einige Zeit, um sich zu fassen. Als er sein aufgeregtes Gemüth wieder etwas besänftigt hatte, setzte er seinen Weg fort.

Noch war er nicht sehr weit gekommen, als ihn schon wieder Jemand sacht auf die Achsel klopfte.

„Was giebt es denn schon wieder?" fragte Erich.

„Wie, bin ich nicht mehr so glücklich, Verehrtester, von Euch gekannt zu sein?" fragte ihn ein langer hagerer Mensch, welcher nur ein Auge im Kopfe hatte, mit ironischer Höflichkeit. Es war Trolle.

„Geht zum Henker! — ich habe Euch in meinem Leben nicht gesehen."

„Wie Hochansehnlichster", fragte der Einäugige höhnisch, „Ihr habt mich nie gesehen? — Ihr wißt Euch wohl auch nicht zu erinnern, daß wir uns ein Mal auf Samsoe getroffen haben, wo ich noch zwei Augen hatte, Ihr aber nur Ein Auge besaßet."

„Was", rief Erich, „ich nur Ein Auge?"

„Ja, und daß es Euch damals beliebte, mir eines von meinen beiden Augen durch die Kunst eines finnländischen Zauberers aus den Kopfe herauszuzaubern, und Euch statt des Euch mangelnden einzusetzen."

„Seid Ihr toll?" stotterte Erich Holgersohn.

„Mit nichten", erwiederte Trolle, „der Beweis liegt klar am Tage, da mein Auge noch seine natürliche Farbe beibehalten, welche ganz verschieden von der Eures Auges ist. Ich werde daher zu dem Richter meine Zuflucht nehmen, daß er Euch, ganz Vortrefflichster, zwinge, mir das gestohlene Auge zurück zu geben, und die Strafe für Euren Raub über Euch verhänge."

Nach diesen Worten entfernte sich Trolle.

Erich Holgersohn stand wie vom Blitze gerührt, und wußte nicht, was er von all' dem halten sollte. Endlich faßte er sich wieder, und da der Abend bereits stark hereindunkelte, verfügte er sich grollend und fluchend nach seinem Schiffe.

Als er am nächsten Morgen dasselbe wieder verließ, und durch einige Straßen von Tiundaland schlenderte, war er nahe daran, zu glauben, daß er Alles, was ihm Tages vorher begegnet, nur geträumt habe; aber nur zu bald überzeugte er sich von der Wirklichkeit jener Begebenheiten, da er mehrere Vorübergehende von seinen sonderbaren Rechtshändeln, die noch heute vor Gericht sich entscheiden würden, sprechen hörte.

Noch immer wußte er aber nicht, was er beginnen sollte, um sich aus diesem Gewirre von Ränken und Unannehmlichkeiten zu ziehen, und zu seinem Eigenthum zu gelangen, als er um eine Gassenecke bog, und mit einem Male ein schallendes Zetergeschrei an seine Ohren schlug.

Ein junges hübsches Mädchen, welches augenscheinlich einer Gefahr zu entrinnen suchte, kam athemlos die Straße herabgeflogen.

Bald zeigte sich auch die Ursache ihres Schreckens, denn schon kam ein Stier, welcher wüthend geworden, mit gesenkten Hörnern auf Beide zugerannt.

Glücklicherweise erblickte Erich Holgersohn einen Prügel auf der Erde, hastig raffte er diesen auf und schwang ihn gegen das wildgewordene Thier, welches, durch die unerwartete Erscheinung erschreckt, sogleich wieder umkehrte.

Erich Holgersohn wendete sich zu seiner Schönen, deren Paladin er geworden, und es bedurfte nicht viel, um sie gänzlich zu beschwichtigen. Erich bat sie, ihr noch eine Strecke Weges das Geleite geben zu dürfen, welches von ihr nicht abgeschlagen wurde.

„Eurer Kleidung nach zu urtheilen, seyd Ihr ein Fremder hier zu Lande?" sagte das Mädchen.

„So ist es", erwiederte Erich, „ich bin ein Handelsmann aus Helsingborg in Schweden, und nenne mich Erich Holgersohn."

„Erich Holgersohn?" wiederholte das Mädchen; „ach, Ihr seid doch nicht jener selbe Erich Holgersohn, welcher von drei Einwohnern von Tiundaland zugleich vor Gericht belangt wurde?"

„Ich bin derselbe", antwortete Erich, „doch ist mir unbegreiflich, wie diese Begebenheit so schnell den Weg zu Euch gefunden hat."

„Es wird Euch nicht mehr wundern, wenn ich Euch sage, daß ich Gytha, die Tochter Knud's des Richters von Tiundaland bin."

„So muß ich doppelt den Zufall preisen", entgegnete Erich Holgersohn, „der mich Euch heute finden ließ. Denn nach der Sanftmuth und Herzensgüte, die sich in Eurem Antlitz spiegelt, werdet Ihr mir die Bitte nicht verweigern, mich mit Eurem Vater bekannt zu machen, daß er mir mit gutem Rath an die Hand gehe, wie ich mich aus diesen Verwirrungen ziehen, und wieder zu meinem Eigenthum gelangen könne."

„Leider ist dieses nicht möglich," antwortete Gytha, „da mein Vater, seiner strengen Rechtlichkeit zu Folge, Euch um keinen Preis die Waffen gegen Eure Kläger in die Hände liefern würde. Doch will ich aus Dankbarkeit für den mir erwiesenen Dienst versuchen, ob es mir nicht möglich ist, auf eine andere Weise aus ihm herauszubringen, wie er in Eurer Lage sich gegen die Anklage jener Nichtswürdigen vertheidigen würde. Geht daher mit mir bis zu dem Hause meines Vaters, und horchet dort unter den Fenstern auf das, was er mir antworten wird, und richtet Euch darnach. Ich zweifle nicht, daß wir das Rechte erfahren werden."

(Der Beschluß folgt.)

* Die Franzosen wie sie sind.

Wir entlehnen das folgende Bruchstück einem größeren Aufsatze „Die Deutschen und die Franzosen in ihren Sprüchwörtern".

Treffend ist die Schilderung des leicht bewegten Volks:

Wenn der Weise in Frankreich zweifelt — an Gott, an der Wahrheit, an der Menschheit — so gibt es doch für ihn selbst und überhaupt für's Volk im Allgemeinen etwas, das über allem Zweifel steht, und das ist: „er selbst." Er kann Gott leugnen, seine Ohnmacht behaupten; aber von sich selbst sagt er: „vouloir est pouvoir."*) Mit diesem Sprüchlein riß er den Thron seiner Könige um, schlug er alle Heere Europas, drang bis in die Wüsten Rußlands vor und lernte erst hier einsehen, daß es noch etwas über seinem Willen gebe, und nannte dies Zufall, Schnee und Hunger. — Nach diesem Spruche scheint es für den Franzosen keine Unmöglichkeit zu geben. Und wenn er auch mitunter sagt: „à l'impossible nul n'est tenu," so versteht er darunter doch eigentlich nur, was er nicht will, und es ist ihm selten mit dem impossible so recht Ernst. Er will nur zum Unmöglichen nicht gezwungen sein; wollte er es aber einmal recht, so hielte er's auch für möglich.

In diesem einzigen Spruche aber liegt die Ursache der Größe Frankreichs und seines vorherrschenden Einflusses in der neuern Zeit. Wahrlich, es giebt kein Unternehmen, was Leuten, die so wie die Franzosen an ihre eigene Allmacht glauben, zu groß erscheinen könnte, Leuten, die so kecken Muthes das Höchste wagen und dann das Unglaubliche vollbringen. Aber gerade in diesem Spruche selbst liegt dann auch wieder die Ursache angedeutet, warum sie, sobald sie einmal auf das Unmögliche — das leider für Frankreich, trotz jenes Sprüchleins, möglich ist — gestoßen, um so unrettbarer verloren sind. Das Spiel: vouloir est pouvoir ist ein gewagtes; Alles steht bei demselben auf einem Wurfe, und mißlingt dieser Wurf nur einmal, so ist der Spieler verloren. Ich kannte als Knabe einen Invaliden, der mir oft von seinen Heldenthaten erzählte. Als er in

*) wollen ist können.

den Krieg mußte, gab ihm eine alte Frau in seinem Dorfe, die man für eine Hexe hielt, ein Heiligenbild und versicherte ihn, daß ihn dasselbe unverwundbar mache. Fünf Schlachten focht er mit, ohne geritzt zu werden, und galt bald bei seinen Obern für einen der tapfersten Soldaten und wurde oft zu den gefährlichsten Handstreichen gebraucht. Mit Freuden ging er ins Feuer, war er doch kugelfest. In einem Scharmützel erhielt er endlich eine leichte Wunde am Beine. Der Zauber war gebrochen, und er gestand oft unverholen, daß er trotz der Narbe noch recht rüstig sei, ganz gut Gewehr und Waffen führen könne, nur keine sonderliche Lust mehr verspüre, sein Heiligenbild auf eine weitere Probe zu stellen. Bei der Art, wie die Franzosen sagen: vouloir est pouvoir, fiel mir stets mein alter Schnurrbart ein. Ja, dieser Glaube, daß sie können, was sie wollen, ist derselbe, wie der meines Invaliden, der sich für kugelfest hielt. So lange er nicht an seinem Zauber zweifelte, war er der tapferste Degen des Regiments, sobald er zweifelte, ein gewöhnlicher Soldat, ja ein schlechter, der die erste Gelegenheit benutzte, sich in Sicherheit zu bringen. Und so auch mit dem Glauben der Franzosen an ihre Allmacht. So lange derselbe besteht, sind sie unwiderstehlich, ist ihnen keine Gefahr zu groß, kein Unternehmen zu gewagt. Aber von dem Augenblick an, wo der Zauber gebrochen, wo der Glaube allgemein und durch unwiderlegliche Ereignisse zerstört ist, tritt die entgegengesetzte Wirkung ein und der Held flieht wie ein gescheuchtes Reh. Kein Heer der Welt hat größere Thaten aufzuweisen als das französische, aber auch keines kennt in dem Umfange, wie das französische das, was man dort la terreur panique nennt, wofür die deutsche Sprache nicht einmal ein Wort hat. Der Geist, der die französischen Heere bis an's Ende der civilisirten Welt führte, war der Glaube an ihre unbesiegbare Allmacht, an ihr vouloir est pouvoir. Wie dieser Glaube zerstört war, hörte auch die Kraft auf; wo er nur schwankte, stellte sich sein Gespenst, sein geisterhafter Schatten, der panische Schrecken ein, der die Reihen auflöste, und die tapfern Soldaten, die eben noch die Welt stürmen wollten, vor einem Schreckbilde dahintrieb. Fluchten, wie die von Moskau bis an die Elbe, von der Elbe bis hinter den Rhein, von Waterloo bis hinter Paris, wo ein einiger Hurrahruf, ein paar Kosacken Tausende auseinandersprengten, hat nur das Heer aufzuweisen, das da sagt: vouloir est pouvoir. Es ist, als ob der Gott, den dies Wort lästert, oft lächelnd diesen an der Unmöglichkeit zweifelnden Helden eine kleine Lehre geben wollte, und sie dann wie der Wind den Staub, vor seinem Athem hertriebe. Er schickt ein furchtbares Phantom unter sie, das sie mit seinem Flammenschwerte zurückschlägt und in die Flucht jagt.

---

* Wunsch und Bitte.

Möchte doch dem jetzt von einem Jeden unter uns recht drückend gefühlten Mangel an Scheidemünze recht bald abgeholfen werden! Daß dieser Mangel aber nicht blos temporair ist, läßt sich schon daraus folgern, daß seit 1763 wo die letzten Groten geschlagen sind, erstlich sich die Einwohnerzahl bedeutend vermehrt hat, und dann auch seit dieser Zeit gewiß ca. 20000 Rt. außer Cours gekommen sind.

Auch kupferne halbe Groten wolle man bei dieser Gelegenheit nicht vergessen, denn es ist ja jetzt schon so weit gekommen daß man bei einigen Privatleuten selbstgemachte von Pappe be-

kömmt, welches natürlicher Weise doch nur Unzuträglichkeiten verursacht.

Früherhin mar man auch gewohnt an der Accise ½ Gr. wieder herauszubekommen, jetzt ist man genöthigt ½ ja ¾ Gr. für voll zu bezahlen, wer hat den Vortheil, etwa der Staat? —

Also, da ein so sehr fühlbarer Mangel vorhanden ist, so ist eine recht schnelle Abhülfe auch Noth, wenn nicht der gegenseitige Handelsverkehr darunter leiden soll.

Das Innere Brasiliens.

Auf einem Gute im Innern Brasiliens hatten die Neger und ihre Aufseher Erz mit den schweren Anhängseln von Erde, Stein ꝛc. in das Pochwerk zu schaffen, welches sich in ziemlicher Entfernung von dem Bergwerke befand, so daß mit dem Hinschaffen viel Zeit verschwendet wurde. Um dem abzuhelfen, schickte der Besitzer, welcher in Rio de Janeiro lebte, eine Anzahl von Radebergen auf das Gut. Die klugen Aufseher und ihre schwarzen Arbeiter bewunderten diese Radebergen, welche dreimal mehr fassen konnten, als sie sonst fortzuschaffen im Stande waren. Sie wurden gefüllt, die geduldigen Schwarzen bückten sich, nahmen die schweren Radebergen — auf den Kopf, schwankten unter der vermehrten Last dahin und wünschten sich Glück, daß sie nur einmal zu gehen brauchten, statt der vorigen dreimal; und dies dauerte so lange, ohne daß Jemand den Irrthum bemerkte, bis der erstaunte Eigenthümer auf sein Besitzthum kam. —

Ein Herr, der im Innern von Brasilien reis'te, kehrte eines Abends in einer Estancia ein, welche ganz nach alter Mode meublirt war; auf den Tisch aber wurde nebst einem langen Talglichte eine schöne plattirte Lichtputze und deren Untersetzer gestellt, welche der Besitzer zum Geschenke erhalten hatte. „Welche Bequemlichkeiten Ihr in Europa erfindet! sagte er zu dem Reisenden: „ehe ich dieses herrliche Geschenk erhielt, pflegte ich die Schnuppe, welche ich von dem Lichte abgemacht hatte, auf die Dielen oder die Bank ꝛc. zu werfen — aber sehen Sie die schöne Einrichtung!" Während er dies sagte, knipp er die lange Schnuppe mit dem Daumen und dem Zeigfinger ab, legte sie sorgfältig in die Lichtputze hinein und schloß diese mit einem triumphirenden Blicke auf seinen Gast, der sich des Lachens kaum enthalten konnte.

---

* Anzeige.

Die in meinem Verlage erschienenen

Kalender auf das Jahr 1840

Das „Hanseatische Taschenbuch, der Nothwendige Hausbedarf für den Bürger und Landmann, und der "Verbesserte Kalender der freien Hansestadt Bremen sind jetzt mit der

Neuen Thorsperr-Tabelle

versehen zu den bekannten Preisen zu haben; die Tabelle allein kostet 1 Gr.

G. Jöntzen,
Seemannsstraße Nro. 2 nahe dem Domshof.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.", und "Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domhofe.

Die

SCHNELL-  POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 3 des Bürger-Freundes für 1840.

Donnerstag, den 9. Januar.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Aus Halle berichtet ein Correspondent der Zeitung für die elegante Welt: Der Geist des Studentenlebens ist deprimirt. Der deutsche Student und der hallische war sonst ein Begriff, man erholte sich, man schlug sich, man trank, man sang und tobte durch die schmutzigen Gassen jugendlich ungestüm, „kreuzfidel" sagte man selbst. Das ist aus. Das dicke Blut der verfaulten Zeit liegt auch der Jugend in den Gliedern — eingeimpft; denn das Toben soll nicht sein. So wird lauter vollkommenes Zeug und blasses hohläugiges Wesen daraus. Altkluge, brotsüchtige, Examensängsten entgegenstechende — — halt ein, mein Zorn! male nicht schwarz! Nein also, sie sind gut, es ist Alles sehr in der Ordnung, zu sehr in der Ordnung! Warum ist die Geschichte so lauwarm? Warum ist Alles so feig, so matt, so eingepackt, so untergeduckt? Warum? solltest du das nicht wissen, der du dieses schreibst und du, der du es liesest? Nicht wahr, wir beide sind auch mit dabei und das Lumpenvolk soll nicht sagen, wir wären ihres Gelichters! „Aber es ist doch da, und es herrscht doch sein Geist und uns zum Trotz", wendest du mir ein. Nun wohl, so mögen sie sein, wie sie sind, so lange die Sonne der Geschichte still steht und drükkende Schwüle um Mittag zeugt; so mag er herrschen dieser saugende Geist, bis er platzt in den Gewittern seiner Zukunft. Dann, Freund, ist unser der herrliche männliche Donner, dann unser der unerbittliche Blitz, und eine neue Jugend, ein neuer Thatendurst, eine junge Welt in frischer, freier Himmelsluft ergießt sich überall.

Ein ausgezeichnetes Urtheil ist vom Appellationsgerichte der freien Stadt Frankfurt in Sachen des Herrn Dr. Hessenberg, des Anwaltes mehrerer hannöver'schen Städte und Corporationen beim hohen Bundestage, gefällt worden. Diese Entscheidung, welche sich durchaus auf's Recht begründet, ist zugleich in einem so klaren Stile abgefaßt, daß selbst der Laie in der Jurisprudenz über alle Motive des Gerichtshofes die vollkommenste Einsicht erhält.

Vor einigen Tagen hat sich in Köln folgende Thatsache zugetragen. Die Magd eines angesehenen Hauses hatte am frühen Morgen die Laden aufgemacht, und war eben im Begriffe, dieselben anzuhängen, als sie einen Bündel an der Thürklinge außer dem Hause wahrnahm. Sie trug denselben auf ihr Zimmer, in welchem schon das Feuer in Ofen brannte. Bei Eröffnung desselben fand sie ein neugeborenes Kind mit einem Briefe, worin sich 500 Thaler Scheine befanden. Bei der Ansicht dieser Summe entstand in ihr ein schwarzer Gedanke, welchen sie auch sogleich zur Ausführung brachte, nämlich sie warf das unschuldige Kind in den Ofen. Es entstand daraus aber ein übler Geruch, der sich im ganzen Hause verbreitete. Nach mehreren Nachforschungen fand man die Ueberreste des Kindes verbrannt im Ofen. Der Verdacht fiel nothwendig auf die Magd, welche auch alsbald verhaftet wurde.

Bereits seit sieben Wochen wurde der Handarbeiter Kunze, welcher seit Jahren mit seiner Frau und seinen Stiefkindern in Pechtelsgrün (eine Stunde von Lengenfeld), unter der Gerichtsbarkeit des Ritterguts Plohn, wo seine Frau ein Bauergut besitzt, in großer Uneinigkeit lebte, und letztere wegen verweigerter Auszüge und abgeleugneter Schuldenforderung verklagt hatte, vermißt. Auf die an seine Frau deswegen gerichtete Nachfrage leugnete diese nebst ihren beiden Kindern von früherer Ehe jede Wissenschaft von ihrem Manne. Der Verdacht wurde jedoch so dringend, daß man am 12. Dec. in der Nähe des Kunze'schen Hauses nachgraben ließ. Man fand bei dieser Nachgrabung auch wirklich den leicht verscharrten Körper des unglücklichen Kunze, der mittelst eines um den Hals geschlungenen Stricks erdrosselt worden ist. Dem Vernehmen nach wird von der Kunze'schen Ehefrau, welche nebst den beiden Kindern und ihrer Mutter verhaftet ist, vorgegeben, daß der Entseelte sich selbst erhängt hätte, und von ihr abgeschnitten, aus Furcht vor Beschimpfung der Hinterlassenen aber heimlich begraben worden wäre. Indessen ist dieses Vorgeben nach allen bekannten Umständen so unwahrscheinlich, daß man vielmehr eine schauderhafte Mordthat vermuthen muß.

Aus England.

Da kürzlich in einer Brauerei zu Dublin zwei Männer umkamen, weil sie unvorsichtiger Weise in eine Gährungs-Kufe gestiegen waren, in der sich noch Kohlen-Gas befand, so macht Mr. Murray, ein bekannter Chemiker, darauf aufmerksam, wenn man in solchen Kufen nur den unteren Hahn öffene, so fließe diese Luft-Art von selbst ab. Die auf solche Weise Erstickten könnten übrigens dadurch, daß man ihnen kaltes Wasser von unbedeutender Höhe herab auf den Hinterkopf gieße, leicht in das Leben zurückgerufen werden.

Ein Mr. Hoppe in London, welcher kürzlich mit Tode abging, hat eine der schönsten Sammlungen von Diamanten und Edelsteinen, die je ein Privatmann besaß, und deren Werth man auf 150,000 Pfd. Sterl. schätzt, hinterlassen.

Die Tochter eines englischen Banquiers, die Erbin

mehrerer Millionen, Miß Anna Wilkins, hat sich am 12. Dec. in den Krater des Vesuvs gestürzt. Der Grund ihres Unglücks ist die Liebe zu einem jungen hübschen Lazaroni von neunzehn Jahren. (?)

Drei junge Engländer von Stande haben eine merkwürdige Wette gemacht. Der Eine dieser Gentlemen will als Miethkutscher durch das Land fahren, der Zweite als wandernder Musikant umherziehen, der Dritte in vier Rollen — zwei tragischen und zwei komischen — öffentlich auftreten. Wer die beste Einnahme macht, hat die Wette gewonnen, die mehrere Tausend Thaler beträgt. Der Ertrag, den die jungen Leute aus diesen Abenteuern ziehen, ist für wohlthätige Zwecke bestimmt. Am schlechtesten dürfte wohl der Lohnkutscher fahren.

Der berühmte Hosenbandorden soll eine Schwester bekommen. Die Königin Victoria will sogleich nach ihrer Vermählung einen Nebenzweig des Hosenbandordens ausschließlich für Damen stiften. Die Engländer zerbrechen sich jetzt schon den Kopf über den Namen des neuen Ordens.

Aus Frankreich.

Ein Engländer, welcher längere Zeit schon in Paris sich aufhält, und dem es daselbst sehr gefällt, wurde krank; sein Arzt rieth ihm, sechs Monate zu reisen, und erklärte ihm, daß sein Leben gefährdet sei, wenn er nicht wenigstens fünfzehnhundert Meilen während dieser Zeit zurücklegte. Fünfzehnhundert Meilen ist gar nichts, besonders für einen Gentleman. Zum Glück für den Unserigen hatte ihm der Doktor das Land nicht angegeben, welches er zu bereisen hatte, er beschränkte sich daher bloß darauf, fünfzehn Meilen in einem Tage zu machen. Sechs Monate verflossen. Nach dieser Zeit kam der Engländer zu seinem Arzte, der ihn in dem blühendsten Gesundheitszustande fand, und ihn fragte, woher er komme. „Aus Paris," antwortete der Engländer. „Wie, aus Paris?" versetzte der Doktor. „Habe ich Ihnen nicht gesagt, es zu verlassen, und augenblicklich fünfzehnhundert Meilen zurückzulegen?" „Ich habe sie mit größter Gewissenhaftigkeit zurückgelegt," versetzte der Engländer, „da ich aber die Küche von Véfour und die Oper nicht entbehren kann, so habe ich alle Maßregeln getroffen, um Ihrer Verordnung nachzukommen und doch meinen Gewohnheiten keinen Abzug zu thun." „Und wie haben Sie denn dies angestellt, Mylord?" — „Die Sache ist sehr einfach, Doktor, jeden Morgen, was es auch für Wetter sein mochte, fuhr ich mit Tagesanbruch aus meiner Wohnung, mein Wagen brannte auf dem Pflaster bis zur Bastille. Von der Vorstadt St. Antoine lenkte ich in das quartier latin, woher ich aus den äußern Boulevards kam. Paris hat sieben Meilen im Umfange; diese Fahrt zweimal täglich zurückgelegt, macht fünfzehn Meilen. Ich bin also sechs Monate gereist, befinde mich sehr wohl, ohne eine Meile Ihrer Verordnung abzuzwacken, ohne ein Ballet, ein neues Gericht oder eine Soiree bei den Italienern zu versäumen."

Aus Belgien.

Der Thierbändiger Martin, welcher seine Menagerie schon seit längerer Zeit verkauft hatte, verließ im Monat November die Stadt Gendt nächst Rotterdam, und kam nach Brüssel, wo sich seine ehemalige Menagerie befand. Es drängte ihn, seine früheren Kameraden wieder zu sehen. Er tritt in den Menagerieschauplatz, verliert sich unter der Menge, und wartet die Fütterung der Thiere ab. Als diese vor sich ging, hustete er; in demselben Momente stutzen die Thiere, lassen das Stück Fleisch, welches sie in der Schnauze hatten, fallen, stoßen ein Freudengebrüll aus, und springen und schreien, ohne daß Jemand wußte, was dies zu bedeuten habe. Martin aber erhob seine Stimme und gebot Ruhe. Sodann trat er herbei, ging in den Käfig der Thiere, und begrüßte jedes besonders. Alle bezeugten ihre Freude und ihren Gehorsam. Besonders aber gab dies das Tiegerweibchen zu erkennen. Als er sich entfernte, warf sie sich vor Schmerz in die Ecke ihres Käfigs und rührte ihre Nahrung, welche sie bei dem Vernehmen der Stimme ihres Gebieters hatte fallen lassen, nicht mehr an. Als Martin zu dem Löwen Nero kam, welcher ihn einst verwundete und seitdem nicht aufgehört hatte, ihm seinen Haß erkennen zu geben, blieb derselbe ruhig in seinem Käfig liegen. Martin sprach zu ihm und rief ihn. Nero blieb unbeweglich. Als aber Martin sich ans Weggehen machte, sprang er auf, streckte seine Tatzen aus dem Käfig hervor, und zerriß den Mantel seines ehemaligen Herrn.

Aus Spanien.

Vor drei Jahren erregte in Madrid eine junge Franciscaner-Nonne, Sro Maria del Patrocinio, großes Aufsehen, weil sie mannichfaltige Visionen hatte, und ihr Körper durch fünf offene Wunden bezeichnet war, denen man übernatürlichen Ursprung zuschrieb. Lange Zeit hindurch war sie der Gegenstand der Verehrung gläubiger Gemüther, und vielfache Wunder, Verheißungen des Sieges der Carlisten u. dgl. wurden von ihr erzählt, bis sich die Behörden der Sache annahmen, die Nonne unter strenge Aufsicht stellten, und die Wunden durch Aerzte heilen ließen. Endlich gestand die Unglückliche, der Pater Fermin de Alcaraz, aus dem Capuciner-Kloster von Prado, habe ihr vermittelst einer Reliquie die Wunden zugefügt, und ihr als Buße aufgelegt, dieselben beständig offen zu halten, zugleich aber bei allen Strafen der Hölle das strengste Stillschweigen anbefohlen. Man suchte darauf den P. Alcaraz, Capuciner, Secretair der Procuratur der Römischen Curie, und Hofgeistlichen des Infanten Don Sebastian, auf, erfuhr aber, daß er sich bereits nach Murcia begeben, und über Mallorca nach Rom eingeschifft hatte, wo er späterhin den Herrn Ramirez de la Piscina als Vertreter des Don Carlos ersetzt zu haben scheint. Die Verhandlungen über jene Wundergeschichte sind gedruckt.

Aus Mexiko.

Im Theater in Mexiko haben die Frauen fast alle die Gewohnheit, in den Logen Taback zu rauchen. Die Dame hält in der einen Hand den Fächer, in der andern eine Cigarre. Dadurch entsteht ein solcher Rauch, daß man sehr bald auf der einen Seite des Saales nicht mehr erkennen kann, wer auf der andern Seite sitzt.

Mosaik.

Boudon, ein ausgezeichneter Wundarzt, wurde eines Tages zu dem Cardinal du Bois, dem Premierminister von Frankreich, gerufen. Als er in das Zimmer trat, sprach der Cardinal zu ihm: „Aber glauben Sie nicht, daß Sie mich eben so unsanft behandeln können, wie Ihre armen, erbärmlichen Geschöpfe im Hospital „Hôtel Dieu." — „Gnädiger Herr," erwiederte der Wundarzt mit großer Würde, „jedes dieser erbärmlichen Geschöpfe, wie Ew. Gnaden sie zu nennen beliebt, ist ein Premierminister in meinen Augen."

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 3.

Bremen, Donnerstag den 9. Januar 1840.

Gestorben:

Nro. 8. Den 3. Jan. Der Zinnengießer Joh. Bollmann, 82 Jahr; U. L. Fr. Kirchhof Nro. 19.

— 9. Den 3. — Der Schuhmachergesell Christian Reinhard, 29 Jahr; Krankenhaus.

— 10. Den 3. — Des Lohndieners Carsten Schiermann Tochter, 3 Wochen; Papenstraße Nro. 3.

— 11. Den 3. — Des Reepschlägers Jens Peter Friis Petersen Sohn (todtgeb.); Korsdeich Nro. 5.

— 12. Den 4. — Des Grobbäckers Johann Heinrich Conrad Christ. Busch Tochter, 2¾ Jahr; Steinstraßr Nro. 2.

Nro. 13. Den 4. Jan. Des Arb. Joh. Friedr. Lampe Tochter, 9 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 93.

— 14. Den 5. — Der Arb. Peter Müller, 48 Jahr; Kaufmanns-Mühlenkamp Nro. 1.

— 15. Den 5. — Des Küpers Hinr. Osterloh Ehef., geb. Hedemann, 52 Jahr; auf der Hofe Nro. 1.

— 16. Den 6. — Des Fuhrmanns Heinr. Chr. Aug. Luttmann Sohn, 1 Jahr; gr. Rosenstraße Nro. 14.

— 17. Den 6. — Des Arb. Martin Waßmann Tochter, 1¼ Jahr; Düsternstraße Nr. 26.

Geburten:

Nro. 11. Den 1. Januar. Des Kaufmanns zu New-Yorck Joh. Conr. Eduard Noltenius Ehefr., geb. Tecklenborg, Geeren Nr. 38; v. e. K.

— 12. Den 1. Jan. Des Arb. Heinr. Friedr. Chr. Henke Ehefrau, geborne Tute, Theerhof Nro. 44; von einem Knaben.

— 13. Den 2. — Des Arb. Joh. Klatte Ehefr., geb. Klencke, gr. Annenstraße Nro. 67; von einem Knaben.

— 14. Den 2. — Des Instrumentenmachers Carl Christian Seebohm Ehefr., geb. Schünemann, Pelzerstraße Nro. 45; v. e. K.

— 15. Den 2. — Des Arb. Meinert Wulff Ehefr., geb. Raabe, Muggenburg; von einem Knaben.

— 16. Den 2. — Ein Knabe — Buntenthorssteinweg Nro. 113.

— 17. Den 2. — Des Kaufmanns Werner Wilkens Ehefr., geb. Grabau, Faulenstraße Nr. 32; von einem Mädchen.

— 18. Den 3. — Des Reepschlägers Jens Peter Friis Petersen Ehefr., geb. Schaub, Korsdeich Nro. 5; von einem todten Knaben.

— 19. Den 3. — Des Zimmergesellen Diedr. Knief Ehefr., geb. Seegers, gr. Johannisstraße Nro. 85; von einem Mädchen.

— 20. Den 3. — Des Arb. Joh. Friedr. Griesmeyer Ehefr., geb. Meyer, Rosenkranz Nro. 9; von einem Mädchen.

— 21. Den 4. — Des Cigarrenmachers Carl Diedr. Wiele Ehefr., geb. Tecklenborg, Geeren Nro. 38; von einem Knaben.

Nro. 22. Den 4. Jan. Des Cigarrenmachers Carl Diedr. Wiele Ehefr., geb. Ellebrecht, Löschen-Hof Nro. 3; von einem Mädchen.

— 23. Den 4. — Des Cigarrenfabrikanten Johann Gottfr. Kriete Ehefr., geb. Kleymann, gr. Johannisstraße Nro. 79; von einem Mädchen.

— 24. Den 4. — Des Stuhlmachers Joh. Christian Heinr. Riebeling Ehefr., geb. Henschen, hint. der Balge Nro. 5; von e. Knaben.

— 25. Den 4. — Des Polizei-Commissairs Berend Schumacher Ehefr., geb. Oltmann, Weerder Nro. 15; von einem Mädchen.

— 26. Den 5. — Des Glashändlers Joh. Jodocus Horstmann Ehefr., geb. Greve, Buntenthorssteinweg Nr. 250; v. einem Mädchen.

— 27. Den 5. — Ein Mädchen — Dreckort Nro. 7.

— 28. Den 5. — Ein Knabe — Hastedt Nro. 26.

— 29. Den 5. — Des Küpermeisters Bernh. Hinr. Waltjen Ehefr., geb. Krohne, Heerdenthorssteinweg Nro. 1 A; von e. Knaben.

— 30. Den 6. — Des Arb. Joh. Friedr. Behmann Ehefr., geb. Gernandt, Michaeliskirchhof; von einem Mädchen.

— 31. Den 6. — Des Maurers Joh. Hinr. Behneken Ehefr., geb. Blancke, Schwachhausen Nro. 4; von einem Knaben.

— 32. Den 7. — Des Kaufmanns Carl Engelbert Eduard Klugkist Ehefr., geb. Heidmann, Contrescarpe Nro. 4 A; von einem Knaben.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 4.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 12. Januar 1840.

Entstrahlt das Wesen Gottes nicht jeder Blüthe Pracht?
Warum nicht auch dem Werke, von frommer Hand gemacht!

Marienbild.

Von Theodor Apel.

I.

Der Abendsonne Strahlen umzittern freundlich mild
Im Haus des greisen Malers ein neu vollendet Bild.
Der Alte steht daneben mit frohem Angesicht:
„Bei Gott, in meinem Leben malt' ich noch Bess'res nicht!

Ich habe manchen Ritter und hohe Fürstenbraut
Mit gutem Glück gebildet, daß Jeder gern sie schaut:
Auch manchen Altar zieret ein Bild von meiner Hand,
Und nicht sobald verlieret mein Name sich im Land.

Doch jetzt, wo Kriegerschwärme das Land bedrükken schwer,
Verlangt im wilden Lärme kein Herr ein Bildniß mehr;
So hab' ich denn in Freuden auch mir ein Bild gemalt,
Es soll vom Glück mir zeugen, das meinem Hause strahlt.

Maria, meine Tochter, Dich malte diese Hand,
Die mir und meinem Sohne so treu zur Seite stand.
Die Mutter war gestorben, ich war so matt und krank,
Da hast Du Dir erworben des alten Vaters Dank.

Du nahmst mit frommem Sinne Dich meines Sohnes an,
Und hast an seiner Wiege des Guten viel gethan.
So lohne Gott im Himmel, was ich, ein armer Mann,
Für solche Treu und Liebe nicht würdig lohnen kann!

So hab' ich Dich gemalet, Dich, meines Alters Trost,
Auf Deinem Schooß den Knaben, der liebend mit Dir kos't!"
Er sprach's, und hielt umfangen die Tochter an der Brust
Und aus den Augen drangen die Thränen süßer Lust.

2.

Noch liegt die schöne Tochter in ihres Vaters Arm,
Da naht mit lautem Toben ein wilder Kriegerschwarm.
Sie schlugen an die Thüren: „He, holla, aufgemacht!
Dies Haus will unser Führer zur Wohnung für die Nacht!"

Der Alte birgt erschrocken die Tochter und das Kind,
Und öffnet nun den Pochern des Hauses Thor geschwind.
„Gott grüß' Euch, alter Vater! warum so schrekkenbleich?
Wir sind ja Freundesschaaren, und nicht dem Feinde gleich.

Gieb Raum, ein friedlich Lager die Nacht für unsern Herrn,
Wenn früh die Sonne taget, sind wir schon lange fern.
Denn eine Schlacht ist morgen, da bleibt wohl mancher Held,
Und heute sei geborgen, wer morgen muß ins Feld!"

Der Alte läßt den Knappen ins Haus den Eintritt frei;
Da sprengt auf stolzem Rappen der Führer selbst herbei.
„Gieb, Alter, einem Krieger für heute Ruh' und Rast,
Und kehr' ich heim als Sieger vergüt' ich Dir die Last!"

Der Alte spricht: „Herr Ritter, mein Haus ist arm und klein,
Seid ihr damit zufrieden, sollt Ihr willkommen sein."

Der Ritter steigt vom Rosse, drückt fest des Greises Hand:
„Nicht immer war's im Schlosse, wo ich die Ruhe fand.

Ich weile wahrlich gerne hier in dem schlichten Haus,
Oft ist die Freude ferne vom reichen Fürstenschmaus.
Nur klein ist mein Verlangen, ein Brot, und ich bin satt,
Und mir genügt zum Schlafen auch harte Lagerstatt."

Der Alte führt den Reiter still in das Zimmer ein,
Und bringt die besten Speisen und duft'gen alten Wein.
Der Ritter spricht dem Essen, dem Weine wacker zu,
Und streckt auf weichem Bette sich bald in süßer Ruh'.

3.

Beim ersten Morgenstrahle wacht auf der junge Held,
Springt von dem weichen Lager, und will hinaus ins Feld,
Er ruft die treuen Knappen: „Auf, sattelt mir das Roß,
Wohl wird uns schon erwarten manch tapf'rer Kampfgenoß."

Er rief's, und will dem Alten, in dessen Haus er weilt
Ein Wort des Dankes sagen, eh er von hinnen eilt;
Und als er steht und sinnet, wo er den Greis erspürt,
Sieht er, daß aus dem Zimmer noch eine Thüre führt.

Er öffnet' sie behende, tritt in den Saal hinein,
Da leuchtet's ihm entgegen wie milder Heil'genschein,
Ein Muttergottesbildniß steht dort in hoher Pracht,
Das mit dem Jesuskinde ihm sanft entgegenlacht.

Den Jüngling faßt ein Schauer, ihm ist, er weiß nicht wie,
Er sinkt im frommen Glauben zum Beten auf die Knie,

Und spricht: „O Mutter Gottes, Maria, sei gegrüßt
Mit Deinem heil'gen Sohne, der uns're Schuld gebüßt!

O schau' mit Deiner Gnade auf mich in Lieb' und Huld,
Daß ich mein Herz entlade von aller Sündenschuld;
Du weißt es wohl, Du Reine, mein Will' ist recht und gut,
Mich treibt zum Tod der Feinde nicht frecher Uebermuth.

Den Vater will ich schützen, dem ihre Schaaren droh'n,
Du wirst zum Sieg uns führen von Deinem Himmelsthron!
Doch bin ich heut am Ziele von meinem Erdenlauf,
So nimm in Deinen Himmel mich, heil'ge Mutter, auf!"

Er hebt mit frommen Zähren benetzt das Angesicht,
Da strahlt das Bild umglänzet von holdem Morgenlicht.
Auf springt der junge Krieger: „Maria, sei gepreist,
Das ist ein frohes Siegen, was mir Dein Gruß verheißt!"

Die drei Gauner von Tiundaland.

(Beschluß.)

Erich Holgersohn dankte der schönen Gytha mit den glühendsten Ausdrücken, und schlich sich hinter ihr bis zu dem Hause des Richters Knud, wo er unter dem Fenstervorsprunge mit gespanntem Ohre auf das lauschte, was er hören würde. In der That währte es nicht lange, als er über sich die Stimme der schönen Gytha, und bald darauf jene ihres Vaters vernahm. Gytha erzählte ihrem Vater, in welcher Gefahr sie geschwebt, und wie ein Fremder, und zwar eben derselbe, von dessen Rechtshändel er früher mit ihr gesprochen, sie gerettet habe. Als Knud seine Freude über ihre Rettung geäußert, und den Muth und die Geistesgegenwart des Fremden gepriesen, bedauerte Gytha, daß ihr Retter in solche Rechtshändel verwickelt worden sei. „Ich bin begierig, zu erfahren", fuhr sie fort, „wie er sich aus den Schlingen, welche ihm jene, als Schurken in Tiundaland hinlänglich bekannten drei Brüder, gelegt haben, ziehen wird. Sag' mir doch, liebes Väterchen, was würdest Du sagen, um die Ankläger ihrer Lügen zu überweisen, und Dein Eigenthum zu erhalten?"

„Ich würde List gegen List gebrauchen", erwiederte die Stimme Knud's, „und die Schurken mit ihren eignen Waffen bekämpfen." Hierauf theilte er ihr sowohl die Klagen der drei Brüder, wie auch die Art und Weise mit, wie er dieselben in Erich's Lage widerlegen würde.

Erich Holgersohn ließ sich kein Wörtchen, was Knud sprach, entschlüpfen, und kehrte mit erleichtertem Herzen von dem Hause des Rechtsgelehrten nach seinem Schiffe zurück. Auf demselben angelangt, erblickte er zwei Fremde mit weißen Stäben in den Händen; es waren die Gerichtsdiener, welche der hohe Rath von Tiundaland bereits ausgesandt hatte, ihn nach dem Gerichtshofe zu berufen. Erich Holgersohn verfügte sich nur noch auf ein Paar Minuten in seine Kajüte, wo er in größter Eile einiges in sein Buch notirte, und folgte dann ohne Säumen den Gerichtsdienern. In dem Gerichtssaale fand er bereits Gytha's Vater nebst mehreren Räthen. Nach einem feierlichen Stillschweigen nahm der Erstere das Wort und sprach zu Erich: „Ihr seid der Handelsmann aus Schweden, Namens Erich Holgersohn?" Erich bejahte.

„Es sind drei Klagen wider Euch eingelaufen, gegen welche Ihr Euch vor unserm Richter-

stuhle zu verantworten habt; seid Ihr darauf gefaßt?«

»Vollkommen«, antwortete Erich Holgersohn mit Ruhe.

»So rufet die Kläger!« Die Gerichtsdiener entfernten sich, und gleich darauf erschienen Hagbarth, Sven und Trolle.

»Erster Kläger, rede!«

Da trat Hagbarth mit frecher Stirne vor und sprach: »Ich hatte mit diesem Manne einen Vertrag geschlossen, dem zufolge ich ihm Alles, was in meinem Hause sich befand, gegen die Ladung, welche er von Helsingborg nach Tiundaland brachte, zu überlassen versprach. Ich nahm die Schiffsladung in Empfang und erwartete an dem festgesetzten Tage, daß auch er das Seine in Empfang nehmen würde. Da er aber nicht erschien, so nahm ich dieses als ein Zeichen, daß er mich meiner Verpflichtung entbunden habe, und verweigerte ihm in der Folge das, was nach unsern Gesetzen wieder mir anheim gefallen war. Dieser Mann aber begehrte noch fortwährend sein Eigenthum mit Heftigkeit, und schmähte mich auf offener Straße, wofür ich nunmehr Genugthuung und Abbitte verlange.«

»Obgleich es scheint«, antwortete Knud, »daß Ihr die Unkunde dieses Mannes mit unsern Landesgesetzen benutztet, und ihn schlauer Weise in eine Falle locktet, so kann ich nicht umhin, Euch die benannten Güter als Eigenthum zuzuerkennen, und ihm seine Schmähungen wider Euch strenge zu untersagen, insofern es so ist, wie Ihr eben sagt.«

»Ich leugne nicht«, antwortete Holgersohn, »daß ich die Frist, in welcher ich Alles, was sich im Hause befand, abzuholen hatte, versäumte; doch bedurfte ich nicht mehr die Frist zu halten, da dieser Mann seinem Recht auf sein Eigenthum für immer entsagte, indem er schon am Morgen dieses Tages aufgehört hatte, ein freier Mann zu sein.«

»Was?« rief Hagbarth, »ich kein freier Mann?«

»Wie ich Euch beweisen werde«, fuhr Erich gelassen fort. Wir schlossen den Vertrag, daß Ihr mir für meine Schiffsladung Alles, was sich in Eurem Hause befand, als Eigenthum zu überliefern hattet. Alles nämlich: Euch selbst mit eingerechnet, da Ihr Euch zu jener Zeit ebenfalls in dem Hause befandet. Werft nur einen Blick auf dieses Buch, und Ihr werdet finden, daß Euer Name bei den Gütern Eures Hauses nicht mangelt.« Nach diesen Worten zeigte er Hagbarth sein Einschreibebuch, in welchem am Schlusse der Liste sein Name figurirte, worüber Hagbarth's Nase noch ein Mal so spitzig zu werden schien, als sie schon war, er selbst aber so sehr verlegen wurde, daß er nicht zu antworten vermochte.

Knud sah Erich Holgersohn verwundert an, und sprach hierauf: »Es ist so wie Ihr sagt. Die Güter Hagbarth's sind die Euren, so wie er selbst Euer Sclave ist. Ihr aber«, sprach er zu Hagbarth, »seid der falschen Anklage überwiesen, und werdet Eure Strafe finden.«

Nun trat Sven vor die Schranken und sprach zu Holgersohn: »Gelang es auch Eurer Schlauheit, in der Rechtssache mit meinem Bruder Hagbarth den Sieg zu erringen, so wird es Euch doch nun und nimmermehr möglich sein, meine Anklage zu widerlegen.«

»Sprecht also!« herrschte der Richter.

»Seht diesen goldgestickten Gürtel, und diesen mit Juwelen besetzten Dolch«, sprach er hierauf, zu dem Richter gewendet; »beide waren seit Jahren mein Eigenthum, als mich einstens in Frankreich dieser Mann beider beraubte. Zufällig fand ich ihn hier am Strande, erkannte sogleich

mein Eigenthum, und entriß ihm dasselbe wieder.« — »Was hat Beklagter hierauf zu antworten?« fragte Knud. — »Es ist so, wie Sven sagt!« antwortete Erich Holgersohn gelassen.

»Ihr bekennt also«, fragte Knud, »daß Ihr ihm Gürtel und Dolch in Frankreich abgenommen?«

»Ich leugne es nicht«, antwortete Erich Holgersohn. »Ich machte damals eine Handelsreise mit meinem jüngern Bruder, als dieser in Frankreich so unglücklich war, meuchlings ermordet zu werden. Ich verfolgte den Mörder, ereilte ihn auf der Flucht, und entriß ihm diesen Gürtel und jenen Dolch, er selbst aber entsprang. Ihr seht also, daß dieser Mann, indem er sich als Eigenthümer zu den beiden Sachen bekennt, sich zugleich auch dadurch des Meuchelmordes an meinem Bruder schuldig giebt, und der gerechten Strafe für sein verübtes Verbrechen verfallen ist.«

Knud sah noch verwunderter auf Erich Holgersohn als früher, während Todtenblässe die Wangen Sven's überzog. Knud aber sprach: »Es ist erwiesen, daß Sven des Mordes schuldig, er soll seiner Strafe nicht entrinnen. Nun aber müssen wir noch den dritten Kläger hören.«

Jetzt trat Trolle mit kecker Stirne vor, doch konnte in seinen Mienen ein scharfes Auge erkennen, daß ihm um den Ausgang der Sache bangte. Er faßte jedoch alle Kraft zusammen und sprach zu dem Richter: »Dieser Mann, welchen ich zu Samsoe als einen Einäugigen kennen kernte, stahl mir durch Zauberei mein rechtes Auge, und ersetzte mit demselben sein fehlendes. Betrachtet ihn nur«, fuhr er fort, »und Ihr werdet finden, daß er ein blaues und ein braunes Auge besitzt.« — Knud wendete sich zu Erich Holgersohn, schüttelte bedenklich das Haupt, und sprach: »Was habt Ihr hierauf zu antworten?«

Erich Holgersohn erwiederte: »Ich kann zwar mit einem Eid bekräftigen, daß dieser Mann eben so unwahr spricht, als die Vorhergehenden gethan haben, aber ich will ihn durch einen Beweis widerlegen, welcher Euch genügen soll. Man nehme mir das Auge, welches dieser Mann für das seine erkennt, aus dem Kopfe, und thue ihm dasselbe mit dem Auge, welches er noch besitzt, sodann wäge man beide. Gehörte mein Auge früher wirklich ihm, so wird es eben so viel wiegen als das seine, gehörte es aber nicht ihm, so wird sich ein Unterschied in dem Gewichte der beiden Augen zeigen. Beliebt also, zur Probe zu schreiten, ich hoffe nicht, daß mein Kläger sich derselben wiedersetzen, und dadurch seine Schuld an den Tag legen wird.«

Trolle aber war durchaus nicht zu bewegen, sich das Auge aus dem Kopfe nehmen zu lassen, da er nicht sein Gesicht vollends verlieren wollte. — Da nahm Knud das Wort und sprach: »Ich sehe, daß Du Dich dieser Prüfung nicht unterziehen willst, weil Du einsiehst, daß Deine Verleumdung durch das ungleiche Gewicht der Augen offenbar werden würde, aber Du entrinnst dem Arme der Gerechtigkeit so wenig als Deine schurkischen Brüder.« — Nach diesen Worten besprach sich Knud leise mit den andern Räthen, worauf er folgenden Ausspruch that: »Das Gericht von Tiundaland, welches eingesetzt ist zum Schutze des Bedrängten, und zur Bestrafung des Verbrechers, verurtheilt Hagbarth so wie Sven und Trolle, als des Betruges und der falschen Anklage überwiesen, zu lebenslänglicher Galeerenstrafe. Ihre Güter aber erkennt dasselbe für das Eigenthum des von ihnen mißhandelten Schweden, welcher selbes in Empfang nehmen, und friedlich seines Weges ziehen mag.« Nach diesem richterlichen Ausspruche wurde die Sitzung aufgehoben, Hagbarth, Sven und Trolle aber gefesselt und fortgeführt. — Erich Holgersohn, dessen Unschuld

wieder in Tiundaland bekannt wurde, glaubte gegen seine Retterin, die schöne Gytha, nicht dankbarer sein zu können, als wenn er seinen jetzigen Wohlstand mit ihr theilen würde. Er warb daher um ihre Hand bei dem alten Knud, welcher ihm diese, nachdem er die Gesinnung seiner Tochter erforscht hatte, nicht verweigerte. Als aber Erich Holgersohn seine Verbindung mit Gytha vollzogen, verließ er das Land, in welchem ihm so viele Gefahren gedroht, und kehrte an der Seite einer jungen liebenswürdigen Gemahlin, mit Reichthümern gesegnet, in sein Vaterland zurück.

Corra's Kaffeehaus in Wien.

Führt einst Dein Weg Dich in die Kaiserstadt, freundlicher Leser, so unterlaß nicht, den Stephansthurm zu besteigen. Du siehst dann das schöne Weib, das genußdürstende Wien zu Deinen Füßen liegen, mit seinem reizenden Gliederbau, mit seinem offnen, ewig heitern Gesichte, mit seinen lüstern winkenden Augen. Wie das Dich einladet zum Tanzsaal des Genusses, den ihm die Natur errichtet aus goldenen Rebenhügeln und grünen Matten, wo nichts als heitere Tänze, üppige Gastmähler und ewiger Taumel! Hast Du Dich geweidet und gesättigt an dem Anblick, dann komm herab; hast Du da oben Thürme, Paläste, Straßen, Strom, Felder und Berge überschaut, so lerne auch die Menschen, die darin und darauf verkehren, kennen; hast Du die Außenseite der reichen Stadt besehen, dann wirf einige Blicke in ihr Inneres. Noch interessanter als Wien sind die Wiener. Diese Silhouette soll Dir einige Classen und Charaktere der Residenzbewohner vorführen.

Nächst dem Kärthnerthor ist eine schmale, etwas schmutzige Gasse, „das Komödiengässel", welches aber billigerweise Tollhausgäßchen heißen sollte, denn hier nehmen jene tollhäuslerischen Triumphzüge einer Elsler, Schoberlechner, Taglioni und Consorten ihren Anfang, und verleihen dem Wiener, der ohnehin nicht im Rufe eines glänzenden Verstandes steht, vollends das Aussehen des bekannten Caricaturbildes: Jean qui rit. — Huschen wir schnell durch das fatale, anrüchige Gäßchen. Das plumpe Gebäude des Operntheaters lassen wir links. Hier innerhalb einer Barrière von Cactus und Citronensträuden, ist der Punct, wohin ich Dich führe. Hier ist Corra's Kaffeehaus. Das Kaffeehaus hat jetzt zwar einen andern Eigenthümer, Namens Katzmeyer, aber man nennt es doch nicht anders als Corra's Kaffeehaus.

Wir sind gerade zur rechten Zeit gekommen. Von dem nahen Kirchthurme St. Augustin's schlägt die Glocke halb Sieben. Ihre frommen Töne geben der Versammlung im Kaffeehause das Zeichen, die dunklen innern Räume desselben zu verlassen und sich vor den Eingängen zu gruppiren, um die Prozession andächtig zu betrachten, die jetzt langsam und feierlich — zur italienischen Oper heranzieht. Hieher muß kommen, wer den frommen gläubigen Sinn Wiens kennen lernen will. Welche Verklärung spielt auf den Gesichtern dieser Prozession! Diese hochgeschmückten Frauenbilder, diese ordenbedeckten Greise, diese reichuniformirten Herren, diese eleganten Wagenzüge, diese Masse Fußgänger, — über Alle ist Ein Geist ausgebreitet. Fürwahr, selbst die Rosse schütteln stolzer ihre Mähnen und goldbordirten Troddeln im dumpfen Bewußtsein der heiligen geweihten Stunde, der ihre Herrschaft entgegengeht. Auch in andern Städten Deutschlands, namentlich in Berlin, ist das Theater noch eine Art Gottesdienst; aber es ist protestantischer

Geist darin, Kritik. Wien ist eine fromme katholische Stadt, voll Hingebung und Glaubenseifer. Das Kärnthnerthortheater ist nur eine Fortsetzung des Stephans. Wollt Ihr es etwa verargen, wenn man am Tage des Jubiläums — am Abende der Benefizvorstellung — einen feierlichen Umzug hält?!

Corra's Kaffeehaus liegt zwischen den Wendezirkeln der Wiener Conversation, zwischen dem Burgtheater und dem Operuhause, zwischen der Leopoldstadt und der Wien. Was Wunder, daß es zum Mittelpuncte wurde, worin die verschiedenen Phasen der Gesellschaft sich zusammenfinden? Man findet hier Repräsentanten jeden Standes, Officiere, Beamte, Künstler, Börsenmänner, Studenten. Hier sitzen die feindseligsten Parteien traulich vereint, das Schlachtopfer neben dem Schlachtmesser, der Literat neben dem Censor, der Theaterdichter neben dem Schauspieler, der Komödiant neben dem Recensenten, der Contremineur neben dem Liebhaber. Hier findest Du Wien im Auszuge; ein wahrer orbis pictus, wo jede Figur eine andere Classe bezeichnet.

Treten wir in das Innere dieser kleinen Welt, die, wie die wirkliche, aus vier Elementen, oder, weil das Vierelementensystem von den Neuern verworfen wurde, richtiger aus vier Zimmern zusammengesetzt ist. Treten wir in das kleinste derselben rechter Hand. An kleinen Tischen sitzen Spieler, die über Pagat ultimo oder über Slam mit einem Geschrei debattiren, dem man bald die petit bourgeoisie abmerkt. Trotz diesem Lärmen sind an den andern Tischen, nahe beim Fenster, mehrere Personen tief in die Lectüre von Zeitungen versunken. Jene Stille und Geräuschlosigkeit, die man in den meisten deutschen Lesezimmern findet, würde man in Wien vergebens suchen. Der Wiener stillt seinen Zeitungsdurst inmitten eines verfinsternden Tabackqualmes, umgeben von dem Getümmel lauter Billard-, Domino- und Kartenspieler. Jener Eifer, jene fieberische Aufgeregtheit, mit welcher der Pariser die Spalten seines Journals verschlingt, um die Schwankungen der Politik zu bewachen, ist dem bequemen und behaglichen Oesterreicher ganz fremd. Nur Einzelne interessiren sich besonders für die Tagesgeschichte der Welt, der Menge liegt sie fern. Was da draußen in der politischen Welt vorgeht, das ist dem Wiener nichts mehr als eine Komödie, und da ist ihm die wiener Komödie wahrhaftig wichtiger und interessanter; Scholz und Nestroy, die Oper und das Burgtheater sind ihm ans Herz gewachsen. In jedem Cafée wird man zehnmal eher nach der Theaterzeitung fragen hören, als nach einer politischen, und dann ist es blos die Augsburger Allgemeine. Der Wiener hat auch keine Geduld, er liest viel, aber nicht länger als bis der Kaffee abgekühlt und die Cigarre zu Ende gebrannt ist. Darum findet man in allen wiener Blättern so viel kleine Aufsätze, Anekdoten und Tagesbegebenheiten; die Redacteure müssen bei allem guten Willen zuletzt doch das Bedürfniß ihrer Leser befriedigen. Witthauer ist der Einzige, der auf Kosten seiner Casse eine Ausnahme macht.

Man findet in Corra's Kaffeehause beiläufig 90 Zeitungsblätter; deutsche, italienische, französische, englische und ungarische. Mancher Fremde dürfte sich wundern, hier die Debats, le Temps, la France, die Times, Galignani's Messenger u. dgl. Journale zu treffen, während viele politische und fast alle belletristischen Blätter Deutschlands fehlen. Indeß muß man das spinnefeine Princip der österreichischen Censur genauer kennen, um sich dies zu erklären. Die Censur in Oesterreich ist nicht mit Einem Bollwerke umgeben, sie hat verschiedene Verschanzungen und Kreise; bis hierher

darf das Volk, etwas weiter der Gebildete, noch etwas weiter der Gelehrte u. s. f. Was für den Einen verboten ist, ist es nicht für den Andern; was für Alle verboten ist, ist es nicht für die Einzelnen. Bücher und Journale in fremden Sprachen, die ein höheres, verläßlicheres Publicum voraussetzen, haben einen minder streng gezogenen Kreis, als die in deutscher Zunge. Außer der Beilage zur preußischen Staatszeitung und dem frankfurter Conversationsblatt sind alle deutschen schöngeistigen Zeitschriften zum Auflegen in den Caffees verboten. Dagegen befinden sich hier fast sämmtliche Journale, die in den Hauptstädten der Provinzen erscheinen: die Grätzer, Linzer, Salzburger, Ofner, Pesther, Preßburger, Prager, Brünner, Lemberger, Agramer, Siebenbürger, Triester, Mailänder, Klagenfurter, Inspruckter, Salzburger ꝛc. ꝛc. Die politischen Nachrichten in diesen Blättern enthalten eben nicht das klarste Wasser, geschweige reinen Wein; dennoch sind darin so viele Localnotizen, daß man einige Phasen des österreichischen Staatskörpers kennen lernen kann. Auch würde man hier eine ziemlich genaue Controle über das wilde Heer, oder eigentlich über das zahme Heer der österreichischen Schöngeister erhalten; denn hier findet man all' die kleinen Flüsse und Bächlein, in welchen die Schriftsteller des Kaiserstaates ihre Schwimmübungen machen, so gut sich dies an der Gurte thun läßt: der Sammler, Wanderer, Pannonia, Moravia, Carynthia ꝛc. ꝛc.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Der Besuch.

Bei dem Rundgang welchen einst und irgendwo ein Prediger bei seiner, ihn gewählthabenden Gemeinde machte, kam er auch zu einer Frau, welche seit mehreren Jahren bettlägrig war. Er schilderte ihr die Krankheit als Strafe Gottes für ihre begangenen Sünden mit grellen Farben. „Herr Pastor", erwiederte die Kranke, „Ihre Pflicht ist die Leidenden zu trösten und aufzurichten, nicht aber sie niederzutreten. Durch das mir Gesagte können Sie schwache Seelen zur Verzweiflung und um den Verstand bringen, wodurch Sie sich einer großen Verantwortung vor Gott aussetzen. Die heilige Schrift sagt: Wen der Herr lieb hat den züchtiget er, und hat Wohlgefallen an ihm, wie der Vater am Sohne. Wie mußte Hiob leiden, der von dem Allgütigen selbst als gerecht anerkannt wurde. Der arme Lazarus litt unaussprechlich und es steht nicht geschrieben, daß seine Leiden Strafe seiner Sünden waren. Sie haben mich früher nicht gekannt, woher wissen Sie, daß meine Leiden Strafen meiner Sünden sind? Bessern Sie sich, werthester Herr Pastor, und wenn Sie durch die Gnade Gottes auf dem rechten Wege sind, so sehe ich Ihren Besuch gerne, bis dahin bitte ich, mich damit zu verschonen."

---

* Anzeige.

Sämmtliche in meinem Verlage erschienenen: Kalender auf das Schaltjahr **1840** sind jetzt mit der neuen Thorsperr-Tabelle versehen.

G. Jöntzen,
Seemannsstraße Nro. 2 nahe dem Domshof.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.", und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Doeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die

SCHNELL- POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu **Nr. 4** des Bürger-Freundes für **1840.**

Sonntag, den 12. Januar.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Am Neujahrstage war am Hofe zu München große Gallacour. Der König saß mit der Königin unter einem prächtigen Thronhimmel, umgeben von den Prinzen des Hauses. Die Großen des Reichs, von den Kronbeamten bis herab zu den Kammerjunkern, nahten nach geschehenem Aufruf einzeln dem Throne und viele darunter hatten einen Stern oder ein Kreuz mehr, als sie nach Hause kamen. Alle blieben anwesend, bis die königliche Tafel begann, wobei die Kammerherren die goldenen Teller wechselten und die Speisen aus der Hofküche, wie den Trunk aus dem Hofkeller abholen mußten. Nach dem Tischgebet legte der Hofmarschall die Suppe vor. Die anwesenden Cavaliere und Damen durften so lange zusehen, wie der königlichen Familie das Essen schmeckte, bis der König nach dem ersten Trunk durch Kopfneigen das Zeichen zum Abgehen gab.

An den deutschen Eisenbahnen wird fortwährend täglich verhandelt, so daß im kommenden Frühjahr mehrere neue, besonders in Preußen entstehen werden. Die von Düsseldorf nach Elberfeld soll bestimmt bis zu Ende 1840 vollendet stehen. Die Bahn von Hamburg nach Berlin und von da nach Schlesien wie nach Pommern wird sehr lebhaft besprochen und man hofft, daß der Staat noch sich selbst ins Mittel schlagen werde.

Aus Erfurt. Mit dem Plan einer Eisenbahn von Berlin über Halle, Erfurt nach Frankfurt scheint es jetzt Ernst werden zu wollen. Der Staat wird 4 Proc. Zinsen garantiren. Die Bahn wird den Flußgebieten folgen: von der Saale in die Ilm, von dieser in das Thal der Gera, Apfelstedt, Hörsel, Werra, Fulda, Kinzig, Main. Die Bahn würde die schwierigste, aber auch die größte bis jetzt in Europa werden. Kosten 40 bis 50 Millionen Thaler.

Jener deutsche Astor, der als Knabe seine würtembergische Heimath verließ und mit einer kleinen Summe durch Pelzhandel das größte Vermögen in der Welt gewann, derselbe dessen Expeditionen Washington Irwing beschrieb, will in Newyork, um dieser Stadt seine Dankbarkeit zu beweisen, eine Staatsbibliothek gründen, zu deren Fonds er 3 bis 400 000 Dollar bestimmt hat. Ein Herr Cogswell, Redakteur eines Journals in Newyork, ist vornehmlich zu diesem Zweck in Deutschland angekommen; gegenwärtig hält er sich in Dresden auf. Astor's junger Enkel, der sich für deutsche Universitäten vorbereiten soll, begleitet ihn.

Das Romantische, dieses beliebte Wort, welches in Thee-Gesellschaften und bei Ladendienern, die dafür, um das harte T. zu sparen, auch zuweilen „romanisch" sagen, so oft aushelfen muß, wenn sie nicht wissen, wie sie etwas loben und schön finden sollen, das Romantische ist jetzt in den „Hallischen Jahrbüchern" dem freien Protestantismus gegenüber als eine harknäckig aus dem Mittelalter herüberlebende Form der Unfreiheit auf seinen Begriff gezogen (das ist überhaupt das Steckenpferd der „Hallischen Jahrbücher") und möglichst todt gemacht worden. Für das neue Jahr haben die beiden Redactoren versprochen, den Vernichtungskrieg gegen das Romantische fort- und durchzusetzen. Wer sich das Wort angewöhnt hat, kann also immer sacht anfangen, es sich abzugewöhnen; etwas romantisch zu finden, soll von 1840 an keine Eloge mehr sein!

Aus Frankreich.

Der schon viel besprochene neue Thierbändiger, der Amerikaner Carter, ist in diesen Tagen in Paris im Cirque Olympique aufgetreten und hat unendlichen Beifall geerntet. Löwe und Tiger waren frei mit ihm auf der Bühne; mit dem letztern rang er und er kam oft unter das Thier zu liegen; den Löwen spannte er vor einen Wagen, in welchem er stehend auf der Bühne mitten im Kreise von Schauspielern umherfuhr, welche unbedenklich zusahen. Sodann erschien er in einem großen Käfige, von allen seinen Thieren umgeben. Man hat über die Art, wie er sich da sein Bett bereitete, sehr lachen müssen. Er legte nämlich den Löwen und die Löwin neben einander auf den Boden, den Panther als Kopfkissen aber querüber und sich selbst darauf. Bei aller Vertraulichkeit, in der er mit seinen Thieren lebt, versäumt er doch Vorsichtsmaßregeln nicht. Den Thieren ist, wenn sie frei sind, ein Halsband von Ochsenziemer angelegt, mit welchem er sie, wie er sagt, im Nothfalle leicht würde erwürgen können. Als er zuletzt gerufen wurde, erschien er mit einem Tiger.

Zu Boos bei Rouen ereignete sich neulich der seltene Fall, daß bei einem Prozeß beide Partheien zugleich durchfielen. Es wurde nemlich im Saal des Friedensgerichtes gerade eine Streitsache zwischem dem Pfarrer und den barmherzigen Brüdern von Mesnil-Esmenard verhandelt, als plötzlich der Fußboden einbrach, und Richter, Partheien und Zuschauer bunt durcheinander kollerten. Zum Glück hatte der Vorfall keine andern Folgen, als daß ein unten arbeitender armer Scheerenschleifer, auf den die ganze Last des Prozesses fiel, ein paar leichte Quetschungen erhielt.

Der Abbé Solente, von St. Acheul, schenkte der Ge-

sellschaft der Alterthumsforscher einen bleiernen Sarg aus der gallorömischen Epoche, der neuerdings in der Nähe der Kirche entdeckt wurde. Er enthält das wohlerhaltene Skelett einer Frau, zwei Glasurnen, mehrere Nadeln von Holz und einige Reste von einem gestrickten Stoff. Ein Hr. Rose, Pfarrer von Tilloy-les-Conty schenkte eine Medaille, welche die Stadt Konstantinopel zur Zeit Konstantins darstellt; sie wurde in einem Sumpf auf dem Gebiete dieser Gemeinde gefunden.

Ein ganz ungewöhnlicher Fisch wurde in der Nähe von Havre gefangen. Er hatte die Gestalt eines Seelöwen, die Haut hatte aber regelmäßige Flecken wie ein Tigerfell, weshalb einige Personen ihn Seetiger nannten. Er wurde am 4. December nach Paris gesandt, um daselbst näher untersucht zu werden.

Der „Courrier von Bordeaux" schildert den Kaufmannsstand daselbst folgendermaßen: „Der Kaufmann arbeitet in seinem Comptoir bis vier Uhr Nachmittags; dann fährt er entweder in einem Omnibus, wenn er in der Vorstadt wohnt, oder geht, wenn er im Innern der Stadt sein Geschäft hat, nach der Börse. Hier macht er Geschäfte oder auch nicht, er erkundigt sich in den Bureaus der Inhaber von Colonial-Waaren, dann steigt er wieder in einen Omnibus und fährt nach Hause. Sein Tisch ist vortrefflich servirt; er spricht über Alles, besonders aber über Kaffee, Zucker, Branntwein und Wein. Befindet man sich zu einem großen Diner bei einem Kaufmann, so hört man bald nach der Suppe auf allen Punkten der Tafel mit Kennermiene und Kunst-Ausdrücken über die Eigenschaften der Weine diskuriren. Vom Weine geht die Unterhaltung gewöhnlich auf die Theater über; von der Politik spricht man wenig, wenn sie nicht gerade einmal mit dem Handel nahe in Verbindung steht, z. B. wenn es sich um ein Zollgesetz, eine Zucker-Abgabe u. s. w. handelt. Zu Abend geht der Kaufmann regelmäßig in's Kränzchen oder in die Ressource." — So ziemlich Alles wie bei uns; Geld, Vergnügen und Zeitvertreib sind die einzigen Interessen Derer, die nur an sich und ihren Glanz, und bei vollem Geldkasten nicht an ihre eigene, schauerliche Leerheit denken!

Aus England.

Es ist eine höchst auffallende Erscheinung, daß sich gegenwärtig in Londoner öffentlichen und Privatanstalten zur Behandlung der Tollheit und in der nächsten Umgebung dieser Stadt nicht weniger als sechzig Männer und Weiber befinden, welche sich selbst für die legitimen, aber nicht anerkannten Souveraine des Königreichs halten. Eine Patientin beharrt bei der Behauptung, daß sie die wirkliche Königin Victoria sei und daß sie nur darum in ein Tollhaus eingesperrt worden, damit sie verhindert würde, den Thron ihrer Väter zu besteigen. Sie behauptet mit der größten Bestimmtheit, daß sie vom Premierminister Lord Melbourne in der Absicht dahin geschafft sei, um einer Lady den Weg zum Throne zu bahnen, welche nunmehr das Reich regiere. Es ist ein traurig komischer Anblick, zu sehen, mit welchem Pathos die Unglückliche der Wache zusetzt, indem sie ihr fortwährend zuruft: „Zurück, zurück! Platz gemacht für Eure herrliche Königin Victoria!"

Der Engländer Murray hat eine Reise in die fernsten Theile des Westens der vereinigten Staaten, in die Indianerstämme hineingemacht, und eine Reise-Beschreibung in London herausgegeben („Travels in Nord-America"). Da berichtet er unter Anderem, daß die Indianer die meisten wohlthätig erscheinenden Dinge mit „Arznei" zusammensetzen. So nennen sie ihren Gott „dicken, großen Arzneimann", das Pferd „Arzneivieh", die Flinte „Arzneiwaffe". Ob sie wohl unsre vielen Aerzte Arzneimänner nennen würden?

Mosaik.

Bonaparte ging in Valence besonders mit Montalivet und Bachasson um und Sonntags besuchten sie zusammen die Umgegend der Stadt. Oefters sahen sie ein Zeit lang einem Balle unter freiem Himmel zu, den für wenig Geld ein Krämer in der Stadt gab, welcher in seiner Mußezeit aufzuspielen pflegte. Dieser Geigenspieler war früher Soldat gewesen, hatte sich, als er den Abschied erhalten, in Valence niedergelassen, sich verheirathet und trieb dort seine doppelte Industrie; da jedoch auch sie noch nicht hinreichte, ihm sein Auskommen zu verschaffen, so suchte er noch um eine Stelle als Copist in einem Verwaltungsbureau nach. Hier war es, daß die ersten Freiwilligen-Bataillone ihn im Jahre 1790 aufgriffen und mitnahmen.

Dieser ehemalige Soldat, Krämer, Geigenspieler und Copist war der später so berühmt gewordene Marschall Victor, Herzog von Belluno.

Der Stahl kann 300 Mal theurer gemacht werden als reines Gold von demselben Gewicht; 6 Uhrfedern von feinem Stahl, die nur einen Gran wiegen, kosten gegen 3 Thlr., 1 Gran Gold dagegen kostet nur 18 Pfg.

Frag' und Antwort.

Sprich, Achtzehnhundertvierzig,
Was giebst Du uns zu sehen? —
„Je nun, die Welt verwirrt sich,
Und nennt das vorwärts Gehen;
Und jedes Menschlein irrt sich,
Doch Keiner mag's gestehen;
Genug, was sonst geschehen,
Gewiß auch zeigen wird sich
Das Achtzehnhundertvierzig!"

Franz Porta.

Frische That.

Ich hab's gehört aus ihrem eignen Munde:
Die frische That sei besser als das Wort.
Und froh vernahm ich diese süße Kunde,
Und immer tönt's vor meinem Ohre fort:
Die frische That ist besser als das Wort.
Drum naht' ich mich des lieben Mädchens Munde
Und küßt ihn liebedurstend fort und fort;
Sie hat's gewährt von dieser selben Stunde
Denn — frische That ist besser als das Wort!

Bühren.

Der Liebsten Augen.

Die dummen Leute nennen
Die Augen meiner Liebsten grau;
Ich muß sie besser kennen:
Sie sind vom allerschönsten Blau;
Denn schau' ich ihr in's Aug hinein,
So lacht der Himmel mir entgegen;
Der Himmel muß doch blau wohl sein,
Was auch die Leute sagen mögen!

Bühren.

A. Daves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 4.

Bremen, Sonntag den 12. Januar 1840.

Gestorben:

Nro. 20. Den 6. Januar. Des Arb. Martin Wassmann Tochter, 1¼ Jahr; Düsternstraße Nro. 20.

— 21. Den 7. — Des Arb. Joh. Hinr. Schwiebert Sohn, 2½ Jahr; gr. Payeken-Gang Nr. 5.

— 22. Den 7. — Der ehemalige Briefbesteller Herm. Wilh. Hust, 73 Jahr; Armenhaus.

— 23. Den 7. — Der Küper Cord Bothe, 34 Jahr; Buntenthorssteinweg Nr. 243.

— 24. Den 7. — Des Schneidermeisters Friedrich Gerhard Pentz Sohn (todtgeb.); Molkenstraße Nro. 54.

— 25. Den 8. — Des verst. Pastors zu Arsten Hinr. Nicol. Achelis Wittwe, geborne Behrens, 73 Jahr; Großenstraße.

— 26. Den 8. — Des verst. Maurergesellen Johann Friedr. Liebich Wittwe, geb. Bringmann, 74 Jahr; Elhornstraße Nro. 24.

— 27. Den 8. — Der Clubbwirth Johann Hermann Häsehus, 57 Jahr; Grünenstr. Nr. 112.

— 28. Den 8. — Des Arb. Hartje Boschen Ehefr., geb. Uhlhorn, 27 Jahr; Steinern-Kreuz Nro. 3.

Nro. 29. Den 9. Jan. Des Cigarrenmachers Joh. Heinr. Julius Windels Ehefr., geb. Wapniefsky, 23 Jahr; Bellois-Weg (Hohenthorsstraße).

— 30. Den 9. — Des verst. Bäckers zu Hastedt Joh. Michael Meyer Wittwe, geb. Schmelzkopf, 62 Jahr; Hastedt.

— 31. Den 9. — Der Schlachter Joh. Heinr. Kummer, 49 Jahr; Kupferschläger-Gang Nro. 9.

— 32. Den 9. — Der Schmiedemeister Jost Herm. Gastmeyer, 35 Jahr; Geeren Nro. 31.

— 33. Den 9. — Des verst. Consumtionsgehülfen Joh. Heinr. Docke Wittwe, geb. Krameyer, 46 Jahr; große Rosenstraße Nro. 15.

— 34. Den 9. — Der Fuhrmann Jacob Wentzel, 71 Jahr; Rembertistraße Nro. 25.

— 35. Den 10. — Der Handlungsgehülfe Gerhard Nicolaus Bulling, 25 Jahr; Wegesende Nro. 28.

Geboren:

o. 35. Den 4. Januar. Des Arb. Hinrich Drewes Ehefr., geb. Lange, Hastedt Nro. 88; von einem Knaben.

- 36. Den 5. — Des Tapezierers Joseph Forquignon Ehefr., geb. Kreib, Molkenstraße Nro. 47; von einem Knaben.

- 37. Den 5. — Ein Mädchen — Buntenthorssteinweg Nro. 134.

- 38. Den 5. — Des Schlossermeisters Martin Wilkening Ehefr., geb. Lagemann, Geeren Nro. 43; von einem Mädchen.

- 39. Den 5. — Des Küpers Carl Schmidt Ehef., geb. Schöne, kl. Sortillenstraße Nro. 5; von einem Mädchen.

- 40. Den 6. — Des Küpermeisters Herm. Wilh. Meyerholt Ehefr., geb. Dornau, gr. Rosenstraße Nro. 5; von einem Mädchen.

- 41. Den 6. — Des Färbers Reinhard Kemker Ehefr., geb. Lampe, am Brill Nro. 18; von einem Knaben.

- 42. Den 6. — Des Schuhmachers Herm. Hinrich Wiesing Ehefr., geb. Schütte, Obernstr. Nro. 38 (Vorst.); von einem Mädchen.

- 43. Den 7. — Des Leinenhändlers Carl Heinrich Niemeyer Ehefr., geb. Otten, Heerdenthorswallstraße Nr. 35; v. einem Mädchen.

Nro. 44. Den 7. Jan. Des Schneidermeisters Friedrich Gerh. Pentz Ehefr., geb. Borchers, Molkenstraße Nro. 54; von einem Knaben.

— 45. Den 7. — Des Buchbinderamtsmeisters Gottl. Heinr. Hennings Ehefr., geborne Peine, Obernstraße; von einem Knaben.

— 46. Den 7. — Des Buchbinders Ludwig Friedr. Bleidorn Ehefr., geb. Burhop, Hastedt Nro. 59; von einem Mädchen.

— 47. Den 8. — Des Schneideramtsmeisters Leopold Dolge Ehefr., geb. Schröder, Langenstraße Nro. 120; von einem Knaben.

— 48. Den 8. — Des Arb. Herm. Droop Ehefr., geb. Fincke, Theerhof Nro. 5; von einem Knaben.

— 49 und 50. Den 8. — Des Schuhmacherm. Joh. Heinr. Eberh. Coors Ehefr., geb. Tölken, Stavendamm Nro. 16; von Zwillings-Knaben.

— 51. Den 8. — Des Cigarrenmachers Joh. Heinr. Julius Windels Ehef., geb. Wapniefsky, Bellois-Weg Nro. 2 (Hohethorsstraße); von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

. 4. Der Kaufmann Henrich Schröder und Regine Agnes Iken, Beide von hier.

- 5. Der Branntweinbrenner Diedr. Wilken und Metta Poggenburg hieselbst.

Nro. 6. Der Landmann Joh. Heinr. Wilhelm Fischer und Anna Köster hieselbst.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 5.



Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 16. Januar 1840.

Es spricht in hohem Staunen der König sanft und mild:
„Beim großen Gott, du maltest ein Muttergottesbild!“

Marienbild.

Von Theodor Apel.

4.

In Siegesahnung muthig sprengt mit der Kriegerschaar
Dorthin der Held, wo blutig die Schlacht begonnen war.
„Maria!“ ruft' er freudig, als in den Feind er brach,
„Maria!“ tönt' es leise in der Ritter Herzen nach.

Wohl waren stark die Feinde, der König schwer bedroht,
Als ihm der Sohn erscheinet, ein Retter in der Noth.
Kühn dringt er in die Massen mit seinen Kämpfern ein,
Und haut sich blut'ge Gassen durch die gedrängten Reih'n.

Wohl stürzen der Genossen an seiner Seite viel,
Und Ströme Blutes flossen im wilden Schlachtenspiel;
Doch drängt der junge Krieger von neuem stets voran,
Maria zeigt zum Siege, den sie versprach, die Bahn.

Sieh dort die Reihen schwanken, die schnell zurück sich zieh'n,
Durchbrochen sind die Schranken: Sieg, Sieg, die Feinde flieh'n!
Sie flieh'n in wirren Haufen, nicht achtend ihre Schmach,
Die Unsern sprengen jauchzend den Ueberwund'nen nach.

Den tapfern Sohn umarmet der königliche Greis:
„Nimm hin des Sieges Palme, Dir nur gebührt der Preis!“

Da neigt der Sohn erröthend sein glühend Angesicht:
„Nein, Vater, mir gehöret die Siegeskrone nicht:

Maria, Mutter Gottes, Dir beug' ich meine Knie
Die mit dem heil'gen Sohne mir heute Sieg verlieh,
Du warst mir nah verbündet mit Deiner Himmelsmacht,
Und hast mir Sieg verkündet, da kaum der Tag gelacht!"

Die Ritter hören staunend vom Wunder den Bericht,
Und wagen nicht zu glauben, was seine Lippe spricht.
Er aber ruft im Eifer: „Schaut selbst das Bildniß an,
Das mich zu dem begeistert, was diese Hand gethan!"

5.

Die Abendsonne strahlet, die Luft weht sanft, gelind,
Vor'm Hause sitzt der Maler, Maria und das Kind;
Da braust es her von ferne, bald werden sie gewahr,
Es nah'n zwei stolze Helden mit einer Ritterschaar.

Es ist der greise König, bei ihm sein tapf'rer Sproß,
Der in des Malers Hause Maria's Gruß genoß.
„Wo ist, Du wack'rer Meister, das Muttergottesbild,
Das heute mich begeistert zum Sieg im Schlachtgefild?"

Der Alte stürzt zu Boden und spricht auf seinen Knie'n:
„Das Bild der Mutter Gottes hat nicht den Sieg verlieh'n.
Das Bild, vor dem Du knietest, stellt meine Tochter dar,
Ich selbst war in dem Zimmer, ward es von fern gewahr."

Da murren laut die Ritter, und ernst der Jüngling spricht:
„Du sahst es, daß ich irrte, und warntest doch mich nicht?"

Der Alte spricht: „Ich hörte, o Herr, Dein brünstig Fleh'n,
Und wenn mein Wort Dich störte, wär' Sünde wohl gescheh'n.

Sollt' ich mit Eifer löschen der heil'gen Andacht Gluth?
In deiner Brust ertödten den hohen Siegesmuth?
Hat doch der Heil'gen Gnade Dich wunderbar verklärt,
Und, wie Du flehend batest, glorreichen Sieg gewährt!"

Der König steigt vom Rosse: „Ich will das Bildniß seh'n,
Durch dessen Macht dem Sohne so großes Heil gescheh'n."
Er geht zum Saal, wo sittsam, den Knaben an der Hand,
Bei ihrem Bild Maria, die holde Jungfrau stand.

Und lange schaut der König das Bild, die Jungfrau an,
Und still, in frommer Andacht, steh'n Alle, die es sah'n,
Da endlich spricht zum Alten der König sanft und mild:
„Beim höchsten Gott, Du maltest ein Muttergottesbild!

Entstrahlt das Wesen Gottes nicht jeder Blüthe Pracht?
Warum nicht auch dem Werke, von frommer Hand gemacht?
Drum werde mit dem Bilde der Hochaltar geschmückt,
Daß es durch seinen Segen auch And'rer Herz beglückt!"

Und weinend drückt der Alte die Töchter an die Brust:
„Mein Kind! mein Kind! ich danke Dir wieder hohe Lust.
Das ist der Lohn der Tugend, den uns der Herr verheißt,
Du hast den Lohn errungen — Maria, sei gepreist!"

Das Jahr 1740.

Des Menschen Leben dauert siebzig Jahre, wenn's hoch kommt achtzig, und hier etwas we-

niger, dort etwas mehr als dreißig Jahre bezeichnen die Zeitmarke, vor und nach welcher der Baum der Menschheit fortwährend gleichviele Blätter abwirft und festhält. Auch die Völker sind Persönlichkeiten, welche wachsen und blühen, welken und zum Grabe neigen; auch sie haben ihre Kindheit und Jugend, eine Zeit der Kraft und Wirksamkeit und ein hinfälliges Alter; auch sie haben ihre Nahrung, leibliche und geistige, an der sie erwachsen und sich kräftigen und das Leben fristen, und ihre Gifte und Miasmen, an denen sie erkranken und sterben. Wir ahnen es, auch diesen sonderbaren Wesen ist eine mittlere Lebensdauer und ein absolutes Lebensziel festgesetzt; aber dieses Gesetz verhüllt sich uns, und wir wissen nur, daß Nationen unausbleiblich sterben, wenn auch nicht des leiblichen, doch des geistigen Todes. Und wenn es wahr ist, daß die Seele des abgeschiedenen Menschen irre die alte Wohnstätte seiner Leiblichkeit umschwebt, so ist es mit den Völkerpersönlichkeiten gerade umgekehrt: sie spuken oft noch im Fleische auf Erden, während ihr Geist längst gestorben ist.

Der Mensch macht am wiederkehrenden Tage seiner Geburt einen Einschnitt in das Kerbholz seines Lebens; aber roth schreibt er in diesem einförmigen Kalender die Zeitpunkte an, wo er in der Welt etwas geworden und wo er ein Weib genommen; und er feiert seine silberne Hochzeit, weil aus der goldenen doch so selten etwas wird, und wenn es recht gut geht, das Fest seiner funfzigjährigen Amtsführung; am leichtesten gelangt er zum Doktorjubiläum, denn der Doktorhut ist in manchen Ländern und Ständen eine Art toga virilis, die man nimmt, wenn man erst anfangen soll, etwas zu lernen.

Im Lebensregister der Völker ist ein Säkulum ungefähr so viel als ein Jahrescyclus im Bewußtsein des Individuums. Sie feiern die hundertjährigen Geburtstage ihrer Erfindungen, Schlachten und Eroberungen ihrer großen Männer und ihrer Regierungen. Jahr für Jahr bringt irgend ein Erinnerungsfest, und des Bedeutenden ist so viel im hundertjährigen Geschichtskalender, daß manches einflußreiche Ereigniß bei der Wiederkehr seines Säkularjahrs gar nicht salutirt wird. So dachte kürzlich kein deutsches Theater daran, die im Jahr 1737 erfolgte solenne Beisetzung Hanswursts durch Gottsched und die Neuberin auch nur durch einen schlechten Prologus zu feiern; und doch ist jener symbolische Akt von der höchsten Bedeutung, sofern er den Zeitpunkt bezeichnet, wo der deutsche Volkshumor vollends glücklich und offiziell von der Bühne ausgetrieben und dieselbe definitiv zur Anständigkeit und dem Weltton gezähmt wurde. Man hätte sich wohl vorhalten dürfen, wie herrlich weit wir es seitdem gebracht, obgleich es erst hundert Jahre her ist, daß die deutsche komische Muse nicht mehr im franken Lachen über ihre eigenen Späße die Zähne weist, sondern im Wiedergeben fremden Witzes manierlich das Gesicht verzieht.

Während das Säkulum leise an dem Maßstab fortkriecht, auf dem das Jahr der Linie und das Jahrzehend dem Zoll entspricht, treten wir ein gemeines Jahr mit einer Ziffer hinten gleichgültig an; tritt doch nur das unbedeutendste Glied in der Tetrarchie der Jahrszahl vom Regimente ab, um gleich nach zehn Jahren wieder einzutreten. Aber einen tiefern Einschnitt bildet ein Jahr, mit dem eine neue Ziffer an der dritten Stelle erscheint und am Decimalfuß des Säkulums ein Zoll sich abschließt. Der Jahreswechsel ist in diesem Falle der Einbildungskraft bedeutsamer als gewöhnlich. Der Mensch blickt nachdenklicher in seine Vergangenheit und in seine Zukunft und läßt am Rosenkranze seines Lebens

wehmüthig ein Paternoster fallen. Wendet man sich dann aber vom eigenen Ich weg dem allgemeinen Leben, den Angelegenheiten der Welt und des Vaterlandes zu, so haftet der Gedanke unwillkürlich an der Betrachtung, wie es bei derselben Zeitkerbe im verflossenen Jahrhundert gewesen.

So eben haben die Dreier, welche in Europa die unruhigste Ruhe und den kriegerischsten Frieden beherrschten, den Vierern Platz gemacht, und wir fassen mit Interesse den entsprechenden Zeitpunkt des vorigen Säkulums, das Jahr 1740 in's Auge.

Das Jahr 1740 ist in der physischen und politischen Geschichte Europas ein sehr bedeutendes, durch einen außerordentlichen Winter und durch zahlreiche, wichtige Regierungswechsel.

Auf das Jahr 1739, das ein ungewöhnlich nasses und kaltes gewesen war, folgte ein Winter, der durch ganz Europa mit fast unerhörter Strenge und Hartnäckigkeit wüthete und in mancher Beziehung dem großen Winter von 1709 den Rang streitig macht. Schon im Oktober des Jahres 1739 trat ungewöhnliche Kälte ein, so daß in vielen Strichen Deutschlands die Trauben am Stock erfroren, und im November waren viele Flüsse mit Eis bedeckt. Auf den mildern December folgte im Januar 1740, etwa vom 7ten zum 15ten, in ganz Europa ein furchtbarer Frost, und dann noch zwei heftige und lange Kälteperioden, im Februar und im März. Ueberall wurden die perennirenden Gewächse entweder gänzlich zerstört oder auf lange Zeit gelähmt; überall erfroren schaarenweise die Thiere des Feldes, die Hausthiere und eine Menge Menschen. Sehr lange blieb dieser Winter im Gedächtniß des Volks als eine große Plage angeschrieben, und er wurde selbst vom strengen Winter von 1776 nicht aus der Erinnerung verdrängt, weil dieser ihn wohl im Kältegrade einzelner Tage übertraf, aber bei weitem weniger anhaltend und verderblich war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Corra's Kaffeehaus in Wien.

(Fortsetzung.)

Ueberschaut man diesen Haufen von Wochen-, Tag-, Stunden- und Secunden-Blättern, von denen die meisten außerhalb des Druckortes auch nicht dem Namen nach bekannt sind, so beschleicht uns tiefe Wehmuth und herzliches Bedauern, wenn man bedenkt, daß diese erbärmlichen Organe fast die einzigen sind, durch welche der österreichische Schriftsteller in die Oeffentlichkeit gelangen kann. Die große freie Heerstraße der deutschen Literatur: der Meßkatalog, ist ihm versperrt. Der österreichische Schriftsteller kann seine Kraft nicht in einem Buche sammeln, denn er findet keinen Verleger. Die Buchhändler seines Vaterlandes sind eigentlich — wie alle Sortimentshändler — nur Buchkrämer. Von dem nichtösterreichischen Verleger trennen ihm — Zollverhältnisse! Kein Buchhändler will sich's gefallen lassen, von den Gedanken, die er kauft, so viel Abzug zurückzulassen, als das österreichische Censur-Zollamt verlangt; Contrebande zu treiben und seine Ideen heimlich aus dem Lande zu schaffen, ist für einen Schriftsteller ein trübseliges Geschäft. Ihm bleibt also nur noch das Theater. Aber nicht Jeder hat Grillparzer's Genius und Bauernfeld's Glück. Zudem hat in Oesterreich nur jenes dramatische Talent Geltung, welches an der kaiserlichen königlichen Hofbühne die Legitimation erhielt. Das Burgtheater ist aber von Wienern so belagert, daß der Landjunker, der sein Kindlein in die Residenz bringt, trotz aller Kraft, welche ihm inne wohnt,

nicht im Stande ist, durch dieses Gedränge sich Platz zu machen. So bleibt denn den Meisten kein anderer Weg übrig, als das Journal, oft nur das Provinzialblättchen.

Treten wir in das zweite Zimmer, welches eigentlich das erste ist, denn hier ist der Eingang und der Sitz der dame du comptoir. Zwei Billardtische stehen neben einander, und ringsum plauschen behaglich eine Menge Leute mit den verschiedensten Physiognomien. Alle Sprachen Europas hört man hier, Deutsch in allen Dialekten, und dazwischen das breite Wienerische; — ein wahres Babel, obgleich ich nicht genau weiß, ob man zur Zeit des babylonischen Thurmbaues auch schon Wienerisch gesprochen hat.

Beginnen wir unsere Musterung gleich bei dem Ersten, der neben der dame du comptoir steht, und eifrig mit ihr conversirt. Es ist ein kleines lebhaftes Männchen, und die Dame titulirt ihn zuweilen Herr von ***, zuweilen Herr Regierungsrath. Was liegt an dem Namen? Aber er ist einer der höhern Staatsbeamten, der hier unter Schauspielern, Ballettänzern, Kaufmannsdienern, Studenten und unter Leuten aller Classen, ohne Prätension, ohne den leisesten Gedanken an eine Ausschließung umhergeht. Betrachte diesen Mann nicht etwa als eine Ausnahme von der Regel; es ist vielmehr die Gattung, die ich damit bezeichnen will. Man begegnet in Wien den höchsten Staatsbeamten an öffentlichen Orten, ohne eine Ahnung jenes Separationsgeistes der in dem übrigen Deutschland Museen, Casinos und ähnliche Contumazanstalten hervorruft, wo sich der Herr Referendar und der Herr Secundelieutenant von einander absondern, damit sie gar nicht von der Nähe solcher Personen, die sich nicht zu so hohem Range emporgeschwungen, berührt werden. Der wiener Beamte — ich sage nicht: der österreichische — ist einfach, liebenswürdig, anspruchslos. Von jenem Bureaukratenstolz, der Berlin für Viele unausstehlich macht, ist in Wien keine Spur; die Nähe des Hofes sichert vor Ueberhebung, und das gemeine Sprüchwort: es giebt Herren über Herren, nivellirt Alles. Kaiser Franz fragte einst einen etwas hochnasigen Hofrath, ob er bereits das neue Restaurationslocal in Hietzing gesehen habe? Ew. Majestät — erwiederte jener — es würde sich für einen kaiserlichen Beamten nicht schicken, derlei öffentliche Orte zu besuchen. — „Na," sagte Franz mit seinem gewöhnlichen trockenen Humor und im besten Wienerisch, „i bin do a an kaiserlicher Beamter und bin do schon d'raus g'west!"

In Bezug auf äußere gesellige Gleichheit hat Wien nur einen Vorläufer in Europa — Paris. Aber Paris steht im Puncte der Herzlichkeit, mit welcher jene Gleichheit gepaart ist, Wien nach. Der Franzose befindet sich auch in Wien à son aise, ob gleich die Wiener nicht allzu gut auf Frankreich zu sprechen sind. Es mag dies vielleicht noch aus Erinnerungen von 1809 herrühren, obgleich man gestehen muß, daß sich die Franzosen damals ritterlich, und im Vergleich mit andern Siegern auch großmüthig benommen haben. Es ist bekannt, daß das Monument des Kaisers Joseph, während der ganzen Zeit der Besetzung Wiens durch die Franzosen, nebst einer Wache von wiener Bürgern, auch noch eine Ehrenwache von Napoleon erhielt. Selbst Herr v. Hormayr läßt in seinen Denkwürdigkeiten den Franzosen in diesem Puncte einiges Recht widerfahren. Dennoch ist die Abneigung des Wieners gegen dieselben eine nicht unbedeutende, und wie wenig sonst die Politik in das Leben, in die Ansichten und Neigungen des Oesterreichers bestimmend eingreift, hier ist doch zum Theil darin der Grund zu suchen. Der Wiener hat auch das deutliche Gefühl, daß

er, in Beziehung der großen Fragen, die seit 1789 die Welt erschüttern, gegen den eigenen Willen ein Antipode der Franzosen ist und war; das Princip und die Tendenzen des österreichischen Cabinets zwängt die Wiener in eine Opposition, die sie weder aus Ueberzeugung noch mit Taktik und Geschicklichkeit zu behaupten wissen. Der Wiener ist Deutschen, Engländern und Franzosen gegenüber, was höheres Leben betrifft, demüthig still und betroffen. Die kalten Insulaner schweigen in solchen Momenten, die Deutschländer verstummen bald, wenn sie das hiesige Leben genießen, nur die Franzosen kümmern sich wenig darum, und sind die Ruhescheucher der behaglichen Wiener. Man kann in Corra's Kaffeehaus einen Schwarm derselben finden, die lärmen, als ständen Napoleon und der Fürst von der Lobau noch draußen vor dem Verhau des Praters. Die Franzosen, stets elegant gekleidet, sind aber wirklich vornehme Personen, sie gehören dem diplomatischen Corps an — — sie sind die Köche Ihrer Excellenzen der Herren Gesandten von England, Frankreich ꝛc. Abgesehen von der Heiligkeit ihrer diplomatischen Sendung wissen sie auch, was das Wort Koch! in Wien für Bedeutung hat.

Interessanter als diese Franzosen ist jene Gruppe von Italienern; es sind honorable Männer darunter, die für eine wöchentliche Arbeit von drei Stunden jährlich 40 bis 60,000 Franks erhalten. Allen Respect vor solchen Sängern! Bei Corra kannst Du die Bekanntschaft von Coselli, Marini, Badiali, Novero, Salvi machen, und wie all die Kehlenritter heißen, die jetzt Italien seinen Mucius Scävola, Tacitus, Ariosto und Correggio ersetzen. Jenes kleine Männchen mit dem blassen, interessanten, feuerblickenden Kopfe auf einem säbelbeinigen, kurzarmigen Stumpfe ist der Tenor Poggi, dessen Gesang, den Frauen gegenüber, dem Hauche der Klapperschlange gleicht. Ich habe noch keine Dame gehört, die nicht mit Extase von diesem Sänger gesprochen hätte. Es ist bekannt, daß die reizende Gräfin S....., eine der ersten und reichsten russischen Damen, diesen säbelbeinigen Sänger von Stadt zu Stadt begleitete, und ihr Verhältniß zu ihm ohne Hehl an den Tag legte. Wenn es auch nicht zu glauben ist, wovon Viele Augenzeugen gewesen sein wollen, daß die schöne Gräfin, selbst in zahlreicher Gesellschaft, sobald ihr Liebling eintritt, aufsteht und ihm zärtlich die Hand küßt, so ist es dagegen authentisch, daß sie für ihn eine prachtvolle Villa am Comosee gekauft hat. Immer bleibt ein solches Verhältniß in einem gewissen Glanze von Poesie, und Laube hätte einen solchen Stoff früher nicht aus der Hand schlüpfen lassen sollen. On dit, daß die Gräfin gegenwärtig den Sänger verlassen und einen italienischen Dichter in Gunst gesetzt habe.

Dieses Sprachgewirr übertönt vom Billardtisch im breiten wiener Idiom: „Dös is a G'spas, i hob'n Roth'n g'spielt, un hob'n Gelb'n troff'n.“ Das ganze Zimmer scheint von dieser Stimme zu erzittern; neugierig trittst Du näher und erblickst einen Menschen, dessen stämmige Figur, dessen freundliches nichtssagendes Gesicht, dessen plumpe Haltung einen urbanisirten Bauernburschen verrathen; das à la jeune France frisirte Haar contrastirt seltsam mit den Gesten des bebrillten Männleins. Er ist ganz vertieft ins Spiel, worin er ein Meister ist, mit offenem Munde starrt er die Bälle an, und begleitet jeden Stoß des Gegners mit Beugungen des Körpers. Er spricht und benimmt sich so, als wäre er gestern erst aus dem kleinsten Dorfe in Ober-Oesterreich herabgekommen, und er ist doch schon lange ein Schooßkind der Residenzbewohner; das bäuerische Männchen ist der erste Baßsänger Deutschlands: Joseph

Staudigel. Oesterreich ist mit Gesang und Wohllaut gesegnet, die besten Sänger, die Deutschland jetzt besitzt und seit lange besaß, hat es Oesterreich entnommen: Staudigel, Pöky, Haitzinger, Wild, Jäger, Binder, Cornet, Rosner, Schmetzer u. A. Von den Höhen ihrer Berge, wo die üppige Natur ihren Söhnen den jubelnden Jodlergesang in die Brust legt, steigen die fröhlichen jungen Bursche herab ins flache Land, und die Tonkunst giebt den maßlosen Lauten Regel und Form; und nun ziehen sie hinaus in die Welt, und wie früher beim Klange des Kuhreigens auf der einsamen Alpe im goldenen Sonnenglanze, so singen sie jetzt beim Schalle des Orchesters, auf den lampenbeschienenen Bretern, vor dem genußsüchtigen Parterre. Und sie singen von der Herrlichkeit ihres väterlichen Landes, von den grünen Bergen und herzigen Madeln! Fürwahr, der Doppeladler übt eine starke Macht in Deutschland aus; nicht genug, daß in den Congressen der Bundesversammlung Oesterreichs Stimme vorherrscht, sendet es auch Missionäre, die selbst in den einzelnen hochwichtigen Versammlungen der deutschen Nation, im Theater, durch ihre Stimmen alles beherrschen. Staudigel ist der Typus eines österreichischen Künstlers; schlicht, einfach, ewig heiter, verständig ohne höhern Geist, gemüthlich ohne Leidenschaft — — der musikalische Johann Gabriel Seidl. Im Vorbeigehen gesprochen, ich halte diesen für den nationalsten österreichischen Poeten; Grillparzer, Grün, Lenau, Frankl, Ebert sind deutsche Dichter, die zufällig, leider! in Oesterreich leben, nur aus Seidl strömt echt nationale Eigenthümlichkeit, und ich möchte neben ihm nur Mayerhofer nennen, jenen unglücklichen Poeten, der, voll liberalen Sinnes, Censor wurde, und um den Conflict dieses Denkens und Wirkens zu lösen, entleibte er sich im Censurbüreau zu Wien am 5. Februar 1836. Ist Keiner da, der eine moderne Tragödie schreiben will? Hier ist ein Stoff.

Ich stelle Dir, freundlicher Leser, noch einige Besucher dieses Zimmers vor. Hier Herr Conradin Kreutzer (ein geborner Stuttgarter), Kapellmeister des Kärnthnerthortheaters. Er ist seit seiner letzten Oper selten hier zu sehen. Sein „Nachtlager in Granada" ist so lieblich und wohlig, aber doch nur eine Reihe lyrischer Compositionen; er macht treffliche Lieder, aber zum Drama kann sich sein Talent nicht erheben und verdichten. Nicht nur sein neuester Versuch, sondern alle frühern, die Opern Libussa, der Taucher, Melusina geben Zeugniß hiervon.

Hier Herr Merk, Wiens bester Violoncellist, dort der Waldhornist Lewy. Jener Mann mit dem schüchternen kindlichen Gesichte, wer sieht es ihm wohl an, daß seine Compositionen Europa durchzogen? Es ist Mayseder. Was Du auch über Wien gehört und gelesen hast, lieber Leser, Geistreiches und Unverständiges, Lobpreisendes und Verdammendes, wirf Alles aus Deinem Gedächtnisse hinaus, reinige Deine Phantasie von solchen Eindrücken und lasse Dir ein Quartett oder eine Sonate von Mayseder vorspielen; was dabei in Deiner Einbildungskraft auftaucht, das ist Wien, mit seiner würzigen südlichen Luft, mit seinem süßen Materialismus, mit seinem Humor, mit seiner katholischen Schwärmerei, mit seiner gemüthvollen Behaglichkeit und weibischen Tändelei; tiefere Speculation, contrapunktistische Berechnung fehlen.

(Der Beschluß folgt.)

Post-Reform in Deutschland.

Die große Postreform-Agitation, die gegenwärtig durch alle Deutschen Zeitschriften geht und

meistens dem bestehenden Postmonopol entgegen behandelt wird, hat auch im Erzgebirge Wiederhall gefunden, wie dies nicht fehlen konnte, dort, wo die Post ein unentbehrliches Lebenselement des Verkehrs ist. Weniger ist man für vollkommene freie Konkurrenz im Personentransportwesen einverstanden, denn man weiß recht wohl, daß es hier und da Postkurse giebt, die nicht rentiren und übertragen werden müssen, auch ist das Lohnkutscherwesen im Erzgebirge schon ziemlich gut organisirt; mehr aber ist man gegen das zu hohe Briefporto und die hohen Postfrachtsätze eingenommen. Wenn dort ein Strumpfwirker oder Posamentirer nicht viel mehr als 3 Groschen verdiene, so sei, meint man, eine Portocharge im Inlande von 2 bis 3 Groschen zu theuer; auch müsse man wohlfeiler mit der Post verladen können. Daß einem Chemnitzer Spediteur die Eilfuhr mit unterlegten Pferden zwischen Chemnitz und Leipzig von Postwegen untersagt wurde, hat die Interessen des Erzgebirges recht unangenehm berührt. Man hat im Gebirge keine solchen revolutionären Ideen, das ehrwürdige Postmonopol, das nach der „Preuß. Staatsztg." „die Sonne ist, durch deren Strahlen die Dünste (in Gestalt direkter und indirekter Abgaben) von der Erde gen Himmel gezogen werden, um als befruchtender Regen wieder in ihren Schooß zurückzufallen" zerstören zu wollen. Nein man wünscht nur, daß man die Post nicht als Steuer-Saugrüssel gebrauchen möge; man geht sogar so weit zu behaupten, daß wenn die Post vom Staate Zuschuß haben müsse, dieser mit Freuden zu bewilligen sei. Obgleich die Fabrikanten, klein und groß, mit der neuen Gewerbsteuer und der Vertheuerung, welche die Grenzsteuer hervorbringt, nicht gar sehr zufrieden sind, so würden sie sich gern eine noch höhere Besteuerung gefallen lassen, falls Personentaxe, Briefporto und Postfrachtsatz erniedrigt würden. Die Postanstalt kann auf keine wirksamere Weise die Angriffe die auf sie gemacht werden, zurückschlagen, als wenn sie den Grundsatz ausspricht und bethätigt: „Die Post ist ein Staatsinstitut, welches zur Beförderung des Verkehrs da ist; als solches muß es demselben die größten Erleichterungen gewähren, keineswegs aber als Finanzquelle betrachtet werden.

---

* Seitenstück zu dem Aufsatz „der Besuch" in Nr. 4 d. Bl.

Mein Nachbar leidet seit Jahren an einem bösartigen Geschwür, am Ende wird's ihm doch zu arg mit den Schmerzen, und er schickt nach einem geschickten Wundarzt um Linderung seiner Schmerzen zu erlangen; der Arzt kömmt, untersucht das Uebel, und — und — schneidet mit seinem scharfen Instrument hinein! — was für ein Mann sind Sie, ruft der leidende Nachbar aus, ich schickte zu Ihnen um Linderung zu erhalten, und Sie vermehren meinen Schmerz! -

---

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.", und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domhofe.

Die

SCHNELL- POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu **Nr. 5** des Bürger-Freundes für **1840.**

Donnerstag, den 16. Januar.

Bremen. Ein Unglücksfall, durch welchen eine geachtete Familie in die tiefste Trauer versetzt wurde, erregte in diesen Tagen eine allgemeine Theilnahme im Publikum. Ein, wegen seiner Treue und Aufmerksamkeit im mehrjährigen Dienste, von seiner Herrschaft geschätztes Mädchen schlief mit drei Kindern derselben in einem Zimmer des dritten Stocks. Am Sonntag, den 12. Januar, Morgens, als das Mädchen zur gewohnten Zeit nicht erschien, fand man das Zimmer mit Kohlendampf angefüllt, es selbst aber auf dem Fußboden todt ausgestreckt, unter Umständen, die vermuthen ließen, die Unglückliche habe sich noch aus dem Todeskampfe ermuntert und gesucht die Thür zu finden. Das jüngste Kind war ebenfalls todt, und auch die andern beiden verschieden, trotz aller angewandten ärztlichen Mühe an demselben Tage. Das verschlossene Schoß in der Ofenröhre war die Ursache der Entwicklung der tödtlichen Dämpfe gewesen. Der Höchste sei den Eltern mit seinem Troste nahe, Jedem aber, sowohl Herrschaft als Dienstbote, sei dieser betrübende Vorfall eine Aufforderung zu größerer Aufmerksamkeit auf eine Gefahr, die oft so leichtsinnig behandelt wird, und doch schon so oft und überall sich tödtlich äußerte.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Man berichtet aus Kassel: „Etwas, was nicht alle Tage Tage passirt, und was vielleicht noch kein Pfarrer in Kurhessen erlebt, hat sich während der 44jährigen Dienstzeit des würdigen Herrn Pfarrers Züch zu Breuna (Amt Volkmarsen) ereignet. Derselbe hat nämlich seit dem 18. September 1786 bis zum 24. November v. J. aus einem und demselben Hause die Familienglieder von 6 Generationen zu ihrer Ruhestätte begleitet, nämlich 1) ein Kind von einem Jahre; 2) dessen Mutterschwester; 3) Großmutter; 4) Urgroßmutter; 5) Urgroßmutter und 6) die 84jährige Ururgroßmutter."

Am Morgen des 27. Decembers v. J. kam der Packwagen von Ulm im K. Postdepot zu München an. Nachdem mehrere werthvolle Kisten mit Seiden- und Modenwaaren aus Paris abgeladen waren, kam die Reihe an ein Kistchen, das, während ein Packergehülfe es am Boden niederlegte, sich unter einem fürchterlichen Knall, dem Kanonendonner ähnlich, entzündete, und dessen Inhalt in Tausende von Trümmern zerplatzte. Zu großem Glücke wurde Niemand wesentlich beschädigt, das in der Nähe gelegene Packstroh, welches natürlich Feuer fing, wurde schnell gelöscht und alle Anwesende kamen mit heftigem Schrecken davon. Groß hätte das Unglück werden können, wenn die Entzündung dieses Kistchens unterwegs zwischen Straßburg und München sich zugetragen hätte. In diesem Kistchen befanden sich Zündhölzchen, die der leichtsinnige französische Absender mit einer falschen Declaration über seinen Inhalt nach Wien dirigirte. Es ist bekannt, mit welcher Vorsicht die Verpackung und der Transport solcher, durch die geringste Reibung entzünddarer Hölzchen geschehen muß, und doppelt strafbar bleibt es, ihnen einen solchen Namen zu geben, wie hier geschehen sein soll, um die polizeilichen Warnungen zu umgehen und zu täuschen.

Der Uhrmacher Ratzenhofer in Wien hat eine Uhr verfertigt, welche acht Tage geht, und auf ihrem 14zölligen Zifferblatt, eine schwebende Sonne vorstellend, im Mittelpunkt das Zifferblatt von Wien und strahlenartig 72 andere Städte aus allen Welttheilen, jedes mit einem besonderen Stundenblatt und den Stadtnamen enthält. In ihrem fortwährenden gleichmäßigen Gange giebt sie den Unterschied der mittleren Zeit zwischen Wien und diesen 72 Städten an und wird nur von 1 Gewicht von 4 Pfund getrieben. Alle Uhren werden von dem Mittelpunkte der Wiener Uhr, in Bewegung gesetzt, und man braucht nur diese zu richten, um alle übrigen auf ihre richtige Zeit zu stellen. Die Uhr hat sich auf der letzten Wiener Gewerbe-Ausstellung großen Beifall erworben.

In Leipzig ist ein Jude, Dr. Fürst, unter die Professoren aufgenommen. Er liest über den Talmud und das Alt-Hebräische. In Berlin ist der Rabbiner Dr. Geiger, den die Alt-Juden besonders von Breslau aus so lange verketzerten, von dem Könige mit dem Bürgerrecht beschenkt worden.

Aus Frankreich.

In Paris erscheint in Lieferungen ein Werk mit Abbildungen; „die Franzosen, wie sie sind." Darin hat Hr. L. „die Schauspielerinnen" geschildert. Aber die Schauspielerinnen, die durch einige seiner Bemerkungen sich für verletzt hielten, schlossen eine Allianz gegen ihn. Er durfte nicht mehr hinter die Koulissen kommen und keine Schauspielerin will wieder in seinen Stücken auftreten. Noch nicht genug. Als er vor einiger Zeit Abends in seine Wohnung zurückging, wurde der unglückliche Satyriker von einem Unbekannten überfallen und geprügelt, und am andern Morgen fand er auf seinem Bette einen Brief mit einer Abbildung, welche ihn darstellte, wie er geprügelt wird. Unter dem Bilde stand: Von den dankbaren Schauspielerinnen in Paris.

In Baillyele-Tour, Departement der Dordogne, hat

die Frau eines Försters ein Mädchen geboren, das bei sonst völlig regelmäßigen Körperbau, vier Augen hat, nämlich zwei an der gewöhnlichen Stelle, und die beiden andern in gleicher Entfernung etwas darunter. — Wird d.. Mädchen schön, wie viel Verwirrung wird sie dann unter der Männerwelt anrichten, während jetzt schon ein einzelnes Augenpaar oft so viel Unheil anstiftet. — Selbstgespräche unter vier Augen, das ist auch etwas Neues.

Wie gemeldet, wurde vor Kurzem ein Goldarbeiter Granier in Paris nebst Frau und Vetter wegen unmenschlicher Mißhandlung der ihm zur Lehre anvertrauten Knaben vor Gericht gestellt, und der Mann freigesprochen, die Frau zu einem zweimonatlichen und der Vetter zu einmonatlichem Gefängniß verurtheilt. Gegen dieses milde Erkenntniß appellirte der Staatsanwalt, und zwar mit Erfolg; denn in zweiter Instanz wurde gegen den Mann sechsmonatliche Einsperrung verhängt, die der Frau auf ein Jahr, und des Verwandten auf drei Monate erhöht.

Man fängt jetzt in Paris an, Mäntel à la Abd-el-Kader zu tragen. Die Journale sagen: „Diese Mäntel à la Abd-el-Kader haben etwas abenteuerlich-romantisches an sich, und sind allen Freunden der Beduinischen Poesie zu empfehlen. Sie decken wunderbar den Körper gegen unangenehme äußere Einwirkungen. Es wäre prächtig, wenn man über die ganze französische Colonie in Afrika einen solchen Mantel ziehen könnte; vielleicht wäre sie dann auch gedeckt gegen alle unangenehme äußere Einwirkungen." Es käme nur darauf an, ob er von dauerhaftem Zeuge sei.

Aus England.

Zu Edinburg starb unlängst ein unverheirathetes Frauenzimmer, Miß Jane Innes, und hinterließ ein Vermögen von 800,000 Pfd. Sterl. in englischen Staatspapieren und sonstiges Eigenthum in verschiedenen Theilen Schottland's zum Belaufe von 1,200 000 Pf. St., welches ganze kolossale Vermögen von 2 Millionen Pf. St. (Zwölf Millionen Reichsthaler Geld) nach den Bestimmungen ihres letzten Willens gleichheitlich unter ihre sämmtliche Verwandschaft, so viel sich deren auffinden läßt, und ohne Rücksicht auf nähern oder entferntern Verwandschaftsgrad vertheilt werden soll. Trotz ihres enormen Reichthums war die verstorbene Dame bis zum Geiz sparsam, wie denn dieser Umstand auch mittelbar ihren Tod herbeiführte, indem sie an einem sehr dunkeln Abend, um ein Licht nicht anzünden zu müssen, im Finstern die Treppe hinaufging, in Folge ihrer Altersgebrechlichkeit (sie war 80) ausglitt, ein Bein brach, und an dieser Verletzung starb. Der Betrag der (bekanntlich in England hohen) Erbschaftsaccise allein würde schon ein prachtvolles Vermögen abgeben.

Zu St. Chad's in Shrewsbury führte vor Kurzem ein Mann von 20 Jahren eine 80jährige Braut zum Altare. Als der Geistliche die Trauung begonnen hatte, wollte er nicht fortfahren, weil die Braut unfähig zu sein schien, die an sie gerichteten Worte zu begreifen, und Niemand von ihren Verwandten zugegen war, der ihren Schritt hätte genehmigen können. Endlich erschien der Sachwalter, der den Ehevertrag entworfen hatte, und gab die Versicherung, daß die Braut zu einer rechtskräftigen Handlung fähig sei, worauf die Trauung vor sich ging.

Aus Rußland.

Im Gouvernement Orenburg ereignete sich gegen Ende Oktober v. J. eine seltene Naturerscheinung. Ein Wolkenbruch fiel nieder, nicht aber als Wasser, sondern als Eis. Breite Eistafeln von mächtiger Dicke, fielen sich mit furchtbarem Getöse zu Boden und bedeckten weithin die Fläche. Zum Glück war's eine öde Gegend, wo der das Unerhörte geschah. Keinerlei Unglück hat sich ereignet, die Umwohnenden kamen blos mit Schrecken und Furcht davon.

Aus der Türkei.

Gudin, der ausgezeichnete Maler der Franzosen, befindet sich in Konstantinopel und hatte plötzlich Lust, das Innere der Sophien-Moschee zu zeichnen. Ohne sich die Erlaubniß verschafft zu haben, trat er ein und begann sein Werk; da überfielen ihn Gläubige des Islam und eiferten in einer Weise gegen seinen Kunst-Eifer, daß er kaum mit dem Leben davon kam. Der arme Maler wird nicht viel von der vorgeschrittenen Kultur der Muselmänner zu berichten wissen.

Aus Spanien.

Die „Leipz. Allg. Zeitung" erzählt folgenden charakteristischen Vorfall aus Madrid: Die Wahlversammlungen finden des Sonntags nach der letzten Messe in den Pfarrkirchen Statt; Jedermann wird nach der Angabe seines Namens und Gewerbes zur Abstimmung zugelassen. Sobald die festgesetzte Stunde erscheint, stürzt der ... nehme und gemeine Pöbel in die Kirche. Die Patrioten kann man sogleich erkennen. Sie behalten den Hut auf dem Kopfe und die Cigarre im Munde, bemächtigen sich des in der Nähe des Hauptaltars aufgeschlagenen Tisches und setzen ein Bureau zur Leitung der Wahl zusammen, wozu sie im Voraus die wenigen des Schreibens kundigen Männer unter ihnen ausgesucht worden sind. Sie erlauben sich allerlei Grobheiten gegen die Wähler der Gegenpartei, schmähen und verspotten sie. So sah jener Correspondent u. A. den Herzog von Hijar erscheinen und sich dem ... sitzenden Wahlmanne, einem schmutzigen Tischlergesellen nennen. „Sprechen Sie lauter, wie heißen Sie?" ... Herzog, einer der bekanntesten Männer von Madrid, Grande von Spanien und Oberkammerherr der Königin, nannte sich abermals. „Was Herzog," erwiederte der Handwerker; „ich muß wissen, von welchem Gewerbe Sie leben." Rauschender Beifall erscholl dieser kurzen aber ... drucksvollen Beredsamkeit und beschämt entfernte sich der sechszigjährige Edelmann. — Ueberhaupt machen wir uns falsche Vorstellungen von den geselligen Verhältnissen Spaniens. Die stolzeste Haltung nehmen dort die Bettler an. Die vornehmsten Granden erheben geringere Ansprüche, als der ärmste Landjunker in Deutschland.

Mosaik.

Im siebenzehnten Jahrhundert wurden im südlichen Deutschland Weiber, die sich gezankt und geschlagen hatten, zur Strafe auf öffentlichem Markte mit den Köpfen neben einander in ein schwarzes Bret gespannt. Eine ähnliche Strafe war auch sonst auf dem Harze üblich, nur statt des Bretes sperrte man die Widerbellerinnen in einen Kasten, aus dem nur der Kopf hervorragte. In Kästen wurden zwei Nasen lang gegen einander gestellt. Wenn sich beide in dieser Stellung müde gezankt und beifert hatten, wurden sie ruhig — und dann wieder hinausgelassen. Diese Strafe nannte man Beißkatze.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 5.

Bremen, Donnerstag den 16. Januar 1840.

Gestorben:

Nro. 36. Den 9. Januar. Ein Mädchen — Bollands-Gang Nro. 7.

— 37. Den 9. — Maria Margar. Stutz, 21 Jahr; Bachmanns-Hof Nro. 2.

— 38. Den 10. — Des verst. Soldaten Gottfried Wagenbrett Wittwe, geborne Eggeling, 74 Jahr; Stangen-Hof Nro. 11.

— 39. Den 10. — Des Zimmergesellen Conr. Hinr. Kück Tochter, 1 Jahr; Walldammstraße Nro. 16.

— 40. Den 10. — Der Arb. Hinr. Thiessner, 42 Jahr; Corßen-Gang Nro. 16.

— 41. Den 10. — Carl Theodor Jantzen, 17 Jahr; Markt Nro. 15.

— 42. Den 10. — Der Cigarrenmacher Bernhard Nicolaus Barnholt, 40 Jahr; Grafenstraße Nro. 43.

— 43. Den 10. — Der Kaufmann Reinhard Bausch, 40 Jahr; Hutfilterstraße Nro. 32.

— 44. Den 10. — Des verst. Fuhrmanns Diedrich Wenhold Wittwe, geb. Ehlers, 68 Jahr; Steinern-Kreuz Nro. 12.

— 45. Den 10. — Des verst. Schiffszimmermanns Joh. Herm. Rudolph Lampe Wittwe, geb. Freytag, 83 Jahr; Allarmstraße Nro. 5.

— 46. Den 10. — Anna Cathar. Bartels, 47 Jahr; Albutenstraße Nro. 5.

— 47. Den 11. — Der Klanderergehülfe Joh. Hinr. Bohlmann, 71 Jahr; Grünenstraße Nr. 80.

— 48. Den 11. — Helene Schmidt, 44 Jahr; gr. Sortillenstraße Nro. 47.

— 49. Den 11. — Des Malers Ludw. Hotes Sohn (todtgeb.); Tiefer Nro. 31.

— 50. Den 11. Jan. Des Fuhrmanns Conr. Wentzel Tochter, 3 Monat; Obernstraße Nr. 80 (Vorstadt).

— 51. Den 11. — Des Bockfahrers Joh. Friedrich Adolph Drögen Tochter, 6¼ Jahr; Theerhof Nro. 17.

— 52. Den 12. — Des Cigarrenmachers Carl Phil. Eickhoff Sohn, 2 Tage; Oesemanns-Gang Nro. 6.

— 53. Den 12. — Des Bockfahrers Caspar Hinrich Müller Wittwe, geb. Osterloh, 89 Jahr; gr. Sortillenstraße Nro. 26.

— 54. Den 12. — Des Arb. Wilhelm Wiewesing Ehefr., geb. Bick, 36 Jahr; hint. Osterthorswall Nro. 12.

— 55. Den 12. — Des Kaufmanns Ernst Gottfried Suffert Sohn, 3¼ Jahr.

— 56. Den 12. — Desselben Sohn, 5 Jahr.

— 57. Den 12. — Desselben Tochter, 7½ Jahr.

— 58. Den 12. — Desselben Dienstmagd Dorothea Elisabeth Hillmann, aus Riede, Amts Syke, 22 Jahr; Pelzerstraße Nro. 41.

— 59. Den 13. — Johanna Margar. Strömer, 57 Jahr; im Gasthause.

— 60. Den 13. — Des Kohlhökers Friedr. Gardelmann Ehefr., geb. Frese, 56 Jahr; Kohlhökerstraße Nro. 3.

— 61. Den 13. — Des Arb. Adam Ludw. Bühring Sohn (todtgeb.); Stintbrücke.

— 62. Den 14. — Des Arb. Joh. Nicol. Buhrmann Sohn, 3¼ Jahr; Kupferschlägers-Gang Nro. 13.

— 63. Den 14. — Der Knopfmacher Joh. Justus Nietz, 70 Jahr; Armenhaus.

Geburten:

Nro. 52. Den 9. Jan. Des Kochs Georg Aug. Heinr. Müller Ehefr., geb. Wischhusen, Grünenstraße Nro. 5; von einem Knaben.

— 53. Den 9. — Ein Mädchen — (todtgeboren); Bollands-Gang Nro. 7.

— 54. Den 9. — Des Arb. Joh. Carl Heinr. Reiners Ehefr., geb. Wellenbrock, hinterm Paulsberg; von einem Knaben.

— 55. Den 9. — Des Schuhmachermeisters Carl Ludwig Bölsdorff Ehefr., geb. Hesse, Spielleutestraße Nro. 1; von einem Mädchen.

— 56. Den 9. — Ein Knabe.

— 57. Den 10. — Des Arb. Jürgen Heinr. Schwiebert Ehef., geb. Flasche, Schwarzen-Meer Nro. 119; von einem Mädchen.

— 58. Den 10. — Des Tischlermeisters Friedr. Conr. Schäfer Ehefr., geb. Wittler, Großenstraße Nro. 4; von einem Mädchen.

— 59. Den 10. — Des Schuhmachermeisters Christian Heitmann Ehefr., geb. Grube, Kohlhökerstraße Nro. 27; von einem Mädchen.

— 60. Den 10. — Des Schenkwirths Diedr. Sellmann Ehefr., geb. Daniel, Schwachhausen Nro. 9; von einem Mädchen.

— 61. Den 40. — Ein Knabe — Oesemanns-Gang Nro. 6.

Nro. 62. Den 11. Jan. Des Lumpenhändlers Jo[illegible] Meyer Ehefr., geb. Vogelsang, [illegible]hannisstraße Nro. 30; von [illegible] Mädchen.

— 63. Den 11. — Des Arb. Cord Heinrich [illegible] Ehef., geb. Schlage, Buntenthor[illegible] Nro. 138; von einem Mädchen.

— 64. Den 11. — Des Schneiders Christian [illegible] Ehefr., geb. Oelrichs, gr. Fuhrle[illegible] Nro. 24; von einem Mädchen.

— 65. Den 11. — Des Malers Ludwig Hote[illegible] geb. Arnoldi, Tiefer Nro. 31; vo[illegible] todten Knaben.

— 66. Den 12. — Des Cigarrenmachers Jo[illegible] Wilhelm Gräwe Ehefr., geb. We[illegible] Sielpfad Nro. 5; von einem M[illegible]

— 67. Den 12. — Des Gastwirths Georg F[illegible] Pflüger Ehefr., geb. Kiesel, S[illegible] Nro. 31; von einem Knaben.

— 68. Den 13. — Des Tischlermeisters Jo[illegible] Riedemann Ehefr., geb. Küster, [illegible]straße Nro. 28; von einem Mädc[illegible]

— 69. Den 13. — Des Schiffskapitäns Edu[illegible]jeken Ehefr., geb. Holler, Neusta[illegible] Nro. 28; von einem Mädchen.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 6.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 19. Januar 1840.

Sagt, wo sind die Vortrefflichen hin, wo find' ich die Sänger,
Die mit dem lebenden Wort vorchende Völker entzückt,
Die vom Himmel den Gott, zum Himmel den Menschen gesungen,
Und getragen den Geist hoch auf den Flügeln des Lieds? Schiller.

Die „weltschmerzeluden" Poeten.

Seht, wie diese Lieder-Breite
Kindisch wimmert fort und fort,
Und in düst'rem Grabgeleite
Thränen hat zum dritten Wort! —
Alle, die uns überschwemmen
Mit gereimten Winsel'n,
Können wahrlich doch nur Memmen,
Können nimmer Männer sein.

Nicht nur euer zagend Leben,
Auch des Volkes Leben bleicht
An dem Nagen und dem Beben,
Das durch eure Lieder schleicht.
Leider ihr an inn'rer Fäule,
So verhüllt das Todtenmaal —
Glänzen um der Dichtung Säule
Soll ein reiner, heit'rer Strahl.

Schweigen mag, wer nur verstimmen,
Nur den Himmel nehmen kann —
Dichter müssen Höh'n erklimmen,
Mit sich reißen himmelan.
Aus des Trübsinn's kaltem Schlamme,
Rafft euch auf zu Licht und Schwung,
Leicht getragen von der Flamme
Seliger Begeisterung.

Memmenbrut erliegt dem Schmerze
In dem Kampf der Leidenschaft,
Doch er bricht am starken Erze
Einer geisterfüllten Kraft.
Jammern laßt das eitle Wähnen,
Echtes Leid ist Freudensaat —:
Mannes-Weh erzeugt nicht Thränen,
Mannes-Weh geht auf in That!

Gz.

Das Jahr 1740.

(Fortsetzung.)

Dieser große Winter wurde zu Paris vom Gesetzgeber in der Thermometrie, von Reaumur,

in Leiden von Muschenbroek, in England von Huxham, in Schweden von Celsius beobachtet. Mustert man die Beobachtungen dieser berühmten Männer, und wirft einen Blick auf den gegenwärtigen Stand der physischen Wissenschaften, so fühlt man sich zugleich erhoben und gedemüthigt. Wie unvollkommen war noch die Kunst der meteorischen Beobachtung, während wir jetzt mit den empfindlichsten Werkzeugen die leisesten Athemzüge der Erde verfolgen, und über die Wechsel in ihren Lebensäußerungen mit den strengsten Formeln und Ziffern auf's Genauste Buch führen! Im Jahr 1740 waren zwar die beiden vornehmsten meteorologischen Instrumente, das Barometer und das Thermometer, seit längerer Zeit erfunden und im Gebrauch. Allein nur das Barometer war seiner Natur nach gleich von der Erfindung an, vor jetzt zweihundert Jahren, ein ganz fertiges, vollkommen brauchbares, vergleichbare Resultate lieferndes Instrument. Das wichtigere Thermometer dagegen blieb lange sehr unvollkommen, und die damit angestellten Beobachtungen für die Wissenschaft unfruchtbar, weil die verschiedenen Physiker sich verschiedener Thermometer bedienten, deren Skalen gar nicht oder doch nur mit großer Mühe auf einander zu reduziren waren. So standen die Sachen noch im harten Winter von 1740, und Uebereinstimmung kam erst dann in die Beobachtungen, als das von De luc (geboren 1727) verbesserte Reaumursche Thermometer, mit Ausnahme Englands und Hollands, die dem Fahrenheitschen treu blieben, fast überall angenommen wurde. — Von den allerwenigsten Orten bestehen Reihen thermometrischer Beobachtungen, welche über das Jahr 1740 hinaufreichten und jetzt noch brauchbar wären. Die empirische Basis der Meteorologie ist in diesem Jahr 1840, nach dem oben von uns angenommenen Maß des Jahrhunderts, keinen Schuh breit, und es ist nicht zu verwundern, daß die auf dieser schmalen Grundlage aufgebauten Theorien immer wieder einstürzten. Der Wettermann im Jahr 1740 betrachtete seine Gläser mit derselben pfiffigen und gelehrten Miene, wie der heutige, und jener wußte am Ende gerade so viel als dieser, dessen wissenschaftlicher Gesichtskreis so viel weiter, aber auch soviel verworrener ist. Beide wissen recht gut, daß es gestern wärmer oder kälter, heller oder trüber war als heute, aber nicht warum, und noch weniger, was Wärme und Kälte und alle Elemente der Witterung eigentlich sind; und handelt es sich vollends davon, zu sagen, was morgen für Wetter sein wird, so sind beide gerade so klug wie der politische Wettermann, der im Jahr 1740 beim Einfall Friedrichs in Schlesien großes Unwetter voraussagte und recht rieth, während sich der heutige das Prophezeihen ganz abgewöhnt hat, weil das politische Wetterglas seit zehn Jahren auf Sturm und Erdbeben steht, die doch niemals ausbrechen wollen.

Erst um unser Jubeljahr kam ein Deutscher (Winkler) auf den Gedanken, daß der Blitz der Wetterwolke nichts sein möchte als ein elektrischer Funken. — Dies wurde unumstößlich dargethan (1747) vom großen Amerikaner, der eripuit coelo fulmen sceptrumque tyrannis. Ja, das achtzehnte Jahrhundert bewies, daß die Blitze, welche Jupiters Adler versendet, und die knisternden Funken, welche die streichende Hand dem Balg einer Katze entlockt, auf Eines hinauslaufen, und zugleich wurde ihm klar, daß im Grunde alle Menschen gleiche Rechte haben, und daß die Fürsten eigentlich um der Völker willen da sind. Beide Entdeckungen führten zu einer großen Auflösung im Leben der Völker und in ihrem Wissen, aus der wieder frische Gebilde in der Gestalt zahlreicher neuer Disciplinen und Constitutionen aufgeschossen sind. Die Erforschung der latenteren

Gesetze der Elektricität, des Magnetismus, der Wärme, die chemische Zerlegung der Luft und des Wassers, und die skeptische Kritik der bisherigen Glaubenslehren in Staat und Kirche gingen im Zeitalter der sogenannten Aufklärung Hand in Hand. Die antiphlogistische Chemie und die Lehre von den Polaritäten einerseits, und die große Revolution anderseits waren fast gleichzeitige elektrische Schläge, welche in Staat und Wissenschaft die Pole umkehrten, und die Synthesen der Naturphilosophie und der politischen Doctrin sind ganz analoge Produkte des Bedürfnisses, das in die Breite ergossene Erfahrungsaggregat des seiner Natur nach analytischen achtzehnten Jahrhunderts unter Einen Gesichtspunkt zu bringen.

Die Kunst, Naturprozesse zu beobachten und der Natur ihre Geheimnisse abzulauschen, und die Kunst, politische Händel zu schlichten, haben sich in gleichem Maße vervollkommt. Im Jahr 1740 war die Diplomatie noch so tumultuarisch, oberflächlich und schnellfertig als das physikalische Experiment. Die Potentaten geriethen wegen Karls VI. pragmatischer Sanction einander ernstlich in die Haare, und sie gaben sich so wenig Rechenschaft davon, zu was dieses gierige Zugreifen und im Trüben Fischen am Ende führen sollte, als der Chemiker, wenn er seine Stoffe in der Retorte zusammenschüttete und tüchtig feuerte. Ein merkwürdiges Jahrhundert hat beiderlei Experimentirkünstler vorsichtiger, umsichtiger, gewitzigter, ihre Rechnungen und Wägungen verwickelter und feiner gemacht. Die Mischungsgewichte und Reagentien der Naturkörper und der Völker sind jetzt unendlich besser bekannt, und die Theorie der Wahlverwandtschaften und der Polaritäten ist in beiden Gebieten eine neue Wissenschaft. Wie plan und einfach war im Jahr 1740 der Prozeß wegen Maria Thereſias Erbgut gegen die verzweifelte, dornenvolle Analyse des osmanischen Reichs, mit welcher gegenwärtig die Politik den Triumph der Wissenschaft feiert! Damals wußten die Staatsphysiker nichts Besseres zu thun, als den ganzen Handel in's Feuer zu werfen, mochte daraus werden, was da wollte; aber jetzt — wie sorgfältig wird lutirt, cohibirt, filtirt, edulcorirt, wie genau werden die Reagentien zugegossen, die festen und die luftigen Produkte gewogen und gemessen, wie ängstlich wird die Temperatur überwacht, damit nichts überwalle und Feuer fange. Vor einem Unglück, wie das Springen der Retorte, ist man freilich auch jetzt nicht sicher, und läuft auch das Ganze nicht ins Feuer, so kann es leicht sein, daß am Ende der Rechnung die hundert Procent bei Weitem nicht heraus kommen und man mit großen Kosten von vorne anfangen muß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Corra's Kaffeehaus in Wien.

(Beschluß.)

Joseph Mayseder, geboren zu Wien 1790, hat als ein echter Wiener den Umkreis seiner Vaterstadt nie verlassen; die französische Violinrevolution, wie sie sich in Beriot und Vieuxtemps herausstellt, die dämonische Carbonari-Eruption, mit welcher Paganini die Welt aufschreckte, der polnische Freiheitsgeist der Lipinskischen Geige — sie sind spurlos an ihm vorübergegangen; wie ein guter Wiener hat er ruhig, ohne tiefere Theilnahme, zugesehen, und seine Töne klingen heiter, naiv und unschuldig fort wie zuvor. In Mayseder liegt das Alles vereint, was Strauß und Lanner, die seine Spielweise und den Geist seiner Melodien sich angeeignet, einzeln ausgebildet haben. Joseph Mayseder, k. k. Kammervirtuose, Solospieler bei St. Stephan und erster Violinist des Kärnthner-

thortheaters ist das verkörperte Wien: der Kaiser, die Stephanskirche und das Theater sind die drei Elemente seines Lebens.

Dort der Riese ist Herr Parish Alvars, ein edler Britte von 6½ Fuß wiener Länge. Sieht er nicht aus wie Gregor Mac Allan, der mit einer Hand 40 Hochländer gespießt? Diese Hand von einer halben Quadratelle im Umfange rührt die schwärmerischen Saiten der Harfe mit einer Zartheit, mit einer Innigkeit, die jeden Athem in der Brust stocken macht. Herr Parish Alvars erster Harfenspieler Ihrer Majestät der Königin von England, befindet sich bereits länger als ein Jahr in Wien, und jeden Tag in Corra's Kaffehause.

Du siehst, lieber Leser, diese Halle ist grösstentheils der Tonkunst und ihren Priestern geweiht. Die Götter der großen Oper von Wien, Mailand, Rom und Neapel sind hier leiblich zu sehen. Hier kühlt Othello seine Rache durch eine Portion Eis, hier begeistert sich Figarro zu neuen Listen durch ein Glas Punsch, und Licinius bereitet sich zum Besitze der Vestalin durch ein Gespräch mit der Dame du comptoir vor. Kein fremder Künstler singt oder geigt, bläst, paukt, kräht, kratzt, hüpft in Wien, ohne bei Corra eine Tasse Kaffee zu trinken. Da ist der Käfig, wo man die ausländischen kostbaren Thiere begaffen kann. Und es finden sich Zuschauer genug ein, darunter Enthusiasten und Narren, die sich wie Fliegen in dem Honigtopf versammeln. Bemerkst Du jenen Mann, mit dünnem, zerzaustem Haar, der mit freundlichem Blinzeln sich bald da, bald dort herumtummelt? Man nennt ihn Herrn von W.... Fragst Du, was ist Herr von W....? so antwortet man: ein täglicher Besucher des Kärnthnerthortheaters. Welche Beschäftigung hat Herr von W....? Welchen Charakter? Er ist ein Operafreund. Dieser Herr von W.... weiß kaum, wie eine Note aussieht, und er spricht in Einem fort über Musik; er weiß nicht, was essere bedeutet, und er conversirt stundenlang mit den italienischen Künstlern. Und die Musiker und Italiener, die dem ältlichen Mann Anfangs fast ins Gesicht lachen, und den Zudringlichen über die Achsel ansehen, gewinnen ihn endlich lieb, denn sein Eifer, sein Enthusiasmus wächst über das Lächerliche hinaus — er wird rührend. Früh um 8 Uhr sitzt Herr von W.... schon bei Corra und erwartet ungeduldig den Ersten, der zum Frühstück kommt. Haben Sie gestern den Poggi gehört? ruft er dem Eintretenden entgegen, und nun geht es an ein Debattiren, wenn Jener es wagt, irgend einen Tadel auszusprechen, wogegen er jede Lobeserhebung mit einer Wollust anhört, als gälte sie seinem Sohne. Und nun kommt der zweite Gast, dieselbe Frage. Der dritte und der vierte und der zehnte Gast. Herr von W.... fragt Jeden: Haben Sie gestern Poggi gehört? Und es wird Mittag, und es wird Abend, Herr von W.... kommt wieder und fragt wieder, und sein Gesicht wird immer strahlender und wonniger. Jetzt sieht er auf die Uhr, es wird bald sieben, er knöpft den Rock zu, während seine Augen noch herumsuchen, ob Jemand da ist den er noch über Poggi befragen könnte, und dann geht er in die Oper. Dem Aussehen nach ist Herr von W.... ein mittelloser Mann, und wirklich erzählt man, er habe ein bedeutendes Vermögen aus allzugroßem Eifer fürs Theater zerschmelzen lassen; aber der alte Mann hat kein Gedächtniß dafür. Jeden Abend mit dem siebenten Glockenschlage betritt er den Corridor des Operntheaters, greift in die Westentasche nach einem Zwanziger, löst ein Billet an der Casse und steigt in den vierten Stock, um Poggi und die Ungher, und die Lutzer und Staudigl zu hören, und kaum rollt der Vorhang herab, kommt er wohlgetrunken zum Corra hinab, und erzählt,

wenn Niemand zugegen ist, der Cassiererin die Hochgenüsse dieser Vorstellung.

St. T.

Empörung eines Räuberhauptmanns.

Dor, Venture, Laval, Granon und Galabon, beschuldigt zu einer Diebsbande gehört zu haben, die ihre Anführer und Untergebenen hatte, und verschiedener Diebstähle, namentlich Diebstähle mit gewaffneter Hand auf der öffentlichen Landstraße, wo sie Diligencen anhielten, überwiesen, wurden dieser Tage zu lebenslänglicher Zwangsarbeit, von dem Assisenhof der Rhone-Mündung verurtheilt. Man liest hierüber im Marseiller Süd vom 20. Dezember: „Die Debatten währten fünf volle Tage; während ihrer ganzen Dauer affektirten die Angeklagten das größte Zutrauen; sie gaben sich für unschuldig aus, und hatten gesagt, daß, wenn sie das Unglück hätten, verurtheilt zu werden, sie in dem Saale selbst die Richter und Geschwornen ermorden würden. Diese Drohungen hatten eine Entfaltung von außerordentlichen Streitkräften veranlaßt. Ein Piket von 36 Mann Infanterie war im Hofe des Pallastes, 18 Gensd'armen umringten die Angeschuldigten. Als nach der Berathung des Jury's die Angeklagten in die Gerichtsstube zurückgeführt wurden, um die Ablesung des Ausspruchs zu vernehmen, hatte man ihnen Handfesseln angelegt. Die dem Jury vorgelegten Fragen beliefen sich auf mehr als hundert. Die erste bezog sich auf die Strafwürdigkeit Dor's. Dieser Angeklagte ist in der vollen Kraft seines Alters, von kolossaler Größe, und besitzt eine wunderbare Stärke. Als er das „Ja" des Jury vernommen, steht er in einem Zustande von außergewöhnlicher Aufregung auf, und stößt schreckliches Geschrei aus. Die zweite Frage bezog sich auf die Strafwürdigkeit Bedouin's. Das Jury erklärte Bedouin, als Haupt-Angeklagten, für nicht schuldig. Dor, der in diesem Ausspruche die Freilassung seines Mitschuldigen zu vernehmen glaubt, wird plötzlich von einer Anwandlung von unaussprechlicher Wuth befallen, er schreit voll Rasere: „Dies ist keine Gerechtigkeit, Hundsfötter von Geschwornen! Hundsfötter von Richtern, die ihr seid!" Hierauf zerschlug er mit einem Streich, mit seinen an die Fesseln geschmiedeten Händen, die Schranke der Angeklagten. Acht Gensd'armen stürzen sich auf ihn, um ihn zu bändigen. Dor stößt sie durch die Gewalt seiner Bewegungen zurück, und wirft sie um; er erwischt den Säbel eines von ihnen, den er zur Hälfte aus der Scheide zieht, und nur mit Mühe konnte man ihm denselben entreißen. Alsbald begann ein fürchterlicher Kampf zwischen den Gensd'armen und dem Verurtheilten; vergebens versuchen sie ihn von der Bank der Angeschuldigten loszureißen, ihre vereinten Anstrengungen vermögen nichts; er kämpft gegen sie an, indem er wie ein wildes Thier brüllt; er beißt, er stürzt die Agenten der öffentlichen Gewalt über den Haufen, die lange Zeit gegen diesen Rasenden nichts ausrichten; der Saal ertönt von seinem schrecklichen Gebrüll; die Bestürzung ist auf allen Gesichtern gemalt, eine Bewegung des Schreckens theilt sich dem ganzen Auditorium mit; endlich nach einem langen und verzweifelten Kampfe gelangt man dahin, Dor zu Boden zu werfen; in diesem Zustande greifen ihn acht Gensd'armen an den Beinen, zwei umfassen ihn an der Hüfte, zwei andere nehmen ihn beim Kopfe, der, ohne diese Vorsicht, auf dem Pflaster zerschmettert worden wäre, und so schleppt man ihn durch die Vorhallen, durch die Treppen und über die Hofräume bis in die Gefängnisse. Hier versuchte man vergebens

ihm Ketten an die Füße zu legen, bis endlich der Kerkermeister drohte, einen ungeheuern Hund auf ihn zu hetzen, welcher die Gefängnisse hütete, und Dor, der die Stärke und die Lebhaftigkeit dieser Bestie kannte, ließ sich nun anketten. Während dieser Zeit hatte einer der übrigen Angeklagten (Laval) denselben Auftritt zu wiederholen gesucht, doch einige Gensd'armen reichten hin, um sich dessen zu bemächtigen. Es ist unmöglich, den Eindruck zu beschreiben, den dieser gewaltsame Auftritt auf das Auditorium hervorbrachte: mehrere Jury's befanden sich übel. Man meldet, daß den Tag nach dem Ausspruch des Urtheils, die Diligence abermals auf der Straße von Avignon angehalten wurde, auf dem nemlichen Platze, wo vorher die Kerle, welche so eben verurtheilt worden, verhaftet worden waren."

Das Wörtchen „man".

„Man" ist Niemand und doch die ganze Welt; man hat niemand gesehen und doch begegnet es einem überall; es ist nirgends und doch belästigt es die Erde mit seiner fortwährenden Gegenwart. Es ist der Teufel aller Pronomina und das Pronomen aller Teufel. Es giebt Niemanden, dem es nicht einen schlechten Streich gespielt hätte; Jeder sehe sich vor: es streift durch die Lüfte, wandelt auf der Erde umher, wohnt in jedem Munde, schwimmt auf allen Zungen und vergiftet alle Unterhandlungen. Zugleich ist es der größte Schwätzer: es erzählt, was es weiß, und lieber noch, was es nicht weiß; es horcht an allen Wänden, versteht die Gedanken, sieht die Finsternisse, erräth das Schweigen und übersetzt eine Vermuthung in die Gewißheit. Wenn irgend eine falsche Nachricht im Publikum umgeht, man hat sie ausgedacht, und dabei verbirgt es sich hinter dem Schleier der Anonymität und trifft ungestraft. Man entdeckt Meerschlangen und musikalische Spinnen; man findet römische Straßen auf Rübenfeldern und Schätze in Stiefeln; man setzt alle jene typographischen Lockvögel in Bewegung, deren Concert Paris jeden Morgen in Aufruhr bringt. Man ist der schlauste Philiant, den man sich denken kann, man nennt Niemanden, verräth nichts, man vergißt gern, wodurch es compromittirt werden könnte, und wandelt medisirend und anschwärzend ruhig seinen Weg, ohne sich um die Zuchtpolizei zu bekümmern. Dieses teuflische Pronomen versteckt sich hinter eine Phrase, verschanzt sich in einer Parenthese und stürzt meuchelmörderisch auf euch los, ohne zu rufen: Vorgesehn! Und wenn ihr zu Hülfe ruft: wer ist es? fragt man denn, was haben Sie? Es ist Niemand, es ist man Man ist ein Cartouche in drei Buchstaben, der mehr als zehn Räuberbanden geschadet hat. Man muß abgeschafft werden! Wir verlangen, daß man aus allen mehr oder weniger akademischen Wörterbüchern gestrichen werde! Er und Sie genügen vollkommen zur Verständlichkeit eines Dialogs.

Miszellen.

Ein Mann von 64 Jahren, von edlem und erhabenen Wuchse, und dessen vorzüglich schöne Gesichtszüge sich hauptsächlich durch die Reinheit der Lineamente auszeichnen, wird auf die Bank des Zuchtpolizeigerichts geführt. — Präsident: Ihr Name und Vorname? Der Angeschuldigte: Ich heiße Peter Simeon Tripet, genannt Antinous. Präs.: Sie sind beschuldigt, gebettelt zu haben, indem Sie in die Häuser drangen. Tripet: Sie sehen in mir die Nichtigkeit des Ruhms und die Hinfälligkeit der menschlichen

Dinge... Ich führte die Lanze des Achilles, ich bedeckte mich mit dem Schilde Alexander's. Manche Königskronen haben meine stolze Stirne geschmückt, und heute bin ich genöthigt, mich an die öffentliche Mildthätigkeit zu wenden, um ein Stück Brot zu haben. Präs.: Was soll dies Alles heißen? Dieser Mann scheint nicht bei Sinnen. Staatsanwalt: Nichts in den Aktenstücken beweist, daß er nicht bei Verstand ist. Angesch.: O sein Sie ganz ruhig, der Kopf ist gut... Was ich Ihnen sage, setzt Sie in Erstaunen, nicht wahr? Doch werden Sie von Ihrem Staunen zurückkommen, wenn Sie erfahren, daß ich ein Muster bin, d. h. ein ehemaliges Muster ... und das erste von allen, ich darf es dreist behaupten. Präs.: Ganz gut, doch haben Sie gar keine Hülfsmittel mehr? Tripet: Gar keine. Stolz auf meine Erfolge, glaubte ich, meine Jugend würde ewig dauern... denn ich war so schön!... Wenn Sie mich unter dem Direktorium gesehen hätten, die Künstler rissen sich um mich. Hr. Vien wäre nichts ohne mich gewesen, und David, der berühmte David, verdankt meinem Rumpfe seine schönsten Erfolge... Sie können mich in dem Raub der Sabinerinnen sehen, der zweite links in der vordern Reihe. Präs.: Dies alles hat mit der Beschuldigung nichts gemein, die auf Ihnen haftet. Angesch.: Ich läugne es nicht. Doch ist es sehr schmerzlich, so tief gesunken zu sein, wenn man so hoch gestanden hat... So wie Sie mich hier sehen, bin ich in allen Hauptstädten der Welt im Einzelnen... Ich habe ein Bein in Preußen, einen Schenkel in Rußland, mein Kopf ist in Madrid, und meine linke Schulter in Amsterdam... Was meinen Rumpf betrifft, so ist er überall; es ist das Beste, das ich an mir habe, der Rumpf ... Nun, dies tröstet... Präs.: Noch einmal, gestehen Sie, ein Almosen begehrt zu haben? Angesch.: Ich mußte wohl, nachdem ich mein Aeußeres verloren hatte; ich glaubte, dies würde ewig währen, doch der Rücken des Achilles krümmte sich; die Kniescheiben Philoklets sind eingeschnurrt. Ajax ist dickbäugig, und Hektor ist engbrüstig. Ich bin zu nichts mehr gut, man will mich nicht einmal als Diogenes, ungeachtet des treuen Kostüms; ich bin nunmehr gut, um für ein Portrait des alten Vagabunden zu sitzen. — Der Angeschuldigte setzt sich wieder; ein trauriges Lächeln schwebt auf seinem ernsten Gesichte. — Präs.: Haben Sie Niemand, der Sie zurückfordern könnte? Angesch.: Keinen Menschen... Ich habe nie meine Aeltern gekannt, und meine Künstler sind gestorben. — Das Gericht verurtheilt Tribet zu 24stündiger Haft und befiehlt, daß nach Verlauf seiner Strafe, er in das Armenhaus gebracht werden soll.

Einer vom United Service Journal in einem der neuesten Hefte dieser unvergleichlichen Militär- und Marine-Zeitschrift angestellten Berechnung zufolge, welcher vollkommen authentische und amtliche Daten zum Grunde liegen, verlor Frankreich während der Kriegsperiode v. 1792 bis 1815, 88 Linienschiffe mit 6700 Kanonen, 217 Fregatten mit 7400 Kanonen, 411 kleinere Schiffe mit 4000 Kanonen, im Ganzen 716 Kriegschiffe mit ungefähr 18.000 Kanonen. — Holland verlor 29 Linienschiffe mit 1794 Kanonen, 40 Fregatten mit 1336 Kanonen, 103 kleinere Fahrzeuge mit 775 Kanonen, im Ganzen 172 Kriegsschiffe mit ungefähr 3900 Kanonen. — Spanien verlor 24 Linienschiffe mit 1982 Kanonen, 30 Fregatten mit 1068 Kanonen, 145 kleinere Fahrzeuge mit 1016 Kanonen, im Ganzen 199 Kriegs-

schiffe mit ungefähr 4000 Kanonen. — Dänemark wurden abgenommen 24 Linienschiffe mit 1744 Kanonen, 24 Fregatten mit 848 Kanonen, 37 kleinere Kriegsschiffe mit 475 Kanonen, im Ganzen 85 Kriegsfahrzeuge mit ungefähr 3000 Kanonen. — Rußland verlor 1 Linienschiff mit 74 Kanonen, 2 Fregatten mit 78 Kanonen. — Das Osmanische Reich 1 Linienschiff mit 64 Kanonen, 7 Fregatten mit 248 Kanonen, 8 kleinere Fahrzeuge mit 110 Kanonen. — Die Vereinigten-Staaten 3 Fregatten mit 139 Kanonen, 14 kleinere Fahrzeuge mit 176 Kanonen. — Der den Seemächten von Seiten Großbritannien's beigebrachte Verlust an Marine belief sich also auf 167 Linienschiffe mit ungefähr 12,500 Kanonen, 323 Fregatten mit 11,000 Kanonen, 719 Corvetten, u. dgl. mit ungefähr 7000 Kanonen, im Ganzen 1209 Kriegsschiffe mit 30,000 Kanonen, welche, mit Ausnahme der zerstörten oder versenkten, sämmtlich eine Beute England's wurden!

(Chiwa oder Khiwa?) Den Namen dieser asiatischen Landschaft, die jetzt durch die Expedition der Russen unter General-Lieutenant Perowsky die Aufmerksamkeit Europa's auf sich zieht, findet man bald auf die eine und bald auf die andere Weise in deutschen Zeitungen gedruckt. Welches ist nun die rechte? Wir können bei dieser Gelegenheit zugleich die Frage in Bezug auf alle andere orientalische Worte entscheiden, die man abwechselnd mit Ch und Kh gedruckt findet, wie Chan und Khan, Scheich und Scheikh, Chosrew und Khosrew, Bochara und Bokhara u. s. w. Die Antwort darauf ist, daß, da wir durch die fraglichen Buchstaben einen Kehllaut der Orientalen, und zwar denselben harten Kehllaut bezeichnen wollen, den die Spanier durch J und X, die Deutschen aber da, wo er in ihrer Sprache vorkömmt, wie in den Wörtern Ach, Buch, machen ꝛc. durch ein Ch ausdrücken, wir natürlich auch dieses letztgedachte Zeichen in jenen orientalischen Namen beizubehalten haben. Das Kh ist über Frankreich und England in Deutschland eingeschmuggelt worden. Franzosen und Engländer, die den gedachten Kehllaut in ihrer Sprache gar nicht besitzen und bei denen das Ch entweder wie unser Sch (charme) oder wie Tsch (much) gelesen wird, haben dafür das Kh substituirt und schreiben daher Astrakhan, Khiwa, Balkh ꝛc. Machen wir es nun ihnen nach, so häufen wir dadurch, im wahren Sinne des Wortes, einen Fehler auf den anderen.

Es heißt, der berühmte Dom in Köln werde in den nächsten Jahren ausgebaut werden. Vorläufig soll der vordere, mit den herrlichsten Glasmalereien geschmückte Theil des Doms vollständig überwölbt werden. Der König von Preußen hat zu diesem Zwecke 125,000 Thaler aus Staatsmitteln anweisen lassen. Der Dom selbst wird auf 5 Jahre geschlossen, und das Capitel einstweilen in eine andere Kirche verlegt werden. A. v. Rothschild in Frankfurt hat 500 fl. für die Reparatur des Doms hergegeben.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die

SCHNELL-POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 6 des Bürger-Freundes für 1840.

Sonntag, den 19. Januar.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Die Jubiläen der Buchdruckerkunst werden in vielen deutschen Städten schon tüchtig vorbereitet und mit Begeisterung wartet man auf den Johannistag. Doch in Darmstadt hat das Comité beschlossen, das Fest schon am 23. Juni zu feiern, damit man noch den 24sten nach Mainz und Frankfurt fahren und das Fest zwiefach feiern kann. Auch in Berlin, Leipzig, Mainz, Frankurt a. M., Erfurt, Weimar, Braunschweig u. s. w. haben sich die Comitéen constituirt; in Berlin ist bereits ein Vorstand gewählt und die Buchdrucker haben schon ein hübsches Sümmchen liegen. Bis jetzt scheint es, als wolle man bloß die äußerliche, technische Seite der Buchdruckerkunst hervorheben, obgleich diese Kunst in ihrem Wesen eine ideelle, allgemeine Wohlthat für die ganze Menschheit ist. Der Buchstabe tödtet nicht, sondern er ist just das allgewaltige Organ des Geistes. Die 24 krummbuckligen Dingerchen sind die Waffen des modernen Geistes, durch welche er sich Ehre und Ruhm und Sieg über alle Feinde erworben hat und noch fortwährend erwirbt. Wir verdanken diesen 24 Waffen die höchsten geistigen Güter, man wird also gerade jetzt die ideelle, wesentliche Seite der Buchdruckerkunst hervorheben und von dem Feste sollte sich Niemand ausschließen, weder mit dem Beutel noch mit seiner Person, der wirklich eine Person ist und etwas im Beutel hat. Der ganze Staat, Schulen und Universitäten und Geistliche müßten das Fest mit besonderer Begeisterung begehen. — Das ist 1740 nicht recht der Fall gewesen, aber wie viel mehr hat auch das Jahr 1840, nach einem Jahrhundert, wo die Macht der Literatur in's Große gegangen ist, seinen Anspruch auf ein allgemeines Fest!

Aus Weimar wird geschrieben: Der bekannte Dr. Keil aus Langensalza, der aber Professor in München ist, hat hier besuchte Vorlesungen über Elektro-Magnetismus gehalten. 1824 erfand er ein Verfahren, die Kraft der Magnete zu einem bis dahin unerreichten Grade zu schärfen. Nun wandte er die Magnete vorzüglich als Heilmittel für Gicht, Lähmungen ꝛc. mit gutem Erfolg an; machte Reisen nach Frankreich, den Niederlanden, England, selbst nach den brittischen Niederlassungen in Afrika, und wurde überall viel gesucht. Die wichtige Entdeckung des berühmten englischen Chemikers Faraday, dem Magnete elektrische Funken zu entlocken, benutzte Dr. Keil und konstruirte seinen magneto-elektrischen Apparat, den er nun in noch weiterer Ausdehnung als den früheren zu Kuren anwendete; namentlich war er glücklich in Heilung von Harthörigkeit. Vorzügliche Theilnahme fand er in Holland. Der König der Niederlande soll ihm sein Geheimniß, die Kraft der Magnete zu schärfen ꝛc., für eine bedeutende Summe abgekauft haben. So fehlte es ihm denn auch hier nicht an Besuchern allen Standes und Geschlechts, die theils Neugier, theils der Wunsch, von dem Wunder-Doktor geheilt zu werden, zu ihm lockte. Man spricht von mehreren glücklichen Kuren. Geschäfte riefen ihn nach München, doch versprach er wieder zu kommen, und seine mit größter Liberalität angestellten Kuren fortzusetzen. Einige von seinen magneto-elektrischen Apparaten sind hier angekauft worden.

Dieffenbach hat wieder etwas zum Heile der Menschheit gewagt und gewonnen. Bis jetzt war das Schielen unheilbar. Dieffenbach hat durch das Durchschneiden des innern geraden Augenmuskels zum ersten Mal gleich hintereinander zwei Schielende geheilt, daß sie nun wieder gerade in die Welt hinein sehen können, was gewiß auch für Solche, die nicht gerade am Strabismus leiden, sehr nöthig ist.

Unter den Erfindern wird jetzt auch Herzog Heinrich von Würtemberg genannt. Ein Percussions-Gewehr, das weder eine Schlagfeder, noch eine Nuß und Stange hat, sich dabei übrigens rasch laden und abfeuern läßt, verschafft ihm Ruhm. Es wird wegen Einfachheit des Mechanismus und der Wohlfeilheit — laut den Berichten — von allen Militairs bewundert. — Eine neue Art Stutzen hat derselbe ebenfalls erfunden und sie werden als für Scharfschützen höchst geeignet beschrieben.

Carlshafen a. d. Weser, den 3. Januar 1840. Unser Handel gewinnt mit jedem Jahre mehr Bedeutung. Das vergangene Jahr hat sich auszeichnet. Billige Bedienung, prompte Entladung der Güter und eine sorgfältige Behandlung derselben ist die größte Sorge aller hiesigen Spediteure. Alle ankommenden und abgehenden Waaren sind hier frei von Lager-, Schlacht-, Waage-, Anlagegeld und Packhofgebühren. — Solche Feinde der Spedition und Stadtgefälle kennt man hier durchaus nicht. Der Schlachtfuhrlohn ist unbedeutend. Bis Cassel ist wegen der Chaussee-Freiheit das Fuhrlohn billig. Die Frachten nach allen Weltgegenden sind äußerst mäßig. Unsere Packhöfe sind bequem, zweckmäßig und haben eine sichere Lage. Mit Vergnügen weilt der Fremde hier, um sich an dem frohen Gewühle Aller zu ergötzen! Die Erinnerung an den fürstlichen Gründer unsers Hafens ist täglich neu, und der Wunsch, dessen Bildsäule auf dem Carlsplatze zu Cassel neu zu schmücken, ist in vielen Herzen lebendig geworden. Auch unsern erhabenen Landsmann in Münden, der uns so vieles Gute zugewendet hat,

will man einen silbernen Becher schenken. Unsere Ingenieure werden es verstehen, eine Eisenbahn von hier mit der durch Cassel dereinst führenden, in Verbindung zu setzen, und der Waarenzug, Werra aufwärts nach Allendorf oder Wannfried, wird sich alsdann auch ganz, mit bei weiten geringern Kosten über hier richten.

Die „Moravia" meldet aus Ollmütz: In den letzten Tagen des verflossenen Monats wurde hier ein empörender Mord begangen. Ein Korporal des hier garnisonirenden 54. Inf. Regiments, lag Mittags auf seinem Bette und las einigen um ihn gelagerten Kameraden aus einem Buche vor. Ein gemeiner Mann, der eben von einer Arrestantenbedeckung nach Hause in voller Rüstung zurückkam trat, als er den Lesenden, gegen den er schon lange einen tiefen Haß geführt haben soll, ansichtig ward, hinter denselben, schlug sein geladenes Gewehr auf ihn an, und schoß ihm zwei Kugeln mit einer solchen Gewalt durch den Leib, daß sie nach tödtlicher Verletzung der Lunge wieder aus dem Leibe und auf einen nächst dem Korporal Sitzenden hinflogen, den nur eine zufällige Wendung vor einer Verletzung schützte. Obwohl dem Verwundeten die sorgfältigste Pflege zu Theil wurde, so endete er doch sein Leben am neunten Tage nach dem Schusse. Der Frevler soll aber, da derselbe, wie es sich zeigte, vor Erreichung des legalen Alters von seinem Dominium zum Militärdienste gestellt wurde, nunmehr dem Civil-Criminalgerichte übergeben worden.

So arg und frech sollen's die Diebe lange nicht in Berlin getrieben haben, als jetzt. Reichen Hagestolzen und Wittwen stellen sie am liebsten nach und lauern die Stunde ab, wo niemand im Hause ist, erbrechen die Thüren und rauben in den Zimmern, was sie finden. Die Mutter des jüngst verstorbenen Professors Gans hat darüber ihr Leben eingebüßt. Sie kommt aus dem Theater, eine große Volksmenge steht vor ihrem Hause und als sie in ihre Stube tritt, findet sie auf ihrem Sopha einen Dieb, umgeben von der Polizeimannschaft, im Blute schwimmen. Der Schreck zog ihr einen Nervenkrampf zu, der ihr das Leben kostete. Der Spitzbube war über der That ertappt worden und hatte sich eigenhändig das Messer in die Brust gestoßen. Einem alten reichen Grafen wurde am hellen Tage, während er ganz vergnügt bei einem Freunde zu Tische saß, seine sämmtliche Baarschaft gestohlen und das Wohnzimmer bis auf einen alten Stuhl ausgeräumt.

Aus Frankreich.

Folgende Thatsache wird durch eine Zeitung berichtet, der wir die Verantwortlichkeit hierüber überlassen. Jeder erinnert sich noch an das Wundermädchen, welches man vor ungefähr zehn Jahren sehen ließ und welches in seinem Auge das Gepräge eines unter dem Kaiserreich geschlagenen halben Franken trug. Man konnte wohl darin Napoléon Empereur unterscheiden neben einem Kopfe von Bonaparte, welcher den ganzen Augapfel des Kindes ausmachte. Eine ähnliche Erscheinung bietet sich heute den Einwohnern von Valenciennes dar. Man besucht in einer am Handelsplatze gelegenen Hütte ein Kind, welches in jedem Augapfel ein kleines Zifferblatt trägt. Die Stunden sind genau angegeben, auf der einen Seite mit arabischen, auf der andern mit römischen Ziffern. Man schreibt diese Erscheinung einem außerordentlichen Eindruck zu, der auf die Einbildungskraft der Mutter während ihrer Schwangerschaft gemacht wurde. Sie wünschte einmal eine recht hübsche Uhr zu haben und blieb vor dem Laden eines Uhrmachers stehen, wo viele ausgestellt waren. Wenn auch die angegebene Ursache jener Erscheinung nicht die wirkliche ist, so ist es doch jedenfalls sehr auffallend.

Aus England.

Neulich wurden in London mehrere zum Galgen verurtheilte Diebe aus ihrem Gefängniß zum Richtplatz geführt. Der Eine derselben, Namens Bradnet, stieß unterwegs auf seine Mutter, worauf sich folgender Zwiespruch entspann: „Wohin, mein Kind? — Zum Galgen, Mutter. — Nun, was brauchst du denn in deinen Sonntagskleidern dahin zu gehen! Sey artig und schenk' sie mir. Deine rothe Werktagsjacke ist dazu ganz comfortable!"

Aus Italien.

Als einen Beweis italienischer Trägheit, die besonders in Rom ihre Pflegestelle hat führt ein Berichterstatter an, daß ein Bäcker, der in Rom auf der Piazza Rusticucci, also auf dem Platze vor der Sanct-Peters-Kirche, seit seiner Geburt bis zu seinem Tode wohnte, 63 Jahr alt starb, ohne jemals in dieser berühmten Kirche gewesen zu sein.

Aus der Türkei.

In einem Circus zu Constantinopel hat ein Bajazzo den Sultan so durch seine originelle Einfälle belustigt, daß er ihm sogleich als Anerkennung seiner Verdienste um die großherrliche Erheiterung, den Nischan Iftichar-Orden ertheilte.

Aus den vereinigten Staaten.

Der Richter Wilkinson zu Louisville in den Vereinigten Staaten Nordamerika's, hatte bei einem Kleidermacher einen Ueberrock und einen Leibrock bestellt. Als letzte fertig war, ging er, begleitet von drei Freunden zum Schneider. Hier fand er das Eine oder das Andere an dem neuen Frack auszusetzen, und überführt, daß sein Tadel ungerecht sei, schimpfte er endlich über den Schneider, obgleich er nach der neuesten Mode war, wie er ihn ausdrücklich verlangte, dennoch abscheulich nannte. Schon einigermaßen durch die unverdienten Einwendungen gereizt, verlor der Kleidermacher die Geduld und antwortete auf eine Weise, wodurch der Richter Wilkinson und seine Begleiter sich beleidigt fühlten. Der erste gab dem Schneider eine Ohrfeige, die der Meister mit einem Faustschlag erwiederte. Von allen vier Individuen überfallen und mißhandelt, rief er endlich um Hülfe. Seine Gesellen eilten herbei, und es kam zu einer förmlichen Schlägerei, wobei Wilkinson wieder der Erste war, der sein Taschenmesser öffnete und damit wie rasend um sich stieß. Seine Gefährten ahmten ihm nach. Als die herbeigerufenen Polizeidiener die Wüthenden endlich auseinander trennen, lag einer der Gesellen, Namens Meeks, todt auf dem Boden, ein zweiter war lebensgefährlich verwundet und vier andere waren mehr oder weniger schwer verletzt. Der Richter Wilkinson, sein Bruder und seine beiden Freunde befinden sich jetzt im Gefängniß, um vor dem Assisenhof zu erscheinen, wo, wie man allgemein voraussetzt, sie wahrscheinlich mit einer Geldstrafe von einigen Hundert Thalern sich aus der „fatalen Sache" ziehen werden. Ein solch Verfahren wird in der Amerikanischen Union „Gerechtigkeitspflege" genannt!

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 6.

Bremen, Sonntag den 19. Januar 1840.

Gestorben:

Nro. 64. Den 14. Jan. Maria Lucia Meyne, 19 Jahr; Balgebrückstraße Nro. 29.

— 65. Den 15. — Des verst. Hutmachers Georg Andr. Rubin Wittwe, geborne Häseler, 80 Jahr; Faulenstraße Nro. 48.

— 66. Den 16. — Der Unteroffizier im hies. Infanterie-Bataillon Bernhard Schlawag, 48 Jahr; Caserne.

— 67. Den 16. — Des Küpers Hinrich Corsmeyer Sohn (todtgeb.); Fedelhören Nro. 17.

Nro. 68. Den 16. Jan. Der Leineweber Philipp Harjes, 68 Jahr; am Hohenpfad Nro. 5.

— 69. Den 16. — Des Arb. Joh. Friedrich Griesmeyer Tochter, 14 Taze; Rosenkranz Nro. 9.

— 70. Den 16. — Der Schneidermeister Otto Chr. Korck, 38 Jahr; Jacobikirchhof Nro. 18.

— 71. Den 17. — Des Reepschlägers Chr. Jürgens Sohn, 10 Wochen; Muggenburg Nr. 14.

Geburten:

Nro. 70. Den 7. Jan. Des Kaufmanns Arnold Duckwitz Ehefr., geb. Borchers, Neustadtsdeich Nro. 59; von einem Mädchen.

— 71. Den 12. — Des Cigarrenfabrikanten Johann Heinrich Schulenborg Ehefr., geb. Rohde, gr. Johannisstraße Nro. 41; von einem Mädchen.

— 72. Den 12. — Des Staabs-Rittmeisters bei der Hanseatischen Cavallerie Philipp von der Borch Ehefr., geb. Engelken, Punkendeich; von einem Mädchen.

— 73. Den 12. — Ein Mädchen — Buntenthorssteinweg Nro. 62.

— 74. Den 12. — Des Krameramtsgenossen Joh. Gottl. Ehmck Ehefr., geb. Schnakenberg, Obernstraße Nro. 23; von einem Mädchen.

— 75. Den 13. — Des Landmanns Hinrich Ehlers Ehefr., geb. Geerken, Doventhorsdeich Nro. 6; von einem Knaben.

— 76. Den 13. — Des Agenten Joh. Peter August Marbes Ehefr., geb. Suck, Rembertistraße Nro. 42; von einem Knaben.

— 77. Den 13. — Des Arb. Joh. Heinr. Kusieck Ehefr., geb. Schierenbeck, Balgebrückstraße Nro. 3; von einem Knaben.

Nro. 78. Den 13. Jan. Des Arb. Adam Ludw. Bühring Ehef., geb. Wehrum, Breedenstraße Nr. 2; von einem todten Knaben.

— 79. Den 13. — Des Weinküpers Bernhard Stolle Ehefr., geb. Hemsoth, Neuenstraße Nr. 84; von einem Mädchen.

— 80. Den 13. — Des Kutschers Joh. Friedr. Heinr. Christ. Schröder Ehefr, geb. Heimsoth, Schnoor Nro. 2; von einem Mädchen.

— 81. Den 13. — Des Maurergesellen August Essmann Ehefr, geb. Niemann, Mühlenstraße Nro. 16 B; von einem Mädchen.

— 82. Den 13. — Des Gastwirths Johann Conrad Hollmann Ehefr., geb. Feldhusen, Osterthorssteinweg Nr. 61; von einem Knaben.

— 83. Den 13. — Des Knochenhauers Christ. Fäsenfeld Ehefr., geb. Villmer, Oelmühlenstraße Nr. 17; von einem Knaben.

— 84. Den 14. — Des Branntweinbrenners Lüder Rüte Ehefr., geb. Alhusen, kl. Krummenstraße Nro. 40; von einem Knaben.

— 85. Den 15. — Des Agenten George Halven Ehefr., geb. Arnoldi, Martinistr. Nr. 46; von einem Mädchen.

— 86. Den 16. — Des Küpers Hinrich Corsmeyer Ehefr., geb. Schier, Fedelhören Nr. 17; von einem todten Knaben.

Proclamirt sind:

7. Der Amts- und Gerichts-Voigt zu Vegesack Kees von der Loo und Anna Maria Charlotte Walter hieselbst.

8. Der Schiffszimmermann Joh. Herm. Lürßen hieselbst und des verst. Arb. zu Hastedt Friedrich Arens Wittwe, Heidewig, geb. Wieting.

Nro. 9. Der Barbier Joh. Carl Friedrich Hoeve und Friederica Jantzen hieselbst.

— 10. Der Bockfahrer Aug. Grimmenstein u. Hanna Louise Wilhelmina Jonas hieselbst.

— 11. Der Matrose Hinr. Brauns und Sophie Elisabeth Junge hieselbst.

— 12. Der Arb. Joh. Gerd Windler und Susanna Bätjer hieselbst.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

No. 7.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 23. Januar 1840.

Wer möchte sich für todverfallen halten,
Wenn er die Raupe sterbend streben sieht
Sich einzuhüllen in des Leichtuchs Falten
Aus dem beschwingt der schöne Falter flieht. Dante.

Wiedersehen.

(Nach dem Holländischen.)

Leicht, die Flügel aufgeschlagen,
Theilt ein Schmetterling die Luft,
Von Zephyren fortgetragen;
Ueber Feldern, über Hagen,
Wiegt er sich im Blüthenduft.

Eine Raupe, die noch eben
Mit ihm kroch auf ird'scher Bahn,
Sah den Flug erstaunt mit an,
Mühte sich, ihm nachzuschweben,
Blieb jedoch am Boden kleben,
Ihrer Hülle unterthan.

Doch am nächsten schönen Tage
Wirft auch sie die Hülle ab,
Und mit leichtem Flügelschlage,
Glänzend in dem Duftgewand,
Schwebt sie über Fluß und Land.

Und auf ihrem Himmelssteig,
Treffen beid' einander an,
Paaren sich wie früher wieder,
Lassen auf denselben Zweig,
In demselben Hain sich nieder.

Werden wir, der Hülle ledig,
Theu're, uns vorangeeilt,
Auch so finden unverweilt,
Und erkennend unsre Seelen,
Sich von neuem dort vermählen,
Dort, wo Alles offenbar?

Himmel, Himmel, sei es wahr!

Das Jahr 1740.

(Fortsetzung.)

Die Fühlfäden der Physik und der Politik werden im Laufe der gegenwärtigen Welt in gleichem Maße länger und empfindlicher. Als Anson

im Jahr 1740 zu seiner kriegerischen Weltumseglung auslief, fand er noch viele Völker, die mit der kultivirten Welt nur durch die allgemeine Einheit des Planeten zusammenhingen, und die jetzt mit dem europäischen Focus in magnetischen Rapport getreten sind. Und als Anson seine einfachen Witterungsbeobachtungen in sein Journal niederschrieb, ahnete er nicht, daß man in hundert Jahren auf dem Cap und in Canton, in Greenwich und in Göttingen in derselben Minute der Erde den Puls fühlen werde. Wenn einmal das Netz magnetischer Observatorien, zu dem gegenwärtig die ersten Maschen gestrickt werden, die ganze Erde umwebt, so wird es auch schwerlich mehr ein Land geben, dessen politische und merkantile Schwankungen und Sprünge nicht überall verspürt und in Rechnung genommen werden.

Aber sonderbar! die Wissenschaft und das Staatsleben haben auch das gemein, daß sie mit allem Drängen gegen die Mittelpunkte ihres Strebens sich doch nur in der Breite ergießen, daß die von der Forschung und Weisheit entwirrten Fäden sich vorwärts gleich wieder zu noch größern und zahlreichern Knoten schürzen. Jedes Räthsel, das die Wissenschaft löst, gleicht einer abfallenden Frucht, aus deren Samen neue Räthsel aufsprießen, und der Proteus des Naturlebens, wenn sie ihn eben zu fassen glaubt, entschlüpft ihr unter den Händen und steht immer in neuer „fragwürdiger Gestalt" vor ihr. Ebenso beim Staate: jedes Hinderniß, das er wegräumt, war nur die Wand, die eine ganze Perspektive von Hindernissen maskirte, und jede Heilung eines Gebrechens giebt dem Staatskörper die neue Empfindlichkeit für zahlreiche alte Uibel. Weder der Naturforscher noch der Staatsmann wissen zu berechnen, welchen Bruchtheil von der Bahn der Menschheit das ausmacht, um was sie in den letzten hundert Jahren klüger geworden; wissen sie doch nicht einmal, ob diese Bahn eine gerade Linie oder eine Ellipse ist. Nur soviel ist klar, daß wir vom Begreifen des Wesens der Dinge und von der Lösung des Problems allgemeiner Menschenglückseligkeit immer gleichweit entfernt sind.

Das Jahr 1740 war ein politisch sehr bedeutsames. Im Laufe weniger Monate wurden vier der ersten Throne erledigt, ein Ungewitter zog drohend am Horizonte auf, und die Leser des Frankfurter Aviso hatten wohl nie bitterer den trägen Lauf der Posten beklagt, welche die mit lebhafter Neugier erwarteten Nachrichten zweimal wöchentlich aus Wien, München, Rom, Berlin und Petersburg brachten, denn in diesen Punkten lagen damals die Knoten der Ereignisse. Papst Klemens XII., Friedrich Wilhelm I., Kaiser Karl VI. und die Kaiserin Anna von Rußland gingen im Laufe weniger Monate heim. Maria Thersia trat, kraft der pragmatischen Sanktion ihres Vaters, die Regierung der Erbstaaten an, aber Bayern hatte nicht nur die pragmatische Sanction nicht angenommen, sondern Kurfürst Karl Albrecht machte ernsthafte Ansprüche auf die Nachfolge in Oesterreich; Frankreich, Spanien, Neapel rüsteten sich zum Kriege, Friedrich II. fiel in Schlesien ein, durch eine Hofrevolution in Petersburg wanderte der Reichsverweser Biron nach Sibirien, und die dreifache Krone fiel einmal der Tugend und der Gelehrsamkeit zu. Daß in Deutschland ein Weib von einem Throne Besitz nahm, während ein solcher Mann den andern bestieg, darin lag der Keim der Gährung, aus der Deutschland mit dem Hubertsburger Frieden in der Gestalt hervorging, in der es von der französischen Staatsumwälzung betroffen wurde.

Im Jahr 1840 zerrisse man so gern das Erbe Sultan Mahmuds als im Jahr 1740 das Erbe des letzten Habsburgers. Aber daß man es damals allen Ernstes versuchte, und daß man jetzt

schon vor dem Gedanken erschrickt, bezeichnet scharf den Unterschied der Zeiten. Die Interessen, welche sich an Maria Theresia und an Abdul Medschid knüpften und knüpfen, gäben Stoff zu einer historischen Parallele, in welcher die Aehnlichkeiten und die Gegensätze den Lauf der Welt gleich hell beleuchteten. Hier ist nicht der Ort dazu, und wir beschränken uns darauf, die Ereignisse des dem unsrigen entsprechenden Säkularjahrs summarisch aufzuführen.

Am 16ten Februar 1740 starb nach zehnjähriger Regierung Klemens XII., Corsini. Er war prachtliebend, baulustig, eigensinnig und herrschsüchtig. Letztere Eigenschaften verleiteten ihn zu manchen übereilten Schritt, und er blieb fast seine ganze Regierungszeit mit den meisten katholischen Staaten in schlimme Händel verwikkelt. Sein merkwürdigster Akt ist die Bulle von 1732, worin er, gelockt durch das von August II. gegebene Beispiel, den sächsischen Fürsten den Besitz aller in der Reformation eingezogenen Güter garantirte, wenn sie wieder katholisch würden. Aus dem sechsmonatlichen Conclave nach Klemens XII. Tode ging, nachdem sich alle Intriguen erschöpft, Benedikt XIV., Lambertini, hervor, ein heller Kopf und edler Mensch und einer der weisesten Priester, die je auf St. Peters Stuhl gesessen, ein Mann, wie ihn die jetzige Zeit brauchen könnte; der Fehler, den die Römer Benedikt XIV. vorwarfen, daß er zu viel Bücher schreibe, wäre bei einem heutigen Lambertini schwerlich zu befürchten.

Am 31sten Mai starb Friedrich Wilhelm I. von Preußen und hinterließ seinem Sohn Friedrich II. einen Schatz von fast neun Millionen Thalern, ein schlagfertiges Heer von 75,000 Mann und nur etwas mehr als zwei Millionen Unterthanen. Friedrich Wilhelm schied mit starrem Mißtrauen gegen einen Erben, der die Flöte blies und Verse machte, und bei Friedrichs des Grossen Tode gehorchten sechs Millionen Menschen der Krone Preußen.

Am 20sten Oktober starb Kaiser Karl VI. Er hinterließ seiner Tochter einen schlimmen politischen Prozeß, und dazu kaum 100,000 Gulden und 30,000 Mann disponibler Truppen. Maria Theresia bestieg den Thron, bereits ihren Sohn Joseph unter dem Herzen, und schon am 23sten December fiel Friedrich in Schlesien ein und löste zaghaft zum ersten Male die Kanonen, welche sofort mehr als zwanzig Jahre lang selten schweigen sollten.

Am 28sten Oktober starb nach zehnjähriger Regierung die Kaiserin der Russen Anna Iwanowna und hinterließ als Erben der Krone ein zweimonatliches Kind und Biron als Reichsverweser. Am 19ten November wurde Biron von Münnich verhaftet, nach Schlüsselburg gebracht und die Mutter des kleinen Iwan als Regentin ausgerufen, welche im Jahr darauf der Kaiserin Elisabeth Platz machte.

Andere mögen betrachten, wie viel weiter man es in kurzen hundert Jahren in der Kunst des Regierens, des Unterhandelns, der Ländertheilung und Völkerbeglückung gebracht hat: wir fassen unser Säkularjahr zunächst aus dem literarischen Gesichtspunkt ins Auge.

Vergegenwärtigt sich der patriotische Deutsche den Zustand der schönen Literatur Deutschlands im Jahr 1740, so fühlt er sich auf's Tiefste gedemüthigt, aber auch getröstet und erhoben, wenn sein Blick am Jahrhundert heraufstreift und er überschlägt, wie viel und wie Großes der Geist seines Volks in einer so kurzen Spanne Zeit hervorgebracht, nachdem er sich einmal der Fesseln entledigt, in welche ihn der eiserne Gang des Geschicks im unseligen siebzehnten Jahrhundert geschlagen.

Nach der kurzen und fruchtlosen Blüthe der sogenannten schlesischen poetischen Schule verfiel die deutsche Sprache und Literatur schnell in die schlimmste aller Barbareien, in die selbstgefällige, gezierte Sklaverei der Nachahmung, und zwar der Nachahmung eines Volkes, dessen Gefühl nach einem ganz verschiedenen Grundton gestimmt ist. Der Baum von Luther's Sprache wurde vom Moos und den Mispeln französischer Redensarten überwuchert, und sein Lebenssaft zog sich aus einem Zweige nach dem andern zurück. Der spirituelle Duft, der auf dem Körper der französischen Poesie hingehaucht liegt, wie der Goldschaum auf der hohlen Nuß, blieb den ungeschickten deutschen Afterpoeten an den knetenden Fingern hängen, und was sie zu Stande brachten, war eitel Schwulst, Empfindelei oder schaaler, inhaltsleerer Spaß.

Die deutsche Literatur zwischen den Schlesiern und Klopstock ist eine schauerliche Wüste. Im dreißigjährigen Kriege ward die deutsche Kraft gebrochen und gelähmt; aber wie der größte Frost im Jahr erst dann eintritt, wenn die Sonne schon wieder auf der Rückkehr ist, so herrschte der ärgste Mißwachs auf dem Felde deutscher Sprache und Literatur erst dann, als sich Deutschland von jener Verheerung materiell wieder erholte, und im Jahr 1740, wo fast noch alles geistige Leben unter starrer Eisdecke schlummerte, waren schon viele der Geister geboren, welche einen neuen Frühling deutscher Poesie heraufführen sollten.

Keine europäische Nation, welche eine Literatur besitzt, hat in ihrer Geschichte einen solchen literarischen Hiatus wie die deutsche. Wir waren damals nahe daran, unsere literarische Sprache völlig zu zersetzen und mußten uns bei wiedererwachendem Geiste erst wieder eine ganz neue Prosa schaffen, wobei die Glieder des zertrümmerten Sprachkörpers nur zu oft willkürlich und unverständig zusammengerafft wurden. Daher kommt es, daß unsere Sprachmonumente jenseits und diesseits der mit ekler Ausländerei ausgefüllten Kluft einander so fremdartig gegenüberstehen, und daß der Kern unserer ältern Literatur in der veralteten Schaale für uns so wenig genießbar ist. Dagegen bei Engländern, Franzosen, Spaniern, Italienern geht seit der sogenannten Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften im fünfzehnten Jahrhundert die Entwicklung und die Tradition der Sprache und der Literatur gleichmäßig in einem Zuge fort. Ja bei allen sind die Mehrzahl ihrer großen Poeten, und in manchen Fächern die Autoritäten älter, zum Theil weit älter als das achtzehnte Jahrhundert, und wir beginnen unsere poetische Zeitrechnung mit dem Messias nämlich mit Klopstocks.

Dies Alles macht, daß wir den Fremden, und fast noch mehr uns selbst als literarische Parvenus, als homines novi auf dem Parnaß der neuern Welt erscheinen. Unser früherer poetischer Adel zählt nicht, weil Luther's Sprache in der Mesalliance mit der französischen ein kläglichen Jahrhundert hindurch lauter Bastarde zeugte, und das Diplom erst nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erneuert wurde. Der Adelstolz der Völker ist ein schönes, großes Gefühl, unzugänglich dem Spotte, der beim Individuum die Geschlechtseitelkeit in den Busen zurückscheucht, und dieses Gefühl ist am reinsten, wenn es sich an die schönen und großen Denkmäler der Sprache hängt. Wir haben es uns selbst aus unserem Wesen bald so, bald anders erklärt, warum unser Patriotismus kein so leidenschaftliches Gefühl ist als bei andern Völkern, warum er bei uns mehr den Charakter der Freundschaft als der Liebe trägt. Sollte nicht der Umstand viel dazu beitragen, daß unser am literarischen Stammbaum

hinaufblickendes Auge so schnell auf eine Generation von Geistesprodukten stößt, die kaum zur Hälfte unseres Blutes sind, auf ein ganzes Jahrhundert der literarischen Erniedrigung, auf eine wahre babylonische Gefangenschaft der Poesie?

(Die Fortsetzung folgt.)

Fortschaffende Kraft ohne Dampf und Brennmaterial.

Unter dieser Aufschrift geben die Pariser Blätter Nachstehendes: Seit 10 Jahren beschäftigt sich Hr. Roussel, Uhrmacher zu Versailles, mit der Verfertigung eines Apparates, den er jetzt glücklich vollendete. Es handelt sich um nichts Geringeres, als den Dampf und alle Arten von Brennmaterial in den Locomotiven zu Lande wie zur See entbehren zu können. Comprimirte Luft soll den Dampf in dem sinnreichen Apparat des Hrn. Roussel ersetzen. Was aber diese Maschine auszeichnet, ist die Kunst, womit die comprimirte Luft stets in derselben Spannung erhalten wird, so daß der Gang des Locomotives immer gleich geschwind fortgeht. Diese Entdeckung ist unermeßlich, sie muß nothwendig zu einer Revolution in diesem wichtigen Zweige der Industrie führen, und da der, oder vielmehr die Luftbehälter nicht mehr Raum einnehmen als ein gewöhnlicher Dampfkessel, so können sie ohne Schwierigkeit diese ersetzen. Lange Fahrten sind nicht mehr unmöglich, denn Luft findet sich allenthalben, und Explosionen sind nicht zu fürchten. Die Regelmäßigkeit im Gange dieses Apparates und die Einfachheit machen ihn durch die zahlreiche Anwendbarkeit und den geringen Preis zu einer der nützlichsten Maschinen. Die Akademie soll mit nächstem darüber Bericht abstatten.

Korrespondenz-Nachricht.

Berlin, December.

Geschichte eines Gerüchts.

Die Gebrüder Wackernagel hatten durch längere Zeit ihr Domicil in Berlin, und gehörten den hiesigen literarischen Kreisen an. Deßhalb mußten die Nachrichten von ihrer blutigen That auch hier den lebendigsten Anklang finden, und bildeten mehrere Wochen lang den Gegenstand einer ernsten Aufmerksamkeit. Nun sind, Gott sei Dank, nur die Nachrichten blutig, die That ist vermuthlich kaum mehr als ein Nichts; aber die Thatsache des Gerüchts scheint dafür recht eigentlich unserer Stadt anzugehören, und sie allein ist der Gegenstand meines Berichts, zu dem ich verpflichtet und, ich glaube, auch berechtigt bin. Wo die politischen Blätter die Sache angezeigt, besprochen und die ehrenwerthen Namen ohne Rücksicht genannt haben, können die ohne ihre Schuld Betheiligten in einem der Unterhaltung gewidmeten Journal eine nähere Beleuchtung der Geschichte eines Gerüchtes nicht als unbefugte Klatscherei verurtheilen. Vielmehr ist es vielleicht Pflicht, Gerüchte wie dieses, das mit detaillirter Umständlichkeit und Motivirung an dem guten Leumund von Ehrenmännern nagte, Schritt für Schritt zu verfolgen, um durch die Nichtigkeit des einen vor zehn andern, die uns beschleichen, eine Warnungstafel aufzustellen. — Mit großer Schnelligkeit verbreitete sich die Nachricht durch Berlin: Wilhelm Wackernagel, als Dichter vielen unter uns befreundet, als Sammler und Philolog in der altdeutschen Literatur verdient, jetzt Professor an der Universität zu Basel, habe in der Hitze des Gespräches, und zwar über religiöse Gegenstände, seinen eigenen Schwager, d. i., den Bruder seiner Gattin, einer Schweizerin, mit einem Tischmesser erstochen. Um die That noch schrecklicher zu ma-

chen so sei nie früher ein Zwist zwischen ihnen gewesen, und Wackernagel habe das verhängnißvolle Messer von demselben Tische genommen, an dem er als Gast seines Schwagers bei demselben gespeist. Auf einen Stoß sei der Unglückliche leblos zu Boden gesunken. — Acht Tage circulirte diese Nachricht, nicht als Gerücht, sondern als authentisch; denn kein verdächtiger Privatbrief habe sie gemeldet, sie sei vielmehr aus den Akten geschöpft. Die Justizbehörde der Stadt Basel habe in Folge der eingeleiteten Untersuchung an die hiesigen Behörden geschrieben, um Mittheilungen über Wackernagel's früheres Leben, die zum Criminalprozeß nöthig wären, zu erhalten. Glaubhafte Männer sagten es, und glaubhafte Männer glaubten es, auch Wilhelm Wackernagel's Freunde. In tiefster Bestürzung über den unglückseligen Fall gaben sie sich Mühe, aus Wackernagel's früheren Aeußerungen und Aufwallungen die Motive zu einer That herzuleiten, welche ihn zwar schwerlich das Leben kosten würde, ihn aber auf Zeitlebens unglücklich machen müßte. Mit gespannter Neugier harrte man der Privatbriefe aus Basel, um zu erfahren, wer dieser Schwager sei; denn daß Professor Pluntschli, der Bruder seiner Gattin noch am Leben war, meldeten die Zeitungen dorther. Die Annahme, daß Pluntschli der Ermordete sei, war also nur Gerücht. — Die Briefe aus Basel kamen nicht, wohl aber die Nachricht: die That sei vollkommen, wie sie erzählt ward, nur Personen und Ort seien verschieden. Nicht Wilhelm, sondern sein Bruder Philipp Wackernagel hatte seinen Schwager, den Bruder seiner Gattin, in der Hitze eines theologischen Gesprächs erstochen. Alle Umstände dieselben; aber nicht in Basel, sondern in Stuttgart war die That geschehen, und aus Stuttgart war über Philipp's Leben hier angefragt worden. Glaubhafte Männer erzählten es, und glaubhafte Männer glaubten es; die Zeitungen druckten es, und schrieben es ab und druckten es wieder. Philipp Wackernagel's Freunde suchten mit tiefem Bedauern in der Heftigkeit seiner religiösen Ansichten die Motivirung seiner unseligen That. Acht, vierzehn Tage vergingen, es verlautete keine Bestätigung. Allmälig lebte Philipps todter Schwager wieder auf, er war nur verwundet; endlich war er nicht verwundet, nur ein heftiger religiöser Disput hatte statt gehabt; schließlich hat man auch von diesem nichts ermittelt. — Man wird unwillkürlich an die Geschichte von Lord Brougham's Tode gemahnt, über deren Quelle die englischen Zeitungen noch jetzt im Streite sind. Wer jene erfunden, ergänzt und corrigirt hat, läßt sich bei uns nicht ermitteln. Wohl aber ist die Quelle der Autenticität, in die sich das Gerücht hüllte, ziemlich gefunden. Auf einen hochgestellten Beamten aus dem Ministerium der Polizei liefen alle Gerüchte zurück. Er wurde mit Anfragen bestürmt, seine Entgegnung, daß er, so gut wie das Publikum, die Sache nur als Gerücht kenne, lößte nicht die Zweifel und zerstreute nicht die Nebel. Und allerdings war er die Quelle, aber ganz schuldlos. Ein unterer Beamter hatte von dem Gerücht als von einer Thatsache gesprochen und dabei ein Paar Akten auf den Tisch gelegt. Ein zufällig Anwesender hört halb das Gespräch, sieht die Akten, und hört wieder, wie der Geheimrath, mit der Hand darauf schlagend, zu noch einem andern, ein früheres Gespräch schließend, sagt: „Dies sind die Akten darüber," und er konnte mit gutem Gewissen sagen, er habe die Geschichte im Ministerium gehört und die Akten gesehen. Da konnte Niemand zweifeln. Die Bosheit scheint bei diesem Gerüchte nicht mitgearbeitet zu haben; möchte aber jedes andere, das am Leumund von Ehrenmännern zehrt, sich eben so glücklich lösen, wie

freilich nur dann möglich ist, wenn es nicht im Dunkeln schleicht, sondern wie dieses vor die Publicität tritt.

(Der Beschluß folgt.)

Miszellen.

Ein ziemlich sonderbarer Diebstahl führte auf die Bänke der Zuchtpolizei Turbin und Maigret. Hr. Mauzin, zu dessen Nachtheil der Diebstahl begangen worden war, giebt folgendermaßen dessen Einzelnheiten an: Nur war es Barbaratag, das Fest meiner Gemahlin, das ich ihr seit den 24 Jahren, als wir verbunden sind, jeden Tag wünschte. Sie verfährt eben so am St. Ambrosius, meinem Patronstage. Auch wird unsere Haushaltung in dem ganzen Quartier als Muster angeführt. Präsident: Gehen Sie schnell zu dem Diebstahl über, der zu Ihrem Nachtheil begangen wurde. Kläger: Also an diesem Tage wurde eine kleine Soirée durch meine Sorgfalt organisirt, Kuchen, ein kleiner Punsch; ich hatte ein Piano geliehen, um kleine Quadrillen zu tanzen. Wir hatten viele Leute; Freund Guilbout, Freund Rospice, die Ehegatten Fignelard . . . Präsident: Ich habe Ihnen schon gesagt, alle diese Nebenumstände zu übergehen und zur Thatsache zu kommen. Kläger: Sie verwirren mich . . . Ich bin kein Advokat, und ich möchte fortkommen. Präsident: Sie sind bestohlen worden, nicht wahr? Kläger: Dies ist allgemein bekannt. Präsident: Nun, was hat man Ihnen gestohlen, und wie wurde der Diebstahl begangen? Kläger: Ach! ja, ich begreife . . . Also wir haben ein ganz kleines Zimmer: 300 Fr. der Sols per Livre inbegriffen . . . es ist genug für zwei Personen allein . . . da wir nun viele Leute hatten, und obendrein ein Piano, mußten wir Platz machen, um Alles dies zu logiren . . . ich war sehr in Verlegenheit . . . Sieh, sagte ich zu mir, bist du nicht ein Thor; ich will die Mobilien wegnehmen, welche hindern, und sie auf das Pflaster stellen . . . so werden wir Platz bekommen . . . Ich lasse einen Commissionair hinaufsteigen, und mit seiner Beihülfe transportire ich meinen Secretair, meinen Gueridon, meinen großen Schrank und ein wenig Geschirr — alles aus Acajou, auf das Pflaster . . . Ganz gut . . . das Fest geht vorüber . . . wir lachen, wir singen, wir tanzen, wir trinken. Als Jedermann fortgegangen war, um Mitternacht, halb 1 Uhr, will ich meine Mobilien wieder an ihren vorigen Ort schaffen . . . sie waren nicht mehr da . . . sie waren verschwunden . . . Gott weiß wie . . . und ich weiß es auch jetzt . . . diese zwei jungen Taugenichtse benutzten die Nacht und den Lärm, den unser kleines Fest verursachte und schafften sie fort. Präsident: Ist denn kein Pförtner in Ihrem Haus? Kläger: Nein, mein Herr, die Pförtner dienen nur dazu, Geklatsch zu verbreiten. Präsident (lächelnd): Sie dienen auch zu verhindern, daß man die Mobilien der Miethsleute stehle. Kläger: Dies ist wirklich wahr, ich hatte nicht daran gedacht. — Die zwei Angeklagten können nicht läugnen, denn mit Hülfe eines Commissionairs, der wirklich glaubte, daß die Mobilien ihnen gehörten, hatten sie sich in das Faubourg Saint Antoine begeben, um den Verkauf zu betreiben. Als Bekräftigung ihrer Vertheidigung, führen sie die Gelegenheit an, welche sich so viele Vergehen vorzuwerfen hat, und dann ihr Elend. Da aber die eingegangenen Erkundigungen ihnen keineswegs günstig sind, so werden sie ein jeder zu 1 Jahr Thurmstrafe verurtheilt.

In einer englischen Garnisonstadt sieht man, wie der Globe sagt, über der Ladenthür eines

Kaufmanns ein großes Schild mit den Worten: „Friede auf Erden und Wohlwollen unter den Menschen! Vereine für die Beförderung eines dauernden und allgemeinen Friedens. Die Friedensvereine, welche in London, in der hiesigen Gegend, in vielen andern Theilen Großbritanniens, in Irland, Amerika, der Schweiz und Frankreich in Thätigkeit sind, haben den Zweck, die Meinung der Menschen über den Krieg zu berichtigen, den sie in jeder Art den Lehren und dem Beispiele Jesu Christi widerstreitend finden, welche allen Menschen einschärfen, wie Brüder zu leben und Böses nicht mit Bösem, sondern mit Gutem zu vergelten. Statt zur Menschenschlächterei, zur Verbrennung von Städten, zur Zerstörung der reichen Gaben einer wohlthätigen Vorsehung zu schreiten, ein System, das zur Erlangung der Gerechtigkeit sprüchwörtlich unsicher ist, schlagen sie vor, daß eine Versammlung von weisen und guten Menschen aus allen Völkern gebildet werde, um völkerrechtliche Streitigkeiten billig zu schlichten. Friedensvereine sind aller Sektirerei entgegen urd trachten nur dahin, die ganze Menschenfamilie, Abkömmlinge eines gemeinschaftlichen Vaters, zu einer friedlichen Brüderschaft zu vereinigen. Die Mitwirkung aller diesen Absichten günstigen Personen wird dringend erbeten. Die Sündlichkeit, die Schreckniſſe, das Unpolitische und die Thorheit eines Krieges werden in den Druckschriften des Vereins auseinandergesetzt, welche bei N. zum Lesen zu haben sind, der auch weitere Nachweisung giebt. „Ein Mord macht einen Nichtswürdigen, Millionen Morde einen Helden.“ (Bischof Porteus.) „Der Krieg ist ein Spiel, welches, wenn die Unterthanen weise wären, d Könige nicht spielen könnten.“ (Cowper.) D Staatsschuld, die durch den Krieg entstanden i beträgt gegen 800 Mill. Pf. St., für deren Ve zinsung das Land jährlich mit beinahe 30 Mi Pf. St. Steuern belastet wird.“

In Dresden macht eine somnambule Frauens person, nachdem sie den Urheber eines bedeutend Diebstahls entdeckt und den Ort bezeichnet h wo die entwendete Geldsumme vergraben lag, e gemeines Aufsehen. Den Namen des Thäters nennen, weigerte sich das kranke Mädchen, a sie beschrieb seine Persönlichkeit so genau, daß m sehr bald den Bedienten des Bestohlenen d erkannte, der auch das Verbrechen eingestand. D Geld fand man in der Nähe des Hauses, wo d Diebstahl vorfiel, in dem Erdboden versteckt, g wie die Somnambule angedeutet. Ueberdies, e klärte die Kranke, werde sie niemals wieder in s chen Sachen Auskunft ertheilen, und diesmal h sie es nur gethan zur Beruhigung der Famil in der man sie aufgenommen, weil man sie (d Somnambule) in dem Verdachte des Betru habe und vielleicht die Meinuug hege, ihre P ger begünstigten denselben. Daß das Mädch jeder Beziehung zu dem Diebe oder dem Bestoh lenen fremd ist, steht fest. Mancher Polizeibehör würde übrigens solch' ein Spiritus familiaris willkommen und der Einfluß auf die öffentlich Sittlichkeit unermeßlich sein, wenn die Gerich über dergleichen Allwissenheiten gebieten könnte

---

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshof.

Die

SCHNELL-  POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu **Nr. 7** des Bürger-Freundes für **1840.**

Donnerstag, den 23. Januar.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Es gereicht der städtischen Behörde von Leipzig zur großen Auszeichnung, daß sie für die bevorstehende Feier der Erfindung der Buchdruckerkunst 3000 Thlr. aus den Communalcassen bewilligt und die öffentlichen Gebäude der Stadt am Abende des Hauptfesttags zu erleuchten versprochen hat.

Es geht in Berlin das Gerücht von der Gründung eines colossalen Denkmals auf dem Schlachtfelde von Leipzig, zu dessen Verherrlichung jeder deutsche Staat seine trefflichsten Künstler aufbieten soll. Ein sehr kunstsinniger Prinz eines großen deutschen Reiches soll diese Idee mit Begeisterung aufgefaßt und selbst Einleitungen zur Ausführung getroffen haben. — Wir sprachen es schon früher einmal aus, wenn die Wuth, Denkmale zu errichten, nicht aufhört, so wird Europa in einem Jahrhunderte aussehen wie der Père la Chaise in Paris. Monumente werden den Erdboden bedecken und die Enkel keinen Raum finden, wo sie ihr Korn säen und ihren Wein bauen können. Daß übrigens der Gedanke, auf der Wahlstatt von Leipzig ein Denkmal zu errichten sehr nahe liegt, läßt sich nicht läugnen.

Die auf den 4. Januar ausgeschriebene Versteigerung des Mobiliars in dem Hotel des verstorbenen Feldmarschalls Fürsten Wrede zu München ist am Tage vorher durch dessen ältesten Sohn und Lehensnachfolger, Fürsten Carl von Wrede, zurückgenommen worden, was für die Familie um so erfreulicher ist, da sich in dem Nachlasse mehrere kostbare Andenken befinden, z. B. das in Silber gefaßte und reich verzierte Schwert, welches der tapfere Feldherr von Napoleon erhielt, mehrere andere Ehrensäbel, seine Orden ꝛc. Das fürstliche Palais wird wahrscheinlich Graf Arco-Zinnenberg zu seinem anstoßenden Hause an sich bringen.

Ein Beispiel von norddeutscher Redactionsbescheidenheit liefert Nr. 4 des „Planeten." In einem Berichte, der aus Berlin datirt ist und über Dresden handelt, schließt der Correspondent: „Nun genug. — Herrn Josti habe ich veranlaßt, für seine größten unserer Conditorsalons Ihre trefflichen (!) Blätter und namentlich die „Constitutionelle Staatsbürgerzeitung" anzuschaffen. Finde ich nun darin meine flüchtigen Bemerkungen über Dresden aufgenommen so wird mir das ein Zeichen sein, daß Ihnen die Fortsetzung ꝛc." — Unglücklicher Josti!

Aus Frankreich.

Bekanntlich war Paganini von dem Gericht erster Instanz zu Paris zu 20,000 Fr. Schadenersatz an die Unternehmer des Casino verurtheilt worden, weil er die vertragsmäßige Verpflichtung, in ihren Concerten zu spielen, nicht erfüllen wollte. Von beiden Theilen wurde gegen dieses Urtheil appellirt, und der K. Gerichtshof als zweite Instanz hat nun die Entschädigungs-Summe auf 52,000 Fr. erhöht.

Welch wichtiger Fabrikort Paris ist, kann man aus nachfolgenden Angaben entnehmen: Im Jahre 1838 stieg die Ausfuhr von Paris nach dem Ausland um 32 Millionen, und die ersten 11 Monate des Jahres 1839 ergaben eine Ausfuhr von 124½ Millionen, so viel als im ganzen vorhergehenden Jahre.

Am 20. December wurde zu Namur eine Probe angestellt mit einem Apparat, auf den der Mechaniker Hr. Marchal ein Patent genommen; vermittelst dieses Apparates soll man alle Schiffe undurchdringlich für das Wasser machen können, selbst im Fall sie, mit diesem Apparat versehen, bedeutende Beschädigungen erlitten hätten. Der Erfinder behauptet, er könne den Apparat von jeder Größe machen, und ihm alle wünschenswerthe Biegsamkeit, Widerstandskraft, Dicke und Solidität geben.

Der „Courrier français" giebt folgende Notiz: „Die Jesuiten von Nimes, überzeugt von der zauberischen Wirkung des Jäger-Chors in der Oper: „Der Freischütz" („Robin des bois") von Carl Maria v. Weber, haben der Musik einen geistlichen Text untergelegt, wovon wir hiemit eine Probe geben:

Cantique de l'Ave Maria.
Choeur des Jésuites, s'ur l'air de Robin des Bois.

Chrétien diligent,
Devance l'aurore
Au seigneur encore
Adresse les chants
La mission l'appelle
Aux pieds des autels
Pour prier avec elle,
Car ton corps est mortel.
Du grand saint Grégoire
Celèbre la victoire,
Et ton chant de gloire
Jésus l'entendra.
Ave Maria, Gratia plena
Tra la la la la!

Aus England.

Der Themsetunnel soll sich rasch seiner Vollendung nähern, und jede Woche um 8 Fuß vorrücken.

Die Auffindung des Rumpfes eines Schiffes, das unter dem Strande in der Nähe von Newlyn, in der Mountsbay versenkt lag, hat die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Es hielt ohngefähr 50 Tonnen, hatte einen flachen Boden, war von Eichenholz und dreißig Fuß lang. Jede seiner Rippen hatte nur vier Zoll und sie wären stark genug gewesen selbst für ein Schiff von doppeltem Umfange. Es fanden sich Spuren von Nägeln, doch nicht die leiseste von Eisen, was zu beweisen scheint, daß das Holz, wenn es der Luft entzogen worden, sich am längsten hält. Das Schiff scheint mit Ballast beladen gewesen zu sein, als es unterfank; man fand an Bord zwei alte Münzen, deren eine vollkommen erhalten ist und die Inschrift trägt: „Ave Maria"; sie ist übrigens ohne Datum. Die Münze gleicht denen aus dem 14ten Jahrhundert und soll von englisch-normannischem Ursprung sein. —

Aus Belgien.

Zu Brüssel ist neulich von einem berühmten Augenarzte eine sehr seltene und schwierige Operation, nämlich die Extirpation beider Augen, vorgenommen worden. Seit mehreren Jahren litt ein Hr. Verhoeven aus Amsterdam, in Belgien wohnend, ein Greis von 61 Jahren, an einer Melanose, die beide Augäpfel angegriffen hatte. Nicht nur war das Gesicht hoffnungslos verloren, das Uebel machte solche Fortschritte, daß es das Gehirn zu ergreifen und den Patienten dem Tode zuzuführen drohte. Es blieb nur ein Mittel, das Ausreißen der Augen, übrig; allein kein Pariser und Brüsseler Arzt wagte sich an diese Operation, bis endlich der Dr. Gumer sie unternahm, indem er die beiden Augen und Thränendrüsen hinweg nahm. Jetzt ist Hr. Verhoeven von den Folgen einer so schrecklichen Operation gänzlich wieder hergestellt. In sein trauriges Schicksal ergeben, sieht man ihn mit seinem Führer in den Straßen von Brüssel einhergehen.

Aus Griechenland.

Herr Didron, der Graf Anatole und Herr Emanuel Durand, die eben die christlichen Alterthümer von Griechenland untersuchen, sind von Athen nach Macedonien und Thessalien gereist. Sie haben die letztere Provinz genau untersucht, und sind die ersten Franzosen, welche die Meteore erstiegen haben. Diesen Namen führen die berühmten Klöster von Thessalien, welche auf unbesteiglichen, von allen Seiten schroff abschüssigen, Felsen in einer Höhe von 180 Fuß erbaut sind. Man ersteigt sie in Netzen, die vermittelst einer Winde an einem Tau emporgezogen werden. Pouqueville und Ali Pascha von Janina getrauten sich nicht diese Luftfahrt zu versuchen und blieben am Fuß der Felsen. Das größte und höchste dieser Klöster, welches vorzugsweise den Namen Meteor führt, enthält ein Refektorium, einen Keller und eine Küche, die wahre Monumente der Architektur sind, und noch merkwürdiger sind seine drei Kirchen und eine Kapelle. Die Kirche, wo die Mönche Gottesdienst halten, ist eine der größten von Griechenland, von oben bis unten mit Figuren ausgemalt und vergoldet. Die drei Reisenden sind von den Meteoren über die pharsalische Ebene, den Fluß Peneus entlang, durch das Thal Tempe, das sich zwischen dem Ossa und Olymp öffnet, und über die pierischen Felder, nach Salonichi gereist.

Aus Ungarn.

Ein Fleischhauer in Pesth hatte seinem Nachbar, einem Viehhändler 1000 fl. geliehen. Nach einiger Zeit kommt der Viehhändler, als gerade der Fleischhauer mit seiner Familie zu Mittag essen wollte, legt eine Banknote von 1000 fl. auf den Tisch, und dankt für die Freundschaft des Nachbars. Da es Sommer war und die Fenster offen standen, ergriff ein Windstoß die Banknote und führt sie gerade in den auf dem Tisch stehenden Suppentopf. Der Fleischhauer hatte nichts Eiligeres zu thun, als mit der Hand so schnell wie möglich die Banknote aus der Nudelsuppe herauszuholen; die Banknote war [illegible] daß so mit Nudeln garnirt, daß der Fleischer, um das Tischtuch nicht zu beschmutzen, dieselbe bei einem Zipfel fern vom Tische hielt, damit die fette Brühe abtropfen sollte. Nebenan stand Sultan, der große Saupacker des Fleischers, und betrachtete lüstern das fette Papier. Lange konnte er indeß nicht widerstehen, er schnappte nach der Banknote und verschlang sie. Man denke sich den Schrei der Zuschauer. Der Hund bemerkte indeß aus den Zuckungen, die gemacht wurden, daß es sich um sein theures Leben handelt, und entläuft durch die offene Thür und kommt erst gegen Abend wieder. Kaum angekommen, wird das arme Thier tranchirt, aber natürlich ist die Banknote längst verdaut. Fleischer und Viehhändler processiren nun mit einander. Der Erfolg ist noch unbekannt.

Aus Rußland.

Französische Blätter melden ohne weitere Quellenangabe aus Tiflis, daß 500 vornehme Cabardiner und Tataren sich zu einem Turnier daselbst vereinigten. Achtig vom Kopf bis zu den Füßen in Stahl gekleidete Ritter auf stahlgeschirrten Pferden ritten in die Schranken; in zwei Abtheilungen getheilt, fochten sie drei Stunden lang zuerst mit der Lanze und dann mit dem Schwerdt. Die Cabardiner trugen vergoldete Waffen mit rothen Schärpen und ritten auf grauen Rossen, die Tataren hatten vergoldete Rüstungen und grüne Schärpen und ritten auf schwarzen Rossen. Der Sieg blieb den Cabardinern; zu Ende des Kampfes saßen noch acht von ihnen im Sattel, während die Tataren sämmtlich den Sattel geräumt hatten. Außer einigen Contusionen kam kein Unfall vor bei diesem Feste, dem der General Golowin und eine große Anzahl Damen aus Tiflis beiwohnten. Der cabardinische Fürst Mardaton machte sich durch seine reiche Waffenrüstung und die Schönheit seines Pferdes bemerklich.

Aus den vereinigten Staaten.

Eine außerordentliche naturgeschichtliche Erscheinung wird aus Amerika berichtet, wo auf dem Pachthof eines James van Winkle eine Schlange getödtet wurde, die kaum 2 Fuß lang, ungemein dick war, und an jedem Ende ihres Körpers einen vollkommen ausgebildeten Kopf hatte. Sie konnte nach beiden Richtungen fortkriechen, schien sich aber nicht wie die andern Schlangen ringeln zu können, was auch ihre zwei Köpfe überflüssig machten; da sie sich nie umzuwenden brauchte, konnte sie sich leicht nach jeder Seite hinwenden. Es ist dies das erste und einzige Exemplar, das in Amerika, vielleicht in der Naturgeschichte bekannt wurde. So wenigstens berichten amerikanische Blätter.

In Baltimore wird jetzt die deutsche Sprache in fast allen englischen Schulen gelehrt und die deutsche Literatur hat nicht nur Eingang gefunden, sie ist in hohem Grade geschätzt. Das klingt den Deutschen gewiß gut und macht's Vergnügen, es ihnen zu sagen.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 7.

Bremen, Donnerstag den 23. Januar 1840.

Gestorben:

72. Den 18. Januar. Des Arb. Gerhard Hinrich Wegener Tochter, 3 Jahr; Punkendeich Nro. 19.

73. Den 18. — Des Arb. Cord Christ. Schulenberg Sohn, 7 Monat; Abbenthorswallstraße Nro. 62.

74. Den 18. — Des verst. Arb. Hinrich Heinz Wittwe, geb. Keiner, 56 Jahr; Sandberg Nro. 6.

Nro. 75. Den 18. Jan. Des Schneiders Carl Friedrich Kebell Sohn, 9 Wochen; Ippen Nr. 1.

— 76. Den 20. — Der Kutscher Heinrich Wilhelm Stubbe, 44 Jahr; im Krankenhause.

— 77. Den 20. — Des Kappenmachers Napoleon Joh. Alb. Kühtmann Sohn, 4 Wochen; im Schnoor Nro. 2.

— 78. Den 21. — Des Steuermanns Joh. Orsenius Ehefr., geb. Häring, 66 Jahr; Wendts-Gang Nro. 8.

Geburten:

87. Den 15. Januar. Des Zimmergesellen Joh. Wilh. Ließ Ehefr., geb. Husang, Deetjen-Hof Nro. 7; von einem Mädchen.

88. Den 15. — Des Hökers Georg Bollmann Ehefrau, geb. Bachmeyer, Buchtstraße Nro. 37; von einem Mädchen.

89. Den 15. — Ein Knabe — Heerdenthorssteinweg Nro. 18.

90. Den 16. — Des Krameramtsgenossen Gustav Adolph Wilders Ehef, geb. Roedel, Abbenthorsstraße Nro. 15; von einem Mädchen.

91. Den 16. — Des Arb. Joh. Hinrich Moritz Ehefr., geb. Gefken, Neuenstraße Nr. 60; von einem Knaben.

92. Den 16. — Des Fuhrmanns Franz Christian Höcker Ehefr., geb. Wagschal, Mühlendamm Nro. 10; von einem Knaben.

93. Den 16. — Des Cigarrenmachers Wilhelm Heder Ehefr., geb. Eschenberg, Sielwall; von einem Knaben.

94. Den 17. — Des Miethkutschers Joh. Heinr. Gerding Ehefr., geb. Bösselmann, Dechanatstraße Nro. 1 C; von einem Mädchen.

95. Den 17. — Ein Mädchen — Abbenthorsstraße Nro. 67.

96. Den 18. — Des Detaillisten Joh. Bitter Ehefr., geb. Stellmann, Osterstraße Nro. 14; von einem Knaben.

97. Den 18. — Des Schuhmachermeisters Arend Wulfken Ehefr., geb. Passe, Mühlendamm Nro. 1; von einem Knaben.

98. Den 18. — Des Cigarrenmachers Andreas Warnken Ehefr., geb. Wichmann, Warnken-Gang Nro. 4; von einem Knaben.

Nro. 99. Den 18. Jan. Des Arb. Herm. Tietjen Ehef., geb. Köster, Buntenthorssteinweg Nr. 61; von einem Knaben.

— 100. Den 18. — Des Zimmergesellen Friedr. Behrens Ehefr., geb. Garrelmann, Bleicherstraße Nro. 23; von einem Knaben.

— 101. Den 18. — Des Branntweinbrenners Johann Friedrich Schöling Ehefrau, geb. Jungmann, Balgebrückstraße Nro. 4; von einem Mädchen.

— 102. Den 19. — Des Landmanns Lütje Alers Ehef., geb. Bolte, Polnischen-Bock Nr. 2; von einem Knaben.

— 103. Den 19. — Des Kaufmanns Heinr. August Hunicke Ehefr., geb. Engelken, Buchtstr. Nro. 9; von einem Knaben.

— 104. Den 19. — Des Kaufmanns Johann Carl Crüwell Ehefr., geb. Hebler, am Wall Nro. 74; von einem Mädchen.

— 105. Den 19. — Des Cigarrenmachers Conrad Meier Ehefr., geb. Rösch, gr. Annenstr. Nro. 83; von einem Knaben.

— 106. Den 19. Des Fuhrmanns Heinrich Nicolaus Frahm Ehefr., geb. Mindermann, Töferbohmstr. Nr. 7; von einem Mädchen.

— 107. Den 20. — Des Schuhmachers Joh. Meyerholz Ehefr., geb. Friedrichs, Heissenbüttels-Gang Nro. 2; von einem Knaben.

— 108. Den 20. — Des Schuhmachermeisters Friedr. Jäger Ehefr., geb. Fuhrmann, gr. Annenstraße Nro. 52; von einem Knaben.

— 109. Den 21. — Des Stuhlmachers Anton Eden Ehefrau, geb. Haberland, Westerstraße Nro. 40; von einem Knaben.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 8.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 26. Januar 1840.

„Bevor ich eingeh' in diese Ruhe-Stell,
Streck' ich flehend aus die Vaterhand,
Empor zum höchsten Gnadenland,
Zu danken ihm in seiner Engel Nath:
Daß er gelegt in Menschenbrust die Göttersaat,
Daß er gesenket hat von himmelwärts
Den Mitleidsstrahl ins Menschenherz.

Der Gang ins Blindenhaus.

In der, im Josephstädter Theater zum Besten des Blinden-Institutes Statt gefundenen Vorstellung, vorgetragen von Mad. Rettich.

Von

M. E. Saphir.

Laß dich begrüßen zuerst, du Sonnenlicht,
Das mir gold'nem Netz das Weltall umflicht;
Du Purpursaum von Gottesgewand,
Weit über die Erde und Himmel gespannt!
Laß dich begrüßen sodann, du Augenlicht,
Du Gottesgedanke, du Engelgedicht!
Du Himmel des Aug's, du Quelle der Wonne!
Du Stern im Kleinen, du Abbild der Sonne!
Du Blume des Sehens, du Blüthe des Scheins,
Du Demant der Schöpfung, du Perle des Seins!
Du Saat aller Freuden, du Keim aller Triebe,
Du Bronnen der Sehnsucht, du Wiege der Liebe,
Du Muschel der Thränen, du Spiegel der Brust!
Du Abglanz der Herzen, du Spender der Lust!
Du Siegel der Seele, du Probstein der Wahrheit,
Du Maler im Kleinen, du Zeichner voll Klarheit!
Du Augenlicht, des Himmels beglückendste Gunst,
Gefährte der Schönheit, Erzieher der Kunst,
Der Anmuth Genoss' und des Wohlklangs Geselle,
Du größester Schatz in der winzigsten Zelle!
Sei jetzt mir schmerzlich gegrüßt! denn in deinem Meer von Licht,
Da schreitet still ein Mann, der sieht dich nicht:
Kein Morgen ist je ihm aufgegangen,
Kein Stern will am Himmel für ihn prangen,
Ihm blüht keine Blume auf dem Feld,
Ihm lacht kein Auge auf dieser Welt.
Er weiß es nicht, was das ist, ein Liebesblick,
Er kennt es nicht, des Sehens süßgewohntes Glück
Er wandelt finster an seines Kindes Hand,
Stets lichtlos, von Ort zu Ort, von Land zu Land,
Und kömmt in eine Stadt, gar schön und groß,
Am stolzen Strom, im Berges-Schooß,
Bewohnt von einem biederen Geschlecht,

So schlicht als gut, herzlich, mild, gerecht
Und wie er schreitet, entkräftet schon und matt,
An Kindeshand, durch diese Riesenstadt,
Bleibt steh'n er und fragt: „Wo sind wir jetzt, mein Kind?"
Und dies erwiedert: „„Mein Vater, wir sind
Auf einem großen Platz, und in Mitten steht
'Ne Kirche, die in's Blaue geht,
Sie ragt schier zum Himmel an
Mit Spitzen aus Stein scheint sie angethan."
Da sinkt der blinde Mann sogleich auf's Knie
Und spricht: „Das ist St. Stephans Dom, ich sah ihn nie.
Allein, ich weiß, daß er allhier ist aufgebaut,
Daß er wie ein Ahn auf seine Kinder schaut,
Daß er mit seinem Haupte, altergrau,
Die Menschen segnet, Mann und Frau.
Daß er mit seiner Zunge ehr'nem Klang
Die Kinder ruft zum heil'gen Gang,
Daß er mit seinem Sterbeton
Die Pilger ruft zum Gottesthron,
Ich weiß, daß, wer sich blind allhier im Staub'
Zu Boden wirft, und bringt Gebet und Glaub',
Daß dem ein Aug' genädig wacht,
Ein Gottesaug' durch Erdennacht."
Darauf verrichtet er still noch ein Gebet,
Und durch die Straße er nun weiter geht,
Bis er zum zweiten Mal das Kind befragt:
Wo sind wir jetzt, mein Kind? Das Kind d'rauf sagt:
‚Wir sind in einem großen, großen Haus,
Im weiten Hofe steht die Wacht heraus,
Und nebenan gewölbt ein Thor
Und rauschend Wagen rollen d'raus hervor."
Da entblößt der blinde Mann sein Haupt und rufet aus:
Steh' still mein Kind, das ist das Kaiserhaus!
Steh' still, mein Kind und beug' dein Haupt,
Das Schönste, was ein Volk geglaubt,
Ist, daß in diesem Hause Tag und Nacht
Ein Herrscheraug' hat stets gewacht!"
Spricht's und wandelt, von dem Kind' geführt,
Den Weg hinaus, der seitwärts führt,
Und wandelt fort geraume Zeit,
Bis er zum dritten Mal die Frag' erneut,
„Sag' an, mein Kind, wo sind wir jetzt?" der Knabe spricht:
„Ach, mein guter Vater, ich weiß es selber nicht,
Da steht ein einfach Haus, und aus der Thür,
Da schreiten gar viele Kinder sacht herfür,
Sie gehen Paar und Paar, und Hand in Hand
Bei Allen ist ganz gleich auch das Gewand!"
Da faltet der blinde Mann die Hand und rufet aus:
Mein gutes Kind, das ist das Waisenhaus!
Auch hier in diesem Hause wacht
Ein Vateraug, so Tag als Nacht!"
Dann wandern sie weiter die Kreuz und Quer',
Durch Gassen und Straßen bald hin und her;
Und wieder fragt der blinde Mann sein Kind:
„Sag an, mein Sohn, wo wir wohl jetzt sind?"
Und dieses sagt: „„Da steht ein schönes Gebäu',
Ein großer und schöner Garten nebenbei,
Und in dem Garten geh'n behutsam viele Leut'
Und spielen und machen Musik von Zeit zur Zeit,
Und Andere flechten Körbe und ander Geräth,
Und Jeder streckt die Hand von sich aus, wenn er geht."
Da sinkt der Mann nieder und ruft wehmüthig aus:
„Mein theures Kind, das ist das Blindenhaus!
In diesem Hause hält so Tag und Nacht,
Das Aug der Milde über die Blinden Wacht."
Da kniet er schluchzend an des Hauses Schwell'
Und spricht: „Bevor ich eingeh' in diese Ruhe-Stell,
Streck' ich flehend aus die Vaterhand,
Empor zum höchsten Gnadenland,
Zu danken ihm in seiner Engel Rath:
Daß er gelegt in Menschenbrust die Göttersaat,
Daß er gesenket hat von himmelwärts
Den Mitleidsstrahl ins Menschenherz,
Daß er die Milde schickt vom Gnadenthron,
Ins Herz vom edlen Kaisersohn,
Daß er des Wohlthuns süßempfund'ne Lust
Gelegt in eines ganzen Volkes edle Brust,
Daß er geöffnet hier, bei Arm und Reich,
Das Aug, das Herz, die Hand zugleich!
Daß er auch jetzt umstrahlt mit seinem Licht
Der Blinden leidend Angesicht,
Daß ihnen, denen Tag und Licht versagt
In Ihrer Brust ein lichter Morgen tagt:
Ein Morgen, reich an Lichtern, mild und lau,
Ein Morgen, reich an Mitleidsthränen-Thau,
Ein Morgen, reich an frommen Glockenklang,
Ein Morgen, reich an Trostes Lerchensang,
Ein Morgen, reich an Schatten, die entflieh'n;
Ein Morgen, reich an Blumen, die erblüh'n,
Ein Morgen, der des Blinden Pfad erhellt,
Bis Licht ihm wird in Gottes Sternenzelt!"

Das Jahr 1740.

(Fortsetzung.)

Wie schon gesagt, unsere Sprachahnen jenseits dieser Zeit der Schmach, sind uns durch die Regeneration der Sprache in der Form entfremdet; aber das unparteiische Urtheil spricht es aus

daß wir seit dem Mittelalter in schöner Redekunst überhaupt nichts geleistet hatten, was den Monumenten anderer Sprachen ebenbürtig wäre. Der Deutsche hat keinen Begriff vom Gefühl, womit andere Völker die Bilder ihrer alten grossen Schriftsteller betrachten und ihre Werke lesen: der Engländer seinen Shakespeare, Milton, Shaftesbury; der Franzose seinen Rabelais, Montaigne, Corneille, Molière, die Sevigné; der Spanier seinen Diego de Mendoza, Cervantes, Calderon; der Italiener seinen Petrarca, Boccaccio, Ariosto. Es sind dies Juwelen ächt nationeller Gedanken, gefaßt in die Formen einer Sprache, die gerade so viel von der modernen abweicht, um einen Reiz weiter dem Ganzen zu leihen, daß es einen so blutsverwandt und doch so lieblich sonderbar anspricht wie das Bild der Urgroßmutter im altväterischen Medaillon. Aber der Deutsche, der in der Galerie seiner Nationalgeister rückwärts geht, stößt schon nach wenigen Schritten auf Bilder, die ihn aus grotesken, verschnörkelten Rahmen so widerwärtig, so kalt und todt anblicken, daß er erschrocken und beschämt umkehrt.

Die ganze Geschichte unserer schönen Literatur macht es sehr erklärlich, daß diese Geschichte den Deutschen in der Regel weit fremder ist als den andern Völkern die ihrige. Wir gelten bei unsern Nachbarn für das gründlichste, das unterrichtetste Volk; dem mag sein, wie ihm will, soviel ist gewiß, wenn wir diesen Ruf in einem Punkte durchaus nicht verdienen, so ist es in dem, von dem wir hier sprechen. Jeder von uns trägt in sich, nach dem Maße seiner Capacität und Bildung, eine geographische Karte des Vaterlandes, eine Geschichtskarte desselben, eine der Kultur, der Literatur; und die letztere ist in der grossen Mehrzahl der Köpfe bei weitem am dürftigsten ausgestattet und am blassesten kolorirt. Sie gleicht auch beim Gebildeten nur zu oft dem orbis antiquus: um das Mittelmeer der Gegenwart gruppiren sich die lyrischen, epischen, dramatischen Provinzen, aus denen die geistigen Speisekammern der häuslichen Bücherschränke, die Trattorien der Lesezirkel und die Kornspeicher der Leihbibliotheken ihre Zufuhr erhalten; weiterhin, und oft gar nicht weit weg, liegen Länder, von denen man nur von Hörensagen weiß, daß sich dort etwas Gold und Spezereien, aber auch unwegsame Wildnisse und rauhe Völker finden, und hinter diesen dehnt sich breit und einfarbig das hin, was man das Land der Scythen, der Sarmaten, der Aethiopier, kurz der Barbaren heißt, und die ultima Thule wird im einen Kopf von Wieland, im andern von Gellert bewohnt, und die Köpfe gehören schon zu den feinen, in denen Martin Opitz, oder gar Hans Sachs darauf zu Hause ist.

Für die meisten unserer Zeitgenossen wird der deutsche literarische Horizont vom prächtigen Gebirgsstock Goethe begrenzt. Nur Wenige zieht die Reiselust darüber weg in die stillen Thäler, wo die Geister Klopstock's, Gleim's Ewald Kleist's und der von Memel nach Sachsen reisenden Sophie wandeln, und nur die von der Literatur Profession machen, wagen sich hinaus in die Sahara, die sich von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis zu der des siebzehnten ausdehnt, und selbst diese studiren die Geognosie und Flora der Wüste meist nur im Eilfuhrwerk eines Handbuchs der Literaturgeschichte. Wie viele Literatoren unter unsern Zeitgenossen haben Gottsched's sterbenden Cato, Bodmer's Noah, Ziegler's asiatische Banise und Lohenstein's Arminius gelesen?

Ja, selbst das Stück unserer schönen Literatur, zu dem wir uns vor uns selbst und vor den Fremden freudig bekennen, ist zum Theil im Be

wußtsein des Volkes fast wieder abgestorben. Und doch, wie kurz ist dieses Stück! Dies wird uns recht deutlich, wenn wir unser Säkularjahr auch nur flüchtig literarhistorisch in's Auge fassen.

Man kann dreist behaupten, daß keine deutsche Leihbibliothek auch nur als Ladenhüter ein Buch enthält, das zum Jahr 1740 hinaufreichte, und daß überhaupt der sogenannten Lesewelt ein solches Buch fast nie, auch nur zufällig in die Hände fällt. Und allerdings, welch ein Zustand der Sprache und der Kunst der Gedankenverkörperung, wo sich ein so schwacher Mann wie Gottsched durch Reinigung der Sprache von der ärgsten Unnatur bedeutende Verdienste erwerben und sich selbst für den poetischen Messias der Nation halten konnte! Was Friederich der Große im Alter in seiner Schrift: de la littérature allemande behauptete, paßte vollkommen auf seine Jugendzeit. Im Jahr 1740 hätte er mit seiner Verachtung recht gerichtet, während er im Jahr 1780 die Nation, deren neuer Geist ihm ganz fremd geblieben war, verläumdete, und es bleibt eine Schande für ihn, daß das sein literarisches Testament war, was sich als Manifest zur Thronbesteigung geschickt hätte.

Die vierziger Jahre führten für Deutschland ein ganz neues poetisches Firmament herauf. Viele der Männer, die daran glänzen sollten, und sehr große, waren in unserem Säkularjahr bereits geboren und rückten nach demselben rasch hintereinander über den Horizont. Aber in jenem Jahre selbst standen erst ganz wenige junge Sterne am Himmel, als Vorläufer der schönen Sternbilder Messias, Agathon, Nathan und Goetz von Berlichingen. Man kann die Geister, von deren Namen die Geschichte der Literatur eigentlich getragen wird, mit den Sternen verschiedener Classen vergleichen, welche dem bloßen Auge sichtbar werden, den großen Troß der Poeten und Schriftsteller dagegen mit den verschwommenen Sternhaufen, Nebelflecken und telescopischen Sternen. Jene sind in den Sternkarten der Compendien verzeichnet, diese werden nur durch den Refractor eines Meusel sichtbar. Observiren wir die literarische Himmelskugel von den Altersgenossen und unmittelbaren Vorläufern Klopstock's an bis zu Sirius Goethe, und ordnen wir die Vornehmsten, die sich um unsere Sprache, unsere Poesie und Prosa verdient gemacht, nach ihrer natürlichen Anciennetät. Philosophen und Künstler mögen der Vergleichung wegen mitlaufen.

Vor 1740 geboren: Friederich v. Hagedorn (geb. 1708.) — Albrecht v. Haller (1708) — (Friederich II. von Preußen, 1712.) — C. Gärtner (1712.) — Christoph Gluck (1714.) — G. W. Rabener (1714.) — J. J. Spalding (1714) — Ewald Christian von Kleist (1715.) — Fürchtegott Gellert (1715.) — A. Fried. D. (1717.) — J. J. Winckelmann (1717). — Chr. Schlegel (1718.) — J. W. L. Gleim (1719) — A. G. Kästner (1719.) — Magnus Gottfr. Lichtwer (1719.) — Conrad Eckhof (1720.) — Justus Möser (1720.) — J. G. Sulzer (1720) — J. N. Götze (1721.) — Joh. Adolph Schlegel (1721.) — Anne Louise Karschin (1722.) — J. B. Basedow (1723.) — Joh. Andreas Cramer (1723.) — Joh Arnold Ebert (1723.) — Joh. Ludw. Huber (1723.) — N. D. Gieseke (1724.) — Emanuel Kant (1724.) — F. G. Klopstock (1724.) — D. N. Chodowiecki (1726) — Joh. Jak. Dusch (1725.) — Hans Caspar Hirzel (1725.) — C. W. Ramler (1725.) — Christ. Felix Weisse (1725.) — J. F. W. Zachariä (1725.) — Raphael Menas (1728.) — C. A. W. v. Zimmermann (1728.) — Michael Denis (1729.) — Ephraim Lessing (1729) — Moses Mendelssohn (1729.) — Salomo Gessner (1730.) — J. G. Hamann (1730.) — Jac.

Friedr. Schmidt (1730.) — J. F. v. Cronegk (1731.) — Joseph Haydn (1732.) — Friederich Nicolai (1733.) — Christoph Martin Wieland (1733.) — J. C. Adelung (1734.) — Balthasar Münter (1735.) — J. C. A. Musäus (1735.) — G. C. Pfeffel (1736.) — Helfrich Peter Sturz (1736.) — H. W. v. Gerstenberg (1737.) — Philipp Hackert (1737.) — Thomas Abbt (1738.) — Joh. Timoth. Hermes (1738.) — M. A. v. Thümmel (1738.) — C. F. D. Schubart (1739.) — Mathias Claudius (1740.) — J. G. Jakobi (1740.)

Nach 1740 geboren: (Joseph II. deutscher Kaiser 1741.) — Joh. Jac. Engel (1741.) — Theod. Gottlieb v. Hippel (1741.) — Angelica Kauffmann (1741.) — Joh. Caspar Lavater (1741.) — Christian Garve (1742.) — Georg Christ. Lichtenberg (1742.) — Joh. Joach. Eschenburg (1743.) — Fried. Heinr. Jacobi (1743.) — Johann Gottfr. Herder 1744.) — Friedrich Ludw. Schröder (1744.) — Joach. Heinr. Campe (1746.) — F. W Gotter (1746.) — J. Benj. Michaelis (1746.) — Fried. Just. Bertuch (1747.) — Gottfr. August Bürger (1748. — Günther v. Goekking (1748.) — L. H. C. Hölty (1748.) — Christan v. Stollberg (1748.) — Wilhelm Heinse (1749.) — Joh. Wolfgang Goethe (1749.)

Diese freilich unvollständige, aber für den vorliegenden Zweck vollkommen genügende Stammtafel unserer neuern Literatur giebt mit ihrem Anfang die äußerste Gränze an, zu der das Publikum bei seiner abenteuernden Lectüre hinaufschweift, und die fast nur von dem überschritten wird, der eigentlich Literatur studirt. Das Ende der Tafel bezeichnet den Punkt, diesseits dessen sich die große Mehrzahl der Lesenden hält. Fast alle die Männer, welche unsere Sprache der tiefsten Erniedrigung entrissen und sie den andern stolzen Sprachen wieder ebenbürtig gemacht haben, saßen heute vor hundert Jahren zu den Füßen ihrer mit Wolkenperrücken geschmückten akademischen Lehrer oder auf der Schulbank, oder waren noch gar nicht geboren. Nur ganz wenige waren bereits schreib- und sangfähig: Hagedorn flötete an der Nordsee, Haller schlug die Harfe in Göttingen, Rabener und Gellert machten ihre ersten Versuche und Ewald v. Kleist trat in das Heer Friederich's von Preußen und sang seine ersten Lieder.

Um's Jahr 1740 brannte am heftigsten jener bekannte Kampf zwischen den Parteien Gottsched's (geb. 1700) und Bodmer's (geb. 1698), in welchem die ältesten Heroen unserer neuern Literatur ihre ersten Sporen verdienten, und der recht eigentlich den Boden für die frische Saat deutscher Poesie umwühlte. An jene, Epoche machende Balgerei erinnert in mancher Beziehung der gegenwärtig wüthende Krieg zwischen den poetisch Altgläubigen und den sogenannten Modernen, die sich auch gegenseitig die Vernunft absprechen, und wo auch die eine Partei das Monopol zeitgemäßer und zeitbewegender Ideen und die Zaubergabe des Styls für sich in Anspruch nimmt. Einer der Hauptunterschiede besteht darin, daß damals unsere Sprache eine plumpe, ungeschliffene Waffe war, während sie jetzt durch's Schleifen wieder schartig geworden ist. In beiden Fällen schneidet die Waffe nicht rein, sie quetscht, zerreißt und zackt die Gedanken aus; und diese Zerrung ist es, was man damals Styl nannte, und was man jetzt wieder so heißt. Ferner waren damals die Franzosenfresser die Modernen, während gegenwärtig die Avantgarde der Literatur wieder französische Parole und Feldzeichen führt.

Die Literatur, um die sich der Gottsched-Bodmersche Frosch- und Mäusekrieg drehte, ist sammt und sonders vergessen, und wer an Fortschritt

glaubt, muß leider hoffen, daß im Jahr 1940 unsere Salonsliteratur in Glacéhandschuhen und der Frisur à la jenne France gerade so geistreich, leicht und geschmackvoll erscheinen wird als uns die Perrückenliteratur der dreißiger und vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Unser modernster deutscher Humor und unser Roman im Geschmack des neufranzösischen spirituellen Materialismus werden über ein Kleines der eleganten Welt so fade schmecken als jetzt der unsrigen Rabener und die Nachahmer Richardsons. Es ist schade darum! und ein betrübender Gedanke, daß die Zeit schnell da sein wird, wo unsere Sänger des auf das Ich reflectirten Weltschmerzes ganz so der großen Kinder Spott sind, wie jetzt diejenigen, welche von Damon und Lalage sangen und im Singen immer verzweifelten, Friederich's Größe singen zu können!

Im Jahr 1740 war der sechzehnjährige Klopstock zu Schulpforte, und bald darauf, noch in der Schule, erwachte in ihm mächtig der edle Drang, die poetische Ehre seines Vaterlandes zu retten, und zeichneten sich in seiner Seele die Grundlinien seines großen Gedichts, dessen erste Gesänge auf die Deutschen wirkten, wie eine gewonnene Schlacht auf ein demoralisirtes Heer, und von denen an wir mit Recht in unserer schönen Literatur unsere Hegira zählen. Als Klopstock im Jahr 1746 nach Leipzig kam, hatte sich eben ein junges Deutschland gegen Gottsched und dessen Schule coalisirt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachricht.

Berlin, December.

(Fortsetzung.)

Gerüchte.

Vor zwei Jahren war der furchtbare nächtliche Brand auf dem Mühlendamm. Eine große Familie, die eines Müllermeisters, kam in den Flammen oder im Rauche um. Der einzige, durch Zufall gerettete Sohn ward der Gegenstand des allgemeinen Mitleids; und durch mildreiche Unterstützung unserer Kronprinzessin, welche aus ihrem Fenster Zeugin des Brands gewesen, ward er in den Stand gesetzt, ein eigenes Geschäft zu etabliren. Frühere kleine Versündigungen wurden vergessen, man half dem jungen Mann von allen Seiten, und dennoch wollte das Unglück nicht von ihm weichen. Vor Monatsfrist wird Jemand in Breslau gefährlich krank. Im öffentlichen Krankenhause spricht er, fiebernd, solche Dinge, daß der Arzt es für Pflicht hält, im lichten Augenblicke ihn ernstlich auf seinen gefährlichen Zustand aufmerksam und es ihm zur Gewissenssache zu machen, was seine Brust belästige, bei Zeiten zu bekennen. Ergriffen von der Vorstellung, legt der Sterbende nunmehr ein vollständiges gerichtliches Bekenntniß ab. In jener Nacht hatte er mit einem Kameraden einen Einbruch in den Laden eines Juweliers, der auf dem Mühlendamm wohnte, ausgeführt. Um die That zu verbergen und ihre Spuren zu verwischen, legten sie Feuer an. Dieses griff weiter um sich, als ihre Absicht war, es wuchs zu der fürchterlichen Feuersbrust an, welche mehrere Gebäude zerstörte und so vielen Menschen das Leben raubte. Sein Kamerad war — der Sohn des Müllermeisters, der einzige Ueberlebende seiner Familie, der gehätschelte Gegenstand des allgemeinen Mitleids. Er ward in Ketten in's Gefängniß gebracht, und bekannte sein furchbares Verbrechen. Welche Nemesis! Um einen Diebstahl zu verbergen, wird er Brandstifter und mordet auf entsetzliche Weise Vater, Mutter, Geschwister. Wer konnte eine solche motivirte, moralische Criminalgeschichte erfinden! — Nur schade, daß der große Strom schon durch die andere Nachricht abgeleitet wurde, daß der Inculpat verdächtig und

ergriffen worden, als er mit Staatspapieren, zu denen man ihn für nicht legitimirt hielt, ein Rittergut kaufen wollte. Diese sollte er nun auch aus dem Laden des Juweliers genommen haben. — Auch diese meisterhafte Geschichte ist in sich zerfallen; ich glaube, es ist nichts davon übrig geblieben, als daß der Verdächtigte im Gefängniß sitzt, ob aber wegen Schulden oder Betrug ist nicht bekannt. Hier wird freilich kein guter Leumund angegriffen, im Gegentheil ist es sein früherer schlechter, der zur Basis der furchtbaren Imputation diente; aber die mangelnde Publicität könnte auch einen minder Schuldigen drückend treffen. — Eine andere Mordgeschichte, die sehr viel Aufsehen erregte, ist leider wahr, und doch hat sich die Macht des Gerüchtes in der Art, wie sie vorgetragen wird, auch wieder auf auffällige Weise documentirt. Ein wohlhabender Bürger, ein Posamentier, hat seine Ehefrau, auf den mehr als dringenden Verdacht des Ehebruchs umgebracht. Allerdings in unserer Zeit ein selten gewordenes Verbrechen, und weil der Mann im Rufe der Rechtlichkeit stand, die Frau aber ein eitles und gemeines Geschöpf war, so erklärte es sich wohl, daß man im Publicum aus einem Mord einen zufälligen Todtschlag machte, und jene Umstände erfand und glaubte, welche die Schuld von dem ohnehin sehr unglücklichen Mann abwandten. Er sollte, nachdem sie mit einem ihrer begünstigten Liebhaber wider seinen Willen in's Theater gegangen, ihr Vorstellungen gemacht haben. Diese erwiderte sie auf empörend rohe Weise. Aus Wortstreit wird ein Handgemenge, sie beißt ihn in den Finger, er greift nun nach einer Stange, zufällig nach einer eisernen, schlägt, und schlägt ihr das Ohr ab, aber die Schläfe ist zugleich getroffen, und sie stürzt todt nieder. Wie geschickt auch die Gunst diesen Hergang erfunden, so ist doch leider nichts daran wahr. Es war eine bewußte Othellothat; der erzürnte Gatte erdrosselte mit den Händen und einer Schnur die Treulose, schleppte sie in den Keller und soll ihr dort noch mit der Eisenstange die Wunden beigebracht haben. Züge von einem sehr erklärlich darauf erfolgten Wahnsinn, wie er irr umlief zu den Nachbarn, ihnen den Vorgang halb erzählte, halb verschwieg, und sich selbst endlich angab, sind für den Psychologen von größerem Interesse als für den Criminalisten. Auch ließ ihn das Gerücht sich selbst im Gefängniß erhängen, oder vollkommen den Verstand verlieren. Beides bestätigte sich nicht. — Um dem Morde aus Eifersucht noch einen aus gekränkter Liebe an die Seite zu setzen, ließ man einen Schulknaben einen andern auf offenem Markte durchs Herz stoßen. Die Geliebte war vierzehn Jahr alt. So viel ich höre, ist ein Stich mit dem Federmesser das wirkliche corpus delicti.

Miszelle.

Mundt beschreibt im ersten Freihafenheft 1840 den Kosciuszko-Hügel bei Krakau. Dieser ist ein Schneckenberg, dessen Windungen sich in ansehnlicher Breite hinlagern und gegen 300 Fuß in die Höhe steigen, ein Denkmal nach ächt slavischer Volkssitte blos aus Erde aufgeworfen, ein Werk des Spatens, den die Hände der Nation selbst geführt, und woran kein Meißel des Künstlers, keine zusammengesetzte Berechnung der Architectur geholfen. Ohne Unterschied des Standes und Geschlechtes kam man herbei, vornehme und zarte Frauen nahmen den Spaten in die ungewohnte Hand und neben dem armen Taglöhner arbeitete um die Wette die stolze Gräfin mit Thränen in den Augen, die um das Vaterland flossen. Mütter leiteten ihre unerwachsenen Kinder an, die vaterländische Erde zu graben und

daraus den Hügel zu wölben für Kosciuszko, den großen Naczelnik, in dem sich alle Polen wie in ihrem Familienoberhaupt umfassen. Die Erde dazu wurde aus allen Woywodschaften Polen's zusammengeführt, selbst aus America, wie man sagt, wo Kosciuszko seine Heldenschule machte, und aus Solothurn, das seine Schweizererde beisteuerte, weil sie das letzte Asyl des sterbenden Feldherrn gewesen. Am 16. Okt. 1820 fanden die Feierlichkeiten der ersten Grundlegung des Hügels Statt. Zuerst wurde von dem Schlachtfelde bei Raclawice Erde mit den Gebeinen der dort gefallenen tapfern Polen herangefahren, um als Kern des Monumentes zu dienen. Denn in dieser Schlacht, 4. April 1794, ertönte zuerst der Ruf der Wiederauferstehung vom Grabe, der Ruf: Kosciuszko und Freiheit! der die neue Morgenröthe Polen's begrüßte. Sodann kamen auf einem Schiff der Weichsel zwei große Kisten mit anderer Erde zu dem Denkmale Kosciuszko's herbei, gesandt von der Fürstin Isabella Czartoryska, der edlen Freundin des Helden, welche den Säbel Johann Sobieski's, den Kosciuszko einst von seiner Nation zum Geschenk erhielt, von ihm ererbt hat. Aber diese Erde, auch Schlachtenerde, war nicht wie die von Raclawice junge Saaterde zum neuen Frühling der Nation, dies war Erde von der Schlacht bei Mecieiowice, also von dem Grabe Polen's, das die Rossehufe der Kosaken auf dieser Wahlstatt begraben, es war Erde von jener Stätte, wo Kosciuszko mit dem Rufe: Finis Poloniae! niedersank und in die Hände der Russen fiel. — Im Dome zu Krakau liegt eine schweigende Heldentrias neben einander, Johann Sobieski, Poniatowski, Kosciuszko. — Mit einem Blick von jenem Hügel hinab in die untergehende Sonne schließt Mundt die schöne Skizze über Kosciuszko.

---

* Die Bescheidene.

In einem stillen, schatt'gen Thal
Stand eine Rose, eben aufgeblüht
Sie war, beschützt vor'm Sonnenstrahl,
Nur spärlich von ihm angeglüht.

Das Röschen, eitel nicht wie Manche sind,
Gedachte stets bei sich — wie flüchtig
Und wie so schnell verblüht die Schönsten sind; —
Zu prunken, war sie viel zu züchtig.

Narziß und Tulpe blühte,
Im hellsten Mittagsglanz,
Doch als die Sonn' erglühte
Verwelkt der Eiteln Kranz.

Und die Rose, die am Morgen
Jeden stolzen Schimmer mied,
Blühte frisch, vom Laub geborgen,
Spät noch als die Sonne schied.

Mühlberg.

---

* Sprüchworte.

Wer im Vertrauen mit dir spricht,
Und es verräth, — den achte nicht.

Vertrage dich mit dem, der dich betrügt,
Und sage Wahrheit dem, der lügt.

Jedes, was dir soll gelingen;
Mußt du geheim und schnell vollbringen.

Willst du beherrschen alle Seelen,
So darf's am Muth und Geiste nie dir fehlen.

Mühlberg.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Daves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domthor.

Die

SCHNELL-  POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu **Nr. 8** des Bürger-Freundes für **1840.**

Sonntag, den 26. Januar.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Sehr interessant sind die Schicksale, welche das neben dem neuen Nicolaus-Bürger-Hospital in Berlin zu errichtende Stiftungshaus für arme Weber hat. Der Stifter desselben, der alte reiche Kaufmann Weldinger, floh vor der Cholera aus Berlin nach Hamburg, und wenige Tage nach seiner Ankunft starb er daselbst als der einzige Mensch, der zu jener Zeit in Hamburg von dieser schrecklichen Krankheit ergriffen wurde. Die Exekutoren des Testaments sendeten dem Hamburger Arzte für die 24stündige Pflege 60 Stück Dukaten, dieser aber wies sie zurück, und schickte dafür eine Liquidation von 1400 Mark Banco ein. Der Apotheker forderte 800 Mark, und obgleich der Körper nach Berlin geschafft wurde, setzte man 2000 Mark für die Begräbnißkosten an. Daraus entstand ein Prozeß. Das Hamburger Gericht entschied zu Gunsten des Doktors und Apothekers, das Kammergericht aber wies die Vollstreckung zurück. Das Ende vom Liede ist der Auflauf von 4000 Mark Kosten. Als bereits der Anfang zum Baue des Stiftungshauses gemacht war, verlangte das Stadtgericht Stempelgebühren. Dadurch gerieth der Bau wieder in's Stocken, jedoch entschied auch in dieser Beziehung das Kammergericht zu Gunsten der Stiftung, indem es dieselbe in die Kathegorie der milden, nicht der Familien-Stiftungen zog. Nun erwartet man nur das Frühjahr, um den Bau von Neuem zu beginnen.

Ein weiblicher Doktor der Medizin lebt in Hirschberg. Diese Dame, Fräulein S.....k, studirte, theils, weil ihr Vater, Medizinalrath, von jeher lebhaft einen Sohn gewünscht hatte, den er zu einem tüchtigen Arzt ausbilden könnte, die Arzneiwissenschaft aus der reichhaltigen Bibliothek ihres Vaters. Später theilte sie sich diesem mit, welcher ihr nun täglich Vorträge hielt, sie mit allen Fächern seiner Wissenschaft bekannt machte und eine so fleißige Schülerin und Pflegerin seiner Kranken an ihr fand, daß er sie völlig und ohne Gefahr als seine Famula gebrauchen konnte! Im Bade Franzensbrunn machte sie mehrere sehr glückliche Kuren auf ihre eigene Hand, ihr Ruf verbreitete sich mehr und mehr, und endlich wirkte ihr eine Gesellschaft von Aerzten das medicinische Doktordiplom aus — womit sie ihren Vater an seinem Geburtstage überraschte, könnte ein Novellendichter hinzufügen, der den pikanten Stoff benutzen wollte.

In München starb der katholische Prediger Mannhardt, der durch sein Leben wie durch seine Amtsführung die Liebe der Katholiken wie der Protestanten in hohem Grade sich erworben hatte. Er lebte und predigte evangelisch und sprach sich mit heiligem Eifer im Umgang und auf der Kanzel gegen Glaubensstolz und Ueberschätzung kirchlicher Ceremonien aus und drang auf ein thätiges und lebendiges Christenthum durch stete Selbstveredlung. Die Theilnahme an seinem Begräbnisse war außerordentlich, doch folgte seinem Sarge nur Ein katholischer Geistlicher, der am Grabe den Segen sprach. Aus der Mitte der zahlreichen Leichenbegleitung aber trat unerwartet und unaufgefordert ein Sängerchor hervor und sang ihm noch ein ergreifendes Grablied.

Durch den Anschluß an den deutschen Zollverein hat der Fürst von Reuß-Ebersdorf die Hälfte seiner Landesschulden bezahlt und hat nun, um auch sein Land noch besonders die Wohlthat genießen zu lassen, die Klassensteuer aufgehoben, die alle seine Unterthanen ohne Rücksicht auf Grundbesitz gleichmäßig entrichten mußten.

Aus Frankreich.

Die berühmte tragische Schauspielerin Dem. Rachel erhielt kürzlich von Seiten eines hohen Verehrers ihrer Talente ein eben so sehr durch seine Pracht, als durch seine sinnige Zusammenstellung werthvolles Geschenk. Dieses besteht in einem reichen Diademe mit sechs großen darin eingefaßten Edelsteinen, deren sechs Anfangsbuchstaben in ihrer Aufeinanderfolge das Akrostichon der gefeierten Künstlerin bilden. In dieser sinnreichen Combination sind zugleich die Namen ihrer Glanzrollen zu lesen, nämlich:

Rubis	—	**R**oxane
Améthiste	—	**A**ménaide
Coraline	—	**C**amille
Hématite	—	**H**ermione
Emeraude	—	**E**milie!
Lapis-Lazulli	—	**L**aodice.

Leider hat die, bei ihrem schwankenden Gesundheitszustande der Schonung ohnehin bedürfende junge Künstlerin in der Nacht vom 29. zum 30. December einen furchtbaren Schrecken erlitten. Um zwei Uhr Morgens ward Dem. Rachel durch das Knistern und Rauchen ihres Zimmerbodens plötzlich vom Schlafe geweckt. Eine der großen Kunst- und Papierwaaren-Niederlagen des bekannten Hauses Auber, welche gerade unter ihrem Schlafgemache liegt, war in Flammen gerathen, und hatte, nachdem der darüber befindliche Plafond eingestürzt, den Parquetboden angegriffen. Den Bemühungen der herbeigeeilten Inwohner aus der Umgebung war es gelungen, des Feuers vor seinem Umsichgreifen Meister zu werden.

Man liest in dem Courrier du Pas de Calais: „Die verhängnißvolle Epoche des Endes der Welt, welches auf den 6. Januar prophezeihet war, hat zu einem ziem-

tisch scherzhaften Auftritt Anlaß gegeben, den wir anführen wollen, nur um zu zeigen, wie sehr die Furcht das menschliche Hirn verrücken kann. — Ein ehrlicher Bauer, der fest überzeugt war, daß das Ende der Welt jetzt nahe sei, findet sich vor einigen Tagen bei einem Notarius unserer Gegend ein, von eben so abergläubigen Zeugen begleitet, wie er, um sein Testament zu machen. Durch den Gesetzkundigen ausgefragt, sagte ihm der Landmann die Beweggründe, welche ihn zu dieser Handlung antrieben; und als man ihn fragte, wem er denn sein Vermögen geben wolle, sagte er ganz freimüthig: „Meiner Magd, weil ich keine Verwandten mehr habe, mit der Bedingung, daß sie jährlich drei Messen für die Ruhe meiner Seele lesen lasse." Der Notarius, der dabei seine ernste Amtsmiene nicht mehr behalten konnte, fing an zu lachen und bemerkte ihm, daß wenn das Ende der Welt käme, diejenige, die er als Erbin einsetzen wolle, eben so gut, wie die Uebrigen, den Schritt in die Ewigkeit thun müsse, und daß es dann auch keine Priester mehr gäbe, um Messen zu lesen. „Das ist wahr," antwortete der Bauer ganz verblüfft, indem er die Zeugen ansah, die er mitgebracht hatte, „daran haben wir nicht gedacht." Und er ging fort, mit den Worten: „Wie Gott will."

Im Haupttheater zu Bordeaux ging es kürzlich etwas unordentlich her. Ein gewisser Herr Troy spielte den Lord Elfort in Auber's „schwarzem Domino." Der Mann trat mit kecker Stirne aus den Koulissen hervor, aber sein schaukelnder Gang zeigt, daß er dem Gotte Bacchus allzureichliche Opfer gebracht hat. Also zischt das Publikum. Das verdrießt den Bühnenlord, er tritt bis dicht vor die Lampen, ballt dem Parterre die Fäuste entgegen und ruft laut: „Yes Goddam!" Aber nun erhebt sich ein wahres Gewitter in Parterre und Logen, das Pfeifen und Zischen, das Schreien und Stompfen will um so weniger ein Ende nehmen, da Troy sich gegen seine Mitsänger, welche ihn abführen wollen, zur Wehr setzt. Endlich schleppen sie ihn hinter die Koulissen, aber im zweiten Akte tritt er wieder vor. Neuer Heidenlärm; der Direktor muß vortreten, um den Lord wegzubringen. Dieser aber leistet auch jetzt Widerstand, schlägt mit markiger Faust einen seiner Kollegen zu Boden, daß die Bretter krachen, und endlich nimmt dann die Polizei Einsetzen, und schleppt den Ruhestörer fort.

Aus England.

Eine der sinnigsten Vorrichtungen, welche man in der letzten Zeit gesehen hat, sind Schlittschuhe, die der Uhrmacher Wallace in London erfand. Die Maschinerie dieser kleinen Lokomotive ist so eingerichtet, daß sie zu gleicher Zeit auf dem Eise und auf einem glatten Fußwege in Anwendung gebracht werden kann. Sie besteht aus zwei perpendikulären Eisenplatten mit drei Rädern, die sich nach jeder Richtung hin frei bewegen können. Diese Räder drehen sich um, wenn man Schlittschuhe läuft, und heben die Fußsohle von dem Boden. Vorn an der Fußspitze befindet sich ein etwas größeres Rad mit einer Vorrichtung, die es verhindert, daß der eine Fuß rückwärts geht, während der andere voraus eilt. Es ist zu verwundern, daß man nicht schon längst auf diese einfache Idee gekommen ist.

Ein Gastwirth in Liverpool zeigt gegenwärtig allen Neugierigen, welche sich in Masse bei ihm einfinden, den größten Apfel, der vielleicht jemals gesehen worden ist. Derselbe ist fast ein Pfund schwer und hat mehr als 12 Zoll im Durchmesser. Die meisten Aepfel des Baumes auf welchem dieser Riesenapfel gezogen wurde, sind von dieser Größe.

Ein Verurtheilter, der im Jahre 1806 nach der Verbrecherkolonie in Van Diemensland (in Australien) deportirt wurde, hat sich in 33 Jahren durch Urbarmachung und Anbau der von der englischen Regierung verlassenen Moräste ein Vermögen von 100000 Pf. St. erworben. Auf seine Bitte ist ihm die Rückkehr nach London gestattet worden, wo er jetzt herrlich und in Freuden lebt.

Aus den vereinigten Staaten.

Charles Kean, welcher in Newyork und Boston mit sehr großem Beifalle gastirte, hätte in letzterer Stadt beinahe auf eine seltsame Art sein Leben eingebüßt. Als er im letzten Akte des Stückes „Pizarro" eben mit dem Kinde eintreten wollte und noch einige Worte mit Hrn. Simpson, Chef der Figuranten, sprach, gab der Balken, welcher den Vorhang hielt, nach, fiel auf den Kopf des Hrn. Simpson, der hart neben Kean stand und tödtete ihn, die Vorstellung wurde durch diesen Vorfall unterbrochen.

Galignani's London and Paris Observer vom 3ten Januar enthält Folgendes: Ein Amerikaner soll eine Maschine erfunden haben, vermittelst deren man Filz machen könne, gleich dem besten Tuche, wonach das Spinnen und Weben nicht mehr nöthig wäre. Eine solche Maschine, die 15,000 Fr. koste, mache in 12 Stunden 60 Yards Tuch. — (Es sind neuerdings so viele Erfindungen aus Amerika gemeldet worden, die sich nicht bewährt haben, daß man wohl sehr die Bestätigung erwarten muß.

Mosaik.

In Königsberg waren im verflossenen Halbjahr 396 Studirende inscribirt, im gegenwärtigen zählt die Universität 410 Hochschüler. — Die theologische Facultät ist hier die zahlreichst besetzte. — In Marburg befinden sich gegenwärtig 286 Studenten. Darunter 107 Juristen. — In Breslau sind 631 Personen als akademische Bürger immatriculirt, darunter 125 evangelische und 12 katholische Theologen. — In Göttingen studierten im November des vorigen Jahres 459 Inländer und 216 Ausländer. Die meisten dieser Jünglinge widmen sich der Rechtswissenschaft. Die medicinische Facultät ist mit 179 Studenten verzeichnet. — In Halle befinden sich 626 Studenten. Die größere Hälfte davon, nämlich 311 sind Theologen.

Die große Orgel zu Freiburg in der Schweiz ist in ganz Europa berühmt, und die Schweiz spricht mit Stolz davon. Die französische Regierung hatte vor Kurzem dem Verfertiger dieses berühmten Instrumentes 100,000 Franken zur Aufstellung eines ähnlichen in der Magdalenenkirche zu Paris angeboten; aber der Freiburger Organist entschuldigte sich mit seinem hohen Alter und lehnte das Anerbieten ab. Sein Ruhm und sein Einkommen genügen ihm, denn da er zugleich Organist auf seinem eigenen Instrumente ist, so läßt er sich in außerordentlichen Stunden jedes Mal, ohne Rücksicht auf die Anzahl der Zuhörer, mit 12 Franken honoriren. Uebrigens hört man das schönste Concert, wenn man in der Abendstunde der schönen und ernsten Musik dieses Meisterwerkes beiwohnt. Die Freiburger Orgel reproducirt in wunderbaren Weisen den Laut und die Töne der menschlichen Stimme; man hört deutlich, wie gleichsam Männer, Frauen und Kinder bald einzeln, bald im Chore darin singen, und jedes Wort der Hymne wird von dem Instrumente rein ausgesprochen. (?)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 8.

Bremen, Sonntag den 26. Januar 1840.

Gestorben:

Nro. 79. Den 21. Jan. Der Kaufmann Christ. Jacob Miesegaes, 64 Jahr; Schlachte Nr. 27.

— 80. Den 21. — Des Cigarrenmachers Hinr. Stietelberg Sohn (todtgeb.); Schweinestraße Nro. 39.

— 81. Den 21. — Des Schneidermeisters Carl Jac. Grelle Sohn, 6 Wochen; Schmiedestraße Nro. 5.

— 82. Den 21. — Des Senators Dr. juris Heinr. Gerhard Heineken Ehefr., geborne Poll, 29 Jahr; Ansgariikirchhof Nro. 6.

— 83. Den 22. — Juliana Sophia Amalia Petersen, 44 Jahr; gr. Krummenstr. Nr. 40.

— 84. Den 22. — Des Landmanns Justus Tietjen Tochter (todtgeboren); Neuen-Steinweg Nro. 2.

— 85. Den 22. Jan. Der Arb. Carsten Diedrich Bormann, 31 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 210.

— 86. Den 22. — Des Arb. Joh. Reiners Sohn, 5¾ Jahr; Blumenstraße Nro. 3.

— 87. Den 22. — Der Dr. juris und Obergerichtsanwald Friedr. Leopold Voget, 43 Jahr; Martinistraße Nro. 14.

— 88. Den 23. — Des verst. Clubbwirths Johann Heinr. Töpken Wittwe, geborne Gries, 43 Jahr; Osterthorsstraße Nro. 20.

— 89. Den 23. — Des Arb. Hinr. Drewes Sohn, 14 Tage; Hastedt Nro. 88.

— 90. Den 24. — Der Zimmergesell Friedr. Christ. Gottfried Knauert, 29 Jahr; Neustadtswall Nro. 7 E.

Geburten:

111. Den 19. Januar. Des Kaufmanns Herm. Hinr. Kriege Ehefr., geb. Heineken, Wegesende Nro. 20; von einem Mädchen.

112. Den 20. — Des Schuhmachermeisters Christ. Gottfr. Külz Ehefr., geb. Behrens, Geeren Nro. 9; von einem Knaben.

113. Den 20. — Des Küpers Phil. Gehle Ehefr., geb. Suhrhoff, Wendts-Gang Nr. 9; von einem Knaben.

114. Den 20. — Ein Knabe — Rembertistr. N. 22.

115. Den 21. — Des Cigarrenmachers Hinr. Stietelberg Ehefr., geb. Müller, Schwetnestraße Nro. 39; von einem todten Knaben.

116. Den 22. — Des Kahnschiffers Harm Runge Ehefr., geb. Runge, Rosenkranz Nro. 24; von einem Knaben.

117. Den 22. — Des Arb. Hinrich Wilh. Struckmann Ehefr., geb. Rathjen, gr. Rosenstraße Nro. 17; von einem Mädchen.

Nro. 118. Den 22. Jan. Des Landmanns Justus Tietjen Ehefr., geb. Blanken, Neuen-Steinweg Nro. 2; von einem todten Mädchen.

— 119. Den 22. — Des Lohndieners Carsten Heinr. Steffens Ehefr., geb. Menzen, auf der Brake Nro. 16; von einem Knaben.

— 120. Den 22. — Des Cigarrenfabrikanten Arend Döhle Ehef., geb. Kroog, Häfen Nr. 24; von einem Knaben.

— 121. Den 22. — Des Schullehrers Reinh. Kohlmann Ehefr., geb. Vägels, Doventhorssteinweg Nro. 4; von einem Mädchen.

— 122. Den 22. — Des Küpers Joh. Heinr. Adler Ehef., geb. Huskamp, kl. Krummenstraße Nro. 33; von einem Mädchen.

— 123. Den 23. — Des Maurergesellen Carl Georg Schwank Ehefr., geb. Riechers, Mühlenstraße Nro. 14; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

13. Der Knochenhaueramtsmeister Joh. Wilhelm Eberhard Schneemann zu Hannover und Louise Charlotte Schläger, daselbst.

14. Der Küper Friedr. Müller hieselbst und Sophie Amalie Meineken, gen. Schütte, aus Vilsen.

15. Der Höker Friedr. Jacob Andreas Bunnemann und Johanna Müller hieselbst.

16. Der Landmann Hinr. Schroer zu Hastedt und des verst. Landmanns Diedr. Plate Wittwe, Mette Christine, geb. Mehrtens, daselbst.

17. Der Schneidergesell Herm. Wiethorn und des verst. Schuhmachers Hinrich Wiethorn Wittwe, Wilhelmine Elisabeth Rebecca, geb. Colle.

Nro. 18. Der Schuhmacher Joh. Friedr. Christian Wilh. Schroeder zu Aerzen und Hannchen Wagschal zu Oberneuland.

— 19. Der Stuhlmacher Hinrich Friedrich Schröder hies. und Carolina Maria Cathar. Stoll aus Rostock.

— 20. Der Cigarrenmacher Anton Wilhelm Wendt und Henriette Geber hieselbst.

— 21. Der Zimmergesell Albert Struckhoff am Buntenthorssteinweg und Margar. Adelheid Meier von Bruchmühlen.

— 22. Der Arb. Christian Friedr. Drees am Gröplingerdeich und Catharina Margar. Behrmann, gen. Cassens, hieselbst.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 9.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 30. Januar 1840.

Im Kessel hoch das Wasser schwillt,
Vom Feuer heiß her ausgefodert;
Ach, und das Auge überquillt,
Wenn in der Brust die Liebe lodert.

Der Zigeunerkönig.

Die Geige klagt im dunkeln Hain,
Das Zymbal jauchzt so wundertönig, —
Da sitzt auf einem grauen Stein
Der lockige Zigeunerkönig.

„Ihr habt die Mützen schief gerückt,"
So spricht er zu den Wirtmosen, —
Ihr habt euch glänzend heut' geschmückt
Mit eurem Stolz: mit rothen Hosen.

Die neue Heimath haben wir
Im Waldesdunkel aufgeschlagen —
Zigeunermütter, wandert ihr
In's Dorf, den Dirnen wahrzusagen!

Lehnt an den Baum das Klingelspiel,
Laßt laut und frei die Kinder walten,
Sie lächeln fromm und streichen viel
Den Dudelsack: den munteren Alten.

Die braune Braut, der laut das Herz
Vom Hammerschlag der Liebe zittert,
Sie trägt das Hämmerlein von Erz,
Das auf dem Zymbal ungewittert.

Zieht aus ihr Brüder? Spielt und geigt
Ein Hochzeitslied den jungen Gatten;
Doch kehrt zum Walde, reichverzweigt,
Des Nachts, wie Schatten zu den Schatten.

Denn Schatten sind wir, trüb und zag,
Nicht festen Fuß im Leben habend,
Verschämt und klein am hellen Tag,
Doch fühlen wir uns stark am Abend.

Der Sprosser schlägt den schönsten Klang,
Wenn Baum und Busch im Schatten schwimmen:
Ja, Schatten sind wir. Klang und Sang
Sind unsers Schicksals ew'ge Stimmen."

Beck.

Andreas Hofer's Wirthschaft am Sand im Passeyerthal.

Von Robert Heller.

Vermöchte ich es, den prächtigen Morgen zu schildern, der am 2. Juli 1839 dem Thale von Meeran in Südtyrol tagte, wäre ich im Stande, die Gegend zu malen, mit der ganzen Erhabenheit ihrer riesenhaften Gebirgsmassen, deren Häupter selbst an diesem heißen Sommertage in so glänzendem Weiß auf uns hernieder leuchteten, als ob eben in letzter Nacht erst ein frischgefallener Schnee die Farben der Gletscher erneuert hätte, könnte ich dazu die dunkeln Waldungen unter dem ausgezackten Walle der Felsen zeichnen, neben ihnen die Triften mit ihren Herden und Hirtenhäusern, tiefer herab die Wiesen und Felder und endlich im Schoße des Thales die Weinpflanzungen und Maisäcker, die Feigenbäume, deren Früchte noch grün und die Apricosen, deren Ertrag schon eingeerntet ward, könnte ich dies so lebhaft schildern, als es in gegenwärtiger Stunde der Erinnerung vor meine Seele tritt, dann würde man ein solches Bild wohl eine würdige Einleitung zu dem Besuche im Hause Hofer's nennen dürfen. Aber ich müßte auch der hellen, rauschenden Flüsse nicht vergessen, die mit jugendlicher Hast zwischen jenen ewigen Bergen dahin brausen, ich müßte den Himmel malen, den reinen blauen Himmel Italiens, der sein Gewölbe bis an diesen Ast der Alpen erstreckt, um es hier zu stützen, und dessen unbewölkte Klarheit uns das Entfernte naherückt und selbst die entlegensten Spitzen des majestätischen Höhenzuges, über welchem der Ortoles emporragt, in scharfen Umrissen zeigt. Sodann gält' es, die lieblichen Dörfer aufzuzählen, die das Thal von Meeran schmücken und beleben, die reinlichen Landhäuser von fruchttragenden Gärten eingeschlossen, die Kirchen, die wie kühne Gedanken der Andacht aus dem Munde eines Apostels, so von den Felsenvorsprüngen, aufsteigen — und wenn sie den Himmel, nach dem sie streben, nicht erreichen, so geschieht dies nur, weil die benachbarten Zinnen des Tempels, welchen sich der Herrgott selbst gegründet hat, viel zu hoch über die Wolken hinausgehen, als daß ihnen ein sterblicher Baumeister nachfolgen könnte. Neben diesen blühenden Matten, im Schatten von duftenden Kastanien- und Nußbäumen, liegen die ehrwürdigen Denkmäler der Vorzeit, die Burgen, welche sich das Faustrecht errichtete. Das Thal von Meeran erschien auch dem eisernen Geschlechte als ein glückseliges Eden. Allenthalben warf man Grä[ben] aus, führte man Thürme auf, umgürtete die Höfte mit Mauern und gründete sich Wohnfest und behaglich im Frieden, unzerstörbar im Kriege. Im Schlosse von Tyrol führt uns der Castellan in ein Gemach, in welchem schon der Hunnenkönig auf einem heidnischen Altar seine Opfer darbrachte. Margarethe Maultasche opferte später in demselben Schlosse, als nicht einem häßlichen Hunnenabgotte, sondern der Liebe. Eine Burg stand neben der andern — es giebt vielleicht kein Thal in der Welt, welches so viele reizende und zum Theil sehr wohl erhaltene Ruinen des Mittelalters verbärge, als das von Meeran.

Wer würde es uns aber verzeihen, wenn wir ein Gemälde der Gegend lieferten, in welcher der Weinstock und der Maulbeerbaum vom Giessbache der Gletscher bewässert wird, wo bunte Käfer mit süßem Gesurr über den Blumen des Grases schweben und sich goldene Sommervögel in der Laube des Pfirsichbaums verstecken, indessen unter dem Kamme des Gebirgs der Gemsbock vor der Lawine flieht und der Steinadler mit scharfem Auge nach der Beute späht, wer würde es uns verzeihen, wenn wir alles dies erwähnten und wir gedächten des biederen, kräftigen Menschen

stammes nicht, der in den gesegneten Thälern als Gärtner und Ackersmann, und droben bei dem Adler und der Gemse als Senne und Jäger haus't?

Die Männer sind von festem entschlossenen Wesen, mehr untersetzter als hoher Gestalt. Ihre Gesichtsfarbe ist die der Gesundheit, ihre Sprache rasch, deutlich und hat nichts Singendes. Die Passeyrer — deren Thal bei Meeran in's Etschthal ausläuft — tragen runde Hüte mit breiten Krämpen und sehr kleinem, niedrigem Kopfe. Diese Hüte werden mit bunten seidnen Bändern, mit Schnallen und goldnen Franzen geziert. Nur in der Kirche, oder bei einem längeren Besuche entblößt der Passeyrer sein Haupt. Aber er bleibt nicht aus Stolz bedeckt — denn er ist nicht unhöflich, vielmehr zuvorkommend gegen Fremde und fragt den Reisenden gern, dem er begegnet: „wie gefällt Euch unser Thal?" sondern, weil es seine Sitte nicht anders mit sich bringt und das Grüßen durch Abnehmen eines so umfänglichen Hutes außerdem sein Beschwerliches haben möchte. Den Hals läßt er bloß, oder er schlingt sich ein leichtes Tuch um denselben, dessen Zipfel frei auf die Brust herabfallen. Sein brauner Rock ist kurz, vorn offen, ohne Kragen und ohne Taille. Die Brust bedeckt der Passeyrer mit einem Brustlatze von rothem Tuch, von dem die darübergelegten grünen Hosenbänder grell abstechen. Schwarze lederne Beinkleider, die bis an's Knie reichen und dies nackt lassen, blaue Strümpfe und Gebirgsschuhe vollenden den Anzug, wenn wir noch den breiten Gürtel über den Hüften hinzufügen, der den Tyroler im Aeußeren charakterisirt.

Die Frauen sind im Verhältniß zu den Männern weniger schön als diese, aber eben so gesund und rüstig. Sie tragen rothe Strümpfe, faltige schwarze Tuchröcke mit netten Leibchen und lassen ihr langes Haar in Zöpfen über die Schultern hinabfallen.

Die Bewohner des Etschthales so wie ihre Nachbarn, die Passeyrer, sind so streng religiös, daß man sie bigott nennen würde, hielte sie ihre angeborne Gutmüthigkeit nicht ab, zugleich unduldsam zu sein. Während meines kurzen Aufenthals in Meeran fanden drei oder vier „Umgänge" d. h. kirchliche Processionen statt, was mir sehr lieb war, da das Marienstandbild sowohl, als die Kirche, dem Gasthofe gegenüberlagen. Die ganze männliche und weibliche Bevölkerung der Stadt erschien bei solchen Gelegenheiten und man sah an ihrem Benehmen, daß es Allen mit der Andacht rechter Ernst war. Beim Rosenkranzbeten vor dem Marienbilde, was eines Morgens geübt ward, knieten die guten Meeraner fast eine halbe Stunde auf dem harten Pflaster, ohne unruhig zu werden. Während dieser Zeit konnte ich ihre Tracht und Physiognomien mit Muße aus meinem Fenster herab studiren.

Die Passeyrer betrachten sich insgesammt als Soldaten und als die Kerntruppen, als die „alte Garde" Tyrols. Die Regierung schmeichelt ihnen und sucht den trotzig-patriotischen Geist der Gefährten Hofer's zu nähren. Sie halten beinah eben so viel Scheibenschießen als Kirchenfeste und das will unter diesen eifrigen Katholiken etwas bedeuten — der Kaiser setzt Prämien für die Sieger aus — und die Passeyrer gelten als die sichersten Scharfschützen der ganzen gefürsteten Grafschaft Tyrol mit Vorarlberg, was kein geringes Lob ist.

Schon am gestrigen Abende hatte ich bei meinem gefälligen Wirthe, der zugleich Postmeister von Meeran war, einen Führer und ein Pferd für die Wanderung ins Passeyerthal bestellt. Der Gaul sollte meine Frau tragen, die beinah nicht

minder begierig war, den Wohnort des Oberkommandanten von Tyrol zu besuchen, als ich selbst, ich für meine Person hoffte den Weg bequem zu Fuße zurückzulegen. Man hatte von einem „Rössel“ oder „Pferdchen“ gesprochen, welches man uns leihen wollte, daher wir nicht wenig erstaunt waren, als uns statt eines leichten, munteren Kleppers, oder eines sanften Paßgängers ein riesenhaftes Lastpferd vorgeführt ward, auf dessen breitem Rücken ein gebrechlicher Damensattel schwebte. Dennoch zögerten wir nicht, die Reise anzutreten und brachen bei guter Morgenzeit auf.

Der Weg geleitete an der Hauptkirche von Meeran vorüber und wendete sich dann den Berg hinauf an's linke Ufer des Passeyerflusses, der mit gewaltigem Tosen aus dem Thale seiner Heimath hervorstürzt, seine bläulich-grünen Wellen gegen die Felsenblöcke schleudert, die vom Abgrunde in sein granitnes Bett gerollt wurden und vor Eile schäumt und zittert, die Etsch zu erreichen, um mit ihr nach Trento und in den lieblichen Gau von Verona hinabzuhüpfen. Es erforderte allen Muth eines Reiters, und noch vielmehr einer Dame, sich auf dem Pferde zu behaupten. Der Weg anfangs gepflastert, bis er die schöne Ruine im Rücken hat, die nordöstlich von Meeran am Passeyer liegt, ist steil, von Gießbächen zerrissen, schmal und holperich. Bald droht das Wasser, bald der Abhang des Berges Gefahr, an einigen Stellen durchwadet der Pfad auch ohne Umstände die kleinen Gräben die zur Bewässerung der Wiesen dienen, oder seine Bahn ist zugleich die eines Baches, der von den Gebirgen herabkommt. Hat der Passeyer, der häufig die ganze Niederung überschwemmt, einen hohen Stand, was allemal geschieht, wenn viel Schnee auf dem Jauffen geschmolzen ist oder Gewitter über das Thal gegangen sind, so ist die Reise gar nicht nur zu unternehmen. Große Sandanschwemmungen verd… den die Verheerungen, die der Wildbach angeri… tet hat und Steine liegen zerstreut am Ufer u… her, so mächtige und schwere, daß sie von ei… Paare starker Männer kaum fortbewegt wer… dürften, die aber der Fluß losgerissen und … die Fläche gewälzt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Jahr 1740.

(Fortsetzung.)

Seit 1741 war von Schwabe, … sched's Schildknappen, unter dem Titel: „… lustigungen des Verstandes und Witzes,“ … Zeitschrift unternommen worden, an der Anf… die jungen Talente auf der Leipziger Hochsch… Theil nahmen. Aber bald empörten sie sich g… die Autorität des Aristarchen, dessen Ansehen … reits mehrere empfindliche Stöße erlitten h… Und gerade, daß es eines solchen Zusammentre… ungewöhnlicher Talente bedurfte, um einen M… zu stürzen, der so gar wenig vom Löwen an … hatte, gerade dies beweist, aus welcher Versun… heit der deutsche Geist vor hundert Jahren … reißen war. Im Jahr 1744 traten Gellert, … bener, Andreas Cramer, Ad. Schlegel, Gärt… Ebert, Giseke, Zachariä zu einer Zeitschrift zus… men, die mit ihrem Titel: „Neue Beiträge … Vergnügen des Verstandes und Witzes,“ die Op… sition gegen Gottsched's Schule an der Stir… trugen, die aber unter dem Namen der Brem… schen Beiträge bekannter ist. In di… Sammlung erschienen im Jahr 1748, ein Ja… vor Goethe's Geburt, die drei ersten Gesänge d… Messias.

Diese Bremischen Beiträge sind die eig… liche Aurora unserer neuern Literatur. Sie m… chen, inmitten der gleichzeitigen und ältern Pro… duktionen, ganz den Eindruck der belebenden, …

nungsvollen Stunde, die am schönen Frühlingsmorgen dem Anbruch des Tages vorangeht. Noch ist es nebligt und frostig, aber der Hahn kräht und die Hunde schlagen an; noch liegen tiefe Schatten in den Thälern des Parnasses, aber bereits vergoldet der Tag die Gipfel, Streiflichter zucken im Osten, die Lerche steigt wirbelnd empor in die blasse Helle, und jetzt rauschen die Duftvorhänge auseinander, und da steht die Sonne, Messias in Phöbus flammenden Gespann, ohne daß man des Aufganges gewahr geworden. Und seitdem ist nicht gar ein Jahrhundert abgelaufen, und es ist wieder kühl und schattig am Parnaß. Aber Lichter und Schatten sind das Spiel des scheidenden Tages, und der Wind, der durch die Wipfel zieht, ist der Abendwind. Die ganze Natur ist abgespannt und müde, alle Farben und Töne satt und matt. Noch schlagen und zwitschern die Vögel in den Büschen; aber die Noten, die am Morgen tönten wie ein helles, erwartungsvolles Ei, klingen jetzt wie ein schmerzliches Ach. Noch brüllen die Heerden, aber es ist nicht mehr der freudige Gruß des Tages mit erhobenen Nüstern, es ist das dumpfe Gähnen der gesättigten Kreatur. Die Epik ist nicht mehr ein frischer, munterer Gang in den Tag hinein, auf Umwegen einem bestimmten Ziele zu; es ist ein schlendernder, träumerischer Spaziergang in der Dämmerung und eine Orgie bei Kerzenlicht. Der sorglose, klare Tagschmetterling der Lyrik ist untergekrochen, und der Falter des Zwielichts hat sich schwirrend aufgemacht, die düstere Sphinx, die eine Bahre vorstellt und Todtenknochen und kabbalistische Schnörkel auf den Flügeln trägt.

Deutschland hat im verflossenen Jahrhundert in der Geisteskultur einen Schritt gethan, wie vielleicht nie ein Volk in gleicher Zeit. Als einmal der Anstoß gegeben war, tauchten überraschend schnell die verschiedenartigsten Talente auf, welche einander emsig in die Hände arbeiteten, um von der Hülle des erniedrigten deutschen Gedankens die Gallonen der Knechtschaft abzureißen und ihm ein Gewand zu schaffen in dem er sich nach seiner Ursprünglichkeit frei und schön bewegen könnte. Wir wissen alle, wie viel Großes und Eigenthümliches der deutsche Geist auf diesem kurzen Wege geschaffen hat, so daß der Engländer und der Franzose der Neuheit unseres poetischen Adels gar nicht gewahr werden und uns gerade in dieser Hinsicht am willigsten die volle Ebenbürtigkeit zuerkennen. Aber auch bei diesem raschen Aufschwung seines Geistes konnte der Deutsche einen Grundzug seines Charakters nicht verleugnen, jenen Kosmopolitismus, der seine Gedanken beständig über die Gränzen des Vaterlandes und der Gegenwart weg in die weite Welt und in die Geschichte trägt, jenen Trieb und jene Kraft, das Große und Treffliche, in welcher Zeit und unter welchem Volk er es finde, zu ergreifen und in sein Geistesblut zu verwandeln. Das poetische Gewissen des Deutschen ist so weit als das politisch-religiöse des weltherrschenden Römers: wie dieser die Götzen der eroberten Völker in die offizielle Hierarchie aufnahm und sie mit den Attributen der alten Staatsgötter bekleidete, so klingen dem Deutschen die poetischen Stimmen aller Völker zu einer großen Harmonie zusammen, und er sucht von den Säulen des Herkules bis zum Ganges nach Motiven zum großen Musikstück seiner Poesie.

Wie tief dieser Trieb im Charakter der Deutschen wurzelt, zeigt sich recht deutlich darin, daß er in der vorhergehenden elenden Periode mit dem ganzen Geiste gelähmt war und sich ganz einseitig dumpf an die französische Poesie angeklammert hatte. Mit dem wunderbaren Aufschwung des Geistes vor hundert Jahren wurde auch diese Richtung befreit, und jetzt pflückte der deutsche Genius mit hastigen Händen die schönsten

und duftigsten Blüthen aller Zeiten und Völker, und wand sie frohlockend in seinen frischen Eichenkranz, freilich ohne viel darauf zu achten, ob er nicht durch Blumen von üblem Duft und zweideutiger Bedeutung seinen Selam verunziere. Man kann sagen, in der vorgoethischen Periode unserer Literatur repräsentirt Klopstock die Eigenthümlichkeit des deutschen Gedankens, dagegen Wieland desselben Geschmeidigkeit und eklektische Kraft. Die vornehmsten Geister, welche seit 1740 den bedeutendsten Einfluß auf unsere schöne Literatur geübt haben und ganze Richtungen derselben bezeichnen, möchten von englischer und französischer Seite der Reihe nach, die sich sehr buntscheckig ausnimmt, ungefähr folgende sein: Die Verfasser der Zeitschriften Tattler und Spectator, Milton, Rousseau, Voltaire, Richardson, Sterne, Diderot, die frivolen Poeten und eleganten Philosophen der französischen encyclopädischen Periode, Shakespeare, Picard und seine dramatischen Zeitgenossen, Walter Scott, Byron, Scribe, Jules Janin, George Sand. Dazu kommen Cervantes und Calderon, Gozzi und Goldoni, scandinavische, arabische, persische, indische Poesie, und vor allen die Alten. Denn erst seitdem die Deutschen ihre eigene Sprache wieder zu Ehren gebracht, werden die Alten von ihnen mit eigenen kritischen und ästhetischen Augen betrachtet und selbstständig benützt, während sie sich früher dazu des Mittels der französischen Poetik bedienten.

(Der Beschluß folgt.)

Peter der Große in Astrachan und der Kaufmann Kurotschkin.

(Astrachansche Gouv.-Zeitung.)

Die Vorsehung selbst scheint Peter den Großen auf Leute gewiesen zu haben, die durch ihren Eifer für den Thron und durch andere patriotische Handlungen ausgezeichnet waren. Während der Anwesenheit des Kaisers in Astrachan erschien bei ihm der Kaufmann Pankratij Kurotschkin, um ihm zu seiner glücklichen Ankunft zu gratuliren. Der Pallast des großen Kaisers lag von der Wohnung Kurotschkin's nur ungefähr 200 Faden entfernt. Nachdem Kurotschkin zwölf Mann von seinen Arbeitern, die man in Astrachan Musuren nennt, ihre Festtagskleidung hatte anziehen lassen, übergab er jedem von ihnen 1000 Silberrubel und machte sich mit ihnen auf den Weg zum Monarchen. Es war früh Morgens, als der Kaiser eben erst aufgestanden war und seiner Gewohnheit nach auf dem Balcon auf und abspazierte. Als Peter der Große die herankommende Procession bemerkte, konnte er den Grund eines so frühen Besuches nicht begreifen. Kurotschkin tritt ins Haus, läßt seine Leute im Vorzimmer zurück und betritt kühn den Saal, wo ihn der Kaiser bereits erwartete. Beim Anblick des Monarchen fiel Kurotschkin auf die Knie und sprach treuherzig: „Unsere Väter und Vorältern haben uns gelehrt, Ankommende mit Salz und Brod zu bewillkommnen: nimm dieses von uns entgegen, Herr, als einen Tribut wahrhaften Eifers." Wo ist denn dein Salz und Brod? fragte der Kaiser lächelnd. Kurotschkin öffnete die Thüre des benachbarten Zimmers, und die Arbeiter legen dem erstaunten Monarchen das von ihnen gebrachte Geld zu Füßen. Nachdem Peter ihm für seine gute Gesinnung gedankt, fragte er nach seinem Namen und Wohnorte, und fügte hinzu, daß er jetzt keine Zeit habe, mit ihm weiter zu sprechen, daß er ihn aber mit der Kaiserin besuchen werde. — In der That kamen an dem festgesetzten Tage um halb zwölf Uhr der Kaiser und die Kaiserin mit dem ganzen Hofstaat zu Kurotschkin, welcher schon mitten auf der Gasse, seiner Wohnung gegen-

genüber, die erhabenen Gäste erwartete. „Ich bewillkommne dich, großer Kaiser!“ sprach der Wirth. — Wo ist denn dein Haus? fragte der Kaiser, als er in den Hof getreten war und dort nichts sah als Glashüten und einen hohen Zaun *). Die erhabenen Gäste wurden in eine Erdhütte eingeladen. Dort fand der verwunderte Kaiser reine ordentliche Zimmer, Schränke mit kostbarem Silbergeschirr, den Fußboden und die Wände mit schönen persischen Teppichen bedeckt.

Aeußerst zufrieden mit der Biederkeit des Wirthes, verlangte der Kaiser, nach der Uhr sehend, Branntwein, und wurde darauf in ein besonderes Zimmer geführt, wo schon alles zum Frühstück bereit stand. Der hohe Gast blieb bei Kurotschkin bis 1 Uhr, und als er sich anschickte, das Haus zu verlassen, ward er gebeten dort zu Mittag zu speisen. Als Peter sich zu Tisch gesetzt hatte, befahl er dem Wirth neben sich Platz zu nehmen und unterhielt sich während der ganzen Mahlzeit mit ihm über Persien, welches Kurotschkin genau kannte, da er in Handelsgeschäften dieses Land mehrmals besucht hatte.

Beim Abschiede vom Wirthe ward Peter dem Großen von der Frau Kurotschkin's ein silbernes Gefäß mit Goldmünzen angefüllt, als Zeichen der Dankbarkeit für diesen unvergeßlichen Besuch, dargebracht. Dieser biederen Familie ward befohlen am folgenden Tage im Pallast zu erscheinen; dort wurden sie mit Thee bewirthet. Auf dem Rückwege aus Persien unterließ Peter nicht, Kurotschkin zu besuchen und verlieh ihm wahrscheinlich um diese Zeit die 40 bis 50 Werst von Astrachan entfernten Salzseen, wo noch bis auf den heutigen Tag das aufgehäufte Salz das Kurotschkinsche heißt.

*) Bis zu den Zeiten Peter's des Großen hatten die Bewohner Astrachan's wenig Häuser, ähnlich den jetzigen. Ihre Wohnungen befanden sich in Erdhütten, die erst unlängst abgekommen sind. Die Sommerhitze, vielleicht auch Vorsicht vor Beraubung, waren Ursache einer solchen Lebensart.

* Statuten des Mäßigkeits-Vereins in Bremerhaven.

§. 1. Wir Mitglieder des Vereins wollen uns des Genusses aller Art von Spirituosen, als Branntwein, Rum, Genever, Cognac u. dergl. enthalten; auch so viel es uns möglich und angebracht ist, Andre zu gleicher Enthaltsamkeit zu bewegen suchen.

§. 2. Diesem Gelöbniß wollen wir treu bleiben so lange, bis wir dem Vorstande von der Zurücknahme dieses Versprechens förmlich Anzeige gemacht; auch ertheilen wir dem Vorstande das Recht, wenn wir vorher das Versprechen brechen, uns aus dem Verein auszuschließen und unsern Namen zu streichen. —

§. 3. Mäßigkeits-Verein nennen wir unsern Bund, weil er nicht nur Enthaltsamkeit von Spirituosen befördern will; sondern überhaupt Mäßigkeit, auch im Bier- und Weintrinken.

§. 4. Die regelmäßigen Versammlungen unsers Vereins sind alle vier Wochen Sonntags Abends und jedes Mitglied kann seine treue Liebe zu den Genossen dadurch, daß es sich pünktlich und fleißig einfindet, an den Tag legen, auch durch Bemerkungen und Erzählungen von den in seinem Kreise gemachten Erfahrungen dem Ganzen von Nutzen sein. Der jedesmalige Präsident wird dafür sorgen, die Zusammenkunft belehrend und interessant zugleich zu machen.

§. 5. Der Vorstand, welcher jährlich neu gewählt wird, kann auch Extra-Versammlungen veranstalten; er ernennt unter sich einen Director, Cassenführer und Correspondenten.

§. 6. Neue Mitglieder können nur in einer Versammlung aufgenommen werden, und haben dann gleich diese Statuten zu unterschreiben; es

ist nur erforderlich, daß sie mehrern ältern Mitgliedern bekannt sind; daß sie im Allgemeinen von der Mäßigkeitssache unterrichtet sind und daß sie wissen, was es heißt: ein Gelübde thun. —

§. 7. Kein Mitglied ist zu einem Beitrage verpflichtet; doch wird der Cassenführer gern auch die kleinste Gabe in Empfang nehmen und Rechnung davon führen; willkommen sind überhaupt dem Vorstande Geschenke an Büchern und andern dem Verein dienlichen Dingen.

Juli 15. 1838.

Korrespondenz-Nachricht.

Bremerhaven, im Januar 1840.
(Eingesandt.)

Es ist lange, daß ich Ihnen nichts von dem hiesigen Mäßigkeits-Verein berichtet: Sie werden sich noch erinnern, daß derselbe am 5. November 1837 gestiftet und finden Sie vorstehend die erst drei Viertel-Jahre später beschlossenen Statuten.

Seitdem sind nun schon anderthalb Jahre verflossen und doch kann man von glänzenden Erfolgen noch nicht rühmen, die Schuld davon tragen jedoch nicht die Mitglieder des Vereins, als ob sie es an ernstlichen Bemühungen oder verständigen Maaßregeln hätten fehlen lassen; sondern die andern hiesigen Einwohner, welche fast sämmtlich den einfachen guten Zweck der Gesellschaft verkennen und ihm auf feinere oder gröbere Weise entgegen arbeiten.

Ich beschränke meine Mittheilungen auf das, was sich in dem abgelaufenen Jahre zugetragen. Zu Anfang desselben bestand der Verein aus 26 Mitgliedern, theils Hiesigen, theils Familien, wovon einige wol nie wieder auf hier kommen; am Ende des Jahres waren deren 28. — Neun waren aufs Neue eingetreten, dagegen sechs al wortlos gestrichen, und Eins durch den Tod au geschieden. — Von den sechs Abtrünnigen ist au Einer nicht mehr auf Erden; eines Abends wur er vermißt; man hatte ihn einige Stunden vo her hier betrunken gesehen, und nach wenig Tagen wurde sein Leichnam in der Geeste g funden. — Drei Auswärtige, die im Laufe d Jahrs in den Verein traten, sind ein herumz fender Schauspieler, ein wohlhabender Bauer a einem nahen Dorfe und ein Prediger auf d Lande. Das Schiffsvolk ist dem Mäßigkei System nicht so abgeneigt, wie man gewöhnl glaubt; zu wiederholten Malen kamen Matro in die Versammlungen und ist es bei ihnen n nicht zu tadeln, daß sie mit dem Unterschreib zögerten; auf ihren Reisen können sie von d Mitgliedern doch nicht controllirt werden. —

Andre Vereine unsrer Tage bedürfen imm viel Geld und werden dadurch den Mitgliede lästig, der in Rede stehende beweiset auch hier Mäßigkeit; denn im ganzen Jahre hat er n 10 Rt. gebraucht und dafür eine Menge klei Mäßigkeitsschriften verbreitet. Einzeln giebt aufrichtige Leute hier, welche einsehen, wie dan nicht allein Gutes bezweckt, sondern auch erre wird; um dies zu bethätigen, schenkte ein Bür kürzlich dem Vereine Einen Thaler und will s bemühen, auch Andre zu Gaben zu veranlas

So viel ich die Sache beurtheilen kann, wi der Verein nicht untergehen; sondern auch in di sem Jahre noch fortschreiten. —

X. Y. Z.

* Vorwurf und Trost.

A. Du machst die Woch' hindurch, tagtäglich ein Gedich
Das sind im Jahr: dreihundert-fünf-und sechzig — na
Nun sag', wenn's Jeder so wird treiben,
Wo sollen die Gedichte bleiben — ?!

B. Nein Freund, in diesem Punkt beruhige dich nur,
Die Welt braucht auch noch unsrer Zeit noch Mac
Sieh', damit tröst' ich mich, daß, wenn wir einst geh
Auf diese Weise doch nicht Alles ist verdorben.

Mühlen

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Darves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die

SCHNELL-  POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 9 des Bürger-Freundes für 1840.

Donnerstag, den 30. Januar.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Die „Blätter der Börsenhalle" enthalten in ihrer Nr. 1763 folgenden „Streifzug": „Empörende Dinge gehen auf der Universität Leipzig vor. Dem Jahre 1839 war es vorbehalten, zu sehen, wie zum erstenmale seit Gründung der Hochschule ein Israelit, der Dr. Julius Fürstenau, zu Vorlesungen „ermächtigt" ist. Es ziemt freilich unsrer aufgeklärten Zeit, die möglichste Toleranz zu üben, allein man kann denn doch auch wirklich zu weit gehen." Ist das Spaß oder Ernst, lieber Leser? — wir glauben Ersteres, müssen aber gestehen, daß diese Ironie zu tiefdunkel angelegt ist, um zu irgend einem rechten Lichte kommen zu können. Jedenfalls „ermächtigt" der Artikel, wie er nun eben dastebt, zu dem Glauben, der Verfasser habe selbst nicht gewußt, was er eigentlich wolle.

In Bayern soll, wie der „Allgemeine Anzeiger der Deutschen" sagt, den „Fabrik-Besitzern wie den größeren Landwirthen" ein Mangel an arbeitenden Händen hinderlich sein, und das Land soll, „vermöge seines Flächenraums und seiner innern Hülfsquellen eine dreimal stärkere Bevölkerung ernähren können." Ist dem so, dann werden die vielen Auswanderungen noch unerklärlicher.

Das Gerücht, als hätte im vorigen Monat eine Magd in Köln ein Kind, das sie nebst einem Briefe mit 500 Thalerscheinen in einem Bündel an der Thürklinge gefunden hatte, in den Ofen geworfen und verbrannt, wird von dem Oberprocurator Hrn. Grundschötel für eine müßige und gar böswillige Erfindung erklärt.

Aus Frankreich.

In einer kleinen Stadt Frankreich's erwartete eine junge Frau im November vorigen Jahres die Heimkehr ihres Gatten, welcher Nachmittags ausgegangen war, in einer nahen Ortschaft eine Schuld einzucassiren; er hatte versprochen bis acht Uhr jedenfalls zurück zu sein. Die Gattin saß in ihrem Zimmer, ihren Säugling, die erste Frucht ihrer Ehe, im Arm und dachte sehnsüchtig an den Gatten, welcher einsam, im schlechten Wetter, eine ziemlich verdächtige Gegend wandern mußte. Es fiel ihr nicht ein, selbst über die Entlegenheit ihrer Wohnung, eines Gartenhauses, mehrere hundert Schritte vom äußersten Stadtende entfernt, Sorge zu hegen. Der Arm ermattete ihr unter der Last des Kindes, sie beschloß, dasselbe in sein Bettchen zu legen, blickt nach der Alcove hin, vor welcher dieses steht — Entsetzen! da drohen ihr aus dem vom Luftzuge getheilten, bis zum Boden hinabreichenden Vorhange zwei unter dem Bette befindliche Füße entgegen, mit schweren Nägeln beschlagen, offenbar einem Diebe wo nicht gar einem Mörder angehörig. Ihre ganze gräßliche Lage steht im Augenblicke vor ihr; es fallen ihr mehrere verdächtige Handlungen der Magd ein, welche ohne Zweifel den Räuber hereinpracticirt hatte, weil man vor ihr von der bedeutenden Summe gesprochen hatte, die heute Nacht noch eingebracht werden sollte — allein sie verliert die Besinnung nicht, entfernt die Magd unter dem Vorwande, ein Leibgericht für den Herrn zu bereiten und sinkt bebend in den Sessel, über ihr weiteres Verfahren nachdenkend. Um keinen Argwohn zu erregen, legt sie das Kind in die Wiege — ihre Schritte wanken, da sie sich der Alcove nähert — mit fürchterlichem Kampfe zwingt sie sich, ihr gewöhnliches Wiegenlied zu trillern. Sie könnte gehen, aber ihr Kind bei dem Mörder zurücklassen, will sie um keinen Preis — sie setzt sich nieder — ihr Auge kann von den drohenden Füßen nicht lassen — ihr ganzes Wesen ist aufgelöst in Todesfurcht. Sie blickt nach der Uhr — jede Stunde wird ihr zur Ewigkeit — noch eine Stunde muß vergehen, bis der Gatte heimkehrt. — Es fällt ihr ein, daß vielleicht Freunde Diesen wegen des schlechten Wetters zurückhalten könnten — das Gehirn droht ihr zu zerspringen. Endlich, endlich pocht es von Außen, der Gatte kömmt. Mit dem Gefühle einer vom Tode Erlösten fliegt sie ihm in die Arme, legt den Finger auf den Mund und deutet mit bebendem Finger nach dem Bette; ein Blick und der Mann weiß das ganze Fürchterliche der Lage, in welcher sein Weibchen war. — „Meine Chatulle muß ich heraufholen," sagt er ruhig, und kömmt gleich darauf mit seinen Pistolen zurück. In der Rechten das Gewehr haltend, packt er mit der Linken einen der Füße und ruft: „Wenn du muckst, Schurke, hast du die Kugel im Kopfe!" Er zieht nun einen wildaussehenden Kerl hervor, welcher alsbald sein Verständniß mit der Magd bekennt und sammt dieser den Gerichten übergeben wird. Die beherzte Frau lag mehrere Tage an einer heftigen Nervenaffection darnieder.

Zur letzten Industrieausstellung in Paris gab ein Engländer, Namens Bolton, eine gewöhnliche Nähnadel, die man nur auf seine Bitte mit aufnahm. Jedermann ging an der unscheinbaren Nadel vorüber, ohne sie zu beachten. Am Schlusse der Ausstellung zog endlich Bolton die Preisrichter zu seiner Nadel. Erst ließ er sie durch das Microscop untersuchen; und es war nicht die mindeste Ungleichheit auf ihrer Oberfläche zu entdecken. Dann nahm sie der Verfertiger und schraubte sie auseinander, da erschien eine andre von gleich ausgezeichneter Arbeit; und so kam vor den Augen der erstaunten Richter ein halbes Dutzend schöner Nadeln zum Vorschein, welche eine

in der andern stack — ein wahrhaftes Wunder der Kunst.

Die Zahl der öffentlichen Wagen in Paris, die von der Polizei die Erlaubniß erhalten haben, in der Stadt zu circuliren, beträgt nicht weniger als 28,790.

Aus England.

Die Stadt Kanturk in Irland wurde durch ein außerordentliches Ereigniß in Aufregung versetzt. Tausende von Landbewohnern sahen, wie eine bräunliche Masse sich fortbewegte, und Alles in ihrem Fortrücken zu verschlingen drohte. Man erkannte bald, daß ein Moor von 300 Acres, das einem Obrist Longfield zu Farandoyle gehörte, in Bewegung gerathen sei. Das Fortrücken dieser Masse, die auf ihrem Wege Alles zerstörte, hatte etwas Furchtbares. Im Thale stieß die Masse auf einen rasch fließenden Bach, der sie in mehrere Theile zerriß, die dann auf den Wiesen am Ufer hängen bleiben. Die Landleute werden lange zu thun haben, bis sie diese Massen hinwegräumen. Ein Jäger, der im Augenblick, wo das Moor in Bewegung gerieth, sich darauf befand, hatte kaum Zeit sich zu entfernen, es gelang ihm aber nicht mehr, die Nachbarn zu rechter Zeit von dem Fortrutschen dieser Lawine zu warnen, die bereits eine Wohnung zerstört hatte; glücklicherweise ist Niemand umgekommen.

In England ist eine höchst seltsame Frage zur Sprache gekommen; man hat sich zwar nicht um des Kaisers Bart, aber doch um eine Bartlegion, um die Bärte der Gefangenen gestritten. „Sollen sich," heißt es, „die Gefangenen nach der neuen Gefängnißordnung einander barbiren, sollen sie gebärtet bleiben oder auf Staats-Unkosten barbirt werden?" Die Richter, welche mit der Visitation des Correktionshauses beauftragt waren, haben sich, in Anbetracht, daß die Anstellung freier Bartscheerer dem Staate mindestens 200 Pf. Sterl. allein für die Grafschaft Middlesex kosten würde, für das Rasiren der Gefangenen unter sich entschieden.

Aus der Türkei.

Die christliche Bevölkerung von Konstantinopel soll so angewachsen sein, daß ganz in der Nähe, an der Vereinigung der Straße von Pera und Tabarla, und auf den Hügeln zwischen Therapia und Bujukdere mit Einemmal zwei Dörfer entstanden sind. Man schreibt diese rasche Vermehrung dem Elend zu, das in den Provincialstädten herrscht, und die Einwohner zwingt, ihren Unterhalt in der Hauptstadt zu suchen.

Aus den vereinigten Staaten.

Die größte Zeitung der Welt ist die „Boston Nation," sie überbietet hinsichtlich der Größe des Formats alle andern Zeitungen der fünf Welttheile. Der Bogen mißt 5 Fuß 10 Zoll in der Länge und 4 Fuß 1 Zoll in der Breite, was also 24 Quadratfuß macht. Dabei ist der Bogen doppelt mit 10 Columnen auf jeder Seite, also 30 Columnen im Ganzen, welche eine Million Buchstaben enthalten. Jede Nummer dieser Zeitung kostet drei und einen halben Pence.

Mosaik.

Ein Berliner, der durch Steglitz kam, kehrte in einem dortigen Gasthofe gerade zu der Zeit ein, als der Wirth damit beschäftigt war, einen Knaben ganz erschrecklich durchzuprügeln. Nach einer Weile fragte der Fremde den Wirth, wer dieser junge Mann sei und wo er her wäre. „Der is aus der Stadt," erwiederte der Gefragte, „et is mein Brudern sein Sohn, un hält sich hier zum Verjnügen een paar Tage uf."

Willegis, der erste Kurfürst zu Mainz, war sechsten Herkommens und von einem Wagner in dem sächsischen Dorfe Stroningen geboren. Der ließ allenthalben in seinen Gemächern Räder an die Wände malen und die Worte mit großen Buchstaben dabei: „Willegis, Willegis, deiner Abkunft nicht vergiß!"

Auf eine sehr drollige Weise hat in Berlin ein bei seinem Examen wahrscheinlich verunglückter Mediciner diesen Examinatoren die bekannten Aerzte: Eck, Kothe, Dieffenbach und Wolff waren, sein Unglück beschrieben. Der Letztere fand darauf folgendes Epigramm an seinem Katheder:

Kommst du glücklich um die Ecken,
Bleibst du doch im Kothe stecken;
Kommst du durch den Dieffenbach,
Frißt dich doch der Wolf hernach.

Der Schornsteinfeger in der Küche.

(Schwank nach einem Bilde.)

„Olde Donna! schön ragazza! Macken nur kein Gesicht;
„Una furiosa pazza per amore sein du nickt!
„Nein, du kennen nickt der Liebe, der Amore Ochsen
„Schauen sempro wild und trübe, geben mir gar kein Kuß!

Also spricht mit sanfter Stimme der berußte Ruthenne
Schaut — als ob's im Herzen glimme, seine schöne Köchin an,
Strebt sie feurig zu umfassen, spitzt den schwarzgeschminkten Mund;
Nicht will sie sich küssen lassen auf das böse Purpur-Maul.

„Nein, mein Schatz! du bist der Teufel, und den küsse nimmermehr!
„Ma — da sein noch vieler Zweifel! Vielen Mädchen küssen der!"
„Nein, ich loß mich nicht anschwärzen, meinen Mund erhalt' ich gut!"
„Ma — was kommen von der Erzen, das sein innen weiß und gut."

„Ach, der Ruß zeigt allen Leuten, daß ich dich am Schatz geküßt!"
„Bon — so sehen man von Weiten, wie du weiß im Nacken bist!"
„Nein, nein, nein, wenn ich dich küsse, hab' ich am schwarzen Fleck,
„Wenn der Ruß nicht Farbe ließe?" — „L'aqua macht Alles weg!"

„Auch der Sole aben Flecken und der Luna nur Schein,
„Alle Weltenmeer nit klecken, waschen diesen Flecken rein!
„Ecco cara!" — „„Ach ich scheei! weh, wer mich küssen wagt,
„„Ach, ach, ach, das sind nun dreie! — Hab ich's denn nicht gesagt!""

August Schilling.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 9.

Bremen, Donnerstag den 30. Januar 1840.

Gestorben:

91. Den 24. Jan. Anna Tobetha Klatte, 22 Jahr; Rembertistraße Nro. 13.
92. Den 24. — Des Schuhmachermeisters Joh. Gottfr. Carl Wernitz Sohn, 22 Wochen; Wandrahm Nro. 9.
93. Den 24. — Des verst. Friedrich Hartmann Wittwe, geb. Jager, 64 Jahr; Muggenburg Nro. 12.
94. Den 25. — Der Lehrer Hinrich Jordan, 24 Jahr; Grünenstraße Nro. 21.
95. Den 26. — Des Arb. Friedr. Berninghausen Tochter, 9 Jahr; Schwachhausen Nr. 7.
96. Den 26. — Magdalena Dorothea Wesstedt, 20 Jahr; Hillers-Gang Nro. 5.
Nro. 97. Den 26. Jan. Der Drechsler Johann Christ. Weydehauß, 52 Jahr; Kohlhökerstraße Nro. 7.
— 98. Den 27. — Des verstorb. Amtsfischers Cord Hilgerloh Wittwe, geb. Schroer, 73 Jahr; kl. Krummenstraße.
— 99. Den 27. — Der Schlossergesell Gottfr. Joachim Schnakenberg, 26 Jahr; Böttcherstraße Nro. 13 A.
— 100. Den 28. — Des verst. Joh. Bauer Wittwe, geb. Schönemann, 81 Jahr; Armenhaus.
— 101. Den 28. — Des verst. Herbert Wichmann Wittwe, geborne Heidenreich, 56 Jahr; Schwarzpott.

Geboren:

124. Den 24. Jan. Des Steindruckers Joh. Friedr. Pengel Ehefr., geb. Schäfer, Grünenstr. Nro. 4; von einem Mädchen.
125. Den 24. — Des Schneidermeisters Philipp Ziegler Ehefr., geb. von der Hude, Grasenstraße Nro. 5; von einem Mädchen.
126. Den 24. — Des Küpers Joh. Wilh. Heiser Ehefr., geb. Reinken, Düsternstraße Nr. 33; von einem Knaben.
127. Den 24. — Des Schmiedeamtsmeisters Joh. Gerh. Geerken Ehefr., geb. Zeich, Balgebrückstraße Nro. 12; von einem Mädchen.
128. Den 25. — Des Gastwirths Joh. Diedrich Heinr. Ludw. Rippe Ehefr., geb. Kielenbeck, gr. Johannisstraße Nro. 196; von einem Mädchen.
129. Den 25. — Des Gastwirths Hinrich Hagens Ehefr., geb. Lange, Westerstraße Nr. 86; von einem Mädchen.
130. Den 25. — Des Masropsträgers Joh Hinr. Eschenberg Ehefr., geb. Sartorius, Lammers-Hof Nro. 4; von einem Mädchen.
131. Den 25. — Des Fuhrmanns Jürgen Husheer Ehefr., geborne Allhusen, Hulsberg Nro. 27; von einem Knaben.
132. Den 25. — Des Bootsmanns Joh. Conrad Ahlers Ehefr., geb. Löhmann, Bollwerk Nro. 18; von einem Mädchen.
133. Den 26. — Des Cigarrenmachers Johann Georg Hoyer Ehefr., geborne Wessels, Fedelhören Nro. 3; von einem Knaben.
Nro. 134. Den 26. Jan. Des Musiklehrers Joh. Hinr. Elinghausen Ehef., geb. Hoyer, Pelzerstraße Nro. 33; von einem Knaben.
— 135. Den 26. — Des Arb. Joh. Christ. Pfannenschmidt Ehef., geb. Albrecht, außerm Steinthor Nro. 3; von einem Knaben.
— 136. Den 26 — Des Schneiders Friedrich Frese Ehefr., geb. Bauer, Zeughaus-Gang Nro. 1; von einem Mädchen.
— 137. Den 26. — Des Cigarrenfabrikanten Johann Ludw. Schlens Ehefr., geb. Hörmann, Osterthorssteinweg Nro. 50; von einem Knaben.
— 138. Den 26. — Des Kaufmanns Carl Theodor Schuldze Ehefr., geb. Jungblum, Langenstraße Nro. 141; von einem Knaben.
— 139. Den 27. — Des Hökers Conr. Peter Petersen Ehefr., geb. Abdes, Buchtstr Nr. 18; von einem Knaben.
— 140. Den 27. — Ein Mädchen — kleine Allee Nro. 18.
— 141. Den 27. — Des Arb. Johann Conrad Balje Ehefr., geb. Heitmann, Klitzenburg Nr. 5; von einem Knaben.
— 142. Den 27. — Des Cigarrenmachers Heinrich Knapp Ehefr., geb. Berbohm, Röoekamp Nro. 12; von einem Knaben.
— 143. Den 28. — Des Wirths Bernhard Friedrich Dannemann Ehefr., geb. Wilckens, Alten-Steinweg Nro. 19; von einem Knaben.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 10.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 2. Februar 1840.

Hierher, ihr Schiffer, steuert eure Masten,
Führt mich zurück zum vaterländ'schen Boden;
Gern will ich tragen dort die alten Lasten,
Um nur zu schlummern einst bei lieben Todten.

Der Auswanderer am Orinoko.

Von Adolf Bube.

Ich stand auf einem Berg' im Abendstrahle
Und schaut' hinab auf Feigenbaum und Palme,
Auf Mais und Blumenpracht im nahen Thale,
Und auf des Orinoko Bambushälme;

Und weit und weiter über die Savannah,
Wo schimmernd wogten tausendart'ge Pflanzen,
Bis zu dem Urwald, bis nach Ituana,
Um dessen Saum des Stromes Fluthen tanzen.

Viel Kolibris und and're Flittigschläger
Umkreisten farbenreich mich im Gewimmel,
Und leuchtend flattert' ein Laternenträger
Mir dicht um's Haupt und schwang sich auf zum Himmel.

Dort las mein Blick im höchsten Glanz der Sterne:
„Fern bist du hier vom Vaterland im Süden."
Dort stand voll Glut der Mond in dunkler Ferne,
Und winkte majestätisch Ruh' dem Müden.

Da plötzlich hört' ich brüllen eine Heerde,
Und sanftharmonisch läuten ihre Glocken,
Es war, als weh' ein Hauch von deutscher Erde
Den Klang herüber, mich zurück zu locken.

Ich sah im Geist mich in der Waldung Schatten
Die ich so oft durchstreift als munrer Knabe,
Sah meiner Heimath Heerd' auf grünen Matten,
Und bei ihr stehn den Hüter mit dem Stabe;

Sah all' die Theuren, die ich schnöd' verlassen,
Die wohl sich oft in Trauer mein erinnern.
Da konnt' ich mich in Wehmuth nicht mehr fassen,
Ich weint' und fühlte mich zerknirscht im Innern.

Nun sind so öd' mir all die prächt'gen Räume,
Wo ich geglaubt des Daseins Glück zu finden;
Nach Morgen schau' ich, wo der Kindheit Träume
Wie Epheu sich um traute Pfosten winden. —

Hierher, ihr Schiffer, steuert eure Masten,
Führt mich zurück zum vaterländ'schen Boden;
Gern will ich tragen dort die alten Lasten,
Um nur zu schlummern einst bei lieben Todten.

Andreas Hofer's Wirthschaft am Sand im Passeyerthal.

(Fortsetzung.)

Die Gegend behält ihren üppigen, südlichen Charakter, bis man ungefähr drei Stunden tief in's Thal eingedrungen ist. Dann machen die Kastanien-, Obst- und Nußbäume der hochstämmigen Fichte Platz und wildwachsendem Laubholze. Von den mächtigen Bergen, die auf beiden Seiten bald näher zusammentreten, bald sich zurückziehen, um den Paß zu erweitern, fallen zahlreiche Bäche herab, bilden Kaskaden, rinnen durch Weideplätze hin und geben endlich den zerstreuten Gehöften Wasser, die vom Fuße der Anhöhe bis gegen deren Mitte hinauf emporklimmen. Die Landschaft gewährt alle Abwechselung einer Alpengegend. Hinter ernsthaften Fichtenwäldern blinken hier und da die Eiszacken der Firnen hervor, weiter herab öffnen sich Weideplätze, auf denen kleine Hütten erbaut sind, deren hölzernes Dach von Steinen festgehalten wird, dann folgen schmale Felder, wo es der Boden irgend gestattete, einen Acker anzubringen, und neben ihnen die Wirthschaftsgebäude der Thalbewohner. Ein Dorf hat hier eine sehr weite Ausdehnung und seine Häuser sind so wenig dicht neben einander gerückt, daß der Nachbar oft einen starken Marsch machen muß, den Nachbar in seiner Wohnung zu besuchen.

Das große Pferd hatte auch einen großen Schritt. Der Führer lief in halbem Trabe nebenher und ich war genöthigt, mir nach einigen Stunden in Althaus, oder Soldhaus, einer kleinen Besitzung des Bürgermeisters Haller in Meeran, mit einer Sägemühle, und einem hübschen Landhause, ebenfalls ein Pferd zu miethen. An jähen Abhängen, über Steine und Geröll, bald hoch über dem Passeyrer, bald neben demselben lief der Pfad fort. Wir kamen häufig über den Fluß, und die hölzernen Brücken drohten den Einsturz, wenn unsere schwerfälligen Rosse über die dünnen Bretterlagen hinpolterten; aber bald gewöhnte man sich an diese Gefahren, und gegen zehn Uhr Vormittags erreichten wir ohne Unfall das Wirthshaus am Sande.

Das Gebäude, in welchem Andreas Hofer im Jahre 1767 geboren ward, ist gut erhalten, ganz im Baustyle der hiesigen Sitte aufgeführt, mit Schindeln gedeckt, reinlich an den Wänden mit Kalk betüncht, hat eine kleine steinerne Freitreppe, die zur Hausthür emporführt, im ersten Stocke einen Altan, ist zwei Etagen hoch, ziemlich geräumig und wird von einigen alten Bäumen beschattet. Darneben liegen Scheuern und Schoppen, die zu dem Grundstücke gehören, hinter den Gebäuden dehnen sich fette Wiesen aus, die vom Fichtenwalde begrenzt werden, der den Berg bedeckt und den Hintergrund der Landschaft bildet. Das Haus mit seinen Umgebungen hat einen freundlichen Anstrich von Ruhe und Behaglichkeit. Eine Capelle, die zur Linken in geringer Entfernung von Hofer's Schenke liegt, war sein Eigenthum. Der Märtyrer von Mantua betete oft vor diesen kunstlosen hölzernen Figuren, die Christi Kreuzigung darstellen, gebetet. Er war ein frommer Mann und die Religion nicht der letzte Beweggrund seiner Thaten.

Da sich das Thal, an der Stelle, wo die Schenke erbaut ward, in einem breiten Bogen erweitert, so mußte auch der Fluß hier häufig übertreten. Der Kiessand, den er nach solchen Ueberschwemmungen auf den Wiesen zurückließ, gab dem Platze den Namen. Eine Stunde höher schließt das Thal mit dem Jauffener Joch, an dessen Fuß sich der unbedeutende Flecken St. Leonhardt lehnt. Man gelangt von dort in sechs Stunden auf Gebirgswegen über das Joch nach

nach Sterzing. Früher gingen große Züge von Maulthieren und Saumpferden über den Kamm, und die Verbindung Nord- und Südtyrols zu vermitteln. Gegenwärtig bedient man sich zu Lastsendungen lieber der Straße, die von Botzen nach Brixen zum Brenner hin errichtet worden ist. Aber der Umweg beträgt mehr als zwanzig Stunden.

Wir stiegen von unsern Pferden, und Erb, der Schwiegersohn Hofer's, ein hochgewachsener, breitschultriger, stattlicher Passeyrer, der viermal mit Andreas zu Felde war, obschon damals noch ein bartloser Bub', empfing uns auf der Schwelle des Hauses. Der Mann hat sich nach dem Tode von Hofer's Tochter zum zweiten Male verheirathet. Er benahm sich mit viel Artigkeit und geleitete seine Gäste in das zweite Stockwerk, in dem uns auch seine Frau, ein würdiges Seitenbild ihres männlich-schönen Gatten, erwartete.

Das Zimmer, in welches wir traten, ist nur Fremden eröffnet, der gewöhnliche Verkehr findet in der Unterstube Statt, und Alles ist unverändert in dem Zustande geblieben, wie es Hofer besessen: der runde irdene Ofen mit grüner Glasur, die Fenster mit ihrem Blei, die Thüren, der Fußboden, die Geräthe, vom Tische bis zum Fußschemel. Auch soll es der Zukunft erhalten werden, da der Kaiser Ferdinand das Gut für 22,000 Fl. C. M. erkauft und ein Fideicommiß für Hofer's Nachkommen errichtet hat. Erb ist nur der Verwalter des Lehns, da die Enkel, die es überkommen sollen, noch minderjährig sind.

Mit den Gefühlen der Rührung betrachteten wir die Mauern, in deren Schutze Hofer gelebt, die Dinge, die sein eigen waren. Nicht als ein armer, habloser, mißachteter Mann warf er das Leben hin, welches ihm nur geringe Freuden bot. Er schied aus den Gemächern der Wohlhabenheit, verließ einen Besitz, der ihn den Reichsten des Thals zugesellte — und ein Thal, von himmelhohen Bergen umzingelt, ist eine Welt für sich — trennte sich von einer Gegend, die Jeder mit Entzücken seine Heimath nennen würde — riß sich von einem geliebten Weibe, von einer zahlreichen Familie los, um zu vollbringen, was ihm die Pflicht, die Begeisterung für die Sache der Freiheit, die Treue gegen seinen Fürsten gebot, um statt Anna Ladurner das Krucifix zu küssen, um sein heiteres Gebirge mit einem feuchten Kerker zu vertauschen und durch die Kugeln französischer Henkersknechte zu sterben!

(Der Beschluß folgt.)

Das Jahr 1740.

(Beschluß.)

Wir haben so viele Flüsse und Bäche, groß und klein, klar und trüb, in den Strom unserer Poesie geleitet, und thun es fortwährend, daß das eigentlich Charakteristische derselben eben in dieser Mischung der verschiedensten Geisteselemente besteht. Bei ganzen, vielverzweigten Gattungen unserer Poesie kann oft auf fremdem Geistesgebiet bestimmt die Quelle bezeichnet werden, der sie entsprungen. So wurde jetzt gerade vor hundert Jahren der neuere deutsche Roman in England geboren. Im Jahr 1740 erschien der erste englische Sittenroman, Richardson's Pamela „or virtue revarded.“ Mit dieser Pamela oder ihrer Schwester Clarisse zeugte unser Hermes seine Sophie, welche er durch so viele Gefahren und Abenteuer von Memel nach Sachsen schickte. Und dieses Fikchen wurde die glückliche Stammmutter jenes großen Geschlechts rührender, zur absoluten Tugend und zur Ohnmacht geneigten Heldinnen in Fontange und Poschen, welche durch

das ganze achtzehnte Jahrhundert herauf die süßen Symbole des Zeitgeists waren, und die der einzige Chodowiecki in einer Manier gestochen, über die wir durch Stahl, Stein und Holz vornehm weit hinaus sind, aber auch mit einem Geiste gezeichnet, der seitdem von uns Abschied genommen zu haben scheint. Wie viel Tugend hat seit Pamela ihren süßlichen Lohn gefunden, an wie viel Laster ist die unpoetische Gerechtigkeit geübt worden! Dieser Roman der heftigen und doch so weichlichen Empfindung war ganz der Ausdruck des Zeitalters der Philanthropine, der kunstliebenden und bürgerlich edeln Fürsten und der unbefangenen Sittenlosigkeit der Schwärmerei für Kaiser Joseph, das Reich der Vernunft, die allgemeinen Menschenrechte und die Physiognomik. So bequem, so breit und weich mußte in der ruhigen Zeit zwischen dem siebenjährigen Krieg und der Revolution der Kampf des geselligen Lebens ausgemalt werden, in jener Zeit optimistischer Aufklärung, wo man alle Fragen über Gott und seine Welt so gütlich zur Verabschiedung gebracht, wo man sich am Ziele der Weisheit glaubte, weil man den allgemeinen Menschenadel theoretisch anerkannte und die bürgerliche Hierarchie sich faktisch von selbst verstehen ließ, wo die Demuth nach oben und der Hochmuth nach unten sich so schön mit einem die ganze Menschheit liebend umfassenden Herzen paarten.

Wie weit scheint diese Zeit hinter uns zu liegen, weil ein Riß durch die Welt des Gedankens sie von uns trennt! Und welcher Contrast zwischen dem Roman, der in diesem Jahre Mode ist, und dem, der im Jahr 1740 geboren wurde! Aber beide sind gleichmäßig mit der ganzen Weltanschauung ihrer Zeitalter gefärbt, mit ihrem Glauben und Unglauben, mit ihren Begriffen von Tugend und Laster, von Lebensart und Eleganz. Beide sind ideale Verzeichnungen des jedesmaligen socialen Zustands, nur daß Madame D devant dabei unsere Gesellschaft verläumdet, Richardson der seinigen fade Complimente ma Auch war über die Liebenswürdigkeit der tug den Gestalten Pamelas und Clarissens ihrer nur Eine Stimme, während jetzt, nach dem tischen Sündenfall und dem Auszug aus dem radiese der Empfindsamkeit, Laroen wie Lelia Valentine ungefähr gleichviel Aerger als Bew derung entzünden.

Die deutschen Taschenbücher stammen aus der Periode der Tugend quand même, wenigstens die Almanachsbilder, namentlich koketten weiblichen Engel, „süß zum Ohnmächt werden," wie Shakespeare sagt, erinnern noch mer an die sentimentale Zeit, wenn auch die feranten des Drucks längst umgesattelt ha Die eine Weile her immer bunter, immer schil der werdenden Farben dieser armseligen Prod verkündigen die letzten Zuckungen des empfin samen Delphins, der vor hundert Jahren in See der Literatur gesetzt wurde. Es ist sch begreiflich, wie eine Zeit, die sich des erwac Kunstsinns rühmt, sich so lange mit einer ga Literatur in Goldschnitt schleppen mochte, in Jahr für Jahr der Kunst, und der Vernunft de Hohn gesprochen wird. Man kann wohl sag in jedem frisirten Frauenzimmerkopf von Ch wiecki, so groß wie der Nagel am kleinen Fin ist mehr Leben, Verstand und Grazie als in al jenen ausgeführten, durch alle Mittel der Tec herausgehobenen weiblichen Brustbildern mit himm lisch großen Augen und diminutivem Munde, wel so unverschämt die Bewunderung der Schwach herausfordern. Möchte dieses Jahr ein recht de ber Nagel zum Sarge der Taschenbücher sein! a dieser Neujahrswunsch wird allerdings eher in E füllung gehen, als so manches Wichtigere, w der Literatur und Kunst zu wünschen wäre.

Wir brechen hier ab und werden ein andermal das Jahr 1740 in Beziehung auf geselliges Leben, Kostüm und Lebensbequemlichkeiten ins Auge fassen.

---

* Beispiel, zur Nachfolge empfohlen.

Zwei hiesige Knaben, einer von 8, der andere von 13 Jahren, deren Aeltern durch thätigen Betrieb Ihres Gewerbes, sich und ihren 8 Kindern mäßiges Auskommen verschaffen, bekommen Unterricht, der von 8 Jahren in einer niedern Schule worin Kinder aufgenommen werden von 5 — 12 Jahren und der von 13 Jahren in einer, worin Knaben von 12 bis spätere Jahre. Der Knabe von 8 Jahr vernahm, daß der junge Mann, der in seiner Schule im Schreiben Unterricht gab, eine anderweitige Anstellung bekommen würde und gedachte nun sogleich seines Bruders von 13 Jahren, der eine sehr gute Hand schreibt. Mit frohem Herzen gab er ihm davon Nachricht, indem er denselben fragte, ob er ihn empfehlen solle. Letzterer, dem die Nachricht sehr erfreute, erwiederte: ich werde mich sogleich selbst empfehlen, welches er auch that. Sehr willkommen war die ihm zu Theil gewordene Antwort auf seine Empfehlung zu der erledigten Anstellung: „bringe mir deine Handschrift und nach Ansicht derselben will ich dir meinen Entschluß mittheilen. Dieser Entschluß war die Annahme des 13jährigen Knaben zu der erledigten Stelle, die er jetzt bekleidet mit der Genehmigung seines eigenen Lehrers und zu deren Wahrnehmung nur einige Stunden der Woche nöthig sind. Für seine Bemühung nimmt er etwa 12 Rt. in Golde jährlich ein. Sowohl er als seine Aeltern freuen sich herzlich darüber, daß er schon so frühzeitig in der Welt sich nützlich machen kann. Diese seine Aeltern wurden zu der Zeit als ihr Verstand dazu empfänglich war, in der reinen Religion, die da ist Gott zu erkennen, Gott zu verehren und nach Gottes Willen zu thun, ihn, Gott den Herrn aller Herren über alles zu lieben und den Nächsten als sich selbst, erzogen. Die Lehre Jesu Christi: was ihr wollt daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch, und segnet die euch fluchen, thut wohl denen die euch beleidigen urd verfolgen damit ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel, der da läßt seine Sonne aufgehen über Gute und Böse und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte, wurde ihnen nicht allein früh ans Herz gelegt, sondern auf die rühmlichste Weise, auf die Ausübung derselben gesorgt. Frühzeitig wurden ihnen Entbehrungen gelehrt nach dem alten schönen Sprichwort: Jung gewohnt alt gethan; nach Zuhausekunft aus der Schule des Nachmittags durften sie nicht dem Spiele sich widmen, sondern nur erst dann, wenn sie das gelernt hatten was ihnen aufgegeben war. Am Sonntag Morgen wurden sie von ihrem Vater unterrichtet aus dem neuen Testament aus welchem die Evangelien vorgenommen wurden damit sie von denselben einen richtigen reinen Begriff erhielten und sodann begab man sich zur Kirche, ferner wurde ihnen frühzeitig nachdrücklich ans Herz gelegt die Obrigkeit in unserm Freistaate zu achten und zu ehren, nach Kräften zum Besten des Freistaates mitzuwirken und stets werth zu sein Bürger unseres Freistaats zu sein, nicht weniger alle und jede von Gott ihnen verliehene Fähigkeiten und Kräfte zu ihrer Ausbildung anzuwenden und ihren Geist und Sinn nach Gottes Willen auszubilden, endlich treu und wahr zu sein, Prozeßsucht zu verachten und zu meiden, Frömmelei zu vermeiden und zu hassen aber fromm zu sein sich zu bestreben, Kopfhängerei zu entwürdigen, dagegen mit freiem Blick nach Gottes liebem Himmel zu schauen, den Frühling

mit Dank zu Gott kindlich zu begrüßen, die übrigen Jahreszeiten mit ihm bei innigem Geistesgefühl als Christ zu verleben. Die Art und Weise dieser Erziehung, wobei Verschwendung und Ueppigkeit durchaus vermieden wurde, veranlaßte nun, wie es auch nicht anders sein konnte, daß in den Kindern der Funke für den Sinn eines Bürgers in einem Freistaat Anfangs begründet wurde, sodann sich verbreitete und einen christlichen erwünschten Erfolg hatte. Ja, dieser Erfolg ist mit Gottes Seegen begleitet worden, die Kinder und Enkel leben glücklich und zufrieden, von letzteren hat ein Theil die Familie durch Verheirathung mit andern Familien vermehrt, und wer diese jetzige ziemlich zahlreiche Verwandtschaft kennt schätzt und liebt sie. Mein Wunsch bei der Mittheilung des vorerwähnten Ereignisses ist dieser: daß sie von meinen Mitbürgern die sie lesen werden, so aufgenommen werden möge als ich es wünsche und daß diejenigen, welche finden daß die Anwendung von dem Mitgetheilten Heil und Seegen unter Eltern und Kinder bringen kann, das dabei thun, was die Pflicht gebeut.

Ein alter Bürger.

Beruf.

Es war im Jahre 1831.

Ein Theaterprivilegium war seit einigen Monaten einem talentvollen Schauspieler verliehen worden, demselben, welcher den 29. Juli auf das Fronton des Pantheons mit Kohle die Devise schrieb: Aux grands hommes, la patrie reconnaissante!

Eric-Bernard hatte ein Theater errichtet in der ehemaligen Kirche des Klosters St. Benoit.

Eric-Bernard, umgeben von Künstlern, die jetzt meistentheils die ersten Repräsentanten der Boulevardstheater sind, vereinigte auf seinen Bretern mit den flons-flons des Vaudeville [illegible] dem Kraftschrei des Melodramas, die schö[illegible] Verse Corneilles und Voltaires.

Zu dieser Zeit brachte ein schlechtgekleideter Mann ein noch armseliger gekleidetes Mädchen dem Direktor. Er hatte ein Wamms aus grobem, grünen Tuche, ein abgeschabtes blaues Beinkleid, stark mit Eisen beschlagene Schuhe und einen kahlen Hut, das Mädchen hatte Strümpfe von zweifelhaftem Weiß, ein schlechtes Perkaillekleid auf welchem man bei genauer Besichtigung Spuren eines einstigen Dessins entdeckte, und einen zerdrückten Pappendeckelhut. Sie wollte tragische Rollen spielen. Man lachte ihr ins Gesicht, engagirte sie jedoch als Figurantin, und versprach ihr für die Folge Zofenrollen neben Mlle. Lewell[illegible].

Das arme Mädchen war alle Tage die [illegible] auf der Bühne, es konnte und deklamirte immerfort und überall alle mögliche Rollen; die Schauspieler und Komparsen machten sich viel über diesen Monomanie lustig, und fragten es oft [illegible] nisch: „Kleine, welches Genre willst du spielen?“

„Die Tragödie!“ antwortete sie mit [illegible] Stimme, ihren ausdrucksvollen Blick kühn [illegible] die Frager werfend. —

„Welche Gattung?“

„Die Königinnen!“

Und alles brach über den Wahnsinn [illegible] Mädchens in lautes Gelächter aus. Ihr Vater setzte sich immer neben sie hin in dem Foyer [illegible] Figurantinnen, weder er noch seine Tochter [illegible] den in das Foyer der Schauspieler gelassen. „Komm her,“ sagte er zu dem Mädchen, und [illegible] umhüllte sie mit den elenden Calicot-Chiffons [illegible] Figurantinnen; er ordnete die rothe Binde [illegible] ihrer Stirne, und sagte: „Wiederhole mir [illegible]

den Traum Athalias, die Flüche der Camilla, oder die Hermione u. s. w."

Man hatte die Entdeckung gemacht, daß er ein Colporteur gewesen, und man nannte ihn auch nicht anders als den Colporteur oder den alten Narren.

Das Mädchen deklamirte; die Figuranten hörten ruhig zu: der alte Narr stand da wie eine Statue der Aufmerksamkeit; Stolz und Freude strahlten aus seinem Angesichte, wenn er seiner Tochter zuhörte.

Auf einmal verschwand der Vater mit seiner Tochter . . . man sagt, daß sie in die Provinzen ging, und in den Scheunen die Tragödie spielte.

Wenige Jahre darauf war das Mädchen das Idol des Publikums der französischen Hauptstadt, nur heißt sie nicht mehr wie im Foyer des Pantheons die kleine Elisa, man nennt sie jetzt — Rachel.

---

* Zu dem Besuch und dessen Seitenstück in diesen Blättern.

Es spricht sich der allgemeine Wunsch aus, daß sowohl die Eröffnung der Eiterbeule des Geistlichen, durch eine Frauensperson, wie auch der Stich des Arztes in das Geschwür des Nachbars, mit glücklichem Erfolge möge gekrönt werden oder gekrönt worden sein.

Miszellen.

Unter Ludwig XIV. lebte in Troyes ein Organist, dessen ganzes Sinnen und Trachten dahin ging, Geld zu gewinnen. Er hatte ein Spinett mit drei Klaviaturen, gab seine Orgelei auf, zog, mit Frau und Kindern und dem Instrument fort, in der Absicht, sich darauf hören zu lassen. Raisin kündigte in einem langen Anschlagzettel Wunderwerke des Gehorsams der Mechanik auf dem neu erfundenen Instrumente an. Die Menge lief zu, bald auch die Kenner, alle wurden entzückt, und Niemand wußte, wie das Alles zuging. Erst spielten der älteste kleine Raisin und seine Schwester Babet, jedes auf ihrem Klavier, zusammen ein Stück. Das dritte Klavier wiederholte dasselbe Note für Note, beide Kinder hatten die Arme aufgehoben. Der Vater zog mit einem Schlüssel ein Rad an dem letztern Instrument auf, es rasselte und knarrte darin wie in einem Weberstuhl. Er veränderte dann den Platz, damit man die vollkommene Vereinzelung des Klaviers sehen könne. Als Alles fertig war, redete er das Instrument an: „Spinett, mein Liebchen, spiele einmal die Courante von Lambert, den Banle der Herzoginnen, die Gigue von Gundron." Das gehorsame Spinet vollstreckte aufs Pünktlichste den Befehl. Manchmal unterbrach es Raisin: „Halt ein Spinett, einen Augenblick." Es hielt inne, und wie er befahl fortzufahren, so geschah auch dieß, genau da anfangend, wo es aufhörte zu spielen. Ganz Paris beschäftigte sich mit dem kleinen Wunderwerk, es wurde hier und da sogar von Hexerei gemunkelt; Niemand konnte das verborgene Geheimniß enträthseln. Als Raisin sich ein Sümmchen von 20,000 Livres zusammengespielt hatte, wurde er mit dem Zauberspinett zu Ludwig XIV. gerufen, der die Erfindung bewunderte, und befahl bei der Königin es spielen zu lassen. Aber die Königin ergötzte sich nicht daran, sondern erschrak darüber. Der König befahl sogleich, das Spinett zu öffnen, statt eines Teufels mit Hörnern, den die Königin erwartete, trat ein Kind von fünf Jahren, schön wie ein Engel heraus, das die Befürchtung niederschlug. Es war der kleinste Raisin,

der von Ihren Majestäten geliebkost wurde. Der Reiz des Geheimnißvollen war verloren, allein nicht der Zulauf. Um den künstlichen Mechanismus zu sehen, drängten sich gar Viele hinzu, und da Raisin dramatische Belustigung damit verband, hatte er nach wie vor ein großes Publikum. Das Concert machte den Anfang, dann tanzten Raisin's vier Kinder eine Sarabande und im Verein mit andern Kindern führten sie endlich ein kleines Stück auf. In der Folge wurde ein förmliches Kindertheater daraus, das sich les commediens de M. le Dauphin nannte, auf welchem Molière den berühmten Baron antraf.

Es ist notorisch bekannt, daß die Welt einen großen Ueberfluß an Juristen producirt, wodurch muthmaßlich die Gerechtigkeit selbst keinen Mangel leidet. In Preußen giebt's 1116 angestellte Auscultatoren, 1781 Referendare und 1101 Assessoren, die das letzte Examen überstanden. Seit 1835 sind 434 ausstudirte Juristen hinzugekommen, so daß wie man berechnet hat, die Anzahl der jetzigen Rechtscandidaten den Bedarf um das Vierfache übersteigt. Die Mädchen, welche dergleichen Herren zu Bräutigams erkiesen, müssen sehr scharfe Augen haben, wenn sie die in weiter, nebliger Ferne hängende Haube sehen wollen. Uebrigens ist's mit den Theologen ungefähr eben so und wer unter ihnen nicht mehr Jahre der magern Kühe in der Wirklichkeit erlebt, als weiland König Pharao im Traume gesehen, kann von Glück sagen. Zählen wir Speisewirthe, Destillateurs, Schneider, Schuster, Journalisten, so erblicken wir ebenfalls einen sehr üppig wuchernden Ueberfluß, daß einem Philanthropen ordentlich das Herz im Leibe lacht. Indeß wär' es gar nicht so übel, wenn man von dem Ueberschusse und Ueberflusse Kolonien anlegte, denn die Erde hat noch manches leere Plätzchen, wo sie gern frohe Menschen arbeiten und sich anmüsiren sähe.

Wer hat nicht in seinen jungen Jahren Oginski's „Todtenpolonaise" gehört und von der schauerlichen Geschichte, die sie veranlaßt haben sollte. Es ist aber von alle dem nichts wahr. Herr A. Sowinski hat unlängst in der „Gazette musicale" einen Brief veröffentlicht, worin er dieses überall verbreitete Gerücht widerlegt. Der Componist jener Polonaise ist der erst im Jahre 1835 in Florenz in hohem Alter gestorbene Fürst Oginski, nicht allein als vortrefflicher Musiker, sondern auch als geistreicher polnischer Schriftsteller und Diplomat bekannt. Das musikalische Talent ist übrigens in der Familie Oginski erblich.

Sylben-Räthsel.

(Zweisylbig.)

Zwei Sylben nennen mich, und jede macht ein Wort,
Die erste leset Ihr sogar an diesem Ort;
Die zweite pflegt bald Wind, bald Schatten, Glocken, Saiten,
Bald Kinder, Damen, Lust, bald Ritter zu begleiten.
Mein Ganzes aber hat nur Geist im Vaterland,
Und jede fremde Tracht raubt meist ihm den Verstand.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.", und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshof.

Die

SCHNELL-POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu **Nr. 10** des Bürger-Freundes für **1840.**

Sonntag, den 2. Februar.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Den 16. vorigen Monats hat sich in der Gemeinde Schässersheim (Bezirk Schlettstadt) ein sehr trauriger Vorfall ereignet. Franziska Krammer, 22 Jahre alt, Dienstmagd des Herrn Bottner, Gastwirths, hatte im Scherz einen gewissen Bapst, Dienstbote in dem nämlichen Hause, gestochen, worauf dieser eine Flinte ergriff, die in dem Zimmer sich befand, und da er sie nicht geladen glaubte, richtete er deren Lauf auf die Jungfer Krammerz in demselben Augenblick geht der Schuß los, und die Unglückliche fiel todt dahin, von mehreren Schroten am Herzen getroffen. Den Abend vor diesem traurigen Ereigniß hatte Bapst die Flinte in Händen gehabt, und sich versichert, daß sie nicht geladen seiz doch ein Employirter beim Taback hatte sie in seiner Abwesenheit geladen, um in dem Hofe des Wirthshauses Vögel zu schießen.

Der 21. Januar war allenthalben ein ungewöhnlich stürmischer Tag. In Berlin richtete der Sturm großen Schaden an und der Blitz schlug dreimal ein. Auch in Hamburg war ein heftiger Sturm. In Nordheim im Hannöverschen sah man am Abend die Thurmspitzen von dem sogenannten Elmsfeuer hell erleuchtet. — Während der großen Kälte in Deutschland im Januar hatte man in Petersburg am 13. Januar 3 Grad Wärme. — Auch die Weser aufwärts in der Gegend von Rinteln, Hameln u. s. w. hat das Wetter großen Schaden angerichtet und der Blitz gezündet.

Die Knochen auf dem Felde von Leipzig von Anno 13 sind nun so ziemlich ausgegraben und die Engländer bedauern sehr, daß der Artikel fast ausgegangen ist.

Noch immer herrscht leider in Westphalen und Posen eine höchst gereizte Stimmung zwischen Katholiken und Protestantenz immer tiefer greift dies in alle Lebensverhältnisse einz alte Freunde verschiedenen Glaubens entfremden sich und kennen einander nicht mehrz die Bande der Verwandschaft zerreißenz der Kranke vertraut sich nur einem Arzte seines Glaubens. Sogar in Arnsberg, dem Sitz der Regierung sieht man das. Und diese unselige Trennung wird immer mehr genährt.

Von dem großen Getreidemarkt in Mainz wird berichtet, nur die neue Dampfwalzmühle halte den Preis des Waizens noch einigermaßen oben. Da jetzt kein Absatz sei, so werde aller Waizen als Mehl versendet. Die neue Dampfmühle macht täglich 300 Malter Mehl, das überall gesucht wird, weil es weit schöner ist als das alte.

Zuweilen hat man bei einem Buche an dem Titel schon den ganzen Geist oder Nichtgeist, in welchem es geschrieben ist. Das möchte z. B. der Fall sein bei der von W. Reinhold herausgegebenen Schrift: „Beurmann und die Pommern. Eine Noth- und Gegenwehr des mit frecher Bosheit verhöhnten Pommerlandes." Es wäre ein halbes Wunder, wenn hinter einem so heftigen Titel eine besonnene Erörterung folgte.

Aus Frankreich.

Vor dem Zuchtpolizeigericht in Paris erscheint Prieur, des Bettelns angeklagtz er gestikulirt und ergießt sich auf seiner Bank in Schmähungen, droht den Stadtsergeanten, die ihn festgenommen, mit der Faust und brummt halblaut: „Sie werden es bereuen, daß sie einen Mann arretiren, der den ausgezeichnetsten Familien angehört." Der Präsident. Sie wurden in dem Augenblick verhaftet, wo Sie von einem Weinwirth einen Liard erhalten. — Prieur. Erstlich war es kein Weinwirth, sondern ein Brantweinwirth, ein Beweis, daß ich eingetreten war, um zu trinken, ich war sogar betrunken. — Der Präsident. Sie erhielten außerdem zwei Sous von einem Individuum, das sich im Laden befand. — Prieur. Das heißt, man schob sie mir in die Hand, ich nahm sie aber nicht an ... Ich begreife nicht, wie man einen achtungswerthen Mann, einen ehrlichen und ordentlichen Bürger, der an diesem Tage betrunken war, der Bettelei anklagen kann. — Der Präsident. Man fand bei Ihnen zwei Franken in Sousstücken und 22 Liards. — Prieur. Man fand auch 35 Franken in Fünffrankenstücken . . . Die waren vielleicht kein Almosen! Ich kam aus meiner Heimath um meinen Neffen zu suchenz ich sollte ihm Vater und Mentor sein. Nun hatten wir zusammen getrunken, deshalb trat ich in die Schnappsschenke ein und sagte: „Geben Sie mir gefälligst ein Gläschen." Es scheint, ich sprach mich nicht richtig aus. Wenn man betrunken ist, darf das nicht Wunder nehmen . . . Er verstand: geben Sie mir einen kleinen Liard, und er streckte mir einen hin, aber ich wies ihn zurück. — Der Präsident. Woher kamen die 22 Liards, die man bei Ihnen fand? — Prieur. Das will ich Ihnen sagen. Jeden Abend spiele ich mit Kameraden auf ihrem Zimmer Piquet, zu einem Liard die Partyie: ich gewinne öfters, daher kommt's, daß ich 22 Liards bei mir hatte. Ich bin bekannt, erkundigen Sie sich nach mir. — Man wird Ihnen sagen, daß ich den ausgezeichnetsten Familien angehöre und Renten besitze. — Seiner schönen Vertheidigung ungeachtet, wird Prieur zu 14 Tagen Gefängniß verurtheilt.

Ein Lieutenant in der französischen Marine hat vor Kurzem allen Seeleuten einen ungemeinen Dienst erwiesen durch die Erfindung einer neuen Sicherheitsboje, für

die er weder ein Patent, noch sonst eine Belohnung anspricht. Die Art, wie man diese Boje benutzt, ist äußerst einfach: man darf nur die Stricke, durch die sie gehalten wird, abschneiden oder auflockern, so fällt sie ins Wasser und entzündet den Apparat durch ihre eigene Schwere. Dieser Apparat besteht in einem Kupfercylinder, welcher eine Rakete enthält, die 40 Minuten lang brennt, und so unter allen Umständen Zeit genug giebt, um einem beizustehen, der über Bord gefallen ist. Diese neue der englischen weit vorzuziehende Sicherheitsboje kostet nur 2½ bis 6 Fr., während die englische 180 Fr. kostet, und somit für die meisten Kauffahrer zu theuer ist.

Aus England.

Es wird in diesem Augenblicke in London ein Haus von Holz gebauet, das in Stücke zerlegt und nach Neuseeland verschifft werden kann, wo es als Wohnung des Gouverneurs der Colonie, des Capitain Hosben, dienen soll. Man versäumt nichts, um dieses Haus eines englischen Gouverneurs würdig zu machen; es wird 120 Fuß lang, 50 Fuß breit und 24 Fuß hoch. Man hat dazu das festeste norwegische Holz genommen und ob es gleich eine so compacte Masse bildet, wie die besten Häuser in London, kann es doch mit der größten Leichtigkeit aus einander genommen und wieder zusammengesetzt werden. Die Außenwände bestehen aus starken Bohlen, die einen gewöhnlichen Häuseranstrich erhalten. Bewegliche Schubwände erlauben, im Nothfall die Zahl der Zimmer zu vergrößern. In jedem Zimmer giebt es einen Kamin und die Platten sind von Marmor. Die Meubles und Tapeten werden in England verfertiget und man schickt sie zugleich mit dem Hause ab. Um das Gebäude herum läuft eine hübsche 300 Fuß lange Terrasse, die eine angenehme Promenade gewähren wird. Ein Schiff wird das ganze Haus transportiren, das etwa 250 Tonnen (à 20 Ctr.) wiegt.

Lord Beaukler, Bruder des Herzogs von St. Albans, mußte vor dem Gerichtshofe des Lordmajors zu London erscheinen, weil er ein gemeines Bürgerweib an der Hausthüre beleidigt hatte. Der edle Lord führte zu seiner Entschuldigung an, daß er betrunken gewesen sei. Der Major gab ihm einen nachdrücklichen Verweis, daß Leute seines Standes sich so vergäßen, und fügte bei, daß er keinen Unterschied nach dem Stande der Person machen könne. Er verurtheilte ihn zu 60 fl. Geldstrafe und in die Gerichtskosten; zugleich gab er ihm den Rath, einer Mäßigkeitsgesellschaft beizutreten, um gegen die Anfälle der Trunkenheit gesichert zu sein.

Mosaik.

Zu den Festlichkeiten, welche bei der Vermählung Ludwig XVI. mit Marie Antoinette Statt fanden, gehörte auch ein maskirter Ball in den Appartements von Marly. Erfrischungen der feinsten und mannigfaltigsten Art waren in Strömen vorhanden. Außer diesem hatte man an dem Ende des Saales ein großes Buffet mit den ausgesuchtesten Speisen aufgesetzt, welche immerfort erneut und frisch besetzt wurden. Kaum war der Ball eröffnet, so erschien ein blauer Domino am Buffet. Er war von einer beinahe sechs Schuh hohen Gestalt. Er verlangte ein gebratenes Huhn, eine enorme Schnitte Pastete, verschlang beide in einem Nu, und unterließ nicht, das Gegessene mit zwei Bouteillen des besten Weines zu begießen. Anfangs achtete der Chef des Buffets nicht auf diese Anstürmung. Aber der Domino kam von fünf zu fünf Minuten wieder und wiederholte jedesmal seinen Ja mit gleichem Appetite, so daß er bis Mitternacht vier Hühner, vierzig Schnitten Pastete und vier und zwanzig Bouteillen Wein zu sich genommen hatte. Da dem Buffet-Aufseher auf und er setzte endlich den Schall Richelieu, der eben vorbeikam, davon in Kenntniß. Der Marschall, welcher den Domino in einer Viertelstunde seine immensen Portionen dreimal wieder verschlingen schickte ihm nach, und man erkannte in ihm einen Schweizer von der Garde. Die Kompagnie hatte sich ein Fest zu verschaffen gewußt, miethete sich einen Domino, benützte ihn Mann für Mann, um Erfrischungen einzunehmen. Der König lachte über den Einfall und es mußten den Schweizern ihre Dominofresserei verziehen.

Neulich soll Jemand gesagt haben: mit dem Jahre 1840 würden alle dummen Streiche aufhören, denn das neunzehnte Jahrhundert träte nunmehr in sein vierzigstes Lebensjahr. Damit wäre also durch die Blume angedeutet, daß das neunzehnte Jahrhundert in Schwaben geboren sei.

(Schreiben eines Operncomponisten an einen Operntextdichter.) Sichtbare und unsichtbare Chöre gebieten den stillschweigenden Bedingungen. Was Sie an Ballmärschen, Gewittern, Bataillen, Chorälen und Gassenhauern auftreiben können, überlasse ich ebenfalls Ihrer eigenen Erfindungsgabe. Mein zweiter Akt muß durchaus mit einer Seeschlacht enden, wobei auftauchende Alligatoren und in die Luft gesprengte Pulverfässer sich sehr effektvoll ausnehmen müssen. Im vierten Akt bringen Sie mir einen Nachtigallenhain an. Ich habe dazu schon ein Duo stück von 72 Flöten componirt und der Primo nomo sitzt in einer Laube und speis't Ameiseneier. Der fünfte Akt schließe ja an einem Badeorte. Des Amorosen Herz sei dreigetheilt in Liebe, Pharao und Roulette. Nach einem fürchterlichen moralischen Kampfe entschließt er sich endlich für's Letzte. Er setzt die Geliebte auf's Spiel und singt auf einer gefälligen Cadenz: „Va banque!“ Da tritt der Moment mysteriöser Spannung ein, der in einem Paukenwirbel alle Herzen krampfhaft zusammenschnürt. Todtenstille herrscht in einer Generalpause. Endlich ruft der Croupier: „Rien ne va plus!“ und der Vorhang fällt.

In der französischen Bearbeitung von Schillers „Kabale und Liebe“ (la fille du musicien) schließt der letzte Akt so, daß Ferdinand mit der Lady Milford in die Kirche zur Trauung geht; Louise sieht dies, geht an den Ofen, öffnet die Röhre und erstickt sich im Kohlendampf.

Muster eines bündigen Styls.

Es merke sich der, der den, der den, den Stadtklingelhof umgebenden Zaun den 14. d. M. beschädigte, anzeige die, Anzeige, daß er für das Nichtverschweigen des Namens unter Verschweigung seines Namens, eine, der Sache, die die Hälfte Strafe verdient, angemessene Belohnung, an der Commission, die die allgemeine Ordnung erhalten soll, erhalten soll.

Zugleich wird hiermit von Neuem das, daß das, die muthwillige Beschädigen betreffende Gesetz, selbst für Kinder sehr streng ist, der den, der den Unfug verübte, kennt, anzeigt ihn nicht bekannt macht, bekannt gemacht, wonach sich ganz und gar all' und jeder, sich all' und jeder Unordnung schämende gute Bürger, der gewiß wünscht, daß man alle die, die die, die Polizei verhöhnende Frechheit, für die, für die Schönheit unserer Stadt keinen Sinn zu haben, haben, mit aller Strenge richten möge, richten möge.

A. Daebes, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 10.

Bremen, Sonntag den 2. Februar 1840.

Gestorben:

Nro. 102. Den 28. Januar. Der Cigarrenmacher Joh. Mathias Brunssen, 18 Jahr; Paulsberg Nro. 32.

— 103. Den 28. — Des Arb. Joh. Abraham Wessels Ehefr., geb. Nieken, 48 Jahr; Bleicherstraße Nro. 13.

— 104. Den 28. — Des Schenkwirths Hermann Malusius Tochter, 1¾ Jahr; Albutenstr. Nr. 3.

— 105. Den 29. — Die Näherin Anna Ludden, 23 Jahr; gr. Sortillenstraße Nro. 59.

— 106. Den 29. — Des Arb. Friedr. Wilh. Moritz Ehefr., geb. Entholt, 67 Jahr; Dragen-Gang Nro. 3.

Nro. 107. Den 29. Jan. Tobetha Kobe, 23 Jahr; Grünenstraße Nro. 9.

— 108. Den 29. — Martha Maria Schierstein, 19 Jahr; Wegesende Nro. 22.

— 109. Den 30. — Des Wildhändlers Christ. Otto Sohn, 7 Jahr; Molkenstraße Nro. 18.

— 110. Den 30. — Der Schuhmacher Heinr. Rogge, 39 Jahr; Wiechmanns-Gang Nro. 8.

— 111. Den 30. — Der Cigarrenmacher Wilh. Klapham, 18 Jahr; Weerder-Steinthor Nr. 7.

— 112. Den 30. — Des Strumpfwebers Gerhard Hagemann Tochter, 7 Monat; Knoopstraße Nro. 5.

Geburten:

Nro. 144. Den 26. Jan. Des Packers Johann Hinrich Meyerring Ehefr., geb. Hartmann, Plänkenstraße Nr. 6; von einem Mädchen.

— 145. Den 27. — Des Cigarrenmachers Joh. Carl Kiemeyer Ehefr., geb. Lucke, gr. Fuhrleutestraße Nro. 24; von einem Mädchen.

— 146. Den 28. — Des Arb. Gerd Wardelmann Ehefr., geb. Brandt, Neuenstraße Nr. 10; von einem Knaben.

— 147. Den 28. — Des Schullehrers Werner Kohlmann Ehefr., geb. Silkenstädt, Hutfilterstraße Nro. 17; von einem Mädchen.

Nro. 148. Den 28. Jan. Des Fuhrmanns Cord Christ. Klinge Ehefr., geb. Dieckmann, Dreckort Nro. 11; von einem Knaben.

— 149. Den 29. — Des Buchhalters Johann Friedr. Hollmann Ehefr., geb. Meyer, U. L. Fr. Kirchhof Nro. 31; von einem Mädchen.

— 150. Den 31. — Des Kaufmanns Johann Herm. Phil. Selchert Ehefr., geborne Pülschen, Geeren Nro. 49; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 23. Der Pastor Ernst Meinhard Brand zu Kirchtimke, Amts Ottersberg und Engel Sophie Elisabeth Schepeler hieselbst.

— 24. Der Handlungsdiener Eduard Friedr. Gotthold Heymann und Johanna Margar. Steinkühler hieselbst.

— 25. Der Stuhlmacher Johann Philipp Ecks und Gesina Meyer hieselbst.

— 26. Der Cigarrenmacher Herm. Rustedt und Helene Henriette Hegeler aus Delmenhorst.

— 27. Der Polizeidiener Franz Funk und des verst. Arb. Joh. Heinr. Wallschmidt Wittwe, Anna Cathar. Elisabeth, geb. Rahmann.

Nro. 28. Der Steinhauer Joh. Diedr. Rancke u. Margaretha Pfannenschmidt hieselbst.

— 29. Der Cigarrenmacher Friedrich Gebeler und Wilhelmine Margr. Weidehaus hieselbst.

— 30. Der Weißbäckeramtsmeister Joh. Friedr. Kruse und Dorothea Auguste Meyer hieselbst.

— 31. Der Bürstenmacher Andreas Jacob Boehme u. Becke Margaretha Schmidt aus Leeste, Amts Syke.

— 32. Der Kistenmacher Joh. Anhalt und Margar. Sophia Schottler hieselbst.

— 33. Der Maurergesell Hinr. Struckhoff und Dorothea Friederike Bachler aus Bassum.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 11.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 6. Februar 1840.

Du Land der deutschen Treue
Wie herrlich stehst du da,
Wie glänzt dein hoher Name
Begeisternd fern und nah.

Mein Vaterland.

Von

Johannes Rudolphi.

Es klingt in jedem Herzen,
In jeder freien Brust
Ein zarter Ton der Freude
Und tiefempfund'ner Lust!
Es flüstert eine Stimme
So traulich und bekannt,
Entflammend und entzückend
Den Namen: Vaterland!

Es dringt von Pol zu Pole
Das hohe Lebenswort
Und pflanzt in jedem Busen
Begeisternd schnell sich fort;
Und wem im Sturm des Schicksals
Die letzte Freude schwand,
Dem bleibt ja noch die Liebe
Zum heil'gen Vaterland.

Sollt' ich die Welt durchstreifen
Weit, über Land und Meer,!
Ach, nirgends fänd' ich Ruhe,
Das Herz blieb' freudenleer!
Es knüpft ja an die Heimath
Ein unzertrennlich Band
Und nirgends fänd' ich wieder
Mein deutsches Vaterland!

Willkommen, deutscher Boden,
Der meine Wiege war,
Willkommen, deutscher Himmel,
So heiter und so klar!
Willkommen, all' ihr Berge,
Ihr Thäler, lieblich grün,
Es wird des Herzens Sehnsucht
Mich ewig nach euch zieh'n.

Du Land der deutschen Treue
Wie herrlich stehst du da,
Wie glänzt dein hoher Name
Begeisternd fern und nah!

Wie wirst du mit Verehrung
Von Jedermann genannt,
Sei hoch von mir gepriesen,
Du theures Vaterland!

Andreas Hofer's Wirthschaft am Sand im Passeyerthal.

(Beschluß.)

Ein Fremdenbuch wird uns gebracht, um unsere Namen einzuzeichnen. Der entlegene Winkel der Erde wird nur von wenigen Reisenden besucht und von Damen beinah' gar nicht, denn, wie Viele haben den Muth, auf einem schwerfälligen und unsicheren Arbeitspferde an Abgründen dahin, über schwindelerregende Stege und durch Gießbäche zu reiten? Das Album enthält als Titelblatt eine Abbildung von Hofer's Standbilde in der Kirche von Innsbruck. Ein östreichischer Oberst hat es im Jahre 1835 hierher gegeben und der Erzherzog Johann beglaubigt eigenhändig die kurze Lebensbeschreibung des Helden, die dem Buche in vier Sprachen vorgebunden ist, mit folgenden Worten:

„Vorliegende Schilderung ist die beste, welche über diesen edlen Mann voll Einfalt, Redlichkeit und seltener Uneigennützigkeit gemacht wurde. Er war der — welcher sein biederes Land so schön vertrat. Er war der Blutzeuge von Tyrol.

Johann."

Von fürstlichen Personen des höchsten Ranges fanden wir nur noch den Namen des Königs Friedr. August von Sachsen, der über eine Nation von eben so fester Treue herrscht, und sich am 4. Aug. 1834, damals noch als Prinz Mitregent mit seinem Adjudanten von Heintz hierher begab. Die übrigen Inschriften rühren meist von Deutschen und Engländern her. Unter den Ersteren sind auch viele Baiern u. a. hat ein bairischer Officier den Manen Hofer's seine Huldigung in einer Strophe dargebracht, deren Sinn ungefähr ausdrückt: Obschon Du als Feind gegen mein Volk, ja sogar gegen meinen Vater gefochten hast, so kann ich Dir doch die Hochachtung nicht versagen, die Deine Großherzigkeit verdient. Möchte jedes Land so muthige Vertheidiger finden!

Franzosen scheinen Hofer's Wohnung gar nicht besucht zu haben, Italiener, Russen u. s. w. Wenige oder Keine.

Drei östreichische Lieutenants vom Pionnier- und Ingenieurcorps haben diesen Vers ins Album eingetragen:

„Da Muth und Kraft und treu erfüllte Pflicht
Zum Herzen jedes deutschen Kriegers spricht,
So sei auch Deinen ruhmgekrönten Mann
Von uns, die dienen unter Oestreich's Fahn,
Und ganz erkennen Deinen Werth,
Dank und Bewunderung verehrt."

Die albernsten Einzeichnungen und Reimereien rühren von Geistlichen her. Am Aergsten hat sich ein Benedictinermönch Pius durch ein Sonnett an Hofer's Schatten versündigt.

Zugleich mit uns war ein Wegebau-Ingenieur aus Botzen in der Schenke am Sand. Er hatte den Riß zu einer Straße durch's Passeyerthal entworfen, fürchtete aber, das Unternehmen werde nicht zur Ausführung kommen da die Passeyrer jeden Beitrag verweigerten. Während seines Aufenthalts in dieser Gegend hatte er die Alpenhütte besucht, in welcher Hofer durch Verrath eines Landmannes in die Hände der Franzosen fiel. Ein Bauer war nämlich in die Stadt gegangen und hatte, da ihm der Weg dorthin so beschwerlich schien, namentlich zur Zeit des Winters, alle seine Geschäfte daselbst vollen-

men entledigt, darunter auch das: sich einmal recht ordentlich zu betrinken. Im Rausche prahlte er, daß ihm der Zufluchtsort Hofer's bekannt sei. Die Franzosen, die in der Stadt lagen, hielten ihn fest und zwangen ihn, sie zu jenem Schlupfwinkel zu führen. Auf diese Weise und nicht durch die Treulosigkeit eines Priesters gerieth der Held von Tyrol in die Gewalt seiner Feinde.

Der Ingenieur war eben im Begriff, eine Zeichnung von dem Sennerhause zu vollenden, in dem sich Hofer bis zu seiner Verhaftung verborgen hatte und welches etwa vier Stunden jenseits des Passeyerthales liegt. Das Bild ward während unserer Anwesenheit fertig und ist, ein werthvolles Geschenk für das Album, dem Fremdenbuche einverleibt worden.

So wie man die Zimmer und Geräthe, deren sich Hofer bediente, sorgsam aufbewahrt, zeigt man auch seinen grünen Hut, dem die Worte „Andre Hofer, Obercommandant" mit goldenen Fäden eingestickt sind. Er trug ihn beim Einzuge in Innsbruck. Ferner wurden uns zwei Paar Sporen vorgelegt von denen Hofer bei seinen Feldzügen Gebrauch machte — bekanntlich ritt er, — die Satteldecke mit goldner Borde eingefaßt, seine braune Jacke, seinen Gürtel, sein hochrothes „Leibel" (Brustlatz), seine sammetmanchesternen Beinkleider und mehrere Werkzeuge, endlich auch ein Hemd. Alle diese Gegenstände weichen in nichts, als vielleicht durch einen besseren Stoff, von den Geräthen und dem Anzuge ab, wie er im ganzen Thale üblich ist. Hofer blieb auch auf dem Höhepuncte seines Glücks bescheiden und anspruchslos. Er benutzte die Fortschritte, die seine Waffen machten, nur mit Schüchternheit, und als ihm in Innsbruck die Kassen der Landesverwaltung offen standen, nahm er täglich für seine Person nicht mehr als zwei Zwanziger an, mit denen er seinen Unterhalt als commandirender General von Tyrol bestritt.

Wir speisten in der Wirthschaft am Sand, machten dann einige kleine Ausflüge in die nächste Umgebung und besuchten Hofer's Capelle. Gegen vier Uhr traten wir den Rückweg an und trafen mit der Dämmerung in Meeran wieder ein.

Aus Rom.

(13. Januar.)

Gestern, am ersten Sonntage nach Epiphanias, fand wie gewöhnlich im Pallaste der Propaganda die sogenannte Akademie der Sprachen statt. Zwischen Posten der Schweizergarde hindurch gelangt man über die untere Flur, die Treppe, und durch eine mit Landkarten aller Weltgegenden sehr bezeichnend decorirte Halle in den einfachen Saal, in welchem ebenfalls bis vorn zur Rednerbühne die Schweizerwachen nicht fehlen. Eine roth ausgeschlagene Estrade mit doppelten Sitzreihen, im Halbrund an die hintere Wand gelehnt, ist für die Zöglinge der Propaganda bestimmt. In der Mitte befindet sich ein Katheder mit derselben rothen Bekleidung. Dieser Einrichtung gegenüber sind die Stühle für die Zuhörer dergestalt in Reihen aufgestellt, daß in der Mitte und längs der Seitenwände der Durchgang frei bleibt. Ein kleines Bildniß des Papstes auf einer weißen Draperie mit rothen goldfranzten Ueberhängen an der hintern Wand, darüber am Plafond das Sinnbild des heiligen Geistes, die Taube in einer Sonne, und Armleuchter an den Wänden machen allein die Verzierung des Saales aus. Die Sessel der vordersten Reihe wurden von den bewürdeten Personen eingenommen. Vom heiligen Collegium glaubte ich die Cardinäle Falzacappa, Brignole, Angelo Mai, sowie Mezzofanti, den Sprachkundigen, zu bemer-

ken; außer diesen den griechischen Erzbischof und den armenischen Bischof, auch Dom Miguel. Unter der übrigen Versammlung, welche aus vielen Nationen gemischt war und in vielerlei Sprachen sich unterhielt, zeichneten einige Griechen durch ihre Nationaltracht sich aus. Nach der lateinischen Eröffnungsrede zu Ehren der heiligen drei Magierkönige, welche ein junger Mann aus Newyork über den leitenden Stern hielt, wurde das Programm des Esercizio accademico ausgetheilt und die Declamationen begonnen. Jeder derselben ging die Ankündigung der Sprache, in welcher sie abgefaßt war, voran. Es wurden im Ganzen 42, zum Theil sehr kurze Gedichte vorgetragen. Davon abgesehen, daß in allen diesen Sprachen hier geredet wird, zum Zeugnisse dessen, daß die Weisung: „Gehet hin in alle Welt und lehret!“ unvergessen ist, gewährt die Zusammenstellung von Proben der verschiedensten Sprachstämme, deren charakteristischer Ton lebendig hier ins Ohr fällt. Die Folge der Vorträge war recht geschickt geordnet, sowohl in Rücksicht auf die Verwandtschaft als in Rücksicht auf die Contraste der Sprachen. Den semitischen Sprachen waren italienische Terzinen eingeflochten. Diese schied die griechische und eine lateinische Ekloge von dem keltischen Stamme. Ein italienisches Sonett eröffnete eine neue Reihe, in welcher dem slawischen das deutsche Sprachelement folgte, dem sich das englische anschloß, und von diesem machte die rhätische Sprache zu der romanischen Gruppe den Uebergang, in deren Mitte ein lateinisches Epigramm seine schickliche Stelle fand. Nach den walachischen und albanesischen ließen die afrikanischen Töne sich vernehmen, Amharisch, Angolasisch, Koptisch, Aethiopisch. Zuletzt contrastirte mit einem kurzen Gedicht in klangvollem Kalifornisch ein chinesischer Dialog in der krausen Sprache des Reiches der Mitte. Das Dankgebet, welches die Feierlichkeit beschloß, war lateinisch. Die hebräische, die armenische, die chaldäische und die griechische Sprache waren zwiefach vertreten, ein Mal in den Formen der Schriftsprache, das andere Mal als Volksdialekt. Das heilige Hebräisch trug ein junger Mann von den Karolinen mit sehr singendem Tone vor; das Vulgarhebräisch aber, ebenfalls in sogenannter portugiesischer Aussprache, ein Maronit. Das Türkische klang überaus weich und schmelzend; das Persische floß sanft, doch im rhythmischen Takte, wie eine angenehme Erzählung hin. Dagegen schmetterten die arabischen Verse kühn, scharf scandirt, rasch und wie Roßhufschlag in bis zu Ende stets steigender, Anapästen sprühender Präcision. Das Armenische zeichnete sich durch die wohllautende Bewegung des Wortfalles aus; der Georgier sprach wie psalmodirend mit einer hohen und tönenden Kopfstimme. Im Sabäischen, welches ein Eingeborener von Diarbekr vortrug, stachen die Kehllaute rauh hervor. Die kurdischen Verse, von einem Syrer gesprochen, waren melodisch gereimt und überaus rhythmisch, in einer wie Wellenschlag fließenden Bewegung: ⏑—⏑⏑—⏑ ⏑—⏑⏑—. Sehr schön reihten sich das Kymrische, Schottische und Irländische aneinander, das erstere dunkel, schwebend, trüb; das zweite in tiefer sanfter Stimmlage gleichtönig gesprochen, melancholisch und phantastisch, und das letzte brausend und abgesetzt wie ein Bach, der über Steingerölle sich stürzt. Der Pole sprach fast ganz aus Einem Tone, sehr articulirt, heftig bis zum Stürmenden. Der Aethiope schleuderte die rauschenden amharischen Laute aus dem vollen Munde schußweise wie Raketen, während er in seiner eignen Sprache den sehr markirten und schallenden Vortrag mit einem Singen in lauter kurzen und stets einander gleichenden Melismen verband. Das Chaldäische der Schriftsprache habe ich bis

zuletzt verspart, weil es sich sehr eigenthümlich von allen übrigen Vorträgen unterschied. Es wurde von Dreien ein Gespräch ausgeführt, von denen der Eine mit starker und tiefer Stimme, rauh und mit einem fast sarkastischen Anfluge, der Zweite in wenig höherer Stimmlage, sehr getragen und doch dabei mit einer unbeschreiblichen Lebhaftigkeit der Articulation, der Dritte endlich mit einem scharffeinen und angestrengten Kehlorgan hastig und geschwätzig sprach; diese vollkommen dramatische Scene beschlossen sie mit einem Ritualgesange, welchen sie dicht aneinander tretend und die Köpfe so nah als möglich zusammensteckend, mit ungemeinem Eifer und in schönem Contrast ihrer Stimmen erst Zwei um Zweie und dann zu Dreien, theils im Terzett, theils im Unisono, zuletzt mit sehr beschleunigtem Tempo ausführten. Auch die lateinische Ekloge wurde von Dreien gesprochen, deren Zusammenstellung bemerkenswerth ist. Der eine war aus Washington, der Zweite aus Aleppo, der Dritte aus Dresden. Das Koptische endlich gaben zwei Aegypter dialogisch zum Besten, von denen der Eine Gesang einmischte. Das Französische trug sonderbarerweise ein Schotte vor, nicht eben schön. Der Deutsche, der aus Koblenz war, recitirte ein schwülstiges Gedicht mit dem ungeschicktesten Pathos, der nur aufzutreiben war. Auch das italienische Sonett deklamirte ein Deutscher, die Terzinen aber ein Illyrier außerordentlich schön. Der lebhafteste Applaus begleitete das wiederum von einem Deutschen vorgetragene lateinische Epigramm.

Der musterhafte Bischof.

Der Bischof la Motte war ein Mann von so ausgezeichneten Verdiensten, daß selbst die Verläumdung sich nicht an ihn wagte, sondern seiner Tugend huldigen mußte. Mit engelgleicher Frömmigkeit und einer religiösen Strenge gegen sich vereinigte er eine Heiterkeit und Leutseligkeit, welche ihn aller Welt theuer machte. Eines Tages war seine Börse, in der That die aller Armen, gänzlich erschöpft. Da erfuhr er, daß an demselben Abend der Intendant von Amiens einen glänzenden Ball gebe. Sogleich kam seine erfindungsreiche Frömmigkeit auf den Gedanken, diesen Umstand zu benutzen, und statt wie gewöhnlich um 10 Uhr zu Bette zu gehen, ließ er seinen Wagen anspannen, und fuhr nach dem Hôtel des Intendanten. Bei dem Erscheinen des ehrwürdigen Prälaten in dem Ball-Saale flüchteten sich die Tänzerinnen in die benachbarten Zimmer; der Intendant selbst näherte sich dem Bischofe, und bat ihn erfurchtsvoll, mit in sein Cabinet zu kommen, um dort mit ihm das ohne Zweifel sehr wichtige Geschäft zu besprechen, welches ihm zu einer solchen Stunde und besonders zu einem solchen Feste herbeiführe. „Ich habe gar keine Geschäfte," erwiederte der Greis lächelnd; „ich bin 80 Jahre alt, und war noch nie auf einem Balle; den Grund aber, der mich herführt, will ich Ihnen sogleich mittheilen; doch bitte ich Sie, zuvor die Damen zurückzurufen." Von allen Seiten kehrten auf diese Aufforderung die Tänzerinnen zurück, obgleich etwas beschämt, und umgaben den Prälaten, dessen freundliches Lächeln ihnen Muth einflößte. „Sie tanzen, meine Damen," sagte er „und das kleidet Ihnen ganz gut; aber während Sie sich hier unterhalten, haben meine Armen kein Brot; — Sie lachen, und jene weinen bittere Thränen; ich glaube, es ist Pflicht Derer, welche sich ergötzen, die Thränen Derer zu trocknen, welche weinen. Hier ist die Börse derselben, sehen Sie, wie leer sie ist." — „Wir wollen sie wieder füllen, gnädigster Herr, wir wollen sie wieder

füllen," riefen Alle zusammen. — "Unter der Bedingung, daß Sie mit uns tanzen," rief die Tochter des Intendanten, ein ausgelassenes kleines Mädchen von 12 Jahren. — "Sehr gern," entgegnete der Prälat. Die Börse machte schnell die Runde durch den Saal, ging von Hand zu Hand, und kehrte so leicht sie auch anfangs gewesen war, schwer in die Hände des Prälaten zurück, dessen Augen die reinste Zufriedenheit ausdrückten. Die Tochter des Intendanten erinnerte jetzt den Prälaten an sein Versprechen. "Sie haben ganz Recht, mein Kind," sagte dieser, "aber was ist heute für ein Tag?" — "Dienstag, gnädigster Herr." — "O, das thut mir sehr Leid, denn der Dienstag ist gerade einer von den Tagen in der Woche, an denen es mir verboten ist, zu tanzen. Ich überlasse Sie daher Ihrer Freude, und wünsche Ihnen Allen eine gute Nacht."

Das Gedächtniß in der Emballage.

Vor einigen Tagen besuchte eine Dame eine Manufactur-Waaren-Handlung, um daselbst einige Einkäufe zu machen. Damit fertig, empfiehlt sie sich, eine Rolle Leinwand zur Emballage zurücklassend, welche sie später durch einen ihrer dienstbaren Geister abholen zu lassen verspricht. Nach Hause gekommen, beordert die Dame ihren Hausknecht, in den bezeichneten Laden zu gehen, um die gekaufte Emballage entgegen zu nehmen. Diesem, schwach von Gedächtniß, und außerdem mit französischen Brocken wenig bekannt, entfällt das bezeichnende Wort „Emballage." Er steht nachdenkend still und überredet sich endlich: wenn du nur ein ähnlich klingendes Wort nennen wirst, so wird das rechte wohl verabfolgt werden. — Bald darauf tritt er in den, von Käufern angefüllten Laden, und sagt zu dem zunächst stehenden Gehilfen: „Madame N. N. läßt ein Compliment machen, und sich das bewußte Bombardement erbitten. Alles fängt an zu lachen, der Bursche, einsehend, daß er einen Fehler begangen, antwortete auf die nochmalige Frage des Commis: was sein Verlangen sei? Madame N. N. läßt Sie grüßen und sich das bewußte Avancement erbitten. — Nochmals erschallt Gelächter. Der eben eintretende Chef, welcher mit der Dame das Geschäft abgemacht hatte, erkundigt sich nach der Ursache des Gelächters und fragt wiederholt den Burschen nach seinem Begehr. Dieser, jetzt in der äußersten Verlegenheit sich befindend, sagt zum dritten Mal: Madame N. N. läßt ein Compliment machen, und bittet, an mich das bewußte Engagement zu verabfolgen! — Engagement! was soll das heißen? — ich weiß nur, daß Madame N. N. hier ein Stück Emballage .... Potztausend! Emballage, ja Emballage, fiel der Bursche ein, das verfluchte Wort hatte ich aber auch ganz vergessen. Der Bursche empfahl sich nach Empfang des Gewünschten, aber das Gelächter hatte sobald noch kein Ende.

A. Knoche's Kochbuch.

Wenn nicht abzuläugnen ist, daß vornämlich heut zu Tage ein gut besetzter Tisch eine bedeutende Rolle im Comfort der bürgerlichen Gesellschaft spielt, so möchte es mehr als entschuldigt werden können, wenn wir obigem — unter einigen Tagen die Presse verlassenden Werke, Theil I. — in diesen Blättern eine Empfehlung voranschicken.

Der Verfasser, unser ehrenwerther Mitbürger, wurde durch den vielseitig ausgesprochenen Wunsch der Verehrer seiner Aufsätze und Vorträge, wie seiner piquanten Episoden, veranlaßt, die Resultate seiner Langjährigen, einer vielbewegten Zeit entsprungenen, Erfahrungen zu

sammeln und zum allgemeinen Besten dem Druck zu übergeben.

Die vor uns liegenden Register und Bogen zeugen von der Vielseitigkeit derselben, sie enthalzen u. A.: Recepte zu Suppen 39, zu Beigeben 39, zu Horsd'oeuvres 80, zu Beilagen zum Gemüse 59, zu Saugen 66, zu Fischen und Fischpasteten 95, große Entrés 40, u. s. w.

Der Ruf des Verfassers in seiner Kunst ist zu allgemein begründet als daß wir in unserer Laienschaft es wagen sollten, ein Urtheil über die Zweckmäßigkeit seiner Anordnungen, wie über den Werth seiner Recepte zu fällen, wir überlassen dieses Kundigeren; was wir aber glauben lobend erwähnen zu dürfen, das ist die Klarheit und Bestimmtheit des Styls bei möglichster Kürze; die Andeutungen, die der Sparsamkeit jeder guten Hausfrau vielfache Anleitung geben, aus — vielleicht früher nicht Geachteten — ein freundliches Gericht zu bereiten; die neben den hochgeborenen und reich ausgestatteten Gängen, gründlich behandelte Hausmannskost und die genaue Angabe der nöthigen Manipulationen und zweckmäßigsten Geräthschaften.

Wir empfehlen das Werk der Berücksichtigung unserer verehrten Hausfrauen.

Miszellen.

Der Professor Engel war ein Mann, der im Gefühl seines Werthes seine Meinung ohne alle Zurückhaltung sagte, und einen sarkastischen Einfall nicht leicht zurückhielt. Als er nach Berlin berufen und dort angestellt war, gehörte es zum guten Tone der großen Welt, Engel bei sich zu sehen. Der verstorbene Fürst S . . . . affektirte auch, ein Mäcen der Gelehrten und Künstler zu sein; er ließ also Engel eines Vormittags zu sich einladen, um seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Engel fand sich ein, mußte eine geraume Zeit im Vorzimmer warten, und wurde nun endlich vorgelassen. Der Fürst, ein höchst hochmüthiger Mann, erhob sich ein wenig vom Sopha, nickte ihm gnädig mit dem Kopfe, und fing ein Gespräch mit ihm an, ganz in dem gewöhnlichen Tone eines vornehmen Beschützers, das heißt: es bestand in nichts, als Fragen über Engel's Lebensumstände. Während des Gesprächs hatte sich der Fürst wieder auf seinen Sitz gepflanzt, ohne Engel zum Niedersitzen zu nöthigen, den er, — im Gefühl seines hohen Standes — vor sich stehen ließ. Im Verfolge der Unterredung kam auch die Rede auf den Herzog von ******. „Den haben Sie ja wohl auch gekannt?“ — „O ja, recht gut!“ versetzte Engel. — „Wie haben Sie ihn gefunden?“ — „Aufrichtig zu gestehn, nichts weniger als interessant .... Wenn ich die Wahrheit sagen soll, so ist es ein höchst gewöhnlicher einfältiger Mensch, ... ich bin oft bei ihm gewesen, indeß hatte er doch so viel Lebensart, mir immer einen Stuhl anzubieten.“

Nach der Zeit war Engel einst bei diesem Fürsten zur Tafel geladen. Bei Tische kam unter andern auch die Rede auf den berühmten Weltumsegler Cook, und daß er bei seinen Entdeckungs-Reisen sein Leben habe einbüßen müssen. Engel führte darüber hauptsächlich das Wort. Auf einmal fragte ihn der Fürst, — um doch auch sich mit in den Discours zu mischen: „Kam Cook auf seiner ersten Reise um's Leben, Herr Professor?“ — „Ich glaube ja,“ erwiederte Engel, „doch machte er sich nicht viel daraus, und trat bald die zweite an.“

Es kann uns nur freuen, daß Luther, Melanchthon, Thomas Morus, Erasmus und unsere Reformation überhaupt auch vom katholischen Standpunkte immer mehr erkannt und so anerkannt werden. Die vom katholischen Standpunkte aus geschriebene Biographie Luthers, die neulich in Frankreich erschien und worin unsern deutschen Kernmanne alle Achtung und Anerkennung, die er verdient, eingeräumt ward, haben wir vor Kurzem erwähnt. Jetzt hat nun Nisard, der schon früher Thomas Morus und Erasmus als Männer der Reformation mit Gründlichkeit und Anerkennung darstellte, auch von Melanchthon in der „Revue des deux Mondes" eine ausführliche und solide Biographie gegeben. Er betrachtet ihn von kulturgeschichtlicher Seite und sieht in ihm ein nothwendiges Werkzeug des zu einer höhern Stufe der Freiheit sich aufthuenden christlichen Geistes. Besonders schön und gründlich ist das Verhältniß zwischen Luther und Melanchthon entwickelt, welches darauf hinausläuft, daß sich „in Luther die Idee der Reformation, in Melanchthon ihre Methode personifizirt." — Wenn erst alle Katholiken so denken und schreiben über unsere Reformation und deren Organe, wie sie es bei gesunder An- und Einsicht nicht anders können, so wäre aller Zwiespalt gehoben und wenigstens eine freundliche Ueberein- und Abkunft getroffen. Da aber fanatische Stimmen und vom Geiste verlassene Köpfe fortwährend dazwischen schreien und Oel ins Feuer gießen, werden diese Aus- und Einsichten immer wieder in die Ferne gedrückt und verrückt.

Die „kathol. Kirchenzeitung" enthielt unlängst ein aus Baithohn auf den Marquesas-Inseln vom 6. März vorigen Jahres datirtes Schreiben des katholischen Missionärs Caret, worin die feierliche Uebergabe der schönen orientalischen Kleidungsstücke beschrieben wird, mit welchen der Papst den König und die Königin der Gambiers-Inseln, welche bekanntlich zum katholischen Glauben bekehrt worden sind, beschenkt hat. Ludwig Philipp, König der Franzosen, fügte für den König Gregor einen kostbaren Degen hinzu, womit dieser geschmückt erschien, als auf der Insel Manzareva in dem Raum der großen Kirche, deren Fundamente bereits gelegt sind, das vom heil. Vater geschenkte Standbild der heil. Jungfrau mit dem Christuskinde feierlich aufgestellt wurde. Die Bewohner der vier Inseln fangen an, Baumwolle zu spinnen und zu weben. Der Bischof, apostolischer Vikar von Ost-Oceanien, ist nun mit sechs Missionspriestern und zwei Neophyten von den Gambiers- nach den Marquesas-Inseln gesegelt, um auch den 30,000 wilden Bewohnern derselben die Fackel des Glaubens und in seinem Gefolge die Wohlthaten der Civilisation zu überbringen. Drei Priester sind auf den Gambiers-Inseln zurückgeblieben, deren Bewohner, vor wenigen Jahren noch heidnische Götzendiener, nun insgesammt Katholiken sind.

Auflösung des Sylben-Räthsels in Nr. 10 d. Bl.

Wortspiel.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.", und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Daves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshof.

Die

SCHNELL-  POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu **Nr. 11** des Bürger-Freundes für **1840.**

Donnerstag, den 6. Februar.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Der Schlachten-Maler Monten in München fertigt für den Kaiser von Rußland ein großes Oelgemälde, das Cavallerie-Manoeuvre darstellend, welches im Lager zu Augsburg in Gegenwart des Kaisers unter Leitung Königs Ludwig von Baiern Statt fand. Die Portraits der hohen Personen, so wie der meisten Offiziere, sind sprechend ähnlich.

In Karlsruhe soll am 20. Januar ein Brandbrief gefunden worden sein, der den Bewohnern von Kleinkarlsruhe Unglück verkündete. In der folgenden Nacht wurden zwei Individuen bei dem verruchten Geschäft des Brandlegens erwischt und festgenommen.

Ein Mann in Wien hat Sanitäts-Schlafmützen erfunden und sich auf dieselben ein Patent geben lassen. Der Behauptung nach sollen sie dem Menschen zu einem dauernden körperlichen Wohlsein verhelfen, womit übrigens die Schlafmützen unter den Menschen gewöhnlich gesegnet sind.

Als ein bemerkenswerther Umstand wird aus Frankfurt am Main angeführt, daß die katholische Geistlichkeit daselbst an der Secularfeier der Buchdruckerkunst keinen Antheil nehmen will, obschon das Festcomité deshalb förmliche Einladungen an dieselbe ergehen ließ. Die übrigen christlichen Confessionen haben sich durch würdige Vertreter dem Comité angeschlossen.

In der Hauptstadt der preußischen Monarchie wird eine Feier der Erfindung der Buchdruckerkunst nicht Statt finden. Zwar hatte man in Berlin die Vorbereitungen dazu getroffen und namhafte Beiträge waren von Buchhändlern und Buchdruckern bewilligt worden, allein die höhere Erlaubniß zur Feier ist nicht erfolgt. — Desto glänzender wird, laut des ausgegebenen Programms, das Fest in Leipzig begangen werden, wo unter Andern 3000 Personen in einem dazu eigends zu erbauenden Local ein Mahl einnehmen sollen. Vier der ersten Hotelwirthe Leipzigs haben sich anheischig gemacht, die Speisen und den Wein zu liefern, so wie für die Bedienung dieser ungeheuren Zahl von Gästen zu sorgen. Daß die städtischen Behörden 3000 Thlr. aus ihren Cassen bewilligt und die öffentlichen Gebäude zu erleuchten versprochen haben, erwähnten wir schon früher. Man hegt die Hoffnung, daß auch die Staatsregierung ihre Theilnahme an dem Feste durch die Ueberweisung einer Summe an das Comité an den Tag legen werde.

Der Herausgeber eines Journals in München ward durch die Tänze der Dame Horschelt im „Berggeist" so hingerissen, daß er wahnsinnig wurde. So erzählt die „Mitternachtzeitung." Wenn man die Münchner Tagesschriftsteller aber genauer betrachtet, so sollte man gar nicht glauben, daß dieser Fall möglich wäre. Denn Leute, die keinen Verstand besitzen, haben in der Regel auch keinen zu verlieren.

Das „Nordlicht" berichtet aus Berlin: „Seit einiger Zeit häufen sich die Gewalt- und Mordthaten, die Selbstmorde und anderes Gesindel von Verbrechen in Berlin aufs schreckbarste; nach dieser Schattenseite hin möchte Berlin mit Paris bereits concurriren, ja verhältnißmäßig diesem den Rang vielleicht abgewinnen. Die Demoralisation der untern Volksclasse dürfte in Berlin noch stärker ausgeprägt sein, wenn sie auch bei dem Mangel an öffentlicher Redefreiheit und Gerichtspflege weniger zu Tage kommt; es ist hauptsächlich, bei steigendem Luxus, der zunehmende Nothstand, welcher die Demoralisation in Berlin bewirkt; hierzu kommt der reichliche Genuß betäubender geistiger Getränke, und der Umstand, daß es an großartigen, nationalen Institutionen fehlt, an denen und durch welche das Volk sich über sich emporgehoben fühlen könnte. Die Demoralisation, mit Hunger und malicidsem Witz, der alles Heilige und Ernste verspottet, in unheilbarem Bunde, geht ihren stillen und schleichenden, aber sichern Weg und untergräbt eine Stütze der bürgerlichen Wohlfahrt nach der andern. Begüterter Adel und reiche Privatpersonen ziehen im Ganzen wenig nach Berlin, auch sind die Provinzen arm; desto mehr saugt die Hauptstadt Alles in sich, wie ein Schwamm die Feuchtigkeiten, was in der Provinz verarmt und verbettelt ist. Die Armencasse — die, nebenbei gesagt, immer derangirt sein soll — schadet dem Wohlthätigkeitssinne der Einzelnen, und der Umstand, daß alles Gute nur von oben herab und von Staatswegen geschieht, dem Bürgersinne. Selbst die gepriesene Gewerbefreiheit hat ihre furchtbaren Nachtheile. Jeder Halbgeselle setzt sich jetzt hin, wird ein Halbmeister, nimmt einen Gewerbeschein und eine Frau, zeugt Kinder, arbeitet auf Borg und auf — Elend und Hunger. Die Gewerbefreiheit ist ja auch nur erfunden zur Zeit der Noth, als die Franzosen im Lande waren und der Staat Geld brauchte. Die Zünfte brachten wenigstens Bürgerstolz, Bürgervergnügen und Bürgergemeinsinn hervor — das hat jetzt Alles aufgehört. Werden uns nicht bald die Augen aufgehen? Wird man nicht bald Anstalten im Ganzen und Großen treffen, und auf die öffentliche Moral zu wirken und dem schleichenden Gifte den Zutritt zu den edleren Organen des Staats zu verbauen? Vor einigen Jahren geschah es, daß eine ganze Familie, Mann, Frau und Kinder, in ihrer Stube im Winter erfror, weil

sie keine Betten hatte, der Ofen keine Feuerung, das Fenster keine Glasscheibe; ein andermal fand man Mann und Frau verhungert auf einem Düngerhaufen; doch lag die Branntweinflasche als Tröster und unzertrennlicher Gesell zwischen beiden; jetzt hört und liest man, daß sich Mutter und Tochter, von einem Polizeicommissär und einem Miethsherrn geängstigt, an einander banden und, um ihrer Noth ein Ende zu machen, sich ertränkten; und noch viel anderes Gräßliche ist in jüngster Zeit hier vorgefallen und laut geworden."

Aus Frankreich.

Die Franzosen vermögen ihre Lachlust und ihr ewiges Haschen nach Wortspielen nirgends zu unterdrücken. Ihr Naturell bleibt sich allenthalben gleich: im Theater, in der Kirche, in den Salons, in den Kammern der Abgeordneten. Als Herr Maugin vor einigen Tagen vor der Versammlung der Deputirten des Reichs die äußere politische Lage der französischen Regierung in Betracht zog, kam der Redner auch auf die asiatischen Verhältnisse und die Zwistigkeiten der Engländer und Russen zu sprechen. „Erst dann," fuhr er fort, „als auf Rußlands Antrieb der Schah zur Belagerung Herats schritt." — Ein anhaltendes Gelächter unterbrach den Redner nach diesem Satze. Es war der Versammlung das Wortspiel: Le chat fait le siège des rats, keineswegs entgangen und man nahm, wie unpassend der Ort auch erscheinen mochte, sogleich Gelegenheit, sich herzlich daran zu ergötzen.

Der Uhrmacher Naundorff, der sich für Ludwig XVII. ausgiebt, hatte zu Lyon eine Schrift: „La doctrine angélique", erscheinen lassen, die er unter Eingebung eines Engels geschrieben haben will. Diese Lehre soll eine von der Priester-Entstellung gereinigte Religion proclamiren. Die Herausgeber dieser Schrift sind von dem dortigen Assisenhofe zu dreimonatlicher Haft und einer Geldbuße von 300 Fr. verurtheilt worden. Der Verkauf dieses Buches selbst ist untersagt.

In Paris ist ein reicher Banquier beim Polizeipräfect um Erlaubniß eingekommen, Carters wilde Thiere zu einer Abendgesellschaft einzuladen. Die Damen reißen sich förmlich um Einladungsbillets und denken dabei ihren Heldenmuth in's hellste Licht zu stellen. Nicht übel, mit den gezähmten Bestien käme ein neues interessantes Element in die Langweiligkeit der Pariser Abendgesellschaften; es ist noch sehr die Frage, ob mehr Muth dazu gehört, zwischen diesen für die Gesellschaft gewonnenen Thieren auszuhalten, oder unter den langweiligen blasirten Tagesgecken und Alltagsklatschschwestern. Die Deutschen sollten sich das ad notam nehmen!

Ein französisches Blatt meldet folgenden Vorfall. In der Stadt Troyes lebte ein Kaufmann, Godet Huchard, dessen Vater und Großvater in ihrem vier und fünfzigsten Lebensjahre, und zwar beide am 16. Januar gestorben waren. Der Sohn, der nicht abergläubig war, legte nur geringes Gewicht auf diesen sonderbaren Zufall. Noch am Abend des 15. Januar lud er in der heitersten Laune einige Freunde auf den 17. zum Mittagessen ein, und fügte lächelnd hinzu: „Wenn mich nicht etwa Morgen der Tod abruft." Am Morgen des 16. Jan. erkrankte er plötzlich und war noch an demselben Tage eine Leiche. So sind denn Großvater, Vater und Sohn jeder in demselben Alter und an demselben Tage gestorben!

Eine merkwürdige Erfindung nimmt gegenwärtig die Aufmerksamkeit der Mechaniker in Paris in Anspruch. Ein Hr. Neuberger hat einen Mechanismus entdeckt, der sich bei allen Pendeluhren anbringen läßt und nur alle drei Monate aufgezogen zu werden braucht, ohne daß die Regelmäßigkeit des Gang- und Schlagwerkes im geringsten darunter litte.

Ein junger Mann, der dieser Tage in Paris ins Theater des Variétées gehen wollte, fand beim Eintreten, daß er seine Brieftasche, in der sich sein numerirter Platz, aber auch ein Bankbillet von 500 Frs. befand, verloren hatte. Reich genug, um diesen Verlust ohne Störung seines Vergnügens zu ertragen, kaufte er ein anderes Billet, und nahm Platz. Zufällig hatte er indeß die Nummer seines ersten Platzes im Gedächtniß behalten, den er bald darauf durch einen ältlichen Herrn besetzt sah. Er fragte diesen, wo er sein Billet gekauft habe. Dieser erwiederte: „Von einem Commissionair," und bezeichnete dessen Platz genau. Der junge Mann begab sich dahin, und fand den Commissionair, wie er eben einem Polizei-Offizianten seinen Fund einhändigte. „Ihr Geld, mein Herr," sprach der Finder, „ist richtig; ich habe nur das Billet für heut verkauft, damit der Preis desselben nicht verloren ginge. Hier ist beides zurück!" Dieser ehrliche Billetverkäufer heißt Maldonnet.

Aus England.

Die englische Regierung hat wissen wollen, in welcher Schnelligkeit es möglich sei, ein Dampfschiff vom ersten Anfange bis dahin, wo es vom Stapel gelassen werden kann, zu vollenden. Auf der Werfte von Chatham ist der Versuch angestellt und ein Dampfschiff von bedeutender Tonnen-Ladung (oder, was hier wohl näher liegt, ein Dampfschiff der Art, auf welchem eine ansehnliche Menschen-Menge nach ihrem Bestimmungsort geführt werden kann) in der unglaublich kurzen Zeit von acht Wochen fix und fertig gemacht worden.

Ein Dominikaner-Mönch durchzieht jetzt Irland, um überall Mäßigkeits-Vereine zu begründen. Er soll indeß selten mit angenehmen Reden empfangen werden, wohl aber oft die Bemerkung hören müssen: „Im Hungern haben wir schon viel geleistet, nun sollen wir auch dursten lernen!"

Mosaik.

Auf dem Wirthshaus-Schilde eines Tyroler Dörfchens liest man folgende, sehr aufrichtig gemeinten Verse:

„Lieber Gast, komm geschwind herein,
Hast du Geld, so hab' ich guten Wein;
Hast kein Geld — magst drüben einkehren,
Dort ist ein frischer Brunn mit zwei Röhren."

Im welchem Grade die Fingerfertigkeit auf dem Pianoforte seit 60 Jahren zugenommen hat, ergiebt sich am besten daraus, daß, als Muzio Clementi im achtzehnten Jahre seines Lebens, sein zweites Werk, das jetzt von jedem mittelmäßigen Spieler herausgebracht wird, geschrieben und gespielt hatte, die zwei ersten damaligen Virtuosen, J. C. Bach und Schröter, jeden Versuch, es vorzutragen, ablehnten, und Schröter erklärte, daß es nur dem Componisten selbst, oder dem Besieger aller Schwierigkeiten, dem Teufel, ausführbar sei.

Die Chroniken erzählen, daß im Jahre 1340 gar kein Winter gewesen und kein Eis gesehen worden sei; im Januar 1584 blühten die Schlüsselblumen, ebenso 1708. Im Jahre 1340 fing der Sommer am 23. Februar an, und 1691 flogen die Bienen am 10. Februar zum ersten Male aus. Im Juni 1685 gab es in der Nacht vom 18. bis 19. messerrückendickes Eis.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 11.

Bremen, Donnerstag den 6. Februar 1840.

Gestorben:

Nro. 113. Den 31. Jan. Des Matrosen Albert Osmers Ehefr., geb. Wessels, 43 Jahr; Kohlhökerstraße Nro. 45.

— 114. Den 31. — Der Auflader Justus Heinr. Riete, 50 Jahr; gr. Annenstraße Nro. 18.

— 115. Den 31. — Des Cigarrenmachers Joh. Dan. Leutgeb Sohn, 1 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 145.

— 116. Den 1. Febr. Des verst. Gastwirths Friedrich Eilhard Ludwig Diedrich Schünemann Wittwe, geb. Meyer, 69 Jahr; Pelzerstraße Nro. 15.

— 117. Den 1. — Des Soldaten Joh. Friedr. Carl Spötter Tochter, 5 Tage; kl. Allee N. 18.

— 118. Den 1. — Des Küpermeisters Hinr. Westermann Tochter, 8 Monat; hint. Abbenthorswall Nro. 9.

Nro. 119. Den 2. Febr. Des Fuhrmanns Christ. Klinge Sohn, 2 Tage; Dreckort Nro. 17.

— 120. Den 2. — Des Kaufmanns Carl Theodor Schuldze Ehefr., geb. Jungblum, 30 Jahr; Langenstraße Nro. 141.

— 121. Den 3. — Des Küpers Justus Wilh. Heiser Sohn, 9 Tage; Düsternstraße Nro. 33.

— 122. Den 3. — Des verst. Raschmachers Melchior Bollmann Wittwe, geb. Tribbe, 74 Jahr; an der Viehweide Nro. 8.

— 123. Den 4. — Des Malers Joh. Heinr. Meyer Tochter, 8 Wochen; Schnoor Nro. 10.

— 124. Den 4. — Des Gastwirths Joh. Peter Diem Ehefr., geb. Wacker, 28 Jahr; gr. Johannisstraße Nro. 8.

Geboren:

150. Den 18. Januar. Des Schuhmachermeisters Arend Wulfken Ehefr., geb. Passe, große Rosenstraße Nr. 34; von einem Mädchen.

151. Den 27. — Des Arb. Joh. Christ. Hoffmann Ehefr., geb. Siebrecht, Osterstraße; von einem Knaben.

152. Den 30. — Ein Mädchen — Hastedt Nr. 30.

153. Den 31. — Des Schiffskapitäns Lüder Hinrichson Ehefr., geborne Rohtbar, Geeren Nro. 8; von einem Mädchen.

154. Den 31. — Des Drechslermeisters Joh. Diedr. Klepper Ehefr., geb. Vogelsang, Nicolaistraße Nro. 2; von einem Knaben.

155. Den 31. — Des Küpermeisters Georg Heinr. Meyer Ehefr., geb. Cordes, Neuenstraße Nro. 10; von einem Knaben.

156. Den 31. — Des Handelsmanns Georg Egger Ehefr., geb. Lemmermann, außerm Steinthor Nro. 111; von einem Knaben.

157. Den 31. — Des Schneidermeisters Georg Heinrich Schreiber Ehefr., geb. Flügge, kl. Annenstraße Nro. 10; von einem Mädchen.

158. Den 1. Februar. Des Arb. Friedr. Appmann Ehefr., geb. Meyer, Buntenthorssteinweg Nro. 114; von einem Mädchen.

Nro. 159. Den 1. Febr. Des Cigarrenmachers Wilh. Stickelmann Ehefr., geb. Ulrichs, kl. Annenstraße Nro. 21; von einem Knaben.

— 160. Den 2. — Des Weisbäckers Herm. Toelcken Ehefr., geb. Kramer, Westerstraße Nr. 73; von einem Knaben.

— 161. Den 2. — Des Cigarrenmachers Franz Kück Ehefr., geb. Uffelmann, Schmidtstraße Nro. 1; von einem Mädchen.

— 162. Den 2. — Des Kaufmanns Georg Anton Gottlieb Kunoth Ehefr., geb. Coly, an der Viehweide Nr. 11; von einem Knaben.

— 163. Den 2. — Des Arb. Joh. Christ. Faber Ehefr., geb. Mey, Buntenthorssteinweg; von einem Mädchen.

— 164. Den 3. — Des Clubbwirths Ernst Ludwig Bauer Ehefr., geb. Heuerhusen, Philosophen-Gang Nro. 1 A; von einem Knaben.

— 165. Den 3. — Des Stuhlmachers Johann Christ. Hohn Ehefr., geb. Fasmers, Großenstraße Nro. 6; von einem Knaben.

— 166. Den 3. — Des Arb. Christ. Schröder Ehefr., geb. Poppe, Rövekamp Nro. 5; von einem Mädchen.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

No. 12.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 9. Februar 1840.

Die Blume blühet und verblüht
Zu ihres Schöpfers Ruhme!
Wer heut noch ihre Schönheit sieht,
Der Mensch ist eine Blume!

Und wie die Blume wiederblüht,
Wenn Gottes Auge nieder
Auf sie von seinem Himmel sieht,
Und unter ihr die Erde glüht:
So blüht der Mensch auch wieder! Gleim.

* Am Grabe

der Frau Doris Schuldze, geb. Jungblum.

Dem trauernden Gatten gewidmet
von

Geo. Fr. Wultk.

Laß mich den Schmerz durch diese Thräne ehren,
Der Dich erfüllt und den die Freundschaft theilt:
Denn nicht der Wehmuth kann ich mich erwehren
An dieser Gruft, auf der mein Auge weilt!
Ihr Anblick kann den stillen Denker lehren,
Wie schnell das Glück des Sterblichen enteilt:
Was Du errangst mit glühendem Verlangen,
Hält, ungeahnt, schon jetzt das Grab umfangen!

Drum, was zum Trost der Freund dem Freund' auch sage,
Von tiefer Mitempfindung angeregt,
Verstummen macht er nicht die Trauerklage
Des, dem das Schicksal solche Wunde schlägt:
Daß er als Christ des Schmerzes Bürde trage, —
Die Kraft nur Gott ihm in die Seele legt:
Das Weh zu mildern, das Dein Herz macht zagen,
Will ich als Höchstes nur zu hoffen wagen!

Sieh', — wie so Mancher scheidet aus dem Leben,
Der nie des Daseins hehren Zweck erkannt;
Ohn' innren Drang, ein Höh'res zu erstreben,
Blieb er dem Nied'ren ewig zugewandt;
Der Liebe fremd — wie konnt' er Liebe geben?
Drum nie ein Herz sich zu dem seinen fand; —
Wohl möcht' sich da die Brust mit Gram erfüllen,
Die Thräne nimmer unsern Blick enthüllen!

Doch ihr, die, Beider Wünsche Ziel zu krönen,
Die Gattinn ward, Dich wahrhaft hoch beglückt; —
Die einst, ein holder Liebling der Kamönen,
Durch ihre Kunst ein jeglich Herz entzückt; —
Der, huldigend dem Edlen nur, dem Schönen,
Der Lorbeerkranz so oft die Stirn' geschmückt; —
Ihr folgt der Anerkennung schönste Gabe:
Bewunderung, Dank und Liebe bis zum Grabe!

Kann gleich der Trost nicht ganz Dein Weh besiegen,
Bewältigt von der Trennung erstem Schmerz,
Läßt er dem Gram doch nimmer Dich erliegen,
Dir Balsam träufelnd in das wunde Herz: —
An dies laß Deine Kindlein jetzt sich schmiegen,
Und blick' gefaßt und dankbar himmelwärts:
Denn sie, an der mit Liebe Du gehangen,
Sie ward Dir hier, und wird Dich dort umfangen!

Der Pfarrer von Sanct-Agatha.

(Eine Erinnerung an 1793.)

In einem der abgelegensten und unbekanntesten Winkel des Departements „Deux Sevres" bestand im Jahre 1793, unter dem Namen und dem Schutze der heiligen Agatha eine arme kleine Pfarrei, die von 40 Häusern gebildet wurde, wenn man Hütten so nennen kann, schlecht verwahrt, mit Stroh oder Rohr bedeckt, deren Mauern aus Zweigen geflochten und mit einem Mörtel verkittet waren, der aus einer Mischung Thonerde und klein gehackten Strohs bestand. Den Ort bewohnte ein Völkchen voll edler Einfalt, Hingebung, Muth und Ausdauer. Sanct-Agatha stand im Geistlichen unter der Leitung eines Priesters, der erst vor Kurzem die Weihen erhalten hatte und in einem Alter von 25 Jahren, auf Befehl seiner Obern gekommen war, sich unter dieser armen und arbeitsamen Bevölkerung niederzulassen, um zu leben gleich ihr, eine armselige Hütte zu bewohnen, die allen Winden offen stand und alles Gute zu thun, das er nur vermochte. Seit den 50 Jahren, in welchen er die Pflichten seines heiligen und schweren Berufs gewissenhaft erfüllte, hatte er sich nicht allein die Achtung, sondern auch die Verehrung und Liebe seiner Pfarrkinder erworben. Mehreremal hatte sich ihm die Gelegenheit geboten, eine Anstellung in einer reichern und bevölkerteren Gemeinde zu bekommen und stets hatte er sich geweigert, dieselbe anzunehmen, aus Furcht, daß ein anderer Geistlicher nur mit Widerwillen in seiner Pfarrei verweilen würde. Er ward also auf demselben Boden, in derselben Armuth, unter denselben Geschäften alt, indem er insgeheim Gutes that und seine Belohnung in der Liebe fand, womit ihn die einfachen und erkenntlichen Seelen überhäuften, deren treuer Hirt er war.

Man hatte allen Grund zu hoffen, daß, als die französische Revolution ausbrach, ein so nützliches und heiliges Dasein nicht dem verheerenden Sturm erliegen würde, welcher so manche reiche, glücklichere Existenz, die man für unantastbar gehalten, vernichtete.

Doch kam eines Tages dem ehrwürdigen Pfarrer von dem Chef des Departements der Befehl zu, den Eid auf das, was man damals die Civil-Konstitution der Geistlichkeit nannte, zu leisten, oder unverzüglich seine Amtsgeschäfte aufzugeben und seine Gemeinde zu verlassen. Der Geistliche war so unbekannt mit dem Gange der Politik, daß er Anfangs gar nicht verstand, was man eigentlich von ihm wollte. Da aber dem Befehl, welchen man ihm einschärfte, die Konstitution selbst beigefügt war, die er zur Richtschnur seines Verhaltens machen sollte, so studirte er dieselbe aufmerksam. Nachdem er nichts darin gefunden, was von seinen natürlichen Obern ausging und das Dogma, wie die Moral, welche er vorzutragen hatte, betraf, so leistete er den Eid nicht, welchen man von ihm verlangte. Was das Verlassen seiner Pfarrei betrifft, so kam ihm der Gedanke daran nicht einmal von fern.

Er blieb also ruhig zu Sanct-Agatha und fuhr fort, seine priesterlichen Funktionen zu verrichten, als wenn gar nichts Besonderes vorgefallen wäre.

Indessen erregte die allgemeine Maaßregel, welche die Geistlichkeit zu einem Eide verpflichtete,

den eine große Zahl der Pfarrer zu leisten sich weigerte, Aufstände in mehreren Departementen, besonders in denen des Westens. Da die Staatsgewalt mehrere der widerspenstigen Priester, die, wie der von Sanct-Agatha, in ihren Gemeinden geblieben waren, hatte wegführen lassen, so empörten sich die Pfarr-Gemeinden, welche die ihrigen noch besaßen, sie verbanden sich untereinander durch Konföderationen, um mit bewaffneter Hand ihre Seelenhirten zu vertheidigen, wenn man es wagen wollte, ihnen dieselben mit Gewalt zu rauben. Allmählig organisirte sich der Aufstand immer fester und bestimmter, und verbreitete sich von einer Gemeinde zur andern über einen großen Landstrich, indem er alle Keime der Erbitterung in sich trug, die ihn sich später und auf eine lange Dauer zu einer mächtigen, drohenden Insurrektion ausbilden ließen. Der Nationalkonvent, von der Stimmung der Gemüther in Kenntniß gesetzt, ließ nach allen Punkten, wo es gährte, Truppen marschiren und sandte zugleich, um den Frieden daselbst wieder herzustellen, Spezial-Kommissaire, die er aus seiner Mitte gewählt und mit unbeschränkter Vollmacht versehen hatte. Einer der Kommissaire kam auch nach Niort.

Dieser Blutmensch, welcher sich für überzeugt hielt, daß er allein durch Gewaltschritte den Fortgang der Empörung hemmen würde, fuhr fort die widerspenstigen Priester wegführen zu lassen und setzte einen Preis auf den Kopf derjenigen, deren er nicht habhaft werden konnte. Der Pfarrer von Sanct-Agatha sollte der Proscription nicht entrinnen und es gelangte am Abend die Nachricht in seine Pfarrei, daß am andern Morgen eine Kompagnie Volontaire, unter Anführung des jüngst nach Niort gesandten Volksrepräsentanten, von dem Orte aufbrechen solle, um den ehrwürdigen Pfarrer in Verhaft zu nehmen. Der Gemeinderath versammelte sich auf der Stelle. Es war aber in demselben nicht die Sprache von einem Widerstande, welchen der Pfarrer gemißbilligt haben würde und der auch sonst zu nichts gedient hätte, sondern nur von den Mitteln, welche man anwenden müsse, um den, welcher der Gegenstand der Besorgniß der ganzen Gemeinde war, vor der ihn bedrohenden Gefahr zu schützen. Nach gefaßtem Entschlusse, luden die Einwohner ihren Pfarrer ein, sich in ein Asyl zurückzuziehen, welches sie für ihn ausgewählt. Da er sich dessen weigerte, indem er sagte, daß er sich dem nicht entziehen wolle, was die Vorsehung über ihn beschlossen, so zwangen sie ihn, das Dorf zu verlassen und sich in eine Köhlerhütte zurückzuziehen, die in Mitte eines nahen Waldes erbaut war. Vier bewaffnete Männer blieben an seiner Seite, theils um ihn zu verhindern, daß er sich selbst seinen Feinden ausliefere, theils um ihn in den Fall, daß er entdeckt würde, zu schützen.

Am andern Morgen kamen, wie es vorher verkündet worden, 80 Volontairs mit zwei Kanonen, unter der Anführung des Volksrepräsentanten in Sanct-Agatha an, um ein Haus zu belagern, das aus Stroh und Lehm bestand und dessen ganze Besatzung ein siebenzigjähriger Greis bildete, welcher sich auf der Stelle ergeben haben würde, wenn er zu Hause gewesen wäre. Als die Rotte auf dem Gemeindeplatze Position gefaßt, that der, welcher an ihrer Spitze stand, den Ortsbewohnern zu wissen, warum er gekommen, und forderte sie im Namen des Gesetzes auf, ihm ihren Pfarrherrn auszuliefern. Da Niemand Miene machte, dem Befehle Folge zu leisten, so gab der Deputirte Befehl, den Pfarrer überall zu suchen. Man eilte zur Pfarrwohnung, die man erfolglos durchsuchte; man drang mit Kolbenstößen durch die Kirchenthüren; man entweihte die Kirche selbst auf eine empörende Art, ohne den zu finden, welchen man suchte; man durchstöberte mit

gleich vergeblichem Erfolge alle Privatwohnungen; nachdem endlich eine neue Aufforderung ergangen war, erklärte man den flüchtigen Priester für vogelfrei (hors de la loi) und versprach dem 20,000 Francs Belohnung, welcher ihn ausliefern würde; darauf ließ der Anführer des Barbarenhaufens die Kirche in Brand stecken, das Rathhaus, wie alle übrigen Gebäude des Orts und zog unter Trommelschlag mit seinen achtzig Mann und zwei Kanonen wieder ab.

Gegen Ende des Tages kam der Pfarrer nachdem er erfahren, daß die Gefahr vorüber sei, aber noch unbekannt damit, wie theuer seinen lieben Pfarrkindern ihre Liebe zu ihm gekommen, zurück, doch nicht nach Sanct-Agatha, sondern mitten unter die rauchenden Ruinen dessen, was einst den Namen getragen hatte. Ich will es nicht versuchen, den Schmerz zu schildern, von welchem er ergriffen wurde, als er seine Freunde, seine Kinder jedes Alters und Geschlechtes, auf freiem Felde eingepferchet sah mit denen ihrer Thiere, welche sie aus dem Brande hatten retten können, als er sie sah, wie sie mit stummer Verzweiflung die rauchenden Trümmer ihrer Wohnungen, ihrer Mobilien und ihrer Erndten betrachteten. Er fragte sie unter Thränen, warum sie das Unglück, dessen erschreckende Folgen er vor Augen habe, nicht zu verhindern gesucht hätten, indem sie denen, die ihn gesucht, seinen Aufenthalt anzeigten, und ob denn die wenigen Tage, welche ein Mann noch zu leben hätte, der bereits sein 75. Jahr erreicht, in Anschlag gebracht werden könnten, wenn es sich um das Leben so Vieler handelte, die noch in ihrer Kindheit, in der Jugend und im männlichen Alter stünden, und nun zu Grunde gehen müßten aus Mangel an Nahrungsmitteln, Kleidung und Wohnung. — Man entgegnete ihm, daß es heilige Pflicht gewesen wäre, ihn, den Vater der Pfarrei, um jeden Preis zu retten und daß man das Glück, ihn zu erhalten, nicht zu theuer hätte erkaufen können. Darauf erwiederte er, daß ihm das, was seine Pfarrkinder für ihn gethan, den Weg zeigte, welchen er zu ihrem Wohle einschlagen müsse, und daß man in Kurzem im Stande sein würde, zu beurtheilen, ob er des großen Opfers würdig sei oder nicht, daß sie mit solcher Bereitwilligkeit für ihn gebracht, um ihn vor dem Tode zu bewahren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarischer Speise-Zettel.

Ein solcher findet sich in Wilh. Waiblinger's Werken, von denen jetzt eine Gesammt-Ausgabe (Hamburg, bei Georg Heubel) erscheint, und in dem Aufsatz: „Drei Tage in der Unterwelt" eingefügt. „Im Vorbeigehen," berichtet Waiblinger, „kehrte ich bei einem journalistischen Traiteur ein. Hier fand ich freilich keine Table d'Hôte, wie ich's mir in der Unterwelt dachte, wo nämlich nach meiner Ansicht alle neun Musen unter dem Vorsitz Apollo's neben ihren gebenedeiten Jüngern und Lieblingen mit prachtvollen Gedecken und Servietten zu Mittag speisen sollen, sondern man aß nach der Karte, bekam übrigens, was man haben wollte, wie Figura zeigt.

Speisezettel.

Knödelsuppe	8 Kr.
Gellert'sche moralische Wassersuppe	4 "
Tiedge'scher didactischer Gerstenschleim	5 "
Schwarzwildpret mit einem Schubart'schen Wildgeschmäckchen, noch etwas riechend nach der Schmiede, worin man es brannte	16 "
Schafskopf aus Geßner's Idyllen, Portion	15 "
Schweinjünglinge aus Voß'scher Zucht, Portion	18 "

Kosegarten'sche Kibitzen, Portion . . . . 8 Kr.
Voß'sche Mayenkäfer . . . . . 3 "
Schnepfen von Kraftgenies, von denen der Dreck das Beste ist . . . . . 40 "
Pichler'sches Gansviertel weder warm noch kalt . . . . . 16 "
Klopstock'sche Bardalen . . . . . 10 "
Kritischer Hayfisch, Portion . . . . . 24 "
Schopenhauer'sches Kunstragout ohne Gewürz . . . . . 12 "
Die Kunst, glücklich zu leben, von Utz, mit einer Kartoffelsauce . . . . . 24 "
Gedämpfte Voß'sche Kartoffeln oder metrische Schnaufkugeln . . . . . 10 "
Krebse (sensu medic) von Journalen und Literaturzeitungen . . . . . 48 "
Anglisirter Shakspeare'scher tragischer Pudding von Immermann . . . . . 30 "
dito Walter Scott'scher Beefsteak mit Kartoffeln . . . . . 12 "
Die Kraniche des Ibicus, mit Sauce . . 40 "
dito dito ohne Sauce . . 36 "
Kalbsfüße von Purus Pistor . . . . . 16 "
Kalbsherz dito . . . . . 18 "
Adrian'sche kritische todtgeschlagene Grillen 2 "
Saure Nieren von dem großen kritischen Floh Adrian . . . . . 8 "
Die diebische Elster, eine Rossini'sche Wasserpastete . . . . . 48 "
Jean Paul'sches Potpourri . . . . . 50 "
Frühlings-Gefühle in verschiedenen Zubereitungen, Portion . . . . . 12 "

Kaltes.

Ochsenmaul von Hans Georg Nägeli . . 6 Kr.
Entenviertel von Johanna Schopenhauer 8 "
Geistliche Lieder von Herder (Fastenspeise) 12 "
Gellert'scher Fabelsalat ohne Essig und Oel 4 "
Ramler'scher Flammkuchen mit Odenkümmel . . . . . 10 "
Epigrammatische Haselnüsse von ** . . . 3 Kr.
Eine Portion Joco . . . . . 8 "
Aesthetischer Zwieback aus Purus Pistor's Schmelz- und Backofen . . . . . 6 "
Froschschenkel (von Laubfröschen, denen man, wie manchem belletrischen Ungeziefer, die Beine in der Fastenzeit des Geschmacks und der Poesie abschneiden darf, ohne daß die Bestien sterben) . . . . . 16 "
Zimmetsternchen, Macaronchen, Bisquitchen, Lebkügelchen, Mandeltörtchen, Chokoladetörtchen und sonstiges Zukkerwerk aus Claurens Vergißmeinnicht, Damentaschenbüchern und Almanachen, Portion . . . . . 36 Kr.

Getränke.

Rheinwein von Klopstock. Bouteille . . . 54 Kr.
Vortrefflicher Voß'scher Branntwein, aus eigen gezogenem poetischem Taubenmist. Glas . . . . . 4 "
Außer den stärksten Liqueuren auch Mandelmich aus Damenalmanachen und Taschenbüchern.

Einige Gerichte sind pikant genug, bei andern merkt man nur, daß Waiblinger aus dem Lande der derben Schwaben stammt. Jedenfalls will er uns den literarischen Appetit mehr verleiden als reizen, weshalb wir All' und Jeden auf seine eignen literarischen Lieblings-Köche verweisen.

Das Colonialwaaren-Geschäft am Niederrhein.

Dieser Handel, welcher sich zunächst damit befaßt, seine diversen Artikel von der Bezugsquelle in die Hände der einheimischen Winkeliere zu befördern, ist in letzter Zeit ein so undankbarer, wenig lohnender geworden, daß ich es einmal

versuchen möchte, die Ursachen, welche seinem Verfalle zum Grunde liegen, anzuführen.

Vor mehreren Jahren hatten sich einige Städte am Nieder-Rhein dieses Geschäfts bemächtigt, und dies größtentheils ihrer Lage zu verdanken. Ich nenne Köln, Duisburg, Mühlheim a. d. Ruhr und später auch Düsseldorf als die vorzüglichsten. Jetzt hat auch die kleinste Stadt der Provinz ihr Engros-Geschäft, und eine enorme Konkurrenz theilt sich in den Gewinn. Für diese Zersplitterung des Handels in so viele Orte zeugt das Steigen der Spedition am Rhein; denn ihre Zufuhr von Kolonialwaaren ist der vermittelnden Hand des Grossisten entzogen.

Nachdem dieser Handel so der Tummelplatz einer ungemeinen Konkurrenz geworden, kam in letzter Zeit so Manches hinzu, ihn ganz zu entwerthen. Die Entstehung der Zucker-Raffinerien im Inlande entzog ihm einen seiner bedeutendsten Artikel, so wie der jetzige Gang der Oelgeschäfte, die Anlage bedeutender Oelschlägereien ꝛc. ihn auch dieser, früher so lukrativen Geschäfts-Branche, beraubte. Als eine Hauptursache seiner Entwerthung glaube ich auch „die öffentlichen Verkäufe der Handels-Gesellschaft in Holland“ nennen zu müssen. Durch ihre Auktionen von Kaffee ꝛc. ist dem gesammten Publikum das Geschäft vor Augen gelegt und gewissermaßen zu klar und einfach gemacht. Früher gab es Adern und Gänge, die sich nur dem Bewanderten und Erfahrnen öffneten; es gehörte Studium zu diesem Geschäfte und deshalb die vermittelnde Hand des Grossisten. — Seit aber jeder Krämer durch die öffentlichen Verkäufe von dem Stande der Preise unterrichtet wird, wendet er sich entweder selbst nach Holland, oder macht die billigsten Anforderungen. Wie auf diese Weise die Bezugsquellen Jedem offen liegen, und also der Klugheit und Umsicht Nichts voraus geboten wird, so hat jetzt auch der Fondirte fast keinen Vorzug; denn der Kredit ist Jedem bereitet. Es ist auffallend, wie leichtsinnig die Holländischen Häuser in dieser Beziehung verfahren. Ich weiß Beispiele, daß ein Winkelier für 4 bis 5000 Gld. den Kaffee bekam und die Steuer Eines Ballens bei Ankunft der Waare, nicht zahlen konnte. Wir sehen Spezerei-Händler einen Kredit von Tausenden in Holland genießen, denen ihre Mitbürger gar kein Vertrauen schenken. Diese Leute, welche ihr Bestehen nur mit Holländischem Gelde fristen müssen zur Zeit oder Unzeit à tout prix verkaufen, um ihren Gläubigern Einiges abtrotzen zu können; — haben dann wieder neuen Kredit und tummeln sich als Schleuderer, zum Ruin des reellen Geschäftsmannes, mehrere Jahre mit einem immer wachsenden Saldo herum, bis dem Holländer die Augen aufgehen. Diese Erfahrungen gehen täglich an uns vorüber, und obgleich die Individuen wechseln, sind sie selbst doch permanente Erscheinungen geworden.

Zum Verderben der Spezerei-Geschäfte trug in letzter Zeit auch das Detailliren Holländischer Häuser vieles bei, die sich nicht schämen, Gastwirthe und Privatleute mit ihrem Bedarfe zu versehen. Auch machten Konsignationslager bei Spediteuren, wodurch der Holländische Kommissionär mit dem Grossisten in offene Konkurrenz tritt, zu billige Preise, daß oft nur ohne Nutzen und dann selbst mühsam zu realisiren ist. Unter solchen Verhältnissen läßt sich mit Sicherheit vorhersagen, daß für die Folge keine Engros-Geschäfte mehr bestehen können, wenn sie nicht mit einem Laden-Absatz verbunden werden; denn bei noch immer steigender Vermehrung der Transportmittel durch Dampfschiffe, Eisenbahnen ꝛc. und dadurch erleichterter Beziehung, wird der Vermittler gänzlich überflüssig.

Hier ist man bereits so weit vorgeschritten; wir sehen Winkeliere Engros-Geschäfte betrei-

ben, und die Kunst ausüben, den hiesigen Markt selbst billiger als den unserer Bezugsquellen zu stellen.

Düsseldorf im Januar 1840.

C. v. H.

Korrespondenz-Nachricht.

Hamburg, im Januar.

Ganz besondere Veranlassung hatte kürzlich die Kaufmannschaft, mit der väterlichen Vorsorge der Behörde zufrieden zu sein, indem es dieser durch angestrengte Bemühungen gelang, dieselben Zollvortheile für gewisse Artikel, namentlich auch für den Zuckerhandel, von Preußen zu erlangen, die vor Kurzem Holland, zum großen Nachtheile des hiesigen Handels, erlangt hatte. Der Handel mit raffinirten Zuckern hatte durch den preußischen Zollverein ohnehin schon fast den Todesstoß erlitten, und jetzt würde er vollends zu Grunde gegangen sein, wenn Preußen den Vorstellungen von unserer Seite kein Gehör gegeben hätte. Früher blühte der Stand der sogenannten Zuckerbäcker dermaßen, daß er die reichsten Leute unter sich zählte; jetzt aber hat sich das gänzlich geändert, und an Erwerbung von Reichthümern ist für den Zuckerraffineur nicht zu denken. Eine zweite, früher sehr lucrative Handelsbranche, den Tabackshandel, hat Hamburg an Bremen verloren, wo jetzt in diesem Artikel ungeheure Geschäfte gemacht werden. Auch der Weinhandel, den Hamburg und Lübeck fast für den ganzen Norden an sich gerissen hatten, geht nicht mehr wie früher. Am meisten haben die Weinmäkler gelitten, die sonst sehr gute Geschäfte machten, indem jetzt jedes nur irgend bedeutende französische, spanische oder portugiesische Weinhaus seinen eigenen Agenten hier hat, der den Mäklern das Brod vor der Nase wegschnappt und die Geschäfte weit wohlfeiler für seine Committenten betreiben kann, als jene, da er als Fremder dem Staate gar keine Abgaben zu bezahlen, durchaus keine Pflichten zu leisten hat. Vielleicht wäre diesem Uebelstande durch ein zu lösendes Gewerbepatent, wie solches in andern Staaten schon längst eingeführt ist, zum Theil abzuhelfen; nur müßte die zu zahlende Summe nicht zu niedrig gestellt werden. Von hiesigen Bürgern kann keiner in den angränzenden Ländern, Holstein, Dänemark, Mecklenburg und Hannover, durch einen Agenten auch nur das kleinste Geschäft machen lassen, ohne ein Gewerbepatent lösen zu müssen; dagegen kann Alles hierherkommen und die größten Geschäfte betreiben, ohne dem Staate mehr als etwa 2 Mark für die von der Polizei zu lösende Aufenthaltskarte zu bezahlen. In diesem Uebelstande mag hauptsächlich der Grund liegen, daß wir mit den Agenten fremder Handelshäuser gleichsam überschwemmt sind, und die Geschäfte unserer Mäkler sich mit jedem Tage vermindern. Zudem wird über die Zudringlichkeit mancher dieser fremden Agenten große Klage geführt. Ein Sprüchwort sagt: „Um ein tüchtiger Agent zu sein, muß man sich zur Thür hinauswerfen lassen, und zum Fenster wieder hereinkommen." Einer unserer angesehensten Kaufleute, der Zudringlichkeit dieser Herren übersatt, soll zu folgendem Auskunftsmittel seine Zuflucht genommen haben, um sich ihrer zu entledigen. Sobald sich ein solcher Agent mit seinen Proben und Anerbietungen bei ihm meldete, griff er in die Tasche und fragte: „Wie viel würden Sie, mein Herr, dabei verdienen, wenn ich so und so viel Pipen Wein oder so und so viel Fässer Rosinen ꝛc. von Ihrem Hause nähme?" Der Gefragte stotterte dann ein Sümmchen her, der Kaufmann zog Geld aus der Tasche, zählte ihm die genannte Summe hin, und sagte: „Hier haben Sie, was Ihr Verdienst sein würde, wenn ich mich durch Sie zum Kaufe bereden ließe: jetzt aber gehen Sie und lassen mich mit Ihren Aner-

bietungen in Ruhe!“ Uebrigens scheint der Handelsstand mit den Resultaten des verflossenen Jahres im Ganzen zufrieden zu sein, wozu die überaus günstige Herbst- und Winterwitterung nicht wenig beitrug. Die Schifffahrt war bisher nur auf wenige Tage durch den starken Eisgang der Elbe unterbrochen, und gegen die Weihnachtszeit trat eine so milde Temperatur ein, daß das Thermometer im Schatten 8 — 9 Grad Wärme zeigte, wodurch die Flüsse gänzlich wieder vom Eise befreit wurden. An einem einzigen Tage kamen 36 Seeschiffe von Cuxhafen herauf, wo sie bis dahin gelegen hatten. Der Kornwucher, diese Pest für die Wohlfahrt der Bevölkerung, hat durch die ganz unerwartet herabgehenden Kornpreise empfindliche Schläge erlitten. Hier wird der Kornhandel, und wohl mit Recht, für den gefährlichsten von allen gehalten, und ein Volkssprüchwort sagt: „Um durch das Korn reich zu werden, muß man erst dreimal Bankerott gemacht haben.“ An Beispielen für die Wahrheit dieses Sprüchworts fehlt es unter uns nicht.

Miszelle.

Der Münchner eleganten Welt hat sich eine neue Glanz-Periode eröffnet. Es hat sich nemlich ein Unternehmer hervorgethan, der, wie es in andern Großstädten eingeführt ist, seine Leute auf die öffentlichen Straßen und auf die besuchtesten Plätze vertheilt, um auf Verlangen die Stiefeln zu glänzen. Der Unternehmer ist ein Stiefelmacher, und Inhaber des Ehrendiploms der Industrie.

Am Schillerfest.

Breslau, den 10. November 1839.

Zum Trompeter der Holkische Jäger sprach,
Und mancher Trompeter trompeter's ihm nach:
Laßt sie gehn, sind Tiefenbacher,
Gevatter Schneider und Handschuhmacher!
Und Mancher, wenn also trompetend er spricht,
Meint, er habe gemacht ein Schiller'sch Gedicht;
Dünkt erhaben sich über die Tiefenbacher,
Gevatter Schneider und Handschuhmacher.

Doch Schiller sollt' aus dem Grab aufstehn,
Das Treiben so Mancher der Seinigen sehn,
Die viel von ihm reden, die Meister ihn heißen,
Mit des Meisters Worten sich schmücken und gleißen,
Sollt' hören, wie's nach auswendig wohl tönt,
Doch selten inwendig das Leben verschönt,
Wie würd' er sich rütteln: Ihr Tiefenbacher,
Gevatter Schneider und Handschuhmacher.

Habt ihr das Schöne nur auf dem Papier,
Ihr werthen Nepoten, dann sprecht nicht von mir!
Was mir aus der Tiefe des Herzens geflossen,
Das wird auch nur tief in dem Herzen genossen;
Sollt nicht nur mich ehren mit Lorbeern beim Schmaus;
Gern gehet der Dichter mit Euch in das Haus!
Ei, besser verstehn mich oft Tiefenbacher,
Gevatter Schneider und Handschuhmacher.

Da habt ihr nun freilich den Schiller im Spind',
Bei Cotta gedruckt, seid Schiller'sch gesinnt;
Doch fort mit den häßlichen, schiefen Gesichtern,
Mit der Erd' und des Himmels grämlichen Richtern!
Rühmt nimmer euch Schiller's, die ihr in die Zeit,
Statt Freud' ihr zu schaffen, nur über sie schreit;
Ihr, des Dichters greulichste Widersacher,
Gevatter Schneider und Handschuhmacher.

Drum seid nicht des Jahres nur ein Mal heut
Begeistert, es werde der Geist erneut,
Der aus dem Getriebe da unten nach oben
Hat „wunderstellig“ die Geister erhoben;
Der eine Welt hat über die Welt,
Die oft euch wenig gefällt, gestellt.
Wollt schwingen euch über den Jammer und Schacher
Der Gevatter Schneider und Handschuhmacher.

Gelsheim.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshof.

Die

SCHNELL-POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 12 des Bürger-Freundes für 1840.

Sonntag, den 9. Februar.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Henry Lord Brougham hat ein Werk herausgegeben, welches unter dem Titel: „Die Staatsmänner während der Regierungs-Epoche Georgs III; mit Bemerkungen über Partei-Kämpfe", so eben im Deutschen erscheint. In diesem Buche hat Lord Brougham auch Friedrich dem Großen ein Paar Bogen gewidmet und ein solches Bild von ihm entworfen, daß gewiß viele deutsche Federn gegen die englische des Lord Brougham im Anmarsch sind. Wer die Contraste liebt, wird dabei seine Rechnung finden.

Aus Hamburg schreibt man: Eine auffallende Erscheinung bot das außerordentliche Sinken einiger Goldmünzen, namentlich der Louis- und Friedrichsd'or, dar, die in der That unter ihren wirklichen Goldwerth hinabsanken. Dies war die Frucht eines Manoeuvres von Seiten einiger Industriellen, die erst den Markt mit dieser, sonst im Handel hier nur selten vorkommenden Münzsorte überschwemmten und dadurch den Cours derselben so tief herabdrückten, daß sie sie mit Vortheil aufkaufen und in Barren umschmelzen konnten. Nie habe ich, so lange ich denken kann, so viele Louisd'or im Umlaufe gesehen, als in den letzten Monaten des verflossenen Jahres. Alles wollte in Gold zahlen und Keiner es annehmen, wodurch der Werth desselben natürlich mit jedem Tage sank. Auch gegen die Annahme der preußischen Thaler, womit wir seit einiger Zeit gleichfalls überschwemmt wurden, zu dem gewöhnlichen Preise, opponirte man, wogegen die hier üblichen Münzen über ihren wirklichen Werth hinaufgingen, eben weil sie seltener wurden. Kurz, es gab eine wahre Geldverwirrung, und das Publikum mußte sich wohl oder übel dazu hergeben, die Säckel einiger Industriellen durch seine Verluste zu füllen. Alle diese, dem Gesammtwohl so feindlichen Manoeuvers würden aufhören, sobald wir in Deutschland ein Maß, Gewicht und eine Münze hätten. Es wäre wahrlich eine würdige Aufgabe für die Regierungen, dem Treiben Solcher ein Ende zu machen, die auf das Unglück der ganzen Bevölkerung ihre gehässigen Spekulationen gründen.

Am 12. Januar Abends fand der Pachter der Domäne Fasanenhof bei Cassel, Kauer, als er von einem Besuche zurückkehrte, sein Wohnhaus in lichten Flammen. Der größte Theil desselben brannte nieder, und Vieles von der darin befindlich gewesenen Habe ging verloren. Eine Magd hatte einen erhitzten Backstein (Ziegel), mit Werg (Heede) umwickelt, eine Weile vor Schlafengehn in ihr Bett gelegt. Als sie, um zur Ruhe zu gehn, von ihrer Nebenmagd begleitet, die Schlafzimmer öffnet, finden sie dieselbe mit Dampf erfüllt. Bei einiger Besonnenheit wäre das Unglück jetzt noch mit einem Eimer voll Wasser oder einigen nassen Säcken zu hemmen gewesen. Aber unbesonnen öffnen die Erschrockenen außer der Thür auch ein Fenster, und der dadurch entstehende Luftzug facht nun das im Bette glimmende Feuer zur Flamme an. Statt zu löschen oder um Hülfe zu rufen, schaffen die vom Schreck Betäubten erst ihre Laden die Treppe hinab; und so wird, durch eine Zeitversäumniß von wenigen Minuten, das kleine Unglück zum großen.

Dem König von Preußen hat der katholische Pfarrer Schneider zu Oeffingen im Würtembergischen zwei Traureden überschickt, die er bei der Einsegnung gemischter Ehen gehalten hat, und hat dafür eine goldene Medaille mit dem Brustbild des Königs erhalten. Vom Stadtmagistrat zu Berlin erhielt derselbe die Reformationsdenkmünze in Silber.

Der Damastweber Schiffner zu Neuschönau bei Zittau hat der Königin von England zur Hochzeitstafel eine Brautserviette gemacht, der auf der einen Seite den Ritter St. Georg in rother Farbe und auf der andern das Bildniß der Königin auf grün-weißem Grund in einem extrafeinen Doppelgewebe darstellt.

Ein alter Ziethenscher Husar, Behrens, feierte unlängst in Wolfenbüttel seinen 105ten Geburtstag. Er schreibt die Denkwürdigkeiten seines Lebenslaufs, das könnte interessanter werden als unsere modernen psychologisch umhertastenden, demonstrirenden, aus Nichts und Allerlei zusammenkalkulirenden derartigen Arbeiten aus Nachlässen, Briefen, Handzeichnungen ꝛc., die gewöhnlich in der Masse nutzlosen Hin- und Herredens des Interessanten so wenig bringen, daß es um das zum Druck verschwendete Papier Schade ist. Nöthigenfalls wären Beispiele nahe genug zur Hand.

Dem Vernehmen nach wollen die Arbeiter in Gold und Silber, welche man in Norddeutschland Goldschmiede, im Süden allgemein Silberschmiede nennt, sich beim Fall des Goldes in Zukunft alle Silberschmiede nennen, was indessen nicht auf die so heißenden nomina propria übergehen wird. — Bald wird auch das Stück „Goldschmieds Töchterlein" und der Ausdruck „Goldsöhnchen" daran kommen, und in „Silberschmieds Töchterlein" und „Silbersöhnchen" verwandelt werden. Es wird auch in Zukunft auf die Sprichwörter übergehen und man wird sagen: „Morgenstunde hat Silber im Munde" und „Handwerk hat einen silbernen Boden."

Aus Frankreich.

Pariser Blätter erzählen das nachstehende Beispiel einer gewiß seltenen Redlichkeit. Ein sehr vermögender Kaufmann in Paris hatte durch verunglückte Spekulatio-

nin den größten Theil seiner Habe eingebüßt, und entschloß sich, da er Junggeselle und also durch Familienbande nicht gehindert war, mit dem Reste sein Glück in Amerika zu versuchen; doch gab er einem vertrauten Freunde 30,000 Fr. in Verwahrung, um für den schlimmsten Fall einst einen Nothpfennig zu haben. Trotz aller seiner Anstrengungen aber war ihm auch in der neuen Welt das Glück nicht günstig, und nach neunjährigem Aufenthalt daselbst kehrte er kürzlich fast mittellos nach Paris zurück, um fortan von dem seinem Freunde anvertrauten Kapital ein eingezogenes Leben zu führen. Zu seinem Schrecken erfährt er in dessen ehemaliger Wohnung, daß derselbe durch Verluste im Börsenspiel und übertriebenen Aufwand schon seit längerer Zeit gänzlich ruinirt sei und in dem sechsten Stockwerk eines Hauses in einer abgelegenen Gasse wohne. Alsbald eilt der in seiner letzten Hoffnung so schmerzlich Getäuschte dahin, stürmt die Treppe hinauf, so schnell es deren Finsterniß erlaubt, und tritt in das ärmliche Gemach des verschwenderischen Freundes. Zu einem Scelett abgemagert und in abgerissenem Rocke sieht er diesen auf einer Kiste sitzen, die fast das einzige Möbel der Kammer bildet; mit heftigen Worten wirft er ihm vor, daß er nicht blos das eigene, sondern auch das anvertraute Gut leichsinnig verschwendet habe. Ohne ein Wort zu sagen, stand das Gerippe auf, öffnete die Kiste, und wies auf ihren Inhalt hin. Wer kann das Erstaunen des Wiedergekehrten malen, als er seine 30,000 Fr. wohlgezählt und unberührt in 30 Goldrollen vorfand? Nur um etwas Speise bat ihn der fast verhungerte Hüter dieses Schatzes. Was hierauf erfolgte, bedarf keiner weitern Erwähnung.

Hr. Philate, ein großer Liebhaber von alten Büchern, kaufte dieser letzten Tage, auf dem Staden, eine Ausgabe Virgil's, die mehrere Jahrhunderte alt war. Am nämlichen Abend noch verglich unser Bücherfreund sorgfältig das alte Buch; als er ungefähr zur Mitte des Bandes gekommen war, glaubte er eine Lücke zu bemerken; wirklich folgten auf 181 unmittelbar die Seiten 185, 189 und 193; die andern waren regelmäßig. Eben war er im Begriff das leidige Buch in einen Winkel zu werfen, als ihm der Gedanke einkam, eine neue Untersuchung anzustellen und sich zu versichern, ob das Ende der letzten Zeile der Rechtseite, bei der mangelhaften Stelle, mit der ersten der folgenden Kehrseite korrespondire. Diese Operation bewies ihm, daß sechs Blätter je zwei an einander klebten, und er beeilte sich daher, sie in ihren natürlichen Zustand zu versetzen. Doch wie erstaunte er, als er wahrnahm, daß diese zusammengeleimten Blätter drei Bankbillets zu 1000 Fr. enthielten. Den andern Tag begiebt sich in aller Frühe Hr. Philate zu seinem Verkäufer, und fragte ihn, seit wann er den Band besitze, den er ihm den Tag zuvor abgekauft hätte. Erst seit vier Tagen, antwortete dieser, ich brachte denselben an mich bei dem Verkauf eines armen Teufels, den man für reich hielt, und der nichts hinterlassen hat; sein Sohn, sein einziger Erbe, der ihn während seiner Krankheit sorgsam verpflegte, wurde genöthigt, die Mobilien zu verkaufen, um die Beerdigungskosten zu bestreiten. Da Hr. Philate hernach erfuhr, daß dieser Sohn Meison heiße und ein Schreiner wäre, so machte er die nöthigen Nachsuchungen, und entdeckte seine Wohnung außerhalb der Barriere, wohin er sich sogleich begab, und diesem würdigen Manne die 3000 Fr. einhändigte, die er in dem Lande Virgil's gefunden hatte.

Ein Literat, der der gewöhnliche Tischgenosse eines Banquiers war — erzählen französische Blätter, ein Beweis, daß die Geschichte neuerlich in Paris vorgekommen ist — lieh von einem Banquier gegen einen Wechsel eine Summe Geldes. Als der Verfalltag herbeikam, erfolgte die Zahlung nicht; der Banquier beklagte sich nicht, aber er bemerkte mit Verdruß, daß sein Gast nicht mehr den gastfreundlichen Tisch besuche. Einige Tage darauf wurde der Schuldner verhaftet; er glaubte man werde ihn ins Gefängniß führen. Durchaus nicht, man führte ihn im Gegentheil zur Mittagszeit zum Banquier, und der Gläubiger redete ihn strengen Tones also an: „Mein Herr, sehen Sie sich vor, jedes Mal, wenn Sie meiner Einladung nicht nachkommen, werde ich Sie in dieser Weise ergreifen lassen." Der Schuldner soll ruhig geantwortet haben: „Das ist ganz recht, Sie schulden mir Alimente."

Der Moniteur „des Theatres" enthält eine sonderbare Anekdote. Verwichenen Sonntag bediente man sich im Theatre des Variétés eines sonderbaren Mittels, um einem Zuschauer eine gute Nachricht zu melden. Ehe man die drei Bälle begann, erscheint Gazot auf dem Theater und wendet sich an das Parterre, das schon die Anzeige einer plötzlichen Unpäßlichkeit befürchtet. „Meine Herren," sagte er, „Madame Renard ist so eben von einem dicken Knaben entbunden worden; wenn ihr Mann in der Saal ist, so ist er gebeten, sich nach Hause zu begeben." Sogleich trat wirklich ein Herr aus dem Orchester, um sich eiligst zu überzeugen, ob die Mutter und das Kind sich wohl befänden.

Aus den vereinigten Staaten.

Mit welcher Schnelligkeit der Werth des Grundbesitzes in Nordamerika steigt, kann man daraus abnehmen, daß vor etwa 56 Jahren der größte Theil des Flächenraums, auf welchem jetzt die Stadt Cincinnati steht, und der mehrere Millionen an Werth hat, von dem Eigenthümer gegen einen Peny umgetauscht wurde. Der Mann, welcher diesen unglücklichen Tausch machte, ist noch am Leben, und wohnt in oder bei Cincinnati.

Mosaik.

Von einem edlen deutschen Fürsten erzählt man folgenden interessanten Charakterzug. Bei einem Hoffest ließ sich einer der Lakaien, der von heftigem Durste geplagt wurde, gelüsten, ein paar volle Züge aus einer Flasche Rothwein zu thun. Er glaubte sich unbelauscht, aber während er in vollen Zügen schlürfte, trat plötzlich der Hofmarschall in's Zimmer. Zum Tode erschrocken hält der Lakai in seiner Durstbefriedigung inne; aber durch das urplötzliche Absetzen der Flasche kommt ein guter Theil Rothwein der schneeweißen Piqueweste des Dieners zu gute, und wird zum blutigrothen Verräther. Wie ein böser Engel des Gerichts tritt jetzt der Hofmarschall auf den an allen Gliedern zitternden armen Sünder zu. An ein Läugnen von Seiten des Letzteren ist nicht zu denken. Sie gehen auf der Stelle nach Hause, herrscht der gestrenge Marschall, und ziehen die fürstliche Uniform aus. Sie sind Ihres Dienstes entlassen. Der arme Lakai bittet fußfällig um Gnade, erzählt von seiner kranken Frau, und seinen armen sechs Kindern. Der Hofmarschall war unerbittlich, das heißt kalt und fest; er weiß von keinem Erbarmen. Der arme Lakai schwimmt in Thränen, da tritt der Fürst herein. Er befiehlt, daß der Verbrecher aufstehe. Dieser erzählt nun treuherzig und herzbrechend sein Vergehen. Der Fürst erschaut die weingefärbte Weste, und muß lächeln. Wohlan, spricht er, es sey vergeben, aber künftig — Weißen trinken!

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 12.

Bremen, Sonntag den 9. Februar 1840.

Gestorben:

125. Den 4. Febr. Becka Löschen, 24 Jahr; hint. Stephanikirchhof Nro. 1.

126. Den 4. — Der Tonnenmacher Anton zur Hell, 23 Jahr; im Krankenhause.

127. Den 4. — Des Arb. Alb. Bardiling Sohn (todtgeb.); Düsternstraße Nro. 87.

128. Den 5. — Der Blechenschlägermeister Wilh. Meyer, 43 Jahr; Piperstraße Nro. 3.

129. Den 5. — Des Krämeramtsgenossen Carsten Diedr. Wilh. Ernst Tochter, 2 Jahr; Faulenstraße Nro. 52.

Nro. 130. Den 6. Febr. Des verst. Arb. Warnke Wittrock Wittwe, geb. Hersemann, 66 Jahr; kl. Fuhrleutestraße Nro. 10.

— 131. Den 6. — Des Kaufmanns Ernst Ludwig Herm. Eicke Sohn (todtgeb.); Neustadtsdeich Nro. 49.

— 132. Den 6. — Des Küpers Joh. Georg Meyer Tochter, 1½ Jahr; Knoopstraße Nr. 29.

— 133. Den 6. — Des Johann Friedr. Borcherding Ehef., geb. Heuse, 69 Jahr; Armenhaus.

— 134. Den 6. — Des Matrosen Hinr. Pauls Ehef., geb. Schullen, 34 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 135.

Geboren:

168. Den 4. Febr. Des Schuhmachers Lüder Maas Ehefrau, geb. Volkmann, Fetten-Gang Nro. 14; von einem Knaben.

169. Den 4. — Des Postwägenmeisters Ulrich Martens Ehefr., geb. Stellmann, Bürgerstraße Nro. 10; von einem Mädchen.

170. Den 4. — Des Arb. Joh. Christ. Claus Ehefr., geb. Knoop, Hastedt Nro. 27; von einem Mädchen.

171. Den 4. — Des Arb. Wilh. Ernst Drettmann Ehefr., geb. Corsen, Degen-Gang Nr. 9; von einem Mädchen.

172 und 173. Den 4. — Des Arb. Alb. Bardiling Ehefr., geb. Murken, Düsternstr. Nr. 87; von Zwillingen, einem Knaben u. einem Mädchen.

174. Den 5. — Des Tischlers Joh. Heinr. Wischhusen Ehefr., geb. Stegen, Buntenthorssteinweg Nro. 108; von einem Knaben.

175. Den 5. — Des Kaufmanns Joh. Christ. Andreas Diedr. Drost Ehefr., geb. Hillern, Langenstraße Nro. 15; von einem Knaben.

Nro. 176. Den 5. Febr. Des Amtsfischers Andr. Klevenhusen Ehefr., geb. Klevenhusen, Wichelnburg Nro. 11; von einem Mädchen.

— 177. Den 5. — Des Matrosen Nicolans Hashagen Ehefr., geb. Peymann, Bollwerk Nro. 15; von einem Mädchen.

— 178. Den 5. — Des Kaufmanns Carl Friedrich Schmidt Ehefr., geb. Spilcker, Wall Nro. 83 D; von einem Knaben.

— 179. Den 6. — Des Kleidersellers Joachim Friedr. Wilh. Flatmann Ehefr., geb. Schultze, Neustadtsdeich Nr. 17; von einem Knaben.

— 180. Den 6. — Des Kaufmanns Ernst Ludwig Herm. Eicke Ehefr., geb. Bley, Neustadtsdeich Nro. 49; von einem todten Knaben.

— 181. Den 6. — Des Hauptmanns im hies. Infanterie-Bataillon Johannes Thode Ehefrau, geb. Kohl, Westerstraße Nro. 35; von einem Knaben.

— 182. Den 6. — Des Blumenhändlers aus Lunate Jaques Berti Ehefr., geb. Bunystade, gr. Johannisstraße; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

34. Der Arb. Heinr. Bremer und Agatha Rasch, Beide von hier.

35. Der Kaufmann Thomas Achelis zu New-York und Julie Sophie Rosine Hütterott hieselbst.

36. Der Privatlehrer Andreas Schnakenberg und Maria Theresia Westendorf, Beide von hier.

37. Der gewesene Lehrer am Buntenthorssteinwege Wilhelm Nordel, Amts Diepenau, Friedrich Wilhelm Husmann und Anna Sophia Elisabeth Menke am Buntenthorssteinwege.

Nro. 38. Der Schneideramtsmeister August Carl Fischer hieselbst und Margarethe Eleonore Holzapfel aus Oyle.

— 39. Der Färber Joh. Friedr. Hillmann zu Delmenhorst und Johanne Caroline Büsing aus Neuenfelde bei Elsfleth.

— 40. Der Arb. Joh. Carl Dunker und Anna Cathar. Kruse am Buntenthorssteinwege.

— 41. Der Kaufmann Christoph Friedr. Plate und Emma Wicht aus Philadelphia.

— 42. Der Tischlergesell Johann Daniel Rausch und Margar. Rosenbrock hieselbst.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 13.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 13. Februar 1840.

Und matt, vereinzelt schleppt sich fort die Schaar,
So reich an Angst und jeder Hoffnung baar,
Es sind die Trümmer einer großen Schlacht,
Die durstbesiegt der Tod gefangen macht.

Die Karawane.

Von

Hermann Neumann.

Warst du zu Schiffe fern vom Heimathland,
Wo Meer und Himmel in einander schwand,
Und ward ein Abend dir, wo stumm die Fluthen
Ein klarer, endlos weiter Spiegel ruhten,
Und ward ein Herz dir? — doch du wärst ein Stein
Zög' dann nicht Wonne heil'gend bei dir ein,
Wenn deines Tempels Dach der Himmel war,
Die Sonne dort dein purpurner Altar,
Und hast du nun mit reinem, hellen Blick
Tief eingetrunken solchen Abends Glück,
Dann wende deinen Kiel zum fernen Strand,
Wirf Anker dort, tritt auf des Ufers Sand,
Und folge mir, wo glüh'nder die Natur,
Sich dunkler wölbt der Himmel in Azur,
Die Lüfte zittern von des Tages Gluth
Und durch die Adern kochend wallt das Blut.

Folg' mir, und schau die Wüste stumm und leer,
Umkreis' mit heißem Aug' das trockne Meer,
Und schau die Sonne wie sie feurig blinkt,
Von gelbem Licht umspielt gen Sudan sinkt.
Das Schiff im Meer, — die Karawane hier:
Doch weh! verschmachtend lechzet Mensch und Thier,
Trüb starrt der Blick, es wankt der müde Fuß,
Entgegen eilt der Tod mit unwillkommnem Gruß.

Nur wer des Durstes Qual empfunden hat,
Von Angst getrieben und von Hunger matt,
Wem schon die Lippe borst, der Gaumen schwoll,
Das Auge blutig aus der Höhle quoll,
Die Fäden des Gehirns gespannt zum Springen,
Daß sie, ein Schrei des Schmerzes, hell erklingen,
Und wem bei der Verzweiflung inn'rem Ton
Die Hoffnung blieb, der Glaube nicht entfloh'n,
Der nur vermag ein klares Bild zu geben,
Und das Gedicht zur Wahrheit zu erheben.

Und müder schleichet durch den Sand die Schaar,
Da stürzt und stirbt das letzte Dromedar,

Eh' noch das Leben ganz ihm war entflohn,
Hat ihm der Dolch den Leib geöffnet schon,
Und eh' das Herz verzuckend ausgeschlagen,
Entreißt man ihm den wasserreichen Magen.
Doch Tropfen nur enthält der fal'ge Schlauch
Und wenig Blut entfloß dem Leibe auch.
Da, auf das Thier die Müden lechzend sinken,
Aus welkem Fleisch die letzte Kraft zu trinken. —
Den hanfnen Zügel ließ dem matten Roß
Der greise Führer, von der Lippe floß
Des Koran's Wort. Er schwor bei seinem Bart
Nach Mecca, dem Propheten heil'ge Fahrt.
Der Kopte, folgend des Arabers Spur,
Löst von dem Gurt des Rosenkranzes Schnur;
Die Perlen gleiten träge durch die Hand,
Und gläsern starrt das Auge auf den Sand.
Und bei des Moslems murmelndem Gebet
Des Christen Spruch den matten Zug durchweht,
Mit Kreuzeszeichen segnend Stirn und Brust,
Denkt er des Tods und der entschwund'nen Lust:
Es sank sein Weib. — Weht mit dem theuren Staub
Mischt bald der Sand sich. Nicht des Durstes Raub
Ward sie, — der Liebe. In dem Mantel trägt
Der Mann ihr Kind, das kränkend sie gelegt,
An blut'ge Brust, die sie verwundet sich;
Das Kind genas, indeß das Weib erblich.
Dem Mann zur Seite schwanket sein Genoß,
Er hängt sich sinkend an des Freundes Roß.
Das schleift ihn durch den rothen Sand mit Müh,
Und stöhnet tief und stürzt auf's müde Knie.
Der Christ steigt ab, legt hin den Knaben, hebt
Den Freund auf's Pferd, das wieder sich belebt,
Der Vater in den Arm des Reitets legt
Das Kind, — er blickt es an, — er schlägt
Den Mantel drum, ihm wird die Wange roth,
Er winkt nach Osten, sinkt, — ihn rief der Tod.

Und matter schwankt der Zug im öden Raum,
Zu spähen ferner wagt das Auge kaum,
Denn alle Blicke heimwärts kehrend sagen:
Schweig', armes Herz, bald hast Du ausgeschlagen!
So fort und fort, gedankenlos den Pfad,
Den Führers starkes Roß betreten hat;
Denn an des greisen Beduinen Kraft
Hängt hoffend, wer sich mühsam weiter rafft.

(Der Beschluß folgt.)

Der Pfarrer von Sanct-Agatha.

(Fortsetzung.)

Drei Tage darauf, als sich der Repräsentant, der nach Sanct-Agatha gekommen, in seinem Kabinet zu Niort befand, wo er eine geheime Konferenz mit dem öffentlichen Ankläger und dem Henker gehalten, um sich über die Mittel zu berathen, durch welche man den Insurgenten einen so großen Schrecken einflößen könnte, daß sie zu ihrer Pflicht zurückkehrten, führte man einen Greis mit schneeweißem, gebücktem Haupte zu ihm, der sich auf einen Knotenstock stützte, dessen Schuh von Staub bedeckt waren, und der Kleider trug, die fast in Lumpen um ihn hingen. Dieser Greis begann gleich, nachdem er vor den Konventsdeputirten getreten, mit den Worten: „Citoyen Repräsentant, Sie ließen zu Sanct-Agatha bekannt machen, daß Sie dem zwanzig tausend Francs geben würden, der Ihnen den Pfarrer des Ortes ausliefern würde. Ich komme zu Ihnen mit dem Erbieten, denselben in Ihre Gewalt zu geben, wenn Sie mir dafür die versprochene Summe auszahlen."

Wie sehr auch der Volksrepräsentant an die Verkehrtheit und Ruchlosigkeit der Menschen gewohnt sein mochte, so machte ihn doch die eines Greises, welcher nur noch einige Tage zu leben hatte und der ihm gegen Bezahlung das Leben eines Unschuldigen überantwortete, — unwillkührlich schaudern. — „Priester," begann er, „Du machst mir für einen Menschen Deines Alters und Berufes ein höchst seltsames Anerbieten."

„Nicht so seltsam, wie Sie glauben mögen. Nehmen Sie es an?"

— „Wer bist Du, der Du mir den Kopf Deines Mitbruders auszuliefern kömmst?"

— „Was liegt Ihnen daran, wenn ich Ihnen den Kopf nur ausliefere. Noch einmal: nehmen Sie mein Erbieten an?"

„Ich nehme es an und das vergossene Blut mag über Dich kommen!“

— „Immmerhin. Sie werden mir die 20,000 Franken geben, die Sie versprochen.“

— „Die sollst Du haben!“

— „Was wollte ich doch? . . . Könnten Sie mir nicht noch etwas mehr geben?“

— Blutgieriger Alter, findest Du Dich für Deine Ehrlosigkeit nicht schon genug bezahlt?“

— „Doch, doch. . . . Werden Sie nur nicht ungehalten. Sie zahlen mir also zwanzigtausend Franken.

— „Wenn Du mir den Pfaffen von Sanct-Agatha auslieferst.“

— „Wohl verstanden. Ich verlange ferner, daß Sie mir die Zeit und die nöthigen Mittel gönnen, um über die erhaltene Summe nach Belieben zu disponiren.“

— „Steht es denn in meiner Macht, Dir diese Zeit und diese Mittel streitig zu machen? Wenn Du Deinen Lohn erhalten, wird er nicht dann Dir allein zur Verfügung stehen?“ —

— „Ja, allerdings, allerdings. Versprechen Sie mir indeß das, warum ich Sie ersuche: ich habe meine Gründe, darauf zu bestehen.“

— „Obgleich ich nicht einsehe, was Deinem dringenden Gesuche zu Grunde liegen mag, so verspreche ich dennoch, Dir die Zeit und die Mittel zu gewähren, deren Du bedarfst, um nach Deinem Sinne über den Lohn Deines Verbrechens zu verfügen.“

— „So recht. Jetzt aber zahlen Sie mir die Summe, denn ich bin der Pfarrer von Sanct-Agatha und liefere mich Ihnen hiermit selbst aus.“

— „Sie!“ rief der Repräsentant, welchen die Ueberraschung mit einemmale Stimme und Ton verändern ließ.

— „Ich selbst,“ erwiederte kaltblütig der Pfarrer.

— „Und Du kömmst, Dich mir auszuliefern?“

— „Ich komme mich Ihnen auszuliefern, um die 20,000 Francs zu erhalten, die Sie mir versprochen.“

— „Was wirst Du mit dem Gelde machen? Es kann Dir das Loos, welches Dich erwartet, nicht unbekannt sein . . . Du bist außer dem Gesetze.“

— „Eben darum bitte ich Sie, mir die Summe auszuzahlen und mich sogleich in die Mitte meiner Pfarrkinder führen zu lassen.“

— „Was wolltest Du dort thun?“

— „Diejenigen, welche Sie mir zu Führern, zu Hütern mitgeben werden, sollen Ihnen Rechenschaft davon ablegen.“

— „Ich weiß nicht, soll ich oder . . .“

— „Repräsentant, ich habe Ihr Wort.“

— „Du hast Recht. Es geschehe, wie Du verlangt und wie ich es Dir versprochen.“

Der Repräsentant zählte in Assignaten dem Pfarrer zwanzigtausend Francs hin, welcher, nachdem er sie in sein Portefeuille gethan, mitten unter die Ruinen seines Orts geführt zu werden verlangte.

(Der Beschluß folgt.)

Des armen und des reichen Kindes Morgen.

Von

Mathilde Feldern-Rolf.

I.

Hannchen, das kleine Töchterchen einer armen Taglöhnerin, schlummert in einer halbleeren

Bettstätte, über einen Bündel Stroh ist ein grobes Laken gebreitet, und eine mit verschiedenen farbigen Flecken übernähte Decke, verhüllt das kleine Wesen, welches erwachend seine Händchen emporstreckt und: „Mutter, Mutter!“ rufet, doch Niemand antwortet ihr. Die Stube ist kalt und leer, Mütterchen ist schon ausgegangen. Das arme Hannchen friert, und weinend verkriecht es sich unter die Decke. Nach geraumer Zeit kommt das arme Weib nach Hause, sie ist seit einigen Monaten Wittwe, und ach Gott! wie schwer verdient sie sich ihr Brot. Sie hat in einem kleinen Korbe Lebensmittel heimgebracht, schleicht leise an das Bett ihres Kindes, welches nun wieder eingeschlummert da liegt, süß lächelnd, denn es träumt von geflügelten Gespielen, welche mit ihm tändeln, und die Thränen, welche noch die sanft gerötheten Wangen der Kleinen benetzen, gleichen Thautröpfchen auf jungen Rosen. Die arme Frau betrachtet schweigend ihr Kind, ein tiefer Seufzer entwindet sich ihrer beklommenen Brust. — Und wie sie so dasteht unbeweglich, halb vorgebeugt, ihr Hannchen betrachtend, und an ihren schlichten, redlichen Gatten denkend, ist ihre Gestalt rührender als jene Trauernden aus Marmor, welche unter Cypressen über den Gräbern der Reichen prangen.

Die junge Wittwe nimmt ihr gespaltetes Holz, legt es in den eisernen Ofen, und setzet ein Töpfchen mit Milch an das spärliche Feuer. — „Ach! wie elend ist die Wohnung, der Rauch erstickt beinahe mein armes Würmchen.“ — Hanny ist wach geworden, die Mutter eilet hin, hebt ihr Kind aus dem Bettchen, küsset es, und tritt mit demselben auf den Arm, vor das grellgemalte Marienbild, welches in einem schwarzen Rahmen an der Wand hängt, und das ihr ihre Frau Muhme vor drei Jahren zur Aussteuer von Maria-Zell mitbrachte. Hannchen faltet folgsam die kleinen rothen Hände, und sieht der Mutter auf den Mund, welche laut ein kurzes Gebet spricht, und sich zuweilen selbst unterbricht, um die Kleine zur Aufmerksamkeit zu ermuntern, wenn diese einigemal tändelnd die Hände ausstreckt. Das Gebet ist vorüber, die Mutter koset einige Augenblicke mit ihrem Kinde, dann setzet sie sich an den Tisch, schüttet die warme Milch über das aufgeschnittene Brot, und giebt ihrer Kleinen zu essen. Hannchen will, die Mutter soll auch davon nehmen, und schiebt der Mutter mit kindischer Geberde den Zinnlöffel zu dem Munde, die arme Mutter lächelt selig, kostet scheinbar und küsst darauf wieder ihr herziges Kind. Jetzt schnurrt es in dem groben Geräder der alten Schwarzwalderuhr, und es schlägt langsam sechs. — Die junge Wittwe tritt mit dem Kinde auf den Arm hinzu, zieht vorsichtig die Schnüre an, damit die Uhr während ihrer Abwesenheit nicht abläuft, und Hannchen sieht frohlockend auf die schweren Gewichte, wie sie vom Boden auf, bis an das Zifferblatt schweben. Hierauf legt die Mutter wieder ihr Kind in ihr Bettlein, sucht auf dem Fußboden nach einer kleinen hölzernen Kuh, welcher schon die beiden Hörner und ein Fuß fehlt, nimmt den goldpapierenen heiligen Nikolaus, welcher auf dem Moos vor dem Fenster steht, herein, stellt ihn ebenfalls zu Hannchen hin, küsset ihr noch einmal die rothen Wangen, besprengt die Stirne des Kindes mit Weihwasser aus dem Kesselchen neben der Thüre, schneidet sich ein Stück schwarzes Brot ab, blickt noch einmal auf ihr kleines Mädchen, geht rasch aus der Stube, schließt ab, und spricht zur Thüre der Nachbarin hinein: „Frau Finkerl, sehen Sie gegen Mittag ein wenig nach meinem kleinen Hannchen, der Schlüssel zur Stube liegt oben auf der Stelle.“

Hannchen bemerkt, daß die Mutter fortgegangen, fängt an zu weinen, und weint, bis Müdig-

keit ihr die Augen schließt. O Schlaf! du bist eine der wohlthätigsten Gaben des Himmels. Wir wollen hoffen, daß die Frau Finken dem Kinde nachsah, und ihm eine warme Suppe gab, denn sie ist selbst arm und hat fünf Kinder, daher weiß sie, was Noth ist, hat ein fühlend Herz und denkt vielleicht: ob fünf oder sechs Kinder aus einer Schüssel essen, das ist ja wohl einerlei.

Im ersten Stockwerk des Hauses, über der Stube von Hannchens Mutter, wohnt aber eine alte, reiche Jungfer, und als diese Hannchen weinen hörte, murmelte sie: „Ich muß doch nächster Tage mit dem Hausherrn sprechen, daß er dem Bettelvolk da unten aufsage; der häßliche Balg schreit wieder den ganzen Morgen, und weckt mir meine kleine Lady und den Ami. — Stille Lady, ärgere dich nicht, gieb mir dein Pfötchen — so — da hast du ein Stück Zucker — schlafe nun wieder mein süßes Hündchen — wir wollen den ungezogenen Knirps schon aus dem Hause bringen."

(Der Beschluß folgt.)

Verschiedenheit der Bettelei.

Man kann die Bettler eines Landes recht gut mit einem Barometer und die Kultur mit der Atmosphäre des Volkes vergleichen, so daß sich das Eine durch das Andere erklärt. Zufällig, nur äußerlich begründet ist es wenigstens nicht, daß ein Franzose ganz anders bettelt, als ein Deutscher, ein Spanier anders als ein Russe u. s. w. Die Franzosen haben das Evangelium der Freiheit und Gleichheit in ihr Fleisch und Blut verwandelt und es zwar durch die Guillotine größtentheils wieder abgehackt und abgezapft, aber so viel ist im ganzen Volke geblieben, daß sich Jeder fühlt, daß er sich einen ganzen Mann dünkt. Dabei sind die Franzosen das sanguinische, geschliffene, das höfliche Volk. Die Bettler sind demnach keck, stolz, gewandt, aber sie sind höflich und haben Conduite. Wenn Einer bettelnd an Jemand herantritt, so geschieht dies mit den üblichen Höflichkeitsformeln, aber nicht kriecherisch und hundemäßig; er tritt hin, als wollte er sagen: Mein Herr, da ich zufällig kein Geld habe und Sie ohne Zweifel bei Kasse sind, erlaube ich mir die Freiheit, Sie um ein Paar lumpige Sous zu ersuchen — aiyez la bonté, Monsieur! Es ist doch im Grunde nur ein ganz blinder Zufall, daß Sie Geld haben und ich keins, im Grunde sind wir gleich und beide freie Franzosen, seit 1789 und 1830. — Der französische Pauperismus ist deshalb staatsgefährlich, weil er über sich hinausgegangen ist. In dem Lande der Beafsteaks, des grellen Unterschiedes zwischen den ungeheuern Reichthümern des Lords und des Pöbels, der Aristokraten und des Volks haben die Bettler einen ganz andern Charakter; sie erkennen den Unterschied als einen nothwendigen, ich möchte sagen, vernünftigen an, deshalb sind sie nicht unzufrieden und der Reiche giebt in hergebrachter Weise und der Arme nimmt auf seinem angewiesenen Posten nach hergebrachter Weise. Die privilegirten Armen haben's gut. Die brodlos gewordenen Tausende in London suchen sich durch die Kunst des heimlichen Greifens, welche hier wirklich zu einer freien Kunst ausgebildet ist, durch listiges Finden dessen, was kein Anderer verloren hat, Existenz und Brod zu verschaffen. Wenn auch darum Mancher an einer zu engen Cravatte vom Seiler und einem sehr erhabenen Tod über der Erde stirbt, so läßt man sich doch im Ganzen nicht sehr iritiren und es geht so gut, daß in London jährlich mehrere Millionen gestohlen werden. — Die italienischen, portugiesischen und spanischen Bettler haben das gemeinsam, daß

sie gar nicht reflektiren, es ihrem Gehirn durch Nachdenken über ihren Zustand nicht unbequem machen. Scheint die Sonne zu warm, so suchen sie den Schatten, scheint sie nicht zu warm, so legen sie sich in die Sonne. Hier lassen sie sich in ihrer epikuräischen Gottseligkeit nicht stören, außer wenn sich Einer in einem heilen Rocke sehen läßt. Da wird mit ganzer südlicher Lebhaftigkeit, mit Grimassen und Geberden, mit ungeheuern Gestikulationen und bittendem und drohendem Geheul auf ihn eingestürmt. Bleibt der mit dem heilen Rocke kaltblütig und giebt nichts, so sucht man sich wieder ein bequemes Plätzchen und denkt: das ist Einer, der nichts giebt. Weiter denkt man nichts. Giebt man aber etwas, so hat man in einigen Sekunden ganze Schaaren um sich, die Alle was haben wollen und dann in der Unverschämtheit keine Grenzen kennen. Denn sie haben die einfache Logik: Wenn der dem was giebt, so muß er uns doch auch was geben, wir sind ja so gut Bettler wie der. Sehen sie aber endlich, daß man den Beutel des Angebettelten nicht weiter in Fluß bringen kann, ei nun, so ist das Unglück auch nicht groß; man geht ab, legt ich wieder zurecht und läßt Luft und Licht behaglich auf sich einwirken. — Die deutschen Bettler sind, besonders bei uns zu Lande, ziemlich unverschämt, dabei oft tückisch und kriecherisch; sie wissen und fühlen, daß sie arm sind, das macht sie unglücklich und tückisch. Die Armuth ist bei uns wegen des Klima's empfindlicher und schwerer zu ertragen. Der deutsche Bettler reflektirt. Das ist sein und der Reichen Unglück, denn Noth bricht Eisen und der Hunger ist der fürchterlichste Satan. Nur die Sorge des Staates und der im Ganzen bei uns ziemlich lebendige Wohlthätigkeitssinn ist Ursache, daß die Armen bei uns noch keinen gefährlicheren Charakter angenommen haben. — Die russischen Bettler sollen die liebenswürdigsten und bescheidensten von der Welt sein. Sie sitzen still am Wege, singen und halten ihre Mützen oder hölzernen Gefäße hin. Wenn sie sich mit Worten direkt an Vorübergehende wenden, so machen sie's nicht, wie bei uns die Krauken und Krüppel, die durch hyperbolische Beschreibung ihrer Leiden und Gebrechen das Mitleid zu erregen suchen, sie weisen vielmehr auf den Himmel, auf Jesus Christus, die Jungfrau Maria und deren Segen für die Almosen hin. Das „Magazin des Auslandes" hat einige solche Formeln mitgetheilt: „Gebt doch den Armen ein Almosen um Gottes willen! um Christi, um der Kirche, um eurer eignen Seele Labung willen!" Und als Dank: „Gottes Segen, Väterchen! Verleihe euch der Himmel ein langes Leben zur Gesundheit eures Leibes, zum Heile eurer Seele! zum Gedeihen eures ganzen Wohlstandes!" und dergleichen. Das „Ausland" fügt hinzu: „Da diese Wünsche gewöhnlich mit großer Innigkeit und Frömmigkeit ausgesprochen werden, so scheint es, als wenn sie wirklich dieses Heil vom Himmel herabflehen könnten. Und man muß gestehen, daß man sein Haupt einem alten bärtigen, weißhaarigen russischen Bettler mit derselben Ehrfurcht zum Segen hinreichen könnte, wie einem ehrwürdigen Priester." Das Emancipationswesen ist noch nicht nach Rußland gedrungen, man hält hier den Vermögens-Unterschied noch für einen heiligen, wesentlichen.

Ah.

Hummerfang in Norwegen.

(Aus Latham's: Norway and the Norwegians.)

Der Hummerfang in Norwegen ist sehr bedeutend, und beträgt jedes Jahr 100 bis 300,000 Stück. Ein einzelner Fisch kostet in Norwegen anderthalb Pence (etwas über 4 kr. oder einen guten Groschen), sie zahlen aber eine kleine Ab-

gabe, wenn sie außer Landes gehen. Die Zeit des Fangs ist im Winter, denn dann beißen sie am liebsten an; im Junius werden keine mehr gefangen. Man fängt sie in Körben (weirs) in derselben Art wie die Aale; diese werden ins Wasser gelegt und kleine Fische als Lockspeise hineingesetzt: wenn der Hummer hineinkommt, um sie zu verschlingen, kann er nicht mehr heraus. Die Zeit zwischen ihrem Fang und ihrem Transport bringen sie in flachen Behältern zu, die eine Menge kleiner Löcher haben; man sieht dieselben in der Nähe von Laurvig halb unter halb über dem Wasser in bedeutender Anzahl. So müssen sie Wochen und selbst Monate lang ausdauern. Die norwegischen Hummer sind etwas kleiner, als die, welche man in England fängt. Einige sind von hellblauer Farbe, hie und da findet man jedoch welche, die ganz monströs gefärbt sind, z. B. schwarz auf der einen, und weiß auf der andern Seite. Dies sind jedoch Seltenheiten. Sie kämpfen mit einander in ihren Gefängnissen, und man beschneidet ihnen zu dem Ende die Scheeren; dies sollte aber nicht sein, denn es ist leicht, sie ihnen zuzubinden. *) Man sollte glauben, die Hummer würden sich in solcher Gefangenschaft zu Tode hungern, da sie von Natur gefräßig sind, aber während ihrer Gefangenschaft nichts fressen. Dies ist jedoch keineswegs der Fall, auch werden sie bei weitem weniger mager, als man glauben sollte. Wer indeß Erfahrung in der Sache hat, kann aus der Leichtigkeit ihres Fleisches gar wohl auf die längere oder kürzere Zeit ihrer Gefangenschaft schließen. Auch ist zu bemerken, daß die Weibchen während ihrer Gefangenschaft nicht laichen, sondern den Laich bei sich behalten. — Außer Laurvig nehmen auch Bergen und Christiania einen bedeutenden Antheil am Hummerfang.

*) In England ist das Beschneiden der Scheeren durch eine Parlamentsacte verboten.

* Klein Geld.

Die Nachricht, daß dem Mangel des kleinen Geldes, durch Prägung desselben abgeholfen werden soll, hat gewissermaßen allgemeine Freude erregt, indem der Mangel nach Abzug der holländischen Gulden wirklich drückend wurde. Früher hat man sich erlaubt Groten von der Größe zweier Groten zu schlagen, die störend auf das Zählen wirken, weil man zweifelhaft wird ob es Ein Groten, oder Zwei Groten sind die man in der Hand hat.

Man darf jetzt zuversichtlich erwarten daß die Form der ein und zwei Grotenstücke so gewählet werden wird, daß sie sich selbst durch das Gefühl unterscheiden lassen.

Miszellen.

Das Gerichtsjournal „Audience" theilt ein schauderhaftes Beispiel von den traurigen Folgen langer Untersuchungshaft mit. Ein gewisser N.... wurde, wegen Vergehens angeklagt, im Februar v. J. in St. Pelagie eingesperrt. Im Besitz einer Stelle von 2000 Fr. hatte er bis dahin seine Familie, aus einer Frau und kleinen Tochter bestehend, anständig ernährt; nun aber trat Noth ein; die Frau verkaufte nach und nach Alles, was ihr von Werth geblieben war, und theilte den Ertrag mit dem gefangenen Gatten, dem endlich nach drei Monaten vom Instruktionsrichter Hoffnung auf baldige Freilassung gemacht wurde. Unterdessen zog sich die Untersuchung immer mehr in die Länge, um so mehr, da dem ohnehin stark beschäftigten Inquiniten auch noch Untersuchun-

gen über den Mai-Aufstand zugetheilt wurden. Das Elend der armen Frau stieg immer höher. Nach acht langen Monaten wird endlich N.... als unschuldig in Freiheit gesetzt; er eilt zu den Seinigen; Niemand antwortet auf sein Klopfen; er erbricht die Thüre, sieht im Zimmer zwei Kohlpfannen und auf einer schlechten Matratze zwei Leichname; es waren seine Frau und Tochter!

Zu der nächsten Gemäldeausstellung im Louvre treffen bereits sehr viele Bilder ein; als ein höchst erfreuliches Zeichen der Zeit bemerken Pariser Blätter den Umstand, daß mehr als die Hälfte der Zusendungen diesmal von Künstlern aus der Provinz herrühren. Bisher war das leidige Centralisationssystem in Frankreich auch im Gebiete der Kunst so übermächtig, daß jedes werdende Talent von Bedeutung je eher desto lieber in der Hauptstadt unter zu kommen suchte, um dort nicht selten zu verkommen oder seine Eigenthümlichkeit mindestens dem Gotte der Moderichtung in Paris für einige schnellverblühte Lobeserhebungen in den Journalen und Salons zum Opfer zu bringen. Diese Reaktion der Provinzen gegen die Hauptstadt kann für die Kunst höchst segensreich werden.

Ein Verehrer der geheimen Wissenschaften hat folgende kabbalistische Berechnung angestellt: Zählt man die Ziffern 1789, wo die erste französische Revolution begann, zusammen, so erhält man 25, grade die Dauer dieser Revolution, die 1814 zu Ende war. Verfährt man eben so mit 1815, wo die Contrerevolution geschah, so ergiebt sich 15. d. h. die Dauer der Restauration. Addirt man endlich 1830, so kommt 12 heraus, und es bleibt nun zu erfahren, was 1842 passirt.

In dem Dorfe Buitowa, eine Werst von der Stadt Schui, auf dem rechten Ufer der Tsch wurde im September vorigen Jahres ein Schatz gefunden, der in einem einfachen Topfe bestand und etwa 6 Pfund russischer Münzen enthielt, namentlich aus dem 16ten und 17ten Jahrhundert, von Iwan dem Schrecklichen bis Alexei Michailowitsch. Es finden sich indeß auch Münzen mit tatarischer Inschrift oder der Tamga,*) andere hatten gar keine Inschrift, sondern die Abbildung eines wilden Thieres, einer Art Leopard, unter dessen Bauche sich ein kleines Eichhörnchen befindet, auf der andern Seite war etwas, das einer Pyramide oder zwei aneinander stoßenden unregelmäßigen Dreiecken glich.

*) Dies Wort bedeutet den Stempel, den man auf die Waaren zu drücken pflegte, dann auch den Zoll, den die Waaren bezahlen mußten.

---

* Anzeige.

Den Herren Wirthen empfehle ich die in meiner Steindruckerei erschienene, sauber ausgeführte

Thortabelle

zum Aufhängen in den Gast-Zimmern. Der Preis ist 8 Gr., auf Pappe gezogen 12 Gr. und zu haben bei den Herrn Buchbindern und in meiner Handlung, Seemannsstraße Nro. 2.

G. Jöntzen's
Buch-, Stein- und Kupferdruckerei.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Daves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domhofe.

Die

SCHNELL-POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu **Nr. 13** des Bürger-Freundes für **1840.**

Donnerstag, den 13. Februar.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

„Die Kunst, aller Welt stets artig zu begegnen", von Dr. Kümmel, hat einem Setzer zu einer lustigen Rache Anlaß gegeben. Der Autor corrigirte sein Werk selbst. Einige derbe Setzfehler machten ihn jedoch ergrimmt, und er schimpfte den Setzer. Dieser schlich sich in die Druckerei, setzte für das K ein L am Anfange des Namens, und nun steht Dr. Lümmel auf allen Exemplaren des Buches, welches in Halberstadt bei Esche gedruckt ist.

Seit wenigen Wochen ergeben sich in Freiburg und in der Umgegend so viele Verbrechen aller Art, wie früher in Jahren dort nicht vorgekommen. So hat sich kürzlich wieder eine Gräuelthat in der Nähe zugetragen. Es war Sonntag. Die Leute eines abgelegenen Bauerhauses waren sämmtlich in die Kirche gegangen. Die Frau allein blieb und besorgte die Küche. Als die Haus-Angehörigen heimkehrten, fanden sie dieselbe mit mehr als zehn Messerstichen am Halse ermordet und erwürgt. Der Raub betrug etwa 50 fl. Geld und einige Kleidungsstücke. Der Verdacht fiel auf einen Maurerburschen, der kurze Zeit vorher im Hause gearbeitet. Man spürte ihm nach und man fand ihn Tags darauf in Breisach an der Landesgränze schon verhaftet. Er hatte sich an demselben Tage mit Mehreren im Wirthshause betrunken, ließ im Rausche seine Thaler springen, worauf ihm seine Cameraden, die er frei gehalten, seinen Beutel stahlen. Da gab es Händel, Rauferei; man ließ ihn verhaften, bis er wieder nüchtern wäre. Am andern Morgen kam sein Signalement.

Ein junger Mann, Commis in einer Handlung zu München, versteckte sich am 20. Januar, Abends, in der dortigen Mauth-Halle, und ließ sich in solche einsperren. Um Mitternacht versuchte er es, die Thür zur Gasse zu erbrechen, da ihm dieses jedoch nicht so schnell gelingen wollte, als er vermuthet haben mochte, so suchte er das Schloß aus der Thür heraus zu brennen. Die vorüber patrouillirenden Gendarmen, aufmerksam gemacht durch das Licht und das Klopfen im Hall-Gebäude, ließen sich solches öffnen, und zogen den Verirrten, nach dreiviertelstündigem Suchen, hinter Fässern hervor. Welch Unglück hätte das Vergehen dieses jungen Mannes bei dem heftigen Winde herbeiführen können, wenn das Feuer noch andere Gegenstände als die Thür ergriffen hätte.

Kürzlich hat man in dem Fährhause des nicht weit vom Einflusse der Unstrut in die Saale gelegenen Dorfes Altenburg, gewöhnlich Almrich genannt, eine Falschmünzer-Bande bei voller Arbeit ertappt.

Die Dampfschifffahrts-Verbindung zwischen Magdeburg und Hamburg hat sich auch im vorigen Jahre eines sehr günstigen Resultats zu erfreuen gehabt, und die regelmäßigen Fahrten der Schiffe hiesiger Gesellschaft sind ohne Unterbrechung bis zum Schluß der Schifffahrt durchgeführt worden. Trotz des niedrigen Wasserstandes im Herbst vorigen Jahres haben die beiden Schiffe dieser Gesellschaft doch circa 19,000 Ztr. Güter transportirt, und die Zahl der Passagiere ist bis auf 4800, also ziemlich um das Doppelte gegen das vorherige Jahr, gestiegen, während von Seiten der Hamburger Gesellschaft ebenfalls größere Konkurrenz eingetreten war. Mit Anfang der diesjährigen Schifffahrt wird die Magdeburger Gesellschaft den Dienst mit drei schönen Dampfschiffen eröffnen, welche Eleganz mit Bequemlichkeit vereinigen, während das vierte Schiff ebenfalls hier in Angriff genommen ist, und wir werden uns schon in diesem Jahre einer täglichen Dampfschifffahrts-Verbindung mit Hamburg zu erfreuen haben.

Herr Louis Drucker in Berlin glaubt die nächste Veranlassung vermöge seines Namens zu haben, das Fest der Buchdruckerkunst zu anticipiren. Er macht bekannt, daß die Feier mit Nachdruck in seinem Locale begangen und Niemandem früher ein Strich durch die Rechnung gemacht werden solle, bis er dieselbe bezahlt habe. Denjenigen, die in Berlin die Secularfeier der Buchdruckerkunst beabsichtigten, ward nämlich durch die Verweigerung der höchsten Erlaubniß ein Strich durch die Rechnung gemacht.

Die Mordthat, die jüngst an einer alten Frau in Gohlis vollbracht worden ist, fiel in demselben Hause vor, welches man lange Zeit als dasjenige bezeichnete, in welchem Schiller gewohnt haben soll. Auch jetzt ist noch nicht genau erörtert, ob sich der große Dichter nicht in dem nämlichen Hause aufhielt, das eben in den letzten Tagen eine neue aber traurige Berühmtheit erlangt hat.

Im „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen" befindet sich ein Aufsatz, welcher die Frömmelei von medizinischer Seite beleuchtet. Es wird daselbst behauptet: der Pietismus habe seinen hauptsächlichsten Grund in gewissen Jugendsünden, die auch später noch ihre Rechte geltend machen und den vorzüglichsten Grund zu frömmelnden Vereinen mit unsittlichen Tendenzen abgeben. Man müsse dem Uebel bis auf seine Wurzel nachgehen, die Jugend sorgsam überwachen und eine gesunde, kräftige Generation zu erziehen suchen. Für diese seien die Gefahren einer verdümmelnden Andacht und einer schamlosen Muckerei nicht zu befürchten.

Im Würzburgischen regt sich abermals eine große Auswanderungslust nach Amerika, da von dorther einige

günstige Nachrichten gekommen sein sollen. Besonders aber sind es Judenfamilien, die jenseits des Meeres sich ein besseres Fortkommen versprechen.

Aus Frankreich.

Paganini hat seinen Prozeß gegen den Unternehmer des Casino Paganini verloren. Hr. v. Petitville ist das Opfer dieser Unternehmung. Bis in die 60 Jahre trotz er mit einer jungen und reizenden Tochter auf dem Lande, während zwei Söhne auf Reisen oder in Paris waren. Da faßt das Mädchen die Idee, in ein Kloster zu gehen; alle Vorstellungen sind vergebens, heimlich verläßt sie das Vaterhaus. Der trostlose Vater verkauft seine Besitzungen und zieht mit einem Vermögen von 600,000 Fr. nach Paris. Hier langweilt er sich in Müßiggang; ein Projektenmacher schlägt ihm vor, ein Casino anzulegen und Paganini zu gewinnen, daß er diese Vereinigungen durch den ausgesuchtesten Kunstgenuß erhöhe. Das gefiel dem bejahrten Mann, der sich auch schon als Beschützer der Kunst gepriesen sah. Paganini's Habsucht ward geködert, er bedingt sich einen enormen Gehalt, nimmt eine brillante Wohnung in dem Hotel des Etablissements an und unterzeichnet selbst für 60,000 Fr. Man miethet das Hotel de Padoue, läßt es zu Sälen aller Art umbauen, stellt Direktoren, Inspektoren, Offizianten aller Art an, engagirt ein ganzes Orchester — das Geld schwindet, noch ehe das erste Konzert gegeben wird. Da kommt Paganini plötzlich der Gedanke, daß er nicht bloß für sich, sondern für andere Geld verdienen soll — Mißgunst und Stolz verstimmen ihn gemeinschaftlich — er weigert sich, schützt Krankheit vor. Das Publikum wird erst ungeduldig, dann gleichgültig und der verzweifelnde Hr. v. Petitville muß noch dazu Paganini, der sich in seine vier Wände einschließt, einsam die rührendsten Sachen spielen hören. Der unglückliche Vater ruft seine Söhne zu Hülfe; diese beschwören den Virtuosen, er wird gerührt, ergreift die Geige — aber an der Schwelle kehrt er um; er spielt nicht, er kann nicht spielen. Hr. v. Petitville fallirt, wird angeklagt, seine Kinder vertauschen die eleganteste Tracht schon mit ärmlichen Ansehen; Paganini wird belangt; da läugnet der geizige Italiener, läßt sich ärztliche Zeugnisse geben, zieht den Prozeß in die Länge. Endlich aber wird er verurtheilt und muß nun 52,000 Fr. Schadloshaltung in Petitville's Masse zahlen.

Louis Fisse zu Cadeilhan-Trachere, (Dep. der Basses-Pyrénés) hat eine Ehrenmedaille für den Heldenmuth bekommen, daß er mehr als eine Stunde lang Arm in Arm und Brust an Brust mit einem gewaltigen Bären kämpfte, welcher in der Umgegend viel Unheil angerichtet hatte. Mit Wunden bedeckt, behielt er dennoch Kraft und Geistesgegenwart genug, das Unthier von dem Felsen, auf dem der Zweikampf Statt fand, hinunter in den Abgrund zu schleudern.

Keine Hauptstadt der Welt ist so gut mit Wittwen bevölkert, wie Paris. Nach der letzten Zählung fand man in der Hauptstadt selbst 53,625, im Departement 64,082.

Aus England.

Professor Wheatstone's elektro-magnetischer Telegraph war seit den letzten beiden Monaten, bei allen Eisenbahnfahrten auf der Bahn zwischen Drayton, Hanwell und Paddington (in einer Entfernung von 20 englischen Meilen) beständig in Thätigkeit; die Great-Western-Eisenbahncompagnie hatte zu Gunsten des Unternehmens eine Geldunterstützung bewilligt. Sobald die ganze Eisenbahnlinie vollendet ist, wird sich die Telegraphenlinie von Paddington, (bei London) bis nach Bristol erstrecken, u. die Nachrichten können dann von der einen nach der andern Stadt in ungefähr 20 Minuten befördert werden. Die Drähte befinden sich in eisernen Röhren, nicht in Holz, wie es früher geschah; da mehrere Drähte vorhanden sind, so können verschiedene Anstalten und Behörden ihre eigenen haben, wenn sie einen verhältnißmäßigen Beitrag zahlen. Es ist jetzt kein Zweifel mehr, daß die Sache gelingen wird.

Aus Spanien.

Im ganzen Königreiche giebt es kein Blatt, welches nicht irgend einer Partei, oder der Fraction einer Partei angehörte. Alle Journale suchen sich in Gehässigkeiten und leidenschaftliche Angriffe zu überbieten. Die Sprache des „Eco del Comercio" ist jetzt so, daß sie nur dem niedrigsten Pöbel ganz verständlich sein kann, und da das Publikum gerichtet, so wie es zusammengesetzt ist, keinen Schutz gegen die giftigen Ausfälle jenes Blattes gewährt, so bleibt den Beleidigten nur die Anwendung des Faustrechts zur Abwehr übrig. Einer der Redacteurs des „Eco," Don Manuel de la Fuente Andrés, erhielt jüngst auf einer Straße eine derbe körperliche Züchtigung durch einen gemein geachteten Mann, den er in seinem Blatt einen Dieb genannt hatte, und bald darauf ward in dem „Correo Nacional" ein anderer Redacteur jenes Blattes, Don Angel Iznardi, ein niederträchtiger und feiger Verräther genannt. Derjenige, welcher ihm diese Benennung ertheilt, unterzeichnet seinen Namen und übernimmt die Verantwortung für diese öffentliche Beschimpfung. So tief ist die Presse Madrids gesunken.

Aus Norwegen.

Hr. Latham, dessen Schrift: Norway and the Norwegians, wir bereits erwähnt haben, enthält über auch sonst schon bekannte Sitte, das Vieh mit Fischen füttern, nachstehende Angabe: „Bei den norwegischen Fischen geht nichts verloren; selbst die Köpfe und der übrige Abfall des Codfisches werden noch benutzt. Man hat was Seegras zusammengeschlagen und mit ein wenig Fisch gemischt, dienen sie als Futter für die Kühe in den Fischmarken, die dabei nicht bloß bestehen, sondern sogar recht gut gedeihen."

Der in Christiana herauskommende Constitutionel meldet unter dem 13. Januar d. J.: „Die kürzlich gekommene Tromsöer Zeitung reicht bis zum 5. Dezember. Es ist darin eine Maskerade auf den zweiten Weihnachtstag angezeigt, was vermuthlich die nördlichste in der ganzen Welt ist."

Mosaik.

Ein aus Frankreich zurückkehrender Pommer'scher Landwehrmann wurde von seinen Landsleuten gefragt, wie es dort um ihn gestanden habe, da er doch kein Wort von der Landessprache verstehe. „Ei was," — belehrte er die neugierigen Frager — „ihre Worte sind ganz wie die unserigen, nur daß sie einen andern Sinn damit verbinden. Ein Bär (un pere) heißt bei ihnen ein Vater, eine Möhre (une mere) eine Mutter, ein Fisch (une fille) eine Tochter, ein Vieh (un fils) ein Sohn und Lodewich (l'eau de vie) Branntwein.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 13.

Bremen, Donnerstag den 13. Februar 1840.

Gestorben:

135. Den 7. Febr. Gesche Arens, 20 Jahr; Düsternstraße Nro. 60.
136. Den 7. — Der Soldat Anton Diedrich Riemann, 28 Jahr; Hospital.
137. Den 8. — Des Cigarrenmachers Heinr. Chr. Engelken Sohn, 3 Monat; Thiermanns-Hof Nro. 4.
138. Den 8. — Des Schullehrers Christ. Gottfr. Schöne Sohn, 4½ Jahr; Osterstraße Nro. 19.
139. Den 8. — Der Cigarrenmacher Joh. Christ. Meyer, 18 Jahr; große Annenstr. Nr. 21.
140. Den 8. — Des verst. Friseurs Carl Oelrichs Wittwe, geb. Denker, 86 Jahr; Wittwenhaus.
Nro. 141. Den 9. Februar. Des verstorbenen Hökers Joh. Conrad Mühlken Wittwe, geborne Barsky, 84 Jahr; kleine Krummenstraße Nro. 43.
— 142. Den 9. — Catharina Menken, 72 Jahr; Neuenmarkt Nro. 24.
— 143. Den 9. — Des verst. Hieronymus Bohlmann Wittwe, geb. Helmken, 45 Jahr; Stangen-Hof Nro. 4.
— 144. Den 9. — Des verst. Matrosen Joh. Christ. Antony Wittwe, geb. Storch, 74 Jahr; Buntenthorsteinweg Nro. 191.
— 145. Den 10. — Des Arb. Wilh. Wieweſing Sohn, 20 Wochen; Osterthorswall Nro. 21.

Geboren:

183. Den 5. Febr. Des Arb. Conrad Bohlmann Ehefr., geb. Müller, Buntenthorsteinweg Nro. 23; von einem Mädchen.
184. Den 6. — Des Schiffszimmermanns Hinrich Wohlers Ehefr., geb. Prigge, Hastedt Nro. 18; von einem Knaben.
185. Den 6. — Des Fuhrmanns Joh. Ernst Röver Ehefr., geb. Siedenburg, alten Michaeliskirchhof Nro. 3; von einem Mädchen.
186. Den 6. — Des Hökers Berend Bätjer Ehefr., geb. Grotheer, Kirchenstraße Nro. 4; von einem Knaben.
187. Den 6. — Des Cigarrenmachers Wichmann Goosmann Ehefr., geb, Berlitz, gr. Johannisstraße Nro. 74; von einem Knaben.
188. Den 7. — Des Kaufmanns Friedr. Brockelmann Ehefr., geb. Stövesandt, Hohenthorsstraße Nro. 5; von einem Mädchen.
189. Den 7. — Des Tischlers Joh. Friedr. Eckhoff Ehefr., geb. Nolte, kl. Helle Nro. 19; von einem Mädchen.
Nro. 190. Den 8. Febr. Des Privatlehrers Benjamin Kahl Ehefr., geb. Rasch, am Brill Nro. 17; von einem Mädchen.
— 191. Den 8. — Des Miethkutschers Ernst Heinr. Diedr. Wilh. Schröder Ehefr., geb. Hashagen, Tieser Nr. 12; von einem Mädchen.
— 192. Den 8. — Des Arb. Diedr. Heinr. Köhlmos Ehefr., geb. Götz, Grünenstraße Nro. 97; von einem Mädchen.
— 193. Den 9. — Des Cigarrenmachers Joh. Friedr. Dröge Ehefr., geb. Streckfus, Abbenthorswallstraße Nro. 57; von einem Knaben.
— 194. Den 9. — Des Tischlermeisters Ernst Friedr. Wilh. Fettköter Ehefr., geb. Tunkemann, gr. Hundestraße Nro. 11; von einem Mädchen.
— 195. Den 9. — Des Stuhlmachers Conrad Schulenburg Ehefr., geb. Meyer, kl. Helle Nro 30; von einem Knaben.
— 196. Den 10. — Des Arb. Friedr. Wilh. Rüter Ehefr., geb. Scharwig, gr. Johannisstraße Nro. 205; von einem Mädchen.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 14.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 16. Februar 1840.

— — — — Leben, wie so klein
Ist deine Macht, wie groß ist deine Pein.

Die Karawane.

Von

Hermann Neumann.

(Beschluß.)

Hier stürzt ein Sclav', ein scharfer Schrei erscholl, —
Dort sein Gebieter, röchelnd dumpf und hohl,
Der ihm zur Seite schreit, das Auge roth,
Lacht gellend auf: „Ha, Ketten bricht der Tod!"
Des nun befreiten Sklaven Bruder war's:
Er gräbt die Finger in des woll'gen Haars
Verstäubte Locken, durch den heißen Sand
Zieht er den schwarzen Leichnam an der Hand.
Schleppt fort den Bruder, bis das Knie ihm bricht,
Zur Leiche niedersinkt das hagere Gesicht.

Und matt, vereinzelt schleppt sich fort die Schaar,
So reich an Angst und jeder Hoffnung baar,
Es sind die Trümmer einer großen Schlacht,
Die durstbesiegt der Tod gefangen macht.

„Laß ab, mein Hasis, bis zum Tode nur
Schworst Treue Du, gelöset ist der Schwur,"
Sie wankt, sie sinkt, — das bleiche Mädchen trägt
Der Jüngling schwankend. Um den Nacken legt
Sich matt ihr Arm, an seiner Wange ruht
Ihr müdes Haupt, des Haares dunkle Fluth
Wallt um die Brust ihm. Mit der freien Hand
Löst unbewußt das Mädchen ihr Gewand,
Es drängt die Angst, den Busen zu befrei'n,
Den schamhaft stets die Unschuld hüllte ein.
Was Heh'nde Liebe nicht errang zu schau'n,
Enthüllet sich des stummen Todes Grau'n.
Doch deckt sein Schleier dem geliebten Mann
Den dunkeln Blick, und nicht erröthen kann
Das Mädchen, — fort trägt seine stille Braut
Der Jüngling, horcht beim Ruh'n auf ihres Odems Laut, —
Allein der Odem schweigt, kein Puls bewegt sich mehr,
Drum ward sein Arm so matt, drum war die Last so schwer!

Und fort und fort kriecht's durch die heiße Flur,
Verzerrte Leichen sind des Zuges Spur,
Fern durch die Nacht des gier'gen Schakals Heulen,
Den Tod im Herzen gilt's, ihm zu enteilen
Da — welch ein Ruf! des Führers Stimme „Halt!"

Er drückt sein Roß. Nacht hüllet die Gestalt,
Von Mund zu Mund läuft's bebend, zaudernd froh:
„Ha, die Oase!? — Wo die Quelle? — Wo!"
Dann tiefe Stille, — starrend jeder Blick, —
Den Odem hält die bange Brust zurück. —
Ein Luftzug? Nein, es sind der Geier Schwingen,
Die ob den Leichen mit einander ringen
Und horch! — Ein letztes Röcheln ist's. — „Stirb sacht!"
Das war sein Ruf! Hell dringt er durch die Nacht.
Die Karawane jauchzt, sie stürmet fort,
Und „Wasser! Wasser!" ist das Losungswort.
Im Laufe hindernd ward der Lüfte Spiel
Der lange Kaftan, von dem Haupte fiel
Der Turban, nun verachtet, in dem Sand,
Den dreifach echter Perlenschmuck umwand.
„Einst schien er werth das Leben mir zu sein,
Ein Tropfen Wasser, und der Schmuck ist Dein."
Ha, Wasser! Wasser! wie die matten Lenden
Das Wort erfleischt; dort tappt auf blut'gen Händen
Ein Sterbender, die dürren Finger graben
Sich klauenartig in den heißen Sand,
Die welke Sehne sich noch einmal spannt,
Zwei Schritte weiter, um ihn zu begraben
Schleppt sie den Leichnam. — Leben, wie so klein
Ist deine Macht, wie groß ist deine Pein!

Rasch flieht der Zug. Noch Mancher stürzet hin,
Doch ist sein Tod dem Andern nur Gewinn;
Er kann vor ihm nicht an die Quelle sinken,
Vor ihm nicht aus dem Lebensbrunnen trinken.
Und näher, näher — dort der Palmenbaum,
Und unter ihm des Wassers schnee'ger Schaum,
Da rauscht's, da perlt es silbern in den Sand,
Und da kommt's keuchend, lechzend angerannt.
Es sinkt, — es schlürft, — es netzet Bart und Stirn,
Und kühlend dringt's zum glühenden Gehirn,
Erfrischend rinnt der Trank durch Blut und Mark,
Wer sterbend sich gebückt, erhebt sich lebensstark.

Und die noch ringen zwischen Sand und Leichen,
Sie streben fort, den Palmbaum zu erreichen.
Dort strecken sie, gekühlt vom duft'gen Schatten,
Die schweren Glieder auf die weichen Matten.
Noch steht der Tod ob ihrem Haupt gebeugt
Sein saufter Bruder winkt — und er entweicht.
Es nimmt der Schlaf die Müden in den Arm,
Und legt ihr Haupt an seinen Busen warm.

Der Pfarrer von Sanct-Agatha.

(Beschluß.)

Die Einwohner des verbrannten Orts wurde höchst bestürzt über das Verschwinden ihres Se lenhirten, sie hatten ihn wie gewöhnlich zur Fü tung ihrer Morgenandacht besucht, doch hatten ihn nicht in dem Zimmer gefunden, das sie in der Eile mitten unter dem Trümmerhaufen h gestellt.

Sie beriethen sich gerade zum viertenma auf freiem Felde, über die Wege, die sie ein schlagen hätten, um zu erfahren, wo er wäre u ihn alsdann in ihre Mitte zurückzuführen, als ihn zu ihrem großen Erstaunen auf einem m Ochsen bespannten Wagen herankommen sah von denselben Soldaten umringt, die ihre Hä angesteckt hatten. Sie eilten auf ihn zu, hob ihn mit Vorsicht aus dem Wagen und umrin ten ihn, indem sie seine Hände und Kleider m Küssen bedeckten, und ihn mit tausend Fra bestürmten. Als man ihn endlich zu Worte kom men ließ, begann er: „Meine Kinder, ihr wa unzufrieden mit mir, ihr dachtet, daß ich eu verlassen hätte, ohne euch Lebewohl zu sagen un ihr fürchtetet schon, mich nicht mehr wieder zu sehe darin habt ihr euch aber getäuscht. O dies wä auch nicht die Art, auf welche man sich nac 50 jähriger Freundschaft verläßt. Ich hatte nu ein kleines Geschäft mit dem Chef des Depart ments abzumachen und begab mich aus Furch daß ihr mich nicht zu ihm gehen ließet, ins Ge heim, ohne euer Wissen, dorthin. Jetzt, nachdem ich mein Geschäft nach Wunsch besorgt, komme ich zu euch, um euch Rechenschaft abzulegen. Ih habt zu meiner Erhaltung und ohne einen Lau der Klage von euch zu geben, eure Wohnungen eure Möbels und die Frucht der schweren Arbei eines langen Jahres zum Opfer gebracht. Nu

ich bringe euch dagegen hier Mittel, aus welchen ihr eure Verlüste wieder ersetzen könnt. In diesem Portefeuille befinden sich zwanzigtausend Franken, welche der Herr Maire aus meinen Händen empfangen mag, um sie unter Jeden von euch, nach Maßgabe seines Verlustes, zu vertheilen. Fraget mich nicht, wie ich mir die Summe verschafft habe, es ist dies ein Geheimniß, welches ihr später erfahren werdet, das ich euch aber jetzt und ganz besonders heute, nicht aufzuschließen vermag. Ich werde mich wieder mit den Herren zurückbegeben, die mich hierher gebracht und euch auf eine Zeit verlassen, deren Ende ich jetzt nicht bestimmen kann. So lange ich aber auch von euch entfernt sein mag, bleibet immer, was ihr wart, so lange ich bei euch war: brave, fleißige Leute. Lebt im Frieden mit einander, wie gute Christen, liebet einander, bewahrt immer die Furcht Gottes und gedenket eures alten Freundes, den ihr etwas später oder früher, an einem Orte wiederfinden werdet, wo diejenigen, welche sich lieben, wie wir uns liebten, auf ewig verbunden bleiben. Meine Kinder! Knieet jetzt auch nieder, um meinen Segen zu empfangen!"

Auf diese Worte warf sich die ganze versammelte Menge, sogar die Soldaten, welche den Pfarrer herbeigeführt und die von der allgemeinen Bewegung mit ergriffen worden, — Jedermann warf sich auf die Kniee. Der Greis, dessen Augen gen Himmel gerichtet, dessen Geist in höhern Regionen lebte, streckte seine alterschwachen Hände über das knieende Volk und rief den Segen des Himmels auf das Haupt seiner Verfolger eben so herab, wie auf das seiner Freunde.

Als er sein Gebet beendigt, wandte er sich mit Engelsheiterkeit zu den bewaffneten Männern, die ihn hierher eskortirt hatten und sagte zu ihnen: „Meine Herren, ich bin bereit, Ihnen zu folgen."

Man setzte ihn alsbald wieder auf den Wagen und brachte ihn nach Niort zurück, wohin ihm all' seine Pfarrkinder zu Fuße folgten. Obgleich er hors de la loi war, so wurde er doch bei seiner Rückkehr dem Henker nicht ausgeliefert. Da der Repräsentant, welchem sich der Priester wieder gestellt, nicht die Verantwortlichkeit seiner Hinrichtung auf sich nehmen wollte, so schickte er ihn nach Nantes, wo er, drei Monate später in den Fluthen der Loire die Krone des Märtyrers empfing.

Was das Dorf Sanct-Agatha betrifft, so ward es nicht wieder auferbaut. Die Familien, welche es bewohnt hatten und lange Zeit nicht wußten, was aus ihrem greisen Pfarrer geworden, zerstreuten sich und siedelten sich in den umliegenden Dörfern an. Heutzutage durchfurcht die Pflugschaar den Ort, wo einst die Wiege ihrer Kindheit stand, und das heilige Gefilde, unter welchem ihre Väter schlafen.

Ch. Laumier.

Des armen und des reichen Kindes Morgen.

Von

Mathilde Feldern-Rolf.

2.

Grüne Seidengardinen mildern das Licht der Morgensonne, welche sich zu dem Fenster hereindrängt, und den blumigen Fußteppich mit helleren Farben bemalt. Madame Coussin, die Bonne der kleinen Aglaja, welche sich unruhig in ihrem mit Rosavorhängen umgebenen Bettchen herumwälzt, steht an dem Ankleidetische und richtet den zierlichen Morgenanzug der Kleinen. Da wird nichts vergessen, was das Aussehen des lieblichen Kindes verschönern könnte. Von den lichtbraunen Bandschleifen, welche unter dem gestickten Mor-

genhäubchen hervorgucken, bis zu der buntscheckigen Tändelschürze mit den langen Seidenquasten, von den schwarzen Halsschnürchen mit den kleinen Goldtroddeln, bis zu den cantharidenfarbigen Pantöffelchen herab, ist Alles nach dem neuesten, elegantesten Geschmack. Endlich schlägt es neun Uhr, die Stunde des Aufstehens für den kleinen Liebling des Glücks. Während Marie, das Kindermädchen, das Frühstück bringt und auf dem Tische das englische Geschirr ordnet, hebt Madame Coussin die Kleine aus dem Eiderdaunenbettchen, und schäkert mit dem Kinde, das übellaunig das Mäulchen verzieht.

„Ha, ha! bon jour, kleine marmotte! aben sie ausgeschlafen? Fatigué! stehen gerade — comment, — sie schneidet mir so eine äßliche Gesicht! — Ah, voilà une belle Demoiselle!“ Und indem Madame Coussin das kleine Mädchen liebkoset, aus- und ankleidet, singt sie mit greller, schneidender Stimme:

„Quinze printems parent Colette,
Son front encor ne rougit pas:
Quand on lui dit qu'elle est bien faite,
Ses yeux peignent son embarras.“ etc.

Kaum war der Kleinen Toilette zu Ende, als das Kammermädchen von Aglajens Mutter kam, um der Madame Coussin anzuzeigen, sie möge sich sogleich mit dem Fräulein in den Salon hinüber begeben. An der Hand der vorsichtigen Bonne trippelt das kleine Mädchen über die weichen Teppiche durch eine Reihe eleganter Zimmer, und fliegt jubelnd einer schönen jungen Dame entgegen, welche mit dem Ausruf: „Mein Engelchen, mein süßes Kind!“ die kleine Aglaja entzückt in ihre Arme schließet. Der reizenden jungen Frau zur Seite, sitzet des lieblichen Kindes glücklicher Vater, er nimmt scherzend sein Töchterchen vom Schooße der Mutter, und während er das goldlockige Kindchen küsset, holet die junge Mutter Zuckerwerk, und füttert damit ihren kleinen Engel. Der Hausarzt tritt ein.

„Ah, guten Morgen, Doktor!“

„Welch ein reizendes Bild häuslichen Glückes, meine gnädige Frau!“

„Sehen Sie den kleinen Engel an, Doktor, ist das nicht ein Goldkindchen!“

„Schön wie seine Mutter, nur geben Sie dem herzigen Püppchen nicht zu viel Zuckerwerk.“

„Ei, das schadet nicht.“

„Wohl schadet es, meine gnädige Frau, ein Mädchen von zwei Jahren kann den Tod von Naschwerk haben, ein Mädchen von zehn Jahren durch ein Schnürkorsett, und ein Mädchen von sechzehn durch einen Ball.“

„Der Doktor hat Recht, liebes Kind, nimm der Kleinen die Konfitüren, so.“

„Nun weint sie, stille, stille Mäuschen; Madame Coussin, im Vorsaal liegt ein Packet mit Spielzeug, welches ich gestern kaufte, lassen Sie dasselbe bringen.“

Indem sich die Bonne entfernt, schaukelt die junge Mutter ihren Liebling, trillert halblaut eine Ariette aus Adams „Brasseur de Preston“ und Papa fragt den Doktor, ob er nicht wisse, wer gestern in der Güterlotterie die Herrschaft gewonnen habe.

Der Arzt verneint es, nimmt jedoch die Liste der gezogenen Nummern aus seinem Portefeuille und überreicht dieselbe. Der Herr vom Hause durchfliegt sie gleichgültig.

„Unsere Aglaja hatte auch zwei Loose, wo hast du denn dieselben hingelegt, Alexandrine?“

„Wohin? da nimm den Schlüssel, Karl, ich glaube in das vierte oder fünfte Schubfach mei-

nes Schreibtisches." Papa geht, holt die Loose, und spricht, zurückkommend:

„Liebe Aglaja, du hast weder den ersten noch zweiten Treffer, wie ich sehe. Ah, bravo, durchgefallen bist du doch nicht gänzlich, 20,000 fl. hast du gewonnen, arme Kleine, um vier Nummern höher, und du hättest den ersten Treffer."

Aglaja sah ihren Papa verwundert an, und verstand von dem Gesagten natürlich nichts.

Mama aber sprach ruhig, indem sie langsam nach der Theekanne langte.

„Siehst du, mein Kindchen, das nennt man Unglück.

Die Coussin brachte das Packet, man löste die Schnur, und ein ganzer kleiner Hausrath entkollerte dem Papier. Da gab es kleine Tische und Schränke, Bettchen und Wiege, Küchengeräth, eine Schäferei, und tausend andere Tändeleien.

Aglaja betastete Alles, frohlockte und plapperte ein allerliebstes Kauderwälsch. In zehn Minuten hatte sie einer neuen Puppe die Nase eingeschlagen, einem Mops aus Pappe ein Ohr ausgerissen, ihre Schürze mit Thee begossen, und eine der englischen Tassen hinabgeworfen. Man lachte über den kleinen Unruhgeist, und Papa zierte zum Lohn für die kleinen tollen Streiche, das eine fette Aermchen seiner Tochter mit einem Goldreif. Der Doktor empfahl eine Morgenspazierfahrt und ging. — Mama befahl der Madame Coussin, der Kleinen ihren Rosapelz anzuziehen, und ihr Sammthütchen aufzusetzen, und begab sich selbst an die Toilette.

Eine Stunde später schritt die junge Dame die breite Treppe hinab, ein Bedienter in eleganter Livree eilte voraus und rief den Wagen vor, ein zweiter folgte und trug Aglajen auf dem Arm, er hob sie in den Wagen, die schöne eitle Mutter strich ihrem süßen Kinde die Goldlocken aus der Stirne, und ließ das Wagenfenster hinab. Die Pferde zogen an, und die glänzende Equipage flog zum Thore hinaus.

Viele, welche im Vorüberfahren das kleine Wesen sahen, wie es so fröhlich und freundlich herablächelte, dachten: Fürwahr, ein holdes Engelsköpfchen."

---

* Betrachtungen

über den Widerspruch zwischen (dem) Geist und (dem) Körper des Menschen. *)

Wenn uns die belebte Welt mit ihrem kunst- und wundervollen Organismus und der demselben beiwohnenden, unbegreiflichen Lebenskraft, wenn uns der Instinkt der Thiere und ihre Kunsttriebe, das Wesen des Magnets, des thierischen Magnetismus, der Elektricität und die summarische Schöpfung ein Wunder und ein unauflösliches Räthsel ist, so ist es insonderheit und in einem hohen Maße der Mensch mit seinem eigenthümlichen Wesen und den mit selbigem verbundenen Widersprüchen.

Das erste Räthsel und den ersten Widerspruch in dem Wesen des Menschen erblicken wir in seiner, so eigenthümlichen als seltsamen Zusammensetzung aus zwei höchst gleichartigen Theilen, nämlich, einer Seele und einem Körper. Denn ungeachtet wir aus der Geisterlehre erfahren, daß die Geister- und Körperwelt in dem ganzen übrigen Gebiete der Schöpfung getrennt ist, daß ein Geist kein Körper sei und also auch nicht die Eigenschaften eines Körpers theilen, folglich keinen Raum einnehmen und irgendwo eingeschlossen sein könne, so ist der mensch-

*) Die übrige Thierwelt ist von dieser Betrachtung ausgeschlossen worden so gerechte Ansprüche sie auch darauf haben möchte. Es wird hier also nur bemerkt, daß bei ihr der Instinkt überreichlich die Stelle der Vernunft vertritt und kein geringeres Wunder, als diese, ist.

liche Geist gleichwohl auf das innigste mit dem Körper vereinigt und in demselben, als in seiner ausschließlichen Wohnung, eingeschlossen. Wer eint diesen Widerspruch, wer faßt dies Wunder sonder gleichen?! —

Ein zweites Wunder und gleich großes Räthsel ist die totale Abhängigkeit der menschlichen Seele oder des Geistes von dem Körper und zwar in einem Maße, daß Naturforscher, Aerzte und Philosophen nicht selten versucht wurden, beide für die vollkommenste Einheit zu halten. Sie überzeugten sich nämlich durch Thatsachen, daß der menschliche Geist, ohne den vorangegangenen Gebrauch der körperlichen Sinne, diese Dienerschaft der Seele, weder sich seiner selbst bewußt sein, noch andern bemerkbar werden würde und noch weitweniger etwas denken und geistig wirken und schaffen könne, sondern ohne dieselben eine volle Null sein und bleiben würde. Denn, so argumentirten sie, ein Blinder wird sich nie einen Begriff von Farben, ein zugleich Fühlloser eine Vorstellung von Formen und ein Tauber keinen Begriff von Tönen machen können. Denkt man sich nun einen Menschen, welchem von seiner Geburt an sämmtliche Sinne fehlten, so würde er auch keinen einzigen Begriff und nicht einen einzigen Gedanken haben, nicht die geringste Aeusserung einer Seele zeigen können, sondern blos ein vegetatives Leben äußern und bis zum höchsten Alter einem Kinde im Mutterleibe oder einem neu gebornen, so lange dessen Sinne noch zum Gebrauch und zum Dienst der Seele unfähig sind, welches sich genau in einem solchen Zustande befindet, gleichbleiben. Haben aber späterhin die Sinne ihre Reife und Brauchbarkeit erlangt und hat die Seele demnächst mittelst derselben zuvor dazu die Materialien erhalten, so kann sie sich freilich sogar goldene Schlösser bauen, Berge von Juwelen und Dinge schaffen, die noch kein menschlich Auge gesehen hat, was ihr aber schlechterdings unmöglich sein würde, wenn sie durch die Sinne nie Gold, Schlösser, Juwelen und Berge hätte kennen gelernt und nicht zu sonstigen Gebilden die Elemente auf gleichen Wegen erlangt hätte. Auf gleichem Wege vom Bekannten zum Unbekannten erschauet sie den Mittelpunkt der Erde, sieht sie entfernte Welten mit ihren Bewohnern und mißt die Unendlichkeit des Raums und der Zeit, bis sie schwindelt und ihrer Beschränktheit inne wird. Alle s. g. geistigen Erzeugnisse der Abstraktion, der Spekulation, der Metaphysik wie der Phantasie, gingen ursprünglich von den Sinnen aus, oder erhielten mittelst derselben das die Elemente, wenn sie gleich auf diesen Wegen der Veredelung und Verfeinerung etwas unkenntlich wurden und mehr geistiger als körperlicher Abkunft zu sein schienen. Der zuerst durch die Sinnenwelt sein Dasein erhaltene innere Mensch kann sich nichts Uebersinnliches denken ohne es zu verkörpern oder Sinnliches zu Hülfe zu nehmen; daher entstanden die Bildnisse der griechischen Gottheiten unter den Händen der Kunst, eben so her bezeichnet man geistige Eigenschaften mit Emblemen, z. B. die Allwissenheit durch ein nachgebildetes, menschliches Auge, vielleicht wird dies auch wohl als ein Lichtmeer, als ein nach allen Richtungen gehender Strahlenstrom von der einen und von der andern Individualität wieder andere gedacht. In alles Denken und Dichten dringt sich Sinnliches auf, und mischt sich Körperliches ein. Bei der Vorstellung eines Geistes sollte man auch bemüht sein, sie noch so unkörperlich zu halten, wird sich doch gern so Etwas, das einem zarten Flor, einem dünnen Nebel, oder einem leisen fühlbaren Hauch ähnlich sieht, aufdringen. Selbst scheinbar rein Geistiges ist auf Körperliches

gründet. Die Leidenschaften z. B. werden durch körperliche Außendinge veranlaßt und im Innern, mittelst einer gewissen Verstimmung, dessen sich der Geist bewußt wird, empfunden. Es ist aus allen diesen zur Genüge klar, daß die Seele was sie ist, weiß, wirkt und schafft ihrem Körper, namentlich den Sinnen zu verdanken hat und daß sie von demselben, in dieser Beziehung, total abhängig ist. Aber gleich abhängig ist sie auch von seinem gesunden und kranken Zustande. Denn ist der Körper vollkommen gesund, so ist sie es auch, ist er krank, so ist sie es ebenfalls, und zwar in einem gleichen Maße und in einer gleichen Stufenlage von der Verstimmtheit und dem Unmuth an bis zum Wahnsinn und der Raserei, ja, sie theilt mit ihm sogar brüderlich die Ohnmacht und den Scheintod. Außerdem ist es räthselhaft und wunderbar, daß sie ihn so bald er lebt, bewohnt und in dem Augenblick, wenn er stirbt, verläßt, ohne ihm jedoch das Leben gegeben und genommen zu haben, *) daß sie als der Grund und die Ursache seines Lebens anerkannt wird, obgleich das Leben der übrigen organischen Welt keineswegs durch eine Seele bedient ist, wie uns die Pflanzen und die Thiere, welchen man keine Seele zugesteht, auf die zweifelloseste Weise darthun.

*) Zwar wird der Körper von dem Geiste mittelst einer plötzlichern, großen Leidenschaft oft schnell, und mittelst einer geringen, anhaltenden, oft langsam getödtet und zu Grunde gerichtet, allein dies geschieht nicht unmittelbar oder direct geistig, indem ein Geist als unkörperliches Wesen keinen Körper verletzen kann, sondern es geschieht solches mittelbar und zwar im ersten Falle durch eine schnell- und im zweiten Falle durch eine langsamtödtliche Action des Seelenorgans, des Gehirns und der Nerven, welcher sodann das Leben unterliegen muß.

(Der Beschluß folgt.)

Interessantes für Rechner.

Bardach's Laterier-Lineal.

Das Laterier-Lineal ist ein Ableger der „Bardachischen Taschen-Selbst-Rechnungsmaschine," welche unter allen neuern Erfindungen einen durch Originalität und Einfachheit begründeten bedeutenden Platz einnimmt, und die vollste Anerkennung verdient. Das Wort: Maschine kann den Nichtbeschauer leicht etwas von Räderwerk und dergleichen verwickeltem Mechanismus träumen lassen, was dem Ganzen eine schwerfällige und komplicirte Physionomie gab; aber die Rechnungsmaschine des Hrn. Bardach in Wien besteht aus einfachen, nach einem genialen Systeme nebeneinander gelegten Papier- oder Metallstreifen, durch dern Hinauf- oder Hinabschieben alle Rechnungen in der Zeit, welche nur zum Postenaufstellen nöthig ist, unumstößlich richtig gemacht werden. Das in Rede stehende Laterier-Lineal ist dieselbe, nur in die bequeme Form eines Lineals gebrachte Maschine, mit dem Vorzuge, daß alle aufgestellten Additionsposten stehen bleiben, damit der Rechner sich überzeugen könne, ob er sie richtig aufgestellt.

Der Hr. Erfinder hat dieses so nützliche Instrument gewiß deßhalb Laterier-Lineal genannt, weil es dem Geschäftsmann ein unentbehrlicher Zurseitesteher, ein Geheimrath, ein Kontrolleur sein soll, die ihm zeigen sollen, ob er seine Bücherkolumnen richtig addirt habe. Indeß scheint mir die Brieftaschenform viel bequemer. So einfach aber der Mechanismus dieser Maschine ist, so außerordentlich mühevoll ist die Anfertigung derselben, wovon Referent sich zu überzeugen Gelegenheit hatte, daher wir von Herzen wünschen, daß dem Hrn. Bardach für jahrelanges Mühen bis zur Erfindung, und für die fast unübersteigbaren Hindernisse bei der Ueberzeugung

der gerechte Lohn nicht ausbleibe. Und wer wird denn nicht ein so wohlfeiles und nützliches Instrument kaufen, das sich für ihn den Kopf bricht, für ihn addirt, subtrahirt, multiplizirt und dividirt? Wenn das Publikum für ihn noch nicht so warm gestimmt ist, so ist es Hrn. Bardachs eigene Schuld, weil er bis jetzt erst wenige Exemplare seiner Erfindung ins Leben schickte. Nur Energie, Hr. Bardach, das Bravo wird gewiß einer Erfindung entgegenschallen, die ein neuer Beitrag zur Ueberzeugung ist, daß wir in dem erfindungsreichsten Jahrhunderte leben.

— rzr —

Urtheile ausgezeichneter Männer über die Eigenthümlichkeiten verschiedener Völker.

Kaiser Carl der Fünfte schilderte einst den Charakter einiger europäischen Nationen auf folgende Weise:

„Die Franzosen," sagt er, „scheinen närrisch und sind klug. Die Spanier scheinen klug und sind Narren. Die Italiener scheinen klug und sind es wirklich. Die Deutschen nicht klug und sind es auch wirklich nicht ....."

Der Philosoph Kant hingegen charakterisirt diese vier Nationen und die britische folgendermaßen:

„Die Franzosen sind höflich, lebhaft, leichtsinnig, veränderlich und freiheitsschwindelnd. Die Engländer sind beharrlich, wohlthätig, gewinnsüchtig, stolz und ungesellig. Die Spanier sind mäßig, stolz, religiös, gravitätisch, unwissend, grausam und faul. Die Italiener sind frohsinnig, fest, affectvoll und meuchelmörderisch. Die Deutschen endlich sind häuslich, ehrlich, beständig, phlegmatisch, fleißig, bescheiden, ausdauernd, gastfrei, gelehrt, nachahmend und titelsüchtig."

Das Fehlerhafte, in den Volkscharacteren schildert Kant sehr lakonisch also:

„Frankreich ist das Modenland; England ist das Land der Launen; Spanien das Ahnenland; Italien das Prachtland; Deutschland das Titelland."

Luther sagt von allen Nationen überhaupt:

„Wer unter denselben vor zwanzig Jahren nicht schön wird, vor dreißig Jahren nicht stark, vor vierzig Jahren nicht klug und vor fünfzig Jahren nicht reich, der wird es wohl nimmermehr werden."

Kaffeehandel.

Vorräthe in den Haupt-Entrepots Europa's am 1. Januar.

	1838	1839	1840	
London	5741	6853	6713	Tonnen
Liverpool	1012	1517	1707	„
Andere Brit. Häfen	147	199	460	„
Großbritannien . .	6900	8569	8880	Tonnen
Amsterdam	6436	5580	7500	„
Rotterdam	6000	4502	5962	„
Hamburg	6600	5300	4241	„
Antwerpen	4350	3507	3720	„
Triest	2840	4660	3470	„
Frankreich.	3100	2900	2700	„
St. Petersburg . .	830	560	603	„
Genua und Livorno	659	228	498	„
Bremen	1450	1300	250	„
Zusammen in Europa	39,215	37,106	37,824	Tonn.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.", und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Daves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshof.

Die

SCHNELL-POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu **Nr. 14** des Bürger-Freundes für **1840.**

Sonntag, den 16. Februar.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Die Dorfzeitung berichtet: Zwei Dinge waren mir immer schmerzlich, die vielen Eide, die bei den Gerichten oft um Kleinigkeiten willen geleistet werden müssen und die Eilfertigkeit und Unwürdigkeit, mit welcher die Richter oft diese so wichtige und entscheidende Handlung vornehmen. Da ist mir denn ein recht heller Stern in meiner Betrübniß aufgegangen, der wenigstens die Hoffnung giebt, daß es in einem großen Theil unseres deutschen Vaterlandes damit besser werde. Das preußische Justizministerium hat an alle Gerichte des Königreichs die Verordnung ergehen lassen, daß künftighin bei jedem Gericht ein eigenes Zimmer, zweckmäßig decorirt, der Tisch mit schwarzem Tuch behangen und mit einem Crucifix versehen, dafür einzurichten und daß die Handlung selbst nur von dem ordentlichen Richter, nie aber von Referendarien und Auscultatoren vorzunehmen sey. Da, wo es nicht möglich ist, ein solches Zimmer frei von Reposituren zu halten, sollen diese mit schwarzen Vorhängen oder Thüren versehen werden. Daß dabei die Richter Herz und Kopf auf dem rechten Fleck haben und auch äußerlich anständig und würdig sich zeigen müssen, versteht sich von selbst.

Der Guß der Dürerstatue ist vollendet. Burgschmied hat in der Lösung dieser ersten großen Aufgabe zugleich sein Meisterstück geliefert. Die ganze Statue bleibt rein, wie sie aus der Form kam; das geringste Ciseliren würde nur die Wärme und Freiheit des Modells verwischen, die der Guß so trefflich, bis in das Kleinste, wiedergegeben hat. Dadurch ist auch die Farbe des Erzes so malerisch-schön, gleichwie beizeinem alten Gusse. Daß Burgschmied sein Werk so glücklich vollendete, ist für Nürnberg von doppeltem Interesse. Auch das Piedestal, das die Statue tragen wird, steht schon aufgerichtet auf dem Dürerplatze, nur fehlt ihm noch die Inschrift, die von Sr. Majestät dem König selbst noch bestimmt werden wird. Somit steht nichts mehr entgegen, daß die Enthüllung selbst auf den nächsten 20. Mai, Dürers Geburtstag, statt finden kann.

Unser alter Schäfer hat in dem Professor Ehrenberg zu Berlin einen Collegen bekommen. Unter der Eisdecke der Spree hat derselbe eine Menge Infusionsthierchen entdeckt, die nach seiner Behauptung einen gelinden Nachwinter verkünden. — In Berlin sind die Störche schon angekommen.

In Wien hat das veränderliche Aprilwetter viele Krankheiten und besonders auch das Nervenfieber erzeugt, das sehr viele Menschen dahinrafft. Die Krankenhäuser sind so überfüllt, daß man noch andere Gebäude dazu einrichten mußte.

B. am hohen Inselsberg. Der gegenwärtige Winter gehört mit zu den seltensten und merkwürdigsten, die wir hier nur jemals erlebt haben. In den drei letzten Tagen des Oktobers v. J. wehte hier ein solch heftiger Sturmwind von Osten, daß der starke Eisenstab unseres Kirchthurmes, auf welchem die Fahne ruhte, gänzlich umgebogen wurde, welches noch jetzt einen sehr sonderbaren Anblick gewährt. Der Winter brachte wenig strenge Kälte, welches sich schon beim Beginn desselben muthmaßlich voraussagen ließ. Am 2. Januar fand man hier bei sehr milder Witterung schon die Raupe des Nußflügels, welche in der Regel erst im April zum Vorschein kommt. Eine Menge Käfer, welche sonst auch erst im genannten Monat sich zeigten, findet man jetzt schon hier häufig. Die männliche Blüthe der Haselnüsse, so wie die frischgetriebenen Blätter des Sauerampfers, sind keine seltenen Erscheinungen. Um das Maaß der Seltenheiten dieses Winters voll zu machen, blüht bereits die Frühlingsschüsselblume in einem unserer Blumengärten dahier in einem Klima bei beinahe zweitausend Fuß Höhe über der Meeresfläche. Auch die Stürme vom 21. bis 26. Januar waren, wegen ihrer Heftigkeit ebenfalls eine seltene Erscheinung. Nicht ohne Grund läßt sich von dem Allen auf ein fruchtbares und gesegnetes Jahr schließen.

H. v. Görz hat ein ganzes Buch über seinen Beweis geschrieben: daß Friedrich II. von Preußen größer sei, als Napoleon! Anderer Meinung war der (Berliner) Professor Gans. Er sagte in seinen Vorlesungen über neuere Geschichte: „Meine Herren, Friedrich den Großen können Sie einrahmen und aus der Weltgeschichte herausnehmen — sie bleibt! Nicht so Napoleon; Er, Cäsar und Karl der Große sind die unentbehrlichsten Angeln, um welche sich das große Getriebe dreht."

Nach einem Schreiben des „Frankf. Journals" aus Berlin vom 5. d. befand sich dort eine Deputation der größten Weinhändler und Zuckerfabrikanten aus Schlesien und Pommern, um Beschwerde einzureichen gegen den neuen Vertrag mit Hamburg, durch welchen nach ihrer Ansicht die Kaufleute bald zu Grunde gehen müßten; man hoffe indeß, daß in Folge davon für die erwähnten Geschäftsbranchen bedeutende Abgabenerleichterungen eintreten würden.

Im Hoftheater zu München wurde ein glänzender Maskenball abgehalten, an dem an 2400 Personen Antheil nahmen. Im Salon der königlichen Hofloge erschienen drei Gruppen, die an Pracht und Costüme und an Reichthum der Juwelen Alles übertrafen. Die erste Gruppe

führte die Königin Therese als Elisabeth, Königin von England, die zweite nach Tasso die Herzogin von Leuchtenberg als Fürstin von Este, die dritte bildete einen Amazonenzug, geleitet von der Prinzessin Theodolinde von Leuchtenberg. Zum Schluß kam ein Luftballon, aus dem die Genien der Freude Gedichte auf die Königin Wittwe, zu deren Geburtstagsfeier das Fest veranstaltet war, herabstreuten.

Aus Frankreich.

In einer französischen Stadt befand sich während des Jahrmarkts im vorigen December ein Marionettentheater gerade vor dem Schauspielhause und wurde besonders von den Landleuten sehr fleißig besucht. Ein kleiner verwachsener Kaufmann aus der Stadt, L., ging in das Theater in's Parterre; alle Welt genirte ihn alle Welt kam ihm lächerlich vor. Seine giftigen Bemerkungen unterhielten seine Nachbarn, bis der arme Kleine auf den unglücklichen Einfall kam, sich an einen großen Mann zu wagen, der ganz ruhig vor ihm saß. Dieser wurde der Neckereien des Kleinen bald überdrüssig und bat ihn ganz gelassen, er möge Ruhe halten oder sich vor ihn setzen, er werde dann nicht nöthig haben, immer emporzuhüpfen. Der Kleine nahm diese Bemerkung übel auf, antwortete spitz, drohete und hob sogar den Stock gegen seinen Gegner. Mit einem Griffe hatte dieser ihn unter allgemeinem Gelächter entwaffnet, er sagte aber: „nehmen Sie Ihren Stock zurück, und bleiben Sie nun ruhig." — „Herr, Sie werden mir Genugthuung geben und auf der Stelle." — Ich schlage mich nur mit Männern." Darüber ward der arme Zwerg noch einmal aufgebracht und fiel wieder mit dem geschwungenen Stocke über seinen Gegner her, der ihm den Stock entriß und zertrat, den kleinen Kaufmann faßte, unter den Arm nahm und so, gefolgt von dem ganzen Parterre, bis an das Puppentheater trug, in das er ihn hineinschob, während er rief: „gebt doch besser auf Euere Marionetten Acht! da ist ein Hanswurst entlaufen, der einen Höllenlärm macht und keine Minute ruhig bleiben kann."

Die traurigen Prophezeihungen über das Jahr 1840 haben in den Landgemeinden ihre Wirkung hervorgebracht. Eine unglückliche Dienstmagd aus der Gemeinde von Emonville (Manche) wurde so davon betroffen, daß sie närrisch wurde. Dieses arme Mädchen glaubt jeden Augenblick, bei dem geringsten Lärm, den Anfang eines großen Kampfes zu sehen, den die Elemente beim Weltuntergang miteinander bestehen werden; schon glaubt sie die feierlichen Trompeten des letzten Gerichts zu hören. Den Tag vor dem 6. Januar, als am Tage, wo das große Ereigniß statt haben sollte, begab sich dieses Mädchen zu seinem Pfarrer, zog ein Messer aus seiner Tasche und bat diesen Geistlichen sie zu tödten und sich hintendrein selbst umzubringen, um nicht Zeuge der Katastrophe des andern Tags zu sein. Der Geistliche beruhigte diese Arme, so gut er konnte, und einige Aderlässe brachten wieder ein wenig Licht in ihre Gedanken.

Eine höchst anziehende Begebenheit hat sich vor Kurzem zu Bordeaux zugetragen. Ein im Hafen Arbeitender fand zufälligerweise vor der Präfektur ein sorgfältig zugelegtes Papier, das er aufhob und in die Tasche steckte, ohne es zu öffnen. Bald erkundigte er sich nach dessen Inhalte mit einem seiner Kameraden. Wie erstaunten sie, als sie in diesem Papier neunzehn Banknoten von 1000 F. fanden. Der in den Fund Eingeweihte wünschte seinem Freunde darüber Glück und ging weg. Einige Augenblicke nachher bemerkte er einen Herrn, der mit einer sehr unruhigen Miene etwas suchte; er fragte ihn gleich, ob die verlornen Banknoten ihm nicht gehören auf das Ja des Eigenthümers führte er ihn zum Platze seiner Banknoten. Dieser letzte gab dieselbe sogleich zurück und bekam 20 Fr. zur Belohnung. Allein dem Hinterbringer bekam, so versichert man, 1000 Fr. außerdem noch eine gute Anstellung.

Aus Portugal.

Der „Carniolia" berichtet nach einem Schreiben aus Lissabon: In einem Gasthause zu Santarem saßen kürzlich zwei elegant gekleidete, sich fremde Herren zu Tisch; ihrem Gespräche nach schienen sie reich, von nobler Geburt und nicht geringer Bildung zu sein, — ihre Conversation wurde immer lebhafter, und der Eine trug dem Andern für den Abend eine Spazierfahrt an; sie wurde, wie es schien, mit Vergnügen angenommen, und zur bestimmten Stunde die Straße nach einem Landgute eingeschlagen. In einem Gehölze hielt plötzlich der Wagen, der Eigenthümer desselben zog ein Doppelpistol hervor und wandte sich gerade zu seinem Gaste mit der Bitte, Uhr und Börse, als der Gast ebenfalls seinen Begleiter niederzuschießen drohte, wenn er nicht Uhr und Börse auslieferte. Man kann sich das Erstaunen der beiden Signores denken! Endlich meinte der Herr des Wagens, sei der Stärkere, weil sein Diener auf dem Bocke so gut bewaffnet sei. „Und säßen noch hunderte auf dem Bocke," erwiederte der Andere: „ich bin Bonza, der Name sei Euch genug!" — „Und ich Zamontara!" — Neues Erstaunen! in der That hatten sich hier zwei der berüchtigtsten Banditenhäuptlinge auf eine ihrer würdige Art gefunden! — Statt sich zu erschießen, schüttelten sie nun erfreut die Hände, und beschlossen, den Tag ihrer Bekanntschaft glänzend zu feiern; — hieran wurden sie doch gehindert. Man hatte indessen in der Stadt Wind bekommen; sie wurden daher bei ihrer Rückkunft ohne Weiteres festgenommen, und in sichere Haft gebracht.

Mosaik.

Program von einer musikalischen Abend-Unterhaltung zu Krähwinkel.

1) Variationen auf der Kesselpauke über das bekannteste Thema aller Sängerinnen: „Ungeheuere Heiserkeit ist meines Lebens-Regel."

2) „Es wehen leise Morgenlüfte," geblasen von acht Baß-Posaunen, mit obligater Begleitung einer Piccolo-Flöte.

3) Die Oper: Olympia, von Spontini, von einer Dame ganz durchgesungen, mit Begleitung einer Glas-Harmonica.

4) Die wahre Frömmigkeit der Mucker. Schlummerlied, gespielt auf einer verstimmten Orgelpfeife.

5) Wird Herr Dickkopf Laffe das Wort „Dummkopf" in S dur durch ein Sprachrohr schreien und dadurch beweisen, welchen guten Klang sein Name habe.

6) Die Arie: „Mich fliehen alle Freuden," im Chor von 300 alten Coketten gesungen.

7) Das Lied: „Schlaf, Kindlein, schlaf!" gesungen von 70 Baßstimmen, mit Begleitung von 10 Tam-Tams.

8) Wird ein Capitain aus der Leibgarde des jüngst verstorbenen Sultans seine Tapferkeit im Verschmausen eines großen Hasen nebst einem Fäßchen Sauerkraut beweisen. Dazu wird die Schlacht bei Leipzig von Janitscharen-Musik aufgeführt.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 14.

Bremen, Sonntag den 16. Februar 1840.

Gestorben:

Nro. 146. Den 11. Februar. Der Schneider Joh. Carl Ludwig Weidemann, 45 Jahr; Walldammstraße Nro. 12.

— 147. Den 11. — Des Landmanns Lütje Gieseken Sohn (gleich nach der Geburt gestorben); Obernstraße Nro. 17.

— 148. Den 11. — Des Tischlers Joh. Hinr. Wischhusen Sohn, 7 Tage; Buntenthorssteinweg Nro. 108.

— 149. Den 12. — Des verst. Diedr. Keiner Wittwe, geb. Repent, 88 Jahr; Muggenburg N. 23.

Nro. 150. Den 12. Febr. Des Schiffskapitäns Hinr. Wilh. Exter Tochter, 2 Jahr; Doventhorsdeich Nro. 18.

— 151. Den 13. — Des Arb. Johann Christ. Faber Tochter, 12 Tage, am Buntenthorssteinwege.

— 152. Den 13. — Des verst. Schuhmachermeisters Joh. Friedrich Pohlmann Wittwe, geb. Stichweh, 50 Jahr; Osterthorswallstraße Nro. 8.

Geboren:

Nro. 197. Den 8. Febr. Ein Mädchen — Windwamms.

— 198. Den 10. — Des Landmanns Lütje Gieseken Ehefr., geb. Mahlstedt, Obernstr. Nr. 17 (Vorstadt); von einem Knaben.

— 199. Den 11. — Ein Mädchen — Buntenthorssteinweg Nro. 239.

— 200. Den 11. — Des Küpers Friedr. Hartje Ehef., geb. Kramers, gr. Fuhrleutestraße Nr. 16; von einem Knaben.

— 201. Den 11. — Des Schiffszimmermanns Hinr. Tabe Ehefr., geb. Meyer, Muggenburg Nro. 23; von einem Mädchen.

— 202. Den 11. — Des Stuhlmachers Herm. Oetjen Ehefrau, geb. Wilkens, Kohlhökerstraße Nro. 53; von einem Knaben.

— 203. Den 11. — Des Cigarrenmachers Joh. Balje Ehefr., geb. Langemann, Klitzenburg Nr. 7; von einem Mädchen.

Nro. 204. Den 12. Februar. Des Cigarrenmachers Joh. Arend Frese Ehefrau, geborne Blendermann, Obernstraße Nro. 15; von einem Knaben.

— 205. Den 12. — Des Schiffszimmermanns Ehler Kracke Ehefr., geb. Lehmann, kleine Allee Nro. 20; von einem Mädchen.

— 206. Den 12. — Des Cigarrenmachers Christoph Hieronymus Herm. Kramer Ehefr., geb. Vollers, Dreckort Nro. 16; von einem Knaben.

— 207. Den 12. — Des Kaufmanns Joh. Hermann Kohle Ehefr., geb. Klatte, Faulenstraße Nro. 61; von einem Mädchen.

— 208. Den 13. — Des Windmüllers Christ. Ellmers Ehef., geb. Jäger, Neustadtswall Nr. 16; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 43. Der Musicus beim hiesigen Infanterie-Bataillon Carl Wilhelm Schmidt u. Gesche Meierdirks hieselbst.

Nro. 44. Der Arb. Joh. Bollmann und Cathar. Gehle hieselbst.

— 45. Der Arb. Ehler Heinr. Meyer hies. u. Metta Frölken am Buntenthorssteinwege.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 15.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 20. Februar 1840.

Und wer es hörte, stimmte ein,
Als könnt' es gar nicht anders sein.

Der Volksgesang.

Ein Vöglein singt im grünen Wald
Recht klar und hell, daß weit es schallt.

Ein anders Vöglein kommt dazu.
„Woher hast dieses Liedlein du?"

„Wie ich heut kreuz und queer hier flog,
Ein Wandersmann vorüber zog.

Der sang das Liedlein wundersam,
Wie's mir noch nie zu Ohren kam.

Er sang so recht aus freier Brust,
Als hätt' er selbst nicht, was, gewußt.

Ich lauschte seinem frischen Sang
Und merkte wohl mir seinen Klang.

Nun muß ich's singen stets fortan;
Der Wandrer hat's mir angethan."

Das Vöglein hörte kaum das Wort,
Da ells's im schnellen Fluge fort.

Es rief die Vöglein all' herbei,
Daß lauschten sie der Melodei.

Sie hatten sie auch gleich gefaßt,
Weil sie recht eifrig aufgepaßt.

Und stimmten alle an den Sang;
Das war ein wundersamer Klang.

Und wenn ein Wandersmann dort zog,
Um ihn der Vöglein Chor gleich flog.

Ihr frisches Lied er kaum vernahm,
Da's wunderbar ihn überkam.

In ihren Sang stimmt er mit ein,
Als könnt' es gar nicht anders sein.

Und singend zog des Wegs er fort
Und trug das Lied von Ort zu Ort.

Und wer es hörte, stimmte ein,
Als könnt' es gar nicht anders sein.

Ludwig Tostmann.

Chantilly.

Der große Condé hatte in seinem reizenden Chantilly ein Hospital errichtet, worin ehmalige Krieger im sechzigsten Jahre aufgenommen wurden und den sonderbaren Namen „Cadet“ annahmen. Ein Pensionair dieser Stiftung, ein hundertjähriger Greis ist es, von dem Léon Gozlan, der Autor der „Tourelles, histoire des chateaux de France“ *) sich von alten Zeiten der Condé's erzählen läßt.

Als der Prinz Ludwig Joseph von Condé, Vater des kürzlich verstorbenen Prinzen v. Bourbon, nach fünfundzwanzigjährigem Exil Chantilly wiedersah, war er über die, während seiner Abwesenheit vorgegangenen Veränderungen höchlichst verwundert.“

„Erinnert Ihr Euch noch einiger seiner damals empfangenen Eindrücke?“

„Nun, der Audienz-Morgen nach seiner Abends zuvor erfolgten Rückkehr in seine alten Rechts-Attribute war freilich wunderlich genug. Den alten Sitten gemäß erwartete er, daß seine Vasallen und After-Vasallen kommen und zur Einweihung seiner Ankunft, die Knie auf die Freitreppe gestützt, Jeder ein Gewehr abfeuern würde. Niemand aber ließ sich sehn! — Niemand überbrachte ihm mit dem Ausdruck der Ehrfurcht und der Freude das fette Hühnchen oder das volle Kornmaaß, den Sack voll Nüsse oder voll Mehl, den Baumzweig oder die Hand voll Erde, die Wachtel oder den Hecht als sprechende Symbole seiner Rechte über den Hühnerhof, die Mühlen, die Baumgärten, die Felder und Teiche, über die Lüfte, über Land und Wasser.

Der Hof blieb leer, die Freitreppe öde und die unzähligen Echo's des Schlosses hallten nur von den fernen, verdächtigen Tönen des Jägerhorns wieder, — des Jägerhorns, das eine Jagd feierte, dessen Wild ihm nicht mehr gehörte. D brach sein tiefer Schmerz aus, denn es giebt in der Brust des Greises Schmerzen, die den Tod herbei wünschen. Ein unnatürlicher Wunsch, d Alles ausspricht!

Seufzend schließt er das Fenster und denkt tröstend bei sich: „Sie mögen sich wohl über Tag und Stunde meiner Ankunft getäuscht haben sechsundzwanzig Jahre der Abwesenheit des G bieters können die Vasallen freilich nicht an Pünk lichkeit gewöhnen. Ich werde die große Glock wieder auf dem Schlosse einrichten lassen.“

Er tritt zurück und an seinen Wimpern hän gen schwere Thränen.

Gegen Abend, als die Einwohner von Cha tilly nach wohl verrichtetem Tagewerk die Frei stunde fanden, begaben sie sich, statt wie sonst d herrlichen Spazierganges zu genießen durch d schönsten Nasen der Welt, selbst den der Terra von Saint-Germain nicht ausgenommen, z Visite beim Prinzen von Condé auf das Schl

Sein armer Kopf schwindelt vor Freud er hat ja seine Vasallen wieder! Seine Diene hatten es ihm gemeldet. Er springt au seine Vasallen zu sehn; seine Vasallen sind nun da!

„Herr Kammerherr, schnell, mein Ceremo nienkleid und den Stahldegen! Und Sie da, rasch das Degengehänge! — Mein Gott! Haben Sie es etwa in München gelassen? So eilen Sie doch meine Herren! So! Den andern Aermel — rasch die Schnallen festziehen. Mich dünkt, die Emi gration hat auch Ihre Hände erlahmt. Ihr doch fast, als hätten Sie nur im funfzehnte Jahrhundert an einem Hofe des Nordens g dient! Rasch, rasch! Meine Vasallen erwarten mich ja! Wie mögen die armen Leute in den sechsundzwanzig Jahren gelitten haben! Wie

*) Dies ausgezeichnete Werk erscheint nächstens (bei Gb. E. Kollmann in Leipzig) in einer Uebersetzung von E. Wille, und da diese auch zu loben, ist das interessante Buch gewiß bald in allen Lesekreisen eine willkommene Neuigkeit.

werde ich sie verändert, gealtert und elend wiederfinden! Gold in diese Tasche! Steckt viel Gold in diese hier! — Endlich doch muß ich ihrem Verlangen nach mir genügen — schreiten Sie mir vor, meine Herren! — ach Himmel! Diese armen Vasallen!"

Guter Prinz! Statt der armen, in zerlumpten Stiefeletten, in von Koth geborstenen Pantalons, in hagern, abgehungerten Gesichtern sich geträumten Untergebenen — tritt ihm eine glänzende, von Gesundheit und Luxus strotzende Bevölkerung entgegen. Sie vereinigt die Eleganz der Hauptstadt mit der Frische des Landlebens in sich.

„Woher haben denn aber die armen Vasallen so viel schönes, blaues Tuch und weiße Wäsche bekommen? Wie können denn unglückliche Vasallen so viel Seide und weiße Federn besitzen?"

Der gute Prinz wußte wohl, daß man zu Chantilly schöne Spitzen verfertigte, aber er hatte bisher keine Ahnung, daß man diese, die ehemals nur an den Hof gingen, daß man diese hier auch trage! Und mit welchem Anstand und mit welcher Grazie wußten die armen Vasallinnen Spitzen zu tragen!

In diesen lachenden Gesichtern der Männer, Frauen und Kinder kennt er seine Vasallen nicht wieder. Nur wie aus altem Herkommen scheinen sie noch „guten Tag, gnädiger Herr!" zu sagen, aber im Stillen die Frage aufzuwerfen: „was ist denn eigentlich ein Herr?"

Der gute Prinz hätte wohl bei seinen Kammerherren Aufschluß holen mögen, die wußten ja aber nicht mehr als er selbst. Sie waren in London, während er sich in Coblenz aufhielt und ein Exil ist nicht klüger als das andre. Was denn nun thun?

Endlich nähert sich ihm eine Dame. Muthiger als alle Uebrigen ersteigt sie die Freitreppe. Sie ist jung, schön, zum Entzücken reizend gekleidet, die arme Vasallin! Monseigneur streckt ihr die Hand zum Gnadenkusse entgegen; statt aller Antwort auf diese, alle Feudalgröße überlebte Manier hebt sie eine blendend weiße Hand zu seinen Lippen auf. Schelmische Frauenrache! Der Prinz küßt die schöne Hand seiner Vasallin und huldigt somit wider Willen der Revolution. Doch denkt er bei sich, während er die junge, graziöse Vasallin in den Saal führt: „Sechsundzwanzig Jahre Abwesenheit muß Manches ändern, vorzüglich Vasallen!"

Im Saal trugen sich noch sonderbare Scenen zu. — Die Menge drang zwar nach, doch nicht wie ehemals mit bäurisch, tölpischer Neugier, sondern mit der Decenz persönlicher Würde und mit dem Bewußtsein der eignen Stellung. Wie in einem Tempel herrschte Liebe und Stille und des Prinzen Stimme allein beherrschte die weiten Hallen und zwar so stark, daß er sie zu mäßigen suchte. Er hatte in Deutschland etwas laut gesprochen.

„Habt Ihr nicht noch eine Erinnerung von mir?" redete er den Aeltesten der Versammlung an; „ich bin in Betreff auf Euch nicht so glücklich. Euren Namen?"

Dieser Name wurde genannt.

„Ja, ganz richtig!" fiel der Prinz ein; „mein alter Stallknecht der Zuchtstuten. Habe ich nicht Recht?" Der gute Prinz schien sich nicht wenig auf sein treues Gedächtniß zu Gute zu thun, während in den Zügen des Angeredeten ein sichtbarer Verdruß zu lesen; doch antwortete er mit fester Ehrerbietung:

„Ja gnädiger Herr, ich bin jener alte Stallknecht, doch seitdem bei Lodi verwundet. Sehn Sie meinen Kopf und dieses Kreuz! Später bei

Salanich in Egypten am linken Arm amputirt und jetzt Rentier in Chantilly."

Der Prinz verbeugt sich und nähert sich einem Andern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der unglückliche Millionär.

Von Boz.

Wenn man auf der Straße von Bethford die Brücke vor Highgate passirt hat, welche auf die Hauptstraße von London führt, so erblickt man ein artiges Landhaus, das einem Messerschmied von Birmingham gehört, der sich von den Geschäften zurückgezogen. Dieser reiche Gewerbsmann heißt William, wie alle Engländer, und Shoffield wie einige. Er hat dreißig Jahre hindurch dem Menschengeschlecht so viele Messer verkauft, daß er sich ein unermeßliches Vermögen erworben; an jedem Messer gewann er netto den Heft; sein Ruf in Providence-Buildings war ohne Gleichen. An dem Tage, wo sein Kassirer ihm anzeigte daß er fünfzehn tausend Pfund Sterling Einkünfte habe, nahm er Abschied von seinen Messern, in der Absicht, sein Leben nun zu genießen. Er abonnirte auf den Sun, einzig, um die vierte Seite der Annoncen zu lesen, wie dies alle Engländer thun, weshalb sie so stark in der Politik sind. Vermöge der täglichen Anzeigen des Sun ward er auf einige Domänen in der Grafschaft Kent aufmerksam, und kaufte dieselben, um sich London zu nähern, wo er seine Tage im Schooß des Vergnügens zu beschließen gedachte.

Im Frühling des Jahres 1834 zog Shoffield in jenes Landhaus bei Highgate, und miethete sich zwei Bedienten mit goldgelben Aufschlägen und blauen Handschuhen. Milne, der berühmte Wagenhändler von Edgar-Rood, verkaufte ihm eine Berline, drei Pferde und einen schwarzen, seit der Abschaffung des Sklavenhandels emancipirten Kutscher. Jeden Tag brachte ihm die Bethforder Post frischen Lachs und Hummer mit; Shoffield war vierzehn Tage lang glücklich wie ein Gott.

Als er zu Anfang der nächsten vierzehn Tage sein Messer ergriff, um den Lachs durchzuschneiden, seufzte er und warf einen melchancholischen Blick nach dem Norden Englands. Der Diener glaubte, daß Shoffield sich pantomimisch über die Unzuverlässigkeit des Messers beklage, und überreichte ihm ein ganzes Dutzend auf einem Teller. Shoffield stieß mit geballter Faust gegen den Teller, daß die Scherben mit den Messern auf den Boden flogen. Der Bediente nahm auf der Stelle seinen Abschied; der englische Diener ist sehr stolz, weil er freigeboren ist und Handschuhe trägt.

„Goddam," rief Shoffield, „ich fürchte, ich habe den Spleen! Ich hätte nimmer gedacht, daß es so schwer ist, nichts zu thun; ich war so glücklich in meiner Werkstatt zu Providence-Buildings! Doch ich will meinen Nachbar, Hrn. Kemble, fragen."

Hr. Kemble ist der Sohn eines berühmten Schauspielers dieses Namens, und außerdem Director der Quarterly-Review. Ein Mann von vierunddreißig Jahren, ernst, wie seine Revue, grau eingebunden und mit einem Gilet mit schwarzem Rande. Shoffield hatte für Kemble, den Vater, eine Summlung unschuldiger Dolche geschmiedet, welche für die Rollen Hamlet und Macbeth bestimmt waren; auf diese Weise hatte er auch den Sohn kennen gelernt.

Kemble, der Sohn, sann eben über einen Artikel gegen die Birmanen, als sein Diener ihm den Nachbar Shoffield anmeldete. Die Unterhaltung begann wie gewöhnlich unter Engländern. Schoffield setzte sich und betrachtete Kemble, Kemble betrachtete Shoffield, und dieser Austausch

von Blicken dauerte eine halbe Stunde. Schweigen von beiden Seiten. Dieser Zustand der Dinge hätte bis zum Abend dauern können, hätte nicht Kemble eine Correctur zu lesen gehabt über die Kritik der Werke von Tap — is — Koï, eines gelehrten Mandarinen, der dreitausend fünfhundertundsiebenundachtzig Jahre vor unserer gewöhnlichen Zeitrechnung blühte. Er hatte nicht fünf Minuten zu verlieren. Kemble ließ daher ein „Ah!“ vernehmen; bei diesem Ah erhob sich Shoffield mit der verlegenen Miene eines Menschen, der lästig zu werden fürchtet; er grüßte bereits, um Abschied zu nehmen, als ihn Hr. Kemble zurückhielt.

„Hr. Shoffield,“ sprach er, den Mund kaum merklich öffnend, „Sie hatten mir ohne Zweifel etwas mitzutheilen? Sprechen Sie!“

„Ja, mein Hr. Kemble, ja, ich wünschte von Ihnen einen Rath, Sie sind ein Gelehrter“ — —

„Lassen Sie hören,“ sprach er, „was für einen Rath?“ —

„Ich wünsche, daß Sie mir ein Mittel angeben, die Zeit auf heitere Weise zu tödten. Seitdem ich das Handwerk verlassen, langweile ich mich zum Sterben. Was ist dabei zu thun?“

„Nun wohl! abonniren Sie auf meine Revue, Hr. Shoffield.“

„Ja, das ist Etwas; ich abonnire auf ein Jahr. Wie vielmal erscheint sie jährlich?“

„Viermal; in jedem Vierteljahre ein Band, aber ein starker Band von vierhundertundfünfzig Seiten.“

„Hr. Kemble, das scheint mir sehr wenig, um drei Monate hinzubringen.“

„Gut! so kaufen Sie sich die Sammlung von 1827 an; Sie haben dann über vierzig Bände durchzulesen, das reicht auf zehn Jahre hinaus.“

„Sehr wohl; ich nehme die Sammlung. Sagen Sie mir indessen noch Etwas, Hr. Kemble; geben Sie mir eine Liste der Vergnügungen, die man in London für Geld kaufen kann.“

„Anständige Vergnügungen, nicht wahr?“

„O, ich verlange keine andern.“

„Anständige Vergnügungen giebt es nicht.“

„Ueberlegen Sie wohl, Hr. Kemble.“

„Sie können in den Gran-Cigar-Divan gehen.“

„Was macht man in diesem Divan?“

„Man liest meine Revue, und eine Art Orgel spielt während dieser Lecture einen Choral von Luther.“

„Das scheint mir wenig erbaulich, Hr. Kemble.“

„Versuchen Sie es.“

„Ich will es versuchen. — Doch theilen Sie mir noch irgend Etwas mit.“

„Sie können von Temple-Bar bis nach Hungerford-Market promeniren.“

„Und dann?“

„Dann kehren Sie von Hungerford nach Temple-Bar zurück.“

„Ist das nicht kostspielig?“

Einen Schilling in den Omnibus; zu Fuße nichts.“

„Und das ist Alles, Hr. Kemble?“

„Sie können auch den Nebel mit einem von mir erfundenen Demometer messen. Das ist sehr unterhaltend. Diese verschiedenen Zerstreuungen werden Sie sanft bis an das Ende Ihrer Tage führen. Wie alt sind Sie, Hr. Schoffield?“

„Achtundfünfzig Jahre.“

„So eilen Sie, Ihr Vermögen zu genießen, eilen Sie. — Morgen werde ich Ihnen durch meinen Diener alle Jahrgänge meiner Revue zusenden. Wünschen Sie vielleicht zwei Sammlungen?“

„Bin's zufrieden; das ist eine Unterhaltung mehr.“

„Ich empfehle Ihnen besonders einen Artikel, der durch sieben Bände geht, über die Urbarmachung des Innern von Neuholland. Die vier ersten Fragmente dieses Artikels beweisen, daß man einen großen Wald im Süden gänzlich ausrotten muß, um das Klima des Innern dieser großen Insel gesünder zu machen. Die drei letzten Fragmente sind gegen einen Gelehrten in Botany-Bay gerichtet, der mir einen Brief schrieb, worin er darthat, daß es gar keinen Wald im Süden gebe, weil überhaupt auf ganz Neuholland kein Baum gefunden werde. In der nächsten Nummer werden Sie meinen achten Artikel lesen, welcher siegreich beweist, daß dieser Wald existiren muß und daß er sumpfig ist. Wir werden sehen, was unser Gelehrter von Botanny-Bay darauf antworten wird. Sie glauben nicht, welchen Reiz solche lebhafte Diskussionen dem Leben verleihen; darin liegt das ganze Geheimniß, glücklich zu sein.“

„Sie machen mich glücklich,“ sagte Shoffield, sich verbeugend; „erlauben Sie mir, Ihnen die Hand zu drücken. Leben Sie wohl, mein Herr, schicken Sie mir die beiden Sammlungen noch diesen Abend.“

Er entfernte sich.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Betrachtungen

über den Widerspruch zwischen (dem) Geist und (dem) Körper des Menschen.

(Beschluß.)

Der Körper stirbt freilich in dem Moment, wenn ihn die Seele verläßt, aber die Seele verläßt ihn dagegen keinen Augenblick eher, als er stirbt, das ist, bis ihn andere Gewalten außer ihr, z. B. Krankheit, Schwert oder Blitzstrahl tödtet. Aber die Steigerung dieses Wunders und dieses Räthsels der Schöpfung ist noch nicht vollendet. Denn obgleich, wie oben dargethan ist, die Seele, so lange sie den Körper bewohnt, ohne denselben Nichts ist und Nichts vermag, so wird sie doch, wie die Dogmen unserer Kirche lehren, sobald sie ihn verlassen hat, selbstständig freier, geistig wirksamer und vollkommener, als sie im Verein mit demselben war, und ungeachtet sie sich dessen hoffnungsvoll überzeugt hält, so schmälert dies doch ihre gränzenlose Lebensliebe zum zeitlichen Leben nicht, wenn sie einandermal desselben so überdrüssig ist, und solches so unerträglich findet, daß sie ihren Körper auffordert, es eigenhändig zu vernichten. Wo ist der Sterbliche, der uns solche Widersprüche erklärt und uns solche Räthsel löst?! – Er findet sich nicht, und wir können nur ausrufen: Herr vergieb uns und habe Nachsicht mit uns, wenn wir deine Wunder nicht begreifen und die Räthsel derselben irrig deuten!!! –

Ein drittes Räthsel in dem menschlichen Wesen ist der Widerspruch zwischen seiner körperlichen und seiner geistigen Natur. Was der Natur des Körpers als heilsam zusagt, das verwirft der Geist, weil es ihn genirt, seine Neigungen und seine Cultur beschränkt, nicht genußreich genug für ihn ist und vielfache Entsagung bedingt, und was dem Geist zusagt, verwirft der Körper, weil es seiner Gesundheit und seiner Lebensdauer nachtheilig ist. Dieser scheinbar paradoxe Satz heischt eine weitere Erläuterung und Nachweisung welche denn noch schließlich im Nachstehenden erfolgen soll:

Nach seiner ursprünglichen, normalen, organischen Einrichtung und Anlage und der derselben beigegebenen Lebenskraft kann der Mensch in den zur Lebensdauer günstigsten Zonen 200, in den dazu minder günstigen 100 — 150 Jahre lang leben, wie solches Methusalem und mehrere so-

ner dauerhaften Nachfolger beurkunden. Eine solche Lebensdauer bedingt jedoch zunächst, daß man einen dazu hinreichenden Fonds von organischer Derbheit und von Lebenskraft mit auf die Welt gebracht habe, und daß man auf einer so langen Lebensreise nicht von einer oder andern der zahllosen das Leben vernichtenden Gewalten getroffen und getödtet wird, und auch nie und nirgends einkehrt und verweilt, wo unumgänglich gewisse Procente von dem Lebensfonds abgegeben werden müssen, sondern, daß er räthlich und sparsam mit demselben umgehe, damit er lange davon zehren und leben könne. Dieses nun bedingt wiederum, daß er in einem gewissen Stande der Unschuld geboren und fortan eine Lebensweise führe, welche mehr der Lebensweise der Patriarchen, der Hirten, Jäger und Ackerleute gleich kommt, folglich einfach lebe und sich allermeist in gesunder freier Luft rege und bewege; daß er mehr den Vortheil des Körpers als den des Geistes dabei im Auge behalte, daß er eine höhere Cultur, mit ihrem Gefolge, den Luxus und die ungesunden Beschäftigungen und Lebenslagen, welche dieser hervorruft; daß er Schwelgerei und Uebersättigung aller Art von Genüssen sorgfältig vermeide und seinen Verstand nur in dem Grade cultivire, der zureichend ist zu wissen, was seinem Körper dienlich und was ihm schädlich sei. Was darüber ist, das ist für seine Lebensdauer, vom Uebel. *) Das Alles aber sagt dem Geiste nicht zu, denn es bedingt solches große Resignation, Mäßigkeit in allen Genüssen und oft sogar gänzliche Entsagung der aller angenehmsten, wie z. B. der reizenden geistigen Getränke, der lieblichen Schwelgereien, der wechselvollen Unordnung, ja, es bedingt sogar Mäßigung der Geistesthätigkeit und Entsagung aller Anstrengung desselben, wie auch Regelmäßigkeit, Ordnung und Aufmerksamkeit in Bezug der Körperpflege. Der menschliche Geist hat aber gerade umgekehrt einen unwiderstehlichen Hang zur Cultur, zum Luxus, zum Wechselvollen, zur Mannigfaltigkeit, zu pikanten, excitirenden, Geist und Körper aufregenden, Genüssen. Er strebt nach seiner Bereicherung und Veredlung, übt deshalb oft eine rücksichtslose Thätigkeit und Geistesanstrengung bis zur gänzlichen Erschöpfung desselben, auf Kosten des Körpers. Er erfreut sich seiner Hochgenüsse im Denken, Speculiren, Philosophiren, Phantasiren, um im geistigen Wirken und Schaffen und gefällt sich am besten, bei wohlbesetzten Tafeln, bei feurigen aufregenden und die Lebenskraft consumirenden Getränken, in einer gespannten oft folternden und verzweifelten Lage am Spieltisch, oder auch zu mitternächtlicher Zeit am Pulte im Meditiren, kurz, an allen Orten und bei allen Gelegenheiten, wo das Leben angespannt, aufgeregt und gesteigert, wo geschwinder und mit reichlichem Aufwande von Lebenskraft gelebt wird, wenn dagegen der Körper für sein Heil und seine Lebensdauer eine einfache, regelmäßige Lebensweise, Mäßigkeit und Ordnung in seinen Genüssen fordert und sich nur seiner Eßlust, seiner guten Verdauung, seines ruhigen, erquickenden Schlafs und seines körperlichen Wohlbehagens erfreut. Somit findet sich also auch in dieser Beziehung der menschliche Geist und Körper im Widerspruch und stehen besonders hier sogar einander feindlich gegenüber, und zwar in einem solchen Maaße und so störend, daß man versucht werden möchte zu glauben, es wäre besser, der Geist hätte keinen Körper und der Körper keinen Geist, und wären so wie in der übrigen organischen und Geisterwelt voneinander getrennt, weil in diesem Falle kein Theil von dem

*) So viel Verstand und Cultur als zur Erhaltung und Beschützung des Lebens erforderlich, ist dem Menschen nothwendigst da ihn der Instinkt der Thiere abgeht, welcher bei diesen den Verstand ersetzt oder vertritt.

andern abhängig, genirt und benachtheiliget sein würde, und folglich beide dabei gewinnen müßten. Jedenfalls leidet der Körper am meisten durch seinen Geist, weil ihm das Verhalten, was seinem Wohlbefinden und seiner Lebensdauer ersprießlich ist, nicht zusagt und er ihn zu einer naturwidrigen Lebensweise zwingt. Daher kann der menschliche Körper auch nicht die Lebensdauer einer seelenlosen Pflanze erreichen. Der Eichbaum z. B. wird allermeist über 600 Jahre alt. Lebte in ihm noch, wie weiland, eine Dryade und würde diese ihn zu einem erregtern naturwidrigen Leben zwingen, sicher würde er ein so hohes Alter nicht erreichen. Kurz, die geistige und körperliche Natur stehen gegen einander in Widerspruch und sind sich bei jedem Schritt gegenseitig im Wege. Wie seltsam ist aber dies, und doch zugleich wie wahr!! —

* Empfehlung.

In Nro. 91 des Bürgerfreunds gab die Redaction desselben den geehrten Lesern bereits eine kleine Probe eines plattdeutschen Gedichtes aus den nachgelassenen Papieren unsers unlängst verstorbenen Mitbürgers Beverstein. Unter dem Titel:

Glowwurdigen Bericht
von
ROLAND
sine Geschicht',

Wat he siet sienen Kinnerjahren
Hett alles belewt un erfahren;
Uprichtig un echt,
As he't sulwst hett segt.

hat da' Büchlein vor Kurzem die Presse verlassen und ein anderer Referent erlaubt sich, noch einmal darauf aufmerksam zu machen. Je seltener in unsern Tagen dem Freunde der plattdeutschen Sprache, und deren giebt es unter uns gewiß viele, etwas in derselben geboten wird, desto willkommener, hoffen wir, werden sie das Büchlein heißen und dem Bremer muß es dann um so lieber sein da unser Roland in demselben die Begebenheiten erzählt, die um ihn her vorfielen, so lange sein riesiges Schwert auf unserm Markt Wache hielt. Wir hoffen ihnen durch die Empfehlung dieses vaterländischen Erzeugnisses einen Gefallen erzeigt zu haben und wünschen dem sauber ausgestatteten Büchelchen eine freundliche Aufnahme, nicht allein bei dem „tagen baren Bremer Kinde, sondern aller Orten wo die plattdeutsche Sprache lebt und — wo sie gesprochen und geliebt wird, auch leben wird, denn sie ist die Sprache der Herzlichkeit, der alten deutschen Treue, unserer Väter und unserer Kindheit Sprache, darum darf und wird sie hoffentlich nicht untergehen, so oft ihr auch schon der Untergang geschworen und so laut sich die Stimmen oft auch schon gegen sie erhoben haben, sie wurden überhört und unser liebes Plattdeutsch lebt glücklich fort.

Berichtigung.

In dem Aufsatze „Ueber den Widerspruch zwischen dem Geist u. s. w. im vorigen Blatte hat sich ein sinnentstellender Druckfehler eingeschlichen. Es steht nämlich dort am Ende der 9. Zeile erster Seite von unten: aus zwei gleichartigen Theilen, soll aber heißen: aus zwei ungleichartigen u. s. w. Die Red.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 8 am Domthore.

Die SCHNELL-  POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu **Nr. 15** des Bürger-Freundes für **1840.**

Donnerstag, den 20. Februar.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Bei dem feierlichen Trauergottesdienste des verstorbenen Weihbischofs von Kowalski in Gnesen, welchem die Civilbehörden, das Officiercorps der Garnison und eine zahlreiche Versammlung aus allen Klassen der Bevölkerung beiwohnten, bemerkte man auch inmitten der katholischen Geistlichkeit, welche sich um den prachtvollen Sarg vor dem Hochaltare gruppirte, den evangelischen Superintendenten der Stadt in voller Amtskleidung. Möge dies Zeichen der Theilnahme von Seiten der andern Religionspartei nicht eine leere Ostentation, sondern das Symbol der gegenseitigen Achtung und eines brüderlichen Friedens sein, der beide Confessionen vereinigen soll.

Die Gothaische Zeitung enthält folgende Todesanzeige: „Bei einer Reise meines mir ewig unvergeßlichen Mannes — des Kanzlers v. Dammann — nach Sondershausen, geschah das Schrecklichste, was mich und meine unglücklichen fünf Kinder treffen konnte. Ein geladenes Gewehr, welches sich im Wagen befand, verletzte ihn während des Fahrens tödtlich, so, daß er wenige Stunden darnach in Greußen verstorben ist. Sondershausen, den 22. Januar 1840. Wilhelmine v. Dammann, geb. Blödau."

Eine merkwürdige Erfindung von unschätzbarem Nutzen und außerordentlicher Wichtigkeit ist die einer Buchstaben-Setz- und Ablegmaschine, welche der Setzer Kliegel in Preßburg gemacht, sie setzt in etwas mehr als einer halben Stunde einen ganzen Druckbogen Ciceroschrift. Es ist unberechenbar, welcher Gewinn aus dieser Erfindung hervorgeht.

Ueber die Feier des Buchdrucker-Jubiläums waltet augenblicklich ein Dunkel. In Darmstadt ists verboten, niemand weiß, warum. In Preußen solls verboten sein oder werden, niemand weiß, wie weit. In Bayern und Frankfurt ist's erlaubt, niemand weiß, wie lange.

Zwei Kämpfer des Don Carlos, der Fürst Lichnowsky und der Graf Boos Waldeck haben sich bei Wiesbaden fast öffentlich duellirt und der erste erhielt einen Schuß am Arm. Man sagt, sie hätten einander an der Tafel des Herzogs von Nassau beleidigt. Wenn der Arm geheilt ist, soll die Fortsetzung folgen. Bis jetzt haben die nassauischen Behörden ruhig zugesehen.

Die Berliner sind so glücklich junge Hühner mitten im Winter zu essen. Ein fürstlicher Koch brütet in einem Wasserofen die Hühnereier im Großen aus und die Jungen befinden sich vortrefflich.

Weimar, das schon für Manchen anziehend gewesen ist, hat jetzt einen Magnet mehr. Es ist der vom Hofmechanikus Bogenhardt verfertigte Magneto-elektrische Rotationsapparat, der von namhaften Aerzten daselbst, nach deren öffentlichen Ankündigungen, gegen Zahn- und Gesichtsschmerz und anderes rheumatisches Leiden mit großem Erfolge angewendet wird.

Aus Belgien.

Während der letzten Stürme wurde zu Malhières an der schönen Spinnerei der Herren Brière, Vallé und Comp. die Zink-Bedachung durch die Gewalt des Windes weggeführt; die Zink-Platten rollten sich wie Papier zusammen. In Brüssel sanken während des Sturmes viele Fledermäuse vom Thurm der Michaelis-Kirche todt in den Rathhaus-Hof herab. — In Folge des heftigen Sturms wollte der Chef der Eisenbahn-Station zu Kes bei Brüssel am 27. Januar das Convoi nicht abgehen lassen; die Reisenden bestanden jedoch auf ihre Fahrt; allein bald mußte man anhalten, da zwei Wagen durch den Wind umgeworfen waren. Einem Kinde soll der Arm weggerissen, mehrere andere Personen zerquetscht, und die Locomotive halb zertrümmert worden sein.

Am 6. Februar stürzte in Lüttich die nach dem Fluß hinausgehende Mauer der Tuchfabrik der Herren Banderstraeten ein und zog bald darauf auch den größten Theil des übrigen Gebäudes nach sich. Glücklicherweise ist nur ein einziger Mensch dabei schwer beschädigt worden, da der Einsturz sich durch das Krachen des Gebäudes vorher verkündigt hatte. Viele Spinn- und Webestühle sind ganz vernichtet, andere in den Strom mit fortgerissen worden.

Aus Frankreich.

In Paris giebt es in jedem Stadtviertel eine Art Kleinkinderbewahr-Anstalten, wo Handwerker und Kleinkrämer ihre Kinder, die sie während des Tages nicht beaufsichtigen können, für 5 — 6 Frs. des Monats in Verwahrung geben. Diese Anstalten stehen unter Leitung von Frauen, die aber weit eher selbst der Aufsicht zu bedürfen scheinen. So waren neulich in einer solchen Anstalt 7 Kinder von 3 — 4 Jahren ganz allein in einem Zimmer eingesperrt; die Kleider des einen fingen Feuer; die auf ihr Geschrei herbeigeeilten Nachbaren mußten die Thür einschlagen. Bereits hatte die Flamme zwei andere Kinder ergriffen, beide wurden jedoch noch gerettet; das erste aber mußte unter schrecklichen Schmerzen sterben; die ganze Oberfläche des Körpers war vom Kopf bis zu den Füßen verkohlt.

In Paris hat sich ein neuer Erwerbszweig gebildet.

In den Gefängnissen der Nationalgarde bemerkte man, daß einige Gesichter sehr oft wiederkehrten, dann fiel es auf, daß berühmte Künstler und vornehme Herren so schlecht gekleidet waren, wenn sie sich einstellten, um eine längere oder kürzere Freiheitsstrafe abzubüßen. Endlich entdeckte man, daß sich arme Teufel dazu hergaben, sich gegen eine Vergütung für Andere einsperren zu lassen. Jetzt läßt man, um dergleichen Täuschungen zu vermeiden, jeden Gefangenen fünfmal seinen Namen schreiben, und dennoch sind auch neuerdings wieder vier Stellvertretungen ermittelt worden. — Die guten Bursche aber, die sich für Andere in's Gefängniß setzen lassen, und von den Honoraren für diese Gefälligkeit leben, können mit dem vollsten Rechte behaupten, daß sie das ruhigste Geschäft, was nur ersonnen werden kann, betreiben.

Aus England.

Das Genie bricht selten die Früchte seiner Erzeugnisse. Dieser Satz findet eine neue Bestätigung in der Nachricht, die von englischen Blättern mitgetheilt wird: die Tochter des ursprünglichen Erfinders der Spinnmaschine, Samuel Crompton, lebt von Almosen, während die Erben Arkwright's, der anfänglich die neue Erfindung nur nachahmte, zu den Reichsten des Landes gehören.

Es ist in neuester Zeit viel über die Rechtschreibung des Namens der größesten britischen Dichters gestritten worden. Gegenwärtig giebt die „Litterary Gazette" die Nachricht, daß in dem Rathsbuche der Stadt-Stratford, während der Zeit, wo des Dichters Vater, John Shakespeare, Mitglied des Gemeinderathes war, der Name hundertsechsundsechzigmal, und zwar auf vierzehnerlei verschiedene Weise geschrieben vorkommt. Der Dichter selbst schrieb ihn Shakespere und Shakespeare. Wir wissen also grade so viel, als früher.

Die englische Zeitung „Globe" enthält einen Aufsatz über das Honorar berühmter Londoner Aerzte und Wundärzte. Es wird durch den Reichthum und die Freigebigkeit der Patienten auf's höchste gesteigert. Fünf Guineen (35 Thaler) für den Besuch zu geben, ist nicht ungewöhnlich. Der Wundarzt Cowper erhielt für einen Steinschnitt 1000 Guineen. Die Londoner Aerzte Chambers und Brodie nehmen jährlich 12 000 Pfd. Sterl. ein. Der Dr. Home gab bei der Besteuerungs-Commission seine jährliche Einnahme mit 21,000 Pfd. Sterl. an, Zwei Aerzte, Quäker, berechnen ihr jährliches Honorar auf 8 bis 12,000 Pfd. Sterl. In dem West-Ende von London, wo die hohe Aristokratie wohnt, müssen die Aerzte gut bezahlt werden, denn sie müssen sich dort, der Etiquette wegen, länger als üblich beim Patienten aufhalten, und können oft nur zwei Patienten in der Stunde besuchen. Weil die Aerzte so hohe Honorare bedingen, muß in England so mancher Patient ohne ärztlichen Beistand sterben, oder sich an die Quacksalber, wie Dr. Morrison, den berühmten Pillenfabrikanten, wenden.

Aus Norwegen.

Am 19. December v. J. stieß man im Kongsberger Silberbergwerk auf ein neues edles Erzband und erhob eine Silberstufe von 928 Mark am Gewichte. Die Schmelzhütten lieferten im vorigen Jahr im Ganzen 20,302 Mark 7 Loth, so daß der Reinertrag des ganzen Kongsberger Bergwerkes im verflossenen Jahre zu 130,000 Spthlrn. angesetzt werden kann.

Aus Schweden.

Nach der Kjöbenhavnspost gingen im Jahre 1839 19 175 Schiffe durch den Sund. Darunter befanden sich 4016 dänische norwegische und schwedische, 4498 englische, 831 russische, 6409 deutsche, holländische und belgische, 200 französische, 67 spanische, portugiesische und italienische und 114 amerikanische. Die Zahl derer, die von der Nordsee kamen, war 7975, die aus der Ostsee kommenden betrugen 8200. Im Ganzen war die Zahl um 2215 größer als im Jahre 1838. Die Zahl der amerikanischen Schiffe hatte um 39, die der französischen um 28 abgenommen.

Mosaik.

In Tyrol, in der Nähe von Botzen, lebt ein Bauer Namens Andreas Ruckler, der ein förmliches Barometer an seinen Haaren besitzt. Bleibt es schön, so legen sich seine Haare glatt um das Haupt; droht es zu regnen, so schwellen sie an und sträuben sich empor; bei anhaltendem Regenwetter schwillt ihm der ganze Scheitel. Bei einem heftigen Donnerwetter im Juli 1834 sind ihm die Augenbraunen förmlich ausgefallen. Seine Nachbaren sehen täglich nach, was er für eine Frisur trägt; sagt man „der Andreal hat einen struppigen Kopf," so geht der Bauer allzuweit von seinem Hause.

In mehreren Städten haben sich Flick-Vereine unter den Männern gebildet. Denn da viele Hausfrauen sich ihre ganze Zeit auf Putzen, Sticken, Lesen, Spazierengehen, Visitenmachen, Kartenspiel, Theatergehen und andere edlere Beschäftigungen verwenden müssen, und also zu der unedlen Geschäfte des Flickens gar keine Zeit haben, da ferner die Töchter vom Hause meistens von ihren Müttern schon längst nicht mehr zu dieser niedrigen Arbeit angewiesen und angehalten werden, und da auch die gewöhnlichen Näherinnen nicht mehr flicken wollen, so hat sich eine Anzahl sparsamer Männer aus dem Mittelstande, die wohl eingesehen haben, daß jeder nicht mit Reichthum ausgerüstete Hausstand, wo nicht geflickt wird, den Krebsgang geht, vereinigt, ihre Strümpfe, Hemden, Schlafröcke ꝛc. selbst zu flicken. Sie thun dieses gemeinschaftlich, um sich bei diesem ihnen noch etwas ungewöhnlichen Geschäfte mit Rath und That zu unterstützen.

Epigrammatische Declination.

Ein neuerer Dichter hat zum Trost der Künstler das Wort „Publikum" gereimt declinirt in folgender Weise:

„Wie greif' ich denn das Publikum?" —
Wie jedes Individuum.
Faß' den Geschmack des Publici,
Doch seinen Wünschen fröhne nie!
Erscheinst du vor dem Publiko,
So zeig' dich frisch, frei, fromm und froh!
Ist's auch mitunter taub und stumm,
Es bleibt das liebe Publikum.
Das Publikum sind Publika,
Wer klaubt's zusammen fern und nah?
Ein Lärmplatz vieler Publikorum
Ist nie das rechte Künstler-Forum.
Doch unter allen Publicis
Bleibt dir dein kleines stets gewiß.
Sind dir sechs wahre Kenner nah,
Ist's besser als sechs Publika."

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 15.

Bremen, Donnerstag den 20. Februar 1840.

Gestorben:

153. Den 14. Februar. Der Arb. Jürgen Heinrich Schwiebert, 70 Jahr; Hulsberg Nro. 4.
154. Den 14. — Der Schuhmacher Friedr. August Salomon, 20 Jahr; Marterburg Nr. 45.
155. Den 14. — Der Kahnschiffer Jac. von Ohm, 48 Jahr; Großenstraße Nro. 38.
156. Den 15. — Des Cigarrenmachers Joh. Carl Dunker Sohn, 2 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 91.
157. Den 15. — Des Kaufmanns Gustav Gerh. Ulrichs Tochter, 4 Tage; Langenstr. N. 30.
158. Den 15. — Marianna Joost, 23 Jahr; Wilkenstraße Nro. 4.
159. Den 16. — Des Barbiers Hinrich Andreas Ernst Günther Sohn, 4½ Jahr; Hastedt Nro. 42 A.
160. Den 17. — Des Cigarrenmachers Joh. Arend Chr. Frese Sohn, 5 Tage; Obernstraße Nro. 15 (Vorstadt).
161. Den 17. — Metta Uhlenhoff, 7 Monat; Wüstenstätte Nro. 7.
Nro. 162. Den 17. Febr. Die Dienstmagd Antonie Elisab. Auguste Illing, 16 Jahr; Wachtstraße Nro. 37.
— 163. Den 18. — Anna Sophia Blume, 18½ Jahr; Wachtstraße Nro. 37.
— 164. Den 18. — Des Schuhmachermeisters Tillmann Lebrün Ehefr., geb. Fincke, 60 Jahr; Deichstraße Nro. 6.
— 165. Den 18. — Des Detaillisten Johann Georg Gersieck Ehefr., geb. Broeker, 61 Jahr; Ansgariithorsstraße Nro. 3.
— 166. Den 18. — Der Gastwirth Joh. Christoph Könecke, 41 Jahr; Osterthorssteinweg Nro. 67.
— 167. Den 18. — Des Arb. Heinrich Techtmeyer Tochter, 7 Tage; Buntenthorssteinweg Nro. 239.
— 168. Den 19. — Des verst. Zimmergesellen Heinr. Meyer Wittwe, geborne Kreymeyer, 70 Jahr; Spitzenkiel Nro. 14.

Geburten:

208. Den 11. Febr. Des Kaufmanns Gustav Gerhard Ulrichs Ehefr., geb. Kort, Langenstraße Nro. 30; von einem Mädchen.
209. Den 13. — Des Küpers Nicolaus Christoph Büscher Ehefr., geb. Thölen, gr. Rosenstraße Nro. 29; von einem Mädchen.
210. Den 13. — Des Schneidermeisters Johann Diedr. Mahlstedt Ehefrau, geb. Donika, Neuenstraße Nro. 68; von einem Knaben.
211. Den 13. — Des Tischlermeisters Joh. Hinr. Christ. Klusmann Ehefr., geb. Blömer, Schwanenstraße Nro. 19; von einem Knaben.
212. Den 14. — Des Arb. Joh. Christ. Garrelmann Ehefr., geb. Winckler, Hulsberg Nro. 6; von einem Mädchen.
213. Den 14. — Des Freischlachters Conr. Wilh. Bödecker Ehefr., geb. Kahrweg, Westerstraße Nro. 28; von einem Knaben.
214. Den 15. — Des Amtsfischers Berend Rohde Ehefr., geb. Grotheer, Schmidts-Gang Nro. 3; von einem Knaben.
215. Den 15. — Des Branntweinbrenners Franz Otto Bergholdt Ehefr., geb. Siems, gr. Johannisstraße Nro. 140; von einem Knaben.
216. Den 15. — Des Kaufmanns Eberh. Ludwig Meyer Ehefr., geb. Wendt, Obernstraße Nro. 47; von einen Mädchen.
Nro. 217. Den 15. Febr. Des Arb. Joh. Behnken Ehef., geb. Nordhaus, Neuenlande Nro. 3; von einem Knaben.
— 218. Den 16. — Des Cigarrenmachers Ludwig Jacob Zech Ehefr., geb. Zincke, Georgs-Hof Nro. 16; von einem Knaben.
— 219. Den 16. — Des Gastwirths Segelke Mühlenstedt Ehefr., geb. Meyer, Buntenthorssteinweg Nro. 22; von einem Mädchen.
— 220. Den 16. — Des Kaufmanns Joh. Gerhard Strothoff Ehefr., geb. Sander, an der Viehweide Nr. 11 B; von einem Mädchen.
— 221. Den 16. — Des Tischlers Joh Ehrlich Ehefr., geb. Hott, Osterihorswallstraße Nro. 107; von einem Mädchen.
— 222. Den 16. — Des Strumpfwebers Nicolaus Plump Ehefr., geb. Kruse, vorm Stephanithor Nro. 7; von einem Knaben.
— 223. Den 16. — Des Arb. Ernst Kessler Ehefr., geb. Bischoff, Buntenthorssteinweg Nr. 90; von einem Knaben.
— 224. Den 16. — Des Bockschiffers Friedr. Hartmann Ehefr., geb. Tons, Osterthorssteinweg Nro. 16; von einem Mädchen.
— 225. Den 17. — Des Adjuncten des Schlachtvoigts Wilh. Wilders Ehefr., geb. Timmermann, Schlachte Nro. 31 B; v. e. M.
— 226. Den 18. — Des Kaufmanns zu Baltimore Anton Christ. Albers Ehefr., geb. Köcheln, Doventhors-Contrescarpe; v. e. Knaben.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 16.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 23. Februar 1840.

Jeder Glaube ist ein Schleier,
Der vor Gottes Antlitz wehrt.

Akbar.

Von

Friederich Rotter.

I. Der Bund.

In des Gottverkünders Muthe
Kühn getragen durch das Meer,
Stand vor Akbar's Königsthrone
Fray Geronimo Xavier,
In der Inder fernem Lande
Suchend für das Wort Gehör,
Das, ein Leitstern in dem Dunkel,
Uns gekommen himmelher.

„Nahst du als des Gottes Bote,
Der uns schuf nach seinem Bild,
Dessen Macht von tausend Strahlen
Mahnend, sonnekündend quillt?
Dessen Traum des Menschenbusens
Kurze Seligkeiten füllt?
Dessen Geist die Geister hebet,
Flügelfodernd, ungestillt?"

Und der Priester, still gewahrend,
Daß ein Ohr sich ihm gefügt,
Dessen heil'ger Tönеahnung
Nicht der Erde Klang genügt,
Kündet ihm vom höchsten Leben,
Das, vom Ruf der Angst besiegt,
Sich, ein Kind voll Schmerz und Himmel,
Auf der Jungfrau Schooß geschmiegt.

Lange steht des Ostens Herrscher,
Wortlos seine Stirn gebeugt,
Horchend auf das Reich des Aethers,
Das zum Staube sich geneigt,
Bis er auf der Königsgärten
Duft'ge Blüthenfülle zeigt,
Die, vom Stern des Tags bestrahlet,
Erdenschimmernd sich verzweigt.

Sprich nicht von des Lichtes Seele,
Wie die Rose sie gebar;
Denn in welcher Blüthen Glanze
Stellt sein Abgrund sich nicht dar?
Sprich nicht von der Himmel Inbild,
Wie es worden offenbar;
Denn zu was ihr Keim erblühe,
Welche Kunde wär' nicht wahr?"

Sei der Herold jener Kunde,
Die bei Allen Eine ist,
Jenes Wunders, welches glauben
Hindu, Muselmann und Christ;
Sprich vom Geist, von dem durchhauchet
Du durch's Meer gedrungen bist;
Rede von dem Gott, dem Großen,
Welcher keines Haupts vergißt."

Weit sind seines Namens Laute
Durch die Erde ausgestreut,
Harrend auf den Tag der Feier,
Wo kein Mißton ihn entweiht,
Wo er wird zum Gruß des Fremdlings,
Der ihn kühn dem Fremdling beut.
Hier! nimm meine Hand zum Bunde
Als den Erstling jener Zeit!"

Chantilly.

(Fortsetzung.)

„Wie heißt Ihr? — Ganz recht. Euer Vater war in dem Theil meiner Wälder bei Mortefontaine Holzschläger. Ein schlauer Wilddieb! Gott verzeih ihm!"

„Gnädiger Herr! jenes Gehölz gehört jetzt mir, ich werde es mir zur Ehre schätzen, wollen Sie sich die von meinem Vater geschossenen Hasen wieder erjagen."

„Jenes Gehölz gehört Euch?"

Der Prinz zerdrückt eine Thräne. In jenem Gehölz zu Mortefontaine war es, wo der Marschallstab des großen Condé geschnitten. Dieser Marschallstab, unter dem und unter der mächtigen Stimme jenes Helden die Reihen bei Freiburg fielen; Freiburg! von wo aus der große Condé ruhmbedeckt zurückkehrte!

„Danke, jage nur auf eigner Jagd!"

„Und Ihr da?" sagte er zu einem Dritten; „Ihr gleicht dem Jean Pierre, der bei meinen Steinbrüchen bei Creil angestellt war, seid Ihr ihm verwandt?"

„Gnädiger Herr, ich bin dessen Enkel. Mein Vater kaufte jene Steinbrüche von der Commune, ich erbte sie dann und erbaute aus den dort befindlichen Steinen und Kalk eine Manufaktur, welche die ganze Landschaft in Nahrung setzt."

Nach einem Augenblick innerer Bewegung sagte der Prinz:

„Das war wohlgethan! Ich erkenne Euch als den wahren Herrn jenes Orts, Ihr habt mich würdig vertreten!"

Der erste Schritt war überwunden, der Prinz von Condé setzte mit weniger Bitterkeit des Gefühls seine Nachfragen fort.

„Und Ihr da?"

„Ja, gnädiger Herr, ich habe hier schöne Feste gesehn, ich stand als Jäger in Ihrem Dienste."

„Ihr könnt es wieder werden, mein Freund."

„Gnädiger Herr, das ist unmöglich!"

„Warum?"

„Weil Sie mich haben aufknüpfen lassen."

„Aufknüpfen lassen?"

„Ja, gnädiger Herr. Ich wurde von Ihrem Jagdrathe zum Strang verurtheilt, weil ich am Saint-Huberts-Tage einen Hasen geschossen."

„Wir werden Euch einen Gnadenbrief zuerkennen."

„Gnädiger Herr, ich habe ihn schon erhalten."

„Von wem?"

„Von mir selbst. Gnädiger Herr, ich bin Präsident des Cantons und komme, Ihnen im Namen des Hofes die aufrichtigsten Glückwünsche desselben zu Ihrer Rückkehr abzustatten."

„Ich nehme die Glückwünsche des Hofes durch das Organ meines Jä.... Präsidenten, wollt' ich sagen, in tiefer Anerkennung an. In Wahrheit, sechsundzwanzig Jahre haben die Gemeinde sehr verwandelt!"

Ein Anderer kam der Frage des Prinzen zuvor. Er näherte sich mit großer Ehrerbietung und sagte:

„Gnädiger Herr, ich habe Ihre Besitzungen jenseits von Coye dem Staate abgekauft und gebe Ihnen hiermit die Ihnen gebührenden Urkunden darüber zurück."

„Mein Herr, diese Redlichkeit —!"

„Hier sind diese Urkunden. Seit sechsundzwanzig Jahren habe ich den Augenblick ersehnt, Sie in Ihr rechtmäßiges Besitzthum wieder einzuführen."

„Was kann meine Dankbarkeit für solche Rechtschaffenheit thun?"

„Nichts, gnädiger Herr! Die Besitzung war an und für sich von geringem Ertrag; doch ich und meine acht Kinder haben den Boden so gut bearbeitet, daß er jetzt 30,000 Francs jährlicher Einnahme trägt, was in Summa der Jahre 500,000 Francs macht, die ich Ihrem Schatze zustellen werde. Wollen der gnädige Herr denn die Urkunden nicht wiedernehmen?"

Behaltet sie, behaltet sie!" rief der tiefgerührte Prinz aus.

In seinen Versuchen entmuthigt, von seinen theuersten Träumen enttäuscht, sah der Prinz endlich ein, daß von aller ehemaligen Macht und Herrlichkeit ihm nichts als der Rang des Besitzers von Chantilly geblieben. Seine unzähligen Gehölze, Domainen, Forste, waren ihm so verkürzt, daß er später unter dem Schutze Ludwig des Achtzehnten unzählige Bedrückungen über die nun rechtmäßigen Eigenthümer jener Besitzungen ausübte.

Die Nacht brach ein und die Waldkühle wurde dem Hundertjährigen jeden Augenblick empfindlicher.

„Vielleicht ist dies mein letzter Lebenstag", sagte er; „nun! dann war er schön, so schön wie der, den ich über diesem Schlosse aufgehen sah, als ich diesen jetzt so verödeten Grasplatz von den schönen Equipagen des Grafen des Nordens, nachmaligem Paul des Ersten, Kaiser aller Reussen, zerstampfen sah."

„Noch dies Geschichtchen, lieber Alter!" bat ich ihn; „denn erfahr' ich's nicht von Euch, von wem dann wohl?"

Er stützte sich auf mich und begann:

„Der Graf des Nordens reiste durch Europa und kam nach Paris. Am Hofe spricht man vom Schlosse Chantilly, er äußert den Wunsch, es zu sehen, und bei diesem Besuche fand der Prinz von Condé die ganze Freigebigkeit seiner Ahnen wieder. Er empfing den erhabenen Fremden, wie der große Condé nach der Schlacht von Rocroy es gethan, wie Ludwig der Vierzehnte den großen Condé, den Lorbeerzweig in der Hand, empfangen haben würde.

Majestätisch war dieser Empfang, doch erschien er kalt, das war berechnet, die Langeweile der ersten Stunden vorausgesehn. Nach dem Diner, nach dem Spaziergang, nach dem Spiel noch immer etwas Langeweile.

Endlich schlug der Prinz dem Grafen des Nordens zum Zeitvertreib des Abends eine Jagdpartie in seinem Forste vor. Diese, im höchst ernsten Ton Abends zehn Uhr gemachte Einladung setzte den Gast in so große Verwunderung, daß

er sie für einen Scherz hielt und sich dieselbe wiederholen ließ. Eine Eber- und Hirschjagd mitten in des Waldes dichter Finsterniß konnte er sich nicht vorstellen.

Auf ein Zeichen des Prinzen standen augenblicklich gesattelte und gezäumte Pferde auf dem Marstallhofe bereit; Jäger versammelten, Hundekoppeln reiheten sich. Edelleute, Diener und Läufer setzen den Fuß in die Steigbügel. Auch der Prinz und der Graf des Nordens schwingen sich auf ihre Renner und selbst einige Damen wagen es, der abenteuerlichen Jagd zu folgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der unglückliche Millionär.

(Fortsetzung.)

An demselben Abend brachte ein weißgekleideter Diener auf einem Karren einen Ballen der Quarterly-Review in Shoffield's Wohnung. Es waren drei Sammlungen. Der ehrliche Messerschmied stürzte sich köpflings in diesen Ocean brochirten Glücks; er schnitt den ersten Band auf streckte sich auf die übrigen Hefte, gleich wie auf eine Matratze, und las die Analyse der Predigt eines protestantischen Missionärs, die dieser unter einem Palmbaume der Insel Owaihi den Söhnen der Wilden gehalten, welche Cook ermordeten. Diese Predigt war nicht gesprochen worden, aus dem einfachen Grunde, weil weder die Wilden den Prediger, noch dieser die Wilden verstand. Der Missionär hatte sich durch Zeichen ausgedrückt; die Pantomime hatte drei Stunden gedauert, und die Wilden waren eingeschlafen. Der Messerschmied Shoffield seinerseits schlief auch ein, wie ein wahrer Wilder aus Birmingham.

Gegen Morgen stand er auf und warf einen betrübten Blick auf sein literarisches Lager. Sein Kopf war wüste und schwer; er ging aus, um frische Luft einzuathmen, und dieses Luftbad verbesserte sein Befinden einigermaßen. Er fühlte sich leicht wie ein Luftschiffer, und sog mit Wollust die frische Morgenluft ein. Hierauf nahm er einige Tassen Thee zu sich, und das körperliche Gleichgewicht war wieder hergestellt.

„Ich bin doch wahrhaft glücklich," sagte er lächelnd, und umarmte sich. Als er die Arme wieder sinken ließ, übergab man ihm ein Billet von seinem verabschiedeten Diener, welcher John hieß, wie jeder englische Bediente.

Dies Billet lautete folgendermaßen:

„Wären Sie ein Gentleman, so könnte man die Ausbrüche Ihrer üblen Laune erdulden; aber Sie sind nur ein erbärmlicher Messerschmied und meines Gleichen. Ich erwarte Sie zum Kampfe mit geschlossenen Fäusten unter der Brücke von Highgate; ich habe einen Zwanzigen und drei, welche pariren; bringen Sie die Ihrigen mit, wenn Sie welche finden. John."

Diese Zeilen wirkten wie ein mit aller Kraft auf Shoffield's Kopf geführter Faustschlag. Er suchte lange nach einem Gedanken in der Wüste seines Gehirns; er betrachtete den Nebel, zog die Handschuh aus und wieder an, knöpfte sein Gilet zur Hälfte auf, bildete mit Daumen und Zeigefinger ein V, um sein Kinn darauf zu stützen, endlich stieß er, gleichsam als unarticulirte Vorrede zu dem Monolog, den er sich selbst halten wollte, einen langen Seufzer aus.

„Wie?" sprach er, „kaum zwei Tage ist es her, daß ich glücklich bin, und schon will mich ein Bedienter umbringen, weil ich kein Gentleman bin? Man muß sich unter den Schutz des Gesetzes stellen."

Er rief nach Kutscher und Pferden. Der Gärtner sagte ihm, daß alle seine Diener John gefolgt wären, und daß sie zu Highgate, Hampstead und Cricklewood eine Proclamation angeschla-

tet, in welcher jeder Bürger von Kent und Middlesex mit dem Zorn des furchtbaren John bedroht werde, im Fall er bei dem Messerschmied von Birmingham Dienste nehme.

„Mein Gott!" rief Shoffield, und die folgende Sylbe erstarb auf seinen Lippen.

Der Gärtner harkte eine Allee und sagte nichts mehr.

Der unglückliche Messerschmied vergrub sich in's größte Dickicht, um sich von den Bäumen Raths zu erholen. Bei jedem Schritte blieb er stehen; er kaute Lindenblätter und rief: „my God!" Er nahm eine Prise Taback aus der leeren Dose, stellte sich wie ein Boxer einem Baume gegenüber; kurz, er war so erschuttert, als ob er mit französischen oder italienischen Nerven begabt gewesen.

Doch es galt, einen Entschluß zu fassen.

Shoffield, an seinem Leben und Eigenthum bedroht, schwankte nicht: er ergriff die auf einem Strauche hängende Jacke seines Gärtners, zog sie an und begab sich heimlich zu Fuße und mit seinem letzten Messer bewaffnet auf die Straße nach London. Als er die Brücke Highgate passirte, überlief ihn ein Schauer; sechzig Toisen unter sich erblickte er John, der mit den Parirenden einen Zweikampf zur Probe durchmachte; Einer von ihnen wettete eine Krone, daß Shoffield nicht kommen würde.

„Er hat gewonnen," sagte ganz leise der Messerschmied, schüttelte den Staub von seinen Füßen und entfernte sich eilig.

Athemlos und voll Furcht hielt er erst bei der Schenke von Hampstead an, um sich einigermaßen zu erholen, und forderte eine Pinte Porter. Eben setzte er die Lippe an den Rand des Kruges, als er John erblickte, der an der Spitze seiner Freunde herbeikam und mit geballten Fäusten zum Himmel drohte. In der ersten Verwirrung sprang Shoffield mit dem Ausrufe auf: „Gott, rette den König!" Der häßliche, rothhaarige Marqueur ändert die Farbe, weniger die Haare.

Es ist bekannt, daß auf der grünen Fläche von Hampstead sich stets einige hundert gezäumte und gesattelte Esel befinden, welche man zu den Ausflügen nach Cricklewood braucht. Es ist der Montmorenci von London. Mitten auf der Ebene haben die Eseltreiber einen Teich gegraben, den das Regenwasser unterhalten muß.

Shoffield schwang sich auf den ersten Esel, der ihm zur Hand war, bediente sich statt der Sporen der Spitze seines Messers, und trabte die endlose Gasse hinab, die in's Herz von London führt und den Namen Totenham-Road trägt. Der Marqueur aus der Hampsteader Schenke warf sich ebenfalls auf einen Esel, um seinem nicht bezahlten Porter nachzujagen, John schloß sich mit seinen Gesellen dieser Kavallerie in kleinem Maaßstabe an, und Alles folgte den Spuren des flüchtigen Messerschmieds.

Als der an der Wellington-Seminary aufgestellte Polizeidiener einen blassen, mit einem blutigen Messer bewaffneten Menschen herbeikommen sah, hielt er seinen Stab vor, aber der Esel warf den Mann des Gesetzes auf das Pflaster, und die ganze Hampsteader Cavallerie ward in diesen Fall verwickelt. Von diesem Augenblick an betrachtete sich Shoffield als den größten Verbrecher von London, und sah sich bereits zu Tyburn gehängt.

In der Hitze der Flucht gerieth er an die schlüpfrige und abschüssige Treppe von Hungerford-Market. Dort blieb sein kluger Esel plötzlich stehen. Shoffield sprang über den Kopf des Thieres, eilte die Stufen hinab, gelangte an die

Bucht der Themse und verbarg sich in den untern Raum eines Packetboots.

Das Packetboot fuhr die Themse bis London-Bridge herab. Shoffield stieg nicht eher auf's Verdeck, als bis der Kapitän die Passagiere rief. Man hielt bei la Tour. Der Birminghamer Messerschmied glaubte hinter sich auf der Themse das vierfüßige Getrappel der Hampsteader Kavallerie zu hören, deshalb sprang er eilig an's Ufer, und da ihm beifiel, daß er im Westviertel der Hart-Street einen Freund und ehemaligen Gewerbsgenossen habe, nahm er zu diesem seine Zuflucht. Er hielt sich für sehr schuldig. Als er in das Zimmer seines Freundes trat, kehrte er dem Spiegel den Rücken zu, um keinen Verbrecher sehen zu müssen.

Die beiden Tage, welche er in diesem Asyle zubrachte, gingen mit Vorbereitungen zu einer Auswanderung hin. Shoffield bezahlte hundert Pfund, daß man ihm einen Paß unter anderm Namen ausstellte; er versah sich mit einem unbegränzten Creditorief und schiffte sich zu Southampton auf dem Schiffe Bull, Kapitän Cox, nach Livorno ein.

Shoffield hatte Ruhe nöthig. Die ganze Reise machte er schlafend, und erwachte nur auf Augenblicke vor dem Schreckbild John's oder bei dem Geruche des Mittagsmahls. So empfand er nichts von der Langweile der Ueberfahrt. Eines Tages sagte der Kapitän Cox zu ihm:

„Wer ist dieser John, von dem Sie stets im Schlafe sprechen?"

Shoffield erblich und rief aus:

„Ich habe mich verrathen!"

Er empfahl seine Seele Melanchthon und fiel in Ohnmacht. Der Kapitän sagte zu seinem Lieutenant: „Dieser Passagier muß ein großer Verbrecher sein." Der Lieutenant theilte diese Meinung. Als Shoffield wieder zur Besinnung kam, sah er, daß er für alle Passagiere des Bull ein Gegenstand des Abscheu's geworden war. Bei Tische betrachtete man ihn nur von der Seite.

Endlich warf der Bull vor dem Lazareth in Livorno Anker. Shoffield blieb nur so lange in der Stadt, als nöthig war, um auf dem Pharamond einen Platz nach Neapel zu miethen. Er war froh, ein Schiff zu verlassen, wo ihm wegen seiner Indiscretion im Schlafe, nur Verachtung und Verwünschungen zu Theil geworden. Am Bord des Pharamond war sein Ruf noch unbefleckt; er beschloß, nur mit einem Knebel im Munde zu schlafen, um den Monologen seiner Träume jeden Ausgang zu sperren. So begann für ihn ein neues Leben; er trat in eine fremde Welt. John, der Marqueur von Hampstead und der Polizeidiener von Totenham-Road waren in einem Planeten; der Horizont seines Glücks erhellte sich wieder.

Shoffield hatte gänzlich die Offenherzigkeit eines Birminghamer Messerschmieds. Er war sehr erfahren in der Weise, den Stahl zu härten, in allen andern Dingen der Welt aber sehr unwissend. Als er das Schiff bestieg, glaubte er sich von lauter Italienern umgeben, und seine einzige Verlegenheit war, daß er sich nicht in seiner Landessprache ausdrücken konnte. „Im Uebrigen," sprach er zu sich, „bleibt das sich gleich; ich bin von Natur kein Schwätzer; für die Bedürfnisse des Lebens werde ich Italienisch lernen, und mit den Neapolitanern das Englische vergessen." Shoffield überzeugte sich durch eine Art von innerem Raisonnement, daß es in Neapel keine Engländer gab, weil keine Neapolitaner in Birmingham waren.

Hundertundsechzig Passagiere jedes Alters und Geschlechts zeigten sich auf dem Verdeck des Dampfbootes. Sie waren Alle still; die Frauen

zumal schwiegen vom Kopf bis zu den Füßen; es war ein imposantes Schauspiel. „Wie doch alle diese Leute einen unverkennbaren italienischen Zug an sich tragen," bemerkte der Messerschmied ganz leise bei sich.

Es waren lauter Engländer.

Die Familie Turnpike nahm eine ganze Reihe ein. Sie bestand aus sechzehn Personen und zwei Kutschen. Der Vater war zu einem so unermeßlichen Vermögen gelangt, welches meistens das Verderben eines Thoren ist. Man hatte ihm eine Reise nach Italien gerathen, und er reiste bereits dritthalb Jahre mit Famile, um der englischen Langeweile zu entgehen. Herr Turnpike trug einen schwarzen, sehr feinen Rock, anliegende Beinkleider von derselben Farbe, seidene à jour Strümpfe und ein unermeßliches, scharlachrothes Gilet mit goldenen Blumen; sein Anzug verkündigte auf eine Meile weit den Millionär. Er trug unter Anderm am Halse seiner Frau fünfzigtausend Francs in der Gestalt von Diamanten, welche die geschickte Hand Hamlet's dieses Königs der Juweliere, gefaßt hatte.

Um Hrn. Turnpike fanden sich zwölf gleich blonde, frische und schöne Kinder, aber es lag in dieser Blondheit, Frische und Schönheit etwas Dummes. Diese Kinder waren zwischen zwei Mägden mit männlichem Gesicht und grünem Schleier eingereiht.

Ein Bündel Sonnenschirme bezeichnete die Gränze zwischen den verschiedenen Familien. Beim letzten Gliede der Turnpike begann die Sammlung der Dulwich's, dreiundzwanzig Personen stark, worunter neun Bediente in allen möglichen Livreen. Hr. Dulwich war ein Tory von Chester, der sein altes, an den Ufern der Mersey erbautes Schloß verlassen hatte, weil der Whig-Verein der Grafschaft Lancaster große, dreißig Fuß hohe, blaue Anschläge gegen Robert Peel hatte drucken lassen. Ein Arzt hatte Hrn. Dulwich als das einzige Mittel bei einem so großen Unglück eine Reise nach Italien verordnet.

Die Familie Baxton breitete sich ungefähr in einem Halbkreise von fünf Toisen aus. Baxton hatte die Kandidatenschaft von Chandos in Middlesex nicht ertragen können. Eines Morgens, als er in Bridge-Street bei Uebridge spazieren ging, taumelte er sechs Schritte vor einem rothen Anschlag zurück, der die Wähler ermunterte, für Chandos zu stimmen. Darüber verfiel er in ein hitziges Fieber, und als er genesen, empfahl ihm die Facultät eine dreijährige Reise nach Italien.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Anzeige.

Vielseitigen Wünschen zufolge wird unser gemüthlicher Herr Dr. Stallforth heute Nachmittag pünctlich 5 Uhr die kürzlich in der Union von dem glänzendsten Erfolge begleitete Vorlesung im oberen Saale der Börsenhalle wiederholen, und gereicht es mir zum besonderen Vergnügen, dieser Mittheilung mit voller Ueberzeugung die Versicherung hinzufügen zu können, daß allen Freunden geistiger Unterhaltung ein wahrer Genuß dadurch bereitet werden wird.

Ein Sachverständiger.

Korrespondenz-Nachricht.

Dresden.

Eine Somnambüle.

In der vorletzten Zeit nahm eine Somnambüle die hiesige allgemeine Aufmerksamkeit vorzugsweise in Anspruch. Diese, etwa vierunddreißig Jahr alte, aus dem Dorfe Draschwitz bei Leißnig in Sachsen gebürtige, unverheirathete Per-

son, Namens Höhne, ist vor mehr als acht Jahren von selbst in den krankhaften Zustand des Somnambulismus verfallen. Die Krämpfe und cataleptischen Zufälle, während des größten Theils dieser Zeit, zogen ihr schwere Leiden zu, und wollten weder den von ihren unbemittelten Verwandten, noch auch den von Aerzten, bald an ihrem Geburtsorte, bald anderwärts dagegen angewendeten Medicamenten weichen. Da gerieth man darauf, sie der magnetischen Kur zu unterwerfen. Sehr bald war die Folge davon das Eintreten des sogenannten magnetischen Schlafes. In diesem nun ordnete sie selbst die Mittel zu ihrer Herstellung an; aber wenn ihr diese auch große Erleichterung verschafften, so verfiel sie doch nach dem Erwachen von diesem Schlafe immer von Neuem, und zwar oft auf lange Zeit in ihn zurück. Wie bekanntlich die meisten Somnambülen, pflegte sie die Zeit des Eintritts ihres magnetischen Schlummers, so wie dessen Aufhören, richtig vorauszusagen. Während desselben über Mittel gegen Krankheiten Anderer befragt, ertheilte sie diesen oft heilbringenden Rath und gerieth so in den Ruf des Besitzes wunderthätiger Kräfte. Der Zudrang der bei ihr Genesung Suchenden wurde immer größer. In Freiberg, ihrem letzten Aufenthaltsorte, erging an sie unter anderm von einem zu Dresden wohnenden Staatsbeamten eine Frage über die von den Aerzten für unheilbar erklärte Drüsenkrankheit seines einzigen Kindes. Und siehe da, der Gebrauch der von der Schlafrednerin angerathenen Heilmittel brachte in der kürzesten Zeit das Kind wieder auf die Füße und so weit, daß seine hauptsächlichsten Leiden aufhörten, und die Lebensgefahr gänzlich vorüber zu sein scheint. Da der schon seit dem fünften November v. J. dauernde magnetische Schlaf der Person, ihrer Aussage nach, erst im Monat März jetzigen Jahrs aufhören wird, und sie sich in ärmlichen Umständen befindet, so entschloß sich der dankbare Vater, sie von Freiberg abzuholen und ihr in seinem Hause Aufenthalt und Pflege zu gewähren. Dies wurde natürlich bekannt, und eine große Anzahl Leidender jeder Art glaubte in der Schläferin einen Hoffnungsstern aufgehen zu sehen. In Verfolg des fortdauernden Zulaufs zu der von der Schlafrednerin (welche übrigens durchaus nichts persönlich Anziehendes haben soll) angeblich verrichteten Wunderkuren, schienen inzwischen polizeiliche Schritte und ärztliche Erforschungen der Umstände nöthig zu werden, deren Resultate jedoch bis jetzt nicht veröffentlicht worden.

(Der Beschluß folgt.)

Miszellen.

Die Bevölkerung von St. Petersburg beläuft sich, der neuesten Zählung zufolge, auf 476,386 Seelen. Es befinden sich darunter 338,512 Personen männlichen und 138,874 weiblichen Geschlechts.

In dem zwölften und dreizehnten Jahrhunderte erforderte der gute Ton, das sich Personen verschiedener Geschlechter, wenn sie zu Diners eingeladen worden, paarweise niedersetzten, und daß jedes Paar ein Couvert habe. Im Familienkreise wurde ein Becher für alle hinreichend gehalten und der heilige Bernhard von seinem Vater, der von dem Aussatz befallen worden, erbt, weil er den Rand des Bechers, bevor er aus demselben trank, gereinigt hatte.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domhofe.

Die

SCHNELL-  POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu **Nr. 16** des Bürger-Freundes für **1840.**

Sonntag, den 23. Februar.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Franz Freiherr von Gaudy in Berlin, der am 3ten d. M. vom Schlage getroffen wurde, ist am 5. Abends 9 Uhr gestorben. Er hat sein Leben, selbst ein unvollendet launiges Gedicht, mit einem solchen beschlossen, und zwar waren die letzten Zeilen, welche er am 3. dichtete, merkwürdiger Weise folgende:

Da trat mit fäll'gem Wechsel in der Hand,
Ein harter Gläub'ger plötzlich an sein Bett,
Der Spediteur der Welt, Hans Mors genannt.

Das Erinnerungs-Fest der Freiwilligen ist am 3. Februar abermals in Berlin gefeiert worden, mit der Wärme und Freudigkeit, die wir den Tagen bewahren, in denen sich die Liebe zu dem angestammten Throne und zum Vaterlande in Kraft und Segen aussprach. Tages vorher wurde in dem, mit kriegerischen Emblemen geschmückten Saale ein Concert zum Besten hülfsbedürftiger Freiwilligen mit einem für Kunst und Ertrag höchst günstigen Erfolge ausgeführt, worin namentlich Dem. Auguste Löwe, Dem. Schulze und die Herren Seydelmann und Dreyschock sich besonders hervorthaten. — Fräulein Charlotte v. Hagn wurde der Freude, hier mitwirken zu können, durch eine bedeutende, doch nun vorübergegangene Unpäßlichkeit beraubt, was freilich für den Kunstgenuß ein Verlust war.

Aus der Schweiz.

Man hat ein Projekt gefaßt, um den Rheinfall bei Schaffhausen schiffbar zu machen. Man beabsichtigt, einen Tunnel unter dem Felsen vom Schloß Lauffen durchzusprengen, und die ganze Höhe des Falls mit 11 gekuppelten Schleusen, jede von 170 Fuß Länge, 8 Fuß Höhe zu ersteigen, welche sich in diesem Tunnel erheben. Die Baukosten werden auf 817,000 Fl. angeschlagen.

Aus Frankreich.

Vor dem Assisenhof der Seine begann am 3. Februar ein Prozeß gegen einundfünfzig Diebe, welche seit einigen Jahren in einer Art Association vereint in Paris ihr Handwerk trieben und lange den Nachforschungen der Polizei entgingen. Erst durch die Geständnisse eines zur Zwangsarbeit verurtheilten Sträflings, welcher aus Rache gegen einen Gefährten des Bagno von Brest, mit dem er früher in Gemeinschaft lebte, eine Reihe verübter Diebstähle entdeckte, kam die Justiz auf die Spur der Diebsbande, die im Großen organisirt und durch eine Menge Hehler und Hehlerinnen, welche durch den Verkauf der gestohlenen Gegenstände ihren Profit fanden, unterstützt war. Vielleicht noch nie hatte der Gerichtssaal des Pariser Assisenhofs ein entsetzenerregenderes Schauspiel gezeigt. Unter den Angeklagten befinden sich eine Menge ehemaliger Galeerensträflinge. Darunter manche alte, verwitterte Sünder in grauen Haaren. Einer der Haupttheilnehmer, Bonnange, hat ein hölzernes Bein; er konnte an den Einbrüchen keinen aktiven Theil mehr nehmen, aber er recognoscirte die Lokalitäten, machte Abdrücke von den Schlössern und hielt Wache, während seine Kameraden stahlen. Mitten unter den Civilröcken der Angeklagten figurirt auch das rothe Verbrecherhabit. Viele dermalige Bewohner des Bagno von Brest mußten die Reise nach Paris machen; auf einigen lasten neue Anklagen, andere erscheinen als Zeugen. Daneben sieht man Damen in Federhüten sitzen — die Hehlerinnen der Bande. Der Prozeß macht großes Aufsehen in Paris und wird über einen Monat dauern. Die Neugierigen finden aber keinen Platz, nicht einmal zum Stehen, denn der ganze große Gerichtssaal ist mit Angeklagten, Hehlerinnen, Gensd'armen und Zeugen angefüllt.

Ein Pariser Friseur hat ein Werk herausgegeben: „Ueber die Wichtigkeit und die Entwickelung des Backenbarts." Nach den Aeußerungen dieses Friseurs kann Niemand auf Gunst der Damen hoffen, der nicht seinem Backenbart die äußerste Sorgfalt widmet; er nennt ihn den „Besieger der Frauen und ein Ohne-das-gehts-nicht (sine-qua-non) der Liebe."

Hr. Flurens hat Versuche über die schon seit längerer Zeit gekannte Erscheinung angestellt, daß die Knochen der Thiere, welche Krapp fressen, roth werden. Er legte der französischen Akademie mehrere Skelette von Tauben vor, woraus hervorgeht, daß der Krapp, den man ihnen mit ihrem Futter vermischt zu fressen gab, schon nach dem ersten Tage einige Wirkung geäußert hatte. Auch ergab sich, daß der Krapp aus dem Elsaß viel stärker wirkte, als z. B. der aus Avignon.

Aus England.

In England, dem Lande des Dampfes und der Erfindung, ist eine Gesellschaft zusammengetreten, um vermittelst Maceroni's Dampfwagen die gewöhnlichen Straßen ohne Eisenbahnen zu befahren. Schon im vorigen Herbste hoffte man, auf diese Weise auf allen Wegen und Stegen mit Dampf fahren und über Berge und durch Thäler in einer Stunde 6 bis 7 Meilen zurücklegen zu können. Wollen später hören, was aus dieser Hoffnung geworden! Auch hat der Ingenieur John M'Neil längs des Clydes-

Canals in England Schienen gelegt, um hier durch Locomotive Schiffe ziehen zu lassen. Der erste Versuch soll vollkommen gelungen und die Fahrzeuge auf diese Weise in einer Stunde acht englische Meilen weit fortgezogen worden sein. Sofort ist nun eine Gesellschaft zusammengetreten, welche eine wirkliche Eisenbahn zu diesem Zwecke anlegen will.

Ein englischer Arzt macht in der zu London erscheinenden medizinischen Zeitschrift: „Die Lanzette," den Vorschlag, die Gottesäcker abzuschaffen, und die Todten in Pyramiden beizusetzen. Er meint, es sei am zweckmäßigsten, einen oder mehrere Plätze von etwa zwölf Morgen Größe bis zu der gehörigen Tiefe aufzugraben, Sarg neben Sarg zu stellen, und jeden einzelnen mit römischem Cement oder mit Erdpech zu überziehen. Die Särge bildeten dann die Grundlage der Pyramide, die bis zur Spitze aus lauter Särgen bestehen, und ein Denkmal für jede Stadt sein würde. Schädliche Dünste könnte sie nicht verbreiten, da ja, wie bemerkt, jeder einzelne Sarg mit Mörtel oder Erdpech überzogen werden soll. In England befinden sich, was wir beiläufig bemerken wollen, die Begräbnißplätze in vielen Städten noch innerhalb der Ringmauern.

Aus Ungarn.

Das Pesther Tageblatt berichtet: Mit widerstrebenden Gefühlen theilen wir unsern geehrten Lesern eine Unthat mit, die vor einigen Tagen unmenschlicher Weise wäre ausgeführt worden, wenn nicht die rettende Hand der weisen Vorsehung es vereitelt hätte. Die menschliche Seele erbebt bei dem Gedanken des Lebendigbegrabenwerdens — und doch war es ein weibliches Wesen, war es eine — Mutter, die ihr eigenes Kind lebendig begraben wollte. Schon hatte dieses entartete Geschöpf außerhalb der Stadtbarrieren die Grube gegraben, um den sechsmonatlichen Säugling zu beerdigen, als die göttliche Vorsicht einen Zeugen herbeiführte, der die unerhörte Freveltat verhinderte. Das bald bis zum Tode erstarrte Kind wurde alsbald dem Hospitale zum St. Rochus zur Pflege überantwortet; die abscheuliche Verbrecherin aber erwartet im Kerker den verdienten Lohn ihres schauderhaften Verbrechens.

Aus den vereinigten Staaten.

Die Vertraulichkeit, mit welcher in Amerika die am höchsten gestellten Personen von allen Klassen behandelt werden, läßt sich bei uns kaum denken. Jeder Beamte dort muß jede Stunde bereit sein, freundschaftliche Besuche von Personen anzunehmen, die bei uns bei Gleichgestellten an der Thüre unbedingt abgewiesen werden würden. Besonders werden die Beamten um Verleihung von Aemtern angegangen. So erzählt ein eben erschienenes Werk eine Anekdote von dem letzten Präsidenten Jackson und einem zerlumpten Manne, der sich ohne Umstände zu dem ersteren begab, als derselbe sein Amt eben angetreten hatte, ihm die Hand reichte und sich rühmte, in seiner Gegend die Erwählung des Generals durchgesetzt zu haben. Der General dankte artig und der Unbekannte fuhr sodann fort: „da Sie nun Präsident der Vereinigten Staaten sind, könnte ich Ihnen vielleicht in irgend einem Amte nützlich werden." (Jackson machte ein verlegenes Gesicht). „Haben Sie Ihre Kabinetsminister bereits gewählt?" — „Das ist geschehen," antwortete der General. — „Nun, es schadet nichts, ich begnüge mich auch mit einem Gesandschaftsposten in Europa." — „Es thut mir leid, daß kein solcher Posten erledigt ist." — „Dann brauchen Sie vielleicht einen ersten Secretair oder Rath in einem Ministerium?" — Diese werden von den betreffenden Staatssecretairen (Ministern) erwählt." — „Das thut mir leid; ich muß mich also mit einem niedrigen Posten begnügen." — „Ueber diese habe ich nicht zu verfügen; Sie müssen sich an die betreffenden höhern Beamten wenden." — „Könnte ich nicht Postmeister von Washington werden? Bedenken Sie, General, welche Mühe ich mir wegen Ihrer Erwählung gegeben habe!" — „Ich bin Ihnen sehr verbunden für die gute Meinung, die Sie von mir haben, aber der Postmeister von Washington ist bereits ernannt." — „Nun es liegt mir auch gerade nicht so viel an dieser Stelle; ich begnüge mich, Secretair des Postmeisters zu werden." — „In diesem Falle müssen Sie sich an den Postmeister selbst wenden." — „Nun denn, General," fragte endlich der Bittsteller, da es ihm überall fehlschlug, „haben Sie nicht einen abgesetzten alten Rock für mich?" Diesen erhielt er. — So unglaublich diese Geschichte auch klingt, so ist es doch Thatsache, daß sich zu jeder Zeit Hunderte von Stellensuchenden in Washington befinden, von denen neunundneunzig ihren Zweck nicht erreichen und die dann die Undankbarkeit ihrer schmähen, welche sie durch ihre Stimme mit haben erheben helfen. Alle diese schließen sich dann der Opposition an, weil sie glauben, bei einem Wechsel der Verwaltung mehr berücksichtiget zu werden.

Mosaik.

Crokerismus. Dieses Wort bedeutet nach dem „London and Westminster Review" ein sehr merkwürdig Ding der englischen Literatur, die Falstaffs-Courage der Kritik, die Gemeinheit und Bosheit der Journale, womit Persönlichkeiten, Institutionen, Bücher und dergleichen herunterreißen, falls sie wissen, der angegriffene Gegenstand könne nichts dagegen thun, keinen Injurienprozeß darauf gründen, keine Rache nehmen. „Es giebt viele unterhaltende Schriftsteller", sagt jenes Blatt, „welche eine ansehnliche Berühmtheit und leidlichen Absatz der Consequenz verdanken, womit sie ihre Journale durch Angriffe auf Männer, besonders auf Frauen würzen. Die Moralität der Controverse bei diesen Menschen besteht in weiter nichts als der Furcht vor dem Libellgesetz und den Duellregeln. Sie meinen, in der Politik und Literatur sei wider einen Gegner Alles erlaubt, was ihnen nicht gefährlich ist." Der Art Angriffe nennt man Crokerismen und die Helden selbst Crokeriten. (O ihr guten Engländer, glaubt ihr, daß dies bloß ein merkwürdig Ding der englischen Literatur sei? Gewiß, andere Länder und Staaten können auch ganze Heere voll solcher Falstaffs-Gesellen, ganze Regimenter solcher Crokeriten aufstellen, zumal da es hier nicht nur in der Literatur, sondern auch in Politik, Diplomatie, kirchlichem und socialem Leben eine Menge Crokeriten giebt, „gewissenlose Spötter mit schwarzem Herzen und Seelen voll Schlamm.")

Auch der Taback, dies vielgeliebte Kraut, hat — wie männiglich bekannt — mit allem Edlen und Schönen unter der Sonne das gemeinsame Loos, verkannt zu werden, theilen müssen. — Noch in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts ließ der alte Kanzler und Theolog Jöst in Tübingen in einer Bußpredigt, in welcher er die Laster seiner Zuhöher der Reihe nach aufzählte, auch folgenden Climax mit einfließen: „Sie saufen, sie freffen, sie huren, sie buben, ja — sie rauchen sogar Taback!"

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 16.

Bremen, Sonntag den 23. Februar 1840.

Gestorben:

Nro. 170. Den 18. Febr. Johann Christian Liemann, 7 Monat; Jockels-Gang Nro. 2.

— 171. Den 19. — Der Stuhlmacher Joh. Diedrich Schmäding, 66 Jahr; Runken Nro. 11.

— 172. Den 20. — Des Arb. Joh. Christ. Claußen Tochter, 14 Tage; Hastedt Nro. 27.

Nro. 173. Den 21. Febr. Der Altschuhmacher Sebastian Mudel, 74 Jahr; Runken Nro. 40.

— 174. Den 22. — Des Schuhmachermeisters Johann Gerhard Rudolph Meyer Tochter, 5 Monat; Schwanenstraße Nro. 15.

Geboren:

Nro. 228. Den 15. Febr. Des Stuhlmachers Detmer Krebs Ehefr., geb. Haaslop, Töferbohmstraße Nro. 6; von einem Knaben.

— 229. Den 18. — Des Arb. Joh. Chr. Meyer Ehef., geb. Müller, kl. Fischerstraße Nr. 6; von einem Knaben.

— 230. „ Des Kaufmanns Diedr. Wilh. Klugkist Ehefr, geb. Will, Geeren Nro. 32; von einem Mädchen.

— 231. „ Des Cigarrenmachers Carl Gottlieb Henoch Ehefr., geb. Willers, Buntenthorssteinweg Nro. 236; von einem Knaben.

— 232. Den 19. — Des Schneidermeisters Heinrich Zacharias Stallmann Ehefr., geb. Arndt, Balgebrückstraße Nro. 6; v. e. Knaben.

— 233. „ Des Kaufmanns Moritz Wilhelm Wedemeyer Ehefr., geb. Overbeck, Weerderstraße Nro. 45; von einem Mädchen.

— 234. „ Des Küpermeisters Diedr. Moritz Ehefr., geb. Moorbeck, Töferbohmstraße Nro. 3; von einem Mädchen.

— 235. „ Des Arb. Joh. Friedr. Pieper Ehefrau, geb. Karstens, Hastedt Nro. 10; von einem Knaben.

Nro. 236. Den 19. Des Aeltermanns Justus Tiedemann Ehefr., geb. Tiedemann, Stavendamm Nro. 4; von einem Mädchen.

— 237. „ Ein Knabe — gr. Sortillenstraße Nr. 18.

— 238. „ Des Blechenschlägers Carl Eduard Tidemann Ehefr., geb. Pansing, Pelzerstraße Nro. 39; von einem Knaben.

— 239. Den 20. — Des Arb. Joh. Wilh. Turnier Ehefr., geb. Gronfeld, gr. Johannisstraße Nro. 124; von einem Knaben.

— 240. „ Des Cigarrenmachers Joh. Diedr. Albrecht Ehefr., geb. Montignon, Hohethorsstraße Nro. 26; von einem Mädchen.

— 241. „ Ein Knabe — Steinthorssteinweg Nr. 6.

— 242. Den 21. — Des Küpers Gerh. Dauelsberg Ehefr., geb. Bellois, Bellois-Hof Nr. 2; von einem Knaben.

— 243. „ Des Schmiedeamtsmeisters Gerhard Pape Ehefr., geb. Volkmann, Knochenhauerstraße Nro. 32; von einem Mädchen.

— 244. „ Des Schuhmachermeisters Carl Martin Bathmann Ehefr., geb. Köhler, kl. Hundestraße Nro. 5; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 46. Der Kaufmann Nicolaus Gerdts hieselbst und Johanna Menck zu Hamburg.

47. Der Kaufmann Joh. Carl Eylers und Margarethe Dorothea Amalie Hanewinckel, Beide von hier.

48. Der Kahnschiffer Martin Stegmann und Anna Rohde, Beide von hier.

49. Der Windmüller Cord Haake hies. und Margareta Catharina Osterbind aus Rodenkirchen, Herzogthum Oldenburg.

Nro. 50. Der Kistenmacher Joh. Anhalt und Margar. Sophia Hansemanns, genannt Blanke, hieselbst.

— 51. Der Schlachter Heinr. August Hueg hieselbst und Ahlheid Kellner aus Uphusen, Gerichts Achim.

— 52. Der Arb. Gerhard Homfeld und Trine Margr. Ossmer, genannt Strangemann, am Buntenthorssteinwege.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 17.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 27. Februar 1840.

Schöne Gesinnungen gleichen den Perlen und Edelgesteinen;
Lose dahingestreut glänzen sie köstlich und schön;
Aber verband sie die Kraft; so werden in Königskrone
Oder im Armband sie Männern und Frauen zum Schmuck. Herder.

Akbar.

Von

Friederich Rotter.

II. Der König.

Festlich war's vor Agra's Thoren,
Als in schnell gewandtem Flug
Seines Feindes zornlos Banner
Akbar nach der Heimath trug.
Ihm verbündet folgt der Mächt'ge,
Den in kühnem Sturm er schlug,
Und es tönt der Ruf des Herolds
Also vor dem Siegeszug:

„Jedem, der da unerfüllet
Einen Wunsch im Herzen nährt,
Sei im Königssaale morgen
Akbars horchend Ohr gewährt!"
Wieder ist's der Ruf der Freude,
Wie ihn sonst das Volk gehört.
Und es strömt dem Pfad entgegen,
Drauf sie strahlend zu ihm kehrt.

Da vor einer Sänfte Trägern
Weicht zurück der Menge Drang,
Und sie bildet eine Gasse
Haupt an Haupt den Weg entlang.
Zu dem Sieg ihn zu begrüßen,
Den er glorreich sich errang,
Naht die Königin, die Mutter,
Ihrem Sohne zum Empfang.

Und von ihrem Blick getroffen
Steigt der Sieger schnell vom Roß,
Winkt aus der geliebten Nähe
Leis zurück der Waffen Troß,
Hört nicht mehr den Gruß des Volkes,
Der sich tausendfach ergoß,
Höret nur des Herzens Schläge,
Das er wonnevoll umschloß.

„Wie um diese Stätte gäb' ich
Aller Welten Siegesruf gern!

Mutter, daß ich dir sie bringe,
Das ist meiner Siege Stern!
Laß den kurzen Pfad nach Hause
Tragen dich von Indiens Herrn:
Wär' der Herr er doch des Glückes,
Und dein Haus lag' ländefern!

Und den Trägern stille winkend
Nach der Königin Palast,
Beugt er sich der Sänfte Stäben,
Die er starken Arms gefaßt,
Läßt sich nimmer auf dem Wege
In dem süßen Dienste Rast,
Bis er vor des Schlosses Pforten
Niedersetzt die theure Last.

Und am nächsten Morgen öffnet
Sich der Fürstenhalle Thor,
Und der Bittenden gewärtig
Ist des Königs harrend Ohr.
Sieh! da tritt, die er getragen,
Ernst als Flehende hervor,
Angethan mit Trauerkleidern,
Die für heute sie erkor.

„Gestern kam zum Fest des Sieges
Ich in strahlendem Gewand,
Gestern in dem Muth der Freude
Hab' ich stolz dich Sohn genannt:
Heute nah' ich dir in Schmerzen,
Heut bin ich von Gott gesandt,
Heute zu des Herrschers Throne
Heb' ich bittend meine Hand.

„König, der auf Brama's Priester,
Ein Beschirmer, niederschaut,
Der die Stätten der Verkündung
Für der Christen Wort gebaut,
König, der dem Volk, dem schwanken,
Seine Seele hat vertraut:
Höre deines Gottes Stimme,
Höre meiner Klage Laut!

„Frevelnd banden einem Hunde
Den Koran die Christen an:
Gleicher Schimpf sei zur Vergeltung
Heut' an Jesu Buch gethan!
Jetzt, da Gott dir Sieg verliehen,
Zeig dich ihm als Muselmann,
Eh' ob deiner kühnen Stirne
Seines Zornes Pfad begann."

Und des Siegers Blick wird ernster:
„Tratst du in des Königs Saal,
Deines Sohnes Haupt zu warnen
Vor des Himmels Rachestrahl?
Wohl! daß Jener sicher wandle
Auf dem Wege seiner Wahl,
Laß vom König dich bedeuten
Heut zum erst- und letztenmal.

„Nicht erkennt des Königs Höhe,
Wer für Hohn auf Hohn besteht;
Schmach thut an des Höchsten Abglanz,
Wer da einen Glauben schmäht.
Jeder Glaube ist ein Schleier,
Der vor Gottes Antlitz weht:
Laß dem Könige die Seite,
Die des Ew'gen Licht empfäht.

Chantilly.

(Fortsetzung.)

Der Abend war schön! Der Mond breitete sein Silberlicht über dem majestätischen Wald von Silvia aus. Dem Grasplatze, der einem weiten, grünen Teiche gleich da lag, entstiegen die einfachen Düfte seiner Feldblumen und die schwingende Jagdgesellschaft zerwühlte ihn unter den Hufen der Pferde.

Selbst Pferde und Hunde schienen erstaunt aus der nächtlich tiefen Ruhe geweckt zu sein, auf der herrschenden Stimme des Gebieters auf die Jagd zu folgen, zu einer Zeit, wo Alles in der Natur, wo selbst der Baum schläft. Die Sonne suchen sie, den frischen, badenden Morgenthau. Sie horchen, ob der unzählige Stimmenchor die Lüfte wie sonst dem Hundegebell, dem Pferdegewieher, den Fanfaren im reinen Krystallklang antworten werde? Für welch' sonderbare Jagd hat man sie denn versammelt? — Ergeben jedoch wie Thiere stets im Dunkeln sind, schlagen die Pferde unsicheren Schrittes den Rasen, die Hunde mit hängenden Ohren und schnüffelnder Schnauze wissen unter diesem düstern Himmel mit und

kannten Winden, in dessen Hauch sich keine Wildspur mischt, die Fährte nicht zu treffen. Das Wild schläft ja! Der Eber schnarcht im dichten Binsenlager oder in der Pfütze, der Hirsch unter den unbewegten Buchen, die Vögel unbeweglich unter dem unbeweglich scheinenden Himmel. Die große Seele des Waldes, mit all' ihrem vielfachen Leben, mit all' ihrer vielfachen Betriebsamkeit — sie schläft im Schooße der großen, ruhenden Natur.

Jetzt zieht sich das dumpfe Pferdegetrappel durch's große Gitterthor des Schlosses. Es sind, Herren und Diener gerechnet, ihrer zwei Hundert Jäger. Sie reiten in den breiten Weg des Constabels ein und das Horn ertönt im lang gezogenen Ton durch die Schauer des, im tiefen Schweigen, in dunkeln Schatten da liegenden Waldes.

Was ist das? Blitzt dort in der Ferne nicht ein Licht auf? Und ehe der Gedanke es gefaßt, blitzen Zwanzig — leuchten Tausend auf! Nicht nur zwanzig Schritte weit trägt der Blick durch diese Zauberhelle, nein! rechts, links, vorwärts, rückwärts, durch tausend Krümmungen der im Umkreis von dreißig bis vierzig Lieues sich dicht verschlingenden Wege des Waldes erglänzt ein Feentag. Wie die Fluthen des Stroms über die Ufer schwellen, so rieselt eine volle Lichtmasse durch alle Gebüsche. Die schmalen, gestreckten Querwege erscheinen wie glühende Pfeile, die, bis zu einem Kreuzweg schießend, von dessen Flammenstern aber zurückprallend — durch neue Gluthwege fliehen, um ferner und immer ferner noch von Kreuzweg zu Kreuzweg, von Pfosten zu Pfosten, vom glühenden Schild eines Waldrundes zum andern hin und her geschleudert, sich endlich im unbestimmten Goldsaum des Forstes verlieren. Die Helle des Sommermittags auf und unter den Aesten, auf und unter den zartesten Zweigen! Und der Zaubertag erweckt die Vöglein im Neste, sie lugen empor, sie schlagen erst matt, dann fröhlich die Flügel und jauchzen der wunderbaren Morgensonne die gewohnte Dankhymne des neu erwachten Lebens entgegen! Die Hunde finden ihre Stimmen, die Pferde ihren festen Schritt wieder und im dichten Buschwerk rührt sich der Hirsch, der Eber ergrunzt im feuchten Lager. Ohne die Stimme Gottes — sind alle Harmonien des Waldes erwacht! Vorwärts jagen Pferde, Hunde und Jäger — doch allen voran strömt der glänzende Lichtfluß, der den Hirsch aus dem dunkeln Laubbette aufstört und all' seine List vergeblich macht. Die Zuflucht, die ein Gottestag ihm übrig läßt, sie ist verschwunden, selbst sein Schrei in der Luft, sein Athem auf der Erde vom verfolgenden Lichtstrom aufgefangen! Die glühende Masse, nicht Tag und nicht Mond, sie treibt ihn durch Wasser, sie schreckt seine Sprünge, sie jagt mit der Verzweiflung Kraft, vor welcher der Gedanke erlischt, das verstörte, entsetzte, gehetzte Wild. Halloh! Hunde und Jäger Halloh! Man ruft das Jägerrecht: Halloh! Der Mittag ist da! Der Himmel mit Sternen übergossen!

Nein! Eine herrlichere, prächtigere Ueberraschung als dieser, dem am Geburtstage des Fürsten erleuchteten Palais ähnlich illuminirte Wald konnte dem Grafen des Nordens nicht bereitet werden! In diesem Augenblicke war es auch, daß der hohe Fremde sich mit der ihm eigenthümlichen Anmuth zu dem ältesten Prinzen wendete und sagte:

„Bisher haben die Könige mich als Freund, heut haben die Condé's mich als König bewirthet."

Das Wunder dieser Waldbeleuchtung wurde durch Harzfackeln bewirkt, welche die Vasallen des Prinzen, in seine Livree gekleidet, in Zwischenräumen von zehn zu zehn Schritten wie Leuchter stehend, in ausgestreckter Hand hielten.

Ohne der Alleen und Quer-Alleen erwähnen zu wollen, stelle man sich in Gedanken nur den Hauptkreuzplatz vor, der das Centrum des Waldes, die „Tafel“ genannt, bildet, und von welchem aus zwölf Wege gehen, deren geringster eine Lieue lang ist, so kann man die Menge der, dem Prinzenhause verpflichteten Vasallen berechnen. Es wäre unmöglich gewesen, dem erhabenen Gaste auf eine feinere und glänzendere Art, als bei einem zu seiner Ehre angestellten Feste, den Feudalreichthum des prinzlichen Hauses vollkommen an den Tag zu legen.

Die armen Vasallen! werden Einige sagen. — Nun, sie haben sich gerächt! Es blieb eine Fackel dieses Festes übrig, mit der man die Rache-flamme in viele Schlösser warf und die Kanonen, Kugeln, selbst die Statue des glorreichen Connetabels von Montmorency, stießen sie mit den Ellenbogen von ihren Sockeln hinab.

(Der Beschluß folgt.)

Der unglückliche Millionär.

(Fortsetzung.)

Fünf bis sechs zum äußersten Grade des Spleen's gekommene Millionärs standen am Backbord; ihre Frauen lasen Childe Harold, und schlummerten nach jeder Stanze. Ein Häuflein Lakaien, das sich melancholisch um die Stelle gruppirt, schien etwas zu betrachten, betrachtete jedoch nichts.

So flog der schöne, gelenkige Pharamond an den Küsten des lachenden Italiens dahin, bedeckt mit lebenden Elegieen beider Geschlechter, die aus allen Grafschaften Englands kamen, um für den Preis einer Million einen Funken Heiterkeit zu kaufen.

Shoffield setzte sich, ergriff ein Stück Holz und fing an, mit seinem Messer daran zu schnitzeln. Augenblicklich verließen die melancholischen Lakaien die Spille und umringten Shoffield, um seine Arbeit zu betrachten.

Bisweilen fiel ein atomistisches Stäubchen auf den Aermel eines Engländers. Sogleich stürzten drei Diener mit Bürsten und wohlriechendem Wasser herbei, um den Aermel in seinen natürlichen Zustand zurückzuführen.

Die Nacht überraschte die Reisenden in ihren anmuthigen Beschäftigungen. Unmerklich ward das Verdeck verlassen; jede Familie begab sich in ihre Kajüte. Man schlief schweigend; hätte man sie schlafen hören, so konnte man glauben, daß sie wachten.

Am folgenden Morgen ward Shoffield durch ein Geräusch aufgeweckt, das vierzig Engländer verursachten, welche sich den Mund ausspülten. Das Versammlungszimmer war völlig belebt; alle Passagiere hatten ihre Reisekästchen geöffnet und schritten zur Toilette. Trotz der einzelnen heftigen Windstöße, rasirten sich die Engländer gravitätisch vor den hin und her schwankenden Spiegeln, die nur ihren Bauch zurückspiegelten. So verflossen zwei Stunden, um einen eingebildeten Bart auszurotten; zwei andere, um die Wirbel in Stand zu setzen, und noch zwei, um die zehn Finger in die vorher aufgeblasenen Handschuhe zu passen. Als auf diese Weise der vierte Theil des Tages hingebracht war, stiegen sie auf's Verdeck und grüßten die Damen mit den Augen. Die Damen nahmen sorglos ihren Thee zu sich mit einem Aufguß von an der Sonne gekochter pisanischer Butter. Ein Engländer durch diesen Trank aufgeregt, öffnete die Zähne ein wenig und ließ das einsylbige Wort Tea über seine Lippen gleiten, welches man Ti ausspricht, um die Franzosen zu ärgern. Sogleich klang dieses Wort aus vierzig Mundöffnungen wieder. Shoffield lä

einen Handschuh fallen, ward blaß und sprach bei sich: „Es sind alles Engländer!“ Alsbald ward er von der Seekrankheit ergriffen und streckte sich glatt nieder auf eine Masse Seile, wo sein weißes Atlas-Gilet durch prachtvolle Theer-Arabesken verschönert wurde.

Zwanzig Stunden später, als das Meer ruhiger geworden, gewann Shoffield seine Besinnung wieder, und forderte von einem Aufwärter des Schiffs, den er mit dem Bootsmann Englisch sprechen hörte, ein Glas Madeira. Der Aufwärter bediente ihn im Augenblick, und da er der Würde eines Engländers zu nahe zu treten fürchtete, wenn er eine directe Frage an ihn richtete, so begnügte er sich, wie zu sich selbst zu sagen:

„In drei Stunden werden wir in Neapel sein.“

„In Neapel?“ sagte Shoffield. „Ach!“

„Ja, Mylord,“ antwortete der Aufwärter, ein zweites Glas Madeira einschenkend.

„Es ist eine schöne Stadt, Neapel, nicht wahr?“

„Ja, Mylord.“

„Das hat man mir gesagt. — Alle diese Herren sind Engländer, nicht wahr?“

„Alle, vom Größten bis zum Kleinsten.“

„Sie reisen zu ihrem Vergnügen?“

„Einzig zu ihrem Vergnügen. Es sind Millionärs, wie Sie, Mylord. Ach, sehr glückliche Menschen, wie Sie sehen.“

„Das ist einzig, sie scheinen mir nicht sehr glücklich.“

„Auf dem Packetboot, das ist möglich; sie sind hier mit ihren Frauen und Kindern, das ist nicht sehr angenehm. Aber Sie werden sie in Neapel sehen; o, der heilige Januarius möchte sie beneiden!“

„Das scheint mir ein munterer Bursche,“ dachte Shoffield bei sich, „und außerdem sehr höflich; ich will ihn in meine Dienste nehmen.“

Nach diesem Vorsatz verlangte er ein drittes Glas Madeira.

„Mylord scheint meinen Madeira gut zu finden?“

„Vortrefflich — vortrefflich! — Wie heißt Ihr?“

„Die Franzosen nennen mich Jean, die Engländer John.“

Ein eisiger Frost durchfieberte den Messerschmied. Es trat eine Pause ein.

„Mylord, Sie scheinen noch zu leiden; doch ist das Meer klar wie ein Spiegel.“

„Es ist nichts — Nachwehen der Seekrankheit. — Aus welchem Lande seid Ihr?“

„Aus Neapel.“

„Ah, Ihr seid Neapolitaner! — Und wie nennt man Euch in Eurem Vaterlande?“

„Micali. Das ist sehr lang für einen Bedientennamen. Die Engländer sagen, man muß mit der Zeit ökonomisch umgehen. Vergangenes Jahr sprachen sie zu mir: „Gebt mir ein wenig Thee; später sagten sie zu mir: Gebt mir Thee; jetzt sagen sie ganz einfach: Tea; morgen werden sie sagen: I; das wird für sie ein großes Ersparniß sein.“

„Ich will Dich Micali nennen.“

„Mylord scheinen keinen Mangel an Zeit zu haben. Aber fahren Sie fort, mich vor Ihren Landsleuten John zu rufen; sie wären fähig, Sie in den üblen Ruf eines Verschwenders zu bringen.“

„Micali, ich nehme Dich in meinen Dienst; ich gebe Dir sechzig Pfund, und sichere Dir nach Verlauf von zehn Jahren eine Pension zu.“

„So haben Mylord keinen Diener?“

„Nein; ich habe Alles in London gelassen. — Ich war zu ungeduldig, Italien, das schöne Italien, zu sehen.“

„Es scheint, Mylord, Sie sind sehr enthusiastisch für mein Vaterland eingenommen?“

„O ja, Micali, sehr enthusiastisch, sehr enthusiastisch!“

„Dann gehe ich Ihren Vorschlag ein; so wie wir landen, bin ich der Ihre.“

„Gut, Micali. — Was wirst Du mir Schönes in Neapel zeigen?“

„Alles, was Sie wollen. — Halt, ich kann Ihnen schon jetzt etwas zeigen. — Blicken Sie dort rechts hin, das ist der Vesuv.“

„Ah, der berühmte Vesuv! — Ja, ganz recht, er ist es, ich habe ihn auf einem Dubliner Taschentuche gehabt.“

„Il Vesuvio, auf Italienisch. — Mylord, Sie werden glücklich sein, wie ein König.“

„Micali, wo finde ich Dich in Neapel?“

„Ich rathe Ihnen, in dem Hôtel della Vittoria abzusteigen. Sie fragen nach dem Herrn Martin; das ist der Herr, der landlord.“

„Also ein Engländer?“

„Ja, ein Engländer für die Engländer, aber unter uns ein Franzose. Hier haben Sie seine Adresse auf einer Karte; Sie können nicht fehlen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Emancipation leichter Personen.

(Eingesandt.)

Der Sage nach soll ein nordischer Staat beabsichtigen, die Unbill und das Unrecht, welches bislang die leichten Personen, in Ansehung der Wichtigen haben erdulden müssen gänzlich wegzuschaffen und zu vernichten. Der Weg dazu ist schon gefunden und besteht in einer richtigen Wage, auf welcher sämmtliche Personen, die mit der Post reisen wollen gewogen werden und das Fuhr- oder Postgeld pfundweise entrichten sollen. Sollte dieser Vorschlag in Ausführung gebracht werden, so würde sein Einfluß auch auf die Pässe wahrscheinlich einwirken. In der Zeit da Wort und Treue galten, lauteten die Pässe: „Alle und jede Ortsobrigkeit wird hierdurch geziemend ersucht, Vorzeiger dieses, N. N. aus N. frei und ungehindert passiren und repassiren zu lassen, und ihm in benöthigten Fällen alle mögliche Hülfe wiederfahren zu lassen. Zu jedem Gegendienste sind wir gerne erbötig. N. D.

L. S.

Gegenwärtig haben sie eine andere Form; Größe, Haare, Augen, Nase, Mund, Zähne, Kinn, Bart, Backenbart, Farbe u. s. w. auch äußerliche Gebrechen, haben darin Aufnahme gefunden; nun dürfte das Gewicht auch noch hinzukommen, das dann fernerhin den Titel Wohlgewogen hervorrufen dürfte. Welche Vortheile die neuen weitläuftigen Pässe gegen die vorigen haben, wissen wir nicht, indem wir die mehrste Zeit unsers Lebens auf Reisen zugebracht haben. Stubengelehrte, von denen sie ausgegangen zu sein scheinen, werden es zu sagen wissen. Was uns anbetrifft wir sind so sicher, gut, dabei wohlfeiler und geschwinder, mit den guten alten Vertrauens-Pässen, wie wir sie zu nennen pflegten, gereiset, als mit den jetziger Zeit gebräuchlichen.

---

* Bitte.

Wohlzuthun und mitzutheilen vergesset nicht, denn solche Opfer gefallen Gott wohl.

und gottlob sind dies Opfer deren unser liebes, mildthätiges Bremen viele bringt, die aber auch

recht oft von ihm gefordert werden. Mit schwerem Herzen, aber doch voll Hoffnung kommt denn auch die Unterzeichnete und stellt einen Opferkasten hin, den milden Seelen, mit der Bitte um Gaben auf den Altar der Liebe für das arme unglückliche Mädchen, der in d. T. das Bein abgelöst wurde, deren trauriges Schicksal überall so rege Theilnahme gefunden. Menschenfreunde, bedenket die traurige Lage dieses jungen Mädchens, bedenket ihre Noth und helfet! — Fern vom Vaterhause, das ihr übrigens auch leider kein Asyl bieten kann, entblößt von Allem, außer Stande ihrem Beruf, andern Leuten zu dienen nachzugehen, und auch wohl für lange Zeit unfähig durch Händearbeit etwas zu verdienen, sieht sie einem Leben voll Noth und Sorge schon in der Blüthe der Jahre entgegen, einer traurigen Zukunft, wenn Gott nicht Hülfe schickt. Menschenfreunde, schwache Werkzeuge in seiner Hand und doch stark genug das schöne Gebot des Herrn, Liebe zu üben, öffnet auch hier Ohr und Herz der Klage, gebt so viel Ihr könnt, auch das Wenige ist willkommen, es kann der Armen helfen und unter dem Segen des Herrn reiche Frucht bringen. Was Er aber Euch verheißt dafür, das leset Ihr im Ev. Matth. Cap. 25 v. 31 — 46.

Exped. d. Bürgerfreundes.
Seemannsstraße Nro. 2.

An Beiträgen eingegangen sind ohne Aufforderung bereits von N. N. 24 Gr.

---

* A. Poirson

schildert mit wenigen Worten den jetzigen Zustand der Franzosen:

„Eine neue Gesellschaft ist entstanden, eine Gesellschaft des Handels und der Gewerbe. Die Classe der Landleute und der Handwerker hat an Freiheit, Wohlstand und Einfluß zugenommen; der Glaube und das religiöse Gefühl sind untergegangen; die königliche Macht und alle Gewalten sind geschwächt und verringert; das Volk ist stärker geworden, als seine Gesetze; um die Gesellschaft zu lenken und zu beherrschen, sind keine Gewalten mehr vorhanden, sie kann nur noch influencirt werden.

Prophetische Worte

über die Türkei und die Zukunft der Europäisch-Ostindischen Handelsbewegung.

Bei dem jetzigen bedeutungsvollen und zukunftsschwangeren Zustande der Türkei (nicht des Türkischen Volkes, da ein solches zu existiren aufgehört hat), dürfte es interessant sein, das Urtheil früherer Zeiten über die wahrscheinliche Entwicklung jener damals schon im Keime existirenden zersetzenden Stoffe im Türkischen Staate zurück zu rufen. Das folgende Citat ist um so merkwürdiger, da theils die darin enthaltenen Ansichten durch den Gang der Geschichte zu wirklicher Voraussagung gestempelt sind, theils der Vorabend jener Ereignisse herannaht, welche der Schlußsatz ausspricht und von dessen Wehen Europa schon schmerzhaft berührt worden ist.

In dem ersten Jahrgange des „Oppositions-Blatt oder Weimarische Zeitung" Nro. 4, vom 4. Januar 1817, Seite 27, findet sich nämlich folgende wörtlich kopirte Stelle:

„Das Türkische Reich, daß allein dem „gewaltigen Kampfe Europens zugesehen hat, „würde, gleich andern Asiatischen Reichen, in sich „erstarren, wäre es nicht aus zu ungleichartigen „Theilen zusammengesetzt, die mit der Zeit sich „auseinander lösen müssen. Dieser fremde, unge„lenke Körper, dessen Triebwerk, wie bei Automa„ten, nur mechanisch zu sein scheint, möchte ver„muthlich am längsten bestanden haben, und wenn „Deutschland durch ein freies Gemeinwesen auf-

„gehört hat, der Tummelplatz des Ehrgeizes und „der Waffenlust aller Mächte zu sein, was die „Aufgabe der Zeitgenossen ist, so werden die rei„chen Gefilde von Byzanz und seine gebietende Lage „nicht verfehlen, das neue Ziel der Mächtigen zu „werden. Hier unter diesem heitern Himmel, an „diesem Zusammenfluß gewaltiger Ströme und „Meere, wird sich ein neues Reich bilden, und „der Welthandel noch einmal seine Richtung ver„ändern."

Korrespondenz-Nachricht.

Dresden.

(Beschluß.)

Aus Allem geht indessen wohl so viel hervor, daß ein Betrug der Sache nicht zu Grunde liegt. Auch in andern Dingen als Krankheiten soll die Somnambüle mitunter sichere Auskunft geben und namentlich zur Entdeckung eines Diebes beigetragen haben. Wie andere Kranke ihrer Art, nimmt sie mit festgeschlossenen Augen die vorliegenden Gegenstände wahr, alles Leuchtende macht aber einen schmerzlichen Eindruck auf sie. So müssen z. B. die Fenster, Spiegel u. s. w. verhüllt werden, auch darf Niemand mit einer Brille über den Augen vor ihr erscheinen, wenn sie nicht laut aufschreien soll. Es läßt sich erwarten, daß unsere besten hiesigen Aerzte nicht versäumen werden, diesen Fall zu studiren. — Mit Recht nennt der geist- und kenntnißvolle Professor Fischer zu Basel in seinem vor Kurzem erschienenen Werke: „der Somnambulismus," den Gegenstand dieser merkwürdigen Schrift eine mit Wahn und Trug überwachsene Erscheinung, und macht es hauptsächlich den Naturforschern und Aerzten zum Vorwurfe, daß es ganz anders mit ihr stehen würde, wenn sie solche einer ge-naueren Untersuchung gewürdigt hätten. Namentlich beschuldigt er dabei die medizinische Sektion der Pariser Akademie, daß sie sich in gleicher Art, wie bei dem thierischen Magnetismus, von jeher durch fanatische Reaktion gegen bedeutende medizinische Reformen ausgezeichnet und sich zum Beispiel mit gleich unpassendem Fanatismus den zwei heilsamsten Mitteln der gesammten Medizin, der Schutzpocken und der China, widersetzt habe. — Vor mehreren Tagen gewann die Unterhaltung über die Somnambüle wieder ein neues regeres Leben durch eine ihr zugeschriebene Prophezeihung, daß den 6ten dieses Monats außerordentliche Nebel eintreten sollten, welche die Vorläufer der Cholera sein würden. Das hiesige Wochenblatt will jedoch bestimmt wissen, daß dieses ganz grundlose Gerücht nur zum Nachtheil der daran ganz schuldlosen Höhne verbreitet worden sei. Demnächst hat auch im hiesigen Anzeiger der Mann, welcher sie, wie bemerkt, als Dankbarkeit in sein Haus genommen, wegen der großen Unannehmlichkeiten, die ihm die Sache fortdauernd zuziehe, sich an das Publikum, „vorzüglich auch im Auslande," wie er sagt, mit der Bitte gewendet, „keine Besuche und Besprechungen mit der Höhne von ihm ferner zu verlangen und ihn mit desfallsigen Besuchen und dahin gerichteten Briefen zu verschonen." — So eben ist auch noch eine in der hiesigen Heinrichschen Offizin gedruckte kleine Schrift unter dem Titel „Die in Dresden sich aufhaltende Somnambüle Johanne Christiane Höhne, ihr Zustand und ihre Kräfte," verfaßt von einem Augenzeugen und herausgegeben durch ihren Wirth, erschienen. Die darin, nebst kurzer Biographie der Somnambüle einfach, klar und ruhig dargestellten Umstände sind zum Theil so außerordentlich, daß sie die Aufmerksamkeit nicht nur jedes Naturforschers und Arztes, sondern auch jedes andern fühlenden Menschen in Anspruch nehmen müssen.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.", und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshof.

Die

SCHNELL-POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 17 des Bürger-Freundes für 1840.

Donnerstag, den 27. Februar.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Am 20. Januar ging Simon Haberlandner, Moosbauer und zugleich Gemeinde-Vorsteher der Ortschaft Gnigl nahe bei Salzburg, ein tüchtiger Schütze, auf die Geier-Jagd, und nahm seinen Buhu mit. Nicht lange, so kauerte das arme Thier sich ängstlich zusammen. Auf dem Gipfel einer hohen Eiche wiegte sich ein tüchtiger Steinadler zum Stoß. Auf den ersten Schuß des Bauern stürzte das Raubthier herab, und schon wollte der glückliche Jäger seine Beute näher besehen, als sich der Adler plötzlich aufrichtete und kampffertig seinem Mörder sich entgegenstellte. Nach rüstiger Gegenwehr des Schützen wollte das Thier laufend entfliehen; doch ein zweiter Schuß in den Kopf streckte es todt nieder. Dieses Jagd-Abenteuer ist um so interessanter, als es sich in der Ebene, so nahe bei Salzburg ereignete.

Nachstehende tragische Geschichte hat sich dieser Tage bei Kloppenheim, einem an der Straße von Frankfurt nach Friedberg liegenden Dorfe, zugetragen. Ein Förster aus jener Gegend war mit seiner Frau auf einer Hochzeit in Kloppenheim. Er wollte hier auch übernachten. Doch als er kaum eine kurze Zeit zu Bette lag, befiel ihn plötzlich eine unerklärliche Angst; er weckte seine Frau, und erzählte ihr, wie er im Traume sein Haus habe ganz in Flammen stehen sehen, und wie er jetzt nicht mehr ruhen könne; er wolle fort nach Haus. So machten sie sich denn, er mit einer Doppelflinte versehen, in der finstern Nacht auf den Heimweg nach dem einsam gelegenen Hause. Als sie hier anlangten, gewahrten sie im obern Stocke Licht, und sahen bei dessen Scheine zwei Männergestalten sich hin und her bewegen. Schlimmes ahnend (denn nur die Magd war im Hause zurückgelassen worden), befahl er seiner Frau, zurückzubleiben, lud seine Flinte, trat in das Haus ein, dessen Thür er offen fand. Auf der Diele lag die Magd ermordet! Aber der Förster, ein entschlossener, muthiger Mann, auf seine Waffe und seine Stärke vertrauend, eilte die Treppe hinauf, und traf oben zwei Männer mit geschwärzten Gesichtern, beschäftigt, die Beute, welche sie aus Kisten und Commoden zusammengeschleppt, zu packen. Er legte an, und die beiden Kugeln streckten die Räuber todt nieder. Als man die Gesichter der vermummten Räuber reinigte, erblickte der Förster entsetzt die Züge seines Schwiegervaters und seines Schwagers! Die Geschichte klingt etwas romanhaft; es wird jedoch von einem sonst zuverlässigen Manne versichert, daß sie sich wirklich so verhalte.

Görres in München, Vater und Sohn und Compagnon Phillips haben an die Väter des heiligen Grabes in Jerusalem einen Brief geschrieben, lateinisch, wo es unter Anderem auf Deutsch heißt: „Ja es ist den Völkern, die den Namen Christi führen, in Wahrheit aber abergläubiger als die Ungläubigen sind, wegen ihrer Sünden dieses große Gnadengeschenk entzogen worden." Endlich: „Sendet eure Gebete zu dem allmächtigen Gott in der Absicht empor, daß Er unsere Brüder, die von der Einheit des wahren Glaubens abgewichen sind, in den Schooß der Kirche zurückführe!" — Jeder Christ weiß ja aber, daß Christus nicht mehr im Grabe liegt.

An dem großen Künstlermaskenzug in München nahmen 600 Personen Theil; er bestand aus 3 Abtheilungen, einem Aufzuge der Bürger und Zünfte in Nürnberg, dem Zuge des Kaisers Maximilian selbst und einer Mummerei zur Belustigung des Kaisers. Das Hoftheater war mit Schaulustigen zum Erdrücken angefüllt. Die Logenplätze wurden mit 10 — 20 Gulden bezahlt. — Im Odeon war ein Bankett veranstaltet, wobei ein Fisch aus dem Wallersee aufgetragen wurde, der 82 Pfund wog.

Nach einer öffentlichen Bekanntmachung wird die Schützen-Gesellschaft zu Groß-Breitenbach auf den 24. Februar a.c. ein gewiß sehr seltenes Fest feiern, indem sie das hundertjährige Geburtsfest eines dasigen Schützen, der selbst noch rüstig genug ist, um an dem im Schießhaus zu Breitenbach veranstalteten Feste persönlich Theil zu nehmen, zu begehen. Vor mehreren Jahren wurde auch schon sein 50jähriges Schützen-Jubiläum gefeiert.

Aus Holland.

Wilhelm Tell wird jetzt in Amsterdam, und zwar, wie der Zettel meldet, „nach Schiller's Bearbeitung" als Ballet gegeben. Vor und nach dem Schusse tanzt der Held ein Solo! (Da hört wirklich Alles auf!)

Aus Belgien.

Neulich sollte in Brüssel ein Heirathskontrakt unterzeichnet werden. Es war große Gesellschaft bei der Großmutter des Fräuleins; aber leider gab besagte Großmutter nur eine ziemlich geringe Mitgift, wenigstens im Verhältniß zum Bräutigam, welcher der Sohn eines Banquiers und ein Millionär war. Das Brautgeschenk war der Gegenstand allgemeiner Bewunderung; es waren für 100,000 Franks Brillanten dabei. Der Bräutigam zog sich in ein kleines Kabinet zurück, wo bald darauf ein Schwarm von jungen Pensionärinnen eintrat, die eingeladen waren, das Brautgeschenk ihrer Gespielin zu bewundern. „Hast du gehört, sagte eines der jungen Mädchen, „was Karoline zu uns gesagt hat?" — „Nein." — „was Karoline zu uns gesagt hat?" — „Nein." —

„Sie meinte, das Alles wäre noch viel schöner, wenn man es haben könnte, ohne den Mann mit zu nehmen." — „Das hat sie mir auch gesagt," erwiederte eine Andere; „aber wo ist denn der Mann? Ich möchte ihn doch einmal sehen." — „Meine Fräulein, wenn man nach ihm fragt," rief der Bräutigam, indem er hervortrat, „so sagen Sie, daß er sich durch diese Thüre entfernt hat," — und ging davon, um nie wieder zu kommen. Am folgenden Tage schickte man ihm sein Brautgeschenk zurück, und er hatte nichts Besseres zu thun, als bei der Putzmacherin auch das Hochzeitskleid zurückholen zu lassen.

Aus Frankreich.

Man lies't im Semaphore de Marseille, vom 6. Februar: „Ein schauderhaftes Ereigniß hat vorgestern Abend in der Kaserne der Corderie statt gehabt. Am Vorabend hatte sich bei dem Exerziren ein Streit zwischen zwei Soldaten erhoben, wovon der eine ein Rekrute, und der andere seit vier oder fünf Tagen bei dem Korps als Stellvertreter angelangt war. Ein Militär, der kürzlich zum Grad als Korporal befördert worden, ein gewisser Santenac, dessen Betragen immer vortrefflich war, legte sich in's Mittel, um diesen Streit beizulegen; doch anstatt auf seine Ermahnung zu hören, ließ sich einer dieser Soldaten, Namens Labourié, derjenige welcher, nachdem er dem Rekrutirungsgesetz Genüge geleistet, als Ersatzmann wieder unter die Fahne getreten war, in Beschimpfungen gegen den Korporal aus, indem er bemerklich machte, daß die Schnüre an dem Rocke Santenac's fehlten. Die Abwesenheit dieser Schnüre ließ sich durch die frische Ernennung Santenac's zu seinem Grad erklären. Labourié wurde in den Zuchtsaal eingesperrt, von wo man ihn vorgestern für einen Augenblick herausließ, um an den Uebungen Theil zu nehmen, die in dem Hofe der Kaserne statt haben; doch dieser, anstatt in den Zuchtsaal zurückzukehren, entwischte und kaufte ein wohlgeschliffenes Messer, und kehrte mit Mordgedanken in die Kaserne zurück. Als es Nacht war, rief Labourié, der seine Waffe verborgen hielt, den Korporal Santenac an die Thürschwelle; der Korporal zauderte vielleicht aus einer Ahnung, als Labourié ihn ergriff, ihn in den Gang zog und ihm das Messer in das Herz stieß. Der Tod erfolgte fast augenblicklich; der unglückliche Santenac fiel zu den Füßen seines Kameraden nieder und starb, nachdem er diese Worte gesprochen: „Ich bin getödtet!" Der Mörder wurde sogleich festgenommen und eingesteckt."

In Rennes wurde kürzlich von dem dort liegenden fünften Artillerieregiment ein merkwürdiger Versuch gemacht: man schoß aus einer 12Pfünder Haubize, die nur 100 Kilogramme wiegt, so daß ein Maulthier sie im Gebirge tragen kann, Hohlkugeln ab, welche springen, ehe sie bis zu dem Feinde gelangen; diese Hohlkugeln enthalten 75 kleinere Kugeln, und schleuderten ihre Trümmer auf 600 Metres weit; man kann die Kugeln, die sie enthalten, mit großer Sicherheit richten.

Ein Handlungscommis, P** in Paris, lebte wie viele seines Gleichen und erlebte was Vielen ebenfalls passirt: seine Gläubiger peinigten ihn bis aufs Blut; besonders aber waren zwei derselben so hartherzig gegen seine Vertheißungen und Bitten, daß er sich derselben fast gar nicht mehr zu erwehren wußte. Als sie nun gar drohten, ihn in Clichy ein Unterkommen zu besorgen, bestellte er sie auf den 10ten Febr. wieder zu sich und sagte, er wolle sich dann mit ihnen abfinden. Die beiden Gläubiger ließen nicht auf sich warten. „Hier im Hause hab' ich kein Geld," antwortete der gehetzte Commis; „wenn Sie mich begleiten wollen, so setzen wir uns in auseinander." Die Gläubiger setzten sich in Marsch, eine zur Linken, der andere zur Rechten des Schuld Sie kamen an die Brücke Notre-Dame: „Jetzt m Herren, passen Sie auf! Ich zahle Ihnen mit den ten, was mein ist!" — Und mit einem Sprunge über dem Brückengeländer und im Flusse. Die Gläubiger standen wie behext da; ihre Forderung zu Wasser; als der Schuldner bereits versunken war, men sie erst wieder so weit zu Athem, daß sie nach riefen: es war zu spät.

Aus Rußland.

Von Petersburg nach Warschau und von da nach men soll eine große Eisenbahn-Linie errichtet und mit Wiener Nordbahn in Verbindung gesetzt werden. Regierung übernimmt die Ausführung und hat eine Anleihe von 90 Mill. Silberrubel dazu aufgenom

Mosaik.

Man spricht oft von Kröten, die man lebend Innern eines Baumes, den man gespalten, oder mit einem Steine gefunden. Alle diese wunderbaren Erzeugen beruhen jedoch nicht auf vollkommen glaubwürdigen Zeugnissen. Das des Wundarztes Hampson zu verdient eine größere Beachtung. Ein Bewohner Ainsworth, einem Dorfe nahe bei Bolton, führte fünfzehnjährigen Sohn zu ihm, der seit drei Jahren tige Schmerzen im Magen auf der linken Seite litt, schienen, seinem Ausdrucke nach, von Etwas herzurühren, das sich darin bewegte, und ihn beengte. Der Arzt ein Abführungsmittel vor, das der Kranke täglich so lange nehmen sollte, bis das Uebel gehoben sei. Die zweite Dosis that ihre Wirkung. Der Knabe eine lebendige Kröte, von der gemeinsten Gattung, Sie hatte ihre gewöhnliche Größe erreicht. Er verspürte auf der Stelle eine große Linderung, und zeigte mit Freude seinen Eltern den unbequemen Gast, den er lange beherbergt hatte. Das Thier lebte noch; aber als man es auf die Erde gelegt, kreuzte es die Beine über seinen Leib und verschied. Es scheint, daß der schnellen Uebergang in die Luft, die es noch nie eingeathmet hatte, und in einer viel kälteren Temperatur, als im Innern des Körpers, wo es bis jetzt gelebt hatte, nicht ertragen konnte. Der Knabe konnte von nun an wieder schlafen und erlangte bald seine volle Gesundheit wieder. Doch hatte er von nun an einen großen Abscheu gegen Kröten, und konnte sie selbst nicht sehen, ohne einen Schauder zu verspüren.

Bei der Beerdigung eines Malers, Namens Herring, wurde ein Trauergesang gedruckt, dessen letzte Strophe folgende herzerhebende Worte enthält!

„Lachesis, ach! kann es sein,
Laß Dich einmal nur erbitten
Was die Schwestern abgeschnitten,
Flick im Spinnen wieder ein!
Kannst Du dieses Härings Leben
Tauschweis irgend wieder geben,
Nun, so gieb ihn aus dem Grab,
Und hol' hundert Stockfisch ab."

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 17.

Bremen, Donnerstag den 27. Februar 1840.

Gestorben:

175. Den 18. Febr. Der Rentier Joh. Christ. Donandt, 66 Jahr; Ansgariithors-Contrescarpe.

176. Den 21. — Der Kaufmann Johann Conrad Wiencken, 69 Jahr; Langenstr. Nr. 35.

177. Den 22. — Der Detaillist Carl Heinr. Wolff, 51 Jahr; Rembertistraße Nro. 1 C.

178. Den 23. — Des verst. Grobbäckers Johann Hinr. Schlodtmann Wittwe, geb. Bollmann, 82 Jahr; Fehrfelde Nro. 1.

179. Den 23. — Des Nadelmachers Heinr. Dav. Böhm Tochter, 7 Monat; Jacobistraße Nro. 23.

180. Den 23. — Der Altschuhmacher Joh. Ludw. Bodes, 77 Jahr; Armenhaus.

Nro. 181. Den 23. Febr. Des Schlachters Heinr. Wilhelm Engelhardt Ehefr., geb. Talla, 44 Jahr; Runken Nro. 24.

— 182. Den 23. — Des Schuhmachers Daniel Friedr. Schröder Tochter (todtgeb.); Schüsselkorb Nro. 13.

— 183. Den 24. — Des Arb. Friedr. Wilh. Steinkamp Ehefr., geb. von Dorsten, 43 Jahr; Kohlhökerstaße Nro. 51.

— 184. Den 25. — Der Schreiber an der Regierungs-Canzlei Engelbert Thiele, 51 Jahr; kleine Hundestraße Nro. 11.

— 185. Den 25. — Des Arb. Joh. Eberh. Debbe Sohn, 10 Monat; Bonspforte Nro. 9.

Geburten:

246. Den 18. Febr. Des Schuhmachermeisters Ernst Gottl. Deetzsch Ehefr., geborne Renken, Stavenstraße Nr. 4; von einem Mädchen.

247. Den 20. — Des Reepschlägers Joh. Friedr. Sprathoff Ehefr., geb. Gaetjen, Sandberg Nro. 2; von einem Mädchen.

248. Den 21. — Des Cigarrenmachers Eimrich Rudolph Wessels Ehefr., geb. Bente, gr. Johannisstraße Nro. 129; von einem Mädchen.

249. Den 21. — Ein Knabe — gr. Fischerstraße Nro. 7.

250. Den 21. — Des Kaufmanns Joh. Friedrich Bähr Ehefr., geb. Haase, Heerdenthors-Contrescarpe; von einem Knaben.

251. Den 21. — Des Kimmkermeisters Ernst Lorenz Strenge Ehefr., geb. Walter, Oelmühlenstraße Nr. 9; von einem Mädchen.

252. Den 22. — Des Hofmeiers Joh. Heinr. Chr. Brüggemann Ehefr., geb. Boschen, Buntenthorssteinweg Nro. 193; von einem Mädchen.

253. Den 22. — Des Sattlers Georg Friedr. Tolle Ehefr., geb. Schröder, Hastedt Nro. 53; von einem Mädchen.

254. Den 22. — Des Schneidermeisters Heinrich Friedr. Joh. Brandt Ehefr., geb. Kniest, Balgebrückstraße N. 9; von einem Knaben.

Nro. 255. Den 23. Febr. Des Kaufmanns Adolph Stohmann Ehefr., geb. Overbeck, Langenstraße Nro. 112; von einem Knaben.

— 256. Den 23. — Des Musicus Franz Heinr. Plate Ehefr., geb. Schneider, gr. Johannisstr. Nro. 39; von einem Mädchen.

— 257. Den 23. — Des Tabacksarbeiters Joh. Hinr. Meyer Ehefr., geb. Gerstenbüttel, gr. Johannisstraße Nr. 118; von einem Knaben.

— 258. Den 23. — Des Arb. Christ. Detlev Böving Ehefr., geb. Schrieber, kl. Fuhrleutestraße Nro. 3; von einem Knaben.

— 259. Den 23. — Des Arb. Albert Wrede Ehefr., geb. Lüers, Rosenkranz Nro. 11; von einem Knaben.

— 260. Den 23. — Des Arb. Herm. Faber Ehefr., geb. Kuhlmann, Hastedt Nro. 51; von einem Mädchen.

— 261. Den 23. — Des Schuhmachers Daniel Friedr. Schröder Ehefr., geb Fahrenholz, Schüsselkorb Nr. 13; v. einem todten Mädchen.

— 262. Den 24. — Des Steinhauers Johann Hinr. Tackenberg Ehef., geb. Castendyk, Neuenmarkt Nro. 1; von einem Mädchen.

— 263. Den 24. — Des Seeschiffers Joachim Ohm Ehefr., geb. Remmers, kl. Allee; von einem Mädchen.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 18.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 1. März 1840.

Mit dem naßgeweinten Schleier
Lösch' ich meine Thränen aus;
Und mein Auge schauet freier
Ueber Zeit und Grab hinaus. Bürger.

Kind und Stern.

An ihre k. k. Hoheit die Frau Erzherzogin Sophie beim Ableben der Prinzessin Maria Anna Carolina.

Von

M. E. Saphir. *)

In eines alten Buch's bestaubten Blättern,
Von weiser Hand im frommen Sinn beschrieben,
Mit weisen Sprüchen, die in Erdenwettern
Von wunderbarer Tröstung stets geblieben,
Las ich den Glauben auch, den wunderbaren,
Den diese Zeilen einfach offenbaren.

Mit jedem Kind', das einem Erdensohne,
So sagt dies Buch, auf Erden wird geboren,
Wird stets vom Schöpfer auf dem Gnadenthrone
Ein lichter Engel segensvoll erkoren,
Der unsichtbar mit seinem stillen Segen
Das Kind bewahrt und schützt auf allen Wegen.

Und wenn der Engel in die Zukunft blicket,
Und sieht, daß herbe Schmerzen es erwarten,
Pflückt er, bevor das Schicksal wild sie knicket,
Die zarte Blüthe aus des Lebens Garten,
Und trägt das Kind, eh' Leiden es umringen,
Empor zum Himmelsbett auf weichen Schwingen.

Und aus dem rosigen Kindlein, das verblichen,
Wird nun ein Sternlein an dem hohen Himmel,
Das auf den Kreis, dem unten es entwichen,
Stets niederschauet aus dem Sterngewimmel,
Und das den Kreis der Lieben dann für immer
Bewacht, mit Himmelslicht und Sternenschimmer.

*) Wir können nicht umhin dieser lieblichen Dichtung des bekannten Humoristen einen Platz in diesen Blättern einzuräumen. Gewiß wird auch manche andere Mutter, deren Liebling der stille Engel aus des Lebens Garten nahm und zum ewigen Himmelbett trug, milden Trost in diesen Zeilen finden. Die Red. d. Bürgerfds.

D'rum wenn der Mensch empor schaut so im Dunkeln,
Zum Lichtgezelt der unzählbaren Sterne,
Es scheinen überall ihm zuzufunkeln
Viel Liebesaugen aus der hohen Ferne,
Und manch ein Sternchen aus dem Lichtvereine
Zieht sonderbar ihn an mit mildem Scheine.

Aus diesem Spruch will ich den Kranz Dir flechten,
Erhab'ne Fürstin, um des Kindes Wahre:
Nur in des Lebens schwarzverhüllten Nächten
Erscheint das Sternenzelt, das ewig klare,
Nur wenn die Erde geht im Trauerschleier,
Erscheint der Himmel in der höchsten Feier!

Die Freude ist ein Schaltag nur im Leben,
Die Lust ist Maskenspiel für kurze Dauer,
Dem Schmerz allein ist Ewigkeit gegeben,
Und lebenslang ist nur des Lebens Trauer,
Ein Gast im Auge ist die Freudenthräne,
Ihm eingeboren ist die Schmerzenszähre!

D'rum schau' empor aus diesem Dämmerthale,
Zum Königszelt, wo ew'ge Sterne prangen,
Dir ist alldort mit einem Gnadenstrahle
Ein Sternlein, lichtverklärt, nun aufgegangen,
Dein Kind ist's, Dir als Veilchen hier entschwunden,
Dein Kind ist's, Dir als Sternlein dort gefunden!

Chantilly.

(Beschluß.)

Doch, ich will die Schilderung des Festes beschließen.

Die Hirsche, von dieser Tageshelle, der keine Aurora vorausgegangen, getäuscht und glaubend an einen wirklichen Tag, flohen vor ihren wiedererkannten Feinden, den Menschen — und warfen sich truppweise in die Alleen. Ja! Es war ein, eines Fürsten würdiges Schauspiel: dieses gehetzte Wild auf den glühenden Wegen, zwischen den unbeweglichen Flammen, dahin stürzen zu sehen. Nichts aber glich dem schönen Anblick, als wenn es im Hintergrunde, in fernster Perspektive des Weges erschien, wo sich nur ihr goldumsäumtes Geweih unterscheiden ließ, das die Fackeln wie tanzende Sterne umgaben. Ja, es war ein wirklich großes Schauspiel! Der Hörnerklang in dieser, zum Tage verwandelten Nacht, wo Grau sich dem Vergnügen, wo Schrecken sich der Freu mischte und das Fest den furchtbar schönen A blick einer unermeßlichen Feuersbrunst annahm Wie das Wild durch diesen, von den helllodern den Fackeln erborgten Tag aufgescheucht, erschr und gehetzt ward, gab ein immer neues, imm wunderbareres, schwer zu beschreibendes Schausp Hunde, Jäger, Pferde im fliehenden Lauf, b vom sprudelnden, in tausend funkelnden Fa spritzenden Feuerregen übergossen, bald im dunk ren Schatten der Baumstämme oder im Ku des Harzes verschwindend. — Hier starke Sch ten, dort blendende Lichtmassen! Wessen Phanta ist reich genug, sich diesen Anblick vorzustell Der Hirsch, gezwungen, ohne Abweichung d diese doppelte Feuerlinie, die seine beiden Augä brennt, hindurch zu fliehn, wirft sich in gehäu ter Angst rechts und links, stürzt sechs Mensch oder vielmehr sechs Fackeln um, was ihm ni fruchtet; die Reihen rücken sich näher und augb blicklich ist die Simmetrie wieder hergestellt. D mes Wild! Wie es dahinflieht trotz der Hun die gruppenweise an seinen Flanken hangen, u der schnaubenden, jagdgierigen Pferde, die n stärkere Hunde sind, trotz des noch stärkeren Feig als Hund und Pferd — trotz des Menschen bö tiger Grausamkeit! Voran den Hunden, den Pf den, den Menschen, dem Winde, dem Gedank selbst voran flieht es — doch nicht voran de immer folgenden, immer begleitenden, immer w beweglichen Lichtstrom; den aufgepflanzten Me schenleuchtern, den flammenden Fackeln voran kommt's nicht! Wohin nun, armer Hirsch? B entsinnt sich des Kreuzweges des Constabels, ob eine Lieue weit — fort, dorthin, dorthin! I drei Augenblicken ist er erreicht, einer der steine nen Tische zu fünfzig Couverts übersprungen, ab

ach! Flammen und überall Flammen prallen auch hier ihm entgegen. Noch einen Kreuzweg weiß er, den von Abreuvoir — schon ist er dort! aber von fern schon sieht er auch hier dieser schrecklichen Sonne Feuerstrahlen. Jetzt ist seine Schnelligkeit kein Wurf mehr, sondern ein Flug. Seine vier Beine legen sich unter dem Bauch zusammen, sein Kopf verschwindet in der verlängerten Linie des gestreckten Körpers und verbirgt sich im Geweih. Alle Hindernisse überspringt er, ohne sie erkannt zu haben. Vernünftige Wesen sind diese Hindernisse, die, Bäumen gleich, mit den Bäumen eine Linie bilden, Menschen und Bäume sind schwarze, die Fackeln sind glühende Reihen und das arme, verzweifelte Wild der fliegende Gedanke! Luft und Erde ist Feind ihm geworden wie Mensch und Hund! Erde und Luft erschallen von seinem Todesruf! — Zu den Teichen, zu den Teichen! ein letzter, gewiß rettender Zufluchtsort! Er kennt sie der kluge Hirsch! Mit Weiblein und Kälbern hat er sie aufgesucht, wenn des Mondes Silberglanz in ihren Wassern spiegelte, wenn in der Ruh' der Nacht die klare Fläche, selbst von keiner Mücke gekräuselt, im eigenen Schlummer unbeweglich da lag. Dann haben sich Hirschkuh und Hirsch und Kälber in seiner Kühle gelabt, ihre durstende Zunge erquickt. — Zu den Teichen, zu den Teichen also! — Hin zu den prächtigen Teichen, die ein schmaler Damm theilt und die, wenn die Morgenröthe aus ihnen hervortaucht, einem Behälter von rosigem Krystall gleichen, aus dem das Schloß der Königin Blanka, einem gothischen Medaillon gleich, sich erhebt.

Zu den Teichen, dem letzten Rettungspunkt! Aber ach! die Hunde sind ihm zuvorgekommen und auch hier erwartet ihn die grausame Flammenmasse, die selbst das reine Wasser des Teiches zu verzehren scheint, während der Dampf der Fackeln seine Oberfläche mit einer leichten Wolke deckt. Erschöpft zusammenbrechend stürzt der Hirsch in die brennende Wasserfluth und das Geräusch seines Falles verliert sich im Gewieher der nahenden Pferde, im Gekläff der tobenden Hunde, im Halloh des gierigen Jägers! Wunderbarer, unbeschreiblicher, der Erinnerung ein unauslöschlicher Anblick: als im Nu die Prinzen mit ihrem zahlreichen Gefolge den Teich umringten und in athemloser Spannung über die Pferde hingebeugt, ihr Bild aus dem wahrhaft glühenden Wasserspiegel zurück geworfen sahen und so Zeuge des Todeskampfes dieses armen Hirsches waren. Alles erschien in dunkelrother Gluth! Wasserfläche, Himmel, Schloß, Cavaliere, Damen, Jäger, Pferde und Hunde und Wald! Von nah wie von fern: flammende Gluth!

Der Hirsch ward zerlegt, die Hunde erhielten ihren Jagdantheil, die feinen Damen lachten wie Wahnsinnige, wo der Hirsch weinte.

Das Fest kostete viel, doch der Graf des Nordens hatte eine Fackeljagd gehabt.

Im Schloß erwartete ein köstliches Nachtmahl die rückkehrenden Jäger. Sie wurden in ein reich dekorirtes Zelt geführt, ausgeschmückt mit dem Feste geeigneten Sinnbildern, dessen Vorhänge und Draperien von Hirschgeweihen gehalten wurden. Als die Wunder des Kochs und des Mundschenks, zwei Aemter im Condé'schen Hause, in welchem sich stets die ersten Verdienste dieser Art ausgezeichnet, die Verblendung der Einbildungskraft des erhabenen Gastes vollendet, erhob sich der Prinz und wandte sich mit der Frage an ihn: „wo er sich zu befinden glaube?" „Nun, ich denke", antwortete der Graf des Nordens, „im Schlosse der Condé's, der gastfreundlichsten aller Prinzen und gewiß in seinen schönsten Gemächern."

Die Zeltgardinen rollten auf, der Pavillon öffnete sich zu beiden Seiten und der Graf des Nordens sieht sich zu seinem unaussprechlichen Erstaunen im Innern des Schloßmarstalls. Drei Hundert Pferde, jedes einzeln gestallt, stellen sich zu beiden Seiten seinen Blicken dar. Diese wiehern, jene biegen sich über die Krippen; diese stampfen die Diele, jene zerren gegen die Hand des sie straff haltenden Dieners.

Eine unsäglich überraschende Perspektive!

Es war allerdings eine etwas wunderliche Idee, den künftigen Herrscher aller Reußen in einem Pferdestalle zu bewirthen, doch ist es Niemanden unbekannt und wir haben es schon früher erwähnt, daß der Marstall des Schlosses in Chantilly zu den Wundern der französischen Architektur gehört. Auch fragte der Prinz bei seiner Rückkehr aus dem Exil im Jahre 1814, als zarte Schonung ihm den plötzlichen Anblick des, von der schwarzen Bande zerstörten Schlosses verbergen wollte, in hastiger Spannung: „Hat man die Marställe verschont?" — „Ja, gnädiger Herr!" — „Jetzt kann ich Alles hören!" fügte er freudig hinzu; „Sie können mich von Allem unterrichten!" *)

Der unglückliche Millionär.

(Fortsetzung.)

Der Pharamond lief in die Rhede. An den dreihundert Kirchen Neapels schlug es acht Uhr. Der Vesuv rauchte ruhig fort, wie ein in der Sonne liegender Lazaroni unbekümmert seine Pfeife raucht; rosige Nebel schwammen um die Hügelreihe von Aversa, Caserta und Capua. Ein wollüstiger Hauch schien durch die Luft zu zittern; es war Frühling, und Frühling in Neapel!

Die Engländer bürsteten ihre Kleider und wechselten die Handschuhe; die Engländerinnen vertheilten unter sich die Sonnenschirmchen; die Diener betrachteten ein Bataillon Soldaten, die am Pallaste der Königin Johanna Fußbäder nahm. Shoffield suchte seinen Paß.

Alle Engländer waren ausgestiegen, nur Shoffield befand sich noch an Bord. Er fand seinen Paß nicht und hatte seinen Namen vergessen. So oft man ihn fragte: „Wie heißen Sie?" zeigte er seine gewaltige Brieftasche, welche seinen Briefwechsel mit allen Messerschmieden des Universums enthielt, und forderte die Sbirren auf, ihn in seinen Nachsuchungen zu unterstützen. Endlich fand er das werthvolle Papier in einer geheimen Tasche. Shoffield ersah daraus, daß er Morfield hieß.

Alle Gemächer des Hôtels della Vittoria waren überfüllt. Die Turnpike's, Dolwich's und Baxton's flutheten gleich einer beendigten Themse in den Gängen. Aeltere Reisende, demselben Volke angehörig, die schon seit längerer Zeit den Gasthof bewohnten, betrachteten gravitätisch die vaterländische Invasion. Als Shoffield ohne Wagen, Dienerschaft und Familie sich zeigte, sagte man ihm, daß nur noch ein Zimmer ohne Bett übrig sei.

„Ich werde auf einem Lehnstuhl schlafen," antwortete der Messerschmied. Er trat in den Speisesaal. An der Thüre stand: Dining-room.

Er ergriff eine Karte und las:

Ox-tail soup.
Fisk of every sort.
Meat pies.
Rump steak.

*) Condé's edle Gastfreiheit wurde würdig belohnt. Als das Unglück des Exils den Prinzen von Condé aus einer Flucht in die andre jagte und er endlich nach Rußland ging, erinnerte sich Paul der Erste an die, dem Grafen des Nordens bereitete, schöne Aufnahme im Schloß von Chantilly. Der Monarch ließ das Hôtel Tzernichef's im französischen, selbst im Geschmack der eigenen Besitzung des Prinzen einrichten, Domestiken in der prinzlichen Livree kleiden und über der Thür des Hôtels mit goldenen Buchstaben eingraben:

„Hôtel de Condé."

„Wie, in Birmingham?“ sagte der erstaunte Shoffield. — „Seltsam! In Birmingham wird man in der ganzen Stadt nicht eine italienische Sylbe finden, und Birmingham ist doch gewiß zehnmal schöner, als Neapel, das mir sehr häßlich, zumal sehr schmutzig, vorkommt. Die Engländer müssen sich gut in diesem Lande vergnügen, da sie so gern und leidenschaftlich hierher reisen. Neapel erscheint mir ausdrücklich für die Engländer erbaut.

In diesem Augenblick kam sein neuer Diener Micali an.

Shoffield reichte ihm herzlich die Hand und ließ ihn sich setzen. Micali setzte sich ohne Umstände.

„Ich habe in diesem Hôtel nur Ein Zimmer gefunden,“ sagte Shoffield.

„Beruhigen Sie sich und frühstücken Sie, ich werde Ihnen ein besseres Quartier anweisen. Wie finden Sie diese Potage mit Schnecken?“

„Eben so gut, wie bei Swan-Inn in Birmingham. Die Neapolitaner scheinen diese Potage sehr zu lieben.“

„Die Neapolitaner würden sie abscheulich finden; es ist eine Lava-Suppe; sie würden glauben, den Vesuv in Pillen zu verspeisen. So etwas bereitet man hier nur für die Engländer.“

„Die Speisekarte ist ganz englisch; sieh“ —

„Die Karte, sagen Sie. Ach, ganz Italien ist heutzutage ein englischer Stiefel! Italien ist noch englischer als England. In Rom ist Alles Engländer, ausgenommen der Pabst. Erlauben Sie mir eine Frage, Mylord?“

„Sehr gern, genire Dich nicht, frage!“

„Ohne Zweifel sind Sie zu Ihrem Vergnügen nach Neapel gekommen?“

„O gewiß, wie alle Andern. Ich bin reich, will glücklich sein, will genießen.“

„So waren Sie in England nicht glücklich?“

„Ich befand mich wie alle Andere.“

„Womit beschäftigten Sie sich?“

„Ich ritt, ging spazieren, aß Lachs, pflanzte Bäume, las Kemble's Review, kaufte Handschuh; was soll man machen, wenn man reich und ohne Geschäfte ist?“

„Das ist richtig. — Und nun sind Sie nach Italien gekommen, um“ — —

„Um es wie die Andern zu machen. Die Engländer müssen sich hier gut amüsiren, weil sie Alle herkommen.“

„Sie werden sehen. Denken Sie lange in Italien zu verweilen?“

Ich weiß nicht. Bleiben die Engländer gewöhnlich lange Zeit hier?“

„Die Lords und Mitglieder der zweiten Kammer halten sich während der Dauer der Parlamentsferien hier auf. Die reichen Engländer, die kein öffentliches Amt verwalten, bringen ihr Leben damit hin, von Neapel nach Venedig zu wandern, und sterben in der Regel in Florenz. In den Kirchhöfen von Florenz findet man fast nur Gebeine von Engländern. Ich muß Ihnen sagen, daß man in Florenz sehr angenehm stirbt.“

„Was Du mir da sagst, läßt mich vermuthen, daß das Comfortable in Italien weit über dem Unsern steht. Die italienischen Straßen müssen schönere Trottoirs, schöneres Pflaster und schönere Gasbeleuchtung haben.“

„Hören Sie, Mylord, ich kenne England sehr wohl, aber noch nicht die Engländer. Verzeihen Sie mir daher im Voraus. Die Engländer bauen sich sehr bequeme Häuser, tapeziren und meubliren sie; sie bauen schöne und bewunderungswürdige gerade Straßen, legen Gasleitungen

an, um die Nacht zum Tage zu machen, und wenn sie dahin gekommen sind, um von Innen und Außen das angenehmste Leben zu führen, steigen sie in den Postwagen, um in einem Lande zu leben, wo jeder Schritt Unannehmlichkeiten bringt. Erklären Sie mir das, Mylord, der Sie ein Engländer sind."

„Ich kann Dir nichts erklären, Micali, ich will Dir frei gestehen, daß ich nichts weiß, weder Lord noch von Adel noch Gelehrter bin; ich bin ein unglücklicher Gewerbsmann, der vierzig Jahre gearbeitet, um ein Vermögen zu sammeln, und der nun für sein Geld ein Bischen Glück sucht. Ich bin achtundfünfzig Jahre alt; seit meinem fünfzehnten Jahre machte ich Messerhefte von fünf Uhr des Morgens bis Abends zehn Uhr. Ich lebte von Kartoffeln und Ale die ganze Woche; Sonntags las ich in der Bibel. Noch vergangenen Winter führte ich dieses Leben. Was soll ich Dir sagen, die Langeweile bemächtigte sich meiner. Ich eilte, vor meinem Tode noch zu genießen Willst Du mir etwas suchen helfen, wodurch ich die Wirklichkeit des Lebens und meine Reichthümer empfinde?"

Micali schüttelte mit traurigem Mitleid den Kopf.

„Der arme Mann!" sprach er, „er hat drei Viertheile seines Lebens damit hingebracht, Messer zu machen! — Ich frage Sie, mein Herr, ob dieser halbnackte Lazaroni, der nie etwas gethan hat, unglücklicher war, als Sie. Ich glaube, daß das Glück sich nur bei einer gesunden Armuth findet, der ein Sonnenstrahl auf das Haupt genügt."

„Mein Gott!" rief Shoffield, „Du sprichst wie ein Gelehrter, Micali." —

„O, ich sprach mit mir selbst. — Dort unten, auf der grünenden Insel, giebt es Fischer, die nur ein Netz und eine Hütte besitzen; das Meer und die Sonne bräunen ihre Haut und rüsten sie mit unwandelbarer Gesundheit. Sie haben große und schöne Weiber, braune Kinder, welche auf Meergras spielen und mit den kleinen Fischen im Wasser leben; jeder Abend ist ihnen ein Fest; Gesänge bei allen Arbeiten, und die Nächte, die Nächte! — Für sie geht die Sonne auf, glänzen die Gestirne, murmelt das Meer und blühen die Orangen. Diese armen Fischer, diese Bettler des Meeres, sind glücklicher, als alle Millionärs Großbritaniens."

Shoffield horchte mit offenem Munde den philosophischen Reden seines Dieners.

Micali betrachtete den Golf durch das Fenster und lächelte.

„Ich sprach wiederum mit mir selbst," sagte er, entschuldigen Sie mein Herr."

„Und Du, Micali," sagte Shoffield lachend, „bist Du glücklich?"

„Ich? Ich habe vier Herren gedient, einzig um sie durch mein Glück zu demüthigen."

„Engländern?"

„Engländern, reich, gleich den Minen Peru's."

„Was ist aus ihnen geworden?"

„Ich habe Einen nach dem Andern auf dem Gottesacker San-Spirito in Florenz begraben. Sie befanden sich sehr wohl, waren frisch und kräftig, und sind ohne Grund gegen alle Regeln der Medizin gestorben. Sie hatten die Krankheit des Lebens, diese hat sie alle getödtet."

„Micali, ich bekomme den Spleen, wenn ich Dir zuhöre. Laß uns von etwas Anderem sprechen; gehen wir aus, mein Frühstück ist geendet. — Sage mir, was giebt es Besonderes in Neapel zu sehen?"

„Nichts; es ist eine Stadt wie alle andern Städte; es giebt gerade auslaufende Häuserreihen, welche Gassen bilden, und Leute, die herumwandeln, ohne zu wissen, was sie wollen. Nur

sind die Straßen hier häßlicher, als sonst wo. Neapel ist nicht mehr Neapel, man muß die Stadt verlassen, um es zu sehen."

„Nun, so laß uns gehen."

Sie gingen nach Pompeji.

„Haben Sie schon von Pompeji gehört?" fragte Micali Shoffield unterwegs.

„Nie," antwortete der ehrliche Messerschmied.

„Es ist das Sehenswertheste von Italien; wenn Sie Pompeji gesehen, können Sie nach Birmingham zurückkehren."

„Ist es schöner als London?"

„Sie werden sehen."

Eine Viertelmeile vom Meere kamen sie zu der versunkenen Stadt.

„Da ist Pompeji," sagte Micali.

„Ah, das ist Pompeji, das! — rief Shoffield erstaunt; „ich glaube, ich habe meine Handschuhe im Gasthofe gelassen"

„Wollen Sie die meinigen nehmen?"

„Nein, ich werde meine Hände in die Taschen stecken; wie mir scheint, sind dort unten die Engländer."

„Ja, es sind ihre Gefährten vom Packetboot; sie stehen eben vor dem Hause des Diomedes."

„Sie wollen Herrn Diomedes einen Besuch abstatten?"

„Nein, dieser Diomedes war ein in Neapel lebender Grieche, der dies Haus vor 1755 Jahren bewohnte."

„Woher weißt Du das, bei Deinem Stande als Diener?"

„Das wissen wir hier Alle."

Während dessen hatte sich Shoffield der zahlreichen englischen Gesellschaft angeschlossen, welche sich in der Straße der Grabmäler befand. Die Damen waren in großem Staate; die reichsten Stoffe von Everington und Dublin umschlossen die eckigen Formen der über den Lavaboden hinwandelnden Engländerinnen. Die Männer trugen Reisekleider und Baronetshüte vom feinsten Castor. Die Diener folgten mit Feldstühlen. Ein Cicerone rief in neapolitanischem Dialect: „Ecco la casa di Diomede, sepolta nella cinere del Vesuvio, ottanta anni doppo Jesu-Christo. — Ecco un osteria antica. — Ecco la porta d'Ercolano!" ꝛc.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Ueber die Errichtung von Leichenhäusern.

Mehr schon als einmal erhoben sich im Bürgerfreunde Stimmen zu Gunsten dieses hochwichtigen Gegenstandes und mehr als gewöhnlich äußerte sich die Theilnahme dafür unter den Gebildeten aller Stände. Aber so laut und thatenerbötig sich diese auch aussprach und so wenig auch von irgend einer Seite ernstliche Hindernisse zu befürchten waren — blieb es doch nur bei den Anregungen und den Äußerungen der mehr als hinreichenden Masse des guten Willens; denn ein sammelndes, fortwirkendes, berathendes und leitendes Organ, ein Organ zusammengesetzt aus Staat, Kirche, Wissenschaft und Bürgerthum war nicht vorhanden und wollte sich nicht bilden, obgleich die Sache Alle gleich nahe anging und gewissermaaßen zu ihrem Pflichtbereich gehörte.

Einige in der neuesten Zeit vorgekommene Beispiele von Wiederbelebung Todtgehaltener unter minder oder mehr grausenerregenden Umständen, wie auch eine, in den „Annalen der Staats-Arzneikunde" enthaltene, überzeugend machende Abhandlung über die „Würdigung der Leichenhallen", veranlaßt mich, diesen Gegenstand — den

nur der Leichtsinn oder die Beschränktheit in die Reihe der Gleichgültigkeiten stellen mag, aufs Neue in Anregung zu bringen, nicht ohne die Hoffnung daß in einer Zeitperiode, wo

„Wissenschaft, Kunst und Verkehr die Marke „der Wunder erreicht haben, wo der Blitz wie „ein folgsames Kind im Gängelbande geleitet, „die Electrizität als gedankenschneller Bote und „der Dampf als riesenhafter Lastträger benutzt „wird, in einer Zeit der Monumente, der Actien„gesellschaften, der Musikfeste, der Maskenbälle, „der Bibelgesellschaften, Mäßigkeitsvereine, Klein„kinderschulen und Lebensversicherungsgesell„schaften

„daß in einer solchen Zeit, auch endlich die „Menschheit für jenen verhängnißvollen Augen„blick Sorge tragen werde, wo des Menschen-Le„bens Sonne, trotz aller Mühen und Opfer, all„mählig oder plötzlich erbleichend hinabsinkt „in schauerliche Grabesnacht und seine Hülle „der Erde finsterm Schachte beigesetzt wird, „ungewiß, ob denn auch wirklich „schon der Tod der Verwesung Sie„gel auf des Erblichenen Stirne „aufgedrückt."

Hundertfache Erfahrungen älterer und neuerer Zeit haben es außer Zweifel gesetzt, daß es einen Zustand giebt, wo die niedern Organe des menschlichen Körpers abgestorben sind und ein Stillstand in den äußeren Lebenszeichen eintritt, während das höhere sensitive System größtentheils noch unverletzt ist. — Noch hat die Wissenschaft kein untrügliches Mittel aufzuweisen in analogen Fällen das Vorhandensein dieses sensitiven Lebens zu ermitteln oder den wirklichen Tod zu bestätigen, und nur die eintretende Verwesung liefert die einzige Bürgschaft für die Gewißheit des Letzteren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sonderbare (?) Methode Schiffe zu verlängern.

Unter dieser Rubrik bringt das erste diesjährige Heft von Dingler's „Polytechn. Journal" eine Notiz aus den Civil Eng. & Arch. Journal, worin berichtet wird, wie in Canton der „Gleaner" auf dem Werfte mitten durchgesägt, und beide Theile durch ein hineingezimmertes Zwischenstück wieder verbunden wurden. „Sonderbar" mag das allenfalls genannt werden, wenn aber der Berichterstatter hinzugesetzt: „bis jetzt nicht erhört", so kann das nur für ihn, und vielleicht auf Chatam gelten. An anderen Orten ist das Verfahren nichts Neues. In Kiel z. B. ward auf dem Werfte des Herrn F. Diedrichsen schon vor mehr als 10 Jahren eine große Brigg ganz auf dieselbe Weise verlängert.

* Anzeige.

Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb.

Den edlen Menschenfreunden die die Bitte in Nro. 17 des Bürgerfr. für die arme, hülfsbedürftige Christine Nürnberg so gütig erhörten, in ihrem Namen den innigsten, wärmsten Dank, und die Versicherung, daß sie ihr wohlgethan.

Es sind bereits eingegangen, von A. 36 ß. von J. H. S. 1 Rt. Pr. Crt., von J. C. 18 ß. Gold, von H. H. 2 Rt. 60 Gr.

Exped. d. Bürgerfreunds.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.", und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Daves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die

SCHNELL-  POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 18 des Bürger-Freundes für 1840.

Sonntag, den 1. März.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Der Kopfrechner Zacharias Dase, aus Hamburg gebürtig und fünfzehn Jahr alt, ist jetzt in Berlin, und will auch dort seine „Rechnungs-Wunder" (um einen Ausdruck im „Hamburger Korrespondenten" zu gebrauchen) leuchten lassen. In Privat-Zirkeln ist dies schon geschehen und man erstaunte über die Schnelligkeit, mit welcher er auf die verwickeltsten Aufgaben die entschieden richtigen Antworten gab. Wer ihm Fragen vorlegen will, thut wohl, zu seiner Ueberzeugung für sich selber erst die Rechnungen durchzumachen, denn auf der Stelle würde man ihm nicht nachrechnen können, weil man wohl eine Viertelstunde nöthig hätte, um auf der Tafel zu einem Facit zu kommen, das bei Zacharias Dase der Frage sogleich folgt.

Die „Mitternachtzeitung" theilt die hochwichtige Nachricht mit, daß Herr Dr. Bacherer in Dresden für künftigen Sommer eine Reise in die Hansestädte beabsichtige, um das dortige klein-republikanische Leben aus eigner Anschauung kennen zu lernen. Vermuthlich wird er dann nicht säumen, seine Reiseberichte aus Hamburg, Bremen, Lübeck zu veröffentlichen. Aber diese guten, soliden Städte werden sich wenig um Bacherer's Beurtheilung kümmern. Sie gehen, aller Verunglimpfungen ungeachtet, ihren ruhigen Weg fort und blühen immer gedeihlicher empor. Selbst Herr Soltwedel vermag das nicht zu läugnen.

Wenn die Männer zum Gutenbergsfest ziehen, wollen die Frauen das Fest der Weibertreue feiern. Eine schwäbische Dichterin hat einen Aufruf an ihre deutschen Mitschwestern in Versen erlassen und zum 700jährigen Jubiläum auf den Schloßruinen Weinbergs eingeladen. Justinus Kerner ist zum Festordner ernannt und soll die Statuten für die neue Versicherungsbank der neuen Weibertreue entwerfen, die statt eines Denkmals auf die alte errichtet werden soll.

Man wird nun sehen, welche Schäfer Recht behalten. Der alte hat ein gutes Frühjahr prophezeit, und wenn, was wir bis jetzt hatten, Winter war, so darf man darnach sich von jenem etwas versprechen. Nun aber hat am Lichtmeßtage die Sonne klar und helle geschienen, und die Regel, die noch älter, als der alte Schäfer ist, kündigt darnach einen langen Winter und einen späten Auswarts an. Lieber den Wolf im Stalle, als die Sonne auf dem Heuboden am Lichtmeßtage, sagten die Andern. Am ruhigsten kanns abwarten, wer gar nichts prophezeit hat.

Aus Berlin wird berichtet: Unser geschickter Optiker Petitpierre hat mit einem seiner Daguerrotype kürzlich drei Ansichten von Umgegenden seiner Wohnung aufgenommen, die uns der Lösung des Problems, auch die Farben darzustellen, immer näher bringen. Das eine Bild stellt die Vorderseite des Akademiegebäudes mit dem schneebedeckten Spaziergange der Linden, das zweite das Hôtel de Rome mit dem daran stoßenden Gebäude in der Charlottenstraße, und das dritte den Spaziergang der Linden selbst dar. Bei dem ersteren, im Sonnenlicht aufgenommen, bemerkt man die blaue Farbe des Himmels und den Localton des Akademiegebäudes, bei dem zweiten, ohne Sonnenlicht, die Reflexe der Farben und bei dem dritten den Nebel, in den die Bäume und der Spaziergang gehüllt sind. Alle drei geben die Details bei so verschiedenartiger Beleuchtung und Farbe so genau wieder, daß man mit einer Lupe sogar die Schrift auf dem an einem Baum angeschlagenen Auctionszettel lesen kann.

Die Amazone zu Pferd, die sich gegen einen Tiger vertheidigt, von Herrn Bildhauer Kiß in Berlin, ist daselbst, in Gips gegossen, ausgestellt. Die Beschauer, die sich sehr zahlreich einfinden, haben ein kleines Eintrittsgeld zu bezahlen.

Aus Frankreich.

Dem Commerce zufolge hatte ein schauderhafter Auftritt, der einigermaßen an das Drama der beiden Galeerensträflinge erinnert, in dem Faubourg St. Germain statt gehabt. Eine reiche Dame, welche in diesem Theile der Hauptstadt wohnte, empfing vor einigen Tagen früh Morgens auf ihrem Landgute den Besuch eines Gendarmerie-Offiziers, der ihr ankündigte, daß sich verdächtige Individuen bei ihr befänden, und daß er den Auftrag hätte Nachsuchungen in ihrem Schlosse anzustellen. Jedoch erklärte er, indem er die Dame beruhigte, die ganz bestürzt war, daß er, bevor er irgend eine Nachsuchung vornähme, die Ankunft ihres Gemahls abwarten wolle. Man läßt diesen letztern rufen, der auch schnell erscheint. „Ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes, schrie alsbald der Gendarmerie-Offizier, indem er seine Pistole zog, Sie sind ein Galeerensträfling, der seinen Bann gebrochen hat!" Diese mißliche Heirath war seit einem halben Jahre geschlossen worden. Der Galeerensträfling wurde nach Paris abgeführt. Er war von einer ehemaligen Maitresse verrathen worden, deren Stillschweigen er müde war, durch bedeutende Summen zu erkaufen.

Man lies't im Courrier du Gard, vom 11. Febr.: „Man meldet uns aus Alais, daß ein Mädchen von 18 bis 19 Jahren, in einer heftigen Anwandlung von religiöser Ueberspannung, sich die Seite, die Hände und die Füße durchbohrte, und auf die Stirne die Zeichnung einer Dornenkrone einschnitt, um sich das ganze Leiden Jesu

Christi aufzuerlegen, als glücklicherweise ihre Angehörigen dazu kamen. Man fürchtet für ihre Tage."

Beinahe scheint es nothwendig eine Künstlertaxe, wie eine Taxe für die Fiakres, einzuführen. Die Zeit verhätschelt und verzieht die Künstler auf eine unverhältnißmäßige Weise, und eine Künstlermäßigkeitsgesellschaft wäre eben so zeitgemäß, als die andern Institute dieser Gattung. Wer heut ein wenig singen, Violine, Maultrommel oder Komödie spielen kann, findet gemeiniglich — wird ihm auch nur die geringste Anerkennung, weder Maß noch Ziel, in seinen Anforderungen. Aber Uebermuth kommt vor dem Fall! und fast mit Gewißheit läßt sich bei der Unzahl von Talenten, die selten aus reiner Liebe zur Kunst, sondern aus Spekulation auf die Beutel der Kunst-Mode-Enthusiasten, ich hätte beinahe Narren gesagt, ihre Entwicklung über Hals und Kopf betreiben — das Prognostikon stellen, daß die Kunst einmal plötzlich, wie die spanischen Papiere, fallen und wohlfeil werden wird. — Ein neues Beispiel von Uebermuth giebt Mlle. Rachel; sie will, da sie als Minderjährige mit dem Theater francais kontrahirt hat, diesen Kontrakt, der auf 20 Jahre lautet, umstoßen, und jetzt 30,000 Franks Gehalt, drei Monat Urlaub, abkaufbar für 20,000 Franks, eine Benefizvorstellung, verbürgt mit 15,000 Franks, zusammen also 65,000 Franks fordern. Ob sie die Gesetze bei dieser offenbaren Ungerechtigkeit unterstützen werden? Es ist zu befürchten. Eine Warnung für Theaterdirektionen.

Aus England.

Wir lesen in den Londoner Zeitungen, ein Cavallerie-Capitain habe der zoologischen Gesellschaft einen Vorfall angezeigt, der einen neuen Beweis von dem Instinkte des Pferdes gebe. Ein Pferd in seiner Compagnie, das alt war und so schlechte Zähne hatte, daß es den Hafer und das Heu nicht kauen konnte, wurde zwei Monate lang von den beiden Pferden gefüttert, die rechts und links von ihm standen und mit ihm fraßen; sie kauten das Heu und den Hafer und warfen dies so vor das alte Thier. Die ganze Compagnie, Gemeine und Offiziere, haben diese Merkwürdigkeit gesehen.

Aus Italien.

Bei Seravezza, im Florentinischen, hat man auf dem Monte Altissimo den alten Bruch wiedrr aufgefunden, woraus Michel Angelo seinen Marmor bezog, namentlich den zur Capelle S. Lorenzo in Florenz. Im Bruche ist die Inschrift eingehauen: Questa Cava si incomincio 1520. Der Bildhauer Wredow, der dort war, meint, daß dieser Marmor mit dem von Carrara concurrire, und da bedeutende Geldmittel auf diese Brüche verwendet werden können, denn Rothschild ist Mitunternehmer, so wird man bald recht schönen Marmor von dort in ganz Europa sehen.

Aus der Türkei.

Der Orient! der Orient! Wo ist er hingekommen? Wo muß man ihn suchen? Existirt er wirklich? Wo findet man ihn? Der redliche Finder bekommt drei Roßschweife, einen echten Shawl und ein Fläschchen Rosenoel. Der Orient ist überall, nur nicht in der Türkei, wo man die Guillotine anstatt des Kopfabschneidens einführt, und Theater errichtet. Es giebt keine Odalisken, keine Eunuchen, keine stummen Seraillwächter, ja kein Serail mehr. Die türkischen Frauen gehen bei hellichtem Tage in Kleidern nach der letzten Pariser Mode au tanzen und walzen Abends mit unverschleiertem Ge Bei Allah! Es ist unglaublich, aber es ist so! Die lisken tanzen nach einem Straußschen Walzer; die selmänner stürmen im Galopp hin. Ein Pascha Roßschweifen hat den ersten Ball in seinem P seinen Salons gegeben; alle Paschas und Großen dazu geladen. Jeder der Geladenen mußte die Odalisike aus seinem Serail mitbringen. Das stand unter der Leitung eines Schülers Julliens. Odalisken wirbelten im Tanze, lächelnd ihre schö ßen Zähne zeigend, mit den Offizieren der eur Marine dahin. Die Paschas, auf weichen Kissen rauchten die Tschibuk und schlürften Moets Cha Bei Tagesanbruch zogen sie sich mit ihren Frauen und träumten von den Huris, die der Prophet den gläubigen verheißen hat. Allah sei gesegnet!

Aus Algier.

Hr. Gentil de Bussy, welcher vier Jahre lang Intendant in Algier gewesen war, hat ein Werk französischen Niederlassungen daselbst bekannt gem Hr. Hericarte de Thury berichtete darüber in den Ackerbau in der Akademie. Die Proben gemacht, sprechen für eine ungemeine Fruchtbark der Verfasser glaubt, Algier könne die Kornkam das südliche Frankreich werden, aber nur in der Metidscha könne man den Anbau im Großen vorn wenn vorher die Anstalten getroffen seien, die Sa fünder zu machen. Ungeheure Korkeichen und ande tige Bäume zeigen den Holzreichthum des Landes. müßte die Pflanzung der Maulbeer- und Oliv ausgedehnt werden; auch Mandelbäume und Reb man mit Vortheil pflanzen, doch von den letzten nige spanische Arten, und namentlich die Korinthen Der Baumwollenbau muß mit der Zeit höchst wich den, und auch der Tabak gedeiht ungemein gut, Zuckerrohr und Indigo. Die Versuche mit Kern Cochenille sind gelungen. Die Viehzucht ist noch rück, indeß hat man sehr schöne Wolle aus Afrik ten, und Spanien hat seine prächtigen Heerden bezogen.

Mosaik.

(Daguerre und Liepmann.) Die Zeitschrift „A welche jetzt von F. Clemens (Gerke) redigirt wird, folgendes Epigramm:

Gallier und Germanen.

Daguerre-Prometheus, klug und reich,
Stahl sich den Himmelsstrahl, den holden;
Die Kunst beschien er matt und bleich,
Doch in den Säckel strahlt er golden.

Liepmann, der arme deutsche Jude,
Stahl mit den Augen Bilderpracht,
Hell strahlten sie in seiner Bude,
In seinem Säckel — blieb es Nacht.

Sie wirkten Beid' in düst'rer Kammer;
Doch zeigt sich bei der Lampe Schein
Dort Gallier-Glück und hier der Jammer,
Ein Deutscher und — Genie zu sein.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 18.

Bremen, Sonntag den 1. März 1840.

Gestorben:

Nro. 186. Den 26. Febr. Des Amtsfischers Reinhard Stegmann Tochter, 1½ Jahr; Großenstraße Nro. 20.

— 187. Den 26. — Des Arb. Isaac Warncken Tochter, 9 Monat; Klitzenburg Nro. 4.

— 188. Den 26. — Des Hökers Joh. Heinr. Behrmann Ehefr., geb. Sebben, 58 Jahr; gr. Fischerstraße Nro. 2.

— 189. Den 26. — Des Arb. Aug. Croon Tochter, 7 Wochen; Punkendeich Nro. 15 A.

— 190. Den 26. — Des Kutschers Friedr. Schröder Ehefr., geb. Heimsoth, 27 Jahr; Schnoor Nro. 21.

— 191. Den 26. — Des Kimmkers Joh. Carl Stephanius Tochter, 9 Wochen; Obernstraße Nro. 59.

— 192. Den 26. — Des Kaufmanns Johann Wilh. Nolte Ehefr., geb. Vagdt, 61 Jahr; hinterm Stephanikirchhof Nro. 9.

— 193. Den 27. — Des Zimmergesellen Joh. Heinr. Diedr. Wessels Sohn, 11 Wochen; Walldammstraße Nro. 3.

— 194. Den 27. — Der Schlachter Joh. Christ. Nicolai, 87 Jahr; Catharinenstraße Nr. 34.

— 195. Den 27. — Der Straßenmacher Heinr. Stellmann, 29 Jahr; Langenwieren Nro. 4.

Nro. 196. Den 27. Febr. Des Cigarrenfabrikanten Conrad August Logus Sohn, 10 Monat; Blumenstraße Nro. 7.

— 197. Den 27. — Des Kaufmanns Herm. Friedr. Zöllner Sohn, 5¼ Jahr; Faulenstraße Nro. 50.

— 198. Den 27. — Agnes Regina Wichelhausen, 15 Jahr; Ansgariithorsstraße Nr. 22.

— 199. Den 27. — Des Dr. der Philosophie u. Professors Wilh. Ernst Weber Tochter (todtgeb.); Osterthorssteinweg nahe Nr. 39 B.

— 200. Den 28. — Des Kappenmachers Christoph Abbes Tochter, 4 Monat; Obernstraße (Vorstadt).

— 201. Den 28. — Des beeidigten Copiisten Carl Ebing Sohn, 2½ Jahr; Coorßen-Gang Nro. 20.

— 202. Den 28. — Des verst. Schuhmachers Christ. Diepholz Wittwe, geb. Schilling, 80 Jahr; gr. Payeken-Gang Nro. 12.

— 203. Den 28. — Des Arb. Hinr. Flömer Tochter, (todtgeb.); Buntenthorssteinweg Nr. 100.

— 204. Den 29. — Des verst. Schiffskapitäns Hinr. Borgmann Wittwe, geborne Jachtens, 76 Jahr; Doventhorwall Nro. 23.

Gebuerten:

Nro. 264. Den 25. Febr. Des Hökers Henrich Lampe Ehefr., geb. Schierenbeck, hint. Heerdenthorswall Nro. 32; von einem Knaben.

— 265. Den 25. — Des Schullehrers Joh. Christian Conr. Lampe Ehefr., geb. Meyerhold, Knochenhauerstr. Nr. 26; v. e. Knaben.

— 266. Den 26. — Des Landvogts Johann Friedr. Katenkamp Ehefr., geb. Bernhard, Brautstraße Nro. 28; von einem Mädchen.

— 267. Den 27. — Des Dr. der Philosophie und Professors Wilh. Ernst Weber Ehefrau, geborne Fenner, Osterthorssteinweg bei Nro. 39 B; von einem todten Mädchen.

Nro. 268. Den 28. Febr. Des Gastwirths Cord Wetjen Ehefr., geb. Wetjen, Osterstraße Nr. 17; von einem Mädchen.

— 269. Den 28. — Des Branntweinbrenners Joh. Christ. Behrmann Ehefr., geb. Talla, gr. Annenstraße Nro. 15; von einem Knaben.

— 270. Den 28. — Des Arb. Hinr. Flömer Ehefr., geborne Falldorp, Buntenthorssteinweg Nro. 100; von einem todten Mädchen.

— 271. Den 29. — Des Kahnschiffers Wilhelm Hovers Ehefr., geb. Schröder, gr. Krummenstraße 21; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 53. Der Posamentier Friedrich August Baumgarten zu Bielefeld und Henriette Drewes zu Hastedt.

— 54. Der Amts-Assessor Franz Ferdinand Wippern zu Stade und Catharine Juliane Caroline Schuster zu Scharzfels.

— 55. Der Schuhmacheramtsmeister Diedrich Hinrich Meyer und Anna Adelheid Oldenbüttel aus Osterholz.

— 56. Der Schuhmacheramtsmeister Heinr. Wilhelm Wellner und Simonetta Hashagen hieselbst.

— 57. Der Bäcker Carl Franz Wilh. Westerfeld zu Syke und Christine Charlotte Bultmann aus Bremervörde.

Nro. 58. Der Kistenmacher Cord Heinr. Meye[illegible] und Anne Catharine Adelheid [illegible] Groß-Ringmer, Amts Harpste[illegible]

— 59. Der Fuhrmann Christoph Friedrich [illegible] Wildeshausen und Catharina [illegible] Stoll zu Busch, Kirchspiels D[illegible]

— 60. Der Cigarrenmacher Carl Philipp [illegible] hies. und Adelheid Hohnhorst [illegible] bühren.

— 61. Der Stuhlmacher Joh. Ludolph B[illegible] verst. Arb. Gerh. Philipp Fo[illegible] Anne Caroline Friederica Helen[illegible] Ramans, genannt Ranzow.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 19.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 5. März 1840.

Huld macht Liebe; sich selbst nennt die Liebe die Huld.

J. G. v. Herder.

An Maria.

Mein Blick folgt gern von ferne deinem Schritte,
Du ziehst so sicher durch's bewegte Leben,
Und mußt du hier auch bangen, dort auch beben,
Du triffst doch immer leicht die rechte Mitte.

Du lerntest nicht, du hattest alle Sitte,
Und übst sie so bescheiden und ergeben;
So seh' ich dich dahin voll Anmuth schweben;
Ein Engel folgt dir wohl auf jedem Tritte.

Du bist so schön von Leid und von Gemüthe;
Ich faß' dir betend ob dem Haupt die Hände
Und flehe aus der Seele tiefstem Triebe:

Daß dir des hohen Himmels ew'ge Güte,
Was überall und einzig aushilft, sende.
O Jungfrau, sieh, das ist die rechte Liebe.

L. W. Müller.

Der unglückliche Millionär.

(Beschluß.)

Die Engländer schritten feierlich mit stummer, concentrirter Bewunderung an den ehrwürdigen Ruinen vorüber; sie horchten auf den Cicerone, als ob sie ihn verständen; die Engländerinnen lorgnettirten nach dem Tempel des Hercules und riefen: „Very-nice, very-nice!“ die Belesensten unter ihnen suchten nach den Versen in Byron's Gedichten, welche dieser Italien gewidmet hat.

Der Cicerone jagte nach Eidechsen; die Engländer nahmen eine nachdenkliche Stellung an und gähnten hinter ihren indischen Taschentüchern. Das Schauspiel war eben so traurig, als der Zuschauer. Shoffield fragte Micali, warum das

V auf einer antiken Inschrift jetzt für ein U gelte, was ihn sehr zu beunruhigen schien. Micali, mit übereinander geschlagenen Armen lächelte und antwortete nicht.

Baxton, der in London von einem Franzosen Italienisch gelernt, der es selbst nicht verstand, wollte mit dem Cicerone eine Unterhaltung anknüpfen, aber der Letztere verstand ihn nicht. Die Unterhaltung war erschöpft. Hierauf nahm Baxton seine Zuflucht zu Zeichen; er zog einen netten, kleinen Hammer aus der Tasche und legte ihn vorsichtig, mit einer fragenden Bewegung des Hauptes, auf eine Säule des Isistempels; der Cicerone nickte. Da schlug der Engländer den Sockel und den herabfallenden Knauf einer Säule in kleine Stückchen und bot selbige den Damen und der übrigen Gesellschaft an. Man füllte drei Taschentücher mit den Trümmern von Pompeji, welche den Dienern übergeben wurden.

Der ehrliche Bürger von Birmingham war indessen in eine Art von starrem Erstaunen versunken. Er konnte nicht begreifen, warum man sich den Sonnenstrahlen und Schlangenbissen aussetze, um diese häßlichen Ruinen, Trümmer und Schutthaufen zu sehen.

„Das ist also das Sehenswürdigste in Italien?" fragte er Micali.

„Unbedingt," antwortete der gelehrte Diener.

„Wir wollen frühstücken."

„Sie finden nichts von Allem hier zu bewundern, nicht wahr?"

„Was soll ich bewundern? Alles dies erinnert mich nur an Old Church in Manchester; das ist auch schwarz und alt, doch ziehe ich mir Old Church vor, weil dort eine treffliche Fischerei ist, und viel Hummer gefangen werden."

Bei diesen Worten lachte Shoffield zum Erstenmal seit seiner Reise. Der Isistempel hallte von Gewölbe zu Gewölbe wieder, bis zu den Trümmern von Diomedes Haus. Die Eidechsen und Schlangen richteten sich auf ihren Schwänzen empor, um diesem Anfalle britischer Heiterkeit zu lauschen. Die Engländer fanden das Lachen von sehr schlechtem Tone, und sahen Shoffield von der Seite an.

So ging der Tag hin. Man hatte Pompeji besucht.

Shoffield folgte, in der Begleitung von Micali, allen spätern Ausflügen seiner Landsleute. Man besah die Tempel von Pästum, Capo di Monte, Cumä u. s. w. Jedoch nur die Hundsgrotte fand allgemeinen Beifall. Der Cicerone hatte drei halb vergiftete Hunde in die Grotte geführt. Die armen Thiere bekamen furchtbare Zuckungen; ein Engländer zeichnete sie in diesem Zustande für das Stammbuch einer Dame. Man fragte den Cicerone, worin die geheimnißvolle Ursache liege, welche diese Grotte so mächtig auf die Nerven der Hunde einwirken lasse? der Cicerone nahm eine feierliche Stellung an und sagte: „la Solfatara, la Solfatara!" Alle waren durch diese Erklärung vollkommen zufrieden gestellt.

„Endlich ein amüsanter Tag!" rief Shoffield, indem er Micali herzlich die Hand drückte, was die andern Engländer nicht wenig scandalisirte.

Man hatte Alles gesehen; da sagte Shoffield eines Tages zu Micali:

„Wenn die Sachen hier so stehen, lohnt es sich nicht der Mühe, England zu verlassen. In Neapel ist das Rindfleisch schlecht, der Porter nicht zu trinken, die Betten weich und die Häuser nicht geschlossen; bei Nacht sieht man nichts; was wollen die Engländer hier anfangen? Es ist wahr, die Hundsgrotte ist ganz artig, aber man könnte eben so gut zu Stafford Hill eine einrichten, auf der Straße nach Birmingham; es giebt dort eine Grotte, eine Eisenbahn und Hunde in Fülle

Ich bekenne Dir, Micali, daß ich mich außerordentlich langweile. Die Luft scheint mir zu fehlen, und es ist mir, als müßte ich aus Mangel an Athem sterben. Nirgends finde ich mehr Vergnügen und die Tage sind von unerträglicher Länge. Glaubst Du, Micali, daß alle diese Engländer in Neapel bleiben? Ich glaube, die Stadt würde heiterer sein, wenn sie nicht da wären; sie sind es, die an alle Orte die Langeweile verpflanzen. Warum gehen sie nicht nach Florenz, um dort zu sterben?«

»Sie werden nach Florenz gehen und dort sterben, Sir Shoffield, zweifeln Sie nicht; doch hat man ihnen eben jetzt einen Ausbruch des Vesuvs versprochen, Sie sehen, daß sie auf der Toledo-Straße warten. Sie werden ziemlich lange warten müssen. Betrachten Sie nur den Vesuv, wie er sich über die Engländer moquirt! Diesen Morgen ist Baxton bei Ihrem Gesandten gewesen, um zu fragen, ob er durch seinen Credit nicht einen Ausbruch des Vesuv's erhalten könne. Der Gesandte hat geantwortet, daß er darauf Rücksicht nehmen wolle. Niemand hat darüber gelacht. Hat England nicht alle Macht? Im Nothfalle erklärt es dem Vulcane, diesem übermüthigen Vesuv, den Krieg, daß er sich herausnimmt, dem sich langweilenden Britannien ein Vergnügen vorzuenthalten.«

»Laß uns abreisen, Micali.«

»Wohin wollen Sie, Sir Shoffield?«

»Ich weiß es nicht.«

„Verlangt Sie nach Rom?"

„Um wiederum schwarze Steine, Eidechsen und Engländer zu sehen? „Nein."

„Nach Florenz?"

„Nein."

„Vielleicht eine kleine Reise nach Frankreich?"

Nein; mein Vater konnte die Franzosen nicht leiden."

„Und das mit Recht."

„Aber, zum Satan! wohin geht man, wenn man Millionär ist, reist und für sein Geld genießen will?"

»Man bleibt zu Hause.«

»Aber ich habe Dir schon gesagt, daß ich John's, meines Feindes wegen, nicht in der Heimath bleiben konnte, da er mich umbringen wollte.«

»Dann mußten Sie die Grafschaft Kent verlassen und nach Birmingham zurückkehren.«

»John wird mich überall verfolgen. — Und dieser Polizeidiener, den ich zu Totenham-Road getödtet oder verwundet habe? — Du siehst, ich kann nicht nach England zurückkehren.«

»Aber irgendwo müssen Sie doch leben?«

»Freilich, freilich! Aber wo?«

»Wenn Sie nun Neapel noch ein Wenig versuchten?«

»O, dann sterbe ich!«

»Sie gehen täglich in die Hundsgrotte.«

»Micali, ich wollte, ich wäre arm; ich fühle, der Reichthum wird mich tödten.«

»Nun wohl, bringen Sie Ihr Vermögen durch.«

»Auf welche Weise?«

»Spielen Sie.«

»Ich liebe das Spiel nicht.«

»So verheirathen Sie sich.«

»Mit achtundfünfzig Jahren liebt man die Frauen nicht mehr.«

»Geben Sie Feste.«

»Ich liebe die Gesellschaften nicht.«

»Nun, und worin bestehen Ihre Neigungen?«

»Ich möchte Messer machen; Nachts träume ich, wie ich schmiede.«

»Gut, so machen Sie Messer. Miethen Sie einen Laden in der Toledo-Straße.

„Ich fürchte das Klima ist nicht gut zum Härten des Stahls.“

„So fabriciren Sie schlechte Messer. Was thut das Ihnen? Sie bedienen sich derselben nicht.“

„Willst Du Dich mit mir associiren, Micali? Du sollst nicht einen Shilling riskiren.“

„Sir Shoffield, ich habe mich für Sie interessirt, weil Sie mir der beste Engländer scheinen, den ich in meinem Leben gesehen. Eines Tages sah ich Sie auf dem Packetboot weinen; das war die erste englische Thräne, die auf ein Packetboot fiel. Von diesem Augenblick an beschloß ich, Ihnen wo möglich nützlich zu sein. Nachdem ich Ihren Charakter studirt, sah ich wohl ein daß Sie Ihr Glück nicht ertragen konnten. Man muß etwas über Bord werfen, um die Lebensbahn zu erleichtern. Sie sind zum Handwerker geboren, leben Sie als Handwerker, mein Freund. Die gelben Handschuhe lasten gleich hundert Pfund Stahl auf Ihren Händen. Ich will Ihnen eine Werkstatt und Arbeiter suchen, einen Laden miethen“ — —

„Und willst mein Compagnon sein?“ rief Shoffield außer sich vor Freude.

„Nein, nein, das ist unmöglich!“ antwortete Micali lächelnd. „Sie werden glücklich sein und meiner nicht bedürfen.“

„Und warum unmöglich, lieber Micali?“

Micali lächelte noch immer und drückte Shoffield's Hand.

„Warum unmöglich?“ wiederholte der Messerschmied.

„Hören Sie, Sir Shoffield, Sie sind ein rechtschaffener, verständiger und discreter Mann; Sie haben mir ein, wie Sie glauben, gefährliches Geheimniß anvertraut; ich will Vertrauen mit Vertrauen vergelten. Blicken Sie in diesen Paß und lesen Sie meinen Namen.“

Shoffield taumelte erschrocken zurück.

Der falsche Micali fuhr mit wohlwollendem Lächeln fort:

„Ich bin der Fürst P**** M*****. Ich bin ein Russe, Philosoph und reise, um die Eigenthümlichkeiten der Engländer zu studiren. Bereits in vier Häusern habe ich gedient, und England soll in Kurzem von mir sprechen hören.“

Shoffield wußte nicht, welche Haltung er annehmen sollte, um sich bei seinem fürstlichen Ex-Bedienten zu entschuldigen. Er hatte Ausdrücke in seinem Innern, konnte sie aber nicht in menschliche Sprache übertragen. — „Sein Sie kein Kind!“ rief ihm der Russe freundlich zu; „ich bin ein Mensch wie Sie, und noch gedrückter als Sie, da ich reich und Fürst bin. Ich will Ihnen Ihr erstes Dutzend Messer abkaufen. Kommen Sie diesen Abend nach dem Theater San-Carlo, und fragen Sie nach der Loge des Fürsten P**** M*****. Auf Wiedersehen!“ —

Shoffield putzte sich Abends mit Schmuck und Diamanten heraus, und begab sich in's Theater. Er fand in der bezeichneten Loge den Fürsten P**** M***** im höchsten Galakleide. Man gab Norma. Duprez sang mit der Persiana. Der Saal hallte von entzückenden Tönen wieder; draußen brauste das Meer zu den Klängen des Orchesters und der Sänger. Es war ein berauschender Abend für das ganze blendend erleuchtete Haus.

Die Engländer nahmen in den Logen kühlende Getränke und spielten Whist. Die Engländerinnen lorgnettirten Persiani und sagten very-nice, very-nice!“ Der König von Neapel schlief.

Shoffield betrachtete die Engländer, horchte einen Augenblick auf die Musik und den Gesang und entschlief dann gleich dem König.

Acht Tage später las man auf dem Schilde eines Ladens in der Toledo-Straße: „Zum Messerschmied von Birmingham."

Die Feder, welche diese Zeilen niederschrieb, ward mit einem, bei dem armen Millionär Shoffield gekauften Federmesser geschnitten.

Die Geschichte des Fürsten P**** M***** erzählte man mir auf dem englischen Packetboot Marie Christine, das mit einer Ladung Spleen von Marseille nach Neapel ging.

Shoffield ist sehr glücklich: jeden Sonntag besucht er die Hundsgrotte.

---

* Ueber die Errichtung von Leichenhäusern.

(Fortsetzung.)

Wie häufig ein solcher Zustand aber vorkommt und wie vielfältige Ursachen ihn herbeiführen können, belegen die Berichte vieler in- und ausländischer Anstalten. So wurden durch die Humane Society in London in den ersten 22 Jahren ihrer Wirksamkeit 2175 Ertrunkene, Erfrorne und Erstickte wieder zum Leben erweckt, während jene in Amsterdam innerhalb 25 Jahren 990 Scheintodte wieder belebte. Der trefflichen Hamburger Rettungsanstalt gelang es in 5 Jahren 107 Scheintodte ins Leben zurückzurufen und von den im Jahre 1819 in Paris aus dem Wasser gezogenen 281 Individuen wurden 72 gerettet die kürzere Zeit als 12 Stunden unter demselben gelegen hatten. In Newyork, wo die Maaßregel besteht, daß die Särge acht Tage lang vor der wirklichen Beerdigung der Leichen so über der Erde stehen bleiben müssen, daß in der Gegend des Kopfes eine Oeffnung und an den Händen und Füßen der Leichen, zu einer Glocke führende Schnüre angebracht sind, fanden sich unter 1200 auf diese Weise Behandelter, sechs Scheintodte; demnach käme auf je 200 Todte ein lebendig Begrabener. Ich führe diese wenigen Belege nur an und übergehe die vielfältigen Schauderscenen die leider nicht alle der trüglichen Rubrik der Feuilletons angehören. Sehr bezeichnend sagt Lessing: „O, wenn die Gräber nur erzählen könnten, oder uns einen Blick in ihre verborgenen Geheimnisse gestatteten, wenn wir im Stande wären ein halbes Tausend derselben mit Vorsicht zu öffnen, um uns von dem Zustande ihres Inhalts durch den Augenschein vollgültig zu überführen, wie gar bald dürfte da die Zweifelsucht auch des verwegensten und leichtsinnigsten Spötters urplötzlich verstummen und sein voreiliges Aburtheilen gestraft werden."

Nicht leicht giebt es im menschlichen Leben einen Zustand, der an Gräßlichkeit und Furchtbarkeit dem Wiedererwachen im Grabe gleich käme, und schon der Gedanke an die Möglichkeit macht selbst die Seele erbeben, die sich stark genug fühlt alle Arten körperlicher Martern zu ertragen. Dort in der Tiefe zu erwachen und nach und nach zum furchtbaren Bewußtsein zu gelangen daß man begraben, im engen Raume ohne Luft, Licht, Wärme, ohne hilfreiche Mitwesen und Mittel sei sich den Lebenden kund zu geben, daß man einen neuen, schrecklichen Todeskampf beginnen müsse — — furchtbare Möglichkeit! gräßlicher, verzweiflungsvoller Uebergang zum Jenseits.

Wir als Christen haben die schöne Zuversicht des einstigen Wiederfindens unserer Lieben, wie aber wird uns, wenn wir uns ernstlich die Frage vorwerfen „sollte auch wohl unter denen, die uns vorangingen einer gewesen sein, den unsere Sorglosigkeit unter dem Scheine des Todes hinabsenken ließ, vielleicht bei vollem, nur unterdrücktem Bewußtsein? —

(Der Beschluß folgt.)

* Ein Vorschlag die Grundlehre der Mathematik nützlich anzuwenden.

Es giebt gewiß viele Gebildete im Bürger- und Militärstande, welche den gegenwärtigen Zustand der Astronomie in Absicht ihrer Hülfe für die Geographie, die Erfindung und den Gebrauch der Spiegelwerkzeuge in der Meßkunst mit Ehrfurcht betrachten, und dem Zeitalter Glück wünschen, welchem so nützliche Resultate daraus erwachsen; die aber auch zugleich bedauern, daß nur wenige sind und sein können, welche ihre mathematischen und physikalischen Kenntnisse bis zu jenem hohen Grade ausbilden können, und solche kostspielige Werkzeuge anzuschaffen weder Gelegenheit noch Mittel haben, bei dem allen aber doch auch ohne diese Vortheile gerne an so nützlichen Arbeiten Theil nehmen möchten; denn auch ihnen liegen Theile der Erdoberfläche vor Augen, die sie gerne abgebildet sehen, ja selbst abbilden möchten, um, wie es besonders der Fall bei dem Militär ist, die Operationen des Krieges zu übersehen, und daran die Kenntnisse der Kriegskunst zu vervollkommnen, oder im Allgemeinen, der Erdkunde einen Zuwachs zum Nutzen für Handel Schifffahrt und Gewerbe zu verschaffen. Was sollen nun diese thun? — Sollte wohl ihr guter Wille verschmähet werden? Nein! man gebe ihnen Mittel an die Hand, sich auszubilden; man suche sie für das Erste zu kleinen Arbeiten aufzumuntern, vielleicht erzeugen diese Lust und Mittel zu größern und wecken den Geist für höhere Studien, so werden praktisch thätige Männer entstehen und der Geographie in ihrer Art so gut nützen, als der gelehrteste Meßkünstler. Wer nicht alles zu thun das Vermögen hat, thut mit gutem Willen vielleicht dennoch sehr viel, oder doch etwas, und gerade die Geographie ist ein Werk wo man auch den kleinsten Beitrag sehr wohl brauchen kann. Wer nicht im Stande ist, die Hauptpunkte eines Landes astronomisch zu bestimmen, der überlasse diese Arbeit den Astronomen, er nehme aber die Aufnahme der Details vor und binde diese an jene, durch genaue Beobachtungen und Berechnungen festgelegten Hauptpunkte. — Der große Werth geographischer und topographischer Kenntnisse wird gewiß Anerkennung finden, wenn wir berücksichtigen, daß man es ihnen größtentheils zu verdanken hat, wenn die Seeschiffe jetzt Reisen nach entfernten Welttheilen in der Hälfte der Zeit als früher zurücklegen.

Dies war nur durch die jetzige wissenschaftliche Bildung der Schiffsführer und der größeren Vervollkommnung der mathematischen Werkzeuge zu erreichen, die wirklich mit Recht Erstaunen erregen.

Da nun beim Gebrauch der Landkarten gewiß schon bei Vielen der Wunsch entstanden ist, doch auch die Methode kennen zu lernen wie Gegenden vermessen und gezeichnet werden, so ist Referent dieser Zeilen bereit, jungen Leuten dazu eine Gelegenheit darzubieten. Beim Gebrauche der mathematischen Werkzeuge würde ihnen dann klar und anschaulich werden, welche nützliche Anwendung sie schon von den ersten Lehren der Geometrie z. B. die vom Dreiecke und Parallelogramme zu machen im Stande sind. So werden sie sich selbst, die so oft vorkommende Frage beantworten können:

„Wozu nützt das Erlernen der Mathematik.“?

(Die Redaktion dieser Blätter wird mit Vergnügen eine nähere Auskunft ertheilen.)

---

* Hohe und niedrige Zimmer.

In neuern Zeiten ist viel geschrieben und gesprochen worden, daß niedrige Zimmer der Gesundheit höchst nachtheilig wären, dieser Nachtheil

vergrößerte sich, wenn solche Bötöfen hätten, und wenn darinnen geschlafen würde. — Auf das Genaueste ist berechnet, wie viel Luft durch das Einathmen zum fernern Einathmen untauglich wird, und daß die Ausdünstungen des Menschen die Luft verderben u. s. w. In der Physik und Chemie Laien, nahmen wir das von wissenschaftlichen Leuten Gesagte für wahr und unwiderleglich an, und würden es heute noch glauben, wenn uns nicht Todtenlisten, die uns zu Gesichte kamen, ein Anderes gelehrt hätten. Wir fanden in denselben, daß Leute, welche hohe Zimmer bewohnt, kein höheres Alter als solche, in niedrigen Wohnungen erreicht hatten. Im Gegentheil war ihre Laufbahn kürzer gewesen. Die Todtenlisten sind nicht in unsern Händen geblieben, sonst würden wir solche vorlegen, jedoch kann sich jeder von dem hier Gesagten überzeugen, wenn ihm daran gelegen ist. Er darf nur das Ilsabeen-Gasthaus besehen, und er wird finden, daß sämmtliche Zimmer klein, niedrig, mit einem Bötofen und Bettstelle versehen sind. Nach Annehmen der Gelehrten, müßten die Bewohner nur eine kurze Zeit darinnen leben können, indeß die Erfahrung bezeuget das Gegentheil, indem die Bewohner desselben im Ganzen ein hohes Alter erreichen.

Aus diesem scheinet zu folgen, daß die Gelehrten bei ihren Berechnungen wichtige Ursachen übersehen haben müssen, und niedrige Zimmer nicht ungesund sind. Zweckmäßiger sind sie wenigstens in zwei Hinsichten: erstlich lassen sich solche mit weniger Feurung heizen und zweitens fallen die hohen Treppen weg, die von einem Stockwerk ins andere führen. *)

Wie gesagt wird, soll ein neues Gebäude mit hohen Zimmern für das Ilsabeen-Gasthaus aufgeführt werden, geschieht dieses, so wird die Zeit lehren, wie sich die Lebensdauer derjenigen die es bewohnen, zu denjenigen verhalten wird, denen die niedrigen Zimmer zum Aufenthalt angewiesen werden; der bisherigen Erfahrung nach dürfte sich die Schale auf Letztere neigen.

*) Der Einsender scheint ein Freund des Beschränkten zu sein und sich nicht gern hoch zu versteigen. Der Setzer.

---

* Wechsel-Procuren, Handels-Vollmachten und Handlungs-Societäten.

Die Bürgerschaft hat sich im letzten Convente mit der Prüfung eines Gesetz-Vorschlages über die in der Ueberschrift genannten Gegenstände beschäftigt.

Wenn auch das Resultat dieser Prüfung vorerst eine Zurückverweisung an die berichtende Deputation zu nochmaliger Berathung gewesen ist — so hat sie doch das Gute gehabt, daß die Sache selbst zu einer näheren Erörterung gekommen ist und daß die bürgerschaftlichen Mitglieder bei der Deputation nun in den Stand gesetzt sind, in derselben die vorgekommenen Bedenken mitzutheilen; sie hat das Gute gehabt, daß dem Gegenstande eine größere Aufmerksamkeit zugewandt worden und daß die Urtheile sich jetzt allgemeiner und bestimmter aussprechen werden als es bisher sein konnte.

Als eine neue Erscheinung in unserm Geschäftsleben, deren Nothwendigkeit uns noch nicht fühlbar genug geworden ist, machte der Entwurf — so sehr auch anerkannt wurde, daß die Deputation die ihr gewordene Aufgabe auf eine ausgezeichnete Weise gelöst habe — doch gleich Anfangs bei Vielen den Eindruck einer lästigen, beengenden Form, in welche einzugehen man sich nicht gut entschließen kann. Man fand, daß er zu viele Verhältnisse berühre, man wünschte, daß der Auftrag lediglich auf Wechsel-Procuren ertheilt worden wäre, man fand die Ausführung zu strenge juristisch, obgleich man sich gestehen mußte, daß es zu einem vollständigen Gesetze sich wohl so gehören möge.

Eben auch, weil der Gesetz-Vorschlag in seiner Fassung ein wohl geordnetes Ganze bildet, mochte die Bürgerschaft fühlen, daß es schwer sei einzelne Abänderungen vorzuschlagen, weshalb sie sich auch wahrscheinlich darauf beschränkt hat, sich im Allgemeinen billigend über die Haupt-Bestimmungen und nicht zustimmend über die Paragraphen zu äußern, welche von der Ausführung je-

ner Bestimmungen und von den Folgen der Unterlassung handeln.

Soviel sich bis jetzt über den Entwurf ausgesprochen hat, scheint der Wunsch allgemein zu sein, daß Derjenige, welcher statt seines vollen Vornamens, denselben mit Abkürzungen oder Buchstaben bezeichnet, nicht nöthig habe davon gerichtliche Anzeige zu machen, indem sonst eine große Menge unsrer Mitbürger, welche bisher auf eine unveränderte Zeichnung ihrer Vornamen eben keinen Werth legten, sehr leicht, bei ungenauer Befolgung des Gesetzes, in Nachtheil kommen oder Chicanen ausgesetzt werden könnten. Auch fürchtet man, daß die neuen Formen, welche durch Annahme des Gesetz-Vorschlags in seiner jetzigen Fassung, eingeführt würden, dem Vertrauen und dem guten Glauben, worin bis jetzt die wichtigsten Geschäfte ohne gerichtliche Vollmacht, durch lediglich mündlich Beauftragte, besorgt wurden, Abbruch thun könnten und daß künftig Bedenklichkeiten und Chicanen, wovon bis jetzt keine Rede ist, entstehen würden und so die Existenz des Gesetzes fühlbarer werden möchte, als es die Nicht-Existenz bisher war.

Der Vorschlag die Registratur und die Bekanntmachung der Obergerichts-Canzlei zu übertragen, so zweckmäßig er für eine regelrechte Durchführung des Ganzen sein mag, finden Einige unserm bisherigen Geschäftsgange zu fremd, als um sich mit dem Gedanken daran gleich befreunden zu können. Der Börsen-Anschlag will allgemein nicht zusagen. Die gestellten Präjudize werden von vielen Seiten zu strenge und zu gefährlich gefunden.

Das sind einige Bedenken, welche vielseitig gemacht werden und die um so mehr Berücksichtigung verdienen, da es doch im Ganzen recht gut ist, daß in unserm Bremen Treu und Glauben noch so viel gilt. Wenigstens ist es wohl reiflich zu erwägen, ob es zuträglich sei, wenn einmal ein einzelner Uebertretungsfall vorkommt, sogleich ein Gesetz in solcher Ausdehnung zu machen.

Die Nothwendigkeit, die Ertheilung von allgemeinen Handels-Procuren und die Theilnahme an Handlungsfirmen unter anderem Namen als dem eigenen, zur öffentlichen Kenntniß zu bringen und beglaubigte Abschriften der erstern so wie die Anzeigen der andern in einer Registratur niederzulegen, wird gewiß allgemein erkannt. Sollte nun eine Vereinbarung der Kaufmannschaft, diese Registratur bei einem Notar oder am Schütting zu halten, als Uebergang zu etwas Besserem nicht genügen: so dürfte nach dem Ermessen des Einsenders eine Modification des vorliegenden Gesetz-Vorschlags mindestens unerläßlich sein:

1, in Hinsicht der Firmen, in denen die Besitzer sich ihrer eignen Namen zwar, jedoch ihrer Vornamen nicht vollständig bedienen

2, in Hinsicht derjenigen Vollmachten, welche nicht auf eine volle Geschäfts-Vertretung oder nicht auf Wechsel-Zeichnung gestellt sind.

3, in Hinsicht der Präjudize, welche allerdings in manchen Unterlassungsfällen, besonders wenn es auf Sicherung von Eigenthum ankommt, sehr nachtheilig werden können.

Es steht daher zu hoffen, daß, im Fall der Senat dem Antrage der Bürgerschaft beitreten sollte, die bestehende Deputation, deren Bemühungen in dieser Angelegenheit gewiß nicht verkannt werden, Vorschläge machen werde, welche die Einführung einer guten Ordnung mit dem in Einklang bringen, was dem Handelsstande zusagt, der gern so wenig als möglich beengt und so fern als möglich von der Gefahr sein will die Schärfe des Schwertes der Gerechtigkeit zu erproben.

H.

* Verlängerung von Schiffen.

Zur Ergänzung der in der vorigen Nummer d. Bl. enthaltenen Notiz möge nicht unbemerkt bleiben, daß auch bereits vor fast 9 Jahren das hiesige Fregattschiff Everhard auf der Werfte des Schiffsbaumeister Oltmanns in Brake durchgeschnitten und um ca. 8 Fuß verlängert wurde, nach welcher Prozedur es sich als besserer Segler bewies wie früher. *)

Verbesserung.

In einigen Exemplaren des vorigen Blatts lese man in dem Aufsatze über Leichenhäuser pag. 177 2te Spalte Zeile 3 von unten „überzeugend machende" statt „überzeugend machende."

*) Diese Verlängerung geschah vor 6 Jahren und zwar um 16 nicht um 8 Fuß.
Anm. des Setzers.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.", und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domhofe.

Die

SCHNELL-POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu **Nr. 19** des Bürger-Freundes für **1840.**

Donnerstag, den 5. März.

Bremen. Am 2ten dieses löschte der stille Engel einen Namen aus der Liste unserer lebenden Gelehrtenwelt, den die gerechte Würdigung der erhabensten Wissenschaft schon früher in der Flammenschrift des Firmaments verewigte. **Olbers ist todt.** Im hohen Greisenalter entschlummerte er friedlich zur schönern Heimat, auf deren zahllos leuchtenden Stätten sein kundiger Blick so oft und so gern weilte.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Die Stegreif-Dichterin Karoline Leonhardt-Lyser hat in Erlangen vor einem sehr zahlreichen und empfänglichen Publikum mit schönstem Erfolge improvisirt. Friedrich Rückert hat eine schöne Ode an sie gerichtet, und die Dichterin hat ihm im Stegreif geantwortet:

„Ich möchte gern Dir danken
Für Dein so schön Gedicht;
Doch fehlen oft Gedanken,
Wenn die Empfindung spricht.
Drum will ich Dir nur sagen,
Du hast mir wohlgethan,
Und bangen Zweifels Klagen,
Sie geh'n mir nichts mehr an.
Ob Recensenten richten,
Und sagen Dies und Das;
Ich hab' zum Stegreifdichten
Von Dir den Reisepaß."

Einem Frankfurter Einwohner ist es gelungen, ein vorzügliches Caffee-Surrogat zu erfinden, welches von der Frankfurter Sanitäts-Commission auf das Beste beurtheilt und von dem dortigen Gewerb-Verein ebenfalls als zweckmäßig und empfehlungswerth anerkannt wurde. Die Fabrication wird mit Nächstem ins Leben treten.

Wenn das so fortgeht, kann sich noch jeder Pflastertreter in Seide kleiden, und die Noblesse mag nur immer spekuliren, wie sie wieder was Apartes für sich bekommt, wie Mephistopheles, der das Feuer für das Aparte des Teufels hält, ob es gleich nicht wahr ist. Im rheinpreußischen Brüggen bei Viersen hat man neuerdings die erste mechanische Seidenweberei etablirt, die erste auf dem Continent, welche gleich den praktischen Beweis liefert, daß sich die Seide auch durch den mechanischen Webstuhl zu großer Wohlfeilheit verarbeiten läßt, was man früher für unmöglich hielt.

Die Weichsel ist revolutionair geworden und hat nach ihrem eigenen Kopfe bei Neufähr unweit Bohnsak, 1½ Meile von Danzig, Damm und Dünen durchbrochen und sich einen neuen Weg in die See gebahnt, und zwar gleich 30 bis 50 Fuß tief. Das hat Folgen. Kann man ihr nämlich diesen neuen, revolutionairen Mund nicht stopfen, was eine sehr schwere Sache ist im Jahr 1840, so wird im Sommer das alte Bett bei Danzig austrocknen, da sie natürlich lieber auf dem revolutionairen Wege geht als auf dem legitimen, und so könnte Danzig seine Schifffahrt verlieren. Stopft man aber auch mit Müh' und Schweiß und Geld und Glück den revolutionairen Mund, so dauert's doch lange und Danzig wird in den Frühlings- und ersten Sommermonaten vielleicht in dem alten Bette der Weichsel tanzen können. Die „Elbinger Anzeigen" schlagen eine Vermittelung vor; man soll der Weichsel ihren Willen lassen und einen Kanal nach Danzig anlegen, wodurch dessen Wasserhandel gesteigert wird. Durch die neue Mündung erwächst der Elbinger Niederung und dem Marienburger Werder der große Vortheil, daß sie vor Ueberschwemmungen gesichert werden, während Danzig für immer vor Versandung seines Hafens durch einen Kanal geschützt wird, nicht minder vor den gefährlichen Eisgängen. So würde die prophezeite Merkwürdigkeit des Jubeljahres 1840 für jene Gegenden Preußens bereits in Erfüllung gegangen sein. Das Uebrige folgt.

Die Wienerin Frau Schenk läßt sich jetzt in Leipzig zugleich als Discant- und Baßsängerin hören. Ihre Stimme ist ein Mezzo-Sopran von ungewöhnlicher Tiefe. Interessant bleibt die Erscheinung jedenfalls, und die Wirkung ist komisch genug, wenn wir eine Dame — als Baßsistin wäre zu viel gesagt — als Tenoristin singen hören. Frau Schenk hat die meisten der Lieder, die sie vorträgt,

selbst gedichtet, woran Niemand zweifeln wird, der auf den Text Acht giebt.

Bekanntlich steht in Gerhard's Garten in Leipzig ein einfaches, niedriges Denkmal an dem Ufer der Elster, welches zu Ehren des Marschalls Fürsten Poniatowski errichtet ward, der in jenem Flusse seinen Tod fand. Kaum verläßt ein Fremder Leipzig, ohne Poniatowski's Monument aufgesucht zu haben. Eine Inschrift in lateinischer und deutscher Sprache (der lateinische Text rührt vom hiesigen Prof. Gottfr. Hermann her und ist ein Muster von Lapidarstil) enthält zugleich die Widmung und den Namen des Mannes, der seinem Heerführer und Landsmann den Stein setzen ließ. Unzählige Chiffren und Namenszüge bedecken das Denkmal. Vorzüglich haben die polnischen Flüchtlinge in jüngster Zeit eine Menge von Inschriften hinzugefügt. Bemerkenswerth ist aber, daß man zugleich den Namen des Polen, der das Monument errichtete, auf beiden Seiten des Steines sorgfältig ausgekratzt hat. Dieser Mann wendete sich nämlich später auf die Seite der Russen, gehörte zu den Vertrauten Constantins und lebt noch jetzt als kaiserlicher Beamter in äußerlich sehr günstigen Verhältnissen. Die Polen bezeichnen ihn als einen Verräther des Vaterlandes und haben ihm deshalb die Ehre, Poniatowski ein Denkmal errichtet zu haben, zu entziehen gesucht.

Aus Frankreich.

Das folgende kleine Bild aus dem Rahmen des Pariser Zuchtpolizeigerichts ist so national charakteristisch, daß wir es mit Vergnügen nachzeichnen. Ein Dieb steht vor Gericht, ein junger Mann von den feinsten Manieren, sehr gut gekleidet, sorgfältig frisirt, gelbe Handschuhe; er führt die Handbrille vor die Augen und mustert ganz kaltblütig die Versammlung. Der zierliche Bursche hat wohl, wie es oft vorkommt, in einem Salon etwas mitgehen heißen? Nichts weniger; er hat in einer ärmlichen Friserbude verschiedene Servietten, Flaschen mit Kölnischem Wasser, Pomadehäfen, Bartkämme und Rasirmesser gestohlen. — Der bestohlene artiste capillaire, wie er sich selbst nennt, spricht: „Meine Herren, wenn ich das Gewerbe treibe, so ist nur das Schicksal daran Schuld, das ja so oft dem Menschen seinen wahren Platz nicht gönnt. Ich sollte eigentlich die Feder führen statt des Friserkammes; aber durch böses Glück — — — Präsident: Dies gehört nicht hieher. Ihr seid da, um wegen des Diebstahls vernommen zu werden. — Friseur: Was ich sagte, gehört ganz hieher; denn meinen Studien habe ich es zu danken, daß ich den Dieb ertappte. — Der Haarkünstler bricht ab und versinkt in Nachdenken. — Präsident: Nun, weiter! Auf was wartet Ihr? — Friseur: Ich mußte nur daran denken, wie gut es ist, daß ich Phrenologie studirt habe. — Präsident: Ihr mißbraucht unsere Geduld! was hat die Phrenologie mit Eurer Klage zu schaffen? — Friseur: O gar viel! Ich bin in dieser Wissenschaft äußerst bewandert; ich bekomme mit keinem Menschen zu thun, ohne daß ich ihm den Kopf befühle, und ich befinde mich wohl dabei. — Präsident: Wollt Ihr endlich einmal vom Diebstahl sprechen? — Friseur: Gerade jetzt kommen wir darauf. Der Herr hier war seit einem Monat mein Kunde; er ließ sich einen Tag um den andern frisiren. Gleich das erste Mal erstaunte ich nicht wenig über eine wirklich ungeheure Erhöhung, die er an der Seite des Kopfes, gerade über den Ohren hat. Die Leute vom Fach, meine Herren, können Ihnen sagen, daß dies das Diebsorgan ist. Ich sagte nichts, nahm mir aber vor, auf den Burschen ein wachsames Auge zu haben. Es ist auch wirklich zu arg; ich wollte wetten, Mandrin, der große Bandit, hatte kein so starkes Diebsorgan." — Der Friseur erzählt weiter, wie er eines Tags in die Ladenstube gegangen, um dem saubern Kunden Geld herauszugeben, ihn aber dabei scharf beobachtet, wie er ihn da Verschiedenes rasch unter den Mantel schieben sehen, wie er ihn laufen lassen, ihm aber nachgegangen und ihn vor dem Wachthaus gepackt habe. Der elegante junge Mann hat während dessen den Kläger beständig lorgnettirt und verächtlich dazu gelächelt. Auf die Frage des Präsidenten, was er zu sagen habe, erwiderte er, er sei nicht gesonnen, sich mit einem Vorstadt-Perrükenmacher gemein zu machen, und wird von dem Gericht zu halbjährigem Gefängniß verurtheilt.

Am 10. Februar wohnte die ganze Königliche Familie in Paris im Théatre français der Vorstellung zum Benefiz der Mamsell Mars bei. Die berühmte Schauspielerin feierte an diesem Tage ihren 62sten Geburtstag. Sie spielte eine jugendliche Rolle und wußte sich in derselben durch ihr hinreißendes Spiel den enthusiastischen Beifall des zahlreich versammelten Publikums zu erwerben.

Unlängst gab man in Lille „die Jüdin" von Halevy, bekanntlich einem Juden (H. Lewy); der Tenor, Eleazar, war ein Jude, Namens Wimpfen, und die Rolle der Rachel spielte ebenfalls eine Jüdin, Mamsell Klotz; und die Kinder von der Colonie Mardochai Noah spielten und sangen ganz vortrefflich.

Hr. Tripier fand in den heißen Quellen von Hammam Mescutin in der Provinz Constantine, welche seit mindestens 150 Jahren nie weniger als 95° C. (76° R.) Wärme hatten, Fische, die zum Geschlechte der Barben gehören.

Aus der Schweiz.

Man schreibt aus Zürich: Wir hatten in unserm kleinen Staate einen Seminardirector, welcher das Volksschulwesen aus seinem tiefen Verfalle erhob, Tag und Nacht arbeitete, ein seltenes Talent zum Organisiren besaß und wirklich seine Bemühungen von dem besten Erfolge gekrönt sah. Nun hat man diesen verdienstvollen Mann gestürzt, die Gesetze der Verfassung fortgeschickt, weil er, um Recht zu sprechen, ein Rationalist ist. Auf allen Punkten wird an dem verbesserten Schulwesen gerüttelt und die Universität selbst wankt wie eine Dorfschule.

Aus England.

In England ist vor dem Altar die Königin nicht mehr als jede andre Frau. Bei der Trauung fragte der Erzbischof den Prinzen: „Albert, willst du dies Weib zu deiner Ehefrau haben?" und die Königin: „Victoria, willst du diesen Mann zum Ehemann haben, und ihn lieben, ehren und ihm gehorchen?" Und die Königin erwartete mit einem festen und freundlichen Blick auf den Prinzen laut, daß man es überall hören konnte: „Ja, will, und will ihn lieben, ehren und ihm gehorchen."

Aus Schweden.

Aus den Verhandlungen des schwedischen Reichstags erfahren wir, daß in Dalicarnien unter den Bauern große Noth herrscht. Sie preisen sich glücklich, wenn sie Haferbrod mit Baumrinde zu genießen haben. Die meisten haben auch das nicht einmal. Dabei sollen die Steuerbeamten mit der unerbittlichsten Strenge die Abgaben eintreiben und eher die armen Leute verhungern lassen, als daß sie nur die geringste Nachsicht zeigten.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 19.

Bremen, Donnerstag den 5. März 1840.

Gestorben:

205. Den 2. März. Der Dr. med. Heinr. Wilh. Mathias Olbers, 81½ Jahr; Sandstraße Nro. 15.

206. Den 2. — Der Schuhmachermeister Cord Heinr. Feise, 61 Jahr; Knoopstr. No. 33.

207. Den 2. — Des Kaufmanns Carl Aug. Nic. Theodor Spiegelberg Sohn, 3½ Jahr; Westerstraße Nro. 27.

Nro. 208. Den 2. Mz. Gesche Walters, 80 Jahr; Wessels-Gang Nro. 6.

— 209. Den 3. — Siegmund Clemens Caesar, 15 Jahr; Neustadtsdeich Nro. 56.

— 210. Den 3. — Des Sperr-Einnehmers Daniel Friedr. Petersen Sohn, 2½ Jahr; Marterburg Nro. 38.

Geboren:

272. Den 27. Februar. Des verst. Waarenagenten Joh. Heinr. Andreas Wilkens Wittwe, geb. Gehrdt, auß. Steinthor Nr. 70; von einem Mädchen.

273. Den 28. — Des Schirmfabrikanten Johann Christ. Meyer Ehefr., geb. Vieregge, Neustadtsdeich Nro. 65; von einem Mädchen.

274. Den 28. — Des Arb. Conrad Waltjen Ehefr., geb. Schumacher, Hastedt Nro. 4; von einem Mädchen.

275. Den 28. — Des Tischlers Joh. Gotthelf Rechmann Ehefr., geb. Holsche, Osterthorssteinweg Nro. 24; von einem Knaben.

276. Den 28. — Ein Knabe — Langendeich Nro. 5.

277. Den 29. — Ein Knabe — Paulsberg Nro. 73.

278. Den 29. — Des Tonnenmachers Cord Diedr. Friedr. Meyer Ehefr., geb. Bollmann, Osterthorswall Nr. 81; von einem Knaben.

279. Den 29. Des Cigarrenmachers Conrad Heinr. Luther Ehefrau, geb. Köhring, Theerhof Nro. 49; von einem Knaben.

280. Den 29. — Des Straßenaufsehers Cord Stellmann Ehefr., geb. Schrader, Weerderstraße Nro. 41; von einem Knaben.

281. Den 29. — Des Kaufmanns Gerhard Friedr. Migault Ehefr., geb. Focke, Catharinenstraße Nro. 8; von einem Mädchen.

282. Den 1. März. Des Kupferschmieds Joh. Raake Ehefr., geb. Brünjes, Faulenstraße Nr. 71; von einem Mädchen.

Nro. 283. Den 1. M. Des Maurers Joh. Hinr. Mahnckell Ehefr., geb. Deppe, Landweg Nro. 6; von einem Knaben.

— 284. Den 1. — Des Cigarrenmachers Anton Steib Ehefr., geb. Thomsen, Warnken-Gang Nro. 6; von einem Knaben.

— 285. Den 1. — Des Küpers Caspar Dörbaum Ehefrau, geb. Mückenheim, Georgs-Hof Nro. 7; von einem Knaben.

— 286. Den 1. — Des Schneidermeisters August Carl Fischer Ehefr., geb. Holzapfel, Molkenstraße Nro. 24; von einem Mädchen.

— 287. Den 1. — Des Kaufmanns Albert Lahmann Ehefr., geb. Koch, Geeren Nro. 24; von einem Knaben.

— 288. Den 1. — Des Malzers Aug. Conr. Böcker Ehefrau geb. Hollmann, Knochenhauerstraße Nro. 26; von einem Knaben.

— 289. Den 2. — Des Schuhmachers Friedr. Christ. Schnüte Ehefr., geb. Dierks, Stavenstr. Nro. 14; von einem Mädchen.

— 290. Den 2 — Des Schullehrers Herm. Wilhelm Tögel Ehefr., geb. Hamcken, Neuenstraße Nro. 1; von einem Mädchen.

— 291. Den 2. — Des Korbmachers Martin Sackmann Ehefr., geb. Drees, Knochenhauerstraße Nro. 14; von einem Mädchen.

— 292. Den 3. — Des Kaufmanns Johann Achelis Ehefr., geb. Strormann, Heerdenthorswall Nro. 69; von einem Knaben.

— 293. Den 3. — Des Windmüllers Christ. Ludw. Kölling Ehefr., geb. Wulfken, Doventhorswall Nro. 5; von einem Mädchen.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 20.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 8. März 1840.

Es verhall' an seinem Grabe nicht:
Daß nicht minder wir den deutschen Weisen,
Als den Menschenfreund in Olbers preisen!

An unsers Olbers Grabe.

Olbers starb; vom tiefsten Schmerz durchdrungen
Sah'n wir, Bremens Bürger im Verein,
Oeffentlich die letzten Huldigungen
Ihrer Liebe Ihm am Grabe weih'n;
Sahen dort der Seinen Zähren fließen,
Wie sie inniger sich nie ergießen!

Ach! die Augen Dessen sind geschlossen,
Der den Gipfel seltn'en Ruhms erstieg,
Da Er unter Seinen Zeitgenossen
Rastlos förderte der Heilkunst Sieg;
Täglich fühlte Seines Wirkens Segen
Jeder damals fest in's Herz sich prägen.

Wahrlich, Olbers brachte den Elenden
Treu zum Opfer Seine schönste Zeit;
Seine Sehnsucht, fremdes Leid zu enden,
Ging hervor aus Menschenfreundlichkeit:
Nie fast ließ Sein Trostwort Seine Kranken
In dem Glauben an Genesung wanken.

Von des Reichen Wohnsitz bis zur Hütte
Ward Sein Name ehrfurchtsvoll genannt:
Auch weilt sicher hier in unsrer Mitte
Mancher heute, der schon oft erkannt',
Daß er von des Siechthums schwersten Banden
Neu gestärkt durch Olbers einst erstanden!

Doch um unsern Kummer zu beschränken
Und die Wehmuth ob des Edlen Tod,
Laßt der Hochgenüße uns gedenken,
Die der Himmel dem Verehrten bot;
Ihm, der mit Begeistrung uns vertraute,
Was am Firmamente Er erschaute.

Freundlich stellten Olbers Forscherblicken
Ceres, Pallas, Vesta dort sich dar;
Und Er nahm mit steigendem Entzücken
Selbst aus der Kometen Umlauf wahr:
Wie der Allmacht und der Weisheit Schlüssen
Sich die fernen Welten fügen müssen.

Immer tiefer drang Er in die Massen
Der Erkenntniß auf gestirnter Bahn,

Dem Erhab'nen, den wir nie erfassen,
Sich im lichten Heiligthum zu nah'n.
Freude war's Ihm, von dem Gott zu zeugen,
Vor dem Engel in den Staub sich beugen!

O! da spendeten der höchsten Thronen
Mächt'ge Herrscher unserm Olbers Lob;
Laut erscholl die Stimme aller Zonen,
Die des Trefflichen Verdienst erhob:
Zwecke uns und Nutzen zu erklären,
Die die Wunder der Natur gewähren.

Ja, der größten Wissenschaft ergeben,
Blieb der Seher ihrem Eindruck hold;
Ob Er viele Jahre auch im Leben
Hygieens Priesterthum gezollt,
Klio lehrt's der spät'sten Zukunft Tagen,
Welche Frucht des Denkers Geist getragen!

Von der Erde Schauplatz abgerufen,
Folgt jetzt der Erkenntniß hellerm Licht
Der Gefeierte auf Seraphsstufen,
Doch verhall's an Seinem Grabe nicht,
Daß nicht minder wie den deutschen Weisen,
Wir den Menschenfreund in Olbers preisen!

Ein preußischer General-Feldmarschall.

An einem Maimorgen des Jahres 1631 ging ein schlanker Handwerksbursche auf Rathenow zu. Sein Felleisen schien ihn nicht schwer zu drücken, denn gar mager und zusammengeschrumpft sah es von des Besitzers Rücken nach dem unlängst verlassenen Nachtquartier zurück. Der Wanderer aber war fröhlich und wohlgemuth, denn die Frühlingssonne schien recht warm und belebt auf die Saatfelder herab, lockte die Blüthen aus den Obstbäumen und die Melodien aus der Brust der befiederten Sänger hervor. Was fragt an einem solchen Tage ein junger Bursche, dem die ganze Welt offen steht, viel nach Geld und Gut! War das Felleisen nicht schwer, so hatte er auch leicht zu tragen, und konnte, ohne unter Zentnerlast zu keuchen, recht aus Herzensgrunde mit einstimmen in den Gesang der Vögel. Das that er denn auch; manch' fröhliches Liedchen ertönte von seinen Lippen. Nur zuweilen, wenn ein schmuckes Landmädchen an ihm vorüberging, unterbrach er seinen Gesang, um der Dirne einen Gruß zuzurufen, der dann jedesmal von einer scherzhaften Bemerkung begleitet war, die das Mädchen zum Lachen reizen mußte. So trieb er es den größten Theil des Vormittags. Schon zeigte sich die Havel, gleich einem Silberbande in der Ferne, da ertönte der Ruf: „Nimm mich mit, Kamerad!" hinter seinem Rücken. Der also Angeredete wandte sich um, und warf einen prüfenden Blick auf den Neuhinzukommenden. Es war ein hagerer Mann von ungefähr fünfundzwanzig Jahren, der gravitätisch auf ihn zuschritt. In der Rechten trug er einen spanischen Rohrstock und ein Bündelchen in seiner Linken.

„Das ist entweder ein Schneider oder ein Schulmeister!" murmelte der Handwerksbursch zwischen den Zähnen.

„Hör' Er 'mal, guter Freund, geht Er nach Rathenow?" fragte der Fremde.

„Er hat's errathen."

„Nun, dann freue Er sich, denn wir gehen selbander."

„Da sehe ich noch nicht ein, wo die Freude herkommen soll!"

„Das will ich Ihm sagen: Durch meine belehrende Unterhaltung wird Ihm der Weg noch einmal so kurz werden!"

„Habe mir's gleich gedacht! Er ist ein Schulmeister, nicht wahr?"

„Dieses weniger! Ich bin Bürger und Schneidermeister in Rathenow, und kehre so eben von meiner Liebsten heim, die ich am St. Johannistage zu ehelichen gedenke. Besagte meine Braut wohnt in dem Dorfe hier seitwärts, und hat mir das Schock Eier zum Präsent gemacht, wel-

ches ich hier an der linken Hand in meinem Wischtuche trage."

„Glücklicher Meister!" sagte der Handwerksbursche, indem er seinen Hut ein wenig lüftete. „Da wird Er mir wohl am Besten sagen können, ob ich in Rathenow Arbeit finden kann."

„Wenn Er ein Waffenschmied ist, so kann ich Ihm im Voraus welche versprechen, denn die Schweden rücken uns auf den Hals. Jedes andere ehrsame Gewerbe muß darunter bluten, daß sich Gott erbarme!"

„Ihr sagt mir da nichts Tröstliches, Meister!" rief der Bursche. Ich bin ein Schneidergesell!"

„Ein Schneidergesell! Ach du lieber Jemine! Wir müssen auf eigener Faust verhungern! Da geh Er nur lieber nach Berlin!"

„Dort habe ich Feierabend machen müssen, denn

„Der Schwed' ist g'kommen,
Hat Alles mitg'nommen,
Die Fenster eing'schlagen,
Das Blei fortg'tragen,
Draus Kugeln gegossen,
Und Alles erschossen!" —

sang der lustige Gesell; dann fuhr er also fort: „Daß die Schweden am 3. April dieses Jahres Frankfurt an der Oder einnahmen und Berlin bombardirten, wird Ihm wohl bekannt sein, Meister! Wer soll sich da wohl ein neues Wamms machen? Etwa, daß Gustav Adolph's Leute es ihm ausklopfen sollen?"

„Das ist es ja eben, was ich meine!" rief der Meister.

„Am Besten wäre es, wenn man Soldat würde und dazu bin ich denn so halb und halb entschlossen," fuhr der Gesell fort; „wer weiß, ob ich nicht morgen schon bei den Schweden bin!"

„Ist Er ein Märker?"

„Ja, Meister."

„Und will zu den Feinden des Landes übergehen? Pfui, schäme Er sich, so etwas nur zu denken!"

„Warum nicht?" rief der Gesell. „Sind die Schweden nicht Lutheraner? Oder sind sie etwa unsere Feinde? Zwingen die Kaiserlichen unsern Kurfürsten nicht dazu, sie für Feinde zu erklären, so gern auch die ganze Mark mit dem tapfern Schwedenkönig, gemeinschaftliche Sache machen möchte? Daß sie das Land rings umher zu einem Grabe machen, werden sie uns dereinst schwer bezahlen müssen, wenn anders Gerechtigkeit im Himmel ist. Uebrigens ist der Schwede der beste Soldat der Erde und bei ihm läßt sich etwas Gescheidtes im Kriegshandwerk erlernen!"

Bei diesen Worten blitzte ein kriegerisches Feuer aus den Augen des Schneidergesellen, daß dem Meister darob schier bange wurde.

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen waren sie bis an die Stelle der Havel gekommen, wo man sich übersetzen lassen muß, um das gegenüber liegende Rathenow zu erreichen. Während der Meister nach dem Fährmanne rief, suchte der Gesell in allen Taschen nach dem Fährgelde.

„Ihr habt wohl kein Kleingeld?" fragte der Meister.

„Großes auch nicht; an die Ausgabe habe ich nicht gedacht!"

„Nun, ich werde den Pfennig für Ihn bezahlen, denn Er gefällt mir, guter Freund!" rief der Meister, indem er eine Protektormiene annahm.

„Wie heißt Er, lieber Herr?"

„Mein Name ist Matthias Schurzmeier; ich habe ein eigenes Haus in Rathenow, was genannt wird: „Zur Pluderhose." Doch Er wird es ja bald sehen."

„Nun, Meister, das glaube ich wohl weniger; mindestens jetzt wird das nicht der Fall seyn!"

„Was?“ rief der Meister verwundert. „Er wird doch nicht wieder umkehren wollen? Ich werde für Ihn bezahlen.“

„Sagt offenherzig, Meister Schurzmeier, ist das nicht eine erbärmliche Profession wobei man nicht einmal so viel erübrigt, um über die Havel zu kommen? Hier“ — bei diesen Worten nahm er das Felleisen vom Rücken — „hier habe ich nun meine Habseligkeiten drin: ein Bügeleisen, Nähnadeln, Zwirn und nebenbei ein Sonntagswamms und zwei Hemden. Sehe Er sich das Ränzel noch einmal an, Meister! denn bald werden wir's Beide nicht mehr schauen.“

Während diesen Worten rötheten sich die Wangen des fröhlichen Burschen in edlem Unwillen. Bevor der Meister den Tollkopf daran hindern konnte, flog das Felleisen in die Havel und von der Schwere des Bügeleisens hinabgezogen, in die Tiefe.

„Er ist wohl toll geworden, guter Freund!“ rief Mathias Schurzmeier, die Hände über dem Kopf zusammenschlagend. „Nun hole Er es einmal wieder heraus, wenn Er kann!“

„Das ist gar meine Absicht nicht,“ lachte der Gesell. „Ich gehe zu den Schweden! Sehen wir uns jemals wieder, Meister Matthias, so soll Er Maul und Nase aufsperren vor Verwunderung, was aus einem ehemaligen Bügeleisenritter Alles werden kann.

„Ein Vagabund, ein schwedischer Strauchdieb wird aus Ihm werden, ein Taugenichts, gut genug zum Futter für's Pulver!“ krähte der erboste Schneider. „Geh' Er, wir werden uns wohl nimmer wieder sehen.“

„Das wird sich finden,“ lachte sein Gefährte. „Und nun lebt wohl, Meister! Grüßet Eure Liebste und laßt Euch die Eier gut schmecken!“

Mit diesen Worten drehte sich der Gesell um, und war bald darauf den Blicken des kopfschüttelnden Meisters entschwunden.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Ueber die Errichtung von Leichenhäusern.

(Beschluß.)

Wir, die wir — jeder nach seinen Verhältnissen und oft weit über dieselben hinaus — so viel übrig haben um durch einen zwecklosen Beerdigungspomp dem Todten die letzte Ehre zu erzeigen, bei welcher es doch streng genommen nur auf uns selbst und auf unsere Verhältnisse abgesehen ist, wir wollten nicht so viel für ihn übrig haben, ihn durch eine einfache, gemeinsame Einrichtung vor dem schrecklichsten aller Zustände zu bewahren? —

Viele wahre Menschenfreunde haben verschiedenartige Vorschläge gemacht zur Verhütung des Wiedererwachens im Grabe, aber alle waren mangelhaft und nur die

„Errichtung von Leichenhallen“

wie sie schon in den früheren Jahrgängen dieser Blätter angedeutet wurden, gewährt eine sichere Garantie gegen die Gefahr des furchtbaren Scheintodes.

Ich halte mich überzeugt daß der Staat, dessen schönstes Vorrecht es ist, sich der Unmündigen und Verlassenen anzunehmen, auch gern bereitwillig sein wird, diese Sorgfalt auf diejenigen seiner Mitglieder auszudehnen, die — unmündiger als Alle —, erweislich noch nicht in den großen Staat aller Seelen hinübergegangen sind.

Ich halte mich ferner überzeugt daß die Geistlichen, deren würdigster Beruf es ist, Trost und Frieden an die Sterbebetten zu bringen, eben so willig dazu beitragen werden daß nicht ferner

mehr schuldlos Geopferte unter Verzweiflung und Verwünschung hinübergehen zu den Gefilden der Seligen.

Von den Aerzten, die am besten wissen, wie mangelhaft in dieser Hinsicht die Erkenntniß ihrer humanen Wissenschaft ist, hege ich das feste Vertrauen, daß sie nicht allein die Sache befördern, sondern wenn sie ins Leben getreten ist — auch die Hallen der letzten Liebesbeweise und der beruhigendsten Vorsorge mit Aufmerksamkeit überwachen werden.

An dem guten Willen meiner Mitbürger kann ich nicht zweifeln. Sie beförderten ja immer und auf glänzende Weise das wahrhaft Gute und Zweckmäßige. Zahlreiche Monumente — nicht aus Erz gegossen — nicht aus Stein gemeisselt —; aber auffordernd hinüberragend über den Horizont und segensreich wirkend im Innern unsers geachteten Freistaats, geben davon Zeugniß. —

Möchten denn diese Worte nicht wiederum verhallen, mögten sie Anklang und Verkörperung finden wo der Wille mit der Kraft sich vereint.

D.

---

* Die Secularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst.

Die erste Secularfeier der Erfindung wurde von den Wittenberger Buchdruckern Hans Lufft, Georg Rhau und Peter Seitz geräuschlos begangen. Sie wählten das Jahr 1540, indem von einigen älteren Chroniken und selbst von mehreren derzeitigen Gelehrten die Erfindung Gutenberg's in das Jahr 1440 gesetzt wurde, und zwar den Johannistag als den Namenstag des Gutenberg und seines Gehülfen Fust oder Faust. Ungeachtet der Stürme des dreißigjährigen Krieges fand die zweite Jubelfeier im Jahre 1640 in vielen Städten Deutschlands eine lebhafte Theilnahme, und mehrere bei dieser Gelegenheit gehaltene Dankpredigten sind noch auf uns gekommen. In der Wahl des Festtages stimmte man indeß nicht überein. Allgemeiner und festlicher war die dritte Secularfeier im Jahre 1740. Nicht nur die größeren Städte, wie Leipzig, Dresden, Magdeburg, Frankfurt ꝛc., sondern auch viele kleinere, wie Weimar, Eisenach, Coburg, Wernigerode, beeiferten sich, ihre Theilnahme durch eine würdige Gedächtnißfeier an den Tag zu legen. Kirchliche Feierlichkeiten mahnten zugleich Hohe und Niedere allesammt, für das „Gnadengeschenk, das die göttliche Huld uns gewährt hat" (wie es der Erfinder selbst so schön bezeichnet) den Dank aus andachtsvollem Herzen darzubringen.

Da uns in diesem Jahre die vierte Secularfeier bevorsteht, so dürfte es von Interesse sein zu erfahren, wie in unserer Stadt vor hundert Jahren diese Feier begangen worden ist. Ich entnehme daher die folgenden kurzen Notizen aus einer hier 1740 erschienenen Schrift, die den Titel führt:

Abhandlung von der Buchdruckerkunst ꝛc.

Bei Gelegenheit des dritten Jubel-Jahrs, so in diesem Jahre, wie in den meisten berühmten Städten Deutschlands, also auch in der Kaiserlichen und des Reichs freien Stadt Bremen von dasigen beiden Gesellschaften, der Brauer- und Janischen, zum ruhmwürdigen Andenken und schuldigen Verehrung dieser Kunst mit Vergnügen gefeiert worden, eilfertig entworfen.

Gleich zu Anfang des Jahrs wurde einigen Herren des Raths ein auf die bevorstehende Feier bezügliches Gedicht von einem Mitgliede der hiesigen Buchdruckergesellschaften überreicht. Eine Strophe darin lautet:

Diß Jahr kann euch ein Recht ertheilen,
Laßt es nicht still fürüber eilen,
Nein, laßt uns Jubel-Lieder sehn.
Denn wollt ihr es mit uns verehren,
So soll diß euren Ruhm vermehren,
Wenn wir diß Jubel-Fest begehn.
Die Nach-Welt soll beständig lesen,
Wie glücklich wir durch euch gewesen.

Am 28. April ließ der Professor Heisen, der sich die Feier besonders angelegen sein ließ, drei junge Studirende öffentliche Reden über die Erfindung der Buchdruckerkunst halten; einer mußte die Ansprüche der Haarlemer, der andere die der Straßburger, der dritte die der Mainzer vertheidigen. Die Buchdrucker wählten zur Feier den Johannistag. „Beide Gesellschaften — so erzählt der erwähnte Bericht — versammelten sich an diesem Tage auf Hermann Brauer's Garten, außen vor dem Heerdenthore: Und weil das Augenmerk der ganzen Feier eine Verehrung und Besingung des Göttlichen Ruhms, und eine freudige Dankbarkeit für die glückliche Erfindung und gesegnete Erhaltung ihrer geliebten Kunst sein sollte, so wurde bei geschehener Versammlung, unter Pauken- und Trompeten-Schall, abgesungen: Allein GOTT in der Höh sei Ehr ꝛc. Nach eingenommenem Mittags-Mahl aber: Nun danket alle GOtt ꝛc. Man versammelte sich den folgenden Tag wieder und es wurde auf vorige Art angestimmt: HErr GOTT dich loben wir ꝛc. Und zum Schluß: Nun laßt uns GOTT dem HErrn ꝛc An den Hochweisen Rath und Obern wurde ein Danksagungs-Gedicht überreicht. Die ehrwürdigen Lehrer unserer Kirchen, in und außer der Stadt, wie auch am Königl. Dom, wollten unserer rechtmäßigen Freude dadurch Beifall geben, daß Sie gleichfalls in allen Kirchen am folgenden Sonntag, den zweiten Sonntag nach Trinitatis, erbauliche Dank-Predigten hielten, worin über verschiedliche wohl ausgesuchte Texte denen Zuhörern die große Gnade, die der Welt durch die Erfindung der Buchdruckerkunst von GOtt wiederfahren, nachdrücklich vorgehalten worden und sie zur Dankbarkeit angewiesen worden.

Die Schlußworte dieser Abhandlung, so einfach und herzlich, mögen hier noch eine Stelle finden.

„Die öffentliche Dankbarkeit gegen diß himmlische Geschenk, welche unsere theure Lehrer zu befördern sich bemühet haben, lasse der HERR ihm gefallen. Er segne einen jeden in seinem Stande und gönne unsern Nachkommen die Freude, daß sie bei gleicher Ruhe, Friede und Glückseeligkeit ein frohes Jubel-Jahr künftig nach uns feiern mögen."

Es bestanden damals in Bremen zwei Buchdruckereien, die Raths-Buchdruckerei und die des Gymnasiums. Beide waren um 1740 in den Händen der Brauer'schen Familie. Hermann Brauer stand seit 1710 der Rathsbuchdruckerei rühmlich vor. Sein Neffe Hermann Christoph Jani besaß die Druckerei des Gymnasiums. Nach seinem im Jahre 1737 erfolgten frühzeitigen Tode wurde das Geschäft von seiner Wittwe fortgeführt.

Schaefer.

* Rüge.

Die Seemannsstraße, die, trotz ihrer schönen, neuen, hohen Häuser, doch keine Zierde unserer Stadt geworden ist, hat außer für die Bewohner dieser Straße und die Besitzer der beiden Eckhäuser am Domshof noch eine große Unannehmlichkeit für die Fußgänger auf den Trottoirs dieser Seite des Domshofs gebracht; das Wasser nämlich das aus den Höfen an der Ecke des Domshofs zusammenläuft, überschwemmt nicht allein den obern Theil dieser Straße, sondern auch ein großes Stück des Domshofs, was nicht nur diesen schönen Platz verunziert und verunreinigt sondern die Passage bei Frostwetter auch gefährlich macht. Es wäre deshalb wohl zu wünschen daß zur Vermeidung dieser Uebelstände tiefere Rinnen gelegt werden möchten damit das Wasser nicht so weit austreten könne.

Reisenotiz aus Australien.

In der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu London am 13 Januar theilte Lord John Rus-

soll eine Uebersicht der Entdeckungen mit, welche eine Expedition unter Capitän George Grey in den Monaten Februar bis April 1839 gemacht hatte. Der untersuchte Landstrich liegt zwischen Cap Cuvier und dem Schwanenfluß, zwischen 24° und 32° S. B. Die Expedition hatte zwei Zwecke, die Untersuchung und nautische Aufnahme noch unvollständig bekannter Theile der Küste, und die Erforschung derjenigen Theile des Continents, welche einer besondern Aufmerksamkeit werth sein möchten. Die Schilderung, welche hier mitgetheilt wird, ist ohne Karte langweilig und großentheils unverständlich, doch müssen wir daraus zwei Umstände entheben, nämlich die Auffindung eines Flusses, Namens Gascoigne, unter 24° 51, der die charakteristische Form der Flußmündung, nämlich was die Engländer ein bar estuary — eine durch eine Barre gesperrte buchtartige Mündung — nennen, nicht habe, sondern gewöhnliche Mündungen von ziemlicher Breite. Die zweite Bemerkung ist, daß die Eingebornen an den Ufern des Goscoigne dieselbe Sprache, wie die am Schwanenfluß und König Georgs-Sund sprechen, nur mit dialektischen Verschiedenheiten, wonach also auf einer Strecke von 650 englischen Meilen längs der Westküste eine gemeinsame Sprache herrscht.

* Bemerkung.

(Eingesandt.)

In einer Gesellschaft, wo jedes einzelne Mitglied wegen seines Anzuges, und daß es ihn, seines Charakters vollkommen angemessen gewählt habe, bewundert sein will, aber nicht bewundern will, tritt eine tödtliche Langeweile ein. Diese zu verscheuchen, werden bei Verkleidungen, Maskeraden genannt, Zuschauer zugelassen, die Bewunderer zu machen. Fehlen diese, so fehlt das Salz, und die Maskerade wird ein jämmmerliches Ding, wo Niemand den Zweck erreicht, warum er Antheil nahm. Redoute ist ein öffentlicher Maskenball, nicht aber ein Privatmaskenball.

Georges Sand.

Interessant ist die Antwort die neulich ein Deutscher von der Mad. Dudevant auf die Frage: wie sie denn früher so verabscheuungswürdige und tadelnswerthe Grundsätze und Handlungen mit ihrem schönen Talent habe in Schutz nehmen und verherrlichen können? empfing. Sie antwortete ihm nämlich: „Si vous connaissiez l'histoire de mon coeur et de ma jeunesse, vous comprendriez tout. Je porte dans mon sein la trilogie de votre Faust, j'étais Marguerite, Faust et Méphistophèles à la fois; me venger de la société qui me repoussa, ternir ce quelle a de plus beau et de plus cher, telle me parut la mission de ma vie, maintenant je suis sauvée comme Faust."

A.

* Miszellen.

(Aus amerikanischen Blättern übersetzt.)

In dem Jenseits der Mohamedaner sind die ewigen Aufenthaltsörter der Christen, Juden, Heiden und andrer Ungläubigen in dem Abgrund unter einander, aber die tiefste Hölle ist zum ewigen Verdammungsort der Scheinheiligen aller Religionen bestimmt.

Es ist vielleicht noch nicht allgemein bekannt, daß der Gründer des türkischen Reichs, ähnlich dem des Römischen, der Tradition nach von einer Wölfin gesäugt worden ist.

Ein deutscher Priester ging einst in Procession an der Spitze seiner Gemeinde über deren Felder

um den Segen des Himmels dafür zu erbitten. Als er an einige kam, die sehr unfruchtbar aussahen, sagte er: Hier hilft Beten und Singen nicht, diese müssen erst gedüngt werden.

„Hätten Sie dem Gesichte nicht etwas Ausdruck geben können?" sagte ein Herr einem berühmten englischen Maler, der ihm ein Portrait zeigte, welches er grade beendigt hatte. — „Ich habe den Versuch schon gemacht," sagte der Maler, „aber was das Gemälde an Ausdruck gewann, verlor es an Aehnlichkeit, so daß, als etwas gesunder Verstand ausgedrückt war, Niemand wußte wen es vorstellen sollte. Ich bin deswegen genöthigt gewesen ein ganz neues Bild zu machen, das ganz ähnlich, aber deshalb auch ohne Ausdruck ist.

* Anekdote.

Bei einem preußischen Dragoner-Regiment stand im siebenjährigen Kriege, ein Mann von Kopf und Herzen, als Feld-Prediger. Aeußerst gewissenhaft in Erfüllung einer jeden seinem Stande obliegenden Pflicht, war er zugleich der angenehmste Gesellschafter. Kenntnisse aller Art erhöheten den Reiz seiner Unterhaltung; Hohe und Niedere schätzten ihn. Einst war das Regiment aufmarschirt und erwartete das Zeichen zum Angriff. Unser Feld-Prediger hielt nebst den Stabsofficieren und Adjudanten vor der Fronte beim Obersten; man scherzte und sprach von gleichgültigen Dingen. Plötzlich verkündigte Kanonen-Donner und Trompeten-Schall den Anfang der Schlacht. Jeder ritt eiligst nach seinem Posten. Auch der Prediger wollte sich durch eine Intervalle zurück ziehen, als der Oberst ihm scherzend zurief: Wo wollen Sie hin, Herr Pastor? Bleiben Sie doch hier! Schnell hielt dieser sein Pferd an, und sprach:

Der Ruf ergeht nur an die Streiter,
Ich aber, der ich Hirte bin,
Ich eile fort, und reite weiter,
Bis dort zu jenem Berge hin.
Da bet' ich denn, wie Moses that
Bis daß die Schlacht ein Ende hat.

* Anzeige.

Die christliche Liebe hat sich aufs Neue durch folgende milde Gaben für die arme Christin Nürnberg thätig bewiesen:

Von einem jungen Manne 36 Gr.; für die unglückl. Mitschwester von N. J. 1 Rt. Conv.-Münze, von W. L. 2 Rt., von dessen Tochter aus ihrer Sparbüchse 50 Gr., von H. 24 Gr., von Madame H. 1 Rt., in einer kleinen vergnügten Gesellschaft wurden am Sonntag gesammelt 61 Gr., von S. 1 Rt. Der heiße Dank und Segenswunsch der Unglücklichen wird die gütigen Geber stets begleiten, möchte die Bitte für sie auch ferner recht viele gefühlvolle Herzen erwecken, sie bedarf der Hülfe und ist ihrer werth.

Exped. d. Bürgerfreundes.

* Anzeige.

Einem geehrten Publiko, empfehle ich meine

Buch-, Stein- und Kupferdruckerei

so höflich als angelegentlichst, eine prompte billige Bedienung versprechend. Zugleich bringe ich meine bekannten

Verlags-Artikel,

die sämmtlich im täglichen Verkehr gebraucht werden, als; Wechsel, Anweisungen, Scheine, Connoissements, Frachtbriefe, Declarationen, Vollmachten, Cigarren-, Tabacks-, Wein- und Waaren-Etiquetten, Einladungskarten, Rechnungen, Vignetten ꝛc. in gütige Erinnerung; dieselben sind zur Concurrenz-Begegnung zum Theil bedeutend im Preise herabgesetzt.

G. Jönßen,
Seemannsstraße Nro. 2 nahe dem Domshof.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.", und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Daebes, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönßen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die

SCHNELL-POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu **Nr. 20** des Bürger-Freundes für **1840.**

Sonntag, den 8. März.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Der Berliner Gesellschafter beginnt seinen Bericht der Ereignisse und Ansichten wie folgt: Es zeitpulst jetzt überall, mit Ausnahme der Länder, wo es gegen die Zeit pulst — z. B. — nun, man braucht ja nicht Alles zu sagen! Wir sind ja ohnehin nicht in dem verschwiegenen Lande, sondern in Berlin, welches eigentlich das Herz der Zeit, nach der Berufung des welthistorischen Geistes, sein und werden soll; manchmal irren wir uns freilich, aber — irren ist menschlich, wie Jener sagte, der ungeachtet seiner Brille eine Butterbüchse für eine Hauskatze ansah und sie zornig vom Tische warf.

Prag, 16. Febr. Unsere Rübenzuckerkampagne ist nun fast zu Ende, und die Resultate beweisen leider auf's neue, wie übertrieben die Hoffnungen waren, die man sich vor einigen Jahren von dieser Industrie machte, welche weniger durch besonders günstige Umstände als durch den für andere Zwecke wirksamen Einfluß eines unserer Güterbesitzer, dem nachzufolgen andere sich verleiten ließen, ins Leben gerufen wurde und seitdem nur kümmerlich sich hinschleppt. Der fabrizirende Theil hat nach Bezahlung eines sehr bedeutenden Lehrgeldes zwar den größten Theil der technischen Schwierigkeiten überwunden und wäre bei wohlfeilen Rübenpreisen im Stande, nicht ganz ohne Ertrag für die kostspieligen Fabrikanlagen zu arbeiten; allein die Oekonomen kamen in den letzten Jahren erst zu der vollen Einsicht, wie der Rübenbau zu behandeln, aber selbst bei dem rationellsten Verfahren nur dann lohnend sei, wenn er durch ganz günstige Witterung und niedrige Preise des Getraides begünstigt werde, was bekanntlich in den letzten Jahren nicht der Fall war. Ein Theil hat den Anbau der Rüben und deren Verarbeitung bereits gänzlich aufgegeben; ein anderer Theil, besonders unter den größern Gutsbesitzern, beschränkte sich darauf, bloß Rübensyrup zu fabriziren und diesen in die große Centralfabrik nach Königssaal zur weitern Verarbeitung abzuliefern: allein auch hier zeigte sich trotz der vorherrschenden Vollkommenheit in der technischen Einrichtung und Manipulation so wenig Vortheil, daß Mehrere sich bereits von diesem Vertrage losagten, so daß im nächsten Jahre schon die Rübenzuckerfabrikation in sehr vermindertem Umfange bei uns erscheinen dürfte.

Seit einiger Zeit fallen in und um **Berlin** nicht nur sehr räuberische Anfälle und kecke Diebstähle vor, sondern es sind auch mehrere, meist reiche Leute, verschwunden, ohne daß jemand weiß, wo sie sind. Auch in Frankfurt am Main ist man einer großen Diebsbande, die mit Morden und Brennen umgeht, auf der Spur.

Die Kinder zum Tanzen anzuhalten, ist man jetzt in Dresden fleißig bemüht. Wöchentlich finden Kinderbälle statt, wo die Aeltern sich es sehr angelegen sein lassen, wohl eingeschnürt und aufgeputzt die Mägdleins und Knaben hinzuführen und tanzen zu lassen, damit sie fein zeitig dies Vergnügen der Erwachsenen genießen, es überdrüssig werden, siechen und dahin welken, wenn sie erst an diesem Lebensgenusse Antheil zu nehmen beginnen sollten. O, die beklagenswerthen Geschöpfe, wie betrügt man sie um ihre Jugendblüthe!

Aus Frankreich.

Der Chemiker Peligot will gefunden haben, daß das Zuckerrohr, wie es auf Martinique (also wohl in Westindien überhaupt) wächst, 90 Proc. Zuckersaft gebe, der bei den französischen Pflanzen vesou heißt, und diese 90 Proc. lieferten ein Fünftel, also 18 Proc. reinen, krystallisirten Zucker.

Das die europäischen Jongleurs wahre Kinder gegen die indischen sind, ist eine bekannte Sache; diese sind Meister im Augenverblenden und in Darstellung ergreifender Scenen. Ein Prachtexemplar der Art macht jetzt in Paris Aufsehen. Ein Augenzeuge berichtet einen solchen Fall: Der Jongleur Tato-oo-Kaib (so bringt der Anschlagzettel den Namen des Indiers) läßt in einem Korbe ein achtjähriges, halbnacktes Mädchen vorbringen, richtet an dasselbe mehrere Fragen, welche Schlag auf Schlag aus dem Korbe beantwortet werden. Plötzlich wird er heftig, droht dem Kinde den Tod, dieses bittet um Gnade, doch jener zieht einen Degen und stößt ihn mit höllischem Gelächter in den Korb. Sein wüthendes Gesicht, der Schaum, der ihm vor den Mund tritt, Alles wirkt mit Entsetzen auf die Zuschauer. Jetzt rieselt Blut aus dem Korbe hervor, man hört das Todesröcheln des Kindes; nach und nach wird es still im Korbe; der letzte Seufzer — das Kind hat geendet! Jetzt spricht der Jongleur eine Zauberformel und öffnet den Korb: das Kind ist nicht darin; doch während alle Augen entsetzt nach dem Korbe schauen, erscheint das Kind am andern Ende des Saales, begrüßt die Zuschauer mit Verbeugungen und Lächeln und sammelt dankend die milden Gaben der weich gemachten Herzen. Das Wunderbarste dabei war aber der Umstand, daß der Jongleur nur wenige Centimetres von den Zuschauern getrennt war, als er sie so in Schrecken setzte.

Im Sarthedepartement macht jetzt ein Prozeß gegen einen Notar Aufsehen. Derselbe verwaltete das sehr bedeutende Vermögen eines Privatmannes seit einer Reihe von Jahren und trieb, ohne daß dieser es wußte und wollte, mit dessen Gelde und auf dessen Namen maaßlose Spekulationen der gefährlichsten Art. Die Faden des Privat-

mannes nehmen nun das ererbte Kapital nebst dem ganzen damit eroberten Gelde in Anspruch. Der Notar ist schwer reich dadurch geworden — er verdiente, wie versichert wird, nahe an drei Millionen.

Die heillose Vergiftungsgeschichte, in welcher Madame Lafarge eine so schauerliche Rolle spielt, nimmt die Theilnahme aller Stände in Frankreich mit jedem Tage mehr in Anspruch. Fast täglich bringen die Journale neue Beiträge dazu. Die Gazette des Tribunaux unter andern berichtet: „Als wir der Gerüchte, welche über die Anklage der Vergiftung gegen eine junge Frau, deren Namen in kurzer Zeit eine so beklagenswerthe Berühmtheit erhalten hat, verbreitet sind, Erwähnung thaten, sagten wir kürzlich, diese That stehe mit dem Verschwinden eines Diamantenschmuckes wahrscheinlich in Verbindung. Besagter Diebstahl ging im Juni vorigen Jahres auf Schloß **, im Pontoisearrondissement, unter folgenden Umständen vor: Die Vicomtesse von ** zeigte in ihrem Salon einen kostbaren Diamantenschmuck mehreren Anwesenden, das Schmuckkästchen ging von Hand zu Hand und wurde darauf wieder in die Schlafstube der Vicomtesse zurückgebracht. Einige Tage später öffnete die Vicomtesse ihren Schrank: die Diamanten waren verschwunden! — Wer war der Urheber dieses kecken Diebstahls? Ein Fremder unmöglich, denn das Schmuckkästchen war mit den Pretiosen aus dem Schranke entwendet. Der Verdacht fiel sogleich auf die Dienerschaft. Doch hier fanden sich durchaus keine Indicien; der Diebstahl blieb ein Räthsel. Indeß befand sich unter den damals Anwesenden eine Dame, die specielle Freundin der Vicomtesse **. Verschiedene höchst auffallende Umstände, auf welche man Anfangs zwar kein Gewicht legte, wurden unter vier Augen besprochen, glossirt und durch die neuesten Vorfälle so wichtig, daß die Justiz sich veranlaßt fand, Gewicht darauf zu legen und zu handeln. Eine Untersuchungscommission wurde mit dem Signalement der entwendeten Diamanten versehen, nach Brives geschickt und auf Schloß Glandier eine Haussuchung angestellt," u. s. w. Die Gazette des Tribunaux berichtet nun weiter nach einem ihr aus Brives zugekommenen Schreiben, daß die Haussuchung auf Schloß Glandier einen sehr wichtigen Fang zur Folge gehabt habe, welcher auf den erwähnten Diamantendiebstahl ein schauerliches Licht werfe. — Aus dem Progrès, dem Journal des Corrègedepartements, erfahren wir ferner, daß Madame Lafarge streng bewacht wird, aber so schwer erkrankt sein soll, daß es hieß, sie werde ins Hospital gebracht werden, was das Journal zwar in Abrede stellt, jedoch auf die Diamantengeschichte hindeutet.

Aus England.

Es scheint doch am Ende noch Ernst zu werden mit Abschaffung der Sklaverei und des Sklavenhandels, wozu der heilige Vater kürzlich seine Gläubigen aufforderte. Aber nicht diese machen Anstalten, sondern protestantische Engländer. Sie geben jetzt wenigstens eine Zeitschrift, welche gegen dieses Schandwesen gerichtet ist, unter dem Titel: „The british and foreign Anti-Slavery Reporter" heraus. Und man schlage die Journalistik, wenigstens die englische, nicht so gering an, um zu zweifeln, daß sie hierin eine große Hülfsmacht abgeben könne.

Die große Frage, welche das englische Parlament nicht zu beantworten wußte, ob der Prinz Albrecht den Prinzen des königlichen Hauses vor oder nachstehen und gehen sollte, hat die Königin nun selbst beantwortet. Bei der ersten großen Huldigungsfeier, die im St. Jamespalast nach ihrer Hochzeit begangen wurde, trat die Königin am Arm ihres Gemahls in den Thronsaal und die Herz. v. Sussex und Cambridge gingen hinterdrein. Seitdem hat auch im Kirchengebet, wie in der Kirche selbst, der Prinz seinen Platz neben der Königin.

Aus Rußland.

Rußland wünscht, daß deutsche Handwerker, besonders Tuchmacher und Gerber sich im Kosakenland am Don und an der Wolga niederlassen möchten, damit der dortige Ueberfluß an Wolle und Leder verarbeitet und nach Rußland geschafft werden könnte.

Aus der Türkei.

Zum ersten Male enthält die in Konstantinopel erscheinende offizielle Zeitung von Mitte Januar eine Uebersicht der unter Türkischer Flagge in den dortigen Häfen eingelaufenen Schiffe. Vom Anfang December an bis in 1½ Monaten, brachten 148 große und 600 kleine Schiffe 459,259 Türk. Kil. Waizen, 59,368 Kil. Gerste, 30 008 Kil. Mais, 91 S. 4057 Kil. Leinsamen, 1 S. Mehl, ferner 3285 Körbe Reis, 275 B. Seide, dito gezwirnte, 420 Pack. Tabak, 100 Ztr. Seife, B. Leinwand, 442 B. leinene Stoffe, 20 S. Flachs, 10 B. Ziegenhaar, 164 B. Wolle, 10 S. 16 K. Wachs, 30 F. Weihrauch, 5 B. Arab., Asiatisch. und 300 Ztr. Adragant-Gummi, endlich Kupfer, Kreuzbeeren, Bau- und Farbholz und Früchte.

Mosaik.

Chateaubriand befand sich vor etwa 15 Jahren einmal so in Geld-Verlegenheit, daß er nothgedrungen zu einem Banquier ging und ihn fragte: ob er ihm nicht eine Summe leihen wolle? — „Mit Vergnügen!" entgegnete der Banquier; „da man aber doch gewohnt ist, nur gegen Unterpfand zu leihen, bitt' ich mir eine Handschrift von Ihnen aus." — Chateaubriand brachte ihm die „Abencerages" und der Banquier borgte auf dies Manuscript — 50,000 Frks. Wenn ein namhafter deutscher Schriftsteller einen solchen Gläubiger unter den reichen Juden suchte, wie lange würde es wohl dauern, ehe er ihn fände? —

Als Friedrich der Große vor beinahe hundert Jahren von Sachsen Besitz nahm, ließ er während seiner Winter-Quartiere in Leipzig die ausgezeichnetsten Gelehrten der Stadt zu sich kommen, unter Andern Gottsched, mit dem er über deutsche Sprache, dann Gellert, mit dem er über Poesie, und Ernesti, mit dem er natürlich über Cicero und die alten Sprachen sich unterhielt. Als mit dem Letztern Friedrich der Große sich endlich erhob, rief er abgehend aus:

„Felix qui potuit rerum cognoscere causas!"

„Mein Gott", sagte hierauf der alte, ehrwürdige Ernesti, „das hätt' ich wissen sollen, daß er Lateinisch kann, so würd' ich mich viel freier bewegt haben.

Als der noch lebende Sohn von J. H. Voß, Abraham, geboren wurde, und diesen Namen von seinem Pathen, dem Komponisten Schulz erhielt, gefiel dem alten Voß dieser patriarchalische Name nicht sehr. Schulz meinte jedoch, der Name wäre wegen des dreifachen a sehr musikalisch, worauf Voß erwiederte: „Nun, mag er Abraham heißen; aber nach Deiner Theorie wäre Satanas auch ein hübscher Vorname."

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 20.

Bremen, Sonntag den 8. März 1840.

Gestorben:

Nro. 211. Den 28. Februar starb zu Hannover der hies. Kaufmann Joh. Friedr. Christ. Klingenberg, 36 Jahr; Neuenstraße Nro. 9.

— 212. Den 4. März. Des Malers Peter Theod. Hemker Tochter, 6 Monat; kl. Fuhrleutestr. Nro. 24.

Nro. 213. Den 5. März. Des Kaufmanns Heinr. Grimm Sohn, 8 Jahr; Brautstraße Nro. 10.

— 214. Den 5. — Der Arb. Johann Conrad Enter, 54 Jahr; Steinthorsteinweg Nro. 95.

Geboren:

Nro. 294. Den 4. März. Des Färbers Johann Heinrich Hagke Ehefr., geb. Otto, Neustadtsdeich Nro. 55; von einem Mädchen.

— 295. Den 4. — Des Stuhlmachers Joh. Diedrich Köhlmos Ehefr., geb. Gries, Gerberstraße Nro. 4; von einem Mädchen.

— 296. Den 4. — Des Arb. Joh. Heinrich Schumacher Ehefr., geb. Scheele, Heerdenthorswallstraße Nro. 44; von einem Knaben.

— 297. Den 5. — Des Maurergesellen Diedr. Docke Ehefr., geb. Blanke, auf der Kuhlen Nro. 1; von einem Mädchen.

— 298. Den 5. — Des Malers Bernhard Glaatz Ehefr., geb. Wrampelmeyer, Kohlhökerstraße Nro. 7; von einem Mädchen.

— 299. Den 5. — Des Schenkwirths Friedr. August Bomhoff Ehefr., geb. Bollmann, Schafkoben Nro. 3; von einem Mädchen.

— 300. Den 5. — Des Malers Emmo Tilemann Ehefr, geb. Bülau, Diepenau Nro. 3; von einem Mädchen.

Nro. 301. Den 5. Mrz. Des Kaufmanns Jürgen Lina Bohlens Ehefr., geb. Bastian, Geeren Nr. 39; von einem Knaben.

— 302. Den 5. — Ein Knabe — Buntenthorssteinweg Nro. 240.

— 303. Den 6. — Des Segelmachers Daniel Entholt Ehefr, geb. Fedtsen, Neuenstraße Nro. 9; von einem Knaben.

— 304. Den 6. — Des Kahnschiffers Berend Meyer Ehef., geb. Weidman, Sandersdeich N. 11; von einem Knaben.

— 305. Den 6. — Des Krämers Henr. Lange Ehef., geb. Althusen, Starkenstraße Nro. 3; von einem Mädchen.

— 306. Den 6. — Des Arb. Christ. Panning Ehefr., geb. Hoormann, Rövekamp Nro. 30; von einem Knaben.

— 307. Den 7. — Des Kohlhökers Hermann Vagt Ehef., geb. Wulff, auf dem Kamp Nr. 6; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 62. Der Buchhalter Hinr. Meyer und Elisabeth Ruhl hieselbst.

— 63. Der Maler Joh. Heinr. Konrad Bockemeyer, gen. Wehrstedt, und des verst. Sattleramtsmeisters Johann Heinr. Hurlebusch Wittwe, Lucia, geb. Kroog, hieselbst.

— 64. Der Knochenhaueramtsmeisters Statius Almers hieselbst und Ahlke Margarethe Hartmann aus Rodenkirchen.

— 65. Der Buchbinderamtsmeister Joh. Martin Best und des verst. Buchbinderamtsmeisters Joh. Friedr. Manssen Wittwe, Martine, geb. Rathjen, gen. von Brink, hieselbst.

— 66. Der Schweineschlachter Conrad Huber hieselbst und Marie Henriette Reddehase zu Diepholz.

— 67. Der Kahnschiffer Joh. Heinrich Nulfs hieselbst und Catharina Hustede aus Elsfleth.

Nro. 68. Der Arb. Franz Leh hieselbst und Catharina Elisabeth Rebecca Borg aus Achim.

— 69. Der Cigarrenmacher Friedr. Ferdinand Eckhoff und Lena Köster, Beide von hier.

— 70. Der Cigarrenmacher Joh. Friedr. Frese und Beta Sengstacke, Beide von hier.

— 71. Der Conditor Christian Carl Rusch hieselbst und Friederike Krekeler aus Luchtringen.

— 72. Der Lohndiener Friedr. Conrad Bartling hies. und Margaretha Anna Bischoff aus Berren, Kirchspiels Vilsen.

— 73. Der Schiffszimmermann Heinr. Blanke hieselbst und Margar. Adelheid Fischer aus Daverden.

— 74. Der Tischlergesell Diedr. Ehlers hieselbst und Johanne Luise Friederike Juliane Jüncke, gen. Bindseil, aus Einbeck.

— 75. Der Arb. Joh. Hinrich Friedr. Schnur und Catharina Elisab. Arens, Beide von hier.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 21.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 12. März 1840.

Krank ist die Zeit; doch, glaub's, sie muß gesunden,
Nicht Alter lallt aus ihren schweren Wehen,
Nein, Jugend, so an Alters noch gebunden.

* Probe aus:

Sechs Jahrhunderte aus Gutenberg's Leben.

Von

Dr. Franz Dingelstedt.

1840. *)

I am myself alone!

Mogunzia! **) Dir sei mein Gruß entboten
Und Deinem Strom mit seiner deutschen Flur
Und Deinem Dom mit seinen großen Todten!
Geweihte Stätte, wo dem Troubadour
In Abenddämmerung sein Mädchen lauschte,
Wenn er in leichtem Kahn vorüberfuhr;
Und welches Masten-Dickicht drunten rauschte,
Als Nord und Süd sich traf in Deinem Hafen
Und ihre Schätze hier die Hanse tauschte!
O Niobe, sieh Deine Kinder schlafen,
Nicht aufgeweckt von Trommel und Kanone
Noch vom Gekeuch moderner Pyroskaphen.
Doch heute freue Dich! denn Deinem Sohne,
Dem größten, den Dein reicher Schooß getragen,
Flicht eine Welt heut' ihre Jubelkrone;
Und rings, so weit die Riesen-Arme ragen
Des Baumes, der aus Deinem Grund entsprossen
Siehst Du erneuet Deine Glorie tagen. —
Der Schatten aber, der aus Erz gegossen
Dort stolz hernieder schaut in das Gedränge,
Das dicht um seine Füße sich geschlossen,
Vernimmt er nicht die feierlichen Klänge,
Und sind die Augenhöhlen von Metall
Blind für des Festes überreich Gepränge?

*) Das Werk von dem Obiges ein Bruchstück ist, erscheint unter Kurzem im Verlage von Jerome Hotop in Cassel. es zerfällt in die Abtheilungen:
1) im Jahr 1440 die Erfindung der Buchdruckerkunst.
2) „ „ 1540 das Reformationswesen.
3) „ „ 1640 der dreißigjährige Krieg.
4) „ „ 1740 das Zeitalter Friedrich's des Großen.
5) „ „ 1840 (siehe oben).
6) „ „ ? Hoffnungen und Wünsche, Erwartungen und Befürchtungen.

**) Mainz.

Nein, auch das Erz hat seinen Wiederhall,
Der Memnonssäule gleich im Wüstensande,
Die froh begrüßt der Sonne Feuerball.
Nachts, wenn an Mondes zartem Silberbande
Die Wellen hüpfend durch die Berge laufen,
Und sich die Stadt schlaftrunken streckt am Strande,
Wenn ausgeflutet hat der laute Haufen,
Und in den Gassen rings, ein wirrer Troß,
Die fremden Gäste ihren Rausch verschnaufen:
Dann regt er sich, der eherne Koloß,
Als wollt' er sprengen jene knappe Hülle,
Darein ihn, allzustreng, der Künstler schloß.
So richtet sich mit tönendem Gebrülle
Der Löwe auf in seines Käfigs Gitter
Und stöhnt aus des gefang'nen Herzens Fülle.
Dann siehst Du, wie des Domes Thürme zittern
Und tief erbeben seine rothen Quadern,
Wie angerührt von Gottes Ungewittern.
Blick' hin! Es schwellen jener Sterne Adern,
Die Brust beginnt von Seufzern sich zu blähen,
Der starre Mund zu tadeln und zu hadern:

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein preußischer General-Feldmarschall.

(Fortsetzung.)

Vierzig Jahre später.

Die Wachtstube zu Rathenow war am siebzehnten Juni 1675 mit schwedischem Militär angefüllt. Während die gemeinen Soldaten mit Würfelspiel und Gesang die Zeit verkürzten und große irdene Bierkrüge unter sich kreisen ließen, unterhielten sich mehrere Offiziere an einem kleinen Tisch im Hintergrunde von den Zeitereignissen, oder gaben etwas aus ihrem Kriegsleben zum Besten. — Draußen war die Nacht bereits herangebrochen und weithin durch die öden Straßen tönte der lärmende Jubel der Soldateska.

„Mit Eurer gütigen Erlaubniß, Herr Oberst," sagte ein junger Lieutenant am Offiziertische, indem er ein satyrisches Lächeln zu unterdrücken suchte. „Ihr nehmt die Sache von einer zu wichtigen Seite. Gesetzt, der Kurfürst hätte Flügel, denn die muß er haben, um so bald vom Rheine in seine Erblande zurückzukehren, gesetzt, dem wäre also, was, so frage ich Jeden, was können seine Handvoll Reiter gegen unsere weltberühmte Infanterie ausrichten?"

„Jugendlicher Uebermuth spricht aus Euch," entgegnete der Oberst. „Ihr müßt wissen, Grafenstern, daß sein Feldmarschall, der alte Dörflinger, unter Gustav Adolph, glorreichen Andenkens, und unter Torstenson eine Schule durchgemacht, wie Ihr jungen Brauseköpfe sie sämmtlich nicht durchmachen werdet. Was den Kurfürsten anbelangt, so hat der Prinz von Oranien ihn zum Feldherrn gebildet. Zwei solche Generale wiegen eine Armee auf!"

„Das hat Alles seine Richtigkeit," entgegnete der Lieutenant. „Dessenungeachtet wird er Prügel bekommen. Der Brandenburger ist nur eine Fliege, die sich auf Schwedens Nase zu setzen wagt; ein solches Geschmeiß belästigt eine Zeit lang, aber ein gewandter Griff, und es ist gewesen. — Ihr seid ein ergrauter Krieger, eine Zierde der Armee, Herr Oberst, und habt mehr Erfahrung, als wir Alle zusammengenommen, aber, was gilt die Wette, die Zeit nöthigt Euch recht bald das Geständniß ab, dem Märker eine zu große Wichtigkeit beigelegt zu haben."

Der Oberst blies eine dicke Rauchwolke in die Luft, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, wenn der Zorn sich seiner bemeistern wollte. „Junger Mann!" sagte er, „Euch ist noch nicht genug Pulverdampf um die Nase gezogen, als daß Ihr die Erfahrung haben könntet, wie oft Ueberschätzung seines eignen Werthes zum Verderben führt. Uebrigens ist es keine Kunst, seinen Feind gering zu schätzen. Des ächten Kriegers Grundsatz ist: Ehre und Ruhm auch dem Feinde! — Und so mit Gott befohlen, meine Herren!"

Mit diesen Worten klopfte der Oberst seine Pfeife aus, griff an die Mütze und verließ die Wachtstube.

Die Zurückgebliebenen rückten näher zusammen. „Gut, daß der Unglücksrabe uns verlassen hat!“ rief Gravenstern. „Stoßt an, Kameraden! die schönen Bürgertöchter zu Rathenow sollen leben!“

„Hoch!“ jubelten die Offiziere; die Becher dröhnten an einander und wurden in Einem Zuge geleert.

„Weil von Dirnen die Rede ist,“ fing einer der Offiziere an, nachdem er sich den Schnauzbart getrocknet hatte, „erzähle uns doch Dein heutiges Abenteuer, Freund Gravenstern! das mit dem Mädel meine ich.“

„Ein Scherz, Kameraden, ein bloßer Scherz!“ rief der Lieutenant, während sein Gesicht erglühte. „Ihr kennt doch das schöne Mädchen aus der „Pluderhose,“ wie sie die Spelunke hier am Markte nennen?“

„Schneider Schurzmeier's Enkel! Unter dem Namen ist sie ja wohl bekannt?“

„Dieselbe. Nun, sie gefällt mir; das merkt der Alte und sucht sie von hier fortzuschaffen. Ich bekomme zu rechter Zeit Wind davon, ertappe die Jungfer Zimperlich gerade auf dem Punkte, wo sie der Schust zum Thore hinausspediren will, erkläre sie für gute Beute und bin auf dem besten Wege, meine alte Maitresse mit einer neuen zu vertauschen, da führt der Teufel unsern Obersten mir in die Quere. Er hört das Zetergeschrei der spröden Dirne und...“

„Du mußtest leer ausgehen!“ lachten die Andern.

„Er bediente sich in Gegenwart des Bürgerpacks gewisser Ausdrücke, die, wäre die Subordination nicht, nur Blut abwaschen könnte!“ knirschte Gravenstern.

„Er ist nun einmal ein Bruder Geradezu; Du wirst ihm das zu Gute halten. Wie er in unserm Alter war, mag er häufig genug seinen Schnurrbart unter die Nase hübscher Mädchen gesteckt haben.“

„Ja wohl, ja wohl!“ lachten die Offiziere.

„Er hat der Dirne seinen Schutz zugesagt,“ fuhr Gravenstern fort. „Aber ich lasse sie nicht; auf Ehre! sie muß mein werden!“

„Vor allen Dingen laßt uns trinken und alsdann überschlafe Dir die Sache!“ riefen die Offiziere.

Es war fast Mitternacht, als die Herren sich trennten. Lieutenant Gravenstern hatte heute, um seinen Unmuth hinunter zu spülen, etwas mehr als gewöhnlich getrunken und taumelte nun, ein Lied vor sich her summend, durch die menschenleeren Gassen seinem Quartiere zu. Als er um die Marktecke bog, stieß er auf zwei Gestalten, die sich einer solchen Begegnung wohl nicht versehen mochten, denn Einer der Nachtwandler lief dem Offizier gerade in die Arme.

„O, ho!“ rief der Berauschte, indem er seine Beute festhielt, „laß' Dich einmal beim Mondlicht beschauen! — Alle Wetter! Bist Du nicht mein Schatz vom heutigen Morgen? Warte, Vögelchen, diesmal sollst Du mir nicht davon fliegen!“

Das Mädchen konnte vor Entsetzen keinen Laut hervorbringen, sondern wand sich mit vergeblicher Kraftanstrengung in den Armen des Schweden.

„Herr Lieutenant!“ rief des Mädchens Begleiter. „Laßt meine Schwester ruhig ihren Weg fortsetzen; sie ist ehrsamer Leute Kind!“

„Ist der Tölpel da Dein Liebhaber?“ fuhr Gravenstern fort, ohne sich um des jungen Mannes Vorstellungen zu kümmern. „Ei, Du hast

einen Plebejergeschmack! Gefalle ich Dir nicht besser? Loß' den Kerl zum — — gehen!«

»Es ist mein Bruder, Euer Gnaden! Habt Erbarmen mit uns und haltet uns nicht auf, gestrenger Herr!« schluchzte das Mädchen.

»Und wenn er Dein eigener Vater wäre: Das Weib verläßt Vater und Mutter und folgt dem Manne!« — Mit diesen Worten umschlang er das Mädchen fester und machte Anstalt, sie mit sich fortzutragen.

»Denkt, was der Oberst Euch heute Morgen gesagt hat, Herr Lieutenant!« rief der junge Mann, indem er den Arm seiner Schwester ergriff.

»Schurke! Erinnerst Du mich daran? Nimm das für Deine Frechheit!« — Hiermit schlug der Berauschte den Wehrlosen in's Gesicht, so daß er einige Schritte zurücktaumelte und ihm das Blut aus dem Munde strömte.

Da, schneller, als der Blitz durch die Lüfte zuckt, schwirrte der gewichtige Knotenstock des jungen Schurzmeier auf den Schweden herab, der, in Folge des furchtbaren Schlages, mit zerschmettertem Hirnschädel, todt zu Boden stürzte.

Das Mädchen stieß einen hellen Schrei aus und sank bewußtlos in des Bruders Arme.

In demselben Augenblicke erschien eine Patrouille, die das Geschwisterpaar unter manchen Mißhandlungen in's Gefängniß brachte.

Der Oberst des siebten schwedischen Infanterie-Regiments ging am Morgen nach der obengeschilderten Begebenheit mit großen Schritten in seinem Zimmer auf und ab. Unter der Thür stand der Kämmerer von Rathenow, ein kleines, hageres Männchen, und trocknete sich den unter der großen Allongenperücke hervorperlenden Angstschweiß von der Stirn; denn bereits seit einer halben Stunde harrte er in der devotesten Stellung und hatte sich sogar zu verschiedenen Malen zu räuspern unterfangen, ohne daß seine Anwesenheit bemerkt worden wäre.

Endlich faßte der Kämmerer den kühnen Entschluß, durch das Hineinschieben seines Ichs in die Passage des gefürchteten Kriegers, der Zimmerpromenade desselben ein Ziel zu setzen.

»Was will Er?« herrschte der Oberst ihn an.

»Ich unterfing mich, Ew. Gestrengen in Dero Betrachtungen zu stören...«

»Das war dumm genug von Ihm,« fiel der Oberst dem Stotternden in die Rede.

Der Herr Kämmerer stutzte, erholte sich jedoch bald wieder und fuhr fort: »in Dero Betrachtungen zu stören, um Dero Gnade für die arme Stadt ganz unterthänigst anzuflehen.«

»Ohne Umschweife! Was ist Sein Begehren?«

»Euer Gnaden mögen es der Bürgerschaft von Rathenow nicht entgelten lassen, daß einer aus ihrer Mitte einem der Herren Offiziere den Hirnkasten eingeschlagen hat.« —

„Man wird den Mörder und dessen Gesellschaftin verhören, und findet es sich, daß besagter Maleficant die Mordthat auf eigene Faust, ohne Anreizung von Seiten der Bürgerschaft begangen, so soll Euch nichts Uebles widerfahren.“

„Wir werden zur Rebellion anreizen? Wo denken Euer Gestrengen hin? Der Erschlagene war ein so liebenswürdiger, herablassender Edelmann, daß es eine Freude war, ihn nur anzusehen. Und freigebig war er, wie ein Prinz! Erst gestern hat er meiner Frau sechs Ellen Zitz geschenkt. Nein, meinetwegen hätte er noch am Leben sein können.“

„Ist das Alles, was Er mir zu sagen hat?“

„Halt! die Hauptsache, welche mich hergebracht, hätte ich fast vergessen! Der Gewerksmeister der löblichen Schneider-Innung, Bürger Matthias Schurzmeier aus der „Pluderhose," sammt seinem Sohne Georg und dessen Ehefrau, harren im Vorzimmer auf die hohe Gnade, sich dem Herrn Obersten zu Füßen zu werfen."

„Das wird den Leuten nichts helfen," sagte der Oberst. „Wenn sie um Gnade winseln wollen, warum packen sie sich nicht hin zum kommandirenden General? Was sollen mir die Jeremiaden?"

„Der Matthias meinte, der Erschlagene sei doch ein Offizier von Euer Gestrengen Regiment! Auch habe ich selbst es ihm wohlweislich vorhergesagt, daß Ihr ihn nicht vorlassen werdet, denn ein Soldat, sagte ich, hat ein Felsenherz und fragt nicht nach dem Jammer einer Familie! das macht die Tapferkeit! — aber der alte Narr will sich nicht belehren lassen, obgleich er doch eigentlich nichts weiter als der Großvater des erschrecklichen Verbrechers ist."

Der Oberst starrte den Kämmerer mit durchbohrenden Blicken an, die dieser in der devotesten Stellung und mit einem wahren Schafsgesicht aushielt.

„Der Kerl ist ein Erzschelm! brummte der Oberst in den Bart. — „Er kann jetzt gehen," fuhr er, gegen den Kämmerer gewendet, fort.

„Und was soll ich dem alten Matthias für einen Bescheid geben?"

„Er mag zu mir hereinkommen, obgleich ich nicht weiß, zu was das dienen kann! Aber das sage ich Ihm! wenn Er mir die Schwiegertochter sammt ihrem Manne nicht vom Halse schafft, so lasse ich Euch sammt und sonders aufknüpfen. Ich will das verdammte Gewinsel nicht mit anhören.

„Dero unterthänigster Knecht empfiehlt sich und wird Alles schuldiger Maßen bestellen!" sagte der Kämmerer, indem er sich mit einer so tiefen Verbeugung entfernte, daß die unzähligen Locken seiner gewaltigen Perücke in große Unordnung geriethen. —

Der Gewerksmeister Matthias Schurzmeier trat in's Zimmer. Der Oberst betrachtete ihn eine Zeitlang schweigend. Der fünfundzwanzigjährige, zu Anfang dieser Erzählung auf Freiersfüßen gehende Schneider war ein siebzigjähriger Greis geworden. In diesem Augenblicke erschien er aber um zehn Jahre älter, so hatte das plötzlich hereingebrochene Unglück den alten Mann zusammengedrückt.

„Was will Er von mir, Meister?" fragte der Oberst mit ungewöhnlich milder Stimme.

„Gnade für meine armen Kindeskinder!" flehte Matthias, indem er zu des ergrauten Kriegers Füßen sank.

„Steht auf! Gnade findet Euer Enkel nur bei Gott! Dahingegen soll das Mädchen freigegeben werden, sobald er das Verhör überstanden hat. Mehr kann ich für Ihn nicht thun, alter Mann."

„Herr Oberst, Ihr habt kein Tigerherz!" fuhr der Schneider mit einer Beredtsamkeit fort, wie nur dringende Gefahr sie zu verleihen im Stande ist. „Ihr wißt es recht gut, wie der Erschlagene dem Mädchen nachstellte. Gewiß hat er ihr Gewalt anthun wollen; und kann ein Bruder solches mit ruhigem Auge ansehen? Ist ein solcher Augenblick wohl dazu geeignet, die kalte Vernunft um Rath zu fragen?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Madame Guizot.

Pauline von Meulan, ein junges Mädchen von guter Familie in Paris, verlor ihre

Eltern und Freunde, und sah sich genöthigt, selbst für ihr Fortkommen in der Welt zu sorgen. Sie hatte eine gute Erziehung genossen, und machte einen Versuch, durch literarische Arbeiten ihren Unterhalt zu erwerben. Lange glückte ihr dies nicht bis endlich ein Journal, »Publicist,« ihre Arbeiten annahm, und so honorirte, daß sie sorgenfrei leben konnte. Ihre Arbeiten machten selbst einiges Aufsehen, und sie wurde in manche literarische Gesellschaften gezogen. — So ging Alles gut, bis Pauline erkrankte und ihre Arbeiten unterbrechen mußte. Sie fühlte und fürchtete, daß ihre Noth nun eigentlich erst beginnen werde. Indeß fand sich ein unbekannter Freund, der sie aus der Verzweiflung rettete. Sie erhielt eines Morgens ein Paket, worin sich ein Aufsatz, ganz in ihrer Art und Weise, für den »Publicist« und ein Briefchen befand, worin der Schreiber anzeigte, er werde ihr in bestimmten Zeiträumen ähnliche Aufsätze senden, bis sie im Stande sei, ihre Arbeiten selbst wieder aufzunehmen. Der Verfasser hatte sich nicht genannt, und Pauline vermochte seinen Namen nicht zu errathen. Das Versprechen wurde pünctlich gehalten, und Pauline erhielt regelmäßig das gewöhnliche Honorar, so daß sie ihre Krankheit abwarten konnte. — Sobald sie selbst wieder arbeiten konnte, stellte ihr unbekannter Freund seine Sendungen ein, natürlich wünschte sie sehr, ihren Wohlthäter kennen zu lernen. Dies geschah auch bald. Es fand sich eines Tages ein bleicher, schlanker, junger Mann mit sanftem, ausdrucksvollem Gesicht bei ihr ein und gab sich bescheiden als ihren Mitarbeiter zu erkennen. Sie erkannte in ihm einen Mann, von dem man allgemein viel erwartete. Sie sahen einander öfters, und Pauline theilte bald die Liebe, die der junge Mann für sie fühlte und geäußert hatte. Sie heiratheten einander und leben noch diesen Tag glücklich zusammen; der junge bleiche Mann ist einer der ausgezeichnetsten Staatsmänner und Gelehrten Frankreich's geworden — er ist der berühmte Guizot, der mehrmals schon Minister war.

* Miszellen.

In einem seiner jüngsten Aufsätze im Humoristen sagt Saphir folgende beherzigungswerthe Worte:

Es überfällt mich stets ein herzinniges Bedauern über die Verkehrtheit der Mütter und Erzieher, die ihre oft engelschönen Kinder herausputzen, wie die Opferlämmer und mit Gekleid behängen, wie die Triumphgäule, und sie hinausschieben in den Brütofen und in das Seidenwurm-Heizhaus des Saales, und sich darüber zu Tode freuen wollen, wenn die Kinder ihre abgerichteten Kunststückchen vormachen, wenn sie wie die gesessen Kinder, sich zieren, spreizen, knixen, kopfwenden, wie die gespießten Regenwürmchen klein und groß werden, ihre einstudierten Schritte abhäkeln u. s. w.

Wozu das Alles? O sie werden früh genug die Kunst lernen, Bekanntschaften anzuknüpfen und einzufädeln. Ideen, die leider nur zu früh aus dem Schlummer kommen, werden ohnehin bei ihnen erwachen, ohne daß es nöthig ist, ihnen die unbewußte Ahnung derselben hier unterrichtsmäßig einzulöffeln; sie werden leider ohne sie bald die Kunst lernen, in sechs Positionen die Hektik zu erobern, in zwei Jahren die Wangenrosen in lauter Walzern zu zertreten, und die Frische der Jugend mit Kotillon-Musik zu Grabe zu tragen. Wozu diese Vorschule einer unglückseligen Leidenschaft, die ohnehin in dem Flor unserer Schönen wüthende Verheerung anrichtet, und die aus unsern Mädchen lauter Philosophinnen macht, indem sie in das Grab hinein — tanzen. Wollt ihr einen Kinderball geben,

so wartet bis der Frühling sein weißes Blüthen-Kinderhäubchen über die Erde zieht, bis der Boden sein Fallhäubchen aus weichem Moos angezogen, bis in den Gärten und Fluren und Wäldern die Kinderlieder der jungen Natur summen und zwitschern und zirpen und trillern; bis durch die laue Luft fließt das erste Bad der neugebornen Schöpfung, dann, o dann führt eure Kinder hinaus in den Tanzsaal der freien Natur, da laßt sie hopsen und springen und sich herumtummeln auf dem grünen Streckteppich der Wiesen, da laßt sie trinken den Trank der stählenden Luft, statt eurer kühlen Limonaden, da laßt sie Empfänglichkeit bekommen für die große Bildergallerie der Natur und für ihre religiöse Heiligkeit, anstatt für die Croisees und Moulinees eurer eingemiederten Bein- und Peintänze!

Bei einer Bevölkerung von 13 Millionen erscheinen in den Vereinigten-Staaten zwischen 9000 bis 10,000 politische Zeitungen, während England bei einer Bevölkerung von 26 Millionen nur ungefähr 370 hat. Freilich wird ein großer Theil der erstern von Personen redigirt, die nicht einmal die nothdürftigsten Kenntnisse zu diesem Unternehmen haben, und, um mit den Worten einer achtbaren amerikanischen Zeitschrift zu reden: „Jeder Elende, der einen englischen Satz schreiben kann (und Viele, die es nicht können), jeder Rabulist ohne Praxis, Jeder, dessen Armuth oder Verbrechen ihm noch gerade so viel Geld oder Credit gelassen haben, um eine Presse und Lettern zu kaufen, giebt eine Zeitung heraus. — Wenn Du nicht weißt, was Du mit Deinem Sohne anfangen sollst, der ein geborner Dummkopf ist, wenn Lesen und Schreiben Alles ist, was er nothdürftig begriffen, wenn er schrecklich unwissend und verdorben, wenn er ein Faullenzer und unverbesserlicher Lügner, wenn er abgehärtet gegen alle Scham und rücksichtslos gegen allen Anstand ist, dann laß ihn Zeitungsredacteur werden. Blickt um Euch und Ihr werdet tausend schlagende Beweise sehen, daß weder moralische Vortrefflichkeit, noch intellectuelle Bildung nöthig sind, „ein Stern der politischen Literatur" zu werden. Je mehr Fehler ein Redacteur hat, desto besser reussirt er. Wir könnten davon tausend Beispiele geben." Allerdings giebt es ehrenvolle Ausnahmen, die die Prinzipien der Demokratie mit Geist und Talent vertheidigen, aber der größere Theil schändet durch gemeine Persönlichkeiten und Mißachtungen der Wahrheit seinen Beruf und verkauft sich an jenen fürchterlichen Despotismus der Pöbelmeinung, deren stürmische Wellen die amerikanische Republik zu verschlingen drohen.

Die englischen Zeitschriften wetteifern im Lobe der Postreform. Ein Blatt behauptet sogar, daß sie in der Hand des Staates das wichtigste Werkzeug abgäbe für die Erziehung des Volkes und für Veredlung, frischeres Leben und höhere Bildung des Geistes. Wir wissen, daß schon am ersten Tage ihrer Einführung (10. Januar) vier Mal mehr Briefe abgegeben worden, als sonst. Und würden auch durchschnittlich nur zwei-Mal mehr abgegeben, so ist doch auch der Geisterverkehr wenigstens zwei Mal stärker. Also der allgemeine Blutumlauf der bewegenden und weltregierenden Genien, der Geist des Staates in Wissenschaft, Handel, Kunst, Industrie und socialem Leben wird verjüngt, kräftiger, rascher, frischer, lebenswarmer. Liegen hierin nicht Gründe genug für uns, auch in Deutschland die Meinung zu fassen, daß es am Ende doch wohl nicht so ganz ohne sein werde, daß bei uns äußerlich so vollendete Postwesen auch zu einer Macht des Geistes zu erheben, zumal da es in diesem Jahr ganz besonders an seinen großen Schöpfer, Kaiser Max-

milian, erinnert wird? Es könnte seine vierte Säcularfeier nicht besser begehen, als durch eine solche Reform. Von dem idealen Segen und den geistigen Folgen wollen wir gar nicht einmal so viel Wesens machen, da bei den guten Deutschen der klingende Nutzen immer das A und O des Kriteriums ausmacht. Eben der klingende Nutzen ist auch groß. Wegen des hohen Porto's bei Geldsendungen bleibt das Geld gewöhnlich liegen, bis es durch wohlfeilere Gelegenheit privatim befördert werden kann. Das Geld aber liegt während der Zeit todt und werthlos, und doch hat es seine Macht und seinen Werth nur in der Bewegung, nur durch seinen ununterbrochenen Flug aus Hand in Hand, Tasche in Tasche. Das ist eine leuchtende, klingende, wichtige Wahrheit. Die Schlüsse, die daraus hervorspringen, kann Jeder selbst haschen und packen, ohne grade Hegel'sche Logik studirt zu haben. Denn in Geldspeculationen ist der civilisirte Deutsche gar nicht dumm; da hat er Mutterwitz. Nun also, die Postreform bringt 1) Geld und Gut in lebendigere Bewegung; 2) Geld und Gut und 3) Geld und Gut. Es ist etwas zu verdienen dabei, Deutsche!

* Bitte.

Herr Professor Weber wird dringend ersucht, die zum Gedächtniß des seligen Dr. Olbers gehaltene treffliche Rede dem Druck zu übergeben.

Mehrere Zuhörer.

* Anzeige.

Von milden Händen gingen ferner folgende Gaben für Christine Nürnberg ein: Von A. M. in O. 24 Gr., von Mad. B. 36 Gr., von E. O. H. 1 Rt. 24 Gr.

Herzlichen Dank all' den unbekannten Wohlthätern; im Himmel sind ihre Namen gewiß aufgeschrieben. Wir bitten auch ferner für das arme Mädchen, und erinnern an die biblische Erzählung von der Wittwe:

Sie legte ihre ganze Habe
Der Brüder Noth zu lindern ein;
O Christen laßt zu einer frommen Gabe
Die Wittwe Euch ein Beispiel sein.

Exped. d. Bürgerfreundes.

Charade von drei Sylben.

Die ersten beiden Sylben sagen
Was dir und Keinem weiter angehört,
Wirst du die dritte heiter in die tragen
So läßt das Ganze dich wohl ungestört.

* Anzeige.

Einem geehrten Publiko, empfehle ich meine

Buch-, Stein- und Kupferdruckerei

so höflich als angelegentlichst, eine prompte billige Bedienung versprechend. Zugleich bringe ich meine bekannten

Verlags-Artikel,

die sämmtlich im täglichen Verkehr gebraucht werden, als: Wechsel, Anweisungen, Scheine, Connoissements, Frachtbriefe, Declarationen, Vollmachten, Cigarren-, Tabacks-, Wein- und Waaren-Etiquetten, Einladungskarten, Rechnungen, Vignetten ꝛc. in gütige Erinnerung; dieselben sind zur Concurrenz-Begegnung zum Theil bedeutend im Preise herabgesetzt.

G. Jöntzen,
Seemannsstraße Nro. 2 nahe dem Domhof.

(Hierbei als Beilagen: "Schnellpost ꝛc.", und "Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domhofe.

Die

SCHNELL-POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 21 des Bürger-Freundes für 1840.

Donnerstag, den 12. März.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

In Berlin hält sich die Wintermonate hindurch ein alter Oberst, Herr von O. auf, dem zugleich, als er Adjudant des nachmaligen Obersten Gustavson war, vor langen Jahren mit diesem prophezeit wurde. Und zwar dem damaligen Könige sagte die Wahrsagerin: „Sie werden weit von Ihrem Königsthrone als Privatmann sterben," dem jetzigen Oberst aber prophezeihte sie: er würde durch sein eignes Licht verbrennen. Schon bei der Thronentsetzung Gustav's wurde dem Obersten übel zu Muthe und seine Besorgniß steigerte sich gewaltig, als auch der letzte Theil der Prophezeihung bei dem Könige eintraf. Er lebt nun in ewiger Angst, auf eine oder die andere Weise in Feuer und Flammen aufzugehen, ja er ist sogar seit Jahren schon fest überzeugt, dem Schicksale nicht entrinnen zu können. Dennoch thut er alles, was in seinen Kräften steht, die fatale Katastrophe so lange als möglich hinauszuschieben. Demnach bringt er die Abende niemals zu Hause, sondern meistens bei guten Freunden zu, bei denen er auch Abendbrod speis't. Alle Brennmaterialien und Feuer fangende Gegenstände sind sorgfältig aus seinem Hausrathe verbannt. Auch im strengsten Winter brennt kein Flämmchen in seinem Ofen. In doppelter Kleidung, in Pelz und Decken eingehüllt, verbringt er, wenn er nicht ausgehen kann, im dunkeln Zimmer die Abende, und wenn es nicht zu vermeiden ist, ein Licht anzustecken, so sind Vorrichtungen getroffen, die es ihm unmöglich machen, mit der Flamme in Berührung zu kommen. Schwefelfaden, Zündhölzer, Tabackspfeife und Spirituslampe sind die geschwornen Feinde dieses Mannes. Dagegen bezeichnet er den Asbest als das Wohlthätigste aller Naturprodukte, und dennoch machen sich seine Freunde häufig den grausamen Scherz, ihm einen oder den andern dieser Gegenstände durch Einwickelungen verhüllt, in die Hände zu spielen, wobei er stets in Schrecken und Zorn geräth.

In letzterer Zeit sind die Urheber einer schon vor sechs Jahren an einem Wirthe zu Wien verübten gräulichen Mordthat entdeckt worden, welches Ereigniß die öffentliche Theilnahme um so mehr beschäftigte, als der Bruder des Ermordeten viele Monate in Untersuchung saß und starb, und auf den nächsten Angehörigen, wegen Unerklärlichkeit der Umstände, immer einiger Verdacht laste e. Die Verbrecher sind eine musikalische Zigeuner-Bande, wovon der Haupthäter, zu 16jähriger Gefängnißstrafe wegen anderer Verbrechen verurtheilt, seither auf dem Spielberge saß.

Am 17ten Februar sah man in Dresden eine lichterloh brennende Dame aus einer Putzhandlung unter herzzerreißendem Geschrei auf die Straße stürzen. Die Herbeieilenden suchten das Feuer zu löschen, bis die Unglückliche leblos niedersank. Die Stoffe brannten mit solcher Wuth, daß ganz nasse Regenschirme, denn eben regnete es, womit man die Flamme zu löschen suchte, anbrannten. Erst als aus den Nachbarhäusern Gefäße mit Wasser herbeigebracht wurden, löschte man das Feuer, aber leider zu spät, denn nur noch wenige Ueberreste waren von den Kleidern der Dame übrig, welche Directrice in einer Galanterie-Handlung war und unter gräßlichen Schmerzen bereits verschieden ist. — Auf ähnliche Weise verlor auch vor einiger Zeit ein Engländer in Dresden sein Leben, weil er sich im Hemde an's Camin gestellt hatte, dies angebrannt und von der Flamme der Rücken versengt war, in dessen Folge der Unglückliche am neunten Tage den Geist aufgab.

Die seit mehreren Jahren zu Kaiserswerth in Rheinpreußen gestiftete evangelische Diakonissen-Anstalt hat erfreulichen Fortgang und kann dem in Bayern bestehenden Orden der barmherzigen Schwestern ruhmvoll an die Seite gestellt werden. Jungfrauen und kinderlose Wittwen werden in die Anstalt aufgenommen, um für Krankenpflege und Wartung der Kleinkinderschulen und ähnlicher Anstalten ausgebildet zu werden. In der Anstalt selbst finden Kranke jedes Geschlechts und Alters ohne Unterschied der Religion Wartung und Pflege theils unentgeltlich, theils gegen geringe Vergütung. Der Stifter der Anstalt, Pfarrer Fliedner, erfreut sich der besondern Huld der königlichen Familie und findet auch in ganz Rheinpreußen kräftige Unterstützung für sein menschenfreundliches Unternehmen.

Aus Frankreich.

In dem Gefängniß Bazan zu Paris sah man dieser Tage einen Mann, unter Eskorte von Gensdarmen mit Frau, zwei Kindern, einem Hund und einer Katze ankommen. Es war ein zu 12stündiger Einsperrung verurtheilter Nationalgardist von Bercy, der, um sich die Trennung von der Heimath zu erleichtern, seinen ganzen Hausstand mitgebracht hatte.

Auf dem letzten Ball bei dem Britischen Gesandten in Paris trug eine Russische Dame das Diadem, welches früher der Wittwe Murat's angehörte, und das für anderthalb Mill. Frs. aus dem Nachlaß angekauft sein soll.

In Champonay ist ein Frauenzimmer verhaftet worden, welches auf eine junge Frau, die ihr ihren Geliebten abspenstig gemacht und geheirathet, ein paar Pistolen abgefeuert hatte. Sie selbst hatte darauf vergebens versucht, sich den Tod zu geben.

Aus England.

An die geologische Gesellschaft in London ist eine Mittheilung des Herrn Chatfield, englischen Consuls zu San Salvador, in Centralamerika, über das Erdbeben erfolgt, welches diese Stadt zerstört hat. Die Mittheilung ist vom 10. Oktober, zu welcher Zeit auch nicht Ein Haus mehr aufrecht stand. Die wichtigste Bemerkung aus dieser Mittheilung ist, daß das Erdbeben aus Ursachen entstanden sein muß, die ihren Sitz unmittelbar unter der Stadt haben, denn die Bewegung soll ganz entschieden vertical gewesen sein, indem Orte, die nur 5 bis 6 (englische) Meilen von San Salvador entfernt waren, gar nicht berührt wurden.

Aus Belgien.

Zu Brüssel ist ein Paar Stiefel, ein wahres Prachtstück, für den Prinzen Albert von Sachsen-Coburg angefertigt worden. Die Schäfte sind von Marequin, mit rothem Sammet gefüttert und mit Gold gestickt. In der Mitte sieht man die Königlichen Wappen mit den Initialen V. A., darunter die Französischen Worte: nous servons. An jeder Seite befinden sich Guirlanden von Rosen, Klee und Distein (den Sinnbildern Großbrittaniens), die sich um den Schaft herumschlängeln. Der Fuß ist von prachtvollem Leder; die Nähte sind mit weißer Seide gemacht, die Absätze von Silber und die Nägel von Gold. Das Behältniß, in welchem diese Pracht-Stiefel dem Prinzen überreicht werden sollen, ist reich von Mahagoni-Holz gearbeitet.

Aus Italien.

Ein höchst trauriger Auftritt hat sich kürzlich auf dem Theater von Lucca vor dem Publikum, während der Aufführung der Lucia di Lamermoor, zugetragen. Es herrschte eine sehr heftige Eifersucht zwischen zwei Künstlern; sie hat sogar schon zu einem Duell Veranlassung gegeben, das man nur mit der größten Mühe vermeiden konnte. Im zweiten Aufzug sollte ein fiktives Duell zwischen zwei handelnden Personen statthaben. Die beiden Schauspieler ziehen ihre Degen, sie fechten einige Augenblicke; bald erwacht ihr ehemaliger Groll, sie vergessen ihre jetzige Lage; aus einem fiktiven Kampf wird es zu einem ernsten, ohne daß die Zuschauer es im geringsten nur gemerkt hätten. Die Streiche folgen rasch aufeinander und das Parterre klatscht Beifall zu. Plötzlich stößt Edgard von Ramenswood einen schrecklichen Schrei aus, es war keine Musiknote, es war ein Todesschrei. Er war von dem Degen seines Gegners durch und durch gestochen und stürzte todt nieder. Der Mörder wurde verhaftet. Man weiß nicht, ob er soll verurtheilt werden. (?) Für den Augenblick ist keine Oper mehr zu Lucca. Die ganze Truppe ist auseinander gegangen, fest entschlossen, eine Bühne nicht mehr zu betreten, die von solchem Blute bespritzt wurde.

Die Feuersbrunst im Collegio Romano hat größeren Schaden angerichtet, als man anfänglich glaubte. Vorzüglich ist der Verlust jener lateinischen und griechischen Autoren zu beklagen, die sich einst im Besitz des großen Muret befanden. Sie enthielten Randbemerkungen von der Hand des berühmten Gelehrten, die auf diese Weise für immer vernichtet worden sind.

Der Mailänder Ingenieur Racchetti verfiel vor einiger Zeit zufällig auf den Gedanken, daß man ein Pferd, welches seinem Führer durchgeht, augenblicklich müßte zum Stehenbleiben bringen können, sobald die Augen des Thieres plötzlich verdeckt würden. Nach vielfältigen Versuchen ist es ihm gelungen, eine einfache, in einem kleinen Behange aus schwarzem Stoffe bestehende Vorrichtung zu erfinden, welche auf der Stirngegend des Pferdes befestigt wird, und mit einem sinnreich bearbeiteten Federzuge so in Verbindung steht, daß der Kutscher in den Stand gesetzt wird, die Augen des scheugewordenen Pferdes in dem Augenblicke zu verhüllen, als es sonst weder gebändigt, noch gelenkt werden könnte. Eine ausführliche Beschreibung dieser für höchst zweckmäßig erkannten Vorrichtung ist in dem 9ten Hefte der in Mailand erscheinenden „Annali di Statistica" zu finden.

Aus Polen.

Warschau. Suchodolski, der geistreiche polnische Schlachtenmaler, hat die für den Kaiser ausgeführten Arbeiten selbst in St. Petersburg abgeliefert und den Beifall aller Kenner geerntet. Der Kaiser wollte ihm bei dieser Gelegenheit den Auftrag ertheilen, die Schlacht von Ostrolenka zu malen; allein der Künstler entgegnete, daß er Pole sei, in dieser Schlacht selbst mitgefochten und zwei geliebte Brüder im Gemetzel verloren habe; der Kaiser möge ihm also nicht grollen, wenn er sich diesem Werke nicht unterziehen könne. Der Kaiser gestattete ihm hierauf drei andre Schlachtgemälde aus dem Perser- oder Türkenkriege auszuführen, und Suchodolski ist mit diesen Vorstellungen bereits wieder hier angelangt.

Mosaik.

Die Protestanten sind nach Herrn Görres eine „Kalbsbrut", „hundegleiche Verstandesmenschen", „heulende, reißende und hungergepeitschte Bestien"; die Kinder aus gemischten Ehen sind ihm „zweischlächtige Bastarde", und Herr Görres ist den Protestanten ein — höchst willkommener und nützlicher Mann' weil er ihnen zu Liebe durch Grobheit seine eigene Sache schlägt. Wird's erwiesen, daß er mit Bewußtsein so handelt, muß man ihm billig ein ehrenwerthes Denkmal setzen; aber er verdient auch ein Denkmal, wenn er ohne Bewußtsein so handelt. Da würde er sich z. B. sehr gut ausnehmen, wenn man ihn abbildete, wie er in seiner Verkehrtheit auf dem Kopfe steht und den Himmel mit Füßen treten will. Bei der Errichtung dieser Statue könnte man ihm etwa folgendes Festliedchen singen:

Mein Herr, wenn Sie nicht wüßten,
Daß Ihre Sache faul,
Sie würden sich nicht brüsten
Nur mit dem großen Maul.

Mein Herr, von Schimpf und Schmutze
Wird auch in Rom nichts rein;
Sie schmudeln die Kapuze
Mit ärg'rem Schwarz nur ein.

Mein Herr, Sie werden nimmer
Entgehen unsrem Lob,
Sind Sie auch ferner immer
Recht heldenwüthig grob.

Der Geist, den Sie verdammen,
Kann nicht mehr untergeh'n;
Er wird, spei'n Sie auch Flammen,
Mit Gott nur fester steh'n!

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 21.

Bremen, Donnerstag den 12. März 1840.

Gestorben:

Nro. 215. Den 1. September 1839 starb zu Weltevreden, bei Batavia, der Matrose des Schiffs „Theodor Körner" von Bremen, Joh. Georg Kleine, 19 Jahr; von hier gebürtig.

— 216. Den 6. October 1839 starb auf der Reise von Batavia nach Rotterdam, der Matrose des besagten Schiffs, Joh. Otto Budelmann, 16 Jahr; von hier.

— 217. Den 5. März. Der Kaufmann Anton Edmund Reichl, 53 Jahr; kl. Allee Nro. 10.

— 218. Den 7. — Joh. Friedr. Thiessen, 2½ Jahr; auf dem Häfen.

— 219. Den 7. — Des verst. Kunstdrechslers Joh. Gottlieb Weiß Wittwe, geborne Galla, 74 Jahr; Marterburg Nro. 46.

— 220. Den 7. — Des Arb. Gottfried Stegemann Sohn, 8 Jahr; im Runken Nro. 1.

— 221. Den 7. — Der Schuhmacher Christoph Gebhard Fortmann, 62 Jahr; Weerder Nro. 39.

— 222. Den 8. — Des Kahnschiffers Berend Meyer Sohn, 3 Tage; Sandersdeich Nro. 10.

— 223. Den 8. — Der Buchbinder Friedr. Nicolaus Drewes, 53 Jahr; Wegesende Nro. 27.

Nro. 224. Den 8. Mrz. Des Stuhlmachers Dietr. Sagehorn Tochter, 1½ Jahr; gr. Johannisstraße Nro. 89.

— 225. Den 8. — Des Schuhmachers Hein. Sollers Tochter, 6 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 168.

— 226. Den 8. — Des verst. Schiffskochs Carl. Ludw. Blumrath Wittwe, geb. Wieters, 63 Jahr; an der Schleifmühle Nro. 7.

— 227. Den 8. — Des Küpers Caspar Dörbaum Sohn, 8 Tage; Georgs-Hof Nro. 7.

— 228. Den 9. — Des verstorb. Weinküpers Christ. Wiencken Wittwe, geb. Meyer, 62 Jahr; auf dem Häfen Nro. 24.

— 229. Den 10. — Der Tischler Carl Ludw. Grubert, 57 Jahr; Elhornstraße Nro. 8.

— 230. Den 10. — Der Seiler Franz Carl August Heicke, 65 Jahr; Hastedt Nro. 63.

— 231. Den 10. — Der Arb. Johann Conrad Buse, 78 Jahr; Hankenstraße Nro. 2.

— 232. Den 10. — Des Arb. Johann Müller Sohn, 4 Jahr; im Barkhof Nro. 5 T.

— 233. Den 11. — Des Schuhmachermeisters Carl Wilhelm Diedr. Dodt Sohn, 3 Monat; Osterthorswallstraße Nro. 30.

Geboren:

Nro. 308. Den 5. März. Des Barbiers Wilhelm Tönniges Ehefr., geb. Bensen, Neuenmarkt Nro. 9; von einem Knaben.

— 309. Den 7. — Des Kupferschmiedeamtsmeisters Joh. Hinr. Riechers Ehefr., geb. Dähn, Balgebrückstraße Nro. 25; von einem Mädchen.

— 310. Den 6. — Des Cigarrenfabrikanten Caspar Winters Ehefr., geb. Schnur, Osterstraße Nro. 31; von einem Knaben.

— 311. Den 6. — Des Landmanns Hermann Wiechmann Ehefr., geb. Ahlhusen, Hulsberg Nro. 32; von einem Knaben.

— 312. Den 6. — Des Cigarrenmachers Wilh. Streithorst Ehefr., geb. Reinken, Walldammstraße Nro. 7; von einem Knaben.

— 313. Den 6. — Des Küpermeisters Johann Friedr. Blome Ehefr., geb. Wurthmann, große Johannisstraße Nro. 18; von einem Mädchen.

— 314. Den 6. — Des Kaufmanns Joh. Georg Poggenburg Ehefrau, geb. Meybohm, Tiefer Nro. 27; von einem Mädchen.

Nro. 315. Den 7. Mrz. Des Arb. Joh. Heinr. Niestädt Ehefr., geb. Harjes, Schwachhausen; von einem Mädchen.

— 316. Den 7. — Des Knopfmachers Christ. Friedr. Jacobsen Ehefr., geb. Meyer, Jacobistr. Nro. 13; von einem Mädchen.

— 317. Den 8. — Des Buchhalters Heinr. Lankenau Ehefr., geb. Wedemeyer, am Wall Nr. 42; von einem Knaben.

— 318. Den 8. — Des Steuermanns Hinrich Klevenhusen Ehefr., geb. Reuter, Großenstraße Nro. 22; von einem Knaben.

— 319. Den 8. — Des Arb. Joh. Herm. Friedrich Schröder Ehefr., geb. Michelis, Hastedt; von einem Mädchen.

— 320. Den 8. — Des Kaufmanns Johann Heinrich Hobach Ehefr., geb. Husing, Westerstraße Nro. 14; von einem Knaben.

— 321. Den 9. — Des Malers Joh. Christ. Funck Ehefr., geb. Waag, Osterthorswallstraße Nro. 12; von einem Knaben.

— 322. Den 10. — Des Zahnarzts Heinrich Mielotz Ehefr., geb. Wehmeyer, Tiefer Nro. 42; von einem Mädchen.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 22.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 15. März 1840.

Wir folgen doch des Geistes Allgewalten,
Am Steuer steht als Loose der Gedanke
Und Freiheit heißt der Pol, auf den wir halten.

* Probe aus:

Sechs Jahrhunderte aus Gutenberg's Leben.

Von

Dr. Franz Dingelstedt.

1840.

(Fortsetzung.)

Zwittergeschlecht von Riesen und Pygmäen,
Das seine Blöße deckt durch fremde Reste
Und eig'ne Nüchternheit durch Jubiläen!
Was frommen der Erinn'rung Todtenfeste,
Was die Beschwörungen gewalt'ger Manen,
Wenn Euch das Leben selber fehlt, das Beste?
Der Mann allein ist würdig großer Ahnen,
Der's wagt, auf ihre Schultern sich zu heben
Und auszuschreiten die gebroch'nen Bahnen.
In Steinen und in Mälern weilt kein Leben,
Und heß'rer Lohn als ploppernde Verehrung
Sei Eu'ren Todten ein lebendig' Streben!

Was thatet Ihr mit jener Geistesbewehrung,
So ich Euch lieh, ein Licht den ewig Blinden,
Das eine Fackel wurde der Verheerung?
Ihr prahlt es und posaunt nach allen Winden:
Das ist die Zeit des Werdens und der Kämpfe,
Davon die Enkel erst die Früchte finden.
Doch was ihr Kraft heißt, das sind Ohnmachts-Krämpfe
Des warmen Lebens letzte Aeußerungen,
Das matt verhaucht in Eu're Kohlendämpfe.
Den Geist hat die Materie verschlungen,
Und Ihr, Schamlose! rühmt Euch noch zu siegen,
Wenn Euch ein neuer Geistes-Mord gelungen?
Auf Eisenschienen rastlos weiter fliegen,
Von Markt zu Markt, die Hände in den Taschen,
Den Nächsten nach Prozent und Aktie wiegen,
Den Schimmer eines kurzen Namens haschen,
Mehr Schein, als Sein, sich selbst und Allen lügen,
Nichts wissen und an jedem Wissen naschen: —
Erkennt Ihr Euer Bild in solchen Zügen?
Ihr lächelt: Nein; und sucht in eitlem Frieden
Euch selber nur, statt And'ren zu genügen.

Blödsinnig' Volk vom spinnenden Alziden,'
und du kannst wähnen, eine Welt zu gründen
Sei Dir und Deiner schwachen Zeit beschieden?
Bankrott im Glauben, reich an Wahn und Sünden,
Ichsüchtig, überlebt an Seel' und Sitte,
Selbst längst verkohltes Holz — Ihr wollt entzünden?
Ja, brüstet Euch, das stolz in Eu'rer Mitte
Der Baum des Wissens seine Aeste streckt,
Daß Ihr die Früchte brecht mit keckem Schnitte:
Ihr habt ihn ausgehöhlt und leer geleckt,
Jetzt nagt Ihr an den Wurzeln, an der Rinde,
Und preist als Honig, was wie Wermuth schmeckt.
Ihr wißt: Von Eu'ren Augen fiel die Binde,
Das Wort beherrscht Euch nicht mehr, das Symbol,
Ein freier Mann, Ihr sagt's, wuchs aus dem Kinde.
Was ist ein Kreuz? Der Zweifel nennt es hohl,
Die Krone schilt er einen gold'nen Reifen.
Ihr wägt sie und Ihr prüft's genau und wohl,
Und seid Ihr matt vom Scheiden und Begreifen,
So werft Ihr's hin. Nichts, schallt's aus Eurem Munde,
Ein Trug, ein Pöbelwahn, ein Nebelstreifen!
O seht Euch um! Mit Trümmern in der Runde
Seid Ihr umstreut, und wo Ihr steht, die Stelle,
Vielleicht zerbricht sie mit Euch noch zur Stunde.
Grabt Ihr doch täglich tiefer nach der Quelle,
Und dumpf indeß zu Eu'ren Füßen wühlt,
Stets höher auf, stets weiter um die Welle.
Ihr rastet nicht, bis sie Euch fortgespült,
Und bis der Weltbrand, den Ihr angefacht,
Vernichtend sich in einer Weltfluth kühlt!

So jenes Bild. Sein Wort durchbraust die Nacht
Wie Sturmeswehn'n; es drehen sich berauscht
Die Sterne droben, und der Boden kracht.
Ein Dichter aber, der ihm lang gelauscht,
Der Zeit, die Jener schmähete, ein Sohn,
Hat grollend noch ein Wort mit ihm getauscht:

(Der Beschluß folgt.)

Ein preußischer General-Feldmarschall.

(Fortsetzung.)

„Ich bin überzeugt, daß es so gewesen ist," entgegnete der Oberst; aber der Todtschlag ist an einem feindlichen Offizier verübt worden, und so wird denn — es thut mir leid, Euch so etwas sagen zu müssen — gegen den Mörder nach der ganzen Strenge der Kriegsartikel verfahren werden. Meister, Er dauert mich von ganzem Herzen, aber ich kann nicht helfen! — Versuche Er sein Heil bei'm General; doch im Voraus kann ich Ihm sagen, daß von dem wenig zu hoffen ist!"

„Bei dem ist keine Gnade!" rief der verzweifelnde Greis. „Herr Oberst," fuhr er mit halb erstickter Stimme fort, „ich rufe ungern die Vergangenheit Euch in's Gedächtniß zurück, aber die Noth treibt mich dazu. Ihr habt mir noch eine Schuld abzutragen! Erinnert Euch des Versprechens, das Ihr vor vier und vierzig Jahren mir gegeben habt!"

„Wie? Ihr habt mich also wieder erkannt, Matthias? Hat ein halbes Jahrhundert mit seinen Stürmen mich nicht mehr verändert?"

„Ich erkannte Euch wieder. Damals lag der Fahnenjunker an einem Säbelhiebe in meinem Hause schwer darnieder; Ihr tragt die Narbe davon noch über Stirn und Wange! Stände Euer Gnaden jetzt wohl als Oberst vor mir, wenn wir, meine gute Schwester und ich, Euch nicht wie unsern Bruder gepflegt hätten."

„Wahr, sehr wahr!" rief der gerührte Krieger.

„Als Ihr mir bei'm Abschiede die Hand drücktet, verspracht Ihr da nicht, es meinem Hause reichlich zu vergelten? — Nun wohl, der Augenblick ist da, jene alte Schuld mit Zinsen abzutragen! Menschenleben gegen Menschenleben! Schenkt mir meinen Enkel, und wir sind quitt!"

Der Oberst ging tief bewegt und in großer Unruhe im Zimmer auf und nieder, endlich blieb er vor dem Greise stehen: „Matthias," rief er mit leiser Stimme; „bei meiner Ehre, und so wahr ich hoffe, dereinst einen ehrlichen Soldatentod zu sterben: hinge es von mir allein ab, über

des jungen Mannes Leben zu entscheiden, ich würde meine Schuld dadurch abtragen, daß ich es ihm schenkte. Glaube mir, alter Mann, wäre der Verbrecher mein eigener und einziger Sohn, ich müßte nach Pflicht und Gewissen das Todesurtheil über ihn aussprechen! Indem Du sagtest: „Menschenleben gegen Menschenleben!“ hast Du selbst sein Urtheil gesprochen!“

Der Greis sah in dumpfem Schmerze vor sich nieder. „Nun denn,“ rief er endlich nach einigen peinlichen Minuten tiefen Schweigens, „wenn Begnadigung außer Eurer Macht liegt, so schiebt mindestens die Execution um drei Tage hinaus!“

„Wozu soll das aber führen?“

„Zeit gewonnen, Alles gewonnen! Gewährt mir diese Bitte, die doch nicht außer Eurer Macht steht!“

„Es wird mir schwer werden, die gereizten Gemüther meiner Soldaten an einen solch ungewöhnlichen Aufschub zu gewöhnen; aber es muß gehen. Meister, verlasse Er sich darauf, in den nächsten drei Tagen soll Sein Enkel nicht zur Richtstätte geführt werden.“

„Unglück macht mißtrauisch, Herr Oberst, gebt mir Euer Ehrenwort!“

„Bei meiner Ehre!“

Der Greis ergriff des Kriegers Hand und zog sie an seine Lippen.

„Er gedachte vorhin seiner Schwester; wie geht es ihr?“ fragte der Oberst.

„Sie ist glücklich, denn ihr wurde es nicht aufbehalten, meines Hauses Jammer zu erleben.“

„So ist sie todt?“

„Bereits seit drei und vierzig Jahren; sie starb, wie wir vermuthen, an einem schweren Herzenskummer, der mit ihr begraben wurde.

Ueber die gebräunten Wangen des ergrauten Helden rannen zwei große Thränen herab. „Der fatale Schnupfen!“ rief er, sich das Gesicht trocknend. „Gehe nach Hause, armer, unglücklicher Mann, möge Gott Dich trösten!“ fuhr er fort; und als er sich wieder allein sah, sprach er leise: „Dorothea! Wir sehen uns wieder!“

Im untern Geschoß des Rathhauses befand sich das Bureau der schwedischen Commandantur und der Sitzungssaal des Generalstabes. Nachdem der Oberst die Staatsuniform angelegt hatte, begab er sich dorthin. Der Saal war in der Mitte durch ein ungefähr fünf Fuß hohes Gitter in zwei Hälften getheilt. Hinter diesem Gitter zog sich eine lange, mit grünem Tuche bedeckte Tafel hin, die gegenwärtig von den Offizieren des siebten Regiments, von dem Bürgermeister und dem Syndikus des Städtchens, ferner von dem Regimentsschreiber eingenommen war. Der Sessel am obern Ende des grünen Tisches war für den Obersten freigelassen worden. Ein Klingelzug hing über diesem Platze beinahe bis zur Tafel herab; er diente dazu, den vor dem Saale harrenden Stadtdiener erforderlichen Falls herbeizurufen. Rechts von dieser Tafel, ebenfalls innerhalb der Schranken, lag der Leichnam des Lieutenants von Gravenstern auf einer Todtenbahre und mit einem schwarzen Tuche bedeckt. An das Kopfende der Bahre lehnte ein armdicker, über und über mit Blut bedeckter Knotenstock. Außerhalb der Schranken harrten des Verhörs der Regimentsarzt und die kurz nach dem Todtschlage hinzugekommene Patrouille, bestehend aus einem Gefreiten und vier gemeinen Soldaten.

Der Oberst wandte sich, nachdem er Platz genommen hatte, an den Regimentsschreiber mit dem Befehl, den Bericht des wachthabenden Offiziers zu verlesen. Der Regimentsschreiber ent-

faltete den Rapport, stand auf und begann folgender Maßen:

„In der heutigen Nacht um 1 Uhr 37 Minuten, lieferte die Patrouille Nummer Drei, einen Burschen in anständiger Civilkleidung, der eigner Aussage nach, vier und zwanzig Jahre alt, und ein Weibsbild, angeblich des Eingebrachten Schwester, in die Wache. Die Patrouille sagt aus: sie sey durch einen Hülferuf herbeigelockt worden und habe, auf dem Marktplatze angekommen, daselbst den Lieutenant von Gravenstern, von Sr. Majestät siebtem Infanterie-Regimente, mit zerschmetterter Hirnschale, todt auf der Erde liegend gefunden. Das mit Blut befleckte Antlitz und der Knüttel in des hierhergelieferten Malefikanten Händen machen ihn des Todtschlagens an besagtem Lieutenant dringend verdächtig. Ich habe beide Gefangene der strengen Haft in den Gewölben des Stadthauses, den Erschlagenen aber den Händen des Herrn Regiments-Arztes Trepani, zur näheren Untersuchung pflichtmäßigst übergeben lassen."

„So geschehen d. d. Donnerstag, am 17ten Juni 1765 post Christum natum.

Der wachthabende Lieutenant
v. Fuchs."

Nun wurde das Gutachten des Regiments-Arztes und die nochmalige mündliche Aussage der Patrouille zu Protokoll genommen, welche bis in's kleinste Detail hinein mit dem Rapport des wachthabenden Offiziers übereinstimmte.

Während dieser einleitenden Verhandlung zum eigentlichen Verhör zeigte sich wenig Aufmerksamkeit bei den Anwesenden, etwa den Bürgermeister und Syndikus ausgenommen; als aber der Oberst den Befehl gab, des Mörders Schwester vorzuführen, sprach sich Spannung und Neugierde auf allen Gesichtern aus.

Mit schweren Ketten belastet, trat sie ein. Ihr Auge war an den Boden geheftet, nur einmal, als der Oberst sie zu entfesseln gebot, hob sie den Blick, in welchem sich Erstaunen über diese unerwartete Milde abspiegelte, auf ihren Richter, senkte ihn jedoch, so vielen Männeraugen begegnend, gleich darauf wieder zur Erde, wobei ihr schönes, todtenbleiches Madonnenantlitz eine dunkle Gluth überzog.

Hatte jemals die Natur einem weiblichen Wesen Reize verliehen, um damit der Richter Herzen vortheilhaft für sich einzunehmen, so besaß dies Mädchen sie im reichsten Maaße. Ein enganschließendes, himmelblaues Mieder, von der Art, wie wohlhabende Bürgertöchter der damaligen Zeit sie trugen, ließ die schönen Formen des Oberkörpers vortheilhaft hervortreten, während ein schneeweißes, faltenreiches Gewand vom feinsten Linnen ihr zartgeschnitztes, ungewöhnlich kleines Füßchen neidisch verhüllte. Zwei üppige Haarflechten, von goldgelber Farbe, quollen hinter einer gesteiften, handbreiten Brabanter-Spitze hervor, welche das aus Silberfäden gewirkte Käppchen umgab. Ihre dunkelblauen Augen schwammen in Thränen, und in dem Zittern ihres ganzen Körpers sprach sich die Furcht aus vor den Dingen, die nun kommen mußten. —

„Wie heißt Du?" fing der Oberst das Verhör an, während er sich bemühte, seiner Stimme den Ausdruck ungewöhnlicher Milde zu geben.

„Dorothea Schurzmeier," lautete die Antwort.

Des Obersten Gesicht zuckte schmerzhaft. „Nun, Dorothea, nicht furchtsam; erzähle den Verlauf der gestrigen Begebenheit ganz der Wahrheit gemäß!" fuhr er fort.

Der Regimentsschreiber legte Papier zurecht und spitzte die Feder.

Dorothea hielt einen Augenblick inne, als wollte sie das entsetzliche Ereigniß noch einmal an ihrem Geiste vorüber gehen lassen, dann wandte sie sich an den Richter: „Erlaubt, gestrenger Herr, zuvor noch eine Frage an Euch zu richten! Findet der Mörder des Lieutenants Gravenstern in irgend einem Falle Gnade?“

„In keinem Falle!“

„Auch dann nicht, wenn erwiesen werden kann, daß es seine Absicht nicht war, den Lieutenant zu tödten?“

„Auch dann nicht.“

„Nun, so muß ich sterben!“ rief das Mädchen, indem es die Hände faltete und das Auge fest auf die vor ihr Sitzenden heftete. —

Dieser Ausruf erregte die größte Sensation unter den Beisitzern des Gerichts; das Erstaunen fesselte auf mehrere Minuten jede Zunge. „Erkläre Dich deutlicher!“ rief der Oberst nach einer langen Pause.

„Daß der Erschlagene mir nachstellte,“ fuhr Dorothea fort, „wißt Ihr recht gut, gestrenge Herren. Obgleich Ihr, Herr Oberst, in meiner und Vieler Gegenwart ihm erst anbefohlen, mich für die Zukunft in Ruhe zu lassen, so hatte ich doch Ursache zu befürchten, daß er dies Verbot wenig beachten würde, und drang so lange in die Meinigen, bis sie darin willigten, mich bei meiner Muhme zu verbergen. Dorthin sollte mich mein unglücklicher, unschuldig verhafteter Bruder um Mitternacht geleiten, als die Zeit, wo ich am ehesten hoffte, von Niemandem bemerkt zu werden. Gott sandte, den Meinigen zur Prüfung und mir zum Verderben, den Berauschten gerade uns in den Weg. Was ich befürchtete, traf ein! Nachdem er meinen Bruder blutig geschlagen, umfaßte er mich, in der Absicht, mich in seine Wohnung zu schleifen. Vergebens waren meines Bruders Bitten, meine heißen Thränen. — Da, plötzlich, als hätte ein Gott meine schwachen Glieder wunderbar gestärkt, entwand ich mich des Lüstlings Armen, entriß meinem Bruder den Knüttel und führte, bevor ich daran gehindert werden konnte, den zerschmetternden Hieb, der den Lieutenant todt zu Boden streckte.“

Hier hielt die Jungfrau tief athmend ein, ein höheres Roth hatte ihre Wangen gefärbt, ihr Auge strahlte in wunderbarem Glanze.

Die Richter waren überrascht und sahen sich erstaunt an.

„Wohl weiß ich, daß nichts mich aus Henkers Hand erretten kann, mithin macht es kurz mit mir, denn ich bin vorbereitet und gefaßt auf mein baldiges Ende!“

„Halt, so schnell geht das nicht! Zuvörderst wollen wir die Aussage des jungen Schurzmeier zu Protokoll nehmen!“ sagte der Oberst, indem er an der Klingel zog.

„Es ist hinreichend, daß ich mein Verbrechen eingestanden habe; Ihr werdet meinen Bruder nicht zum Zeugniß zwingen wollen, wider die leibliche Schwester; das wäre unnatürlich! grausam!“

(Der Beschluß folgt.)

---

* Wechselprocuren, Handels-Vollmachten und Handels-societäten.

Unter diesem Titel findet sich in Nro. 19 des Bürgerfreundes ein Aufsatz von H, als Erläuterung des Bürger-Votums über diesen Gegenstand im letzten Convente, welcher dem Publico die allgemeine, also seine eigene Beurtheilung des Gesetz-Entwurfs zur Kunde bringt.

Nichts ist mehr zu bedauern, als daß diese allgemeinen Wünsche (von H.) sich nicht im letzten Convente deutlich ausgesprochen haben.

Nämlich schon am 25sten Januar 1839 fand die Bürgerschaft den Gegenstand so dringend, daß sie deshalb auf ein besonderes Commissorium an eine Deputation antrug, und einen speciellen Bericht binnen vier Wochen verlangte. Am 22sten Februar trat der Senat dem Antrage, unter Modification des Commissorii bei, welcher die Bürgerschaft sich auch sofort, unter wiederholter Empfehlung recht baldiger Bericht-Erstattung, anschloß.

Am 31sten Mai 1839 wurde dieser Bericht der Bürgerschaft vorgelegt, welche ihre Erklärung darüber aufsetzte, und auch später gar keine Muße zu der Berathung darüber finden konnte, bis diese endlich gegen Schluß des Convents vom 31sten Januar 1840 begonnen, aber erst in dem vom 28sten Februar beendigt wurde.

Trotz dem Verlauf einer vollen Jahresfrist seitdem man die Sache so dringend befunden hatte, fanden sich bedeutende Personen noch nicht vorbereitet, auf die Erörterung derselben einzugehen. Es wurden zwar manche Gründe für die Zweckmäßigkeit des Entwurfes angeführt, allein durch eine völlig unmotivirte, jedoch beharrliche Abstimmung gewichtiger Männer, und ehrenwerther Handwerker gegen jeden Artikel des Entwurfs, wurden mehrere wesentliche Paragraphen desselben, ohne Anführung erheblicher Gründe, verworfen, und derselbe, also verstümmelt, an die Deputation zurückverwiesen. Sollte der Senat dieser Zurückverweisung beitreten, so würde die Deputation gewiß in keine geringe Verlegenheit gesetzt werden, wenn jener schätzbare Aufsatz im Bürgerfreunde, sie derselben nicht, zu ihrem Glücke, noch entrisse.

Nachdem diese Deputation nämlich das ihr gegebene Commissorium in dem gelieferten Entwurfe auf keine Weise überschritten hat, ihr aber durch das Bürger-Votum gar kein Leitfaden zu anderweitigen Vorschlägen gegeben wird, die Gesetze dieser Art in benachbarten Handelsstaaten aber bei weitem schärfer sind: so würde sie kaum errathen können, welche Umarbeitung ihre geehrten Committenten denn eigentlich befriedigen könne, wenn nicht jener Aufsatz ihr noch eben zur rechten Zeit die Richtung der allgemeinen Meinung (von H.) genauer bezeichnete.

Mögen Einzelne jetzt auch noch behaupten, daß jeder rechtliche Mann gern öffentlich erklären könne, was der Entwurf vorschreibe, indem ein ordentlicher Kaufmann schon usancemäßig gerade soviel, mittelst Circulare, schriftlich bei jedem seiner Correspondenten zu deponiren pflege, daß er also dasselbe seinem Mitbürger und Nächsten auch nicht versagen dürfe! Mögen Andere der Meinung bleiben, daß die Ober-Gerichts-Canzlei, deren musterhafte Ordnung nichts zu wünschen übrig lasse, die richtige Behörde zur Führung der Register sei! Die Deputation darf keine Rücksicht mehr darauf nehmen!

Die allgemeine Stimme (von H.) hat gesprochen, sie will es anders, sie will nicht, daß zuviele Verhältnisse berührt werden, welche sich nicht für die Oeffentlichkeit eignen, und welche unter dem Schutze von Treu' und Glauben besser fixiren, sie will keine lästigen Präjudize, sie will eine freiwillige Vereinbarung der Kaufmannschaft, eine Registratur ad libitum am Schütting, ohne weitere Behörde dabei, kurz keinerlei bindende und beengende Gesetzesform oder Controle!

Wenn die Deputation also ihren nächsten Entwurf nur in diesem Sinne abfassen, vor allen Dingen nichts Ganzes, nichts dem Wohlhergebrachten und Langgewohnten Fremdarti-

ges und Neues, sondern einige fein allmählige Uebergänge zum fernen Bessern, zu beliebigem Gebrauche ohne Strafbestimmung, — und die Registratur am Schütting!!! vorschlagen wollte: so würde ihre Arbeit der allgemeinen Ansicht (von H.) sicher entsprechen, und ohne Zweifel auch allgemein gelesen und vollständig begriffen sein, sobald es zur Abstimmung darüber käme.

Finden sich aber dennoch mehrere oder gar viele Bürger, welche ihre eigne, und von der allgemeinen (von H.) entschieden abweichende, Ansicht von der Sache hegen, und behaupten wollen:

1, daß ein leidliches Fortschreiten mit der Zeit, neue Gesetze unerläßlich mache.

2, daß eine ad libitum zu beobachtende Vereinbarung, ohne Präjudiz, ein Unding, aber kein Gesetz sei —.

3, daß jedes Gesetz, um zu nützen, streng beachtet, oder lieber gar nicht gemacht werden müsse —.

4, daß unsere Schwesterstadt Hamburg und fast alle größeren Handelsplätze Europa's uns längst mit dem Beispiele viel strengerer Ordnung dieser Art vorangegangen sind u. s. w.:

so bleibt es diesen Freunden der neuern Ordnung natürlich ganz unbenommen, ihre Meinung ohne alle persönliche und collegialische Rücksichten frei heraus zu erklären, falls der fragliche Entwurf in neuer oder in ganz unveränderter Gestalt, wieder in den öffentlichen Verhandlungen vorkommen sollte.

Wenn sich der Handelsstand indeß, bei Gelegenheit von Verhältnissen, welche ihn so speciell angehen, nicht zahlreicher als bisher auf den Bürger-Conventen einfindet, und bis zum Schluß der Verhandlungen verharrt, so wird er sich auch ohne Nachklage gefallen lassen müssen, was die Mehrheit beharrlicherer Männer dort über Handels-Gesetze beschließt.

Nunquam retrorsum.

Eine echte Schauspielerin.

Dem. Desfoix ward um 1780 von der Schauspieler-Directrice Lobreau in Lyon, deren Theater eine schöne und passende Schauspielerin verließ, engagirt. Sie befand sich an einem kleinen Orte und in den traurigsten Umständen, als sie den Contract von 2000 Livres Jahrgehalt erhielt. Sie machte sich zu Fuß auf, quartirte sich in einer Vorstadt von Lyon ein und ging hierauf zu Mad. Lobreau. Sie klopfte an; ein Kammermädchen öffnete. „Ist Mad. Lobreau zu Hause?" — Das Kammermädchen maß sie mit den Augen, lächelte über die schlechte Figur, über ihren noch schlechteren Anzug und — Mad. Lobreau war nicht zu Hause. Am folgenden Morgen kam sie wieder — Mad. Lobreau war ausgegangen. Jetzt gab sie sich zu erkennen, indem sie bemerkte, daß sie von Mad. Lobreau engagirt sei. Die Zofe wollte es Anfangs nicht glauben, doch meldete sie die Harrende. Mad. Lobreau, der man die Desfoix als eine ausgezeichnete Actrice gerühmt hatte, erschrack, als sie eine häßliche, schiefe, nicht viel über 4 Fuß hohe Figur erblickte, doch bat sie sie zum Mittagsessen. Die hungrige Virtuosin kam. Sie fand große und vornehme Gesellschaft. Jedermann erstaunte über das „kleine Ungeheuer;" die abgehende sehr schöne, Schauspielerin machte sich besonders über sie lustig. Bei Tische fragte Mad. Lobreau die Desfoix, mit welcher Rolle sie debütiren werde. — „Mit der ersten Liebhaberin im „Peintre amoureux de son modèle." — „Sie, die erste Liebhaberin!" rief Mad. Lobreau und die ganze Gesellschaft mit Erstaunen aus. — „Nun denn" — fuhr die Desfoix fort — „so lassen

Sie's die Bohemienne sein." — Man erstaunte eben so sehr; aber die Desfoix war unerschütterlich. Nach Tische verlangte sie, die Directrice allein zu sprechen. — „Madame," sagte sie, „ich sehe, man hat Sie hinsichtlich meiner Talente getäuscht! Hier ist ihr Contract zurück. Lassen Sie mich nur die gewählte Rolle spielen, und geben Sie mir dann ein kleines Reisegeld — damit bin ich zufrieden" — Wer war froher als Mad. Lobreau! Sie nahm den Contract zurück, und ließ sich die Mühe nicht verdrießen, überall in Lyon herumzufahren und zu bitten, man wolle das „kleine Ungeheuer" nicht beim ersten Debut beschimpfen. — Der Tag der Vorstellung erschien. Dem. Desfoix kam zur Probe. In dieser machte der Musik-Director einen Fehler, den sonst Niemand bemerkte; das „kleine Ungeheuer" aber sagte: „Mein Herr, wenn Sie diesen Fehler bei der Vorstellung machen, so werde ich es öffentlich rügen." — Der Musik-Director stutzte. — Nach der Repetition ging er zu Mad. Lobreau, die ihn fragte, wie es gegangen sei. „Wahrhaftig," sagte der Gefragte, „ich habe nichts verstanden; sie murmelte etwas zwischen den Zähnen, das wie ein Verweis klang." — Jetzt kam die größte Schwierigkeit. Dem. Desfoix hatte keine Kleider, außer denen, die sie trug. — „Wie wird das werden!" fragte Mad. Lobreau, in meiner Garderobe sind keine Kleider, die Ihnen passen!" — „Lassen Sie mich nur hinein, Madame; ich will mich schon arrangiren!" — Man willfahrete; sie nahm was ihr gefiel, und erschien nun, mit dem Tambourin in der Hand, auf der Bühne. Das kleine Ungeheuer war verschwunden; die kleine, häßliche, schiefe Person war in ein schönes, junges, wohlgewachsenes Frauenzimmer verwandelt. Jedermann erstaunte. Man dachte an Zauberei oder Betrug. Endlich überzeugte man sich doch, daß es dieselbe Person sei, die man bei Mad. Lobreau gesehen hatte, und nun empfing sie ein allgemeines frohlockendes Händeklatschen. Jetzt fing sie an zu singen. Neues Entzücken! Sie fuhr fort — der Jubel stieg — man erhob das kleine Ungeheuer bis in den Himmel. Nach geendeter Vorstellung umarmte Mad. Lobreau die Zauberin, und wollte ihr den Contract wieder zustellen. „Nein Madame, sagte sie, ich hätte Ihnen für 2000 Livres gedient, jetzt aber nicht unter 10,000 Franken." Mad. Lobreau bewilligte ihr Alles; sie war froh, daß das kleine Ungeheuer blieb. Am folgenden Tage war Dem. Desfoix wieder bei ihr zu Tische. Die abgehende stolze Schauspielerin war auch wieder da. „Demoiselle," sagte die Desfoix zu ihr, „ich höre, Sie wollen fort. Bleiben Sie noch ein halbes Jahr; lassen Sie sich von mir unterrichten, und sein Sie dann froh, wenn man Sie nicht auspfeift. Lernen Sie von mir, daß man nicht nach dem Scheine urtheilt, und daß Kunst und unermüdeter Fleiß Wunder thun." — Einige Jahre darauf berief die Kaiserin Katharina die Künstlerin nach St. Petersburg mit einem Gehalte von 22,000 Livres.

Volkslied am Niederrhein.

Als die Franzosen zu Anfang der Revolutionskriege zuerst den Niederrhein besetzten, machte die Zerlumptheit der ohnehosischen Revolutionshelden von denen fast keiner die nothwendigsten Kleidungsstücke ohne merkliche Defekte besaß, ferner die Ausdrücke: Parlez-vous français? und: Qui est-ce qu'il y a? die sie immer im Munde führten, einen solchen Eindruck, daß folgendes Spottliedchen entstand:

Qu'est-ce qu'il y a hat Hosen an,
Parlez-vous hat Strümpfe.

Dies Liedlein, welches im Munde des Volks ganz deutsch so lautet:

Käsekillja hat Hosen an
Parlewuh hat Strümpfe,

wird seitdem noch immer gesungen, wenn man die Franzosen lächerlich machen will, ohne daß die Meisten wissen, dieser Spott habe den hier angegebenen Ursprung.

Auflösung der Charade in Nr. 21 d. Bl.

Eigensinn.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.", und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.").

A. Daves, Redakteur — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domhofe.

Die

SCHNELL-POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 22 des Bürger-Freundes für 1840.

Sonntag, den 16. März.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Während die Handels-Schlagbäume in Europa immer mehr fallen, sperrt sich Rußland gegen Preußen und Deutschland hin, immer mehr ab. Keine Katze darf über die Grenze, wenn sie nicht erst nachgewiesen hat, daß sie äußerlich und innerlich nichts bei sich führt. Die russischen Maßregeln werden immer schärfer und rücksichtsloser; es ist eine eigentliche Landes- u. Handelsblocade; aller Verkehr diesseits und jenseits der Grenze ist gelähmt und drüben ziehen sich die Menschen immer mehr von der verbotenen Grenze ins innere Rußland, wo volle Handelsfreiheit ist. Die Folgen erstrecken sich tief nach Deutschland herein. Preußen hat sich vergeblich alle Mühe gegeben, Rußland zu andern Maßregeln zu bewegen; es wird immer ärger.

Die sämmtlichen geistlichen Mitglieder der bayerischen Deputirtenkammer, Katholiken und Protestanten, haben eine sehr ernste Eingabe über den sittlichen und religiösen Zustand des bayerischen Volks bei der Ständeversammlung eingereicht. Es wird darin durch Thatsachen nachgewiesen, wie mit jedem Jahr die Unsittlichkeit unter dem Volke verzehrender um sich greife, und daß diese wachsende Entsittlichung nur mit Schrecken enden könne. Als der tiefste Grund dieser moralischen Gesunkenheit wird zunächst der überall sichtbare Mangel an wahrer Religiosität bezeichnet und es sei alles aufzubieten, diese zu heben. Besonders nöthig sei es, gegen die außerehelichen Ausschweifungen strenger als bisher einzuschreiten, die vielen Tanzbelustigungen zu beschränken, die vernachlässigte Kindererziehung besser zu überwachen, die Dienstboten in besondere Aufsicht zu nehmen, das heillose Romanlesen zu verdrängen und ein umfassendes Sonntagsgesetz zu erlassen. Die Eingabe wurde von der Kammer dem Minister des Innern übergeben und zu weiterer Würdigung dringend empfohlen.

Ueber Rußland's Handelssperre bringt die „Lpz. Allg. Ztg." zwei Artikel aus Oberschlesien vom 27. und 28. Febr., woraus wir Folgendes entnehmen: Nicht allein die Städte Königsberg, Elbing, Danzig, Thorn, Bromberg, Posen, Breslau, Krakau, Lemberg, Frankfurt a. d. O. und Leipzig, sondern sämmtliche an Rußland gränzende Abendländer empfinden auf die fühlbarste Weise die Wirkungen einer allgemeinen Landes- und Handelsblockade, welche Rußland, im Gegensatze der von ihm an den Asiatischen Gränzen befolgten Grundsätze der liberalsten Wechselbeziehungen, in fortgehend gesteigerter Verschärfung gegen sie zur Anwendung bringt. Giebt es inmitten des Friedens eine feindliche und schädliche Rückwirkung, welche Deutschland durch die zu dem Russischen Länderkoloß vereinigten Eroberungen erfahren konnte, so ist an Schädlichkeit nichts mit den Rückwirkungen dieser Sperre zu vergleichen. — An der beiderseitigen Gränze wächst das Elend in Folge der hermetischen Sperre zusehends. So wenig man dem Schleichhandel das Wort reden darf, so wird er zuletzt diesseits als eine Maßregel der Noth begünstigt werden müssen. An sich trägt er mit den meisten Zwangsmaßregeln, welche Völker gegen einander anwenden, den Stempel der Immoralität und befördert solche. Aber im Nothfall ist selbst der furchtbarste und gefährlichste Zwang, der Krieg — gerechtfertigt. Preußen und die Vereinsstaaten, im wohlverstandenen Interesse jenem beitretend, dürften sich daher bei fernerm Gränz- und Handelszwange nach dem Beispiele Holland's zu angemessenen Ausfuhrprämien für die nach Polen ausgehenden diesseitigen Fabrikate genöthigt sehen.

Aus Frankreich.

Ein zu Perpignan angekommener Reisende, wo ihn Geschäfte während der letzten Hälfte des Monats Dezember aufgehalten haben, giebt folgende Nachrichten: „Ich habe in dieser Gegend, welche vielleicht die schönste von Frankreich ist, ganz außerordentliche Dinge in Bezug einer frühzeitigen Vegetation gesehen. Zu Perpignan, in den ersten Tagen des Januars, habe ich reife Kirschen und Erdbeeren gegessen, und zwar, was man reif heißt. Grüne Erbsen und Bohnen waren ganz gewöhnliche Erscheinungen. Ich habe auf dem Markte von Perpignan Feigenblüthen gesehen, welche erst um Johannis kommen. Einer von meinen Freunden, der nach Paris abreiste, hat davon ein kleines Körbchen voll mitgenommen. Alle Bäume standen in Blüthen, und mehrere Gattungen hatten schon Obst in der Dicke einer großen Erbse. Aber was am meisten auffallen muß, dies ist eine Kornerndte, welche in den letzten Tagen vom Dezember in der Gemeinde Marquiranes (Bezirk Prades) gemacht wurde. Ich hatte eine Handvoll ganz kürzlich abgeschnittener Aehren, die ich im Sinne hatte, der königlichen Gesellschaft der Landwirthschaft vorzulegen, ich hatte sie aber vergessen, als ich von meinem Hotel abfuhr. — Das Korn ist im Monat Juni als Futter für die Schaafe gesäet worden, und wurde so sehr von der Wärme getrieben, daß es im Monat Dezember in voller Reife stand.

Pariser Blätter theilen, um die Sparsamkeit des Hauses Orleans zu bezeugen, die Speisekarten mit, welche täglich bei Hofe entworfen werden. Es scheint, daß vorgeschrieben ist, wie viel jede Schüssel kosten darf. Bei einem Diner steht: 1 Suppe 5 Fr. 2 Relevés de potage 31 Fr., 4 Entrées 36 Fr., 2 Braten 24 Fr., 6

Entremets 30 Fr., 1 Solat 1 Fr., 6 Hors d'œuvres 4 — 50 Fr., 14 Schüsseln Dessert 42 Fr., 8 Brode 1 — 60 Fr., 4 Tassen Kaffe 2 Fr. Die Frühstücke sind zu 65 — 85, die Mahlzeit der kleinen Prinzen und Prinzessinnen zu 48 Fr. angegeben.

Es befindet sich gegenwärtig in Paris ein Mensch, der eine kolossale Idee gehabt hat, eine Idee, würdig in dem Kopfe eines Pastetenbäckers zu entstehen. Zwei Bäcker haben drei Tage und drei Nächte ununterbrochen gearbeitet, um den Teig zu einer Pastete durchzukneten. Als dies geschehen war, wurde sie mit einem ganzen Schwein, zwei Schafen, einigen Kalbsköpfen, sechs Hasen und fünfzehn Rebhühnern gefüllt. Es wurde ein eigener Ofen für sie gebaut, in welchem sie acht Tage sich aufhielt. Das Riesengebäck mißt achtzehn Schuh im Umfange.

Aus Italien.

Lord Blington lud jüngst eine Gesellschaft zu einer Jagd, die in der Nähe von Florenz, wo bekanntlich kein Wild vorhanden ist, statt finden sollte. Groß war die Ueberraschung der Erschienenen, als sie auf ein gegebenes Zeichen, eine Menge größerer und kleinerer Aerostaten, in verschiedenen Formen, als Hasen, Hirsche, Krokodille, Adler, Drachen, ꝛc. sich in die Luft erheben sahen, und der Festgeber selbe als das zu erlegende Wild bezeichnete. Unter allgemeinem Gelächter begann das seltene Schuß-Spiel; die getroffenen Flugstücke stürzten, da die ihnen beigebrachten Oeffnungen sie des Füllgases entleerten, herab, und wurden von den zahlreichen Zuschauern aufgelesen. Ein Diner und Ball beschlossen diese bizarren Belustigungen.

Es finden gegenwärtig in Rom und der Umgegend interessante Nachgrabungen statt unter Leitung eines Hrn. Visconti. Als man kürzlich zu Cervetri, halbwegs zwischen Rom und Civita Vecchia, nachgrub, brachte ein Erdsturz auf einmal zehn Statuen an den Tag, unter anderen eine von 30 Fuß Höhe, alle aus griechischem Marmor und von ausgezeichneter Schönheit.

Aus Spanien.

Das gemeine Volk in Madrid glaubt noch heutigen Tages, die heiligen drei Könige aus dem Morgenlande würden sich einfinden, um das Fest der Erscheinung Christi in der Hauptstadt Spanien's zu feiern, müßten aber dabei immer geradeaus gehen und dürften sich von keinem Hindernisse in ihrem Wege aufhalten lassen. Manche nun halten es für ein verdienstliches Unternehmen, den heiligen drei Königen entgegen zu gehen und ihnen behülflich zu sein, die Beschwerden des Weges zu überwinden. Man sieht in der Nacht dergleichen Leute mit langen Leitern nach den Vorstädten gehen und die Leitern dort an den Mauern anlehnen, damit die Magier herüber steigen können. — Am 5. Jan. d. J. in der Nacht riefen auch vier Personen, von denen zwei eine lange Leiter, die beiden andern Laternen trugen: „wir gehen den heiligen drei Königen entgegen. Wer folgt uns?" Auch einen Nachtwächter, den sie trafen, fragten sie, ob er den Einzug der drei Könige nicht auch sehen wollte. Der Nachtwächter hätte dies gern mit angesehen, durfte aber seinen Posten nicht verlassen. Damit man sich umsehen könne, ob die Erwarteten kämen, lehnte man die Leiter an den Balcon eines Hauses, in welchem man gar kein Licht bemerkte; der Nachtwächter hielt die Leiter mit und zwei der Männer stiegen hinauf, um sich umzusehen. Da sie oben nichts erblickten, so wurden sie von ihren beiden Genossen unten aufgefordert, eine Zeitlang dazubleiben und aufzumerken, während die beiden Andern den Nachtwächter beredeten, mit ihnen ein Glas Wein in dem nächsten Wirthshause zu trinken. Er willigte endlich ein und sie nahmen die Leiter mit. — Als sie nach einiger Zeit zurückkamen, beklagten die Beiden auf dem Balcon sich bitterlich, daß man sie so lange habe warten lassen. Sie stiegen auf der Leiter herunter, die der gefällige Nachtwächter wieder mit hielt und alle vier entfernten sich sodann mit den Worten: „nun kommt, daß wir die Magier nicht versehen." — Am andern Tage erfuhr leider der Nachtwächter, die beiden Männer auf dem Balcon hätten ein Paar Bretter aus den Jalousien gesägt, diese dann leicht geöffnet, eine Scheibe eingedrückt, sich so einen Weg in das Haus gebahnt, dessen Besitzer sich auf einer Reise befand, und dort einen bedeutenden Diebstahl begangen. — „Heilige Jungfrau!" rief der Nachtwächter, „wer hätte das geglaubt! Leute, die den heiligen drei Königen aus dem Morgenlande entgegen gingen! Und ich habe ihnen die Leiter gehalten!" — Die Justiz hat bisher vergeblich alles aufgeboten, um der Diebe habhaft zu werden.

Mosaik.

Während der amerikanischen Revolution ritt ein Offizier in Civilkleidung an eine kleine Abtheilung von Soldaten heran, die damit beschäftigt waren, eine kleine Redoute in bessern Stand zu setzen. Der Commandant der kleinen Schaar gab seinen Untergebenen Befehle in Bezug auf einen Balken, der hinauf auf die Befestigung gehoben werden sollte. Der Balken war schwer und der kleine große Mann commandirte unaufhörlich bald so, bald so. Der oben erwähnte Offizier hielt sein Pferd an, als er an die Stelle gekommen war und fragte, als er sah, daß die wenigen Leute das große Stück Holz kaum bewegen konnten, warum der Befehlende nicht auch mit Hand anlege. Der Letztere schien über diese Frage etwas verwundert zu sein, wendete sich deshalb mit wahrhaft kaiserlichem Stolze an den Offizier und antwortete: „Herr, ich bin ein Corporal!" — „Ach! wirklich?" entgegnete der Offizier darauf, „das hatte ich nicht bemerkt." Und er nahm seinen Hut ab, verbeugte sich und sagte: „ich bitte um Verzeihung, Herr Corporal." Darauf stieg er aber von seinem schönen Pferde ab, band dasselbe an und half mit heben, bis ihm der Schweiß in großen Tropfen auf der Stirne stand. Als das Holzstück sich an der Stelle befand, wohin es hatte gebracht werden sollen, wendete sich der Fremde an den Corporal und sagte: „Herr commandirender Corporal, wenn sie wieder eine solche Arbeit zu verrichten und nicht Leute genug haben, so schicken Sie nur zu Ihrem Oberbefehlshaber und ich werde Ihnen auch zum zweitenmale helfen." Der Corporal stand da wie vom Blitze getroffen. Der Reiter war — Washington.

Ein englisches Blatt enthält nachstehende, wenn sie wahr ist, allerdings drollige Anekdote. Im Staate Newjersey wurden in früherer Zeit die Pferde so hoch geschätzt, daß Pferdediebstahl mit dem Tode bestraft, die Tödtung eines Menschen aber nur als ein geringeres Verbrechen angesehen wurde. Vor einigen Jahren wurde ein Mann wegen Pferdediebstahl processirt und nahezu überführt, da er aber an dem Orte, wo der Prozeß stattfand, sehr beliebt und die Jury eine holländische (?) war, so fand man ihn nur des Todtschlages schuldig, und statt gehängt zu werden, wurde er bloß eingesperrt.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 22.

Bremen, Sonntag den 15. März 1840.

Gestorben:

Nro. 234. Den 11. März. Der Bleicher Windler Bollmann, 72½ Jahr; Steinthorssteinweg Nro. 43.

— 235. Den 11. — Der Maler Christ. Phil. Theod. Ernst, 24 Jahr; große Johannisstraße Nro. 127.

— 236. Den 11. — Des Schornsteinfegermeisters Friedr. Moritz Genzel Sohn, 1½ Jahr; Balgebrückstraße Nro. 6.

— 237. Den 11. — Des Arb. Hans Heinr. Conrad Sprute Sohn, 1½ Jahr; Fedelhören Nro. 25.

— 238. Den 11. — Des Miethkutschers Ernst Christ. Daniel Baumgarten Ehefr., geb. Heilshorn, 54 Jahr; Balgebrückstraße Nr. 30.

— 239. Den 12 — Der Maurergesell Andreas Castendieck, 32 Jahr; auf dem Brink.

Nro. 240. Den 12 März. Der Landmann Henrich Koehler, 68 Jahr; auf dem Brink Nro. 13.

— 241. Den 12. — Des Cigarrenmachers Joh. Haeger Tochter, 3 Jahr; kl. Krummenstraße Nro. 35.

— 242. Den 13. — Des Graveurs Hinrich Gerhard Buschmann Tochter, 7 Monat; gr. Johannisstraße Nro. 220.

— 243. Den 13. — Des verst. Tonnenmachers Joh. Conrad Wilkens Wittwe, geb. Cordes, 61 Jahr; Weerder Nro. 6.

— 244. Den 13. — Des Arb. Herm. Faber Tochter, 3 Wochen; Hastedt Nro. 51.

— 245. Den 13. — Hinrich Lohmann, 10 Wochen; Buntenthorssteinweg Nro. 127.

Geburten:

Nro. 323. Den 8. März. Ein Knabe — Buntenthorssteinweg Nro. 219.

— 324. Den 10. — Des Weißgerbers Wichmann Goosmann Ehefr., geb. Geerken, vorm Stephanikirchhof Nro. 9; von einem Mädchen.

— 325. Den 10 — Des Cigarrenmachers Jacob Friedr. Heinr. Lürßen Ehefr., geb. Hugo, Runken Nro. 21; von einem Knaben.

— 326. Den 10. — Des Schuhmachers Friedr. Heinr. Wilhelm Dammann Ehefr., geb. Pengel, Rolandstraße Nro. 14; von einem Knaben.

— 327. Den 11. — Ein Knabe — Stangen-Hof N. 6.

— 328. Den 11. — Des Cigarrenmachers Joh. Christ. Castendieck Ehefr, geb. Lange, Kirchenstraße Nro. 20; von einem Knaben.

— 329. Den 11. — Des Schneiders Heinr. Philipp Gröning Ehefr., geb. Müller, Stangen-Hof Nro. 5; von einem Knaben.

Nro. 330. Den 11. Mrz. Des Kaufmanns Ludw. Friedr. Kalkmann Ehefr., geb. Kessler, Contrescarpe; von einem Knaben.

— 331. Den 11. — Des Zimmergesellen Joh. Carl Gottlieb Wartenberg Ehefr., geb. Spohler, hinterm Paulsberg Nro. 16; von einem Knaben.

— 332. Den 12. — Des Cigarrenmachers Christ. Heinr. With. Garde Ehefr., geb. Plümer, Bauernstraße Nro. 1; von einem Knaben.

— 333. Den 12. — Des Schneidermeisters Joh. Friedr. Küffner Ehefr., geb. Henseler, Buchtstraße Nro. 43; von einem Knaben.

— 334. Den 12. — Ein Mädchen — Walldammstraße Nro. 19.

— 335. Den 12. — Des Tonnenmachers Heinr. Wilh. Otto Ehefr., geb. Flacke, Bleicherstraße Nro. 8; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 76. Der Dr. med. Eugen Julius Bastian und Meta Henriette Amalia Biedenweg, Beide von hier.

— 77. Der Korbmacher Friedr. Heinr. Kleinsorge zu Mohr, Amts Bruchhausen, und Margar. Marie Sophie Haarde, daselbst.

— 78. Der Polizeidiener Joh. Nicol. Krülle hieselbst und Anna Behrens zu Woltmershausen.

— 79. Der Knochenhaueramtsmeister Martin Anton Friedr. Falckenburg und Anna Gesche Giesken, Beide von hier.

— 80. Der Tabacksfabrikant Heinr. Wilkens und Anna Maria Elisab. Dircks hieselbst.

— 81. Der Schlosser Johannes Anton Wegener zu Walsrode und Maria Eleonore Greve, daselbst.

— 82. Der Böttger Klaus Detlev Spahr zu Segeberg und Trine Margar. Meier aus Lankenau.

— 83. Der Cigarrenmacher Joh. Friedrich Philipp Fuchs und Friederike Dorothea Reinken hieselbst.

— 84. Der Zimmermann Joh. Jacob Oesemann und Margar. Mecklenburg, Beide von hier.

— 85. Der Blechenschläger Gätje Boschen und Anna Maria Thiele, Beide von hier.

— 86. Der Lichtzieher Johann Albert Reinecke hies. und Dorothea Bödjer aus Lankenau.

Nro. 87. Der Küper Friedr. Gottlieb Meye und Anna Christ. Margr. [illegible] Wildeshausen.

— 88. Der Cigarrenmacher Henricus Bever und Johanne Eleonore Wink Friche, aus Delmenhorst.

— 89. Der Arb. Wilh. Rud. Kielenbeck [illegible] Marahrens, Beide von hier.

— 90. Der Fuhrmann Conrad Heinr. Kl und Anne Sophie Marie M lef aus Haendorf.

— 91. Der Handschuhmacher Joh. Hei Pflüger u. Auguste Elise R ling, Beide von hier.

— 92. Der Schweineschlachter Heinr. h und Anna Elisabetha H Dietenhan.

— 93. Der Cigarrenfabrikant Carl, Wi und Sophie Charlotte Fiege, hier.

— 94. Der Auflader Dierk Heinrich Dö Beta Wendt, Beide von hie

— 95. Der Tischler Joh. Friedr. Ludw. L Leese, Amts Stolzenau, u. C Charlotte Grau zu Estorff.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 23.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 19. März 1840.

Noch viel Verdienst ist übrig. Auf, habt es nur!

Klopstock.

* Probe aus:

Sechs Jahrhunderte aus Gutenberg's Leben.

Von

Dr. Franz Dingelstedt.

1840.

(Beschluß.)

Was schleuderst Du hernieder Deinen Hohn
Auf ein Jahrhundert, das Du nie begriffen,
Das keinem gleicht von denen, die entfloh'n?
Sei's daß wir auf des Zweifels Felsenriffen
Uns festgerannt und innerlich zerspalten
Von dannen zieh'n auf todesfrohen Schiffen;
Wir folgen doch des Geistes Allgewalten,
Am Steuer steht als Lootse der Gedanke
Und FREIHEIT heißt der Pol, auf den wir halten!

Uns kümmert's nicht, ob um uns schwindelnd wanke
Was einst gewesen, ob in Schutt und Staube
Zusammenstürze jede alte Schranke;
Der heil'ge Geist in uns ist keine Taube,
Versöhnlich schattend mit den weichen Flügeln,
Im Mund ein Blatt von grünem Friedens-Laube;
Ein Adler ist's, der, los von allen Zügeln,
Zur Sonne schießt, nicht mehr von ihr geblendet,
Um auszuruhn auf ihren letzten Hügeln.
Ihr Heiland ward jedweder Zeit gesendet,
Ein eigener, und ihr ein Ziel gegeben,
Nach dem sie ringt, ob ganz, ob halb vollendet.
Ihr schriebt in Münstern nieder Euer Leben,
In Stahl und Eisen gingen die gerüstet,
Ein Thron, ein Kreuz war jener And'ren Streben.
Uns hat noch einer neuen Frucht gelüstet,
Und and're sind die Waffen, sind die Thaten,
Als jene, darin Eu're Zeit sich brüstet.
Verlassen steh'n die heimischen Penaten,
Die Scholle heißt uns nicht mehr Vaterland,
Und statt nach Stämmen zählen wir nach Staaten.

Ein schneidend Schwert liegt blank in unsrer Hand,
Die schärfste Wehr, die je ein Held geschwungen,
Das Wort, das die Idee sich frei erfand.
Du selber bist ein Mann der Neuerungen,
Und unser Demiurg ward Deine Presse,
Der Mächte mächtigste, weil nie bezwungen.
Hörst Du sie pochen, die Dämonen-Esse,
Und wie es drinnen glüht von den Geschossen,
Den Pfeilen für die neuen Herkulesse!
Wähnst Du, vergebens sei das Blut geflossen
Von Tausenden, die für ihr Zion starben,
Eh' sie den Honig Kanaans genossen?
Zähl' auf den Stirnen des Gedankens Narben
Und, tiefer als von Schwertstreich, jene Wunden,
Die roth-getränkt des Banners Siegesfarben!
Krank ist die Zeit; doch, glaub's, sie muß gesunden,
Nicht Alter fällt aus ihren schweren Wehen,
Nein, Jugend, so an Altes noch gebunden.
Einst zog's die Väter, die wir nicht gesehen,
Nach Osten hin zu Salems frommen Zinnen,
Und wo auf Golgatha die Kreuze stehen;
Wohlan! Auch uns ist etwas zu gewinnen,
Und ist's kein Grab, das man uns weggenommen,
So ist's ein Hort, ein Heiligthum nach Innen.
Wir sind, wie sie, berufen und gekommen,
Des Herren Krieger, doch in neuem Zeichen,
Und unsre Oriflamme ist entglommen.
Ob wir an's Land, an das gelobte, reichen,
Ob auf dem Zuge unsre Besten sterben?
Wir wissen's nicht, — nur, daß wir nimmer weichen!
Uns schickt das Feld nicht, das wir friedlich erben,
Wir wandern aus, ein neues zu entdecken,
Das unser ist, dieweil wir's uns erwerben.
Siehst Du es wimmeln auf den weiten Strecken,
Am Strand von Fahnen, auf dem Meer von Segeln,
Und also fort bis in die fernsten Ecken?
Hoch drüber schwebt ein Heer von Sturmes-Vögeln,
Sich an die Taue klammernd, an den Mast,
Gedanken ähnlich, ledig aller Regeln,
Gedanken, ja! die Du beflügelt hast,
Daß sie lebendig eine Welt umschwingen,
Hinflatternd sonder Widerstand und Rast.
Hohl geht die See; sie wird uns nicht verschlingen,
Und thäte sie's, die Vögel fliegen weiter,
Um die Idee unsterblich fortzubringen.
Ade, du Vaterhimmel, blau und heiter,
Ade, Geliebte! dort auf hohem Söller;
Gott will es!! Drum heran, ihr Brüder-Streiter,
Vom Ufer donnern nach die Abschieds-Böller!

Ein preußischer General-Feldmarschall.

(Beschluß.)

Der Oberst antwortete darauf nicht, sondern gab Befehl zur Vorführung des Angeklagten.

„Ich kenne meinen Bruder; er wird, um mich zu retten, sich selber des Mordes anklagen! Aber hört, was ich Euch sage: Ich, und niemand weiter ist die Mörderin des Schweden! Und so Ihr unschuldiges Blut vergießt, so wird Euch die Rache des Himmels ereilen, sowohl hier, wie Jenseits."

„Amen!" rief der Oberst. „Wir sind keine Heiden! Beruhige Dich; ist Dein Bruder unschuldig, so soll ihm kein Haar gekrümmt werden."

Der junge Schurzmeier ward vorgeführt. Für einen Soldaten mußte der Anblick des jungen Mannes eine wahre Augenweide sein, denn er war, bei einer Größe von mehr als sechs Fuß, breitschultrig und muskulös. Aus seinen Augen strahlte eine Kühnheit, die selbst der augenscheinlichsten Todesgefahr Trotz bot. —

Furchtlos, ohne Stocken, erzählte er den wahren Hergang der Sache, wollte sich jedoch nicht als vorsätzlicher Mörder betrachtet wissen, da, wie er behauptete, nur Nothwehr und Bruderpflicht ihn zum Gebrauch der rohen Waffe gezwungen, er jedoch keineswegs die Absicht gehabt hätte, seinen Gegner zu tödten.

„Was entgegnest Du darauf, Dorothea?" fragte der Oberst.

„Er lügt! Glaubt ihm nicht! Liebe ich etwa mein Leben so wenig, daß ich ohne Grund es hingeben würde? Ich, ein lebensfrohes Mädchen, noch im Lenze meiner Jahre? Er will sich für mich opfern, glaubt ihm nicht!" rief das Mädchen.

„Schwester! rief der Erbleichende. „Schwester, ich verstehe Dich! — O, meine gestrengen Herren," wandte er sich an das Auditorium; „sie ist kein gewöhnliches Weib! in diesem zarten Körper wohnt ein starker, männlicher Geist! Sie wird sich schuldig bekennen, so sehr ich auch läugne; aber, so wahr Gott lebt, verurtheilt Ihr sie, so habt Ihr eine Unschuldige auf dem Gewissen!"

Die Offiziere waren von ihren Sitzen aufgesprungen und flüsterten leise mit einander. Nach einigen Minuten war die Berathung beendigt.

„Man führe die Delinquenten in den Kerker zurück und sorge für einen Geistlichen, der ihnen die Köpfe zurechtsetzt. Ihr Halsstarrigen," fuhr der Oberst das Geschwisterpaar im verstellten Zorne an, „wir geben Euch drei Tage Bedenkzeit; gesteht Ihr dann die Wahrheit nicht, so werden wir die scharfe Frage an Euch richten lassen!"

Das Geschwisterpaar wurde abgeführt.

Da wirbelte der Generalmarsch durch Rathenow's Straßen; ein Adjudant riß die Thür auf: „Der Dörflinger mit den Brandenburgern ist an den Thoren!" rief er in den Saal hinein.

„Der Dörflinger! Der Dörflinger!" hallte es durch die Straßen. Kanonendonner erdröhnte. — Die Offiziere eilten hin zu ihren Fahnen.

Der Ueberfall von Rathenow war für die bis jetzt siegreiche schwedische Armee, die unter Gustav Adolph und seinen tapfern Generalen Europa zittern gemacht hatte, der Wendepunkt ihres lang behaupteten Ruhmes, denn durch diesen wohlersonnenen und klug geleiteten Ueberfall, wodurch eine große Truppenabtheilung des schwedischen Heeres vernichtet, und von der Hauptarmee, die sich bei Fehrbellin gelagert hatte, abgeschnitten wurde, ward es dem großen Kurfürsten möglich, die berühmte feindliche Infanterie mit seiner von forcirten Märschen übermüdeten Reiterei, völlig auf's Haupt zu schlagen. Nächst Friedrich Wilhelm gebührt dem tapfern General Dörflinger der Lorbeer des 18. Juni 1675; ein Tag, der in den Annalen der preußischen Geschichte als Stern erster Größe glänzen wird, denn weithin durch die Länder Europa's verbreitete sich der Ruhm der märkischen Waffen.

Am Morgen nach dem glorreichen Tage zog der alte Dörflinger an der Spitze seines Generalstabes, mit klingendem Spiele, unter dem feierlichen Geläute der Glocken und unter dem Jubelgeschrei der Volksmenge, in Rathenow ein. Die Straßen, durch die er seinen Weg nahm, waren mit Blumen bestreut, die Häuser bekränzt und Alles in festlichem Schmucke. Vor dem Stadthause empfing ihn der Bürgermeister, umgeben von den Rathsherren, mit einer wohlgesetzten Rede, worin er ihn den Befreier des bedrückten Vaterlandes nannte. Der greise Feldherr aber entblößte sein schneeweißes Haupt, richtete den frommen Blick nach oben und entgegnete: „Nicht mir, sondern Gott allein die Ehre!" — Da stürzte Alles nieder zum brünstigen Dankgebete.

Derselbe Saal, der uns am verwichenen Tage noch das ernste Schauspiel einer Gerichtsscene bot, war jetzt mit allen erforderlichen Geräthschaften zu einem großen Gastmahle versehen, das man dem Feldherrn zu Ehren veranstaltet hatte. Der General nahm seinen Platz an der Tafel ein, hob den silbernen Ehrenpokal in die Höhe und leerte ihn auf das Wohl des Kurfürsten und des Landes.

Ein Toast jagte den andern; in der Zwischenzeit schilderte der Bürgermeister die Bedrükkungen der Schweden, oder es erzählte auch wohl einer der Offiziere einzelne Züge der Tapferkeit, an denen es in der zuletzt gelieferten Schlacht nicht fehlte.

Da ertönte plötzlich ein lang anhaltendes Jubelgeschrei von dem Marktplatze zum Saale herüber. Der alte Dörflinger, mit ihm der größte Theil der Anwesenden, verließen die Tafel und eilten an die Fenster, wo sich ihnen ein eigenthümliches Schauspiel darbot. Fünf Personen lagen sich in den Armen. Eine unübersehbare Volksmenge umgab diese Gruppe, warf die Mützen hoch in die Luft und sendete ein lautes, donnerndes Vivat gen Himmel.

„Was bedeutet dies?" fragte der Feldmarschall den neben ihm stehenden Bürgermeister.

„Ach, das ist die Familie Schurzmeier! Haben wir doch in der Freude unsers Herzens der beiden Gefangenen ganz und gar vergessen, die nun von der Bürgerschaft, ohne erst die Erlaubniß des Magistrats abzuwarten, befreit worden sind."

Der General ließ sich das, was der Leser bereits weiß, erzählen.

„Ich möchte dies heldenmüthige Geschwisterpaar wohl kennen lernen," äußerte er.

„Euer Excellenz brauchen nur zu befehlen, so können sie augenblicklich vor Dero Gnaden erscheinen!" rief der Bürgermeister.

„Sie, und die Ihrigen mit ihnen," ergänzte der General.

Der Wunsch des Feldmarschalls wurde der Familie Schurzmeier mitgetheilt; als die Bürgerschaft ihn vernahm, vergrößerte sich der allgemeine Jubel. Auf den Schultern einiger Jünglinge wurde das Geschwisterpaar, so sehr sie sich auch sträuben mochten, nach dem Rathhause getragen.

„Wer ist denn nun von Euch Beiden der eigentliche Schwedenvernichter?" wandte sich der General an das junge Mädchen.

Dorothea erröthete und wies auf ihren Bruder.

„Also der Großgewachsene da! Nun, Bursche, Du scheinst das Herz auf dem rechten Flecke zu tragen! Aber, Du kleiner Satan, warum hast Du das nicht gleich eingestanden?"

„Der Bruder ist die dereinstige Stütze meiner Eltern, sein Tod hätte ihnen ein elendes Alter bereitet; an mir ist weniger gelegen; das dachte ich, als mir von den Lippen des Obersten die Gewißheit wurde, daß der Schuldige keine Gnade zu erwarten habe," entgegnete Dorothea. „Uebrigens," fuhr sie fort, „bin ich auch die eigentliche Ursache des Todtschlagens, und wäre, hätte ich die Wahrheit eingeräumt, die Mörderin meines guten Bruders geworden."

„Ich wünsche Euch Glück zu solcher Tochter!" wandte sich der Feldherr an Dorotheas Eltern. „Sie verdient die Hand eines wackern Mannes. Laßt mich für ihre Zukunft Sorge tragen, ihr ein zweiter Vater sein! Mädchen, möchtest Du mich wohl als solchen anerkennen?" fragte er die vor ihm knieende Jungfrau.

Statt aller Antwort zog sie seine Hand an die Lippen. Da beugte sich der lächelnde Greis zu ihr herab und drückte einen väterlichen Kuß auf ihre Stirn.

„Was sagt Ihr, Herr v. Quitzow, zu dem Heldenmuthe dieser Dirne?" fragte Dörflinger einen neben ihm stehenden Major.

„In der That, für eine Schneidertochter hat sie mehr denn zu viel Courage!" lachte dieser.

„Oho, verachtet mir die Schneider nicht!" rief der Generalfeldmarschall, die Augenbraunen zusammenziehend. — „Apropos!" wandte er sich zu dem alten Matthias Schurzmeier, „wohnt Er nicht in der Pluderhose?"

Matthias starrte den Frager mit offenem Munde an und nickte mit dem Kopfe. Das Erstaunen, wie es möglich sei, daß ein so berühmter Feldherr den Namen seines Häuschens wissen könne, hatte den alten Mann sprachlos gemacht.

„Erinnert Er sich wohl noch eines Schneidergesellen, der mit Ihm vor einigen vierzig Jahren auf Rathenow zuging, aber nicht über die Havel kommen konnte, weil es ihm am Gelde gebrach, das Fährgeld zu bezahlen? Nun, so rede Er doch."

„Euer Excellenz hat ganz Recht; ich erinnere mich dieses Gesellen! Er warf sein Felleisen in den Strom und ging zu den Schweden über. Es war in demselben Jahre, wo Magdeburg von Tylly erobert wurde."

„Richtig! Nun, aus dem Burschen wird auch wohl nichts Gescheidtes geworden sein." —

„Das glaube ich selbst, Euer Gnaden. Ein Taugenichts war er damals schon! Warf so, mir nichts, dir nichts, seine Sachen in die Havel, und das schöne Bügeleisen dazu!"

„Nehme Er sich in Acht, Meister!" drohte der General. „Der Schneidergesell könnte hier zugegen sein, und Ihm den Taugenichts schwer eintränken!"

Der alte Schurzmeier blickte furchtsam umher.

„Erschrecke Er sich nur nicht!" lachte der Generalfeldmarschall. „Es soll Ihm, so lange ich zugegen bin, kein Haar gekrümmt werden. — Meine Herren!" wandte er sich darauf zu seinen Offizieren. „Ich mache mir eine Ehre daraus, es der Welt wissen zu lassen, daß der Generalfeldmarschall Dörflinger ein ehemaliger Schneidergesell ist; derselbe, welcher mit Ihm, Meister, auf Rathenow zuging, als Er die Eier von Seiner Liebsten in einem Wischtuche nach Hause trug. Und somit ist Euch denn das Geheimniß meiner Herkunft, worüber sich mancher unter Euch Herren den Kopf vergeblich zerbrach, enthüllt."

Alles schwieg; nur der junge Schurzmeier trat kühn hervor und sprach den Wunsch aus, Soldat zu werden.

„Bravo, Bursche!" rief der Dörflinger. „Wenn Du auch kein Marschall werden solltest, so wird doch ein tapferer, seinen Fürsten liebender Brandenburger aus Dir werden! — Und nun, meine Herren, haben Sie die Gefälligkeit, mit mir auf das Wohl des löblichen Schneidergewerks anzustoßen!"

Der alte Dörflinger suchte für Dorothea einen angesehenen Mann nach ihrem Herzen aus, sorgte für eine so reiche Morgengabe, wie sie der Adoptivtochter eines Generalfeldmarschalls geziemt, und verlebte seine glücklichsten Stunden im Kreise dieser, ihm zur ewigen Dankbarkeit verpflichteten Familie.

Das Karnevalsfest der Künstler in München.

Das Fest, durch welches die Münchner Künstler am diesjährigen Karneval Theil genommen, gehört, obschon es den bescheidenen Titel eines Maskenzuges führt, zu den Erscheinungen der Zeit, ist eines der Ergebnisse von der romantischen Bewegung unseres Jahrhunderts. Von ihr haben wir den Geist jeder Dichtung ergriffen gesehen, und wir danken ihr die volksthümlichsten Ergüsse derselben; wir haben sie im Gebiet der bildenden Kunst in der Wahl mittelalterlicher Stoffe und sogar der Annahme der gleichzeitigen Kunstformen erlebt, und zum Theil herrscht sie

da noch; sie hat sich zuletzt des Lebens selbst bemächtigt, und unsere Großen und Reichen beziehen statt der italienischen Sommerwohnungen alte Ritterburgen. Dem Künstler, dem in Farbe und Form Alles wirklicher erscheint, als dem Dichter, der es mehr mit der geistigen Erscheinung zu thun hat, liegt der Wunsch nahe, einmal selbst in dem Leben drin zu stehen, dem er so oft den Schein der Existenz geliehen (wie, um ein verwandtes Beispiel zu nennen, die Genremaler bei ihren Streifereien im Gebirg so gern die Tracht der dortigen Landleute annehmen), um so mehr, als er mit Wohlgefallen an den Aeußerungen desselben hängt. So ist also aus dem aus der Gesammtrichtung der Gegenwart erfolgten Bedürfniß der Künstler, einmal die Zeit zu sein, für die man sich bildend und betrachtend mit so vieler Liebe interessirt, die Idee des Festes zu erklären, die alle Theilnehmer mit so großer Lust erfüllt, die allen Zuschauern als ein seltenes, bedeutungsvolles Schauspiel, als ein ergreifendes Kunstwerk eigener Weise sich dargeboten hat.

Dazu kam ein zweiter Umstand, der der dichterischen Künstlernatur nicht weniger entsprechend ist, als der erste ihrer bildnerischen. Wenn der Mensch, nämlich der poetische, zu Bezeichnung der Seelenvorgänge und Gemüthsbewegungen nach entsprechenden Bildern aus dem Reich der Phantasie, oder der Natur, oder der Vergangenheit sich umsieht, die alten Griechen z. B. den Endymion wählten, um den Tod, die alten Christen den Jonas, um die Auferstehung zu bezeichnen u. s. w., so ist es natürlich, daß die Münchner Künstler, für den Ausdruck ihrer freudigen Anerkennung der Verdienste des Königs von Bayern, nach einer gleichbedeutenden Erscheinung sich umsahen. So tritt ihnen denn der ritterliche Kaiser Maximilian als Schutzherr der Kunst entgegen, und mit ihm die ganze, durch Kunst und jede Lebensregung gehobene Zeit; und indem sie Erscheinungen, wie ihn, Albrecht Dürer, Peter Vischer u. s. w. festhalten, entwickelt sich ihnen eine ganze reiche, aber gegliederte und anschauliche Welt, in der sie sich sogleich heimisch fühlen, und die Alles ausspricht, was sie zur Darstellung des durch die Förderung der Kunst beglückten Lebens bedürfen.

Es blieb nur noch übrig, die einzelnen Glieder zu ordnen und zusammenzufügen, und da diesem Bedürfniß obenein die Sage von Festlichkeiten entgegenkam, die die Stadt Nürnberg dem Kaiser Maximilian bei einem Besuch veranstaltet hatte, so waren nun hinlängliche Materialien gefunden zum Vollenden des Ganzen. Das Verdienst, dafür mit Geist, Verstand, Studium, Geschmack, und vor Allem mit unermüdetem Eifer gearbeitet zu haben, gehört den von der Gesammtheit an die Spitze der Unternehmung gestellten Künstlern, den Malern Jos. Petzl, Monten, Foltz, C. Braun, Bernhard, Tröndlin, Seibertz und Wittenbach. Ein ebenfalls anzuerkennendes Verdienst haben sich der Maler Felix v. Schiller mit zwei Festliedern, und die Kapellmeister Lachner und Stunz durch die Composition derselben, und Kunz, Musiker, durch seine Festmärsche erworben.

Das Fest zerfiel seiner Natur nach in zwei Abtheilungen: das eigentliche Ziel war das Banket, den Weg dahin nahm man — dem schaulustigen Publikum zu Liebe — in wohlgeordnetem Zuge durch das erleuchtete, menschenerfüllte Schauspielhaus, nach dem Odeon.

Dieser Zug nun bestand aus drei Hauptabtheilungen, von denen die eine das Nürnberger Bürgerthum mit dem Kunstleben, die andere den Kaiser mit seiner Umgebung darstellte, und von denen die dritte, zur Schilderung der Zeitphantasien, eine Mummerei enthielt. Alle einzelnen Züge waren durch Tracht und Waffen, durch Schmuck

und Geräthschaften, und wo es die Geschichte unterstützte, durch namhafte Charaktere ausgezeichnet. Unter Festmusik traten zuerst die Zünfte ein, eine jede mit Insignien und Standarten, Emblemen, Werkzeugen, Produkten; von allen Lehrjungen, Gesellen und Meister, mit bunten Kränzen das Haar geschmückt, in reichster Mannigfaltigkeit und größter Wahrheit, so daß auch alle Gestalten und Physiognomien jedem Handwerk genau anpaßten. Richtig charakterisirte es jene sanglustige Zeit und Stadt, daß allen vorauf die Meistersänger gingen, mit Lorbeerkränzen um's Haupt, die Laute auf dem Rücken, ihren Altmeister Hans Sachs in ihrer Mitte. Sie vertheilten beim Kommen wie beim Gehen zwei von seinen für das Fest bestimmten Gedichten, von denen das eine das alte München von 1500 schildert und die Ursachen der eigenen Wiederkehr in's jetzige angiebt, unter denen vornehmlich der Umstand hervorgehoben ist, daß er auf seiner Wanderschaft durch's Reich in München bei den Meistersängern gute Aufnahme gefunden und daselbst seinen ersten Bar (Meistergesang) gedichtet hat (wie er bekanntlich selbst in seinen Werken berichtet). Das andere, „wie Hans Sachs wieder Abschied nahm," werden wir weiter unten vollständig mittheilen. In mannigfaltiger ergötzlicher Abwechselung folgten sich die Zünfte der Bader, der Schäffler und Brauer, Metzger und Bäcker, Wachszieher und Lebkuchner, Schuster und Schneider, Damast- und Tapetenwirker, Schreiner und Dreher, der Wagner und Hufschmiede, der Schwertfeger und Waffenschmiede, der Armbrust- und Büchsenmacher, der Uhrmacher und Schlosser, der Buchdrucker und Formschneider, der Silber- und Goldschmiede, der Kupfertreiber und Ornamentschneider, der Gelb- und Rothgießer, an ihrer Spitze der alte Meister Peter Vischer mit seinen fünf Söhnen, das treue Ebenbild des in St. Sebald zu Nürnberg aufgestellten Originales; der Maurer und Zimmermeister, endlich der Maler und Bildhauer, bei denen Albrecht Dürer, begleitet von seinem Lehrer Michel Wohlgemuth und dem Bildhauer Adam Krafft, den Schluß machte. Ihm wurde das von Maximilian ihm verliehene Wappen, drei silberne Schilde auf blauem Grunde, das inzwischen hier das allgemeine Künstlerwappen geworden ist, vorangetragen. Nürnberger Patrizier mit ihren Frauen, unter Voraustritt der Bürgermeister, Räthe und Schreiber, beschlossen auf eine glänzende Weise diesen höchst charakteristischen Zug, über dem der Geist des Friedens zu schweben schien.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Staatsregeln des Naturrechts.

(Eingesandt.)

Die Monarchen haben ihr Recht und ihre Verbindlichkeit zur Regierung, nur durch den Unterwerfungs-Vertrag mit dem Volke. Ihr Recht ist ein jus personalissium.

Ist eine Successional-Ordnung vorhanden, so geht der neue Monarch den Unterwerfungs-Vertrag durch Uebernahme der Regierung, schweigend ein.

Will er denselben nicht eingehen so darf er dieses erklären, und sein Nachfolger tritt für ihn ein.

* Neuerungssucht.

(Eingesandt.)

Um Vortheils willen geben sich Einige Mühe, die aus der Mode gekommenen Reifröcke und den im Abgrunde gefesselten Teufel aufzuwecken und zu entfesseln, letztern zu zeigen und herum zu führen: daher man sie Teufelszieher nennen wird.

(Sehr mistisch das!) Der Setzer.

Miszellen.

Die großen weißen Wolfshunde, die man aus Ungarn bekommt, sind bekannt. Man hält sie in den Schäfereien nicht allein, sondern auch

als Wächter in den Gehöften. Ihre Stärke, besonders aber ihre Kraft im Gebiß ist bewundernswürdig. Es kommt jedoch viel darauf an, daß die Race ächt und rein erhalten ist, alsdann überwindet ein ausgewachsenes Thier der Art den Wolf. Ich habe in Siebenbürgen ein solches gesehen, das schon drei Wölfe getödtet hatte, und das, obgleich alt und zahnlos, dennoch so von diesen Bestien gefürchtet wurde, daß es zwei derselben, die in die Schäferei einbrechen wollten, mit seinem Gebell verscheucht hatte. Denn sein Instinkt hatte den Hund dem Kampf mit den Wölfen ausweichen gelehrt, und dennoch hatte er sie durch kluges Manöveriren zu entfernen gewußt. In Nieder-Ungarn hält man fast in jedem Hause einen oder zwei solcher Hunde, die aber meistentheils schon verbastardirt sind, obgleich sie noch ihre weiße Farbe haben. Fußgänger, die durch ein Dorf gehen, sind übel daran, und sie werden stets von einer Meute verfolgt. Das einzige Mittel, von ihnen nicht angegriffen und unvermeidlich zerrissen zu werden, ist: keine Notiz von ihnen zu nehmen und ganz ruhig einen Stock hinter sich zu halten. Wer sich aber desselben zu ihrer Abwehrung bedienen wollte, der wäre verloren, denn er würde sie reizen, und durch den Ton des Bellens, den sie alsdann ändern, locken sie alle Hunde des Dorfes zusammen, denen auch ihre Eigenthümer in solchem Falle nur noch schwer wehren können. Mir sind diese Hunde jedesmal das treue Bild von Kritikern und Recensenten gewesen, denen man, ist man irgend klug, nur dadurch entgeht, daß man keine Notiz von ihren Anfällen nimmt.

Professor ** war bei dem Universitäts-Curator *** wegen angeblicher revolutionärer Grundsätze verklagt worden, die er in seinen Vorlesungen geäußert haben sollte. Er ward darauf zu demselben gerufen, nnd mit der Frage begrüßt: „Aber welche Fächer lehren Sie denn eigentlich?“ — Der Professor nannte dieselben, und unter andern auch „Erfahrungs-Seelenlehre, oder empirische Psychologie“. — Erfahrungs-Seelenlehre!“ — erwiederte der Curator — „Recht gut!“ — Aber empörerisch, empörerisch, Herr! Das unterstehen Sie sich nicht noch einmal!

---

* Dank.

Für die arme Christine Nürnberg sind ferner folgende milde Gaben eingegangen:

Von J. G. S. 24 Gr., von G. M. 36 Gr. von N. N. 2 Rt., von D. H. O. 2 Rt.

Im Namen des unglücklichen Mädchens auch diesen edeln, unbekannten Wohlthätern den besten Dank von der

Exped. d. Bürgerfreundes.

---

* Anzeige.

Einem geehrten Publiko, empfehle ich meine

Buch-, Stein- und Kupferdruckerei

so höflich als angelegentlichst, eine prompte billige Bedienung versprechend. Zugleich bringe ich meine bekannten

Verlags-Artikel,

die sämmtlich im täglichen Verkehr gebraucht werden, als: Wechsel, Anweisungen, Scheine, Connoissemente, Frachtbriefe, Declarationen, Vollmachten, Cigarren-, Tabacks-, Wein- und Waaren-Etiquetten, Einladungskarten, Rechnungen, Vignetten ꝛc. in gütige Erinnerung; dieselben sind zur Concurrenz-Begegnung zum Theil bedeutend im Preise herabgesetzt.

G. Jöntzen,

Seemannsstraße Nro. 2 nahe dem Domshof.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die

SCHNELL-POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 23 des Bürger-Freundes für 1840.

Donnerstag, den 19. März.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Der katholische Pfarrer Lutz in Mühlhausen im Elsaß hielt am Grabe des verdienten protestantischen Geistlichen Spörlin eine Rede, in welcher er, ohne sich auf eine Erörterung der kirchlichen Dogmen einzulassen, dem segensreichen Wirken des Verstorbenen die wohlerworbene Anerkennung zollte. Eine geheime „Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens" hat hierauf eine Schrift veröffentlicht und an den gemeinen Mann zu bringen gewußt, in welchem der edle Lutz auf das Empörendste mißhandelt wird. Das Ablehen dieser Parteimenschen ist offenbar darauf gerichtet, den Pöbel zum Fanatismus aufzureizen. Leider ist das Volk im Elsaß ungebildet genug, daß dieser Zweck hier und da wohl erreicht werden kann.

Wie es scheint, sind die Separatisten in Preußen nun doch andern Sinnes geworden. Auch der Pastor Wehrhan hat sich bekehrt und ist auf die Verwendung des Professors Hahn in Breslau, der ihm ein sehr gutes Lob ertheilte, wieder angestellt worden, hat aber das Versprechen ablegen müssen, sich aller separatistischen Umtriebe künftig zu enthalten. Professor Guerike in Halle hat seinen alten Posten gleichfalls wieder eingenommen. Es ist erfreulich, daß sich diese bedauerlichen Verirrungen wieder ausgleichen.

Am Faschings-Dienstage heirathete in Wien eine Gastwirthin mit Namen Ascher, außer den Linien Wien's, ihren Oberkellner, mit Namen Johann Mittwoch. Schade, daß diese Frau keine Schauspielerin oder Sängerin ist, sie könnte dann als Mad. Ascher-Mittwoch angekündigt werden.

Aus Frankreich.

Die Gazette de Picardie erzählt uns nachfolgende kuriose Geschichte: Vor einiger Zeit gab die Glocke zu Flessonville einen seltsamen, nie gehörten Ton von sich. Die Glocke schlug nicht die Stunde, sie rief auch die Kinder nicht wie sonst: zur Schule — das Alles war es nicht; der Ton war dumpf, ungewöhnlich in jeder Beziehung. Die Nachbarn laufen im Thurm hinauf: am Glockenklöppel hatte sich ein Mensch erhängt! Der Mann wird in die Höhe gehoben, losgebunden und kommt wieder zu sich, kurz er wird gerettet. Seitdem erzählt man sich weit und breit von nichts als dem wunderlichen Klöppel in der Glocke zu Flessonville.

Am 2ten März sind in einer der Pariser Kirchen 3 Brüder mit 3 Schwestern getraut worden.

Bis jetzt hatte man bloß maskirte Bälle, jetzt werden auch maskirte Concerte eingeführt. Herr Cluesman in Paris hat letzthin ein solches Morgenconcert gegeben; ein Titi spielte ein Flötensolo; ein Pierrot sang eine Arie aus Norma; ein schwarzer Domino trug eine Arie aus dem „Postillon", und umgekehrt ein Postillon eine aus dem „schwarzen Domino" vor.

Aus England.

Wir finden in den Times folgende Notiz, welche wir wörtlich übersetzen: „Die Erlaubniß, deutsche Opernvorstellungen (in London) zu geben, welche in früheren Jahren verweigert wurde, ist nun ertheilt worden. Am Ostermontage wird die Reihe der Vorstellungen beginnen. Sie werden gegeben von der besten Gesellschaft in Deutschland, welche Herrn Schuman angehört (belonging). Dieselbe wird unterstützt von Sternen erster Größe, nämlich Stoeckel-Heinefetter, Mademoiselle Faßmann, Hrn. Wild, Hrn. Droxler (wo weilt dieser Stern erster Größe in Deutschland?) und anderen. Vierzig Chorsänger begleiten denselben, so wie ein vollständiges Orchester, welches Ganz aus Darmstadt dirigirt. Durch diese Arrangements wird es möglich, achtzehn Opern zu geben, mit denen stets gewechselt werden kann, und allzuhäufige Wiederholungen wegfallen. Die Vorstellungen finden statt im St. James (Prince's) Theater. Herr Bunn hat die Leitung und Oberaufsicht (Management) angenommen." — So steht in den Times. In deutschen Blättern ist zu lesen, „der Entrepreneur Herr Schumann habe unter Andern die Mlles. Löwe und Lutzer, und die Herren Tichatscheck und Staudigl engagirt."

Zu Doone in Irland starben letzthin an Einem Tage und wurden in dasselbe Grab gelegt: J. Nolan, 114 Jahre alt, und seine Frau, 105 Jahre alt.

Die rechte Hand der Königin von England ist seit ihrer Vermählung übel dran. Bei und von jeder Deputation, welche am Throne erscheint, um Glückwünsche darzubringen, muß sie sich küssen lassen. Von der Universität Orford allein kamen 200 küßlustige Professoren, wobei der Universitätskanzler Wellington in der Staatsrobe vorküßte. Die Deputation des Gemeinderaths zu London bestand aus 190 Köpfen und die der Geistlichkeit war nicht minder stark. Der Prinz Albert hat dabei das Zusehen.

Aus Holland.

Der Provinzial-Gerichtshof von Holland hat kürzlich in einem Prozesse Urtheile gesprochen, dessen Details die höchste Erhebung der menschlichen Natur mit der tiefsten Verworfenheit in Berührung bringen. Ein Tapezier in Rotterdam, Namens Liatijf, hatte 6 Jahre mit seiner Frau die glücklichste Ehe geführt, als er die Bekanntschaft eines Dienstmädchens in dem Hause eines seiner

kunden machte. In dem Grade, wie diese neue Bekanntschaft inniger wurde, lockerten sich die Bande, die ihn an sein Weib knüpften; er wurde Vater eines uneyelichen Kindes und nun hatte die verbrecherische Mutter bereits so viel Einfluß auf ihn, daß ihre Einflüsterungen, seine Frau zu ermorden, bei ihm Gehör fanden. Eines Tages besuchte seine Concubine die Frau und beide begaben sich mit Ligtlyf auf den Boden des Hauses; dort schaut zufällig die Frau zum Dachfenster auf die Straße hinab; die Concubine giebt Ligtlyf einen Wink und er stößt das arme Weib vollends zum Fenster hinaus. Sie fällt vom dritten Stock auf die Straße, doch merkwürdiger Weise ohne sich lebensgefährlich zu verletzen. Obgleich fest überzeugt von dem Verbrechen ihres Mannes, sagt sie doch den zu Hülfe Herbeieilenden nichts davon, sondern giebt vor, daß sie ein Schwindel ergriffen hätte. Noch an demselben Tage verzieh sie ihrem Mörder unter der Bedingung, daß er seine verbrecherische Verbindung aufgebe. Die Eheleute versöhnten sich, und das frühere häusliche Glück schien wieder bei ihnen einzukehren; allein da bewog die Wuth getäuschter Hoffnung die Concubine, den Hergang der Sache den Gerichten anzuzeigen. Ligtlyf gestand alles. Sein edles Weib wankte auch jetzt nicht in ihrer engelgleichen Großmuth: im vollen Gerichtssaal that sie einen Fußfall vor den Richtern, und bat um Gnade für ihren Mann, der sie stets geliebt habe, bis er die Visser (so heißt das Dienstmädchen) kennen gelernt. Doch die Gerechtigkeit konnte sich hierdurch nicht bestimmen lassen und verurtheilte Ligtlyf und seine Mitschuldige zum Tode. Man glaubt, daß der König eine Milderung der Strafe werde eintreten lassen.

Aus Griechenland.

In Athen wurde im Sommersemester 1839 die theologische Facultät durch zwei Lehrer vertreten, es war dies der außerordentliche Professor Kontogonis, der besonders hebräische Alterthümer vortrug, und der Archimandrit Apostolides. — Die juristische Facultät vertraten vier Ehrenprofessoren: Sutzos, Pellikas, Rallis und Federz; drei außerordentliche Professoren: Argyropulos, Maurokordatos und Herzog; so wie noch zwei Privatdocenten: Strumpos und Kalligas. — Die medizinische Facultät zählte zwei Ehrenprofessoren: Lebadinus und Traiberz; sechs wirkliche Professoren: Olympios, Leukias, Kostis, Buros, Pallis und Maurokordatos. — Die philosophische Facultät besaß einen Ehrenprofessor: Manusis, Domnandos, Negris, Gennadios, Buris, Schinas, Landerer, Roß, Bambas und Ulrich; außerdem noch zwei Privatdocenten: Bendylos und Gilken. Die Stunden der sämmtlichen Vorlesungen fielen in die Zeit von Morgens 6 bis 10 Uhr und Nachmittags von 4 bis 7 Uhr.

Aus Polen.

In Moskau macht jetzt ein Virtuose Namens Kisoff Aufsehen, welcher mit vollstem Rechte der Paganini des Klaviers genannt wird. Er spielt nämlich Glöckchen-Variationen auf einer einzigen Taste (?) dieses Instrumentes, auf welcher er durch den verschiedenartigsten und rapidesten Anschlag der Finger die erstaunlichsten Töne und Melodieen hervorbringt. Der Künstler will sich zunächst in Petersburg Rubel und dann in Paris Lorbeern holen.

Aus den Vereinigten Staaten.

In New-York soll, nicht sehr glaubwürdigen Nachrichten zufolge, ein Gasthof mit unsichtbarer Bedienung sein, dessen ganze Einrichtung wie in einem verzauberten Feenschlosse erscheint. Man wird im Hause keinen Kellner oder sonstiges Personale gewahr. Der Gast setzt sich zu Tische, vor jedem Gedecke steht eine quasi Speisezetteluhr mit einem beweglichen Zeiger, welcher auf die gewünschte Speise gerichtet wird. Ein verborgener Mechanismus bringt den Teller durch eine Röhre in die Küche, wo die angezeigte Speise darauf gegeben und wieder in Vorgeschafft wird. Bei jedem Gedecke steht auch eine Blumenvase, an welcher bei zehn Pipen sich befinden, von jede eine andere Weingattung enthält. Der Gast dreht den Hahn und läßt den gewünschten Wein in sein Glas, und jede solche Umdrehung wird mittelst eines verborgenen Registrirwerkes für ein volles Glas geltend vorgemerkt. Wenn der Gast seine Rechnung wünscht, so zieht er einen Glockenzug und die Rechnung präsentirt sich bei der Versenkung auf einem silbernen Teller, der das Geld aufnimmt und sogleich auch den Empfangsschein präsentirt, welchen der Gast beim Weggehen dem Portier überreicht; denn ginge er ohne einen solchen weg, so müßte er doppelt so viel, gewöhnlich 5 Dollars bezahlen.

Mosaik.

In einer fashionablen Wiener Gesellschaft, wo [illegible] viel über Talleyrand und Canning, über Montegius und Bernstorf, über Hardenberg und Castlereagh u. s. w. gehandelt wurde, warf endlich Einer die Frage auf: „Wen, meine Herren, kann man mit Rechten den größten Staatsmann unserer Zeit nennen? — „Sie fragen mit Rechten" — erwiederte schmunzelnd ein ältlicher Herr — „und haben diesen etwas absoluten Ausdruck glücklich gewählt, denn beide Wörtchen beantworten Ihre Frage auf das Entschiedenste: sie nennen Ihnen den Staatsmann, einen der größten aller Zeiten, der immer Recht gewollt und gethan hat, dessen Name im hehrsten Glanz auf die späteste Nachwelt übergehen wird!" — Wie? die Worte „mit Rechten" hätten solche orakelmäßige Eigenschaft? — „Ganz gewiß! Erlauben Sie, daß ich die einzelnen Buchstaben derselben mit Ziffern bezeichne." Damit nahm der ältliche Herr ein Blatt und schrieb darauf:

M i t R e c h t e n.
1. 8. 3. 6. 2. 9. 10. 4 5. 7.

„So — nun stellen Sie diese Ziffern in die arithmetische Ordnung, und setzen unter jede den entsprechenden Buchstaben." — Man befolgte die erhaltene Weisung und bekam:

M e t t e r n i c h.
1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10.

Herrlich, herrlich! rief jubelnd die ganze Gesellschaft, herrlich und wahr! Lange noch lebe der Hort des Rechten, Oestreichs Stolz!

Als ein Homöopath Mehemed Ali seine Heilkunst als die einzige und wahre anpries, ließ dieser seinen General-Arzt rufen und jedem dieser beiden im Militair-Spital zwölf Pestkranke übergeben, damit ihre Thaten zwischen beiden richten sollten. Dem Homöopathen starben alle zwölf Kranke, dem General-Arzte genasen einige. Hierauf schenkte Mehemed dem Arzte einen kostbaren Ehrenpelz, dem Homöopathen aber ließ er die Ohren abschneiden, ein ähnliches Schicksal allen Glaubensgenossen desselben drohend, welche sich in Aegypten würden betreten lassen.

A. Daves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 23.

Bremen, Donnerstag den 19. März 1840.

Gestorben:

Nro. 246. Den 14. März. Der Kürschner Joh. Hinrich Jahns, 68 Jahr; Molkenstraße Nro. 60.
— 247. Den 14. — Der Arb. Joh. Christian Denker, 58 Jahr; Glockengang Nro. 6.
— 248. Den 14 — Der Kimmkermeister Werner Wilkens, 69 Jahr; Glockenstraße Nro. 1.
— 249. Den 14. — Des Schuhmachers Joh. Heinrich Matthes Sohn, 11¾ Jahr; Schnoor Nro. 10.
— 250. Den 14. — Des Küpers Caspar Dörbaum Ehefr, geb. von Mückenheim, 25 Jahr; Georgs-Hof Nro. 7.
— 251. Den 15. — Des verst. Arb. Johann Conrad Buse Wittwe, geb. Sassen, 79 Jahr; Hankenstraße Nro. 2.
— 252. Den 15. — Des Küpermeisters Joh. Hinrich Ast Ehefr., geb. Seidts, 37 Jahr; Bollwerk Nro. 30.
— 253. Den 15. — Die Näherin Christine Sievers, 43 Jahr; Jacobikirchhof Nro. 6.
— 254. Den 15. — Des Kaufmanns Johann Georg Poggenburg Ehefrau, geb. Meybohm, 29 Jahr; Tiefer Nro. 27.
Nro. 255. Den 16. März. Des verst. Arb. Hinrich Pape Wittwe, geb. Evers, 72 Jahr; Steinern-Kreuz Nro. 6.
— 256. Den 16. — Des Grobbäckers Herm. Diedrich Holtz Ehefr., geborne Meyer, 54 Jahr; Schüsselkorb Nro. 19.
— 257. Den 16. — Des Arb. Christ. Schnaars Ehefr., geb. Bellers, 58 Jahr; Paulsberg Nr. 28.
— 258. Den 17. — Gesina Thiestädt, 46 Jahr; Langenwieren Nro. 5.
— 259. Den 17. — Der Arbeitsm. Hermann Giesken, 54 Jahr; Schleifmühle Nro. 3.
— 260. Den 17. — Des Branntweinbrenners Joh. Christoph Behrmann Sohn, 18 Tage; gr. Annenstraße Nro. 15.
— 261. Den 17. — Des verst. Schlossermeisters Conr. Fehrmann Wittwe, geb. Boschen, 72 Jahr; Westerstraße Nro. 100.
— 262. Den 17. — Des Arb. Ernst Cassens Sohn, 2½ Jahr; Deetjen-Hof Nro. 1.
— 263. Den 17. — Des Pferdehändlers Carsten Dan. Prigge Ehef., geb. Bringmann, 48 Jahr; Steinthorsteinweg Nro. 69.
— 264. Den 18. — Der Lohndiener Anton Gottfried Diederichs, 65 Jahr; Wegesende Nr. 13.

Geburten:

Nro. 336. Den 13. Mz. Ein Knabe — Walldammstraße Nro. 8.
— 337. Den 13. — Des Arb. Friedr. Wilh. Nordhusen Ehefr., geb. Schildmüller, Buntenthorssteinweg; von einem Knaben.
— 338. Den 15. — Des Arb. Joh. Hinrich Kracke Ehefr., geb. Siems, Hastedt Nro. 99; von einem Mädchen.
— 339. Den 14. — Des Arb. Diedr. Kuhlmann Ehefr., geb. Schnebbe, Tiefer Nro. 29; von einem Mädchen.
— 340. Den 14. — Des Schönfärbers Carl Heinrich Frerichs Ehefr., geb. Bolland, Dechanatstraße Nro. 1 A; von einem Mädchen.
— 341. Den 14. — Des Cigarrenmachers Zacharias Ließ Ehefr., geb. Eschenfeld, Düsternstraße Nro. 7; von einem Mädchen.
— 342. Den 15. — Des Schneideramtsmeisters Andreas Krug Ehefr., geb. Korck, Gasthaus-Hof Nro. 1; von einem Knaben.
Nro. 343. Den 15. Mz. Des Arb. Hans Harm. Bellmer Ehefr., geb. Meyer, Fischerdeich Nro. 4; von einem Mädchen.
— 344 und 345. Den 15. — Des Stuhlmachers Friedr. Wendel Ehefr., geb. Zinke, Punkendeich Nro. 23; von Zwillings-Knaben.
— 346. Den 15. — Des Kunstdrechslers Wilh. Heinr. Diebel Ehefr., geb. Schultz, kl. Krummenstraße Nro. 17; von einem Mädchen.
— 347. Den 15. — Des Mäklers Joh. Heinr. Bergmann Ehefr., geb. Hasselmann, Grünenstraße Nro. 102; von einem Knaben.
— 348. Den 16. — Des Stuhlmachers Joh. Friedrich Evers Ehefr., geb. Steeneck, Fedelhören Nro. 31; von einem Mädchen.
— 349. Den 16. — Des Küpers Herm. Joh. Gottfr. Nicolaus Bathmann Ehefr., geb. Castendieck, Obernstr. N. 25 (Vorst.); v. e. M.
— 350. Den 17. — Des Segelmachers Reinhard Bobach Ehefr., geb. Behnken, Düsternstraße Nro. 58; von einem Mädchen.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 24.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 22. März 1840.

Sohn! werde, was du willst, im Staat;
Sei seines Schutzes werth durch deines Geistes Rath;
Durch deine Barke, die der fernsten Insel
Gewächse holt; durch deiner Flöte Ton;
Durch deinen Griffel oder Pinsel:
Nur werd' ein Biedermann, o Sohn! —

Abschied der Mutter von ihrem Sohne bei seiner Abreise nach Amerika.

Es jagt der Sturm dich über's Meer,
Du siehst des Vaters Grab nicht mehr;
Denk' an die treue Mutter!
Dich ruft die Welt, ihr bleibt der Schmerz,
Ihr Thränenblick schaut himmelwärts:
Denk' an die treue Mutter!

Du gehst allein, — Gott sei dein Hort! —
Vertrau' ihm stets, halt an sein Wort,
Denk' ans Gebet der Mutter!
„Gott! Vater auf des Himmels Thron',
Erhalte mir den fernen Sohn!"
So schluchzt die fromme Mutter.

Die Welt ist kalt, an Liebe leer,
Ein fremdes Wühlen um dich her; —
Du hast noch eine Mutter!
Die Schwermuth zeigt dir Noth und Tod, —
Wach' auf! blick in das Morgenroth! —
Dort liebt die treue Mutter.

Ach Sohn! ich zitt're vor Gefahr;
Nimmst du auch wohl die Schlingen wahr?
Sohn, denke deiner Mutter!
Sucht zum Gewinn, Sucht zum Genuß —
Die Vorsicht leite deinen Fuß!
Wie bangt das Herz der Mutter!

Sohn, lebe wohl! ich kann nicht mehr, —
Uns trennt fortan das weite Meer;
Gott tröste deine Mutter!
Sohn, sei ein Mann und werd' ein Mann,
Thu', was die Mutter wünschen kann,
Die liebevolle Mutter!

P.

Das Karnevalsfest der Künstler in München.

(Fortsetzung.)

Anders sah der zweite Zug aus, dem zwei Rotten Landsknechte angehörten und dem der Waf-

fenschmuck die vorherrschende Farbe gab. Zwar fehlte der Gegensatz auch hier nicht, und sowohl die reichgeschmückten Ritterfrauen, als die Pagen und Edelknaben waren Träger der Festlichkeit, Freude und Anmuth; aber unbedenklich machten die Leibwachen des Kaisers, die Schwertträger, das reisige, rüstige Jagdgefolge, vor Allen aber, außer der fast zu jugendlichen Gestalt des Kaisers, die in ächte Rüstungen alter Zeit gekleideten Ritter mit ihren Knappen den tiefsten Eindruck. Es waren edle, große, kräftige Gestalten mit festen Zügen, die hier als die Repräsentanten bedeutender Charaktere vor uns traten, und auf keine bessere Weise hätte man sich in die streitbare, kampflustige Zeit zurückversetzen können, als durch den Anblick dieses Ritterzugs. Ein ganz davon verschiedener, jedoch nicht minder bezeichnender Charakter war der des Kunz von der Rosen, der als des Kaisers lustiger Rath in seiner Nähe ging und nachmals viel zur Erheiterung der Gesellschaft beitrug. Er war ganz in Rosenroth gekleidet und belebte auf das Erfreulichste die etwas feierliche Umgebung der Majestät. In dieser sah man auch bedeutende Gelehrte und Schriftsteller der damaligen Zeit, als den Willibald Pirkheimer, die Historiographen und Dichter des Kaisers, Pfinzing, Treiz-Sauerwein u. A. Festlich gekleidete Ritter mit ihren Frauen beschlossen diesen Zug.

Der dritte endlich war ein eigentlicher Maskenzug im alten Styl, mit Narren und Allegorien der Narrheiten, wie wir sie aus Hans Sachs u. A. kennen. Wie Alles, so war auch hier die Musik, mit der die Mummerei einzog, im höchsten Grade charakteristisch und versetzte Einen sogleich in die zur Aufnahme einer Mährchenwelt mit allen Arabeskensprüngen nöthigen Stimmung. Drei Mächte feierten ihren Triumph hinter oder über der Welt, die mit so ernstem Ansehen an uns vorübergegangen. Voran die Liebe: Venus in Rosen gebettet, von Amoretten umgeben, in einer Rosenlaube, die als Wagen von einer großen Zahl von Verehrern, Dienern und Sklaven gezogen wurde, und denen in ziemlich unscheinbarem Aussehen Alte, Krüppel und Marodeurs und zuletzt der Doktor und Apotheker folgten. Die zweite Macht, der Wein, war durch Bacchus repräsentirt, der auf einem Weinfaß reitend, von Faunen gezogen, von Winzern und Schenken begleitet war, ein Bild ausgelassener Fröhlichkeit. Die Jagdlust war die dritte Macht, Diana auf einem abgehauenen Baumstamm sitzend; wilde Männer zogen ihren Wagen, Jäger und Waldmenschen bildeten mit allerhand Jagdzeug, mit Bäumen und Waldvögeln und in Hirsch-, Eber-, Wolfs- und andere Felle gehüllt, das groteske Gefolge. Narren sprangen hin und her und belustigten durch ihre possierlichen Geberden. Endlich folgte, die Quelle menschlicher Lustbarkeiten und Thätigkeiten, und die Möglichkeit ihrer Erschöpfung zu bezeichnen, ein silber- und goldhaltiges Bergwerk mit dem Berggeist und seinen Gnomen und Kobolden; Münzen, die hier auf dem Kopfe eines Drachen geschlagen und vom nachfolgenden Säckelmeister vertheilt wurden, erinnerten uns an das, was etwa beim Fest an andern Münzen aufgegangen sein mochte, und ein Narr mit leerem Geldbeutel hinter dem Zug bestätigte unsere Vermuthung und brachte die meisten von uns wieder zu sich selbst.

Nach einem zweimaligen Umzug stellte sich die ganze an 600 Personen starke Masse im Theaterraum auf und brachte dem König Ludwig von Bayern unter Einstimmung des ganzen Publikums ein neunfaches Lebehoch, nachdem man vorher noch das von F. v. Schiller gedichtete und von Lachner komponirte Festlied gesungen hatte:

Laßt aus voller Brust erschallen
Jubelruf und Liedersang,

In des Vaterlandes Hallen
Hat die Kunst noch guten Klang!
Deutschlands heldenkühne Söhne
Flechten in den Lorbeerkranz
Das Gediegne und das Schöne,
Und erfassen's fest und ganz.

Darum Heil dem großen Meister,
Den ein Gott zum Künstler schuf,
Dem vorangegangner Geister
Hohe Weihe ward Beruf:
Albrecht Dürer, ohne Gleichen
Stehst du da, ein heller Stern,
Und mit der Bewundrung Zeichen
Preist man dich von nah und fern.

Aber dreimal Heil ertöne
Ihm, der schützet deutsche Kunst,
Der da hegt und pflegt das Schöne,
Und belohnt durch hohe Gunst;
Ihm, dem Herrscher, laßt erschallen
Jubelruf und Liedersang:
In Bavarias Königshallen
Hat die Kunst den reinsten Klang!

Das beim Weggehen vertheilte Gedicht des Hans Sachs (Dr. Ernst Förster) spricht sich in folgender Weise über die ganze Erscheinung aus.

Wie Hans Sachs wieder Abschied nahm.

Ihr saht uns kommen, seht uns geh'n,
Bald ist von uns nichts mehr zu seh'n,
Und Mancher frogt sich wohl verwundert:
„Was will bei uns denn dies Jahrhundert?"

Es war eine große und reiche Zeit:
Die Brust der ganzen Welt war weit,
Durch alle Adern floß ein Blut,
Wie neugeborner Lebensmuth;
Ein frischer Hauch aus Gottes Mund
Weht' durch die Völker im Erdenrund.
Noch einmal stand in voller Pracht
Des heil'gen deutschen Reiches Macht,
An Gliedern stark, gesund im Haupt,
Der Krone war noch kein Stein geraubt.
Auf lebte zu altem Waffenruhm
In Lust und Kampf das Ritterthum,
Und rasch zur That und frisch im Streit
War deutscher Jugend Tapferkeit.
In allen Gewerken sonder Wahl
Derselbe Geist herrscht' überall,
Sinnreich, erfindrisch und geschäftig,
Schmuckvoll, dabei gediegen kräftig;
Und alle Wissenschaft und Lehr
Nahm einen Schwung, wie nie vorher;
In Schaffens Lust und Forschersinn
Breitet sie über die Welt sich hin.
In Meistersang und Melodie
Wie grünt' und blühte die Poesie!
In jedem Wald, in jedem Hag
Schlug laut der Nachtigallen Schlag,
Aus jedem Herzen strömte Sang
Und Liedeslust bei Becherklang,
Und Scherz und Lust und Heiterkeit
Beherrschten das Leben weit und breit.
Voran jedoch in allen Landen
In Kraft und Glanz die Künste standen;
Es war als wie eine junge Saat,
Die Gott der Herr gesäet hatt',
Und alles Korn in jenen Tagen
Schien hundertfältig Frucht zu tragen.
Nun ist es an dreihundert Jahr,
Seit's mit der Zeit zu Ende war,
Und liegen wir festverschlossen dorten
Hinter des Todes ehr'nen Pforten.
Und fragt ihr, welche Macht nunmehr
In eure Zeit uns geführt hieher?
So wißt, daß eure Gegenwart
Uns dünkt von blutsverwandter Art,
Und daß, was uns vordem belebt,
Auch euch noch Herz und Busen hebt;
Vor allem, daß in Euch erwacht
Ist deutschen Geistes heil'ge Macht,
Und daß sie treu sich euch bewährt,
Wo Fried und Freiheit ward gestört;
Daß alle Wissenschaft und Lehr
Nimmt einen Schwung wie nie vorher;
Daß grünt und blüht die Poesie
In Meistersang und Melodie,
Und daß allhier in reinen Höh'n
In Kraft und Glanz die Künste steh'n,
Gleich einer jungen grünen Saat,
Die Gott der Herr gesäet hat,
Davon das Korn in diesen Tagen
Auch hundertfältig Frucht will tragen.

Das ist's, was aus der Vorzeit Nacht
Zu euch herauf uns hat gebracht;
Daß wir euch grüßen als verwandt,
Daß wir euch segnen mit Herz und Hand
Und euer Thun, wie's frommt und nützt,
Und Den, der es belebt und schützt.

Und wenn nach drei Jahrhunderten
Auch euch es drängt, aufzuerstehn,
Und ihr dann tretet, so wie wir,
Vor's kommende Geschlecht allhier,

Daß dann euch gleiche Freud' erwachs,
Das wünscht zu guter Letzt Hans Sachs.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Charakteristik Königs Friedrich VI.

Ein Jütländisches Blatt theilt folgende charakteristische Anekdoten aus Friedrich VI. Leben mit: Jemand aus der nächsten Umgebung des Königs sagte vor ein Paar Jahren zum Könige: „Ew. Majestät setzen ein Juwel in Ihre Krone, wenn sie die Zahlen-Lotterie aufheben." — „Ja," antwortete der König, „ich habe oft daran gedacht, aber kommen wir zum Finanz-Minister, so heißt es: wir können unmöglich die Einnahme entbehren." — „Aber", versetzte des Königs treuer Diener, „könnte man sie nicht entbehren, wenn man dafür eine andere Abgabe auflegte?" — „Freilich!" antwortete der König, „aber man klagt schon über die bestehenden Auflagen: wer will wohl mehr abgeben? Wollen Sie etwas dazu hergeben?" — „Ja," lautete die Antwort, „ich gebe mit Vergnügen 100 Bankthaler jährlich, wenn nur das Glücksrad fallen muß." — „So denken Sie," antwortete der gute König, „aber es giebt nicht Viele, die so denken." — Einer von Friedrich's VI. hohen Beamten, welcher täglich mit dem Könige arbeitete, hatte es einmal über sich genommen, ihn um ein Gratial für eine dürftige Wittwe mit sieben Kindern zu bitten. Sobald er zum Könige hineintrat, brachte er die Sache zur Sprache und beschrieb die große Noth der Bittstellerin. „Es läßt sich nicht thun," antwortete der König; es ist kein Geld in der Casse und es widerstreitet meinen Grundsätzen, mehr Geld zu solchen Zwecken zu verwenden, so lange es nicht besser mit den Geld-Angelegenheiten steht." — Sie nahmen darauf die Geschäfte des Tages vor, und als sie abgemacht waren und der Beamte gehen wollte, sagte der König: „Die arme Wittwe! Sieben Kinder, sagten Sie, und kein Brot im Hause? Das muß hart sein. Nicht wahr? Wir thun wohl gut für diesmal die Grundsätze fahren zu lassen?" Das Gesuch wurde also bewilligt. — Ein junger Offizier hatte kürzlich seinen Vater verloren, der ein tüchtiger und wohlhabender Mann gewesen, dessen Vermögens-Umstände aber durch Unglücksfälle so in Unordnung gerathen waren, daß aus seinem Nachlasse nicht einmal die Begräbnißkosten bestritten werden konnten. Der Sohn wußte hier keinen andern Rath, als sich an den König Friedrich VI. zu wenden. Dieser führte ihn in sein Kabinet, zog ein Paket Reichsbank-Zettel hervor und gab sie dem Offizier. Indem nun dieser mit dem Tschakko in der einen Hand und den Bank-Zetteln in der andern dankte und sich verbeugend zurückzog, sagte der König: Aber nehmen Sie sich in Acht, daß Sie das Geld nicht verlieren, stecken Sie es zu sich, ehe Sie gehen. Wo wollen Sie damit bleiben?" Der Offizier wollte es nun in die Tasche stecken und versuchte mit der Hand, die vom Tschakko frei war, es unter die Uniform zu stecken; aber er konnte sie nicht öffnen und stand nun verlegen und fühlte an seinen Rock herum. „Nein, so gehts nicht!" rief der König; „lassen Sie mich Ihren Tschakko so lange halten!" und so geschah es. — Vor einigen Jahren kam ein Mann zum Könige mit einem Anliegen, welches ihm sehr gefiel. Der Supplicant überreichte mehrere auf die Sache bezügliche Papiere, die der König schnell durchblätterte und darauf ziemlich kurz abgebrochen sagte: „Hier fehlt ein Papier!" Der Mann hatte, wie er meinte, Alles so vollständig wie möglich gesammelt und wußte nicht, was er antworten sollte. Der König sagte darauf mit anscheinend unwilligem Tone: „Das und das Papier fehlt!" und gab sogleich

ein Zeichen, daß er gehen solle. Ein paar Tage nachher kam der Mann mit dem verlangten Papier wieder, welches der König sehr gnädig annahm und mit der ihm eigenen herzlichen Gutmüthigkeit hinzufügte: „Sie sind solche Verhandlungen nicht gewohnt; Sie müssen nicht glauben, daß ich so schlimm bin." — Nach der Schlacht auf der Kopenhagener Rhede am 2. April 1801 hatte Nelson eine Audienz bei dem damaligen Kronprinzen. Der Englische Admiral ließ der Tapferkeit der Dänischen Truppen volle Gerechtigkeit widerfahren, vor Allem aber äußerte er seine Bewunderung über einen jungen See-Officier, Willemoes, der sich mit einer kleinen schwimmenden Batterie dicht unter Nelson's eigenes Schiff gelegt und dasselbe so lange beschossen hatte, als es noch die nöthige Mannschaft hatte. Als endlich so viele von seinen Leuten gefallen waren, daß er dem Feinde keinen Schaden mehr zufügen konnte, zog er sich zurück und brachte, trotz des heftigen Feuers des Feindes, sein Fahrzeug in Sicherheit. Nelson äußerte den Wunsch, diesen tapfern jungen Mann zu sehen und Willemoes wurde zum Kronprinzen gerufen. Als er eintrat, ergriff Nelson seine Hand und sagte zum Prinzen: „Diesen Mann müßten Ew. Königl. Hoheit zum Admiral machen." — „Hm!" antwortete der König lächelnd, „sollte ich alle meine tapferen See-Officiere zu Admiralen machen, woher sollte ich dann Lieutenants und Kapitäns nehmen?" —

(Der Beschluß folgt.)

* Freundliche Aufforderung.

Wir erlauben uns auf eine Sache, die in der neuesten Zeit vielfach angeregt worden ist, durch diese Blätter hinzuweisen. — Es ist nämlich in mehreren der hiesigen Zeit- und Tagesschriften (so namentlich in dem Bremischen Unterhaltungsblatte, 18ter Jahrgang Nro. 14 und Nro. 20) neuerdings eine Aufforderung an den Herrn Dr. der Theologie und Philosophie H. W. Rotermund, Pastor Primarius an der hiesigen Domkirche, erlassen mit der freundlichen und dringenden Bitte sein ausgezeichnetes Werk „das bremische Gelehrtenlexicon" (Bremen, 1818 in 8vo., einer neuen Umarbeitung zu unterwerfen.

Indem wir nun namentlich dem Verfasser des trefflichen Aufsatzes in Nro. 20 des Unterhaltungsblattes unsern aufrichtigen Dank sagen für die Anregung und Aufforderung selbst, als auch für die Hochachtung und Pietät, denen offenbar der geehrte Einsender seine Worte an den hochverdienten Herrn Dr. R. richtet, können wir nicht umhin, demselben in allen Stücken völlig beizustimmen und (vorausgesetzt daß der Verfasser unter dem Buche, das er so sehr belobt, aber nicht einmal nennt, das wahrhaft ausgezeichnete und classische Buch „das Gelehrtenlexicon aller bremischen Gelehrten" versteht) seinen wohlgemeinten Antrag durch das uns zu Gebote stehende votum zu unterstützen. Es ist in der That an der Zeit dies Werk der ihm drohenden Vergessenheit zu entreißen. Wir glauben sicher, daß es nur dieser Anregung bedürfen wird (nach den andern in den verschiedenen Tagesschriften) um den geistreichen, gemüthvollen Verfasser, Herrn Dr. Rotermund, zu veranlassen, eine zweite Auflage erfolgen zu lassen, deren Besorgung die ersten Verleger Bremens, sei es Herr Heyse oder Herr Schünemann, mit Freude übernehmen werden. — Sollte Herr Dr. R. bei seinem hohen Greisenalter nicht mehr im Stande sein die Leitung allein zu übernehmen, so würde gewiß einer seiner jüngern Herren Collegen oder auch der treffliche Literat, der Kenner antiken und modernen Wissens, Dr. der Philosophie Weber, Rector der hiesi-

gen Gelehrtenschule, Mitglied vieler Gesellschaften u. s. w. gewiß gern ihm hülfreiche Hand dabei leisten um ein Werk, auf das Bremen als das seine mit Stolz hinblickt, auch fort und fort zu erhalten. Dr. T.

Miszellen.

(Buchstäblich wahr.)

An den Straßenecken in M... war unter den verlorenen Gegenständen auch ein Bracelet von bedeutendem Werthe annoncirt, und dem redlichen Finder eine namhafte Belohnung zugesichert. Ein elegant gekleideter Herr erschien bei Gericht, wies das Bracelet vor, schlug die angebotene Belohnung aus, und bat nur, dasselbe der Eigenthümerin persönlich übergeben zu dürfen. Zugleich ersuchte er, daß ihm ein Diener der Justiz als Begleiter mitgegeben werde. Man willfahrte seinem Verlangen, und beide Herren verfügten sich in die Wohnung des Frauenzimmers. Diese bezeigte eine außerordentliche Freude über die Wiedererlangung ihres Bracelets, und wollte alsogleich die Recompence ausbezahlen. Der Fremde verbat sich dieselbe wieder und sprach: „Sie erhalten nur unter der Bedingung das Bracelet wieder, wenn Sie mir die goldene Dose zurückstellen, die Sie mir jüngst im Theater aus der Tasche genommen haben." Die Dame war wie vom Donner gerührt, und wollte nichts von allem dem wissen. „Läugnen Sie nicht, sprach jener, denn das Bracelet befand sich an der Stelle meiner Tabacksdose in meiner Tasche. Es hat sich von Ihrer Hand zufällig gelöst, indem Sie den verhängnißvollen Griff machten. Sie haben Sich selbst gefangen." Hiermit übergab er die saubere Person dem Diener der Gerechtigkeit.

(Sieben Seligkeiten des Confutius.)

Selig ist der Mann, welcher nichts versteht, denn er wird nie mißverstanden werden. — Selig ist der Mann, welcher nichts glaubt denn er wird sich nie täuschen. — Selig ist der Mann, welcher nichts besitzt, denn er wird nie beraubt werden. — Selig ist der Mann, welcher nichts giebt, denn man wird ihm nie mit Undank lohnen. — Selig ist der Mann, welcher keinen Advokaten braucht, denn er wird nie betrogen werden. — Selig ist der Mann, welcher wenig zu essen hat, denn er wird nie von Indigestionen geplagt werden. — Selig ist der Mann, welcher auf Jedermann schimpft, denn er wird nie der Partheilichkeit beschuldigt werden.

Der Fürst Esterhazy, ein großer Liebhaber der Musik, der eine ansehnliche Capelle unterhielt, an deren Spitze der berühmte Haydn als Capellmeister stand, war einst unzufrieden mit seinen Tonkünstlern und beschloß, sie Alle zu entlassen. Kaum hatte Haydn dies vernommen, so componirte er eilig eine Symphonie, in welcher eine Stimme nach der andern aufhörte, so daß der Contrebaß die letzten Tacte ganz allein zu spielen hatte. Beim nächsten Concert führte er ganz unerwartet die Symphonie vor dem Fürsten auf, und Jeder von der Capelle mußte, sobald er den letzten Tact von seiner Partie gespielt hatte, das Licht auf seinem Pulte auslöschen und davon gehen. Den Fürsten rührte der genialische Einfall des wackern Haydn, dessen Sinn er sogleich errieth; er beschloß, die Tonkünstler in seinem Dienste zu behalten. — Nun componirte Haydn eine Symphonie, in welcher eine Stimme anfängt und die andern nach und nach mit eingreifen. Bei der Aufführung zündete Jeder erst sein Licht an, wenn er anfangen mußte zu spielen, bis das ganze Orchester erleuchtet war.

Korrespondenz-Nachricht.

Wien, März.

Die Pferde, welche der Fürst Hr. Pückler Muskau aus dem Oriente nach Wien gebracht,

haben gleich bei ihrem Erscheinen die Aufmerksamkeit aller hiesigen Hippologen, Sportsmen und Pferdeliebhaber auf sich gezogen, denn daß ein Mann von so anerkannter hippologischer Kenntniß in dem Geburtslande ausgezeichneter Pferde aus dem Vorzüglichen nur das Beste wählen werde, darüber konnte kein Zweifel obwalten. Die Pferde, 13 an der Zahl, bestehen aus 9 Arabern, 6 Hengsten, worunter ein drei- ein halbjähriger, und 3 Stuten, dann aus 3 egyptischen Hengsten, zwei 3jähr. Schimmeln und einem 4jähr. Braunen aus dem Gestüte des Vicekönigs, welche der Hr. Fürst einjährig von Mehmed Ali zum Geschenk erhielt, und aus einem türkischen Pony. — Die arabischen Pferde von der edelsten Abstammung, welche der Fürst selbst in der Wüste bei Palmyra, Damaskus und Aleppo ankaufte, und die mit den Stämmen der Annazi eben aus der Gegend von Bagdad und Basra gekommen waren, mögen in der That für Muster der Vollkommenheit gelten, sowohl hinsichtlich der Gestalt und des Baues, als in Betreff ihrer Aktion (Art der Bewegung). Schon bei dem ersten flüchtigen Anblicke überzeugt man sich von der seltenen Schönheit und dem tadellosen Baue dieser Rosse, welche sich durch Eleganz, Ebenmaß in allen Theilen, schön geformten Kopf, feuriges Auge, herrliche Hälsung, schöne Croupe, feines Haar, ferner durch einen geschlossenen Körper und durch Reinheit und Stärke der Knochen, Muskeln und Sehnen auszeichnen. Betrachten wir jedoch den Bau näher und im Detail, so bietet er jene Regelmäßigkeit dar, welche der Anatomiker fordert: Ein gut angesetzter Kopf mit festem nicht zu langem Halse, schräge liegende Schultern, ein sehr geräumiger Brustkasten, Tiefe an der Gurtenstelle, ein breiter, muskulöser und langer Oberarm, ein mit dem Körper paralleler Ellbogen, weder ein- noch auswärts gestellt (daher auch das Pferd nicht einwärts gehen kann) ein flacher Schenkel, wohl mit Muskeln, Sehnen und Bändern umwickelt („braced") oder was der Sportsman auch „drahtgeflochten" nennt), ein ebenso versehenes Röhrbein, eine schräge, mäßig lange Köthe, ein biegsames Fesselgelenk, ein runder offener Fuß, eine mäßig lange Croupe, geschlossen an den Nieren und mit tiefen, nicht engen Rippen, die Hanschen (Hinterschenkel) in schräger Richtung, womit die des Lendenknochens korrespondirt, lange, muskulöse Lenden mit reinen, trocknen, gut gestellten Hacken, ein richtig, weder ein- noch auswärts stehender, drahtgeflochtener Hinterschenkel, und Röhrbein, Fesselgelenk, Köthe und Fuß wie die des Vorderschenkels beschaffen. So stellen sich diese Pferde dem prüfenden Blicke dar, und vorzugsweise sind die 5jähr. Fuchsstute Sochne, der 6jähr. Schimmelhengst Basra, der 8jähr. Fuchshengst Scheitan (Satan) und der 6jähr. goldbraune Hengst Scham wahre Bilder von orientalischer Pferdeschönheit und treffliche Modelle eines durchaus makellosen Baues. Sieht man diese Pferde in der Aktion, so wird man unwillkürlich an die Schöpfung des Pferdes erinnert, so wie der Prophet sie erzählt: Als nämlich Gott das Pferd schaffen wollte, rief er den Südwind und sprach zu ihm: „Ich will aus dir ein neues Wesen gestalten; verdichte deinen Körper und lege ab deine Flüssigkeit!" Und der Wind gehorchte. Dann nahm Gott eine Handvoll von diesem, nun greifbar gewordenen Stoffe, hauchte ihn an, und das Pferd ging daraus hervor. Und der Herr sprach: „Du wirst für den Menschen eine Quelle des Vergnügens und des Reichthums sein, und er wird dich herrlich vor allen Thieren machen, indem er deinen Rücken besteigt." Diese Thiere sind wahrlich agil und rasch wie der Wind. Graziös im Schritte, ausgiebig im Trabe, wo-

bei sie stechen, und ganz so hoch gehen, als es nöthig ist, um an nichts zu stoßen, und dem Reiter diese Bewegung höchst angenehm zu machen; schön und ausgreifend im Galopp, gestreckt und pfeilschnell in der Carriere, kurz, höchst zweckgemäß und höchst komfortable in jeder Allure; dabei energisch, von lebhaftem Muthe, bereitwillig bis zum letzten Momente, alle Kräfte aufzubieten, und ausdauernd, dürfte das arabische Pferd von edlem Blute, vielleicht dem Reiter vor allen Racen am meisten zusagen. Referent dieses ward das Vergnügen, mehrere dieser Pferde, und darunter den wunderschönen Fuchshengst Scheitan von dem Herrn Fürsten selbst reiten zu sehen, welcher die Kunst mit einer hohen Vollendung und Kühnheit ausübt, und er überzeugte sich nicht nur von der Schönheit und Regelmäßigkeit der Aktion, sondern auch von der außerordentlichen Agilität und Schnelligkeit dieser Pferde, welche wie beflügelt dahinrasten, und, über eine Stunde beinahe immer entweder in raschem Trabe, paradirendem Galoppe oder in rapidester Carriere geritten, nicht die geringste Ermattung zeigten, im Gegentheile nur wenig ihren feurigen Muth gekühlt zu haben schienen, der sich anfangs kaum bändigen lassen wollte. Als man dann abstieg, waren sie nicht im Geringsten angegriffen, ein Beweis ihrer trefflichen Konstitution, zu welcher auch ganz freie Respirationswege und guter Wind gehören. Daß diese Pferde auch Fatiguen auszuhalten im Stande sind, davon lieferten sie die probehaltigsten schon dadurch, daß während der ganzen Reise aus Arabiens Wüste bis hierher, welche über den Antilibanon und Taurus durch ganz Kleinasien führte, auf all den harten, felsigen und steilen Wegen sie nicht den geringsten Schaden litten, wodurch sich auch die irrige Meinung, daß die Füße und namentlich die Hufe der arabischen Pferde nur für den weichen, sandigen Boden taugen, wohl von selbst widerlegt. Daß jedoch die arabischen Pferde mit besonderer Sorgfalt an das europäische Klima gewöhnt werden müssen, und auch Viele demselben erliegen, oder bedeutend abnehmen, das bestätigt leider die Erfahrung, allein dies dürfte noch kein Grund sein, sie durchaus ohne Ausnahme aus den europäischen Gestüten zu verbannen.

Durch schönen und regelmäßigen Bau, so wie durch erprobte Leistungen ausgezeichnete ächt arabische Hengste und Stuten, müssen in Kreuzungen mit englischen Vollblutstuten und Vollbluthengsten vortreffliche Füllen erzeugen, besonders dürfte dadurch ein schöner höchst eleganter Schlag von Reitpferden sich bilden. Doch darüber mögen kompetentere Sachverständige ihre Meinungen vereinigen und entscheiden. Schließlich nur so viel, daß es jedem Pferde-Kenner und Liebhaber ein wahres Vergnügen gewähren wird, die Pferde des Herrn Fürsten, sowohl im Stalle als unter dem Reiter bewundern zu können, wozu ohne Zweifel bei günstigerer Witterung die Spazierritte des Herrn Fürsten im Prater manche willkommene Gelegenheit bieten werden. — er.

Lückenbüßer.

Kaiser Karl V. als er des Lebens Treiben im Kloster St. Just vergessen wollte, übernahm wie jeder andre Klosterbruder den Dienst, wenn die Reihe an ihm war. Einst weckte er einen der Novizen, der's mehr mit dem Schlafen als dem Wachen hielt, etwas unsanft, und dieser fuhr den Ex-Kaiser mit den Worten an: „Ei, Ihr hattet wohl nicht genug daran, die Welt in Unruhe zu setzen, Ihr mußtet noch hierher kommen, die zu beunruhigen, die der Welt entflohen sind!“

Tessin.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Daves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshof.

Die

SCHNELL-POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 24 des Bürger-Freundes für 1840.

Sonntag, den 22. März.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Ein constitutionell gesinnter Dichter hat in Karlsruhe (bei Groos) die Eigenschaften und Pflichten der Volksvertreter auf 84 Seiten in Versen erscheinen lassen. Es sind „Männer des Volks, gestempelt mit des Himmels Siegel, die kühn verjährter Geisteskette Schmach zerschlagen, keine Helden durch Stahl, Helden durch Geist und Wort", die sich weder vor Ministern noch Jacobinermützen fürchten dürfen. Liest man freilich die „satirischen Briefe" von C. Th. Griesinger, der doch auch die volksvertretenden Herren aus Autopsie bespricht, lernt man ganz andere Eigenschaften der Männer des Volks kennen. Am Ende ist aber Beides gut, diesen Herren die Eigenschaften vorzusingen, die sie haben sollen, und auch die Eigenschaften, die sie haben und nicht haben sollen. Wir fragen nicht, wovon das Meiste zu sagen und zu singen sein würde!

An die Oberbehörden seines Reiches hat der Kaiser von Oesterreich ein Cabinetsschreiben ergehen lassen, daß in Zukunft bei Besetzung der Dienststellen hauptsächlich auf Dienstkenntniß und Fähigkeit, weniger auf das Dienstalter Rücksicht zu nehmen sei. Das dürfe nur dann geschehen, wenn jenes nicht fehle.

Freunden der Wasserheilkunde können wir mit Ueberzeugung eine bei Ferd. Enke in Erlangen erscheinende, neue Zeitschrift: Der Wasserfreund oder allgemeine Zeitschrift zur Beförderung der Wasserheilkunde. Herausgegeben unter Mitwirkung der Vorsteher sämmtlicher Wasserheilanstalten von Dr. Schmitz, Vorsteher der Wasserheilanstalt in Schloß Marienberg bei Boppert am Rhein empfehlen. Sie enthält nicht nur sehr vollständige Berichte über die Ergebnisse der verschiedenen, bereits bestehenden Wasserheilanstalten, sondern ist auch in einer sehr deutlichen, Jedermann verständlichen, Sprache geschrieben.

In der Stettiner Zeitung ist zu lesen: In Swinemünde sucht die Stadt eine Hebamme, nicht zu alt nicht zu jung, sie darf jedoch keine Ausländerin sein. Sollte sie auch nicht nach Swinemünde übersiedeln wollen, das hätte nichts zu sagen, wenn man nur in zwölf Meilen auf sie rechnen kann und sie sich anheischig machen will, immer zu Hause zu bleiben, damit sie sogleich bei der Hand ist, wenn man sie braucht. Unterzeichnet Pregel, Badearzt.

Aus Dresden schreibt man: Die Pfeile, welche in Betreff der hier lebenden Somnambüle Glaube und Unglaube, einander fortdauernd zusendeten, verfinsterten die Luft dergestalt, daß das Erkennen der Wahrheit immer schwieriger wurde. Um so größern Dank verdient es, daß drei ihrer Wissenschaft mit Eifer ergebene Aerzte, die Doktoren Hofrath Carus, Siebenhaar und Abendroth, mit genauer Untersuchung der Sache beauftragt worden sind. Die Kranke bleibt nun Tag und Nacht keinen Augenblick unbeobachtet, so daß wohl mit Grund zu hoffen ist, man werde, wenn an derselben die Eigenschaft des Hellsehens sich bewähren sollte, auch über das geheimnißvolle Wesen des seither von der wissenschaftlichen Forschung ziemlich vernachläßigten Somnambulismus überhaupt manches Licht erhalten. In den letzten Tagen des Januar soll eine neue Phase im Zustand der Somnambülen mit fortdauerndem Schlafe eingetreten sein, in dem sie meist regungslos, wie eine Todte, im Bette liegt. Allezeit gegen Mittag um eilf Uhr erwacht sie; ihr Erstes ist sodann ein Gebet; dann wird ihr Nahrung gereicht, worauf gewöhnlich die Aerzte mit ihr ein Gespräch über ihren Zustand anfangen. Uebrigens bleiben auch im Wachen ihre Augen fortdauernd fest geschlossen. Doch ist ihr Verkehr mit den Menschen gerade so, als ob ihrem Blicke nichts verborgen wäre. Oft verfällt sie schon nach der ersten halben Stunde des Wachens wieder in den vorigen tiefen Schlaf, der, nach der Versicherung ihres Hauswirths, ununterbrochen bis zur eilften Stunde des folgenden Tages anhält. Ein Druckfehler ist es, wenn nach der kleinen Broschüre „über ihren Zustand und ihre Kräfte" das Aufhören ihrer nun wieder seit dem November vorigen Jahres dauernden Krankheit schon den 5. März d. J. eintreten soll. Erst den 5. Mai rechnet sie darauf. Als Verfasser der eben erwähnten Broschüre wird derjenige genannt, welcher während ihres hiesigen Aufenthalts ihre Leiden durch Magnetisiren fortwährend zu lindern suchte. Seit Kurzem lebt er in Weimar; aber dem Vernehmen nach hat darum nicht nur der Rapport zwischen ihm und ihr keineswegs aufgehört, sondern es gelingt ihm sogar, vermöge seiner angestrengten Willenskraft, aus der bedeutenden Entfernung zu derselben Zeit, wo er hier das Magnetisiren an ihr ausübte, durch letzteres auch von Weimar aus auf sie einzuwirken. Sie soll davon ganz denselben Eindruck empfinden, wie früher, wo er, auf die bekannte Weise streichend, in unmittelbarer Berührung mit ihr stand, solches auch durch eine sichtbare Aufregung ihres Körpers und besonders durch Zuckungen der Arme sich an ihr kundthun.

Aus Frankreich.

Eine Compagnie zur Wiederbewaldung hat sich in Frankreich gebildet, in dem dreifachen Interesse der Marine, des Ackerbaues und der Industrie, um hohe Gegen-

den wieder zu bepflanzen, und die Haiden in mehreren Theilen Frankreichs mit Fichten zu bedecken.

Drei Studenten wurden kürzlich im Theater des Variétés drei feine Foulardtücher, welche sie während des Zwischenaktes auf ihren Plätzen, von denen sie auf einen Augenblick sich weggegeben hatten, als Zeichen, daß sie besetzt sind, zurückließen, entwendet. Nach dem Schauspiele wollten die drei Freunde auf den Ball des Renaissance-Theaters gehen; einer von ihnen, Hr. Julliard, ging früher zu einem Maskenhändler, um einen Domino zu nehmen. Das Erste, was ihm in die Augen fiel, waren die drei Foulards, welche Jemand als Pfand für eine Matrosenmaske dagelassen hatte. Er fragte, man gab ihm Auskunft, und ließ ihn ein gleiches Muster des Matrosenanzuges sehen. Auf dem Ball fand er bald die gesuchte Maske heraus, gesellte sich zu ihr, gab sich für einen Metiers-Kameraden aus, und brachte bald das Geständniß des Diebstahls von dem Matrosen heraus. Er änderte hierauf die Sprache, ließ ihn arretiren, und entdeckte in ihm ein recht hübsches Frauenzimmer, das noch schöner weinte und ihre Schuld eingestand. Er nahm die Schnupftücher und ließ die Diebin laufen.

Bei dem letzten Brande in dem Arsenale von Toulon stürzte eine Frau, deren Mann zu den darin beschäftigten Arbeitern gehörte, mitten in die Flammen, ohne sich um die Bomben zu kümmern, die rings um sie her zerplatzten. Sie fand ihren Mann zu Boden liegend und wollte, da sie ihn noch am Leben glaubte, ihn forttragen; aber als sie ihn erfaßte, fiel der ganze Körper in Stücke. Sie ergriff darauf einen andern Mann, von dem sie wußte, daß er eine zahlreiche Familie habe, aber auch dieser war schon ganz verbrannt. Sie entfernte sich darauf, ohne verletzt zu werden.

Ein Pariser Journal fragte unlängst, wer kann uns von den Juden befreien? Jedenfalls bitte ich, sagte ein geistreicher Mann, daß man uns Rothschild läßt, unsern ersten Banquier; Cremieux, einen unserer besten Advokaten; Gerfbeer, einen ausgezeichneten Offizier; Meyerbeer und Halevy, die gelehrtesten Kompositeurs Frankreichs; Rachel, unsere erste Schauspielerin; Eugenie Garcia, unsere beste Sängerin, und noch einige Andere.

Aus Ungarn.

Auf dem Reichstag zu Preßburg wurde in Hinsicht auf die Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen der definitive Beschluß gefaßt, daß künftig die Kinder jedesmal in der Religion des Vaters erzogen werden sollen.

Aus den Vereinigten Staaten.

Ein Krämer in New-York brachte drei Eichhörnchen in einen Käfig von Draht in Cylinderform und ließ die Axe von vier Fuß auf kleine Räder wirken, welche die Kurbel einer Kaffeemühle in Bewegung setzen. Ein einziges Eichhörnchen kann mittelst dieser sinnreichen Maschine durch sein Herumspringen ohne alle Anstrengung jede Stunde ein Pfund Kaffee malen. Man schätzt die Kraft eines Eichhörnchens bei dieser Combination auf 64 Pfund.

Aus Central-Amerika.

Montgomery erzählt in seiner Reise nach Guatimala, daß sich in der Nähe der Stadt Aquachapa heiße Quellen finden, welche an die Geysers in Island mahnen. Sie befinden sich auf einer dürren Ebene, und nehmen einen bedeutenden Raum ein. Einer der Teiche hat etwa 100 Yards im Umfange; das Wasser ist darin ausnehmend trübe, von lichtbrauner Farbe, kocht furchtbar, und steigt in Blasen drei bis vier Fuß hoch auf. Der Dampf erhebt sich in einer dichten, weißen Wolke, und verbreitet sich weit umher. Die Hitze des Bodens ist fast unerträglich. An den Rändern der Teiche setzt sich durch das Kochen des Wassers ein sehr feiner Thon von den verschiedensten Farben ab.

Mosaik.

Der Oberbefehlshaber der Truppen des „Königs von Tigre in Abyssinien ist ein Würtemberger, dessen Lebenslauf in aufsteigender Linie romanhaft klingt. Kilmayer — so heißt er — studirte anfangs in Tübingen Theologie, welche seinem unruhigen Drange in die Ferne zu nicht zusagte; er suchte das Weite, trat in französische Dienste, fand hier schlechte Behandlung und entfloh nach Holland. Hier arretirt, und nach Würtemberg ausgeliefert, ward er zur Strafe in die würtembergische Armee gesteckt. Sich bald indeß durch musterhaftes Betragen und Talent hervorthuend, ward er vom Könige nach dreijähriger Dienstzeit bereits zum Offizier ernannt. Aber Schreiben war ihm zu eng; er nahm seinen Abschied, sagte seinen Kameraden Lebewohl und versprach, nur dann wieder sich hören lassen zu wollen, wenn es ihm gut gehe. Mehrere Jahre lief keine Nachricht von ihm ein; endlich doch kam sein erster Brief. Mit einem andern Würtemberger suchte er Kriegsdienste bei Mehemed Ali; sein Begleiter stürzte sich jedoch in einem Anfalle von Schwermuth ins Meer, ehe sie Alexandria erreichten. Auch in Kilmayer blühte hier kein Glück. Da faßte er den kühnen Plan, den Nil hinauf zu ziehen, und seinem Mißgeschicke muthig zu trotzen. So drang er nach Gefahr und Noth im kläglichsten Zustande bis Abyssinien vor, wurde hier beim Könia von Tigre ins Heer aufgenommen, wußte sich durch Eifer, Muth, Talent und kluges Benehmen zu halten, zu heben, unentbehrlich zu machen. Er organisirte das Heer, so viel es die Verhältnisse gestatteten, auf europäischen Fuß, und wurde endlich Oberbefehlshaber desselben. — Seine Eltern leben noch in Schwaben; er ist ein Mann von seltenem Unternehmungsgeiste, von Charakterstärke und Klugheit, ein Mann in der Blüthe der Jahre, voll Feuer und Energie, welche keine Hindernisse kennt.

Die folgende Anekdote ist zu ehrenvoll für den jüngst gestorbenen Admiral Sir F. Maitland, als daß wir dieselbe unsern Lesern vorenthalten sollten. Als Capitain Maitland den Oberbefehl über „die Loire" hatte, kam er mit dem Capitain des „Apollo", Dixon überein, daß sie unter einander das theilen sollten, was ihnen im Laufe des Kriegs an Geldeswerth zufallen würde, Capitain Dixon ging bald mit Tod ab und hinterließ eine Wittwe in äußerst dürftigen Umständen. Miß Dixon erhielt nun einen Morgens Besuch von einem Edelmann, der sie zur Annahme einer Banknote von 25,000 Pfd. St. zu bewegen suchte. Ueberrascht und zögernd, wollte die Frau Dixon's ein so glänzendes Geschenk nicht annehmen. Capitain Maitland's Antwort auf diese Weigerung gereicht demselben zur höchsten Ehre. Meine Uebereinkunft mit Dixon war nicht bloß für das Leben geschlossen, sie sollte sich auf die ganze Dauer des Krieges erstrecken, an diese Summe haben Sie daher, Madame, die gerechtesten Ansprüche."

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 24.

Bremen, Sonntag den 22. März 1840.

Gestorben:

Nro. 265. Den 17. März. Der Friseur Friedr. Meiling, 79 Jahr; auf der Brake Nro. 10.
— 266. Den 18. — Der Arb. Joh. Lips, 71 Jahr; Süderstraße Nro. 8.
— 267. Den 18. — Der Arbeitsm. Hermann Rustedt, 46 Jahr; hinterm Stephanithorswall Nro. 10.
— 268. Den 18. — Clara Margar. Wihe, 23 Jahr; hinterm Paulsberg Nro. 8.
— 269. Den 19. — Der Gärtner Ernst Wilh. Müller, 63 Jahr; Armenhaus.
— 270. Den 19. — Des Arb. Joh. Christian Bauer Sohn (todtgeb.); große Johannisstraße Nro. 149.
— 271. Den 19. — Des Hufschmieds Johann Jacob Künzler Tochter, 1¼ Jahr; Oelmühlenstraße Nro. 5.
— 272. Den 19. — Der Schuhmachermeister Christian Heinrich Holste, 74 Jahr; Marterburg Nro. 38.
Nro. 273. Den 19. Mrz. Der Branntweinbrenner Heinr. Friedr. Gewecke, 40 Jahr; Abbenthorswallstraße Nro. 60.
— 274. Den 19. — Die Dienstmagd Gesina Garde, 26 Jahr; Krankenhaus.
— 275. Den 20. — Der Schlosseramtsmeister Heinr. Gottl. Krameyer, 45 Jahr; gr. Rosenstraße Nro. 15.
— 276. Den 20. — Des Kaufmanns Bernh. Conrad Kroning Ehefr., geb. Wessels, 28 Jahr; Langenstraße Nro. 109.
— 277. Den 20. — Des verst. Tuchmachers Heinrich Grönger Wittwe, geborne Hagemann, 81 Jahr; Kleen-Hof Nro. 1.
— 278. Den 20. — Der Arb. Bernhard Brockwehl, 48 Jahr; Paulsberg Nro. 30.
— 279. Den 20. — Helena Broermann, 2 Jahr; Gerberhof Nro. 5.
— 280. Den 21. — Des Branntweinbrenners Johann Friedrich Schöling Tochter, 2 Monat; Balgebrückstraße Nro. 4.

Geburten:

Nro. 351. Den 16. März. Des Arb. Christ. Pfannenschmidt Ehefr., geb. Tabe, Muggenburg Nro. 17; von einem Knaben.
— 352. Den 16. — Ein Knabe — Buntenthorssteinweg Nro. 67.
— 353. Den 17. — Des Arb. Hinr. Schrader Ehefr., geb. Böhr, gr. Johannisstraße Nro. 135; von einem Mädchen.
— 354. Den 19. — Des Arb. Johann Christ. Bauer Ehefr., geb. Lindemeyer, gr. Johannisstraße Nro. 149; v. einem todten Knaben.
Nro. 355. Den 19. März. Des Schiffscapitäns Martin Klencke Ehefr., geb. Wendt, Knoopstraße Nro. 28; von einem Knaben.
— 356. Den 19. — Ein Knabe — Hastedt Nro. 24.
— 357. Den 19. — Ein Mädchen — Punkendeich Nro. 18.
— 358. Den 20. — Ein Knabe — Jockels-Gang Nro. 5.
— 359. Den 20. — Des Glasers Joh. Heinr. Hoyer Ehefr., geb. Buscher, Osterthorssteinweg Nro. 75; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 96. Der Dr. juris und Notar Emilius Meinertzhagen und Johanna Rebecca Margaretha Albers hieselbst.

— 97. Der Buchhalter Carl Eduard Meyer und Julie Margr. Auguste Münder. Beide von hier.

— 98. Der Schuhmacheramtsmeister Herm. Diem u. Anna Rebecca Faber. Beide von hier.

— 99. Der Schuhmacheramtsmeister Gerhard Ludwig Wiegmann und Anna Catharina Magdalena Corssen hieselbst.

— 100. Der Cigarrenfabrikant Joh. Christian Meybohm und Margr. Weber. Beide von hier.

— 101. Der Hutmacher Joh. Conrad Christian Winkelmann zu Scheesel und Anna Maria Kielken zu Barntrup.

— 102. Der Cigarrenmacher Joh. Christian Löbig u. Gesina Maria Wessels aus Brookhuchting.

— 103. Der Stuhlmacher Joh. Dietr. Diers hies. und Dorothee Orews aus Riede.

— 104. Der Arb. Friedr. Wilh. Kruse hies. und Metta Margar. Brummer aus Seefeld.

— 105. Der Lohndiener Joh. Gerh. Bredehorst hies. und Anna Maria Dorothea Wittrock zu Ottersberg.

— 106. Der Bierbrauer Joh. Anton Specht und Johanna Cathar. Oertzen. Beide von hier.

— 107. Der Packer Cord Hinr. Feldhusen und Sophie Henriette Niemann hieselbst.

Nro. 108. Der Steuermann Lüder Harbers hies. Anna Elisabeth Christina Ste... Leesum.

— 109. Der Kimmker Friedr. Ficke und Anna ... Undütsch. Beide von hier.

— 110. Der Schenkwirth Hermann Hinrich ... Neuenlande und Maria Sanders ...

— 111. Der Gastwirth Heinrich Ehlers ... Maria Bohe. Beide von hier.

— 112. Der Schneideramtsmeister Hermann ... und des verstorb. Schneideram... Philipp August Wolrath ... Wittwe, Marie Elisab., geb. ...

— 113. Der Bierbrauerknecht Hinr. Lerbs ... Brandt aus Hastedt.

— 114. Der Schuhmacher Joh. Hinr. Kno... und Anne Dorothee Klausing, ... Rönnhase, aus Diepholz.

— 115. Der Schneider Friedr. Wilh. Gest... und Sophia Pape aus Oiten.

— 116. Der Cigarrenmacher Joh. Conrad Ha... und Elisabeth Ihm aus Hanau.

— 117. Der Kappenmacher Joh. Jost Wil... Buntenthorsteinwege und Gesche ... Hinners aus Harmissen, Kirchspiel ...

— 118. Der Arb. Andreas Planer u. Marg... zu Hastedt.

— 119. Der Arb. Diedrich Stelter und Ge... holz zu Hastedt.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 25.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 25. März 1840.

Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde

Gen: 1 26.

Die Tempel in Japan.

Von

F. Rotter.

In den tönevollen Nächten
Ueber Japans Blüthenland
Schaffet, leis die Knospen öffnend,
Eine zarte Götterhand.

Ab den Keim der Dornen streifend
Läßt des Tages reinem Blick
Als verklärte Maienrose
Die Kamelie sie zurück.

Wie der Wolke Schnee sich röthend
Schwankt, vom Purpurhauch gefüllt,
— Ist es Antlitz, ist es Schleier? —
Der Hortensie Wellenbild. *)

Also von geheimen Wundern
Zeugt der stillen Gärten Pracht,
Farbenschimmernd wie die Sonne
Und erquickend wie die Nacht.

Jedes Element bekundet
Segnend seine Gegenwart,
Jedes zeigt im Kranz der Fluren
Einen Liebling andrer Art.

Drum für jede Kraft des Himmels
Weiht man dort ein heilig Haus,
Wie er seiner Gottheit Blumen
Streuet in das Weltall aus.

Sonne, Mond und Lüfte haben
Jedes seinen Tempel dort,
Jedes findet seines Dienstes
Weihegebend Deutungswort.

Jeder Tempel zeigt das Abbild
Dessen, dem er ward erbaut,
Blüthen legt man ihm zu Füßen,
Von der Nächte Kuß bethaut.

*) Die Hortensie (Hydrangea) wie die Kamelie stammen aus Japan.

„Doch wo ist des Höchsten Tempel?"
Frug ein Sohn des Abendlands;
„Welch ein Bild habt ihr zum Zeichen,
Welche Blumen ihm zum Kranz?"

Und in eine Marmorhalle
Führt ein ernster Greis ihn ein,
Wo kein Bildniß winkt dem Beter,
Keine Blume deckt den Stein.

Nur ein Spiegel, groß und einsam
In der hohen Mauern Rund,
Warf aus tiefem Aug' dem Fremdling
Still sein eignes Abbild zu.

„In dir selber mußt du suchen,"
Sprach der Greis, „des Höchsten Bild;
Draußen wird's durch keines Himmels,
Keines Wunders Pfand enthüllt."

Das Karnevalsfest der Künstler in München.

(Fortsetzung.)

Der Schauplatz für die zweite Abtheilung des Festes war der große Saal des königlichen Odeons. Nachdem sich hier die Züge einzeln aufgestellt und noch einmal ein wohlgeordnetes Bild in allem Reichthum und Glanz gegeben, vertheilte man sich an die einzelnen Tafeln zur Stärkung durch Speise und Trank. Auf dem erhöhten Raume des Orchesters in der Tiefe des Saales war die kaiserliche Tafel arrangirt, mit reichem Silberservice besetzt, wie denn so viel möglich die Geräthschaften, namentlich die Trinkgeschirre, der dargestellten Zeit sich anpaßten. Große, reich reliefierte Humpen standen vor den Rittern, aus Birkenstämmen geschnittene Pokale vor den Knappen. Alles gruppirte sich eigenthümlich nach dem angenommenen Charakter; die Meistersänger saßen in der Mitte des Saales und erfreuten von Zeit zu Zeit die Versammlung durch heitere Lieder. Nach der ersten Speise trat der alte Hans Sachs vor den Kaiser und erstattete demselben in der ihm eigenen launigen Dichterweise Bericht von dem Kunstleben in München, sprach von dem Werth der Kunst im Allgemeinen und des Kaisers Verdienst um sie, woran sich sodann das vom ersten Bürgermeister von Nürnberg Allerhöchst Ihm ausgebrachte Lebehoch natürlich anschloß. Hierauf wurde das von F. v. Schiller gedichtete und von Stunz komponirte Banketlied gesungen, das wir gleichfalls unsern Lesern hier mittheilen:

Im Pokale deutschen Wein,
Wie ihn heut der Vater Rhein,
In dem Herzen frohe Lust,
Für den Freund die offne Brust;
Schallen unsre frohen Lieder,
Tönt es in den Herzen wider:
Kunst und Vaterland!

Für das Schöne hellen Blick,
In der holden Liebe Glück,
Für das Vaterland den Muth,
Für die Ehre unser Blut;
Schallen unsre frohen Lieder,
Tönt es in den Herzen wider:
Kunst und Vaterland!

Für die Kunst das ganze Seyn,
Im Erfassen keusch und rein,
Im Vollführen Manneskraft,
Festen Sinn, der Wunder schafft;
Schallen unsre frohen Lieder,
Tönt es in den Herzen wider:
Kunst und Vaterland!

Der große Raum, die große Anzahl der Versammelten, die Lust der Einzelnen, sich endlich selbst zu leben und die eigenen Interessen zu verfolgen, machten weitere Gesammtäußerungen geradezu unmöglich, gaben dafür desto mehrere und erfreuliche Einzelbilder. Unter diesen nimmt eine durch den lustigen Rath des Kaisers herbeigeführte Episode eine glänzende Stelle ein. Er kam plötzlich, von sieben Narren im Triumph getragen, durch die langen Reihen der Tafeln vor die kaiserliche, stellte seine sieben Narren vor der Majestät als Kegel auf, erklärte sie in gutem Knittelvers als sieben Leidenschaften der Menschen,

Hochmuth, Neid, Bosheit, Liebe ꝛc., und brachte als eine besondere Eigenschaft von ihnen vor, daß sie wie die Säulen ständen vor Jedem, daß sie aber mit Leichtigkeit durch eine nur mit Luft gefüllte Kugel umzuschieben seien von dem, der die Leidenschaften, die sie darstellten, bewältigt habe. Nun traten Ritter und Große, Gelehrte und Ungelehrte auf, schoben alle mit der Kugel nach den Narrenkegeln, erlebten aber allemal von Allen das gleiche Hohngelächter. Sie standen wie Säulen. Auch dem lustigen Rath ging es nicht viel besser, indem auf seinen Wurf nur ein Kegel fiel, ich glaube der Hochmuthsnarr. Nun rief er den „Vetter" (den Kaiser) in's Spiel, und auf dessen Wurf fielen die Narren sämmtlich. — Ein andermal traten die Minnesänger vor den Kaiser mit einem feinen Lied; aus einer andern Ecke schallten Gesänge der Landsknechte, aus einer dritten solche der Handwerker, die zum Theil aus alter Zeit vorgesucht, zum Theil im Geist derselben gedichtet waren. — Ganz besonders charakteristisch ist eines der Handwerkslieder, das ich Ihnen hier gleichfalls mittheile:

Wir han uns all zusamm'gethan,
Ein jeder ist versammelt,
Drum setzt Euch her und rückt heran,
Und weil wir heut blau'n Montag han,
So wollen wir eins trinken!

Ein'm jeden Handwerk unsern Gruß,
Ein'm jeden seine Ehren,
Nach altem Brauch und altem Fuß,
Dem Schuster und Mechanikus,
Dem Grobschmied wie dem Schneider!

Seid uns willkommen allzumal,
Ihr Meister und Gesellen,
Laßt wandern jetzt den Festpokal,
Das ist das Beste allemal,
Es stärkt die durst'gen Seelen!

So jung als wir hier sitzen thun,
Komm'n wir nicht mehr zusammen;
Drum lan wir alle Sorgen ruhn,
Ein jeder woll' sich gütlich thun,
Und saufen wie der Teufel!

Es lebe, was wir Liebes han,
Es leben alle Zünfte,
Der Obermeister vorne dran,
Er ist führwahr ein Ehrenmann,
Hoch leb'n wir all mitsammen!

(Der Beschluß folgt.)

Zur Charakteristik Königs Friedrich VI.

(Beschluß.)

Auf dem Wiener Congresse waren einst mehrere Monarchen im Theater. Das Stück war bereits begonnen, als Friedrich VI. eintrat. Sobald das Wiener Publicum dies bemerkte, forderte es mit lauter Stimme, daß das Stück noch einmal von vorne anfangen sollte, was auch geschah. Mit Beziehung hierauf fragte der Kaiser Alexander den König, woher es käme, daß das Volk in Wien mehr von ihm halte, als von allen übrigen Potentaten. „Das macht, weil ich häßlich bin," antwortete der König lachend. — Zum Theil von Natur, zum Theil wegen seiner häufigen Seereisen zwischen den Provinzen des Reichs war der König so seefest, daß er auf diesen Reisen stets seine gewöhnliche Arbeitszeit beobachtete und sich alle laufenden Sachen an Bord referiren ließ, als wäre er am Lande. Noch auf seiner letzten Reise nach Holstein in seinem hohen Alter saß er in der kleinen Kajüte auf dem Dampfschiff und ließ sich, während die See hoch ging, mehrere Stunden lang Sachen vortragen und gab Resolutionen ab, zur größten Beschwerde für den Referenten, der sich kaum auf den Beinen halten konnte und für den der Aufenthalt in der engen, dumpfigen Kajüte fast unerträglich war. Oft brachte er die Nacht auf einem Verdecke zu und schlief nur einige Stunden mit einem Mantel bedeckt auf einer Bank. — In des Königs vorletzten schweren Krankheit mußten viele Sachen unabgemacht liegen bleiben. Als er anfing, sich wieder zu erholen, sollte er nach den Vorschriften

der Aerzte erst Kräfte sammeln, ehe er sein arbeitsames Leben wieder beginnen durfte. So wie er eben ein wenig wieder hergestellt war, klagte ein Kopenhagener Blatt darüber, daß so viele Geschäfte nicht rascher fortschritten. Als der König nun eines Abends dieses Blatt las, sagte er: „Ich habe nun schon manche Beschuldigungen gegen mich aufstellen sehen, aber doch noch niemals die der Trägheit!“ und damit legte er ruhig das Blatt bei Seite. — Als der König einmal nach Jütland gereis't war, kam eine Wittwe zu ihm, um für ihren Sohn Befreiung vom Kriegsdienste zu erbitten, weil es ihr schwer fiel, ihre Landstelle durch fremde Hände bewirthschaften zu lassen. Als sie zu ihm kam, trat der König nach seiner Gewohnheit vor sie hin, sah sie scharf an und fragte: „Was will sie?“ Die Frau brachte ihre Bitte vor und der Amtmann, der gerade beim Könige war, bezeugte, daß sie eine brave und rechtliche Frau sei. Darauf sagte der König: „Gehe sie nur getrost nach Hause, Mutter! Ihr Gesuch soll bewilligt werden.“ Aber die Frau war mit diesem Worte allein nicht zufrieden, sie wünschte es schriftlich zu haben. „Aber glaubt ihr mir denn nicht?“ fragte der König. „Alle diese Männer sind ja Zeugen, daß ich es euch versprochen habe.“ — „Ja, das thue ich wohl,“ antwortete die Frau; „aber sobald Ew. Majestät weg sind, so thun doch Alle wieder, was sie selbst wollen.“ Da wandte der König sich lachend um, ging an den Tisch und unterschrieb sogleich das Gesuch mit eigener Hand. — Eins der letztenmale, wo Friedrich VI. in Jütland war und die Westküste bereis't'e, war er in ein Wirthshaus eingekehrt, und als er dasselbe eben wieder verlassen hatte, lief die Frau des Hauses ihm nach, um ihn zu bitten, daß er seinen Namen zur Erinnerung mit Kreide an einen Balken schreiben möchte. Das Gefolge des Königs wollte sie nicht zu ihm lassen, aber sie drängte sich durch und zog den König am Rock. Als nun der König ihr Begehren erfuhr, nickte er freundlich und sagte: „Außerordentlich gern.“ Er kehrte wirklich um und schrieb seinen Namen unter den Balken. — Ein junger Mann, welcher, wohl nicht mit Unrecht, stark im Geruche der Demagogie stand, hatte Audienz bei ihm und hielt es für angemessen, in dieser Hinsicht etwas zu seiner Entschuldigung vorzubringen. Der König aber unterbrach ihn mit den Worten: „Lassen Sie das gut sein, Sie sind ein junger Mann und da ist es ganz natürlich, daß Sie andere Ansichten haben, wie wir Alten und der Tendenz der Zeit folgen.“

* Rügen.

Jedem aufmerksamen Fremden, der nur einige Zeit in Bremen verweilt, wird es auffallen, wie viel hier in kirchlicher Hinsicht gegen andere Städte gethan ist und wird, zur Belebung der Religiosität und Bewahrung eines kirchlichen Sinnes, und wer Sonntags die Schaaren aus den Kirchen strömen sieht, muß im Herzen das Prädikat mit unterschreiben, das man dem lieben Bremen immer und überall beilegte, wenn man es das fromme nannte. In wie weit es dies verdient, wollen wir hier nicht zu erörtern suchen, fromme Leute giebts hoffentlich oder Gottlob überall, es ist hier nur der Zweck des aufmerksamen Fremden, der in obiges Lob einstimmt, einige Mißbräuche, die er in der Kirche und um dieselbe bemerkte, zu rügen. —

I. Die Feier des Sonntags selbst ist hier nicht wie sie sein sollte in einer christlichen Stadt. In andern Ländern, (ob in allen mag ich nicht behaupten) aber in den meisten, — wie in der Schwesterstadt Hamburg — ruhen während des Gottesdienstes die Geschäfte und die Läden sind geschlossen, ja selbst in dem seiner freiern Denkungsart wegen so vielfach verschrieenen Sachsen, dem todten Kat-

hessen, ruhen während des Gottesdienstes Handel und Wandel; bei uns sind sie frei und würden am Sonntag noch größere Freiheiten erlangen wenn nicht der Kaufmann seiner Familie zu Gefallen dem Geschäfte sich entzöge, man hindert ihn nicht demselben nachzugehen, jeder Laden ist offen und doch könnten die Leute ihren Bedarf eben so gut vor und nach dem Gottesdienste holen als während desselben.

III. In vielen und wohl den meisten Städten sind die Kirchen von einem Platze umgeben, der sie von den Straßen trennt, und wo dies nicht der Fall ist, sind die Straßen mit einer Kette gesperrt, damit das Wagenfahren nicht störe, wie z. B. in Leipzig (wo unter uns gesagt nicht so viel Leute gestört werden, da die Kirchen meist leerer sind). Bei uns sind die Straßen offen und am Dom und Ansgarii-Kirchhof außerdem ein bedeutender Kinderlärm. Es ist so leicht, dieses Alles zu ändern, und so wünschenswerth, nicht allein unsertwegen, sondern unserer Kinder wegen, damit sie sehen daß vor dem großen Gebot: „Du sollst den Feiertag heiligen", alle andern bürgerlichen Rücksichten schweigen müssen; wird ja so leider in unsern Tagen so wenig auf die Heilighaltung des Sonntags gehalten.

IIII. Aber auch in der Kirche tritt dem Fremden so Manches störend entgegen, das abgeändert werden könnte, z. B. das Aufbehalten der Hüte, das man wohl an keinem Orte sonst findet, und auch durchaus unpassend und unanständig ist, ja lächerlich wird, wenn man alle Herren die Hüte abnehmen sieht, wenn der Prediger auf der Kanzel erscheint, und auch wohl bei Nennung eines heil. Namens. Sieht das doch gerade aus als ob man des Predigers wegen in die Kirche ginge, oder in sein Haus, und es ist doch das heilige Haus des Herrn Herrn! Ja man wendet ein, viele könnten den Zug nicht vertragen; ei, es zieht gar nicht, und warum können sie denn im Theater sitzen ohne den Kopf bedeckt zu haben?! Ich möchte den Lärm nicht hören, wenn dort Einer oder der Andere im Hute säße, er würde ihm bald herabcomplimentirt werden. — Anstand und Ehrfurcht im Gotteshause, denn es ist ein Bethaus!

IV. Ja es ist ein Bethaus, man glaubt aber nicht in einem solchen zu sein, wenn man das Lärmen hört, welches das Niederschlagen der Sitze verursacht sobald die Predigt beginnt, was in einigen Kirchen, besonders in der Stephani-Kirche Mode und Ton zu sein scheint. Ist das doch ein Spectakel und Getöse wie in einer Schenke, ja ich glaube hier würde man solchen Skandal nicht dulden. Und das thun Christen im Hause des Herrn, und das dulden christliche Prediger! Nein das sollte nicht sein, es sind böse Uebelstände, was soll der Fremde davon denken; der in unsre Kirchen kommt, wenn er solches hört und sieht, muß er nicht von der Kirche auf's Leben und das Haus schließen? —

V. An jedem auch dem kleinsten Orte wo ein Blatt erscheint, findet man die Angabe der Sonntagspredigten, und es werden deshalb vielfach solche Blätter gehalten. Uns nützt das aber nicht, denn wir finden sie ja doch nicht alle darin; das Unterhaltungsblatt liefert die Anzeige der reformirten Kirchen, aber der Dom ist in dem Verzeichnisse weggelassen und der Fremde der dies alte lutherische Gotteshaus besuchen will, erkundigt sich umsonst wer zu dieser oder jener Stunde predige, und es erfahren überhaupt nur die, die den Kirchen-Zettel halten, den sie dann noch besonders bezahlen müssen. Fragt man warum werden die Namen der Domprediger nicht auch öffentlich genannt, so erfährt man denn, daß dieser Kirchen-Zettel ein Einkommen für die Schullehrer sei, das man ihnen nicht nehmen dürfe,

ja man sagt sogar die Herren druckten ihn selbst; doch das letztere glaube ich kaum, sie fielen ja dann den Buchdruckern ins Handwerk. Aber daß in Bremen, daß von einer Domgemeinde ihre Schullehrer auf solche Einkünfte angewiesen werden, daß deshalb einer so großen Gemeinde die Predigten nicht angezeigt werden das ist dennoch höchst sonderbar und unpassend und kommt nur in Bremen, auch nur in einer Domgemeinde vor.

Möchten doch diese Mißbräuche die sich in unsere kirchlichen Angelegenheiten eingeschlichen haben und sich für unsere Zeit so wenig passen nicht unbeachtet bleiben, möchten sie nicht umsonst gerügt sein, sondern möchten doch die Störungen in Zukunft wegfallen, sie sind ja so leicht hinwegzuräumen.

II.

Bericht aus Berlin.

Wie verbessert man die gefährlichen Classen der Gesellschaft?

Unstreitig eine Lebensfrage. Aber wir Deutsche haben sie nicht beantwortet, die Franzosen sind's wieder gewesen, welche bestimmt zu sein scheinen, alle Lebensfragen, die der Geist aufwirft, zu beantworten, während wir nur immer da stehen, den Finger an die Nase legen und declamiren: „Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage!“ — Das Werk des edeln Franzosen Fregier: „Ueber die Mittel, die gefährlichen Classen der Gesellschaft zu verbessern“, welches von der moralischen Akademie zu Paris den Preis erhielt, ist jetzt in Paris gedruckt worden und wird hoffentlich bald als deutsches Buch zu haben sein. Wir rathen's wenigstens denen, die Alles „aus dem Französischen“ holen, lieber so ein Buch zu übersetzen, als das französische und deutsche Theatermalheur. Wahrhaftig, auch unser gesellschaftliches Leben oder, um modern zu reden, unsere socialen Zustände brauchen einen solchen Heiland. Ref. hatte neulich Gelegenheit, ein Polizei-Buch zu sehen, worin die täglich arretirten Verbrecher verzeichnet waren; — es ist unglaublich! Wie unsere Vossische Zeitung immer angiebt: so und so viel mehr geboren als gestorben gegen das vorige Jahr, so müßte man auch aus solchen Büchern veröffentlichen: so und so viel täglich mehr verhaftet, als am vorigen Tage und im vorigen Jahr. Die nächtlichen Handwerke und Handwerker nehmen zu wie die Geburtslisten und die Tage im Mai und Juni. Was braucht ihr da für Medicin, ihr Herrn Doktoren der moralisch Verpesteten? Die ächte Gerechtigkeit mit Zubehör, die ihr aus der Apotheke der Gerechtigkeit, aus den Gesetzbüchern, Tarifs und Reglements verschreibt. Gut, die Leute werden arretirt, untersucht, eingesteckt — wohinein? — Gerade in die moralischen Pestlöcher, in die Schulen und Universitäten des Lasters. Da sitzen sie so lange, bis sie ihre Strafe abgesessen haben, und ihr könnt drauf rechnen, ihr entlaßt dann Leute, denen ihr unbedingt das Zeugniß der Reife in dem reichen Felde der Spitzbüberei und Gaunerei ertheilen, die ihr als Lehrer des Lasters anstellen könnt. Die kahle, kalte Gerechtigkeit thut's hier nicht! — So viel wir jetzt von dem preisgekrönten Buche Fregier's wissen, so hat er die Sittlichkeit als Universal- und Radicalmittel gegen Spitzbüberei, Gaunerei, Völlerei, Prostitution, Mord und Todtschlag vorgeschlagen und es bis in's Einzelne bewiesen. Er hat dies selbst erfahren. Wie wahr das ist, beweist auch unsere berühmteste Nemesis der Verbrecher, der Polizeirath Duncker. Will man nämlich das Geheimniß wissen, wodurch er zu diesem europäischen Rufe gekommen, wodurch er so mächtig ist in

Aufdeckung der verschlossensten und verwickeltsten Verbrechen, so ist es (allerdings mit Voraussetzung seines criminalistischen Genies) die Gabe, auf den Rest der Sittlichkeit bei seinen Verbrechern zu wirken, die erloschenen Funken des Gefühls für Familie, Kinder, Freunde, für Religion, Ehre, Sitte anzublasen und ihnen dadurch das begangene Verbrechen selbst zur Last zu machen, daß sie es mit Thränen der Reue von sich stoßen, ihm danken und Alles gestehen. Er nimmt auch adjuvantia. So geht er z. B. allein um Mitternacht in die Kerker der Verbrecher; die Schauer der Mitternacht, das einfache Licht, welches die grauen Wände gespensterhaft beflackert, unterstützen seine Gabe, die verschlossenen, harten Verbrecherherzen aufzuschließen und zu erweichen. Die Grundmacht aber ist die Waffe der Sittlichkeit, nicht das kalte Sparrwerk der Gesetze. Mit dieser Macht der Sittlichkeit aber die Verbrechen zu verhüten, ist eine viel göttlichere Praxis. Wie viel könnten hier Volksblätter wirken, um nur dies Eine zu erwähnen! In Berlin z. B. kommen gegen 50 Zeitschriften heraus. Wo ist aber die Tendenz, auf das Volk sittlich und bildend einzuwirken, zu erspähen? — Wehe dem, durch welchen Aergerniß kommt!

H.

Folgen des hohen Viehzolls in Frankreich.

Vor fünfzehn Jahren wurde in Frankreich ein hoher Zoll auf die Einfuhr von fremdem Vieh gelegt, um die großen Grundbesitzer in Frankreich in den Stand zu setzen, ihr Vieh desto theurer zu verkaufen. Noch sind kaum 15 Jahre verflossen, und jetzt ertönen aus Frankreich selbst die heftigsten Klagen über diese hohen Zölle, und die Kammer der Deputirten wird in kurzem darüber zu entscheiden haben; denn nicht nur hat sich aus den Deputirten der Departements ein Comité gebildet, um die Sache in Erwägung zu ziehen, sondern die Fleischer in Paris haben auch eine Petition an die Deputirtenkammer gerichtet, worin sie die Folgen jener hohen Zölle aufzählen. Wir entlehnen dem Courrier français eine Stelle, worin die wichtigsten Thatsachen hervorgehoben sind.

„Die Viehproduction in Frankreich steht unter dem Bedürfniß: hier regelt nicht der Verbrauch die Production, wie bei jeder andern Industrie, sondern der Verbrauch muß sich nach der Production richten. Die Petition der Fleischer erklärt, daß in Paris allein wöchentlich ein Deficit von 4 Mill. Kilogr. (8 Mill. Pfd.) oder 220 Ochsen stattfinde. Während die Zahl sich vermindert, scheint sich auch die Gattung zu verschlechtern: seit mehreren Jahren geben die Ochsen ein Fünftheil weniger an Fleisch und an Seife. Der Preis des Fleisches steigt in einem viel stärkeren Verhältniß. Die Ankäufe der Hospitäler bezeugen, daß das Pfund Fleisch vor fünfzehn Jahren 35 Cent. und jetzt 52 kostet. Der Detailverkauf ergiebt die Preise der geringen Qualitäten: das geringere Fleisch kostet einen halben Franken, das ausgewählte Fleisch 70 Centimen. Zu diesem Preise ist es durchaus unmöglich, daß das Fleisch die Grundlage der Nahrung bilde. Der hohe Preis des Ochsenfleisches hat auch schon darauf geführt, daß man Kühe schlachtet, und schlechtes, ja für die Gesundheit gefährliches Fleisch verzehrt. Ein großer Theil der armen Bevölkerung nährt sich, wie die Garnison einer belagerten Stadt, von dem Fleisch der Pferde die man abschlägt.

„Die Gefahr, auf welche die Petition aufmerksam macht, steigt mit jedem Jahre. Der Luxus nimmt zu, die nützlichen Künste verbreiten

sich, das Volk ist besser gekleidet, aber schlechter genährt, und wenn man nicht bald Sorge trägt, so wird die arbeitende Classe in Frankreich, wie in Irland, auf Brod und Kartoffeln beschränkt sein. Die Menschenrace verkümmert zugleich mit den Thieren."

Die beiden Staare des Herrn Deichmann.

Die neuliche Bekanntmachung in der Bremer Zeitung, die beiden allerliebsten Vögelchen betreffend, hat dem Besitzer schon viele Bestellungen verschafft, obgleich in jener Anzeige nicht alle die bewunderungswerthen Talente und Sprechstückchen der befiederten Künstler erwähnt werden konnten. So, unter andern, spricht Monsieur Sanscülotte nicht nur mit seiner Madame Staarin, sondern singt ihr auch sehr schöne Liedchen vor, und was die Hauptsache ist, er thut beides auf das jedesmalige Verlangen seines Herrn. Madame will es sich wohl manchmal herausnehmen während der Productionen des Herrn Gemahls zu extemporiren, d. h. zu schwatzen wie ihr der Schnabel gewachsen ist; allein der Herr dieses Staarenpaars hat ein kleines Zauberstäbchen, durch deren Berührung er sie sofort zum Schweigen bringt. Schon viele geplagte Ehemänner — so sagt man — hätten Herrn D. ersucht, ihnen ein solches Stäbchen abzulassen, aber der Mann ist zu artig und kennt seinen Vortheil zu gut um die Rosenlippen verstummen zu machen, die auch nicht unterlassen werden bei den gestrengen Herren ein gutes Wörtchen für ihn und seine Vögel einzulegen.

Folgen der Eisenbahnen.

Diese sind jetzt freilich noch nicht ermessen, da die Eisenbahnen zu jung und erst im vollen Werden sind. Wenn einst die ganze Erde mit den Maschen des Eisenbahnnetzes umstrickt ist, wenn alle Verbesserungen zur größten Vollkommenheit gediehen sind, man mit der größten Bequemlichkeit von Moskau nach Paris, von Paris nach Wien, nach Constantinopel u. s. w. fliegen kann, dann wird man die ungeheuere Reformationsmacht der Eisenbahnen übersehen. Wie sie aber jetzt schon auf den Werth der Dinge einwirken anfangen, davon giebt wenigstens dermalen Düsseldorf einen kleinen Beweis, wo in der Nähe des Bahnhofes auch die früher werthlosesten Grundstücke zu hohen Preisen verkauft werden. An einem Garten, der vor zehn Jahren ungefähr 2000 Thaler werth war, sind jetzt über 10,000 Thaler gewonnen, und die Gemeinde Düsseldorf hat eine verwahrloste, aus Erdaufwürfen und Höhlen bestehende Sandgrube von ungefähr 3½ Morgen Größe, 5 Minuten Weges vom Bahnhofe entfernt, für 7500 Thaler verkauft.

Lückenbüßer.

„Weshalb nennt man die alte Gesetz-Sammlung Corpus juris?" fragte ein Professor einen Studenten. Der besann sich nicht lange, sondern antwortete: „Wahrscheinlich, weil für uns der Geist weg ist und nur der Körper zurückblieb!"

Tessin.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.", und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Daewes, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshof.

Die

SCHNELL-POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 25 des Bürger-Freundes für 1840.

Donnerstag, den 25. März.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Ueber Oestreichs Stellung zu Deutschland lies't man in der „Allg. Ztg." aus Wien vom 6. d. M., daß die Zeit zu nahen scheine, die jene Stellung in das rechte Licht und in diejenige Meinung setzen werde, welche den Deutschen Interessen die förderlichsten sein würde." Es wäre nicht des Oestreichers Sache, viele Worte zu machen, aber Oestreich verdiene nach allen neuern Vorgängen das Vertrauen Deutschlands, und keineswegs den mehrfach erklungenen Vorwurf, daß es sich Deutschland gegenüber mehr und mehr abschließe und den gemeinsamen Deutschen Interessen sich entfremde. Dabei wird besonders Bezug genommen auf Oestreichs Stellung als Hüterin der Donau und Schutzmacht des Deutschen Verkehrs mit dem Orient. Die große Wichtigkeit des letztern erkennend, können wir nur den innigen Wunsch hinzufügen, daß Oestreich das in diesem Aufsatze in Anspruch genommene Vertrauen in vollem Maße verdienen und — finden möge.

Franz Dingelstedt hat unter Anderem auch „Erinnerungen an Alt-Hannover" geschrieben, ein Anderer, der sich natürlich nicht nennt und den auch Andere nicht nennen dürfen, arbeitet jetzt an „Erinnerungen an Neu-Hannover", in denen wir viel vom Ernst zu erwarten haben, da der Verfasser nicht zu scherzen pflegt.

Wir wußten bis jetzt nicht, daß es eine besondere Weltgeschichte für die katholische Jugend giebt. Wenigstens hätten wir nicht geglaubt, daß man so schamlos sein und ein Buch unter diesem Titel in den Buchhandel einführen könnte. Allein wir täuschten uns: Herr Annegarn hat bereits die zweite Auflage seiner „Weltgeschichte für die katholische Jugend" erlebt. Das Buch ist in Münster erschienen. — Ist denn die Weltgeschichte ein Roman, den man willkürlich verändern, zu welchem man hinzufügen, aus dem man fortlassen kann, was beliebt? Der Verfasser der Weltgeschichte ist der Herrgott selbst, und Ihr habt nur die Verpflichtung, ihm mit möglichster Treue nachzuerzählen, aber verfälschen sollt Ihr diese heilige Schrift nicht, denn auch die Weltgeschichte ist eine Bibel und dem Begriffe nach unverletzlich.

Wie sehr der Aberglaube noch immer unter den gemeinen Leuten herrscht, davon mag Folgendes, ganz in Wahrheit beruhend, als Beleg dienen. Im Juli v. J. entwich aus der Festung Minden ein Sattlergesell, der wegen wiederholten gewaltsamen Diebstahls auf viele Jahre verurtheilt war, so daß auf seine Habhaftwerdung eine Prämie von 50 Thlrn. gesetzt ist. Dieser gefährliche Mensch treibt sich nun im Westphälischen herum, und macht die Gegend höchst unsicher. Aller Anstrengung und Wachsamkeit der Policei ungeachtet, hat man dieses höchst gefährlichen, schlauen und abgefeimten Spitzbuben nicht habhaft werden können. Dies hat darin seinen Grund, daß er heute als Viehhändler gekleidet, morgen im Bauern-Anzuge, dann in Frauenkleidung, als Soldat ꝛc. erscheint. Er soll stets mit 2 Pistolen und einem großen Messer, unter den Kleidern verborgen, bewaffnet sein. Vor einiger Zeit kommt er, als Frauenzimmer gekleidet, Vormittags, zu einem Bauern in Alverdissen. Die Frau leidet gerade an heftigen Zahnschmerzen. Er äußert sein Bedauern und sucht sich Zutrauen zu erwecken. Sodann wirft er die Bemerkung hin, er wolle sie davon befreien, es sei aber nöthig, zu erforschen, ob die Zahnschmerzen vom Guten oder Bösen (dem Teufel) herrührten. Dazu sei nöthig, daß die Frau ein Ei bringe. Es wird gebracht. Nachdem er es besehen, sagt er zu der Frau, sie solle das Ei ins Bett legen. Dies geschah. Nach einer Viertelstunde muß sie es wieder holen und nun sagt er: „Ich werde das Ei vor ihren Augen in einer Schale öffnen. Kommt daraus ein weißer Wurm, so rühren die Zahnschmerzen vom Guten, ist's aber ein schwarzer, so hat der Böse ihr die Zahnschmerzen angethan." Das Ei wird darauf im Beisein der Frau und ihres Mannes geöffnet und — ein schwarzer Wurm kommt daraus hervor. Die beiden Leute sind tief ergriffen, doch der abgefeimte Spitzbube bemerkt: Er könne die Frau nur erst dann von ihren Zahnschmerzen befreien, wenn die Eheleute zuvor von Allem, was sie an Geld und Geldeswerth im Hause hätten, sich entledigten. Es geschieht. Die Leute geben Alles, 30—40 Thlr. an Werth; es wird in einen Beutel genäht, unter vielen Zaubersprüchen, und dann müssen sie in einer Ecke niederknieen und einige Zeit beten. Während dessen versteckt der Bösewicht das Paket unter seine Kleider, ein anderes aber, von dem er vorgiebt, die Sachen seien darin, wird in einen Schrank gelegt, den er zuschließt und den Schlüssel zu sich steckt. Als die Leute aber bemerkten, daß sie den Schlüssel nicht entbehren könnten, müssen sie ihm einen anderen Schrank anweisen. Er nimmt den Schlüssel, legt ihn da hinein und sagt, derselbe dürfe bis zum andern Morgen um 9 Uhr nicht angerührt werden. Die Zahnschmerzen haben sich allmählig fast verloren; der schlaue Betrüger wird reichlich beschenkt und entfernt sich darauf mit dem Versprechen, am folgenden Morgen wieder zu kommen. Wer sich aber nicht sehen ließ, war der Dieb. Die Leute werden besorgt, öffnen den Schrank und — finden jetzt, wie sehr sie betrogen worden sind. Da sie zu den sogenannten Frommen gehören, so spotten und lachen die Nachbaren über ihren Aberglauben. Man sollte wahrlich nicht glauben, daß es jetzt noch solche thörigte Menschen gäbe.

Aus Braunschweig wird geschrieben „Während wir, vielleicht schon für die nächsten Tage, mit ziemlicher Gewißheit der Hinrichtung des Mörders des im Hannöverschen ansässig gewesenen Müllers Böhme, in Wolfenbüttel, entgegensehen, haben drei, schon zu gefänglicher Haft gebrachte, Köhler in der Umgegend von Seesen in den letzten Tagen eine That begangen, die leider die baldige Wiederholung des traurigen Schauspiels einer öffentlichen Hinrichtung befürchten läßt. Jene Köhler trafen — so erzählt das Gerücht — auf ihrem Hingange zur Arbeit auf eine große Schachtel, in welcher sie bei deren Eröffnung ein neugeborenes Kind, die Summe von 300 Thlrn. und einen Brief fanden. Der Entschluß, die Summe unter sich zu theilen, war bald gefaßt, nicht aber der, welchem von ihnen das Kind zur Pflege übergeben werden solle, und da alle drei sich gleich standhaft gegen die Annahme desselben auflehnen, beschließen sie, das Kind in das Feuer zu werfen und führen den entsetzlichen Vorsatz, an ihrem Arbeitsplatze angelangt, aus. Kaum hat die Flamme das Kind verzehrt, als ein Jägerbursche mit seinem Hunde auf diesem Platze anlangt, und, durch das unruhige Spüren des Hundes in der Nähe des Feuers aufmerksam gemacht, bald gleichfalls den Geruch verbrannter thierischer Substanzen bemerkt. In der Meinung, die Arbeiter möchten hier ein gestohlenes Stück Wild gebraten oder verbrannt haben, stellt er sie hierüber zur Rede und geräth darüber mit ihnen in einen Streit, der leider damit endet, daß einer der Drei den Burschen mit einem Beilschlage tödtet. Während der Hund nach Hause eilt, scharren die Köhler den Jägerburschen ein. Der Förster, der den Hund allein zurückkehren sieht, vermuthet, seinem Burschen möge ein Unglück wiederfahren sein, geht, ihn zu suchen, in den Wald und fragt bei den Köhlern an, ob sie den Vermißten bemerkt hätten? Während sie dies verneinen, bemerkt auch der Förster den Geruch des verbrannten Fleisches, fragt gleichfalls um die Ursache desselben, geräth, dringend werdend, gleichfalls mit ihnen in Streit und ist schon einem ähnlichen Schicksale, wie sein junger Lehrling, nahe, als er zur Vertheidigung seine mit Schroot geladene Flinte auf die Mörder abfeuert, und, zwei davon in den Schenkeln verwundend, unschädlich macht. Schnell wieder ladend, fordert er die Köhler auf, vor ihm her zum nächsten Orte zu gehen, bei dem ersten Entweichungs-Versuche ihnen mit dem Tode drohend. Die Mörder haben gleich nach dem ersten Verhöre ihre gräßliche That gestanden: die Schachtel ist, mit dem noch unerbrochenen Briefe, gefunden worden und der Inhalt des Briefes soll das Versprechen enthalten haben: jährlich an demselben Tage und Orte solle dem Pfleger und Erzieher des Kindes die Summe von 100 Thlrn. deponirt werden."

Am 6. März ereignete sich in Meißen ein beklagenswerthes Unglück. Oberhalb der Stadt macht die Elbe bekanntlich eine starke Biegung, in welcher sich wegen der Ruhe des Wassers Eis angesetzt hatte. Man vergnügte sich darauf bis auf den letzten Augenblick, und bemerkte nicht, daß der Strom nach und nach anschwoll und die große Eismasse vom Ufer abzulösen drohte. Plötzlich, als eben eine Menge Menschen sich darauf befand, trat dies ein; ein Theil sprang ans Ufer und rettete sich; vierzehn aber konnten es nicht mehr erreichen und wurden auf der Scholle stromabwärts getrieben. An der Meißener Brücke zerschellte das Eis, und die Unglücklichen gingen rettungslos unter.

Von den nach Amerika gezogenen Anhängern des Predigers Stephan, dem in der neuen Welt die Scheinheiligkeit verloren ging, welche er in der alten ziemlich fest hielt, kamen schon mehrere nach Sachsen zurück. Sie sind enttäuscht von ihrem Wahne, aber auch entblößt von ihrem Vermögen, und hätten, wenn man diesen unbedingenden Stephan erwähnt, nicht übel Lust auszurufen: „Steinigt ihn!" — In Wahrheit ist's auch fürchterlich, daß ein Mensch, dessen Unwürdigkeit in abscheulichen Thaten an den Tag gekommen, so viele Familienbande zu zerreißen, und Hunderte in's Unglück stürzen konnte. Wie oft noch wird der Fanatismus in seiner Blindheit sich zum Narren machen lassen!

Von der Preußisch-Polnischen Gränze.

In Russisch-Polen, wo man die Schulämter ausschließlich mit Russen besetzt, ward jüngst ein Schuldirector angestellt, in dessen Patente es hieß: „er sei wegen begangener Unehrlichkeit aus dem Militairstande ausgestoßen worden, aber wegen seiner besondern Kenntnisse und Wissenschaftlichkeit habe man ihn dem höheren Lehrfache anweisen." Solche Menschen bilden das heranwachsende Geschlecht in Polen. Alle bis jetzt bestehenden Lehranstalten sind aufgehoben und dafür Kreis- und Gouvernementsschulen errichtet worden.

Aus Frankreich.

Das französische Journal: „die Wespen", macht folgende Bemerkung: „Es giebt in Frankreich eine unwürdige Thorheit, Jedermann will regieren. Dies ganz in der Nähe gesehen, erscheint, wie die Franzosen manchmal sind, nicht so närrisch, als es in der That ist. Man würde nicht Jeder lachen, wenn er die Bewohner einer Stadt alle auf einmal Schuhmacher werden sähe? Und doch ist es leichter, den Leuten Schuhe zu machen, als zu regieren. Alle Welt strengt sich an, nach den portefeuilles der Minister zu greifen; ich glaube, die 30 Millionen Franzosen werden sich dabei ablösen." — Auf diese Weise erklären sich die unaufhörlichen Ministerialkrisen jenseit des Rheins, und wir Deutschen dürfen uns nicht wundern, wenn wir künftig noch öfter, als bisher, von einem abgedankten Cabinette lesen.

Ein gewisser Lober war wegen Doppelmords von den Assisen der Seine zum Tode verurtheilt worden. Lober war früher Galeeren-Züchtling, und als ihm das Urtheil verkündigt wurde, äußerte er, er ziehe den Tod den Galeeren vor. Sein Anwalt, Herr Ledrú, hat ein Begnadigungs-Gesuch an den König gerichtet, worin er unter Anderm sagt: „Ich gestehe es, Sire! Lober ist auf den Galeeren so verwildert, daß es fast verwegen scheint, Menschlichkeit für ihn anzurufen. Allein ich sage es mit unaussprechlichem Schmerz! das Gesetz hat ihn zu dem gemacht, was er jetzt ist... Sire! Seit langer Zeit ist für viele Verurtheilte das Gefängniß der Weg zum Bagno und das Bagno der Weg zum Schaffot gewesen. Es ist dies leider der Weg, den die Kinder des Armen verfolgen, wenn sie in dem Alter, wo jeder Mensch von den Leidenschaften angetrieben wird das Unglück haben, einen Fehltritt zu begehen, der sie mitten unter diese Verbrecherschleuderet, bei welcher alle Grundsätze, alle Kniffe, und selbst die Sprache des Verbrechens sich fortpflanzen." Der König hat das Gesuch des Herrn Ledrú an den Justiz-Minister gewiesen.

Aus England.

Die Eisenbahn von Glasgow nach Edinburgh durchschneidet zum Theil sehr fruchtbares Land. Ein Grundbesitzer verlangte für drittehalb Morgen nicht weniger als 24 000 Pfd St., also doch bedeutend mehr als weiland die Hochheimer. Die Expropriationsjury aber meinte, 9000 Pfd. St. wären auch genug, und der Habsüchtige mußte damit zufrieden sein.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 25.

Bremen, Donnerstag den 25. März 1840.

Gestorben:

Nro. 281. Den 21. März. Des Kahnschiffers David Brockmann Ehef., geb. Ratjen, 54 Jahr; Willsteins-Gang Nro. 2.

— 282. Den 21. — Des Lohndieners Joh. Gerhard Heinr. Schröder Tochter, 4 Monat; Bürgerstraße Nro. 4.

— 283. Den 22. — Der Kaufmann Friedr. Seemann, 73 Jahr; am Wall Nro. 66 G.

— 284. Den 22. — Des Schuhmachers Joh. Friedr. Evers Tochter, 6 Tage; Fedelhören Nro. 31.

— 285. Den 22. — Des verst. Mascopsträgers Diedr. Mehrtens Wittwe, geborne Murken, 64 Jahr; Timmerstraße Nro. 2.

— 286. Den 22. — Des Tischlers Peter Friedr. Ludwig Ibbecken Sohn (todtgeb.); gr. Sortillenstraße Nro. 42.

— 287. Den 22. — Der Tuchmacher Hinr. Heeschen, 74 Jahr; Armenhaus.

— 288. Den 23. — Des Arb. Eberhard Stiermann Ehefr., geb. Claußen, 48 Jahr; Heerdenthorswallstraße Nro. 56.

— 289. Den 23. — Des Arb. Joh. Conr. Wade Ehef., geb. Grambardt, 55 Jahr; Grafenstraße Nro. 12.

Nro. 290. Den 23. März. Des verst. Fährmanns Johann Bernhard Westermann Wittwe, geb. Husemeyer, 67 Jahr; am Bollwerk.

— 291. Den 23. — Des Arb. Herm. Siems Tochter (todtgeboren); Hastedt.

— 292. Den 23. — Der Schiffszimmermann Hinr. Wohlers, 39 Jahr; Hastedt Nro. 18.

— 293. Den 23. — Des Arb. Joh. Christoph Brauer Ehefr., geb. Lindemeyer, 36 Jahr; gr. Johannisstraße Nro. 149.

— 294. Den 23. — Des Stuhlmachers Friedr. Wendel Sohn, 8 Tage; Punkendeich Nr. 23.

— 295. Den 24. — Desselben Sohn, 9 Tage; Punkendeich Nro. 23.

— 296. Den 24. — Des Schiffszimmermanns Joh. Herm. Hoormann Ehefrau, geb. Roschen, 71 Jahr; in der Wisch Nro. 10.

— 297. Den 24. — Der Cigarrenmacher Andr. Wiewesing, 29 Jahr; Schwarzpott Nro. 12.

— 298. Den 24. — Des Cigarrenmachers Joh. Herm. Christ. Dreyer Tochter (todtgeb.); im Runken Nro. 46.

— 299. Den 25. — Des Arb. Hans Heinr. Lüdecken Sohn, 4½ Jahr; Grünenstraße Nro. 30.

Geburten:

Nro. 360. Den 20. März. Des Dr. juris und Bibliothekars Eilard Meyer Ehefr., geb. Wienken, Schulhof Nro. 3; von einem Knaben.

— 361. Den 20. — Des Kaufmanns Joh. Christian Müller Ehefr., geb. Pundsack, Glockenstraße Nro. 5; von einem Knaben.

— 362. Den 21. — Des Arb. Joh. Friedrich Wilh. Christoph Homeyer Ehefr., geb. Buerose, gr. Krummenstraße Nro. 33; von einem Knaben.

— 363. Den 21. — Des Segelmachers Conrad Ellmers Ehefr., geb. Gödeke, Schnoor Nro. 14; von einem Knaben.

— 364. Den 21. — Des Arb. Joh. Hinrich Lankenau Ehefr., geb. Fädeler, Fehrfelde; von einem Mädchen.

— 365. Den 21. — Des Zimmergesellen Albert Tölken Ehefr., geb. Backhaus, Buntenthorssteinweg Nro. 128; von einem Mädchen.

— 366. Den 22. — Des Schlachters Heinr. Gottfr. Spieß Ehefr., geb. Zinn, Oelmühlenstraße Nro. 4; von einem Knaben.

Nro. 367. Den 22. März. Des Kaufmanns Joh. Friedrich Gotte Ehefr., geb. Wessels, Westerstraße Nr. 87; von einem Mädchen.

— 368. Den 22. — Des Tischlers Peter Friedr. Ludwig Ibbecken Ehefrau, geb. Wolpmann, gr. Sortillenstraße Nro. 42; von einem todten Knaben.

— 369. Den 22. — Des Arb. Joh. Ernst Gerland Ehefr., geb. Schröder, Hastedt Nro. 33; von einem Mädchen.

— 370. Den 23. — Des Gastwirths Hermann Gottl. Schmidt Ehefr., geb. Weinroth, Osterthorssteinweg Nro. 38; v. e. Mädchen.

— 371. Den 23. — Des Arb. Herm. Siems Ehefr., geb. Siemerling; Hastedt Nro. 44; von einem todten Mädchen.

— 272. Den 23. — Ein Knabe — große Allee.

— 373. Den 23. — Ein Mädchen — Löschen-Hof Nro. 7.

— 374. Den 24. — Des Cigarrenmachers Joh. Heinr. Friedr. Dreier Ehefr., geb. Fricken, im Runken Nro. 46; von einem Mädchen.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 26.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 29. März 1840.

Der Frühling, zieht er noch nicht ein? —
Schon alles steht bereit in Reih'n,
Ihn festlich zu empfangen,
Sobald er angegangen.

Will der Morgen nimmer kommen?
Es ist gar nicht unsre Schuld!

Frühlings Ersehnen.

Wie die kleinen Kindlein liegen
Von der Mutter zugedeckt,
Liegen weit und breit die Kräuter
Unter weißem Schnee versteckt.

Nach der Pracht des Frühlingstages
Wangt die ungeduld'ge Schaar,
Recket an der Decke immer,
Guckt hervor schon immerdar.

„Noch geduldig, meine Kleinen,
Draußen es noch schlecht behagt,
Bleibet unter warmer Decke,
Wecke euch, sobald es tagt.

Nein, nicht mehr beschwicht'gen lassen
Sich die kleinen Lieben, guck!
Da und dort sie schielen, blinzeln
Grün hervor im Festtagsschmuck.

Mutter, schlafen? Mutter, schlafen?
Sag', wer hätte da Geduld?

Das Karnevalsfest der Künstler in München.

(Beschluß.)

Hans Sachs, um sich des Foliantenschreibers einigermaßen gemäß zu benehmen, suchte sich hin und wieder ein Häuflein Zuhörer für allerhand Lieder und Schwänke,*) davon noch eines hier Platz finden möge. Hans Sachs erzählt, wie er in München zu den Meistersängern gekommen,

*) Sie sind gesammelt bei G. Franz in München erschienen unter dem Titel: Hans Sachs in München 1840, und enthalten: Wie Hans Sachs nach München kam, wie er Abschied nahm, seine Anrede an den Kaiser, wie er zu den Sängern und Meistersängern kam, und seinen Bericht von der Polychromie und Schwank von der Vereinigung der Künste.

von ihnen aufgenommen und sodann aufgefordert worden, auf ein gegebenes Thema ein Gedicht zu machen. Das Thema war, vielleicht in Beziehung auf die ungewöhnliche Milde der Jahreszeit in diesem Jahr: Verspäteter Winter, und er lös'te die Aufgabe wie folgt:

Es wollt' einmal im deutschen Reich
Der Winter außen bleiben;
November war's, Weihnachten gleich,
Kein Schnee war aufzutreiben;
Die Wälder waren all' noch grün,
Im Garten sah man Veilchen blühn,
Aurikeln, Nelken, Rosen,
Und hörte Vögel kosen.

Der Kaiser sah, das ginge gar
Nicht zu mit rechten Dingen,
Er ließ zur Abwehr der Gefahr
Sich gleich den Kanzler bringen.
Was Henker! rief er, wäre das?
Wo bliebe denn mein Fastnachtsspaß?
Ihr müßt mir dafür sorgen:
Ich will den Winter morgen!

Und der Herr Kanzler bückte sich
Und war etwas verlegen;
Doch faßt' er bald sich ritterlich
Und dachte: Meinetwegen!
Etwas kann immer doch geschehn,
Und leicht läßt jedes Ding sich drehn
In Revolutionen.
So wird's der Mühe lohnen.

Befehl gab er der Polizei,
Sogleich auszukundschaften,
Was in der Stadt vorhanden sei
An G'sell- und Brüderschaften.
Das Wohl des Staates sei bedroht,
Die Majestät in großer Noth;
Sie solle nichts versäumen,
Von Grund aus aufzuräumen.

Die Polizei war gleich heraus
Und lief durch alle Gassen,
In jedem Wein- und Kaffeehaus
Sah man sie stehn und passen.
Doch wo sie paßte, wo sie stand,
Verfänglich's nirgends wo sie fand,
Bis hin und her geführet,
Sie doch noch was verspüret.

Im Rosengärtlein klein und fein
Da saßen ganz in Flammen
Bei Bier, Taback und leichtem Wein
Ein zwanzig Mann beisammen;
Mit Protokoll und Präsident
So recht in ihrem Element,
Ganz fest constituiret.
Die wurden attrapiret.

Manch alter Herr, schneeweiß von Haar,
Mit Orden reich verzieret,
Hat gleich, als wär' er zwanzig Jahr,
Reimweis improvisiret;
Und aus dem Ministerium,
Und dem Justizcollegium
Durchaus gesetzte Leute
Die Dichtkunst hier erfreute.

Sie wurden sämmtlich aufnotirt
Dem Kanzler übergeben.
Der sprach: Das ist mir arrivirt
Noch nicht in meinem Leben!
Nun ist's fürwahr kein Wunder mehr,
Kommt in das Land kein Winter her.
Es haben dort die Alten
Den Frühling festgehalten.

Und alsbald war der Plan erdacht,
Unschädlich sie zu machen,
Die Poesie noch diese Nacht
Aus Stadt und Land zu jagen.
Sogleich von jeder Fakultät
Verlangt er für das Kabinet
Ausführliche Berichte
Ueber die Zeitgeschichte.

Dann schickt' er Einen hin nach Wien,
Des deutschen Reichs zu pflegen,
Den Andern plötzlich nach Berlin,
Auf hunderttausend Wegen.
Dem gab er Criminalia,
Dem Andern Pädagogica,
Und gleich in solchen Massen,
Sie mußten's Dichten lassen.

Nun sah vor Seine Majestät
Man den Herrn Kanzler treten.
Er sprach: Wie es jetzt steht und geht,
Ist weiter nichts vonnöthen.
Die vor den Winter sich gesetzt,
Sind anderweit beschäftigt jetzt;
Sie dürfen nur befehlen,
So soll's an Schnee nicht fehlen!

Noch ein zweiter Meistersänger trat heraus und spendete Lieder von eigenthümlichem und

verkennbarem Werthe, *) in denen er einzelne Erscheinungen des Festes, die Pagen, Narren, Landsknechte, Frauen, Raubritter, Reichsbürger und Künstler singen läßt oder besingt, und von denen vornehmlich des „Liederhortes" Gedicht vom Kaiser Max, und was ihn hierhergeführt, auch durch die Gewandtheit, mit der die alterthümliche Sprache gehandhabt ist, ein seltenes Talent verräth. — Es sei mir erlaubt, auch dieses mitzutheilen und damit auf die übrigen Leistungen des Dichters aufmerksam zu machen.

Es war in alter Zait
Ein Künig vast guter Art,
Dem ließe indert ains Neid
Viel gute, frumbe Gepard.

Der hatte mannige Macht
Und Er und großen Troß,
Und war in manniger Schlacht
Und ruhete karg im Schloß.

Es war ihme nimmer bang
Bey Pecher und Turney,
Und liebt er den Gesang
Und trewe Schilderey.

Er schrib vast edel Wort
Ohn Mangel und liebte Schwankh,
Und ließe Kainen fort
Ohn reichen Lohn und Dankh.

Er was ain Schütze kihn,
Der klimpte zu öbrist auf,
Und lobete Yeder ihn
Bei Ringen und haißem Lauf.

Der warf die Lantze fern,
Wie es ihme wöhl gepürt,
Den Harnasch schmiedt er gern,
Gar vest und köstlichen ziert.

Und was er allerwärts
An Macht und Lanten groß,
In Frumbheit was sain Herz,
Von Stolz allpegen blos.

Und den Künig alter Zait
Ain newer Künig ruft,
Der vil Helden schon befreyth
Aus lang zuthaner Gruft,

Der edel vürbracht hat,
Was der alte Künig begann,
Der in seim Sinn vil That
Gar männiglich groß ersann.

Den Gruß, den bringen der Kunst
Wil Jinger lobesam,
Die des Künigs Lieb und Gunst
Zu Er und Fröide nam;

Die thäten in froher Eil
Wohl auf ain dunkhel Chor,
Die wöllen da sunder Weil
Den Helden führen empor,

Daß er aus Grabesnacht
In fröhlicher Urständ zie,
Und führ sain große Macht
Und Herrlichkeit vür sie.

Und der Künig, der mächtige sehr,
Der Bürnehmbe Du bist,
Und der Künig in Rumb und Er
Künig Ludewig, der dich grißt.

Und die Dir winken thät
Mit vil holder Zauberey
Zu Triumph und zu Bankett,
Zu Pecher und Gereih,

Die siehst du stehn allhier,
Die frohlich trewe Schaar,
Die zum Leben winkhet Dir
Nach mannigem hundert Jahr.

Hül ain dain edel Gestalt
In den Mantel, gülden ganz,
Und zaich dain Pracht und Gewalt
Und dainer Holdigkeit Glanz,

Und verlaß dain schweigsam Haus,
O Künig der alten Sag',
Und zeuch mit uns hinaus,
Zu Mummschanz und Gelag,

Daß sich der Zaiten Spil
Wohl in Lieb und Trew vermel,
Und die Sag den Enkheln vil
Vom weißen Khunig erzel."

Die jungen Patrizier und Ritter wußten nun bald für sich und ihre Frauen Raum zu einem Tanz zu gewinnen, der trotz der Beschwer-

*) Sie sind bei Leutner in München unter dem Titel: Kaiser Maximilians Urständ, von Franz Trautmann erschienen.

den des sechs Stunden langen Stehens und Gehens doch noch mit aller jugendlichen Lust ausgeführt wurde. In allen Nebenzimmern saßen Gruppen bei Becherklang, Gesang und traulichem Gespräch, der Reichthum, Glanz, die Wahrheit und Schönheit der Kostüme gab ihnen einen unerschöpflichen Reiz, so daß man sich vom Morgen überrascht sah und Viele erst am Tage durch die lang vom Geräusch des Geschäftstreibens belebten Straßen nach Hause gingen.

So endete das Fest, das Allen, die es erlebt, eine unauslöschliche Erinnerung und den stets sich erneuenden Wunsch nach einer Wiederholung gegeben, die aller Wahrscheinlichkeit nach auch wirklich bevorsteht.

Konstantyn Horodenski.

(Eine Kosakensage von M. Czaykowski. *)

I.

Durch Schluchten und über Steppen rennt die verwaiste Wölfin, heulend, wie ein Klageweib, uud ruft nach ihren Jungen, aber die Jungen kommen nicht. In den Schluchten ist's leer, und auf der Steppe ist es öde, nur das Geheul trägt sich fort im fernen Widerhall, wie Klage und Gestöhn.

Ueber die Steppe von Zurbiniec nach Halczyniec schritt ein Greis; sein Rock war abgetragen, an den Ellenbogen waren große Löcher, und die Ränder waren ausgefasert. Die Beinkleider waren geflickt, die Bastschuhe ausgetreten, und seine Füße nur mit Lumpen umwickelt; in der Hand hatte er einen Prügel, über der Schulter einen Sack, auf dem Kopf spärliche, milchweiße Haare, und sein Gesicht war voll Runzeln — der lange Bart um Mund und Kinn war von Wind und Sonne gebleicht, aber die Länge der Jahre hatte noch nicht allen ursprünglichen Glanz in dem grauen Auge ausgelöscht. Er blickt umher und überschaut die Landschaft — die Sonne geht unter, nur noch mit der Hälfte ihres Angesichts beleuchtet sie die Erde, die andere Hälfte ist bereits über den Rand des Horizonts hinabgesunken. Der Himmel ist rein, nicht einmal jene weißen Regenwolken streichen über ihn — nur einige lichte Streifen überziehen sich mit einem Nebelflor, wie mit einem Schleier, den aber das Auge kaum erblicken kann; dies ist der Vorläufer der Dämmerung.

Auf den Feldern, zu jeder Seite des Pfades, vergoldet sich der Roggen, vergoldet sich im rothen Schimmer der Weizen, und die kornreichen Häupter beugen sich zugleich gegen den Untergang der Sonne. Es vergoldet sich auf der andern Seite abwechselnd bald in breiten, bald in schmalen Streifen die Gerste und der Hafer; weiß, wie Schnee, erglänzt die Blüthe des Haidekorns, es schwärzen sich die Büschel der Hirse, die Erbse wird gelb, und in den Thälern grünt der glatte Flachs — auf den Brachfeldern und in den Zwischenfurchen starren die Dornbüsche empor, und da und dort winden sich Schlangen gleich, die mit Gras bewachsenen Pfade hin. Weit, weit ziehen sich rechts in langer Reihe die Hecken fort, einem Walde gleich, links ist ein kleiner Hügel und jenseits desselben das Dorf Halczyniec.

Der alte Mann betrachtete das Alles, er schien jedes einzelne mit dem Blicke zu suchen, als wären die Hecken, die Wege, die Felder, der Hügel, das Dorf ihm schon lange bekannt. Thränen traten ihm in die Augen, und die Brust hob

*) Wir glauben den Lesern des Bürgerfreundes die neueste dieser, in Darstellung und Sprache höchst eigenthümlichen Kosakensagen zur Probe mittheilen zu müssen. Ueber die Darstellung können die Leser selbst nach der hier gegebenen Uebersetzung urtheilen, und über die Sprache bemerken wir bloß, daß sie fast kleinrussisch mit polnischen Formen ist: eine große Anzahl Worte findet sich in keinem polnischen Wörterbuch, selbst nicht in Merougovius.

sich von Seufzern. Er setzte sich nieder auf einen Baumstumpen, stützte beide Hände auf seinen Knotenstock, und senkte Stirn und Blick zur Erde — träumte oder horchte er? Da und dort schlug eine Wachtel im Getreide — da und dort erhob ein Wachtelkönig seine Stimme, die Lerche sang ein schmerzliches Lied zur guten Nacht — in den fernen Sümpfen quackten die Enten, und die Frösche antworteten aus der Tiefe.

In Halczyniec wurde zum Abendgebet geläutet, denn in fernem Widerhall tönte der dumpfe Klang herüber, und die Trauerlaute verhallten im Winde. Der Greis athmete tief, als wollte ihm etwas die Brust zersprengen, — war's Trauer — war's Freude, oder das Angedenken früherer Zeiten? eines von diesen mußte es sein; er faltete die Hände wie zum Gebete, schlug die funkelnden Augen zum Himmel auf und weinte. Kurz, aber inbrünstig war sein Gebet, und eine Empfindung, die ihn plötzlich durzuckte, erheiterte seine Stirne. Der Glockenklang verstummte, die Sonne war untergegangen, die Dämmerung ward allmählich zur Nacht, geräuschlos befeuchtete der Thau den Boden, rings herum — weit und breit, war Alles ruhig und still, nur der Greis sang die Worte vor sich hin:

Ihr Wälder grün, ihr Fluren reich,
Gegrüßet seid ihr mir!
Schon lange, ach! verließ ich euch,
Ging frohen Sinns von hier.

Und manches, manches Jahr verfloß
Seit nach der Krim ich fort,
Auf raschem, schlangengleichen Roß
Voll Durst nach Brand und Mord.

Und draußen im Nogaierland
Gab's Mord und Brand genug,
Als unsre Schaar mit tapfrer Hand,
Die wilden Feinde schlug.

Er schwieg eine Weile still, dann begann er wieder, aber trauriger und leiser:

O unglücksvolles, herbes Wort,
So jung gefangen sein!
Muß der Kosak dem Khane dort,
Die Sklavendienste weihn.

Der Hauptmann an der Donau Strand,
Ist er wohl noch gesund?
Hat er noch Lanz und Pferd zur Hand,
Küßt Liebchen ihm den Mund?

Ihr Wälder grün, ihr Fluren reich,
Gegrüßet seid ihr mir!
Schon lange, ach! verließ ich euch,
Zog frohen Sinns von hier.

Er stand auf und ging fort auf dem Wege nach Halczyniec, betrachtete und begrüßte in Gedanken die ihm wohlbekannten Orte, und erging sich in Träumereien über alte, verschwundene Zeiten.

2.

Am Bache auf einem Espenbaum schwatzte die bunte Elster, ja elstermäßig schwatzt sie Alles heraus, was sie weiß.

Halczyniec war seit alter Zeit ein Erbgut der Horodenski; sieben Jahre waren verflossen, seit Bogdan Chmielnicki *) mit muttermörderischer Hand den Schooß des mütterlichen Polens mit Blut überströmte, in unverzeihlichem Frevel auf die Befehle des hochmächtigen Königs, des Königs von Polen, nicht hörte, die mütterliche Majestät mißachtete, und als Helfershelfer seines Verbrechens die muselmännischen Tataren gegen die Lachen, seine Brüder aufrief. Damals rief Konstantyn Horodenski, Erbbesitzer von Halczyniec, ein achtzehnjähriger Jüngling, der einzige Sohn seines bereits verstorbenen Vaters, den Seinigen zu: „ergreift die Lanze, ergreift den Kantschu — auf zu Roß!"

Konstantyn Horodenski schwor bei dem Namen des hochmächtigen Königs, bei dem Namen des mütterlichen Polens, daß er mit Feuer und

*) Der berühmte Kasakenhetman, der sein Volk gegen die Polen siegreich zum Kampf führte.

Schwert den Tataren verfolgen, daß er Tod und Verheerung über sein Land bringen wolle, und auf schwarzem Rosse führte er eine Schaar von 300 Reitern mit sich nach der Krim zu ins weite Land hinaus. Alle im Dorfe Halczyniec sahen, wie die kleine Kosakenschaar zum Kampf zog, rüstig und freudig, alle sahen, wie die Pferde sprangen unter den jungen Kämpfern, wie die rothen Kalpaks und die zottigen Filzmäntel im Winde flogen, wie die Lanzen emporstarrten über den Schultern und an den Seiten die krummen Säbel blitzten, wie die jungen Leute nach Kosakenart lustig und übermüthig im Sattel sich hoben und ihre Kantschus schwangen. Alle vernahmen das Stampfen der Rosse, das Klirren der Waffen, das allmählich anschwellende Gemurmel und den lautschallenden Kriegsgesang.

In Halczyniec blieb zur Bewirthschaftung Mikolay Horodenski zurück, ein Vetter Konstantyn's der zugleich mit ihm erzogen, und beinahe gleiches Alters war, nur aber unglücklicherweise einen Klumpfuß hatte, und zum Kosaken und aufs Pferd nicht taugte: ihm vertraute Konstantyn wie sich selbst, und übergab ihm Alles.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben des Königs Ludwig XVIII.

Nach den hundert Tagen erhielt der Herzog von Rovigo eines Tages von dem Könige die Aufforderung, er möge sich zu ihm verfügen. Der Herzog kam diesem Befehle nach und der König begann: „Sie waren lange Polizeiminister Bonaparte's? — „Se. Majestät der Kaiser Napoleon hatte mir die Ehre erwiesen, mich in seinen Rath zu berufen." — „Ich bin weit entfernt, Sie darum zu tadeln; ich ehre alle treuen Diener; jetzt sind Sie aber mein Unterthan und als solchen ersuche ich Sie, mir einen Dienst zu erweisen, der für mich von der größten Wichtigkeit ist." — „Ich erwarte die Befehle Ew. Majestät." — „Es ist das Schicksal der Fürsten, im Unglücke wie im Glücke von Verräthern umgeben zu sein und ich hoffe, Sie werden mein Cabinet nicht verlassen, ohne mir denjenigen zu nennen, der seinen armen verbannten Herrn zu Hartwell verrieth und mit Ihnen im Briefwechsel stand." — „Die Ehre gebietet mir, darüber zu schweigen." — „Gehen Sie mit sich zu Rathe und finden Sie sich morgen wieder hier ein." Am andern Tag erschien der ehemalige Polizeiminister Napoleon's wieder in dem Cabinete des Königs Ludwig XVIII, sagte aber, er habe sich nicht überreden können, das Geheimniß zu verrathen, — „Kennen Sie diese Schrift?" fragte nach einiger Zeit der König, indem er aus seinem Schreibtische ein Packet zusammengebundener Briefe nahm. — „Allerdings, Sire, diese Briefe sind von mir selbst geschrieben." — „Besichtigen Sie diese Briefe und Sie werden finden, daß Sie Ihre sämmtlichen Briefe in der Hand haben, welche Sie an Ihren Agenten in Hartwell schrieben. Kein einziger fehlt; Sie sehen, ich bin der Wahrheit sehr nahe, möchte Sie aber aus Ihrem Munde erfahren. Noch einmal, Herr Herzog, der Name dieses Mannes?" — „Ich kann ihn nicht nennen." — „Wollen Sie, statt daß ein Verbrecher gestraft werde, daß mein Verdacht auf allen meinen Verbannungsgefährten ruhe? Um Ihnen zu beweisen, daß ich genau unterrichtet bin, will ich Ihnen die Summe nennen, welche Ihr Agent nach und nach von Ihnen bezog, — 4,382,000 Frs., nicht wahr?" — „Wer konnte Ew. Majestät dies berichten? Ich muß gestehen, daß diese Summe richtig ist; dennoch darf ich den Namen nicht nennen." — Der König nahm nun ein Blatt Papier, schrieb darauf: „der König von Frankreich ersucht den Herrn Herzog von Rovigo, ihm den Namen des

Verräthers zu nennen, welcher seine Geheimnisse in Hartwell verkaufte," und reichte das Blatt dem Herzoge. Dieser sah die Schrift verwundert an und gab das Blatt zitternd zurück. „Mein Gott," rief er, „meine Briefe in Ihren Händen, diese Handschrift, welche so ganz ähnlich ist . . Meine Sinne verwirren sich . ." — „Nun," sagte endlich der König, „ich will mittheilender sein als Sie, Herr Herzog. Wissen Sie also, daß der Spion Bonaparte's, Ihr Correspondent in Hartwell, kein anderer war als Ludwig XVIII., der König von Frankreich und Navarra. Die Nothwendigkeit veranlaßte mich, meine Handschrift zu verstellen, die, wie Sie sehen, mit meiner eigentlichen fast nichts gemein hat. Die Summen, welche Sie mir, Ihrem scheinbaren Agenten, überschickten, wurden an die armen Ausgewanderten vertheilt, welche in der Verbannung Noth leiden mußten, und Sie haben also, ohne es zu wissen und zu wollen, zu einem guten Werke beigetragen. Das Geheimniß war nur einem einzigen Vertrauten bekannt, meinem treuen Blacas. Sie glaubten, die Briefe rührten von diesem her; wie konnten Sie muthmaßen, daß dieser Edele sich für Geld zu dem Handwerke eines Spions erniedrigen würde? — Der Herzog von Rovigo verneigte sich in großer Verlegenheit und entfernte sich, ohne etwas darauf zu antworten. Ein Zeuge dieses Auftrittes, der zugegen war, ohne gesehen zu werden, erzählte später, was er gesehen und gehört hatte.

Luftschifffahrt über das atlantische Meer.

Ein Londoner Blatt enthält nachstehende Mittheilung, deren völlige Richtigkeit es vorläufig selbst vertreten mag: Herr Green, der berühmte Luftschiffer, behauptet, daß es möglich sein würde, im Luftballon eine Reise von dem amerikanischen Festlande nach Europa zu machen. Er stützt seine desfallsige Ueberzeugung auf wiederholte Beobachtungen des Zustandes der Atmosphäre, welche ihn gelehrt haben, daß, welches auch die Richtung der Winde sei, die Luftströmung unveränderlich irgend einen Punkt zwischen Nord und West durchschneidet. Er hat ein regelmäßiges Register über seine zahlreichen Reisen gehalten und keine einzige Abweichung von dieser allgemeinen Regel wahrgenommen. Um indessen zu jenem Resultate zu gelangen, ist es unumgänglich nöthig, daß der Ballon sich auf einer festbestimmten Höhe halte, und um diese Möglichkeit darzuthun, hatte Herr Green am 10 März eine zahlreiche Gesellschaft in den Sälen des polytechnischen Instituts versammelt. Der Mechanismus des Herrn Green ist zugleich einfach und tragbar; er wirkt nach einem wohlbekannten pneumatischen Grundsatze und besteht aus zwei Flügeln, die an einem Zapfen, der durch den Boden des Nachens geht, befestigt sind. Diese Flügel, die man nach allen Richtungen sich bewegen lassen kann, dienen dazu, der aerostatischen Maschine eine aufsteigende und niedersteigende Kraft, und zu gleicher Zeit eine vorwärts oder rückwärts treibende Kraft zu verleihen. Wir wollen nachstehend einen Versuch beschreiben, dessen Augenzeugen wir waren: Ein kleiner Ballon von etwa 3 Fuß im Durchmesser war mit gewöhnlichem Kohlengas gefüllt worden; an diesem Ballon war ein Nachen befestigt, worin sich der oben beschriebene Mechanismus befand. Der Ballon wurde alsdann balancirt, das heißt: man legte in den Nachen ein hinreichendes Gewicht, um ihn in der Luft schwebend zu erhalten, ohne daß es ihm möglich war, sich weiter zu heben noch zu senken. Herr Green berührte hierauf einen Punkt in dem Mechanismus welcher unverzüglich den Flügeln eine schnelle Rotations-Bewegung mittheilte, vermittelst deren die Maschine

sich horizontal vorwärts bewegte, indem sie das sie zurückhaltende Gewicht mit sich zog; der Versuch wurde hierauf im entgegengesetzten Sinne gemacht, und die Maschine bewegte sich horizontal in der entgegengesetzten Richtung vorwärts; sobald aber die Rotations-Bewegung aufhörte, wurde der Ballon wieder stillstehen. Diese Versuche wurden mehrmals wiederholt, und stets mit dem besten Erfolge. Herr Green versichert, daß mittelst dieses sehr einfachen Mechanismus eine Reise quer über den atlantischen Ocean eben so leicht gemacht werden könne, als eine Lufttour aus dem Vauxhallgarten nach Nassau (welche er selbst bekanntlich vor mehreren Jahren mit Glück unternahm), und er berechnet, daß man zur Vollendung derselben nicht mehr als 3 oder 4 Tage brauchen werde. Man sagt, daß Herr Green auf Subscription einen ungeheuren Ballon, mit einer der Kraft desselben angemessenen Maschine versehen, nach diesem neuen System bauen und mit demselben mehrere öffentliche Versuche anstellen wolle, bevor er die gefahrvolle Reise über den atlantischen Ocean antrete.

Das Dorf Langenbielau in Schlesien.

Dieser Ort zählt über 9000 Einwohner, die sich fast nur von den daselbst blühenden Leinen- und Baumwollenmanufakturen nähren. Er ist durch den schwunghaften Betrieb derselben zu einer Wohlhabenheit gelangt, daß er in den Rang einer nicht unbedeutenden Mittelstadt treten kann. Alljährlich werden viele neue, pallastähnliche Häuser gebaut, und man ist auf's höchste überrascht, wenn man dahin kommt, und eine Pracht und Eleganz findet, wie man sie kaum mit dem Namen eines Dorfes vereinigen kann. Man mag sich einen Begriff vom dasigen Verkehr machen, wenn man hört, daß es dort ein paar Häuser giebt, welche monatlich 24,000 Thlr., zuweilen auch darüber, an Arbeitslöhnen bezahlen, und die dabei noch mehrere Maschinen unterhalten, auf welchen sie, nach ihrer eigenen Versicherung, jährlich 7 bis 8000 Thlr. Gewinn im Vergleich zu dem haben, wenn sie die durch die Maschinen beschaffte Arbeit mit Menschenhänden verrichten lassen sollten. Die gedachten beiden großen Häuser beschäftigen außer den Maschinen noch über 1000 Webestühle und wenigstens doppelt so viel Menschen bei den Maschinen, sowie mit Spinnen und Spuhlen. Die ganze Umgegend wird durch die Fabrikation von Langenbielau in Thätigkeit und Erwerb gesetzt und es steigt die Bevölkerung, die im Reichenbacher Kreise bereits über 5000 Seelen auf die Quadratmeile beträgt, noch täglich. Vor 20 Jahren war in dem gedachten Orte die Baumwollenweberei erst in ihrer Kindheit, und was dort gefertigt wurde, ward zum größten Theil durch Hausirer, sogenannte Schnittgänger, vertrieben. Jetzt bedecken Frachtwagen die Straßen, welche das rohe Material zu- und die gefertigten Waaren abführen. Die Messen von Leipzig und Frankfurt a. d. Oder sind die Hauptstapelplätze für dieselben. Im Vergleich mit Langenbielau steht jetzt die Kreisstadt Reichenbach im Schatten, und wenn es auch hier noch bedeutende Fabrik- oder Handelshäuser giebt, so werden sie doch von denen in Langenbielau überstrahlt. Der Verkehr zwischen beiden Orten ist sehr lebhaft. Es geht unter Andern täglich dreimal eine Post hin und zurück. Die Entfernung beträgt nur eine starke Meile.

(Hierbei als Beilagen: "Schnellpost ꝛc.", und "Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Daves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöngen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die

SCHNELL-POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu **Nr. 26** des Bürger-Freundes für **1840.**

Sonntag, den 29. März.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Ueber die neue Weichselmündung sagt ein Bericht im Organ für Handel und Gewerbe: Von Männern wie Günther, dem Erbauer des Swinemünder Hafens, und Hagen, dem Erbauer des Pillauer Hafens, (der zuerst Genannte steht, neben dem genialen Schinkel, an der Spitze der Ober-Baudeputation), läßt sich erwarten, daß sie, die gegenwärtige Gelegenheit benutzend, Danzig zu einem Hafen umschaffen werden, wie er nirgend an der Ostsee größer, sicherer angetroffen werden wird, selbst Kronstadt nicht ausgeschlossen. Das, was jetzt die todte Weichsel ist, zwischen Neufähr und Danzig, wird einst die lebendige genannt werden müssen; fallen dereinst die Zollschranken an der obern Weichsel, wie am Sund, so wird Danzig's Hafen, der größte und sicherste der Ostseehäfen, ein Tummelplatz von Tausenden von Schiffen werden; das glatte, ruhige, meilenlange Bassin wird von einem Walde von Masten bedeckt sein, und die größten Kauffahrteischiffe werden bis in's Innere des von der Mottlau reichlich gespeis'ten Stadthafens vor die Speicher fahren können, um die aus fernen Ländern kommenden Schätze aus-, die Produkte des eignen wie des Hinterlandes einzuladen. Unter den zehn Hauptzollämtern des Deutschen Zollvereins, über welche der lebhafteste Transithandel betrieben wird, nimmt Danzig die erste Stelle ein. Bei dem dortigen Hauptamte wurden an Durchgangszöllen erhoben 1834: 61,930, 1835: 63,900, 1836: 52,760, 1837: 228,370, 1838: 115,350 Thlr., während bei dem Hauptamte Schwallengken am Memelstrom in den beiden zuletzt genannten Jahren nur 56,940 und 50,650 Thlr., und zu Wittenberge an der Elbe nur 16,440 und 27,870 Thlr. eingenommen wurden. Unter den 37 Hauptämtern des Zollvereins, welche im Jahre 1838 an Eingangs-, Ausgangs- und Durchgangszöllen mehr als 100,000 Thlr. eingenommen haben, steht Danzig auf der fünfzehnten Stufe mit 332,930 Thlr.; das Jahr vorher war der Zoll auf 454,550 Thlr. gestiegen, während er 1834 erst 285,180 Thlr. betrug. Nicht unmöglich, daß diesen Zahlen binnen kurzer Zeit eine Null angehängt werden muß. Freilich ist der Dünenbruch der Weichsel für den Augenblick ein Uebel, das auf Danzig's Kaufherren schwer lastet und bedeutende Verluste herbeiführen mag; die jetzt todte Weichsel, deren in Eismassen aufgethürmtes Wasser erst beim Eintritt des milden Wetters sich in seinen natürlichen, in seinen flüssigen Zustand auflösen kann, wird sich ohne Zweifel als total versandet darstellen; was aber der Kaufmannsstand für den Augenblick einbüßt, das wird er späterhin reichlich ersetzt sehen.

Die Dorfzeitung schreibt: Bei uns am Thüringer Wald ist heute die Witterung wie man sie nur immer am 21. Dec. wünschen kann, hell und freundlich, Eis und Schnee. Es ist nur schade, daß heute der 21. März und Frühlingsanfang ist. Der alte Schäfer hat das Prophezeihen aufgegeben, will sich in Ruhe setzen und will höchstens den Mäusen wahrsagen, aber auch nur auf besonderes Verlangen.

Vor einigen Tagen machte in Dresden ein Ereigniß großes Aufsehen. Eine vornehme Dame, die Frau eines reichen Mannes nahm aus einer Bude auf dem Markte Putzsachen von etwa 50 Thlr. an Werth. Der Bestohlene merkte es aber und übergab die Frau sofort den Polizeidienern, die sie in Arrest brachten. Der bedauerte Gatte befreite sie nach einigen Stunden durch hohe Caution. Er wird Dresden verlassen, da er nicht dort angestellt und nicht ansässig ist.

Aus Frankreich.

In Paris trug sich kürzlich ein merkwürdiger Vorfall zu, der aufs Neue für die mit so vielem Rechte von allen Seiten angeregten Leichenhäuser spricht; denn man ersieht daraus, daß ohne einen, hier glücklichen, Unfall die Zahl der lebendig Begrabenen sich um ein Opfer vermehrt hätte. Die Wittwe Henriot, welche in der Straße Saint Jacques wohnt, gab nämlich nach einer langen und schmerzhaften Krankheit kein Zeichen des Lebens mehr von sich. Zwei Neffen, als einzige Erben, thaten alsbald die nöthigen Schritte, ihr Hinscheiden gerichtlich aufnehmen zu lassen, um sofort die Erbschaft zu beziehen. Den andern Morgen gegen 10 Uhr fiel, während die zur Bewachung der Leiche aufgestellte Person im Nebenzimmer sich befand, ein Funken von dem am Fuße des Brettes brennenden Licht auf das Leichentuch, das bald in vollen Flammen stand. In diesem Augenblicke hörte die Wärterin unterdrücktes Stöhnen und eilte in das Todtenzimmer zurück; wie groß aber war ihr Schrecken, als sie die Wittwe Henriot im Kampfe mit dem brennenden Leichentuche sah. Der Schmerz der erhaltenen Brandmale hatte sie aus ihrer Lethargie gerissen, und in diesem Augenblicke machte sie den Flammen, ihr dem Erlöschen nahes Leben streitig. Glücklicherweise ward so schnell als möglich Hülfe geschafft, und die Aerzte haben Hoffnung, sie zu retten.

Ein Einwohner aus Rheims, von den Narrheiten des Carnevals befallen, faßt den Entschluß, seine Hosen, Weste u. s. w. durch irgend eine Verkleidung auszutauschen: er begiebt sich zu einem Costumeverleiher; doch hier schwankt er in der Wahl, die er treffen soll. — Nehmen Sie meinen Bären, sagte der Kleiderhändler. Der Liebhaber ging in diesen Gedanken ein, und wird sogleich in die Hülle des wilden Bewohners der Alpen eingekleidet. Die Me-

tamorphose ist vollkommen, und durch das drollige Wesen und das Gebärdenspiel wußte unser junge Wildfang die Bärennatur bis zur Täuschung nachzuahmen; doch wird ihm gerade diese Bärennatur theuer zu stehen kommen. Als ein Bullenbeißer, der gewöhnlich mit Thieren kämpfte, den verkleideten Mann auf dem öffentlichen Platze tanzen und den Damen der ehrenwerthen Gesellschaft Komplimente machen sah, so erkannte er in ihm einen wahren Bären; er fällt demnach über ihn her, packt ihn, und nur mit großer Mühe kann man ihm seine Beute entreißen. Es scheint, daß in dem Kampfe, wo die Waffen so ungleich waren, der Verkleidete in dem Rachen des Bullenbeißers etwas mehr als die Haut des Bären zurückließ.

Rubini ist fest entschlossen, das Theater zu verlassen, und die Direktoren der italienischen Oper suchen für ihn einen Nachfolger. Sie wenden sich an denjenigen Tenoristen, der in Italien gegenwärtig den meisten Ruf hat, an Moriani. Derselbe antwortete auf den Engagements-Antrag Folgendes: „Rubini ersetzen! Mich in Paris nach jenem berühmten Sänger hören lassen! Welche Klippe für meinen Ruf! Welch gefährliches Wagniß! Sie werden meine Besorgnisse im Angesichte einer so großen Gefahr begreifen. Alles wohl überlegt, bin ich zur Einsicht gekommen, daß ein Gehalt von hunderkfünfzigtausend Frcs. für die Winter-Saison mir unumgänglich nothwendig sein würde, um meine gerechten Besorgnisse zu überwinden, und meine natürliche Schüchternheit zu besiegen."

Ein merkwürdiger Richterspruch ist vom Pariser Kassationshof in diesen Tagen ergangen: Eine Diligence von Laffitte und Caillard hatte während des Mittagessens angehalten. Ein Reisender, Namens Ferrand, besuchte unterdessen einen an der Landstraße wohnenden Freund, und benachrichtigte den Kondukteur davon, damit er ihn bei der Wiederabfahrt mitnehmen möge. Obgleich er am Wege stand, und lange Zeit dem Kondukteur zurief hielt aber dieser nicht an; Ferrand lief nach, stellte sich auf den Wagentritt, mußte aber diesen bald verlassen, gerieth beim Herabspringen unter ein Rad, das ihm den linken Arm und ein Bein zerquetschte. Er klagte auf 50,000 Frcs. Schadenersatz; in zwei Instanzen abgewiesen, hat er beim Kassationshof gesiegt, indem die Verwaltung Laffitte und Komp. (mit Regreß an den Kondukteur) zu 15,000 Frc. Entschädigung verurtheilt wurde.

Einem talentvollen Maler in Versailles, Hrn. Bignon, welcher der Stadt eines seiner schönsten Gemälde zum Geschenke machte, wurde von dieser als Gegengeschenk ein Gratisplatz auf dem schönsten Flecke des neuen Friedhofes überlassen. Der Maler nahm es mit Dank an, bat jedoch, so spät als möglich von dem erhaltenen Cadeau Gebrauch machen zu dürfen.

Aus der Schweiz.

Im „Aarauer-Wochenblatt" vom 28. Februar steht Folgendes: An meine Mutter. Nicht wegen Diebstahl, sollte mon Dir von mir erzählen, sondern wegen Schlägereien sitze ich hier in Aarau. Es sollte wohl gestohlen werden, aber von andern Leuten, die auch inhaftirt sind. Ich habe bloß in demselben Wirthshause wegen ungebührlicher Zechanforderung den Kellner auf den Kopf getipft, daß er für todt weggetragen wurde. Das war Alles. Wo Du hingereis't bist, Mutter, weiß ich nicht, aber schick Geld; hier bleib ich, so ungern ich auch muß; schick Geld, Mutter, auf jeden Fall werd' ich die Zeche bezahlen müssen.

Thomas Wüstly.

Mosaik.

Drei sonderbare Testamente.

I. John Unterwood, der im Jahre 1733 zu Withleson starb, hinterließ folgendes Testament: 1. Sobald mein Leichnam in das Grab eingesenkt ist, soll eine kleine weiße Marmorplatte auf dasselbe gesetzt werden, mit der Inschrift: Non omnis moriar. J. Unterwood. 1733. — 2. Sollen, wenn dies geschehen ist, folgende sechs Herren, (welche genannt waren) die letzten Strophen 21ster Ode, des zweiten Buches, mit lauter Stimme frei und freudig absingen. — 3. Sollen, wenn meine Leiche zu Grabe getragen wird, keine Glocken geläutet werden; auch soll keiner meiner Anverwandten oder Freunde, ausgenommen obengedachte sechs Herren, meinem Sarge folgen. — 4. Mein Sarg soll grün angestrichen werden, weil grün immer meine Lieblingsfarbe gewesen ist. — 5. Soll man mich in meinen gewöhnlichen Kleidern in den Sarg legen; Sanadon's Horaz unter den Kopf; Bentleys Milton zu den Füßen; ein kleines griechisches Testament soll man mir in die rechte, eine kleine Edition des Horaz in die linke Hand geben und mir Bentleys Horaz unter den Rücken legen. — 6. Soll meine Schwester nach meiner Beerdigung gedachte sechs Freunde im Sterbehause herrlich und fröhlich bewirthen und für deren Bemühung Jedem 12 Guineen auszahlen. — 7. Dafür sollen diese sechs Freunde nach der Mahlzeit Horazens 31. Ode des ersten Buches, absingen und, wenn dieses geschehen ist, sollen sie bei einem Glase Wein fröhlich sein und nicht mehr denken an J. Unterwood. — II. Ein sehr reicher Kaufmann, Mr. Greenway in Yorkshire, der 1791 starb, machte ein Testament, in welchem sich folgendes Vermächtniß für seine Frau befand: „Ich habe das Unglück gehabt, ein sehr unzufriedenes Leben mit meiner Frau Elisabeth zu führen, da sie ihr ungestümes Betragen durchaus nicht änderte, alle meine Ermahnungen verspottete und auf Mittel sann, mich in meinem Gemüthe elend zu machen. Auch die Vorstellungen der vernünftigsten Menschen fruchteten nichts bei ihr: sie war und blieb verstockt. Die Stärke Simsons, die Weisheit Homer's, August's Vorsichtigkeit, Pyrrhus Schlauheit, die Geduld Hiob's, die Subtilität Hannibal's und Hermogenes Wachsamkeit würden nicht hinreichend gewesen, meine Frau zu beherrschen. Aus diesen angeführten Ursachen vermache ich ihr hiermit — einen Schilling. III. Eine reiche Londoner Jüdin, die im December 1794 starb, machte in ihrem Testamente die Verordnung, daß ihr Leichnam nach Jerusalem gebracht und dort beerdigt werden sollte. Zwölf Männer der jüdischen Nation sollten die Leiche dahin begleiten und das Begräbniß nach der Vorschrift besorgen. Für diese Mühewaltung sollte ein Jeder 400 Pf. Sterl. erhalten. Dieser letzte Wille wurde buchstäblich in Erfüllung gebracht.

Ein Natursänger und nebenbei Schneidermeister in Eisleben, gab neulich seine Gedichte bei Webauer in Halle heraus. Der Schneider verließ sich wegen Entfernung vom Druckorte, auf den Setzer, und dieser erlaubte sich folgenden Spaß: In dem Eingangsgedicht hieß es nämlich bei dem Schneider:

Wenn Stürme auch tosen,
Im Lebensgewühl,
Ich pflücke die Rosen,
Und träne nie viel.

Der Setzer verbesserte:

Wenn Stürme auch tosen,
Im Lebensgewühl,
Ich flicke die Hosen,
Und trenne nie viel!

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 26.

Bremen, Sonntag den 29. März 1840.

Gestorben:

Nro. 300. Den 25. Mz. Des Schuhmachers Joh. Christ. Schmidt Ehefrau, geborne Hackmeister, 60 Jahr; Schnoor Nro. 7.

- 301. Den 25. — Des Cigarrenfabrikanten Herm. Reiners Tochter, 8 Monat; gr. Annenstraße Nro. 13.

- 302. Den 25. — Cathar. Margr. Klee, 23¾ Jahr; Deneken-Gang Nro. 2.

- 303. Den 26. — Des verst. Tischlers Joh. Diedr. Brünings Wittwe, geb. Ratjen, 68 Jahr; Osterthorswallstraße Nro. 49.

Nro. 304. Den 26. Mz. Des Küpers Rud. Peters Ehef., geb. Senghorst, 47 Jahr; im Sack N. 6.

— 305. Den 27. — Des verst. Fuhrmanns Windler Lindhorn Wittwe. geb. Meyer, 74 Jahr; Bauernstraße Nro. 4.

— 306. Den 27. — Des Arb. Joh. Caspar Westerfeldt Sohn, 3½ Jahr; Stephanikirchhof.

— 307. Den 27. — Des Schuhmachers Joh. Heinrich Vocke Ehefr., geb. Meincken, 51 Jahr; Neuenstraße Nro. 27.

— 308. Den 28. — Der Schuhmachergesell Matthias Müller, 28 Jahr; Krankenhaus.

Geburten:

Nro. 375. Den 23. März. Des Schneidermeisters Joh. August Friedrich Froböse Ehefr., geborne Kroog, gr. Krankenstraße Nro. 5; von einem Knaben.

- 376. Den 23. — Des Cigarrenmachers Valentin Hieronymus Johann Zimmermann Ehefr., geb. Wienecke, Rolandstraße Nro. 7; von einem Mädchen.

- 377. Den 24. — Des Krankenwärters Heinrich Metsch Ehefr., geb. Ast, kl. Allee Nr. 12; von einem Knaben.

- 378. Den 24. — Des Krameramtsgenossen Ludw. Koch Ehefr., geb. Gehle, Doventhorsstraße Nr. 7; von einem Mädchen.

- 379. Den 24. — Des Maurergesellen Christoph Eggers Ehefr., geb. Bredhorst, Punkendeich Nro. 9; von einem Knaben.

- 380. Den 24. — Des Cigarrenmachers Joh. Carl Dunker Ehefr., geb. Krusen, Buntenthorssteinweg Nro. 90; von einem Knaben.

- 381. Den 24. — Des Schneideramtsmeisters Wilh. Claussen Ehefr., geb. Korck, Wegesende Nro. 15; von einem Mädchen.

- 382. Den 25. — Des Buchbindermeisters Carsten Warncken Ehefr., geb. Scheidewill, Papenstraße Nro. 16; von einem Mädchen.

Nro. 383. Den 25. Mz. Des Kaufmanns Joh. Hinrich Gottfried Theulkuhl Ehefr., geb. Montignon, Hohethorsstraße Nro. 23; von einem Mädchen.

— 384. Den 25. — Ein Knabe. —

— 385. Den 25. — Des Tabacksfabrikanten Friedrich Reinhard Waltjen Ehefr., geb. Oehm, gr. Sortillenstraße Nr. 12; v. einem Mädchen.

— 386. Den 25. — Des Arb. Hinrich Gerh. Garlich Ehef., geb. Knutten, Buntenthorssteinweg Nro. 122; von einem Knaben.

— 387. Den 25. — Des Kaufmanns Jacob Christoph Rohte Ehefr., geb. Krehe, am Wall Nro. 93 B; von einem Mädchen.

— 388. Den 26. — Des Arb. Hinr. Jacobsen Ehefr., geb. Harten, Obernstr. Nro 37 (Vorst.); von einem Mädchen.

— 389. Den 26. — Des Kistenmachers Joh. Heinrich Wrissenberg Ehefr., geb. Ohlhoff, Buntenthorssteinweg; von einem Mädchen.

— 390. Den 26. — Des Landmanns Hinr. Meybohm Ehefr., geb. Solten, Buntenthorssteinweg Nro. 181; von einem Knaben.

— 391. Den 28. — Des Mascopsträgers Hinr. Behrens Ehefr., geb. Petersen, Großenstraße Nro. 25; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 120. Der Knochenhauer Martin Anton Friedr. Falkenburg u. Anna Gesche Giesken. Beide von hier.

— 121. Der Clubbwirth Christ. Wilh. Balthasar Schirmer hies. und Dorothee Wilhelm. Weber aus Diepholz.

— 122. Der Tabacksfabrikant Hinr. Narmann hieselbst und Margarethe Adelheid Everding aus Brinkum.

— 123. Der Schuhmacheramtsmeister Hinr. Kahrs u. Johanna Gesina Meyer. Beide von hier.

— 124. Der Schuhmacheramtsmeister Johann Hinrich Cordes und Anna Catharine Hoffmeister. Beide von hier.

— 125. Der Zimmermann Joh. Diedrich Wieting zu Osterholz, Kirchsp. Oberneuland, und Margarethe Meier zu Oberneuland.

— 126. Der Kimmkergesell Heinr. Christ. Friedr. Carl Steneberg hies. und Sophia Charl. Kläner zu Ganderkesee.

— 127. Der Arb. Ernst Friedr. Wagener und Gesche Brünings hieselbst.

— 128. Der Tabacksarbeiter Georg Friedrich Gustav Prieser u. Hedewig Elisab. Rudloff. Beide von hier.

— 129. Der Schuhmacher Joh. Christ. Wellinghusen und Catharina Maria Garmhusen, gen. Volkmann, hies.

— 130. Der Arb. Hinr. Bosse am Buntenthorsteinwege und Anne Trine Siemers zu Habenhausen.

— 131. Der Schuhmacheramtsmeister Johann Gottlieb Liebich hies. u. Anne Marie Bruns aus Deedesdorff.

Nro. 132. Der Küper Alb. Kruse u. Agnete M… Schröder hieselbst.

— 133. Der Steuermann Engelbert Frese hi… Caroline Friederike Friederichs … neuland.

— 134. Der Musicus Johann Carl Franz … Maria Adelheid Kaufmann. … hier.

— 135. Der Küper Theodor Fangmeier hi… Catharine Adelheid Pilster aus … mer, Amts Harpstedt.

— 136. Der Cigarrenmacher Heinr. Ludwig … Henriette Sophie Stüncker aus …

— 137. Der Zimmergesell Joh. Julius Sch… Johanna Christina Rebecca Hel… von hier.

— 138. Der Tischler Andreas Jacob Reuter … hanna Schmelz. Beide von hier.

— 139. Der Schuhmacher Joh. Christian Kr… und Adelheid Böse aus Osterholz … Syke.

— 140. Der Arb. Hinr. Gerhard Bremermann … und Anne Adelheid Schmidt aus …

— 141. Der Cigarrenmacher Christ. Tietjen … Dorothea Ehrenbeck. Beide von …

— 142. Der Arb. Joh. Hinr. Früchtenicht … und Dorothea Koops, (richtiger … daselbst.

— 143. Der Cigarrenmacher Carl Diedrich … und Anna Lisetta Lucia Adelheid … beck zu Wildeshausen.

— 144. Der Schuhmacher Mathias Friedr. … Elisab. Rebecca Dorgerloh. … hier.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 27.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 2. April 1840.

Wer des Edlen Angedenken
Will ein würdig Opfer schenken;
Such' ihm nachzuahmen.

J. M. Miller.

* An H.

O Thor! des vollen Herzens Triebe,
Die Gott in seinen Busen schuf,
Der Wahrheit Kraft, die Macht der Liebe
Sind jedem Edlen sein Beruf. —

Ich stand von düsterm Schmerz umfangen,
Gebeuget an des Weisen Gruft
Und Trauermelodien drangen
Erschütternd durch die kalte Luft.

Als d'rauf der letzte Ton verrauschte,
Kein Laut an meine Nerven schlug,
Da weilt' ich bebend noch und lauschte
Betrübt auf einen — sanften Spruch.

Stumm blieb's. Die Menge wollte weichen,
Vollendet war die Gottessaat;
Als, ohne Schmuck und Rednerzeichen,
Ein Fremder an den Hügel trat:

„Um unsre Ehre zu erretten,
Sprach er, will ich verwegen sein,
Ihm, den wir unterm Rasen betten,
Ein schwaches Abschiedswörtchen weih'n.

Er war ein Mann, wie ein Jahrhundert
Den Erdenwallern selten giebt,
Von Mit- und Nachwelt gleich bewundert,
Von allen Redlichen geliebt.

Der, reich an Geist und gutem Glücke,
Galen und Kepler überflog,
Im Weltenraum mit sich'rem Blicke
Kometen ihre Bahnen zog.

Man nennt ihn an des Erdballs Grenzen!
Doch dies ist nicht sein ganzer Werth,
Die schönsten Tugenden erglänzen
Daheim, an seiner Väter Herd:

Der schwindelfrei in Sonnennähe
Zum Aether seinen Namen trug —
Besaß ein Herz, das für das Wehe
Auch des geringsten Bruders schlug;

Er pflückte sich erhab'ne Freuden
Hoch über uns im Sternensaal —

Und war doch milde und bescheiden,
Dem Veilchen gleich im stillen Thal.

Betrauert, daß wir ihn entbehren,
Doch klaget nicht sein schönes Loos;
Und wollt Ihr seine Größe ehren,
So geht, und werdet selber groß!

Erkennt an dieses Grabes Rande
Des Menschengeistes hohe Kraft,
Und fördert rings im Vaterlande
Das reine Licht der Wissenschaft. —

Dazu mag Liebe Euch vereinen,
So werdet Ihr dem Edlen gleich,
Der Wahrheit Sonne wird Euch scheinen,
Und Gnade walten über Euch.

X.

Konstantyn Horodenski.

(Fortsetzung.)

Es starben die Alten, die Kinder wuchsen heran, die Mädchen verheiratheten sich, und die jungen Frauen wurden alt; Lachen, Kosaken, Tataren und selbst moskowitische Truppen zogen durch Halczyniec — aber nichts war zu sehen von den jungen Kriegern des Pans Konstantyn Horodenski. Die Hunde bellten, die Erde zitterte von dem Stampfen der Rosse, der Kriegsgesang tönte durch die Luft, die Dorfbewohner eilten hinaus vor ihre Hütten und sprachen zu einander: „vielleicht sind es die, — vielleicht sind es die, — aber nein! es sind nicht ihre Rosse, es sind nicht ihre Lanzen, es sind nicht ihre Peitschen. Ach Gott, ach Gott! sollen wir denn die Unsrigen nicht wiedersehen!“

Nur in dem weißen Schlosse von Halczyniec sah man nicht mit Verlangen dem Herrn entgegen, und sehnte sich nicht nach ihm. Pan Mikolay Horodenski hatte die alten Diener fortgeschickt, und dagegen neue, und zwar aus andern Dörfern, angenommen; mit Chmielniczenko hielt er es, und wiederholte in einem fort: „sie müssen irgendwo in der Krim umgekommen sein, oder, wenn sie noch nicht todt sind, so werden sie in der Gefangenschaft des Khans sterben.“

3.

Von dem Espenbaume flog die Elster auf eine Weide; sie schwatzte bunt durch einander, und schwatzte Alles heraus. — Nicht weit von Halczyniec, so weit man mit einemmal auf einem Steppenpferde reiten mag, war das Dorf Polowecko; vor sieben Jahren war der alte Hauptmann Neczypor Solecki der Herr des Dorfs; er hatte eine schon etwas alte Frau, einen Sohn Stephan, einen zwanzigjährigen, raschen Jüngling, aber schon lange, lange hatte er seinem Vater und seiner Mutter Lebewohl gesagt, sich aufs Pferd gesetzt, das ihm seine traute Schwester selbst aus dem Stalle herausgeführt, und war mit Konstantyn Horodenski auf den Krieg ausgezogen. Neczypor hatte auch eine Tochter Tetianka, mit schwarzen Augenbrauen, ein vierzehnjähriges Mädchen mit einem Gesichtchen weiß wie eine Hollunderblüthe und rothwangig wie eine Moorbeere, von Gestalt so schlank, so zierlich, so üppig, wie eine grüne Palmweide. Als sie ihrem Bruder das Pferd herausführte, da weinte sie nur ein wenig, und betete im Stillen um glückliche Rückkehr für ihn, aber als sie von Konstantyn Horodenski Abschied nahm, da erröthete sie tief, und ward dann wieder blaß, wie ihr linnenes Tuch: als er aber fortzog, da weinte sie, als wolle sie sich die Augen ausweinen, da rang sie die kleinen Hände, als wollte sie die Knochen zerbrechen. — Tag und Nacht betete sie und grämte sich, trauerte und spielte dann wieder mit dem silbernen Ring, den ihr Konstantyn Horodenski gegeben — kurz man sah, daß sie, obgleich noch ein Kind, sich ihres Herzens schon vor der Zeit bewußt geworden.

Tag um Tag, Monat um Monat — endlich Jahr um Jahr verfloß, und Tetianka hatte

immer nur Eines im Herzen, Liebe und Treue für den jungen Pan Konstantyn. Vergebens sprachen der alte Neczypor und die Mutter Jawdocha: „Liebes Kind, du verweinst deine jungen Jahre, und was soll das helfen? Wenn Gott gnädig ist, so giebt er es ohne Weinen, und wenn nicht, so hilft auch das Weinen nichts.“ — Sie härmte sich und weinte.

Dreimal kamen in das Herrenhaus von Polowecko mit schwarzer Henne, mit einem Kuchen aus wohlgebeuteltem Weizenmehl und mit einer Flasche köstlichen Branntweins die Freiwerber von Mikolay Horodenski um das Schnupftuch zu Tetianka, und dreimal kehrten die Freiwerber nach Halczyniec zurück mit der schwarzen Henne unter dem Arm, mit unberührtem Kuchen in der Tasche und mit ungeleerter Flasche in der Hand, ohne Schnupftuch.

Kurze Zeit nach der letzten Brautwerbung zog Chmielniczenko mit einem Heere von Kosaken und Tataren ins Kijowische, und kam zu Mikolay Horodenski als Gast. O! da tranken sie, aßen und schwelgten in dem Herrenhause von Halczyniec. Und zum Erstaunen aller ernannte Pan Chmielniczenko den Mikolay Horodenski, trotz seiner unansehnlichen Gestalt, trotz seines unritterlichen Sinnes und seines Klumpfußes zum Ataman der Besatzung von Czernobyl und zum Wächter des Schlosses von Berdyczow. Neczypor Solecki, ein eifriger Freund der brüderlichen Lachen, ein treuer Sohn des mütterlichen Polens, machte sich niemals auf, den treulosen Chmielniczenko zu begrüßen, obwohl derselbe Ataman der ganzen Kosakenschaft war — und schlimm erging es ihm dafür.

Chmielniczenko ergrimmte, und befahl den Tataren, das Dorf Polowecko zu plündern und zu verbrennen, und die Christenleute durch das muselmännische Schwert von dieser Erde zu vertilgen. Wie er geboten, also geschah es. Eines Abends schwangen sich die Muselmänner auf ihre Rosse, riefen ihrer Gewohnheit nach: „Allah! Allah!“ und sprengten fort gegen Polowecko. Ohne Verzug, noch vor Mitternacht, ehe der Hahn krähte, erglänzte eine lichterlohe Flamme über dem Dorfe Polowecko, Feuerfunken stoben, wie fliegende Sterne, zum Himmel empor, und wer am Eingang des Dorfes von Halczyniec das Ohr an den Boden legte, der vernahm Geschrei und Stöhnen, mannichfaches Gewimmer und wildes Jauchzen, Alles durcheinander.

Mit dem anbrechenden Tage brannte und glimmte es noch in dem Dorfe Polowecko, grauer Rauch wirbelte in dicken Wolken auf und verdunkelte den Himmel, — heulend liefen die Hunde um das Dorf her, die Schweine sprangen in Haufen zusammen, prusteten und schnaubten, als wären sie wild geworden, und drängten sich hin nach dem Dorfe. Auf der Steppe sah man kein Pferd und kein Rindvieh hüterlos herumstreifen, Alles mußten die Tataren zusammengetrieben haben, oder es war mit dem Dorfe und den Menschen verbrannt. — Raben sogar und Krähen mieden noch den Ort, denn ihre Zeit war noch nicht gekommen.

Als der Tag zu grauen anfing, hatte ein Greis und ein junger Bursche aus dem Dorfe Hryzkowiec gesehen, wie zwei Muselmänner in vollem Rennen querfeldein jagten — nach Berdyczow zu; jeder von ihnen hielt vor sich auf dem Sattel ein Mädchen, ob todt oder ohnmächtig wußten sie nicht. — Die Frau eines Sackpfeifers, ein altes Weib aus dem Districte von Halczyniec, flüsterte ins Ohr ihrer Gevatterin, indem sie beim Namen Gottes betheuerte und bei dem Teufel sich verschwor — sie habe deutlich gesehen, wie der Klumpfuß auf einem mausfarbigen Pferde die Tataren nach Polowecko geführt. Bei Ta-

gesanbruch sah sie genau, wie er von dort auf Umwegen zurückkehrte. Der alte Sackpfeifer sah oder wußte vielleicht noch mehr, antwortete aber auf Alles: „mein Häuschen ist abgelegen; ich weiß nichts.“ — So ging der alte Hauptmann Solecki mit seiner Familie und seinem Besitzthum zu Grunde; so ward das Dorf Polowecko mit seinen Christenleuten vernichtet.

Einige Tage später fand ein kriegerisches Gelag in dem Dorfe, in Halczyniec statt. Chmielniczenko bewirthete hier die lachischen Gesandten und die Kosaken aus Shitomir und Owrucz. Als der treulose Chmielniczenko hier guter Dinge war, bestieg er den Hügel, wies mit der Hand auf die Stelle, wo noch vor wenigen Tagen das Dorf Polowecko gestanden, und sagte:

Kosaken, schauet her,
Dort weinet Niemand mehr,
Und Bauer, du, hör' an,
So straft der Ataman.
Sonst wird dein Häuschen klein
Bald auch verwüstet sein.

Dann wandte er sich an die lachischen Gesandten, reich gekleidete, großmächtige Herren, und sagte zu ihnen in Kosakenmundart:

Ihr Lachen, schaut hinaus,
Hier nehm ich meinen Stand,
Schau' weit hin übers Land
Zum Bug — und drüber 'naus.

Er stieg vom Hügel hinab, und rief: „Laßt uns trinken, laßt uns lustig sein!“ und sie tranken und schwelgten, die Musik und die Kosakenlieder erschollen auf dem Grab des Dorfes Polowecko zum Ruhm Bogdan Chmielnicki.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Pachter.

(Nach dem Französischen des Gozlan.)

Im Jahre 1814 wurde Petit-Bourg besetzt vom Fürsten von Schwarzenberg, Commandant en Chef der alliirten Armeen. Er schlug hier sein Hauptquartier auf und von dieser Stellung aus beobachtete er die Armee-Bewegungen um Paris und Fontainebleau, wo die großen geschichtlichen Begebenheiten des Augenblicks sich knüpften und auflösten. In den benachbarten Besitzungen waren die vornehmsten östreichischen, preußischen und bayerschen Offiziere einquartiert, die Soldaten lagen in den Flecken und Dörfern der Umgegend und zwar in so großer Anzahl, daß viele Familien gezwungen waren, deren Zwanzig aufzunehmen, was freilich eine zernichtende, aber durch den Krieg unvermeidlich gemachte Last war. Wie streng man nun auch die Disciplin unter den verbündeten Truppen zu halten suchte, so wurden doch täglich und stündlich Gewaltthätigkeiten verübt. Bald war ein Feld niedergetreten, bald waren Bäume ausgesägt aus dem schönen Park von Petit-Bourg, zum Feuerbedürfniß für die entsetzlichen Stücke Rindfleisch, die dem Gedächtniß der Generation nicht entschwinden werden. Wie viele gestohlene Vorkosten, wie viele unreif abgerissene Früchte, über deren Luxus die Kosaken sich lustig machten! Wie viele kleine Plünderungen der Pachthöfe, an Eiern, Hühnern, und Hähnchen! Der Sieger ist der größte aller Entwender. Alles kommt übrigens dann auf Eins heraus, ist's ein erobertes Königreich, oder ein geraubter Ochs oder ein Huhn: das sind kleine Königreiche! — In dieser Zeit erlitten die Landeigenthümer den Todesstoß. Bald dem Einstürmen der Feinde preis gegeben, bald von Franzosen besetzt, die einen kurzen Vortheil gewonnen oder auf dem Rückzug begriffen, wurde eine solche Pachterwohnung oft zwei Mal in einem Tage, bald von Feinden und bald von feindlich handelnden Franzosen überschwemmt. — Dennoch gab es während dieses Kampfes eine Zeit, wo man nicht einmal eine Klage beim Chef wagte, ein so strenges Kriegsgesetz war gegen den kleinsten Fehl-

tritt der Soldaten gegeben, und bei ernsteren Vergehen war das Todesurtheil gleich fertig. Aus Menschlichkeit ließ man sich lieber den Verlust eines Hammels oder einiger Pfund Früchte gefallen, als den unglücklichen Marodeur der Strafe zu überliefern. Indessen wurde einst ein so ausgelassener Diebstahl begangen, daß der Beraubte, ein Pachter von Soisy-sous-Etioles (in der Umgegend von Villeneuve-Saint-Georges), in den allerheftigsten Zorn ausbrach. Durch eine wichtige Angelegenheit genöthigt, drei bis vier Tage mit seiner Familie zu Villeneuve-Saint-Georges zuzubringen, vertraute der Pachter seine Wirthschaft einigen Bauerfrauen an, die zwei Mal die Woche Butter und Käse auf den nächsten Markt verkaufen mußten. Von der Reise des Pachters unterrichtet, brachen die deutschen Soldaten Nachts in seinen Weinkeller ein, entwendeten in der ersten Nacht all' seinen auf Flaschen gezogenen Wein und die beiden folgenden Nächte fünfhundert Flaschen extra feinen Wein, aufgespart für besondere Feierlichkeiten. Alles ging unter dem Deckmantel der Finsterniß fein still und geräuschlos. Ich weiß nicht, ob Eier und Hühner nicht auch sehr zu leiden hatten, die Hauptsache hat für die Nebengriffe keinen Platz gelassen. Als nun der Pachter zurückkam, wie mußte dieser Schlag ihn treffen! Einem Wolf ähnlich, denn Wuth macht zum wilden Thiere, hatte er bald mit heftigen Sätzen das Terrain zwischen seiner Wohnung und der Seine übersprungen, setzte über den Fluß, und begab sich in's Hauptquartier zum Fürsten von Schwarzenberg; denn er zweifelte nicht, daß die Diebe zu den in der Umgegend liegenden Regimentern gehörten, was auch durch verlorene Knöpfe, Schuhnägel, Pompons und viele andere Beweise bestätigt war. Ein Deutscher ist viel zu naiv, um nicht solche, eine gehörige Sentenz bildende Proben hinter sich zu lassen. Der Fürst bewilligte dem Pachter mit seiner gewöhnlichen Gefälligkeit Audienz und nachdem er die Klage vernommen, fragte er ihn: ob er die Strafe kenne, zu welcher die von ihm Verklagten unwiderruflich verdammt werden müßten? „Ich weiß es", erwiederte der in Wuth kochende Pachter; „aber sie haben es verdient!" — „Bedenken Sie sich noch", fügte der Fürst hinzu, „und kommen Sie morgen früh wieder. Bestehen Sie darauf, so soll Gericht gehalten werden, wonach das Todesurtheil erfolgt, das versteht sich von selbst."

Mein Entschluß bleibt fest, dachte der Pachter beim Nachhausegehen; was soll ich diese Plünderer noch schonen? Ist es übrigens meine Schuld, daß ihre eignen Gesetze sie zum Tode verurtheilen? Mir wäre ihre Gefängnißstrafe genug gewesen!

(Der Beschluß folgt.)

* Erwiederung

an den aufmerksamen Fremden, der den Zweck hat, in dem frommen Bremen einige Mißbräuche zu rügen, in Nr. 25 des Bürgerfreunds.

Worauf der fremde Herr U. seine Befugniß gründet, kirchliche Mißbräuche in dem frommen Bremen zu rügen, sagt er eben so wenig, als er sein Recht nachweist, Sachsen wegen seiner freiern Denkungsart als vielfach verschrieen, und Kurhessen als todt zu bezeichnen. Wenn der rügende Fremde dadurch, daß er in das Lob des frommen Bremens einstimmt, unserer freien Stadt fromme Eitelkeit erregen will; so ist weder sein Zweck ein guter, noch seine Rede eine kluge: denn seine Würfe nach dem vielseitig gebildeten Sachsen und nach dem kräftig aufstrebenden Kurhessen beweisen, daß auch sein Beifall nicht aus reinen Händen kommt. „Wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest?" Röm. 14, 4. Luc. 6, 37.

Zu Rüge I. 2 Mos. 35, 2. „Sechs Tage sollt ihr arbeiten; den siebenten sollt ihr heilig

halten, einen Sabbath der Ruhe des Herrn. Wer darinnen arbeitet, soll sterben. «Matthäi 12, 2. Die Pharisäer sprachen zu ihm (Jesu): «Siehe, deine Jünger thun, was sich nicht ziemet am Sabbath zu thun.« Jesus antwortete (V. 5): «Habt ihr nicht gelesen im Gesetze, wie die Priester am Sabbath im Tempel den Sabbath brechen, und sind doch ohne Schuld?« — Wahr ist es: Der Tag der Ruhe könnte besser gefeiert werden; aber von Bremen allein? Vor allen Dingen dürften im christlichen Europa keine Posten gehen und expedirt werden, dürften die gestrengen Christenrichter am Sonntage nicht Warmes essen oder trinken wollen u. s. w. Dies vermag das fromme Bremen nicht zu hindern. Matthäi 15, 8.

Zu Rüge **II.** Der fremde Herr Rügenmacher scheint ein großer Freund von Ketten zu sein. Sind nicht unsere Kirchengebäude überall, wo es sich thun läßt, vor Wagengerassel geschützt? Werden nicht auch Ketten von der fröhlichen Jugend leicht übersprungen? Soll der Jugend gelehrt werden: Der Unendliche wohnt in Tempeln von Menschenhänden gemacht?«

Zu Rüge **III.** In den von Nehemia eingeführten Synagogen zur Vorlesung des Gesetzes war Vorschrift, das Haupt zu bedecken. In den jetzigen Synagogen der Juden gilt dies noch. Die ältesten Christenversammlungen ahmten es wahrscheinlich allgemein nach. Die Holländischen Protestanten thun es noch und in England ist's nicht ungewöhnlich. Die Lehre Jesu enthält weder für die Bedeckung noch für die Entblößung des Kopfes eine Vorschrift. Es ist eine Sache des sehr veränderlichen Begriffs von Schicklichkeit und feiner Sitte. Für Kirchengebräuche die Nachahmung des Theaters zu empfehlen — Herr U. führe sich diesen Satz selber aus.

Zu Rüge **IV.** Das äußere Verhalten der Mitglieder einer Gesellschaft ist abhängig von der Bildungsstufe derselben. Die Herren Prediger der Stephani Kirche wissen recht gut, was sie dulden können und wollen, und was nicht.

Zu Rüge **V.** Wo die Prediger zugleich Häupter verschiedener Parteien sind, ist es für ihre Anhänger sehr wesentlich, zu wissen, welcher als Redner auftritt; wo aber das Volk sich zu einer christlichen Erbauung versammelt, wird auf den Namen des Vorstehers einer solchen Versammlung nur von Wenigen Rücksicht genommen.

Zugabe. Das Christenthum ist eine himmlische Frucht. Sie hat eine Schale, in der Schale einen Kern, und in dem Kerne das Leben. — Wer dies fassen kann, der halte fest daran! — Die Schale ist veredelte Kunst, der Kern ist die Wissenschaft, das Leben, welches Kern und Schale bildet, welches Pflanzen, Blüthen und immer neue Früchte treibt; das ist der Geist der Wahrheit und des Edelsinnes; das ist des wahren Christen schöner Trost.

Æ für U.

Französisch und Deutsch um das Jahr 840.

Die Söhne Ludwigs des Frommen zankten sich nach dem Tode des Vaters um dessen Land (840—843). Als sie sich endlich einigten, bekräftigten sie ihre gegenseitige Treue durch Eide bei Straßburg auf offenem Felde, im Angesicht ihrer Heere, welche ebenfalls Treue schwuren. Diese Eide sind das älteste französische Sprachdenkmal. Man sieht noch deutlich daran, wie die französischen Wörter aus dem Lateinischen corrumpirt sind. Wir theilen den wörtlichen Eid oben mit, darunter das ältere unecht silberne Latein, und darunter das Provenzalische oder das Französische des zwölften Jahrhunderts:

Pro Deu Amur et pro Christian
Pro Dei Amore et pro Christiano
Por Deu amor et por Christian
Poble et
populo et
pople et

nostro commun Salvament dist Di
nostro communi Salvamento deista
nostre commun Salvament destedi;
en Avant,
(in abante)
en avant

in quant Deus Savir et podir
in quantum Deus sapere et potire
en quant Deu Saveir et poïr
me dunat,
mï donat,
me donne,

si salverai jo cist meon fradre
sic salvaro ego eccistum meum fratrem
si salverai - je cist mon frère
Karlo et
Karlum et
Karle et

in adjudha 'er in cadhuna cosa
in adjutum ero in quaque una causa,
en aïrde serai en casc - une cose,
si cum
sic quomodo
si cum

om per dreit son fradre salvar
homo per directum suum fratrem salvare
om per dreict son frère salver
dist in
debet in
dist en

o quid il mi altresi fazet, et
hoc quid ille mî alterum-sic faceret et
o qui il me altresi fascet et
ab Ludher
ab Lothario
a Lothaire

nul plaid nunquam prindrai
nullum placitum nunquam prendero;
nul plaid nonque prenderai
qui meon
quod, meo
qui par mon

vol, cist meon fradre Karle in
wolle, eccisti meo fratri Karlo in
voil a cist mon fradre Karle en
damno sit.
damno sit.
dam seit.

Des Bruders Karl gleichlautender Eid in damaliger deutscher Sprache:

In Godes Minna ind durch tes Christianes solches ind unser hedhero gehaltnissi, fon thesemo dage frammordes so fram so mir God gewizei indi mahd furgibit, so bald ich tesan minan bruodher Ludhuwige, soso manmit rehtu sinon bruodher scal, inthiu thaz er mig sosomo duo, indi mit Lutherem inno theinni-thing ne gegango, zhe minate willon imo ce shadhen werhen.

In der deutschen Sprache von 1840 lautet das:

„Aus Liebe zu Gott und wegen des christlichen Volkes und unserer gemeinschaftlichen Erhaltung (schwör' ich), daß ich von diesem Tage an und hinfort allezeit, so lange mir Gott Verstand und Kraft läßt, diesen meinen Bruder Ludwig bei allen Vorfällen unterstützen will, so wie jeder Mensch nach Recht seinen Bruder (unterstützen) soll, und so wie er mir thun würde, und daß ich mit Lothar keinen Vergleich machen will, der mit meinem Wissen und Willen meinem Bruder Ludwig schädlich werden könne."

Man kann hieraus sehen, wie sich ungefähr die deutsche und französische Sprache seit zehn Jahrhunderten entwickelt haben, die deutsche aus sich selbst, die französische aus verdorbenem Latein.

At.

Die Chinesische Armee.

Folgende Angaben über den Stand der chinesischen Armee, welche im gegenwärti-

gen Augenblicke von größtem Interesse sind, entnehmen wir einem Bericht des Hrn. Prof. Neumann in den gelehrten Anzeigen über das von der Petersburger Akademie publicirte neueste Bulletin scientifique: Die chinesische Armee besteht aus drei wesentlich verschiedenen Theilen: Aus den Hilfstruppen, welche die verschiedenen, dem Reiche unterworfenen Aimak oder Klane der Mongolen zu stellen haben; aus den acht Bannern der herrschenden Mandschu, dann aus den Mongolen und Chinesen, welche, als das Haus des Gioro gen China zog, sich ihm alsbald anschlossen; endlich drittens aus einheimischen chinesischen Truppen. Die Mongolen haben durchaus eine militärische Einrichtung und stehen unter ihren einheimischen Obern, Dschassak genannt. Sie sind in Regimenter eingetheilt, zu sechs Eskadronen; eine jede zu 150 Mann. Sie enthalten jetzt zusammen 1828½ Eskadronen und bilden demnach eine waffenfähige Mannschaft von 274,275 Mann. Hierbei sind natürlich die Frauen, Kinder und Greise über sechzig Jahre, so wie die Priester, die Schwachen, Kranken und Gefangenen nicht mit eingerechnet. Man könnte demnach füglich die Anzahl dieser Mongolen auf ein und einhalb Millionen Seelen annehmen. Es sind von jeder Eskadron abwechselnd funfzig Mann zum Militärdienste verpflichtet. Die Anzahl der Truppen der acht Banner wird verschieden angegeben; sie mögen sich auf 266,000 belaufen. Die eigentlichen chinesischen Truppen, welche nach ihrer Fahne, auch die Truppen der grünen Fahne genannt werden, die Seesoldaten mit eingeschlossen, belaufen sich nach officiellen Angaben, in den gesammelten Satzungen der jetzt regierenden Dynastie, auf 765,222. Hyakinth giebt bloß 666,300 Mann an, wahrscheinlich weil er die Marine nicht mitrechnet. Die regelmäßige Armee des Mittelreichs beläuft sich demnach auf ungefähr 1,300,000 Mann. Ueber die Truppen in den Militärkolonien, so wie über die Miliz oder Nationalgarde, die außerordentlich zahlreich sein muß *) finden sich keine Angaben in den officiellen statistischen Angaben. Die chinesische Marine besteht im Ganzen, wie wir von anderer Seite her wissen, in 1753 Schiffen aller Gattungen, wovon aber die größten nicht mehr als zwanzig Kanonen führen. Sie haben gewöhnlich folgende Stationen: An der Küste von Leao tong sind 6; von Schan tong 24; Kiang su 83; Tsche kiang 96; Fo kien 342; Kuang tong 166. Auf den Flüssen im Binnenlande sind: In Kiang nan 250; Kiang si 46; Tsche kiang 221; Hu kuang 127; Kuang tong 392. Man kann die geringe Fähigkeit dieser Flotte schon daraus ermessen, daß die oberste Regierung zwischen dem Land- und Seedienst gar keinen Unterschied macht; ein General erhält die Stelle eines Admirals, die Landtruppen werden auch zum Seedienst verwendet und so umgekehrt. Die Schiffs-Offiziere verstehen demnach durchgängig gar nichts von dem gewöhnlichen Dienst. Es werden dazu Matrosen und Kapitäne der Kauffahrteischiffe in Sold genommen.

*) Der kaiserliche Kommissär drohte bei den letzten Wirren in Kanton den Engländern, er würde, wenn sie es auf das Aeußerste kommen ließen, die bewaffnete Nationalgarde, chinesisch Hiang jong, der Dörfer Kraft genannt, aufrufen und sie sämmtlich vernichten lassen.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die

SCHNELL-POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 27 des Bürger-Freundes für 1840.

Donnerstag, den 2. April.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Aus Höxter, vom 12. März, wird berichtet: Es hat sich hier kürzlich ein auffallendes Ereigniß zugetragen, welches die Nothwendigkeit von Leichenhäusern abermals dringend herausstellt, um das Begraben von Scheintodten zu verhüten. Ein hiesiger öffentlicher Beamter ward nämlich, nachdem er am Sonntage noch ganz gesund gewesen, am Morgen starr und leblos in seinem Bette gefunden. Man zweifelte nicht an seinem Tode, die Behörde berichtete denselben an die obere Stelle, es ward der Sarg angefertigt, der Entseelte darin gelegt und ausgestellt, um am Mittwoch beerdigt zu werden. Die Leidtragenden hatten sich versammelt, die Sterbeglocke ertönte und der Sarg sollte so eben geschlossen und zum Kirchhofe abgefahren werden, als das noch frische Aussehen der Leiche mehrfach auffiel, und ein anwesender Arzt wenigstens den Versuch eines Aderlasses empfahl. Ein Wundarzt, schnell herbeigeholt, schlug dem Leichnam eine Ader; das Blut floß schnell und bestärkte noch mehr die Ansicht des Scheintodes, die sich auch glücklicher Weise bald bestätigte, indem der Todtgeglaubte, zum Bewußtsein gebracht, wieder aus dem Sarge erstand, und die Leichenbegleitung sich mit Glückwünschungen für die Familie zu Hause begab.

In Stuttgart grassirt von Neuem das Nervenfieber und heftiger als früher. Es starben besonders junge kräftige Menschen. Auch Graf Wilhelm von Würtemberg, ein Cousin des Königs, liegt am Tod danieder. — Von Heilbronn fuhren vor einigen Tagen zwei Schiffe mit Auswanderern ab, unter diesen ein Geistlicher mit 11 Kindern. — Die Beschlagnahme der Schrift von Venedey: Preußen und Preußenthum ist von dem Criminalsenat des Neckarkreises bestätigt worden.

Aus Frankreich.

Zu Thann im Elsaß trat kürzlich ein Frauenzimmer, das offenbar Industriestudien in Paris gemacht haben muß, in den Laden eines Gewürzkrämers und verlangte zwei Pfund Kaffee. Der Krämer wog ab, und wollte die Waare in eine Düte thun. Allein die Frau meinte, das Papier könne er sparen denn sie habe ja einen irdenen Topf in der Schürze, in den solle er nur Alles hineinschütten. Das geschah. Die Frau griff in ihre Tasche, aber leider hatte sie das Geld zu Hause gelassen. Indessen nahm sie den Topf unter der Schürze hervor und stellte ihn auf die Theke des Krämers. Sie kam aber nicht wieder, und als der Topf untersucht wurde, fand sich, daß er keinen Boden hatte; der Kaffee war in des Weibes Tasche gefallen, und die Industrielle hatte für einen Scherben zwei Pfund vom besten Martinique eingehandelt.

Der Censeur de Lyon erzählt Folgendes: Eine neunzigjährige Bettlerin, Namens Girard, befand sich unwohl. Man verordnete ihr eine Arznei, die sie 35 Centimes kostete; sie wollte jedoch diese Summe nicht aufopfern und starb wenige Minuten nachher. In ihrer Wohnung fand man: Sechshundert Fünffrankenthaler, zwanzig Sechslivres- (Laub-) thaler, zwanzig Louisd'ors, acht Doppellouisd'ors, vier Banknote von je 1000 Franken, eine Obligation von 1000 Franken und eine Urkunde über Leibrenten von jährlichen 2000 Franken.

Gaillard ist ehrsamer Fischer und Fischhändler zugleich. Die besten Karpfen und Hechte findet ihr bei ihm: er wohnt am Pont** hart an der Seine. Eine fidele Haut ist unser Mann; nur Eins macht ihm Kummer. Seit einiger Zeit werden ihm aus dem Fischkasten, der wohl verschlossen hinter seinem Hause im Flusse steht, die besten Exemplare gestohlen. Gestohlen? Gewiß, denn fort sind sie und der Fall wiederholt sich gar zu oft. Der Dieb muß sein Werk mit Hülfe falscher Schlüssel vornehmen, denn das Schloß am Fischkasten bleibt stets unversehrt. Was nun beginnen? Gaillard ist ein kluger Kopf. Hat er doch schon manchen guten Hecht gefangen, warum nicht auch diesen Langfinger mit dem falschen Schlüssel? Er legt eine Schlinge an den Kasten, recht fein, versteckt, aber fest. Es wird Abend, es wird Nacht, eine wunderschöne Mondnacht. Gaillard geht zu Bette, denkt listig seiner Diebesschlinge nach und schläft mit Plänen, wie er den Schurken büßen lassen wolle, ein. — — Am Fischkasten schreit ein Mensch; der Dieb ist gefangen; des Fischers Haus wird wach; Alles läuft herbei. Wo bleibt Gaillard? Licht! geschwind! — — O Himmel, ist das Möglichkeit, ist es Wahrheit? Gaillard ist selber in die Falle gegangen. Jetzt klärt sich die Sache auf. Unser Fischer ist Nachtwandler und nun hat die gute Seele die am Tage eingefangenen Fische Nachts im Schlafe wieder in Freiheit gesetzt, mit eigner Hand, mit eignem Schlüssel, nur nicht mit Wissen und Willen. — Gaillard hat seinen eingefangenen Fischdieb nicht verklagt, er hat sich mit ihm in Güte abgefunden.

Aus der Schweiz.

Wie in der Schweiz gediegene Männer über die Zerwürfnisse ihres Vaterlandes denken, davon zeugt unter Anderem eine briefliche Aeußerung des, in vielfachen Staatsgeschäften thätig gewesenen Ludwig Meyer von Kronau, die, in Hinsicht des Gegensatzes von Republik und Monarchie, also lautet: „Wer wollte nicht lieber unter einer

Katharina, einem großen Friedrich sein Leben zubringen, als in Wallis oder Unterwalden? Dort wachte der menschliche Geist auf, hier erstirbt er. Echter republikanischer Sinn ist nur Wenigen angeboren und muß sorgfältig gepflegt werden, wenn die zarte Pflanze nicht in der kalten Selbstsucht der Aristokratie erstarren oder von dem Gewühl der Demagogie und ihres Trosses zertreten werden soll." — Dabei war der Genannte in früherer Zeit ein eifriger Republikaner, aber — „die Republik ist ein Traum der Jugend, die Monarchie das Resultat der Erfahrungen eines gereiften Mannes."

Aus Schweden.

In den letzten Tagen des vorigen Jahres ward zu Stockholm vor dem Schloßeingange, den der König zu passiren pflegt, wenn er eine Spazierfahrt macht, täglich zur bestimmten Stunde ein Greis gesehen, der allem Anscheine nach irgend etwas im Schilde führte, dabei sich aber so seltsam gebärdete, daß er dem Posten auffiel, arretirt und in die Schloßwache gebracht wurde. Mehr als ärmlich gekleidet, seinem Benehmen und seiner Sprache nach ein Fremder, und alt, uralt, mußte er wohl auffallen. Er ward gefragt, was er bezwecke; in Folge seines immer auffallenderen Benehmens, ward er untersucht: man fand in seiner Tasche eine Bittschrift an den König und ein kleines, silbernes Kreuz, das an einem alten weißen Bande hing. Während der Greis nun gegen die Auslieferung energisch protestirte, wurde die Trommel gerührt, die Wache trat unter das Gewehr, der König ging vorüber. Zitternd warf sich der Fremde dem Könige zu Füßen und sprach, ihm das Kreuz am weißen Bande reichend: „Sire, Sie haben so manchen Triumph auf dem Felde der Ehre gefeiert, so manches Kreuz gewonnen, seit ich Sie zum letzten Male sah, leicht möglich also, daß Sie das erste Ehrenkreuz, das Ihnen wurde, ganz vergaßen. Ich gab es Ihnen damals und wollte es Ihnen, eh ich sterbe, wieder bringen!" — — Der Greis war der Schulmeister des Dorfes, in welchem Bernadotte geboren und erzogen ward. Freudig empfing Karl Johann das Kreuz aus seines A.B.C-Lehrers Händen, und setzte ihm eine Pension aus. Des Greises Glück war zu groß; bald nach dieser rührenden Scene gab er den Geist auf.

Aus England.

Vor Kurzem unterwarf sich eine Fischkäuferin in Liverpool, die eine Gewerbsgenossin mit Schimpfreden überhäuft hatte, der Kirchenbuße, um einer angedrohten gerichtlichen Klage zu entgehen. Die Verleumdete fuhr mit einigen Freundinnen in die Kirche auf einem halbzerbrochenen Waagen, der mit weißen Bändern und einer aus einem weißen Cattunfetzen bestehenden Flagge verziert war. Als die Bußübung, die in der Sacristei vor sich ging, vorbei war, fuhr die Reuige, um sich den Blicken der spottenden Menge zu entziehen, in einem Miethwagen nach Hause.

Jüngst saß ein Mann zu Exeter wohlgemuth in einer Schenke. Die Rede kam auf Essen und Trinken, und Mr. Webber behauptete, ein gebratenes Ferkel von zehn Pfund, nebst Zubehör von Brod und einer Portion Kartoffeln auf einem Sitze zu verspeisen, sei ihm eine wahre Kleinigkeit. Es wäre ein Wunder gewesen, wenn sich in Altengland nicht Leute gefunden hätten, die solch eine Heldenthat für ein Ding der Unmöglichkeit erklärten. Webber blieb aber bei seiner Behauptung, und bot seinen Widersachern eine Wette von einigen Shillingen an. Als diese angenommen worden war, ließ der Wirth das Ferkelein braten. Es wurde aufgetragen, Webber begann tüchtig zu schmausen, bis etwa, ohne den Kinnbacken auch nur eine Minute Ruhe gelassen zu haben, neunthalb Pfund seinen Magen beschwerten. Erst dann machte er eine Pause, die er löblich ausfüllte mit Biertrinken, Tabakrauchen und Auf- und Abspazieren vor der Hausthüre. Dieses erfrischte ihn sichtbarlich, denn als er sich wieder an den Tisch gesetzt hatte, waren nach Ablauf einer Viertelstunde auch die übrigen anderthalb Pfund Fleisch verschwunden. Webber ist aber auch groß in diesem Genre; am vergangenen Weihnachtsabend schlug er nicht weniger als acht Pfund Rindsbraten bei! Wenn die französischen Deputirten solche Fleischliebhaber wären, so würden sie sicherlich den hohen Eingangszoll auf Schlachtvieh herabgesetzt haben.

Mosaik.

So einfach und doch so groß.

Mit diesen Worten läßt sich eine Entdeckung überschreiben, die kürzlich der Kantor eines Dorfes in der Nähe von Halberstadt gemacht hat. Sie ist so einfach und doch so groß, und besteht in nichts Geringerem, als in der Auffindung eines Mittels, um ganz bequem in 10 — 12 Stunden von Deutschland nach Amerika zu gelangen. Der sinnige Mann behauptet, man dürfe, um eine solche Spazierreise zu bewerkstelligen, nichts anders thun, als in einen guten Luftballon steigen, und dort sich so lange still zu erhalten suchen, bis durch die Umdrehung der Erde von Westen nach Osten Amerika von selbst unter dem schwebenden Ballon zu liegen komme. Er glaubt, daß die oben bemerkte Stundenzahl vollkommen hinreiche dazu sei, und meint, es bedürfe nur des Herablassens in New-York, Washington, Philadelphia oder sonst zu mittagmalen. Auf dieselbe Weise, wie man hingekommen, behauptet er, könne man auch wieder zurückgelangen. Er machte die Regierung zu Halberstadt mit seiner Entdeckung bekannt, und bat um Vorschüsse, um sie einmal zu verwirklichen; die Regierung aber ließ bis jetzt noch sein Gesuch ganz unbeachtet, weil sie nach den glaubwürdigen Aussagen verschiedener Parteien die Ueberzeugung erlangt hat, daß der Kantor verrückt sei.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß mancher Mensch sein Leben auf dem Schaffot verloren hat, der in ein Irrenhaus gehört hätte; denn der Charakter dieser schrecklichen Art des Wahnsinnes besteht darin, daß der Unglückliche in jeder andern Hinsicht gesund ist an Leib und Seele. Ein Mädchen verlangte, wie Humboldt erzählt, mit ihrer Gebieterin zu sprechen, fiel vor ihr auf die Knie und beschwor sie, sie aus dem Hause bringen zu lassen, weil sie sonst gewiß das kleine Kind der Herrin zerreißen würde; sie setzte hinzu, daß die blendendweiße Haut des Kindes sie zu diesem gräßlichen Verlangen treibe. Marc erzählt den Fall eines jungen Mädchens, die, sobald sie die Annäherung des Verlangens fühlte, Blut zu vergießen, dringend bat, man möge ihr eine Zwangsjacke anlegen, und R., ein ausgezeichneter Chemiker, begab sich von seinen Stücken in ein Irrenhaus, damit er nicht einen Mord begehe. Er warf sich oft vor dem Altare nieder und flehte um göttlichen Beistand, damit er seiner Mordlust widerstehe. Fühlte er das Verlangen nach Blut, so ersuchte er stets seinen Arzt, ihm die Daumen zusammenzubinden. Der Unglückliche versuchte endlich einen seiner Freunde zu ermorden, und starb in einem Wuthanfalle.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 27.

Bremen, Donnerstag den 2. April 1840.

Gestorben:

Nro. 309. Den 28. März. Des verst. Schiffszimmermanns Joh. Hermann Kurlbaum Wittwe, geb. Struckmann, 88½ Jahr; Böttcherstr N. 9.

— 310. Den 28. — Des Kaufmanns Joh. Ludwig Schrage Sohn, 4 Monat; Obernstraße Nro. 15.

— 311. Den 29. — Des Lohndieners Friedr. Wilh. Strohmann Sohn, 11 Monat; Thielbars-Gang Nro. 3.

— 312. Den 30. — Der Arbeitsm. Conrad Amelung, 46 Jahr; Fedelhören Nro. 10.

— 313. Den 30. — Des Aufladers Friedr. Schröder Sohn, 9 Monat; Walldammstraße Nr. 13.

— 314. Den 30 — Der Drechslermeister Joh. Hinr. Fehrmann, 84 Jahr; Neuenstr. Nro. 41.

— 315. Den 30. — Heinr. Frahm, 9 Monat; Jacobistraße Nro. 9.

— 316. Den 30. — Des Zinngießers Joh. Wessels Tochter, 3½ Jahr; Faulenstraße Nr. 73.

Nro. 317. Den 31. März. Des Uhrenhändlers Matthias Helmle Sohn (todtgeb.); Westerstraße Nro. 88.

— 318. Den 31. — Der Malergesell Carl Chr. Schröder, 24 Jahr; Krankenhaus.

— 319. Den 31. — Des Arb. Joh. Herm. Kamping Tochter, 1 Jahr; Wüstenstätte Nro. 7.

— 320. Den 31. — Der Blechenschlägermeister Heinr. Nasse, 37 Jahr; Bonspforte Nro. 4.

— 321. Den 31. — Des verst. Schullehrers Johann Georg Wilh. Bode Wittwe, geb. Bosse, 70 Jahr; Abbenthorswallstraße Nro. 68.

— 322. Den 31. — Des Schneiders zu Hagen Heinr. Speckerter Tochter, 7 Tage; Osterthorssteinweg Nro. 9.

— 323. Den 1. April. Der Tanzlehrer Jost Heinrich Abbes, 27½ Jahr; Piperstraße Nro. 10.

— 324. Den 1. — Des verst. Arb. Franz Hartmann Wittwe, geb. Hofffchneider, 53 Jahr; Prallen-Hof Nro. 1.

Geburten:

Nro. 392. Den 25. März. Des Zinngießers Joh. Wessels Ehefr., geb. Jacobs, Faulenstraße Nro. 73; von einem Mädchen.

— 393. Den 25. — Des Schneiders zu Hagen Hinr. Speckerter Ehef., geb. Meyer, Osterthorssteinweg Nro. 9; von einem Mädchen.

— 394. Den 27. — Des Stuhlmachers Heinr. Ernst Meyer Ehefr., geb. Paulsen, Rosenkranz Nro. 19; von einem Knaben.

— 395. Den 27. — Des Lithographen Georg Justus Hunckel Ehefr., geb. Meyer, Papenstraße Nro. 11; von einem Mädchen.

— 396. Den 28. — Des Gastwirths Christoph Reiners Ehefr., geb. Wißroth, an der Viehweide Nro. 28; von einem Knaben.

— 397. Den 28. — Ein Mädchen — Bleicherstraße.

— 398. Den 28. — Ein Mädchen — Hastedt N. 112.

— 399. Den 28. — Des Kaufmanns Christ. Georg Grauel Ehef., geb. Lütkens, Langenstraße Nro. 55; von einem Knaben.

— 400. Den 28. — Des Musikus Phil. Johann Jost Henning Ehefr., geb. Osmers, außerm Steinthor Nro. 63; von einem Mädchen.

— 401. Den 28. — Des Kistenmachers Friedr. Gottlieb Ehefr., geb. Ficken, Gerhards-Hof Nro. 12; von einem Knaben.

— 402. Den 28. — Des Maurergesellen Helmke Behnken Ehefr., geb. Meyerholz, Neuenstraße Nro. 27; von einem Mädchen.

— 403. Den 28. — Ein Mädchen — Sandberg Nro. 15.

— 404. Den 28. — Des Arb. Herm. Hinr. Gieschen Ehefr., geb. Grimm, Hastedt Nro. 44; von einem Mädchen.

— 405. Den 29. — Des Cigarrenfabrikanten Herm. Heinr. Brockmann Ehefr., geb. Schriefer, gr. Rosenstraße Nro. 24; von einem Mädchen.

— 406. Den 29. März. Des Musicus Ferdin. Constantin Klier Ehefr., geb. Arnold, Catharinenstraße Nro. 13; von einem Mädchen.

— 407. Den 29. — Des Küpergesellen Joh. Heinrich Rithmöller Ehefr., geb. Saerbeck, Schnoor Nro. 35; von einem Mädchen.

— 408. Den 29 — Des Cigarrenfabrikanten Peter Heinr. Jungmann Ehefr, geb. Hildebrand, kl. Krankenstraße Nro. 11; von einem Mädchen.

— 409. Den 30. — Des Tischlermeisters Joh. Heinr. Otto Ehefr., geb. Oljen, Balgebrückstraße Nro. 9; von einem Mädchen.

— 410. Den 30. — Des Malers Jobst Heinr. Christ. Kirchhoff Ehefr., geb. Meyer, Schwanenstraße Nro. 9; von einem Knaben.

— 411. Den 30. — Des Prövendieners Friedr. Wilh. Feldhauß Ehefr., geb. Kracke, Pröven Nro. 4; von einem Mädchen.

— 412. Den 30. — Des Landmanns Hinr. Hoormann Ehefr., geb. Barber, Haferkamp Nro. 6; von einem Mädchen.

— 413. Den 30. — Des Schauspielers Gerh. Friedr. Lemcke Ehefr., geb. Knoll, Hohenpfad Nro. 5 C; von einem Knaben.

— 414. Den 30. — Des Kaufmanns Christ. Friedr. Küchler Ehefr., geb. Harves, Molkenstraße Nro. 25; von einem Mädchen.

— 415. Den 31. — Des Seilers Joh. Rotermund Ehefr., geb. Knoop, Hastedt Nro. 26; von einem Knaben.

— 416. Den 31. — Des Uhrenhändlers Mathias Helmle Ehefr., geb. Gellers, Westerstraße Nro. 88; von einem todten Knaben.

— 417. Den 1. April. Des Tischlermeisters Joh. Nicol. Parizot Ehefr., geb. Hollmann, Grünenstraße Nro. 33; von einem Knaben.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 28.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 5. April 1840.

Laßt mir die jungen Leute nur
Und ergötzt euch an ihren Gaben!
Es will doch Großmama Natur
Manchmal einen närrischen Einfall haben. Goethe.

Die Wortführer.

Fabel, aus dem Spanischen des Yriarte.

Ein geschwätz'ger Frosch im Sumpfe
Hörte gackern eine Henne:
„Wie beschwerlich bist du", rief er,
„Seit ich Nachbarin dich nenne.

Was zu allem diesem Lärmen
Stets von Neuem dich bewegte?" —
„Weiter nichts," sprach da die Henne,
„Als daß ich ein Ei jetzt legte." —

„Wie? ein Ei! ein bloßes Ei nur
Willst du durch den Lärm verkünden?
Welche Neuigkeit! ein Jeder
Muß sie lächerlich nur finden."

Da erwiederte die Henne:
„So! du wunderst dich darüber,
Und doch hör' ich dich knaren
Tag und Nächte lang, mein Lieber!

Weil ich Nützliches vollbringe,
Kann ich aller Welt es sagen,
Doch du Taugenichts, du solltest
Nicht den Mund zu öffnen wagen!"

In Journalen dort das meiste
Literarische Gewäsche
Zeigt, wie selten jetzt die Hühner,
Und wie zahllos ach! die Frösche!

Ludwig Liber.

Konstantyn Horodenski.

(Fortsetzung.)

4.

Die bunte Elster flog aufs neue nach dem Espenbaum, und schwatzte nach ihrer Weise. Ja recht elstermäßig schwatzt sie, und schwatzt Alles heraus, was sie weiß.

Chmielniczenko zog mit seinem Heere weiter, aber Pan Mikolay Horodenski zog nicht mit aus, um die Schaar von Czernobyl anzuführen, son-

dern blieb fortwährend sitzen auf dem Schlosse von Berdyczow — was er dort that, das ist nicht bekannt. Der Klumpfuß wählte keinen Menschen zum Vertrauten, und seine Zusammenkünfte mit dem bösen Feind sah Niemand, ihre Unterredungen hörte Niemand; doch mußte es wohl also sein, denn Pan Mikolay Horodenski führte eine wunderliche Lebensweise. Eine Paar Tage, nachdem man ihn als Befehlshaber des Schlosses von Berdyczow zurückgelassen, verbot der Klumpfuß den Leuten der Besatzung und den Dienern, in die Zimmer des Schlosses zu kommen — nur ein einziger Diener, ein getaufter Jude, besorgte die Ordnung in diesen Zimmern, aber auch er hatte keinen Schlüssel in den Eckthurm, den trug der Klumpfuß immer am Gürtel auf der Seite des Säbels.

Keinem Menschen von der Wache oder von Dienern war bekannt, daß in dem Schlosse ein Kriegsgefangener oder ein Missethäter aufbewahrt werde, und doch ließ sich der Klumpfuß außer dem Frühstück, dem Mittagessen und dem Abendbrod zweimal des Tages die ausgesuchtesten Leckerbissen und die köstlichsten Weine bringen; in keinem Zimmer war eine Spur, daß man hier jene guten Speisen genossen oder Wein getrunken habe, und manche Leute sagten im Stillen: „Der Klumpfuß und der Teufel haben hier miteinander ihre Zusammenkünfte.“ In mancher Nacht sah der Fischer, wenn er auf seinem Kahn die Strömung des Hnylopiat hinabfuhr, wie in den Fenstern des Eckthurms ein Lichtchen glänzte, gleich dem Schimmer des Wolfsaugs auf der öden Steppe, und dachte bei sich: was dort in der finstern Nacht leuchtet, ist vielleicht nur das vermoderte Holz der Fensterrahmen, vielleicht ist es aber auch der Blick des Teufels — aber er sprach nicht viel davon mit den Leuten. Häufig schien es der Kosakenwache um Mitternacht, als schlage es von der Höhe des Eckthurms herab, wie Weinen und Klagen oder wie zorniges Schelten an ihr Ohr, zuweilen auch wie der Gesang eines traurigen Liedes, das dem Ohre lieblich tönt, eine Thräne ins Auge lockt, und das Herz zerreißt; er blickte hinauf, aber es war nichts zu sehen, und er dachte bei sich: vielleicht saust der Wind so wunderlich, oder vielleicht martert der Teufel eine arme Menschenseele — aber er sprach nicht viel davon vor den Leuten, sei es aus Scham, daß seine Kosakenbrüder ihn darum auslachen möchten, sei es aus Furcht, daß der Klumpfuß mit einem hänfenen Strick ihn lehre, seine Worte zurückzunehmen.

So ging es zu im Schlosse von Berdyczow — Chmielniczenko, als es ihm nicht gelang wie er gesagt hatte, die Teufelsschlachta und die Republik übers Meer zu jagen, und den Polenkönig zum ächten König zu machen, — und als er in Beresteczko hatte weichen müssen, ging nach kurzer Ruhe zu Pan Mikolay Horodenski. — Der Klumpfuß war darüber sehr in Sorge, aber Chmielniczenko saß am Tische, trank seiner Gewohnheit nach den süßen Meth, und sang:

Schmiedet Pläne fort, ihr Polen,
Euer war's, wir werden's holen,
Hab' ja Säbel, Peitsch' und Lanze,
Nun, Schlachtizen, geht's zum Tanze.

Hört Ihr, Pan, die Juden muß man niedermetzeln oder aufhängen, und die Schlachta Sitten lehren, dann mag Polen Polen sein, aber so ...

Unser Herr, der König ist's allein,
Unter ihm soll Schlachta, Bau'r, Zigeuner sein,
Doch eurer Schlachtaherrschaft harte Hand,
Fort damit aus Poien- und aus Reußenland.

Er trank sein Glas aus und ging, — aber ehe ein Monat verflossen war, zog Chmielniczenko mit einem neuen Heere gegen die Lachen. Bei Bialacerkow schloß er mit den Herren Hetmanen Frieden. Des Königs Majestät gelobte er mit dem ganzen Kosakenheere Gehorsam, aber fortdau-

ernd sann er nach, um der Republik den Hals zu brechen, und den Herren Schlachtizen eins aufs Zeug zu geben, daß sie für ewige Zeiten an ihre Privilegien und ihre Schläge denken sollten. Gott, dem Herrn, ist es bekannt, warum Chmielniczenko anders that, als er gedachte, als er sagte.

Zu jener Zeit besaß Mikolay Horodenski ruhig das Dorf Halczyniec, befehligte in dem Schlosse von Berdyczow, und keine Aenderung fand in der Lebensweise des Klumpfußes statt. Seit der Verbrennung des Dorfes Polowecko war sie immer gleich, immer eine und dieselbe.

5.

Die buntscheckige Elster hörte auf zu schwatzen, und flog weit weg — sie hatte Alles herausschwatzen müssen, was sie nur immer wußte.

Am Himmel war es finster, nur einige vereinzelte Sterne blinkten mit goldenen Augen herab, auf dem Erdboden aber war nichts zu sehen, — von Süden her wehte der Wind, und wunderbar rauschte er in den Aehren der Getreidefelder. In dem Dorfe Halczyniec schimmerte hie und da aus den Fenstern ein Lichtchen, und ein Hund heulte am Hofthore. Der alte Anton ging auf das Dorf zu, sah wie die Lichter schimmerten, hörte wie der Wind rauschte im Getreide, wie das Gebell der Hunde ertönte unter dem Sausen des Windes; er verfiel in tiefes Sinnen, und sang:

Die Hunde bell'n, das Licht brennt hell
So sind auch Menschen hier,
Doch Niemand ach! tritt an der Schwell'
Mit Salz und Brod zu mir.

Ach, Niemand, Niemand kennet mich,
Niemand mir glauben will;
Ich, armer Mann, so sprech' denn ich
Mein Vater Unser still.

Hier rief eine Stimme: Steh, Mensch! Woher bist du? — Ein Landsmann, mein Bruder. — Wer bist du? — Ich heiße Anton Kaczorowski. — Diesen Namen kenne ich hier nicht, komm' ins Haus, — he, Zurba, geh ans Hofthor, — ich will ihn hereinlassen.

Der alte Anton erkannte den Mann nicht an der Stimme, doch schien es ihm, als vernehme er die Stimme Poleszuks — in der Dunkelheit sah er die Gesichter der Wächter nicht — und er dachte bei sich: „die Stunde des Unglücks ist über das Dorf gekommen, wenn sie es bewachen, wie ein Lager vor dem Feind," — und er schritt langsam vorwärts. Obwohl der Boden trocken war, fühlte er doch an einer Stelle, daß eine Pfütze da sei, und erinnerte sich, daß er neben dem Plankenzaun einer griechischen Kirche*) gehe, sah in die Höhe und bemerkte, daß drei schwarze Kuppeln in einem weiten, dunkeln Raum ihre Stirn erhoben; er blickte rechts, hier schimmerte in den Fenstern ein Licht, das war die Schenke, — ach, nicht das Licht, wie es vor sieben Jahren gebrannt hatte, doch erhellte es den Raum, wie vor alter Zeit — ihm wurde warm ums Herz, aber auch traurig zugleich. Auf dem Schloßhof bellten die Hunde, aber ihm waren ihre Stimmen nicht mehr bekannt, wie dies vormals der Fall gewesen, — im Hofe war es finster, menschenleer, nicht so wie unter Pan Konstantyn.

In das Küchenzimmer führte man den alten Anton; hier fragte ihn ein Mensch, der aussah wie ein gemästetes Schwein, versoffen und kahl war, mit heiserer Stimme über alles aus, und sagte dann: „Seid willkommen, Alter, morgen wollen wir Dich zum Herrn führen."

Nicht ein Stückchen Brod zum Essen, kein Stroh zum Schlafen gab man dem Alten; es schmerzte ihn und er dachte bei sich: „Euer Ende ist gekommen, nicht lange mehr dauert Euer Regiment."

*) Diese waren unter der polnischen Herrschaft bekanntlich im Kosakenlande von der schlechtesten Art; häufig nur Scheunen oder kaum bessere Gebäude. A. d. U.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Pachter.

(Beschluß.)

Am andern Morgen reicht der Fürst dem unbeugsamen Pachter die Hand entgegen und sagt: „Nun, was haben Sie beschlossen?"

„Daß ich nicht darauf verzichte, die Diebe vor das Kriegsgericht zu bringen!" erwiederte der Kläger hart.

„Sie sind vielleicht auch Soldat gewesen?" fragte der Fürst.

„In meinem Alter ist Jeder schon Soldat gewesen."

Der Fürst sann nach. Dann hob er wieder an: „Die drei Deutschen sind mir bereits ausgeliefert; bevor ich jedoch morgen den Kriegsrath versammle, lade ich Sie ein, um zehn Uhr früh zu mir auf's Schloß zu kommen."

Der Pachter fand sich abermals pünktlich ein, nichts hatte aber bis jetzt seinen Rachedurst erschüttert. In seiner alten Soldatennatur vereinte er den Groll des geplünderten Landmannes mit dem stillen Haß des besiegten Soldaten und zwischen diesen beiden Leidenschaften waren Vernunft und Mitleid in die Enge getrieben.

„Hier sind die drei Soldaten, gegen die Sie als Kläger auftreten; es sind drei Sachsen und drei Brüder!" sagte der Fürst zum Pachter.

„Es thut mir leid, daß es drei Brüder sind. Freilich ist's hart, drei Brüder füsiliren zu lassen, aber das ist ihre Schuld!"

„Ehe wir sie vor Gericht schicken", fiel der Prinz ein, „sollen Sie und die Delinquenten bei mir essen. Wir wollen alle Fünf erst ein Frühstück einnehmen. Meine Herren, setzen sie sich!"

Als die sonderbaren und Anfangs in ihrer Stellung sehr verlegenen Gäste zwei bis drei Gläser Wein getrunken, wonach die Diener ihnen noch immer einschenkten, gewöhnten sie sich allmählig an ihre wunderliche Lage.

„Wo haben Sie den Krieg gemacht, Herr Pachter?" fing der Fürst die Unterhaltung hierter an.

„In Italien und Deutschland, mein Fürst!"

Die Sachsen, der französischen Sprache vollkommen mächtig, horchten mit gespannter Aufmerksamkeit dem nun beginnenden Gespräch.

„Sind Sie bei der Einnahme irgend einer Stadt gewesen?"

„Gewißlich!"

„Auch bei andern Ueberfällen?"

„Ja, mein Prinz! Es ging heiß her. Wir störten den Feind hinter einer Pachterwohnung aus, legten diese in Asche, dann kam Alles an uns!"

„Auf Ihre Gesundheit!" sagte der Fürst, ihm selbst ein Glas Bordeaux-Wein einschenkend. „Fahren Sie fort!"

Die drei Soldaten athmeten kaum.

„Sapperment! Wir machten es, wie man es mit einem eroberten Lande zu machen pflegt. Wir aßen, tranken und quartierten uns bei den Bürgern ein. Ich gerieth zu einem Prediger und während der zwei bei ihm zugebrachten Monate, kann ich sagen, daß die Hühner den Bratspieß nicht verließen."

„Auf Ihre Gesundheit, Herr Pachter!" – der Fürst schenkte ihm ein.

„War sein Wein gut, so waren seine Hühner fett; ich trank seine letzte Flasche."

„Ohne Zweifel hat er sie Ihnen sehr freundschaftlich aufgedrungen?"

„Ach bewahre! Der alte Geizhals! Aber ich hätte den doch sehen mögen, der mich hätte verhindern sollen, den Keller zu zapfen?"

„Wenn er Ihnen nun die Schlüssel versteckt hätte?"

„Dann wäre ich zur Thür eingebrochen."

„Auf Ihre Gesundheit, Herr Pachter!" — der Fürst schenkte ein. „Also, Sie würden die Thür erbrochen haben? Aber — der Kriegsrath —?"

„Bah! Ein Kriegsrath in einem eroberten Lande! Nun ja! Zum Nachtrab des Regiments wäre ich allerdings verdammt worden!"

„Feder und Papier!" rief der Prinz seinem Bedienten zu.

Er schrieb und las dem Pachter dann folgende Zeilen vor:

„Ich, Pachter zu Soisy-sous-Etioles, alter Soldat, der den Krieg in Italien und Deutschland gemacht, und zuweilen aus eignem Antrieb und gegen den Willen meines Wirths dessen Wein getrunken, aber niemals dafür eine Strafe erlitten, ich willige nichts desto weniger ein, daß gegenwärtige drei sächsische Soldaten, zur Strafe, meinen Weinkeller geplündert zu haben, ohne Gnade zum Tode verurtheilt werden."

„Unterzeichnen Sie, Herr Pachter!"

Der Pachter nahm aber nicht die Feder, sondern Stock und Hut und suchte schleunigst die Thür zu gewinnen.

„Nein! So sollen Sie doch nicht fort!" rief der Prinz ihm lachend nach; „berechnen Sie Ihren Verlust und wir werden Beide einig. Thun Sie, als ob ich Ihnen den Wein abgekauft."

„Geht!" sagte hierauf der Fürst zu den vor Freude und Rührung bestürzten Sachsen: „Ich verdamme Euch unwiderruflich zu dreimonatlichem Wassertrinken!" E. Wille.

Eine Fechtstunde.

„Als ich vor einigen Jahren," erzählt uns der Referent des Folgenden in dem „Cabinet de Lecture", „mich zu Lyon aufhielt und eilte, in den Schooß meiner Familie zurückzukehren, bestieg ich das erste beste leichte Fahrzeug, (Galiote) welches von Lyon nach . . . überfährt; die Reisegesellschaft war zahlreich. Als ich während der Fahrt in das Zimmer, in welchem sich die Damen versammeln, hinabgestiegen, ward ich Zeuge eines seltsamen Streites. Ein Mensch von verdächtigem Aussehen hatte so eben aus seiner Tasche eine furchtbare Pfeife herausgezogen, aus derem angefüllten großen Kopfe er zu großem Aerger der Damen den Tabacksdampf versendete. Der Raucher kümmerte sich aber nicht im Mindesten um die sauern Gesichter der Schönen, es schien ihm im Gegentheil Vergnügen zu machen, ihre Reize hinter Dampfwolken zu verhüllen. Es gingen ihn jedoch einige junge Leute, als Vertheidiger des schönen Geschlechtes, mit den höflichsten Ausdrücken an, er möge sich doch, wenn er denn das Rauchen einmal nicht lassen könne, auf das Verdeck verfügen. Als ganze Erwiederung zuckte der Mensch mitleidig die Achseln. Um jeden ernsteren Kampf, der in solchen Fällen immer zu unangenehmen Resultaten führt, und welchen der ungalante Raucher wahrscheinlich siegreich bestanden haben würde (er war an Wuchs einem Riesen zu vergleichen), zu vermeiden, verfügten sich die jungen Leute zum Capitän, um sich bei diesem zu beklagen. Der Letztere, ein alter Soldat, folgte ihnen sogleich auf ihre Bitten und ersuchte den hartnäckigen Raucher, seine Pfeife einzustecken; der Trotzkopf wandte sich aber, mit verschränkten Armen, ruhig nach einem Degen, welcher an der Wand hing und redete denselben an mit den Worten: «Nun, Cocotte, mein Schatz, darf ich wohl rauchen?» Darauf wandte er sich wieder zum Capitän, indem er sagte: «Mein Cocotte sagt mir, daß ich rauchen darf.» Auf diese Unverschämtheit stieß ihn der Capitän

nach der Thüre, worauf ein heftiger Disput erfolgte, dessen Resultat war, daß der Capitän und der Raucher sich auf dem ersten trocknen Fleck, welchen man passiren würde, zu schlagen beschlossen. — Nun muß bemerkt werden, daß der Lauf der Rhone von mehreren kleinern und größern Inseln unterbrochen. Der Capitän ließ das Schiff vor einer derselben Halt machen, das Brett zum Aussteigen anlegen, und war schon im Begriff, mit dem Degen in der Hand, seinem Gegner, der bereits an's Land gestiegen, zu folgen, als er sich mit einemmale besann, das Landungsbrett leicht in die Höhe heben ließ, den Mantelsack unsers Rauchers zu Boden warf und Befehl gab, die Fahrt fortzusetzen. — Alle Passagiere, welche auf das Verdeck gestiegen waren, um dem Duell mit zuzusehen, klatschten dem Capitän über seinen glücklichen Einfall Beifall und warfen dem Ausgesetzten Abschiedsküsse zu, welcher wahrscheinlich genöthigt war, längere Zeit auf der Insel unter freiem Himmel zu verharren, ohne die fernste Aussicht einer Unterstützung seines zusammenfallenden Magens.

Pariser Gerichtsscene.

Foignet ist der Bettelei und des unrechtmäßigen Tragens einer Uniform beschuldigt. Nachdem er auf seiner Bank Platz genommen, zieht er einen kleinen Sack voll Thaler aus der Tasche und zählt sie rollenweise gleich einem Kassirer auf den Schreibtisch des Aktuars. — Präsident: Was machen Sie da, was ist das für Geld? Angeschuldigte: Diese Thaler sind meine Advokaten.... es sind 400 Fr. Das macht vierhundert Gründe, um zu beweisen, daß ich nicht gebettelt habe. Präs.: Dies wäre noch kein Grund.... Die Agenten, welche Sie verhafteten, haben erklärt, daß Sie in die Häuser drangen, um zu betteln, und um das Mitleid besser zu erregen, hätten Sie das Kamisol eines Seesoldaten angelegt. Angesch.: So mögen sie denn so viel vorzeigen wie ich, Ihre Agenten.... Sie wären's vielleicht nicht im Stande.... Sie würden sehr in Verlegenheit gerathen.... Ich nehm's mit ihnen auf.... wahrlich, ich nehm's mit ihnen auf! Präs.: Warum trugen Sie das Kamisol eines Seesoldaten? Es ist Ihre Tracht nicht. Angesch.: Alle Trachten sind die meinigen.... Ich bin ein von dem König und dem Herrn Polizeipräfekten ermächtigter, patentirter, anerkannter, brevetirter Kleiderhändler. Präs.: Nun, was beweist dies? Angesch.: Einen kleinen Augenblick, daß ich's Ihnen erkläre: Sie können sich wohl vorstellen, daß ich, der ich Kleider verkaufe, mich nicht damit abgeben werde, um deren für mich machen zu lassen; ich nehme von meinen Waaren das erste beste Stück. Bald ist's ein schwarzer Frack, bald ein Fuhrmannskittel, ein andermal ein Ueberrock, dann ein Kamisol, wie sich's nun gerade trifft. Ich ziehe jedes Kleid abwechselnd an; auf diese Weise nütze ich keines ab, verkaufe sie um den nämlichen Preis und erspare noch obendrein den Macherlohn; es ist dies eine wohl berechnete Oekonomie. An diesem Tage hatte ich nun gerade ein Kamisol gewählt. Präs.: Was Sie da sagen ist unwahrscheinlich; Sie sollten wohl wissen, daß Sie das Recht nicht hatten, eine Uniform zu tragen, und ferner bemerke ich Ihnen, daß Sie kein Paket Kleider bei sich hatten, als man Sie festnahm. Angesch.: Es war Sonntag, wenn Sie gefälligst erlauben wollen. Arbeitet man auch an einem Sonntag? Glauben Sie, ich habe etwas Besonderes dabei gesucht, als ich die Weste eines Seemanns anlegte? Welche Ehre! Wenn ich hätte meinen Kopf zeigen wollen, hätte ich das Kleid eines Generals angelegt; aber eine Weste von einem schiffbrüchigen Soldaten.... ey, wie schmeichelhaft! Präs.:

Wenn Sie damit betteln wollten, so hätten Sie nicht besser wählen können. — Das Gericht entbindet Foignet von der Anschuldigung des Bettelns, und verurtheilt ihn zu drei Tage Gefängniß, wegen unrechtmäßigen Tragens einer Uniforms-Weste.

Barackenzelt.

Ein französischer Officier, Hr. Rinderhagen, der sich schon seit langer Zeit beschäftigt hat, Mittel zu erfinden, die Last des Gepäckes den Soldaten zu erleichtern und sie für ihre Feldzüge mit schützenden Zelten zu versehen, hat schon 1831 dem damaligen Kriegsminister ein Zelt übergeben, das wahrscheinlich demjenigen als Muster gedient hat, welches im Lager zu Compiègne 1837 erprobt wurde, und das sich durch seine Leichtigkeit, die leichte Art des Verpackens und andere Vortheile jedem andern Fußreisenden empfiehlt.

Das Zelt mit seinem System von Stricken und einem Ventilator hat vielen Beifall sich erworben, und ist Gegenstand der Bewunderung der ganzen Civil- und Militärbevölkerung von Arras, der Garnison des Hrn. Rinderhagen. Wegen der vielen Stricke trotzt es der Wuth der Winde; durch seinen Ventilator, seine Luftlöcher und die Leichtigkeit, mit der man, ohne die Festigkeit des Zeltes zu verringern, die Enden (pans) des Zeltes aufheben kann, läßt es nach Willkür frische Luft zu. Mit seinen Mantelsäcken, Eßtischen (planche à pain) und Wehrgerüsten ist das Zelt eine wahre Stube, es bietet alle Bequemlichkeiten derselben.

Besonders interessant sind die Koffer für höhere Offiziere, die er Omnia secum nennt. Man denke sich einen Würfel von 81 Centimeter Länge, 41 Breite und 49 Höhe, worin folgende Effecten Platz finden: 1) ein Zelt, in dem 14 Menschen stehen und bequem sich bewegen können: 16 ports-manteaux und ein Eßtisch sind an diesem Zelt angebracht; 2) ein Bett aus hohlen Eisenstäben, das in ein kleines Zelt gewickelt ist, welches zugleich als Betthimmel und Arbeitszimmer dient; 3) eine Luftmatratze, nebst Betttuch und Decke; 4) ein Tisch von 81 Centimeter Länge und 60 Breite; 5) ein anderer von 41 Centimeter im Gevierte, der zugleich Damen- und Schachbrett ist; 6) ein Bibliothek-Schreibtisch (secrétaire-bibliothèque) und eine Schreibmappe von 38 Centimeter im Gevierte; 7) eine Feldapotheke; 8) eine zweite Mappe für Karten und Plane, 44 Centimeter lang und 38 breit; 9) Schachspiele, Damenbrett, Domino, Spielkarten; 10) einen Mantelsack von 65 Kubikcentimeter Raum für Kleidungsstücke; 11) ein Schubkasten (tiroir) von 81 Centimeter Tiefe, $16\frac{1}{4}$ Breite und $6\frac{5}{4}$ Höhe; 12) 5 Cassetten, die 20 bis 25,000 Fr. fassen können. In diesem Koffer hat man Schlafkammer, Arbeitszimmer, Gesellschaftszimmer, nach Belieben. Einige Minuten reichen hin, alle diese Sachen aufzustellen. Man muß es gesehen haben, um sich einen Begriff davon zu machen.

Hr. Rinderhagen erfand auch eine neue Art die Truppen zu caserniren und in Schlafstätten zu bringen, wir dürfen aber im Interesse des Erfinders noch nicht das Nähere davon angeben. Doch müssen wir bekennen, daß sie viele und unbestrittene Vortheile in sich schließt, sowohl in Ansehung der Ersparnisse, die es durch Haltbarkeit des Materials herbeiführt, als in Hinsicht der Gesundheit.

* Bitte.

Der hochverdiente Director unsrer Gelehrtenschule, Herr Professor und Dr. der Philosophie Weber wird durch diese Zeilen freundlichst und ergebenst ersucht, die am vorigen Freitag, den

27. März, im großen Auditorium der Hauptschule bei Gelegenheit des feierlichen Schul- und Entlassungs-Actus gehaltene Rede dem Drucke übergeben zu wollen. Für die in derselben angeregten gehaltvollen Vorschläge, deren Durchführung für unser gesammtes deutsches Vaterland, von der höchsten Wichtigkeit sein würde, müßte das höchst ersprießlich wirken.

Mehre Anwesende.

Korrespondenz-Nachricht.

Berlin, März.

An raschen Todesfällen, in Folge von Nervenschlägen, war selten ein Winter so reich. Fast keine Familie, die nicht einen nähern oder entfernten Freund auf diese Weise verloren hat. Das verhängnißvolle Jahr 1840 scheint also in den bürgerlichen Kreisen sich bethätigen zu wollen. Ob Nostradamus auch viele Criminalfälle, Mordthaten und Diebstähle prophezeiht hat? In den Zeitungen nehmen die Annoncen muthmaßlich gestohlener Sachen einen erschreckenden Raum ein, desgleichen die Steckbriefe und Proclamas über im Wasser und erhängt gefundene Leichname, und dazu cursiren einige Mordgeschichten, welche, abendlich erzählt, die Nachtruhe rauben. Einige Burschen hatten die Frechheit, um Mittag in einer entfernten Thorstraße einige junge Damen in räuberischer Absicht anzufallen, und als sie kein Geld bei ihnen fanden, der einen wenigstens eine Sammtkappe vom Kopfe zu reißen. Beim Zustande unserer Polizei scheint das unglaublich. Viel grauenhafter klingt folgendes: Eine Gräfin O....., in der Mitte der Stadt, am Kupfergraben wohnend (es ist in der Nähe des Schlosses und des königlichen Palais), hört spät Abends, während sie liest, Geschrei und Fußtritte auf der Straße. Eine weibliche Stimme kreischt um Hülfe: „Sie werfen mich in's Wasser!“ Ehe die Dame, entsetzt, klingelt nach Bedienten und Besorder, muß das Gefürchtete geschehen sein. Ob sie es noch gesehen oder nur gehört hat, darüber schweigen die Nachrichten; doch soll das Mädchen, ihr vernehmlich, geschrien haben: „Ich will ja nichts verrathen.“ Aber sie hat das Fenster geöffnet, und, dies wird als bestimmtes Faktum erzählt, die Kerle vorüberrennend, lachen hinauf, und der Eine ruft: „Hören Sie, Mamsellchen! sie plätschelt noch.“ Als Bediente und Hausgenossen, endlich erweckt, nachforschen, finden sie nichts. Ein mehrere Tage später im Graben angespülter weiblicher Leichnam scheint aber für die Wahrheit der Geschichte zu sprechen, welche von Andern, entweder als zu grauenhaft für Berlin im Jahr 1840, oder als zu unmotivirt verdächtig wird. Die Motive ließen sich wohl auffinden, sei es in Eifersucht oder der Complicenschaft zu einem gemeinschaftlichen Verbrechen, wo eine Mitwisserin stumm gemacht werden sollte.

(Der Beschluß folgt.)

* Der Orient.

Es spricht, es schreibt jetzt alle Welt:
„Wie ist's im Orient bestellt?
„Der Friedensstand ist ja verletzt,
„Wer ist's der sich dagegen setzt?

„Was wird wohl England, Frankreich thun?
„Und wird wohl Rußland müßig ruhn?
„Und Oesterreich und Preußenland,
„Wie ist's mit diesen denn bewandt?“

So fragt man schon seit Jahr und Tag,
Doch Niemand wohl antworten mag,
Der Ibrahim mit seinem Heer
Wie steht er drohend noch daher.

Und drei Geschwader liegen ja
Von Rußland, England, Frankreich da;
Drum prophezeit wohl Jeder sich
Nicht Frieden, nein, den schlimmsten Krieg.

Uns kümmert nicht der Orient,
Wir leben ja im Occident.
Mag dort Krieg oder Frieden sein,
Statt Blut fließt bei uns schöner Wein.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Daveys, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seymannsstraße Nro. 2 am Domshof.

Die

SCHNELL-POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 28 des Bürger-Freundes für 1840.

Sonntag, den 5. April.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Frankreich.

Vor einigen Tagen verschlang ein Soldat in Valenciennes ein Fünffrankenstück. Er hatte mit mehreren Kameraden die Wette eingegangen, daß er diese harte Speise zu sich nehmen würde, ohne dadurch zu erkranken. Bald jedoch, nachdem er das Fünffrankenstück verschlungen hatte, stellten sich Indigestionen ein, welche schleunige ärztliche Beihülfe nothwendig machten. Nach großen Beschwerden kam endlich das Fünffrankenstück wieder zum Vorschein, aber in ganz veränderter Gestalt. Die Silber-Außenseite war verschwunden und als Fünffrankenstück blieb nur noch eine Composition aus Kupfer und Zinn übrig. Man stellte Nachsuchungen an, und fand im Tornister noch über 100 solcher Fünffrankenstücke. Der Soldat war Mitglied einer Falschmünzerbande, welcher man schon seit langem fruchtlos nachforschte.

Die Kunst, eine frühzeitige Reife der Blumen und Früchte zu erlangen, ist seit einigen Jahren auf eine staunenswürdige Weise vorangeschritten. Man ist so weit gekommen, daß am 1. März 1840 in den Treibhäusern eines der ersten Gärtner aus Paris drei Pfirsiche von erstaunlicher Größe und völliger Reife zu sehen waren. Ein Banquier besuchte diese Treibhäuser als ein Gegenstand der Neugierde. Beim Anblick dieser prächtigen Früchte betroffen, und da er den Tag darauf Damen beim Mittagmahl hatte, faßte er den Gedanken, ihnen dieselben aufzutischen, und erkundigte sich nach dem Preis. — Für Sie, mein Herr, kosten sie 300 Fr. — Dreihundert Franken, was denken Sie! Der Gärtner zog sich zurück, der Banquier rief ihm nach: Ich wollte wohl, mein Herr, wenn ich gewiß wäre, daß sie gut seien. — Wenn's nur an dem hält, so können Sie sich davon versichern und im nämlichen Augenblick nimmt er eine Pfirsiche von dem Baum, bricht sie entzwei und bietet die eine Hälfte dem Banquier an und er verzehrt die andere. — Sie ist vortrefflich, sagte der Käufer, ich werde die beiden andern nehmen. Welches ist der Preis? — Dreihundert Francs, mein Herr. — Wer gewann bei diesem Spiel? Der Gärtner, denn außer seinem Gelde verzehrte er noch die Hälfte einer seiner Pfirsiche.

Zwei Engländer machten unlängst in Paris eine Wette, die darin bestand, daß der Eine von vier bis fünf Uhr Abends unbekleidet auf dem Thurm von Notre-Dame zubringen solle. Die Wettenden und zwei Zeugen begaben sich den andern Tag auf den Thurm. Der Thermometer stand fünf Grad unter Null. Der Engländer kleidete sich aus, und begann mit bloßen Füßen auf den eisbedeckten Dielen herumzugehen. Er hielt sich anfangs tapfer, sprach recht heiter mit seinen Kameraden und rauchte mit vielem Gleichmuth seine Cigarre. Nach zwanzig Minuten verlor sich seine Heiterkeit und die Cigarre entfiel seinem klappernden Munde. Die Einwirkung der Kälte wurde sichtbar, er litt viel. Aber die Zeugen hätten ihn können sterben sehen, ohne ihm zu helfen. Eine Wette ist eine heilige Sache. Die fatale Stunde verging. Als von der Uhr der letzte Schlag der fünften Stunde geschehen war, raffte man Sir James, der halb todt war, zusammen, wickelte ihn in einen doppelt mit Fuchspelz gefütterten Mantel und brachte ihn in das schon vorher gemiethete Zimmer eines nahen Hotels. Man legte ihn zuerst in ein kaltes, dann in ein laues und darauf in ein warmes Bad, und so kam er nach und nach wieder zu sich. Er hat seine Wette gewonnen, dürfte aber eine lebenslängliche Erinnerung an dieselbe behalten.

Ein in Paris so eben erschienenes Werk des Präfekturbeamten, Frégier, über jene verschiedenen Classen von Einwohnern, aus denen sich die Lücken in den Zwangsarbeitsanstalten des Königreichs fortwährend ergänzen, weist nach, daß die französische Hauptstadt, allein einer annäherungsweisen Berechnung nach, 63,100 Individuen zählt, welche die öffentliche Sicherheit und Ordnung gleichsam handwerksmäßig gefährden. Davon gehören 20,000 zu dem ganz werthlosen Pöbel, 1500 zu dem eigentlichen Vagabunden-Stande, und 800 zu der Classe von Betrügern, Gaunern und Dieben beiderlei Geschlechtes; überdies zählt man daselbst 600 Hehler entwendeter Gegenstände, und bei 33,000 unruhige und lasterhafte Individuen aus der Handwerkerklasse, welche das Einschreiten der Friedensgerichte ohne Unterlaß nothwendig machen. — Rechnet man dazu, fährt Hr. Frégier fort, die 72,000 Dürftige, welche die Wohlthätigkeitsanstalten in ihren Behausungen unterstützen, so gewahrt man mit Erstaunen, daß Paris eine Masse von 135,000 Menschen zählt, welche keine andere Hülfsquellen haben, als entweder die öffentliche Mildthätigkeit und den Bettelstand, oder den Betrug, den Diebstahl und die Ausschweifung.

Man lies't im Courrier de Lyon: „Verwichenen Samstag begab sich die Gendarmerie von Vienne, eine Schwadron vom 4. Jägerregiment, der Instruktionsrichter und der Unterpräfekt nach Roches-de-Condrieu, um die Ordnung wieder herzustellen, die von mehr als 200 mit Schaufeln, Hauen und Steinen bewaffneten Weibern gestört worden war, um die Erbauung eines neuen Kirchhofs zu hintertreiben, der einige Privatinteressen beeinträchtigte. — Im Zeitlauf von 15 Monaten ist es die zweite Empörung in Unterröcken an dem nämlichen Orte, die wir anzuzeigen hatten. Die Wuth der Weiber war der Art, daß die Arbeiten, so wie man sie verrichtete, gleich wieder niederge-

rissen wurden. Einige sprachen davon, eher auf dem Platz zu sterben, als nachzugeben. Das Aufmarschiren der bewaffneten Macht konnte allein ihrer Zerstörungswuth Einhalt thun. Mehrere Vorführungsbefehle wurden erlassen, und wirklich sind eine ziemlich große Anzahl Weiber und Männer, die man als die Anstifter ansah, in Vienne verhaftet."

Das „Journal du Bourbonnais" giebt neuere Nachrichten über den am 13. März in den Kohlengruben von Commentry ausgebrochenen Brand. Am 18. März hatte das Feuer noch nichts von seiner Heftigkeit verloren. Aus vierzehn Schlünden brechen die gewaltigen Feuersäulen hervor, die unschätzbare Reichthümer verzehren und 300 Familien auf lange Zeit ihr tägliches Brod rauben. Zuweilen, wenn ein großer Kohlenblock sich löst, ertönt ein dumpfes Getöse, dem alsbald eine Masse schwarzen Dampfes und dann wieder die mit doppelter Gewalt auflodernden Flammen folgen. — Am 20. war das Feuer noch in gleicher Heftigkeit, aber es schlugen keine Flammen mehr empor. Man erblickte nur einen glühenden Schlund. Der Verlust an Kohlen wird auf mehrere Millionen Hectoliter geschätzt. Die Ingenieure versichern, durch Ueberschwemmung den Brand bewältigen zu können, und es wird daher Tag und Nacht an der Herbeiführung eines Baches gearbeitet.

Aus England.

In Limerick (in Irland) wurde vor Kurzen ein wohlhabender Advokat, Namens Holland, mit seiner Frau vor Gericht gestellt, weil sie zwei Waisenkinder, von 12 und 14 Jahren, die von ihnen gemiethet worden waren, auf die grausamste Art gemißhandelt hatten. Die Kinder wurden fast täglich, sei es wegen wirklicher oder angeblicher Vergehungen, nackt auf ein Bett gebunden, und gewöhnlich mit einer neunsträngigen Peitsche, wie sie bei den Soldaten in England gebraucht wird, bis aufs Blut gegeißelt. Um von ihren Qualen erlöst zu werden, verbreiteten die Kinder die Geschichte einer von ihnen angezettelten Verschwörung, ihre Dienstherrschaft zu ermorden, was ihre Verhaftung zur Folge hatte. Der Arzt, der sie im Gefängnisse behandelte, fand besonders den Zustand des Knaben so bedenklich, daß er anfangs für sein Leben fürchtete. Als die Kinder sich gebessert hatten, erzählten sie ihre Leidensgeschichte. Der Advokat und seine Frau wurden in Untersuchung gezogen, von den Geschwornen für schuldig erklärt und zu neunmonatlichem Gefängniß und 500 Pf. Sterl. Geldbuße verurtheilt.

Aus Ostindien.

Die neuesten Nachrichten aus Ostindien bringen folgenden interessanten Fall: Der Regierung zu Bombay kam Kunde von zwei riesigen Elephanten, welche sich in der Nähe eines Dorfes zeigten und die Bewohner mit Schrecken erfüllten; es wurden also alle zahmen Elephanten der nächsten Militärstation gegen sie aufgeboten. Aber das erste Zusammentreffen brachte dem einen Elephanten der Station den Tod, denn die beiden Eindringlinge waren über Erwarten wild. Nun hätte man mit Kanonen auf sie feuern können, da man sich ihrer aber gern lebendig bemächtigen wollte, so wurden um die Rohrfelder, in welche sie sich geflüchtet, tiefe Gräben aufgeworfen, und die zahmen Elephanten mußten manövriren, sie nicht herauszulassen. Leider waren die Gräben aber nicht tief genug, der eine wilde Elephant sprang glücklich hinüber und zog dann seinen Begleiter am Rüssel mit staunenswerther Gewandtheit nach. Jetzt wandten sich beide mit fürchterlicher Eile gegen ein Dorf, das kaum drei englische Meilen von dem Rohrfelde entfernt lag. Ein reitender Bote, der ihnen im Galopp nachsprengte, kam nur zugleich mit ihnen im Dorfe an und im ersten Anlaufe schon ward ein Mann von ihren Hauern durchbohrt, ein Kind zu Brei zerstampft und zwei Weiber schwer verwundet. Jetzt galt es schnellen Tod! Vierpfündner wurden aufgestellt, mehrere Salven fehlten, endlich stürzte der stärkste Elephant, am Kopf schwer verwundet. Man hielt ihn für todt, doch nach zwei Minuten sprang er wieder auf, wilder denn zuvor. Mehr als einmal machten die Wüthenden einen Anlauf gegen die Kanonen, doch die Artillerie stand fest; mit Salven in Kopf und Bauch fuhren sie zurück. Jetzt ging die Munition aus. Da todten die Bestien aus dem Lager fort; das Blut floß in Strömen, aber noch immer standen sie auf den Beinen. Reiter und Elephanten der Station setzten ihnen jetzt nach; das Gefecht begann mit neuer Wuth. Endlich fielen sie, vom Blutverlust erschöpft, zu Boden. Neunzehn Kugeln wurden aus den Wunden hervorgezogen! — Man glaubt, sie kamen aus Hoorn oder einer andern Gegend des Dekkan; nie sah man Elephanten von solcher Größe und Kraft. Der eine war vom Ende des Rüssels bis zum Schwanze 35 Fuß 10 Zoll lang, 11 Fuß hoch, sein Umfang 17 Fuß 8 Zoll vom Kopfwirbel bis zum untern Kinnbacken 7 Fuß. Der Kleinste war 24 Fuß lang, 10 Fuß hoch, 17 Fuß 7 Zoll im Umfange und 6 Fuß 8 Zoll vom Kopfwirbel bis zum untern Kinnbacken!

Mosaik.

Die Langsamkeit und Trägheit, womit die Franzosen arbeiten, ist fast sprüchwörtlich geworden. Oft hat Devrient mit seinen Gefährten, einem Baue zusehend, Scherz und Verdruß darüber gehabt. Eines Mals sieht Devrient einen Arbeiter auf der hohen Brandmauer stehen, der gemächlich die Dose herauszieht, um eine Prise Taback zu nehmen. Die träge Gewohnheit hat sich auf diese Art von Handlungen verbreitet; sein Geschmack die Tasche ist so phlegmatisch, daß Devrient im schnellen Unwillen ausruft: „Ich wette, ich trinke eine Flasche Champagner aus, als dieser Kerl, der schon die Dose in der Hand hat, dazu kommt, eine Prise zu nehmen." Die Wette wird gemacht; Carl, der Kellner, fliegt hinunter in den Keller, ist im Moment mit der Flasche wieder da, der Kork springt, und Devrient stürzt das volle Glas hinunter. Die Anwesenden haben bald den Trinker, bald den Arbeiter im Auge, und beobachten jede Bewegung. Jetzt hat dieser langsam mit zwei Fingern auf die Dose geklopft — Devrient hat das zweite Glas hinuntergestürzt; jetzt öffnet er den Deckel — das dritte Glas ist geleert; gemächlich spitzt der Maurer die Finger und greift die Prise — Devrient ist mit der halben Flasche fertig. „Verloren! verloren!" rufen die Wettenden triumphirend; doch der Maurer hält gedankenlos die Prise in der Hand, und sieht sich phlegmatisch rings um und gähnt, ein Kamerad tritt auf ihn zu, er reicht auch diesem die Dose, der eben so gedankenlos hineingreift; sie stehen mit der Prise zwischen den Fingern, und schwatzen müßig weiter, da ruft Devrient: „Ich bin fertig!" — und er hat die Wette gewonnen, denn erst jetzt führt der Arbeiter die Prise gemächlich gegen die Nase, und schnupft sie langsam auf.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 28.

Bremen, Sonntag den 5. April 1840.

Gestorben:

325. Den 31. März. Der Privatlehrer Otto Hinr. Heckmann, 29 Jahr; Wenkenstraße N. 5.
326. Den 1. April. Die Wäscherin Meta Meyer, 51 Jahr; kl. Krummenstraße Nro. 5.
327. Den 1. — Des verst. Grützmachers Philipp Wilh. Hoffmann Wittwe, geb. Bürkel, 70 Jahr; Stavenstraße Nro. 14.
328. Den 1. — Der Pastor zu St. Remberti Thomas Ulrichs, 38 Jahr; Pröven Nr. 2.
329. Den 1. — Des Glasers Joh. Hinrich Hoyer Sohn, 11 Tage; Osterthorssteinweg Nro. 75.
330. Den 2. — Des Maurergesellen Joh. Heinrich Bernhard Sohn, 1¼ Jahr; hint. Paulsberg Nro. 25.
Nro. 331. Den 3. April. Des Oeconomen Joh. Michael Steinbach Tochter, 1 Jahr; gr. Johannisstraße Nro. 191.
— 332. Den 3. — Margar. Aug. Gottfried, 14 Tage; Punkendeich Nro. 15.
— 333. Den 4. — Des verst. Maurermeisters zu Bassum Cord Niemann Wittwe, geb. Lohmann, 73 Jahr; Schwanenstraße Nr. 30.
— 334. Den 4. — Der Landmann Hinr. Schierenbeck, 56 Jahr; Düsternstraße Nro. 14.
— 335. Den 4. — Der Arbeitsm. Friedrich Geerken, 40 Jahr; hinterm Paulsberg Nr. 5.
— 336. Den 4. — Der Schneider Wilh. Schaeffer, 75 Jahr; am Dom Nro. 11.

Geburten:

418. Den 30. März. Des Arb. Georg Schilling Ehefr., geb. Schrader, Sögestraße Nr. 26; von einem Knaben.
419. Den 31. — Des Weinhändlers Carl Ludwig Meyer Ehefr., geb. von der Heyde, hinterm Schütting Nr. 2; von einem Knaben.
420. Den 31. — Des Küpergesellen Joh. Philipp Stoltze Ehefr., geb. Vagt, Obernstraße Nro. 48 (Vorstadt); von einem Knaben.
421. Den 1. April. Des Bildhauers Hinr. Arnold Runge Ehefr., geb. Frese, gr. Krummenstraße Nro. 22; von einem Knaben.
422. Den 1. — Des Arb. Herm. Friedrich August Wellmann Ehefr., geb. Meyer, Westerstraße Nro. 69 B; von einem Mädchen.
423. Den 2. — Des Schiffsmäklergehülfen Carsten Lankenau Ehefr., geb. Fesenfeld, Oelmühlenstraße Nro. 2; von einem Knaben.
424. Den 2. — Des Windmüllers Joh. Eberh. Friedr. Rodewald Ehefr., geb. Tillmann, Schwachhausen Nr. 10; v. einem Knaben.
Nro. 425. Den 2. April. Ein Knabe — Tiefer Nro. 9.
— 426. Den 2. — Des Küpergesellen Jacob Friedr. Rietmüller Ehefr., geb. Hilter, kl. Helle Nro. 5; von einem Knaben.
— 427. Den 2. — Des Schlossers Joh. Heinr. Theodor Käckler Ehefr., geb. Schüttger, Plünkenstraße Nro. 8; von einem Knaben.
— 428. Den 3. — Des Knochenhauers Ludewig Goosmann Ehefr., geb. Wentzell, Sögestraße Nro. 36; von einem Knaben.
— 429. Den 3. — Des Arb. Gerh. Rauer Ehefr., geb. Schröder, Punkendeich Nro. 2; von einem Mädchen.
— 430. Den 3. — Des Arb. Joh. Weber Ehefr., geb. Mehrtens, auf dem Brink Nro. 6; von einem Mädchen.
— 431. Den 4. — Des Bürstenmachers Andreas Jacob Böhme Ehefr., geb. Schmidt, Abbenthorsstraße Nro. 2; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 145. Der Kaufmann Joh. Theod. Bongard zu Hamburg und des verst. Krameramtsgenossen Joh. Heinr. Wilh. Schoenefeldt Wittwe, Christiane Friederike, geb. Oelschlägels hieselbst.

— 146. Der Schiffscapitän Heinr. Wilh. Meyer und Charlotte Sophie Francisca Müller. Beide von hier.

— 147. Der Schneideramtsmeister Friedrich Gottfried Klages u. Louise Gesken hieselbst.

— 148. Der Weißbäcker Heinr. Bremer und Helena Goosmann. Beide von hier.

— 149. Der Cigarrenmacher Herm. Hilkener, genannt Müller, hies. u. Margarethe Gesina Dorothea Kayser aus Oldenburg.

— 150. Der Branntweinbrenner Joh. Heinrich Anton Thielbar hies. und Anna Elisab. Bartels aus Moor, Kirchspiels Bruchhausen.

— 151. Der Arb. Hinrich Hohnholt zu Hastedt und Anna Adelheid True aus Hagern bei Thedinghausen.

— 152. Der Reepschlägergesell Joh. Hinrich Wätjen am Gröplingerdeich und Adelheid Meyer zu Hastedt.

Nro. 153. Der Buchhalter Joh. Heinr. Herm. [illegible] und Anne Sophie Cathar. [illegible] Beide von hier.

— 154. Der Höker Herm. Hinr. Hein u. Em[illegible] fer hieselbst.

— 155. Der Leinen- und Baumwollenweber Friedr. Weitendorf und Hanne Friederike Klein, gen. Wehrmann

— 156. Der Küpergesell Joh. Aug. Heuse[illegible] Beta Maria Westphal hieselbst.

— 157. Der Arb. Alb. Hinr. Kahlenberg [illegible] Sophie Marie Elisabeth Kn[illegible] Uchte.

— 158. Der Fuhrmann Friedr. Wilh. Hol[illegible] und Margr. Rebecca Antoin[illegible] mund aus Oberneuland.

— 159. Der Arb. Joh. Cord Harves hies. [illegible] Margr. Friederike Schröder [illegible]

— 160. Der Schneider zu Hastedt Carl [illegible] und Sophie Marie Dorothea [illegible] zu Lemke bei Lohe.

— 161. Der Schuhmachergesell Heinr. [illegible] Heine zu Hastedt und des [illegible] machers zu Hastedt Carl [illegible] Metta Adelheid, geb. Sander

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 29.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 9. April 1840.

An die unwürd'ge Zeit warst Du gekettet,
Zur Rache mahnte Dein gebrochner Blick.
So hast Du uns den deutschen Muth gerettet,
— — — —

Theod. Körner.

* Sonette.

Von J. Koch. *)

II.

Königin Louise.

Der Deutsche trägt ein hehres Frauenbild
Mit Ehrfurcht in des Herzens tiefem Grunde,
Andächtig tönt aus jedes Edlen Munde
Ein Name, der ihm hoch und theuer gilt.

Wohl Dankes Thränengluth im Busen quillt,
Wenn er bei diesem Namen jener Stunde
Gedenkt, da sie zur Freiheit heil'gem Bunde
Ihr Volk vereinte unter mächt'gem Schild.

Louise, Königin, mit heil'gem Stolze
Darf jeder Deutsche Dich die Seine nennen
Und Dir der Liebe volle Opfer bringen.

Du lebst in uns wie Blüth' am grünen Holze,
Nicht kann der Tod von Deinem Volk Dich trennen,
Es wird Dir ewig Dankeshymnen singen.

III.

Louisen-Hain.

Mit heil'gem Schauer nah ich mich den Pforten,
Die mich zur Stätte Deiner Ruhe leiten,
Wo deutsche Eichen tiefen Schatten breiten
Und Schlummerlieder säuseln in Accorden.

Ach, wohl ist schöne Ruhe Dir geworden!
Als noch des Krieges Furie die weiten

*) Wir theilen hier und in einigen der nächsten Nro. aus einem „Sonettenkranz", den der Dichter die Ehre hatte Ihrer königl. Hoheit der Frau Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin zu überreichen und wofür derselbe von der Fürstin mit einem sehr huldvollen Handschreiben belohnt wurde, einige durch ihren Inhalt allgemein interessante Sonette und einige andere Dichtungen mit und wollen damit zugleich das Publicum auf eine Sammlung Gedichte aufmerksam machen, die von dem Verfasser nächstens unter dem Namen „Rosenblüthen" herausgegeben werden. Der Dichter ist unser Landsmann, derselbe, von dem wir bei Gelegenheit des Octoberfestes 1838 unsern Lesern zwei Gedichte mittheilten, die mit so allgemeinem Beifall damals aufgenommen wurden.

Die Red. des Bürgerfr.

Gefilde Deines Landes sollt' durchschreiten,
Da reichte Dir der Tod den Himmelsorden.

Noch hör' ich dumpfe Seufzer aus den Zweigen
Hernieder rauschen, die hervor da drangen
Aus tief durchbohrtem Busen all' der Deinen;

Sonst waltet rings umher ein tiefes Schweigen,
Hält doch der Schmerz die Thräne selbst gefangen,
Und ohne Klage muß die Liebe weinen.

III.

Mausoleum.

Welch Himmelsfrieden liegt auf diesen Räumen
Wie, täusch' ich mich? Ist sie aus Todesbanden,
Die Königin zum Leben nun erstanden? —
Da liegt die Hohe, schläft, und scheint zu träumen.

Wie Heldenfrauen unter Wunderbäumen
Von Sieg und Friedensglück in deutschen Landen.
Sie fühlte, daß die Herzen all' entbrannten
Für Ehr und Recht, wie kann denn sie da säumen;

Sie muß dem Helden noch den Lorbeer reichen,
Dem Hohen, Ihren; muß den Sieges zieren
Mit ihres Hauses still gepflegten Blüthen. —

Doch ach, nun erst gewahr' ich an den bleichen
So edlen Zügen, daß der Wunsch verführen
Mich möchte, Marmor Leben einzubrüten.

Konstantyn Horodenski.

(Fortsetzung.)

6.

Wenn graue Falken aus dem Neste auffliegen, so fliegen sie lange umher, Gott weiß, nach welcher Seite sie fliegen, und wann sie sich von neuem niederlassen, und mit ihren Schnäbeln zu einander schwatzen von vergangenen Zeiten, — denn die Falken können sich treffen wie die Menschen, wenn auch droben in Gottes freier Luft.

Der Klumpfuß war sehr vornehm geworden, und spielte den großen Herrn; in seinem Munde waren nur immer die Worte: „He, komm du her! oder: „Pack dich fort!“ Auf einen Menschen, der nicht über ihm stand oder Schlachtiz war, sah er herab, wie auf einen räudigen Hund. Als man ihm Anton vorstellte, erkannte er wohl, daß dieß sein und Konstantyn's ehemaliger Wärter war; obwohl er mit dem Fuße hinkte, hatte ihm doch Gott scharfe Augen und ein gutes Gedächtniß gegeben. Er zog die langen Augenbraunen finster zusammen, und wollte sich ein furchtbares Aussehen geben, ja er blies die Backen auf, als würde er dadurch ein rechter Mann.

„Was bist du für eine Hundeseele?“ — „Anton Kaczorowski, hochmächtiger Pan; habt Ihr mich nicht erkannt? Freilich, es ist lange her, — ich bin alt geworden, — und.... „Gemach davon, — wo ist dein Herr?“ Mit diesen Worten sah er den Alten an, als wolle er seine Gedanken durch und durch schauen. — „Ich weiß es nicht, ob in der Krim..“ — „Sprich die Wahrheit, alter Hund!“ — und der vornehm gewordene Klumpfuß scheute sich nicht, die Hand aufzuheben gegen seinen ehemaligen Wärter. — „Ich schwöre bei Gott, daß ich die Wahrheit rede.“ — „Ich will dich Wahrheit lehren-he!“ — Der getaufte Jude trat herein. — „Man solle diesen Schurken ins Gefängniß führen, damit er den Tag nicht sieht — und gut sollen sie ihn anschmieden — ich will Euch lehren — Verrätherei gegen mich — an den Galgen die Schufte!“ — Man führte Anton weg, er sprach auch nicht ein Wort, nur mit dem Kopfe schüttelte er, aber Mikolay Horodenski schäumte vor Bosheit und zitterte vor Furcht, doch nur auf einen Augenblick.

Dunkel war das Gefängniß im Schlosse von Berdyczow, ein unterirdisches Loch, öd und rauh, selbst die Fledermaus flog nie dahin, weder Ratte noch Marder trieb sich herum, und nur der Hoplopiat rauschte unaufhörlich dem Gefangenen ins Ohr, wie sehnsüchtige Lieder der Freiheit. — Dorthin führte man den alten Anton. — Bei dem bleichen Schimmer der Laterne sah er rechts

und links viele Gefangene, mit Fesseln an Händen und Füßen, am Halse an die Mauer geschmiedet, mit Halsbändern wie Hunde; mit dem Tone der wüthendsten Verzweiflung stießen sie Verwünschungen aus gegen den Klumpfuß und seine Sbirren: mögen dreihundert Teufel eure Seelen zerreißen, ihr Hundeseelen, ihr Schinderknechte des Klumpfußes, möge seine Seele zur Hölle fahren! Die Wächter schlugen statt aller Antwort mit Knütteln auf die Gefangenen, und führten Anton weiter. Ihm aber schien es, als vernehme er bekannte Stimmen, aber bei dem schwach flimmernden Lichte konnte er in den von Bart überwachsenen, wilden Gesichtern auch nicht bei einem einzigen bekannte Züge herausfinden.

Sie gingen weiter bis in die Tiefe des unterirdischen Gefängnisses; jeder von den Wächtern schob einen Riegel zurück, und öffnete eine Thüre; hier befanden sich nur zwei Menschen, beide lagen auf Stroh, und hatten die Gesichter abgewendet nach der Wand, — sie schwiegen, — weder Fluch, noch Verwünschung ging aus ihrem Munde. Der Wächter, sey es aus Furcht, sey es aus Achtung, richtete kein Wort an sie. Anton ward hier angeschmiedet, und die Wächter gingen hinaus.

In dem Gefängnisse war es finster, wie im Grab; Anton seufzte, und die beiden Gefangenen sprachen mit einander über ihren neuen Gefährten. Der Alte horchte hoch auf, und rief dann: „Mein Herr und Hauptmann Konstantyn!“ — „Bist du es, alter Anton?“ — Beide zerrten an ihren Ketten, denn beide hätten sich gerne bewillkommt, wie bei den Lachen ein junger Pan und ein alter Diener sich immer bewillkommnen; der alte Anton, der Ketten schon gewöhnt, seufzte traurig, aber Konstantyn Horodenski, denn er war es, knirschte mit den Zähnen. „Du hier, Alter?“ — „Ihr hier, mein guter Herr!“ antwortete Anton, wagte aber nicht, den jungen Pan um etwas zu fragen. — „Erzähl' uns, wie bist du hierher gekommen?“ Anton, dem Willen seines Herrn gehorsam, erzählte der Länge nach, wie er bei dem Khan der Krim in Gefangenschaft gewesen, und wie der mildthätige Herr von Budschak und der Krim die gefangenen Kosaken freigelassen habe, unter der Bedingung, daß sie dem Chmielniczenko gegen die polnischen Schlachtizen dienen sollten. Er, Anton, habe den Weg verfehlt, sei nicht nach Perejaslawl gekommen, sondern von Slobode zu Slobode, von Vorwerk zu Vorwerk nach dem Dorfe Halczyniec gelangt, und von da ins Gefängniß, — an seiner Stimme erkannte man, daß er in diesem Augenblick zwar das Schicksal seines Herrn beklagte, über sein eigenes Loos aber erfreut war, da er sich bei seinem Herrn befand, den er als kleines Kind auf den Armen getragen. Als er geendigt, sah man wohl, daß er gern zu wissen gewünscht hätte, wie es seinem Herrn bisher gegangen, aber er getraute sich nicht, ihn deshalb zu befragen.

Konstantyn Horodenski errieth leicht die Wünsche Antons, und hub also an: „Aus der Krim begaben wir uns mit Stepan nach der Walachei, *) und gingen dort nach dem schönen Jassy, — der Hospodar empfing uns mit Brod und Salz, aber dagegen begehrte er unser Blut und unsere Säbel, denn er führte Krieg gegen die Muselmänner, — um solche Dinge lassen sich Kosaken nicht zweimal bitten, — viele Monate lang trieben wir uns umher jenseits der Donau und des Balkans, aber Alles hat ein Ende. Das Herumstreifen in der Fremde wird einem zuwider, den gezähmten Wolf zieht's noch im Alter wieder in den Wald, und der Kosak sehnt sich nach seiner Heimath. Wir verließen die Wala-

*) So heißt nämlich das ganze walachisch redende Land, also auch die Moldau. A. d. U.

chei, und dankten für die erfahrene Gastfreundschaft, — was wir aber für Arbeit gethan, das können die Muselmänner am besten erzählen, sie werden unsrer lang gedenken. Auf dem Wege trafen wir allerlei fremde Leute, aber von keinem konnten wir etwas über die Unsrigen erfragen. Hier in Berdyczow erfuhren wir, daß Vetter Mikolay da sei, und dachten, er werde uns Alles sagen können. Er nahm uns prächtig auf, nannte mich seinen Vetter und Herrn, und Stepan seinen guten Freund. Er sagte uns, daß er, um unser Besitzthum zu schützen, auf Chmielniczenko's Seite getreten sei, daß er mir aber Alles, was mein sei, herausgeben werde. Stepan erhielt von ihm die Nachricht, daß Pan Reczypor Solecki und die braunäugige Tetiana in die Lachenlande gezogen seien. Wir waren lustig und zechten, bis wir uns nicht mehr auf unsern Füßen halten konnten, und als wir erwachten, befanden wir uns hier, wie du uns jetzt siehst. Ich weiß nicht, was zum Teufel dem Klumpfuß durch den Kopf gefahren ist.« Er legte eine gewisse Munterkeit in seine Worte, um nicht den alten Anton noch mehr zu betrüben, in seinem Herzen jedoch fühlte er sie nicht. Aber Stepan Solecki brummte unaufhörlich: »der Klumpfuß ist ein Verräther, ein Schuft, ein treuloser Hund!«

Während dem raschelte es auf der der Thüre gegenüberliegenden Seite, als drehe man einen Schlüssel im Schloß, es knarrten die Angeln, und ein Licht erhellte das Gefängniß. Der getaufte Jude, der treue Diener des Klumpfußes, trat herein mit zwei Laternen, und beleuchtete die Gesichter der Gefangenen, — in der Thüre aber erschien eine weißgekleidete Frauengestalt, die der Klumpfuß an der Hand führte; mit einemmal schrie sie schmerzlich auf: »Konstantyn,.... mein Bruder!« und sank vor Mikolay Horodenski auf die Knie nieder. Die Gefangenen zerrten heftig an ihren Ketten, — der getaufte Jude verließ rasch das Gefängniß, und die Thüre schloß sich wieder; alles dieß ging so rasch vor sich und dauerte so kurz, wie eine Geistererscheinung, wie eine tolle Traumgestalt, — schwer war es dem Auge, das ganze Bild aufzufassen, schwerer noch dem Verstande, das Ganze zusammenzureimen. — Und von neuem war es dunkel, trüb und öde im Gefängniß, und der Hyplopiat rauschte und rauschte fort und fort ins Ohr.

(Der Beschluß folgt.)

---

* Bremen, den 6. April 1840.

(Eingesandt.)

Am 1. April führte der Herr seinen treuen Diener Thomas Ulrichs, Prediger an der Kirche St. Remberti, in die ewige Heimath zurück, nachdem er 39 Jahre im Lande der Prüfung verweilt hatte. Er war ein Mann nach dem Willen des Herrn, ein Christ im Leben und Sterben, ein treuer Gatte und Vater, ein warmer Freund und ein Vorbild seiner Gemeinde, die er liebend auf dem Herzen trug und die ihn ehrte und liebte. — Diese Liebe sprach sich aufs Rührendste bei seinem heute Morgen stattgefundenen Begräbniß aus, es war eine erhebende, seltene Feier.

Nachdem die Schulkinder, bei Aufnahme des Sarges das Lied gesungen hatten: »Christus der ist mein Leben« ging der Zug in die übervolle Kirche; dem mit Myrthen geschmückten Sarge voran gingen die Kinder, die der Entschlafene zur Confirmation vorbereitet hatte, ihm folgten seine Verwandten und Freunde; dann ward die Leiche vor den Altar niedergesetzt, von der Gemeinde ein Lied gesungen und von unserm vortrefflichen Kanzelredner Hrn. Pastor Mallet eine tief ergreifende, herrliche Leichenpredigt gehalten, worin er die schweren Prüfungen des Verstorbenen und seinen

frommen Glauben an den Sohn Gottes schilderte. Nach Beendigung derselben ward wieder ein Vers gesungen, worauf sich der Leichenzug aufs Neue in Bewegung setzte, dem sich nun noch ein großer Theil der Gemeinde anschloß; in der Rembertistraße empfingen die Schulkinder denselben und diesen voran, ging der unabsehbare Zug dem stillen Garten zu, dessen Gänge bis zum Grabe von der Liebe Hand mit grünen Reisern bestreut waren. Die Grabrede hielt unser verehrte Hr. Pastor Pauli, die man aber trotz der großen Ruhe die während der ganzen Feier beobachtet wurde leider nicht allgemein hören konnte. Der Gesang des Liedes: „Mag auch der Glaube zagen" von einem vierstimmigen Männerchor beschloß diese Trauerfeier, die Alle mit tiefer Wehmuth erfüllte.

Die Asche des theuren Lehrers ruhe in Frieden, sein Andenken bleibe im Segen, und unser Leben und Ende sei wie das seine!

Statistik der Guillotinirten während der französischen Revolution.

Man hat bisher bei der französischen Revolution stets von Haufen von Leichnamen, von Strömen von Blut gesprochen. Nach einer unlängst von B. Maurice in der französischen Zeitschrift „le droit" angestellten Zählung beträgt die Gesammtzahl der Guillotinirten 2742. — 2742! Es giebt keine ansteckende Krankheit, sagt Maurice, die nicht alle zehn Jahre in der Hauptstadt einen größeren Verlust hervorbringt; keine Schlacht, in welcher nicht nutzlos mehr als 2742 Menschen ihr Daseyn einbüßen. Schrecklich ist es bei der französischen Revolution nur, daß so viel Weiber, Greise und Kinder hingerichtet wurden, daß die Wuth des Mordens zu der Gerechtigkeit der Strafe sich gesellte. Vom 26. August 1792 bis zum 15. August 1794, also in einem Zeitraum von 718 Tagen Dauer des revolutionären Tribunals, sind in Paris 2742 Individuen hingerichtet worden, nämlich 2298 Männer und 344 Frauen. Unter dieser Zahl waren 41 eben Erwachsene, 390 Individuen zwischen 20 — 30 Jahren, 610 zwischen 30 — 40, 623 zwischen 40 — 50, 475 zwischen 50 — 60, 313 zwischen 60 — 70, 102 zwischen 70 und 80, 12 zwischen 80 — 95, und 53, deren Alter nicht bekannt. Die Zahl der hingerichteten Frauen verhält sich zu der der Männer wie 1: 702, doch vermindert sich dies Verhältniß in den folgenden Epochen. Vom 26. August 1792 bis zum 8. Mai 1793 belief sich die Zahl auf 17, vom 14. Juni bis 28. Juli 1794 auf 5, und vom 28. Juli bis zum 15. August 1794 findet man keinen juristischen Mord einer Frau mehr. Zu Gunsten der Greise hielt in der Sitzung vom 26. Decbr. 1789 Herr von Montesquieu folgenden schönen Vortrag: „Ein Held," sagt er, „der uns fast mit wilden Zügen geschildert ist, Achilles, als er einen seiner Siege beschreibt, und mit Stolz die Ströme Blutes ausmalt, die er in einer eroberten Stadt (Lesbos) hat fließen lassen, fügt mit dem Gefühle tief empfindender Zufriedenheit hinzu: „Kein Greis ist getödtet worden!" Auch Ihr, meine Herren, Ihr tödtet keinen Greis. Nein, Ihr betrübt auch dieses Alter nicht, das die Natur schon beinahe aller seiner Lebensgüter beraubt hat. Fast alle früheren Revolutionen sind grausam und blutig gewesen, weil sie fast alle in barbarischen Zeiten stattfanden. Möge die unsrige, meine Herren, die in das aufgeklärteste Jahrhundert fällt, nur liebliche und tröstliche Bilder aufweisen, damit die Menschlichkeit wie die Freiheit ihr Beifall zurufen können."

Der „gereinigte Mosaismus."

Die Reformen greifen in unsern Tagen immer mehr um sich, und wie in jedem Gebiet

sind sie auch in dem der Religion thätig. Nach klaren Ansichten sollten sie aber da, wo es irgend möglich, auf Vereinigung, nicht auf Trennung bedacht sein, und das Letztere bezweckt einmal wieder der Mosaismus, welcher sich, wie eine Partei sagt, „reinigen soll, damit er allen übrigen Völkern als Muster vorleuchte, und sie zu der Welt-Religion hinleite, wo jeder besondere Name aufgehe.“ Der Mosaismus hat sich gereinigt und wird sich noch mehr reinigen im Christenthum, und in ihm könnte das Judenthum, oder der Mosaismus aufgehen; daß ein absterbender Kultus den lebendigen überwachsen solle, ist eine wunderliche Zumuthung, die nur einem allzustarken, der Ueberlegung unfähigen Egoismus möglich erscheinen kann, während der Besonnene voraussieht, daß auf solchem Wege höchstens zu allen Parteiungen noch eine kommen würde.

Instruction für Berliner Zeitungsschreiber.

„Kund und zu wissen, daß Gazetten, wann sie interessant sein sollen, nicht genirt werden dürfen, daß dies wegen der Artikel über Berlin indistincte zu beobachten sei, wegen auswärtiger Puissanzen aber cum grano salis und mit guter Behutsamkeit.“ — Diese Instruction gab Friedrich der Große am 5. Juli 1740.

Korrespondenz-Nachricht.

Berlin, März.

(Beschluß.)

In einem Predigerhause auf der Straße von hier nach Frankfurt hat sich eine Criminalgeschichte ereignet, die in ihren furchtbaren Umständlichkeiten und an moralisch Grauenhaftem ihres Gleichen sucht. Einige Zeitungen haben sich ihrer schon bemeistert und sie mitgetheilt, wie sie von Munde zu Munde geht. Was ich davon erfuhr, ist kein Mehr, sogar in einigen Beziehungen ein Weniger, aber in seinen Einzelheiten vielleicht noch schreckhafter, obwohl die Gewitternacht fehlt und die unter dem Schnürleib der Pastorin gefundenen 9000 Thaler Kassenanweisungen. Diese, hart bezüchtigt in jener Erzählung, erscheint sogar nach meinen Nachrichten als schuldlos, und es könnte deßhalb sogar Pflicht sein, die Sache mitzutheilen, wenn gleich Viele meinen, es sei höhere Pflicht, sie ganz zu unterdrücken, um des moralischen Eindruckes im Volke willen. Die Absicht mag edel sein; wie die Verhältnisse stehen, ist sie nicht zu erreichen, und der Publicität bleibt nichts, als das Falsche vom Wahren zu sondern. — Der Prediger S... in K.....f, einem historisch berühmten Dorfe, genießt eines ausgezeichneten Rufs als ein streng gläubiger, von der Göttlichkeit seines Berufes durchdrungener Geistlicher. Die Leichenrede, die der Superintendent Spiker über seinem Grabe hielt, rühmt auch seine andern Eigenschaften. Nur Einer seiner Amts- und Gastesgenossen will immer ein gewisses ihm unerklärtes Grauen in seiner Nähe empfunden haben, und froh gewesen sein, wenn er aus seinem Hause fortkam. Selbst in eingeschränkten Verhältnissen kümmerte ihn das Loos seiner Mutter und Schwester, die er gern in seine Nähe gezogen hätte. Die Gelegenheit macht sich von selbst, als eine Chausseestrecke unfern seines Dorfes eingeht, und das ehemalige Chausseehaus verauktionirt wird. Der Prediger ersteht es um ein Billiges und richtet seiner Mutter darin eine kleine Gastwirthschaft ein. Diese hat keinen unglücklichen Fortgang, und der Prediger selbst verkehrt oft dort.

Eines Tags, als der Prediger S. zu seiner Mutter kommt, erzählt sie ihm, daß sie einen fremden Kaufmann aus Hamburg über Nacht aufgenommen, der allein und in einem Einspänner

am Abend vorgefahren und sich übel befunden. Sie hat Niemand um sich, den sie nach der Stadt zu einem Arzt senden kann, und bittet den Sohn, dies selbst zu übernehmen. Nachdem der Prediger den Kranken gesprochen, fährt oder reitet er nach Frankfurt, kehrt aber ohne Arzt zurück, indem dieser zu beschäftigt gewesen. Statt dessen bringt er dem Kranken eine kühlende Medizin mit, welche ihm derselbe, nach seiner Mittheilung von dem Zustande des Leidenden, bereitet. Er trägt sie selbst dem Kranken in sein Zimmer hinauf und empfiehlt ihm Ruhe an. Als er gegen Mittag wiederkommt, hat der Kranke noch kein Zeichen von sich gegeben. Er eilt hinauf und findet ihn — todt. Die Bestürzung ist groß. Die Verlegenheit der Mutter ist noch größer, da der Fremde ganz mittellos zu sein scheint, und sie nicht weiß, wie sie dessen Beerdigung ausrichten lassen soll. Der Prediger beschwichtigt sie, sie überschlagen, was wohl der Einspänner werth sei, und kommen überein, darnach die Bestattung einzurichten. Allenfalls erklärt er sich selbst bereit, ihn bei der Versteigerung für sich zu erstehen, da er eines solchen zu seinen Amtsreisen bedürfe. Alles geht in Ordnung vor sich, ohne den geringsten Verdacht zu erregen. Es ist inzwischen an die Verwandten des Verstorbenen nach Hamburg geschrieben worden, und ein Bruder erscheint. Er untersucht den Nachlaß, fordert Papiere, von denen man nichts weiß, und erklärt, daß der Verstorbene eine Summe von etwa 20,000 Thalern in preußischen Staatsschuldscheinen bei sich geführt. Er macht die Sache in Frankfurt gerichtlich anhängig, ich weiß nicht, ob im Wege der Anklage gegen die Gasthalterin, oder im Antrag auf eine Untersuchung. Es ist nur so viel gewiß, daß der Prediger S.... als Zeuge vorgefordert wird. Er fährt deßhalb nach Frankfurt und logirt sich mit seiner Frau in einem Wirthshause ein, da er vorgeblich dort noch andere Geschäfte abmachen will. Aber statt daß der Zeuge vor Gericht erscheint, kommt die Nachricht, daß er, von einem Schlagfluß betroffen, plötzlich gestorben sei. Auch da steigt noch kein Verdacht auf. Er wird feierlich beerdigt und Doktor Spiker hält die Leichenrede. Aber bald nachher verbreitet sich das Gerücht: der Prediger ist nicht natürlichen Todes gestorben. Es ermittelt sich, daß es von seiner eigenen Dienstmagd ausgeht. Zur Untersuchung gezogen, legt sie auch das vollständigste Bekenntniß ab. Das Resultat ist, daß der Prediger sich selbst im Frankfurter Gasthofe an einer Thürangel aufgehängt hat, unbewußt seiner Frau, die im Nebenzimmer das Geräusch des fallenden Stuhles hört, aber zu spät kommt, um ihn zu retten. Es galt nun nur noch, seinen Ruf vor der Welt zu retten weshalb sie den Todesanfall durch einen Schlagfluß fingiren. Der Magd wurden fünfzig Thaler für die Verschwiegenheit gezahlt, andere fünfzig versprochen. Nachdem der Selbstmord des Predigers (vermuthlich auch durch Besichtigung seiner wieder ausgegrabenen Leiche) außer Zweifel gesetzt war, wird auch die Leiche des verstorbenen Fremden ausgegraben (um wie viel früher dessen Tod erfolgt, darüber schweigt meine Quelle), und die Obduction ergiebt eben so klar eine Vergiftung durch Arsenik. — Um aber die Schuld des Verbrechers, der sich selbst gestraft, auf's allerschlagendste darzuthun, übergiebt der Schulze des Dorfes ein versiegeltes Paket den Gerichten, welches er vom Prediger empfangen, mit welchen Bestimmungen, ist mir unbekannt. Als es eröffnet wird, finden sich darin dieselben Staatspapiere, welche der Bruder des Ermordeten schon früher als dessen Besitzthum zu den Akten genannt hatte. So jammervoll diese Geschichte, so vieles darin noch dunkel ist, geht doch aus dem Erzählten hervor, daß die schon so unglückliche Wittwe des Predigers nicht

die Mitschuld trifft, welche ihr das Gerücht, wie es von Mund zu Munde geht, beimißt, und es könnte sogar gegen die Ueberlebenden zur Pflicht werden, durch offizielle Bekanntmachung der Fakta das zu retten, was noch zu retten ist. Zu der gräßlichen Tragödie kommt aber sogleich wieder, nach deutscher Natur, das komische Nachspiel. In der Haude- und Spener'schen Zeitung hat entweder die Spikersche Leichenrede auf den Prediger selbst gestanden, oder ihrer ist Erwähnung geschehen. Die Dorfgemeinde von K..... ist nun bei der Zeitungsredaktion eingekommen, daß das Lob ihres Predigers nach dem Vorgefallenen von Zeitungswegen zurückgenommen werde.

Frühlings-Anfang.

Es soll, will anders den Calender
Man nicht der gröbsten Lüge zeihn,
Der holde Lenz, der Blütenspender,
Bereits in unsrer Mitte sein;
Sein Einzug sei schon jüngst geschehen
Sagt der Calender; — spricht er wahr,
Dann sieht der Lenz, man muß gestehen,
Dem Winter ähnlich auf ein Haar.

Ist das der holde Frühlingsknabe,
Auf den man sich so lang' gefreut,
Der jetzt den Schnee in reicher Gabe
Auf Felder, Straßen, Dächer streut?
Er herrscht noch nicht, der Feind des Eises,
Sonst wär' der Wald schon jung belaubt,
So aber schmückt ein blüthenweißes
Schneekäppchen noch des Hügels Haupt.

Nein, nein, der Schöpfer unsrer Wonne,
Der alle Wesen hoch entzückt,
Ist noch nicht da, wenn gleich die Sonne,
Schon in des Widders Kreis gerückt;
Zwar tönt durch Felder, durch beschneite,
Des Buchfink's und der Lerche Lied: —
Was hilft's, wenn man im Leichenkleide
Die Erde, statt im Brautschmuck, sieht?

Seit Jahren schon schiebt jetzt der Winter
Zum Mai hinaus den Abschiedstag;
Am Ende kennen unsre Kinder
Den Lenz nur mehr der Sage nach.
Des Winters Aufenthalt verlängert
Sich wirklich bis zur Ungebühr;
Noch ist die Luft mit Frost geschwängert
Und Ostern nah schon vor der Thür!

Was sagt zu diesem nun der Schäfer,
Der schlaue Witterungs-Prophet,
Zu dem Gesumm' der Sommerkäfer
Und zu dem Zephyr, der jetzt weht? —
Der Mann wills' in den Sternen lesen
Und hat die Zukunft uns enthüllt: —
Nicht seine Schuld ist es gewesen,
Daß sich sein Wort so schlecht erfüllt.

„Im Juni wird mah'" — sprach der Seher —
„In Fülle ernten Frucht zum Brot!" —
D'raus wird nun nichts; man spricht jetzt schon
Von Theurung, ja von Hungersnoth.
D'raus wird nun auch nichts; denn im Klagen
Ist Meister stets der Bauersmann,
Doch haben wir von Glück zu sagen,
Wenn im August man ernten kann.

Und nicht allein manch' Pflanzenleben
Ward von dem späten Nord zerknickt;
Manch' Frühlingslied hat im Entschweben
Sein unverhoffter Hauch erstickt.
Die Lenzgefühle, sie entfliehen
Und der Gesang des Dichters stockt;
Vertieft in Winter-Phantasieen
Der Sänger hinterm Ofen hockt.

D'rum wag' ich dringend jetzt die Bitte
An Sie, großmächtigster Herr Lenz:
Verlegen Sie in unsre Mitte
Recht baldigst Ihre Residenz!
O lassen Sie dem Nord, dem kalten,
Doch länger ja die Herrschaft nicht!
Und wenn Sie Ihren Einzug halten,
Dann überreich' ich ein Gedicht.

L. H.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.", und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Daves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domhofe.

Die

SCHNELL-POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 29 des Bürger-Freundes für 1840.

Donnerstag, den 9. April.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Seit einigen Tagen befinden sich die letzten noch übrig gebliebenen kostbaren Gegenstände aus dem nach der Schlacht von Belle-Alliance, wie bekannt, von dem Preußischen Major von Keller, damals Commandeur eines Füsilier-Bataillons, erbeuteten Wagen Napoleons in Berlin; sie sind von einem Edelmanne aus einem Pfandhause in Breslau ausgelöst, und in Berlin zur bessern Conservation in ein Etui gebracht worden. Der Trinkbecher, die Feldtasse und mehrere andere Geräthschaften sind von gediegenem Golde und meistens mit dem Wappen Frankreichs und Italiens besetzt. Auch gehören hierzu fünf Barbier-Messer, mit denen sich der weltberühmte Mann täglich selbst rasirt hat: Dieses Etui würde ein sehr kostbares und bedeutendes Stück in jeder Kaiserlichen oder Königlichen Raritäten-Sammlung sein. Der jetzige Besitzer ist Herr von Gilgenheimb aus Schlesien.

Aus Mainz wird berichtet: „Ein Industrie-Stückchen, das gegen das hiesige Wechselhaus Gebrüder Mayer gerichtet war, bildet dermalen hier das allgemeine Stadt-Gespräch. Vor einigen Tagen erschien ein Fremder auf dem Comptoir der Gebrüder Mayer und bot einen Wechsel im Werthe von 1100 Berliner Thalern zur Discontirung an. Der Wechsel war von einem bekannten Hause in Coblenz acceptirt und von einem nicht minder achtungswerthen Hause in Düsseldorf indossirt; er war mit dem Königl. Preußischen Stempel versehen und trug alle Anzeichen der Echtheit an sich. Man war bald über den Disconto einig; es sollte eben das Geld dargezählt werden, als Mayer dem Fremden bemerkte, er kenne ihn gar nicht und ob er nicht in der Stadt einen Bekannten habe, der über die Identität seiner Person Auskunft zu geben im Stande sei? Der Fremde erklärte, er kenne hier Niemand; auf seine weitere Frage, ob er dann nicht seinen Paß vorzeigen wolle, damit man wenigstens die auf demselben befindliche Unterschrift mit jener auf dem Wechsel vergleichen könne? entgegnete der Fremde, sein Paß liege auf dem Policei-Bureau, er wolle sich dort hinbegeben und ihn holen; den Wechsel lasse er einstweilen da liegen; darauf entfernte er sich. Die Gebrüder Mayer unterwarfen nun den Wechsel noch einmal einer sorgfältigen Prüfung; es war alles in Ordnung, nur fiel ihnen auf, daß der Wechsel nicht an dem Orte der Ausstellung (in Orais, wenn wir nicht irren) gestempelt war, sondern in Coblenz; sie schöpften deshalb Verdacht und begaben sich auf das Policei-Bureau, um nachzufragen, ob der Paß des Fremden wirklich dort hinterlegt sei. Sie erfuhren jedoch, daß dieses nicht der Fall sei, und nun wurde der Verdacht, daß hier ein Betrug obwalte, beinahe zur Gewißheit. Die Policei traf jetzt alle Anstalten, um des Fremden habhaft zu werden, und es gelang ihr am folgenden Morgen, ihn zu verhaften, als er eben den Eilwagen besteigen wollte, um die Stadt zu verlassen. Der Inhaftirte soll ein auswärtiger Handwerker sein, der für sich allein den Streich nicht vollführen konnte, also Mitschuldige haben muß, die unter der Decke spielten. Man sagt, es hätten sich bei ihm 3 Pässe und für eine bedeutende Summe Wechsel vorgefunden."

In Dürmettingen, einem Dorfe des würtembergischen Oberlandes ereignete sich diesen Winter ein merkwürdiges Natur-Phänomen. Ein Bauer hatte ein neues Haus erbaut, und bewohnte es diesen Winter zum ersten Mal. Natürlich biegen sich die Breter von der Hitze etwas, und auf einmal mitten im Jänner brach aus den Spalten der Breter ein Schwarm Maikäfer hervor, die nun im Zimmer herumschwirrten und ganz dieselben Eigenschaften hatten, wie die Maikäfer im Mai. (Wie erklären sich Naturforscher diesen Umstand). (?)

In der Kammer der badnischen Abgeordneten hat man die Frage über die Abschaffung der Todesstrafe abermals in Anregung gebracht. Von bekannten Autoritäten sprachen sich die Herren Merk und v. Itzstein für die Aufhebung der Todesstrafe aus. Die Herren Welcker und v. Rotteck erklärten sich für die Beibehaltung derselben. Eine höchst weise Bemerkung machte Herr Trefurt, indem er sagte: Die Todesstrafe könne abgeschaft werden, wenn die schändlichen jetzt mit Tode bedrohten Verbrechen nicht mehr vorkämen. Wir dächten, dann bedürfte es der Abschaffung eben so wenig, als eines Wetterableiters, wenn es jemals keine Blitze mehr geben sollte.

Im Gasthofe zum „Erzherzog Karl" in Salzburg wohnte vor Kurzem ein alter Engländer, dem, als er 34 Jahre alt war, eine Kartenschlägerin aus dem Kaffeesatze prophezeiht hatte, daß er vier Wochen nach seinem Einzuge in seine neue Wohnung sterben werde. Als ein sehr abergläubischer Mann kündigte er noch an demselben Tage seine Wohnung auf, und begab sich, um dem unerbittlichen Fatum aus dem Wege zu gehen, auf Reisen. Es war, wie er selbst erzählt, am 16. Oktober 1786, als er seine Vaterstadt Liverpool verließ. Seit jenem Tage reis't er rastlos in der Welt umher, bleibt in keiner Stadt und in keinem Hotel länger, als 14 Tage, und ist bereits 53 Jahre auf der Reise. Vor Kurzem feierte er in der „Ungarischen Krone" in Wien seinen 87sten Geburtstag, sieht aber so gesund und frisch, wie ein Fünfziger aus. Es giebt fast keinen Gasthof der civilisirten Welt, in welchem er nicht 2 bis 14 Tage gewohnt hätte.

Am Tage der Beerdigung des Bischofs von Würzburg

stimmten nicht nur die Glocken der evangelischen Kirche mit in das Trauergeläute der katholischen Kirchen ein, sondern die protestantische Geistlichkeit nahm gleichfalls brüderlich am Leichenzuge Antheil.

Aus Frankreich.

Von dem Assisenhofe des Loire-Departements ist ein junges Mädchen aus St. Haon le Château zum Tod verurtheilt worden, weil es seinen Vater, der in die Heirath seiner Tochter mit einem Menschen von verdächtigen Character nicht einwilligen wollte, mit zwei Flintenschüssen ermordet hatte. Der Liebhaber, der die Flinte herbeigeschafft und geladen hatte, wurde zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt.

Der älteste Mann in der französischen Armee, Antoine Delpuech, ist im Dorfe Saint-Cormin (Cantaldepartement) im hundert und zwanzigsten Jahre kürzlich gestorben. Er machte den österreichischen Erbfolgekrieg unter dem Marschall von Sachsen mit, focht am 11. Mai 1745 bei Fontenai und blieb nur selbst fünfte von seiner Compagnie, welche Jean de Calonne kommandirte, übrig. Dieser dem Veteranen so denkwürdige Tag bildete den Hochpunkt seines Lebens; Kind und Kindeskindern ward er gerühmt, und noch kurz vor seinem Tode rühmte er sich desselben mit demselben Feuer, derselben Genauigkeit wie früher. Der Kreis jener Fakta hatte sich bis zu den kleinsten Nebenumständen durch die häufige Wiederholung so festgesetzt, daß er darüber reden konnte, wie gedruckt. Vor drei Jahren arbeitete er auf dem Acker noch mit jedem in die Wette, und ging jeden Sonntag unausgesetzt bei Regen oder Sonnenschein in den eine Stunde von seinem Dorfe entlegenen Marktflecken, die Messe zu hören. Bis an seinen Tod war er — ein seltener Fall — aller seiner Sinne noch vollkommen mächtig.

Der „Courrier français" erzählt folgende seltsame Geschichte: „Während des Gottesdienstes am Vorabend des Christfestes in Pontecof wurden dem Pfarrer alles Silberzeug, Linnen und andere werthvolle Gegenstände mittelst falscher Schlüssel aus seiner Wohnung entwendet. Am nächsten Tage besuchte ihn eine Dame aus dem Kirchspiel, die Wittwe eines Herrn de P—, die sowohl wegen ihres guten Rufes, als auch wegen ihres bedeutenden Vermögens allgemeine Achtung genoß, und beschenkte ihn mit einer Summe von 150 Franken und verschiedenem Linnen, um ihm, wie sie sagte, einigen Ersatz für seinen Verlust zu gewähren. Nach ihrer Entfernung untersuchte der Pfarrer das Linnen und bemerkte zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß es ein Theil desjenigen war, welches man ihm entwendet hatte, da aber die Zeichen herausgetrennt waren, sah er ein, daß es sehr schwierig sein würde, genügende Beweise für seinen Verdacht beizubringen und verschwieg ihn deshalb. Am Neujahrstag erschien die Wittwe zum zweiten Mal in seiner Wohnung und beschenkte ihn mit mehreren silbernen Gabeln und Löffeln, die er ebenfalls für sein Eigenthum erkannte. Er theilte die Umstände dem Richter des Ortes mit, der sogleich eine Haussuchung bei der Wittwe vornehmen ließ. Sie wurde überrascht und gestand sogleich ihr Verbrechen, indem sie aussagte, daß sie von einer heimlichen Liebe gegen den Geistlichen zu diesem Diebstahl verleitet worden wäre, da sie keinen andern Weg gewußt hätte, seine Gegenliebe zu gewinnen, als ihm erst sein Eigenthum zu entwenden und dann durch großmüthigen Ersatz desselben seine Dankbarkeit sich zu sichern!"

Vor Kurzem fand man zu Paris in einem Dachstübchen zwei kleine Schornsteinfeger-Jungen, die auf eine vorsichtige Weise Kohlenfeuer angemacht hatten, durch die Dämpfe erstickt. Obgleich durchaus keine Hoffnung zu handen zu sein schien, sie wieder ins Leben zurückrufen zu können, so brachte man sie doch nach dem zunächst genden Hospital. Dort wurden sie einem Eleven übergeben, der, von vier Krankenwärtern unterstützt, die beiden kleinen Leichname neun Stunden lang bürstete und rieb, so daß zuletzt die Haut an den Händen der Reibenden wie an den Körpern der Geriebenen fast gänzlich abgeschunden war. Indeß blieben diese angestrengten Bemühungen nicht ohne Erfolg, denn die beiden Knaben wurden ins Leben zurückgerufen und befinden sich jetzt, bis auf die oben erwähnten Verletzungen vollkommen wohl.

Man trägt sich in Paris mit einem neuen Plan über Algier. Sobald der bevorstehende Feldzug beendet und die Eroberung gesichert sein wird, gedenken mehrere bedeutende Handlungshäuser eine afrikanische Compagnie nach Art der ostindischen zu errichten und das Land eigenthümlich an sich zu ziehen. Die Truppen stellt die französische Regierung, die Compagnie übernimmt den Sold und der Herzog von Nemours soll zum Vicekönig ernannt werden.

Aus England.

Zu Middlesex wurden vor Kurzem zwei Kinder, ein Knabe von neun und ein Mädchen von acht Jahren, weil sie ein Buch von geringem Werthe gestohlen hatten, der Knabe zu siebentägiger Einsperrung, das Mädchen zu siebenjähriger Deportation verurtheilt. Das Mädchen ist seitdem von der Königin begnadigt worden.

Zu Durham hat sich kürzlich der 83jährige pensionirte General Sir William Wilkinson erschossen. Er hatte sich ruhig schlafen gelegt; in der Nacht um 11 Uhr befahl er seinem Bedienten, ihm eine Fackel zu bringen und das Frühstück zu bereiten, indem er durchaus wolle, daß es Vormittag sei. Als derselbe in die Küche gegangen war, hörte er einen Schuß; man fand den General in seinem Blute gebadet. Die Ursache des Selbstmords kennt man nicht. Der General hatte lange Zeit in Amerika gelebt, und hinterläßt ein unermeßliches Vermögen.

Aus Spanien.

Der General en chef Espartero, Herzog von Victoria hat nach der Einnahme von Segura einen Tagesbefehl an seine Truppen erlassen, den man als das Aeußerste von Bombast und hohler Ruhmredigkeit bezeichnen kann. „Soldaten," heißt der Anfang dieses Actenstückes, „Eure Beharrlichkeit, Eure drückende Lage und Euern Enthusiasmus für den Triumph der gerechtesten Sache genau kennend, habe ich mich bewegen lassen, alle Zweifel, ob der gegenwärtige Zeitpunkt dazu günstig sei, bei Seite zu setzen, und die Erstürmung dieser furchtbaren Festung, die durch ihre Lage, ihre Haltbarkeit und die Vertheidigungsanstalten, welche die Karlisten daselbst getroffen hatten, beinahe unüberwindlich worden war, zu unternehmen." Alle Armeecorps des Heeres unter Espartero lagen vor der kleinen Veste, die von sechs Geschützen, worunter zwei unbrauchbare und 274 Soldaten unter 13 Offizieren vertheidigt war. Der Kampf währte vier Tage. Man beschoß das Kastell aus 16- und 24pfündigen Haubitzen. Die Karlisten ergaben sich endlich, ohne daß ein Sturm nöthig ward. Und Espartero führt eine Sprache, als ob er die Hauptfestung Spaniens gewonnen und eine Armee gefangen gemacht hätte!

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 29.

Bremen, Donnerstag den 9. April 1840.

Gestorben:

Nro. 337. Den 2. April. Des Schlossermeisters Ludwig Heinrich Theodor Käckler Sohn (gleich nach der Geburt gestorben); Plünkenstr. Nro. 8.

— 338. Den 3. — Des verst. Helmerich Joh. Friedr. Kracke Wittwe, geb. Lappen, 84 Jahr; Armenhaus.

— 339. Den 4. — Der Gärtner Diedr. Rieke, 70 Jahr; Armenhaus.

— 340. Den 4. — Der Arb. Friedrich Twietmeyer, 33. Jahr; Buntenthorssteinweg Nr. 157.

— 341. Den 4. — Des Arb. Joh. Diedr. Kielenbeck Sohn (todtgeb.); Buntenthorssteinweg Nro. 234.

— 342. Den 5. — Des verst. Küpers Egidius Kniep Wittwe, geb. Pingel, 57 Jahr; Wandrahm Nro. 10.

— 343. Den 5. — Die Köchin Sophie Cathrine Oierssen, 50 Jahr; Mühlendamm Nro. 5.

— 344. Den 5. — Des verst. Knochenhaueramtsmeisters Christ. Fäsenfeldt Wittwe, geb. Kemper, 66 Jahr; Heerdenthorswallstr. N. 41.

— 345. Den 5. — Des Weinaufsehers Joh. Backhaus Sohn, 3 Jahr 11 Monat; Catharinenstraße Nro. 26.

— 346. Den 6. — Des Maurers Gustav Georg Hähnel Ehefr., geb. Theissen, 62 Jahr; Dreckort Nro. 9.

Nro. 347. Den 6. Apr. Der Cigarrenfabrikant Hermann Reiners, 49 Jahr; große Annenstraße Nro. 30.

— 348. Den 6. — Des Cigarrenmachers Gerh. Friedr. Focke Tochter, 2 Jahr; Georgs-Hof Nro. 18.

— 349. Den 6. — Susanna Wichelhausen, 88 Jahr; Nicolaistraße Nro. 14.

— 350. Den 6. — Des verst. Arb Otto Kuntze Wtwe, geb. Hennings, 70 Jahr; Wulfesstraße Nro. 5.

— 351. Den 6. — Anna Maria Cathar. Hartmann, 1 Jahr 6 Wochen; Brunßen-Gang Nro. 5.

— 352. Den 6. — Des Seilers Johann Rotermund Sohn, 7 Tage; Hastedt Nro. 26.

— 353. Den 7. — Des Hökers Friedr. Jacob Andr. Bunnemann Sohn (todtgeb.); Neuenmarkt Nro. 7.

— 354. Den 7. — Des Tischlers Diedr Buse Ehefr., geb. Meyer, 32 Jahr; Walldammstraße Nro. 20.

— 355. Den 7. — Der Schneideramtsmeister Johann Arnold Breitenbach, 40 Jahr; Klosterstr. Nro. 6.

— 356. Den 7. — Sophia Bratensthal, 14½ Jahr; Hülsberg Nro. 8.

Geboren:

Nro. 432. Den 31. März. Des Kaufmanns Carl Adolph Peter Rocholl Ehefr., geb. Rocholl, am Brill Nro. 1; von einem Knaben.

— 433. Den 3. April. Des Lichtziehers August Adolph Bödeker Ehefr., geb. Riebeling, Schützenwall; von einem Knaben.

— 434. Den 3. — Des Schweineschlachters David Gottl. Körner Ehefr., geb. Hohenböcken, Ellhornstr. Nro. 17; von einem Knaben.

— 435. Den 3. — Ein Mädchen — gr. Johannisstr. Nro. 51.

— 436. Den 4. — Des Malers Joh. Herm. Cordes Ehefr., geb. Rabe, Grünenstraße Nr. 29; von einem Mädchen.

— 437. Den 4. — Des Weißbäckers Cord Hinr. Sorger Ehefr., geb. Sanders, gr. Fuhrleutestraße Nro. 42; von einem Knaben.

— 438. Den 4. — Des Schiffszimmermanns Hinrich Warnken Ehefr., geb. Schierloh, Muggenburg Nro. 33; von einem Mädchen.

— 439. Den 4. — Des Kaufmanns Jürgen Heinrich Schultze Ehefr., geb. König, Neuenstraße Nro. 18; von einem Knaben.

— 440. Den 4. — Des Cigarrenmachers Gerh. Philipp Gräwe Ehefr., geb. Mattfeld, Paulsberg Nro. 21; von einem Knaben.

Nro. 441. Den 4. Apr. Des Districts-Commissairs Joh. Heinrich Gerlach Ehefr., geb. Graff, Doventhorssteinweg Nro. 1 C; von einem Mädchen.

— 442. Den 4. — Des Arb. Joh. Diedrich Kielenbeck Ehefr., geb. Stubbemann, Buntenthorssteinweg Nro. 234; von einem Knaben.

— 443. Den 5. — Des Kupferschmieds Carl Heinrich Leberecht Beneke Ehefr., geborne Trelle, Neustadtsdeich Nro. 60; von e. Knaben.

— 444. Den 5. — Des Schuhmachermeisters Johann Koopmann Ehefr., geb. Plate, Piperstr. Nro. 16; von einem Knaben.

— 445. Den 5. — Des Lehrers an der Gelehrtenschule Joh. Heinr. Volkmann Ehefr., geb. Meier, Buchtstraße Nro. 70 A; von einem Knaben.

— 446. Den 5. — Ein Knabe — Stavenstraße.

— 447. Den 6. — Des Kaufmanns Joh. Jungk Ehefr., geb. Morjan, Knochenhauerstraße Nr. 21; von einem Mädchen.

— 448. Den 6. — Des Schuhmachers Georg Wilh. Barkhausen Ehefr, geb. Meyer, gr. Krankenstraße Nro. 10; von einem Knaben.

— 449. Den 7. — Des Hökers Friedr. Jacob Andreas Bunnemann Ehefr., geb. Müller, Neuenmarkt Nro. 7; von einem todten Knaben.

Berichtigung. In der Civilstands-Liste zu Nro. 28 des Bürgerfreundes ist unter den Geburten Nro. 425 Ein Knabe — statt Tiefer Nro. 9 zu lesen Kiesstraße Nro. 9.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 30.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 12. April 1840.

Du schläfst so sanft! — die stillen Züge hauchen
Noch Deines Lebens schöne Träume wieder;
— — —

Th. Körner.

* Sonette.

Von J. Koch.

IV.

Rauch's Statue der Königin.

O heil'ge Kunst, mit deinen Meisterhänden
Willst Du das Bild der Edlen uns bewahren,
Daß noch in später Zeit der Enkel Schaaren
Dir Dank dafür in reichem Maaße spenden.

Im Geiste seh' ich, wie von allen Enden
Des deutschen Landes noch nach tausend Jahren
Geschlechter her zu ihrem Grab wallfahren,
Begeistert Gut und Leben ihr verpfänden.

Die Gegenwart auch ehret in dem Bilde
Die Hand, die es in Marmor ausgeprägt,
Doch lebt lebend'gers Bild tief im Gemüthe.

Da waltet sie, die Hohe, häuslich Milde,
Wie sie als Mutter kräft'ge Kinder pflegt,
Als Königin wirkt für des Landes Blüthe.

V.

Der Königin Wirken.

Hat mich des Lebens Täuschung nun den Reichen
Des heitern Daseins schön zurückgegeben,
Fühl' ich von ihrer Liebe heil'gem Weben
Gefesselt mich im Kreise sonder gleichen.

Da müssen Kronen, Diademe weichen
Vor solchem reinen weiblichen Bestreben;
Nichts kann den Glanz des Thrones mehr erheben
Als solcher reinen Menschheit wahre Zeichen.

Der Glanz der Königskrone weicht der Binde
Die e' nach Deine Mutterstirne zieret,
Mit der ich Dich als Hausfrau thätig finde.

Dein Volk und Land ward ohne Dich regieret,
Dein Sorgen, Streben weihtest Du dem Kinde,
Wie es dem edlen Königskind gebühret.

VI.

Der 25. Februar.

Mit leisem Zagen naht die Poesie
Sich zögernd nun der heil'gen Schlummerstätte

Wo junges Leben ruht in weichem Bette,
Umtönt von süßer Liebe Melodie.

Der Dichter beuget huldigend sein Knie
Mit vielen tausend Treuen um die Wette,
Denn nach der Jahre abgelaufner Kette
Verehren jenes Kind als Fürstin sie.

Heil, Heil dem Tage! Heil, Alexandrinen
Und Gottes Segen ihr, die Dich geboren,
Als milde Sonne Deinen Mai beschienen;

Und hast Du Vieles früh in ihr verloren,
Es haben Tausende um Dir zu dienen,
Dir längst in tiefster Seele Treu' geschworen.

Konstantyn Horodenski.

(Beschluß.)

7.

In dem öden Felde, auf einer verbrannten Eiche saß ein Häher, die Strahlen der Sonne spielten in seinem lichten Gefieder, aber traurig senkte er den Kopf, und noch trauriger war das Geschrei das er von Zeit zu Zeit ausstieß.

Auf dem Thurme des Schlosses von Berdyczow war ein Zimmer, schön geschmückt, die Wände mit Stoffen überzogen, auf dem Fußboden farbige Wollteppiche, und rings herum liefen Polster nach orientalischer Art; in Alabasterurnen brannten Wohlgerüche nach der Sitte des Orients. Hier war ein Mädchen, aber keine Odaliske des Orients, ihre Gedanken beschäftigten sich nicht mit Träumen wollüstiger Liebe, sie schlummerte nicht den süßen Schlaf, der stets der glücklichen, gegenseitigen Liebe folgt. — Ihr Gesicht war blaß, wie der Marmorstein auf einem Grabe, die Lippen färbten sich kaum mit Röthe, das himmelblaue Auge flammte nicht von der Gluth des Gefühls, aber es glänzte eine Thräne darin, und diese Zierde war so hinfällig, so überirdisch, als wollte ihr ganzes Wesen gen Himmel fliegen, zur wahren Heimath der Seele. Und doch war sie schön, doch war sie reizend — eine geheimnißvolle Schönheit umwehte sie, und zog das Herz zu ihr in Liebe und Mitleid. — Sie stützte die Stirne in die Hand, sie weinte nicht, sie seufzte nicht, aber auf ihrem Gesichte sah man, daß trübe Gedanken ihre Seele beschäftigten. So war Tetiana Solecka.

Sie sah den Tod ihres Vaters, den Tod ihrer Mutter, den Fall und die Verheerung ihrer Heimath, und vor Verzweiflung und Schrecken war das Herz ihr nicht gebrochen, der Geist nicht unterlegen, denn dies war Gottes Wille. Viele, viele Wochen verweinte sie in dem Gefängniß des Mikolay Horodenski, und doch härmte sie sich nicht zu Tode. Vergebens drohte ihr, vergebens bat sie der Klumpfuß, daß sie gutwillig seine Gattin werden solle, — immer und immer war ihre Antwort dieselbe: „ich will nicht — das werde ich nie sein! — Der Klumpfuß hatte die Kraft, er hatte die Gewalt, das schwache Mädchen zu zwingen, und nie wagte er, sie in Anwendung zu bringen; er liebte sie, und auch eine häßliche Seele kann lieben. Heute ergrimmte er, und sprach sich selbst: ich will sie zwingen, — er blieb stehen vor dem Mädchen, der Schrecken ergriff ihn, und er ging, indem er vor sich hinmurmelte: „morgen will ich's thun," — und so ging es fort und fort. Dem Mädchen war das Leben verhaßt, hart und bitter lastete ihr Geschick auf ihrem Herzen, aber die fromme Seele duldete und demüthigte sich vor dem Herrn, wie eine Märtyrerin.

Jetzt hatte Mikolay Horodenski dem Mädchen einen neuen Schlag versetzt; er hatte ihr den Bruder und den Geliebten im Gefängniß, in seiner Gewalt gezeigt, und sagte nun: „Tetiana, willst du nicht freiwillig mich heirathen, so sollen sie hingerichtet werden vor deinen Augen, — und dann wollen wir sehen! — versprichst du aber vor dem Altare ohne Zwang, ohne Weinen, mein zu sein, mein auf immer, so sollen sie frei ausgehen, und wir wollen glücklich sein; besinne dich

bis morgen. Ich schwöre dir, mich sollen die Teufel lebendig zerreißen, wenn ich nicht halte, was ich sage; — bis auf morgen! auf morgen!" Mit diesen Worten wünschte der Klumpfuß Tetianen gute Nacht.

Das Mädchen schloß die ganze Nacht kein Auge, aber eine ganze Welt von Träumen ging durch den Sinn der Schlummerlosen. Sie sah den Brand ihres väterlichen Hauses, die wilden Gesichter der Tataren, — sie hörte das Geschrei des Schreckens, das Gestöhn des Todes und das Jauchzen des wilden Volks, — sie sah ihre sterbende Mutter, ihren blutbedeckten Vater, und beide riefen ihr zu: rette den Bruder, — erhalte unsern Sohn, erhalte den letzten Sprößling des Geschlechts der Solecki! — sie sah das Schwert über dem Nacken ihres Geliebten, den Strick des Todes um den Hals ihres Bruders; beide streckten die Hände gegen sie aus, und schienen mit den Augen um ihr Leben zu flehen! Mehrmals sprang sie von ihrem Lager auf, rieb sich die Augen, — sie schlief nicht, — und doch hörte, doch sah sie Alles. Diese Träume quälten sie bis an den lichten Tag; mit dem lichten Tage verschwanden sie, und sie betete, setzte dann wiederum sich nieder auf den Diwan, stützte die Stirne in die flache Hand, und ließ ihren trüben Gedanken freien Lauf.

Die Thüre öffnete sich, und herein trat der Klumpfuß, — in seinen Augen war eine gewisse Unsicherheit, — eine Art wilder Trauer auf seiner Stirn — und ein Lächeln verzerrte den Mund. Er faßte Tetiana bei der Hand, sie riß sie ihm nicht weg, wie dieß sonst der Fall gewesen; er küßte sie. — „Nun, wie ist's, schönes Fräulein?" — „Ich willige ein." — Er fiel ihr zu Füßen: „wirklich, meine Geliebte?" — Man sah, wie sie alle Kräfte ihres Geistes zusammenraffte zu einer Antwort, denn laut, nicht von Schluchzen unterbrochen, sagte sie: „Ja, aber heute die Trauung, heute die Freiheit für meinen Bruder und für Konstantyn," — sie sprach nicht weiter, die Stimme versagte ihr, und sie schauderte zusammen. — Er stand auf: — „Tetiana, heute die Trauung, und morgen sind sie frei." — „O nein! heute ... heute!" — „Ich kann nicht!" Mochte er nun irgend einen Entschluß des Mädchens ahnen, oder war es eine andere Ursache, er blieb hartnäckig auf seinem: „ich kann nicht! ich kann nicht! — erst morgen!" — „Dann kann auch ich nicht!" — Nichts ist schrecklicher als ein Mensch, der plötzlich von der Freude zum Zorn übergeht, dem Klumpfuß funkelten die Augen: — „du kannst nicht! — dann sollst du heute noch ihren Tod sehen." — Sie schwieg. — „Du willst nicht? — warte, sogleich vor deinen Augen," und er wandte sich nach der Thüre. — Sie faßte ihn am Kleide. — „Warte! — ich kann, — ich will! — Heute noch bin ich die Deinige!" — und sie rang die Hände.

8.

Es blüht der Hollunder neben dem Hartreder, der Sturm dreht sich beim anbrechenden Licht des Tages, es zittert die Blüthe des Hollunders, aber auch nicht ein leises Stöhnen läßt sich hören.

Am Dienstag Abend fand eine Trauung in der Capelle von Berdyczow statt; der junge Herr, klumpfüßig, rothharig, häßlich im Gesicht wie ein Teufelskind, blickte wie der Satan selbst. — Die junge Dame bleich, unsichern Schritts und trüben Angesichts, als stände sie auf aus dem Grab der Todten. — Er getraute sich nicht zu lächeln und sie weinte nicht, — beide aber sprachen die Worte des Eids. — Der Kaplan segnete mit klopfendem Herzen diese Ehe ein, zwei Diener des Klumpfußes dienten als Trauungszeugen, im Uebrigen aber war die Kapelle öde.

Im Zimmer stand ein hochzeitliches Abendmahl, aber nur für zwei Personen; fremde Weine,

köstliche Speisen, Früchte und Zuckerwerk auf Silber und Gold standen da, aber wer wird sie genießen? — Die Braut saß im Winkel, und brütete über Gedanken, der Bräutigam gab dem getauften Juden Befehle, aber still, mehr mit den Augen, als mit Worten. Drei Schlüssel nahm er von dem getauften Juden, und verwahrte sie im Busen, ließ sich dann noch etwas geben, das war ein Bund kleiner Schlüssel, und verwahrte sie gleichfalls. Dann murmelte er das Wort: „morgen," und machte ein Zeichen mit der Hand, als wolle er mit dem Messer stoßen, — wies jedoch den getauften Juden nach der Thüre.

Tetiana beobachtete alle seine Winke, und hörte das Wort „morgen," — sie mußte dessen Bedeutung errathen, sie begriff die Gedanken des Klumpfußes, und nach weiblicher Weise rasch und lebhaft faßte sie einen neuen und seltsamen Entschluß. Sie wandte sich zu ihrem Manne, begrüßte ihn zum erstenmal mit Lächeln, wie eine sterbende Mutter, welche vor ihren Kindern ihre Krankheit verbergen will. Der Klumpfuß hatte nie ein Lächeln auf ihrem Gesichte gesehen, er wollte sich ihr zu Füßen werfen, und küßte ihre Hand, — sie duldete es, — sie setzte sich nieder zum Abendessen, — sie aß und schenkte ihm Wein in den Pokal, — er trank aus Freude, aus alter Gewohnheit, die Augen fingen ihm an zu glänzen, sein Gesicht wurde roth, selbst der Kopf fing an, ihm schwer zu werden, — aber kann man es ausschlagen, wenn die Geliebte, die Braut einschenkt und zum Trinken ermuntert?

Gleich nach der Abendmahlzeit gingen die Diener hinaus; in dem Schlafzimmer wagte der Klumpfuß, von Wein und Liebe trunken, zum erstenmal seinen Mund auf den Mund seiner jungen Gattin zu drücken, — er küßte sie, — er faßte ihre Hand, — sie flehte: „Ach, Herr, Mitleiden, — o mein Gott — steh' mir bei." — Er schwatzte mit betrunkener Zunge Liebesworte, und in seinem Kopfe wurde es immer dunkler, — alles schien um ihn zu tanzen, und hier im Zimmer brannte nur ein spärliches Licht, und warf den bleichen Schimmer auf solches Brautpaar, auf diese Brautnacht.

Der Klumpfuß fiel auf dem Diwan unausgekleidet in Schlaf, Tetiana betete auf ihren Knieen und warf zugleich die Blicke zur Seite hinüber. Die Schloßuhr schlug zwölf, die Eulen schrien, der Wind pfiff, und der Hylopiat rauschte und tos'te, wie gewöhnlich.

Tetiana stand auf, und schaute nach der Mauer. Dort hingen Yatagane und Säbel, — sie zitterte, ein kalter Schweiß trat auf ihre Stirne, auf den Zehen schlich sie sich hin zu ihrem Manne, — sie hält den Athem an, — er schläft, — sie greift mit der Hand in seinen Busen, — vielleicht um den Schlag seines Herzens zu fühlen — o nein, — die Schlüssel zieht sie sachte heraus, — er gähnt, er brummt etwas, — sie, regungslos hält sie die Hand im Busen, — er schläft von neuem gleichförmig fort, — sie zieht die Schlüssel heraus, faßt sie krampfhaft fest, und zum zweitenmal streckt sie die Hand nach seinem Busen aus — er schläft, wie ein Todter, — gemach faßt sie dann nach den kleinen Schlüsseln, — erwacht er wohl? er hat den Kopf aufgehoben, ja er scheint die Augen zu öffnen, und ruft mit schläfriger Stimme: „He da!" Ihr brechen fast die Kniee, sie zittert, wie im Fieber, — aber er hat sich nach der Mauer gewendet und schnarcht wieder. — Sie faltet die Hände wie zum Gebet, ihre Brust hebt sich im Dank gegen Gott, — sie hat die Laterne angezündet, und schleicht auf den Zehen nach der Thüre, die aus dem Schlafzimmer nach dem Thurme führt, — leise öffnet sie die Thüre, sie ist bereits im Thurme, — die Lampe flammt bald heftig auf, bald verlischt sie

halb, wie gewöhnlich, wenn sie zu Ende geht, — der Klumpfuß schläft, und im Zimmer ist's still und lautlos.

9.

Die Wölfin heult laut durch die Felder, und die Wölfe antworten ihr in der Runde umher, selbst Kosakenherzen schlagen ängstlich, aber andern Leuten friert das Mark in den Knochen.

Dunkel und wild war es in dem unterirdischen Gefängniß: Konstantyn knirschte mit den Zähnen und zerrte an seinen Ketten, als wolle er sie zerschmettern, und vermochte es nicht. — „Sie hier, — sie hier, in der Gewalt dieses ungetreuen Hundes!" Stepan antwortete nur mit Kettengeklirr und mit den Worten: „ha! der elende Hund!" Der alte Anton allein schwieg und betete zu Gott.

Da knarrten die Thüren des Gefängnisses, Konstantyn rief: „Fort mit dem Essen, Sterben ist Sterben, besser verhungern, als an den Galgen!" — Die Thüre öffnete sich, ein Licht glänzte und eine weiße Frauengestalt erschien gleich der heiligen Jungfrau mitten in der Dunkelheit. — „Sie ist's!" — „sie ist's!" riefen beide. — „Bruder! Konstantyn!" — sie wußte nicht, wen sie zuerst in Freiheit setzen solle, und als hätte es ihr der heilige Geist eingegeben, öffnete sie mit einem der kleinen Schlüssel die Ketten des alten Anton, und dieser befreite seinen Konstantyn und Stepan von ihren Fesseln.

Konstantyn rief: „meine Geliebte!" — sie antwortete nur: „Konstantyn!" und schwieg. Stepan umarmte seine Schwester: „Und unser Vater? unsere Mutter?" — „Sie sind todt." — „Todt?" — „Die Tataren haben sie ermordet, das Haus verbrannt, mich fortgeschleppt und hieher gebracht." — „Ha, verrätherischer Klumpfuß, nun kommt's an dich!"

Inzwischen hatte der alte Anton die Gefangenen im andern Gemache befreit, lauter ehemalige Gefährten von ihnen, Kosaken Konstantyn Horodenski's, die mit ihm nach der Krim gezogen waren, — der Klumpfuß hatte sich ihrer nach und nach bemächtigt und hier ins Gefängniß geworfen, und wollte sie an Chmielniczenko schicken, daß dieser die Rache an ihnen übe. Es waren ihrer nur dreißig, aber Kosakenblut rollte in ihren Adern; sobald sie ihren Hauptmann erblickten, riefen sie: „Gott sei Dank! es lebe unser Hauptmann! unser Konstantyn! wir mit dir! du mit uns! wir wollen fortziehen!" Tetiana rang die Hände. „O, flieht! flieht!" Stepan und Konstantyn riefen ihr zu: „Führe uns!"

In dem Gefängniß zündeten sie das Stroh an und bei diesem Feuer wurden die wilden Rufe der Bewillkommnung laut. Kein Schrecken vor diesen wilden Gesichtern, kein Schrecken vor dem Feuer ergriff Tetiana's Herz; der Geist der Kosaken wehte sie an; sie ergriff die Laterne und ging voran, sie in hellem Haufen ihr nach, die Treppe des Thurmes hinauf, und von der Treppe ins Schlafzimmer.

Der Klumpfuß erwachte, sprang auf die Füße und schaute, was seine Frau ihm für muntere Gäste zugeführt habe, aber ehe er noch den Mund öffnete, ehe ihn seine Gattin noch schützen konnte, hatten sie ihm schon mit den Fäusten die Augen ausgeschlagen, stürzten sich dann auf die Waffen und verbreiteten sich im Schlosse. Ehe der Tag graute, hatte der Klumpfuß schon seinen Tod gefunden, und der Teufel seine Seele zerrissen; auch der getaufte Jude war zum Teufel geschickt. Die ganze Besatzung ergab sich dem Pan Konstantyn, und gen Himmel schallte: „Es lebe Pan Konstantyn Horodenski! Gott sei gedankt!"

*

Sechs Monate später war die Hochzeit Pan Konstantyn Horodenski's mit Tetiana Solecka, der jungfräulichen Wittwe des Klumpfußes. Das Gelag war köstlich und verschwenderisch, die Gäste zahlreich und fröhlich. Konstantyn Horodenski spottete Chmielniczenko's; er lebte glücklich mit seinem Weibe, seinem Schwager und dem alten Anton, und stets hielt er es mit des Königs Majestät und dem mütterlichen Polen.

*

Viele Jahre vergingen, Konstantyn Horodenski wurde Wittwer, er trauerte, weinte sogar, und dann regte sich in ihm aufs neue der alte Kosakensinn, — er nahm Abschied von dem alten Anton — verließ Halczyniec, und ging zu den Saporogern. Diese riefen ihn zum Schirrmeister aus; — er schloß einen Bund mit Vater Mazeppa, dem Ataman der ukrainischen Kosaken. Er versöhnte die jungen Saporoger mit ihren Brüdern, den Lachen; bei Pultawa focht er gegen das Heer des weißen Zaars, begleitete Karl, den Schwedenkönig, und den Ataman Mazeppa über den Dniepr und starb im fremden Land.

Londoner Scenen.

Meine Wohnung.

„Das Haus eines Engländers ist seine Burg.“ Recht schön, vorausgesetzt, daß man ein ganzes Haus hat. Wie aber, wenn man nur einen Theil eines Hauses, nur einige Zimmer braucht? — Unter allen Verbindungen und Compagnonschaften, zu welchen ein Sterblicher verlockt werden kann, ist die Vereinigung zweier Interessen unter Einem Dache bestimmt die unglückseligste. Zufällig habe ich bisher bloß ein halbes Haus bedurft, und aus staatsökonomischen Gründen nicht die Miethe für ein ganzes bezahlen mögen. Aber nachgerade fange ich an zu begreifen, daß es, in London wenigstens, keine Ruhe für den Unglücklichen giebt, der bloß ein halbes Haus braucht. Während der letzten acht Jahre habe ich 143 verschiedene Wohnungen gehabt, bin innerhalb des Westendes zweimal von dem einen äußersten Punkte nach dem andern gezogen, habe sogar die einbezirkten Ortschaften versucht, und bin folglich, da laut des Sprüchworts zweimal Ausziehen so schlimm ist wie einmal Abbrennen — two removes are as bad as a fire — ein-und-siebzig und ein halbes Mal abgebrannt.

Meine erste Täuschung nach meiner Ankunft in London erfuhr ich auf der Runde durch die Kosthäuser. *) Ich folgte den Zeitungsavertissements und sah mich der Reihe nach betrogen. Den Anfang machten die Times. Da las ich: „auserlesene Gesellschaft — gesunde Lage — limitirte Zahl — jede Sorgfalt und keine Kinder.“ Die Gesellschaft bestand in einem pensionirten, dem Trunk ergebenen Major mit fünf heirathslustigen Töchtern; ich ging. Dann verführte mich die Morningpost. „Die Wittwe eines hochgestellten Beamten — wünscht ihren Familienkreis zu erweitern — schmeichelt sich“ u. s. w. Da schrie ein sechs Monate altes Kind und trieb ein Junge von drei Jahren Unfug. Die Wittwe hatte vor fünf Monaten ihren Gemahl verloren und ihn nur zwei Jahre lang besessen. Ich hasse Skandal und verließ das Haus. Der Globe brachte mich zur Inhaberin eines dritten boarding-house. „Familie von Stand — nahe bei den fashionablen Squares — zwei Vakanzen — Bedingungen zu erfahren bei Herrn Sams, Buchhändler.“ Die Bedingungen waren: zweihundert Guineen jährlich und Extrabezahlung für Extranachtlicht. Hier kam mein Magen sehr schlecht weg. Ich habe zwei Stiefmütter gehabt; allein

*) Anstalten, welche die Annehmlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens ohne dessen Zwang und die Comforts eines Hotels bieten sollen, ohne dessen Geräusch zu haben.

wie Lady Catharine Stintflint das Fleisch zu tranchiren verstand, das war mir neu. Ihre abgeschnittenen Scheiben hatten eine Durchsichtigkeit, die man, wenn man sich vorher satt gegessen, nicht ohne Bewunderung sehen konnte. Sie besaß das eigenthümliche Geschick, einen Teller mit Kalbsbraten und Schinken *) zu belegen, ohne daß der Teller um ein Loth schwerer wurde, und ihre Töchter, die Misses Stintflint, konnten es in der Anatomie mit jedem Prosektor aufnehmen. An dem magersten Huhne fanden sie zwei Keulen, zwei Flügel, zwei Rippenstücke, ein Brustbein, eine Leber, einen Magen und ein Fettstück; ja, Miß Stintflint **) habe ich Gelenke entdecken sehen, von denen der geschickteste Anatom keine Ahnung gehabt hätte. Seit jener Zeit habe ich den Sinn des persischen Grußes begriffen: möge euer Schatten nie kleiner werden! Während meines vierzehntägigen Verweilens in Lady Stintflint's Hause war der meinige mir abhanden gekommen.

Von den zwei Häusern, wo ich mich zuletzt in Kost und Wohnung that, gehörte eines einem Apotheker, das andere einem Anwald. Jener wollte die Kostgänger zu seinen Patienten, ***) dieser sie zu seinen Clienten machen. Von jenem riß ich mich los, sobald ich erfuhr, daß der das Haus bedienende Pastetenbäcker sein Bruder sei, und den Anwald verließ ich, weil er mir unablässig zusetzte, Wechsel zu discontiren und mein Geld durch ihn anzulegen. Von hier wollte ich den kühnen Entschluß ausführen, selbst für mein Bedürfniß zu sorgen. Ich hatte mir deßhalb in der Nähe von Bloomsbury-Square ein unmöblirtes erstes Stockwerk gemiethet, und damit vor meinem Einzuge Alles in schönster Ordnung sein möchte, einem Logiseinrichter in Piccadilly carte blanche gegeben. Nachdem ich aber für Anstreichen, Abputzen und Vorhangeisen hundert Pfund bezahlt hatte, erfuhr ich, daß der Grundbesitzer zu Geltendmachung gewisser Ansprüche nur auf meinen Einzug warte. *)

Diese, obwohl unangenehme, doch mich vor größerem Schaden behütende Erfahrung machte mich eine Zeitlang zum Schrecken aller Logisbureaux oder sogenannten Häuseragenten. Wenigstens zwanzig Anerbietungen wies ich zurück, aus keinem andern Grunde, als weil sie so vortheilhaft mir nie wieder vorkommen würden. Häuser mit Zimmern bloß für unverheirathete Herren mied ich wie die Pest. Meine vorsichtige Frage, ob der Hausbesitzer in guten Vermögensumständen sei, hätte mich öfters beinahe wegen verläumderischer Reden vor Gericht gebracht. Endlich war ich so glücklich, ein ausgezeichnet gutes Quartier zu finden. Die das Haus bewohnende Familie war höchst achtbar, vermiethete nur, weil sie überflüssig viel Gelaß hatte, forderte strengsten Ausweis **) und wollte auf kürzer als ein Jahr nicht vermiethen. Hier zog ich an einem kalten Wintermorgen ein, und wirklich gefiel mir Alles dergestalt, daß ich große Lust hatte, sogleich auf zehn Jahre zu contrahiren. Dreiviertelstunden später dachte ich anders. Mein Kamin rauchte, und im ganzen Hause rauchte jedes Kamin. Bei der er-

*) Zu Kalbfleisch, ebenso wie zu Geflügel, gehört in England stets Schinken oder Rindszunge.

**) Nur die älteste Tochter wird beim Familiennamen, jede nachgeborene bei ihrem Taufnamen genannt.

***) Die englischen Apotheker treiben zugleich medizinische Praxis, die überhaupt in England eine Art von freiem Gewerbe ist.

*) Der Eigenthümer des Grund und Bodens, auf welchem ein Haus steht, empfängt vom Besitzer desselben einen jährlichen Grundzins, für welchen Alles haftet, was im Hause befindlich ist, mithin auch das gesammte Mobiliar der Miethsleute.

**) Ist der Miether dem Vermiether nicht bekannt, so verlangt letzterer, daß jener ihm irgend einen geachteten Mann nenne, bei welchem er sich des Näheren nach dem Miether erkundigen könne. Eine solche Nachweisung heißt reference.

sten Wolke, die mich aus dem Zimmer trieb, ging ich zum Wirth und klagte. Das Schuldig stand ihm auf der Stirn; zwar sagte er etwas von feuchter Witterung, von contrairem Winde, doch konnte er mir dabei nicht in die Augen sehen. Ich bemerkte bald, daß das Haus von der Küche bis zur Dachstube mit der Rauchkrankheit behaftet war, und erkannte meinen Irrthum, die gebräunte Gesichtsfarbe der Familie für die Folge ihres Aufenthalts in Westindien genommen zu haben. Die Familie war complet geräuchert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Fest am Bord des Montebello.

(Auszug eines Privatschreibens aus Smyrna, vom 10. Februar.)

Das französische Geschwader, welches auf unserer Rhede vereinigt ist, hat so eben dem östreichischen Prinzen, den Offizieren des englischen Geschwaders und den Einwohnern von Smyrna ein Fest gegeben, dessen Andenken lange in ihrem Gedächtniß bleiben wird. Der Montebello, welcher von dem Loos bezeichnet wurde, um die zahlreichen Gäste zu empfangen, war in einen ungeheuren Ballsaal umgewandelt worden. Dieses Schiff befand sich 170 Meter vom Quai; man begab sich auf einer Brücke dahin, welche vermittelst zweier Dampfböte, der Veloce und der Lavoisier, und der Vorraths-Marsstangen erbaut worden. Diese Brücke bot einen grandiosen Anblick dar. Die Batterie der 24 Pfünder, in die man gelangte, diente als Ankleidezimmer von dem Hochmast bis zu dem großen Zimmer, welches den Damen als Putzgemach diente. Die Batterie der 18 Pfünder bildete einen Salon, wo sich der Speisetisch befand. Teppiche, Leuchter bedeckten die Brücken, die Tische und die Wände. Man gelangte auf das Verdeck, wo ein ungeheurer Ballsaal sich befand, von 31 Meter Länge und 14 Meter Breite. Zwei Reihen von Stühlen umgaben es, worauf 450 Damen Platz fanden. Im Vordergrunde war eine vorbehaltene Tribune für die Musik. Gezelte, die inwendig von Flaggen mit ausgesuchtem Geschmack gewunden waren, hüllten den Saal in einer Höhe von 8 Meter ein. Man kann sich keinen Begriff von dem prächtigen Schauspiel machen, das man von der Kompagnie aus genoß, die in einen Ruhesaal umgewandelt worden, wenn die Gallopade in diesem von tausend Lichtern und mehr als 1500 Personen enthaltenden Saale begann. Das Fest ging erst um halb 9 Uhr des Morgens zu Ende. Der Herr Contreadmiral Baron de la Susse, dessen Geschmack wohl bekannt ist, hatte das Gehänge der Draperien des Montebello, an dessen Bord seine Flagge weht, mit der größten Sorgfalt angeordnet. Hr. von Suin, Schiffskapitän, Befehlshaber des Santi-Petri war Präsident der Kommissarien dieses Balles, und seine Kollegen und er haben sich wegen der Art, womit sie sich ihre Funktionen entledigten, einstimmiges Lob erworben. Die Capitäne und die englischen Offiziere, welche von Ourlac kommen konnten huldigten mit aufrichtigem Herzen der Pracht dieses Festes. Um endlich einen Begriff von dem Eindruck zu geben, den es hervorbrachte, braucht blos gesagt zu werden, daß Damen aus Smyrna weinten, weil sie demselben nicht beiwohnen konnten.

* Eisenbahnen.

Wenn erst Eisenbahnen gelegt sind, so werden sie an die Stelle der schiffbaren Flüsse treten. Bekanntlich sind die Flüsse frei erkannt, so daß keine Zollplackereien darauf stattfinden. Ehe man nun Hand ans Werk legt, um Eisenbahnen zu bauen, erfordert es die Klugheit, sich die Versicherung geben zu lassen, daß den Eisenbahnen gleiche Freiheiten wie den Flüssen zugesichert werden.

* Geld.

Seit mehreren Wochen werden Groten geprägt, kommen aber bis jetzt nicht in Umlauf und der Mangel an kleinem Gelde ist noch so fühlbar als früher; wie geht das zu? fehlt es dem Präger an Silber, Kupfer, Arbeitsleuten oder behält er das geschlagene Geld in Reserve?

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Dawes, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domthor.

Die

SCHNELL-POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. ~~29~~ 30 des Bürger-Freundes für 1840.

Sonntag, den 12. April.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Man berichtet aus Breslau: Unter dem Namen „Colosseum-Wagen" hat ein Hr. Hahn aus Pesth einen Wagen hieher gebracht, der vielleicht der größte ist, den Breslau je gesehen. Er enthält ein Panorama, ein Wachsfiguren-Cabinet, eine Camera obscura, dient dem Hrn. Hahn und dessen Frau als Wohnhaus und faßt über 200 Zuschauer!

Es ist ein trauriges, aber bemerkenswerthes Zeichen dieser Zeit, daß sich allenthalben die Obrigkeiten genöthigt sehen, gegen das überhandnehmende Branntweintrinken Maßregeln zu ergreifen. Auch im Hannöverschen haben die Behörden strenge, aber zweckmäßige Verordnungen dagegen erlassen; die Schenkwirthschaften werden vermindert, Krämer dürfen keinen Branntwein verkaufen bei 10 Thaler Strafe; Trunkenheit wird mit Gefängniß bestraft; Wirthe, welche zum Trunk reizen oder Betrunkenen noch zu trinken geben, werden doppelt gestraft u. s. w.

Aus Frankreich.

Zu Marseille ist ein riesiger Prozeß im Kreisen: die ganze Gegend wird dabei auf die Beine kommen. Der Angeklagte ist der Notar Arnaud de Fabre. Man hofft, die kolossale Klage vor der nächsten Assisensitzung im Juni abzuthun, wird aber seine Noth haben, denn es handelt sich dabei um nicht weniger als 1200 Fälschungen; mehr als 500 Zeugen müssen verhört werden, und die Geschwornen haben 3000 Fragen zu beantworten! —

Der Narrateur de la Meuse erzählt Nachstehendes als einen Vorfall, der ihm anfangs unglaublich geschienen habe, der aber durch unverwerfliche Zeugen erwiesen sei. Am 12. Febr. bemerkten zwei Jäger, die sich in der Nähe von Pierrefitte (Maas-Departement) auf der Jagd befanden, einen Hasen, der einen zweiten auf dem Rücken trug. Ein Schuß streckte den laufenden Hasen nieder, nun wechselt aber der getragene Hase die Rolle und trägt seinen verwundeten Gefährten fort, wird aber gleichfalls durch einen Schuß niedergestreckt. Groß war das Erstaunen der Jäger, als sie fanden, daß beide Hasen am Rücken zusammengewachsen waren. Das Echo du Monde Savant vom 18. März bemerkt dazu, daß das Journal des Savants vom Jahre 1677 und ein Hr. Sigaud de Lafond in seinen Merveilles de la Nature mehrere Phänomene dieser Art citiren.

In Paris kommen die Mäßigkeitsvereine zu spät, denn Vereine von Schutzengeln nehmen sich der Betrunkenen schon freundlich an. Personen, Schutzengel genannt, werden bei den besuchtesten Vergnügungsorten, wo sich die gemeinen Klassen versammeln, angestellt, die das Geschäft haben, die Betrunkenen nach Hause zu bringen, und für diesen Liebesdienst eine kleine Entschädigung erhalten.

Aus England.

Die Times publiciren in ihrem Börsen-Berichte die jetzt durch dem Parlament vorgelegte Documente bekannt gewordenen Resultate der Porto-Ermäßigung in dem Londoner Post-Districte, die einen nicht unbedeutenden Ausfall nachweisen. Während der Dauer des Vier-Penny-Porto vom 5. Dec. 1839 bis zum 9. Januar wurde eingenommen 10,382 Pf. St. 14 s 3 d. in demselben Zeitraum von 1838 — 39 dagegen 12,933 Pf. St. 19 s 7 d; während der Dauer des Ein-Penny-Porto vom 10. Jan. bis zum 13. Febr. d. J. 10,368 Pf. St. 15 s, in demselben Zeitraume 1839 dagegen 13,714 Pf. St. 10 s. Noch evidenter wird der Ausfall, wenn man die Einnahmen des Londoner General-Post-Amts (in welche jene des Londoner Districts eingeschlossen sind) während dieses und des vorigen Jahres vergleicht. Sie stellen sich folgendermaßen: 1838 — 39 vom 5. Dec. bis 9. Januar (4 d-Porto) 70,234 Pf. St. 10 d; 1839 — 40 in demselben Zeitraum 49,057 Pf. St. 2 d. (Ausfall: 21,159 Pf. St. 8 d); 1839 vom 10. Januar bis zum 13. Febr. (1 d-Porto) 73,774 Pf. St. 15 s 6 d; 1840 in demselben Zeitraume 50,896 Pf. St. 3 s 7 d. (Ausfall 22,878 Pf. St. 11 s 11 d.)

Nachstehendes entlehnen wir dem Inverneß-Courier; ob es wahr ist, mögen die Aerzte beurtheilen. „Ein merkwürdiger Umstand erregt in der Grafschaft York allgemeine Aufmerksamkeit. In der Nähe von Huddersfield befindet sich ein Mann, welcher während der letztverflossenen ein und dreißig Wochen unaufhörlich geschlafen hat. In dem Zimmer, in welchem er liegt, sind Schüsse abgefeuert worden, man hat ihm eine Ader geschlagen, aber alles ist nicht vermögend, ihn aufzuwecken. Puls und Athem sind so regelmäßig wie bei einem Gesunden. Bei demselben Manne sollen sich schon in früheren Jahren zwei ähnliche Krankheitsfälle gezeigt haben. Der erste dauerte zwei, der zweite fünf Monate.

Daß man zu Wagen oder zu Schiff spazieren fahren kann, ist eine bekannte Sache; etwas ganz Neues aber sind Spazierfahrten zu Fisch. Sie beruhen auf einer Entdeckung der allerneuesten Zeit. Der berühmte Marquis von Waterford ist ihr Erfinder. Er brachte einen lebenden, schönen Delphin käuflich an sich, und ließ nach einem äußerst sinnreichen Princip mit Luft gefüllte, wasserdicht geschlossene Cylinder von Wachstafft, und von solcher Größe an den zwei Bauchseiten desselben befestigen, daß der Fisch sich zwar frei bewegen kann, auf keine Weise aber im

Stande ist, unterzutauchen. Zwischen den Cylindern, genau in der Mitte des Delphinrückens, ist eine Art Sitz aus Kautschuk für den Marquis angebracht, von wo aus dieser, wenn er Platz genommen, mittelst künstlicher Zügel die Bewegungen des Thieres, das den Namen Albin erhalten hat, ganz nach Willkür und Belieben zu lenken im Stande ist. Albin's Schnelligkeit soll alles übertreffen, was von den besten Dampfschiffen bisher in der Beziehung geleistet wurde. Sie gränzt ans Fabelhafte, und der Marquis gedenkt nächstens in zehn Stunden von Brighton nach Edinburgh auf Besuch zu fahren. Gelingt diese Partie vollkommen, so hat er dann im Sinne, noch größere Promenaden zu Fisch zu machen, deren Ziel St. Petersburg, Neapel und New-York sein dürften. Von der Geschichte des Arion wird also auch sehr bald vollkommen der Nimbus des Außerordentlichen geschwunden sein. Des Marquis Beispiel wird Nachahmung finden, und es steht nur zu befürchten, daß, wenn die Gesammtzahl moderner Arione von der Marotte sollte erfüllt werden, Promenaden zu Fisch zu machen, die sämmtlichen Meere kaum halb so viel Delphine aufzuweisen haben, als Sänger vorhanden sind.

Aus Italien.

Daß der berühmte Rossini ein tüchtiger Componist war, daß er ein Gutschmecker erster Klasse noch ist, wo er auf andrer Leute Kosten essen kann, sind bekannte Sachen; theilweise ist auch von seinem Geize schon die Rede gewesen, z. B. bei Gelegenheit seiner Fischspekulationen in Bologna. Rossini's Geldgier soll ans Fabelhafte grenzen und er ist der Geist dazu, seinem goldnen Kalbe auf bequeme Art zu opfern. Seit er privilegirter Fischhändler des Kirchenstaats geworden, hat es mit dem Componiren gute Wege; jetzt aber ist sein erfinderischer Geist auf eine neue Geldgrube gestoßen. Ein Engländer hat Rossini für sein Haus in Bologna den doppelten Preis bezahlt, einzig, weil Rossini darin wohnte. Diese Spekulation that dem Componisten so außerordentlich wohl, daß er jetzt an nichts als Häuserberühmtheiten denkt, um sie hinterher wieder gut an seine Bewunderer zu verkaufen. Gegenwärtig bewohnt er einzig und allein, ohne einen Bedienten sogar, in einem der kläglichsten Baracken Bologna's das elendeste Stübchen und hat, um sich vor lästigem Besuche zu bewahren, über die Stubenthür geschrieben: „Ich bin nicht zu Hause!" — Wahrhaftig, in der Geschichte alter Filze fehlte das Kapitel von berühmt zu machenden Häusern bis dato noch. Rossini hat jährlich 80,000 Franken Einkommen und gebraucht kaum 1200 für seine Person. Der Componist geht an der galoppirenden Geldsucht zu Grunde.

Die Paß-Visa in Italien sind von preußischer und österreichischer Seite zwar frei, aber manche, besonders die römischen und neapolitanischen, desto theurer. So nimmt der neapolitanische Consul in Malta 1½ Thlr. für seine Namensunterschrift. Außerdem muß man noch Soldaten, Polizeidiener und dergleichen bezahlen. So wird dies Paßwesen, verbunden mit den Raubvögeln der Zöllner und Sünder, zu einer so hohen Steuer, daß sie mehr kostet als Essen und Trinken, und man besser wegkäme, einmal en gros als so oft en detail geplündert zu werden.

Mosaik.

Bonaparte's erste Liebe.

Als Lieutenant lernte Bonaparte einen Herrn von Tardiva und in dessen Hause das Fräulein Gregoire du Colombier kennen, in die er sich verliebte. Die Familie des Mädchens bewohnte ein kleines Landgut. Der junge Lieutenant erhielt Zutritt daselbst und stattete häufige Besuche dort ab. Unterdeß kam ein Edelmann, de Bressieux an und bewarb sich ebenfalls um die Hand des Mädchens. Bonaparte erkannte, daß jetzt ein entscheidender Schritt gethan werden müsse und schrieb deshalb an die Geliebte einen langen Brief, in welchem er ihr seine Gefühle schilderte und sie ersuchte, ihre Aeltern davon zu benachrichtigen. Die Aeltern des Mädchens, die nun zwischen einem Lieutenant ohne Aussichten und einem nicht unvermögenden Edelmanne zu wählen hatten, entschieden sich natürlich für den letztern. Den Brief Bonaparte's übergaben sie einer dritten Person, welche ihn dem Verfasser wieder zu behändigen sollte. Bonaparte dagegen nahm den Brief nicht an, sondern sagte zu dem Ueberbringer desselben: „Bitten Sie ihn nur, er wird eines Tages ein Zeugniß meiner Liebe und der Redlichkeit meiner Absichten sein." So erhielt die Familie Colombier den Brief zurück, Nro. 357
jetzt von ihr natürlich als große Merkwürdigkeit aufbewahrt wird. Einige Monate darauf verheirathete sich — 358
das Fräulein wirklich mit dem Herrn von Bressieux. Im Jahre 1806 wurde die Frau von Bressieux als Ehrendame der Kaiserin Josephine an den Hof berufen, ihr Mann erhielt die Präfektur in Turin und ihr Gemahl wurde — 359
zum Baron und Director der Forsten des Reiches ernannt und so bewies Napoleon, daß er seine Jugendliebe nicht — 360
vergessen habe.

Der König Georg II. ließ einst bei einer Vorstellung im Theater ungewöhnlich lange auf sich warten. Die Zuschauer wurden erst ungeduldig, dann unruhig, und endlich sehr laut. Während dieses Lärmens kam der König. Sonst war er mit Jubelgeschrei begrüßt worden, jetzt empfing man ihn zischend, und statt des üblichen „God save the King" ward das Volkslied „Rule Britannia" Nro. 450.
angestimmt. Der König stand von seinem Sitze auf, winkte mit der Hand. Sogleich herrschte eine Todtenstille, denn Jeder wünschte zu hören, was der Monarch in gebrochenem Englisch sagen werde. Doch der König war zu klug, um irgend etwas zu sprechen, sondern stand — 451
nur schweigend und mit der Hand winkend in der ganzen Versammlung um. Dann zog er seine mit Diamanten — 452.
besetzte goldene Repetiruhr heraus, schüttelte den Kopf, als verdrieße es ihn, durch sie getäuscht worden zu sein, und warf sie dann in das Parterre, wo sie sogleich aufgefangen ward. Das Volk war hiermit so zufrieden, daß — 453
es mit Einer Stimme schrie: God save the King!

Osiander, einer der originellsten Männer in der Geschichte Würtembergs, Professor in Tübingen, Prediger, Dichter, der kräftigste Staatsmann, Diktator im Kriege, Prälat zu Königsbronn, Hirschau, Direktor des Consistoriums (1708) und alles Mögliche, sollte auch einmal seinen Herzog Eberhard Ludwig durch eine Unterredung mit — 455.
seiner Weisheit unterstützen. Als Osiander aber Kenntniß des Herzogs Maitresse, die berüchtigte „Grävenitz", dem „letzte Zeiten" Th. Griesinger zum Gegenstand einer Novelle gemacht hat, solle dabei sein, erklärte er, daß er nicht — 456.
kommen würde, wenn diese „Landlaus" nicht wegbleibe. Sie verlangte einst von ihm, gleich dem Herzog in das Kirchengebet eingeschlossen zu werden; da entgegnete er, dem sei schon so, da er jedesmal bete: „Erlöse uns von dem Uebel!" — Auf diese Weise wären denn freilich — 457.
viele Personen in das Kirchengebet mit eingeschlossen.

— 458.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 30.

Bremen, Sonntag den 12. April 1840.

Gestorben:

Nro. 357. Den 7. Apr. Des Arb. Friedr. Bubach Tochter, 5¾ Jahr; Düsternstraße Nro. 40.

— 358. Den 7. — Der Schneidermeister Phil. Ludw. Neelmeyer, 74 Jahr; im Waisenhaus (Domshof).

— 359. Den 8. — Der Tuchstopfer Hermann Berg, 88 Jahr; Abbenthorsstraße Nro. 1.

— 360. Den 9. — Des Malers Gottfr. Nicol. Schöttler Ehefr., geb. Wessels, 38 Jahr; große Krankenstraße Nro. 11.

Nro. 361. Den 9. Apr. Der Schuhmacher Johann Hinr. Henning Leonhardt, 72 Jahr; Sögestraße Nro. 1.

— 362. Den 9. — Des Kaufmanns Johann Heinrich Teubner Sohn, 1 Jahr; Wegesende Nro. 6.

— 363. Den 9. — Des verst. Arb. Ludwig Köster Wittwe, geb. Otte, 73 Jahr; Buchtstraße Nro. 61.

Geburten:

Nro. 450. Den 7. April. Des Lohgerbergesellen Diedrich Glade Ehefr., geb. Lohmann, Müggenburg Nro. 45; von einem Mädchen.

— 451. Den 7. — Des Baumwollenwebers Adolph Friedr. Klopke Ehefr., geb. Niebuhr, am Dobben Nro. 14; von einem Knaben.

— 452. Den 7. — Des Kappenmachers Georg Wilh. Heuß Ehefr., geb. Grube, gr. Johannisstraße Nro. 245; von einem Mädchen.

— 453. Den 7. — Des Küpers Diedr. Wilh. Heitmann Ehefr., geb. Horstmann, kl. Krummenstraße Nro. 12; von einem Knaben.

— 454. Den 8. — Des Arb. Diedrich Seemann Ehefr., geb. Henjes, Hulsberg Nro. 26; von einem Knaben.

— 455. Den 8. — Des Cigarrenmachers Ernst Conr. Waltjen Ehefr., geb. Steil, Kirchenstraße Nro. 42 (Neustadt); von einem Knaben.

— 456. Den 8. — Des Schweineschlachters Ernst Heinr. Philipp Hennies Ehefr., geb. Buchhorn, Neuen-Gang Nro. 4; von einem Knaben.

— 457. Den 8. — Des Schuhmachers Friedr. Wilh. Bock Ehefr., geb. Rehm, Helms-Hof (Westerstraße); von einem Mädchen.

— 458. Den 8. — Ein Mädchen — Häfen Nro. 31.

Nro. 459. Den 8. Apr. Ein Knabe — Hastedt Nro. 27.

— 460. Den 8. — Ein Mädchen — gr. Johannisstr. Nro. 29.

— 461. Den 8. — Des Kohlhökers Johann Berend Twietmeyer Ehefr., geb. Ringen, Utbremerstraße Nro. 22; von einem Knaben.

— 462. Den 9. — Des Kaufmanns Henrich Walte Ehefr., geb. Bechtel, am Wall Nro. 61; von einem Mädchen.

— 463. Den 9. — Des Arb. Hinr. Bremer Ehefrau, geb. Rasch, Marterburg Nro. 43; von einem Knaben.

— 464. Den 9. — Ein Knabe — Nienabers-Gang Nro. 5.

— 465. Den 9. — Des Barbiers Joh. Andr. Ernst Günther Ehefr., geb. Bachram, Hastedt Nro. 42; von einem Mädchen.

— 466. Den 10. — Des Cigarrenmachers Christian Bruns Ehefr., geb. Meirner, gr. Annenstraße Nro. 70 A; von einem Mädchen.

— 467. Den 10. — Des Arb. Joh. Ludw. Montignon Ehefr., geb. Buch, große Sortillenstraße Nro. 21; von einem Knaben.

— 468. Den 11. — Des Schuhmachermeisters Christ. Heinrich Schmidt Ehefrau, geb. Rossel, Schnoor Nro. 25; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 162. Der Hauptmann Carl Ludwig Ernst Wermuth hies. und Dorothea Elisabeth Cumme zu Ratzeburg.

— 163. Der Schiffszimmermann David Tute und Johanne Conradine Brunß hieselbst.

— 164. Der Tonnenmacheramtsmeister Hinrich Mester und Metta Gesina Gerl hieselbst.

— 165. Der Schuhmacheramtsmeister Ferdinand Vette hies. und Anna Cathrina Butt aus Wiemstorf, Amts Deedesdorf.

— 166. Der Höker Gerd Diedr. Nordbruch hies. und Anne Cathar. Rohlfs aus Hein-Henstedt, Amts Harpstedt.

— 167. Der Agent Ernst Albert Murjahn u. Johanna Maria Sophia Heuser hieselbst.

— 168. Der Arb. Joh. Friedr. Klünder hieselbst und Dorothea Tebelmann aus Thedinghausen.

— 169. Der Malermeister Addick Behrman zu Oldenburg und Veronica Hollstein zu Vegesack.

— 170. Der Landmann Joh. Everhard Flügger und Maria Rehlken. Beide von hier.

— 171. Der Detaillist Henricus Rehlken und Dorothea Friederike Poppe. Beide von hier.

— 172. Der Bockfahrer Heinr. Friedr. Nolte zu Winsen an der Aller und Dorothea Henriette Alefeld zu Drakenburg.

— 173. Der Matrose Joh. Stegemann und Adelheid Stropels. Beide von hier.

Nro. 174. Der Arb. Brüne Köster hies. u. M... aus Walle.

— 175. Der Seiler Christ. Gottl. Lang zu ... nebeck und Sophia Margr. ... Hastedt.

— 176. Der Arb. Harm Heinrich Müller u... Marlene Meyer hieselbst.

— 177. Der Kunstdrechsler Joh. Martin S... Anna Cathar. Franke. Beide ...

— 178. Der Kistenmacher Hermann Hinrich ... Hamburg und Helena Antonet... anne Pleus hies.

— 179. Der Chemiker Johann Caspar Herr... verst. Schuhmachers Jürgen H... ler Wittwe, Johanne Friederik... Jäger, hieselbst.

— 180. Der Küpergesell Friedr. Adolph K... verst. Arb. Lüder Knöpke Witt... ette Sophie Marie Margr., ... hieselbst.

— 181. Der Reepschlägergesell Cord Tepe... Gröplingerdeich und Henriette ... Friederike Wehrenberg zu ... hausen.

— 182. Der Schuhmacheramtsmeister Andr... zu Hastedt und Adelheid Dietr... dinghausen.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 31.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 16. April 1840.

Daß das Herz dir größer werde,
Blicke von der kleinen Erde
Zu dem ew'gen Glanz empor.

* Stadien.

Von J. Koch.

Im Sternenschein
Ging ich, ein kleiner Knabe,
Allein, allein
Zu meiner Mutter Grabe
Und blickte dort, in Andacht tief versunken,
Hinauf zu euren leuchtend lichten Funken,
Wie in der Mutter Augen ein.

Im Sternenschein
Fand ich in spätern Nächten
Allein, allein
Mich oft von Himmelsmächten
Umringt, an der Geliebten heil'ger Schwelle;
Dann blicktet ihr auf mich so liebend helle
Wie ich in Liebchens Herz hinein.

Im Sternenschein
Steh' ich jetzt wonnetrunken
Allein, allein
In Seligkeit versunken
Und bete zu des Ew'gen Huld und Güte,
Daß Er mir Haus und Weib und Kind behüte
Mit Seiner Gnade mildem Schein.

Londoner Scenen.

(Fortsetzung.)

Sechs Wochen lang hörte ich die Entschuldigungen, deren Grundlosigkeit mir vollkommen einleuchtete, ruhig an. Den ganzen ersten Monat hindurch sollte die Schuld am Winde liegen; aber ich beobachtete den Wind und sah ihn während dem nach allen Himmelsgegenden umspringen. Mochte er wehen, woher er wollte, in meinem Kamin nieder wehte er ganz gewiß. Nun sollten die Essen kurirt werden. Von oben herab wurde

der Anfang gemacht, neue Köpfe gesetzt, Ueberbaue und Kappen angebracht, und der Erfolg war, daß wir noch mehr Rauch hatten. So versuchten wir die Kur von unten nach oben. Die Kamine wurden umgebaut, die Züge verengert — mit keinem bessern Erfolg. Jetzt versuchten wir Holzkohlen, und in vier Tagen fühlte ich mich schwindsüchtig. Demnächst öffneten wir Thüren und Fenster, und in Zeit von sechs Stunden zwickte mich das Rheuma. Nichts, gar nichts wollte die Essen kuriren, nicht die strengste Befolgung der vom Grafen Rumford angerathenen Vorsicht beim Aufschütten der Kohlen, nicht die Handhabung des Schüreisens nach den unverwerflichsten mathematischen Grundsätzen. Wie zum Hohne blies mir der Rauch Puff auf Puff in's Gesicht. Endlich, und nachdem ich die Essendoktoren Dutzendweise bezahlt und dafür bloß Schmutz und mehr Rauch bekommen hatte, bat ich einen in Ruf stehenden Baumeister um seinen Besuch, drückte ihm das Honorar für sein Gutachten im Voraus in die Hand und erfuhr, daß der Fehler der Essen ein radikaler sei, dem anders als durch Niederreißen des Hauses nicht abgeholfen werden könne. Ich berichtigte also den Miethzins für das ganze Jahr und verließ meinen Wirth mit dem herzlichen Wunsche, daß der Rauch ihm erlauben möchte, seine Kontraktzeit zu überleben. Da er als Hauptmiether angeführt worden war, so ließ dagegen, daß er seinerseits mich angeführt, sich wenig sagen.

Ein Foliant würde kaum die Wohnungen aufzählen, die ich nach einander bezog, die Unbequemlichkeiten, die ich überall antraf, und den ewigen Wechsel von Elend, der mich zu einer zweiten Aenderung meines Lebensplans veranlaßte. Hier zankten meine Dienstboten mit denen der anderen Leute im Hause; dort vertrug das Gesinde der andern Leute im Hause sich nicht mit dem meinigen. Hier sagte meine Wirthschafterin mir den Dienst auf, weil die Küche zu feucht sei, dort bat mein Bedienter, ich möchte mich nach einem anderen umsehen, in seiner Schlafkammer seien Ratten. Bald gab es ein Katzengefecht, und ich wurde versichert, meine Katze habe angefangen. Kurz, es war Streit ohne Ende, und ich stets der geschlagene Theil; denn immer griff die Frau vom Hause mich an, nicht ein einziges Mal der Herr vom Hause, den ich statt weitern Streites die Treppe hätte hinunter werfen können. Wo ich demnach den Vortheil unausgesetzt auf Seiten des Hauseigenthümers erblickte, faßte ich den Entschluß, den Spieß umzukehren, selbst Vermiether und Hauswirth zu werden.

Möge doch ja Niemand sich für den Unglücklichsten halten! Junggesellen sind unzufrieden und heirathen; Bediente sind ehrgeizig und werden Speisewirthe. Das aber war ein kluger Mann, der einst sagte: jeder weiß, wie er es hat, keiner wie er es haben wird. — Wenn ich das Glück der Hauswirthe beneidete, nahm ich an, daß alle Miethsleute ungefähr so seien wie ich, sanft, nachgiebig, pünktlich und zufrieden. Nun, ich bin drei Jahre ein Hauswirth gewesen, und nie aus den Unannehmlichkeiten herausgekommen. Nach mancher Mühe gelangte ich zu einem hübschen Hause — ohne besondern Glücksfall hatte ich eines erwischt, das hinten an die Werkstatt eines Kupferschmiedes stieß und nur gezeigt wurde, wenn die zehn Gesellen bei Tische waren — und machte durch die Zeitungen bekannt, daß ein unverheiratheter, sehr ruhiger Mann ein größeres Haus habe, als er für sich brauche, und deßhalb geneigt sei, die Hälfte davon einer achtbaren Familie zu überlassen. Da schien es aber, als habe die ganze Welt sich gegen den ruhigen Mann verschworen. In den ersten zehn Tagen meiner neuen Würde besuchten mich ungefähr zwanzig Steuereinnehmer,

von denen die einen Ansprüche machten, die mir gänzlich neu waren, andere Forderungen aufstellten, die meine Erwartung bedeutend überstiegen. *)

Es kam mir vor, als hätten der Finanzminister und das ganze Kirchspielskollegium mich zu ihrer melkenden Kuh ausersehen. Ich sollte Haussteuer, Fenstersteuer, Landsteuer, Bedientensteuer, Armensteuer, Wassersteuer und Schleusensteuer bezahlen; bezahlen für das Bewässern von Straßen, die ich nie betrat, für Laternen, die mir nicht leuchteten, für eine Polizei, die ich nicht brauchte, für Nachtwächter, die des Nachts schliefen, für den Bau von Kirchen, in die ich nie ging. Bis dahin hatte ich aus eigener Erfahrung nicht gewußt, daß das Land besteuert war. Und jene sogenannten Beiträge waren nur ein kleiner Theil dessen, was mir abgenommen wurde. Zu Ostern schickte der Geistliche, den ich nie gesehen, nach dem Opfergelde; dann kamen die Vorsteher der Armenschule und baten um die Ehre meiner Subscription und um anderweitige Beihülfe. Nicht lange, so erhielt ich die Anzeige, daß mich das Loos zur Landmiliz getroffen, ich jedoch durch Erlegung einer Geldsumme mich vom Eintritte befreien könne. Noch hatte ich die Ausgabe nicht verschmerzt, als ich unter gleichem pecuniären Vorbehalte mich zum Constable erwählt, und weil ich die Richtigkeit dieser Nachricht bezweifelte, mir den Amtsstab vor die Hausthüre gestellt sah. Ferner bekam ich von allen Menschen, denen es einfiel, in Noth zu sein, ellenlange Bittschriften, und von der Zudringlichkeit mehrerer Bettler konnte ich mich nur durch Geldopfer loskaufen. Fenster wurden zerbrochen, und weil Niemand sie zerbrochen, mußte ich sie machen lassen. Der Hausthürschlüssel ging verloren, und weil Niemand ihn zuletzt gehabt hatte, mußte ich für meine Rechnung einen neuen bestellen und außerdem das Schloß ändern lassen. Meine Köchin verstopfte den Küchenabzug und die Maurer brachten eine Woche damit zu, ihn wieder zu öffnen. Meine Dachrinne lief aus und überschwemmte die oberste Stube in des Nachbars Hause; ich wurde auf den Schaden verklagt.

Und zu Weihnachten! — Da hatte ich nicht länger mit Einem und Zweien zu thun, nein, Hunderte erhoben sich Tags nach dem Feste, mich lebendig zu verschlingen. Die Kehricht- und Aschenkärner, *) die Straßenwärter, die Lampenanzünder, die Wasseraufseher, **) die Briefträger, die Büttel, die Gassenkehrer, die Schornsteinfeger, das ganze Heer der Kirchspielsdiener drängte sich früh vor eilf Uhr an meiner Hausthüre. Mitten dazwischen kamen zwei Chöre Musikanten, trieben mich erst durch ihr Spiel zur Verzweiflung und prügelten sich dann über die Frage, welchem von ihnen mein Geschenk gehöre. Deßgleichen thaten zwei Scharwachen, die beide behaupteten, daß ich in ihrem Distrikte liege. Zu einer andern Zeit — dies beiläufig zu erwähnen — wurde zwischen zwei Kirchspielen gestritten, ob ich in dem einen oder dem andern einbezirkt sei, und es war nahe daran, daß die Steuereinnehmer beider Kirchspiele

*) Nicht der Eigenthümer, sondern der Bewohner eines Hauses haftet sowohl für die rückständigen, vielleicht von einem frühern Bewohner in Rückstand gelassenen, als für die currenten Steuern. Während ein Haus völlig leer steht, bezahlt der Eigenthümer nur eine unbedeutende Abgabe unter den Namen empty-rate. Doch selbst diese, wenn in Rest verblieben, wird vom neuen Miethsmann gefordert, und nur er ist durch das Gesetz zur Bezahlung verpflichtet.

*) Auf Englisch dustman, ein Wort, welches diejenigen englisch-deutschen Wörterbücher, die es überhaupt haben, mit Gassenkehrer übersetzen, was dustman nicht ist. Ein Dustman fährt im Auftrage seines Herrn, welcher das Recht dazu vom Kirchspiele oft für eine hohe Summe gepachtet hat, durch die Straßen, die Asche und den Kehricht aus den Häusern auf seinen Karren zu tragen.

**) Auf Englisch turncock, ein Wort, das ich in keinem Wörterbuche finde. Es bedeutet einen, dessen Geschäft es ist, sowohl das Wasser in die Häuser anzulassen, als bei Feuersbrunst die Wasserröhren in den Straßen zu öffnen.

mich heimsuchten. Wer aber zu Weihnachten ebenfalls nicht ausblieb, sondern durch einmaliges Andonnern mich alle Minuten aufschreckte, das waren die Laufburschen meines Bäckers, Fleischers, Lichtziehers, Fischhändlers, Gewürzkrämers, Gemüse-, Wildpret- und Geflügelhändlers. Wessen Gewerbe darin bestand, mich das ganze Jahr hindurch zu betrügen, der achtete sich dafür zu Weihnachten zu einer besondern Gratifikation berechtigt.

Alles dies war indessen nur Kinderspiel, Bagatelle im Vergleich mit dem, was ich bei der Vermiethung meines Hauses zu leiden hatte. Ein Schwarm Krokodille in der Gestalt von Wittwen, Stutzern, Malern, Schauspielern und unvertheiratheten Damen überfiel mich jeden Morgen; Dreiviertel, um einem drohenden Regenguss zu entgehen, und Einviertel, weil sie eben nichts Anderes mit sich vorzunehmen wußten. Und einige Diebe abgerechnet, die während des Herumführens mich bestahlen, fanden Alle an der Beschaffenheit meines Hauses etwas zu tadeln. Gilblas Maulthier, das nichts als Fehler hatte, hatte deren kaum halb so viele als mein Haus. Dem Einen waren die Zimmer zu klein, einem Andern dünkten sie fast zu groß, ein Dritter wünschte, sie wären höher, und ein Vierter bedauerte, daß das Haus nicht ein halbes Dutzend mehr habe. Eine Dame äußerte einiges Bedenken, ob die Nachbarschaft in gutem Rufe stehe; eine Zweite fragte, ob ich Kinder habe, und als ich das verneinte, ob ich mich anheischig machen wolle, so lange sie bei mir wohne, keine in's Haus zu bringen? Hunderte, wenn sie mich über alles Mögliche examinirt hatten, bemerkten, daß sie im Auftrage eines Freundes gekommen seien, und andere Hunderte, nachdem sie das Haus von oben bis unten gemustert, wollten morgen wieder kommen. Zuletzt erschien eine Dame, die meiner Hauswirthschaft den coup de grace gab. Sie war eine Predigerswittwe, wie sie sagte, aus Sommersetshire. Wäre sie die Wittwe eines hochgestellten Beamten gewesen, so hätte ich Verdacht geschöpft. So hingegen nahm ich sie in einer unglücklichen Stunde ein. Sie war zu mir gezogen, mich zu heirathen.

(Der Beschluß folgt.)

Der Liebe Macht.

Indische Sage.

(Aus dem Russischen des Herrn Peter von Lebedjew.)

Schön war die Erde am ersten Schöpfungstage! Alles blühete; Alles athmete Leben. Wie wenn die Braut geschmückt mit den Kostbarkeiten des ganzen Orients ihres Bräutigams harret, so erwartete die Erde ihren König. Schon gab ihr die Sonne den letzten Abschiedskuß, indem sie ihr feuriges Haupt in den Schooß der Gewässer untertauchte, er aber war noch nicht erschienen. Wo nun aber weilt er, mein König? sprach die Erde. Wo ist er? wo? so fragten die Winde, die Himmel, die Meere.

Ich Unglückliche! sprach die Rose, ihr schönes Haupt senkend, wer wird meine Schönheit betrachten, wer an meiner Pracht sich weiden?

Und alle Blümchen neigten ihre glänzenden Kelche, verschwendeten umsonst ihre Wohlgerüche, denn trauernd sah die ganze Schöpfung einer freudenleeren Nacht entgegen.

Inzwischen aber ward das große Werk der Schöpfungs-Vollendung vollzogen. Brama nahm das Roth vom Morgen und vom Thau des Abends; er entnahm von dem Winde die Festigkeit und von der Sonne einen Strahl; er nahm eine Hand- voll Staub, und die Krone der Schöpfung, der Mensch, feierte den ersten Morgen seines lichtumwallten Lebens.

Und wie wundervoll war der Schöpfung Machthaber zu schauen! Das Blau des Himmels

lag in seinem Auge; der Strahl der Sonne glänzte in seinen Blicken, strahlte Güte und Liebe; seine leichten Schritte glichen dem eilenden Winde, und die ganze Schöpfung jubelte laut: Das ist der Schöpfung Bräutigam! und die schaamhaft erröthende Erde bedeckte ihr jugendliches Antlitz mit einem Schleier aus Blumen gewoben.

Aber Sehnsucht erfüllte den Erstgeborenen der Erde! Vergebens befragte er die Rose und die Lilie; vergebens hauchte er sein Sehnen aus — die Blumen schwiegen; Alles schwieg und horchte, wie bezaubert, ihm zu.

„Sollte denn wirklich unter diesem blauen Gezelte meine Stimme ungehört verhallen? Schön ist die Erde, schön sind Himmel und Meere, aber sie sind lautlos!“ — Der Engel des Friedens entflog seinem himmlischen Sitze, berührte ihn mit seinem Fittige, setzte sich ihm zu Haupten nieder und flüsterte ihm zu: „Tröste Dich, Sohn der Erde, rastlos wirkt die ewige Gnade für Dich!!“

Hehr und majestätisch stieg die Sonne längs dem Gewölbe des Himmels hinab; die Nacht deckte das Blau desselben mit ihrem Schleier, und als die Sterne erglänzten, um sich an der zauberischen Schönheit des Erdensohnes zu weiden, goß der Mond seine silbernen Strahlen auf ihn aus.

Von seinem Sternenthrone herab erschauete Brama die Sehnsucht des Erstgeborenen der Erde nach seines Gleichen, und eine Thräne — die Thräne des Mitleids und der Liebe entquoll seinem ewigen Auge. Diese Thräne, reiner als die Seele des Gerechten, erglänzte von göttlichem Feuer, und in ihr spiegelte sich das Bild einer reinen Jungfrau.

„Sie wird jetzt seine Gespielin nicht sein,“ dachte Brama! „sie die Tochter des Himmels — er der Sohn der Erde!“ — Und er nahm von dem schlummernden Erstgeborenen einen Theil seines Ichs, fügte ihn mit des Mitleids und der Liebe Thräne zusammen, und die aufgehende Sonne beleuchtete den ersten Menschen und seine Lebensgefährtin, die ihre glühende Stirn an seinen schwellenden Busen barg. — Schön war sie, die göttliche Jungfrau, und ihre Blicke glänzender, als der Blitz in dunkler Nacht. Die Himmlischen nannten sie Schwester und liebkosend schmeichelten sie ihr.

Plötzlich ertönte Donner, und Brama, in sterblicher Gestalt, stand vor dem verwirrten Paare. „Ich heiße Euch willkommen; Gäste meiner Erde! willkommen Dich Erstgeborner meiner Schöpfung; Dir verleihe ich die Macht! Dir aber, Du Gefährtin seines Lebens, die Liebe!“

Und eine Wolke verhüllte ihn ihren Augen.

Freudig blickte der Herrscher der Erde um sich; traurig in sich gekehrt, stand seine Gefährtin neben ihm: „was gilt mir die Liebe, wenn ewig ich gehorchen soll.“

Eine der Himmlischen rauschte leichten Fluges an ihr vorbei und flüsterte ihr zu: „Tochter des Himmels und der Erde, füge Dich der ewigen Weisheit, die Dir die Liebe zum Erbe gab; vielleicht vergeht die Macht, ewig aber verbleibt gewiß die Liebe, die in Deinem Reiche liegt.“

Und alles Erschaffene umringte des Himmels und der Erde Tochter; alle flehten um Liebe, denn Liebe, dieses große Geheimniß im Weltall, war den Geschaffenen bekannt. „Liebe mich,“ sprach der Adler; „sieh' wie kühn und mächtig mein Flug ist, schneller als der Wind durcheile ich mein lustiges Reich mit dem Pfande meines Glückes, mit Dir, Du Herrin der Schöpfung!“

„Liebe mich,“ flötete die Nachtigall, ich werde Dich mit der wunderbaren Harmonie meiner Lieder bezaubern; Dich mit einem Gewebe von Tönen umgarnen, werde Deiner Seele schmeicheln.

Dich liebkosen und mit süßer Wollust erfüllen, Du Herrin meiner tiefsten Seele."

"Liebe mich" sprach die stolze Rose, "und berausche Dich in meinen Wohlgerüchen; ergötze Dich an meiner Schönheit, denn nach Dir bin ich die Schönste von allen Geschaffenen."

"Liebe mich" flüsterte die bescheidene Lilie und schmiegte sich zu der Tochter des Himmels ätherischen Füßen, die sie küssend berührte, "und indem Du Dich an mir ergötzest, gedenke Deiner eigenen himmlischen Reinheit."

Und die Vögel mit ihrem prunkenden Gefieder, die lebenden Geschöpfe jeder Art und Gattung, die Blumen der Matten, ja die Sonne und der Mond und das rosige Licht des Morgens flehten sie um Liebe an.

"Geschöpfe Brama's!" sprach die Tochter des Himmels und der Erde, und Alles schwieg, und nur ihrer Stimme süßer Ton erklang weithin wie ein Friedenslied, "was soll Dir Adler, was soll Euch Allen meine Liebe, um die Ihr bittet? Wähle sich Jedes von Euch eine Gefährtinn und liebet sie, denn Brama gebietet Liebe."

Sie blickte auf Alle hin, und in Allen entbrannte die Liebe, die ihrem himmlischen Auge entstrahlte, und Alles um sie her rief: "Liebe! Liebe!" und Alles entfloh, um einen Zufluchtsort für seine Liebe und sein Glück zu suchen.

Sonne und Mond entflammten aus dem Strahle ihres Blickes in Leidenschaft zur Erde und theilten unter sich die Zeit, um sich an ihr zu weiden und zu ergötzen, um sie zu bewachen und ihr zu schmeicheln; das Morgenroth aber erbat sich nur die kurze Frist, wenn die Sonne erwacht und der Mond zur Ruhe geht, die Erde beschauen zu dürfen, und kaum hat sie seitdem sich ihres Anblickes erfreuet, so trennt sie sich von ihr, indem sie glänzende Thränen des Abschiedes über sie vergießt.

Winde und Meer befreundeten sich, und wurden einander liebend geneigt. Der Wind entschlummerte auf dem Spiegel des Meeres, und das Meer wiegt den geliebten Freund wie ein süß schlummerndes Kind und singt ihm mit weichem Rauschen ein Wiegenlied.

Die Nachtigall, die Rose und die Lilie blieben allein noch übrig.

"Hast Du keine Gefährtin?" fragte des Himmels und der Erde Tochter die Nachtigall.

"Wohl habe ich eine, von der ich mich nicht trennen werde, und die ich wie mein Leben, wie meine Seeligkeit liebe. Es ist die Harmonie meiner Seele, mein freier Gesang; aber wer mit sich an meiner freien Gefährtin ergötzen? .... Wer? ...."

"Die schöne Rose!"

Von da an ergießt der Sänger der Liebe, des Lenzes und der Freude, die Klänge seiner seelenvollen Lieder über die Königin der Schönheit, und diese, von den Tönen hingerissen, horcht gesenkten Hauptes der paradiesischen Harmonie.

Die Lilie aber allein blieb die treue Gefährtin der Tochter des Himmels und der Erde, als Sinnbild der Reinheit, der Demuth und der Tugend.

Seitdem verflossen Jahrhunderte; Jahrtausende stürzten in den fortrollenden Strom der Ewigkeit; — Alles unter der Sonne veränderte sich — aber die Liebe blieb, wie Brama sie in's Leben rief.

A. F. Fromm.

Auswanderung nach der östlichen und westlichen Erde.

Die Entwicklung der Menschheit schreitet unaufhaltsam fort, und rasch strömen die Elemente

europäischer Sittigung nach der östlichen und westlichen Erde. Im Angesichte Asiens entfalten sich jetzt die Banner der Nachkommen längst entfremdeter Landeskinder, und der Völkerkreis, welcher den Erdball umgürten soll, wird geschlossen. Nicht von Italien, auch nicht von Frankreich, noch weniger von den nordöstlichen Ländern Europens verbreiten sich die Völkerzüge über die abendländische Welt; der englisch-deutsche Stamm, kräftig und thätig, mit außerordentlicher Fruchtbarkeit begabt und allen Schwierigkeiten trotzend, vermehrt sich wie Sand am Meere. Zwanzig Millionen Menschen haben in den letzten 70 Jahren aus englisch-deutschem Blute auf fremdem Boden sich entwickelt, der großen Vermehrung der Mutterländer nicht zu gedenken.

Fünf Himmelsstriche sind es jetzt, wohin sich die Völkerströme richten: Canada und die Vereinigten Staaten, Australien mit Tasmania und Neuseeland. Die Auswanderung aus Großbritannien nach Canada von 1831 bis 1839 hat sich also gestellt:

1831	49,783	Seelen
1832	51,185	—
1833	21,725	—
1834	30,935	—
1835	12,527	—
1836	27,728	—
1837	21,901	—
1838	3,266	—
1839	15,000	—
	234,050	Seelen

Nach den Vereinigten Staaten betrug die Auswanderung von 1831 bis 1837 durchschnittlich 30,000 Seelen; im Jahre 1838 nur 14,322, und 1839 etwa 25,000. Der ganze Strom aus Großbritannien nach den Vereinigten Staaten innerhalb 9 Jahren kann auf 250,000 Seelen berechnet werden. — Nach Australien und Tasmania sind von 1831 bis 1837 im Durchschnitte 3500 gewandert. Im Jahre 1838 wird die Auswanderung auf 14,291, 1839 ungefähr eben so hoch angegeben. Daraus ergiebt sich eine Strömung von 52,000, und mit Inbegriff der Verbrecher von 84,000 Seelen nach der australischen Erde. — Nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zeigen sich nur wenig Auswanderer; im Ganzen etwa 300 jährlich. Im Ueberschlage genommen, kann man die Volksströmung aus Großbritannien in den letzten 9 Jahren auf 570,000 Seelen berechnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Opium-Rausch.

Folgende Beschreibung des Opium-Rausches giebt ein Reisender aus dem Morgenlande. Kaum eine Stunde, nachdem ich anfangs einen und später drei bis vier Gran Opium genommen, fühlte ich mich in einen wahrhaft seligen Zustand versetzt, in einen Zustand völliger geistiger und körperlicher Schmerzlosigkeit. Ich fühlte mich über alles irdische Leben hoch erhaben, sah alles Widrige und Unangenehme verschwunden, während alles Gute und Schöne mir tausendmal besser und schöner erschien. Ich selbst existirte so zu sagen zwiefach. Es schwebte nämlich in verklärten Regionen mein Opium-Ich und blickte mit tiefer theilnehmender Rührung auf mein gewöhnliches nüchternes Ich herab. Dann sah ich meine ganze Zukunft in den schönsten Farben vor mir; doch nur geistige Genüsse spiegelte mir die Phantasie vor, was den Opium-Rausch hoch über den Wein-Rausch erhebt. Ohnedieß kann Einer, der Opium genommen, nicht mit einem Betrunkenen verglichen werden. Während dieser an Toben und Lärmen seine Freude hat, sucht jener vielmehr die Ruhe und Einsamkeit. Während der eine bei einer Schönen

sich vielleicht unartig beträgt, wendet sich der andere der Betrachtung ihrer moralischen Vorzüge zu, die seine Phantasie ausschmückt, und er betet sie in der Stille an. Ein durch Opium Berauschter begeht nicht die mindeste Ausschweifung, verliert seine Vernunft in keinem Augenblicke und kann sogar mit doppelter Kraft die Kopfarbeit verrichten. Nur im Sprechen vergißt er oft die Hälfte der Worte, die er sagen will. Außer dem Opium haben die Morgenländer noch allerhand Kräuter von verschiedener Wirkung. Die einen erhitzen, die andern machen immerwährend lachen u. s. w.

Miszellen.

Das folgende Geschichtchen ist wirklich, wie unglaublich es bei der französischen National-Eitelkeit sein mag, in einer französischen Zeitschrift erzählt:

Der französische Kriegskommissär R., der in den vielen glorreichen Feldzügen ein reichliches Vermögen erworben, hatte sich bei Clamecy eines der angenehmsten Landhäuser gekauft, das er mit seiner Familie bewohnte. Der Glückswechsel wollte indeß im Jahre 1814, daß die Sieger von 1806 von den damals besiegten Preußen jetzt zurückgedrängt wurden und Madame R., deren Gemahl auf Kosten so manches Preußen sich früher satt gegessen, einen preußischen General zu bewirthen bekam. Zum Glück für Madame R. war dieser General der Fürst **, ein sehr artiger und gutmüthiger Mann, und Madame, die Anfangs aus Furcht vor den Kosacken alle ihre Habseligkeiten versteckt hatte, ward nach und nach zutrauend, ließ ein Stück nach dem andern wieder hervorbringen und vergaß zuletzt ganz, daß ihr Gast ein feindlicher Krieger sei. Sie durfte auch ihr Vertrauen nicht bedauern. Der Fürst blieb sich immer gleich und sah die silbernen Couverts eben so ruhig wieder abtragen, als er mit den werthlosen vorher gethan.

Eines Tages, es war der Geburtstag ihres abwesenden Gatten, überließ Madame R. sich dem unbedingten Selbstvergessen, und es erschien auf einmal zu Mittag ein vergoldetes Service.

Fürst ** machte seiner artigen Wirthin Komplimente über ihre große Zuvorkommenheit und Madame R., im höchsten Grade geschmeichelt, gestand, daß sie dasselbe vor acht Jahren von ihrem Gatten zum Geschenk erhalten. Fürst ** schien das zu überhören und blieb, wie immer, auch diesmal bis zu Ende der Tafel derselbe angenehme Gesellschafter. Aber — wer malt das Erstaunen der Madame R., als sie nach Tische zufällig in das Hinterzimmer geräth und dort die fürstlichen Leute so eben beschäftigt sieht, das ganze Service unter Aufsicht des Fürsten sehr sorgsam einzupacken.

„Aber, mein Gott, mein Herr, was ist das? Mein Service“ —

„Entschuldigen Sie, Madame“ — unterbrach sie der General — „Sie wollten sagen, Ihr Service. Haben Sie nur die Güte, das Wappen der Teller und Schüsseln mit meinem Wappen, das Sie hier z. B. an diesem Siegelringe, an meinem Wagen u. s. w. sehen, zu vergleichen und Sie werden mit Einem Blicke finden, daß Beide ein und dasselbe sind. Gerade vor acht Jahren nahm Ihr Herr Gemahl meiner Gattin dieses Service weg, und ich schmeichle mir, daß Sie nach Ihrem eigenen Nationalsprichwort: daß Jeder nach dem Seinigen greift, wo er es findet, mir nicht übel wollen, wenn ich hier mein Eigenthum wieder in Besitz nehme. „So geht es einmal in der Welt — heute Sieger, morgen der Besiegte. Der bescheidene Sieger nimmt indeß nur, was er nehmen darf. — Und so kehrte das goldne Service, auf so wunderbare Weise aufgefunden, in sein heimathliches Schloß zurück; und — mußte verschmerzt werden.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

J. Davoes, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die

SCHNELL-  POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu **Nr. 30** des Bürger-Freundes für **1840.**

Donnerstag, den 16. April.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Eine Zigeunerbande, die unweit Kreuznach von der Polizei aufgegriffen wurde, bestand aus 25 Personen, die vor etwa 7 Wochen ihren Wohnort Kalthausen im Moseldepartement verlassen hatten, um sich über den Hundsrücken nach der Frankfurter-Messe zu begeben. Es befand sich unter ihnen eine 21 Köpfe starke Familie, die den Namen Bamberger führte. Alle zeichneten sich durch schwarzes Haupthaar, schwarze Augen und verbrannte Gesichter aus. Schmutzig und buntscheckig war ihre Kleidung. Wie gewöhnlich diese herumstreifenden Horden, führten sie alte Violinen, Harfen, Leiern, Tambouretten, und neben diesen musikalischen Instrumenten, blechernes Kochgeschirr und andern Haustath mit sich. Auch waren sie mit Wahrsagerbüchelchen und sonstigem Geräth, dessen sie zur Ausübung ihrer Zigeunerkunst bedurften, wohl versehen. Bei der Ausübung ihrer Kunststücke waren ihnen drei Hunde behülflich, deren einer außerdem einen erblindeten Zigeuner an einem, um den Leib des letztern gebundenen Strick führte. Rührend war die Anhänglichkeit der Beiden an einander. Der Greis betheuerte oft, er würde sterben, wenn man seinen treuen Führer von ihm wegnähme.

Auf dem sogenannten Bücklings-Bergschachte bei dem zwischen Eisleben und Mansfeld belegenen Dorfe Helbra ereignete sich am 26. März folgendes schauderhafte Unglück. Der genannte Schacht ist einer der tiefsten, von 71 Klaftern oder 497 Fuß, und der die Kupferschiefern zu Tage fördernde Kübel wird aus dieser Tiefe nicht wie anderwärts durch Haspler, sondern durch Dampfkräfte in dem Zeitraume von 2½ Minuten heraufgewunden, macht also in jeder Secunde eine Steigung von mehr als 3 Fuß. Der Fahrschacht, in welchem der Bergmann auf perpendiculair befestigten Fahrten (Leitern, die von einem Fuhrplatze zum andern den man eine Bühne nennt, 22 Fuß Länge haben) in die Tiefe hinabfährt oder steigt, ist von dem sogenannten Förderungsschacht, in welchem der Kübel heraus gefördert wird, durch Verzimmerung getrennt, durch welche man in den Förderungsschacht hineinsehen kann. Der Bergmann Wohlfahrt aus dem Dorfe Ahlsdorf hatte an gedachter Verzimmerung etwas zu arbeiten, wollte das übriggebliebene Material dem herauf kommenden Kübel mitgeben, steckte daher den Kopf durch die Verzimmerung, wahrscheinlich um zu sehen, ob der Kübel bald ankomme. In diesem Augenblicke aber kommt der Kübel, ihm schon zu nahe, herauf gefahren, und reißt ihm den Kopf vom Rumpfe. Während letzterer einem in diesem Moment weiter hinabfahrenden Bergmann über den Rücken hinunter nachstürzt und ihn mit Blut überströmt, glaubt oben der zu Tage auf den Kübel wartende Steiger wegen des brennenden Grubenlichts auf demselben, es sei ein Bergmann schnell erkrankt, fällt aber bei der Ankunft des Kübels in Ohnmacht, als er in demselben nur einen Kopf mit noch darauf befindlichem Schachthute und dem an demselben befestigten noch brennenden Grubenlichte erblickt. Der allgemeine Schrecken über dies furchtbare Unglück ergriff die ganze arbeitende Kameradschaft dermaßen, daß man die Arbeit in dieser Schicht sofort einstellen und sämmtliche Arbeiter nach Hause gehen lassen mußte. Der Verunglückte hinterläßt eine Wittwe mit sieben unerzogenen Kindern.

In Prag lebt ein Bäcker, der nun schon 121 Jahre betet: Unser täglich Brod gieb uns heute, und der noch immer rüstig und frisch sein tägliches Brod nicht bloß ißt, sondern bäckt.

Aus Belgien.

Aus Brüssel, 4. April, wird geschrieben: Vorgestern hatten wir das vom Publikum mit großem Applaus aufgenommene Schauspiel, daß in den Hugenotten das Orchester gänzlich umwarf und der erste Tenorist Albert an die Lampen trat, um den Musikdirektor Suel öffentlich darüber zur Rede zu stellen. Eine italienische Truppe wird jetzt erwartet. — Merkwürdig, daß hier die Stimmung des Publikums in jeder Hinsicht aus Italien kommen muß.

Aus Frankreich.

Man lies't im Journal de Lot et Garonne: „Die Pfarrei von Thezac, Kanton Tournon (Lot und Garonne), bot schon seit langer Zeit eine jener Erscheinungen dar, die in der menschlichen Gesellschaft so selten geworden sind. Derjenige, welcher über unsere Schicksale wacht, hatte seine Allmacht an zwei Gatten beweisen wollen, welche die Bewunderung des Landes ausmachen. Er hat uns dadurch das lange Leben der Patriarchen des alten Testaments zu beweisen gesucht, deren Wirklichkeit gewisse Philosophen zu bestreiten bemüht waren. Philipp Rouché, geboren im Jahr 1735, und seine Frau, Maria Lacombe, geb. 1729, hatten der eine 39 Jahre und die andere 45 Jahre unter der Regierung Ludwig's XV. gelebt. Allein beide waren zu sehr von dem Hof entfernt, um dessen Gewohnheiten oder die Laster jener Zeit anzunehmen. Des Cölibats überdrüßig, verheirathete sich Rouché im Jahr 1771, im Alter von 36 Jahren, mit Maria Lacombe, die deren 42 hatte. Gott segnete ihre Verbindung, weil ihre Herzen rein waren; sie erhielten drei Mädchen. Seitdem bestand ihre einzige Beschäftigung in den Feldarbeiten und der Ausübung der christlichen Tugenden. Da sie weder reich genug waren, um sich mit Leckerbissen zu nähren, noch

arm genug, um Almosen zu begehren, so lebten sie allein und zufrieden, begnügten sich mit ihrem schwarzen Brod, indem sie den Schweiß abtrockneten, der von ihrer bereits durch die Jahre gerunzelten Stirn träufelte. Die zahlreichen Revolutionen, welche so oft den innern Zustand Frankreich's geändert haben, konnten nicht einen Augenblick die Ordnung und die Harmonie der kleinen Haushaltung unserer beiden Greise stören. Auch hatten beide in einem vorgerückten Alter den Trost, ihre Kindeskinder zu sehen, und mit ihnen während 66 Jahren gute und schlimme Tage zu verleben; es schien, als ließe sie die Vorsehung auf der Erde, um das Bild und die einfachen Sitten der alten Zeiten in ihnen darzustellen; allein Gott fällte seinen Spruch . . . und seine Urtheile sind unwiderruflich. Den 9. März 1837 wurde Rouché, in seinem 102. Jahre, plötzlich von einem Schlagfluß getroffen, der seiner langen und tugendhaften Laufbahn ein Ende machte. Marie, seine Frau, obgleich sie damals 108 Jahre alt war, fühlte lebhaft den ganzen Verlust, den sie so eben erlitten. Jedoch fand sie in der Religion den Trost des Herzens und den Frieden der Seele. Sie überlebte ihn ruhig und in Geduld während zwei Jahren, ohne irgend eines der Gebrechen zu empfinden, die von dem Alter unzertrennlich sind, nur war sie seit ungefähr einem Jahr bettlägerig geworden, und den 26. Februar letzthin (1840) ist sie ohne Todeskampf und ohne Mühe im Alter von 111 Jahren verschieden. Bis zu ihrem letzten Seufzer hat diese Frau fortwährend ihre moralischen und geistigen Fähigkeiten behalten. Seit ungefähr vier Jahren hatte ihr Körper sich zu krümmen angefangen; heute glich er einem völligen Halbkreise. Es war kein Fleisch mehr an ihr; ihre Glieder boten nur noch das Bild eines Skeletts dar. Dennoch aß sie noch und die Suppe war ihre gewöhnliche Nahrung; man sah nur noch Nerven und Knochen von einer dicken, eingeschrumpften und völlig gerunzelten Haut umgeben. Ihr Puls war seit einiger Zeit sehr schwach geworden; demohngeachtet sprach sie noch gerne, und dies ziemlich lange. Ueber die Lebensart befragt, die sie befolgt hatte, um zu einem so hohen Alter zu gelangen, antwortete sie, daß sie nie in ihrem Leben irgend einen Exzeß gemacht habe. Wirklich hatte man sie auch, so wie ihren Mann, mäßig in ihren Mahlzeiten, und behutsam in allen ihren Thaten gesehen . . . . Hieraus muß man schließen, daß die sicherste Gewährleistung eines langen und glücklichen Alters die Ausübung dieser zwei so seltenen erhabenen Tugenden ist: Der Friede des Herzens und die Mäßigung. Fave, Rektor von Thezac."

Die Italiener von Geschmack wissen nichts Besseres zu finden, wenn sie das Publikum zum Enthusiasmus hinreißen wollen, als Mozart's Meisterwerke. So wählte auch Lablache neuerlich „die Hochzeit des Figaro" zu seiner Benefizvorstellung in Paris. Mozart ist der eigentliche Beherrscher der Harmonien. Er hat die Sprache der Empfindung für alle Nationen entdeckt. In ihm verschwinden alle Unterscheidungen von deutscher, italienischer, französischer Musik: es ist nur Musik, was er giebt, aber göttliche.

Die Mitglieder des Theatre français hatten neulich beim Minister des Innern Audienz und suchten ihm begreiflich zu machen, daß die Comédie française durchaus einen Mann an der Spitze haben müsse, welcher es verstehe, ihr die Presse geneigt zu machen, um dieselbe zu einstimmigem Wohlwollen gegen sie zu vereinigen. Der Minister hörte die klugen Künstler ruhig an, und antwortete lachend: „Meine Herren, einen solchen Mann fordern Sie von mir? Wenn ich ihn fände, bei Gott, ich behielte ihn für mich!" — —

Aus England.

Man lies't in der Gazette litteraire, einer Zeitung die in London erscheint: „Seit einiger Zeit stellt man Versuche mit einem Dampfschiff an, das nach einem neuen Muster gebaut ist, und bis jetzt läßt Alles voraussehen, daß diese Versuche gänzlich gelingen werden. Alles was wir für den Augenblick über diese merkwürdige Erfindung sagen können, ist, daß diese Schiffe, von ganz neuer Art, keine Räder noch sonstige äußere Arbeiten haben. Die ganze Maschine befindet sich in dem untern Schiffsraum, woselbst ein wagerechtes Rad angebracht ist, das durch Dampfkraft getrieben auf einen Wasserwirbel wirkt, der durch das Vordertheil einläuft und durch das Hintertheil abfließt und den Gang des Schiffes beschleunigt. Vermittelst eines eben so kunstreichen als einfachen Verfahrens kann sich das Schiff nach allen Richtungen hin bewegen und sein Lauf kann nach Willkühr beschleunigt, geschwächt oder gänzlich angehalten werden. Mit einem Wort, man kann behaupten, daß diese neue Erfindung eine wahre Revolution in der Dampfschiffahrt hervorbringen wird.

Aus Rußland.

Ein Zahnarzt, Wallenstein in Petersburg, hat beim Einsetzen künstlicher Zähne eine neue Methode eingeführt, welche sich bewährt. Er legt in die Oeffnung der Wurzel, in welche man den Stift des einzusetzenden Zahnes bringen muß, ein Kelichen aus einem Amerikanischen Baume, welches die Eigenheit hat, bis zu einem gewissen Grade anzuquellen und dann steinhart zu werden. Statt des früheren Mittel gebraucht Herr W. zur Umwickelung des Stifte und des Holzes die Fasern einer an der Küste von Neuseeland wachsenden Pflanze, welche nicht faule und den Draht vollkommen ersetzen.

Mosaik.

Ein Ständchen im himmlischen Reich.

Wir entlehnen aus einem Bericht über China in der „Revue de deux mondes" folgende merkwürdige Schilderung der Musik im himmlischen Reiche: „Ein chinesisches Orchester besteht gewöhnlich aus einer gewissen Anzahl Gongs, (einer Art großer Becken, aus einem Amalgam verschiedener Metalle gemacht), Trommeln, Zimbeln und Blasinstrumenten von schrecklichem Mißtone. Jeder Musikus spielt auf seinem Instrumente, als wäre er allein, mit aller Kraft seiner Lunge oder seiner Arme, ohne sich auch nur im Geringsten um seinen Nachbarn zu bekümmern. Es ist unmöglich, den Effekt, den dieses Gemisch von Tönen hervorbringt, zu beschreiben. Es liegt darin wahrhaft Höllisches in der Musik des himmlischen Reichs, und nur ein Chinese ist im Stande, sie anzuhören, ohne Nervenzufällen ausgesetzt zu sein. Man sagt — wir wissen nicht, wie viel an der Sache wahr ist — daß Hauptgrund des Todes Lord Napier's der erschreckliche Charivari anzusehen ist, den zu seiner Ehre die Chinesen veranstalteten, und der drei Tage hinter einander dauerte, während der Lord der grausamsten Tortur ausgesetzt zu sein glaubte. Man behauptet, daß der Lord das Gift, welches ihn von Canton nach Macao zurückführte, allen Symptomen der Krankheit, welcher er unterlag, beigelassen hat. Wir begreifen übrigens leicht, daß kein Europäer solchem einem chinesischen Concert von solcher Dauer Stand halten könne."

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 31.

Bremen, Donnerstag den 16. April 1840.

Gestorben:

Nro. 364. Den 10. April. Des Schuhmachers Jacob Henning Sohn, 1 Jahr; Knoopstraße Nro. 7.

— 365. Den 10. — Der Schneidermeister Diedr. Heinr. August Weber, 61 Jahr; Osterthorswallstraße Nro. 82.

— 366. Den 11. — Der Matrose Peter Peters, 18¾ Jahr; am Bollwerk.

— 367. Den 11. — Gesina Brandt, 33 Jahr; Grasenstraße Nro. 25.

— 368. Den 12. — Der Dienstknecht Heinr. Gabbert, 24 Jahr; gr. Sortillenstraße Nro. 9.

— 369. Den 12. — Des Cigarrenmachers Andreas Warnken Sohn, 3 Monat; Warnken-Gang Nro. 4.

— 370. Den 12. — Die Dienstmagd Rebecca Meyer, 17¼ Jahr; Buntenthorssteinweg Nr. 160.

— 371. Den 12. — Der Arb. Hinr. Reinken, 38 Jahr; Langendeich.

— 372. Den 12. — Des verst. Joh. Hinrich Koppelmeyer Wittwe, geb. Bötjers, 70 Jahr; Armenhaus.

— 373. Den 12. — Metta Woltermath, 18 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 109.

Nro. 374. Den 13. Apr. Des Küpergesellen Dan. Sengstack Sohn, 1¾ Jahr; Alten-Steinweg Nro. 32.

— 375. Den 13. — Des Maurergesellen Joh. Michael Wendel Ehefr., geb. Rohde, 68 Jahr; im Runken.

— 376. Den 13. — Die Näherin Dorothea Elisabeth Burmeister, 42 Jahr; Coißen-Gang Nro. 5.

— 377. Den 13. — Des Hausmeisters im Stadthause Joh. Bernhard Grimm Ehef., geb. Gronau, 28½ Jahr; Domshof.

— 378. Den 13. — Der Arb. Carl Heinr. Behrens, 32 Jahr; Großenstraße.

— 379. Den 14. — Des Arb. Joh. Hinrich Schröder Ehefr., geb. Berk, 27½ Jahr; Großenstraße Nro. 11.

— 380. Den 14. — Die Dienstmagd Margar. Windhorn, 80 Jahr; Rövekamp Nro. 1.

— 381. Den 14. — Die Dienstmagd Margar. Maria Hagens, 85 Jahr; Westerstraße Nr. 24.

— 382. Den 14. — Der Arb. Diedrich Hagemann, 32 Jahr; Stangen-Hof Nro. 17.

Geboren:

Nro. 469. Den 7. April. Des Kaufmanns Gustav Theodor Dreier Ehefr., geb. Schacht, Schlachte Nro. 28; von einem Mädchen.

— 470. Den 9. — Des Musicus Hermann Hinrich Kielenbeck Ehefrau, geb. Graulich, Bleicherstraße Nro. 38; von einem Knaben.

— 471. Den 10. — Des Instrumentenmachers Mathias Luiz Ehefrau, geb. Schünemann, Neuenweg Nro. 7; von einem Mädchen.

— 472. Den 11. — Des Wachtmeisters Joh. David Bode Ehefr., geb. Borchers, Dechanatstraße Nro. 6; von einem Mädchen.

— 473. Den 12. — Des Senators Dr juris Joh. Carl Friedr. Gildemeister Ehefr., geborne Stolz, U. L. Fr. Kirchhof Nro. 5; von einem Mädchen.

Nro. 474. Den 12. Apr. Des Mäklergehülfen Conr. Carl Ostermann Ehefr., geb. Bultmann, am Wall Nro. 36; von einem Knaben.

— 475. Den 12. — Des Arb. Heinr. Ernst Stoffregen Ehefr., geb. Feldhusen, Osterthorsstraße Nro. 4; von einem Knaben.

— 476. Den 12. — Des Küpergesellen Joh. Heinrich Christ. Carl Haake Ehefrau, geb. Schumeyer, auf dem Häfen Nr. 1; v. e. M.

— 477. Den 12. — Des Kaufmanns Heinr. Budelmann Ehefr., geb. Burhof, Osterstraße Nro. 61; von einem Knaben.

— 478. Den 12. — Ein Knabe — außerm Steinthor Nro. 67.

— 479. Den 13. — Des Arb. Friedr. Möhring Ehefr., geb. Schierenbeck, Hastedt Nro. 10; von einem Knaben.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 32.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 19. April 1840.

Du edles Volk, voll alter deutscher Treue
Steh' Du nur fest am heiligen Altar;
Bleib stark und kühn, kein fremder Wahn entweihe
Den Siegeskranz, den Hermann's Geist gebar. Daeves.

Noch ist Teutschland nicht verloren.

Noch ist Teutschland nicht verloren,
Und noch wogt das starke Schiff,
Haben ihm gleich Tod geschworen
Loser Sturm und starres Riff;
Denn es ist aus teutschen Eichen
Wohlgezimmert fest und gut,
Wird nicht auseinander weichen,
Auf, ihr Teutschen, fasset Muth!

Aber tüchtige Piloten
Müssen walten an dem Bord,
Müssen helfen dem Bedrohten
Durch ein fest Kommandowort;
Und es muß ihr Ruf das Dröhnen
Uebertönen an dem Riff;
Durch des Sturmes wildes Höhnen
Dringe laut der Vormanns Pfiff.

Laßt getrost die Segel schwellen,
Nützt den Sturm zu eurem Heil,
Und den Anker laßt den Wellen,
Der nur treibt am morschen Seil!
Fest am Steuerrad gehalten!
Schiffsvolk, folge dem Gebot! —
Denn der Meut'rer finstres Walten,
Bringt dem Schiffe sichern Tod.

Noch ist Teutschland nicht verloren. —
Fluch der Memme, die verzagt!
Dreimal Fluch dem eitlen Thoren,
Der im Uebermuth es wagt
Selbst das Vaterland zu spotten,
Und die falschen Fremden ruft,
Daß sie sich zusammenrotten
An des Ufers jäher Kluft!

Daß sie schauen mit Vergnügen,
Wie das Schiff die Brandung streift,
Und der Sturm mit wilden Zügen
Es zum finstern Grunde schleift.
Fluch den Fremden, Fluch den Wälschen
Die nur lauern auf Gewinn,

Die uns Treu und Glauben fälschen:
Teutsche, wahrt den teutschen Sinn! —

Noch ist Teutschland nicht verloren:
Bleibt nur einig auf dem Schiff!
Dann wird es wie neu geboren,
Trotz dem Sturm und trotz dem Riff,
Sicherlich in den Hafen laufen,
Stets bereit zu neuer Schlacht;
Wie einst, als die Hohenstaufen
Noch geblüht in hoher Macht.

Wien, den 16. März 1840.

Alexander Graf von Württemberg.

Londoner Scenen.

(Beschluß.)

Morgens, Mittags und Abends hörte sie eine Maus hinterm Getäfel, und ich wurde gerufen, sie zu vertreiben. Ihr Kanarienvogel war aus dem Gebauer entwischt; wollte ich wohl so gut sein, ihn zu fangen? Ich wurde krank, war aber herzlich froh, als ich wieder gesund sein durfte; denn fünfmal des Tages ließ sie sich erkundigen, wie ich mich befinde, und überschüttete mich außerdem mit Schüsseln voll blanc-mangé, mit Gelées, Magentropfen, Himbeeressig, frisch angekommenen Früchten und Aufläufen, die sie selbst bereitet. Ich war jedoch standhaft; das ewige Bücherleihen, der beständige Austausch der Zeitungen, die mir täglich zum Corrigiren geschickten Federn, die nothgedrungene Vermittlung zwischen ihr und groben Lohnkutschern, die Bitte, ihr einen Barbier für ihren Pudel zu empfehlen, nichts focht mich an; bis endlich — der Zorn des Himmels treffe alle faltigen Treppenteppiche, alle umherstehenden Ueberschuhe und jede auf den Boden geworfene Orangenschale! *) Eins oder das Andere war Ursache, daß die Predigerswittwe unmittelbar vor meiner Stubenthür ausgleitete und sich den Knöchel verrenkte. — Das Absehen auf mich lag am Tage; von den vier weiblichen Dienstboten war nicht eine im Hause, und mein Bedienter, mein letzter Schirm und Schutz, mußte eiligst fort, den Chirurgen zu holen. Nun, Dank der Vorsehung, die wenigstens die Heirath gnädigst von mir abwendete! Genug, sechs oder sieben Monate später übergab ich ihr mein Haus sammt Allem, was darin war, und miethete mir eine chambre garnie.

Was man eine chambre garnie nennt, ein vollständig eingerichtetes Quartier, das dient am Ende unter allen Wohnmanieren die meiste Bequemlichkeit. Natürlich finden sich auch die Steine des Anstoßes. Einmal wohnte ich bei einem Chirurgen: da ich nicht die Kost bei ihm hatte, so konnte ich das schon wagen. Aber der Lärm der Nachtklingel war unerträglich; bald ließen Patienten klingeln, bald klingelten Leichendiebe, und zufällig erfuhr ich, daß, wenn die Praxis flau ging, der Nachtwächter klingelte. Aus einem Quartiere vertrieb mich ein Musiklehrer, der mir gegenüber von früh bis Abend Unterricht auf dem Waldhorne gab. In einem andern blieb ich nur zwei Tage, weil in der Stube unter mir, an welcher ich häufig vorbei mußte, ein Verrückter hauste. Zwei Quartiere verließ ich, weil meine Wirthinnen sich in mich verliebten; drei, weil, ich weiß nicht wie viele Papageyen in der Nachbarschaft schrieen; eines, weil in einem Hofe, nach welchem hinaus meine Schlafstube lag, ein Hahn die ganze Nacht hindurch krähte, und ein anderes, wo ich drei volle Monate gewohnt, das beste von allen, wo ich vielleicht bis auf den heutigen Tag geblieben wäre, weil ein achtjähriger Junge — nichts auf der Welt unausstehlicher als ein achtjähriger Junge — nach Hause gekom-

*) Wie in London Alles seine Season hat, so auch die Orangen, die um Weihnachten in Schiffsladungen ankommen und dann oft spottwohlfeil sind. Dies ist zugleich in London die Season der Arm- und Beinbrüche; denn nichts gefährlicher als die auf den Trottoirs umherfliegenden Orangenschalen.

men, hier seine neunwöchentlichen Schulferien zuzubringen. Der Junge hatte stets vor meiner Stubenthüre etwas zu schaffen, und je mehr ich mich erzürnte, desto wilder trieb er's. Ich gestehe, daß ich mich mit Mordgedanken gegen ihn trug.

Erfahrung macht klug, und ich wiederhole, daß unter den schlechten Wohnorten die chambre garnie die beste ist. Verflossenen Monat habe ich siebenmal gewechselt; daran waren aber Zufälligkeiten Schuld. Wer eine reiflich überlegte Wahl trifft, kann ziemlich mit Sicherheit darauf rechnen, vierzehn Tage in demselben Quartiere zu bleiben. In meinem letzten Quartiere hatte ich zehn Tage gewohnt, und aufrichtig gestanden, es war mir nicht ganz klar, was mich zum Ausziehen veranlassen könnte. Nur eine Ahnung war in mir: meine Wirthin hatte keine Kinder und hätschelte deßhalb einen Affen; zweitens spielte der Bursche, der mich bediente, die Violine. Also fürchtete ich, die Chance meines Ausziehens werde zwischen der Violine und dem Affen liegen. Gestern nun war auf einmal meine Stube voll Rauch. Ich stürmte an der Klingel und rief dem eintretenden Burschen zu: „Das Haus muß brennen." — „Nein, Ihre Gnaden," erwiederte Thomas, „gewiß nicht; 's ist nur die Esse." — „Nur die Esse! Augenblicklich fort und lösche das Feuer! Aber halt! welche Esse brennt denn?" — „Bloß die Küchenesse, Ihre Gnaden." — „Bloß die Küchenesse! Und wie ist das zugegangen?" — „Ich stimmte bloß meine Violine, da nahm Marie, das Hausmädchen, das Colophonium und warf es in's Feuer."

Stimmte bloß seine Violine — Ich hab's geahnt! „Und wo ist der Wirth?" — „Nicht zu Hause." — „Und die Frau Wirthin?" — „Bloß in Ohnmacht, Ihre Gnaden." — „Das Feuer bringt dich an den Galgen! wir haben eine besondere Parlamentsakte. Die Kleider vom Leibe und die Esse hinauf! Rasch, sage ich, rasch!"

Kaum war Thomas die Treppe hinab, so hörte ich Rädergerassel und Feuergeschrei. Die Kirchspielsspritze war gekommen und — das litt keinen Zweifel — mit ihr einige Dutzend Spitzbuben. Also schrie ich Thomas nach, alle Thüren zu schließen und die Spitzbuben nicht einzulassen. *) Dann lief ich selbst in die Küche. Die Hausmagd lag mit zugedrückten Augen auf dem Teppich, **) und Thomas saß zitternd in einem Winkel. Ich befahl ihm, seine Bettdecke in's Wasser zu tauchen, damit auf's Dach zu steigen und die Esse zu verstopfen. ***) Im Augenblicke, wo ich wieder meine Stube erreichte, wurde sie unter Wasser gesetzt. Ein Strom ergoß sich aus dem Kamin. Der Hausnachbar war über das Dach zu Hülfe geeilt und hatte seinen Wassereimer in den nicht brennenden Schornstein geschüttet. Thomas Bettdecke erstickte das Feuer. — Weil ich nun nicht länger im Hause bleiben wollte, aber auch ein passendes Quartier nicht sogleich finden konnte, miethete ich einen Wagen und brachte darin, mit Ausnahme der zu Speise und Trank in einem Kaffeehause nöthigen Zeit, die nächsten zweimal vier-und-zwanzig Stunden zu. Das Wohnen in einem Miethwagen hat ebenfalls sein Unangenehmes; aber Alles genau erwogen, bin ich der entschiedenen Meinung, daß ein unverheiratheter Mann, dem

*) So lange bloß der Schornstein brennt und die Hausbewohner Löschanstalten treffen, haben sie keine Verbindlichkeit, die Feuermänner einzulassen.

**) Weil eine englische Küche ein Zimmer, und ein anständiges Zimmer nie ohne Teppich ist, so fehlt letzterer auch keiner Küche eines irgend respektabeln Hauses.

***) Auf diese Art werden die brennenden Schornsteine in London fast immer von den Hausherrn selbst gelöscht. Bekanntlich sind die meisten Dächer flach und daher die Essen vollkommen zugänglich.

in London die Wahl frei steht zwischen einem halben Hause und einem ganzen Miethwagen, am klügsten thut, sich für letztern zu bestimmen.

Auswanderung nach der östlichen und westlichen Erde.

(Fortsetzung.)

Aus Deutschland sind in den Jahren 1836 bis 1838 6002 Auswanderer über Hamburg verschifft worden. Mit Ausnahme von 595 nach Australien, 55 nach Montevideo und 71 nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, war der übrige Theil nach den Vereinigten-Staaten bestimmt. Ueber Bremen war die Zahl viel bedeutender. Dort sind in den beiden Jahren 1837 und 1838 23,534 nach den Vereinigten-Staaten verschifft worden. Rechnet man dazu, was seinen Weg über Holland und Havre findet, so werden 18 bis 20,000 der Wahrheit so ziemlich nahe kommen. Der Strom deutscher Auswanderer dürfte sich also in den letzten 9 Jahren auf 150,000 berechnen lassen. Daraus ergiebt sich eine jährliche Wanderung von 80,000 Seelen aus Großbritannien und Deutschland nach den bezeichneten Ländern.

Das brittische Nordamerika, mit Ausschluß der westlichen Gebiete, umfaßt etwa 16,000 [] Meilen mit 280 Millionen Acker Land, den Acker zu 43,560 rheinländischen Geviertfuß berechnet. Die Bevölkerung kann jetzt auf 1,500,000 Seelen angenommen werden.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika kann man auf 100,000 [] Meilen annehmen, wovon 40,000 östlich vom Missisippi liegen. Sie enthalten etwa 1300 Millionen Acker Land mit 18,000,000 Einwohnern.

Australien und Tasmania werden auf 140,000 [] Meilen berechnet, und zählen jetzt 286,000 Seelen mit 320 Millionen Acker Land. Die geographische Eintheilung dieses Landes ist auf folgende Weise gemacht worden:

1. Neusüdwales, oder die Ostküste von 28° bis 36° S. B. und 112° bis 149° O. L. v. Gr., mit 85,000 Einwohnern.

2. Tasmania, von 41° bis 43° S. B. und 144° bis 148° O. L., mit 45,000 Einwohnern.

3. Schwanenfluß (Swan-River) oder das westliche Gebiet, von 31° bis 35° S. B. und 115° bis 129° O. L. mit 52,500 Einwohnern.

4. Südaustralien, von 24° bis 34° S. B. und 142° bis 141° O. L., mit 103,000 Einwohnern.

Neuseeland umfaßt etwa 3000 [] Meilen, mag ungefähr 3000 Europäer zählen und mit auf 70 Millionen Acker Land berechnet.

Vergleicht man Größe und Bevölkerung dieser Länder miteinander, so kommen:

auf das brittische Nordamerika	94	Menschen auf die []	
— die Vereinigten-Staaten	180	—	— -
— Australien und Tasmania	2	—	— -
— Neuseeland	1	—	— -

Da die Fortdauer der Auswanderung für mehrere Länder unter den jetzigen Verhältnissen zur Nothwendigkeit geworden, so entsteht die Frage, welches von den genannten Ländern den Vorzug verdient? Canada, Neuschottland und Neufundland sind ihrer Lage wegen wichtig, ihre Erzeugnisse kommen mit den europäischen überein; allein der Winter ist entsetzlich streng, und dauert vom November bis im April. Die nördliche Hälfte der Vereinigten-Staaten ist fast in demselben Fall; die südliche außerordentlich heiß, und der Sklaverei wegen nicht für den Ansiedler geeignet. Was für den europäischen Einwanderer am tauglichsten ist, liegt in der Ausdehnung von Pennsylvanien und New-York gegen den Missisippi hin; allein dort sind die Vortheile früherer Niederlassungen

nicht mehr zu finden, ausgenommen man zieht sich weit gegen Abend zurück. Ueber Nordamerika überhaupt ist in Beziehung auf Auswanderung so viel geschrieben worden, daß man nichts Neues darüber sagen kann. Raum ist noch genug vorhanden, und Auskommen für den geschickten und fleißigen Arbeiter immer zu finden.

Weniger bekannt als Nordamerika sind Australien und Neuseeland. Beide Länder hat man erst neuerlich berücksichtigt, das letztere kaum seit einigen Jahren. Australien, wäre es auch zehnmal größer, hat mit so vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, daß es nie ein ackerbauendes Land werden kann. Die unglaubliche Dürre, der Mangel an hohen Gebirgen, an Wasser und Holz, der Mehlthau und die Fehlernten sind unübersteigliche Hindernisse. Was man in öffentlichen Blätter über große Ströme faselt, nimmt sich recht gut auf dem Papier aus; allein was ist ein Strom, den man 20 oder 30 Stunden aufwärts befahren kann? Wäre der Boden gut und könnte man auf den Graswuchs nur einigermaßen zählen, welcher Viehzüchter würde ein Nomadenleben mit seinen Schafen führen und 50 bis 100 Stunden weit ins Innere ziehen? Welche Vorzüge das Land noch bergen mag, ist allerdings unbekannt; allein es ist klug an das Bekannte sich zu halten und Träumereien keinen Spielraum zu lassen. Sidney wäre nie geworden, was es ist, hätte nicht die Regierung große Summen zur Errichtung der Verbrechercolonie verwendet, und die Arbeit dieser Menschen bei der Anlegung von Straßen u. s. w. sich zu Nutzen gemacht. Die gesellschaftlichen Verhältnisse sind überdieß höchst unangenehm, und bei dem jährlichen Zuflusse von 3500 Verbrechern keineswegs ermunternd.

Englands System besteht augenblicklich darin, alle tauglichen Stellen dieses großen Landes an den Küsten zu besetzen, weil die Natur freiwillig ihre Gaben durch den Fischfang reicht, und die Verbindung der verschiedenen Niederlassungen zur See leicht zu unterhalten ist. Treten Mißjahre ein, so ist es nicht zu vermuthen, daß sie überall gleich schlecht ausfallen werden, sondern eine Colonie kann der andern beistehen, und ihren Ueberfluß mit Hülfe von Dampfschiffen schnell nach den bedrohten Stellen werfen. Hat man die tauglichsten Strecken besetzt und eine genaue Kenntniß vom Lande erlangt, so rückt man nach Umständen weiter ins Innere vor, und thut keinen Schritt ohne genaue Erwägung der Oertlichkeiten. Bereits sind mehrere übereilte Niederlassungen wieder zu Grunde gegangen, während andere sichtbar sich heben. Port Philip, am südlichen Ende Australiens ist in gutem Flor. Dieser Hafen liegt etwa 120 Stunden südwestlich von den nächsten Niederlassungen in Neusüdwales. Der Hauptort Melbourne ist im 38 sten Grade der Breite zu suchen, und beherrscht eine prächtige Bucht, die auf beiden Seiten sieben Stunden lang und von hohem Lande eingeschlossen ist. Im October 1838 lebten dort bereits 3000 Menschen. 39,880 Acker Land waren für 42,478 Pf. St. verkauft worden, was doch schon 13 fl. für den Acker beträgt, und um die Hälfte zu theuer ist. Durch Landspeculanten (land sharks) wird der Werth vertheuert, und in kleinen Grundstükken zu unglaublichen Preisen wieder verkauft. Was noch im Jahre 1837 bei einer öffentlichen Versteigerung für 7 und 27 Pfd. erstanden worden, hat im Jahre 1839 zu 600 und 930 Pfd. abermals Käufer gefunden. Zur Verbindung zwischen Sidney und Port Philip sind 16,000 Pfd. nach England übermacht worden, um ein Dampfschiff von 600 Tonnen kommen zu lassen.

Außer Port Philip ist nun auch seit Februar 1839 Port Lincoln in Aufnahme gekommen. Bereits waren 15,000 Acker Land ver-

messen worden, und etwa 300 Ansiedler an Ort und Stelle. Port Lincoln besteht eigentlich aus drei Häfen. Lincoln selbst liegt an einer Bucht, die sich 80 Stunden weit ins Land hinein erstreckt, und die Ansiedlung besonders begünstigt. Lincoln gegenüber, an der östlichen Küste, soll Port Victoria und westlich von jenem Port St. Vincent angelegt werden. — Die Niederlassung am Schwanenflusse ist im Jahre 1829 gegründet worden, und scheint nur geringe Fortschritte zu machen. Aus 14,002 Einwanderern vom Jahre 1838 haben sich nur 115 dahin gewandt. Die Nachrichten über den Erfolg des Ackerbaues und der Viehzucht sind so zweideutig, daß man sie nur mit der größten Vorsicht aufnehmen kann. Der Wallfischfang scheint dagegen mehr Aufmerksamkeit zu erregen, weil diese Thiere in den dortigen Gewässern in der That zahlreich sind.

Auf der Ostküste von Australien liegt Sidney mit seinen stets sich mehrenden Verbrechern. Hier herrscht die größte Thätigkeit und der Mangel an Arbeitern aller Art ist fühlbar. Sir George Gipps, der dortige Statthalter, verlangt jährlich 3000, die mit Weibern und Kindern auf 12,000 Seelen sich belaufen sollen. Im Jahre 1838 sind 6463 auf Kosten der Regierung geschickt worden. Um 12,000 Menschen von England nach Sidney zu schaffen, werden 250,000 Pfd. St. erfordert. Der ursprünglichen Verordnung gemäß sollte eigentlich der Kaufschilling, welcher aus den Ländereien gewonnen wird, zur Herbeischaffung von Arbeitern verwandt werden; allein es scheint, daß bisher dieses Geld immer zu andern Zwecken bestimmt worden ist. Die Einkünfte von 1838 werden auf 202,519 Pfd. angegeben, und weisen einen Ausfall von 24,320 Pfd. gegen 1837 nach. Dies wird dem Schmuggeln von Tabak und Branntwein zugeschrieben, und ist eine natürliche Folge der hohen Zölle dieser beiden Artikel, wovon der erstere mit 3 Rt. die Gallone von 3 Maaß und der letztere mit 1 Rt. 24 Gr. das Pfund besteuert ist. Der Landverkauf hat im nämlichen Jahre 131,499 Pfd. eingebracht, woraus man schließen kann, daß etwa 220,000 Acker veräußert wurden, weil die Regierung neuerlich den Preis auf 12 Shilling (ca. 4 Rt.) festgesetzt hat. Dieses Verkaufes ungeachtet und der bereits erwähnten übrigen Einnahme hat die Summe doch nicht hingereicht, die Ausgaben zu decken, die sich auf 463,161 Pfd. belaufen haben. Dazu kommen noch die Auslagen des Commissariats von 286,000 Pfd., welche aus der Kriegscasse bestritten werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gräuelscenen im Oriente.

Unter dieser Aufschrift enthält die Mainzer Zeitung einen recht interessanten Artikel, dessen Schluß wir unsern Lesern mittheilen wollen:

Im Oriente, ihrer eigentlichen Heimath, leben die Kinder Israel überall zerstreuet, aber für die levantischen Länder sind sie eine wahre Wohlthat. Während die Armenier mehr den Großhandel betreiben, ist der Kleinhandel vorzugsweise in den Händen der Griechen und Juden. Die Letzteren, die ihre angeborene Regsamkeit und Gewandtheit auch dort zeigen, werden von dem trägen, faulen Türken, der ja auch auf den Christen dummstolz herablickt, mit der größten Verachtung behandelt. Sie haben in allen Städten ihre besonderen Quartiere, und der Beschränkungen, welchen sie ausgesetzt sind, giebt es eine große Menge. Zu Damaskus in Syrien, einer der heiligen Städte des Islam, in welcher sich jährlich die syrischen Pilger versammeln, die zum Grabe des Propheten nach Mekka wallfahrten, und deren Bevölkerung von 150,000 Seelen zu

fanatisch ist, daß vor der ägyptischen Herrschaft kein Europäer in Frankenkleidung sie betreten durfte, leben etwa 25,000 Juden. Sie treiben ausgedehnten Handel, und sind zum Theil sehr reich. Auch verhältnißmäßig viele Christen wohnen in Damaskus; der Patriarch von Antiochien, unter welchem mehr als 40 orientalische Erzbisthümer und Bisthümer stehen, hat dort seinen Sitz; selbst abendländische Christen sind vorhanden und spanische Mönche besitzen in Damaskus ein Kloster.

Am Ende Februar oder Anfang März des laufenden Jahres, — (zu derselben Zeit, als am Niederrhein sich die alberne, durch gerichtliche Untersuchungen als völlig unwahr erwiesene Sage verbreitete, zwei Juden hätten einem Mädchen Blut abzapfen wollen,) — verschwand auf einmal der Superior dieses spanischen Klosters, Pater Thomaso, und mit ihm sein Diener, welcher ihn auf einem Ausgange begleitet hatte. Aller Nachsuchungen ungeachtet, war nirgends eine Spur von ihnen aufzufinden, und es blieb ein Geheimniß, was aus beiden geworden und was mit ihnen geschehen sein möchte. Die christliche Bevölkerung, welche den würdigen Pater geliebt und geachtet hatte, wandte sich nun an die städtischen Beamten sowohl, als an die ägyptischen Regierungsbehörden, und diese erleuchteten Männer kamen in ihrer großen Weisheit bald zu dem Schlusse, daß der Pater Thomaso ermordet worden sei, und zwar von niemand anders als von Juden, denn diese hätten ihn ohne Zweifel abgeschlachtet, um mit seinem Blute allerlei teuflische Künste zu treiben. Es wäre ein Wunder gewesen, wenn sie arme Juden einer solchen Freveltat beschuldigt hätten, da bei solchen ja kein Hab und Gut zu konfisciren gewesen wäre. Also verhafteten sie einige der reichsten jüdischen Kaufleute und einen unglücklichen Barbier, letztern unter dem Vorwande, man habe ihn kurz vor dem Verschwinden des Paters mit demselben lustwandeln sehen, und es sei demnach gar kein Zweifel, daß Juden ihn ermordet hätten. Neun Juden wurden ins Gefängniß geworfen, nach löblicher orientalischer Sitte auf das Schauderhafteste gemartert und dermaßen gefoltert, daß sie nicht nur alles, was ihre Peiniger wollten, eingestanden, sondern sogar freiwillig den großen Propheten Mohammed anriefen: La Allah il Allah schrieen, und erklärten, sie wollten gute, treue Muselmänner werden. Wie großen Werth jeder Verständige auf Geständnisse zu legen hat, die einem Angeschuldigten durch die Folter abgepreßt werden, ist bekannt; man hat dieselbe daher auch im civilisirten Europa abgeschafft, aber im Oriente hält man bekanntlich starr an Allem fest, was aus der guten alten Zeit stammt.

Genug, von den neun gefolterten Juden bekannten sieben, um weitern Martern und Qualen zu entgehen, alles was der Henker wollte. Und nun hieß es: Daust Arari, einer der reichsten jüdischen Kaufleute, dabei ein Mann, der stets eines unbescholtenen Rufes genoß, und seiner Rechtlichkeit wegen so hoch geachtet wurde, wie ein Anhänger des großen Propheten einen Hund von Juden überhaupt achten kann, — dieser Daust Arari habe den Pater Thomaso in sein Haus gelockt, in welchem seine sämmtlichen Brüder und noch einige andere gleichfalls sehr reiche Juden schon versammelt waren; alle seien dann wie die Hyänen über den Pater hergefallen, und hätten denselben geknebelt und gebunden, worauf ein jüdischer Barbier und ein Diener Daust Arari's auf Befehl dieses letzteren den Pater zu Boden geworfen hätten. Sodann, — das wollen die weisen Richter weiter herausgepreßt haben, — mußte der Diener sich auf des Paters Leib setzen, und der Barbier riß demselben den Bart aus,

während die Gebrüder Hahum Arme und Beine festhielten. Darauf nahm Dauft Arari ein grosses Messer, schnitt dem Pater die Kehle ab, und Dauft's Bruder, Aaron Arari, und Mussa Elasieh und noch ein Mann, Mussa Salamonah machten ihn völlig todt. Aber noch nicht genug; außer diesen vier Mördern, die der Habsucht der ägyptischen Behörden noch nicht genügten, sollen noch drei andere Juden Theil genommen haben, an jener ihnen aufgebürdeten Schandthat; diese hingen nämlich, — so sagt die Fabel weiter, — den Leichnam des Paters bei den Beinen auf: einer hielt einen Eimer unter, um das Blut aufzufangen, während die beiden Anderen, um dessen Abfluß zu beschleunigen, Bauch und Beine und Arme mit ihren Händen drückten und quetschten. Als nun der Pater keinen Tropfen Blutes mehr in sich hatte, da stürzten sich die Juden wie toll und verzweifelnd über die Leiche her, schnitten sie in viele kleine Stücke, thaten diese in Beutel oder Säcke, und warfen diese Säcke in die große Kloake des Judenviertels, behielten aber natürlich das Blut zu ihren teuflischen Ceremonien. Fleisch und Kleider des Paters sollen aus der Kloake hervorgezogen worden sein. Den Leichnam des Bedienten, welcher den Pater begleitete und zugleich mit ihm verschwand, will man im Keller eines andern reichen Juden, Namens Thora, gefunden haben, und in Damaskus glaubte man, daß eine zweite Korporation von Juden diesen Bedienten zu ähnlichen schändlichen Zwecken gebraucht habe.

(Der Beschluß folgt.)

* Literatur.

So eben hat die Presse verlassen und ist bei C. Schünemann erschienen: „Historischer Bericht von der Buchdruckerkunst." Von Dr. Johann Wilhelm Schaefer.

In mehrfacher Hinsicht hat sich der Verfasser durch seine treffliche Arbeit ein Verdienst erworben, einmal als treue und ansprechende Schilderung der Erfindung, Vervollkommnung und nachmaligen Schicksale dieser wichtigen Kunst, deren viertes Jubiläum im Laufe dieses Jahrs einfällt und dann auch, als Beweis für unsere Nachkommen, daß auch Bremen die hohe Würde und die segensreichen Erfolge derselben zu begreifen und zu ehren wußte. Alle Gebildete des deutschen Vaterlandes, das mit Stolz die Erfinder zu seinen Söhnen zählt, ja, alle Gebildete des Erdballs sollten sich berufen fühlen diese Feier durch Beweise ihrer Theilnahme allgemeiner zu machen und zu verherrlichen. Es ist eine Sonnenfeier des Lichts gegen die Finsterniß, der Bildung gegen die Rohheit, des Rechts gegen die Willkühr, des freien Aufschwungs gegen die Niederdrückung der aus heiligem Borne entsprungenen und dahin zurückkehrenden Geisteskräfte. Aufzuzählen, was die Menschheit dieser Kunst verdankt, würde eine leichte aber endlose Arbeit sein, und sie ohne sie war und noch sein würde wird jeder Denkende eben so leicht herausfinden können.

Miszelle.

Tageslänge an verschiedenen Orten.

In Berlin und London währt der längste Tag 16½ und der kürzeste 7½ Stunden. In Stockholm und Upsala der längste 14½ und der kürzeste 9 Stunden. In Hamburg, Danzig und Stettin der längste 17 und der kürzeste 7 Stunden. In Petersburg und Tobolsk der längste 19 und der kürzeste 5 Stunden. In Tornea der längste 21½ und der kürzeste 2½ Stunden. In Archangel und Neu-Herrnhut der längste 20 und der kürzeste 4 Stunden. In einer Stadt im nördlichsten Norwegen bleibt es vom 21. Mai bis zum 22. Juli ununterbrochen Tag; und auf den Spitzbergen dauert der längste Tag — 3½ Monate.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.", und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die

SCHNELL-  POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 32 des Bürger-Freundes für 1840.

Sonntag, den 19. April.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Die „Elbinger Anzeigen" geben folgende interessante Revue der Abgaben, welchen Waaren, insofern sie überhaupt passiren können, wenn sie von Preußen nach Polen wollen, unterworfen sind: Der allgemeine Eingangszoll, der Verbrauchzoll, die Expeditionsabgabe, die Stempel-, Siegel- Plombengebühren, die Gebühren für Zollquittungen, Bescheinigungen, Begleitscheine, Ursprungsatteste, Winde- und Waagegebühren, Niederlagsgelder, Zuschlagszoll, die allgemeine, sehr bedeutende Land- und Wasserkommunikations-Abgabe, im Ganzen also nicht weniger als fünfzehn verschiedene Abgaben. Der allgemeine Eingangstarif enthält die große Zahl von 546 Positionen, deren jede einen oder mehrere Artikel betrifft. Von diesen umfassen schon 203 Positionen lauter verbotene Gegenstände, deren Einfuhr jedoch gegen den im Tarif festgesetzten, in seiner Uebertreibung unerreichbar hohen Licenz-Zoll und unter besondern, höchst erschwerenden Umständen von der Regierungscommission in Warschau bewilligt werden kann. Die Einfuhr aller im Tarif nicht benannten Gegenstände ist unbedingt verboten. Ein unangenehmes Gegenstück zur preußengebornen Handelsfreiheit!

In Münchenberg, einem Städtchen zwischen Berlin und Frankfurt a. d. O., wurde Mozart's Don Juan von einer reisenden Schauspielergesellschaft aufgeführt. Die Sängerin der Donna Elvira konnte bei der Stelle:

Mann ohne Wort und Glauben
Willst Du den Trost mir rauben
Der mich noch aufrecht hält!

ihre Berliner Abkunft nicht verläugnen, und sang: Willst Du den Trost mich rauben: — Mir! Mir! schrie das hochdeutsche Auditorium. Die arme Donna sing, ganz betäubt, die Stelle nochmals von vorn an, sang auch das Mir richtig, blieb aber dabei, und fuhr dann fort: der mir noch aufrecht hält. Mich! Mich! schrie wieder das Parterre. Die Sängerin war einer Ohnmacht nahe. Des erbarmte sich das Herz eines Polizei-Sergeanten, er sprang auf eine Bank und rief: Meine Herren, ich bitte mich Ruhe aus! — Mir! Mir! tönte es ihm einstimmig entgegen, und seine Stimme verstummte.

In einem Münchener Blatte lies't man: „Hier soll ein neuer Kirchhof ins Leben treten!" Es lebe der Journalstyl!

Vom Thüringer Wald schreibt man: Ueber die heiteren und sonnigen Frühlingstage, die endlich zum Osterfeste bei uns eingekehrt sind, ist Jung und Alt hoch erfreut. Auf den Straßen und Feldern herrscht schon vom frühen Morgen an rege Geschäftigkeit und man sieht allenthalben an den fröhlichen Gesichtern, daß der Frühling im Anzug ist. Die Saaten haben glücklich den Winter überstanden und sehen frisch und fröhlich aus. Auch die Lerchen sind wieder da und helfen arbeiten.

Bei der Versammlung der Buchdrucker, Buchhändler und Schriftgießer in Berlin zur Berathung der Feier des Guttenbergfestes wurde einmüthig beschlossen, beim Ministerium nochmals den feierlichen Zug durch die Straßen mit Musik, Fahnen und Emblemen zu beantragen. Im Fall abermaliger Verneinung beschloß man, das Fest nicht in Berlin zu begehen, sondern sich der Feier in Leipzig anzuschließen und dafür zu sorgen, daß auch die Gehülfen dabei Antheil nehmen könnten.

Ein bairischer Mechaniker, Namens Unterholzer, der eine Maschine zum Fliegen erfunden, hat sich dem französischen Ministerium angeboten, bei dem königl. Namensfeste am 1. Mai nächsthin in den elisäischen Feldern aufzufliegen. Er behauptet, sich mit seiner Maschine vom Boden bis zu einer ihm beliebigen Höhe erheben, nach Willkür alle Richtungen nehmen und sich mit mehr oder weniger Geschwindigkeit herablassen zu können. Gebe der Himmel, daß dieser neue Icarus nicht wie der fabelhafte Held ende, oder daß er wenigstens ein Mißgeschick jenem ähnlich vermeide, das vor einigen zwanzig Jahren zu Paris der bekannte Degen erlitt.

Aus Frankreich.

Ingold in Paris, ein berühmter Mechaniker, hat jetzt eine Uhr componirt, die man wohl mit Recht als das niedlichste mechanische Kunstwerk ansehen kann. Es ist eine Stutzuhr von vergoldeter Bronze, deren Zifferblatt durch die Vorhalle eines durchsichtigen Tempels gesehen wird. Die Spitzgiebel dieses Tempels werden von zwei Säulen getragen, auf deren Polen zwei mit Edelsteinen geschmückte Kreise sich nach entgegengesetzten Seiten bewegen. Darüber schwebt ein Kolibri, von den prachtvollsten Steinen zu natürlicher Farbe täuschend zusammengesetzt. Kurz vor dem Schlage der Stunden öffnen sich die Flügelthüren des Tempels unter süßtönender Musik. Innerhalb des Tempels sitzt ein Jongleur und Taschenspieler, von allen Seiten mit Spiegeln umgeben. Er steht auf, macht sein Compliment, daß ihn der beste, dressirteste Salonheld und Courschneider drum beneiden möchte, und fängt nun an, eine Reihe der überraschendsten Jongleur- und Taschenspielerstücke dem Publikum, wenn er eins hat, zum Besten zu geben. Er macht den Kugelregen, läßt Kugeln verschwinden und wieder erscheinen, setzt leere Becher auf den Tisch und bei dem jedesmaligen Aufheben nimmt er eine Kugel hervor u. s. w. Dabei singt der Kolibri oben die schönsten Symphonien mit unsichtbarer Orchester-Be-

gleitung. Dieser buntgeschmückte, dressirte, mechanische Kolibri soll eine Ironie auf die Virtuosen- und Sängerkonzertkadenzenkunststücke sein. Nach einigen Minuten schweigt Alles, der Tempel thut sich zu, und die Uhr schlägt ganz prosaisch ihre Stunde. Ist die Uhr ein Triumph der Industrie, so ist es doch ein sehr geistloser Triumph, ähnlich dem, welchen die Fingerhelden, die sogenannten Klavier-Virtuosen feiern. Das Mechanische scheint sich immer breiter machen und den Geist und dessen Genialität in Miß-Credit bringen zu wollen.

Unlängst fand im Hotel Pourtales in Paris von mehreren Damen ein Ausverkauf verschiedener Gegenstände zum Besten der Armen des ersten und zweiten Arrondissements Statt. Es waren viele kleine Boutiquen angebracht, in welchen die schönsten Damen die Verkäuferinnen waren. Mad. Paul Olla. . . verkaufte um 800 fl. kleine Kuchen. Die schöne Frau von C... bot Blumen feil. Von dieser letzteren erzählt man sich etwas, das sehr in Paris gefiel. Ein Käufer fragte: „Was kostet dieses Bouquet, Madame?" — „Fünf und zwanzig Franks." — „Ich gebe dreißig," sagte ein Anderer. — „Da haben Sie's," sagte die schöne Sträußchenhändlerin, und indem sie ihm einen Knix machte, fügte sie hinzu: „Sie müssen mir noch einen Frank für den Knix geben!" Kann man mit mehr Anmuth für die Armen sammeln?

Aus England.

Dem englischen Parlament liegt jetzt eine Bill vor, welche die Errichtung einer Compagnie zum Zweck hat, um dem Meere gegen 15,000 Acres gutes Fruchtland abzugewinnen. Der Schauplatz der beabsichtigten Operationen ist das sogenannte „Wash," (d. i. die breite Meereseinbuchtung mit den weitläufigen Sandbänken an der flachen, kaum über das Meer erhabenen Küste von Lincolnshire.) Dieses große Nationalunternehmen wird viele tausend fleißige Hände beschäftigen, und kann einst vielen hundert Familien von Feldbauern Wohnung und Nahrung gewähren.

Eine neue Art filzartiges Tuch wird in England auf folgende Weise bereitet. In einem Zimmer werden die Flocken der Wolle durch ein Rad gleichmäßig in der Luft fliegend erhalten. In einem Gemache neben dem Zimmer wird die Luft durch eine Luftpumpe verdünnt. Wird nun die Zwischenwand zwischen beiden Gemächern weggezogen, so daß zwischen dem Zimmer und dem luftleeren Gemache nur ein feines Drahtgeflechte bleibt, so werden durch die Luftströmung die kleinen umherfliegenden Wollflocken mit Gewalt gegen das Drahtgeflecht gedrückt, und diese bilden die Grundlage des neuen Filztuches. (?!)

Mosaik.

Auf der Insel Korfu ist ein Dorf, das in den Abendstunden regelmäßig vom Erdbeben bewegt wird. Die Häuser schwingen sich so bedeutend, daß in einer Gasse, wo sie ziemlich hoch sind, die obern Stockwerke auf Sekunden so nahe aneinander gerathen, daß die Einwohner mit den Händen sich berühren können. Jedermann ist dort an diese Erscheinung gewöhnt, und Niemand äußert Furcht darüber. Auch ein englischer, schmucker Offizier wurde bald vertraut damit, und benützte, kühn, wie er war, den außerordentlichen Umstand zur Pflege und Fortsetzung eines Liebesabenteuers, das er mit einem äußerst jungen und reizenden Mädchen vis-a-vis angesponnen hatte. Der Vater dieses Mädchens wollte nichts von dem Fremdling hören, und gab es sehr natürlich auch nicht zu, daß er sein Haus betrete. Alfred eilte nun immer Abends zu bestimmten Stunde ans offene Fenster und Stephanie vis-a-vis that dasselbe. Auf jede Schwingung der Häuser folgte ein Küßchen, und da es dieser Schwingungen oft zehn bis zwölf in einer halben Stunde gab, so war niemand glücklicher als unsere Liebenden. Der argwöhnische Vater merkte lange nicht, was vorging, kam aber endlich doch dahinter, und beschloß zur selben Stunde dem Herren Kapitän sein Spiel auf immer zu verderben. Statt Stephanie trat eines Abends er ans Fenster, und langte blitzlings im entscheidenden Augenblick zum Nachbar hinüber. Der war aber zufällig diesmal nicht zu Hause. Dienstpflicht erheischte seine Abwesenheit, und seine alte Haushälterin sollte dies der Geliebten vertrauen. Der Alte erfaßte daher, statt des Kapitäns, die Alte, diese ließ hierauf erzürnt nach den Haaren des Gegners, beide klammerten sich fest aneinander, achteten in ihrer Wuth nicht auf das Zurückweichen der Häuser, und lagen im nächsten Augenblicke zerschmettert und todt auf der Straße. Der Schrecken den dieser Vorfall im Dorfe erregte, war allgemein. Auch Stephanie und Alfred waren trostlos, traten jedoch bald darauf, da nun kein Hinderniß mehr im Wege stand, das Fest der Vermählung. Ein Enkel Münchhausens soll dabei als Zeuge gewesen sein, und versichert auf Ehre die Wahrheit der Geschichte.

Der berühmte englische Schauspieler Foote reiste eines Tages auf der Malle-Post nach Bath, bekanntlich wegen seiner Mineralquellen, und besucht, nicht nur von Kranken, sondern auch von solchen, die sich einbilden, es zu sein, dann von den Lions, die es für gemein halten, immer gesund zu sein. Während der Reise kam das Gespräch auf die Wirksamkeit und Heilkraft der Quellen zu Bath. Die Reisenden befragten einander um ihre Leiden. Eine hatte die Gicht, der Andere hatte den Appetit verloren, ein Dritter hatte den Spleen u. s. w. Endlich fragte auch Foote, warum er ins Bad gehe? worauf er antwortete, er sei von einem wüthenden Hunde gebissen worden, und man habe ihm daher die Bather Quellen verordnet, welche dem Ausbruch der Wasserscheu vorbeugen sollen, obschon er besorge, daß es schon zu spät sei, indem er schon vorhergehende Symptome dieser Krankheit verspüre habe. Diese Aeußerung versetzte die ganze Reisegesellschaft in Unruhe, und man erkundigte sich nach der Beschaffenheit dieser Symptome. Manchmal, sagte der Schauspieler, werde ich von einem Husten befallen, der ganz einem Hundegebell gleicht, und ich fühle in solchen Momenten eine unwiderstehliche Lust, Alles um mich herum zu beißen. Bei diesen Worten stieg die Furcht der Reisenden noch mehr. Foote beruhigte sie aber und versicherte, daß er gar nichts von dem Herannahen seines Uebels verspüre, und daß er, wenn er den Moment ahnen sollte, sie früh davon in Kenntniß setzen werde. Einige Stunden nach diesem hielt der Wagen an, um die Passagiere das Mittagsmahl einnehmen zu lassen. Foote, welcher besorgte, dieses werde für so viel Menschen zu mager ausfallen, und daß wahrscheinlich die ihm zufallende Portion mit seinem Appetit in keinem Verhältnisse stehen werde, fing, als aufgetragen war, auf unnatürliche Weise zu beißen an. Die Reisenden, davon erschreckt, und fürchtend, gebissen zu werden, stürzten plötzlich Alle aus dem Zimmer und ließen den verschmitzten Schauspieler allein, welcher, nachdem er seinen Appetit ganz befriedigt hatte, zu dem Wagen eilte, und seine Reisegefährten versicherte, daß er niemals die Beißwuth gehabt habe, und auch nicht fürchte, sie jemals zu bekommen, besonders nach einer so guten Mahlzeit, wie er sie eben eingenommen.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 32.

Bremen, Sonntag den 19. April 1840.

Gestorben:

Nro. 383. Den 15. April. Der Cigarrenmacher Wilhelm Berkau, 21 Jahr; Reeperbahn Nro. 17.

— 384. Den 15. — Der Arb. Heinr. Daseler, 79 Jahr; Klosterstraße Nro. 26.

— 385. Den 15. — Julie Feldhusen, 38 Jahr; Molkenstraße Nro. 34.

— 386. Den 15. — Der Küpergesell August Georg Wilhelm Lange, 27 Jahr; Osterthorsstraße Nro. 13.

— 387. Den 16. — Des Kramers Christ. Friedrich Hegerfeldt Sohn, 1 Jahr 6 Wochen; Osterstraße Nro. 76.

— 388. Den 16. — Der Schiffszimmermann Johann Hinr. Bremer, 79 Jahr; Armenhaus.

— 389. Den 16. — Des Schneidermeisters Johann Heinrich Dierkes Sohn (todtgeb.); Jacobistraße Nro. 22.

— 390. Den 16. — Des Arb. Martin Hinr. Starcke Sohn, 1¼ Jahr; Großenstraße Nro. 14.

— 391. Den 16. — Der Küpergesell Brüning Knoop, 56 Jahr; kl. Fuhrleutestraße Nro. 7.

Nro. 392. Den 16. Apr. Des Arb. Joh. Caspar Stieger Wittwe, geb. Eilers, 73 Jahr; Neustadtswall.

— 393. Den 16. — Des Garnfabrikanten Diedrich Högemann Wittwe, gb. Reiners, 68 Jahr; Süsterstraße Nro. 6.

— 394. Den 16. — Des Schmiedemeisters Hinr. Phil. Wilke Ehefrau, geb. Meyer, 40 Jahr; Laufstraße Nro. 5.

— 395. Den 17. — Des Franz Herm. Abbes Wittwe, geb. Köring, 44 Jahr; Prallen-Hof Nr. 2.

— 396. Den 17. — Des Arb. Joh. Hinrich Lankau Tochter, 4 Wochen; Fehrfelde.

— 397. Den 17. — Margar. Elisab. Heinemann, gen. Sander, 40 Jahr; Hastedt.

— 398. Den 18. — Des Schiffsmäklergehülfen Carsten Lankenau Sohn, 16 Tage; Oelmühlenstraße Nro. 2.

— 399. Den 18. — Des Küpers Johann Evangelist Schnabel Ehefr., geb. Hockmeyer, 40 Jahr; Schwartzpott.

Geburten:

Nro. 480. Den 12. Apr. Ein Knabe — Steinthorssteinweg Nro. 99.

— 481. Den 14. — Des Schenkwirths Christ. Heinr. Saltzmann Ehefr., geb. Loeking, Theisenradtsdeich Nro. 5; von einem Mädchen.

— 482. Den 14. — Des Schiffszimmermanns Henr. Ziegeler Ehefr., geb. Bauer, im Runken Nro. 3; von einem Knaben.

— 483. Den 14. — Des Kimmkermeisters Hermann Müller Ehefr., geb. Lampe, Grützmacherstraße Nro. 10; von einem Knaben.

— 484. Den 14. — Des Schiffscapitäns Joh. Diedr. Otto Ehefr., geb. Hashagen, Alten-Steinweg Nro. 2; von einem Knaben.

— 485. Den 15. — Des Cigarrenmachers Ludw. Ferdinand Barrienbrock Ehefr., geb Lücken, hint. Stephanikirchhof Nro. 39; von einem Knaben.

Nro. 486. Den 15. Apr. Des Dachdeckers Conr. Klinker Ehefr., geb. Tonjes, Buntenthorssteinweg Nro. 22; von einem Knaben.

— 487. Den 16. — Des Schneidermeisters Johann Heinr. Dierkes Ehefr., geb. Keßler, Jacobistraße Nro. 22; von einem todten Knaben.

— 488. Den 16. — Des Schuhmachers Joh. Georg Bringmann Ehefr., geb. Bucks, hinterm Ansgarithorswall Nro. 15; von einem Mädchen.

— 489. Den 17. — Des Küpermeisters Joh. Conrad Friedr. Hellmers Ehefr., geb. Seemann, gr. Fuhrleutestraße Nro. 53; von einem Mädchen.

— 490. Den 17. — Des Handlungsdieners Peter Harjes Ehefr., geb. Wiechmann, Wenkenstraße Nro. 1 A; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 183. Der Großherzoglich-Oldenburgische-Hofrath Cabinets- und Privatsecretair Dr. Johann Wilh. Friedrich Carl Philipp von Eisendecher zu Oldenburg und Carolina Elisabeth Dorothea Hartlaub hieselbst.

— 184. Der Kimmkermeister Nicolaus Wilkens und Dorothea Elisabeth Putscher. Beide von hier.

— 185. Der Arb. Joh. Heinrich Christian Tegtmeyer am Buntenthorssteinwege u. Anna Maria Margr. Recke aus Nordholz.

— 186. Der Arb. Joh. Diedrich Abbes hieselbst und Magdal. Margr. Meyer, gen. Kemna, zu Schmarrn, im Lande Wursten.

— 187. Der Küpermeister Christian Boschen u. Anna Maria Ehlers hieselbst.

Nro. 188. Der Arb. Joh. Georg Frese am B... steinwege u. Marie Margr. ... rich aus Lohe.

— 189. Der Schuhmacher Carl Ludwig ... am Buntenthorssteinwege u... Henriette Lösch aus Rosenth... hessen.

— 190. Der Zimmergesell Henr. Wilh. ... Buntenthorssteinwege und M... thee Brüggemann zu Holte.

— 191. Der Rademacheramtsmeister Joh. ... Tröger und Anna Marie Ph... Beide von hier.

— 192. Der Schlosseramtsmeister Joh. C... und Margr. Cathar. Elisab... Beide von hier.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 33.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 23. April 1840.

Was hilft es denn zu sagen:
Mein Reich versank in's Nichts!
Der Feige mag's beklagen,
Der brave Mann versucht's.

Kampf gegen das Schlechte.

So in dem Menschenleben
Wie in der Künste Reich
Tritt oft das böse Streben
Frechstirnig unter euch:
Da sei's die eigne Reinheit,
Die wappne Jeden fest,
Daß er von der Gemeinheit
Sich nicht bewält'gen läßt.

Es geht mit regem Hasse
Das Böse durch das Land,
Es zieht die Erdenstraße
Und dringt zum Wolkenrand;
Es störte selbst den Frieden
Im hohen Götterstift,
Und zwang dem Uraniden
In seine Hand den Blitz.

Drum gilt es fest zu bleiben
Durch edlen Sinn und Kraft,
Wenn sich das wilde Treiben
Euch kühn entgegenrafft:
Es wird euch frech verlachen,
Wenn ihr's verachtend bannt,
Und wird zum stolzen Drachen,
Wenn es euch übermannt.

Und dünkt ihr zum Gefechte
Zu edel euch und hoch,
So beuget doch das Schlechte
In sein verdientes Joch;
Nicht kämpfet, nur vernichtet
Durch eures Werthes Glanz,
Bis es sich fortgeflüchtet,
Bis es verschwunden ganz.

Rein muß der Himmel werden,
Die Sonne strahlet licht,
Es waltt die Kunst auf Erden,
Verkannt zu werden, nicht:
Sie hat im reinen Tempel
Als Priester euch bestellt,

So steht ihr als Exempel
Vor einer ganzen Welt.

Durch euch muß es begonnen,
Was frommen sollte, sein,
Durch eure That gewonnen,
Was edel soll gedeih'n; —
Was hilft es denn zu sagen:
Mein Reich versank in's Nichts!
Der Feige mag's beklagen,
Der brave Mann verficht's.

Auswanderung nach der östlichen und westlichen Erde.

(Fortsetzung.)

Tasmania wird zu Neusüdwales gerechnet. Hier ist seit 1803 eine Niederlassung gegründet worden, die ebenfalls aus Verbrechern und freien Ansiedlern besteht, doch aber den Vortheil hat, daß die Sträflinge einer bessern Classe angehören. Das Klima ist in Tasmania feuchter, als in Neusüdwales, und eben deshalb auch fruchtbarer. Der Ackerbau gedeiht besser, die Felder sind gut bestellt und die Gärten reichlich mit Obst und Gemüse versehen. Das Land hat viel Aehnlichkeit mit jenem von Sidney, das Pflanzenreich aber hat ein grüneres Ansehen. Doch scheint es, daß auch hier aus Mangel an Regen Mißjahre eintreten. Im verflossenen Jahre wurde aus diesem Grunde der Bushel Weizen für 4 Rt. verkauft. Alle übrigen Lebensmittel waren ebenfalls theuer. Hammelfleisch kostete 15 Gr., Rindfleisch 13 Gr. das Pfund. Kartoffeln 6 bis 7 Rt. die Tonne von 20 Centnern. In Launceston, einer der neuern Niederlassungen, und im Hafen Adelaide sind die Preise 1839 noch höher gewesen. Fleisch kostete 20 Gr., Butter 48 Gr. und Schinken 27 Gr. das Pfund.

Es wird nicht überflüssig sein, die jährlichen Abgaben und den Handelsverkehr der australischen Länder zusammenzustellen, woraus ihr gegenseitiger Werth entnommen werden kann.

	Steuer per Kopf.	Handel.
Neusüdwales	24 Rt.	11,919,600 Rt.
Tasmania	18 —	5,868,000 —
Schwanenfluß	9 —	312,000 —
Südaustralien	15 Gr.	7,800,000 —

Unter dem Artikel Handel, der sich auf 25,899,000 Rt. beläuft, ist Aus- und Einfuhr inbegriffen. Darunter bildet Schaafwolle allein die Hälfte der Summe. Die Zahl der Schafe beträgt über 600,000 Stück. Die Steuern bestehen meistens aus Zollgefällen.

Von Australien wenden wir uns nach Neuseeland. Schon lange hat die englische Regierung ein wachsames Auge auf diese Insel gerichtet, und zwei Residenten dort ernannt, wovon der eine, James Busby, in der Insel-Bay (Bay of Islands) und der andere, Thomas M'Donnel zu Hokianga seinen Wohnsitz hatte. Neuerdings ist Hr. Hobson ebenfalls zu dieser Stelle ernannt worden; ob es aber in der Absicht geschehen, einen dieser beiden Residenten zu ersetzen, oder ob er ein neuer Zuwachs zu der Residentenzahl ist, verlautet nicht. Gewiß aber kann man ihn als den bevollmächtigten Minister-Residenten von Seite Großbritanniens betrachten, und von nun an ist der Grund zu einer neuen englischen Besitzung von 3000 Geviertmeilen gelegt.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß Australien bei steigender Bevölkerung sich nicht erhalten kann, und daß vor allen Dingen an eine neue Korn- und Holzkammer in den dortigen Gewässern zu denken ist, wozu Neuseeland von der Natur selbst auserkoren wurde. Außer einer 23jährigen Anwesenheit der englischen Missionäre auf dieser Insel und ihren mannichfaltigen Berichten hat die englische Regierung alle erdenklichen Erkundigun-

gen einziehen lassen. Ein Ausschuß wurde in dieser Absicht ernannt und viele Personen vorgeladen. Eine derselben, Hr. Montefiore, drückte sich dabei also aus: »Neuseeland ist ungemein schön. Ich habe Brasilien, Australien und Europa gesehen, aber Alles zusammen kann nicht mit dieser Insel verglichen werden. In Beziehung auf Klima, Naturschönheiten und Fruchtbarkeit ist sie ein wahres Paradies.

Neuseeland erstreckt sich von 34° bis 48° S. B., und nimmt daher in der mittäglichen Halbkugel den nämlichen Himmelsstrich ein, den man sich von Paris durch Südfrankreich und Spanien hindurch bis nach Marocco denken kann. Alle diese Länder haben bekanntlich ein schönes Klima, und leiden mehr oder weniger von großer Hitze, Frankreich aber auch ausnahmsweise von großer Kälte. Neuseeland besteht aus zwei Inseln, der nördlichen und südlichen, und ist an Größe mit Großbritannien und Irland zu vergleichen. Auf dem ganzen Erdball hat der große Ocean die gleichförmigste Temperatur in der südlichen Hälfte, und diese Gleichförmigkeit ist auch diesen Inseln zu Theil geworden. Im Sommer steigt der Thermometer nie über 18° bis 21°, im Winter fällt er selten unter 0°, und zwar nur bei Nacht, während er bei Tag gewöhnlich auf 4° bis 5° R. steht. Häufige Regenschauer führen die Dünste des Meeres herbei, und kaum sind sie vorüber, so tritt die Sonne schnell mit ausgezeichnetem Glanze hervor. Eine hohe Gebirgskette, deren höchste Spitzen 14,000 Fuß über die Meeresfläche sich erheben und weithin schöne Wälder tragen, bewässert das Land in jeder Richtung. Wer in unbebauten Himmelsstrichen gelebt hat und den Einfluß des Klima's auf den menschlichen Körper kennt, muß sich wundern daß die englischen Missionare während ihres Aufenthaltes in Neuseeland fast auf 100 Mitglieder herangewachsen sind, und mit Ausnahme von Kindern nur Einen Sterbefall erlebt haben. Es scheint, daß die Natur der Fortpflanzung ungemein günstig ist, und die rosigen Wangen der Jugend selbst jene des Mutterlandes übertreffen.

In Beziehung auf Fruchtbarkeit ist der Boden zu allen europäischen Gewächsen geeignet. Ueberall, wo 5 bis 6 Fuß hohe Farrnkräuter dicht gehäuft beisammenstehen, womit das Land gleichsam besäet ist, kann man auch annehmen, daß der Landbau reichlich lohnt. Was die Missionare gekauft und angebaut haben, trägt Kartoffeln, Mais, Weizen, Gerste und alle Gemüse im Ueberflusse. Die Obstgärten sind mit Aepfeln, Birnen, Feigen, Pfirsichen, Aprikosen, Trauben, Oliven, Stachel- und Johannisbeeren bepflanzt, und selbst Hopfen ist darin gezogen worden. Unter der Leitung der Missionare haben die Eingebornen diese Arbeiten verrichtet, eine Mahlmühle angelegt, gedroschen und als Müllerknechte gedient. Eine Dreschmaschine ist erst kürzlich von England nach Neuseeland abgegangen. Zur Viehzucht sind die besten Aussichten vorhanden, weil das Vieh das ganze Jahr auf der Weide bleiben kann. Die Wolle wird schöner als in Australien, und die nach England gesandten Proben sind besser verkauft worden. Ausgezeichnet fruchtbar scheinen die vielen Flußthäler zu sein. Am Waimato zieht sich ein solches Thal über 30 Stunden weit in das Land hinein. Hr. Flatt, ein englischer Landwirth, der sich zum Behufe näherer Bekanntschaft mit Neuseeland zwei Jahre lang daselbst aufgehalten hat, versichert, daß der Landstrich am Waimato größer und besser sei, als der wegen seiner Fruchtbarkeit so sehr gerühmte Boden zwischen Cambridge und Hull. Die Angaben über Klima und Gesundheit des Landes bestätigt er vollkommen. Kartoffeln gerathen zweimal im Jahre; die Bäume verlieren ihre Blätter nur alle zwei

Jahre, bleiben aber immer grün. Die berühmte Fichte, Kauri genannt, erreicht einen Umfang von 30 bis 40 Fuß, und der Stamm steigt säulenförmig und astlos bis auf 90 Fuß hinan. Von hier entfalten sich die aufwärts gerichteten Aeste. Der Weltumsegler Fitzroy und der Naturforscher Darwin vom königlichen Schiffe Beagle haben einige dieser Stämme noch kürzlich gemessen und diese Angaben bestätigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gräuelscenen im Oriente.

(Beschluß.)

So wird diese Geschichte nach syrischen Correspondenzen in einem Marseiller Blatte erzählt. Etwas Einfältigeres, Tolleres, aber auch Abscheulicheres ist wohl kaum jemals erfunden worden. Es wird gesagt, und die alte lächerliche Sage wieder aufgetischt, die Juden hätten Christenblut nöthig gehabt, um ihr ungesäuertes Brot für die Ostertage mit solchem zu vermischen, „denn das sei ein alter Brauch ihrer schmählichen Religion!“ — Ist es nöthig auch nur darauf hinzudeuten, daß jene ganze Mordgeschichte von Anfang an bis zu Ende, rein aus der Luft gegriffen ist? Wir wollen nur ein paar Fragen aufwerfen. 1) Geht ein christlicher Geistlicher im Oriente mit einem jüdischen Kaufmann spazieren? Ist das dort Sitte? Nein. 2) Liegt irgend ein Moment vor, das uns auch nur im Entferntesten zu der Annahme veranlassen konnte, die Juden hätten überhaupt die Absicht gehabt, einen Christen zu ermorden, um mit dessen Blute ihr Osterbrot zu backen? Gewiß nicht. 3) Würden die Juden, die man doch sonst für keineswegs dumm hält, selbst angenommen, daß sie solches Blut gebraucht hätten, nicht eher irgend ein anderes Individuum zum Opfer sich auserkoren haben, als einen allgemein geachteten Geistlichen, dessen Verschwinden auffallen, und zuverlässig Nachforschungen veranlassen mußte, und hätten sie nicht besser irgend einen armen Teufel bei Nacht und Nebel aus dem Wege räumen können? Zuverlässig! 4) Wie kommt es, daß man gerade die reichsten Juden, übrigens wie schon bemerkt, Leute die sich eines unbescholtenen Rufes erfreueten, des Mordes beschuldigte und auf die Folter brachte? Die Antwort ist einfach: man will ihr Geld, und wir sind so fest wie von unserm Dasein überzeugt, daß die ganze schmachvolle Geschichte nichts mehr und nichts minder ist, als eine schandbare Prellerei städtischer oder ägyptischer Beamten. Denn daß der zerstückelte Leichnam des Paters Thomaso in der Kloake des Judenviertels gefunden sei, ist noch gar nicht erwiesen; auch Niemand hat diese corpora delicti gesehen. Auch von dem Diener des Paters weiß man nichts; denn daß dessen Leiche in Thora's Hause gefunden worden sei, ist gleichfalls nicht erwiesen. Weiter wissen wir nicht einmal, ob die gefolterten Juden, die gewiß in ihrer Herzensangst Alles eingestanden haben, was ihre Peiniger wollten, auch wirklich ausgesagt haben, was der obige Bericht sie sagen läßt. Und, um eine psychologische Frage aufzuwerfen, würden Juden, hartnäckige, verstockte Juden, die in ihrem religiösen Fanatismus so weit gegangen sein sollen, daß sie einen Christen auf die scheußlichste Weise und unter den schauderhaftesten Umständen ermordeten, auf der Folter so schwach sein, daß sie körperlichen Schmerzes wegen, plötzlich ihren Gott verläugneten, und Mohammed anriefen? Das glauben wir nicht; die Geschichte des politischen wie des religiösen Märtyrerthums spricht durchaus dagegen,

Es ist wirklich beklagenswerth, daß fast zu derselben Zeit am Niederrhein und in Syrien nicht blos aus Dummheit und beklagenswerther Einfalt, was nur Mitleid erregt, sondern auch aus Habsucht und andern derartigen schlechten Be-

weggründen eine so abgeschmackte Fabel wiederholt wird. Wie sieht es aber mit der Gerechtigkeitspflege, wie sie Mehemed Ali in Syrien bewalten läßt? An eine ordentliche, gerichtliche Untersuchung wurde gar nicht gedacht; natürlich, die Juden hätten dann gewiß ein Verbrechen abgeläugnet, das sie nicht verübt haben. Also schritt man, um ein Geständniß zu erpressen, ohne weitere unnütze Vorbereitungen zum Foltern. Und wirklich erfuhr man, was man erfahren wollte!

Die Sache hat auch noch eine andere bedenkliche Seite. Der fanatische mohammedanische Pöbel, zugleich lüstern nach den Reichthümern der Juden, war schon in der gewaltigsten Gährung und ging bereits mit dem Plane um, das ganze Judenquartier zu plündern, und sämmtliche 25 bis 30,000 Juden, welche in Damaskus wohnen, abzuschlachten. Daust Arari sollte zuvor öffentlich hingerichtet werden. Da eilte zwar erst um die elfte Stunde, aber noch zu rechter Zeit, der französische Konsul Ratti-Menton aus Beirut herbei, sprach energische Worte zu den Behörden, verwandte sich für die so arg mißhandelten Juden, erlangte Aufschub für dieselben, und wandte Mord und Plünderung ab.

Auffallend ist uns, daß sämmtliche Pariser Blätter und der Marseiller Semaphore, den wir bei unserer Mittheilung vorzugsweise benutzt haben, jene Geschichte erzählen, ohne irgend eine Bemerkung hinzuzufügen oder nur anzudeuten, daß jene Nachrichten mit Vorsicht aufgenommen werden müßten. Nur Galignanis Messenger, ein zu Paris in englischer Sprache erscheinendes Blatt, macht in einigen wenigen Zeilen darauf aufmerksam, wie grundlos alle jene Behauptungen seien. *)

*) Aus der vorletzten Nummer des Messenger (vom 8. April) ersehen wir, daß der Oberrabiner des israelitischen Konsistoriums zu Marseille, Herr Cohen, in einem Briefe, den das dortige Blatt Sud mittheilt, sich dafür verbürgt, daß alle Beschuldigungen nichts seien als ein schändliches Lügengewebe. Auch Cremieux, der berühmte Pariser Advokat, eine Zierde seines Standes, sein Mann, dem es nicht geringe Ehre bringt, daß er an den Verhältnissen seiner Glaubensgenossen so regen Antheil nimmt, und zu ihrer Veredlung so vieles beiträgt, unbekümmert um die Hindernisse, welche sich ihm entgegenstellen), hat in einem Briefe an die Gazette des Tribunaux sich in ähnlichem Sinne ausgesprochen und aus der Geschichte nachgewiesen, wie oftmals schon dieselbe Fabel ins Publikum geschleudert wurde und wie sie stets den Deckmantel für beabsichtigte Erpressungen sein mußte.

* Historischer Bericht von der Erfindung, Verbreitung und Vervollkommnung der Buchdruckerkunst.

Eine Festgabe zur diesjährigen vierten Sekular-Feier; von Dr. J. W. Schäfer. Bremen bei C. Schünemann 1840.

Zwei Erfindungen und zwei Entdeckungen sind es, welche das funfzehnte Jahrhundert zum Wendepunkt der europäischen Cultur und fast aller Lebensverhältnisse gemacht haben: Die Erfindung des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst, und die Entdeckung von Amerika und des unmittelbaren Seewegs nach Ostindien. Wenn die erste dem ganzen Kriegswesen, der Befestigung von Städten und Plätzen, sowie den Schutz- und Trutzwaffen, eine völlig neue Gestalt gab und zugleich die Ueberlegenheit im Kriege für ganz Europa auf lange Zeiten hinaus unter Blitz und Donner begründete, gab die zweite still und geräuschlos demselben das geistige Uebergewicht, wenn auch nicht unmittelbar, sondern unter dem Zusammenwirken mehrer geistiger Umstände, durch die Leichtigkeit nicht nur zu den Quellen aller Erkenntniß zu gelangen, sondern auch jeden Gedanken nach allen Richtungen, wie einen Lichtstrahl, zu verbreiten. Es ist hier der Ort nicht dieses auszuführen; vielmehr ist der alleinige Zweck dieser Zeilen, bei der Wiederkehr der vierten Secular-Feier dieser so einflußreichen Erfindung auf eine Schrift aufmerksam zu machen, welche in

diesen Tagen in Beziehung darauf erschienen ist. Verfasser und Verleger sind unsere Mitbürger; der Zweck ist vorzugsweise geschichtliche Nachweisung über die Anfänge, den Fortgang und die hohe Ausbildung dieser Kunst in gedrängter Kürze, ohne alle kritische, den leichten Ueberblick störende Untersuchungen zu geben, und so erscheint sie als ein höchst zweckmäßiger Beitrag zu der doch wohl auch in unsrer Stadt nicht ganz theilnahmlos vorübergehenden Gedächtnißfeier dieser Erfindung, deren segensreiche Folgen sich bereits über die ganze Erde verbreitet haben, ja, die nicht nur der ganzen civilisirten Welt überhaupt, sondern der gesammten Christenheit insbesondere, direkt und indirekt, ohne Ausnahme irgend eines Einzelnen, zu Gute kommen.

Es sind in den letzten Jahren eine Reihe von Schriften herausgekommen, welche sich mit der Untersuchung der drei Fragen beschäftigt haben: wann, wo, und von wem die Erfindung gemacht worden sei; denn auch die Holländer nehmen sie für ihren Landsmann, Lorenz Koster, in Anspruch, dem sie auch in Haarlem schon vor hundert Jahren ein Denkmal errichtet haben. Wer hätte jedoch Zeit und Gelegenheit sie alle zu lesen, während es jedoch für jeden Deutschen von Interesse ist, darüber die möglichste Gewißheit zu haben. Die vorliegende Schrift giebt nun die wünschenswerthen Resultate, über deren Entschiedenheit kaum mehr ein Zweifel obwalten kann. Allein sie giebt auch noch mehr. In sechs Capiteln verbreitet sich der Herr Verfasser über die Künste und Mittel, welche schon im frühen Alterthum diese Erfindung vorbereiteten; sodann über die Lebensumstände der drei Erfinder, Gutenberg, Fust und Schöffer. Im dritten Capitel werden die Ansprüche der Stadt Haarlem erörtert; im vierten und fünften folgt die Geschichte der weitern Ausbreitung und Ausbildung der Kunst; das sechste giebt Nachrichten von den berühmtesten Typogra-
phen bis auf die neueste Zeit.

So möge denn der stille, unverdrossene Ame-
senfleiß der treuen Arbeiter an dem Riesenbau der
Literatur aller Zeiten und Völker in der laute
Anerkennung und Theilnahme bei Gelegenheit der
Festfeier der Erfindung ihrer nützlichen Kunst, die
sich bereits zu einer schönen heraufgebildet hat,
ein Zeichen der Dankbarkeit der Vor- Mit- und
Nachwelt sehen, das nicht blos sie, sondern zugleich
die Theilnehmenden selbst ehrt! — Denn was
wäre Europa, was die Menschenwelt ohne die
ratur? — Vielleicht auch so der regsamste, ja
werbfleißigste und dadurch der reichste Theil der
Erde; aber auch der gebildetste, geistig angere-
teste, unterrichtetste? Und »der Mensch lebt nicht
allein von Brot, sondern von einem jeglichen
Wort, das aus dem Mund Gottes kommt.«

Zum Schluß dieser Anzeige stehe ein ihr
nes Wort des ebenso weisen, als gelehrten Freun
Jacobs in Gotha:

Das Thun der Menschen hienieden ist im
Thun der Arbeiter an einem großen Baue gleich,
welche früh und spät mit regen Händen das Werk
fördern, dessen ganzen Umfang nur der Einzelne
der den Riß entwarf und dann jedem sein einzel-
nes Geschäft zutheilte, dem einen ein größeres, dem
kleineres dem andern. Jedem ist Zahl und Maß
vorgeschrieben, so daß er um kein Haar breit ab-
weichen darf; und wer das Rechte verfehlt und
verabsäumt, der wird von dem Bauherrn verwor-
fen. Thut er aber mit Fleiß und Ernst, was
ihm obliegt, so liebt ihn der Bauherr und ehrt
ihn, und er darf sich seines Thuns erfreuen, ob
er schon nicht weiß, welchen Platz es in dem
Ganzen einnehmen wird. Keiner, der es mit be-
gann, wird vielleicht die Vollendung des Baues
sehen, und wenige nur seine künftige Herrlichkeit
ahnen, wie dereinst der stolze Münster mit der

Fülle seines Bildwerks aus blauer Luft so schön herabschauen wird. Auch wird wohl vieles, was fleißige Hände mühsam meiselten, künftig mit dem Ganzen, unbeachtet, zusammenfließen; und doch darf keiner sagen: wozu nützt mein Streben? Warum soll ich mich quälen früh und spät, damit der Meister Ruhm habe? Wer wird mich nennen und mein Theil, bewundernd, deuten, wenn ihn das Ganze entzückt? — Wendet dies auf den großen Bau der unsichtbaren Welt, den der Finger Gottes leitet, und zu dem er die Menschen auf die Erde gestellt hat, und erwägt, was der für einen Lohn verdiene, der sein Geschäft lässig treibt, oder über die Unnützlichkeit des menschlichen Thuns unzufrieden würde. Solche Verkehrtheit ist von dem frommen und treuen Arbeiter fern. Dieser weiß auch gar wohl, daß — was den Theilnehmern an einem irdischen Bau oft versagt ist — seine Augen einst das Werk schauen werden, für das er sich mühete. Diese Hoffnung stärkt seine Kraft. Er weiß ja, daß der Meister die Weisheit selbst ist, aber auch unendlicher Güte voll, und daß er allen, die mit treuem Sinn das göttliche Werk fördern, durch das Anschauen seiner unaussprechlichen Größe und Herrlichkeit lohnen wird.

Es ist doch nichts, was mich immer von Neuem mit einem solchen Staunen erfüllt, als zu sehen, mit was für gemeinen und geringen Mitteln die wunderbarsten Dinge hervorgebracht werden. Ein todtes Metall, von einem andern Metall berührt; ein durchlöchertes Rohr, durch das ein menschlicher Athem zieht; einige getrocknete Därme, auf ein schlechtes Holz gespannt und mit Haaren gerieben — das ruft aus dem Reiche der Lüfte die Geister der Harmonie herbei und entführt die Seelen ihren Leibern, daß sie schon hier den Zusammenklang der himmlischen Chöre zu vernehmen glauben. Aus Steinen, Holz und Kalk erhebt sich ein Tempel, der mit seinen weitschweifenden Hallen, seinen mächtigen Säulen und seiner stolzen Kuppel Jahrhunderte hindurch zur Anbetung des Ewigen einladet, dessen würdige Wohnung er ist. Auf schlechter Leinwand schaffen die Haare eines gemeinen Thieres mit weniger Erde eine Welt von Gestalten und Farben, schöner als irgend eine Wirklichkeit sie giebt; — und so bei vielen andern Dingen, welche das Gemüth bewegen und heiligen, nicht anders, als sei die Kunst, ja die ganze Natur, ein Symbol der menschlichen Natur und eine Hindeutung, daß die göttliche Herrlichkeit nicht verschmähe auch in der schlechtesten Hülle zu wohnen, und daß das gemeinste Gefäß durch die köstliche Gabe, die es bewahrt, veredelt und geheiligt werden könne.

---

* Die theure Planke.

Peter's Erbe lag an der Landstraße und wurde von derselben durch eine Planke geschieden. Er gerieth auf den Einfall die Planke verfallen zu lassen und sie nicht wieder herzustellen. Seine Nachbaren, deren Erben gleichfalls durch dieselbe geschützt waren, wollten sich Peter's Vorhaben nicht gefallen lassen. Es entstand ein Prozeß. Peter gab vor, die Planke sei von seinen Vorgängern zum Schutz ihres Eigenthums aufgeführt, er halte dasselbe auch ohne diese Vorrichtung sicher, und behaupte das Recht selbige wegzunehmen, wenn es ihm gefiele. Sie sei sein Eigenthum und damit könne er schalten und walten nach Gutdünken. Seine Nachbaren erwiederten: sie machten ihm das Eigenthumsrecht der Planke nicht streitig, allein dieselbe stände auch zu ihrem Schutze da und er würde in seinen Hausbriefen finden, daß er verpflichtet sei dieselbe in gutem Stande zu erhalten. Peter gab dies zu, jedoch wohlverstanden nur in so weit als es sein freier

Wille wäre. Kein Mensch in der Welt könne ihn zwingen dieselbe gegen seinen Willen zu unterhalten. Er gewärtige den Schaden, welcher ihn durch die Wegnahme treffen könne. Hätten seine Nachbaren Nutzen von dieser Schutzwehr gehabt, so seien sie ihm Dank dafür schuldig, allein in ihrem Vortheil sie länger zu unterhalten fühle er sich nicht veranlaßt, er wolle ihnen aber gern gestatten, zwischen ihren und seinen Erben Planken aufzuführen, so hoch und stark sie wollten, vorausgesetzt daß sie ihren Grund und Boden dazu benutzten. Die Nachbarn erklärten, die Sache möge sich verhalten wie sie wolle, so wäre doch nicht abzustreiten daß von seinem Erbe aus die Planke schon so lange unterhalten sei, daß das Verjährungsrecht ihm die fernere Unterhaltung zuerkenne.

Der Prozeß dauerte 10 Jahre, obgleich — um seinen Lauf zu beschleunigen, jede von den beiden Partheien zu gleicher Zeit zwei Sachwalter angenommen hatte.

Das Endurtheil lautete: „Peter müsse nach wie vor die Planke in gutem Zustande erhalten."

Der Plankenproceß kam dem Peter so theuer daß er sein ganzes Erbe verkaufen mußte und dessen ganzer Ertrag die Kosten noch nicht deckte. Vorstehende Geschichte mögen sich diejenigen zur Warnung dienen lassen, die wegen Deichangelegenheiten in Streitigkeiten gerathen.

* Torfpresse.

In diesen Blättern ist schon früher auf das Torfpressen aufmerksam gemacht und dabei erwähnt worden, daß dieses Verfahren, die Arbeit welche das Trocknen des Torfs erfordert fast gänzlich entbehrlich macht, daher die Zeit welche zum Pressen desselben nöthig ist nicht in Anschlag zu bringen sei; daß ferner Jeder eine Presse sich leicht aus zwei Bäumen machen oder machen lassen könne und daß der so bereitete Torf nicht allein besser und wirksamer brenne, sondern auch nur die Hälfte Raum einnähme und deshalb leichter zu transportiren und zu lagern sei. Zugleich wurde die begründete Vermuthung ausgesprochen daß ein höherer Preis für denselben zu erzielen sein würde.

Dennoch ist in unsern Torfmooren noch kein Versuch gemacht worden, obwohl diejenigen welche dieses Verfahren zuerst einführten einen guten Nutzen dabei finden und sich durch ihre dem Torf aufgepreßten Namenszüge oder sonst beliebige Zeichen eine sichere Kundschaft bilden würden.

Papierstreifen.

Man würde mit dem Scheiden von den Täuschungen des Lebens alle Hoffnungen desselben tödten; zum Glück ist's aber dem Menschen unmöglich, von den Täuschungen zu scheiden.

Im Streben, Kenntnisse zu erwerben, thue, als lebst du ewig; die Lauterkeit und Ruhe des Gewissens bewahre, als stürbest du schon morgen.

Wer uns bewundert, ist unsrer Liebe sicherer, als der, den wir bewundern.

Bei jedem Menschen sind drei Charaktere zu unterscheiden: der, den ihm die Welt giebt, der, mit welchem er selbst sich verkennet, und endlich der, den er wirklich hat.

Mit einem Geheimniß ist es wie mit einem Schatz, weiß man, daß er verborgen, ist er schon halb entdeckt.

Tessin.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.", und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Daves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die

SCHNELL-POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu **Nr. 33** des Bürger-Freundes für **1840.**

Donnerstag, den 23. April.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

In der Nacht vom 6. zum 7. d. M. wurde, wie das „Zittauer Wochenblatt" erzählt, von Reisenden, welche die große Straße von Görlitz nach Löbau passirten, auf der Landskrone ein, die ganze Spitze derselben einnehmendes Feuer, in Keilform, zum Himmel steigend, bemerkt. Dies bestätigend, haben einige, in der Nähe derselben wohnende und in jener Nacht ihren Häusern zueilende Bauern, am andern Morgen in Görlitz über das außerordentliche Ereigniß berichtet und zugleich betheuert, daß die Landeskrone Feuer gespien habe; wie auch, daß der auf dem höchsten Gipfel des Berges stehende kleine Teich, in derselben Nacht versiegt und an dessen Stelle ein fester Moor getreten sei. Uebrigens wird in diesem Jahre, auf der Höhe des Berges, ein Wirthshaus entstehen, wozu bereits Plan und Riß vorliegen.

Aus Frankfurt am Main wird berichtet: Man hat hier eine Subscription zur Deckung der Kosten eröffnet, welche die beabsichtigte Feier der Erfindung der Buchdruckerkunst erforderlich machen wird. Nach dem Anfange zu urtheilen, werden die Unterzeichnungen so reichlich ausfallen, daß ihr Ertrag die geeigneten Anstalten zu den Festlichkeiten zu bestreiten gestattet, zu deren Theilnahme die Kunstgenossen aus der ganzen Umgegend Frankfurts eingeladen werden sollen.

Die Karlsruher Zeitung schreibt aus Wien, vom 8. April: „Der Redakteur des hier erscheinenden Blattes, der „Adler", Großhoffinger, hat dieser Tage durch die mittelst eines öffentlichen Kolporteurs, der die gedruckten Ankündigungen über eine Herabsetzung des Preises seines Blattes von einem Kabriolett aus vertheilte, nicht wenig Aufsehen erregt. Das Volk lief schaarenweise dem Wagen nach und fing die Ankündigungen mit großer Neugierde auf. Es ist natürlich, daß sich der Witz des gemeinen Volks über diese Neuerung ausließ. In Hinsicht seines Werthes ist übrigens der „Adler" auf gutem Wege; er enthält mitunter vortreffliche Aufsätze."

Aus Berlin vom 10. April wird geschrieben: „In der vorigen Woche hat sich in unsrer Hauptstadt folgender beklagenswerther Vorfall zugetragen. Drei Herren, unter denen sich ein bekannter Virtuos, der Kammermusikus Pfeffe, befand, traten auf einem Spaziergange in ein neu dekorirtes Kaffeehaus vor dem Schönhauser Thore ein. Der Wirth kam auf den unglücklichen Gedanken, seine Gäste auf die eben fertig gewordene Gallerie für das Orchester zu führen, Hr. Pfeffe nahm eine Violine, um eine Probe zu machen, wie sich die Töne in dem schönen großen Saale vernehmen ließen. Kaum hatte er sein Spiel begonnen, als die Tribüne einstürzte. Der Wirth und die beiden andern Herren kamen mit einigen Quetschungen davon, der Kammermusikus aber war so unglücklich, dreimal den Fuß zu brechen, und einige Tage später machte ein Wundfieber im Schlagflusse seinem Leben ein Ende."

Der Kaplan Michelis ist seiner Haft in Magdeburg entlassen worden und am 1. April in Erfurt angelangt, wo er in einem Privathause ein Unterkommen gefunden hat. Es ist ihm erlaubt, täglich Messe zu lesen.

Aus Frankreich.

In dem Hause in Paris, wo die berühmte Schauspielerin Mamsell Rachel wohnt, in der Passage Vero-Dodat, ist dieser Tage ein schrecklicher Selbstmord vorgekommen. Ein junges, schönes Mädchen, Gehülfin einer Modehändlerin, Mamsell Dupin, war von ihrem Geliebten verlassen worden, der eine andere als sie geheirathet hatte. Dies zog sie sich so zu Herzen, daß sie sich eine sehr starke Dosis Vitriolsäure, 4 Unzen, verschaffte, und diese verschluckte. Als Mamsell Dupin, welche abwesend war, nach Hause zurückkam, fand sie das junge Mädchen im fürchterlichsten Zustande, in Krämpfen und Verzuckungen. Sie schrie und flehte mit gerungenen Händen die Umstehenden an, ihren gräßlichen Qualen ein Ende zu machen. Es wurde sogleich die kräftigste ärztliche Hülfe angewendet, doch leider vergeblich. Nach dreißig Stunden des entsetzlichsten Todeskampfs gab das unglückliche Opfer den Geist auf. Mamsell Rachel, die von der Veranlassung durch die Folgen unterrichtet wurde, war aufs höchste erschüttert von der schrecklichen Katastrophe, und bewies ihre Theilnahme auf jede Weise.

Vor dem Königl. Gerichtshof zu Paris ist dieser Tage ein Prozeß verhandelt worden, der das schamlose Treiben der sogenannten Claqueurs in ein helles Licht stellt. Die Direktion des Vaudeville-Theaters hatte im Jahre 1834 einen Vertrag mit einem Herrn Cochet, als „Unternehmer dramatischer Erfolge," abgeschlossen. Dieser machte sich anheischig, den Erfolg neuer Stücke nach Kräften zu sichern, die Debüts der Schauspieler zu unterstützen u. s. w. Er zahlte eine Pachtsumme von 20,000 Frcs., erhielt dafür freien Eintritt für sich und zwei seiner „Beamten," eine bestimmte Anzahl Frei-Billette für jede Vorstellung, bei neuen dreiaktigen Stücken das ganze Parterre, oder 120 Billets für ein- und zweiaktige Stücke u. s. w. Er mußte für jeden Säumnißfall 5 Frcs. Strafe zahlen, und jeden Tag bei der Direktion Verhaltungs-Befehle einholen, auch verpflichtete er sich, nur anständig gekleidete Personen zu verwenden. Die Unternehmung scheint prosperirt zu haben; denn ein Jahr später wurde

die Pachtsumme auf 24,000 Frcs. erhöht. Inzwischen trat eine neue Direktion ein, die den Vertrag nicht mehr halten wollte. Cochet klagte nun auf Herausgabe der Pachtsumme. Die Direktion behauptete, der Vertrag sei unmoralisch; übrigens habe Cochet mit den Frei-Billets wenigstens 150,000 Frcs. verdient; nach der Behauptung seines Anwalts ist er so herabgekommen, daß er jetzt gebratene Kartoffeln verkauft. Das Handels-Gericht hatte auf Aufrechthaltung des Vertrags erkannt; der K. Gerichtshof in zweiter Instanz aber erklärte denselben als unerlaubt und sittenwidria, und wies Cochets Klage ab.

An der Börse in Bordeaux äußerte kürzlich ein Kaufmann, daß er seine Tabacks-Dose vergessen, sie aber wahrscheinlich auf dem Kamin zu Hause gelassen habe. Einige Augenblicke später vermißt er seine goldene Uhr; er eilt nach Hause, und erfährt von seiner Frau, daß sie ihm Dose und Uhr miteinander nach der Börse geschickt habe. Es war ein Mann gekommen, der die Dose für ihn geholt, und zu seiner Legitimation die Uhr vorgewiesen habe, sie habe ihm Beides gegeben. Der Kaufmann war doppelt bestohlen.

Aus England.

Auf dem Londoner Queens-Theater gab in den letzten Tagen der Escamoteur Buck seine Vorstellungen. Er producirte unter andern das bekannte Kunststück, von einem der Zuschauer ein Pistol laden und auf sich abschießen zu lassen, und dann, die Kugel zwischen den Zähnen haltend, vor das Publikum zu treten. Derjenige, der das Pistol lud, hatte ihn gefragt, ob er die Kugel nicht wieder herausnehmen solle; Buck aber antwortete verneinend, und forderte ihn auf, zu schießen und nach seinem Mund zu zielen. Als der Schuß gefallen war, trat Buck wirklich mit der Kugel zwischen den Zähnen hervor, sprach aber dabei: „Meine Herren und Damen! Hier ist die Kugel; man hat aber etwas Anders in das Pistol geladen, denn ich bin verwundet." Unter allgemeiner Bestürzung fiel der Vorhang. Buck wurde alsbald von zwei Aerzten untersucht, die eine Menge Wunden im Gesicht und am Kopfe fanden; auch das linke Auge ist schwer verletzt. Der Vorhang ist ebenfalls an vielen Stellen durchlöchert. Derjenige, der geschossen hatte, und welchen Buck nicht angeben wollte, ist von der Police ausfindig gemacht worden, und hat seinen Namen genannt.

Aus Holland.

In Amsterdam ist es Vorschrift, nach elf Uhr Abends nicht über die Straße zu gehen, ohne eine Laterne mit einem Lichte zu tragen. Dies hat den Hutmacher Hoope daselbst auf die Idee gebracht, transparente Männerhüte anzufertigen, in welchen ein Kerzchen angebracht ist, welches angezündet, den Hut in eine Laterne verwandelt. Dies für das stärkere Geschlecht. Für das schwächere (schöne) will der Mann seine Erfindung verändern. Er will die Herzen transparent machen, so daß man die Empfindungen der Frauen durch und durch lesen kann. Der Hutmacher in Amsterdam wird unsterblich werden.

Aus Rußland.

Mamsell Taglioni hat einen Schlitten mit vier prächtigen Pferden bespannt, und einen bebarteten Russischen Kutscher zum Geschenk erhalten, der eigends dazu bestimmt ist, die Künstlerin zu den Proben und Vorstellungen ins Theater zu führen. Der Schlitten hat eine Figur aus Bronce an der Spitze, welche die Taglioni in dem Tanze: „la Gitana" vorstellt; er ist übrigens mit dem prächtigsten Zobel ausgeschlagen, und die Pferde haben auf ihren Decken über 2000 silberne Schellen.. Ganz St. Petersburg strömt zusammen, wenn dieses vortrefflich klingende Schlittengeläute ertönt, und Alles bewundert den prachtvollen Schlitten.

Die Isaakskirche in Petersburg wird im laufenden Jahr von Außen vollendet werden. Das Gebäude [illegible] zwar der Peterskirche in Rom und der Paulskirche in London an Größe nach, darf aber doch mit Recht einer der ersten Wunderbaue der neuern Zeit genannt werden. In dieser Kathedrale finden sich ganze Granitberge, welche die schönen Formen von Säulen aus den besten Zeiten Griechenlands angenommen haben, und die vier Frontons und die Kuppeln zieren. Es giebt in der Welt kein Gebäude welches mit einer solchen Menge von Monolithen von so ungeheurer Dimension geziert wäre. Einer der Basreliefs der Frontons, die Auferstehung Christi darstellend, von Lemaire, welcher eigends von Paris hierher berufen war, ist vollendet, und äußerst schön ausgefallen. Die drei übrigen Basreliefs sind der Gegenstand einer Preisbewerbung. Das von Lemaire ausgeführte, in Bronce gegossene Basrelief, wird den Hauptporticus zieren, welcher gegen die Newa zu liegt.

Aus Egypten.

Einer der reichsten Kaufleute in Alexandrien, [illegible] Ismoyl Aga, ein Türke, überraschte vor einigen Tagen eine junge weiße Sclavin seines Harems mit einem seiner Seiß. Er rief sogleich drei seiner Diener, ließ die Unglückliche binden und legte selbst glühende Kohlen auf mehrere Theile ihres Körpers, bis der Tod ihren Leiden ein Ende machte. Die hiervon in Kenntniß gesetzten Behörden haben bis jetzt noch keinen Schritt in dieser Beziehung gethan.

Mosaik.

Seume, der gute, ehrliche Seume, ward einst von einem Bettler um eine Gabe angesprochen. Höchst unglücklicher Weise konnte er aber zur selbigen Stunde nicht über Einen baaren Pfennig verfügen. Halb scherzend, halb bitter über sein Geschick, sprach er zum Bettler: „Kann er mir ein Viergroschenstück wechseln?" — „Ja, mein schöner Herr!" — „Nun, da hat er mehr als ich im Vermögen, und sollte mir etwas geben, denn ich habe gar nichts."

Ein eifriger Oranienmann und Schneider in Dublin, Namens Gregg, sagte neulich am Schluß einer heftigen Rede gegen die Katholiken: „Mögen die Papisten in das Parlament kommen, mögen sie an den Hof kommen, in das Schatzamt, selbst in den geheimen Rath, einen Platz giebt es, wohin sie nie kommen sollen — nie in die Schneiderzunft!"

Im Jahre 1580 wurde auf dem Reichstage zu Augsburg verordnet: „Daß Domherren nicht mehr in öffentlichen Trinkstuben spielen oder sich zum Saufen herausfordern, daß sie sich des Schwörens und Gotteslästerns enthalten, keine Vögel mit in die Kirche nehmen, auch nicht mehr Räuberei treiben, oder durch ihre Knechte treiben lassen sollten!" —

Ein berühmter Professor wurde von einem seiner Freunde darüber gefragt, ob er wohl seine Töchter in mehreren Sprachen und Zungen unterrichten lassen sollte? Wozu, antwortete der Professor. Nein, Herr! „eine Zunge ist genug für ein Weib.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 33.

Bremen, Donnerstag den 23. April 1840.

Gestorben:

Nro. 400. Den 17. April. Der Waarenagent Franz Heinr. Kaufmann, 42 Jahr; Buchtstraße Nro. 74.

— 401. Den 19. — Ein im Stadtgraben gefundenes neugebornes Kind, männlichen Geschlechts.

Nro. 402. Den 19. April. Des Hutfabrikanten Eduard Bernhard Sohn, 1 Jahr; Langenstraße Nro. 139.

— 403. Den 20. — Der Kuchenbäcker Joh. Weber, 21 Jahr; Geeren Nro. 37.

Geburten:

Nro. 491. Den 16. April. Des Schuhmachers Joh. Georg Bringmann Ehefr., geb. Bucks, hinterm Ansgariikirchhof Nro. 15; von einem Mädchen.

— 492. Den 17. — Des Arb. Ernst Gromann Ehefr., geb. Kreyen, Steinthorssteinweg Nr. 110; von einem Mädchen.

— 493. Den 17. — Des Schweineschlachters Heinr. Friedr. Wilh. Langrehr Ehef., geb. Wentzel, Bleicherstraße Nro. 10; v. einem Mädchen.

— 494. Den 17. — Des Cigarrenmachers Heinr. Wilh. Seidenzahl Ehefr., geb. Hustedt, Michaeliskirchhof Nro. 7; von einem Knaben.

— 495. Den 18. — Des Cigarrenmachers Heinrich Herm. Vogt Ehefr., geb. Eßmann, Warnken-Gang Nro. 1; von einem Knaben.

— 496. Den 18 — Ein Mädchen — Gröplingerstraße.

— 497. Den 19. — Des Cigarrenmachers Ernst Eschner Ehefr., geb. Finken, Rolandstraße Nro. 9; von einem Mädchen.

Nro. 498. Den 19. April. Ein im Stadtgraben gefundenes neugebornes Kind, männlichen Geschlechts.

— 499. Den 19. — Des Landmanns Arend Solte Ehefr., geb. Averdieck, Schwachhausen Nro. 25; von einem Mädchen.

— 500. Den 20. — Des Cigarrenmachers Joh. Conr. Grube Ehefr., geb. Hucke, Kaufmanns-Mühlenkamp Nro. 5; von einem Mädchen.

— 501. Den 21. — Des Arb. Martin Hinrich Starke Ehefr., geb. Bolte, Großenstraße Nro. 14; von einem Knaben.

— 502. Den 21. — Des Hausküpers Joh. Bernhard Bödecker Ehefr., geb. Fienemann, Abbenthorswallstraße Nro. 25; von einem Knaben.

— 503. Den 21. — Des Malers Diedrich Pezoldt Ehefrau, geb. Müschen, vorm Stephanikirchhof Nro. 14; von einem Knaben.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 34.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 26. April 1840.

— Geld, des Handels Genius,
Geld fördert auch den Frauen Liebeshandel.

Beaumont und Fletcher.

Die zwee Birebeem.

Pfälzisch.

Von Fr. v. Kobell.

Schön Hannche un der Vater sitze
Im Garte vor'm Haus,
Es is a schöner Summerobed,
Die Katz' guckt obe 'raus.
Do sächt der Vater: „Liebes Kind,
Ich bitt' dich, loß den Fritz;
Denn du hoscht nix un er hot nix,
Und wo nix is, do werd ach nix,
D'rum loß du mir de Fritz."
Schön Hannche fangt zu weine an,
Sie hot den Fritz so gern:
„Ach, Vater, kann ich vor die Lieb'?
Ich bin jo kee Laterne;
Was in mir brennt, des bloost mar nit
Als wie a Lichtche aus,
Und derf der Fritz nimmer zu mir,
So laaf ich aus'm Haus."
Der Alte brummelt in de Bart:
„Der Fritz wär' jo schun recht,
Doch sich, mein Kind, wo gar nix is,
Geht jedes Metier schlecht." —
Wasch' aber weiß an schwarze Mohr,
Do geht kee Wasser aus:
Die Lehr' ging 'nei bei'm eene Ohr,
Bei'm annre widder 'raus.
Amol bei ihr'm Fritzche sitzt
Des Hannche gar bequem;
Im Garte war's so schön und kühl
Zwische zwee Birebeem.
Sie wechsle manches Kißche do,
Wie halt Verliebte sin,
Do guckt des Kind van ungefähr
Zum Gartethürche hin:
Der Vater kummt! — Der Fritz nit lahm
Springt wie a jungi Katz'
G'schwind auf den eene Birebaam,

Do is a sich'rer Platz. —
Der Vater hot a schweri Hack
Und sächt zu seinem Kind:
„Mir hot a großer Schatz getraamt,
Vielleicht daß ich 'n find'.
An Eng'lche des sprach zu mir,
Geh zu de Birebeem,
Den große hackscht da um, geb Acht,
Du bringscht a Sümmche heem.
Unner dem Baam sei'm Worzlwerk
Hebscht da a grosi Kischt;
Kee Großmog'l war je so reich,
Als du dernocher bischt." —
„Ach Gott, der schöne Birebaam,
Sächt Hannche, kann's nit sein;
Die Großmutter hat 'n geplanzt,
Wie käm' a Kischt do 'nein?
Der kleene aber alt un dick
Macht a verdächtichs G'sicht.
Geh Vater, hack' den kleene um,
Wer weeß, was d'runner liecht?" —
„Des is schun wohr, der Alte sächt,
Der groß' oder der klee,
Deß weeß ich selber nimmer recht." —
„Ach Vater, 's ist der klee!"
Und wie der Vater hackt un hackt,
Do werd' des Hannche roth.
„Ach heil'chen Chrischtof, bett' se jetz',
Ach helf' mar aus der Noth!
Ach mach' a bische nor Miraakl,
Dann sunscht git's heut' an Weltspetaakl."
Un hipp un hipp un bim un bum
Un hipp un bim un bum,
Uf eemol laaft's un springt un hipt —
Dukate um und um.
Gott's Blitz un Jub'l un kee End',
Des war a Herrlichkeit,
Do kummt aach glei der Fritz gerennt
Un guckt als wie nit g'scheut. —
„Was thuscht dann du do? sächt der Alt',
Dich sah ich nit im Traam."
Do sächt sei Kind: „Des ist der Schatz
Vum grose Birebaam." —
Do merkt der Alte wohl den Piff
Un nehmt se bei der Hand:
A Pärche werre se wie eens
Im schöne Pälzerland. —
Blieskascht'l heeßt der Ort, do steht
Noch h ut' der eene Baam,
Un Enklcher verzähle sich
Den alte gute Traam.

Auswanderung nach der östlichen und westlichen Erde.

(Fortsetzung.)

Die Wälder scheinen an einigen Stellen fast undurchdringlich. Erst kürzlich ist ein 14 Stunden breiter Wald 6 Stunden von der Küste zugänglich gemacht worden. Hundert Arbeiter sind 14 Tage lang damit beschäftigt gewesen, das niedere Gesträuch umzuhauen. Die Farrnkräuter haben gute, eßbare Wurzeln, und waren ehemals die Hauptnahrung der Eingebornen. Flachs (Phormium tenax) ist in Menge vorhanden. Diese Pflanze wächst nicht in Sümpfen, sondern auf feuchtem Boden. Ihre Blätter gleichen jenen unserer Schwertlilie (Iris), und aus den Fasern dieser Blätter wird der sogenannte Flachs gewonnen. Zu diesem Behufe werden die Blätter mit einer Muschelschale gerieben, der fleischige Theil fällt ab und die Fasern bleiben zurück. Den Europäern ist es jedoch noch nicht gelungen, ihn eben so dauerhaft und geschmeidig als unsern Hanf zu machen, die Neuseeländer aber verfertigen die schönsten und dauerhaftesten Matten daraus, die man wie Leinwand waschen kann. Fitzroy betheuert, daß er eine solche seit 15 Jahren habe, und daß sie unverwüstlich sei. — Von wilden Thieren ist in diesem Lande nichts zu fürchten, aus dem ganz einfachen Grunde, daß die Natur diesen Inseln alle Vierfüßer versagt hat, Ratten ausgenommen. Ob diese Thiere mit den frühesten Seefahrern dahin gekommen oder im Lande einheimisch gewesen sind, ist nicht ausgemacht, so viel aber ist erwiesen, daß die zuletzt dahin gekommenen europäischen Ratten das eingeborne oder ältere Rattengeschlecht in kurzer Zeit vertilgt haben.

In dem erst kürzlich zu Edinburgh erschienenen Werke: „Emigration Fields," wird Neuseeland besonders herausgehoben. Ueber die balsamische, stärkende Luft kann sich der Verfasser nicht kräftig genug ausdrücken; den reinen Him-

mel vergleicht er mit dem sonnigen Italien. Den Reichthum der Wälder kann er bloß im asiatischen Archipel wieder finden, die Naturschönheiten bloß in der Schweiz. Er glaubt, daß die brittischen Nachkommen in diesem Lande einer ausgezeichneten physischen und moralischen Entwicklung entgegengehen müssen. Der Lage nach könne es ein zweites England werden, die Keime höherer Sittigung nach Amerika und China tragen. Der Handel könne außerordentlich werden. Was die Gegenwart betrifft, so ist der Anfang bereits gemacht. Handelsverbindungen bestehen schon mit Taheiti und Sidney, und vielleicht in diesem Augenblick auch mit Singapur. Flachs geht zum Werthe von 125,000 Rt. nach Australien, Holz von noch größerer Bedeutung. Mehrere hundert Wallfischfänger besuchen die Küsten, mit einer Besatzung von 15,000 Mann und einer Trächtigkeit von 150,000 Tonnen.

Vergleicht man die Vortheile, welche Neuseeland darbietet, mit jenen von Canada und den Vereinigten-Staaten, so neigt sich die Wagschale in mancher Beziehung zu Gunsten des neuen Landes hin. Canada und die Vereinigten-Staaten werden im Sommer von drückender Hitze, im Winter von norwegischer Kälte geplagt. Hier hat der menschliche Körper das Aeußerste klimatischer Veränderung zu ertragen, einen wechselnden Thermometerstand von 50° bis 60° R. zu durchwandern. In Neuseeland dagegen herrscht ein beständiger Frühling; die Temperatur schwankt bloß zwischen den beiden Enden von 0° und 20°. In Canada muß der Einwanderer während der Sommerhitze das Feld bebauen und Winterfutter für den langen Winter herbeischaffen. Dazu sind große Gebäude und eine ungewöhnliche Anstrengung nöthig. In den Vereinigten-Staaten ist es nicht viel besser; den ganzen Sommer hindurch in der größten Hitze, hat man nichts als Plackerei. In Neuseeland dagegen kann man fast zwei Ernten im nämlichen Jahre besorgen, und an Winterfutter für das Vieh braucht man nicht zu denken. Der einzige Umstand, welcher Neuseeland in Vergleich mit Canada und den Vereinigten-Staaten zum Nachtheile gereichen könnte, wäre der Mangel an Bevölkerung. Diesem Mangel kann jedoch leicht abgeholfen werden, und bereits hat die Wanderung nach diesem fremden Boden begonnen.

Ueberall, wo eine Nahrungsquelle sich eröffnet, fallen die Reichen darüber her, und benutzen den Augenblick, um die ärmere Volksclasse zu berauben. Kaum waren die parlamentarischen Untersuchungen in Beziehung auf Neuseeland geschlossen, durch die englischen Geistlichen und andere Reisende über die Vortheile des Landes mit Bestimmtheit entschieden, so bildete sich in London sogleich eine Neuseeländische Landgesellschaft (New Zealand Land Company), läßt große Strecken kaufen, ohne sie je gesehen zu haben, und verkauft schnell 100,000 Acker davon zum Preise von 6 Rt. für den Acker, mit einem muthmaßlichen Gewinne von 75 Procent. Den Käufern kann die Gesellschaft keine Auskunft geben über das veräußerte Land, nicht sagen wo es liegt, wie es beschaffen ist und wozu es taugt; nicht einmal Bürgschaft kann sie leisten, ob der Auswanderer auch wirklich in Besitz seines Eigenthums gelangen wird, weil mancherlei Umstände vorwalten, die man kennen muß. Diese Umstände wollen wir kurz zusammenfassen.

Die Eingebornen in Neuseeland mögen noch etwa 100,000 Seelen, also 33 auf die Quadratmeile, betragen. Ihr Volksleben ist in hohem Grade demokratisch. Die sogenannten Häuptlinge haben nichts zu befehlen. Das Land ist nach Stämmen und Bezirken abgetheilt und Eigenthum aller Freigebornen. Jeder unter ihnen kann nach Belieben wirthschaften, wo eine freie

Stelle ist. Häuser und angebauter Boden sind Privateigenthum. Weder das Land im Allgemeinen, noch Privateigenthum können ohne Bewilligung des ganzen Stammes verkauft werden. Wer daher unbebautes Land in Neuseeland erwerben will, muß den ganzen Stamm zusammenkommen lassen, und was man an Waaren dafür zu geben geneigt ist, muß zur Einsicht vorliegen. Ist der Stamm zufrieden, so wird das Jawort gegeben, auch wohl ein Kaufbrief gezeichnet, und jedes von den anwesenden Mitgliedern nimmt von den Waaren, was ihm gefällt. Da die Eingebornen von Neuseeland, aus Mangel an Wild, nicht wie ihre amerikanischen Brüder von der Jagd leben konnten, so haben sie eine Art Ackerbau treiben müssen. In dieser Absicht haben sie große Waldstrecken niedergebrannt und den Wachsthum der Farrnkräuter mit nahrhafter Warzel befördert. Auf der andern Seite machen sie Anspruch auf die in ihrem Gebiete schwärmenden Ratten, und wer diese Thiere auf einem noch unbesetzten Boden zuerst verzehrt, ist Grundherr desselben. Werden Ratten von einem fremden Stamme auf dem Gebiete eines andern erschlagen, so entsteht Krieg, gerade wie es auch in Amerika wegen verletzter Jagdbezirke und in Europa um anderer Dinge willen geschieht. Da nun die Europäer an den Rattenschmaus nicht gewöhnt sind, und die Eingebornen auf der nördlichen Insel zum Feldbau sich willig zeigen, so hat der Auswanderer wenig von ihnen zu fürchten. Im Gegentheil wird er durch rechtschaffenes und billiges Betragen eher ihre Zuneigung gewinnen, obgleich ihnen ihr bevorstehendes Loos gänzlicher Ausrottung klar genug vor Augen schwebt. (Die Forts. folgt.)

Ueber die Naturbeschaffenheit der Kometen.

Von Dr. Nürnberger.

Seit unsern letzten Betrachtungen über die Kometen hat der unermüdliche Kometensucher und Finder, Galle, schon wieder, nämlich am 25sten Januar und am 6ten März, zwei neue Himmelskörper der Art entdeckt. Die Zahl dieser unbequemen Gäste und Störenfriede, worüber ich mich weiter unten noch ausführlicher verbreiten werde, wächst in der That vor der Argumentation und wirklichen Beobachtung auf eine solche Weise, daß Mancher wirklich unruhig werden könnte; und ich eile daher, die Besorgnisse durch eine Thatsache zu zerstreuen, welche höchst unerwartet kommen wird, deren Richtigkeit ich aber verbürge. Sie Alle nämlich, wenigstens wir, die wir nicht mehr ganz jung sind, haben die gefürchtete Katastrophe des Zusammenstoßens der Erde mit einem Kometen, ohne gleichwohl das Mindeste davon gewahr zu werden, wirklich schon erlebt. Am 24sten Juni 1819 ist die Erde durch den Schweif des damaligen Kometen gegangen; und bald nachher vollendete Rechnung für den damaligen Himmelsort dieses Gestirns, in Vergleichung mit dem gleichzeitigen Orte der Erde, hat dies auf unwiderlegliche Art gezeigt. *)

Die Leser werden fragen, wie ein solcher Zusammenstoß zweier Weltkörper, ohne daß man wenigstens auf dem einen das Mindeste davon bemerkt haben sollte, möglich sei? Sie werden einwenden, daß die Erde ihre 130 Millionen deutsche Meilen im Umfange haltende Bahn um die Sonne in 365¼ Tage zurücklege, und also in jeder Sekunde über vier solche Meilen durchlaufe; daß sich die Geschwindigkeit der Kometen in der Sonnennähe, wo wir eben mit diesen zudringlichen Gästen in Conflikt gerathen, meistens noch viel größer finde, und daß der Choc daher ganz fürchterlich sein müsse u. s. w. Auf alle diese

*) Ich habe diesen entscheidenden Umstand erst nach dem Abdrucke meiner Arbeit: „Ueber den Gallischen Kometen" ermittelt.

Einwendungen, wie specios sie erscheinen mögen, kann ich durch Erörterungen über die Naturbeschaffenheit der Kometen befriedigend antworten; und dies ist nun eben die Absicht des gegenwärtigen Aufsatzes.

Es wird unter den Lesern Wenige geben, welche die Erscheinung von Kometen nicht schon selbst beobachtet hätten und also wüßten, daß diese merkwürdigen Himmelskörper gemeiniglich ein blasses Licht und eine runde, planetenartige Gestalt zeigen, und dabei von einem starken Nebel oder Lichtschimmer eingehüllt sind. Manche erscheinen bloß als runde Nebelflecke, andere dagegen haben einen leuchtenden Schweif; und da dieser oft eine sehr drohende Größe und Gestalt annimmt, so hat man davon, als dem Auffallendsten der Erscheinung, den Namen Cometa (coma, Schweif) gebildet. Bei vielen Kometen ist aber zugleich ein deutlicher begrenzter, gleichsam als Kopf an den Schweif angefügter, oder auch in der Mitte des Nebels als eine Art von Kern erscheinender und darnach benannter Theil wahrgenommen worden. — Jene ersteren Bestandtheile des Kometenkörpers, seine neblige Umhüllung und der Schweif, kündigen sich gleich auf den ersten Blick als etwas so Leichtes, so Aetherisches an, daß man die Besorgniß irgend einer materielleren Wirkung von ihrer Seite bald aufgiebt. Wir wollen also zunächst den für gefährlicher gehaltenen Kern untersuchen.

So viel ich Beobachtungen eines solchen Kometenkerns verglichen habe, so finde ich diese sogenannten Kerne von den Beobachtern doch immer als „sehr klein, schlecht begrenzt und matter leuchtend bezeichnet, als es dem von einem wirklich festen Körper zurückgeworfenen Sonnenlichte angemessen wäre." Die Meinung vieler Astronomen, welche auch diesen Kern nur als einen etwas mehr verdichteten Nebel ansehen, ist daher gewiß wohl begründet. Die beste Gelegenheit, darüber zur vollkommenen Gewißheit zu gelangen, wäre freilich — wie ich diesen Gedanken in unsern Blättern schon früher geäußert habe — der Vorübergang eines solchen Kometen mit entschieden hervortretendem Kerne vor der Sonne, indem sich dieser Kern, vorausgesetzt, daß er eine Art von planetarischer Dichtigkeit hätte, denn auch, wie die Planeten Merkur und Venus bei ihren Sonnendurchgängen, als ein mehr oder weniger scharf begrenzter schwarzer Flecken auf der Sonnenscheibe zeigen müßte. Allein Beobachtungen eines solchen Kometenvorübergangs vor der Sonne, wenigstens hinreichend genaue, um darauf den gewünschten Schluß bauen zu können, finden sich nicht. Der im Juli 1819 entdeckte Komet, eben der, dessen Schweif die Erde, wie oben angeführt, durchschnitten hat, ist zwar nach der Berechnung am 26sten Juni Morgens wirklich durch die Sonne (vor ihr vorbei) gegangen; da dieß aber vor seiner Entdeckung geschehen war, so hatte Niemand darauf achten können.

Dagegen macht es aber der, durch direkte und mannichfache Beobachtung über alle Einwendungen erhobene Umstand, daß man nie den Schatten oder eine unerleuchtete Seite des Kometenkerns wahrgenommen hat, ziemlich unzweifelhaft, daß diese Kerne entweder gar keine festen Körper, oder aber, falls sie dies dennoch wären, von einer höchst unbedeutenden Größe sind. Den Lesern ist ferner bekannt, daß die sorgfältigsten Kometenbeobachter, Olbers, Pons, und nun ganz kürzlich wieder Bessel, oftmals mitten durch einen Kometen hindurch Fixsterne beobachtet haben. Olbers namentlich führt ausdrücklich an, daß er eine solche Beobachtung eines Fixsterns von nur achter Größe fast genau durch die Mitte des Junikometen des Jahrs 1825 gemacht habe, und daß das Licht des Sterns dabei ganz unge-

schwächt geblieben sei, was entscheidend für die vollkommene Transparenz des Kometen und die ätherische Natur seines Kerns spricht.

Der unter dem Namen des Bielaschen hinreichend bekannte Komet zeigte bei seiner Erscheinung im Jahr 1805 eine kernartige Masse, deren Durchmesser der Lilienthaler Astronom Schröter damals auf dreißig deutsche Meilen anschlug; ich brauche aber wohl kaum anzuführen, wie wenig Vertrauen die Messung eines so höchst undeutlich begrenzten, von Lichtschimmer und Nebel umgebenen Gegenstandes verdient. Auch finde ich die beiden Astronomen, eben unsern Schröter und den großen Herschel bei mehrfachen Angaben über die Größe dieses und anderer Kometenkerne stets in einem solchen Widerspruche, daß sich schon daraus die Schwierigkeit einer näheren Bestimmung hinreichend ergiebt. Man darf aber nach allem diesen mit voller Ueberzeugung annehmen, daß der sogenannte „Kern" in denjenigen Kometen, bei denen er überhaupt vorkommt, aus nichts weiter als höchstens aus dem etwas verdichteten Lichtnebel besteht, der die äußere Hülle und den Schweif der mit einem solchen auftretenden Kometen bildet.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Die Macht des Gewissens, oder die Entdeckung der Hoyaer Post-Beraubung.

Notizen aus meinem Leben im Polizeifache,

von

C. F. Parchen

in der Königlich Hannoverschen Land-Gensdarmerie.

Die Hoyaer Post-Beraubung wurde am 7. Februar 1835 des Abends verübt, von den Räubern:

1. Strahmann, Wirth und Bäcker zu Hoya,
2. Hennecke, Bauerssohn aus Hoyerhagen,
3. Helms, Besitzer einer kleinen Stelle in der Bauerschaft Wöbse, Amts Hoya.

In einer stürmischen Winternacht, wo die rauhe Jahreszeit durch Schneegestöber und nasse Kälte vollends ihr Recht geltend zu machen suchte, nämlich: am 7. Februar 1835 Abends, wurde die von Hoya nach Asendorf fahrende Post, zwischen dem Königlichen Gestüte Memsen und dem Dorfe Wöbse, in einem von Gehölz und Gebüsch umgebenen engen Hohlwege, von Räubern angefallen; der Postillon und die auf dem Postwagen befindliche Mannschaft, durch Schlagen und fast tödtliche Mißhandlung zur Flucht gebracht; der Postwagen von den Räubern sodann rechts seitwärts fortgeführt, und des Postguts, worunter einzusendende herrschaftliche Gelder sich befanden, beraubt.

Die Entflohenen machten in den nahe belegenen Ortschaften sogleich Lärm, und von diesem Vorfalle sowohl bei dem Post-Relais als auch bei dem Königlichen Amte Hoya, die schleunige Anzeige.

Alle nur mögliche, zur Entdeckung zweckmäßliche Maßregeln ergriff das Königliche Amt sofort, und die dort stationirten Königlichen Husdragoner setzten sich mit einem Theil der nächsten Einwohner sogleich in Thätigkeit, um sich an Ort und Stelle zu begeben, wo auf dem Wege zwischen Hoyaerhagen, ihnen die Postpferde mit dem beraubten leeren Postwagen entgegen kamen, welche die Räuber nach der Ausplünderung hatten laufen lassen.

In den benachbarten Ortschaften wurden dann ebenfalls alle anwesenden Einwohner in Thätigkeit gesetzt, alle verdächtigen hingegen scharf visitirt; die Wohnungen fast aller abwesenden Individuen aber bewacht und, die verdächtigen nach deren Eintreffen aretirt dem Königlichen Amte Hoya vorgeführt und so lange in Haft genommen, bis sie sich über den Aufenthalt während ihrer Abwesenheit legitimirt hatten.

Seit mehreren Jahren war damals in Bücken, auf Verfügung des Königlichen Ministeri

des Innern, eine Station Königlicher Landdragoner etablirt, um die Verdächtigen im Amte Hoya und besonders in Bücken, unter polizeiliche Aufsicht zu stellen und solche, vorzüglich des Nachts zu controlliren.

Zu diesem Zwecke war ich damals in Bücken stationirt, litt aber in Folge des vielen nächtlichen Dienstes, seit dem 4. Februar an Erkältung, als am 7. gegen 11 Uhr Abends, der Amtsassessor B. vor meine Wohnung kam und mir den Vorfall der Post-Beraubung mittheilte. — Er bat sich dann eine meiner Waffen aus, machte dem dortigen Magistrate Anzeige, ertheilte demselben im Fall der Entdeckung die nöthigen Befehle und visitirte sodann die berüchtigten Verdächtigen im Orte.

Ungeachtet meiner Unpäßlichkeit setzte ich mich auch schnell in Thätigkeit, blieb die Nacht hindurch mit der vom Magistrate requirirten Mannschaft auf Vigilance, und visitirte vorzüglich alle verdächtigen Einwohner, sowohl im Orte als in der Umgebung; jedoch ohne den geringsten Erfolg. —

Die nächtliche Vigilance der Station Hoya mit den requirirten Einwohnern war ebenfalls ohne Erfolg gewesen, und nirgends fanden sich Spuren zur Entdeckung.

Nach eingegangener Meldung wurde daher vom Königlichen Post-Directorio zu Hannover mit Bewilligung höheren Orts, eine Prämie von 200 Rt. ausgelobt, und solche dem oder denjenigen zugesichert, der die Post-Beraubung der Art entdeckte, daß die Thäter zur Untersuchung und Bestrafung gezogen werden könnten, und die entwendeten Sachen und Gelder wieder herbeizuschaffen wären.

Die benachbarten Sectionen Nienburg und Bruchhausen hatten sich auch in Thätigkeit gesetzt, und wurden von der erstgenannten Section die Gebrüder H. zu Asendorf arretirt, welche in jener Nacht, als die Beraubung statt fand, auch nicht waren zu Hause gewesen. Die Letztere nahm Vigilance und Hausvisitationen theilweise in Vereinigung mit der Station Hoya vor.

Das Königliche Amt Hoya stellte fast alle Tage Verhöre an, und confrontirte in der Nähe, wo die Beraubung geschehen, viele Einwohner und deren Hausgenossen.

Die Station der Königlichen Landdragoner zu Hoya brachte mittlerweile bei dem Vornehmen von Hausvisitationen in Erfahrung, daß in der Nacht, als die Beraubung geschehen war, Jemand unter das Fenster der Wohnung des Einwohners Helms zu Wöbse, gekommen sei, worauf bei Helms Abwesenheit, die Ehefrau desselben sich eine kurze Zeit entfernt habe u. s. w., welches die benannte Station durch Einreichung eines Protocolls dem Königlichen Amte Hoya anzeigte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geologisches Ereigniß in der Provence.

Französische Blätter theilen nachstehenden Bericht über eine sehr interessante geologische Erscheinung mit.

Am 10 Januar d. J. vernahm man an einem sehr schönen Morgen, gerade als die Einwohner des am Fuße von St. Baume gelegenen, Dorfes Signes ihre Wohnungen verließen, um auf ihre Felder zu gehen, auf einmal auf eine Entfernung von 600 Schritten vom Dorfe und etwa eine halbe Stunde westlich von den Quellen des Gapeau ein Kanonenschüssen ähnliches Knollen. Schrecken und Angst bemächtigte sich sogleich der Einwohnerschaft. Dieser Schall wiederholte sich in ungleichen Zwischenräumen, wobei man zugleich mit Staub vermischte Dampfsäulen bemerkte, die sich in verticaler Richtung von der Erde aus zu einer Höhe von mehrern Metres er-

hoben, und dann als schmutziger Regen sich entluden. Es zeigte sich keine besondere Wärme; die Sonne strahlte in ihrem vollen Glanze, die Luft war rein und vollkommen ruhig; nichts ließ auf ein vulcanisches Phänomen schließen.

Indeß dauerte das Krachen mehrere Stunden lang, während welcher der Schrecken fortwährend stieg; da fing plötzlich der Boden sich in einer Strecke von etwa 50 Metres im Umkreis zu senken an, worauf sich eine trichterförmige Vertiefung von bedeutender Tiefe bildete, der sich Niemand zu nähern wagte. Vierzehn Tage lang blieben die Sachen in demselben Zustande, nur vergrößerte sich die Oeffnung der Vertiefung nach und nach. Nach Verlauf dieser Zeit drang eine Wassermasse aus dem Grunde derselben, und hob sich bis auf 16 Metres unter der Oberfläche des Bodens. Dieses Wasser war ruhig und röthlich, ohne schlechte Beschaffenheit und von gleicher Temperatur wie Quellwasser. Um die Tiefe des Wassers zu untersuchen, spannte man ein Tau über die Vertiefung, von welchem aus man vermittelst eines Schiebringes eine Schnur, an welche eine Kugel befestigt war, in den Mittelpunkt der Vertiefung hinabsinken ließ. Diese Untersuchung stellte eine Tiefe des Wassers von 23 Metres heraus, und es ergab sich, daß die von der Kugel erreichte Tiefe von der Oberfläche des Bodens an gerechnet 39 Metres betrug.

Seit diesem Emporsteigen des unterirdischen Wassers hat sich die Oeffnung der Vertiefung allmählich vergrößert, so daß sie am Ende Januars mehr als 150 Metres im Umfange hatte. Die Oberfläche des Sees hat sich ebenfalls um 8 Metres gehoben und der Boden sich gesenkt. Das Wasser ist hell geworden, und auf diese Weise hat sich das Besitzthum des Hrn. Canol, Croquefique genannt, in einen hübschen kleinen See mit frischem Wasser verwandelt, der sich allmählich vergrößert und bis nahe zur Oberfläche des Bodens erhebt.

Die deutschen politischen Zeitungen.

Sie bleiben noch immer dabei, ihre Spalten hauptsächlich mit den ausländischen Angelegenheiten zu füllen; die vaterländischen und deutschen Interessen treiben sich als Lückenbüßer in den Winkeln herum und enthalten größtentheils nur trockene Notizen über die Reisen hoher Staatspersonen, über Standes-Erhöhungen, Gnaden-Verleihungen, über Criminalgeschichten von Privatpersonen, Marktpreise und dergleichen; ein tieferes Raisonnement über das, was die deutschen Völker bewegt, gedeiht nirgends. Müßten wir uns nicht schämen, daß unsere Zeitschriften mit den Parlaments-Verhandlungen Frankreichs und Englands gefüllt werden, daß man die Reden der Pairs, des Ober- und Unterhauses abdruckt, während das Vaterland mit ein Paar Notizen jämmerlich hinterher hinkt? Wo soll da vaterländische Gesinnung, Nationalbewußtsein, volksthümliches Kraftgefühl herkommen? Schließt uns die deutschen Staaten auf, ihr Politiker, belehrt, unterrichtet uns über die Arbeiten und Bestrebungen des Vaterlandes, reißt uns hinein in den tiefen, arbeitenden Geist unserer Lande, dann mögen Frankreich und England und Ausländer kommen, die wir wahrlich auch lieben und ehren. Aber was uns gehört, behandle man nicht so verächtlich und stiefmütterlich, daß man endlich im Auslande keine Ursache mehr habe, uns als politische Vetter-Michel's auszulachen. E.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die

SCHNELL-  POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu **Nr. 34** des Bürger-Freundes für **1840.**

Sonntag, den 26. April.

Bremen. Hinaus! hinaus in die schöne Frühlingswelt! — Die Gelegenheit bietet sich dar. Am Mittwoch den **29.** d. M. fährt das Dampfschiff Roland mit den **22** Bremer Cassino-Musikern, die in Bremerhafen ein Concert à la Strauss zu geben beabsichtigen, unsern schönen Weserstrom hinab. Da muß einem Jeden, der diese Fahrt mit macht, doch wohl das Herz aufgehen, wenn die grünenden blühenden Gestade neben ihm hinziehen, bei dem Takte der herrlichen Musik. Also hinaus, hinaus!

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Aus **Breslau** schreibt man: Die Mäßigkeitsvereine kommen nicht recht in Aufnahme und zur Ausbreitung, einmal, weil den Leuten der Branntwein gut schmeckt; dann, weil ihr Zweck als ein rein negativer bei dem Volke überhaupt keinen Respekt hat; drittens, weil gutmüthige Philister, die's weder mit dem Branntweinpöbel noch mit den Mäßigkeitsvereinen verderben wollen, immer in die Welt hinein predigen, der gemeine Mann müsse einen Ersatz haben für den Branntwein, wenn er ihn lassen und bei Kräften bleiben wolle. Als ob man für Schlechtes einen Ersatz braucht! Es ist ein grobsinnlicher Wahn, daß der Genuß des Branntweins stärke, weil er für den Augenblick Muskeln und Nerven stimulirt und dem Trinker einen Anschein von höherer Kraft giebt. — Endlich ist auch die pietistische Färbung der Mäßigkeits-Sache schädlich. Die Vorsteher rufen fortwährend Gott und Jesum Christum und Gesangbuchslieder gegen den Branntwein auf und machen ungeheure Redensarten von der Gnade Gottes, wenn ein Paar neue Mitglieder hinzugetreten sind, oder Einige so und so lange keinen Branntwein getrunken haben. Das ist lächerlich. — In Breslau hat's deshalb der Stadtrath Scharf auf eine andere Weise versucht. Er zieht jedem Arbeiter nach und nach so viel von seinem Lohne ab, als nöthig ist, ihn in eine Lebensversicherungsbank einzukaufen. Dadurch bekommt er mehr Interesse an der Arbeit, an Ort, Familie, und die Sicherheit derselben nach seinem Tode macht ihm keine Sorge. Die Mäßigkeit wird nun unmittelbar dadurch gefördert, daß ein Gesetz der Familie dessen, der sich dem Trunke ergiebt, das Anrecht auf die versicherte Summe entreißt. So hat der Familienvater eine moralische Schranke, welche ihm den Genuß des Branntweingiftes verbietet. Die Sache hat nach dieser Weise wohl noch nicht die rechte Wendung in sich, verdient indeß wenigstens Beachtung, und wenn sie sich praktisch und förderlich erweist, auch Nachahmung in andern Städten. Wenigstens hat Jeder, der irgendwie auf größere oder kleinere Volksmassen einzuwirken Gelegenheit und Beruf hat, die Verpflichtung, dieses Gift des Körpers, das auch moralisch wirkt und die heiligsten Bande des Lebens zerfrißt, auf jede mögliche Weise zu vertreiben und den gebührenden Abscheu davor einzuflößen.

Herr Lalié hat der österreichischen Regierung ein von ihm erfundenes, sicheres Mittel gegen Hundswuth angegeben, mit der ausdrücklichen Bemerkung, nicht eher eine Belohnung in Anspruch nehmen zu wollen, bis er sich von der sichern Hülfe dieses Mittels bei Menschen und Thieren vollkommen überzeugt habe. Das Wesentlichste ist die Wurzel der gentiana cruciata (Kreuz-Enzian), deren Anwendung und besondere Behandlung der Bißwunde eben Erfindung des Herrn Lalié ist.

Aus Frankreich.

Da bei einer entstandenen Feuersbrunst die Bezähmung der Flammen hauptsächlich von der Schnelligkeit der Hülfeleistung abhängt, so soll gegenwärtig die Feuer-Commission in Paris die Errichtung von Telegraphen in allen Stadtdepartements anbefohlen haben. Im Mittelpunkte der Häusermasse wird nämlich ein Universal-Telegraph errichtet, welcher die telegraphischen Feuer-Anzeigen von einem Stadttheile augenblicklich nach allen Richtungen signalisirt. Auf diese Weise kann die Nachricht von einer Feuersbrunst binnen wenigen Minuten im ganzen Umfange der Stadt verbreitet sein, und die möglichst schnelle Hülfe von allen Seiten zugleich bringen. Diese Feuer-Telegraphen verdienten in allen umfangreichen Städten eingeführt zu werden, besonders aber in jenen, wo sich viele hölzerne Häuser befinden.

Ein französischer Soldat der afrikanischen Armee, Caulec mit Namen, ist wegen Desertion zum Tode verurtheilt, doch wegen nachstehender Umstände dem Könige zur vollen Begnadigung empfohlen. Caulec war desertirt und zu den Kabailen geflüchtet, wo er sich seit mehreren Jahren aufhielt, und einen großen Einfluß auf diesen wilden Stamm gewonnen hatte. Die Handelsbrigg „l'Indépendant" scheiterte in der Nähe des Punktes der Küste, wo er sich aufhielt. Nach ihrer gewöhnlichen Sitte wollten die Kabailen jetzt alle Mannschaften des Schiffes ermorden und dasselbe ausplündern. Doch Caulec wußte das Leben seiner Landsleute zu erhalten, indem er den Kabailen begreiflich machte, daß es ungleich vortheilhafter sein würde, diese Leute als Gefangene zu behandeln, und sie gegen Lösegeld den Franzosen zurückzugeben. Dies geschah. Doch da man den Franzosen anzeigen mußte, wie die Dinge standen und die Gefangenen zum General Galbois gebracht werden sollten, wollte sich aus Mißtrauen

keiner der Kabaillen dazu finden. Sie erzählten einander schreckliche Dinge von der Art und Weise, wie die gefangenen Araber durch die Franzosen behandelt würden. Diese hätten Schlangen, deren Gift man die Gefangenen trinken lasse u. s. w. Deshalb bereuten sie ihren Entschluß, und sie wollten nun doch die Gefangenen ermorden. Jetzt gerieth Caulec in eine schlimme Lage; das Leben seiner Landsleute war verloren, wenn er es nicht selbst wagte, sich den Franzosen zu zeigen. Er übernahm es daher und geleitete dieselben in Kabailenkleidung zum nächsten Depot, was jedoch fünfzig Lieues entfernt war. Seine Mission gelang vollkommen, die Kabailen erhielten ein reiches Lösegeld, er selbst aber stellte sich als Gefangener, und mußte nun nach dem Gesetz freilich zum Tode verurtheilt werden. Doch leidet es keinen Zweifel, daß er zur Belohnung für die Rettung so vieler Landsleute begnadigt werden wird.

Der Abbe de l'Epee soll in Frankreich nun auch ein Denkmal erhalten, gewiß gehörte er zu den uneigennützigsten Wohlthätern der leidenden Menschheit. Das beste Denkmal ist freilich die immer schönere Realisirung seiner Lieblingspläne. Schon sind die in den Instituten gebildeten Taubstummen nicht bloß tüchtige Arbeiter, welche Weib und Kind von ihrer Hände Arbeit ernähren, sondern auch Maler und Bildhauer, ja in Frankreich giebt es einen taubstummen Dichter mit einem tüchtigen Talente. Ein Taubstummer trug sogar kürzlich als Prosaiker den Preis der Beredsamkeit in Paris davon; er heißt Ferdinand Berthier. Sein Memoire über den Zustand der Taubstummen vor und seit dem Auftreten des Abbe de l'Epee und über die verschiedenen Unterrichtsmethoden in Taubstummeninstituten verdient auch in Deutschland Beachtung.

Aus England.

In den Zoologikal Gardens zu Manchester hat sich kürzlich ein dort beschäftigter Schreiner unbedachtsam dem Käfig eines großen Tigers genähert, und den Arm zwischen die Stäbe gesteckt, gleichsam um ihn zu schlagen. Der Tiger ergriff die Hand und den Ellbogen und zerfleischte den Arm auf eine furchtbare Weise. Einige in der Nähe befindliche Wächter mußten dem Tiger mit Gewalt den Rachen öffnen, um den verstümmelten Arm los zu machen. Der Unglückliche wurde ins Spital gebracht, und dort amputirt.

Aus Holland.

Man schreibt aus Amsterdam, vom 14. April: „In den letzten Tagen wurde auf der Eisenbahn von Amsterdam nach Harlem ein Versuch gemacht, um den Grad der Schnelligkeit zu erfahren, den isolirte Locomotive, ohne Convoi, auf einer geraden, von jedem Zufall freien Linie erreichen können. Eine gerade, auf einer Länge von 2000 Ellen abgestreckte Bahn wurde in 1 Minute 26 Secunden durch die Locomotive „Die Snelheid" aus den Werkstätten der Hrn. Londgridge et Comp. zu Newcastle Upon Tyne, die nur ihren mit dem nöthigen Coak und Wasser beladenen Tender, worauf sich vier Mann befanden, nachschleppte, zurückgelegt. Anfangs fuhr die Locomotive mit der gewöhnlichen Geschwindigkeit auf einem Raum von 500 Ellen, bevor sie am ersten Absteckpfahl der Bahn ankam; und vor und nach die Kraft vermehrend und dort ankommend, wurde der Regulator ganz geöffnet, um mit der ganzen Geschwindigkeit der Maschine zu fahren. Da eine Marschstunde auf eine Länge von 5555 niederländische Ellen geschätzt wird, so kommt die oben erwähnte Fahrt einer Geschwindigkeit von einer Stunde in etwas weniger als 4 Minuten, oder von 15 Marschstunden in einer Stunde gleich."

Aus den Vereinigten Staaten.

Aus Newyork wird geschrieben: Die Frömmigkeit steht hier in dem grellsten Widerspruche mit den Freidenkern, so daß, wie die erstern Schul- oder Bethäuser haben ihren Tempeln unterhalten, so haben die letztern neben ihrer Kirche ein Wein- oder Schnapshaus errichtet und nennen das erste Gebäude die Vernunftskirche, die letztere aber das Vernunftshaus, worin sich vor dem Gottesdienst der Prediger wie die Zuhörer stärken; statt die frommen Sekten Sonntags gewöhnlich dreimal Kirche besuchen, haben die der Vernunftsgemeinde den Gesang aus der Kirche verbannt, und dafür ein Musikchor eingesetzt, welches vor und nach der Predigt keine geistliche Kirchenmusik, sondern die schönsten Ouvertüren aus den Theaterstücken aufführen muß, gewöhnlich aber mit einem Schottischen oder sonstigen Galopp das Ganze schließt. Nichtgemeindeglieder haben beim Eintritt 6 Pf. zu zahlen. Das Geld aus dem Klingelbeutel erhält der Geistliche für seine Bemühung, den Zuhörern Geschichten aus dem Leben, wie z. B. die Erfindung der Buchdruckkunst, des Schießpulvers oder die Geschichte der Jungfrau von Orleans u. dergl. zu erzählen. Das Evangelium zu predigen ist gegen die Vernunft und deshalb vom Vortrag ausgeschlossen.

Im Staate Massachussets lebt ein Grobschmied, Namens Burrit, welcher 30 oder 40 lebende oder todte Sprachen versteht. Die Mitglieder der Academie des Inscriptions in Paris haben demselben kürzlich, mit einem sehr schmeichelhaften Schreiben mehrere Bücher zugesandt, die ihm in seinem Studium der Celto-Britannischen Sprache förderlich sein können.

Mosaik.

Nach einer alten Chronik sind nachfolgende Verse einem Studioso bei Begehung des Reformations-Jubelfestes dem Pater Eckardten präsentirt worden, welcher ihm einen Dukaten verehret in Meinung, er würde katholisch werden und zur papistischen Religion übertreten. Aber der Studiosus hat seinen Sinn bei Abschiednehmung wohl dem Herrn Pater zu erkennen gegeben, zu ihm sagend, er solle die Verse zuvor überlesen und dann die gegenüberstehenden Zeilen allemal zugleich mit einander verbinden:

Ich sage gänzlich ab	Der Mönche Lehr' und Leben
Luthern bis ans' Grab	Bin ich allezeit ergeben;
Ich hasse fort und fort	Die Mess' und Ohrenbeicht,
Lutheri Lehr und Wort	Ist mir gar schön und leicht
Heraus aus Sachsenland	Der Mönch' und Pfaffen List
Was Luthern ist verwandt	Schütz ich mit aller Fist.
Drum wer lutherisch stirbt	Das Himmelreich erwirbt,
In Ewigkeit verdirbt	Wer röm'sch-katholisch stirbt

Das ist so ziemlich der schroffe Gegensatz zwischen Katholicismus und Protestantismus recht brüderlich gepaart und in einander verschlungen. Die Sache ist, wie gesagt, die Stock-Lutheraner die Zeilen im Ganzen, die Stock-Katholiken sie getrennt lesen und nun zufrieden gestellt sind, während übrigens der mühselige Spaß weder gegen die Katholiken noch gegen die Lutheraner, sondern — gegen einen Dukaten gerichtet wurde.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 34.

Bremen, Sonntag den 26. April 1840.

Gestorben:

Nro. 404. Den 22. April. Des Kunstgärtners Friedrich Andreas Wasmuth Ehefr., geb. Havenecker, 38 Jahr; Wandrahm Nro. 14.

— 405. Den 22. — Des verst. Senators Dr. Gustav Wilh. Dreyer Wittwe, geborne Tiling, 90 Jahr; Bleicherstraße Nro. 37.

— 406. Den 22. — Der Stuhlmacher Johann Diedr. Köhlmos, 38 Jahr; Grünenstr. Nr. 64.

— 407. Den 22. — Joh. Diedrich Meyer, 9 Monat; Kümmelkamps-Gang Nro. 6.

— 408. Den 23. — Des Schuhmachermeisters Herm. Chr. Ruhase Sohn, 3 Tage; Pelzerstr. N. 14.

— 409. Den 23. — Des verst. Arb. Hinr. Schilling Wittwe, geb. Meier, 62 Jahr; Paulsberg Nro. 81.

— 410. Den 23. Apr. Des Schauspielers Friedr. Gerhard Lemke Sohn, 3 Wochen; Hohenpfad Nro. 5 C.

— 411. Den 24. — Des Schuhmachers Joh. Friedr. Struckmann Ehefr., geb. Hildebrandt, 51 Jahr; Diepenau Nro. 4.

— 412. Den 24. — Des verst. Uhrmachers Melchior Schindler Wittwe, geborne Stromberg, 62 Jahr; außerm Steinthor Nro. 94.

— 413. Den 24. — Anna Maria Tietjen, 66 Jahr; Ansgariithorsstraße Nro. 8.

— 414. Den 25. — Der Fuhrmann Ernst Idel Jobst Bresser, 60 Jahr; Stangen-Hof Nro. 13.

Geboren:

Nro. 504. Den 17. April. Des Arb. Hermann Tietjen Ehefr., geb. Falcke, Hastedt; v. e. Knaben.

— 505. Den 18. — Des Kaufmanns Diedr. Wilhelm Grommé Ehefr., geb. Sprenger, Ansgariithorsstraße Nro. 1; von einem Knaben.

— 506. Den 20. — Des Schuhmachermeisters Herm. Chr. Ruhase Ehefr., geb. Traue, Pelzerstraße Nro. 14; von einem Knaben.

— 507. Den 21. — Des Schneidermeisters Hermann Wulfken Ehefr., geb. Weber, Wegesende Nro. 21; von einem Knaben.

— 508. Den 21. — Des Arb. Joh. Hinr. Klusmeyer Ehefrau, geb. Wortmann, Buntenthorssteinweg Nro. 160; von einem Mädchen.

— 509. Den 21. — Des Dr. med. Carl Ludwig Leonhardt Ehefr., geb. Hofschläger, Geeren Nro, 38; von einem Mädchen.

— 510. Den 22. — Des Strumpfwebers Joh. Wilh. Meyer Ehefr., geb. Duensing, Grafenstraße Nro. 26; von einem Mädchen.

— 511. Den 22. — Des Oeconomen im Museum Joh. Friedr. Lotze Ehefr., geb. Riedeburg, Schüsselkorb Nro. 36; von einem Mädchen.

Nro. 512. Den 22. Apr. Des Lohndieners Johann Heinr. Corssen Ehefr., geb. Meyerholt, gr. Rosenstraße Nro. 31; von einem Knaben.

— 513. Den 22. — Des Arb. Joh. Albert Ficke Ehef., geb. Mackferson, Obernstr. Nr. 35 (Vorst.); von einem Knaben.

— 514. Den 22. — Des Schirmfabrikanten Franz Bernhard Weis Ehefr., geb. Elbon, Obernstraße Nro. 51; von einem Mädchen.

— 515. Den 23. — Des Tischlers Wenzel Joseph Dannemann Ehefr., geb. Brüns, Hasenstraße Nro. 8; von einem Knaben.

— 516. Den 23. — Des Buchhalters Friedr. Johann Arnold Thiele Ehefr., geborne Wilkens, Gasthaushof Nro. 4; von einem Knaben.

— 517. Den 24. — Ein Mädchen — Stangen-Hof Nro. 8.

— 518. Den 24. — Des Uhrmachers Carl Friedrich Stadtlander Ehefr., geb. Menke, Droenthorsstraße Nro. 18; von einem Mädchen.

— 519. Den 25. — Ein Mädchen — Ortfelde Nro. 15 B.

Proclamirt sind:

Nro. 193. Der Waarenagent Joh. Georg Aug. Blöcker hies. und Juliane Dorothea Elisab. Klinner zu Cöln.

— 194. Der Fabrikmeister Hinr. Wittschen zu Quakenbrück und Anna Catharina Korf, daselbst.

Nro. 195. Der Arbeitsmann Brüne Flammann hieselbst und Heidewig Winkelmann zu Morsum.

— 196. Der Arb. Albert Siemer hieselbst und Gesche Middelsdorp zu Walle.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 35.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 30. April 1840.

Es ist von deiner Zauberspende
Die Hälfte noch nicht ausgepackt,
Und schon grüßt Jubel ohne Ende
Die erste Scen' vom ersten Act.

* Frühling.

Tönet Jubel, meine Lieder!
Alles um uns her erwacht;
Es erscheint der Frühling wieder
Nach der langen Winternacht;
Alles Schöne wird erneut,
Daß die Seele sich erfreut.

Ueber Felder, hoch in Lüften
Hebt die Lerche sich empor
Und aus ihren öden Grüften
Steigt die Blumenwelt hervor;
Ueberall zeigt sich die Spur
Eines Schöpfers der Natur.

Aus der Dämm'rung mildem Scheine
Geht hervor in heller Pracht
Gottes Sonne, als die meine,
Die er auch für mich gemacht,
In der angewies'nen Bahn,
Der sie nicht entweichen kann.

In den Gärten, in den Wäldern,
Wo es jüngst noch öde schien,
Und auf weiten Saatenfeldern
Sproßet neues, schönes Grün.
O, das Herz wird froh entzückt,
Wenn das Auge es erblickt!

Frühlingsblumen bunt durchwebet
Wiesen, Felder, Hain und Flur;
Tausendfach hat sie gegeben
Deine milde Hand, Natur!
Wunder Gottes, stets erneut,
Deren sich der Mensch erfreut.

Duftend, schön hat sie gestaltet
Die Natur mit zarter Hand,
So die Rose, hold entfaltet,
So der Lilie rein' Gewand.
Menschenkunst, wenn noch so reich,
Kommt Natur, dir nimmer gleich.

Hörst du Gottes Odem wehen?
Hörst du seine Stimme nicht,

Wann in Thälern wie auf Höhen
Durch Natur Er zu dir spricht:
„Wirkend bin ich ewig da!
Ich, dein Gott, bin stets dir nah!"

Auswanderung nach der östlichen und westlichen Erde.

(Fortsetzung.)

Nach dieser Abschweifung ist es Zeit wieder einzulenken. Unter den Völkern, welche der englischen Herrschaft in Europa gehorchen, können wir die Schotten ihrer Rechtlichkeit und Kenntnisse wegen obenan stellen. Unermüdet in der Arbeit, fest und besonnen in ihren Thaten, menschenfreundlich und gerecht, verdienen sie allgemeine Achtung. Nirgends werden die gefahrdrohenden Verhältnisse des Mutterlandes mit solcher Klarheit durchschaut als in Schottland. Auswanderung in Masse wird als das einzige Rettungsmittel betrachtet, um die jährlich nachwachsenden 400,000 Mäuler zu stopfen. Es hat sich daher in Edinburgh eine schottische Neuseeland-Gesellschaft (Scots New Zealand Land Company) zum Behufe der Auswanderung gebildet, welche auf rechtlichem Wege wandeln und selbst Hand ans Werk legen will. Sie besteht aus Landwirthen und Professionisten, welche der Mittelclasse angehören, und sie wollen sich selbst verwalten, ihr eigenes Schicksal lenken, bis das Mutterland eine regelmäßige Regierung ernannt haben wird. Die Vorschläge, unter welchen die Auswanderung stattfinden soll, sind folgende:

1. Das Unternehmen wird auf Actien gegründet. Jede Actie besteht aus 50 Pfd. wovon 28 Pfd. zum Ankauf von Land, 16 Pfd. zur Ueberfahrt und 6 Pfd. zum ersten Jahresunterhalt und zur Verschiffung von Mehl, Reis u. s. w. bestimmt sind.

2. Jede Actie berechtigt zur Auswanderung eines erwachsenen oder über sieben Jahre alten Menschen; unter sieben Jahren gilt die Actie für zwei Kinder. — Kinder unter einem Jahr bezahlen nur 30 Schilling Ueberfahrt und Unterhalt; unter zwei Jahren 45 Schilling, unter drei Jahren 70 Schilling und für jedes weitere Jahr eine fernere Zulage von 30 Schilling bis zum zehnten Jahre. Für den ersten Jahresunterhalt in Neuseeland müssen für Kinder unter drei Jahren 30 Schilling, unter sechs Jahren 60 Schilling, unter neun Jahren 90 Schilling, und was darüber ist, den Erwachsenen gleich, 6 Pfd. bezahlt werden.

3. Jeder Actienbesitzer muß 10 Pfd. bei der Unterschrift erlegen. Fernere Zuschüsse werden von dem zur Leitung der Geschäfte ernannten Ausschusse nach Umständen verlangt werden, jedesmal unter vorher zu bestimmender Frist.

4. Wer das achtzehnte Lebensjahr überschritten und vier Jahre in Neuseeland gelebt hat, wird stimmfähig bei der Regierungswahl. Jede Actie giebt das Recht zu Einer Stimme; für Actien zu zehn Stimmen, aber auf keinem Fall weiter, wie groß auch der Actienbesitz sein mag. Bei politischen Angelegenheiten soll das Stimmrecht erst mit dem einundzwanzigsten Jahre beginnen.

5. Sobald die erste Verschiffung der Auswanderer stattfindet, werden von der unterzeichneten Summe auf jede Actie 28 Pfd. zum Ankauf von Land verwandt; der Ueberrest soll auf die besagte Weise seine Anwendung finden. Diese 28 Pfd. sollen in wollenen Decken, Eisen, Handwerkszeug, Geräthschaften, Piastern und andern zum Austausche mit den Eingebornen tauglichen Gegenständen angelegt werden.

6. Ist eine hinlängliche Anzahl Unterschriften eingegangen, so soll ein Verwaltungsrath gewählt werden, dem es auferlegt wird, ein Schiff zu kaufen oder zu miethen und die erste Verschiffung

fung zu besorgen. Mit den Auswanderern wird zugleich ein Verwaltungspersonal sich einschiffen, und ein anderer Theil in Schottland zur Leitung der Auswanderung bleiben.

7. Bei der Ankunft in Neuseeland wird eine gute Stelle zur Anlegung einer Stadt gewählt, und jedem Einwanderer, nach Maßgabe seiner Actien, ¼ oder ½ Acker Stadtland und 5 bis 6 Acker Gartenland in der Umgebung der Stadt zugemessen. Ackerland soll später vertheilt werden, und auf jede Actie 100 Acker kommen. Die Vertheilung wird durch Verlosung geschehen. Wer mehrere Actien besitzt, hat Anspruch darauf, daß sein Ackerland in Einem Stücke liegt.

8. Sobald die Ansiedlung festen Fuß gefaßt hat, soll eine kleine Steuer auf jede Actie erhoben, oder nicht vertheiltes Land verkauft werden, um ein Hospital für die Eingebornen zu gründen, wo sie in Krankheitsfällen kostenfrei besorgt und verpflegt werden. In jeder Beziehung sollen sie mit wahrer Christenliebe behandelt, und zum Anbau des Bodens und eigenem Erwerbe aufgemuntert werden.

9. Kein Grundstück soll einzeln von den Eingebornen erstanden werden, sondern die verwaltenden Räthe werden die Einkäufe im Großen besorgen, damit keine nachtheilige Mitbewerbung eintritt. Jedes männliche über 14 Jahre alte Mitglied muß auf eigene Kosten regelmäßig bewaffnet sein und sich einüben lassen. Ihnen ist die Pflicht auferlegt, nöthigenfalls die Colonie zu vertheidigen.

10. Die Mitglieder der Verwaltung sollen billig bezahlt werden, aber auf keinen Ruhegehalt Anspruch machen können. — Ein Landregister mit den genauesten Angaben soll gehalten und in einem feuerfesten Gewölbe verwahrt werden.

11. Die Verwaltung soll aus folgenden Mitgliedern bestehen:

1 Gouverneur oder Statthalter, welcher jederzeit von den Actienbesitzern abgesetzt werden kann.

1 Unterstatthalter.

1 oder mehrere Schreiber.

1 Schatzmeister.

1 Landmesser nebst Gehülfen.

4 bis 10 Räthe.

Alle diese Personen sollen dem Statthalter zur Ernennung oder Absetzung überlassen bleiben, und die Macht des Statthalters überhaupt noch näher bezeichnet werden. Sollte die Zahl der Actienbesitzer zu groß werden, so sollen je 10 das Recht haben, bei Wahlen einen Abgeordneten zu stellen. Außer dem vollziehenden Rathe sollen noch mehrere andere Räthe, je aus 4 Mitgliedern bestehend, von den Actienbesitzern gewählt werden. Sie sollen bloß beobachtend sich verhalten, über politische Verhältnisse, öffentliche Arbeiten, Handel, den moralischen und physischen Zustand der Colonie berichten und die Eingebornen schützen. Ferner sollen 1 Buchhalter zur Führung des Landregisters, 3 Pfleger für Wittwen und Waisen, 1 Vermittler, 2 Schiedsrichter und 1 oder 2 Aerzte gewählt werden. Sollte dieser Vorschlag zur Ausführung kommen, wie es kaum zu zweifeln ist, so wird die Auswanderung nach einem großen, geregelten Maaßstabe erfolgen, wobei alle Theile gewinnen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Naturbeschaffenheit der Kometen.

(Fortsetzung.)

Was diesen Lichtnebel, zu dem ich jetzt zunächst übergehe, betrifft, so ist derselbe freilich zuweilen von außerordentlicher Ausdehnung. Wir besitzen z. B. sehr genaue Angaben darüber von Schröter in Betreff des Kometen von 1807, bei dem der Durchmesser der nebelhaften Hülle der

kernartigen Verdichtung der Mitte auf 30 bis 40,000 Meilen angeschlagen werden konnte. Diese scheinbare Größe war aber nicht constant, sondern nahm während der Sichtbarkeit des Kometen bald zu, bald ab, so daß, wenn man diesen Nebel etwa als »kometarische Atmosphäre« *) betrachten will, was aus mehrfachen Gründen ganz zulässig sein möchte, darin eigene Revolutionen, vielleicht nach Analogie unserer Wolkenbildungen anzunehmen wären, als deren Folge sich jene wechselnden Dehnungen und Wiederzusammenziehungen darstellten. Nicht bei allen Kometen ist ferner diese »kometarische Atmosphäre« gleich genau begrenzt, sie zeigt sich oft nach außen hin äußerst verwaschen; zuweilen verhüllt sie dasjenige, was man Kern zu nennen übereingekommen ist, bis zur gänzlichen Unerkennbarkeit, zuweilen läßt sie dagegen diese dichtere und hellere Partie lebhaft durchschimmern. — Es ist übrigens unmöglich, alle diese zahllosen Nüancen mit bestimmten Worten anzugeben; der mannigfache Wechsel und die große Verschiedenheit deuten aber von selbst auf die geringe Massenhaftigkeit des Stoffes hin, deren Hervorhebung unsern Hauptzweck ausmacht. In einzelnen Fällen ist diese atmosphärische Hülle, welche bei den Schweifkometen zum Kopfe gehört, dort so verwaschen und gleichsam zerrissen, daß sie haar- oder bartähnlich erscheint; der Schweif hängt dann entweder unmittelbar mit dieser haarähnlichen Partie zusammen, oder ist von derselben durch einen, wenigstens scheinbar ganz leeren Zwischenraum getrennt, in dem sich anscheinend gar keine glänzende (Kometen-) Materie befindet. Letzteres habe ich, und wohl mancher der Leser, an dem prächtigen und berühmten Kometen des Jahrs 1811 beobachtet, dessen kleiner, aber glänzender Kern von einer so gestalteten Hülle umgeben war, welche ein weiter leerer Raum von dem dann folgenden schönen Schweife trennte. Aber auch bei diesem Kometen, dessen ich ganz besonders erwähne, da er zu seiner Zeit großes Aufsehen erregte und vom gemeinen Manne fast allgemein als der Ankündiger irgend einer Katastrophe (wie sie denn im bald nachher erfolgten Untergange des französischen Kaiserheeres auch wirklich erfolgt sein sollte) betrachtet wurde, litten die einzelnen Bestandtheile während der Sichtbarkeit so viele Veränderungen, daß es schwer fallen dürfte, zu entscheiden, wie viel davon auf Rechnung der Sonnen- oder Erdnähe und ihres Einflusses zu setzen, und wie viel eigenen innern, von beiden unabhängigen Revolutionen beizumessen ist. Man sieht aber aus dieser Andeutung wenigstens, daß uns noch Vieles über die nähere Naturbeschaffenheit der Kometen zu erforschen bleibt, wenn wir auch glücklich genug sind, über das uns eigentlich wichtige Hauptresultat, die Dünnheit ihrer Materie und ihre daraus folgende Unschädlichkeit bei einem wirklichen Zusammentreffen mit der Erde, in das Klare kommen zu können.

Die Bildung der Schweife der Kometen spricht, wie wir zunächst bemerken, wieder ganz besonders für jenen Hauptumstand, indem man bei vielen Kometen fast augenscheinlich wahrgenommen hat, daß diese Schweife durch eine fernere Verflüchtigung der an sich schon nur nebelartigen und einer solchen weiteren Verflüchtigung daher um so fähigeren Materie des Kernes und des denselben näher umgebenden dichteren Nebels erzeugt werden. — Die bestimmtere Erklärung bezeichnet den Schweif als eine den Kometen oft, aber nicht immer begleitende, von seiner Nebelhülle aufgehende, der Richtung nach stets von der, der Sonne abgewendeten *) Seite ausgehende Lichterscheinung,

*) Atmosphaera Cometica imitatur Atmosphaeram terrestrem, sagt schon der alte Hevel in seiner Cometographia.

*) Diese wichtige Bemerkung ist zuerst von dem alten sächsischen Astronomen Bienewitz (Apia-

welche von nebligem Ansehen, allemal aber dünn genug ist, um dem Lichte der Sterne einen fast vollkommen ungeschwächten Durchgang zu gestatten. Man hat die Kometenschweife mit dem Nordlichte verglichen, und daran die gar nicht unwahrscheinliche Vermuthung geknüpft, daß sie vielleicht mit eigenem Lichte**) glänzen möchten.

Da es vorzugsweise das oft überaus furchtbare Ansehen dieser Schweife ist, dem die Kometen ihre Reputation verdanken, so werden den Lesern einige historische Notizen darüber nicht unwillkommen sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Macht des Gewissens, oder die Entdeckung der Hoyaer Post-Beraubung.

(Fortsetzung.)

Der Einwohner Helms war am selbigen Abende nicht zu Hause gewesen und somit ebenfalls verdächtig, und wurde daher nach seinen Eintreffen, von einer Reise nach Bremen, vor das Königliche Amt Hoya citirt und verhört. — Er gab an, daß er an jenem Abende in Hoya gewesen, sich aber in einem etwas betrunkenen Zustande befunden habe, vom Uebrigen aber nichts wisse. —

Da nun Verdachtsgründe noch zu entfernt waren, so wurde Helms wegen seiner Angabe der Trunkenheit, in Arrest behalten — eigentlich in der Absicht, die Justiz-Canzlei zu Hannover von seiner Inhaftirung erst in Kenntniß zu setzen und weitere höhere Verfügung zu gewärtigen — welches der Amtsassessor B.... mir mittheilte.

In der stürmischen Nacht vom 7. auf den 8. Februar hatte ich mich auf der nächtlichen Vigilance vollends erkältet, wurde krank und mußte daher bis zum 15. Februar an Erkältung leiden, wo dann nach eingegangener Meldung von meiner Unpäßlichkeit, der Landdragoner H.... von Hannover nach Bücken commandirt wurde, und den 12. desselben Monats eintraf.

Wie nun bei solchen Vorfällen jedes Mitglied des Corps, dem Ehre und öffentliche Sicherheit am Herzen liegt, gewiß seine Pflicht und Schuldigkeit gern erfüllt, so mag es demselben auch wohl gestattet sein den Behörden mit Winken und Vorschlägen an die Hand zu gehen, die dann mitunter auch zu verkehrten Maaßregeln führen.

So hatte denn auch der damalige Sections-Commandant K., der Section Nienburg, dem Königlichen Amte Hoya solche Vorstellungen gemacht, und ein gewisses gefährliches, unter polizeiliche Aufsicht gestelltes Subject, (Hadeler, genannt Nesseldrath) zur Mitwirkung dieser wichtigen Entdeckung empfohlen, unter dem Vorgeben, daß derselbe beabsichtige, die ausgelobte Prämie von 200 Rt. zu verdienen und dann nach Amerika sich zu übersiedeln.

---

nus) aus Leißnich bei Meißen, zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts gemacht worden. Sie dient, wenn sie einmal nach ihren wahren Gründen völlig aufgeklärt sein wird, wohl sehr dazu, uns über die eigentliche Natur der Kometen gründlicher zu belehren, und wir werden unten nochmals darauf zurückkommen. — Der Schweif folgt also dem Kopfe nach, wenn der Komet zur Sonne geht, und geht dagegen bei der Rückkehr von der Sonne voran. Indeß kommen auch hiebei Anomalien vor, deren ich erwähnen muß, um Einwendungen zu begegnen. Der Komet von 1819 hatte zwei Schweife, von denen der eine gegen die Sonne gekehrt war; der Komet von 1824 zeigte auch eine kurze Zeit lang einen gegen die Sonne gekehrten Schweif. Auf die vielfachen Versuche zur Erklärung dieser Anomalien kann ich hier nicht eingehen.

**) Ich gestehe, daß ich mich, nach mannigfachen Kometenbeobachtungen, immer zur Hypothese des Eigenlichtes dieser Gestirne hingeneigt habe; indeß gebietet wissenschaftliche Unparteilichkeit dagegen die Bemerkung, daß Arago das Kometenlicht dem Polarisationsverfahren, welches bekanntlich für eigenes und reflektirtes Licht verschiedene Resultate liefert, unterworfen und es nach diesen Versuchen als reflektirtes erkannt hat. — Sind dieselben aber zum Beweise vollkommen hinreichend?

Da sämmtliche im Amte Nienburg und Hoya unter polizeilicher Aufsicht stehenden Individuen, ohne schriftliche Erlaubniß sich nicht von ihren Wohnorten entfernen durften, so wurde diesem dagegen jetzt gestattet, in den benannten Aemtern sich ungehindert aufhalten zu können, und uns wurde aufgegeben, denselben ungestört passiren zu lassen.

Kaum hatte dieser Empfohlne einige Tage freies Spiel gehabt, als er es schon auf eine seinem Character zu zutrauende Art benutzen wollte, oder vielmehr schon benutzt hatte.

Wir, ich und Landdragoner H.... fanden ihn nämlich am 15. Februar, gegen Abend auf Controlle, in dem verdächtigen Laging'schen Hause versteckt im Bette liegend mit brennender Pfeife, wo derselbe mit den berüchtigten Gaunern L.... P.... ꝛc. Consorten unfehlbar gemeinschaftliche Sache hatte.

Wir durften ihn jedoch nicht arretiren, machten aber mit der Bemerkung, daß es höchst gewagt sei solchem Subjecte, das auf diese Art von uns betroffen sei, solches Zutrauen zu schenken und ihn zur Ausmittelung einer solchen Sache gebrauchen zu wollen, dem Königlichen Amte hiervon Anzeige, worauf der Amtsassessor B... erwiederte: «der Sections-Commandant zu Nienburg habe denselben ja so zuverlässig und gut empfohlen ꝛc. er wolle aber an das Amt Nienburg schreiben, damit dem Umhertreiben desselben Einhalt gethan werde,» und uns wurde aufgegeben, den Empfohlnen im Wiederbetretungsfalle zu arretiren.

Am 17. Februar war ich sodann nach Eistrup zur Correspondenz, und traf auf dem Wege einen früher vom Schlage gelähmten Mann, (ich glaube er heißt Ehler Kahmeyer und ist aus Fredelake) der mir auf vertrauliche Anfrage in Betreff der Entdeckung der Post-Beraubung sagte, daß er dem vor einigen Tagen, wegen Betruges und Ausstellung falscher Quittung, in Untersuchung und Haft gerathenen Hennecke, aus Hoyerhagen, nicht viel traue, denselben vielmehr der Ausführung einer solchen That für fähig halte.

Er selbst sei Korn-Makler und noch vor Kurzem mit dem Hennecke in Berührung gekommen, wo derselbe gegen 30 Preuß. Thaler bei sich gehabt, auch im Spiele Geld verloren habe und überhaupt in dem besten Rufe nicht stehe.

Nach abgemachten Dienstgeschäften wollte ich solches dem Criminal-Beamten B..... zu Hoya mittheilen, den ich indeß nicht antreffen konnte.

Am 19. Februar ritten wir, Landdragoner H... und ich nach dem Amte Hoya, um mit dem Amtsassessor B.... wegen verschiedener Dienstgeschäfte Rücksprache zu nehmen, wo derselbe uns sagte, daß er auf eigne Verantwortung den in Haft befindlichen Helms, als verdächtig wegen annoch mangelnder Indizien, wol nicht länger in Haft behalten dürfe, denn wegen jener Angabe der Trunkenheit, könne er ihn nicht länger mit Arrest bestrafen. — Wenn die Justiz-Canzlei zu Hannover mit dem heutigen Posttage keine weitere Verfügung an das Amt gelangen ließe, so müsse er den Helms wol seines Arrestes entlassen.

Wir ritten dann bei dem Stations-Commandanten zu Hoya vor, und fragten ob er mit auf Patrouille und Vigilance wolle: —

Derselbe erwiederte, daß er Geschäfte halber keine Zeit habe und nicht mit uns gehen könne.

Wir setzten sodann unsere Vigilance weiter nach Hoyerhagen fort, und erkundigten uns nach dem in Haft befindlichen Hennecke, insbesondere nach seinem Rufe und Betrogen u. s. w. Dann ritten wir nach Wöhse, vigilirten auf Entdeckung der Thäter fast Haus bei Haus und erfuhren hier, daß die Ehefrau des inhaftirten Helms krank

sei, worauf wir uns ebenfalls zu derselben begaben, und der Landdragoner H.... der bereits am 13. daselbst visitirt hatte, examinirte sie scharf. — Sie stellte sich aber so krank und seufzte so sehr, als wenn sie zu unvermögend sei, ihm auf seine Fragen Antwort geben zu können.

Wir sagten ihr dann, daß in jener Nacht, als die Beraubung stattgefunden habe, zwei in Königlichen Diensten stehende Männer unter ihren Fenstern gewesen wären, und diese hätten entdeckt, daß sie und ihr Mann, Theil an der fraglichen Beraubung genommen hätten weshalb letzterer inhaftirt sei ꝛc.

Hierauf erwiederte sie: „Mein Mann ist Schmuggler und ist in jener Nacht nicht zu Hause, sondern nach Bremen gewesen.“ —

Da diese ihre Angabe Unwahrheit war, so examinirten wir sie etwas schärfer; worauf sie sich aber so krank stellte, daß sie vorgab, ärztlicher Hülfe nicht länger entbehren zu können und wobei sie ihre angebliche Krankheit durch vorzuzeigende Excremente beweisen wollte, was aber, bei genauer Untersuchung und richtiger Beurtheilung, den Verdacht nur begründen konnte: sie müsse Etwas auf dem Herzen haben, was ihr Inneres foltere und das Gewissen so beunruhige, daß sie aus innerer Unruhe sich krank stelle und seufze.

Denn die Erfahrung lehrt es zu oft, welchen Eindruck unsere Gegenwart auf den Verbrecher macht, und die Unruhe und Verlegenheit ist oft zu bemerklich und zu sichtbar, als daß man nicht wagen sollte, Vortheile, hinsichtlich etwaiger Entdeckung irgend eines Frevels daraus zu ziehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein indischer Laokoon.

Indien ist das gelobte Land der Gaukler, Tänzer und Hexenmeister; es ist die hohe Schule aller Wunderhelden für den ganzen Orient. Unter dieser Menschenklasse giebt es aber einige, welche den verwunderungssüchtigen Hindu nicht durch Riesenkraft, Geschmeidigkeit oder Zauberstücke ködern, sondern ihre Keckheit darin zur Schau stellen, daß sie seltene oder sehr gefährliche Thiere zu den fabelhaftesten Kunststücken abrichten. Zu dieser Art von Gauklern gehörte der Mann, von welchem ich hier einen Vorfall, bei dem ich Augenzeuge war, erzählen will. Er stand als Thierbändiger bei den Eingeborenen in großem Ansehen, und bildete sich auf seine Kunst nicht wenig ein. Aber das übergroße Vertrauen auf seinen Mitspielenden kostete ihm, wie seinem Sohne, welcher den Tod des Vaters rächen wollte, das Leben. — Nur mit einem einzigen Thiere trieb der Wundermann sein mißliches Spiel; klein und unbedeutend schien das Thier und doch war es eine der gefährlichsten Kreaturen auf Gottes weiter Erde; es war ein Reptil, eine Schlange — die Brillenschlange, vor welcher der Hindu, und mit Recht, heiligen Respekt hat. Denn der kleinste Biß, die unbedeutendste Vermischung des Giftes dieser Schlange mit dem Blute bringt den Tod. — Der Hindu, welcher seine Schaubühne unter einem Bantanenbaume aufgeschlagen hatte, öffnete die Schachtel, in welcher die Schlange lag, hielt ihr einen Stab hin und im Nu ringelte sich die Natter um denselben, an demselben hinauf und dem Schlangenbändiger um den Leib. Mir standen die Haare zu Berge, da mir die Sache noch ganz neu war. Indeß bezeugten ihm auch mehrere andere Gaukler, welche zugegen waren, ihre Verwunderung, da sich selten jemand bis zu diesem gefährlichen Manöver versteigt. Nach einer Reihe von Kunststücken legte unser Mann die Schlange nun auf den Boden. Sie that, als ob sie todt sei, doch auf ein gegebenes Zeichen schoß sie aus einer Entfernung von vier bis fünf Schrit-

ten auf ihn zu und sprang ihm ins Gesicht. Ob das Thier dies neue Kunststück nun nicht gern that und deshalb wild wurde, oder ob irgend ein anderer Umstand mitwirkte, weiß ich nicht; genug, die Schlange biß den Hindu in die Unterlippe; dieser stieß einen furchtbaren Schrei aus und sagte in der Landessprache: „Ich bin des Todes! Heute früh vergaß ich, dem Thiere Milch zu geben und ihm das Gift zu nehmen!“ — Trotz dem Aechzen und Schreien, trotz dem Schütteln und Zucken des Schlangenbändigers und trotz dem Tumulte der Zuschauer, hing die Brillenschlange fest an der Lippe des Unglücklichen. Endlich wurde ein Feuerbrand an sie gehalten; sie fiel zu Boden. Jetzt hieb der Sohn des armen Teufels mit dem Stabe auf sie ein, doch in der ersten Aufregung traf er sie schlecht, die Wüthende würde noch wüthender und biß ihn ins Bein. Da griff er zu, zerrte sie von der Wunde, faßte sie mit beiden Händen, riß sie in zwei Stücke und schleuderte diese zur Erde. Nun wurden Anstalten gemacht, die Bißwunden schnell zu brennen; aber es war zu spät. Das Gift cirkulirte bereits mit dem Blute des Alten; nach Verlauf einer Stunde gab er den Geist auf. Mir fehlte der Muth, das Ende der fürchterlichen Katastrophe zu erwarten; indeß hörte ich am nächsten Morgen, dem Sohne des Schlangenbändigers sei das Bein auf der Stelle abgenommen worden, aber demungeachtet sei auch er schon in der verwichenen Nacht an dem Schlangenbisse gestorben.

Abenteuerliche Lebensläufe.

William Heron, Matrose, 36 Jahr alt, stand neulich vor den Assisen in Chester, angeklagt, unbefugter Weise von Australien, wohin er deportirt worden war, nach England zurückgekehrt zu sein. Im Frühjahr 1821 war er von den Gerichten eines Einbruchs für schuldig erklärt und als sechzehnjähriger Knabe auf Zeitlebens verbannt worden. Er erzählte: „Ich bin aus Clifton bei Bristol gebürtig, nahm an einem Einbruche Theil, stand früher niemals vor Gericht, wurde zum Tode verurtheilt, meiner Jugend wegen deportirt, nach York und dann nach Neu-Süd-Wales (Sydney) gebracht. Dort blieb ich sechs Wochen, entwischte, ging heimlich an Bord eines Schiffes, fuhr mit demselben nach Ostindien, von dort nach England, und von hier nach Amerika. Dann auf einem amerikanischen Kauffahrer längere Zeit. Ging dann in englische Dienste nach Westindien, trat dann auf einem englischen Handelsschiffe ein, und ließ mich nachher bei der mexikanischen Küstenmarine anwerben. Blieb bei den Mexikanern elf Jahre, kehrte 1833 nach England zurück, wurde im Februar desselben Jahres in Portsmouth erkannt, verhaftet und wieder nach Sydney zurückgeschickt, von dort nach Port Macquarie (gleichfalls in Australien) gebracht, hielt mich zwei Jahre auf, entfloh wieder, ging nach Brasilien, nach den Vereinigten-Staaten; ward dort Kapitän eines Kauffahrers, der zwischen Neworleans und Mobile segelte. Kam am 11. Juni 1840 im Schiffe Anna nach England zurück, stellte mich freiwillig den Behörden zu Sandbach in Cheshire. Bin fast 20 Jahre ununterbrochen zur See gewesen, war fleißig und lebte redlich, konnte aber der Sehnsucht, meine Verwandten einmal zu sehen, nicht widerstehen; wollte wissen, wie viele von ihnen noch am Leben waren; denn 19 Jahre lang kein Sterbenswort von ihnen vernommen. Ich bitte, daß man mir meine Strafe umwandle; ich lebte zwanzig Jahre in der Verbannung, weil ich als sechzehnjähriger Bube einen schlechten Streich begangen hatte. Wird mir meine Bitte abgeschlagen, dann suche ich darum nach, als freier Mann nach Neu-Süd-Wales gehen zu dürfen. Mein Verbrechen habe ich bei Gott schwer genug gebüßt.“ — Was für ein Urtheil fällt das Gericht? Sechsmonatliche Einsperrung, Zwangsarbeit und abermalige Transportation auf — Lebenszeit!!

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Daves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei C. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domhofe.

Die

SCHNELL-POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 35 des Bürger-Freundes für 1840.

Donnerstag, den 30. April.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Ein Schuhmacher in Apolda hat bei seiner ledernen Arbeit ein Verfahren aufgefunden, altes Leder von alten Schuhen, Abfällen, Sohlen, welche die Pflastertreter auf den Straßen verlieren, auf eine Art zu kochen, daß es wieder ein Ganzes wird, aus dem sich lederne Gegenstände, die sonst genäht werden müssen, gießen lassen. Man kann also Schuhe gießen und Schuhgießereien anlegen. Auch versertigt er aus der gekochten Masse Billardkugeln, die nicht zerspringen und an Härte den elfenbeinernen nicht nachstehen. So giebt's künftig vielleicht Schuhgießereien. Das altlederne Dekokt eignet sich sehr gut, manchem ledernen Helden der neuen Zeit Monumente daraus zu gießen

Aus Berlin wird nachträglich berichtet: Daß man die weiße Frau im königlichen Schlosse gesehen haben wollte, schrieb ich Ihnen schon neulich. Nun hat der fromme (oder gottlose?) Glaube seine Befriedigung. Die 93jährige Prinzessin Elisabeth (geborne Prinzessin von Braunschweig, vermählt gewesen mit dem vorigen Könige als Kronprinz) ist in ihrem Exil in Stettin sanft entschlafen. Diese greise Fürstin war eine wunderbare Erscheinung für die Jetztwelt. Weit über ein halbes Jahrhundert lang entrissen den glänzenden Kreisen, zu denen Geburt und Vermählung sie berechtigten, durchlebte sie in Stettin ihre Verbannung in einer ungetrübten Heiterkeit, die nur aus einer Zeit stammen konnte, wo Spleen, Hypochondrie und Zerrissenheit in Deutschland noch fremde Gäste waren. Ueber die Verschuldung, welche sie dahin verstieß, ist nicht allein Gras gewachsen, die Gräber von zwei Generationen erheben sich dazwischen. Man betrachtete sie als eine wunderbare Ruine aus der Vergangenheit. Fiel doch ihre Jugend in eine Zeit, wo eine deutsche Prinzessin kaum ihre Muttersprache kannte, und die Prinzessin gab sich trotz der Lebhaftigkeit ihres Geistes keine Mühe, die Sprache der Gegenwart zu erlernen. Auch ihre äußere Erscheinung war auffallend, und gab einen Anklang von den Moden der siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts. Man weiß, daß es weniger ihre Verschuldung als eine eigensinnige Charakterstärke war, der sie ihr Schicksal verdankte. Friedrich II. forderte nur, daß sie ein Wort nicht ausspreche; sie wollte es nicht unterdrücken. Im Anfang streng gehütet, erhielt sie später in Stettin ihre völlige Freiheit wieder, und wurde mit allen Rücksichten behandelt, die ihre Geburt erforderten und mildere Ansichten, nachdem alle lebende Zeugen der Vergangenheit dahingegangen waren, billigten. Unser Kronprinz unterließ nie, so oft er in Pommern war, die Prinzessin zu besuchen, was den letzten freudigen Glanz auf ihre alten Tage warf. Auch die Franzosen erwiesen ihr (und dem Standbilde Friedrichs des Großen) während der Occupation und Belagerung alle Zeichen äußerer Achtung. Leutselig, ja zuvorkommend gegen Jedermann, hatte sie einen bürgerlichen Kreis um sich gezogen, in dessen Mitte sie sich ungenirt und wohl befand. Ihre einzige Tochter, die Herzogin von York, ist ihrer verlassenen Mutter bekanntlich lange vorausgegangen. Die Armen in Stettin verlieren viel an ihr.

Es sind falsche Goldmünzen im Umlauf. Die einen mit dem braunschweigischen Wappen vom Jahre 1805 und die andern mit dem des ehemaligen Königs von Westphalen aus dem Jahr 1810. Beide haben das volle Gewicht und eine dem Dukatengold ähnliche Farbe. Das Hauptmerkmal der Unächtheit ist der matte bleierne Klang, der davon herrührt, daß ächte Münzen von einander gesägt und der Goldverlust durch Blei ersetzt worden ist.

Für das Gutenbergsfest soll in Berlin in der Kunstanstalt von Loos eine Denkmünze geprägt werden, welche auf der einen Seite das Bildniß Gutenbergs nach Thorwaldsen, auf der andern dessen Werkstätte, eine Druckerpresse und einen Schriftkasten mit der Umschrift: das ist vom Herrn geschehen und ein Wunder vor unsern Augen Ps. 118, 23, enthalten soll. Auf Verlangen wird der Name der Stadt mitgeprägt, in welcher das Fest gefeiert wird und besonders viele Bestellungen auf die Münze gemacht werden.

In Frankfurt am Main wird das Fest am Vorabend durch Glockengeläute und Kanonensalven angekündigt. Das Fest selbst wird am 24. Juni mit einem Instrumentalchoral vom Katharinenthurm begrüßt. Um 9 Uhr beginnt der große Festzug in drei großen Abtheilungen vom Bibliothekgebäude nach dem Roßmarkt. Den Zug eröffnet die Kinderwelt, die mit Eichenkränzen geschmückt ist, jede Schule hat eine besondere Fahne. Jede Abtheilung hat ihr besonderes Musikcorps. Auf dem Roßmarkt wird ein großer Circus erbaut und ein Monument errichtet. Die Feier beginnt mit einem Choral, worauf die Festrede folgt. An diese schließt sich eine Jubelmusik, unter welcher das Monument enthüllt wird. Den Schluß macht das Te Deum von Neukomm. Mittags ist großes Festmahl und Abends wird eine Festoper aufgeführt. Am zweiten Tag vergnügt sich Jeder nach Belieben und Abends wird die Mainlust und das Monument illuminirt.

Aus Frankreich.

In der Pariser Kunst-Ausstellung wurde dieser Tage ein junges Mädchen, das in Begleitung einer älteren Dame und eines Herrn eingetreten war, beim Anblick eines Gemäldes von Boulanger: „Die Folgen einer Verführung,“

von heftigen Nerven-Zufällen ergriffen, und sank unter dem Ausruf: Mein Gott! zu Boden. Alle Anwesenden waren über den räthselhaften Vorfall betroffen. Das Gemälde Trojan, von Eugene de la Croix, soll Herr James Rothschild um 70,000 Francs gekauft haben.

Der bekannte Thierbändiger Carter wollte kürzlich in Cahors Vorstellungen geben; auf Verlangen der Behörden mußte er erst eine Probe veranstalten. Das Stück war: „Der Löwe in der Wüste." Bei Beginn desselben lag Carter, dem Anschein nach schlafend, auf der Bühne, und der junge Tiger wurde eingelassen. Er machte einen Satz herein, und alsbald begann ein schrecklicher Kampf, der aber vom Schein zur Wirklichkeit überging. In zwei Minuten war die Bühne mit Blut bedeckt, und Carter sowohl als der Tiger stießen grausenvolle Töne aus, auf die der Schreckensruf der Zuschauer antwortete. Carter wurde an der Gurgel gepackt und schrecklich zerfetzt; eine Zeit lang schien der Tiger nachzulassen, bald aber kehrte er zurück, suchte seinen Gegner bei der Schulter zu fassen, und würde ihn erwürgt haben, wenn dieser nicht mit seltenem Muthe sich an das Proscenium geschleppt, dort einen Hammer ergriffen, und damit so lange auf den Tiger losgeschlagen hätte, bis er bewußtlos zu Boden sank. Carter, der auf das Thier viel hält, hofft es zu retten; seine eigenen Wunden sind bedeutend, aber nicht gefährlich. So erzählen Französische Blätter die Geschichte, ob sie durchaus wahr sei, bleibt dahin gestellt.

Aus England.

Tombleson, der einer der ersten und Anfangs sehr glücklichen Spekulanten war in Herausgabe von Werken mit Stahlstichen, hat neulich — Bankerott gemacht. Er wird es erfahren haben, daß der Vertrieb in Heften ein sehr verführerischer und verfänglicher ist, wie man denn auch in Deutschland wahrnimmt, daß die Zahl derer, welche die ersten Hefte eines Werkes sich anschaffen, bei den folgenden immer mehr abnimmt. Es ließe sich glauben, wer einmal einen Theil eines Werkes bezahlte, werde bemüht sein, es vollständig zu bekommen; die Erfahrung spricht aber, wie schon gesagt, in vielen Fällen dagegen, und doch ist der Verleger verpflichtet, dem nun kleinern Theil der Abnehmer das Ganze zu liefern.

Mosaik.

Französische Gerichtsscene.

Ein Pförtner der Straße Ferme-des-Mathurins, welcher nebst seinem Amte noch die nützliche Profession eines Wiederherstellers der Fußbekleidung der beiden Geschlechter versieht, nähert sich der Schranke, um auszusagen. Er tritt mit lächelnder Miene und jenem Ausdruck einer behaglichen Gemüthsruhe vor, der immer ein Beweis eines guten Gewissens ist. Doch ist leicht an den Blicken zu ersehen, die er auf die Bank der Angeschuldigten wirft, indem er vor Hrn. Bosse vorbeigeht, der so eben darauf Platz genommen hat, daß er nicht zu Gunsten dieses Angeschuldigten aussagen werde. Der vortreffliche Pförtner begann in der That, nachdem er seinen Eid abgelegt, mit folgendem Exordium ex abrupto: „Das ist ein rechter Lumpenkerl! sagte er, ein Henker von einem Menschen! ein Blaubart! ein Hausteufel! wie man sagt. Zwischen den Marmor und die Rinde darf man seinen Finger nicht legen, ich weiß es: ein Pförtner muß Alles sehen und Alles verschweigen; allein wenn man ein Pförtner ist, so hat man dennoch Eingeweide, und wahrlich, ich war von dem Unglück der Mad. Bosse tief gerührt. Hören Sie meine Erzählung: Einige Wochen waren kaum verflossen, seitdem Hr. Bosse, nachdem er über das Alter hinaus war, wo Jedes die Liebe eingiebt, und zum fünftenmal Wittwer, seine jetzige Frau, zwar etwas spät, geheirathet hatte — einige Wochen, sage ich, waren kaum seit der Hochzeit verflossen, als schon Hr. Bosse seiner ehrwürdigen Frau heftige und tüchtige Schläge abmaß. (Der Angeschuldigte lacht aus vollem Halse.) Lacht nur, entarteter Ehemann, lacht mir in's Gesicht, wenn's Euch Freude macht, ich weiß wohl, daß ihr im Grunde ein braver Mann seid, allein ihr habt böse Augenblicke, wenn ihr getrunken habt, und zum Unglück für Eure Frau, trinkt ihr alle Tage, vielleicht noch öfter." — (Der Angeschuldigte zuckt die Achseln und bricht in lautes Lachen aus.) — Pförtner: Nur ein wenig mehr Ernst; diese Thatsachen sind erschütternd, und Ihre Lage als Ehegatte macht Ihr Verbrechen noch größer. — Angeschuldigter: Dieser Pförtner ist ein altes Vieh, und ich bin der unglücklichste aller Ehemänner. Ich wollte, er müßte zur Strafe meine keusche Ehe nur bis zu Dreifaltigkeit besitzen. Ein unglücklicher Ehemann ist wie ein alter Soldat, er muß leiden und schweigen. Allein die Geduld hat ihre Gränzen, und es kommt die Hand ein Kitzel an. — Pförtner: Ich muß es empfinden, denn als ich in einem heißen Augenblick dazwischentreten wollte, fuhr mir der Angeklagte auch in die Augen und hat mir das linke Auge für sechs Wochen kampfunfähig gemacht. — Gemahl: Ich habe zwanzig Zeugen hier, sie werden Ihnen sagen, was ich ausgestanden habe. Meine Frau hat mir die Haare ausgerissen, das Gesicht zerkratzt, hat mir Tabak in meine Kaffee und eine Handvoll Asche in die Augen geworfen. Als ich kalt war, öffnete sie die Fenster, war mir zu heiß, so stopfte sie den Ofen voll, war ich durstig, so reichte sie mir gesalzene Häringe dar, und wenn ich Hunger hatte, war der Koko mein einziges Labsal. Ich bin bereit, dieses gewiß; o, Ihr Alle, die Ihr mich hört, ich schwöre mein Fegfeuer auf der Erde. Uebrigens begehre ich, daß man Mad. Michoneau und die eilf andern Zeugen vernehme, die ich im Omnibus hieher geführt habe. — Mad. Michoneau: Ich habe die beiden letzten Ehen des Hrn. Bosse gesehen und gekannt, und ich muß seinen Tugenden Gerechtigkeit widerfahren lassen. Es war ein Kleinod von einem Mann. — Präsident: Es ist erwiesen, daß er sich der Völlerei ergiebt und sehr grob ist, wenn er über die Maßen getrunken hat. — Mad. Michoneau: Der Kummer macht die Weinhändler eben so viel gewinnen, als das Vergnügen. Man trinkt, um sich zu zerstreuen. So viel kann ich Ihnen sagen, daß ich die Frau, welche sich beklagt, dem Herrn eine Handvoll Asche in die Augen habe werfen sehen. Eines Tages ermahnte ich sie zur Sanftmuth, da antwortete sie mir: „Wenn ich vor ihm sterben sollte, so würde ich aus der Hölle gehen, um ihm einen Tort anzuthun." Ein andermal sagte sie: Ich werde mich rächen und ich weiß wie . . . Ich habe mich schon dreimal gerächt. Der Pförtner, an die Schranke eilend: Kann ich einschreiten, ich begehre einzuschreiten. — Präsident: Setzen Sie sich. — Pförtner: Es sei. Allein ich werde Ihnen mit Verlaub sagen, daß das Licht unter dem Scheffel steht. Das Gericht entbindet den Ehegatten von der Anklage. Die Klägerin: Das ist unerhört. Ich begehre, daß man mich sogleich trenne. — Präsident: Sie haben nur eine Civilklage einzureichen. — Der Gemahl, mit pfiffiger Miene: Willst Du bald Frieden machen? — Die Frau: Friede . . . Niemals. Du wirst mir's bezahlen, Bedauerlicher!

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 35.

Bremen, Donnerstag den 30. April 1840.

Gestorben:

Nro. 415. Den 25. Apr. Des Weißbäckers Cord Hinrich Sorger Tochter, 1 Jahr; Fuhrleutestraße Nro. 47.

— 416. Den 25. — Des Arb. Joh. Christ. Halbohm Tochter, 9¼ Jahr; Michaeliskirchhof Nro. 20.

— 417. Den 25. — Des Arb. Joh. Ant. Michaelis Sohn (todtgeb.); hint. Osterthorswall Nro. 88.

— 418. Den 26. — Der Schuhmachermeister Carl Ludw. Geerke, 53 Jahr; Kirchenstraße Nro. 6 (Neustadt).

— 419. Den 26. — Des Instrumentenmachers Matth. Luiz Ehefr., geb. Schünemann, 30 Jahr; Neuen-Weg Nro. 7.

Nro. 420. Den 26. April. Der Musicus Adolph Georg von Schmiterlöw, 53 Jahr; Sielwall Nro. 10 C.

— 421. Den 26. — Des Arb. Joh. Heinrich Klusmeyer Tochter, 5 Tage; Buntenthorssteinweg Nro. 160.

— 422. Den 27. — Die Haushälterin Anna Margar. Knoop, 52 Jahr; Obernstraße Nro. 31.

— 423. Den 28. — Magdalena Margr. Stechmann, 22 Jahr; Rembertistraße Nro. 9.

— 424. Den 28. — Der Buchbindergesell Carl Friedr. Aug. Wilhelmy, 24½ Jahr; Braake N. 10.

— 425. Den 28. — Adelheid Almers, 10 Jahr; auf den Häfen Nro. 3.

Geburten:

Nro. 520. Den 22. April. Ein Mädchen — Buntenthorssteinweg.

— 521. Den 24. — Des Arb. Hinrich von Oehsen Ehefr., geb. Schmidt, Grafenstraße Nr. 7; von einem Mädchen.

— 522. Den 24. — Des Schneidermeisters Joh. Hinr. Dreyer Ehefr., geb. Heitmann, Osterthorssteinweg Nro. 29; von einem Knaben.

— 523. Den 25. — Des Blechenschlägermeisters Joh. Harjes Ehefr., geb. Wätjen, Hutfilterstraße Nro. 7; von einem Mädchen.

— 524. Den 25. — Des Conditors Johann Halenza Ehefr., geb. Ilgener, hinter der Holzpforte Nro. 2; von einem Knaben.

— 525. Den 25. — Des Arb. Joh. Heinr. Esdorn Ehefr., geb. Brendel, kleine Hundestraße Nro. 12; von einem Knaben.

— 526. Den 25. — Des Arb. Joh. Heinr. Michaelis Ehefr., geb. Bödecker, Osterthorswallstraße Nro. 88; von einem todten Knaben.

— 527. Den 25. — Des Zimmergesellen Hinr. Wentzel Ehefr., geb. Bock, Knochenhauerstraße Nro. 41; von einem Knaben.

— 528. Den 26. — Des Schneiders Abraham Wichlein Ehefr., geb. Müller, am Markt Nr. 8; von einem Knaben.

— 529. Den 26. — Des Bleichers Albert Runge Ehefr., geb. Loose, Bleicherstraße Nr. 1; v. e. M.

Nro. 530. Den 26. April. Des Cigarrenmachers Carl Wilhelm Ludwig Kreutziger Ehefrau, geb. Steding, Runken Nro. 27; von einem Mädchen.

— 531. Den 26. — Des Sperreinnehmers Joh. Conrad Wetzestein Ehefr., geb. Schalch, Osterstraße; von einem Knaben.

— 532. Den 26. — Ein Knabe — Bollands-Gang Nro. 8.

— 533. Den 26. — Des Arb. Friedr. Heinr. Ludwig Balster Ehefr., geb. Höcker, gr. Krankenstraße Nro. 10; von einem Mädchen.

— 534. Den 27. — Des Leinenhändlers Heinr. Peter Helmke Ehefr., geb. Rathjen, Vennkohlstraße Nro. 1; von einem Mädchen.

— 535. Den 27. — Des Cigarrenmachers Burchhard Horstmann Ehefr., geb Berkau, Kohlhökerstraße Nro. 13; von einem Mädchen.

— 536. Den 27. — Des Lichtziehers Joh Friedr. Bödeker Ehefr., geb. Hesse, Buchtstr. Nr. 40; von einem Knaben.

— 537. Den 28. — Des Mobilienhändlers Bernhard Friedrich Fehr Ehefr., geb. Hovermann, Geeren Nro. 14; von einem Mädchen.

— 538. Den 28. — Des Wirths Joh. August Ohlmeyer Ehefr., geborne Lückens, Domshof Nro. 22; von einem Knaben.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 36.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 3. May 1840.

Die Feste in des Jahres Gleise
Begrüßt der Mensch mit heitrer Lust,
Doch blüht ein Fest im engern Kreise
Des Hauses — dann bewegt's die Brust.

Daeves.

* Zur Feier der silbernen Hochzeit von Herr und Mad. R. am 2. May 1840.

Silbern nennen wir des Mondes Schimmer,
Silbern nennen wir der Sterne Licht,
Wenn entschwunden ist des Tages Flimmer,
Und der Herr durch diese Boten spricht:
Daß Er über Mond und Sternen waltet
Und der Menschen Lebensweg regiert,
Daß Er nimmer wechselt nimmer altet
Und die Seinen ewig herrlich führt.

Silbern nennen wir der Quelle Fläche
Die im Lenz das stille Thal durchfließt,
Silbern nennen wir des Haines Bäche
Deren Bord manch' Blümchen schon entsprießt.
Der die Bahn der Silberbäche leitet,
Der an ihrem Rand die Blumen schmückt,
Hat bis hieher Euren Pfad geleitet
Hat wenn Ihr auch weintet Euch beglückt.

Silbern nennen wir den Klang der Glocke
Der zu uns vom hohen Dome schallt,
Silbern nennen wir des Menschen Locke
Der dem großen Ziel entgegenwallt,
Der auf eine lange Jahre-Reihe
Wehmuthsvoll und froh zurücke schaut,
Dankbar preiset Gottes Vatertreue
Hoffnungsvoll auch ferner ihm vertraut.

Silbern nennen wir den Tag der Weihe,
Da vor fünf und zwanzig Jahr Euch Gott verband,
Den Er heut zum Lohne Eurer Treue
Und zu unsrer Freud' herabgesandt.

Wen'gen ist's vergönnt den Tag zu sehen,
Viele gingen zur Vollendung heim,
Doch Ihr seht die Töchter um Euch stehen,
Feiert ihn im seligen Verein.

Dankbar möget Ihr es anerkennen,
Daß des Himmels Gnade sie Euch gab,
Daß sie Vater, Euch, und Mutter nennen,
Eure Stützen sind bis an das Grab.
Dieses Glück mög' Euch der Herr erhalten,
Schenken Euch des Glaubens Zuversicht;
Eure Liebe wird ja nimmer alten,
Und die treue Hoffnung laß Euch nicht.

Silbern wie der Friedensboten Flimmern,
Silbern wie der Mond in stiller Nacht,
Silbern wie im Thal des Baches Schimmern,
Silbern wie im Mai die Blüthenpracht;
So vergehen Eure Lebensstunden
Bis des Mondes Silber untergeht,
Bis der Sterne Silberschein entschwunden
Und ein goldner Morgen für Euch aufersteht.

Auswanderung nach der östlichen und westlichen Erde.

(Fortsetzung.)

Zum Schlusse sollen einige Bemerkungen über die Neuseeländer und den dortigen Zustand folgen, wie sie von neuen Reisenden und den englischen Missionären geschildert werden. Die Eingebornen sind groß und stark, und mit guten Verstandesgaben ausgestattet. Die Abbildungen, die man in Europa von diesen Menschen besitzt, sind falsch, und geben keinen richtigen Begriff von den Urbewohnern dieses und anderer polynesischen Länder. Beide Geschlechter sind von kupferbrauner Farbe, die aber zwischen lichtheller Kupfer- und dunkler Mahagony- oder Chocoladefarbe wechselt, auch manchmal fast ins Schwarze übergeht. Die natürliche Farbe der Haut wird durch das Bemalen des Körpers, durch Schmutz und den Einfluß der Luft verändert. Ihre Gesichtszüge tragen d Gepräge der Wildheit. Darwin sah einen Uni häuptling, dessen ganze Gesichtsbildung er mit eine der beiden Knechte vergleicht, welche Robert, i Schillers Fridolin, in den Ofen stecken, wo Retzsch die meisterhaften Randzeichnungen geliefer hat. Ein vollkommneres Gleichniß als zwisch dem Neuseeländer Häuptling und dem Brandg sellen, welcher Robert bei der Brust faßt, kön nicht gefunden werden. Die Gestaltung der Zähn ist bei den Neuseeländern von jenen der Europä verschieden. Sie sind nach innen abgekantet, wi bei einem Pferde, und dies wird sogar bei junge Wilden bemerkt. Bei den Feuerländern, Arau caniern und Neuholländern hat man dieselbe Er scheinung beobachtet; ob sie aber zufällig oder na türlich ist, muß erst nachgewiesen werden.

Die Wohnungen der Neuseeländer sind wahre Schweinsställe. Selten waschen sie ihre Perso noch seltener ihre Kleidung. Fragt man sie, warum ihre Kleider so schmutzig sind, so geben sie dem langen Tragen die Schuld. Die meisten hüllen sich in wollene Decken. Bloß einige Häuptlinge sind anständig englisch gekleidet, aber nur bei außerordentlichen Gelegenheiten. Viele unter den Eingebornen bedecken sich mit Matten, die sie aus ihrem Flachse weben. Bei Nacht, oder wenn es regnet, wird diese Matte um den Hals gebunden. Auf diese Weise, gleichsam mit einem Dache bedeckt, hocken sie nieder, und gleichen in der Entfernung eben so vielen Bienenkörben. — Das Tätowiren wird unter ihnen bis zur höchsten Kunst getrieben. Jedes Zeichen hat seine Bedeutung, und bei einem wilden Krieger bilden die zahllosen Figuren gleichsam die Geschichte seiner Thaten. Junge Leute haben nur wenig solche Zeichen; geborne Sklaven fast gar keine, aber die ältern Leute, und hauptsächlich die Oberhäupter, sind dergestalt damit bedeckt, daß ihr Gesicht unter

einer Maske zu liegen scheint. Bei den Weibern geschieht das Tättowiren aus Eitelkeit, damit ihre Züge sich nicht verändern. Selbst wenn sie unter den Europäern leben, wollen sie wenigstens die Lippen tättowiren, damit sie im Alter nicht einschrumpfen. Ihr natürlich gelockter Haarwuchs ist sehr stark, und sie sparen weder Mühe noch Oel zu ihrem Kopfputze. Viele unter den Mädchen sind sehr anziehend.

Ehemals war es gebräuchlich, die Nasen sich zu drücken, wenn entfernt wohnende Bekannte einander besuchten. Bei solchen Gelegenheiten grunzten die Weiber, legten sich halb gebogen auf den Boden nieder, und der Ankömmling drückte seine Nase quer über jene seiner Freundin. Mehr und mehr wurde zum Zeichen der Liebe gedrückt, immer mehr wurde gegrunzt, bis der Genuß den höchsten Grad erreicht hatte. Jetzt kommt diese zarte Sitte in Abnahme, man schüttelt sich gewaltig die Hände. — Von den Waffen und Kriegsbooten der Neuseeländer ist schon so viel erzählt worden, daß man sie füglich übergehen kann. Europäische Feuergewehre haben die alten Waffen verdrängt, und die größten jetzigen Boote sind noch 70 Fuß lang, 3 bis 4 Fuß breit und eben so tief. Sie sind aus einem einzigen Stamme der Bergfichte (Kauri) gehauen, vorn und hinten hochaufragend wie die alten Gallioten ausgeschnitten, und mit häßlichen Gesichtern, hervorgereckten Zungen und Perlmutteraugen versehen. Auf den Seiten sind dagegen ziemlich geschmackvolle Arabesken eingegraben. Auf dem Grunde der Boote liegt Ballast, von einem Korbgeflechte bedeckt, das von einem Ende des Bootes bis zum andern reicht. Dieses Geflecht bildet den Boden, auf welchem gefochten wird. Ein solches Boot kann 40 bis 80 Mann fassen. Die ältesten Zeugen der jetzt lebenden Urbewohner sprechen von Booten, die 90 Fuß lang, 7 Fuß breit und fast eben so tief gewesen sind. Man darf dies um so weniger bezweifeln, als es jetzt noch Kauri-Stämme giebt, die in der Nähe der Wurzel 42 Fuß im Umfange messen.

Menschenfresserei und Kindermord sind auf der nördlichen Insel vorüber, scheinen aber in der südlichen noch immer zu herrschen. Der kriegerische Hang unter diesen Volksstämmen ist so groß, daß die geringste Beleidigung gerächt wird. Vor nicht sehr langer Zeit, noch unter den Augen der Missionäre, wurde von einem Häuptlinge und seinem Stamme Krieg gegen einen andern beschlossen. Einer der Missionäre wollte das Blutvergießen verhindern, hielt eine Anrede an den Häuptling über die Grausamkeit des Krieges und die Geringfügigkeit der geschehenen Beleidigung. Im ersten Augenblicke wurde er davon ergriffen und schien zu wanken. Plötzlich aber fiel es ihm ein, daß er noch ein Fäßchen Pulver habe, das nahe daran sei zu verderben, wenn es nicht bald verbraucht werde. Dieser Umstand war so wichtig, und die Nothwendigkeit des Krieges ging so klar daraus hervor, daß er auch unwiderruflich beschlossen wurde.

Der berühmte Schongi, einer der Häuptlinge der nördlichen Insel, athmete sein ganzes Leben hindurch nichts als Krieg. Er und sein Stamm wurden einst von einem an der Themse wohnenden Stamme hart mitgenommen. Sie schwuren einen feierlichen Eid, daß die Schande gerächt werden müsse, sobald die jungen Kämpfer herangewachsen seyen. Schongi machte sogar in dieser Absicht eine Reise nach England. Alle Geschenke, die ihm dort gereicht wurden, hatten nur dann Werth für ihn, wenn er sie gegen Waffen vertauschen konnte, und nur diejenigen Künste erregten seine Neugierde, die in unmittelbarer Verbindung mit der Verfertigung von Waffen standen. Schongi begab sich über Sidney nach Hause, und traf

bei Hrn. Marsden, einem englischen Missionar, seinen Todfeind an. Beide betrugen sich anständig, aber Schongi erklärte ihm sogleich, daß er bei seiner Ankunft in Neuseeland nie aufhören werde, Krieg gegen ihn zu führen. Die Herausforderung wurde angenommen, und Schongi hielt Wort. Der Stamm an der Themse wurde gänzlich geschlagen, und der Häuptling selbst verlor dabei sein Leben.

Ganz Neuseeland scheint ehemals im Vertheidigungszustande gewesen zu sein. Auf jeder Anhöhe findet man Ueberbleibsel von Verschanzungen, die mit hölzernen Pfählen und bisweilen auch mit einem Graben umgeben sind. An vielen Stellen ist die Erde stufenförmig abgegraben, und auch hier mit Gräben durchschnitten. Die Einführung der Feuergewehre hat den Verschanzungen auf den Höhen ein Ende gemacht, und man legte sie in den Ebenen an. Eine doppelte Reihe Pallisaden umgeben sie in ein- und ausspringenden Winkeln zur Beherrschung der ganzen Gegend. In der Mitte steht ein Erdhügel, hinter welchem die Belagerten Schutz suchen und darüber hinwegfeuern. Unter der Verpfählung führen einige Oeffnungen ins Freie zur Auskundschaftung des Feindes. Einige von den Erdhügeln sind mit Gewölben versehen, worin die Todten verborgen wurden. Wenn ein Stamm in den Krieg geht, hat der Häuptling keinen Befehl über die versammelte Mannschaft. Jeder kämpft nach eigenem Gutdünken, und was den Häuptling von den übrigen Streitern unterscheidet, liegt in seiner größern Tapferkeit und seinem beispiellosen Muthe.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die Naturbeschaffenheit der Kometen.

(Fortsetzung.)

Am berüchtigtsten in dieser Beziehung ist der große Komet von 1680, der überall so viel Schrecken verbreitete. Er wurde zuerst am 4ten November von einem gewissen Kirch zu Coburg gesehen, ging mit beschleunigter Bewegung, welche gegen Ende des Monats November gegen fünf Grad täglich betrug, zur Sonne, und erreichte sein Perihelium zu Anfang Decembers. Am 22sten December kam er auf der andern Seite der Sonne wieder zum Vorschein, und sein Schweif hatte damals eine Länge von 70 Graden, eine sehr bedeutende Breite und ein äußerst drohendes Ansehen; *) der Kopf des Kometen ging zwar bald nach der Sonne unter (wie denn nach der damaligen Stellung zur selbigen sein mußte), aber das noch über dem Horizonte zurückbleibende Schweifende leuchtete die ganze Nacht.

Der Komet von 1769, welchen der um die Theorie dieser Gestirne hochverdiente Lambert besonders aufmerksam beobachtete, zeigte sich schon vor seinem Durchgange durch den Punkt seiner Sonnennähe im September mit einem überaus schönen Schweife von 40° Länge, erreichte sein Perihelium am 7. October innerhalb der Merkurbahn, und kam in diesem Punkte der Sonne achtmal näher als die Erde, war also wenig über zwei Millionen Meilen von ihr entfernt und hatte bei seinem Wiederhervortreten aus deren Strahlen an Furchtbarkeit des Ansehens so zugenommen, daß Lambert sehr glücklich die folgende Stelle Vergils (Aeneid. II. 274 spp. auf ihn anwendet:

— quantum mutatus ab illo!
Squallentem barbam et concretos sanguine crines

*) Indeß finde ich eines Kometenschweifes von noch furchtbarerem Ansehen erwähnt. Dies war der Komet von 1618; sein Schweif hatte eine Länge von 100 Graden, so daß, wenn der Kopf schon die Mitte des Himmels erstiegen hatte, das Ende des Schweifes noch nicht aufgegangen war; dieser Schweif endete nicht in einer Spitze, sondern breitete sich fächerartig immer weiter aus, und das Schreckliche des Anblicks noch vermehrte.

Vulneraque ille gerens, quae circum plurima Solem
Accepit.

Der späteren Kometen mit großen Schweifen von 1807, 1811 und 1835, besonders des berühmten, schon oben erwähnten Eilfers, erinnern sich die meisten Leser wohl selbst; dagegen will ich noch einige aus der älteren Geschichte anführen. Die Annalen der Chinesen *) erzählen von einem Kometen, welcher „die Nacht in Tag verwandelt und alle Sterne überglänzt habe." Nach dem Tode des Demetrius, 146 v. Chr., erschien ein Komet mit überaus furchtbar aussehendem Schweife, über welchen man beim Seneca Quaest. natural. VII. 15.) das Nähere findet. Das Iulium Sidus, welches Virgil in so schönen Versen besingt, ist schon oben erwähnt, und sechzig Jahre nach Christus, unter der Regierung Neros, kam abermals ein Komet mit sehr drohendem Schweife zum Vorschein. — Man sieht also, wenn ich auch dieses Verzeichniß nicht weiter vermehre, daß zu allen Zeiten furchtbare Kometenschweife beobachtet worden sind; und wenn die neuere Geschichte deren noch mehr aufweist, so ist dies offenbar nur eine Folge ihrer größeren Genauigkeit im Aufzeichnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Thevenot in der Historica sinia berichtet darüber ausführlicher, wogegen Lalande, von dem ich diese Notizen zum Theil entlehne, des chinesischen Kometen nicht erwähnt.

Die Macht des Gewissens, oder die Entdeckung der Hoyaer Post-Beraubung.

(Fortsetzung.)

Weil aber doch auch in unserm Dienste bei Kranken, (und wenn sie sich auch nur krank stellen) immer eine gewisse Schonung und Vorsicht zu beobachten ist, so verließen wir sie einstweilen und begaben uns, ein Jeder in ein besonderes Haus. — Hier erfuhr ich von ihrer Miethsfrau, die so eben vor unserm Eintreffen die fragliche Patientin besucht hatte, daß sie sich eifrigst nach dem Befinden, des bei der Post-Beraubung fast tödtlich gemißhandelten Postillons erkundigt habe, und, da Erstere derselben darüber keine befriedigende Antwort habe geben können, so habe jene sehr kläglich gethan, habe geseufzet und geweint. — Der Postillon war nämlich in jener Nacht von den Räubern so gemißhandelt worden, daß er in Folge der erhaltenen Schläge sich mußte ärztlich behandeln lassen, und so war denn das Gerücht dort verbreitet, daß derselbe wol schwerlich mit dem Leben davon kommen werde, und dieses sowohl als die Inhaftirung ihres Mannes war die Ursache ihrer Unruhe und Krankheit.

Erkundigungen wobei man weint und seufzt „dachte ich" übersteigen die gewöhnliche Neugierde, und einleuchtender könne nichts sein, die Patientin müsse von der Sache wissen; denn was gehe sie sonst der gemißhandelte Postillon an?

Mit dem Vorsatze, etwas Näheres hierüber von ihr zu erfahren, kehrte ich nach der Wohnung der Patientin zurück und fragte sie Folgendes:

„Vermuthen Sie wol weshalb wir hier gekommen sind?"

Sie: Ja, das kann ich wol denken, wegen der Post-Beraubung!

Ich: Sie seufzen ja so sehr, sind Sie denn wirklich so krank, oder stellen Sie Sich nur so, um den Weg nach dem Amte Hoya nicht machen zu können?

Sie: Ach, daß ich krank bin, können Sie mir wol ansehen, und wenn es mit mir nicht besser wird, so muß ich noch mediciniren! — Sie wollen mich doch nicht auch von meinen Kindern holen?

Ich: Wenn Sie solches schon im Voraus vermuthen, so haben wir nicht nöthig Ihnen unsere erhaltenen Befehle erst anzudeuten! Meinem Kameraden habe ich gesagt, er möge sich auf der Nachbarschaft erkundigen, ob Sie wirklich so krank sind, wie Sie Sich stellen und, wenn das nicht der Fall ist, wird er gleich einen Wagen requiriren.

Sie: (Weinend) So soll ich doch mit, ach Gott! ach Gott! meine armen Kinder! Unmöglich kann ich so aus dem Hause gehen!

Ich: Beruhigen Sie Sich, für Ihre Kinder wird gesorgt werden!

Wegen ihrer Arretirung war sie sehr in Angst, wurde immer beklommener und stellte sich, als wenn sie in Krämpfe verfiel, schwieg dann eine Zeitlang und fragte endlich: Warum soll ich denn auch nach Hoya, die Herren Assessoren haben mich ja schon im Hause verhört?

Ich: Das werden sie erfahren!

Sie: Komme ich denn nur ins Verhör, daß ich nachher auch wieder zu Hause gehen kann?

Ich: Das wissen wir nicht und dürfen auch nichts davon aussagen!

Sie: Ach! ich Unglückliche, vor einigen Jahren ist unserm ältesten Kinde, hinter Hoya, der Hals abgeschnitten, und nun muß mir noch dieses widerfahren!

Ich: Daß Sie von der Post-Beraubung wissen, ist uns schon bekannt, und wir sind eigentlich nur gekommen, das Geld und die Sachen, welche Sie noch im Hause haben, abzuholen, sonst —

Sie: Ach, mein Gott! Mein Mann ist unschuldig und ich weiß von der Räuberei nichts, habe auch nicht mal so viel Geld, um meinen Kindern Brot zu kaufen.

Ich: So geben es immer noch gute Leute, die sich der Ihrigen annehmen, und es ist immer besser wenn man Leute anspricht, als daß man raubt und stiehlt! Und hierbei ermahnte ich sie so gut ich konnte, und gab ihr ein Stück Geldes, um ihren Kindern Brot zu kaufen. Dadurch schien sie sehr gerührt und zutraulich gegen mich zu werden, indem sie anfing laut zu weinen, und mich dann inständig bat und fragte: wer in Hoya alle inhaftirt sei?

Ich: Wer alle inhaftirt ist, darf ich Ihnen nicht sagen! Daß aber der Postillon todt und vor einigen Tagen begraben ist, werden Sie wol schon gehört haben!

Daß der Postillon todt und schon begraben sei, das erschütterte ihr Innerstes, die Macht des Gewissens schien zu kämpfen und — nach einer Weile, wo sie auf wiederholte Fragen, mir nicht Antwort zu geben vermochte — zu siegen!

Wußte sie ja wohl, daß bei dem Anfallen der Post, der Räuber Strahmann, die Pferde mit dem Wagen angehalten, Henneke und ihr Mann dagegen das Schlagen gethan, und Letzterer vorzüglich den Postillon getroffen hatte und somit der Mörder desselben sei. —

Dann sagte ich ihr:

Es thut mir sehr leid und muß ich Sie mit Ihrer Familie bedauern, daß Ihr Mann Anführer oder Räuberhauptmann der Bande ist, welche die Post beraubt hat! — Hier schien sie noch mehr mit sich zu kämpfen, seufzte fortwährend und nach einer Weile sagte sie: ihr Mann sei vor Kurzem nach Bremen gewesen und habe Rum mitgebracht, wovon sie noch etwas in einer Bouteille im Bette stecken habe, ich möge doch so gut sein, und ihr diesmal heraus geben, sie müsse mal davon trinken, sonst werde sie ohnmächtig.

Nachdem ich ihr die Bouteille gereicht hatte, trank sie, und schien dadurch gestärkt

zu sein, der Brust freien Lauf zu lassen, und ihr Herz nicht länger mehr verschließen zu können, und bat mich dann dringend auch mal zu trinken.

Ich erwiederte hierauf:

Wenn Sie mir die Wahrheit sagen, so will ich auch mit Ihnen trinken; denn wir sind ja nicht gekommen, die Sache erst zu entdecken, sondern das Geld, was Sie noch im Hause haben, abzuholen.

Dann fragte sie:

Ist denn derjenige, welcher sich zu einem Vergehen hat verführen lassen, eben so strafbar als der, welcher Andere dazu verführt hat? —

Jetzt hatte ich genug und antwortete: Wenn Jemand zu einem Verbrechen verführt ist, so hat derselbe allerdings Gnade zu erwarten, und sie könne fest darauf rechnen, wenn ihr Mann nur nicht Anführer gewesen sei, so wollten wir schon ein gutes Wort für sie beim Amte einlegen.

Weinend sagte sie dann: Ja, ich kann und darf Ihnen ja wohl nichts mehr verschweigen, Sie wissen ja schon Alles und mehr als ich! Ich will Ihnen Alles sagen, mein Mann hat sich dazu verführen lassen!

Dann fragte sie:

Ist denn Strahmann aus Hoya, und Hennecke aus Hoyerhagen, schon in Haft?

Ich antwortete:

Darüber darf ich nichts aussagen, als was ich Ihnen vorhin schon gesagt habe, geben Sie nur das Geld heraus und machen Sie keine weitere Umstände, sonst! —

Sie: Ach, das Geld können Sie heute doch nicht mitnehmen, es liegt im Brunnen!

In diesem Augenblicke kam der Landdragoner H.... vor die Stubenthür und rief mich beim Namen, um eine nach Asendorf vorgeschriebene Patrouille und Vigilance fortzusetzen; worauf ich ihm mittheilte, die Entdeckung so eben gemacht zu haben, und, um selbiges mit anzuhören, möge er in die Stube kommen und die Namen der Mitschuldigen notiren ꝛc.

Die Helm'sche Ehefrau wiederholte nun abermals ihr Geständniß und blieb dabei, daß das geraubte Geld im Brunnen liege.

Wir machten dann sogleich Anstalt, den Brunnen leer zu schöpfen, wozu wir auf der Nachbarschaft einige Mann requirirten.

Kaum hatten wir einige Fuß hoch Wasser aus dem Brunnen geschöpft, als die Helm'sche Ehefrau durch ihre Miethsfrau, mich zu sich rufen ließ und mir weinend sagte: Ach, ich sehe wol ein, daß Lügen mir nichts mehr helfen, ich habe Sie belogen; denn das Geld, was ich noch im Besitz habe, liegt nicht im Brunnen, sondern oben im Hause im Dache versteckt! —

In der Vermuthung, daß dieselbe uns nun doch Schweise und Lügen vorbrächte, machte ich ihr Vorwürfe und fragte dann: Warum haben Sie uns die Wahrheit nicht gleich gesagt und ohnehin das Geständniß früher abgegeben?

Darauf erwiederte sie:

„Es ist ja so leicht nicht, meinen Mann, meine Kinder und mich selbst Zeitlebens unglücklich zu machen!“ — Ich habe die Zeit her, daß mein Mann inhaftirt gewesen, weder Tag noch Nacht Ruhe gehabt. —

Hätte die Helm'sche Ehefrau auch wol Ruhe haben können, da sie wußte, daß ihr Mann dem Postillon bei der Beraubung die Schläge versetzt hatte, an dessen Folgen er jetzt verstorben sein sollte! —

(Der Beschluß folgt.)

Namen der Muselmänner.

Der Muselmann hat keinen Familien-Namen. Mit dem Tode des Menschen stirbt auch sein Name, und dieser geht nicht auf die Kinder über. Am siebenten oder achten Tage nach der Geburt bekömmt das Kind einen Namen, und damit ist gewöhnlich ein Familienfest verbunden. Bei dieser Gelegenheit verrichtet der Vater oder der Großvater ein Gebet über den Neugeborenen, flüstert ihm seinen Namen ins Ohr und verkündet ihn dann den Umstehenden. Die bei den Moslemin vorkommenden Namen lassen sich in vier Haupt-Klassen bringen, außerhalb welcher es keine muselmännische Namen giebt. In erster Reihe stehen die Namen der Patriarchen und Propheten, nach dem Ausspruche Muhammed's: „Gebet Euren Kindern die Namen der Propheten." Am häufigsten sind daher die Namen Ibrahim (Abraham), Ismaïl (Ismael), Izzed (Isaak), Jakub (Jakob), Jussuf (Joseph), Mussa (Moses), Aïssa (Jesus), Harun (Aaron), Daud (David), Solimon (Salomon), Muhammed, Hamed, Mahmud (die drei Namen des Propheten auf der Erde, im Himmel und in der Hölle). Demnächst kommen die Namen derjenigen, die an der Befestigung und Verbreitung des Islams gearbeitet, wie Osman, Omar, Ali ꝛc. Die dritte Kategorie umfaßt diejenigen Namen, die mit Abd (Diener) anfangen, wie Abd-Allah (Diener Gottes, Abd-el-Kader (Diener des Mächtigen), Abd-el-Kerim (Diener des Großmüthigen), Abd-el-Rahmar (Diener des Erbarmers) u. s. w. hinsichtlich des größten Theiles der neunzig Eigenschaften Gottes. Die vierte Klasse endlich begreift die Namen, die sich auf din (Religion) endigen, wie Salah-ed din (Saladin, Wiederhersteller des Glaubens), Meh-ed-din (Glaubens-Nachfolger), Krair-ed-din (Heil des Glaubens) ꝛc. Hierzu kommen nur noch einige Nomenklaturen: 1) Gewisse zusammengesetzte Namen, wie Hamed-el-Abd ꝛc. 2) Solche Namen, die bloße Eigenschaftswörter sind, wie Hassan (schön) und dessen Diminutive (Hossein, Hussein), Hakem (mächtig), Said (glücklich), Reschid (gerecht), Mustapha (gottgewählt). — Um Verwechslungen der Menschen bei den vielen gleichlautenden Namen vorzubeugen, werden ihnen zuweilen Beinamen gegeben, doch haben diese durchaus nicht den Charakter europäischer Familiennamen, da der Sohn meistens einen anderen Beinamen erhält, als der Vater. Es sämmtliche Beinamen, wenn sie nicht eine Qualification bezeichnen, wie El Kebir (der Große), El Rekik (der Magere), El Auwer (der Einäugige), fangen mit der Sylbe Ben oder Ibn (Sohn) wonach dann der Name des Vaters folgt, oder Bu (abgekürzt von Abu, Vater) an. Der Vater giebt zuweilen den bis dahin von ihm geführten Beinamen auf und legt sich den seines Sohnes oder seiner Tochter bei, wie Abu-Taleb (Vater des Taleb), Abu-Bekr (Vater der Jungfrau) — so nannte sich der Schwiegervater Muhammed's nachdem er diesem seine Tochter zur Frau gegeben. — Auch die Mütter folgen diesem Beispiele und nennen sich dann Om-Kaltum (Mutter Kaltum's) Om-Habiba (Mutter Habiba's) ꝛc. Die Frauen-Namen sind in der Regel von einer Eigenschaft hergenommen, wie Saida (die Glückliche), Sethia (die Fruchtbare), Lobna (die Weiße), Derifa (die Anmuthige), Dschemila (die Schöne), Lulu (die Perle), Sahra (die Blume) ꝛc.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.", und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshof.

Die

SCHNELL-  POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 36 des Bürger-Freundes für 1840.

Sonntag, den 3. Mai.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

In Breslau wollte man dem Publikum das Pfeifen, Pochen und Zischen über schlechte Theaterstücke abgewöhnen. Es ward streng untersagt und gedroht, daß jeder Pfeifer sofort aus dem Theater entfernt und exemplarisch bestraft werden sollte. Da war man denn genöthigt, umgekehrt pfiffig zu sein. Man klatschte nämlich über das Schlechte ununterbrochen Beifall, so daß Niemand sein eigenes Wort hören und das schlechte Stück nicht zu Ende gespielt werden konnte. Es war auch eine Uebersetzung aus dem Französischen. Die „Schlesische Zeitung" eifert gegen Beifallbezeugungen sowohl als gegen die Zeichen der Unzufriedenheit. Aber darf man dem Volke diese einzige Art, sein öffentliches Leben zu beweisen, diese Pairskammern und Parlamente verschließen? Es geht gewiß nicht!

Aus Coblenz schreibt man: Die vielen Feuersbrünste, welche seither in unserer Gegend Hab' und Gut so manches Hausbesitzers zerstörten, erfüllen das Herz des Menschenfreundes mit Betrübniß. Auf dem Hundsrück besonders fielen sie in schaudererregender Anzahl vor und man will einen Theil derselben den dort herumstreifenden Zigeunerbanden zuschreiben, obwohl andrerseits die Existenz solcher Banden bestritten wird. Zu leugnen ist aber nicht, daß in der letzten Zeit mehrmals ganze Karren voll verdächtigen Gesindels hier eingebracht wurden. Davon habe ich mich oft mit eigenen Augen überzeugt. — Die Assisen beginnen noch in diesem Monat. Was Interessantes darin verhandelt wird, werd' ich seiner Zeit melden. Die Dampfschifffahrt auf der Mosel kommt jetzt ganz gewiß zu Stande. Von Metz bis Trier wurden bereits Probefahrten veranstaltet, welche zur vollkommenen Zufriedenheit ausgefallen sind. So wird denn das herrliche Moselthal endlich so in Aufnahme kommen und von Reisenden besucht werden, wie es seiner erhabenen Naturschönheiten wegen verdient.

Ist das möglich im Jahre 1840!! Die Elberfelder Zeitung schreibt: „Wir erachten es für zweckmäßig, folgende uns aus ganz zuverlässiger Quelle zugekommene Mittheilung zu veröffentlichen: „Die Nachricht, daß ein Jude mehrere Kinder vor Jülich habe umbringen wollen, war auch dort verbreitet. Die ganze Sache verhält sich folgendermaßen: Am 6. März gingen zwei Kinder, ein achtjähriges Mädchen und ein sechsjähriger Knabe, aus der Stadt nach dem nahgelegenen Dorfe Broich, um sich ein Stück Brot zu betteln. Mit einem Male wird das Mädchen hereingetragen, der Knabe war dabei, und es erzählten beide, wie sie am Broicher Wege von einem Juden angefallen wurden, der sie habe schlachten wollen. Ein alter Mann, welcher auf ihr Hülferufen herbeigekommen, sei von dem Juden todtgestochen worden, indem er ihm mit einem Messer den Bauch aufgeschnitten habe. Das Mädchen behauptete ebenfalls, von dem Juden einen Schnitt in den Unterleib bekommen zu haben. Sie zeigte Blut an den Beinen, und ihr kleiner Bruder behauptete dasselbe. Unterdessen geht ein alter Jude aus Lüdenscheid mit seiner Frau zufällig über die Straße, während das Mädchen zur Untersuchung zum Kreiswundarzte gebracht wurde. Das Mädchen ganz außer sich, zeigte auf diesen Juden, und rief: „das ist er, der hat mich geschnitten." Zugleich betheuerte sie, die Frau habe ihr den Kopf festgehalten, und das Mädchen sowohl wie ihr kleiner Bruder waren von ihrer Behauptung nicht abzubringen. Die Zugezogenen fanden indeß keine Spur von Verletzung an dem Kinde, sondern blos einiges Blut am obern Ende der Beine. — Die gerichtliche Untersuchung hat nunmehr die Unschuld der beschuldigten Juden aufs klarste herausgestellt, indem sich das Alibi der Leute deutlich erwies. Die Kinder selbst haben zuletzt eingestanden, daß sie die Juden gar nicht gesehen hätten, viel weniger also von ihnen angefallen worden seien, sondern es sei ihnen blos eingeredet worden, so zu sagen, von wem aber, hat bis jetzt nicht ermittelt werden können."

Aus Holland.

Am 16. April wurde von einem Amsterdamer Gerichte der Senior der dortigen Advokaten, van Hall, nicht zum Plaidiren zugelassen, weil er statt der normalmäßigen weißen Halsbinde eine schwarze trug. Das Gericht beschloß nach zweistündiger Berathung, daß die Tracht des Advokaten in diesem Punkte mangelhaft sei, der Fall demnach um acht Tage verschoben werden solle, damit der Advokat in der vorgeschriebenen Tracht erscheinen könne. Herr van Hall ist Verfasser mehrerer im Sinne der Opposition geschriebenen Artikel des Handelsblad.

Aus Schweden.

Der Bischof Franzén wurde durch Alter und Krankheit verhindert, dem gegenwärtigen Reichstage beizuwohnen. Unter den übrigen literarischen Notabilitäten begegneten sich hier schon wieder die beiden Dichter Tegnér und Geijer; Beide aber haben, seitdem sie miteinander bei derselben Gelegenheit zusammentrafen, ihre politischen Meinungen gänzlich vertauscht. Früher gehörte Tegnér in Staatskunst, Erziehung und seinen übrigen Ansichten gänzlich der Bewegungspartei an, und wurde daher von der Opposition auf den Armen getragen; jetzt donnert er mit leidenschaftlicher Begeisterung in Versen und Prosa auf

den Zeitgeist los. Vor 1838 wurde Professor Geijer als Haupt der sogenannten historischen Schule (d. h. nach der bei uns gewöhnlichen Terminologie: der Stillstandspartei) von der Opposition bei allen Gelegenheiten verketzert; jetzt aber bekennt er sich zu ganz entgegengesetzten Ansichten, nur in ihren loyalen Gesinnungen sind Beide sich treu geblieben.

Aus Frankreich.

H. J. B. Clavière, Civilingenieur, hat so eben eine höchst interessante Entdeckung für die Industrie gemacht. Durch eine neue Anlage der Kessel und Oefen ist Herr Clavière dahin gelangt, den Dampf zu einem äußerst mäßigen Preis hervorzubringen, indem er die erdharzigen Stoffe, welche sich von der Steinkohle los machen und bei dem jetzigen System der Heizung in Rauch sich verlieren, nutzbar macht. Auf eine geschickte Weise die Eigenschaft dieser Stoffe, sich in entzündbares Gas aufzulösen, benutzend, erlangt er, vermittelst einer hohen Temperatur und wohl angebrachter Luftzüge, die ganze Quantität Dampf, deren er bedarf, mit einer vollkommenen Regelmäßigkeit, und bei solchem Ersparniß, daß durch dieses merkwürdige Verfahren diese so kostbare Kraft nicht theurer zu stehen kommt, als der Wind im Wasserlauf. Herr Clavière machte einen Versuch mit seinem System in dem Minoteriewerke zu Bordeaux, Quai von Paludate, mit einem gänzlichen Erfolg. Fünf englische Mühlen, welche die Anwendung einer Kraft von 40 Pferden erheischen, wurden vermittelst seines Aparats, ohne irgend eine Ausgabe des Brennstoffes, in Bewegung gesetzt. — Man sieht ein, wie wichtig diese Entdeckung für die Fabrikanten und Zuckerraffinerien und alle Manufakturisten ist, die den Dampf anwenden, indem dieselbe ihnen eine Ersparniß von mehr als drei Viertheil ihrer Kosten an Brennmaterial darbietet. — Herr Clavière hat ein Patent von der französischen Regierung erhalten.

Mitten auf dem Markte des Innocents, am Fuße des Brunnens, hinter einer dreifachen Reihe von Buden und unter einer Menge anderer Obst-, Gemüse- und Eßwaarenhändler, haben sich unter freiem Himmel sechs Küchen aufgestellt, deren jede unter der Leitung einer Frau der Halle steht, der ihr Mann oder ihre Kinder zur Hand gehen. Ein mit mehrern aufeinandergesetzten Tellern von gemeinem Fayence beladener Tisch, ein Korb voll Löffel und eisernen Gabeln, drei oder vier Bänke, ungeheure kochende Kessel, Körbe voll Brod machen die Meubel, das Material der Garküche aus. Die Kessel und die Teller sind wohl verzinnt, alles von ausgezeichneter Reinlichkeit. Fünf Arten von Eßwaaren stehen dem Gaste zu Gebote, Weißbrod-, Kraut- oder Kartoffelsuppe, ein Gemisch von Fleisch und Gemüse, geschnittene Bohnen und Salat. Alles ist gut, reinlich und jede Portion kostet einen Sou; doch darf man die Masse nicht im Verhältniß zu diesem Preis glauben, wie bei den wohlfeilern Garköchen. Das vollständige Mahl besteht aus den genannten fünf Portionen; doch kann man einige verdoppeln, andere weglassen. Trotz der außerordentlichen Wohlfeilheit gewinnen die Unternehmer noch dabei, ausgenommen beim Brod, und bezahlen noch ihren Marktplatz. Das Mittagessen, selbst das vollständige, dauert nur fünf Minuten. Einige sitzen, andere stehen. Die unaufhörlich sich ergänzenden Gruppen bestehen aus sechs, zwölf, selbst zwanzig Personen jeden Geschlechts und Alters, doch meistentheils Männern und Greisen. Auf dem Markte des Innocents bestehen sechs solcher Garküchen und zweimal so viel an andern Orten von Paris, wie man sagt. Die Durchschnittszahl der Gäste der erstern beträgt täglich ungefähr tausend Personen.

Aus England.

Eine junge Dame von Sydney (eine Eingeborne der Kolonien), welche gefragt wurde, ob sie nicht wünsche, nach England zu reisen, antwortete, daß sie das Land wohl gern sähe, aber keine Lust hätte, darin zu leben. Als man in sie drang, den Grund ihrer Aeußerung anzugeben, entgegnete sie, daß nach der großen Zahl schlechter Menschen, welche von dort nach Sydney geschickt würden, zu urtheilen, England der schlechteste Aufenthalt sein müsse, den man sich nur wählen könne.

Aus den Vereinigten Staaten.

Bei St. Louis hat man vor Kurzem zum ersten Male einen ganz vollständigen Schädel des Mastodon giganteum, eines der Riesenthiere der vorsündfluthlichen Urwelt ausgegraben, der jetzt in dem Museum jener Stadt zur Schau aufgestellt ist. Wie groß dieser Schädel ist, möge man aus der Bemerkung abnehmen, daß derselbe ein einfensteriges Zimmer unserer gewöhnlichen Wohnhäuser ziemlich ausfüllen würde, das ganze Thier aber nach seiner muthmaßlichen Höhe schwerlich in unsern höchsten Kirchen Platz finden könnte. Die Stoßzähne dieses Thieres standen horizontal, mit den Spitzen seitwärts. Die Länge eines jeden derselben, auf der Krümmung gemessen, betrug zehn Fuß, und der Abstand des einen von dem gegenüberstehenden zweiten in gerader Linie ein und zwanzig Fuß. Die menschliche Einbildungskraft erliegt der Aufgabe, sich eine deutliche Vorstellung von einem Zustande zu machen, wo irdische Fluren von solchen und einem ganz andern Maßstabe geformten Ungeheuern bevölkert wurden, und man sieht sich gezwungen, um die Harmonie in das damalige Ganze zu bringen, auch in Bergen und Strömen, den Bäumen und Gräsern ꝛc. jener vorsündfluthlichen Welt ganz andere Dimensionen zu geben. — Jenes vorweltliche Riesenthier scheint übrigens über die ganze damalige Erdfläche verbreitet gewesen zu sein.

Mosaik.

Das Boston medical and surgical Journal (citirt vom Echo du monde savant. 4. April) erzählt folgenden äußerst merkwürdigen Fall: Ein gewisser Brown, jetzt 26 Jahre alt, brach im Alter von 18 Jahren den Oberarm. Dieser war noch nicht völlig geheilt, als er durch einen neuen Fall wieder genau an derselben Stelle brach. Jetzt fand kein Zusammenwachsen der Knochen mehr statt, vielmehr wurden zum großen Erstaunen der Chirurgen die Knochenenden immer kürzer und dünner. Das Eingehen des Knochens dauerte fort, bis derselbe, und zwar ohne Geschwür und ohne Wunde, völlig verschwunden war. Seit dieser Zeit hat der Mann einen langen und einen kurzen Arm, welcher letztere gewöhnlich hin und her schlenkert. Er hat durchaus nicht die Kraft, etwas mit diesem Arme fortzustoßen, kann aber wohl einen schweren Pack fortziehen, und dann dehnen sich die Muskeln, daß der Arm seine gewöhnliche Länge hat. In der Ruhe verkürzt sich der Arm um 6 Zoll. Die weichen Theile leisten so wenig Widerstand, daß er mit der Hand den Arm umfassen kann.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 36.

Bremen, Sonntag den 3. May 1840.

Gestorben:

Nro. 426. Den 28. April. Christiana Hilgerloh, 11 Wochen; Bindwams.

— 427. Den 30. — Ein in der Weser gefundener neugeborner Knabe.

— 428. Den 30. — Der Arb. Christian Rott, 62 Jahr; Obernstraße Nro. 36 (Vorstadt).

— 429. Den 30. — Des verst. Gärtners Henr. Rasch Wittwe, geb. Hennings, 39 Jahr; Kohlhökerstraße Nro. 33.

— 430. Den 30. — Der Arb. Joh. Herm. Kamping, 44 Jahr; Wüstenstätte Nro. 7.

— 431. Den 30. — Des verst. Schneiders Joh. Gerh. Meyer Wittwe, geb. Oetjen, 72 Jahr; Behrmanns-Gang Nro. 4.

— 432. Den 30. — Der Schiffscapitän Georg Prehmann, 65 Jahr; hinter der Seefahrt.

— 433. Den 30. — Des Kistenmachers Carl Heinr. Siebers Ehefr., geb. Schubert, 21 Jahr; Rosenkranz Nro. 8.

— 434. Den 30. Apr. Des Lehrers Wilh. Virgien Sohn, 3¾ Jahr; Ansgariikirchhof Nro. 15.

— 435. Den 1. Mai. Der Arb. Diedrich Sengstack, 66 Jahr; außerm Steinthor Nro. 98.

— 436. Den 1. — Der Küpergesell Jacob Weyde, 47 Jahr; Neustadtswall.

— 437. Den 1. — Des Schuhmachers Friedr. Heinr. Wilh. Dammann Sohn, 7 Wochen; Rolandstraße Nro. 14.

— 438. Den 1. — Des Jalousiemachers Georg Andreas Gans Sohn, 6 Monat; hinterm Heerdenthorswall Nro. 3.

— 439. Den 1. — Des Weinarbeiters Heinr. Friedr. Christian Henke Sohn, 4 Monat; Theerhof Nro. 45.

— 440. Den 2. — Des Arb. Diedr. Blume Tochter, 9 Jahr; Rosenkranz Nro. 2.

— 441. Den 2. — Der Schiffscapitän Joh. Michael Herklots, 65 Jahr; Rembertistr. Nr. 46.

Gebohren:

Nro. 539. Den 28. Apr. Des Landmanns Joh. Osmers Ehefr., geb. Butelmann, Hastedt Nr. 58; von einem Mädchen.

— 540. Den 28. — Des Malers Hinr. von Beesten Ehefr., geb. Prigge, Neuenstr. Nro. 36; von einem Mädchen.

— 541. Den 29. — Des Branntweinbrenners Ernst Berner Ehefr., geb. von Thiele, Stephanithorswallstr. N. 7; von einem Mädchen.

— 542. Den 29. — Ein Mädchen — Brunßen-Gang Nro. 3.

— 543. Den 30. — Des Cigarrenmachers Diedr. von Horn Ehefr., geb. Ahrens, Albutenstraße Nro. 1; von einem Knaben.

— 544. Den 30. Apr. Des Kahnschiffers Herm. Huskamp Ehefr., geb. Bosselmann, Stephanithorssteinweg Nro. 11; von einem Mädchen.

— 545. Den 30. — Des Arb. Cord Joh. Chr. Achmus Ehefr., geb. Meyer, Plünkenstr. Nr. 22; von einem Knaben.

— 546. Den 1. May. Des Landmanns Diedr. Bollmann Ehefr., geb. Meyer, Hastedt, von einem Knaben.

— 547. Den 2. — Des Malers Georg Wilh. Abdes Ehefr., geb. Müller, Hankenstr. Nr. 20; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 197. Der Kaufmann Diedr. Motz und Margaretha Adelh. Elisab. Heidmann. Beide von hier.

— 198. Der Kaufmann Wilh. Ludwig Adolf Hagen hies. und Marie Helene Schiphorst aus Achim.

— 199. Der Zimmermeister Christ. Poppe u. Johanna Augusta Dannemann. Beide von hier.

— 200. Der Fuhrmann Clamor Adolph Hackstedde hies. u. Anna Adelh. Oeters aus Scharmbeck.

— 201. Der Kaufmann August Ludwig Wilh. Schünemann zu Burgdamm und Anna Gerhardine Stövesand hieselbst.

— 202. Der Bediente Joh. Friedr. Brüning hies. u. Marie Caroline Louise Cordes aus Groß-Sottrum.

— 203. Der Landmann Joh. Heinr. Chr. Sieling zu Drackenburg und Gesche Margr. Müller zu Intschede.

— 204. Der Landmann zu Dreye Joh. Kops u. Adelh. Elisab. Campe zu Schweringen

— 205. Der Gastwirth Joh. Peter Diem hieselbst und Cathrina Gesina Rodieck aus Hude, bei Ganderkesee.

— 206. Der Schlachter Bartholomäus Friedr. Thomssen und Sophie Hartwig hieselbst

— 207. Der Höker Friedrich August Vogt hieselbst u. Marie Margr. Cathar. Schröder zu Lelmenhorst.

— 208. Der Arb Herm. Rüte zu Arsten und Anna Elisab. Köster zu Beppen.

— 209. Der Arb. Diedr. Junge zu Hastedt und Wübke Dede, daselbst.

— 210. Der Tischlergesell Albert Haeseler und Luise Christine Stremel aus Gladenbach.

— 211. Der Musicus Joh. Andreas Kriete und des verst. Cigarrenmachers Ehlert Heemsath Wittwe, Maria, geb. Lehmann, hieselbst.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 37.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 7. May 1840.

Hinweg! nicht trägt es mehr Ohr und Blick!
Zu der Menschen trautlicher Hütte zurück!
Mir kreiset das Haupt!
Ein Schwindel raubt
Mir die Besinnung! Du bist mir zu groß,
Du All, du unendlicher Kräfte Schooß!

Marine von Sorrent. Im Sturme.

März 1840.

Hieher an's Ufer, an der Klippe Rand,
Wo an der wellenbenagten Wand
Aufrauscht mit Wuth
Die sturmgepeitschte Fluth,
Hieher mit mir in bebendem Sprunge
Schwinge dich, schlanker Schiffersjunge!

Das ist ein Toben, das ist ein Grollen!
Wie sie sich krümmen, wie sie rollen,
Wie sie schäumen,
Wie sie sich bäumen,
Wie sie donnern und schreien,
Heulen und klagen,
Stoßen und speien,
Hauen und schlagen,
Zu erobern endlich im Sturmesgraus
Der Erde uraltes, festes Haus!
Sie versuchen es schütternd und sausend
Von Jahrtausend zu Jahrtausend,
Und können nicht;
Sie laufen an und wetzen ihr Horn,
Doch es zerbricht.
Drum schrecklicher Zorn
Stachelt sie immer,
Mit Geächz' und Gewimmer,
Mit Heulen und Fluchen,
Mit wahnsinnigem Spotte
Auf's Neue den Sturm zu versuchen.

Wilder Bestien eine Rotte
Mit fleischenden Zähnen,
Mit fliegenden Mähnen,
Mit Hufen und Klauen
Glaub' ich zu schauen.
Ein Eber stürzt dort im Sprung heran,
Grunzend wetzt er den geifertriefenden Zahn.
Dort schwimmt ein Polype mit scharfen Zangen,
Umklammernd nimmt er ein Felsstück gefangen,
Und will es zerbeißend erdrücken,
Aber die Zangen brechen zu Stücken;

Aufgelöst in flockige, weiße,
Ineinandergezogene Kreise,
Fließt das Unthier zurück in's endlose Meer.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die Naturbeschaffenheit der Kometen.

(Fortsetzung.)

Wie hängt es nun aber, und diese Frage ist wissenschaftlich wichtiger, mit der Bildung dieser Kometenschweife und mit dem oben erwähnten Umstande, daß sie stets von der Sonne abgekehrt sind, zusammen?

Es ist wiederum der große Naturphilosoph Newton, welcher wenigstens den größern Theil dieser Frage zuerst befriedigend beantwortet hat. Er zeigt, daß alle Erscheinungen der Kometenschweife, namentlich ihre Zurückbeugung hinter die vom Kometen zur Sonne gedachte gerade Linie, ihre Krümmung, die ungleiche Größe dieser Krümmung, die uns nur dann kenntlich wird, wenn unser Auge von der Ebene der Kometenbahn ziemlich entfernt ist, den Ursprung der Schweife aus Theilen beweisen, welche vom Kopfe des Kometen, abwärts von der Sonne, aufsteigen. Gleichwie von einem ruhenden Körper der Rauch in der Luft gerade aufsteigt, aber eine schiefe Richtung annimmt, wenn der Körper immer den Ort verläßt, wo die früher aufgestiegenen Theilchen ausgingen, so müsse auch diese vom Kometenkopfe aufsteigende Materie einen rückwärts abweichenden Schweif hervorbringen, und diese Abweichung müsse in der Sonnennähe geringer sein, indem dort das Aufsteigen der Theilchen schneller erfolge. *) — Die größere Helligkeit der vorangehenden Seite des Schweifes (welche man oft glänzender und viel schärfer begrenzt als die nachfolgende gefunden hat) erklärt Newton daraus, daß der den Schweif bildende Dunst hier etwas neuer und deßhalb dichter sei.

Der Kometenschweif läßt sich hiernach als ein vom dichteren Theile des Körpers dieser Gestirne, vermittelst der auflösend und verflüchtigend darauf wirkenden Sonnenwärme ausgehender Dunst betrachten, welchen eine eigenthümliche Repulsivkraft der Sonne abstößt.

Ich muß hier zuvörderst noch bemerken, daß, nach den mäßigsten Berechnungen, die Länge dieser Schweife, bei bedeutender Breite, allerdings oft viele Millionen Meilen beträgt. Man hat nämlich diesen außerordentlichen Umfang der Kometenschweife, in Verbindung mit der zugegebenen Entstehung derselben aus Verflüchtigung des Kerns, als Argument gegen den von uns behaupteten geringen Massengehalt des letztern angewendet. „Wie," hat man gefragt, „sollte ein Kometenkern vermeintlich so geringer Dichtigkeit und Größe die Materie zu einem solchen ungeheuren Schweife hergeben können?" Dies wird aber begreiflicher werden, wenn man den, namentlich durch Olbers Beobachtungen des schönen Kometen von 1811 über allen Zweifel erhobenen Umstand in Betracht zieht, daß die Kometenschweife nicht sowohl als ein Continuum von Kometenmaterie, sondern vielmehr nur als ein hohler Dunstkegel zu betrachten sind. Dieser Komet von 1811 zeigte sich demgemäß vor dem Fernrohre etwa wie ein Licht (der besonders hellglänzende Kern) in der Mündung eines gläsernen Trichters (oder vielmehr Kegels), nur daß, wie wir schon oben bemerkt haben, zwischen Kopf und Schweif ein anscheinend leerer oder vielmehr von nur noch verdünnterer Materie erfüllter Raum zu bemerken war. Ueberdies aber kennt man das Maaß der Verdünnung, deren die Kometenmaterie durch den belebenden Einfluß der

*) Newton bringt nämlich die Bildung des Schweifes mit einer Zunahme der Verflüchtigung der Materie des Kerns, nach Maaßgabe der größeren Annäherung des Kometen zur Sonne, in Verbindung.

Sonnenstrahlen fähig ist, viel zu wenig, um daraus einen Schluß gegen den geringen Massengehalt des Kerns herzuleiten. Letzterer ist vielmehr in der ersten Abtheilung dieser Arbeit von uns, aus astronomisch-mechanischen Gründen, sehr überzeugend dargethan worden, da die Kometen, bei größerem Massengehalte, bedeutende perturbirende Einflüsse auf den Lauf der Planeten, an denen sie oft so nahe vorbeigehen, äußern müßten, dergleichen aber nie beobachtet worden sind.

Ein anderer Einwurf, den aufmerksame Leser gegen unsere Darstellung erheben könnten, ließe sich auf den Umstand begründen, daß, wenn die Bildung der Schweife lediglich von der verflüchtigenden Wirkung der Sonne auf den Kometenkern und von einer Repulsivkraft herrühre, welche die Sonne auf die entwickelten Dünste ausübe, nothwendig jeder Komet, sobald er nur in die Sonnennähe komme, einen Schweif bilden müsse, wogegen doch die Erfahrung streitet, indem, wie wir bereits angeführt haben, eine Menge ganz schweifloser Kometen selbst in großer Sonnennähe beobachtet werden. Auf diesen speciösen Einwurf erwiederte Olbers, daß man Kometen anzunehmen habe, welche noch keine, der Repulsivkraft der Sonne unterworfene Materie entwickeln. In der That erscheint es nur consequent, die Kometen, nach Analogie der Planeten, auf sehr verschiedenen Stufen ihrer natürlichen Ausbildung anzunehmen, und diese Betrachtung führt mich auf den Ursprung dieser merkwürdigen Gestirne selbst, in welcher Rücksicht mir die Hypothese von Herschel (dem Vater) die meiste Aufmerksamkeit zu verdienen scheint. Nach dieser Ansicht des besonnenen, in seinen Conjecturen immer beachtenswerthen und fast immer glücklichen Himmelskundigen, welcher auch Laplace seinen vollen Beifall schenkt, entstehen die Kometen aus der Zusammenballung eben jenes, das Universum erfüllenden Weltstoffes, welchem auch die Nebelmassen des Fixsternhimmels ihren Ursprung verdanken. Wenn dergleichen (kometarische) Zusammenballungen, als noch unausgebildete Massen, in den Attractionsbereich unserer Sonne gelangen, so zwingt sie die Anziehung dieses Centralkörpers zur Durchlaufung eines Kegelschnitts, dessen Brennpunkt er einnimmt, und ihre fernere allmählige, innere, eigene Organisation hängt nun wahrscheinlich von der Wiederholung dieser Sonnenumläufe ab. Vielleicht ist die Schweifbildung eine Art von kometarischem Epurationsprozesse; wenigstens meint Herschel, daß Kometen, welche ihre Sonnennähe schon mehrmals erreicht haben, zu einer gleich großen Schweifmittirung, wie früher, nicht mehr geeignet seien, was die Beobachtungen zu bestätigen scheinen.

Schärfere Abrundung und Begränzung würden hiernach auf bereits erfolgte Vervollkommnung der innern Organisation des betreffenden Kometen hindeuten. „Auf diese Weise," fügt Herschel hinzu, „könnte man die größere Länge des Schweifes als einen Beweis ansehen, entweder daß der Komet noch nie oder erst selten in die Sonnennähe gekommen sei, oder aber, daß er beim Durchlaufen seiner meistens so außerordentlich weiten Bahn neue, noch unverdichtete Nebelmaterie aufgenommen habe."

(Der Beschluß folgt.)

* Die Macht des Gewissens, oder die Entdeckung der Hoyaer Post-Beraubung.

(Beschluß.)

Wir suchten daher an der von ihr bezeichneten Stelle oben im Hause und fanden anfänglich gegen 70 Rt. Ert; da wir aber das Gold nicht finden konnten, so mußte die Helm'sche Ehefrau, die, nachdem sie nun ihrem Herzen Luft gemacht, und dadurch von ihrer vorigen Krankheit völlig hergestellt zu werden schien, uns solches zei-

gen, wobei sie angab, daß der übrige Antheil ihres Mannes außerhalb des Dorfes, auf dem sogenannten Kreuzkampe vergraben sei. — Als wir nun mit dem Gelde abreiten wollten, kam die in dem Nebenhause wohnende Miethsfrau noch einmal zu uns und sagte:

„Der Kleine möge doch noch mal zu der Helm'schen Ehefrau kommen.“ — (Da ich kleiner war als H...., so nannte dieselbe mich den Kleinen.) Ich ging also zu derselben und fragte was sie noch wünsche; worauf sie erwiederte: Es liegen noch silberne Löffel auf dem Stallboden versteckt, die nehmen Sie doch auch mit, ich will nichts mehr im Hause behalten! Nachdem wir nun auch die fraglichen Löffel in Empfang genommen, gings in einem Trabe nach Hoyerhagen, nach dem älterlichen Hause des bereits in Haft befindlichen Hennecke, wo wir die Sachen desselben untersuchen und Visitationen vornehmen wollten. — Da aber der Koffer des Inquisiten Hennecke verschlossen war, und wir keine Zeit verlieren wollten, die Arretirung des Raubgenossen Strahmann zu Hoya möglichst zu beschleunigen, so mußte H.... mit dem Gelde und den Sachen vorausreiten, und den genannten Strahmann und dessen Sohn arretiren und dem Amte Hoya von der Entdeckung Anzeige machen, während ich den Bauermeister requirirte, und nach einem Hufschmied schickte, um den Koffer öffnen zu können.

Die Mutter des Inquisiten Hennecke und dessen Schwester waren allein zu Hause, und Letztere fragte mich wiederholt: was denn unsere Anwesenheit zu bedeuten habe u. s. w.? Aus Schonung wollte ich ihr die Ursache nicht gleich mittheilen; da sie aber etwas verwegen zu werden schien, so sagte ich ihr, daß ich eine Visitation vornehmen wollte. —

Darauf erwiederte sie: Für solche Leute müsse man sie nicht ansehen, und wenn wir in der Absicht gekommen wären, um Etwas in ihrem Haus zu suchen, so möchten wir nur visitiren, wo wir wollten.

Als nun der Bauermeister und der bestellte Schmied kamen, und mittelst Gebrauchs der Dietriche der Koffer des Hennecke geöffnet, und 41 Preuß. Thaler nebst Schriften vorgefunden worden, da erschrak das eben noch freche und verwegen gewesene Mädchen, schrie und weinte laut! — Aber welchen Schmerz rechtliche Eltern empfinden, die da glauben ihre Kinder zur Rechtlichkeit erzogen zu haben, und nun ganz unvermuthet auf Einmal erfahren müssen, daß diese Diebe, Räuber und ruchlose verachtungswerthe Menschen geworden sind, — davon wurde mir hier ein Beleg. Denn als die Schwester des Hennecke der Mutter sagte, daß derselbe Theil an der Post-Beraubung genommen und daß in seinem Koffer sich auch Geld vorgefunden sei, wovon sie nichts wisse, erschrak dieselbe gleichfalls so, daß sie leichenblaß auf einen Stuhl in Ohnmacht niedersank! — Nach einer Weile wurde sie zu sich selbst und ins Bette gebracht, und so verließ ich sie. —

In einem Trabe ging es mit mir nun auch nach Hoya zu, wo H.... die verabredete Arretirung des Räubers Strahmann und dessen Sohnes bereits vollzogen, dieselben in festen Gewahrsam gebracht hatte und noch mit Ablieferung des Geldes beschäftigt war. — Die noch mitgebrachten 40 Rt. lieferte ich gleichfalls ab, während dessen sich einige Herren Beamte einfanden, um sofort Verhöre anzustellen. — Sodann wurde das eingelieferte Geld nebst den silbernen Löffeln auf einen Tisch gelegt, mit einem Tischgedecke bedeckt, und, da es schon dunkel wurde, Licht angezündet.

Auf die Frage des Hrn. Amts-Assessors B...., welchen Räuber man wol zuerst verhören? erwiederte ich: „Man müsse wol mit dem Je-

quisiten Helms beginnen, denn im Fall derselbe die That leugnen würde, müsse man sogleich einen Wagen requiriren, um dessen Ehefrau, bei welcher die Sache eigentlich nun erst entdeckt sei, sofort herholen zu können.« — Sogleich wurden zwei Wagen requirirt, und der Inquisit Helms zum Verhör vorgeführt. Unter vielen Ermahnungen wurde dem Helms vorgestellt, in gegenwärtigem Verhöre die Wahrheit zu sagen; denn nur derjenige habe von Seiner Majestät dem Könige Gnade zu erwarten, der seine Vergehen aufrichtig gestehe und die Wahrheit sage, deßhalb solle er es zu seinem eignen Besten jetzt thun u. s. w. — Ungeachtet aber aller Vorstellungen und Ermahnungen, betheuerte er seine Unschuld und leugnete Alles. — Da er kein Geständniß machen wollte, so erklärten die Herren Beamten mit Strenge: »Wenn Er denn nicht bekennen will, so müssen wir ihn der That wol überführen.« — Und so wurde das Tischgedecke, unter welchem das Geld lag, abgenommen, und er mit der Frage vor den Tisch geführt: Ob er das Geld und die Sachen wol kenne?

Außer Fassung und wie von dem Glanze geblendet, stand er da und betrachtete es, und die Ueberraschung schien ihn gänzlich verwirrt und sprachlos gemacht zu haben.

Erst nach einer Weile sagte er dann: Ja, ich bin schuldig, mein Leugnen hilft mir nichts, ich bitte um gnädige Strafe! —

Sodann wurde dieser Helms weiter verhört, dann Hennecke und zuletzt Strahmann, welche sämmtlich die verübte That umständlich eingestanden.

Nach Beendigung der Verhöre, während welcher Zeit, einer der Herren Beamten mit dem Landdragoner H.... in dem Strahmann'schen Hause eine Visitation vorgenommen hatten, fuhren wir mit den Inquisiten in Begleitung der Herren Beamten ab, um das vergrabene und versteckte Geld und die Sachen zu holen, nämlich: Die Herren Beamten Ba... und Steg... fuhren mit mir und dem Inquisiten Helms in einem Wagen nach dem Wöbser Berge, um das im sogenannten Kreuzkampe vergrabene Geld wieder heraus zu graben und zu holen, und von da nach Hoyerhagen, wo der Landdragoner H.... mit dem Inquisiten Hennecke bereits eingetroffen war, nahmen das von Hennecke in seines Vaters Scheune versteckt liegende Geld nebst Sachen und Briefen gleichfalls in Empfang, und fuhren dann nach Hoya wieder zurück. — Die geraubte Summe Geldes betrug, ohne Sachen und Briefe, 2676 Rt. theils Gold, theils Courant.

Hatte die Entdeckung der Post-Beraubung, wie schon erwähnt ist, auf die Mutter des Räubers Hennecke, einen tiefen Eindruck gemacht, so überraschend und betrübend machte sie auf die etwas kränkliche Ehefrau des Räubers Strahmann, einen weit tiefern Eindruck; denn schon einige Wochen vorher hatte sie gekränkelt, nach diesem Vorfalle aber eilte sie mit Riesenschritten dem Grabe zu und starb einige Tage nachher! — Während der Untersuchung gelang es dem verschmitzten Räuber Hennecke, wahrscheinlich mit Hülfe Anderer, aus seinem Arreste zu entkommen, und nach Nordamerika zu entfliehen.

Die Andern wurden zum Tode verurtheilt, jedoch im Wege der Gnade, wurde ihre Strafe in lebenslängliche Karrenstrafe verwandelt.

---

* Bremische Eisenbahn und Dampfschifffahrt.

Wenn man von den meisten Ständeversammlungen gewohnt ist, daß sie den Eisenbahnen, diesen wunderbaren Spendern von Wohlfahrt und Annehmlichkeit, durch übelangebrachte Bedenklichkeiten und Zögerungen entgegenwirken, so muß der bei-

nahe einstimmige Beschluß der Belgischen-Deputirten-Kammer, 4000 Actien der Rheinischen Gesellschaft durch den Staat übernehmen zu lassen, und also die Verbindung mit den Rheinlanden herzustellen, sehr preisenswerth und folgereich erscheinen. Wie gestalten sich doch oft die Folgen der Welt-Ereignisse anders, als es menschliche Klugheit voraussehen mußte. Als Belgien sich von Holland trennte, glaubte man, dieser Schritt werde jacobinischen Wahnsinn, und danach einen allgemeinen Krieg über Europa verbreiten, und nun ist Belgien im Gegentheil der Vorgänger und das Vorbild für Deutschland gewesen, den materiellen Bestrebungen der Industrie das wirksamste Hülfsmittel nicht länger zu versagen! Hoffentlich werden sich die französischen Kammern nun auch schämen, das von Thiers vorgelegte Eisenbahn-Gesetz nur als Gelegenheit für leeres Wortgeklingel zu betrachten, und ist dann eine wohlthätige Nachwirkung auf die Hannoverschen Kammern zu erwarten, wenn dort die Eisenbahn-Züge nach der Weser und Elbe zur Beschlußnahme kommen. Wie weit wäre man jetzt schon gelangt, hätte man nicht fünf Jahre verloren, und sich erst durch die Furcht ganz umgangen zu werden, zur Annahme dieser Wohlthat für das ganze Land zwingen lassen. Aller Vernunft und aller Erfahrung zum Trotz wähnte man dort, daß Gastwirthe und Spediteure das Land ernährten, und wies, das allgemeine Wohl verkennend, die vortheilhaftesten Anerbietungen von der Hand.

Den Schaden, welchen Norddeutschland dadurch erlitten, daß die Dampfkraft das Handelsleben auf dem Rheine beflügelte, während dasselbe sich auf der Weser durch Brückenjoche und Zollhäuser mühsam hindurchschleppte, und auf den Landstraßen nur als Nebensache für das Wirthshausleben der Körner erschien, ist nicht zu berechnen, wenn gleich das Eröffnen anderer Erwerbsquellen, die wir aber auch wahrlich nicht unsre Klugheit verdanken, die Folgen weniger fühlbar gemacht haben. Wartet man aber in Hannover und Bremen ab, daß Hamburg eine Eisenbahn nach Magdeburg erhält, und der Hamburger Kaufmann durch die Preußische Bahn schneller nach Westphalen und nach dem Rheine gelangt, als der Bremer auf der Chaussee nach Münden, dann möchte die Buße für solche Kurzsichtigkeit und Trägheit über Regierende und Regierte bitter genug hereinbrechen. Wer es also gut mit unsrer Stadt meint, der muß wünschen, daß Bremen keinen Augenblick verliert, um an Hannover unser williges Entgegenkommen für die Ausführung der Weser-Eisenbahn zu erklären, daß wir nicht warten bis Hannover und Hamburg sich verständigen, und letztere Stadt auch hier wieder einen Vorsprung gewinnt, wie es mit Handelsgerichten, Dampfschiffen, Telegraphen und deutschen Handelsverträgen geschehen ist. Der Bremische Staat kann sehr wohl dem Beispiele anderer Staaten folgen, und entweder eine in Betreff kommende Anzahl Actien selbst übernehmen, oder einen billigen Zins für die diesseitigen Unternehmer garantiren. Da nach früheren Vermessungen die Bahn ihre Richtung aus dem Osterthor nach Verden hin nehmen würde, so ist die Bremische Strecke wahrscheinlich nicht zu groß, um unsere Kräfte zu übersteigen. Es ist überhaupt ein merkwürdiger Irrthum, daß der Staat nur Zuchthäuser, Armenhäuser und Casernen bauen, die Sorge aber für Anlage der besten Wege, um Wohlstand und damit Sittlichkeit und Volkskraft zu gewinnen, den Bestrebungen der Privaten überlassen müsse. Sodann möchten wir wünschen, daß die Direction der Rhein-Weser-Bahn den jetzigen Zeitpunct benutzte, um das Interesse der gedachten Bahn in Beziehung auf die beabsichtigte Verbindung von Halle und Lippstadt in Berlin geltend zu machen.

Als vor nicht langer Zeit Herr * * * in Berlin den Beitritt des Staates für die Rhein-Weser-Bahn nachsuchte, begriff man das Vernünftige und Zweckgemäße dieses Antrages noch nicht. Jetzt hat man aber aus der Erfahrung und dem Beispiele anderer Staaten Vieles gelernt, und dürfte nicht wieder in denselben Irrthum verfallen. Wie könnte auch Preußen das Gedächtniß Friedrichs II. mit gutem Gewissen feiern, wenn es von der vorbezeichneten Bahn abweichend hinter den industriellen Bestrebungen Oestreichs und Rußlands zurückbliebe! —

Blicken wir nun noch einmal auf unsere Stadt zurück, so haben wir einige Ursache uns zu schämen, daß die zweite Seestadt Deutschlands noch immer ohne Dampfschiff-Verbindung mit England und Frankreich ist. Sollte Frankreichs Beispiel uns nicht zur Nachahmung aufregen? Die Regierung bietet dort die unterstützende Hand zu einer Verbindung mit Nord-Amerika durch Dampfschiffe. Könnten bei uns nicht die Staatskräfte in Thätigkeit gesetzt werden, um eine solche regelmäßige und sichere Verbindung mit London und Havre zu gewinnen? Dem Collegium der Aelterleute böte sich hier eine Gelegenheit dem Bremischen Handel solche Wohlthat zu vermitteln, und damit den gebührenden Einfluß auf diesem Felde zu gewinnen. Niemand zweifelt daran daß der Staat Brücken über die Flüsse schlagen muß, warum sollte er nicht gleiche Sorge für den angeregten Zweck beweisen, denn was wäre die regelmäßige Dampfschifffahrt anders als eine Brücke von Bremen nach Frankreich und England? Welchen Aufschwung Bremen und Bremerhaven nehmen würde, wenn die seewärts mit Dampfschiffen eintreffenden Passagiere und Waaren auf der Eisenbahn in das Innere Deutschlands befördert werden könnten, läßt sich gar nicht kühn genug hoffen. Der Bremer-Schlüssel sei eine Mahnung, daß wir uns nicht im eigenen Hause absperren lassen, sondern uns vielmehr die besten Wege nach Land und See erschließen sollen! —

w.

Die Wittwe Girard.

Zu Kolmar lebt seit einigen Monaten eine schon bejahrte Frau, welche die Wintertage bald da, bald dort mit Stricken bei armen Leuten hinbrachte, um sich dadurch das Recht zu erwerben, an den frugalen Mahlzeiten ihrer Beherberger Theil zu nehmen. Die kalten und feuchten Nächte brachte sie in Scheunen und Ställen zu, da sie sich kein besseres Lager verschaffen konnte. Dennoch hat diese so bescheidene, in ihrem Elende, das sie nicht zu erkennen zu geben wagte, so stolze Frau, Ansprüche auf ein besseres Loos, Ansprüche auf die Achtung jedes Franzosen. Folgendes ist ihre Geschichte: Catharina Rohmer wurde im Jahre 1782 in Kolmar geboren. Ihr Vater war Sergeant, ihre Mutter Marketenderin. Sie sah ihren Vater bei der Einnahme von Calabre umkommen, und wie bei der Schlacht von Fleurus eine Kanonenkugel ihrer Mutter den Kopf wegnahm. Im Jahre 1802 verheirathete sich Catharina Rohmer mit Franz Girard, Tambour-Major bei der 62sten Halbbrigade. Marketenderin, wie ihre Mutter, ging sie mit der Division des Generals Donnadieu nach Spanien, war bei der Einnahme von Sarragossa, ging mit der Division nach Portugal, und kam von da wieder nach Barcellona zurück. Damals hatte sie schon acht Söhne, geborne Soldaten. Sie verließ Barcellona, um mit der Division Chariere's nach Österreich zu marschiren, und wurde in der Schlacht von Wagram durch einen Lanzenstich verwundet. Später wohnte sie der Einnahme von Wien, den Schlachten von Glogau, Lützen und Bautzen bei, folgte dem General Rapp nach Danzig, verweilte einige Zeit zu Dresden und marschirte von da

nach Neapel ab, wo sie mehrere Monate in Garnison blieb. Immer bereit, die Strapatzen des Krieges zu ertragen und ihr Leben daran zu wagen, um Verwundete zu unterstützen, kehrte sie nach Spanien zurück und wohnte der Einnahme von Gironne bei, wo ihr Mann decorirt wurde. Da wurde sie selbst Soldat, nahm ein Gewehr und schlug sich gegen den Feind, der einen Augenblick die Oberhand zu behalten schien. Von da wohnte sie dem Feldzuge nach Rußland bei, marschirte mit nach Warschau und Krakau und bis nach Moskau. Bei dem Rückzuge ging sie mit der ersten Division über die Bereczina, folgte dem 5. Regimente der Plänkler der jungen Garde, und war unter den 25 Mann mit inbegriffen, welche nach dem Rückzuge von den 4 Bataillonen, jedes zu tausend Mann, übrig blieben, wohnte bei Courbevoie der Wiederaufrichtung ihres Regimentes bei, nahm Theil an den Gefechten bei Chalons, Troie, Bar-sur-Aube und Brienne, und befand sich zu Fontainebleau, als die Armee auseinander gelassen wurde; hierauf folgte sie mit ihrem Manne dem Kaiser auf die Insel Elba, zu welcher Zeit sie acht Söhne unter den Fahnen hatte. Von da kam sie nach Paris zurück und wohnte der Schlacht von Waterloo bei. Im Jahre 1815 wurde ihr Mann zum Adjudanten bei der Artillerie ernannt. Im Jahr 1823 folgte sie ihm nach Spanien, wo er zwischen Barcellona und Grazia durch eine Kugel getödtet wurde, kam hierauf allein nach Frankreich zurück und verheirathete sich zum zweitenmale 1825 mit Anton Baren, Sergeant-Major unter den Sapeurs des Genie-Corps. Mit diesem letztern wohnte sie gleich ihren 10 Söhnen, dem Feldzuge nach Africa bei; sie war bei der Einnahme von Algier, Bona, Bougia, Maskara, Oran und Constantine. Bei dem letzten Vorfalle verlor sie ihren zweiten Mann und zwei von ihren Söhnen, von denen der eine Tambour-Major, der andere Musik-Chef war. Sie hatte zwei Schußwunden erhalten, die eine bei Bougia und die andere bei dem Blockhause.

* Neue Kaffeebereitung.

Wenn man sich die Mühe macht die bedeutende Rolle, welche die köstliche Bohne, der Kaffe, in den menschlichen Verhältnissen spielt, von mehr als einer Seite zu beleuchten, so wird es nicht auffallen, daß der Erfindungsgeist unserer Tage auch dieses Behsikel menschlicher Genüsse nicht unberücksichtigt ließ und die Art seiner Zubereitung zu vervollkommnen suchte.

Herr J. A. Grove, jetzt hier anwesend, erwarb sich dieses Verdienst. Er hat Zeugnisse von berühmten Männern aufzuweisen, unter andern vom Professor Baron J. Berzelius in Stockholm, Professor Etatsrath Pfaff in Kiel und Dr. D. Chaufepié in Hamburg, die sich sehr empfehlend über die von ihm erfundene Bereitungsart aussprechen. Obgleich das Verfahren sehr einfach ist und der Apparat so wenig kostspielig, daß auch minder Bemittelte ihn anschaffen können, so sind die daraus hervorgehenden Vortheile doch bedeutend und beachtungswerth. Der Geschmack des Kaffee's wird angenehmer und reiner, der aromatische Geruch tritt stärker hervor und die Oekonomie gewinnt mehr wie bei der bisherigen Weise.

Herr Grove beabsichtigt auch hier seine Erfindung auf Subscription mitzutheilen und wir machen das Publicum durch diese Zeilen im Voraus darauf aufmerksam, dürfen aber nichts verrathen als daß das so zubereitete Getränk sehr delicat schmeckte.

(Hierbei als Beilagen: "Schnellpost ꝛc.", und "Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Doepes, Redakteur — Gedruckt und verlegt bei G. Jönzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshof.

Die

SCHNELL-POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu **Nr. 37** des Bürger-Freundes für **1840.**

Donnerstag, den 7. Mai.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Eine sehr achtbare Frau in Berlin, Therese Borsche, hat eine Aufforderung an alle deutsche Frauen und Jungfrauen ergehen lassen zu einem Verein gegen den immer mehr überhand nehmenden Kleider-Aufwand. Nicht sowohl unter den höheren, als unter den mittleren und niederen Ständen steige täglich der Luxus in der Kleidung der Weiber; ein Beamter oder ein Handwerksmann werde bald nicht mehr daran denken können, zu heirathen, da die Besoldung und der Verdienst nicht mehr zu den Shawls und Hüten ausreiche; auch gehe ein Mädchen mit dem theuern Hut lieber auf den Ball als in die Küche; das Ende seien Schulden und Jammer. Dieselbe Klage kommt jetzt von allen Seiten.

Aus Wien schreibt man: Das Tragen der Stöcke ist von nun an nicht mehr ein ausschließliches Vorrecht aller männlichen Fashionables, auch das schönere Geschlecht hat in seiner Emancipation einen Schritt weiter gethan, und trägt so gut seine Spazierstöcke wie jeder Mann. Die Damenstöcke, wovon man mehrere Muster bereits in den hiesigen ersten Boutiquen trifft, sind von leichter, eleganter Arbeit, meist Fischbein, mit Griff von Korallenarbeit, und haben dabei eine äußerst gefällige Form.

Der Dichter Freiligrath lebt jetzt in Unkel am Rhein, nahe bei Bonn, wo er sich mit seinem romantischen Westphalen und der Ruine Rolandseck beschäftigt, auf welcher ein Theil des erhaltenen Rolandsfensters am Anfange dieses Jahres eingestürzt ist. Durch ein in seiner bekannten Manier gearbeitetes Gedicht forderte er zum Wiederaufbaue auf, und bald flogen ihm Beiträge mit den schmeichelhaftesten Wünschen und Lobeserhebungen begleitet von allen Seiten zu — bis er endlich merkte, er habe sich vergriffen; denn die Ruine und der Berg Rolandseck ist Eigenthum einer hohen Person, die nun selbst die Ruine herstellen wird! Die gesammelten Beiträge sollen aber doch zur Verschönerung verwandt werden.

In Stuttgart ist eine Muckergesellschaft entdeckt worden, die sich die Kirche zum Licht nennt und eine somnambüle Magd zur Vorsteherin hat. Sie hielten ihre Zusammenkünfte des Nachts und sollen allerlei Ausschweifungen sich schuldig gemacht haben. Die entdeckten Theilnehmer wurden verhaftet und ins Gefängniß abgeführt, es sind meist Leute aus der niedrigsten Classe.

Coburg. Bei uns hat ein sonderbares Ereigniß große Sensation gemacht. Unter der Leitung einer aus der Rheinpfalz gebürtigen Lehrerin bestand in hiesiger Stadt seit mehren Jahren ein Mädcheninstitut. Mehrere Geistliche und Lehrer der Stadt gaben an der Anstalt Unterricht und die Töchter der Gebildeten aus der Nähe und Ferne genossen da ihre Erziehung. Plötzlich ließ diese Vorsteherin die Mütter der ihr anvertrauten Kinder zu sich rufen und erklärte, daß sie nicht länger der Anstalt vorstehen könne, da sie nach Würzburg abgehe, um dort wieder zur katholischen Kirche zurückzutreten, der sie früher angehört habe. Sie sei in ihrem 15. Jahr in eine protestantische Familie gekommen, habe diesen Glauben liebgewonnen und ihn bekannt, ohne feierlich aufgenommen zu sein. Jetzt aber sei es ihr bei einer Reise in ihr Jugendland zur Gewissenspflicht geworden, wieder in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche aufgenommen zu werden.

Aus Frankreich.

Die Gazette des Tribunaux giebt in einem Schreiben aus Florenz Nachricht über einen merkwürdigen Prozeß, der schon seit 1831 anhängig sei, und nächstens zur Entscheidung kommen soll. Einer der ersten Kaufleute Livorno's, Herr B.., ist angeklagt, dem Ex-Dey von Algier seine Kostbarkeiten gestohlen zu haben. Nach der Uebergabe Algiers vertraute der Dey jenem Kaufmann ein Kistchen an, welches die Diamanten und übrigen Kostbarkeiten seines Privat-Eigenthums enthielt. Der Ex-Minister des Dey's sollte dieses werthvolle Unterpfand bewachen. Die Versuchung für B.. und seine Helfershelfer war groß. Sie ließen ein Kistchen fertigen ganz von derselben Form und Größe und demselben Gewicht. Es gelang auch, die Wachsamkeit des Africanischen Hüters zu täuschen; die Kistchen wurden, wie es scheint, während der Ueberfahrt vertauscht. Der Schiffs-Capitain steckte, wie man vermuthet, mit B.. unter einer Decke. Erst einige Zeit nach dem Verschwinden des echten Schatz-Kästchens kam der Africaner hinter den Betrug. Es wurde nun bei der Toscanischen Regierung Klage gegen B.. erhoben, welcher vergeblich seine Unschuld betheuerte. Die energischen Reclamationen des Dey's, der öffentliche Unwille und die mancherlei verdächtigen Umstände, welche sich gegen B.. erhoben, motivirten dessen Verhaftung. Der Capitain des Kauffahrteischiffs, von dem für B.. Aufschlüsse zu fürchten waren, wurde in Livorno ermordet gefunden. Um Zeugen zu Gunsten des Angeklagten zu gewinnen, sparte man weder Geld noch Drohungen. Das Publikum in Livorno ist nicht wenig auf den Ausgang dieses Prozesses gespannt, namentlich die Israeliten, deren Glaubensgenosse der Angeklagte ist. Der Correspondent der „Gazette des Tribunaux" verspricht weitere Details über diesen merkwürdigen Rechtsfall, der bereits eine Menge Flugschriften für und gegen den Angeklagten hervorgerufen hat.

Die neulich von Französischen Blättern ausgegangene Erzählung von einem Vorfall zwischen dem Thierbändiger Carter und einem Tiger zu Cahors ist unwahr. Carter war zur Zeit wo die Geschichte sich ereignet haben sollte, gar nicht in Cahors, sondern in Bordeaux. (Man sehe Nro. 35 d. S.)

In dem Frascati-Bad zu Havre war dieser Tage ein Prinz Christoph von Hayti mit Familie abgestiegen. Sie nahmen die besten Zimmer, und tafelten fürstlich; der Wirth aber, dem der bescheidene Anzug der Hoheiten auffiel, fragte nach dem Paß, und siehe da, der Prinz war ein bettelnder Neger, der seine kleine, von der Regierung ausgesetzte Reiseunterstützung schon vor der Ankunft in Havre aufgezehrt hatte!

J. Janin schließt eine Mittheilung über die neulich gegebene Vorstellung zum Besten der Polen mit folgenden charakteristischen Worten: „Was Drama und Oper zum Besten des verbannten Polens beträfe, so giebt es ein Werk das vielleicht eines Tages unter dem größten Beifalle von ganz Europa aufgeführt wird. Ein mächtiges und feierliches Drama, das nur Ein Mensch auf der Welt zu liefern vermag und das dieser zweifelsohne liefern wird, wenn er sich recht bedenkt. Vielleicht arbeitet er in diesem Augenblicke daran. Vielleicht sind seine vier ersten Akte völlig fertig und warten nur noch auf die Lösung. Aber um des Mitleids und der Klugheit willen! stört nicht diesen furchtbaren Dichter bei seinen dramatischen Compositionen. Beunruhigt ihn nicht bei diesem Werke, das seinen Ruhm bilden wird, durch ungeschickte Beurtheilungen! Es handelt sich nicht um einen gewöhnlichen Menschen, der der ersten, der besten Kritik unterliegt; es gilt einen schroffen und eigensinnigen Dichter, für den es der Achtung bedarf, der verlangt und befiehlt, daß Stille bei seiner Arbeit herrsche. Laßt ihn nur machen, unterdrückt eure Kritik, haltet selbst eure Lobsprüche zurück, wartet, bis eine glückliche Begeisterung dieses so oft beunruhigte Herz erwärme, und am Ende, wenn die Stunde gekommen, wenn das Meisterwerk vollendet ist, werdet ihr, ja ihr werdet ohne Zweifel! ein rührendes und erhabenes Drama erhalten, das schönste Drama, was die großen Erfinder, von denen die Welt geleitet wird, die allmächtigen Phantasien, welche Völker bewegen wie ein Theaterregisseur wohlbezahlte Schauspieler bewegt, zu liefern vermögen. Ist dieses Drama vollendet, so werden ihm die edelsten Herzen in einstimmigem Entzücken der Dankbarkeit und der Begeisterung zujauchzen. Geduld, Geduld! Vielleicht ist Alles schon fertig, und wird unser Drama einmal dargestellt, so erhält jeder Verbannte seinen Namen, seine Güter, seine Familie, sein Vaterland. Ihr nanntet schon den Titel dieses Meisterwerks, das Polen befreit; es heißt: „Die Amnestie, Drama in einem Worte, von Sr. Majestät Nikolaus I., Kaiser aller Reussen!"

In Lyon ist der Wasserstand der Rhone so niedrig, daß man einen Stein hervorragen sieht, auf dem die Worte stehen: „Wer mich gesehen hat, hat geweint; wer mich sehen wird, wird noch mehr weinen.' Die Neugierigen strömten haufenweise hinzu, um diese räthselhafte Inschrift zu lesen.

Aus England.

Der katholische Priester Mathew hält sich jetzt in Dublin auf, wo er täglich neue Anhänger für die von ihm begründeten Mäßigkeitsvereine findet, so daß er im Ganzen über 48,000 Personen dieser einzigen Stadt bewogen hat, sich aller geistigen Getränke zu enthalten. Die Schenken sind verlassen und mehrere Wirthe, bei denen Niemand mehr einkehrte, sind aus Verzweiflung selbst Mäßigkeitsvereine getreten, „weil sie doch ein anderes Getränk als Wasser nicht mehr bezahlen können." Auch unter den Studenten scheinen Mathew's Ermahnungen Eingang zu finden. Bei einer Theegesellschaft, die die Universität gab, legten neun Studenten das Gelübde ab. Mathew äußerte seine lebhafte Freude über diesen Zutritt zu seiner Sache und sagte: sie würden den Schritt, den sie gethan, niemals zu bereuen Ursache haben, und er fühle sich dadurch für alle seine Anstrengungen belohnt, da er wisse, wie förderlam seinem Unternehmen das Beispiel junger Leute von Stand, Talenten und Bildung werde. — Pater Mathew sollte den deutschen Naturforschern einen Besuch machen. Wir wären neugierig, ob er da etwas ausrichtete.

Großbritannien zählte vor 138 Jahren kaum sieben eine halbe Million Einwohner, jetzt bereits über 27 Millionen; die Bevölkerung wuchs also in diesem Zeitraum um das Dreifache, und wenn das verhältnißmäßig in allen Ländern so fortgeht, wo will's hinaus?

Aus der Türkei.

Gegen Ende Februar war in Pera ein zehnjähriges Mädchen, katholisch-armenischer Confession, welches seiner Lehrerin wegen Mißhandlungen entflohen war, von einer türkischen Frau unterwegs aufgenommen und nach Hause der Türkin, Hause geführt worden. Nachdem es einen Tag dort geblieben, brachte man es nach Constantinopel in das Haus eines Türken, vorgebend, es sei zum Islam übergetreten. Auf die Nachricht von dieser Entführung wendeten sich die Mönche zu St. Anton klagend an den französischen Botschafter, den Beschützer der katholischen Kirche in der Levante, und verlangten die Auslieferung des Kindes, das ihnen von seiner armen Mutter anvertraut worden war. Nach einigen Unterhandlungen wurde das Kind in die St. Antoniuskirche gebracht, um sich dort zu erklären, ob es Muhammedanerin bleiben, oder zur christlichen Religion zurückkehren wolle. Es erklärte sich für das Christenthum und wurde den Geistlichen zurückgegeben. In früheren Zeiten wäre diese Handlung der Gerechtigkeit, zu welcher besonders Ahmed Fethi und Reschid Pascha mitwirkten, durch türkischen Religionsfanatismus unmöglich geworden.

Mosaik.

In einem kleinen Fürstenthume erging an die Offiziere der Befehl: „Alle Backen und Schnurrbärte sollen binnen 24 Stunden wegrasirt sein; die Knebelbärte fallen wie natürlich, schon von selber weg." Bei der nächsten Parade erschien ein Offizier mit langem Knebelbart. Vom Obersten befragt, ob er nicht den neuen Befehl, die Bärte betreffend, gelesen habe, erwiederte er ganz ernsthaft: „Allerdings, ich habe ihn auch befolgt und warte nun schon seit 3 Tagen darauf, daß mein Knebelbart von selbst wegfallen soll."

Ein Schlachterjunge schrieb an seinen Vater: Ich melde Ihnen, daß ich untergekommen bin. In einem Monat sind es 6 Wochen, seitdem ich mich zum Schlachterburschen erhoben habe. Mein Meister ist zufrieden mit mir. Er hat mich schon dreimal todtstechen lassen, und wenn ich mich gut halte, so wird er mich auch bald schicken lassen."

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönßen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 37.

Bremen, Donnerstag den 7. May 1840.

Gestorben:

Nro. 442. Den 2. May. Der Klempnergesell Gottfried Julius Robert Goetz, 22 Jahr; Krankenhaus.

— 443. Den 2. — Des Schuhmachermeisters Christ. Hinr. Reinken Ehefrau, geborne Poppe, 40 Jahr; Doventhorsdeich Nro. 1.

— 444. Den 2. — Des Maurers Jacob Westphal Tochter, 10½ Jahr; im Runken Nr. 44 A.

— 445. Den 2. — Betha Krudupp, 42 Jahr; Langenstraße Nro. 95.

— 446. Den 2. — Der Arb. Albert Hinr. Bormann, 54 Jahr; Marterburg Nro. 43.

— 447. Den 3. — Des verst. Soldaten Joh. Herm. Anton Bohrels Wittwe, geborne Wiegel, 74½ Jahr; Elthornstraße Nro. 24.

— 448. Den 3. — Des Zimmergesellen Anton Dencker Ehefr., geb. Lüders, 54 Jahr; Buntenthorsteinweg Nro. 184.

Nro. 449. Den 4. May. Aug. Wilhelm Albrecht, 1 Jahr; Hastedt Nro. 12.

— 450. Den 4. — Des verst. Hutmachers Peter Anton Wennemann Wittwe, geb. Heisterborg, 48 Jahr; Hastedt Nro. 56 C.

— 451. Den 4. — Der Maurergesell Joh. Heinrich Bätjer, 40 Jahr; auf dem Häfen Nr. 32.

— 452. Den 4. — Des verst. Landmanns Diedrich Hagens Wittwe, geborne Middelstorp, 76 Jahr; Steinthorsteinweg Nro. 21.

— 453. Den 5. — Der Uhrmacher Cord Hagens, 37 Jahr; Faulenstraße Nro. 51.

— 454. Den 5. — Des verst. Schlossermeisters Andr. Frerichs Wittwe, geb. Oelmann, 60 Jahr; gr. Annenstraße Nro. 96.

— 455. Den 5. — Der Tischlergesell Herm. Weitner, 27 Jahr; Krankenhaus.

Geburten:

Nro. 548. Den 30. April. Des Grobbäckers August Tölke Steinfeldt Ehefr., geb. Nuräh, Brautstraße Nro. 1; von einem Mädchen.

— 549. Den 30. — Des Seidenhutmachers Christlieb Heinrich Linck Ehefr., geb. Schwan, kurze Wallfarth Nro. 5; von einem Knaben.

— 550 und 551. Den 1. May. Des Schuhmachermeisters Lüder Frese Ehefr., geb. Gerberding, gr. Fuhrleutestraße Nro. 14; von Zwillingen, einem Knaben und einem Mädchen.

— 552. Den 1. — Des Fuhrmanns August Wilhelm Neukirch Ehefr., geb. Willigerod, kl. Weidestraße Nro. 3; von einem Mädchen.

— 553. Den 1. — Des Arb. Ernst Cassen Ehefr., geb. Weber, Deetjen-Hof Nro. 1; v. e. M.

— 554. Den 1. — Des Tischlers Christoph Samuel Jacob Bohm Ehefr., geb. Berg, Neuenstraße Nro. 39; von einem Knaben.

— 555. Den 2. — Des Kaufmanns George William Fletcher Ehefr., geb. Karsten, Contrescarpe Nro. 1; von einem Knaben.

Nro. 556. Den 2. May. Des Kaufmanns Philipp Anton Christ. Graeven Ehefrau, geborne Sterneberg, Stavendamm Nro. 8; von einem Mädchen.

— 558. Den 2. — Des Landmanns Hinrich Friedrich Eylers Ehefr., geb. Harjes, Neuenlande Nro. 13; v. einem Mädchen.

— 559. Den 3. — Des Buchbindermeisters Johann Christ. Lipmann Ehefr., geb. Meierdirks, Catharinenstraße Nro. 20; von einem Mädchen.

— 560. Den 3. — Des Federposenarbeiters Berend Hinr. Uchtmann Ehefr., geb. Klee, kleine Sortillenstraße Nr. 17; v. einem Knaben.

— 561. Den 3. — Des Arb. Gerd Heinrich Ehlers Ehefr., geb. Petri, große Johannisstraße Nro. 241; von einem Mädchen.

— 562. Den 5. — Des Kaufmanns Jacob Hagens Ehefr., geb. Herklotz, Obernstraße Nr. 38; von einem Knaben.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 38.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 10. May 1840.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Fluth auf Fluth sich ohn' Ende drängt.
— — —
Schiller.

Marine von Sorrent. Im Sturme.

(Beschluß.)

Da tappt schwarz und schwer
Brummend ein märrischer Bär
Und umarmt mit den Tatzen in sicherem Griff
Ein Felsenriff,
Und will es zerquetschen an zottiger Brust, und dumpf
Brüllt er, doch stumpf
Fallen die Tatzen herab, und hinaus
Sinkt er zu den andern in's Wogengebraus.

Geschlungen, geringelt
Naht eine lange
Spitzige, tückische Wasserschlange;
Auf dem Haupt eine silberne Kron' ihr sitzt,
Die von lauter schäumenden Perlen blitzt.
Sie leckt und züngelt
Hier und da, und da und dort,
Doch zurück und fort
Drängt sie mit dröhnendem, klapperndem Schall
Der unabsehliche Wogenschwall.

Sieh da, in der Unthiere Troß
Ein weißes feuriges Roß!
Seine Mähne fleugt,
Es schlägt hinaus, es steigt,
Es wiehert und lacht;
Doch es zerkracht
An der Klippe, zackig und rauh,
Der edel gestaltvolle Gliederbau.
Doch wilder als Löwe mit funkelndem Blick
Kehrt es zum Kampfe zurück;
Laut brüllt er auf,
Doch mitten im Lauf
Hat er zerbrochen
Die mächtigen Knochen.
Dort zürnt, dort springt ein mächtiger Stier,
Und ein Hirsch, ein herrliches Thier
Mit zwanzigend'gem Geweihe
Beschließt die Reihe.

Doch nein, groß wie ein Berg stampfet ans Land
Dunkel drohend ein Elephant,
Und mit unendlichem, schrecklichem Prall —

Wie der Boden zusammenschüttert!
Wie der Fels erschrickt und zittert!
Halte dich Knabe, ein Fehltritt, ein Fall,
Und ich sehe dich niemals wieder —
Doch zerschellt, zerknallt sind des Ungeheüms Glieder,
Und eine Riesensäule von Schaum,
Sein zerstäubter Körper, sucht Raum,
Und findet ihn nicht, und hervor
Aus dem Geklüft, und empor
Himmelan springt er,
Hoch, höher sich schwingt er —
Sieh, da ist er herübergeschossen
Und hat uns mit salzigem Naß übergossen,
Und fortgeschwungen
Seh ich meines guten Jungen
Rothe, spitze
Neapolitanermütze
Draußen schwimmen in der unwirthlichen Fluth. —
Muth, Muth!
Weine nicht, Paolo, eine andere
Schönere kauf' ich dir, Mützen giebt's immer;
Doch so lange ich wandre,
Sah ich nimmer und nimmer
Ein Schauspiel, so göttlich groß!

Aber zurück in den nassen Schooß,
Rückspeiend den Salztrank, den sie getrunken,
Ist die bäumende, schäumende Säule gesunken.
In schweren Tropfen, wie nach Wetterschlägen
Ein klatschender, satter Gewitterregen,
Peitscht sie weit hinein in die grünlichen Wogen.
Und das Roß mit des Halses zierlichem Bogen,
Und das grimmige Schwein und der mähnige Leu,
Und der Stier und der Hirsch mit dem reichen Geweih,
Der Polype mit gräulicher Zange,
Die gift'ge, gewundene Schlange,
Der tappende, brummende Bär,
Der Elephant, bergeschwer,
Wie sie nur heißen, die wüthenden alle,
Richten sich auf von dem schütternden Falle,
Und voll grimmiger Neue
Ob dem Mißlingen, auf's Neue
Beginnen den Sturm sie, und wieder
Sinken geschlagen sie nieder,
Und fort und fort ohne End' und Ziel
Hebt an und beginnt das entsetzliche Spiel.
Jetzt sind sie vermengt,
Ueberwälzen sich, ein's an's andere gehängt,
In Klumpen zusammengeballt:
Du willst fassen eine Gestalt,
Und sie verschwindet im Schwalle,
Du suchst das Ganze: getrennt sind sie alle.

Und was von schrecklichen Stimmen nur
In Wasser und Feuer, in Luft und Flur
Hat aufzubieten die ganze Natur,
Ich höre sie alle
Verdoppelt im Halle:
Ein Brummen, ein Knurren, ein Brüllen,
Ein Zischen, ein Lachen, ein Schrillen,
Ein Gähnen, ein Knirschen, ein Pfeifen —
Nicht kann ich's mit Worten ergreifen!
Selbst des Schlachtengeschosses dumpfe Schläge
Hör' ich, wo im unterwühlten Wege,
In der zerfressenen Felsen Bucht
Tief einbrandet in der Wogen Wucht.
Hinweg! nicht trägt es mehr Ohr und Blick!
Zu der Menschen traulicher Hütte zurück!
Mir kreiset das Haupt!
Ein Schwindel raubt
Mir die Besinnung! Du bist mir zu groß,
Du All, du unendlicher Kräfte Schooß!

Doch nein, nein!
Bin ich zu klein?
Zürnender Kräfte eine Welt
Hegt und hält,
Doch gebunden in sicherem Geisteshort,
Zu dienen der Weisheit verständigem Wort,
Auch des Menschen unerschöpfliche Brust!
Und in Stolz und in Heidenlust
Ruf ich hinein in den Wogengraus:
Tob', unendliche Kraft, nur aus!
Stürme nur zu,
Stürze nur her!
Ich fürchte dich nicht,
Denn ich bin wie du,
Und ich sag' dir in's Angesicht:
Ich bin noch mehr.

F. Th. Vischer.

Ueber die Naturbeschaffenheit der Kometen.

(Beschluß.)

Laplace trägt übrigens bei Verfolgung dieser Herschel'schen Hypothese über den Ursprung der Kometen auch noch einige eigene, beachtenswerthe Ideen vor. Nach ihm hat die, in der Sonnennähe erfolgende große Verflüchtigung der Kome-

kenmaterie, welche er dem Verdunstungsprozesse auf Erden vergleicht, die Folge, den in dieser Nähe zu häufig frei werdenden Wärmestoff latent zu machen. Bedenkt man in der That die Zustandsextreme, welche für die allermeisten Kometen durch ihre eben so übermäßige Annäherung zur Sonne (im Perihelium), als durch die gleich ungeheure Entfernung von diesem Quell des Lichts und der Wärme*) (im Aphelium) eintreten müssen, so scheint die Bildung des Schweifes in jenem ersteren Stadium, gleichwie die Wiederverdichtung der entwickelten Dünste bei der Annäherung zum andern, nur nothwendige Lebensbedingungen der Existenz der Kometen zu sein. Unter einem ähnlichen Gesichtspunkte stellt auch Bode die Sache dar, und ich muß den Leser empfehlen, sie gerade auch nur unter demselben für sich weiter zu betrachten. Man kommt dem Grunde der Einrichtungen in der Schöpfung gewiß immer am nächsten, wenn man sie teleologisch prüft.

Ferner macht Laplace darauf aufmerksam, daß die Kometen demgemäß nach mehrmaligem Durchgange durch das Perihelium und somit auch erfolgter mehrmaliger Schweifbildung, wobei doch immer ein Verlust an Kometenmaterie durch wenigstens theilweise Zerstreuung in den Aether des Himmelsraums angenommen werden könne, nothwendig auch an Masse verlieren müßten. Ich führe dies an, weil schon der große Kepler Aehnliches geäußert hat. Allein wir haben dagegen, nach Olbers, schon oben bemerkt, daß den Kometen eine Fähigkeit zur Wiederaufnahme von Weltstoff in den entfernterern Regionen ihres weiten Laufes beigemessen werden dürfe, so daß also dort eine Art von Wiederersatz für das durch den Verflüchtigungsprozeß in der Sonnennähe Eingebüßte geleistet würde. Diese Ansicht findet ihre Unterstützung im Schöpfungsplane selbst. Es muß angenommen werden, daß Maßregeln getroffen sein werden, um die regelmäßige Wiederauflösung eines schon in der Bildung begriffenen Weltkörpers zu verhindern; die Natur zeigt sich nicht so leichtsinnig in der Zerstörung ihrer eigenen Werke.

Schließlich komme ich zu einer genaueren Bestimmung der Zahl der Kometen unseres Systems, auf welche Veranlassung ich auch noch Einiges über ihre Größe anmerken werde.

Jene Zahl anlangend, so giebt schon der ältere, um die Theorie dieser Himmelskörper hochverdiente Astronom Lambert dieselbe aus allgemeinen Gründen sehr hoch und zu vielen Tausenden an. Die neuere Astronomie hat aber noch einen andern Weg entdeckt, um durch Rechnung zu einer viel genaueren Bestimmung zu gelangen. — Aus unmittelbarer Beobachtung folgt nämlich, daß wenn man die Perihelien der bisher entdeckten Kometen auf die Ebene der Ekliptik projicirt, zwanzig dieser Perihelien innerhalb der Merkursbahn um die Sonne fallen, die Zahl solcher Perihelien aber bis zur Venusbahn hin schon auf siebzig steigt. Nun verhalten sich jene beiden Zahlen 20 und 70 gegen einander wie die Quadrate der Halbmesser der Merkur- und Venusbahn, woraus man schließen darf, daß die Zahl der Kometenperihelien (und die der Kometen selbst) für jede Entfernung von der Sonne im Verhältnisse des Quadrats dieser Entfernung wächst. Uranus, der vermeinte Gränzplanet unseres Systems, steht aber bekanntlich von der Sonne 28 mal weiter als Venus ab; und wenn es also zwischen Venus

*) Die große Axe der Bahn des Halley'schen Kometen z. B. ist, in runder Zahl, 36 Halbmesser der Erdbahn (zu 20 Millionen Meilen) lang; davon kommen auf die Sonnenferne 35½ und auf die Sonnennähe ½. Dieser Komet kommt der Sonne also bis auf 10 Millionen Meilen nahe, und entfernt sich dagegen von ihr bis auf 710 Millionen Meilen; er ist ihr also im Perihelium 71 mal näher als im Aphelium.

und Sonne schon 70 Kometen giebt, so muß diese Zahl, nach dem angeführten Gesetze, bis zum Uranus auf 28^2 mal 70, d. h. auf 784. 70 = 54880 steigen. Wie ungeheuer diese Zahl aber auch schon ist, so erscheint sie doch noch viel zu klein, wenn man bedenkt, daß es einmal zwischen Sonne und Venus gewiß viel mehr als nur die wirklich beobachteten 70 Kometen giebt, und daß ferner Uranus gar nicht als die Gränze der Perihelienspähre der Kometen betrachtet werden darf. Was bedeutet dagegen das Häuflein unserer 11 Haupt- und 18 Nebenplaneten! Und muß nicht zugleich schon a priori angenommen werden, daß der Zusammenstoß der Planeten und Kometen bei der Bahnordnung als unzulässig oder unmerklich bezeichnet sei, da er sich sonst, der ungeheuern Kometenzahl wegen, aller Wahrscheinlichkeit nach, sehr häufig ereignen und längst die Zerstörung des Systems herbeigeführt haben müßte. Dieses Argument erscheint mir schlagend gegen die Kometenfurcht; wäre sie gegründet, so müßte schon längst eine Katastrophe, wenn auch nicht unmittelbar für den Planeten Erde, doch für das System überhaupt eingetreten sein, wovon die Rückwirkung für uns nicht hätte ausbleiben können.

Was endlich die Größe der Kometen betrifft, so ist sie nicht weniger staunenswürdig, als die Zahl dieser Gestirne. Der Kopf des Kometen von 1811, um bei diesem einzigen Beispiele stehen zu bleiben, bildete einen Körper, in welchem viele Tausende solcher Kugeln wie unsere Erdkugel Platz gehabt hätten, und sein Schweif erstreckte sich auf Millionen von Meilen. — Nach diesen Angaben über Zahl und Größe der Kometen wird es aber sehr wahrscheinlich, daß unsere stolze Einbildung, als seien wir und unsere Planeten die Hauptsachen im Systeme, als eine bloße Illusion betrachtet werden muß, und daß die Kometen vielmehr eine Rolle von bei weitem größerer Wichtigkeit in demselben spielen. Welche aber? Die sind freilich bei dem heutigen Zustande unsers Wissens noch tiefe Geheimnisse, und ich wage bei dieser gänzlichen Unzulänglichkeit desselben gar nicht, den Lesern die reizenden Vermuthungen weiter vorzutragen, die namentlich Lambert und Bode über die Bewohntheit der Kometen durch sehr begünstigte Wesen hegen.

Auswanderung nach der östlichen und westlichen Erde.

(Beschluß.)

Vielweiberei ist noch immer ein hervorstechender Familienzug der Neuseeländer. Darwin hatte einen Häuptling, der ihm als Führer nach Waimio diente, welcher einige Zeit zuvor eine seiner Frauen und einen Sklaven mit eigener Hand aufgehängt hatte, weil sie in vertraulicher Verbindung lebten. Als einer der Missionare ihn deshalb zur Rede stellte, schien er ganz erstaunt, und erwiederte: „Er habe geglaubt, man mache es in England eben so.“ Der bereits erwähnte Schongi war gerade in England, als die Geschichte der Königin Karoline im Parlament verhandelt wurde. Schongi tadelte den ganzen Verlauf der Sache, und bemerkte ganz kalt: „Er habe fünf Weiber, würde aber zuvor allen den Kopf abschneiden, ehe er sich von einer einzigen so plagen ließe.“

Gesetze scheinen unter diesen Menschen nicht eingeführt zu sein. Gewisse Handlungen werden als recht oder unrecht betrachtet, und durch eigenes Vergeltungsrecht belohnt oder bestraft. Ein einziger Vorfall, der zur Rechtssache mehrerer Stämme geworden, hat vor mehreren Jahren stattgefunden und großes Aufsehen gemacht. Der brittische Resident, Hr. Busby, wurde bei Nacht von einem Häuptling und einigen seiner Gehülfen angegriffen, in der Absicht, zu plündern. Er leistete Widerstand, und wurde leicht verwundet, aber es

gelang ihm mit Hülfe seiner Dienerschaft die Angreifer in die Flucht zu treiben. Bald darauf wurden die Thäter entdeckt, und die Häuptlinge zusammenberufen, um diesen Gegenstand zu berathen. Zwei Dinge erschienen den Neuseeländern höchst strafwürdig, nämlich der Anfall bei Nacht, noch mehr aber der Umstand, daß Madame Busby gerade krank im Hause gelegen habe. Es wurde daher einstimmig beschlossen, dem Thäter seine ganze Habe zum Vortheile des Königs von England einzuziehen und ihn der öffentlichen Verachtung preiszugeben. — Die treffenden Bemerkungen, welche man von diesen Menschen hört, geben Veranlassung zu vielfältigem Nachdenken. Ein alter Mann, indem er sich an den Seefahrer Fitzroy wandte, trug die Frage vor: „Wie denn das Christenthum mit dem Pulverhandel und den siebenläufigen Flinten sich vertrage?“ Die Sklaven, welche ehemals im Kriege gemacht und verzehrt wurden, werden jetzt zum Landbau angehalten oder zur Arbeit verdungen. Alle Freigebornen führen den Namen Rangatira.

Man kann sagen, daß der größte Theil der nördlichen Insel unter dem Einflusse der englischen Missionare steht, und gegen 40 Häuptlinge mit ihren Stämmen auf dem Wege sind, ihren gesellschaftlichen Zustand zu verbessern. Die landwirthschaftlichen Einrichtungen dieser Religionsboten haben besonders auf die Eingebornen gewirkt, und in allen Richtungen werden jetzt Kartoffeln und Mais gezogen. Im Allgemeinen scheinen diese Menschen gutmüthig zu sein, sind aber schnellen Aufwallungen unterworfen, wovon die Ursache in ihrem kriegerischen Geiste zu suchen ist. Durch den Ankauf einiger Grundstücke, welche die Missionare um eine Kleinigkeit erworben haben, werden sie von den verschiedenen Stämmen in Schutz genommen, weil jeder Erwerb bei einem oder dem andern Stamme den Schutz desselben auf den Käufer überträgt. Es ist übrigens Thatsache, und die Missionare haben es selbst gesagt, daß die Eingebornen zu jeder Zeit sie beschützt haben, und längst von dem englischen und amerikanischen Gesindel erschlagen worden wären, welches die Wallfischfänger ans Land werfen. Dazu kommen noch von Zeit zu Zeit Ueberläufer aus dem neuen Verbrechergehege der Britten auf der Norfolk-Insel, die sich alle in Kororarika, dem bevölkertsten Orte in der Nähe der Nordküste, vereinigen und alle Laster unter den Eingebornen verbreiten. Der neue Resident Hobson ist ermächtigt, diesem Unfuge zu steuern, und wie es den Anschein hat, wird künftig ein Kriegsschiff in den dortigen Gewässern kreuzen.

Die Zopfrevolte zu Mailand. *)

Murat und die Mamelucken.

Als die kleine unter Joachims Befehlen stehende Schaar hinter einer Gruppe Palmenbäume hervorzog, erblickte sie von der Höhe Elkhakas in der Ferne eine bewegliche Staubwolke.

„Das sind Mamelucken!“ sagte Murat zu den ihn begleitenden Offizieren, und instinctmäßig die Hand nach dem Säbel führend, rief er den Soldaten zu: „Achtung!“ —

Es war auch in der That ein dreitausend Mann starkes Kavalleriekorps, das zu Ibrahim's Armee stoßen sollte. Diese Mamelucken wurden von dem Vezir Aybu-Bey, genannt Abuseff (der Vater des Säbels) angeführt, und Murat hatte nur sechshundert Pferde. „Kinder, sagte er, seine Soldaten anredend, heute müssen wir sterben, denn wir können nicht hoffen, uns gegen eine so große Truppenmenge zu vertheidigen, wir wollen aber

*) Auszug aus: Nouveaux souvenirs intimes du temps de l'empire, par Emile Marco de St. Hilaire, l'un des rédacteurs du siècle. 2 Vols. Paris, 1840 chez Dumont. — Nach den: „Miscellen aus der neuesten ausländischen Literatur, von Dr. Friedrich Bran.“

wenigstens deren so viele tödten, als wir können. Trab — aufgeschlossen! Es lebe die Republik!« »Es lebe die Republik, Tod den gestickten Weiberröcken!« brüllten sowohl die Führer, als die Dragoner, indem sie über ihren Köpfen mit dem Säbel ein Rad schlugen.

Die Türken hatten aber auch bald erschaut, wie gering die Zahl der Tapfern, die ihren Marsch zu beeinträchtigen gesonnen schienen; sie nahmen die Herausforderung an, schwenkten, und bald hatten die dreitausend Mamelucken Joachim's sechshundert Reiter umzingelt. Dieser jedoch rief voll Vertrauen auf sein Kriegsglück, und auf jene stürmische Tapferkeit, die schon oft Wunder gethan, im höchsten Enthusiasmus den Säbel schwingend:

»Kinder, diese Leute wollen unsern Zug hemmen! Sie sind müde des Fliehens, laßt uns nicht des Sieges müde werden! Vorwärts!« Durch diese Worte begeistert, greift die kleine Schaar wüthend an; die Masse, die im Anfange, wie die Meereswellen einen einsamen Felsen, sie umgab, beginnt nun auch den Angriff, sich auf sie einstürzend, und ein blutiger Kampf erfolgt. Es war ein furchtbar prächtiges Schauspiel, diese Hand voll Franzosen mit gesenktem Haupt, auf eine Armee einstürzen zu sehen, deren Reiter wegen ihres Muthes und ihrer Geschicklichkeit im ganzen Orient so berühmt waren. Die türkischen Banner mit den fliegenden Haaren stießen im Handgemenge mit dem alten gallischen Hahn der republikanischen Fahne zusammen; die Turbane deckten neben den Kolpacks und Helmen der Franzosen den Boden; die gekrümmten Damascener Klingen zerbrachen an den flachen Säbeln unserer Kavallerie, und die Pauken von Konstantinopel fielen den normannischen, auf Pferden aus Limousin reitenden Dragonern als Beute zu. Diese wunderbaren Kontraste, diese blutigen Zusammenstellungen erweckten selbst in den wenigst poetisch gestimmten Seelen unserer Soldaten blutige und zugleich erhabene Gedanken, zum Nutzen der Freiheit und des Ruhms.

Murat, von seinem kriegerischen Muthe hingerissen, hatte sich gleich beim ersten Angriff wie ein Löwe in den dichtesten Kampf gestürzt; seiner unvergleichlichen Geschicklichkeit, seinem ruhigen Blick, seiner unbezähmbaren Tapferkeit gelang es jedoch nicht so schnell, als er es wünschte, die Zahl der Feinde zu mindern. Diejenigen der Mameluken, die ihn schon einmal kämpfen gesehen, wagten kaum sich ihm entgegenzustellen, und sich mit einem Manne zu messen, den sie in ihren abergläubischen Fictionen mit El-Mohdy (dem Engel der Zerstörung) verglichen, denn Murat ertheilte rings um sich her den Tod, ohne selbst von demselben erreicht zu werden. Plötzlich erhebt sich mitten im heftigsten Gefecht eine Stimme, die ihm zuruft: »Mein General, nehmt Euch in Acht.« Joachim wendet sich und sieht Aybu-Bey's Damascener über sein Haupt geschwungen; in weniger Zeit als zum Niederschreiben dieser Begebenheit gehört, nimmt er den Zaum des Pferdes zwischen die Zähne, beugt sich auf den Sattel herab, läßt die Pistole, die er aus dem Halfter gezogen, von der linken Hand in die rechte gleiten, und sendet den Vater des Säbels mit einer Kugel vor die Stirn todt in die Arme der Seinigen zurück.

Bei diesem Anblick will ein alter Scheik, dessen grauer Bart und mit Narben bezeichnetes Antlitz von Erfahrung und Tapferkeit zeugen, den Zauber brechen, der den französischen General zu umgeben scheint. Er sammelt die tapfersten Reiter um sich her, und benutzt einen Augenblick, wo Murat von seinen Dragonern isolirt ist, um mit dem drei Mal wiederholten Schrei Allah! auf ihn einzustürzen. Joachim ist zwar verwundet, aber nicht erschrocken, und tödtet mit einem ein-

zigen Säbelhieb den Sheik, der schon den Zaum seines Pferdes gepackt hatte. Sogleich sind zwanzig Säbel gegen ihn gezückt, und er wäre ohne Zweifel der Mehrzahl erlegen, als ein Dragoner oder vielmehr ein Dämon, derselbe, der ihm schon einmal durch seine Warnung das Leben gerettet, herbeistürzt, indem er mit einer Stentorstimme ausruft: „Pyramidensacrament, Joquin! — Tatareau ist da!“ Sogleich ändert sich die Lage der Dinge, denn dieser Dragoner ist mit unvergleichlicher Kraft und Geschwindigkeit begabt, er verwundet mit Stich und Hieb zugleich, rechts haut er eine Faust ab, links spaltet er ein Haupt, er tödtet und stößt Alles nieder, was ihm vorkommt, und so gelingt es ihm, seinen General frei zu machen; die Verwirrung im türkischen Heere wird vollständig, und nach dreiviertelstündigem Gemetzel fliehen sämmtliche Mamelucken der Wüste zu.

Die Franzosen machten eine reiche Beute, da Aybu-Bey seine Schätze und Frauen mit sich führte. Die Dragoner schlugen auf dem Schlachtfeld selbst die ottomanischen Zelte auf, und Joachim bezog den reichen Pavillon des von seiner Hand getödteten Vezirs.

Bonaparte hatte jedoch in der Voraussetzung, daß Murat von überlegenen Kräften angegriffen sein könnte, seinen Adjudanten Lavalette mit einer Brigade und zwei Kanonen abgeschickt. Als dieser aber bei Elkhakas anlangte, war schon Alles vorbei, und Murat sagte ihm lächelnd: „Meiner Treu, Du kommst uns gerade recht, um uns bei Bewachung der Gefangenen behülflich zu sein.“

Ein prächtiger egyptischer Abend beschloß diesen schönen Tag, und die Sonne hüllte sich majestätisch in Purpurwolken, während unzählige Sterne im Westen blinkten. Man kann sich denken, daß die Dragoner den Sieg gehörig feierten; der duftende Tabak des Vezirs ging aus den mit goldenen Perlen gestickten Beuteln von Seidenstoff in die fettigen Ledersäcke der Soldaten über, und mit der Rosenessenz wuschen sie sich, nachdem sie die Cristallfloschen zerschlagen, und parfümirten sich vom Kopf bis zu den Füßen. Alle Frauen des Vezirs wurden auf Befehl Murat's gleich bei ihrer Ankunft in ein hermetisch verschlossenes Zelt gebracht, welches zur größern Sicherheit mit doppelten Wachen umstellt ward, um die Soldaten fern zu halten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Außerordentliche Vaterlandsliebe.

An einem Tage, an dem der Kaiser Franz in seiner Residenzstadt Wien jedem Unterthan, der ihm eine Bitte vorzutragen hatte, Audienz gab, kam auch ein betagter Bauer in die kaiserliche Burg. Da er aber nicht schon zuvor war aufgeschrieben worden, ließ man ihn unbeachtet und er mußte warten, bis Alle bereits Audienz erhalten hatten. Endlich sagte der Kammerherr zu ihm: „Was wollt denn ihr, guter Alter?“ — Möcht' gern mit'm Kaiser reden,“ war die Antwort. — „Habt ihr eine Bittschrift?“ fragte der Kammerherr. — Und der Bauer sagte: „Brauch kain.“ — Der Kammerherr erwiederte: „Aber mein lieber Mann, es ist der allerhöchste Befehl, Niemand vorzulassen, der nicht vorläufig aufgeschrieben ist, und seine Bittschrift mitbringt!“ — „Das mag,“ sagte der Bauer, „die Wiener angehn, uns Landleuten ist davon nichts verkündt worden. Sei der Herr nur so gut, und meld mi der Herr an.“ — Der Kammerherr that es, und der Bauer wurde sogleich vorgelassen. Als er vor den Kaiser trat, sagte er: „Gelobt sei Jesus Christus! I hab' g'hört, daß die Franzosen die ganze Welt d'runter und d'rüber wolln kehren, und daß Eure Majestät Alles aus dem aigna Beutel b'streiten wollten und kain Kriegssteuer verlangen, aber doch annehmen, wenn man frei-

willi ani giebt; so hab' mir halt denkt, wir Bauern auf'm Land hab'n a mittelmäßiges Jahr g'habt, jetzt a guti Winterfrucht, daß also a kan übels Jahrl einerschaut; hab' also a biß'l was z'samgsucht, und hab's Eurer Majestät einmal bringa wolln." — Nun langte er einen ledernen Beutel hervor und leerte ihn auf den Tisch aus. Es waren lauter Goldstücke, die eine Summe von tausend Gulden ausmachten. Der Kaiser verwunderte sich und sprach: „Lieber Alter, das ist ja zu viel; Ihr werdet Euch wehe thun." — Der Bauer: „Dann hät' i's nit g'bracht." — Der Kaiser: „Nun, das freut mich, um so mehr, daß auf dem Lande solche Liebe zum Vaterlande herrscht. Nicht nur danke ich Euch dafür, sondern ich versichre Euch auch, daß dieses Geld zweckmäßig soll verwendet werden. Habt ihr eine Schrift, damit ich euern Namen in den Zeitungen bekannt machen lasse?" — Der Bauer: „Das mag i nit." — Der Kaiser: „Ihr denkt edel. Aber die öffentliche Bekanntmachung macht Euch und Eurer Familie Ehre, giebt ein gutes Beispiel, und —" Der Bauer: „Das Alles will i nit." — Der Kaiser: „Aber mir werdet Ihr doch Euren Namen nicht verhehlen?" — Der Bauer: „Ich sag' ihn nit." — Der Kaiser; „Doch Euer Dorf, wo Ihr seyd?" — Der Bauer: „A nit. Jetzt sag' i globt sei Jesus Christus; und wenn mir Gott 's Leben schenkt, und wir san g'sund, so komm' i auf's Jahr schon wieder." — Der Kaiser befahl sogleich zwei Hofbedienten, dem Bauer nachzugehen, und auf kluge Weise darauf zu kommen, wie er heiße, oder wenigstens, aus welchem Dorfe er wäre. Sie ließen den Landmann nicht aus den Augen, und folgten ihm bis über die Hälfte des Kohlmarktes, während sie sich verabredeten, wie sie ihn überlisten könnten. Nun schlug einer von ihnen eilends einen solchen Weg ein, daß er dem Bauer entgegen kam und stellte sich an, als kenne er ihn. „Guten Tag, lieber Vater," sagte er, „was macht Ihr denn hier? Wie geht es zu Hause?" Der Hofbediente schlug sich jetzt an die Stirn, indem er sagte: „Schau, schau, so fällt mir in diesem Augenblicke Euer Name nicht ein, wenn ich mich gleich auf den Kopf stellte. O, saget mir ihn doch!" — „Der Bauer aber antwortete: „Den kann i dem Herrn nit sagen; denn 's hat mi erst der Kaiser drum g'fragt, und i hab ihm's a nit g'sagt." — Der andere Hofbediente wollte dem Bauer bis zu seiner Heimath nachgehen. Der Bauer aber sah sich öfters um; und da er den Nachgehenden bemerkte, blieb er stehen und sprach: „Guter Freund, i bin a Baur, i brauch' also kain, der mir nachtritt. Will mir der Herr aber justament an Bedienten machen, so sag i dem Herrn, daß's ihm zu Fuß z'viel wird." — Er reichte dem Hofbedienten noch eine Prise Taback, und sagte im Fortgehen: Nix für ungut!"

Seid demüthig!

Der Jude nennt sein Volk das erste,
Das Gott sich selber auserwählt,
Der Türke bloß den Islam'sjünger
Zur Schaar der wahren Gläub'gen zählt.
Katholische Christen stolz behaupten:
Nur ihre Kirche selig macht.
Der evangelische Schwärmer dünket
Mit Gnade sich allein bedacht.
Der Heide nur, wie roh, er malet
Sich aus der Seligkeiten Bild,
Berühmt sich nie, daß hier und dorten
Vor Andern er als selig gilt.
Drum, eh' ihr nun zu euerm Glauben
Bekehret den Heiden, lernt zugleich:
Daß Demuth, jene schöne Tugend,
Der Schmuck sei in des Glaubens Reich.

Amalie Oktrich.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.", und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshof.

Die

SCHNELL-POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 38 des Bürger-Freundes für 1840.

Sonntag, den 10. Mai.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

In Wien kam ein junger Mann in eine Restauration, und ließ sich's wohl schmecken. Nachdem er seinen Appetit gestillt, zog er aus seiner Brieftasche einen Hundertguldenschein und bezahlte die Rechnung. Der Wirth nahm den Schein in Empfang, und gab dem Gaste das übrige Geld heraus. Ein zweiter Herr im blauen Fracke, der gleichfalls gespeist hatte, sprach so eben mit dem Wirthe, als dieser das Papier wechselte. Er besah sich dasselbe und fragte dann den erstern Gast, ob er nicht noch einige solcher Scheine bei sich habe, da er gern einige einzuwechseln wünsche. „O ja," erwiederte der Gefragte, langte abermals seine Brieftasche hervor, und die Wechselung ging vor sich. Dadurch wurden die beiden Gäste vertrauter mit einander. Sie verließen gemeinschaftlich das Kaffeehaus, und wanderten einige Straßen zusammen. Da blieb der Herr im blauen Fracke plötzlich stehen, und sagte zu seinem Begleiter: „Ich wohne hierselbst, es würde mir und den Meinigen angenehm sein, wenn Sie uns durch Ihren Besuch beehren wollten. Kommen Sie, und wir trinken ein Fläschchen ächten Nierensteiner mit einander!" Der Andere nahm das Erbieten an. Man trat in das Haus, stieg die Treppe empor und gelangte in einen geräumigen Saal. Der erstaunte Begleiter befand sich auf dem — Polizeibüreau. „Ich muß Sie ersuchen," begann jetzt der Herr im blauen Fracke, „mir zu sagen, wo Sie die Banknoten herbekommen haben, wenn sie sind falsch." Der Gefragte erblaßte, und wollte sich durchaus zu keiner Antwort verstehen. „Wissen Sie," fuhr der Polizeimann fort, „daß, wenn Sie sich nicht hinsichtlich dieser Papiere legitimiren, Sie unfehlbar gehangen werden?" Der Banknoteninhaber gerieth immer mehr in Bestürzung, und gestand endlich, die Brieftasche mit den falschen Papieren einem Herrn im Leopoldstädtschen Theater gestohlen zu haben. „Würden Sie den Eigenthümer der Brieftasche wieder erkennen?" — „Unbezweifelt, zumal da er seinen bestimmten Platz im Theater hat." — „Wohlan! so gehen wir heute zusammen in's Theater, und Sie thun, was ich Ihnen befehlen werde." Am Abend standen die Zwei pünktlich hinter dem Eigenthümer der Brieftasche. Der Entwender ließ dieselbe leise auf den Boden gleiten, hob sie dann auf, und fragte die Umstehenden, ob Jemand dieses Portefeuille verloren habe. Der Eigenthümer wendete sich auch mit um, erkennt seine Brieftasche, und reklamirt sie als die seinige, indem er gleich seinen herzlichsten Dank dem ehrlichen Finder abstattet. Dieser bittet sich jedoch, bevor er sie zurückgiebt, die Kennzeichen aus. Der Eigenthümer nennt ein Porträt und eine Schneiderrechnung. Beim Herausgehen aus dem Schauspielhause wird der Brieftaschen-Herr von der Polizei in Beschlag genommen, und es ergiebt sich, daß er auf seinem Gute eine ganze Banknotenfabrik errichtet hat. Der Andere kommt als Dieb auf ein Jahr ins Zuchthaus. Als er seine Strafzeit überstanden hat, meldet er sich bei einem Rechtsgelehrten als Schreiber. Dieser erkundigte sich näher, und erfährt das Schicksal Desjenigen, der ihm seine Dienste angeboten hat. „Wohlan" spricht er endlich, nachdem er aufmerksam zugehört hat, „wenn sich Alles so verhält, wie Ihr mir da erzählt, so ist Euch geholfen. Ich selbst werde Eure Sache führen." Und dem war so. Der Schreiber erhielt 20,000 Gulden aus der Staatskasse ausgezahlt. Denn es heißt ausdrücklich in den Gesetzen: Wer behülflich ist, daß ein Banknotenverfälscher entdeckt und zur Strafe gezogen wird, erhält eine Belohnung von 20,000 Gulden. — So schickt sich's manchmal in der Welt.

Ein Korrespondent aus München bemerkt: „Ein drolliges Beispiel, wie sehr heut zu Tage der Luxus und die Ausartung der dienenden Klasse überhand nimmt, ergab sich wieder bei dem jüngsten Dienstwechsel, indem eine Hausmagd mit einer Kommode von Kirschbaumholz und einem großen Kleiderschrank in ihren neuen Dienst einzog. Die Zahl der sich nach der Residenzstadt sehnenden und drängenden Dienstboten ist außerordentlich."

Der letzte Dominikaner Preußens lebte bis in den Februar dieses Jahres hinein in Thorn und hieß Johannes (als Mönch Albertus). Er starb da im 100sten Jahre. So wäre denn nun der letzte Rest dieses mittelalterlichen Lebenszweiges in Preußen zu Grabe getragen; man könnte eine tragische Novelle daraus machen.

Das Gutachten der Aerzte über die Hellseherin Höhne in Dresden geht dahin, daß sie zwar keine Betrügerin, aber doch nicht frei von Täuschung und Eitelkeit sei.

Aus Frankfurt schreibt man: Am 13ten d. M. ist die Taunuseisenbahn von hier bis Mainz und Wiesbaden zum ersten Male befahren und förmlich eröffnet worden. Zugleich, an demselben Tage, trat die neue Einrichtung der Omnibus, welche nun mit den Droschken rivalisiren werden, in's Leben. Diese Omnibus befördern die Reisenden aus den Gasthöfen nach dem Bahnhof und umgekehrt, und nehmen unterwegs Alle mit, welche solches begehren. Von dem Einflusse der Eisenbahn und dessen, was sich unmittelbar an dieselbe reiht, auf die Vermehrung und Belebung des Verkehrs in unserer Stadt und deren Umgegend läßt sich schwerlich zu viel hoffen, und würden die noch immer hohen Fahrpreise ermäßigt, so müßte der Vortheil der neuen Communication erst recht hervortreten. — Der bevorstehende Sommer wird für

uns ein sehr genußreicher werden. Nur wenige Minuten bedarf es, um u s aute portas des romantischen Taunus, nur wenige Viertelstunden, um uns in's paradiesische Rheingau, nach Wiesbaden, auf den Johannisberg, auf die Platte zu versetzen. Das wird an schönen Sonntagen ein lustiges Wandern geben, und die Häuser und Straßen unserer Stadt werden verödet sein; mancher harte Thaler wird sein hiesiges Bürgerrecht aufgeben und sich auf den benachbarten Gebieten von Nassau und Darmstadt niederlassen, freilich auch dort nur auf kurze Zeit, denn nichts ist unbeständiger, als das runde Geld. So fleißig der Frankfurter während der Wochentage seinen Geschäften obliegt, so eifrig geht er an Sonn- und Feiertagen seinem Vergnügen nach, und hiezu fehlt es nicht an Gelegenheit, da unsere Stadt nach allen Weltgegenden hin von einem Kranze von Lustorten und Wirthshäusern umschlossen ist, die ihre lockenden Empfehlungen in allen Anzeigeblättern dutzendweise zur Schau stellen und von dem bescheidenen Glase Aepfelwein bis zum perlenden Champagner, von dem ländlichen Butterbrod bis zur städtischen Gänseleberpastete den verschiedenen Bedürfnissen von Reich und Arm entgegenkommen. Sehr bezeichnend sagt ein hier bekanntes Distichon:

„In die lebt sich's behaglich und frob, glückseliges Frankfurt!
Deine Bürger sind frei, deine Bewirthung ist gut."

Aus Frankreich.

Bis jetzt hat man im südlichen Frankreich drei Substanzen angewendet, die unmittelbar die Vegetation der Futterkräuter und Hülsenfrüchte befördern, Asche, Ruß und Gyps, allein ihre Seltenheit und Kostspieligkeit haben eine allgemeinere Anwendung verhindert. Jetzt ist man auf eine Substanz gekommen, deren Transport leichter und minder kostspielig ist, nämlich Schwefelsäure, die tausendfach verdünnt, die Vegetation der Futterpflanzen aus der Familie der Leguminosen ungemein befördert. Mit einem Litre Schwefelsäure, der, in größerer Menge angekauft, anderthalb Franken kostet, kann man einen halben Hectar besprengen, während man, um nur einige Wirkung auf dieselbe Fläche hervorzubringen, drei Centner Gyps nöthig hätte, der etwa dritthalb Franken der Centner kostet. Die Besprengung mit diesem säuerlichen Wasser ist ganz leicht, und kann bei trockenem und regnichtem Wetter mit gleichem Erfolge vorgenommen werden.

Aus England.

Ein englisches Blatt stellt den Taglohn in mehrern Ländern folgendermoßen zusammen: In Bengalen beträgt er zwei Pence täglich, oder ein wenig Reis, in Irland sechs Pence, oder genug, um mit Kartoffeln das Leben zu fristen, in England ungefähr zwei Schilling, oder so viel, als hinreichend ist, um Brod, Gemüse und etwas Speck zu bezahlen; in den Vereinigten Staaten vier Schilling, wofür man Brod, Fleisch, Bier, Branntwein und noch mehreres Andere kaufen kann.

In England giebts auch eine große Partei, welche es Unrecht finden, daß England einen Krieg mit China anfangen will, weil dieses kein Opium-Gift kaufen und einlassen will. Vor einigen Tagen wurde in einer großen Versammlung in London beschlossen, es sei unchristlich und bedauerlich, England in einen Krieg mit 350 Mill. Chinesen zu versetzen, weil drittische Unterthanen gesetzwidrig Opium in China eingeführt haben, und der Kaiser von China habe das Opium mit Recht confiscirt. Dieser Beschluß solle ins Chinesische übersetzt und dem Kaiser überschickt werden, damit er sehe, die Christen [illegible] alle das Unrecht.

Aus den Vereinigten Staaten.

Man lies't im Courrier des Etats-Unis: [illegible] dat aus Baltimore hielt im Innern eines Theaters [illegible] Im Augenblick, wo der Schauspieler in der Rolle des Othello's die Desdemona tödten will, zielt der Soldat und zerschmettert ihm den Arm. Der ganze Saal auf und schreit: Mörder!" „Ihr seid alle [illegible] men, sagte ihnen der Soldat, indem er ganz ruhig [illegible] Flinte wieder lud; ihr ließet diesen verdammten [illegible] da ungestört mach.". Man wird aber nicht sagen, daß, als ich Wache stand, eine weiße Frau von [illegible] chen Elenden erdrosselt wurde."

Mosaik.

Die drolligen, sonderbaren, ja, oft halb wahnsinnigen Launen mancher Engländer sind bekannt, [illegible] sprüchwörtlich geworden, und die launischen, [illegible] gen, spleensüchtigen Insulaner sorgen dafür, daß [illegible] innerung daran von Zeit zu Zeit recht bedeutend [illegible] und aufgefrischt werde. Der Eine reist, um [illegible] Sammlung von Fluß- und Quellwassern anzulegen; [illegible] hat in Flaschen Donau- und Tajo-, Nil- und [illegible] Maranhon- und Newa-Wasser. Aus den [illegible] Rheins und Ohio hat er geschöpft, und prunkt [illegible] wenig mit dem chimären Werthe seines Besitzes. Der Zweite hat eine Sammlung von Strichen [illegible] sen, mit denen berüchtigte Verbrecher gehängt [illegible] Der Dritte besitzt Erde von all-n Schlachtfeldern [illegible] on's, und so fort haben sich Andere noch andere [illegible] wundersamerer Curiositäten zu rühmen. [illegible] reis'e vergangenes Jahr eigens nach Pisa, weil [illegible] nahm, daß der schiefe Thurm daselbst bei Mondlicht [illegible] eigenthümlich sich ausnehme. Abends bei Sonnenuntergang [illegible] kam sie an, und fuhr Morgens wieder ab nach [illegible] Sie Murrey besuchte auf dieselbe Art den [illegible] Aetna. Master Harlington liebt nur die [illegible] Alles an ihm ist grün. Er gleicht einem Mondkalb [illegible] denen Laubfrosche. Und um von tausend und [illegible] send Fällen solcher drittischen Eigenheiten noch [illegible] erzählen, so sei bemerkt, daß ein reicher Londoner [illegible] im vergangenen Jahre starb und seinem Neffen [illegible] terlassene ungeheure Vermögen nur unter der [illegible] testamentarisch vermachte, daß dieser sich, so lange [illegible] im Munde habe, alljährlich an seinem Geburtstage [illegible] davon ausreißen lasse. Er wollte dadurch bewirken, [illegible] der Neffe noch nach langen Jahren an diesem [illegible] Onkels mit ungeheucheltem Schmerz gedenke.

Als der bekannte Arzt Andreas Rüdiger [illegible] Theologie studirte, zur Medicin jedoch weit [illegible] gung fühlte, gestand er dies einst dem berühmten [illegible] sius, mit dem Bemerken, wie ihn nur der [illegible] stand, daß sein lateinisirter Name Andreas [illegible] im Anagramm die Worte: „rus doi aratum [illegible] (würdig, den Acker Gottes zu pflügen) enthalte, [illegible] als ein göttlicher Wink vom Umsatteln. [illegible] „Ei, wenn es nur daran liegt", berubigte ihn [illegible] „so satteln Sie in Gottes Namen um, denn [illegible] heißt ja auch der Gottesacker, und der wird [illegible] nur erst Arzt sind, durch Ihre Bemühungen [illegible] tüchtig umgegraben werden."

A. Daves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nr. [illegible]

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 38.

Bremen, Sonntag den 10. May 1840.

Gestorben:

Nro. 456. Den 6. May, Sophia Cathar. Klostermann, 16½ Jahr; gr. Johannisstraße Nro. 5.

— 457. Den 6. — Des verst. Arb. Joh. Heinr. Garves Wittwe, geb. Reiners, 48 Jahr; Wiechers-Gang Nro. 9.

— 458. Den 6. — Der Schuhmachermeister Carl Wilh. Diedr. Dodt, 39 Jahr; hinterm Osterthorswall Nro. 30.

— 459. Den 7. — Des Cigarrenmachers Joh. Heinr. Bohne Tochter, 1 Stunde; Georgs-Hof Nro. 11.

Nro. 460. Den 8. May. Des Schneidermeisters Heinrich Zacharias Stallmann Sohn, 2½ Jahr; Balgebrückstraße Nro 6.

— 461. Den 8. — Des Joh. Hinr. Busch Ehef., geb. Bremer, 74 Jahr; Armenhaus.

— 462. Den 8. — Des Arb. Aug. Friedr. Mau Tochter, 5 Jahr; Kupferschlägers-Gang Nro. 11.

— 463. Den 9. — Des Waarenmäklers Heinr. Wilh. Wessels Tochter, 13 Jahr; Sr. Wilhady.

Geburten:

Nro. 563. Den 4. May. Des Arb. Detlev Hinr. Heeschen Ehefr., geb. Höper, Bremermanns-Gang Nro. 4; von einem Mädchen.

— 564. Den 5. — Des Jürgen Christian Brede Ehefr., geb. Krohne, Heerdenthorssteinweg Nr. 27; von einem Knaben.

— 565. Den 5. — Des Arb. Joh. Glode Ehefr., geb. Eggers, Müllers-Hof Nro. 4; von einem Mädchen.

— 566. Den 6. — Des Kaufmanns Herm. Heinrich Sengstack Ehefr., geb. Stockmeyer, Contrescarpe Nro. 2 I; von einem Knaben.

— 567. Den 7. — Des Uhrmachers Johann Georg Meyer Ehefr., geb. Schlodtmann, Herrlichkeit Nro. 1; von einem Knaben.

Nro. 568. Den 7. May. Des Küpergesellen Friedr. Adolph Koch Ehefrau, geb. Voigt, Neuenstraße Nro. 23; von einem Knaben.

— 569. Den 7. — Des Cigarrenmachers Joh. Heinr. Bohm Ehefr., geb. Willmanns, Georgs-Hof Nro. 11; von einem Mädchen.

— 570. Den 8. — Des Lohndieners August Wilhelm Zierenberg Ehef., geb. Bashagen, Knochenhauerstraße Nro. 9; von einem Mädchen.

— 571. Den 8. — Des Arb Ernst Carl Nelle Ehefr., geb. Grube, Neuen-Gang Nr. 7; v. e. K.

— 572. Den 8. — Ein Mädchen — Buntenthorssteinweg Nro. 240.

— 573. Den 9. — Des Tischlers Joh. von Bremen Ehefr., geb. Ulrichs, Großenstraße Nr. 36; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 212. Der Schenkwirth Jobst Ernst Heinr. Dormann hies. und Elisabeth Denis aus Wildeshausen.

— 213. Der Schneidermeister Joh. Hermann Friedrich Bamann zu Rothenburg und Charlotte Margar. Knauer zu Delmenhorst.

— 214. Der Polizeydiener Joh. Friedr. Wilh. Schrader, gen. Pape, hies. und Margaretha Kämna aus Horn.

— 215. Der Arb. Heinr. Katenkamp hies. u. Elisab. Meyer aus Oberneuland.

— 216. Der Kistenmacher Diedr. Heinr. Winter hies. und Gebke Margrete Heye aus Varel.

— 217. Der Cigarrenmacher Joh. Friedr. Heinr. Pennigroth am Buntenthorssteinwege und Anna Rosenhagen, daselbst.

Nro. 218. Der Höker Anton Friedr. Gottlieb Brand hies. und Anne Catharine Marie Lübbering aus Delmenhorst.

— 219. Der Portier August Werner Pleuß und Betha Schröder hieselbst.

— 220. Der Küpergesell Joh. Heinrich Martens und Anna Maria Turnau hieselbst.

— 221. Der Küpergesell Joh. Nicolaus Hottenroth am Gröplingerdeich und Luise Meyer aus Barnstorff.

— 222. Der Arb. Friedr. Christoph Achmus hies. und Gesche Lerbs aus Morsum.

— 223. Der Cigarrenmacher Heinrich Ludwig Menze hieselbst und Charlotte Dorette Bachaus aus Loccum.

— 224. Der Arb. Gerhard Albert Meinke und Catharina Elisabeth Juncker hieselbst.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 39.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 14. May 1840.

Zweifle nicht! — Im Kampfe mit dem Bösen
Hebt das Gute sich in höher Kraft,
Muß sich mühsam aus den Banden lösen
Wie die Keime aus der Schaale Haft.

* Ermuthigung.

Wenn auf des Nordens kaltem Meere
Empört die wilden Wellen ziehn,
Und schwarzgefärbte Wolkenheere
Vor Sturmes Macht vorüberfliehn,
Wenn mit dem eisgesäumten Flügel
Der kalte Nord herüberstreicht,
Verwüstung bringt auf Feld und Hügel
Und jeder Sonnenstrahl entweicht.

Und wenn, von allem Glück verlassen,
Der Arme bittre Thränen weint,
Kann sich der schwache Mensch nicht fassen,
Weil Hülfe ihm verloren scheint;
Dann stehet trostlos, lebensmüde
Der Tiefbetrübte um sich her,
Hat er nicht im Gewissen Friede,
Ach! dann verzagt im Unglück er.

Nicht muthlos soll der Mensch verzagen,
Nein, er muß kämpfen in Gefahr,
Mit Klugheit alle Kräfte wagen
Und Gott vertrauen immerdar. —
Nur vorwärts, nimmermehr zurücke
Geht die Natur, ob's sinkt, ob's steigt,
So daß im wechselnden Geschicke
Das Schlechte doch dem Guten weicht. —

Und, wann du keine Hülfe siehest,
Dein redlich Streben dir mißlingt,
Wenn du dich auch vergebens mühest,
Wenn Andern, was dir fehlt, gelingt,
Dann wisse standhaft zu entbehren
Was dir das Schicksal nicht verheißt,
Nur guten Namen halt' in Ehren,
Er sei dir Schatz, den nichts entreißt!

Die Zopfrevolte zu Mailand.

(Fortsetzung.)

Joachim wollte, ehe er der nach heißem Kampfe ihm so nöthigen Ruhe pflegte, erst noch den Dra-

goner sehen, der ihm das Leben gerettet, um ihm seine Dankbarkeit zu beweisen. Einer seiner Adjudanten ward nach demselben ausgeschickt, und nicht ohne Mühe gelang es ihm, in eine Gruppe Soldaten einzudringen, die nach orientalischer Weise auf einem reichen persischen Teppich Platz genommen hatten. Sie waren eben damit beschäftigt, das himmlische Confect und den Orangenblüthenkuchen, die sie in Kisten von Cedernholz gefunden, zu verzehren. Zuweilen würzten sie diese köstlichen Leckerbissen mit Kartoffelbranntwein, dem einzigen Getränke, das man ihnen bei ihrem Aufbruch mitgegeben hatte; sie tranken dasselbe aus Bechern von Japanischem Porzellain, und jauchzten dazu: »Es lebe die Republik!« Trotz der Gegenwart eines Offiziers aus dem Generalstabe rührte sich keiner der Soldaten vom Platze. »Wer von Euch, fragte der Adjudant mit lauter Stimme, hat heute Morgen unsern General aus der ihn umringenden Mameluckenschaar befreit?« Niemand antwortete. »Ich frage, wiederholte er mit ärgerlichem Ton, welcher von den Dragonern?« — »Nun Pyramidensacrement — ich war es ja!« — unterbrach ihn ein Dragoner, der wie die andern Kameraden ruhig seinen französischen Taback aus einer kristallenen Tschibucka mit einem türkischen verzierten Ambrarohr rauchte; »ist denn dabei etwas Uebels?« fügte er hinzu, indem er den Kopf in die Höhe warf, um eine dichte schwarze Rauchwolke von sich zu blasen. — »Ha! Du bist es also? — Nun so komm mit mir nach dem Zelt des Generals, er will dich sprechen.«

Der Dragoner erhob sich langsam, nachdem er mit seinem Fuße die neben ihm stehende Tschibucka fortgestoßen hatte, und folgte dem Adjudanten, indem er seinen Helm auf das rechte Ohr drückte.

Dieser Soldat war ein kleiner untersetzter Mann, dessen Alter man nicht genau bestimmen konnte, da die langen, an beiden Wangen herabhängenden Zöpfe und der schwarze, in langen Locken gekräuselte Bart ihm auf den ersten Blick ein wunderliches, abstoßendes Ansehen verliehen. Bei näherem Betrachten hätte man sich aber von seiner ausdrucksvollen Physiognomie überzeugen können. Seine großen blauen Augen hatten Kinderblicke, und wenn er den Mund öffnete, strahlten zwei Zähnereihen hervor, deren Weiße eine Operntänzerin hätte beneiden können. Trotz der kleinen Gestalt war er sehr verhältnißmäßig gebaut; das etwas Verlegene und Unbestimmte in Haltung und Bewegungen hätte man leicht für linkisch halten können. Es entstand jedoch nur aus dem Mißtrauen in sich selbst und aus der respectvollen Schüchternheit, die, trotz seines Löwenmuths, ihn zuweilen befiel. Unterwegs verbreitete er einen so starken Duft von Rosenessenz um sich her, daß ein sich mit ihm im geschlossenen Raum Befindender daran hätte sterben können. Murat beachtete aber alles dieses nicht; und als er den Dragoner in sein Zelt treten sah, eilte er auf ihn zu und umarmte ihn zweimal mit vieler Rührung, die auch redlich getheilt wurde. Nachdem die innere Aufregung sich ein wenig gelegt, sagte Murat: »Ja, mein Alter, Du hast mich zweimal diesen Morgen aus schlechten Händeln gezogen; ich verdanke Dir das Leben, und werde es Dir nie vergessen.« Dann drückte er die Hand, die er in der seinen hielt und fügte hinzu: »Du bist ein Held!« — »Ich bin ein Dragoner, mein General,« antwortete der Soldat, indem er mit der Hand an den Helm griff. »Aus welchem Lande bist Du? Wie heißt Du? — Ich heiße Tatareau. Pyramidensacrement! aber Sie kennen mich ja, General! fügte er beinahe gekränkt hinzu, wir sind ja Landsleute. Ich bin von Frontenien Gourdon gebürtig, im Departement von Lot, ein herrliches Land!« Und er seufzte tief. »Wie?

rief Joachim lebhaft, wärest Du der Sohn Tatareau's, des Schulmeisters auf dem Maulbeerplatz, dem ich sonst so oft das Strafinstrument versteckte? — Nein, mein General, ich bin sein Neffe. Mein Vater war Severin Tatareau, der Schuhmacher; er hatte sein Haus am äußersten Ende des Kirchenplatzes, rechts — Sie wissen schon? — »Meiner Seele, ob ich mich dessen erinnere: sagte Murat mit einer schnellen Bewegung; da war es ja, wo wir so oft Kegel spielten, anstatt in die Schule zu gehen.« Tatareau führte abermals die Hand an den Helm und sagte: »Sehr wohl, mein General.« — »Nun! sagte Joachim, der gerührt von diesen Erinnerungen die Arme von Neuem dem Dragoner entgegenbreitete, bin ich denn nicht mehr Dein alter Kamerad Joquin, wie Du mich sonst zu nennen pflegtest? — So umarme mich doch noch einmal!« Und abermals schlossen Soldat und General sich in die Arme und hielten sich lange umfaßt, und nun begann Murat ihn mit Fragen zu überhäufen. »Und Dein Vater, der gute Mann? Wie geht es ihm? Und Deine Mutter, die uns so gutes Gebäck von Gänsefett machte? Und Deine Schwester? Ach, Deine Schwester, die war sehr hübsch mit ihrem blauen Sammtkäppchen und ihren langen schwarzen Haaren, die, wie die Deinen, in Zöpfen geflochten waren. — Mein Vater ist todt, sagte traurig Tatareau, und meine Mutter ist sehr alt; meine Schwester hat aber die Mutter nicht verlassen, und diese hat sich sehr betrübt, daß ich mich anwerben ließ. Sie wohnt noch immer rechts von der Kirche, auf dem Platz. — Wo, fiel Murat schnell ein, wo, als zwischen Dir und den Kindern der Madame La Barthe, die so treulos und bösartig waren, wie die Piemonteser, ein Streit entstand, ich Dir zu Hülfe eilte. Ich war nicht immer der Schwächste, nicht wahr? — O! das wollte ich meinen! sagte der Dragoner, indem er eine Thräne von seinem Bart wischte, die Andern waren aber Händelsucher. Sehen Sie, General, es war gerade, wie heute, wo ich auch schrie: Muth, Joquin! Da ist Tatareau, Pyramidensacrement! — Und jetzt habe ich Sie auch vertheidigt. Ich habe nicht mehr und nicht weniger für Sie gethan, als Sie für mich. Als ich Sie in der Sauce stecken sah, sagte ich zu mir selbst: Da ist Joquin (verzeihen Sie, General, die alte Gewohnheit); da ist Joquin, der wieder einmal allein mit diesen schwarzbraunen Teufeln anbinden will; und es wäre ihm auch schlecht bekommen, wenn ich nicht meinem kurzohrigen Thiere, der Jeannette, die Sporen tüchtig in die Seite gesetzt hätte. — Das für Dich, Mamuschi, von mir! — Und Pyramidensacrement!... Nun, Sie wissen ja das Uebrige, mein General, ich habe Ihnen wieder bezahlt, was Sie mir geliehen. —

»Ja, ich weiß das Uebrige, sagte Murat gerührt; ich muß Dir aber Vorwürfe machen: warum hast Du als Dragoner des dritten unter meinem Befehle stehenden Regiments gar keinen Schritt gethan, um Dich Deinem alten Spielkameraden zu erkennen zu geben und ihn um Avancement zu bitten? Das war unrecht von Dir, Tatareau; und wenn Deine Mutter und Deine Schwester das wüßten, würden sie gewiß nicht mit Dir zufrieden sein.« — »Verzeihen Sie, General, aber sehen Sie, ich weiß recht gut, wozu ich tauge. Ich verstehe wohl, mit dem Säbel einzuhauen, aber ich habe mich nie auf Theorieen verstanden; und wenn Sie um Avancement einkommen für Einen, der keine jener weichen Birnen von Gelehrten ist, die die gemalten Hieroglyphen auf den Pyramiden auswendig lernen; Pyramidensacrement! der General-en-Chef würde es nicht zugeben, der kennt nur die unabänderliche Ordre seiner Republik.« — »Bah! sagte Mu-

rat, das Haupt stolz in die Höhe richtend, ich bin, wie Du, auch nur Soldat gewesen; warum solltest Du nicht, wie ich, auch General werden können?« — »Warum? Warum? — Noch einmal, mein General, ich bin mir nicht die Anlagen dazu bewußt; mein ganzer Ehrgeiz geht nur auf den Quartiermeister hinaus, und man wird auch wohl nächstens mich zu dieser Stelle ernennen, wenn ich nicht (hierbei griff er sich mit der Hand an den Hals), — denn ich schlage tüchtig zu, und meine kurzohrige Jeannette tritt gut auf... Mein Oberst hat mir jedoch gesagt, daß bei der ersten Beförderung zu Unteroffiziersstellen ich wohl die Krebsscheeren davontragen könnte.« — »Nun, von heute an ernenne ich Dich zum Quartiermeister, und der General-en-Chef wird gewiß diese Ernennung bestätigen, wenn ich ihm von der Tapferkeit, die Du heute gezeigt, berichten werde, und später, wenn Du Offizier sein wirst, nehme ich Dich zu mir, und Du wirst mir von Onkel, Vaterland und Schwester erzählen — ja, Josephine muß jetzt ein hübsches, großes Mädchen sein.« — »Sehr groß und schön, mein General; eine wahre Kathedrale von einer Frau, sagte der Dragoner, indem er sich mit einigem Selbstgefühl in die Höhe richtete; sie ist ganz mein Ebenbild... Ach, wenn Sie sie sehen sollten, sie würde auf Sie einen wunderlichen Eindruck machen mit ihrem kirschrothen Rocke. Ihre Taille könnte man in Ihre Säbelscheide stecken, und dabei hat sie funkelnde Augen und so kleine weiße Hände, und keine Husarentasche ist so schwarz, wie ihr Haar. Seit der Friedensrichter von Gourdon sich in sie verliebt hat, geht's mit der Gerechtigkeit die Kreuz und die Queer. Die Josephine ist ein so gutes Mädchen! Sie hat mir versprochen, sich nicht zu verheirathen, um unsere alte Mutter nicht zu verlassen, und ich habe ihr dagegen versprochen, auch niemals eine Frau zu nehmen; ich werde jungfräulich und Märtyr bleiben mein ganzes Leben, ja, Pyramidenfaçonment!« Joachim konnte sich des Lächelns nicht enthalten. »Was Tausend! Du willst also ein Tugenddragoner werden?« *) — »Ein Tugenddragoner?« wiederholte der Soldat erstaunt. »Meine Treu, General, so ein Ding kenne ich nicht. Ich habe doch alle Dragoner der Armee gesehen, aber von diesem Regimente habe ich nie gehört. Das hat auch nichts zu sagen; die einzige Stelle, die mir angenehm wäre, ist die eines Adjudanten bei Ihnen, und diese kann ein armer Dorfteufel wie ich, nicht versehen. Ich werde also Dragoner bleiben, und mit dieser Uniform kommt man überall durch, und der Helm läßt sich mit Ehren tragen, da man keine weitere Verantwortlichkeit dabei hat.« — »Wohl, mein Freund, Du handelst und denkst wie ein guter Dragoner. Je mehr ich Dich ansehe, desto mehr bemerk ich, welcher hübsche Soldat Du bist. Wer zum Teufel! hätte Dich aber auch nach zehn Jahren mit den Flechten und dem ungeheuern Schnurrbart wieder erkennen sollen? Und mit dem langen Zopf auf dem Rücken, der, beiläufig gesagt, nicht ganz nach der Vorschrift ist, denn er ist zu tief unten gebunden.« — »Mein Zopf! sagte Tatareau mit einer Regung von Stolz, mein Zopf hat sich nichts vorzuwerfen, er hat mir das Leben gerettet, denn als heute Morgen bei unserm Krummsäbelspiel einer der verteufelten Spaßmacher, der einen halben Mond auf seiner Musselinmütze trug, mich mit einem Streiche seines lümmelhaften Gartenmessers begrüßte, würde dieser gewiß nicht so leicht an meinem Nacken herabgeglitten sein, wenn mein Zopf nicht gerade mit dem Schweife meines Pfer-

*) Murat spielt mit dem Worte Dragon (Drache und Dragoner) de Vertu, und der arme Dragoner bemerkt ihm verwundert, daß er alle Dragoner-Regimenter, aber das de Vertu nicht kenne. A. d. U.

mek, der auch nicht zu verachten ist, verschlungen gewesen wärr. Ohne diesen Zopf würde Ihr gehorsamer Diener und Joquin (verzeihen Sie die alte Gewohnheit, mein General) in das Reich der Maulwürfe hinabgestiegen sein. Pyramidensacrement! Und mein Zopf kann sich rühmen, dem General-en-Chef und der Republik einen bedeutenden Dienst geleistet zu haben, weßhalb ich denselben auch ebenso wenig, als meinen Augapfel verkürzen werde.« — »Behalte Deinen Zopf, so wie er ist, mein tapferer Freund,« antwortete Murat dem Dragoner, der schon über den Gedanken, daß man ihm eine solche Verkürzung zumuthen könne, ganz heftig geworden war. Ich finde nichts so schön, als den schönen Haarwuchs des Mannes, und werde gewiß Dich dessen nicht berauben wollen. Nimm aber hier diese Kleinigkeit, sagte er, indem er aus der Tasche eine prächtige Uhr, die ihm vor zwei Jahren der Herzog von Modena geschenkt hatte, hervorzog. Mit der ersten Gelegenheit wirst Du sie nach Deiner Rückkehr nach Frankreich Deiner Mutter als ein Andenken von mir schicken, und immer, wenn wir nicht allzu fern von einander sind, suche Deinen Landsmann, Deinen alten Schulkameraden, Deinen General auf; Du sollst vor dem Ende der Campagne noch Capitän sein, das will ich. Denke daran und mache Dich dieses ehrenvollen Grades würdig. Jetzt kehre zu Deiner Schwadron zurück, denn es ist spät, und ich muß noch, ehe ich mich niederlege, den Bericht an den General-en Chef abschicken. Adieu, Tatareau, Adieu, mein Alter!« — »Mein General,« versetzte Tatareau im ernsten Tone, »ich verspreche Ihnen gerade nicht, Sie oft in Ihrem Zelte oder resp. Wohnung aufzusuchen; aber wir werden uns gewiß mehr als einmal in der Schlacht begegnen, und Tatareau wird nie seinen alten Freund Joquin aus den Augen verlieren, nie seinen hochverehrten General,« fügte er hinzu, indem er die Hand an den Helm legte.

Murat reichte ihm die Hand, die der Dragoner heftig drückte; dann entfernte er sich, indem er die Arme lebhaft bewegte und zwischen den Zähnen murmelte: »Sie sollten nur wieder kommen, diese Räuber, diese Mamuschi; ich möchte diese sclavischen, gestickten Röcke nur wiedersehen; ihrer sechs vor meine Klinge, Pyramidensacrement!«

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein seltsamer Prozeß aus Cuba.

Gegen Ende vorigen Jahrs kam in Cuba eine so seltsame Streitsache vor Gericht, daß sie die Aufmerksamkeit des gesammten Publicums auf sich zog. Eine Frau verklagte nämlich ihren Mann, daß er sie durch angebliche Briefe ihres verstorbenen Mannes zu einer Heirath bewogen und gewissermaßen gezwungen habe, und daß sie deßhalb und wegen der Mißhandlung, die sie von ihm erfahren, von ihm geschieden sein wolle. In Cuba glaubt fast Jedermann, daß die Todten zu gewissen Zeiten die Gräber verlassen, um im Mondlicht auf den Savannen zu tanzen. Den Leuten beweisen wollen, daß dies nicht wahr sei, hieße mit dem Kopf gegen die Mauer rennen. Die Ursachen der großen Leichtgläubigkeit liegen in der Art, wie die Bevölkerung zusammengesetzt ist. Sie beträgt etwa 900,000 — eine Zahl, die man nur dann bedeutend finden kann, wenn man sie mit der Bevölkerung des übrigen Amerika's vergleicht. Hier besteht der vierte Theil der Bewohner aus Weißen und nur ein Drittheil aus Sklaven; der Rest, also fünf Zwölftel, sind eingeborne Indianer oder freie Farbige, die sich zur Feldarbeit neben den Sklaven vermiethen. Eine Folge dieser Mischung ist, daß in Cuba zwischen Weißen und Farbigen, zwischen Freien und

Sklaven keine so scharfe Scheidungslinie gezogen ist, wie in den andern Colonien; aber eine Folge dieses Contacts unter den verschiedenen Classen ist auch, daß die im Allgemeinen wenig unterrichteten Weißen einen Theil der abergläubischen Meinungen der Indianer und Neger angenommen haben. Als Mexico und Peru sich unabhängig erklärten, wanderten viele Menschen, die durch engere Bande an das Mutterland geknüpft waren, aus diesen Ländern aus, aber gewöhnt an die tropische Sonne, gingen sie nach Cuba; viele brachten ihre Reichthümer dahin, aber auch ihre Unwissenheit und ihren groben Aberglauben. Doch zum Prozeß.

Eine der schönsten Frauen Havana's war Tecla Yacupi; man sagte, sie habe caraibisches und selbst Negerblut in den Adern, aber sie war darum nicht minder schön, und da ihre Eltern ihr einiges Vermögen hinterlassen hatten, so heirathete sie bald einen gewissen Jose Basquez, der in der Nähe der Stadt eine kleine Besitzung hatte. Diese Ehe war sehr glücklich, nach zwei Jahren aber wurde Jose Basquez durch das gelbe Fieber weggerafft, und ließ Tecla als Wittwe ohne Kinder und im Besitz eines artigen Vermögens zurück. Basquez, der bis zum letzten Augenblick seiner Frau die zärtlichste Liebe gezeigt hatte, verlangte mit den zwei Ringen, die er von ihr erhalten, begraben zu werden; der eine war ein einfacher Goldring, auf dem ihr Name stand, der andere ein Carneol, auf welchem eine von einem Pfeil durchschossene Taube eingegraben war. Mit letzterem hatte er gewöhnlich seine Briefe gesiegelt. Tecla vollzog gewissenhaft seinen Willen, ließ ihm ein schönes Grabmal errichten, und gelobte sich, untröstlich zu sein, ein Gelübde, das aber gewöhnlich nur die häßlichen, die alten und die mittellosen Wittwen halten, und unserer Wittwe, die weder häßlich, noch arm, noch alt war, fehlte es nicht an Trösten. (Schluß f.)

Journalistisches.

Der Eremit enthält folgende beherzigungswerthe Worte:

Es ist in der That nichts schmerzlicher, als sich dahin gebracht zu sehen, sich seines Standes schämen zu müssen. Dies bittere Gefühl ist uns in neuester Zeit schon mehrfach geworden und wir gestehen offen, daß wir oft voll Schmerz die Augen niedergeschlagen haben, wenn wir die Gestalten und das Benehmen derer sahen, die sich in neuerer Zeit als Collegen zeigten, denn beim Himmel! es giebt keine Objectivität, keine Gemeinheit und Bubenhaftigkeit, die nicht seit einigen Jahren daher im deutschen Journalismus auftauchten. Darf es unter solchen Verhältnissen aber wundern, wenn der Journalismus täglich mehr in der Achtung des Volkes sinkt, wenn die Regierungen sich ihm feindlich zeigen und Jeder, der irgend kann, sich von ihm und seinen Bestrebungen zurückzieht? Gerade der Journalismus ist es, welcher am mehrsten dazu beitragen könnte, den Sinn für Recht und Ehre im Volke zu heben; gerade die Tagesliteratur ist es, welche das beste und schnellste Mittel zur Würdigung so mancher streitenden Interessen, zur Ausgleichung so mancher betrübender Dissonanzen in unserm öffentlichen und Volksleben gewähren könnte. Wie ist es aber möglich, daß der Mann der Journale geachtet werden kann, wenn sich die Spalten der Blätter nur mit den gemeinsten Invectiven, nur mit den elendesten Klatschereien, dem fadesten Geträtsche füllen? wenn man fort und fort nur auf das jammervolle Streben einer elenden Witzhascherei stößt; wenn überall die Tendenzen der Gemeinheit hervorleuchten, wenn man nichts erblickt, als den weiten, schmutzigen Tummelplatz einer Heerde ungezogener Personen, die sich, wie die Buben auf der Gasse, mit Koth bewerfen und mit den gemeinsten Schimpfreden begrüßen. Wahr-

lich, ein solcher Zustand kann nur den gediegensten Ekel erwecken und wir gestehen offen, daß wir schon vielmals den recht innigen Wunsch gehegt haben, möchte es uns vergönnt sein, all diesen Cohú des Schmutzes nie mehr anschauen zu dürfen. — Wie kann man wohl erwarten, daß die Regierung und das Volk sich jemals geneigt zeigen werden, den Bann zu lösen, unter dem die Journalistik Deutschland's schmachtet? wie kann man erwarten, da eine Emancipation aus der Knechtschaft der Censur zu erleben, wo unter der Zuchtruthe der Censur schon so Gemeines und Widerwärtiges geschieht? Ja, wenn man einen großen Theil unserer Journale betrachtet, muß man mit Schmerz denen Recht geben, die sagen: Ihr seid nicht reif zur Freiheit. — Wir Deutsche nennen uns eine besonnene, verständige Nation, wir blicken oft ziemlich hochnasig auf unsre westlichen Nachbarn herab, aber wo stellt je die freie Presse Frankreich's oder England's Beispiele von solchen Ungezogenheiten auf, von solchen Gemeinheiten und Erbärmlichkeiten, wie wir sie fast täglich in deutschen Blättern zu lesen bekommen? Besonders schmerzlich auffallend ist aber bei diesen Betrachtungen noch, daß solch ein heilloses, nichtswürdiges Treiben in censirten Blättern stattfinden kann, und wer übelwollend wäre, könnte dadurch, daß dies stattfindet, leicht einmal auf den Gedanken kommen, es liege dieser Sache die Absichtlichkeit zum Grunde, auf diese Art durch die Unvernunft und Gemeinheit einzelner Journalisten dem Journalismus im Ganzen in den Augen der Nation den Hals zu brechen, und in den rechtlichen Gemüthern des Volkes, das vermöge seiner Stellung nicht befähigt ist, die Wahrheit zu messen, den Gedanken an die Wohlthätigkeit und den Segen einer freien Presse zu ersticken. Möchten diese Worte, die wir hier nicht blos im eigenen Interesse sprachen, nicht völlig vorüber gehen! möchten sie Anklang finden bei denen, die sich unsre Collegen nennen, möchten sie Berücksichtigung erhalten bei den Behörden, in deren Händen die Bewahrung der National-Ehre und des allgemeinen Wohles liegt: möchten sie besonders zu dem Herzen und dem Verstande der Redactionen der einzelnen Blätter dringen, die bei nur einigem guten Willen hierin außerordentlich viel schon dadurch leisten können, daß sie ihre Spalten nicht dem elenden Geträtsche und den gehässigen Angriffen jedes literarischen Pflastertreters, öffnen, und vor allen Dingen nicht selbst unter einander aus elender Eifersucht und kleinlichem Neide sich zu Tummelplätzen von Gemeinheiten jeder Art hingeben. Es giebt, Gott sei Dank, noch einige Blätter in Deutschland, deren Leiter auf Anstand in ihren Mittheilungen halten und deren Streben dahin geht, in ihren Tendenzkreisen nützlich und ehrenwerth zu wirken. Sie können viel in ihren Kreisen thun, wenn sie nur ernstlich wollen; von ihnen aus kann das Mehrste und der Sache Angemessenste zur Besserung dieser tief gesunkenen Verhältnisse geschehen. — Möchten sie besonders das hier Gesagte beherzigen! Dies ist der Wunsch, mit welchem wir diesen kleinen Aufsatz schließen wollen.

---

* Ein Groten.

Die Inschrift auf unserer in diesem Jahre geprägten Scheidemünze: **1 GROTEN** hat zu verschiedenen mißbilligenden Bemerkungen Anlaß gegeben. — Es sind nemlich nicht wenige Stimmen laut geworden, welche die Schreibart: **1 GROTE** als die richtige bezeichnen wollen. Allein, schon der Sprachgebrauch des täglichen Lebens sollte uns von der Irrigkeit dieser Ansicht überzeugen, denn Niemand spricht bei uns von einem Grote. — Daß aber der für die neue Münze gewählte

Ausdruck auch grammaticalisch der richtigere ist, zeigt ein Blick in das Bremisch-niedersächsische Wörterbuch, Bremen 1767. I. Theil, Seite 550 unter dem Worte: Grote, wo dasselbe als eine Abkürzung „von (der vor Zeiten üblichen Redens-„art:) een groten Swaren zum Unterschied „der kleinern oder geringern kupfernen Schwaren, „deren 5 einen Groten machen," bezeichnet und ferner gesagt wird: „Mit der Zeit hat man der Kürze wegen nur Groten gesagt." Die alten dort angeführten Redensarten: „Se (eine treue Magd) scholl erem Heren een Groten to'n Daler maken" und: „He scholl sik um enen halven Groten den Finger afbiten" stimmen mit dieser Erklärung des Worts überein.

Nach dem Sprachgebrauche und der Ableitung des Worts scheint also die Schreibart: 1 Groten, nemlich: Schwaren, und: 6 Grote, nemlich: Schwaren, die entschieden richtige zu sein. —

* Das Zeitalter fällt, die Ehe hebt sich.

Den Dichtern zufolge war das Zeitalter anfangs golden, ging in Silber über, veränderte sich in ehern, darauf in Eisen, von diesem ins papierne, worin wir gegenwärtig leben.

Wie lange dieses dauern wird, vermag wohl nur ein Prophet aus der goldenen Zeit zu sagen und da diese heim gegangen sind, so bleibt es für die jetzt Lebenden ein Räthsel.

So wie das Zeitalter gefallen ist, steigt die Ehe. Ihr Anfang ist ehern, nach fünfundzwanzig Jahren wird sie silbern, nach funfzig Jahren golden, nach sechzig Jahren diamanten. Um die Vergleichung zu vollenden, kann man füglich die Geburt papieren nennen, indem durch Papier das Dasein des Menschen erwiesen werden muß. — Durch die Confirmation tritt der Mensch in die eiserne Zeit. Er muß sich nun selbst bestreben selbstständig zu werden. Ist er dieses, so beginnt er mit der ehernen Zeit, und dann folgt was wir oben gesagt haben.

* Droschken.

Die Einführung dieser Fuhrwerke war für Bremen zeitgemäß und mit Vergnügen bemerken wir schon in den ersten Tagen eine rege Benutzung derselben. Es steht zu erwarten daß der Unternehmer seine Rechnung finden und das Publicum an Bequemlichkeit gewinnen werde. Zugleich aber ist zu wünschen, diese Einrichtung möge auch in der Art überwacht werden, daß keine Thiergallerei daraus entspringt. Für ein Pferd ist die Last in den bestimmten Tagesstunden zu stark, wenn das Fuhrwerk oft und auf dem unebnen Steinpflaster benutzt wird.

Ein Beobachter.

* Glosse.

Was ist unter Kirchenland zu verstehen? Ist es Land welches der Kirche gehöret, oder Land worauf eine Kirche gebauet werden soll? Zum Bau einer katholischen Kirche wird auch ein Protestant welcher kein Kopfhänger ist, sein Scherflein beitragen, so wie ein rechtgläubiger Katholik, sein Scherflein zur Erbauung einer protestantischen Kirche nicht versagen wird.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.", und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Daves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domthor.

Die

SCHNELL-POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 39 des Bürger-Freundes für 1840.

Donnerstag, den 14. Mai.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Ein Beispiel seltener Großmuth und wohlthätigen Wirkens giebt neuerdings der Russische Graf Demidoff, dessen edler Sinn bei seinen Reichthümern sich überall bewährt. Der Graf beauftragte den Maler Gustav Nehrlich, einen tüchtigen Künstler, aus Thüringen gebürtig, in Hechingen domicilirend, nach München zu reisen, um ein großes Bild: „Das jüngste Gericht," zu vollenden. Nehrlich verlor im vorigen Sommer seine Frau, die ihm 5 Kinder, das älteste von acht Jahren, hinterließ. Er selbst ward vor wenigen Wochen, erst 34 Jahre alt, ein Opfer des Nervenfiebers. Da standen nun die armen Waisen an seinem Sarge, fremd, ohne Hülfe, ohne alles Vermögen! Niemand, als des Künstlers arme Schwester, war um sie bemüht. Aber der Herr, der am jüngsten Gerichte die Herzen lohnt, sandte in Graf Demidoff den Schutzengel; ein Name, der ihm gebührt — denn wo finden wir solch' schönen ehrenden Zug leicht wieder? Der Schwester wurde im Momente der höchsten Verzweiflung eine bedeutende Summe zur schnellsten Erleichterung übersendet, und der Graf verpflichtete sich, neben einem hinreichenden Jahrgehalte für die Ausbildung und Erziehung der Kinder bis zu deren vollen Versorgung und Selbsternährung bedacht zu sein, und die nöthigen Mittel zu gewähren. Das jüngste Kind ist kaum ein Jahr alt.

Ein berühmter, bei einer Deutschen Hof-Bühne ersten Ranges angestellter Schauspieler hat den Plan, den „Vicar of Wakefield" als Oper zu bearbeiten; besondere Wirkung verspricht er sich von einem Recitativ, in dem der edle Pfarrer die verstockten Bewohner des Gefängnisses ermahnt, in das ihn sein Schicksal führt, und in einem Duett zwischen ihm und einem andern Geistlichen.

Die Negerin des Fürsten Pückler wird demnächst durch den Erzbischof von Wien getauft werden und einer hochgestellten Dame zu Ehren den Namen Célestine erhalten. Die Abyssinierin erscheint öfters zu Pferde im Prater und schon eröffnet sich ihr hier und da ein Salon, während sich die vornehme Gesellschaft früher nicht mit der Afrikanerin befassen mochte.

Die Ditmarsen, dieses tapfere Volk zwischen Elbe und Eider, dessen Ländchen für so viele tausend erschlagene Dänen Kirchhof geworden ist, waren einst den Feinden durch ihr Wasser furchtbar, jetzt ängstigen sie sich selbst mit dem Feuer. Es herrscht bei ihnen in Bezug auf Brandstiftungen, die leider in gegenwärtigem Augenblicke auch an der Mosel und anderswo an der Tagesordnung zu sein scheinen, die strafbarste Gewissenlosigkeit. Damit jeder Abgebrannte den erforderlichen Manifestationseid leisten konnte, so erzählt man sich, daß es herkömmlich war, seinen Nachbar auf sein Haus mit dem Bemerken aufmerksam zu machen, man wünsche neu zu bauen, und es wäre Einem angenehm, wenn es Gott gefiele einen Blitzstrahl auf das Haus zu schleudern. „Und wenn Gott Deinen Wunsch erfüllte, wann käme es wohl am Gelegensten?" erwiedert der errathende Nachbar. — „O, so Donnerstags Abend, um 8 Uhr." — Und Donnerstags Abend um 8 Uhr geht die Feuerglocke im Dorfe!!

Aus Frankreich.

In dem Museum zu Paris wurde dieser Tage ein junger Maler aus Gent der seit einiger Zeit sich täglich dort einfand, um Gemälde zu copiren, von dem Aufseher in dem Augenblick ertappt, wo er zwei der schönsten Bilder von Caspar Netcher von der Wand herab nahm und hinter seinen Carton stellte, ohne Zweifel, um sie mit fortzunehmen. Jedes dieser Gemälde ist 30,000 Frcs. werth.

In Paris brennt man jetzt die sogenannten Kickererbsen (pois chiches) wie Caffee, und giebt den Abguß den Podagra-Kranken mit Erfolg. Viele Aerzte bezeugen dies in den Blättern.

Im Cirque-Olympique, bemerkt ein Feuilletonist, werden die Figuranten in zwei Armeen eingetheilt, die siegende und die besiegte Armee. Die Partei der Sieger, „Napoleonische Krieger" genannt, bekommen für jeden Abend einen Franc Löhnung; die andere Partei, welche die unterworfenen Nationen repräsentirt und den Schimpf ohne Schande auf sich ladet, erhält 1 Fr. 25 Cent. Letztere 25 Cent dienen als Wundpflaster für die Unannehmlichkeiten einer Rolle, welche „für einen Franzosen stets drückend sein muß" und nebenbei auch mehr Püffe und Schläge als die Siegerrolle mit sich führt. Ja mitunter kommt es vor, berichtet unser Gewährsmann, „daß die Beduinen und Deutschen, die gewöhnlichen Märtyrer unserer Glorie, sich über den Applaus, welcher den Siegern nachschallt, so vergrillen, daß sie fester stehen, als die Verabredung gestattet; dann wird die Stellung der Frankenarmee sehr kritisch; das Spiel wird Ernst und die Schlacht wird hinter den Coulissen so mannhaft fortgesetzt, daß die Munizipalgarde Mühe hat, den Waffenstillstand durchzusetzen." — — Der Succes der Martyrs in der großen Oper wächst mit jeder neuen Vorstellung dieser Oper; am dritten und fünften Abende wurden jedesmal über 9000 Fr. eingenommen.

Der Voleur vom 20. April citirt aus dem Eco de Aragon Folgendes: Es befindet sich gegenwärtig zu Saragossa ein Mann von unglaublicher Stärke, den das Volk deshalb den neuen Simson nennt. Sein wirklicher Name ist Gregorio Adam. Er hebt unglaubliche Lasten, schlägt

ohne Mühe einen Ochsen mit einem Faustschlage nieder, und wirft alle Ringer, die sich mit ihm messen wollen, zu Boden. Sein Körper zeigt indeß nichts Besonderes, er ist eher klein als groß, und seine Arme und seine Beine zeugen von keiner besondern Stärke.

In der Sitzung der französischen Akademie vom 6. April wurde eine Mittheilung von Hrn. Delarive aus Genf vorgelesen über eine Methode metallische Gegenstände vermittelst der Voltaischen Säule zu vergolden; er war zu einigen merkwürdigen Resultaten gelangt, und die Methode soll sehr ökonomisch sein, indem er zur Vergoldung von zehn silbernen Theelöffeln eine Auflösung anwandte, die nur 800 Milligramme Gold enthielt.

In den Pariser „Annales des mines" widerfährt dem Opus: „Ranke auf der Berlin-Potsdamer Eisenbahn" die Ehre, unter den, im vorigen Jahre erschienenen „naturwissenschaftlichen" Werken mit aufgeführt zu werden. Insofern Ranke's Bestrebungen, die Literatur zu unterminiren, dadurch angedeutet werden sollen, ist gegen diese Zusammenstellung allerdings nichts einzuwenden.

Man lies't im Courier du Pas-de-Calais: St. Omer, den 22. April. Man weiß, daß der Tarif des Oktroi die Eingangsgebühr eines Spanferkels auf 50 C. festsetzt. Dieses gab vor einigen Tagen zu einem ziemlich spaßhaften Abentheuer Anlaß: Um dieser Gebühr von 50 C. zu entgehen, hatte ein Dorfbewohner seinem Spanferkel die Kleidungsstücke eines kleinen Kindes angezogen; nichts fehlte an dieser Toilette von dem Kamisol bis zur Mütze, so daß das kleine Thier das Ansehen eines sauber gekleideten Säuglings hatte. Die gute Bäuerin schickte sich an, in die Stadt zu gehen, indem sie das unschuldige Geschöpf zärtlich an ihren Busen drückte, als plötzlich ein besonderes Geschrei und ein verdächtiges Quacken die Aufmerksamkeit der Oktroibeamten rege machte; einer dieser Herren näherte sich, hob die Stülpe an der Kappe in die Höhe welche dem Säugling über die Augen hing und bebte vor Entsetzen zurück, als er ein Kind erblickte, dessen Gesicht auf eine so monstruöse Weise von dem menschlichen Antlitz abwich. Als die Bäuerin sah, daß ihre List vereitelt war, stimmte sie mit den umstehenden Personen in ein Lachen ein und entschuldigte sich höflichst, indem sie die Eingangsgebühr dieses Kindes neuer Art entrichtete, das vermuthlich Niemand mehr durch sein ungelegenes Geschrei verrathen wird.

Aus England.

Die Kosten für die Betreibung der streitigen Angelegenheiten über Herrn Wood's (des in der Stadt Gloucester verstorbenen ehemaligen Banquiers, eines steinreichen Mannes und wunderlichen Kauzes) Testament vor dem geheimen Rath (Staats-Ministerium) sind ungeheuer. Erst kürzlich votirte der Stadtrath von Gloucester 1000 Pfd. Sterl. (12,000 fl.) aus der Stadt-Casse für diesen Zweck. Die zwei von der Stadt aufgestellten vornehmsten Rechtsanwälte erfordern jeder 300 Pfd. Sterl. Honorar, nebst weitern 20 Pfd. Sterl. bei jedem Anlaß, wo sie in der Sache vor Gericht zu verhandeln haben.

Wie die Engländer bisweilen übersetzen, ersieht man z. B. aus einer, vor noch nicht gar langer Zeit erschienenen Uebertragung eines deutschen Werks, in welchem unter Anderem vom „alten Maler Schlendrian" die Rede ist — ein Terminus, den der gelehrte Uebersetzer geradeweg durch die Worte: „Der alte Maler Schlendrian" wiedergiebt. — Man sieht: es giebt im Uebersetzer-Leben Augenblicke, in welchen auch das Wörterbuch im Stich läßt.

Am 17. April fand man an dem nördlichen [illegible] der Kathedrale von Hereford in einer Tiefe von [illegible] zwei Steinsärge mit Skeletten. Das eine war [illegible] seidenen, mit Gold gestickten Rock gehüllt, hatte [illegible] an den Füßen, und auf dem Kopfe war noch ein [illegible] wohlerhaltener Haarwuchs. Das andere Skelett war [illegible] in ein Seidenkleid gehüllt, hatte eine Perrücke und [illegible] dem Kopf ein Kissen mit Federn. Man hat nicht die [illegible] ringste Anzeige, wer diese sicherlich vornehmen Personen gewesen sein können.

Am 14. April fand zu Crieff und Comrie in Perthshire ein Erdbeben statt. Die Bewegung ging von Westen nach Osten, starke donnerähnliche Detonationen waren vorangegangen. Zu Comrie war der Stoß ziemlich stark, und in der Nachbarschaft erklangen einige Kanonen. Den Tag vor dem Erdbeben hatte ein eisiger Nordostwind geweht, im Augenblick des Stoßes aber herrschte völlige Windstille.

Aus den Vereinigten Staaten.

Im Congreß zu Washington beantragte Hr. John Quincy Adams vor kurzem folgenden charakteristischen Beschluß: „Es ist beschlossen, daß der Kriegsminister angewiesen wird, diesem Hause die Naturgeschichte, die politische Geschichte und die Kriegsgeschichte des Elefanten vorzulegen, mit der Nachweisung, daß diese Kriegsbestie zu einem Bundesgenossen des tapfern Heeres der Vereinigten Staaten besonders geeignet ist, und mit speziellen Angaben über die Feinheit, womit seine Spürnase das Blut des Freien vom Blute des Sklaven, das Blut des bewaffneten Kriegers vom Blute der Weiber und Kinder, das Blut des Schwarzen vom Blute des Weißen und des Farbigen, das Blut des wilden Seminolen von dem Blute des frommen angelsächsischen Christen zu unterscheiden weiß. — Ferner eine Angabe über die Zahl der Bluthunde und deren Führer, die von der Bundesregierung oder der Obrigkeit in Florida aus der Insel Cuba eingeführt sind, so wie die Kosten dieser Einfuhr. Ferner, ob eine fernere Einfuhr dieses heldenmüthigen Stammes nach Maine beabsichtigt wird, um den möglichen Fall eines Streites über die nordöstliche Grenzfrage zu benutzen, oder blos um ein Beispiel zu liefern, was beim Eintritt eines Zwiespalts von unserm einstigen Gegner zu befolgen wäre. — Ob Maßregeln ergriffen sind, um die Verwendung dieser Hülfstruppen ausschließend für uns zu sichern, und ob für zweckmäßig erachtet wird, die Wohlthat des Pensionsgesetzes auf besagte Bluthunde und deren Nachkommenschaft zu erstrecken."

Mosaik.

Die zwei und dreißig Steine des Schachspiels bilden 1121 Quatuordezillionen Stellungen, eine Zahl, die man mit 88 Nullen schreibt. Um sich einen Begriff von der unendlichen Zahl dieser Gänge zu machen, denke man sich jeden Sandkern der Erde ebenfalls als einen Weltkörper von der Schöpfung mit einer ähnlichen Zahl von Menschen bevölkert, als deren die Erde hatte. Wenn alle diese Menschen seit 5590 Jahren nichts anders gethan hätten, als zu zwei und zwei Schach gespielt und in jeder Stunde eine Parthie beendigt, wären noch nicht alle möglichen Gänge erschöpft worden.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 39.

Bremen, Donnerstag den 14. May 1840.

Gestorben:

Nro. 464. Den 25. October 1839 starb auf der Reise von Bremen nach Laguyra, der Matrose des Schiffs „Charlotte & Louise", Joh. Staake, 18 Jahr; von hier gebürtig.

— 465. Den 8. May. Des vst. Kaufmanns Otto Gottlieb Vogeler Tochter, 2 Jahr; Knochenhauerstraße Nro. 27.

— 466. Den 9. — Des verst. Polizeidieners Johann Sauber Wittwe, geb. Hoppe, 50 Jahr; von Bremen-Gang Nro. 5 (Neustadt).

— 467. Den 9. — Der Lichtzieher Johann Nicolaus Parizot, 69 Jahr; Armenhaus.

— 468. Den 10. — Der Cigarrenmacher Heinr. Christ. Sauerland, 37 Jahr; Lammers-Hof Nr. 3.

Nro. 469. Den 11. May. Des Musiklehrers Joh. Heinr. Georg Helmers Tochter, 2¾ Jahr; Molkenstraße Nro. 2.

— 470. Den 11. — Der Dienstknecht Heinrich Nordholz, 22 Jahr; im Krankenhause.

— 471. Den 11. — Des Malers Gottfried Schöttler Tochter, 2 Jahr; gr. Krankenstraße Nr. 11.

— 472. Den 11. — Der Handlungsgehülfe Friedrich Heintzen, 22 Jahr; Osterstraße Nro. 37.

— 473. Den 12. — Des Arb. Joh. Glade Tochter, 8 Tage; Müllers-Hof Nro. 4.

— 474. Den 12. — Der Arb. Joh. Heinr. Chr. Focke, 53 Jahr; Obernstraße Nro. 40.

Geboren:

Nro. 574. Den 7. May. Des Sprachlehrers Heinrich Charlier Ehefr., geb. Hegewald, Pelzerstraße Nro. 2; von einem Knaben.

— 575. Den 8. — Ein Knabe — Jockels-Gang Nro. 2.

— 576. Den 8. — Des Buchhalters Johann Heinrich Herm. Schmidt Ehefr., geb. Biesterfeld, Kahlenstraße Nr. 10; von einem Knaben.

— 577. Den 9. — Des Arb. Joh. Hoops Ehef., geb. Klapmeyer, Klatten-Gang Nro. 2; von einem Knaben.

— 578. Den 9. — Des Tischlermeisters Joh. Heinr. Meyer Ehefr., geb. Tuntemann, Spitzenkiel Nro. 20; von einem Knaben.

— 579. Den 9. — Des Gastwirths Johann Hermann Stratmann Ehefr., geb. Leiding, Neuenmarkt Nro. 7; von einem Mädchen.

— 580 und 581. Den 9. — Des Schullehrers Melchior Ernsting Ehefr., geb. Bremer, große Johannisstraße Nro. 206; von Zwillings-Knaben.

— 582. Den 10. — Des Kistenmachers Joh. Anhalt Ehefr., geb. Hansemann, gr. Johannisstraße Nro. 168; von einem Knaben.

Nro. 583. Den 10. May. Des Cigarrenmachers Carl Diedr. Meyer Ehefr., geb. Aschenbeck, gr. Johannisstraße Nr. 187; von einem Mädchen.

— 584. Den 11. — Des Buchhalters Christ. Andreas Homann Ehefr., geb. Nasse, Weerder Nro. 7; von einem Knaben.

— 585. Den 11. — Des Gärtners Joh. Hinr. Meybohm Ehefr., geb. Wolters, Neustadtsdeich Nro. 15; von einem Knaben.

— 586. Den 11. — Des Cigarrenmachers Johann Herm Werner Ehefrau, geborne Schoor, Heerdenthorssteinweg Nro. 21; v. e. M.

— 587 und 588. Den 11. — Des Cigarrenmachers Hans Christian Rosenbohm Ehefr., geb. Friedrichs, kleine Krummenstraße Nr. 13; von Zwillings-Töchtern.

— 589. Den 11. — Des Landmanns Diedr. Hagens Ehefrau, geb. Bollmann, Osterthorssteinweg Nro. 21; von einem Knaben.

— 590. Den 11. — Des Schneiders Johann Hedrich Christ. Grüneklee Ehef., geb. Lindemeyer, Punkendeich Nr. 8; von einem Mädchen.

— 591. Den 11. — Des Kunstdrechslers Georg Friedr. Wilh. Höch Ehefrau, geborne Schmalz, Schmiedestr. Nr. 7; von einem Knaben.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 40.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 17. May 1840.

Der Mensch ist seine Frucht aus seiner Saat.
Was Menschen säen, werden Götter ernten.
Gott spricht durch seine Welt, der Mensch durch seine That.

Tiedge.

* Pflicht und Gewissen.

Freier Mensch, dir ist gegeben
Ein Gesetz, es heißet Pflicht;
Ein Gewissen, das daneben
Still im Innern zu dir spricht;
Wenn du Gutes gern' vollbringest,
Wenn du nach der Tugend ringest,
Lohnt es dir mit Fried' und Ruh',
Ruft dir stillen Beifall zu. —

Pflicht ist uns, nach Jesu Lehre,
Liebe gegen Jedermann,
Trachtet nicht nach Ruhm und Ehre,
Frei ist sie von Trug und Wahn;
Heilig sind ihr Menschenrechte,
Sie bestehet nur durch ächte
Tugend, welche sie stets liebt,
Weil sie Gutes ehrt und übt.

Sie ist thätig, sie ist willig,
Ist zu dienen gern bereit,
Immer redlich, immer billig,
Thut sie Gutes und erfreut,
Trägheit ist stets von ihr ferne,
Treue Pflicht dient ja so gerne,
Ist von Zwang und Sklaverey
Durch Vernunft und Tugend frei.

Wenn der Pflichtvergessne träge
Oft die beste Zeit verträumt,
Ist der Pflichtbeflißne rege,
Daß er niemals sie versäumt,
Gutes thun, nach Gottes Willen,
Ist ihm treues Pflichterfüllen;
In der That, wie er erscheint,
Ist er wahrer Menschenfreund.

Lieblos Brüder, Menschen quälen;
O, unseliger Gewinn!
Sklavenzwang ist niedren Seelen
Eigen nur, bei schlechtem Sinn.
Menschenzwang und Sklavenbürde
Ist stets unter Menschenwürde;

Aller Druck, wo er auch sei,
Ist und bleibet Tirannei.

Nach des Schöpfers weisen Willen,
Der Vernunft und Freiheit gab,
Kann der Mensch die Pflicht erfüllen,
Kann er davon lassen ab;
Denn dies Leben ist nur Reise,
Geh' sie achtsam, handle weise,
Und es steht in deiner Wahl
Gutes, Böses, Heil und Qual.

Des Gewissens Stimme saget:
Du hast recht und wohl gethan,
Des Gewissens Stimme klaget:
Wenn du Unrecht thatst, dich an!
Früh' und spät, am stillen Orte
Reden lautlos seine Worte; —
Es ist Gottes Stimm' in dir; —
Wohl dir, wenn du folgest ihr!

Doch, wenn Leichtsinn dich betrüget,
Jene inn're Stimm' erstickt,
Wenn dich Heuchelei betrüget,
Wirst du leicht im Fall bestrickt,
Eilest fort in dein Verderben,
Und kannst so in Sünden sterben;
Wo man Wahrheit frech entehrt,
Wird des Lasters Reich vermehrt.

Aber, wer der Tugend lebet,
Dem wird auch der Tugend Kron',
Wessen Geist zu Gott sich hebet,
Dem wird auch der Gottheit Lohn,
Und es kann der Mensch auf Erden,
Seinem Gott schon ähnlich werden,
Wenn Gewissens Zunge spricht:
Du thatst Gutes, übtest Pflicht.

Die Zopfrevolte zu Mailand.

(Fortsetzung.)

Der Ehrensäbel.

Im Monat Mai 1803 kam unter der Adresse des Quartiermeisters des 3. Dragonerregiments eine kleine, 3½ Fuß lange und 8 Zoll breite, in Wachsleinewand eingenähete Kiste, mit dem Siegel des Kriegsministeriums in Lyon an. Dieser Unteroffizier lag im Militärhospital an einer Wunde, die er zufolge eines Streites mit dem Friseur des in Lyon in Garnison stehenden Linienregimentes mittelst eines Rappiers mit gebrochenem Knopfe empfangen hatte. Diese Kiste enthielt einen Säbel mit silbernem Griffe, Fassung und Ringen, und um die bronzene Scheide war ein Pergament geschlagen, worauf man folgende Worte las:

„Freiheit — Gleichheit.
Im Namen des französischen Volkes,
Ehrenbrevet für den Bürger Tatareau.“

„Bonaparte, der erste Consul der französischen Republik, zufolge eines empfangenen Berichtes über das ausgezeichnete Betragen und die glänzende Tapferkeit, die der Bürger Severin Tatareau, geboren am 25. März 1769 (alten Styls) in der Frontonnière Gourdon (Lot), bei der Affaire von El-Manka in Egypten und noch überdem bei der Schlacht von Bassano und dem Uebergange über die Brenta (Italien) an den Tag gelegt, übersendet demselben als Belohnung im Namen der Nation einen Ehrensäbel.

„Der Bürger Tatareau wird alle mit dieser Belohnung verknüpften Vorrechte genießen, zufolge des Gesetzes vom 4. Nivose im Jahre VIII.

„Gegeben zu Paris den 4. Pluviose im Jahre XI. der französischen Republik.

Der Kriegsminister Berthier.
Der Staatssecretair Hugues Maret.
Der erste Consul Bonaparte.

Der Dragoner behielt das Brevet, und sandte den Säbel an seine Mutter mit der Bitte, denselben in ihre Stube über Murat's Uhr, die er ihr im vergangenen Jahre gebracht hatte, aufzuhängen.

Verurtheilung der Zöpfe.

Einige kahlköpfige Neuerungskrämer des großen Generalstabs der Armee hatten dem Kaiser nach seiner Krönung zu verstehen gegeben, daß

nichts für das Auge so störend sei, als die Flechten und Zöpfe der leichten Kavallerie, während die Infanterie und ein Theil der Kavalleriegarde geschorene Köpfe hatten. Napoleon, welcher gewöhnlich den kleinlichen Bemerkungen dieser Herren keine Aufmerksamkeit zollte, stimmte doch endlich theils aus Ueberdruß, immer wieder dasselbe zu hören, theils aus Ueberzeugung bei.

Einige Monate darauf ließ er die im Auslande im Dienst von Frankreich stehenden fremden Legionen, die damals in der Hauptstadt der Lombardei versammelt waren, die Revue passiren. Es war zu Anfange des Monats Juni 1805, kurz nachdem er seinen Adoptivsohn und Kriegszögling Eugène Beauharnais zum Vicekönig ernannt hatte. Während der ganzen Parade und des sechsstündigen Manoeuvres von 20,000 Mann hatte es beständig geregnet. Als er in den Pallast zurückkam, wechselte er die Kleidung, denn der Regen hatte ihn eben so wenig verschont, als seine Soldaten. Vor dem Diner begab er sich zur Kaiserin Josephine, die er bei ihrer Toilette fand, setzte sich auf eine Ottomane und brach plötzlich, noch ganz mit der Revue beschäftigt, in die Worte aus: „Ich will diese Hüte nicht mehr dulden; man mag sie aufsetzen, wie man will, so bilden sie doch immer eine Rinne, und sind ebenso häßlich, als der Gesundheit unzuträglich."

Josephine hatte Tags vorher eine Kiste von Paris von der berühmten Mademoiselle Despeaux erhalten, und bildete sich ein, daß Napoleon auf diese Hüte anspiele, welche die eolen Mailänderinnen deliziosi fanden; sie antwortete ihm also in gereiztem Tone: „Da ich weiß, daß sie mir gut stehen, so werde ich sie auch nicht abschaffen. Du verstehst übrigens nichts davon."

Napoleon, wie alle in einer Idee Befangenen, merkte nicht sogleich das Mißverständniß, und konnte nicht glauben, daß seine Frau von andern Hüten, als denen der Truppen spreche; er blickte sie also starr und sehr ernst an und antwortete: „Ich möchte Dich wohl sehen in solch einem Wetter, mit so einem dreieckigen Hute, dessen eine Seite auf die Nase herabfällt, während die andere auf dem Rücken klebt."

Josephine errieth jetzt das Mißverständniß und lachte, indem sie es dem Gemahl erklärte, der in ihr Lachen einstimmte. Die dreieckigen Hüte beschäftigten aber den Kaiser noch immer, und er äußerte nach einigen Augenblicken wieder; „Ich frage Dich und Deinen Geschmack, ob ein Soldat, der an einem Regentage oder bei starker Hitze den Kragen mit einer weißlichen Masse bedeckt hat, dessen Haar mit einem schlechten Bande zusammengehalten wird, an dessen Stirn und Wangen eine milchartige Flüssigkeit herabrieselt, und der über das Alles einen weder gegen Wind noch Sonne schützenden Filzhut aufgestülpt hat, nicht einen sehr lächerlichen Anblick gewähren muß? Du hättest sie nur in Egypten und Italien sehen sollen; ich mußte sie immer bedauern." — „Was kann man aber dagegen thun?" sagte Josephine, indem sie auf kokette Weise die Locken an der Stirn zusammenfaßte, die sie dann dem Friseur überließ. „Ist es nicht Mode?" — „Die Mode, und immer die Mode!" rief Napoleon mit satyrischem Lächeln. „Davon ist gar nicht die Rede, meine liebe Freundin, sondern vom Aussehen und der Gesundheit der Soldaten. Nichts ist leichter, als kurz verschnittene Haare rein zu halten, und nichts steht besser, als ein Tschacko oder eine Grenadiermütze; selbst die Kavallerie kleidet das besser. Was mich aber am meisten in Verlegenheit setzt, ist nicht etwa, eine gleiche Kopfbedeckung der ganzen Armee zu geben, sondern nur, wie man diese unnützen Zöpfe loswerden kann!" — „Wie, Du willst Deine Soldaten scheeren lassen?" rief Josephine erstaunt. — „Ja, mein Kind, ich will

sie scheeren lassen, wie die Schaafe." — „Du willst der neapolitanischen Legion, die Dein Bruder anführt, die schönen Flechten abschneiden lassen, die so gut zu Gesichte stehen?" — „Gerade mit diesen soll der Anfang gemacht werden." — „An ihrer Stelle würde ich mir es nicht gefallen lassen," sagte Josephine gleichgültig. — „Das möchte ich wohl sehen!" rief Napoleon, mit Heftigkeit aufstehend. „Ich möchte wohl sehen, daß fremde Truppen, die ich in meinen Sold genommen, Soldaten, die ich beinahe so gut, als meine eigene Garde behandle, sich unterständen, mir die geringste Einwendung zu machen. Ist es nicht genug, daß ich es will? Haben meine Grenadiere nur ein Wort gewagt, als ich verlangte, daß sie die Haare sich verschneiden sollten? Trage ich selbst denn einen Zopf?" fuhr Napoleon fort, indem er schnell mit der Hand über seinen Kopf hinstrich. „Habe ich denn Flechten? Habe ich nicht auch die Haare glatt verschnitten, wie sie?" — „Auch nennen sie Dich nur den kleinen Geschornen (petit tondu), das klingt recht hübsch!" antwortete Josephine mit neckendem Tone. Napoleon konnte sich des Lächelns nicht enthalten. „Nun! das ist noch ein Grund mehr," versetzte er; „ein Soldat muß in allen Dingen dem Beispiele seines Chefs folgen. Ich weiß wohl, daß einige Lieutenants, einige Stutzer und Adonise des Generalstabs nicht ganz damit zufrieden sind; aber die Unzufriedenen können...." Ohne die Rede zu beendigen, legte Napoleon die Arme über die Brust und durchkreuzte die Stube mit starken Schritten, von Zeit zu Zeit das Haupt drohend zurückwerfend. Nachdem er während einiger Augenblicke stillschweigend so auf- und abgegangen war, ohne daß Josephine gewagt hätte, ihn zu unterbrechen, sagte er: „Ich werde mit Murat noch vor meiner Abreise hierüber sprechen, und damit anfangen, von ihm das Opfer eines jetzt bei unsern Gebräuchen und unserer Kleidung nur lächerlichen Haarputzes à la Louis XIV. zu verlangen. Es ist an den Chefs, der Armee mit dem guten Beispiele des Gehorsams vorauszugehen; ich will weder Flechten, noch Zöpfe, noch Puder, noch Pommade mehr dulden. Gott sei Dank, wir leben nicht mehr in einer Zeit, wo die Soldaten den Catogan und die Marschälle von Frankreich Perrücken zu tragen pflegen."

Hierauf nahm Napoleon Handschuhe und Hut, und verließ das Zimmer, ohne ein Wort weiter hinzuzufügen.

Der Zopf von Bessières und Tatareau.

Nach der Revue fand trotz dem schlechten Wetter in Mailand ein militairisches Fest Statt, und am Abend kam Murat als Stadtgouverneur in den Palast, um wie gewöhnlich vom Kaiser die Ordres zu empfangen. „Sire," sagte er, „darf ich bei Ew. Majestät anfragen, ob Sie nur mit der Kavallerie und vorzüglich mit der neapolitanischen Legion, die ich zu befehligen die Ehre habe, zufrieden waren?" — „Sehr zufrieden, mein Lieber; aber," fügte Napoleon hinzu, indem er absichtlich den Blick auf den langen, lockigen Haarwuchs seines Schwagers ruhen ließ, „wenn Du mir alle Perrücken abschneiden ließest, würde ich noch zufriedener sein."

Murat meinte, der Kaiser sei doch nicht so zufrieden, als er zu sagen beliebte, und wohl wissend, daß auf die letzte Aeußerung nichts zu erwiedern sei, verbeugte er sich, und verlor sich unter den andern Generälen, die die große Gallerie des Palastes anfüllten. Mit dem ihm eigenen Takt hatte er schon verstanden, daß das Reich der Zöpfe zu Ende sei, und daß Napoleon für immer eine Mode vertilgen würde, welche durch die Husaren von Berchini und die constitutionelle Garde des unglücklichen Louis XVI., in der er selbst gedient hatte, so berühmt geworden war.

Am äußersten Ende der Gallerie begegnete er dem Marschal Bessières, dessen ungeheuer großer Zopf in der ganzen Armee bekannt war. „Nun, mein Lieber, sagte er ihm mit einem halb traurigen, halb scherzhaften Ton, „Du hast wohl die Worte des Kaisers soeben vernommen? . . . Keine Zöpfe mehr! Empfange meine aufrichtigste Condolenz im Voraus über den baldigen Fall des Deinigen.“ — „Mein Lieber,“ antwortete kaltblütig der junge Marschall, „die Wurzeln von Zöpfen wie der deinige ist, gehen bis ins Herz und der Kaiser vermag trotz aller seiner Gewalt nichts gegen sie. Ich wünsche, daß unsere alten Kameraden von Italien und Egypten weniger widerspenstig in diesem Punkte sein möchten, als ich.“

Man sieht hieraus, daß Bessières jene Art von Verehrung und kindische Liebe der alten Soldaten für ihre Zöpfe kannte; auch war die Anhänglichkeit des Militairs für ihren Haarwuchs durchaus nichts Neues. Tacitus in seiner Geschichte der Deutschen, und Julius Cäsar in seinen Commentarien versichern uns, daß die Deutschen und die Gallier ihre Bänder, vorzüglich ihren kriegerischen Schmuck von langen Haaren und reichlichen Schnurrbärten hochzustellen pflegten, und daß keiner dieser Krieger die Schande, eins oder das andere abrasirt zu haben, überlebt hätte. Napoleon hatte aber eingesehen, wie vortheilhaft eine solche Maßregel sein würde, und sprach den andern Tag noch einmal mit Murat darüber, der im Innern ganz mit Bessières übereinstimmte, aber nicht wagte, dem Herrn zu widersprechen, oder es auch nicht wollte; denn bei dieser Gelegenheit sagte Napoleon ihm auf sehr lakonische Weise: Meine alte Garde allein soll noch Zöpfe tragen, und selbst diese dürfen nicht länger als zwei Zoll sein; das ist der Befehl.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein seltsamer Prozeß aus Cuba.

(Beschluß.)

Unter diesen befand sich einer ihrer Nachbarn, Namens Pedro Fortell, ein Mann von 40 Jahren, dessen Aeußeres wenig Anziehendes hatte, und in dessen Zügen Tecla Falschheit und Grausamkeit zu entdecken glaubte. Anfangs wies sie ihn zurück, bald aber änderte sie ihr Benehmen, und gab ihm, ohne daß man errathen konnte weßhalb, ihre Hand. Indeß war der Friede in dieser Ehe nicht von langer Dauer: Tecla war gut, und wollte ihre Sklaven mit Menschlichkeit behandeln, Fortell aber, der die Leitung des Geschäfts übernommen hatte, fand, daß die Schwarzen nicht genug arbeiteten, und fing an sie zu züchtigen auf eine Art, wie sie dies nicht gewohnt waren. Tecla sprach für sie anfangs mit Milde, dann mit Ernst; hieraus entsprangen Streitigkeiten, die mit jedem Tage ernster wurden, und in Folge eines solchen Streites begab sich Tecla zum Alcaden, und erklärte ihre Absicht, die Ehe aufzuheben, welche nur eine Frucht der List und des Betrugs sei. Die Erzählung, die sie machte, war in Kürze folgende.

Eines Abends, als Tecla sich zur Ruhe begeben wollte und ihre Muskitonetz aufhob, fand sie auf ihrem Bette einen Blumenstrauß. Es war dies ein kleiner Citronenzweig, Granadarosen, rother Jasmin und jene artige blaue Blume, die in mehrern Theilen der neuen Welt als ein Emblem der Trauer galt, die Cineraria ameloides. Dabei befand sich ein Brief mit den Schriftzügen ihres verstorbenen Gemahls und gesiegelt mit seinem gewöhnlichen Siegel, einer von einem Pfeil durchbohrten Taube. Der Brief enthielt eine Anmahnung, wieder zu heirathen, indem der Selige nur in ihrem Glück sein Glück finde, und er selbst werde sie in ihrer Wahl leiten. Der Brief beunruhigte die schöne Wittwe nicht wenig, um

so mehr, als ihm bald andere folgten. Der verstorbene Gemahl schien mit allem, was auf dieser Welt vorging, sehr auf dem Laufenden, und tadelte wiederholt den Vorzug, den sie dem oder jenem Bewerber gab. Endlich erschien ein Brief, der in sie drang, den zu heirathen, den ihr Gott selbst zeigen werde; der sei es, der ihr am folgenden Tag bei der Messe an der Urne des großen Colombo erscheinen werde. Havana besitzt nämlich jetzt die sterblichen Reste dieses Mannes. Als im J. 1795 der spanische Antheil von St. Domingo an die Franzosen abgetreten wurde, baten der Herzog von Veraguas und andere seiner Nachkommen um die Erlaubniß, seinen bronzenen Sarg nach Havana bringen zu dürfen. Jetzt ruhen seine Gebeine in einer silbernen Urne links vom Hauptaltar der Kathedrale zu Havana. Mochte es nun Folgsamkeit, oder Neugier oder beides sein, Tecla fand sich bei dem Rendezvous ein, und an der Urne lehnte Hr. Pedro Fortell. Trotz dieser göttlichen Weisung hatte die schöne Wittwe keine sonderliche Lust, denselben zu heirathen, nun aber wurden die Briefe häufiger und drohender, und Tecla gab endlich nach.

Wie die Ehe ausfiel, haben wir schon gehört. Tecla's Lieblingssklavin war von Fortell bestochen worden, und als auch sie endlich wegen eines geringen Fehlers hart gezüchtigt wurde, gestand sie ihrer Gebieterin Alles ein. Tecla klagte ihren Gemahl an, und die Sache machte bald ungemeines Aufsehen. Die Frauen, stets zum Wunderbaren geneigt, nahmen Fortells Partei, der alles läugnete; auch die jungen Männer traten vielfach auf seine Seite, und behaupteten, dies sei eine vortreffliche List, um eine grausame Schöne zu bezwingen. Aber die Richter sahen die Sache anders an: sie fanden hier eine Fälschung, eine Verletzung des Grabes und einen Diebstahl heiliger Gegenstände, denn man hatte das Grab von Vasquez aufgegraben und geplündert gefunden, so wie man auch bei näherer Untersuchung den geschnittenen Carneol in Fortell's Hause fand. Dieser wurde schuldig erkannt, jedoch mit mildernden Umständen, und zu 200 Piastern Geldstrafe und einem Jahre Galeeren verurtheilt.

---

* Zacharias Dase.

Es bedarf wohl nur der Erinnerung daran, daß man neuerdings z. B. bald diesen Componisten zum Walzerkönig, bald jenen Violinisten zum Geigerfürsten erhob, wenngleich diese musicirenden Potentaten in ihrem Genre von manchem ihrer titellosen Kunstgenossen oft nicht nur völlig erreicht, sondern sogar übertroffen wurden, — um es einleuchtend zu finden, daß eben aus diesem Grunde Dignitäten wie „König", „Fürst" ꝛc., die, nach dem Angeführten, noch immer den Nebenbegriff einer Rivalität zulassen, für den Rechnen-Künstler Dase nicht wohl mehr ausreichen dürften, sobald es sich nämlich, im Hinblick auf die Anforderungen unsers titelsüchtigen Zeitalters, als unerläßlich erweisen sollte, diesen Paganini der Arithmetik, um seines pecuniären Interesses willen, mit einem imponirenden Prädicate in die große Welt einzuführen: — denn Dase theilt, so viel bekannt, die bei ihm dominirende Fähigkeit des Schnell-Kopfrechnens, wenigstens in der ihm eigenen Vollkommenheit, sicher mit keinem Andern. — Zu dieser Ueberzeugung gelangte ich indeß keineswegs allein durch seine, allerdings schon eminenten, Leistungen in den öffentlichen Abendunterhaltungen, denen ich beiwohnte; vielmehr war es besonders bei Gelegenheit seines Besuchs, dessen ich mich zu erfreuen hatte, als er mir zur Begründung dieses meines Urtheils die vollgültigsten Belege lieferte. — So wenig ich es auch, beiläufig bemerkt, anfangs bei

diesem bloß freundschaftlichen tête-à-tête darauf abgesehen hatte, mir selbst einmal Proben seiner gerühmten Facit-Zauberei zu verschaffen, so merkte ich doch gar bald, daß nicht leicht ein anderes Thema diesem arithmetischen Nonpareille einen nachhaltigen Impuls zur Unterhaltung zu geben vermochte, als eben nur die Kunst, in der er excellirt. Denn kaum hatte ich mehrere, höchst unzulänglich beantwortete Fragen z. B. über die Verschönerung, den Handel ꝛc. unserer Vaterstadt Hamburg an ihn gerichtet, als er seinerseits plötzlich mit der Frage herausrückte: »Lieber Herr W. haben Sie wohl ein Rechnenbuch bei der Hand? Wo nicht, so geben Sie selbst mir einige Kopfrechnen-Exempel auf; ich werde sie augenblicklich lösen.« — Ich gestehe, daß mir Nichts erwünschter, als dieser Antrag, sein konnte, zumal ich, wie gesagt, bereits Veranlassung gefunden hatte, so ziemlich mit Gewißheit anzunehmen, daß die Gesammtheit seiner intellectuellen Dispositionen sich allgemach zu dieser Einen Fähigkeit culminirt haben müsse. Ich begann somit meine Aufgaben zu stellen. Zuerst aus der Practikrechnung, z. B. 1 Quent. — $3\frac{7}{19}$ Schw. — 786835 ℔; demnächst Berechnungen aus den 4 Species der Brüche, wie: $6339\frac{7}{15} \times 5167\frac{9}{16}$; $69\frac{9}{16}$: 6597 Rt. 43 Gr. $3\frac{1}{4}$ Schw.; — darauf Multiplicationen und Divisionen mit mehrzifferigen Zahlen, z. B. 162538 × 345674. 521423: 983769. 89688; nun folgte die Ausziehung von Quadrat- und Cubikwurzeln, z. B. $\sqrt[2]{}$7732101342087424 (Facit: 87932368), $\sqrt[3]{}$962756169482226752 (Facit: 987428); demnächst Kettensätze, wie

?	—	19999 Real de Plata.
8		$38\frac{1}{4}$ LSt. in L.
240 LSt.		$35\frac{1}{12}$ Schill.
8 fol.		3 Mark.
?		175573 St. $\frac{2}{3}$.
3		2 Rt. in N. $\frac{2}{3}$.
100 Rt.		$105\frac{1}{4}$ Rt. in Ld'or.
100 Rt.		106 Rt. in Conv.

Zwar hatte Dase bereits in seinen öffentlichen Abendunterhaltungen ähnliche und vielleicht schwierigere Aufgaben gelöset, als die angeführten; jedoch verdient hierbei der Umstand besondere Berücksichtigung, daß er, mir gegenüber, auch nicht eine einzige Zahl der Aufgabe niederschrieb, so daß er sich, was sonst weniger der Fall ist, ausschließlich auf die Hülfe seines Gedächtnisses hingewiesen sah. Um so mehr mußte mich daher sowohl die Schnelligkeit im Auflösen als die Unfehlbarkeit in der Angebe des Facits überraschen, ja nach und nach zum Erstaunen und zur Bewunderung hinreißen; was namentlich auch von der Gewandtheit gilt, die er im Potenziren selbst höherer Zahlendignitäten an den Tag legte, (z. B. 7 zur 12ten, 3 zur 20sten, 2 zur 36sten Potenz.) Einen eclatanten Beweis von der Gedächtnißstärke dieses Rechner-Non plus ultra im Festhalten und Bewältigen großer Summen liefert noch die von ihm erfolgte Auflösung folgender Aufgabe, die ich ihm, wohl zu merken, ohne eine Zahl zu wiederholen, und nicht, was man langsam nennt, vorlas:

Btto.	1179 ℔	—	Tha. 189.
"	3487 "	—	" 215.
"	7938 "	—	" 195.
"	5778 "	—	" 188.
"	3955 "	—	" 201.
"	7788 "	—	" 200.
"	9755 "	—	" 199.
"	12956 "	—	" 197.
"	9176 "	—	" 195.

Tha. $14\frac{2}{3}$ à ℔ zu $23\frac{1}{3}$ Gr.

Die Lösung dieser Aufgabe war das Werk eines Augenblicks. In der That bemerkenswerth, ja fast unglaublich erscheint es, daß Dase seinen

Behauptung nach, ohne irgend andere, als ganz gewöhnliche Vortheile beim Rechnen zu benutzen, die Operationen dieser Aufgaben stets nach den einfachen Grundsätzen der Regula de Tri macht; es ist dies jedoch, mit Bezugnahme auf seine lediglich darauf basirten, sichtbar dargestellten, Beweisführungen wohl nicht in Zweifel zu stellen.

Höchst bewundernswürdig ist die ihm eigenthümliche Gabe der schnellen quantitativen Auffassung von Buchstaben, Zahlen ꝛc. was er namentlich durch die sofortige Angabe der Augen von 20 — 30 Domino-Steinen, die sein Argusblick in einer Secunde überflog, glänzend beurkundete. Es ist indessen wahrscheinlich, daß Dase mit diesem Einen, wenngleich vielumfassenden Blick dennoch nicht sowohl die anzugebende Summe der Augen, z. B. von 30 Domino-Steinen schon sogleich auffängt, sondern daß er sich vielmehr in solchem Falle, um der schnellen Ausführung willen, immer einen Rest der Steine selbst, mit ihren verschiedenen Augengrößen merkt, und diese Letzteren dann erst in dem Moment der Blickwendung schnell zu denen im Ueberblick bereits summirten, addirt. Dieser Umstand ist jedoch eher geeignet, das Erstaunen zu vergrößern, als zu mäßigen.

Die Wahrheit des Sprichworts „Uebung macht den Meister" bewährte sich auch an Dase vollkommen; denn irrig ist die Ansicht derer, die da glauben, Alles dieses sei Nichts als ein angebornes Genie u. d. gl. Dase hatte im Gegentheil während seiner ersten Schuljahre eine so entschiedene Abneigung gegen Alles, was Rechnen heißt, daß er sogar die dazu bestimmten Lehrstunden regelmäßig versäumte, und ihn, nach vergeblich angewandten Drohungen, erst ungewöhnliche Zwangsmaßregeln von Seiten des Vaters zu Besuch dieser Lehrstunde vermochten. Allmälig erst hat er seiner jetzigen Lieblingskunst Geschmack abgewonnen und darauf mit Lust und Liebe die arithmetischen Lehrbücher von Valentin Heinsius, Westphal, die s. g. Schatzkammer, Krusens Cryptoristen ꝛc. in dieser Stufenfolge gerechnet, wobei als besonders erheblich bemerkt zu werden verdient, daß er, so schwierig, so verwickelt auch die Aufgaben sein mochten, sie immer ohne Hülfe seiner Lehrer zu lösen sich bestrebt hat, was ihm auch wirklich gelungen ist. Spätere Neigung, Befähigung und Uebung haben wiederum auch hier den Ausschlag gegeben. —

Wie überall da, wo der deutsche Normal-Rechenmeister seine Kunst von urtheilsfähigen Männern erproben ließ, ward ihm auch hier, was er mit edlem Stolze mir mittheilte, sowohl von dem Hrn. Professor Plate, als den andern Hrn. Lehrern der Handelsschule, wo er unter Anderm die riesige Aufgabe aus 264325250263416011⁄₁₀₀₀₀₀ die dreizehnte Wurzel 18¼) zu ziehen im Kopfe richtig löste, die wohlverdiente Anerkennung zu Theil.

Was schließlich die Person unsers Dase anbetrifft, so hat derselbe bei dem Knabenalter von funfzehn Jahren vollkommen das Ansehen eines wenigstens zwanzigjährigen robusten Jünglings. Ungeachtet einer tiefen Narbe auf der rechten Wange, kann man sein Gesicht doch wohlgebildet nennen; er hat regelmäßige Züge, eine besonders über den Augen stark vordringende Stirn, große, durchdringende Augen, einen sanftmüthigen Blick, ein ernstes Aussehen und ein höchst bescheidenes Aeußeres.

Dase wird zunächst von hier nach Oldenburg, dann nach Hannover, später nach Wien ꝛc. reisen, worauf er sich schon jetzt im Voraus freut: denn Rechnen ist ihm zum Bedürfniß geworden. Er legt sich, ich wette, am Abend mit einer Unmasse Quadratwurzeln zu Bette, und steht am Morgen mit enormen Portionen Cubikwurzeln wieder auf. Man kann von Dase sagen, er lebe nur, um zu rechnen, aber er rechnet auch, um zu leben, und mit Rücksichtnahme darauf fühlte ich mich durch den spärlichen Besuch seiner Abendunterhaltungen schmerzlich berührt.

G. F. Wulff.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.", und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Daewes, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshof.

Die

SCHNELL-POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 40 des Bürger-Freundes für 1840.

Sonntag, den 17. Mai.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Der kirchliche Streit in Magdeburg zwischen dem Pfarrer Sintenis und seiner Gemeinde auf der einen und den Pietisten auf der andern Seite dauert noch fort und der Bischof Dräsecke ist dabei sehr betheiligt. Die Gemeinde erklärte, wenn man ihnen ihren Pfarrer nehme, so würden sie sich von der Kirche trennen und ihn selbst besolden.

Merkwürdig ist es, wie von vielen Seiten her auf einmal Nachrichten kommen, welche Mühe die Jesuiten in und ohne Jesuitenrock sich geben, Glieder der evangelischen Kirche ihrem Glauben abtrünnig und zu Katholiken zu machen. In Bornheim unweit Köln, wo man einen Sterbenden bekehren wollte, wäre es kürzlich darüber fast zu Thätlichkeiten gekommen. Ueber ganz Deutschland scheint diese geheime Propaganda ihre Fäden hin zu spinnen.

In Straßburg nehmen alle Gewerke an dem Festzug der Gutenbergs-Feier Theil; es sei kein Buchdruckerfest, meinten die andern Gewerke, sondern ein allgemeines. In ganz Preußen steht der Feier nichts entgegen.

Aus Frankreich.

Die Mode ist zu allen Zeiten närrisch gewesen. Daß aber Damen Corsetts aus Spiegelgläsern tragen würden, das ist doch noch nicht erhört worden! Frideau in Paris verfertigt solche, und man trägt sie wie Spenser über die Kleider. Die Damen in Spiegel-Corsetts auf Bällen oder in Theatern sehen allerliebst aus. Alle Anbeter strahlen aus ihnen wieder, und wenn sie die Männer auch nicht im Herzen tragen, so gucken sie doch aus den Miedern. Die Galans jagen auch wie verrückt nach dem Glücke, sich im Corsette ihrer Erwählten abspiegeln zu können.

Im Semaphore de Marseille wird folgende merkwürdige Geschichte erzählt: „Die Marseiller kennen wohl alle, wenigstens dem Ansehen nach, die Bergkuppe, welche nördlich von Aubagne und vier Stunden von Marseille zum Himmel emporstrebt und Garlaban heißt, ein Name, der im Celtischen so viel als Albigenserwarte bedeuten soll. Oben auf der Bergspitze steht ein großes Kreuz. Wenn man auf dem Gebirgskamme bis an den Fuß der Bergspitze Garlaban vordringt, so gewahrt man einen kolossalen viereckigen Felsblock, den ein Feinschmecker wohl auch mit einer riesigen Strasburger Gänseleberpastete vergleichen könnte. Der Felsblock liegt ganz insolirt; nur ein einziger, sehr steiler Fußweg führt hinauf. Ist man aber oben, so breitet sich vor dem Wanderer das herrlichste Panorama aus; von Berg zu Berg, von Thal zu Thal, von Schlucht zu Schlucht sieht das Auge bis in den Golf von Marseille hinab. Auf dieser Felsspitze, welche oft von Wolken umschleiert wird, schlug ein Fremder seit mehreren Wochen seinen Wohnsitz auf. Er stieg zu den Pachtereien hinunter, kaufte Brot, Milch und Käse und kehrte dann auf seinen Stand zurück, wie weiland Sanct Simon Stylites in Egypten. Dieses räthselhafte Benehmen, die Wohl einer so einsam und unbequem gelegenen Behausung, erregte natürlich die Neugier der Anwohner, so daß die Bäuerinnen, wenn sie den dunklen Punkt auf der Warte gewahrten, sich bekreuzten und die Bauern die Köpfe schüttelten. In Aubagne liegen einige Gendarmen, die nach Art dieser Leute den Eremiten schärfer ins Auge fassen und wissen wollten, was er oben treibe. Sie klommen zur Berghöhe empor und winkten dem räthselhaften Wesen; der Eremit aber machte Anstalt, statt sich in Verhandlungen einzulassen, seinen Posten in Belagerungsstand zu setzen. Er sammelte Steine, warf und rollte sie hinab und machte es so unmöglich, daß jene auf dem steilen Fußpfade zu ihm emporklimmen konnten. Ein Stein folgte dem andern, je mehr die Gendarmen Miene zum Angriff machten. Da flog dem einen ein Stein ins Gesicht; er wurde wüthend und schoß auf den Belagerten sein Gewehr ab. Am Kopfe schwer verletzt, sank der zu Boden. Dies unmenschliche Benehmen des Gendarmen brachte die Bewohnerschaft in Aubagne auf. Der Sterbende wurde herabgetragen und gab mit den Worten: „Ich bin aus Toulon! Mein armes Weib, meine Kinder!" den Geist auf. An seinem Körper fanden sich auch noch Wunden, welche ihm mit scharfen Waffen versetzt sein müssen. Der Name und die früheren Schicksale des Mannes sind zur Zeit jedoch noch ein Räthsel."

Ein Franzose, Chausserot, hat einen Apparat erfunden, welcher das Zerspringen der Dampfkessel geradezu unmöglich macht. Diese Vorrichtung zeigt durch bestimmte Töne die Nähe der Gefahr an und wendet sogar die Möglichkeit ab, daß durch Böswilligkeit ein Zerspringen des Kessels absichtlich herbeigeführt werden könnte. Wenn nämlich alle Andeutungen und Warnungen der Maschine vergeblich sind und nicht beachtet werden und der Augenblick ganz nahe ist, daß der Kessel eigentlich springen müßte, läßt diese Vorrichtung den Dampf in das Feuer zurückfließen, löscht dasselbe dadurch aus und entfernt somit jede Gefahr. Mehr läßt sich doch gewiß nicht wünschen.

Der Propagateur de l'Aube erzählt ein Ereigniß aus der Umgegend von Troyes, welches beweist, wie groß die Noth gegenwärtig in einzelnen Theilen Frankreich's ist, und wohin Verzweiflung selbst ein Mutterherz führen kann. Ein Weib kam an die Seine; auf dem Arme trug es ein Kind von zwei Jahren, ein vierjähriges führte es an der

Hand. Das jüngste Kind warf die Mutter in die Seine, das ältere vermochte sie nicht hineinzuwerfen, es entfloh, während sich die Mutter hinabstürzte. Beide Leichen wurden zwei Stunden später herausgezogen; Noth und Verzweiflung waren die Motive so gräßlichen Doppelmordes. Auch der Courier de Havre meldet vom Ende April, daß in der dortigen Gegend Nachts, ja selbst bei hellem Tage Haufen von Armen die Pachter unter Drohungen in Brodkontributionen setzen; die Pachter wagen keinen Widerstand. In ein Haus zu Gainneville drangen auf einmal sogar sieben solcher bis aufs äußerste Getriebener ein!

Aus Rußland.

Die viel genannte Fürstin Daschkaw wird von einer Engländerin also geschildert: „Ich wünsche, Sie könnten die Fürstin sehen. Ein altes braunes Kleid und ein seidenes Tuch um den Hals ist ihre Kleidung; das Tuch ist ganz zerrissen, worüber man sich nicht zu wundern braucht, denn sie trägt es seit achtzehn Jahren und wird es tragen, so lange sie lebt, weil es ihrer Freundin, der Hamilton gehörte. Sie ist ein Original und unterscheidet sich von allen andern Menschen. Sie hilft den Maurern bauen, bessert eigenhändig mit an den Straßen, füttert die Kühe, componirt Musik und schreibt für die Presse; sie spricht laut in der Kirche und corrigirt den Prediger, wenn er etwas Irriges sagt; auch in ihrem kleinen Theater spricht sie laut und verbessert die Schauspieler: sie ist ein Arzt, ein Apotheker, Chirurg, Hufschmidt, Zimmermann, Advokat; sie correspondirt mit ihrem Bruder, der die höchste Stelle im Reiche inne hat, mit Schriftstellern, mit Philosophen, mit Juden, mit Dichtern, mit ihrem Sohne und ihren Verwandten und doch scheint ihr die Zeit noch immer eine Last zu sein. Sie spricht dabei bald englisch, bald französisch, bald russisch, deutsch oder italienisch."

Aus England.

George Brumell, der famose Brumell ist todt! Wer war der Mann? Ganz England bewunderte und hoßte ihn einst als das Nonplusultra der englischen Fashion, als den hellsten Stern des Dandysmus am Hofhimmel zur Zeit des Prinzen von Wales, späteren Georg IV. Er war der größte Löwe, welcher je englische Luft athmete; die hoffnungsvolle junge Aristokratie sah staunend zu seiner Hoheit empor, selbst Lord Byron bewunderte ihn und er war der Liebling Georg's, ja der Tyrann desselben. Und Brumell starb zu Caen im Hause des Bon-Sauveur, wo die Kranken geheilt und gepflegt werden, welche an dem Uebel leiden, daß die Engländer Lunatiks nennen: das ist das Loos des Schönen auf der Erde! — Sir George Brumell fiel wegen seiner maßlosen Frechheit beim Prinz-Regenten in Ungnade, mußte darauf London verlossen, weil seine Finanzen auf einen solchen Unfall nicht gefaßt waren und ging damals, um nicht in die Kings-Bench zu kommen — auf den Continent. Zu Calais lebte er nun eine Zeit lang von dem Gnadengehalte, den ihm sein ungnädiger Herr dennoch zufließen ließ. Freilich überstieg Brumell's Vertraulichkeit mit dem Prinz-Regenten alle Begriffe, welche Hofleute von Prinzenfreundschaften haben, zu sehr. Eines Abends, so berichtet die Hofchronik aus jener Zeit, hatte Brumell mit dem Prinz-Regenten einmal wieder eine Orgie zu Carlton-House gefeiert, wie dergleichen eben nicht selten vorkamen. Der Wein ging den beiden Zechern aus und die Dienerschaft war bereits entlassen. Da herrschte Brumell dem Prinzen zu: „George, ring the bell!" (Georg, klingle Schelle!) und der Prinz sprang auf, schellte seinem Kammerdiener und sprach: „Mr. Brumells Wagen soll vorfahren!" — — Von Stund' an war Brumell der Zutritt bei George untersagt, doch mochte er sich deshalb denselben vor wie nach lustig. Eine Grobheit, eine Frechheit folgte der andern auf den Fersen. Er wußte z. B., daß man den Prinz-Regenten nicht tiefer verletzen könne, als wenn man auf seine Dicke und seinen derben Appetit anspiele. Eines Tages also ritt Brümell in Hyde-Park spazieren, sah den Prinzen auf sich zu kommen, that, als ob er ihn nicht kenne und rief seiner Gesellschaft laut zu: „Wer ist denn der dicke Mensch, der uns da entgegen kommt?" Diese plumpe Anspielung verdroß den Prinz-Regenten so, daß er nun Brumell's Gläubigern freies Spiel ließ; der alte herabgekommene Dandy mußte sich also selber exiliren. Nun wurden seine Möbeln u. s. w. zu London versteigert; sie waren sehr gesucht. Auch eine Tabatiere ward versteigert; der Auctionator machte sie auf und wollte sie umher reichen; da fand er einen Streifen Papier in derselben, auf welchen Brumell geschrieben hatte: „Tabatiere, welche ich dem Prinz-Regenten schenken wollte, sobald er sich wieder besser gegen mich benehmen würde." Brumell-Falstaf kam nie wieder bei Seiner Majestät in Gnade. Er, der London zwanzig Jahre lang durch seine genialen Einfälle reden machte, starb als alter Mann im zwei und sechzigsten Jahre — Gott hab' ihn selig!

Ein Mann in der Nähe von Bristol soll eine neue Methode zu gerben erfunden haben: die Häute werden dabei auf Walzen ausgespannt, wodurch der Prozeß beschleunigt und vollständiger als bisher durch langes Untertauchen in Gruben bewerkstelligt werden soll.

Mosaik.

Das Glockenspiel zu Genf spielt jeden Abend um 9 Uhr die Arie des „Clair de la Lune." Wenn die Arie zu Ende ist, werden die Thore unwiderruflich geschlossen. Ich besuchte oft einen Freund, dessen Landhaus an der Arve gelegen war, und immer durchschnitt das schauerliche Glockenspiel die Unterhaltung an der interessantesten Stelle. Dann gilt es zu laufen; und immer schneller, je mehr sich die Arie ihrem Ende näherte. Ouvre-moi la porte" — ich flog durch das Stadtthor; pour l'amour de Dieu! — ich sank erschöpft nieder. — Ein Engländer wollte einst noch nach der Zeit eingelassen werden; man hielt ihm den unabänderlichen Befehl der Polizei und des Syndikus entgegen. — „Ich will bezahlen." — „Mylord, das Gesetz ist für Jedermann; es ist in Gebrauch in der Republik." — „Die Republick," — die Republick!" murmelte der Engländer; dann sagte er, mit der Hand in die Westentasche greifend: „Wie viel wollt Ihr für eure Republik haben?" —

Jetzige Damenschirme.

Herr: Den riesigen Schirm, wie nennen Sie Ihn Fräulein! —
Dame: „Sonnen-Paraplal."
Herr: Doch dient der Schirm auch im Regen wohl?
Dame: Ja; aber dann heißt er „Regen-Parasol."

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 40.

Bremen, Sonntag den 17. May 1840.

Gestorben:

Nro. 475. Den 12. May. Des Arb. Simon Bohne Tochter (todtgeboren); Hastedt Nro. 17.

— 476. Den 13. — Des verst. Matrosen Hinr. Seemann Wittwe, geb. Hagens, 60 Jahr; Düsternstraße Nro. 34.

— 477. Den 13. — Der Schuhmacheramtsmeister Heinr. Leck, 64 Jahr; Brunnen-Gang Nro. 4.

— 478. Den 14. — Des Krameramtsgenossen Joh. Ludwig Haupt Tochter, 1¼ Jahr; Weidestraße Nro. 10.

Nro. 479. Den 14. May. Der Arb. Anton Friedr. Cassen, 30 Jahr; Marterburg Nro. 24.

— 480. Den 15. — Des Zuckerbäckermeisters Diedrich Ehler Grube Sohn (todtgeboren); Stavendamm Nro. 16.

— 481. Den 15. — Des verst. Tonnenmachers Sebastian Thiele Wittwe, geb. Siemers, 63 Jahr; Piperstraße Nro. 15.

— 482. Den 15. — Der Baumseidenmacher Cord Hoormann, 62 Jahr; Alten-Steinweg Nro. 102.

Geboren:

Nro. 592. Den 10. May. Des Landmanns Joh. Klatte Ehef., geb. Buse, Schwachhausen Nr. 23; von einem Knaben.

— 593. Den 12 — Ein Mädchen — Hutzings-Gang Nro. 3.

— 594. Den 12. — Des Cigarrenmachers Christoph Diedr. Henning Murke Ehef., geb. Klee, gr. Annenstr. Nr. 51; von einem Mädchen.

— 595. Den 12. — Des Schneiders Anton Hinrich Wilde Ehefr., geb. Stets, Hastedt Nr. 4; von einem Knaben.

— 596. Den 12. — Des Arb. Simon Bohne Ehefr., geb. Klencke, Hastedt Nro. 17; von einem todten Mädchen.

— 597. Den 13. — Des Arb. Ehler Heinrich Meyer Ehef., geb. Frölken, Buntenthorssteinweg Nro. 79; von einem Knaben.

— 598. Den 13 — Des Arb. Joh. Wilh. Dühnforth Ehefr., geborne Brinkhoff, Stangen-Hof Nro. 20; von einem Mädchen.

— 599. Den 13. — Des Arb. Herm. Heitmann Ehef., geb. Blome, Fedelhören Nro. 17; von einem Knaben.

Nro. 600. Den 13. May. Des Reepschlägergesellen Abrah. Gottl. Schier Ehefrau, geborne Stropel, Schweinestraße Nro. 15; von einem Mädchen.

— 601. Den 13. — Des Kappenmachers Carl Heinr. Wilh. Sempf Ehefr., geb. Seggers, am Brill Nro. 6; von einem Mädchen.

— 602. Den 13. — Des Uhrmachers Christian Ludw. Tiemann Ehefr., geb. Alschwee, Knochenhauerstraße Nro. 3; von einem Knaben.

— 603. Den 13. — Des Cigarrenmachers Joh. Heinr. Tietze Ehefr., geb. Schwartzenberg, Paulsberg Nro. 66; von einem Knaben.

— 604. Den 15. — Des Zuckerbäckermeisters Diedrich Ehler Grube Ehefr., geb. Schumacher, Stavendamm Nro. 16; von einem todten Knaben.

— 605. Den 15. — Des Kaufmanns Joh. Heinrich Daniel Prüsse Ehefr., geb. Degener, Brautstraße Nro. 29; von einem Mädchen.

— 606. Den 16. — Des Branntweinbrenners Johann Westermann Ehefr., geb. Hartje, Schnoor Nro. 3; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 225. Der Kaufmann Erich Rudolph Pagenstecher zu Hamburg und Elisab. Christiane Dorothee Hoppe hieselbst.

— 226. Der Kaufmann Heinr. Christ. Bühre und des verst. Branntweinbrenners Franz Wilh. Vagd Wittwe, Anna, geb. Treseler, hies.

— 227. Der Schiffscapitän Dierich (Diederich) Pandt oder Pant hies. und des verst. Steuermanns zu Copenhagen Amond Amonsen (Ohle Aumundsen) Wittwe, Anna Catharina, geb. Reeger.

— 228. Der Cigarrenmacher Joh. Christ. Bökemeyer hies. und Sophia Lerps aus Intschede.

— 229. Der Eisenkrämer Ernst Justus Siemers hies. und Wobeta Block zu Achim.

Nro. 230. Der Arb. Heinr. Wilh. Otting hies. u. Anna Catharina Leeken, genannt Loose, vom Kattenthurm.

— 231. Der Steinhauergesell Gottfried Heinr. Timpe und Cathar. Elisab. Holthuß hieselbst.

— 232. Der Cigarrenmacher Carl Friedr. Simon Lüthgens und Gesina Adelheid Sartorius. Beide von hier.

— 233. Der Blech- und Me singarbeiter zu Grohden bei Leesum Herm. Buchtenkirchen und Adelheid Corssen hieselbst.

— 234. Der Cigarrenmacher Christ. Schierloh, genannt Meyer, zu Hastedt und Meta Elisabeth Kohlmann, daselbst.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 41.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 21. May 1840.

Laß't denn fallen in Staub das Schöne, vom Staube geboren,
Bleibt doch stets, was der Geist Großes und Schönes gezeugt.

Erinnerung an Friedrich von Schiller,
am 9. Mai,
dem Todestage des deutschen Dichterfürsten.

„Auch das Schöne muß sterben," so klagt der unsterbliche Sänger:
Aber es lebt sein Lied ewig, das herrliche, fort.
Wohl muß sterben das Schöne, von irdischem Stoffe geboren;
Doch was geschaffen der Geist trotzet den Stürmen der Zeit.
Siehe, des Peleus Sohn, den göttergleichen Achilles,
Schützte der Schönheit Glanz nicht vor des Hades Gewalt;
Doch Jahrtausende tönt die goldne Mäonische Harfe,
Wenn sie, der Windsbraut gleich, mächtig den Zürnenden singt.
Längst ist zerfallen in Staub der Stuart herrliche Tochter;
Ach, das fürstliche Haupt sank vor dem blutigen Beil;
Aber der Trauergesang, von dem deutschen Barden gesungen,
Spricht der Verwesung Hohn, spottet des Todes Gewalt.
Nein, es verhallt dein Lied nicht, Sänger des Carlos und Friedlands,
Ob auch selber du schläfst leblos den ewigen Schlaf.
Horch! mich dünket, ich höre die heldenmüthige Jungfrau,
Wie sie, getrieben vom Geist, segnet die heimische Flur.
Seht, sie fasset das Schwert, die Oriflamme, und führet
Siegend der Franken Heer gegen Britaniens Macht.
Auch Helvetiens Retter, den Tell, den gewaltigen, seh' ich,
Wie zum furchtbaren Ziel sicher er lenkt das Geschoß.
Wehe dir, Geßler, der Pfeil, der des Knäbleins Leben bedrohte,
Findet ein besseres Ziel, spaltet, Tyrann, dir das Herz.
Soll ich Thekles gedenken und Max, der himmlischen Seelen,
Strahlend, wie Engel, rein mitten im Kampf und Verrath?
Ach, die gebiet'rische Pflicht, sie trennet die blutenden Herzen
Bis der sühnende Tod wieder die Liebenden eint.
Doch wer nennet sie alle die ewig tönenden Lieder,
Die mit rießiger Kraft, großer Verklärter, du schufst.
Millionen entzückt dein Sang, und wird sie entzücken,
Wenn der Enkel Geschlecht längst von der Erde verweht.
Laß't denn fallen in Staub das Schöne, vom Staube geboren,
Bleibt doch stets, was der Geist Großes und Schönes gezeugt.

Augusta Karoline Wenrich.

Die Zopfrevolte zu Mailand.

(Fortsetzung.)

Der größte Theil der Generäle nahm Napoleon's Plan mit Enthusiasmus auf, und sie ließen an alle Stadtviertel und Kasernen Tagesbefehle anschlagen, welche, nachdem sie alle Vortheile des kurzen Haares auseinander gesetzt hatten, dem Soldaten, der sich das Haar abscheeren ließ, die Versicherung aussprachen, daß er sich selbst und seinen Obersten dadurch einen Gefallen erzeigen werde. Der Name des Kaisers wurde aber auf keine Weise in diesem Schreiben genannt. Am Tage dieser Publication schnitten die Friseurs von Mailand mehr als zweitausend Zöpfe ab; doch am Abende fanden mehr als zwanzig Duelle Statt, weil ein Soldat beim Trinken den Kameraden, der sich am Morgen hatte scheeren lassen, einen Pudel genannt hatte, worauf dieser antwortete: „Ich will noch lieber einem Pudel gleichen, als einem so häßlichen Perrückenstock wie Du."

Von Worten war es zu Drohungen gekommen; die zwei Soldaten hatten sich duellirt, die Kameraden hatten sich zu dem Einen oder zu dem Andern geschlagen, und bald war dieser Wirthshausstreit zur Corpssache geworden.

Napoleon war im Lager von Boulogne, wohin er sich wieder zurückbegeben, von diesem Vorfalle durch Privatnachrichten in Kenntniß gesetzt worden. Er schrieb an seinen Schwager, und sagte ihm unter Anderem in einem Briefe vom 10. August 1805: „er müsse es so einrichten, daß Niemand sich gegen den Befehl aufwerfe, er müsse die Leute überzeugen." Er bat ihn auch, „nicht preußische Maßregeln anzuwenden," wie er sich ausdrückte, und schloß den Satz mit diesen Worten: „überrede Deine Mannschaft, man muß nichts mit Gewalt unternehmen." Murat berichtete an Napoleon alle Einzelheiten des Vorgefallenen, und macht ihm bemerklich, daß in einer so zahlreichen Garnison, vorzüglich bei dem esprit du Corps, der sowohl die französischen als die fremden Regimenter beseele, es nicht zu erwarten stände, daß eine so große Veränderung der Gewohnheiten schnell und ohne Widerspruch eingeführt werde. „Man kann noch von Glück sagen, daß der Befehl zu einer solchen Reform nicht mehr Unruhen veranlaßt hat." Er schloß seinen Rapport mit der Versicherung, daß die Maßregel, für deren gänzliche und endliche Ausführung er sich verbürge, nur nach und nach bewerkstelligt werden könne.

Auch vernachlässigte Joachim nichts zur Erreichung dieses Zweckes. Er ging selbst in die Kasernen, sprach mit den Unteroffizieren, die am eigensinnigsten bei ihrem Kopfputz verharrten, denn diese pflegen immer die Tonangeber zu spielen, und sie setzten damals hauptsächlich ihren Stolz in einen festgeflochtenen, wohl pomadirten und wohlgepuderten Zopf, der mit einem schwarzen eine Art von bouillonirter Rosette bildenden Band verziert war. Je colossaler dieser Zopf war, um so stolzer war der Infanterist auf diesen Schmuck der Natur, während die Reiter sich durch die drei fingerbreiten Flechten auszeichneten, die mittelst einiger an dem untersten Theile befestigten Bleikugeln bis auf die Brust herabhingen. Je mehr aber die Flechten und Zöpfe in einigen Regimentern abnahmen, um so fester bestanden die andern Corps darauf, die ihrigen beizubehalten, und unter diesen letztern befand sich die neapolitanische Legion, deren Soldaten erklärten, sie würden sich lieber erschießen, als scheeren lassen.

Joachim setzte seine Ehre in den guten Ausgang dieser Negociation. Er war von der Legion angebetet, und versammelte sie in dem Kasernenhof, wo, nachdem die Unteroffiziere einen Kreis um ihn gebildet hatten, er sie anredete, um sie

bei ihren Gefühlen, wie er sagte, zu fassen. Seine Beredsamkeit war aber vergebens, und er konnte, trotz allem Versprechen auf Avancement, nichts von ihnen erlangen. Er fing an, das Gelingen zu bezweifeln, als er glücklicher Weise Tatareau's gedachte, dieses Dragoners, der ihm in Egypten das Leben gerettet, und den er auf seine Bitten den neapolitanischen Husaren einverleibt hatte, als diese Legion unter seinen Befehl zu stehen kam. Tatareau's Rang (obgleich er noch immer Quartiermeister war, das seine Uniform schmükkende Kreuz der Ehrenlegion, sein geprüfter Muth, und noch andere gute Eigenschäften hatten diesen Husaren zu einer Art von Orakel erhoben, die Kameraden hatten ihn zum Chef de file gemacht und schworen nur bei ihm. Alles das wußte Joachim und ließ ihn ins Geheim zu sich rufen, in der Ueberzeugung, daß, wenn es ihm gelinge, diesen Soldaten zur Trennung von Flechten und Zopf zu überreden, die der andern auch fallen würden. In solchen Sachen bedarf es nur eines Einzigen, um das Beispiel zu geben, denn von jeher glichen Soldaten den Schafen von Panurge.

Als Tatareau eintrat, glaubte Murat zu bemerken, daß dieses Mal der Zopf des Unteroffiziers noch größer, als sonst, und daß seine Flechten länger und mit mehr als gewöhnlicher Coketterie geflochten seien. „Guten Morgen, mein Alter," sagte er mit freundlicher Begrüßung, „ich freue mich, Dich zu sehen; wie geht es Dir?" — „Aber mein General (Tatareau hatte aus alter Gewohnheit diese Benennung beibehalten, obgleich Murat seit der Errichtung des Kaiserreichs Marschall geworden war), es geht eben nicht schlimmer! — Pyramidensacrement! Die Gesundheit ist gut, der Dienst unverbesserlich, das Gewöhnliche immer außergewöhnlich, das Getränk reichlich und die Mailänderinnen sind gar artige Nachtvögelchen." Murat lächelte, doch veränderte er schnell den Ton seiner Sprache, und sagte etwas barsch: „Sag mir doch! Es scheint mir, als gehörtest Du auch zu den Aufrührern." — „Ich? Mein General!" — „Ja, Du! Du! Sehe ich denn an Dir nicht noch immer Flechten und Zopf?" — „Mein General, das ist eine Gabe der Natur, also auch naturgemäß!" — „Das mag sein, antwortete Murat mit etwas übler Laune; gewiß ist es aber nicht naturgemäß, daß Du durch Dein Beispiel Deine Untergebenen zu Ungehorsam und Undisciplin verleitest." Tatareau machte hier eine Bewegung und Murat fuhr mit anscheinender Ruhe weiter fort: „Weißt Du wohl, daß Du ein Spiel spielst, das zum Füsiliren führt? weiter sage ich nichts!" — „Mein General," antwortete der Quartiermeister mit einer Art von Würde, „man füsilirt nur Verräther und Feiglinge; aber wer kein anderes Unrecht begeht, als den Schmuck beibehalten zu wollen, der der Stolz des Soldaten ist, der ihm — und noch manchem Andern das Leben gerettet hat, dem thut man nichts!" Joachim fühlte wohl, worauf dieses Wort sich bezog, demungeachtet sprach er weiter und ward während des Redens immer heftiger. „Man füsilirt den Soldaten, der der Stimme des Chefs das Ohr verschließt. Selbst wenn er allein Schlachten gewonnen und Hunderte von Fahnen erobert hätte, so würde man es ihm doch anrechnen, man würde ihn doch füsiliren, denn durch die Disciplin unterscheidet sich der Soldat von dem Räuber; und wenn die Disciplin wegfällt, ist der Soldat nichts, als ein Räuber." — „Ein Räuber? Pyramidensacrement!" — „Ja, ein Räuber!" wiederholte Murat, mit dem Fuße stampfend, daß die Räder seiner Sporen klirrten, „und man muß die Regimenter von solchen reinigen."

*

Dieses etwas sehr soldatische Argument sollte auf das rohe Gemüth Tatareau's, der sich besser auf ein muthiges Kämpfen, als auf einen logischen Streit verstand, eine bedeutende Wirkung hervorbringen. Er antwortete jedoch mit der größten Ruhe: „Mein General, weder die einstigen Dragoner, noch die Husaren der neapolitanischen Legion verdienen Räuber genannt zu werden. Sie haben stets vor dem Feind ihre Pflicht gethan, sie hängen aber mehr an ihrem Zopf, als an ihrer Haut, und man kann wohl einen Zopf tragen, ohne ein Verbrecher zu sein." Murat unterbrach ihn ungeduldig. „Ihr wollt den Befehlen Eures Chefs entgegenhandeln? . . . Nun gut! Ich, der Euch befehligt, ich den der Kaiser mit der Macht zu strafen und zu belohnen belehnt, ich werde wohl Mittel finden, mich Eures Gehorsams zu versichern, und bei Dir am ersten!" setzte er hinzu, indem er mit dem Finger drohte. — „Sie haben das Recht, mein General," antwortete Tatareau, den keines dieser Worte bewegt hatte; dabei schlug er an seinen Kolpack und sagte: „man wird sich drein ergeben." — „Höre mich an," sprach Murat weiter mit viel sanfterem Tone, indem er den Arm des Unteroffiziers erfaßte: „Du weißt, daß ich ein Feind aller gewaltsamen Maßregeln bin; deßhalb, Alter! laß Dir Zopf und Flechten abschneiden. Deine Kameraden werden bald Deinem Beispiele folgen, und ich werde dann nicht genöthigt sein, gegen die braven Leute die ich, wie Du weißt, wie meine Kinder liebe, streng zu verfahren. Denn Dich — Dich achte ich hoch. — So gieb denn das Beispiel; bringe gutwillig Deinem General, Deinem alten Schulkameraden, dem Du einst das Leben gerettet, dieses Opfer; ich werde auch den Kaiser von Deiner Ergebenheit benachrichtigen."

Diese Worte rührten Tatareau auf ganz wunderbare Weise. Er senkte den Kopf und verblieb einen Augenblick in Gedanken vertieft. In seinem Innern schien ein heftiger Kampf vorzugehen, der Soldatenehrgeiz schien aber doch endlich den Sieg davonzutragen, er wollte nicht von demselben ablassen, und noch weniger sich in den Augen seiner Kameraden etwas vergeben.

„Joquin," sagte er, indem er Murat mit thränenden Augen anblickte; dann aber fiel ihm das Unpassende dieser Anrede ein: „Mein General, verlangen Sie mein Leben, mein Blut, Pyramidensacrement! aber fordern Sie nicht meinen Zopf! Sagen Sie zu mir: Tatareau, erkletere zu Pferd, mit Waffen und Bagage den Kathedralethurm zu Mailand, und ich werde sogleich mein indisches Fohlen besteigen, welches nicht mehr die Jeanneton mit den kurzen Ohren ist, und im dreifachen Galopp hinaufreiten. Oder sagen Sie zu mir: Tatareau, schwimme mit verbundenen Augen und gefesselten Händen und Füßen durch den Rhein, und ich werde willig den schönsten Hojumkopf, den man je in den Taucherschulen gesehen, ins Wasser setzen, um Ihnen eine Freude zu machen! Aber meinen Zopf, General! es ist mir durchaus unmöglich, den herzugeben, als den Mond auf meine Schabracke aufzupacken." Bei diesen Worten brach der Soldat in Thränen aus. „Nun, so geh denn; und wenn dieser strafbare Eigensinn strenger an Dir, als an Anderen, gerügt werden sollte, so hast Du es Dir selbst zuzuschreiben. Geh, sag ich Dir, ich will Dich nicht mehr sehen!" — „Mein General, Sie können mit mir Alles machen, was Sie wollen; zerschneiden Sie mich in tausend Stücke, zerstoßen Sie mich in einem Mörser, geben Sie mich den Bären der Menagerie zu fressen, Alles das thut nichts!" Nach diesem Ausbruch entfernte sich der Husar einige Schritte, doch kam er gleich zurück, wie von einem großen Gedanken erfaßt: „Ich hoffe, mein General, sagte er kaltmüthig, daß, trotz unsere

Meinungsverschiedenheit, Sie meine unveränderliche Anhänglichkeit und die unbegränzte Hochachtung, die ich für Sie hege, nicht bezweifeln werden."

(Die Fortsetzung folgt.)

* Zur Beherzigung.

Auf die, in den hiesigen wöchentlichen Nachrichten geschehene, Aufforderung an junge Leute, die sich dem Schulfache widmen wollen, hat sich im Unterhaltungsblatte eine warnende Stimme an letztere vernehmen lassen, welche zu bezwecken scheint, nicht so wohl den Mangel an jungen Lehrern noch zu vergrößern, als vielmehr die Aufmerksamkeit des bremischen Publikums auf den Stand der hiesigen Volksschullehrer zu richten. In dieser Absicht erlaubt sich auch Schreiber dieses ein Wort an Alle, die sich für Volksbildung, für wahre Aufklärung und darum auch für den Lehrstand interessiren.

Daß auch in unserm Staate die Wichtigkeit des Jugendunterrichts erkannt wird, bezeugen die vielen Anstalten, welche zu diesem Zwecke vorhanden sind. In keinem Dorfe unsers Gebiets fehlt eine Schule und in der Stadt selbst sind deren so viele, daß den Eltern gewiß oft die Wahl schwer fällt, in welche von ihnen sie ihre Kinder schicken wollen.

Der Unterricht der Jugend, ihre Erziehung zur Gottesfurcht ist aber keine leichte Sache und keine Invaliden vom Militär, keine abgehende Diener, keine zu andern Berufsarten ganz untaugliche Subjecte sind von Haus aus als Lehrer und Erzieher der Jugend brauchbar. Diese Wahrheit ist von unserm Staate anerkannt und darum eine Anstalt zur Bildung angehender Schullehrer, die wir gewöhnlich Schullehrerseminar nennen, gegründet und unterhalten. Hat diese Anstalt auch ihre Mängel, hält sie mit ähnlichen Anstalten anderer Länder auch den Vergleich nicht aus, so hat sie doch unläugbar für die Bildung hiesiger Schullehrer segensreich gewirkt, insbesondere seit Herr St.... Lehrer an derselben ist und wir dürfen behaupten, daß die aus derselben hervorgegangenen Lehrer, welche jetzt in voller Thätigkeit ihres Berufslebens, größtentheils alle von der Wichtigkeit desselben durchdrungen, sich demselben mit Eifer und Erfolg widmen.

Leider aber ist es gewiß, daß das Interesse für dieses Geschäft sich sehr vermindert hat. Schon die im Wochenblatte erfolgte Aufforderung des Seminardirectors scheint einen Mangel an jungen Leuten, die sich dem Lehrberufe widmen wollen, anzudeuten, und die Erfahrung hat dieses hinlänglich bestätigt. Nicht nur ist die Zahl der für den neuen Seminarcursus angenommenen Zöglinge so klein, daß man versucht wird zu meinen, es seien dem Staate die gewiß bedeutenden Unterhaltungskosten dieser Anstalt ganz zu erlassen, und dieselbe lieber aufzuheben; sondern es ist auch schon nöthig geworden, hin und wieder Gehülfs- oder Unterlehrer anzustellen, die entweder das Seminar gar nicht, oder nur so kurze Zeit besucht haben, daß sie keineswegs für ihren Beruf hinlänglich vorbereitet wurden. Ja man hat schon zu Ausländern seine Zuflucht nehmen und junge Leute anstellen müssen, deren gänzliche Unbrauchbarkeit sich späterhin nur zu deutlich ergab. In unserm Gebiete ist dieser Mangel an jungen Lehrern am ersten fühlbar geworden, und schwerlich dürfte die hochlöbliche Ober-Inspection der Kirchen und Schulen für die, durch Besetzung der kürzlich eingetretenen Vacanz, erledigtwerdende Gehülfslehrerstelle einen Menschen finden, der auch nur einigermaßen eine eigentliche Vorbildung für seinen Beruf erhalten hätte. Aber auch für die niedern Volks- und Bürgerschulen in der Stadt wird es bald an tüchtig vorgebildeten Lehrern fehlen und vielleicht die nächste Generation schon

alte, abgehende Domestiken, Invaliden, verdorbene Handwerker und dergleichen Subjecte, die in frühern Jahren den ehrenvollen Namen Schulmeister zu einem Spottnamen gemacht haben, wieder als Lehrer der Jugend, wenn auch vorläufig nur der Landjugend erblicken.

„Ja“, hört man Viele sagen, „das Volk, „die niedern Stände und namentlich die Bauern „brauchen auch nicht viel zu wissen; wenn sie noth„dürftig lesen, schreiben und rechnen können, so „sind sie geschickt genug, um das der Jugend bei„zubringen, wären auch die bezeichneten Subjecte „allenfalls brauchbar. Wenn die niedere Classe „des Volks mehr lernt, so will sie gleich höher „hinaus, hält sich zum Arbeiten und Dienen für „zu klug u. s. w.“ Vergessen die, welche so denken und reden denn ganz, daß selbst der geringste Tagelöhner als Mensch die Verpflichtung hat, die ihm von Gott verliehenen Anlagen und Kräfte auszubilden? Erwägen sie wohl, daß der Unterricht in der Schule nicht bloß Aneignung der im bürgerlichen Verkehr nothwendigen Fertigkeiten, sondern Geistesbildung überhaupt und Erziehung zu einem wahren Christen und guten Staatsbürger insbesondere bezweckt? Dieses aber kann nicht Personen anvertraut werden, die weder das eine noch das andere kennen. Nur der selbst wahrhaft gebildete Mann vermag wahre Bildung unter dem Volke zu verbreiten.

Woher rührt denn aber die außerordentliche Abnahme des Interesses für den Schullehrerberuf? Welches sind die Ursachen, daß sich so wenige junge Leute mehr geneigt fühlen, diesen Beruf zu wählen? So frägt gewiß Jeder, der auch den Tagelöhner und Landmann zu etwas mehr als zum bloßen Diener der bevorzugten Stände bestimmt glaubt; der auch in diesen Mitbrüder erblickt, die mit ihm einem Ziele nachstreben. Abneigung gegen die Sache selbst kann es nicht sein, denn man sollte doch denken, daß in unsrem frommen Bremen sich Männer genug finden, die mit Lust und Geschick wahres Christenthum, echte Geistesbildung unter der Jugend zu verbreiten suchten. Sollten nicht Jünglinge gern einen Beruf ergreifen wollen, dessen segensreicher Einfluß für Erde und Himmel so groß werden kann? O, gewiß! Aber auch Lehrer sind Menschen, haben als solche Bedurfnisse, deren Befriedigung sie sich nicht versagen können. Und wie ist es um die Mittel hierzu bei den Volksschullehrern bestellt?

Wenn der junge Mann, der sich diesem Fach widmen will, auch gleich eine Anstellung als Gehülfs- oder Unterlehrer erhält, so hat er neben freier Wohnung und Kost eine Einnahme von jährlich 15 bis 30 Rt., ja, Schreiber dieses kennt einen Lehrer, der als Gehülfe anfänglich 12 Rt. jährlichen Gehalt bezog, wofür er täglich 8 Stunden Schule halten mußte. Vergleicht man die Jahre, welche ein junger Mensch als Gehülfe verlebt, mit den Lehrjahren künftiger Kaufleute oder mit denen der Handwerker, so möchte von Seiten der Gehülfslehrer anfänglich über schlechte Besoldung nicht sonderlich zu klagen sein. Allein dazu ist dieser Zeitraum zu lange und ein ganz Theil desselben dürfte eher dem Commisstande unter den Kaufleuten oder, wenn man will, dem Gesellenstande der Handwerker entsprechen. Man vergleiche man den Lohn letzterer mit der Besoldung unserer Gehülfslehrer, und man wird gestehen, daß jeder tüchtige Handwerksgeselle das Doppelte, wenn nicht noch mehr verdient, als ein junger Lehrer, dem doch nicht selten der Unterricht einer bedeutenden Kinderschaar anvertraut werden muß, und von dessen Wirksamkeit für den spätern Unterricht so viel abhängt.

Kann man unter solchen Umständen es jungen Leuten verargen, daß sie sich nicht einem Be-

rufe widmen, von dem jetzt so viel verlangt wird, und der dabei so schlecht lohnt?

Aber vielleicht wird man denken, daß die spätere Lage der Lehrer günstiger sei, und daß sich die jungen Leute in Erwartung dessen gedulden könnten, welcher Trost häufig die auf dem Lande angestellten Gehülfen zum Ausharren ermuntern soll. Doch man höre nur! Hat der Gehülfslehrer nach langem Hoffen und Harren, wobei er nicht selten sich schon in eine Schuldenlast gestürzt hat, die ihn Zeit Lebens drückt, hat er endlich auf dem Lande eine Stelle erhalten, die eine redliche Ernährung einer Familie bei bescheidenen Ansprüchen erwarten läßt: so muß er seine Einnahme noch erst durch das Halten eines Gehülfen um wenigstens 80 bis 90 Rt. verkümmert sehen und der junge Mann, mit dem er Hand in Hand für Menschenwohl wirken soll, wird ihm eine Last, die um so schwerer auf ihm ruht, als letzterer häufig noch, an sich ganz rechtmäßige Ansprüche macht, die zu befriedigen er nicht vermag, ohne sich noch größere Lasten aufzubürden. Nun rechne man, was nach Abzug dieser unerläßlichen Ausgaben einer Familie, selbst von den bestfundirten Stellen — deren Ertrag man auf nicht mehr als 300 Rt. Brutto-Einnahme anschlagen kann — noch übrig bleibt und urtheile, ob nicht jeder Matrose, jeder Handwerker mehr verdient als der Landschullehrer.

Doch in der Stadt selbst stehen sich die Lehrer wohl besser? Ach, leider! nicht besser — schlimmer wird's heut zu Tage immer! muß es hier in Wahrheit heißen. Einnahmen, die von undenklichen Zeiten mit Schuldiensten verknüpft waren, werden bei Vacanzfällen eingezogen oder geschmälert und der Lehrer, wenn er noch in einigen Fällen sein tägliches Brot verdient, muß mit Sorgen und Kummer seinen Lebensabend — der ja häufig früh genug hereinbricht, um Anderen Platz zu machen — herannahen sehen: denn was bleibt der zurückleibenden Familie? Was anders als das Gefühl ihres Unglücks! Wird ja ein dienstesunbrauchbar gewordener Lehrer durch einen Gnadengehalt abgefunden, so geschieht das allein auf Kosten des Nachfolgers, der dem abgehenden Lehrer doch weiter nichts verdankt, als daß dieser ihm Platz gemacht hat. Der Familie des Lehrers glaubt man vollends gar keine Rücksicht schuldig zu sein, kaum hat er seine Augen geschlossen, so dringt der gleich darauf ernannte Nachfolger schon auf Räumung der Lehrerwohnung, weil er die neue Stelle, so bald wie möglich, antreten soll. Ja es steht zu erwarten, daß bei dem in unserm Staatshaushalte in dieser Hinsicht herrschenden Sparsysteme es ehestens zweckmäßig gefunden werde, völlige Ehelosigkeit unter den Volksschullehrern einzuführen.

Während demnach die Bedürfnisse (aller Stände) und die Ausgaben dafür sich mehren; während daher bei andern Ständen sich neue Erwerbsquellen in Menge öffnen — man denke nur an den Kaufmannsstand — oder der Arbeitslohn sich steigert — wie bei den Handwerkern, Tagelöhnern, Matrosen und selbst beim Militär —, wird allein der Lohn der Lehrer von allen Seiten geschmälert. Was vermöchte also wohl noch junge Leute zu erwecken, sich dem Volksschulfache zu widmen? Kann man von irgend einem Menschen einen solchen Enthusiasmus verlangen, daß er mit Hintansetzung aller, auch der erlaubtesten Rücksichten auf irdische Vergeltung, sich allein durch Anweisung auf den himmlischen Lohn zufriedenstellte? Müßten dann nicht alle Lehrer Schwärmer werden? Und an welchen Stand werden solche Ansprüche gemacht?

Die in Obigem gewiß nicht mit Uebertreibungen geschilderte Lage der bremischen Volksschullehrer, die in einzelnen Fällen sich ausnahms-

weise für jetzt noch etwas günstiger herausstellt, ist also als die Ursache zu betrachten von dem seit längerer Zeit schon fühlbar gewordenen Mangel an tüchtig vorgebildeten Gehülfslehrern. Gewiß ist sowohl dieser Mangel, als die schlechte Lage der Lehrer sehr zu beklagen und verdient berücksichtigt zu werden. Möchte jeder, der in seinem Kreise dahin wirken kann, daß es hier besser werde, dieses nicht versäumen! Möchten insonderheit die guten Väter unserer Stadt, die es nicht unter ihrer Würde hielten, auf einem Bürgerconvente über Abhülfe des Mangels an Matrosen zu berathen, auch hierüber baldmöglichst zu Nutz und Frommen der Lehrer und zum Heile der Jugend Beschlüsse fassen, welche eine bessere Zukunft erwarten lassen! s.

* Oeffentliche Fuhrwerke in Bremen.

Seit Sonnabend den 9. May d. J. hat Bremen Fuhrwerke erhalten, die an vier öffentlichen Orten von Morgen bis Abend zum Gebrauch des Publikums bereit stehen. Es sind Ein- und Zweispänner. Man nennt sie Droschken, obgleich es keine sind. In Amsterdam werden die öffentlichen Wagen, weil sie Räder haben, und nicht auf Schliesen ruhen Brummertje genannt. Nützlich und gut sind die Droschken fürs Allgemeine, besonders aber für Fremde, welche in der Stadt keinen Bescheid wissen, für diejenigen, deren Dasein an einem Orte schleunig erfordert wird und für Leute die nicht gut zu Fuße sind, ferner für Hüte und Kleider, welche keinen Sonnenschein oder Regen vertragen können, ingleichen für Fußwerk, welches Wasser zieht u. d. m. Es kann demnach den Wagen an Stadtreisenden nicht fehlen, und der Unternehmer darf einer reichen Erndte entgegen sehen.

Abergläubige hielten den Anfang des Unternehmens, am Sonnabend, als Schluß der Woche, für kein Zeichen der Dauer, sie sagen Anfang zum Anfang ist gut, aber Anfang zum Schluß nicht. Wie wir noch nie die Ansicht der Abergläubigen getheilt haben, können wir auch diese nicht theilen, sondern glauben vielmehr, diese Anstalt wird nicht allein dauernd sein, sondern sich zum Besten des Publikums vermehren, denn in der Folge dürften Mehrere, Wagen und Pferde, zum augenblicklichen Gebrauch, für Jedem zum Droschkenpreis und vielleicht noch weniger an geeigneten Orten, in ihren Wagenremisen stehen haben.

Bis jetzt sind die Droschken so gesucht, daß den Pferden und ihren Führern keine Zeit zum Mittagsbrot übrig blieb.

Die Fahrt oder die ¼ Stunde, je nachdem man auf Fahrten oder Zeit fahren will, kostet in einem Einspänner, für 1 oder 2 Personen 9 Gr. Mit einem Zweispänner 12 Gr. Ist ein Einspänner von Morgens 6 Uhr — mit Ausnahme einer Stunde zu Mittag, in Arbeit, so beträgt dieses für 1 oder 2 Personen täglich 5½ Rt. wöchentlich 38½ Rt. und jährlich 2007½ Rt.; gewiß ein artiges Sümmchen, wofür sich wohl ein Geschirr mit einem Pferde halten läßt.

* Vorläufige Anzeige.

Auch bei uns wird das Jubiläum der Erfindung der Buchdruckerkunst auf eine würdige Art gefeiert werden und wir halten uns im Voraus überzeugt, daß Bremen bei dieser Gelegenheit einen Beweis von der gediegenen Stufe seiner, dem größeren Theil seiner Bewohner inne wohnenden, Bildung ablegen wird, den einige vorlaute, schmähsüchtige Scribler ihm so gern streitig machen möchten.

Berichtigungen.

Seite 396 d. v. Bl. lese man statt inponirenden — imponirenden
— 397, 1. Spalte „ „ „ 38¾ LSt. in L. — 38¾ ÖSt. in
— daselbst „ „ „ 240 LSt. — 240 ÖSt.
— 397, 3. „ „ „ „ Thara 14% — Ggw. ½%

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die

SCHNELL-POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 41 des Bürger-Freundes für 1840.

Donnerstag, den 21. Mai.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Bekanntlich hat der Prediger A. Eberhard, an der Hofkirche zu St. Michael in München, zwei Predigten „über die gemischten Ehen" gehalten und auch drucken lassen. Die Zeitungen sprachen vor einigen Wochen viel davon, daß Hr. Eberhard es doch etwas in's Ungeheure getrieben und jede gemischte Ehe für eine Todsünde, für eine Sünde gegen den heiligen Geist ausposaunte, für welche Gott bei aller Gnade und Liebe in Ewigkeit keine Vergebung habe. Die Leute, welche in gemischten Ehen gelebt haben, müßten jenseits des Grabes bis über die Ewigkeit hinaus in Pech und Schwefel sitzen, und so weiter. Das war denn auch den Katholiken zu arg und es erscholl „eine Stimme für Protestanten von einem Katholiken als Volksbelehrung" wider die Eberhard'schen Mischungen von katholischen Dogmen mit Fanatismus, welche Broschüre ebenfalls in München gedruckt ward. Die drei Predigten sind uns zugekommen; sie liegen klar gedruckt vor uns, es ist also wirklich wahr und doch so unglaublich! Ein Priester der christlichen Religion kann auf die heilige Stätte der Kanzel hintreten — als heiliges Werkzeug der Religion der Liebe — und Haß, Verfolgung, Verdammung und andere Saat der Uebel predigen. Wie ganz anders klingt die Stimme gegen Eberhard! — Da zählt keine Synode mehr lange Register von Sätzen, die zur Seligkeit nöthig sein sollen. „Eins ist Noth! Ach Herr dies Eine lehre meine Seele doch! Das ist der Gesang aller Kirchen und Schulen, aller Hütten und Herzen. Da ruft's nicht mehr von dort herüber: Ihr seyd Ketzer und verflucht! und nicht mehr von hier hinüber: ihr seid Gaukler und verächtlich! Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater unser Aller, der da ist über uns Alle und durch uns Alle und in uns Allen. Seht da die Losung, womit sich alle umfassen, sehet da das Zeichen, woran sich Alle erkennen; sehet da den Felsgrund, worauf sich Alle sammeln; sehet da die Höhe wohin sich Alle flüchten und von wo sie geborgen hinabschauen auf die dunkeln Niederungen längst vergangener und vergessener Glaubenskriege und Bluthochzeiten. — Liebe katholische Christen! Wie gefällt euch diese protestantische Predigt? Ist sie nicht christlich, nicht dem Evangelium gemäß? Wird darin nicht der Glaube an die offenbarte Wahrheit empfohlen? — Es giebt freilich überall Mattgläubige, die nicht viel danach fragen, Ungläubige, die frech darüber spotten, und Alleinrechtgläubige in ihrem Wahne, welche lieber die ganze Welt in Brand stecken, ehe sie zugeben, daß auch Andere selig werden. Aber diese Mattgläubigen, alle diese Ungläubigen, alle diese Alleinrechtgläubigen in ihrem Wahne — machen die Kirche nicht aus, weder die katholische, noch protestantische, noch griechische." — So spricht ein Katholik und so spricht mit ihm jeder unbefangene, gesunde Christ.

Der deutsche Zollverein, der ohne Zweifel nächstens auch über Frankreich seinen Segen ausdehnen wird, hat diesen besonders in Sachsen bewiesen. Man meldet nämlich, daß das Königreich Sachsen durch den Beitritt zum Zollvereine bereits im Stande sei, die Erhebung eines halbjährigen Termins der Gewerbe- und Personalsteuer zu entbehren und diese Steuern deshalb zunächst bis zum Jahre 1842 aufgehoben werden sollen.

Vor einigen Tagen fuhr ein Engländer von Mainz nach Köln per Dampf. Schon vor Bingen wurde ihm die Zeit zu lange und um dieselbe sich zu verkürzen, setzte er sich in die Nähe des Steuermanns, kramte sein Fischerzeug aus, und fing mit vieler Gemüthsruhe zu fischen an. Alles was auf dem Verdeck von Passagieren, brach nun in Lachen aus, man stieß sich gegenseitig an, und plötzlich verschwand einer der Passagiere nach der Cajüte, zog die Angelschnur des Engländers ein, und befestigte einen geräucherten Häring daran. Der Engländer, welcher unterdessen von einem der Mitverschworenen unterhalten wurde, fühlte nun die Schwere, er zog — sein Antlitz verklärte sich dabei — er zog, bis endlich der scharfriechende Häring an seiner Nase war. Auf dem Verdecke wälzte sich beinahe alles vor Lachen. Der Engländer war wüthend. Der Condukteur des Schiffes wurde aufgesucht und dieser, selbst ein Schalk, brachte den Engländer dahin, daß dieser die ganze Geschichte in das Beschwerde-Buch eintrug.

Am Sonntag, den 3ten Mai, hat sich in Kreuznach ein sehr betrübender Unglücksfall ereignet. Von der Saline Theodorshall erhob sich eine zahlreiche heitere Gesellschaft jugendlicher Freunde beiderlei Geschlechts, um den großartigen Rothenfels zu ersteigen. Diese Tour ward auf einem romantisch aufsteigenden Waldwege binnen einer Viertelstunde mit Bequemlichkeit gemacht, und den Wandernden ward der bekannte Lohn einer unbeschreiblich schönen Umsicht. Man überschaut nämlich auf diesen riesigen Felsmassen gegen Nordosten das herrliche Rheingau mit der Taunuslinie, mit dem Nahgau und dem Rhein-Hessengau zu einem großen Bilde verschmolzen, gegen Mittag den Donnersberg mit andern Rheinbairischen Bergkuppen; tief vor den Blicken den himmelanstrebenden Rheingrafenstein, die Ebernburg, Franz von Sickingens Sitz, und an diesen Vordergrund schließt sich eine Abendlandschaft an, die sich über den größten Theil des Hundsrückens, bis an die Horizontal-Linie bei Frankreichs Gränze ausdehnt. Hier saßen die Freunde im Anschauen versun-

ken, als sich aus dem Freudenhimmel der Luft eine trübe Schicksalswolke zusammenzog. Ein junger Mann aus der Gesellschaft, ein Königl. Preußischer Post-Secretair, allgemein beliebt, hüpfte beim Weitergehen vor den andern her, und obschon ihn Professor B... mit andern Verständigen vor dem zu trockenen abschüssigen Boden und vor dem Berggeist warnten, so hörte er nicht! Je mehr die Damen baten: er möchte nicht so nahe an den Rand treten — er hörte nicht! — und gerade da, wo sich eine hervordringende Felsen-Nase mit Wald bedeckt zeigt, rief er scherzweise: „Es müsse ein schöner Tod sein, da hinunter zu fliegen", sprang, seiner Gewandtheit bewußt, auf den Vordergrund; doch siehe, es gleitet der rechte Fuß, der Hut entfällt ihm — er will darnach haschen, und stürzt in den tiefen Abgrund hinab. Nach einem allgemeinen Nothschrei — helfen, retten konnte hier keine menschliche Macht! — flogen die Freunde auf nächsten gangbaren Wegen hinunter und fanden den eben noch in jugendlicher Kraft Lebenden — todt, zerschmettert, am Abgrunde liegen! Eine allgemeine Trauer erfüllte am Abend die Stadt, und am 6ten wurde die Hülle des Heimgegangenen von den Freunden mit Trauermusik und Fackeln zu Grabe begleitet. Man ist über diesen Vorfall um so mehr aufgeregt, da seit Jahrhunderten auf den täglich besuchten Bergen noch Niemand verunglückt ist, weil der Verblichene ein sehr geschätzter junger Mann war und weil man den Schmerz mit fühlt, der die liebenden Angehörigen bei dieser Todesnachricht treffen muß. Man hat beschlossen, die Stelle, wo er fiel, mit einem Kreuze zu bezeichnen.

In der Dresdner Münzstätte ist eine genaue Werthschätzung der cursirenden Goldmünzen vorgenommen worden, und man hat gefunden, daß die mecklenburgischen Pistolen den sächsischen Augusd'ors und den preußischen Friedrichsd'ors am nächsten kommen. Ihr Werth beträgt 5 Thlr. 11¼ Gr., während die dänischen um 8 Pfennige, die braunschweigischen und hannoverschen um 9 Pfennige weniger werth sind.

Aus Frankreich.

Die Juli-Säule in Paris ist jetzt mit dem Genius der Freiheit besetzt worden. Er hat Flittige, da die Freiheit, wenigstens die französische, sehr flatterhaft ist, in der einen Hand eine zerbrochene Kette, deren Deutung in derselben Hand liegt; in der andern Hand aber eine Fackel, über deren Sinn die Gelehrten nicht einig sind. Einige halten sie für die Brandfackel revolutionairer Mächte, Andere für die Leuchte des belebenden Freiheitslichtes, für das Symbol des Segens der Freiheit. Um den Streit zu schlichten, sage man doch gleich, sie bedeutet beides; denn die Freiheit zehrt und nährt, tödtet und belebt, brennt und wärmt, verblendet und erleuchtet; die Freiheit ist eine Fackel, ein Feuer, das Welten vernichtet und Welten neue Lebenswärme giebt, je nachdem der Mensch mit diesem göttlichen Feuer umgeht.

Die Reitergesellschaft des Herrn Franconi gab neulich in St. Etienne Vorstellungen, hatte daselbst jedoch entschiedenes Unglück. Neben schlechten Einnahmen verlor sie mehrere der besten Pferde, und eines der besten Mitglieder kam auf eine wahrhaft tragische Weise ums Leben. Es war der sogenannte Herkules der Gesellschaft. Er gab gerade seine Kraftkunststücke, und hatte eine ganz besonders schwierige Stellung angenommen, die vom Publikum um so lebhafter beklatscht wurde, da der Künstler sie gar nicht verlassen zu wollen schien; man näherte sich ihm endlich, und ein Schrei des Entsetzens erscholl — er war todt.

Aus England.

Als kürzlich die Königin von England [illegible] ren wollte, waren die Dragoner, die gewöhnlich [illegible] corte dienen, noch nicht eingetroffen, und [illegible] ohne sie ab. Die Dragoner wollten nun [illegible] und jagten so wüthend hinterdrein, daß Einer [illegible] todt auf dem Platze blieb, und mehrere [illegible] dienstuntauglich wurden.

Unter 14 Angeklagten, die am 22. April [illegible] vor das Policei-Gericht in Marlborough-Street [illegible] wurden, befanden sich 12 Weiber, die man [illegible] trunken und besinnungslos auf den Straßen [illegible] hatte. Mehrere von ihnen lagen mitten im [illegible] daß sie jeden Augenblick in Todesgefahr schweb[illegible] darunter waren 82, 79, 71 und 67 Jahre alt; [illegible] ergaben sich, daß sie verheirathet sind, und in [illegible] Verhältnissen leben; eine andere ist die Wittwe [illegible] Bawis, der 1810 Sheriff von London war. [illegible] wurde mit Strafen belegt, der Rest gewarnt [illegible] sen. Da thäte freilich ein Pater Mathew (der [illegible] Apostel des Mäßigkeits-Vereins) noth!

Aus Italien.

Auch in Italien regt sich der Eisenbahngeist. [illegible] dem Bau einer Bahn von Venedig nach Mailand [illegible] kaiserliche Genehmigung erfolgt. Die Gesellschaft [illegible] statt des erbetenen Privilegiums auf 89 Jahre [illegible] und für die Vollendung des Werks wurden 10 Jahre [illegible] Inbegriff der steinernen Brücke über die Lagunen [illegible] setzt. Die Bahn von Monza soll noch in diesem Jahre [illegible] fahren werden.

Mosaik.

Der Leibkutscher des Kaisers Alexander von Rußland.

Der berühmteste russische Kutscher, der, obgleich gemeiner Bauruusse, fast eine historische Person [illegible] ist, war Ilia, der Kutscher des Kaisers Alexander, [illegible] diente seinem Herrn, treu wie sein Schatten, [illegible] lang, und war ihm lieb durch seine Erfahrung [illegible] Originalität. Er begleitete den Kaiser auf allen [illegible] Reisen, und ist daher nicht nur auf sämmtlichen [illegible] tausend russischen Poststationen, sondern auch in [illegible] europäischen Hauptstädten eine wohlbekannte Person. [illegible] verließ ihn auch im Tode nicht, und schlief, in [illegible] gehüllt, auf der ganzen Trauerreise der Leiche, von [illegible] rog bis Petersburg, unter seinem Leichenwagen. [illegible] er sehr häufig mit dem Kaiser allein war, so [illegible] Ilia's vom Bock in den Wagen herab gesprochene [illegible] oft nicht unwichtig, und mancher Höfling bot [illegible] gewichtigen Kutschers Gunst. Jetzt lebt er mit dem [illegible] eines Staatsrathes ruhig in einem Palais [illegible] burg's, wo er seiner Verwandtschaft und Bekannten [illegible] Feste giebt und Anekdoten vom entschlafenen Kaiser [illegible] ander erzählt. Der jetzige Kaiser hat ihm die [illegible] ertheilt, noch dann und wann, wenn er will, [illegible] der kaiserlichen Familie zu fahren. Und so [illegible] denn oft, wenn die Kaiserin spazieren fahren will, [illegible] ken Ilia auf den Bock steigen, und sich seines [illegible] mit Geschick und großem Anstande bedienen.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 41.

Bremen, Donnerstag den 21. May 1840.

Gestorben:

483. Den 31. December 1839 starb auf der Reise von Türks-Island nach Baltimore der Matrose des Schiffs „Clementine", Georg Woltmann, 16 Jahr; von hier gebürtig.

484. Den 16. May. Des Maurermeisters Christoph Poppe Sohn (todtgeb.); Ansgariithorssteinweg.

485. Den 16. — Der Arb. Joh. Carl Steinmeyer, 26 Jahr; Neustadtsdeich Nro. 10.

486. Den 16. — Der Fuhrmann Hans Peter Lindhorst, 69 Jahr; kl. Johannisstr. Nro. 4.

487. Den 16. — Des Arb. Martin Heinr. Starcke Sohn, 3 Wochen; Großenstr. Nro. 14.

488. Den 17. — Des Malers Ludw. Friedr. Busch Ehef., gb. Wild, 33 Jahr; Süderstr. N. 24.

489 und 490. Den 17. — Des Musicus Friedrich Gottlob de Clercq Zwillings-Töchter (todtgeb.); gr. Annenstraße Nro. 81.

Nro. 491. Den 17. May. Der Kaufmann Joh. Gustav Eggers, 24 Jahr; Faulenstraße Nro. 56.

— 492. Den 18. — Des Arb. Gerd Hinrich Ehlers Tochter, 15 Tage; gr. Johannisstraße Nro. 24.

— 493. Den 19. — Des Rentiers Hinrich Bischoff Ehefr., geb. Kothen, 78 Jahr; Neuenmarkt Nro. 1.

— 494. Den 19. — Des Schuhmachermeisters Hinrich Mackenroth Ehefrau, geborne Clausius, 52 Jahr; Schwanenstraße Nro. 2.

— 495. Den 19. — Der Maurergesell Arend Kleymann, 45 Jahr; außerm Steinthor Nro. 88.

— 496. Den 19. — Die Dienstmagd Cathar. Margar. Wellenbrock, 42 Jahr; Krankenhaus.

— 497. Den 20. — Anna Rebecca Dannemann, 74 Jahr; Knochenhauerstraße Nro. 31.

Geburten:

607. Den 14. May. Des Segelmachers Franz Tecklenborg Ehefr., geb. Brandorff, Geeren Nro. 36; von einem Mädchen.

608. Den 15. — Des Cigarrenmachers Georg Heinr. Stiering Ehefr., geb. Vette, gr. Johannisstraße Nro. 42; von einem Knaben.

609. Den 15. — Des Schlossermeisters Christ. Friedr. Ludwig Buchhorn Ehefr., geb. Fischer, Schnoor Nro. 2; von einem Knaben.

610. Den 15. — Des Küpergesellen Herm. Suhling Ehefr., geb. Rojahn, Corssen-Gang Nr. 21; von einem Mädchen.

611. Den 16. — Des Kaufmanns August von Cöllen Ehefr., geb. Drewes, Großenstraße Nro. 8; von einem Knaben.

612. Den 16. — Des Maurermeisters Christoph Poppe Ehefr., geb. Böse, Ansgariithorssteinweg; von einem todten Knaben.

613. Den 17. — Des Kaufmanns Joh. Caspar Koop Ehefr., geb. Höpken, Obernstraße Nro. 36; von einem Knaben.

614. Den 17. — Des Policeidieners August Potthoff Ehefr., geb. Rüter, Faulenstraße Nro. 21; von einem Mädchen.

615 und 616. Den 17. — Des Tischlermeisters Martin Monsees Ehefr., geb. Dove, Pelzerstraße Nro. 14; von Zwillings-Knaben.

Nro. 617 und 618. Den 17. May. Des Musicus Friedr. Gottlob de Clercq Ehefr., geb. Feldhusen, große Annenstraße Nro. 81; von todten Zwillings-Töchtern.

— 619. Den 17. — Des Cigarenmachers Joh. Heinr. Berghäger Ehefr., geb. Knapp, Piperstr. Nro. 7; von einem Knaben.

— 620. Den 17. — Des Detaillisten Ernst Louis Stadtlander Ehefrau, geborne Jacobs, Alten-Steinweg Nro. 26; von einem Mädchen.

— 621. Den 17. — Des Musicus Joh. Carl Franz Bohm Ehefr., geb. Kaufmann, Fedelhören Nro. 3 A; von einem Knaben.

— 622. Den 18. — Des Grobbäckers Johann Pralle Ehefr., geb. Daulsberg, kurze Wallfarth Nro. 4; von einem Knaben.

— 623. Den 18. — Des Zimmermanns Herm. Heinr. Maxmilian Lammers Ehefr., geb. Grimm, gr. Johannisstraße Nro. 187; von einem Mädchen.

— 624. Den 18. — Ein Mädchen — Marterburg Nro. 4 C.

— 625. Den 19. — Des Karottenziehers Joh. Heinr. Kleine Ehefr., geb. Meissel, Buntenthorssteinweg; von einem Knaben.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 42.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 24. May 1840.

Ich hab' sie gemacht recht gut und fest,
Ich hab' sie gemacht, daß kein Nagel läßt,
Ich hab' sie gemacht, daß der Deckel hält
Von dieser bis in die andere Welt!"

Die Stiefmutter.

Ballade von Joh. Gabr. Seidl.

„Habt, liebe Frau, Geduld nur noch heut,
Bald seid ihr von mir auf immer befreit;
Dann werd' ich euch und euerem Töchterlein
Auf dieser Welt nicht mehr im Wege sein!"

So ächzt die blasse Kranke voll Schmerz,
Und kreuzt ihre dürren Händ' auf's Herz;
Der Stiefmutter und ihrem Töchterlein
Könnt' aber kein Wort wohl lieber sein.

Die Stiefmutter und ihr Töchterlein
Die treten zum Meister Schreiner hinein:
„Herr Meister, wir brauchen eine Todtenruh',
Wir brauchen sie heut noch, drum seh' er zu.

Und mach' er sie nur recht gut und fest,
Und mach' er sie nur, daß kein Nagel läßt,
Und mach' er sie nur, daß der Deckel hält,
Von dieser bis in die andere Welt." —

Das sprechen die Beiden so lächelnd hin,
Dem alten Meister will's kaum zu Sinn;
Er hobelt und hämmert und sieht dazu. —
Wor'm Abend ist fertig die Todtenruh'.

Er trägt sie der Stiefmutter hin in's Haus,
Die aber tritt weinend und schreiend heraus. —
„Als ihr sie bestelltet, da schient ihr froh,
Und nun ich sie bringe, da weint ihr so?!

Ich hab' sie gemacht recht gut und fest,
Ich hab' sie gemacht, daß kein Nagel läßt,
Ich hab' sie gemacht, daß der Deckel hält
Von dieser bis in die andere Welt!"

Der Meister spricht es, und hilft in den Schrein
Ihr betten das — eigene Töchterlein;
Die blasse Kranke die starb noch nicht,
Die liegt im Winkel mit ernstem Gesicht.

Die blasse Kranke die wird gesund,
Die geht nach Jahren noch über den Grund,

Wo tief in des Schreiners festem Schrein
Die Stiefmutter liegt mit dem Töchterlein.

Die Zopfrevolte zu Mailand.

(Fortsetzung.)

Murat war indessen in der lebhaftesten Aufregung im Saale auf- und abgeschritten, jetzt stand er plötzlich still. „Deine Anhänglichkeit? Deine Hochachtung?" — wiederholte er, leicht mit den Achseln zuckend. „Ja, ich glaubte daran' als ich Dich um einen Beweis derselben bat. Aber geh nur; Freundschaften, wie die Deinige, sind sehr gebrechlicher Natur, sie zerschellen an einer Handvoll Haare. — Geh!" rief er mit furchtbarer Stimme, „ich liebe Dich nicht mehr, Du bist nicht mehr mein Landsmann, wir wurden nie zusammen erzogen. — Nein, Du heißt nicht mehr Tatareau, Du bist nichts, als ein Undankbarer!" — „Sie lieben mich nicht mehr, mein General?" stammelte der Husar, während seine Glieder convulsivisch zitterten, „ich soll nicht in der Frontonnière auf dem Kirchplatze geboren seyn? Wir wären nicht zusammen bei meinem Onkel in die Schule gegangen? Und in Egypten hätte ich Sie nicht" — hier hielt er plötzlich inne, doch fuhr er gleich wieder fort: „Und ich sollte nicht mehr Tatareau heißen?" — „Nein!" sagte Murat, den Kopf heftig von ihm abwendend. — „Und ich wäre — ich wäre — ein Undankbarer" — fügte Tatareau schluchzend hinzu. — „Gut, — schon gut — mein General!" Hierauf wendete er sich langsam auf der linken Ferse um, indem er die Hand an den Kolpack drückte, und wankte wie ein Trunkener zur Thüre hinaus.

Am andern Tag ließ Murat als allgemeine Maßregel einen Tagesbefehl ergehen, in dem weniger Napoleon's Wunsch, als der Wille des Generalgouverneurs ausgesprochen ward.

Wer vermag aber das Erstaunen, den Schrecken und die Unzufriedenheit der alten Krieger zu schildern, als sie diesen Befehl von des Kaisers Schwager vernahmen?

„Mein Zopf oder der Tod!" riefen sie Alle. „Ein Zopf kann auch dem Gouvernement zu etwas nützen! — Ohne meine Flechten," sagte ein alter Husar, „würden die Schurken von Mamelucken mir ein St. Andreaskreuz, das der Pabst nicht eingesegnet, auf das Gesicht gemalt haben. — Wenn ich nicht immer meinen Zopf bei mir gehabt hätte, so wäre ich, wie mein Patron St. Denis, mit dem Kopf unter dem Arm aus Egypten zurückgekehrt."

Kurz nachher steigerten sich die Gemüther in ihrem Grimme, und Joachim erhielt bald von allen Seiten Anzeige, daß in mehreren Regimentern, vorzüglich in den neapolitanischen Legionen viel ernstere Reibungen, als die früheren, Statt gefunden. Dieser Widerstand mußte die traurigsten Resultate nach sich ziehen, und die Billigkeit gerechtigkeit zu strengen Maßregeln treiben. Einige junge Husaren, in der Hoffnung auf das ihnen versprochene Avancement, hatten sich den Befehlen Murat's gefügt: aber kaum war das Opfer ihrer Zöpfe gebracht, als sie unaufhörlich die Zielscheibe der Witzworte und Neckereien ihrer Kameraden wurden. Neun Duelle waren erfolgt und französisches Blut ward auf den Wällen von Mailand vergossen, als wenn es die Vertheidigung der Nationallehre gälte. Joachim verzweifelte schon am Gelingen, als ihm eines Tags zu seinem Glück eine Hülfe kam, auf die er nicht gerechnet hatte. Eines Morgens beim Frühstück meldete ihm nämlich der Dienst habende Adjudant, daß ein Quartiermeister der neapolitanischen Legion ihn zu sprechen verlange.

Murat war für alle Soldaten zugänglich, denn er hatte es nicht vergessen, daß er selbst als

Soldat es dem General sehr übel würde genommen haben, wenn dieser ihn nicht empfangen hätte. Demungeachtet zog er die Brauen zusammen, als der Adjudant ihm halb leise zuflüsterte: „Herr Marschall, der Soldat ist einer von den großen Zöpfen der Legion, und gehört unter die Widerspenstigsten gegen das von Ew. Excellenz angeordnete allgemeine Haarabschneiden." — „Hat er seinen Namen gesagt?" — „Zu Befehl, Herr Marschall, er heißt Tatareau."

Bei diesem Namen erinnerte Murat sich des vor einigen Tagen Statt gefundenen Auftrittes und fühlte eine leichte Röthe in die Wangen steigen, denn er dachte mit Beschämung der so harten und wenig edelmüthigen Weise, womit er dem Manne, der ihm das Leben gerettet, begegnet war.

Der Ernst der Sache trug jedoch bald den Sieg über die Privatempfindung davon, und er faßte sich bald wieder.

„Schon gut," sagte er, vom Tisch aufstehend, ich kenne ihn, lassen Sie ihn eintreten und mit mir allein bleiben."

Tatareau wurde eingeführt und Murat nahm eine ernste Miene an, indem er alle Vortheile seiner hohen Stellung sich zu Nutze machte.

„Sie sind es?" sagte er, ohne ihn anzublicken. „Nun was wollen Sie? Was haben Sie mir zu sagen? Fassen Sie sich kurz."

Dieser eisige Empfang und das Sie, mit welchem Joachim ihn zum ersten Male seit fünf und zwanzig Jahren anredete, brach Tatareau das Herz. Er wurde bleich und fühlte seine Beine erzittern; dennoch glaubte er, vorwurfsfrei zu sein, und da er nicht der Mann war, der eine einmal gefaßte Meinung leicht aufgab, unterdrückte er die stürmischen Gefühle wieder und sagte mit leiser Stimme: „Pyramidensacrement, es geht schlecht!" und dabei schlug er mit der Hand an den Kolpack. — „Mein General — mein Marschall!" sagte er gleich darauf mit festerer Stimme, „ich wollte fragen, ob Se. Majestät der Kaiser und König, ganz expreß die allgemeine Maßregel, Zöpfe und Flechten abzuschneiden, befohlen hat, da ich das noch nicht in dem angeschlagenen Tagesbefehl gelesen habe." — „Der Kaiser hat nichts befohlen, unterbrach Murat mit scharfem Tone; ich war es, der von den Unteroffizieren und Soldaten der Garnison, deren Befehligung er mir übertragen, das verlangte, wozu ich sie schon früher durch ihre Anführer auffordern ließ. Man hat aber meinem ausgesprochenen Wunsche nicht gewillfahrt, und, meiner Seele!" sagte er, indem er Tatareau einen fürchterlichen Blick zuwarf und in der Heftigkeit ihn Sie zu nennen vergaß, „Du weißt es besser, als irgend ein Unteroffizier der Armee! und ich hätte doch denken können, daß nach aller Auszeichnung, die auf mein Verlangen der Kaiser der neapolitanischen Legion hat angedeihen lassen, dieses mehr, als irgend ein anderes begünstigte Corps, wohl das Opfer einiger unbequemen Haare hätte bringen können. Ein Beweis, daß dieses Opfer nicht so groß, ist der, daß die französischen in Mailand stehenden Regimenter anders gehandelt haben, als Ihr eigensinnigen Italiener." — „Entschuldigen Sie, mein General," sagte mit weicher Stimme Tatareau, der, wie Murat, auch wieder seine alte Gewohnheit angenommen hatte, „ich bin Franzos und von ganzer Seele Franzos! Pyramidensacrement!" — „Das kann wohl möglich sein; aber die Franzosen haben ihre Haare abgeschnitten, wodurch der Ungehorsam derer, die, wie Du, Flechten und Zöpfe beibehalten haben, nur noch mehr hervortritt .... Und wozu nützt dieser schlechte Zopf?" fuhr Murat, lebhafter werdend, fort. „Wer trägt denn noch einen Zopf? Die Dragonerhelme allenfalls, und das ist häßlich. — Doch Du, der Du Deinen Zopf so liebst — da er Dir

theurer ist, als die Achtung Deines Chefs, so habe ich beschlossen, Dich aus meiner schönen Legion wegzuschicken und Dich wieder zu den Dragonern zu thun, unter denen Du einst dientest. Statt einen Zopf, wirst Du dann deren zwei haben, wie jener Pascha von Egypten, der mich beinah getödtet hätte — — aber ich habe es Dir schon gesagt, und wiederhole es Dir, Du bist doch nur ein Undankbarer!"

Bei diesen Worten hatte Murat die Augen abgewendet. In Tatareau erweckte aber die Erinnerung an Egypten, vereint mit erneutem Vorwurfe der Undankbarkeit, den Schmerz von Neuem; und dieser ergriff ihn noch viel mehr, als die Drohung der Entlassung aus dem Regimente. Er trat einige Schritte zurück und sprach im Tone der tiefsten Ueberzeugung: „Mein General! in der ganzen Natur, im Departement Lot, in Egypten und wo Sie wollen, giebt es keinen Arm, kein Herz, das Ihnen so ergeben wäre, als das von Severin Tatareau, der in der Frontonnière geboren ist, das weiß Jedermann; und ich werde Ihnen beweisen, daß ich kein Undankbarer bin und auch kein Ungehorsamer! Der Commandant Jacquemin sagte gestern bei der Ronde in den Sälen gesprächsweise: Die Männer, die ihre Zöpfe abschneiden lassen, thun wohl daran; diejenigen, welche es nicht thun, mögen es bleiben lassen, es hat Jeder seinen freien Willen; aber das ist gewiß, daß ich denjenigen, der morgen bei der Abendfütterung noch Zopf und Flechten hat, auf einen Monat ins Gefängniß stecken werde, und wenn er da herauskommt, drei Monate auf die Stallwache; aber ich zwinge Niemand. Nun, mein General! Sie haben das Glück, schon seit länger meine gute Mutter, die alte Frau, und meine Schwester Josephine, die sich nicht verändert hat, zu kennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erdbeben und Vulcane.

Unter den zahllosen Erscheinungen dieser Erd fesselt ihre zerrissene Gestalt die Aufmerksamkeit in hohem Grade. Die Scheidung des festen Lan des von den Gewässern kann nur durch innere Kraft entstanden sein, und die Riesengebirge aller Länder und Zeiten, die Höhen und Thäler, Ebenen und Schluchten sind das Werk ihrer verborgenen Macht.

Kaum sind es 13 Jahre, seit Elie de Beaumont die Erdlehre berichtigt, das falsche Wissen auf die Bahn der Wahrheit geleitet hat. Vor ihm waren unsere Kenntnisse schwankend, ungereimt, oft lächerlich. Zwar bot die Erde Beweise genug von innerem Wirken dar, aber den Wald konnte man vor Bäumen nicht sehen. Jeder wollte eine Stimme haben bei der Entschleierung der wunderbaren Gestaltung des Bodens; selbst Voltaire konnte nicht schweigen, und ließ die Muscheln der Gebirge durch fromme Pilger dahin tragen.

Die Verbindung zwischen Erdbeben und feuerspeienden Bergen haben die Bewohner oft erschütterter Landstriche längst erkannt. So oft die vulcanische Thätigkeit, vielleicht durch innere Trümmer verschüttet, zur Ruhe übergeht, durchwühlen über kurz oder lang fluthende Strömungen den Boden, und erstrecken sich weithin unter der zitternden Erde. Mit Angst und Sorge blickt der Mensch jenseits nach der leblosen Zinne, und harrt ungeduldig der Rauchwolken, der Flammensäulen und der brennenden Ströme. Sobald sie erscheinen, entweichen die gebundenen Dünste, und die Erschütterung hört auf. Es muß eine Zeit gegeben haben, wo jede Erdscholle erbebte, jedes Stäubchen wirbelnd wankte, und die vulcanische Kraft durch zahllose Feuerschlünde einen Weg nach außen sich bahnte. Fast überall ist die Erde mit verbrannten Trümmern bedeckt, überall stehen erloschene

Schlünde, und wo sie nicht gefunden werden, sind sie entweder verschüttet, oder der Widerstand der Erdrinde war zu groß, um hier einen Ausweg zu finden.

Schließt man aus der Gegenwart auf die Vergangenheit, so leben wir in einer Zeit verhältnißmäßiger Ruhe. Die härtesten Prüfungen der Erde sind überstanden, vorüber sind die Wehen der Geburt, und über große Räume hin lagern die Spuren einer zürnenden Kraft. Fanjas Saint-Fond hat im Vivarais und Velay vulcanische Lagerstätten erkannt, welche über 100 Geviertstunden bedecken. Von der Sierra Nevada, der Quelle des Santa Cruz, hat sich ein Lavastrom östlich ergossen, der über 40 Stunden lang und 1 bis 2 Stunden breit ist. Da, wo er an die Wand der Cordilleren sich lehnt, ist er über 2000, am östlichsten Ende 120 bis 350 Fuß dick. Der ganze Boden in der Nähe von Neapel ist auf mehrere Stunden hin verbrannte Materie, und die Lava steigt unter die Fläche des nahe liegenden Meeres hinab. Selbst das versunkene Pompeji ruht noch auf vulcanischem Grunde, und spätere Gluthströme haben es abermals mit einer 12 Fuß dicken Brandrinde bedeckt. Kräftiger noch haben die Elemente über Herculanum gewüthet, und mit einer 100 Fuß dicken Lavaschichte überzogen.

In Amerika streicht eine Kette der höchsten vulcanischen Spitzen vom Feuerlande bis jenseits Mexico hinauf, und einzelne Brandkegel werden noch weiterhin angetroffen. Auf riesenmäßigem Muttergestein, das zwischen 3000 und 14,000 Fuß über die Meeresfläche sich erhebt, ragen vom Sarmiento (Volcan Nevedo), unter dem 55sten bis zum 20sten Grade südlicher Breite hinauf, vier und zwanzig theils erloschene, theils brennende Krater hervor, und streben thurmähnlich himmelan. Ehemals galt der Chimborazo für den höchsten Feuerberg, bis Pentland den Sorato und Illimani noch höher gefunden, und nun auch den Aconcagua in Chili, nach den Messungen des Weltumseglers Fitzroy, auf die Höhe von 23,200 Fuß angegeben wird. Ueber die weite Fläche des großen Oceans sprühen noch ungezählte Brände in den Luftkreis, und der asiatische Archipel erbebt unter der Last seiner Feuerberge. In Java werden an vierzig gezählt. Weniger bekannt sind sie in Borneo, aber die Gebirgsstöcke erreichen dort die Höhe der amerikanischen Berge. Der Kiney Banlu soll selbst den Bergen Hochsiens gleichkommen.

Aber nicht allein auf dem festen Lande sind die Vulcane vertheilt auch in der Tiefe des Meeres äußert sich ihre Gewalt. Wie der Boden wellenförmig sich gebärdet, schwankt das Meer weithin über der wogenden Kraft, und das sanft hingleitende Schiff wird von seinen Schlägen erschüttert. In der Nähe von Island, im Mittelmeere, am Abendrande von Amerika, in den asiatischen Gewässern haben Schiffe solche Erschütterungen verspürt, und zagend glaubte die Mannschaft gestrandet zu sein. Vom Jahre 1747 bis zum Jahre 1836 haben dreizehn Schiffe solche Stöße im atlantischen Meere gegen den Aequator hin empfunden, und Capitän Huntley hat sogar vulcanische Asche in den dortigen Gewässern gesammelt und nach Calcutta gebracht. Ueber 200 Vulcane sind auf dem festen Lande noch in Thätigkeit, und weit größer ist die Zahl der erloschenen.

Wenn Dünste in einem verschlossenen Raume sich entwickeln, wird ihre erschütternde Kraft im Verhältnisse mit ihrer Masse und dem Grade ihrer Dehnsamkeit stehen. In ungemessener Tiefe des Erdreichs lagern die brennbaren Stoffe der Urbildung unseres Weltkörpers, einhüllend den festen, metallischen Kern, und seit Jahrtausenden lodernd in verborgener Gluth. Allem Anschein nach ist die Erdrinde an vielen Stellen ein schwe-

bender Bogen über dem verhüllten Brande, und weithin strömen die Dünste in diesen unterirdischen Gewölben. Wie die Oberfläche unseres Weltkörpers zerrissen und zersplittert ist, mag die Wölbung des Gluthherdes beschaffen und durch zahllose Felsengänge und Schluchten verbunden sein. Oft werden diese Gänge verschüttet, Ströme glühender Lava füllen sie aus, bis sie abermals zerrissen und abermals ausgefüllt werden. Es ist Eigenschaft der Dünste, daß ihre Dehnkraft mit dem Grade der Dichtigkeit der Körper im Verhältnisse steht, aus welchen sie erhalten werden. Daher die Schnelligkeit ihrer Bewegung und die Heftigkeit ihrer Ausbrüche, wenn sie auf Widerstand stoßen.

Man hat die Beobachtungen gemacht, daß Erdbeben auf 600 Stunden in die Länge und 300 in die Breite sich erstrecken, die Strömungen des Meeres und die Oberfläche des Bodens verändern. Man hat gesehen, wie Städte krachend durcheinander stürzen, Flüsse versiegen, Felsenmassen wie Spreu zersplittert, große Länder in die Höhe gehoben und wieder versenkt werden. Allein, was auch die Bilder sein mögen, welche uns die Gegenwart entgegenhält, nie können sie mit jenen früherer Zeiten in Vergleich kommen, wo meilenbreite Felsenmassen durch namenlose Kraft aus der Tiefe hervorgestiegen sind und die Erde mit den höchsten Gebirgszügen in allen Richtungen bedeckt haben. Dennoch haben wir Beispiele genug von fast plötzlich erstandenen Bergen, Vulcanen und Inseln. Der Monte Novo bei Neapel hob sich am 29. September 1538 in Folge eines heftigen vulcanischen Ausbruches empor, und schon den Tag zuvor war das Land zwischen dem Monte Barbaro und dem Meere beträchtlich in die Höhe gegangen. Auf gleiche Weise sind die Inseln Ischia und Lipari durch einen vom Meeresgrunde sich erhebenden vulcanischen Ausbruch entstanden, und noch neuerlich (1836) trat die Insel Julia zwischen den Mineralquellen von Teiacca und der Eilande Pantellaria hervor, sprühte Rauch und Flammen, und versank nach wenig Monaten wieder, ohne eine Spur zurückzulassen. Strabo, Plinius und andere Schriftsteller geben den Inseln Santorini, Theresia und Kameni den nämlichen Ursprung. Auch in der Nähe von Terceira ist im Jahre 1720 eine neue Insel hervorgetreten, und das Meer schien in ihrem Bereiche zu kochen. Bimssteine und Aschenmassen wurden über Terceira geschleudert, und ein donnerndes Getöse erfüllte die Bewohner mit Schrecken. Auf mehrere Stunden um Terceira hin war das Meer mit halbverbrannten Fischen bedeckt, und zahlreiche Züge von Seevögeln labten sich an dem köstlichen Schmause. Vom Vorgebirge Finisterre bis an den Canal strömten Bimssteine hin, und die Küsten von Terceira waren damit bedeckt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Listen schlechter Zahler.

Zwei Leute, die wahrscheinlich selbst viel Schulden machten, so lange ihnen noch Jemand borgte, sind jetzt auf ein seltsames Auskunftsmittel verfallen, sich nothdürftig zu nähren; sie geben nämlich eine Art von lithographirter Zeitschrift, „Liste schlechter Zahler," heraus, welche die Pariser Kaufleute, und insbesondere die Schneider, Schuster und Hutmacher vor Individuen warnen soll, die dafür bekannt sind, daß sie gern auf Credit kaufen und dann ihre Rechnungen zu bezahlen vergessen. Diese Liste wird für zwölf Franken jährlich den Abonnenten von Monat zu Monat ins Haus geschickt; daneben erhalten sie noch am Schlusse des Jahres eine Generalübersicht sämmtlicher schlechten Schuldner; in einer besondern Abtheilung der Liste werden die schlechten Schuldnerinnen aufgeführt, und sie erfahren nicht

allein Wohnung, Namen und Stand, sondern auch ihr Signalement und oft noch eine spöttische Biographie in einer Zeile, so daß sie um so besser gegen Leute auf der Hut sein können, die auf ihre Kosten elegant gekleidet sein wollen.

Natürlich ist mit solchen Persönlichkeiten der widerwärtigste Skandal verbunden. Nachrichten, die man nimmt woher sie kommen mögen, und die meistens von einem gereizten Gläubiger stammen, können die ehrenwerthesten Männer, die so ohne Weiteres unter das Gelichter betrügerischer Schuldenmacher geworfen werden, öffentlich an den Pranger stellen, die Notizen, durch welche die Kaufleute gewarnt werden, sind in dieser Art:

Herr K. (im Texte sind alle Namen ausgeschrieben) ein junger hübscher Mann, sehr elegant gekleidet, giebt sich für einen Advokaten aus, wohnhaft Straße .... Herr D.., schöner Mann, mit schwarzem Haar und einem großen Schnurrbarte; Herr P.., Geschäftsmann, groß und dick, dunkles Haar, sehr kurzsichtig; Herr Baron von W.., schöner junger Blondin, ist ausnehmend höflich; Herr B.., Arzt, fein frisirt, hat ein sehr einnehmendes Wesen; Herr K.., Engländer, ist mager und blond, hat sehr dünne Beine; Herr D.., großer und schöner Blondin, erscheint mitunter in Begleitung einer Gräfin.

Ganz im selben Style sind die Damen gleichfalls mit Nennung ihres vollen Namens und ihrer Wohnung geschildert:

Frau von B.., hübsche kleine Frau mit sehr dunklem Haar; Frau Baronin von L.., große blonde Dame, führt einen Hund am Bande; Madame R.., groß und mager, hat falsche Zähne; Madame D., groß, hat dunkles Haar und eine spanische Physiognomie; Madame B., groß und blond und von vielem Embonpoint, hat sehr große Füße.

Keine von diesen Damen hat sich klagend an das Gericht gewandt, wie streng auch mitunter die Kritik der Herausgeber jenes Blattes ist, aber Herr K., von dem gesagt wurde, er gebe sich für einen Advokaten aus, der diesem Stande wirklich angehört und keineswegs zahlungsunfähig, sondern im Besitz eines Vermögens ist, das ihm den Genuß einer Rente von 30,000 Franken sichert, hat geglaubt, es seiner Würde und der des Standes, dem er angehört, und von dessen Mitgliedern mehr als dreißig auf den fatalen Listen stehen, schuldig zu sein, daß er die Insolenz der Herausgeber, Boucher und Cornevin werden als dieselben genannt, nicht ungestraft hingehen lasse. Außerdem hat er noch den Kaufmann Houard, der seinen Namen und die auf ihn bezügliche Notiz den Herausgebern mitgetheilt hat, vor Gericht fordern lassen. Als Grund, weßhalb Houard das getyan, führt Herr K.., in seiner Klage an, daß er ihm seine Kundschaft entzogen, weil er ihm eine schon bezahlte Rechnung von 23 Franken noch zum zweiten Male abgefordert habe. Dupin führt seines jungen Collegen Sache. — Boucher und Cornevin wurden zu achttägiger Gefängnißstrafe verurtheilt und müssen dem Beleidigten mit Houard zusammen 500 Franken zahlen; Houard verfällt noch außerdem in eine Geldstrafe von 200 Franken. Auf Kosten der Beklagten soll das Urtheil in drei öffentlichen Blättern bekannt gemacht werden.

---

* An den Hrn. Past. Mallet.

(In Bezug auf dessen Worte im Kirchenboten vom 10. May.)

Nichts ist in der That leichter, als einen Gegner vornehm zu verhöhnen, den man mit den Waffen der Wissenschaft zu besiegen sich zu schwach glaubt. Ich verzichte darauf, Ihnen den Vorwurf, welchen Sie mir machten, zurückzugeben. Aber

holen Sie sich die Antwort bei dem gebildeten Publikum, auf wessen Seite die Sache desperat stehe, bei mir oder bei Ihnen. Die Anonymität meiner Replik kann derselben nicht zum Nachtheil gereichen. Sie ist aber so gestellt, und gewiß absichtlich, daß Sie genöthigt sind im Fall der Erwiederung in's Einzelne des Streits einzugehen. Es entscheiden mithin alsdann nicht mehr Allgemeinheiten, die Lieblingsbilder Ihrer Phantasie, durch welche nichts erklärt, entschieden und gewonnen wird, sondern gewichtige Gründe und das Urtheil der Wissenschaft. Inwiefern Sie nun diesen Kampf scheuen, weiß ich nicht.

Hätte ich übrigens eine so kecke Stirn und dächte ich, so wie Sie, Alles durchzusetzen, dann würde ich gleich offen hervortreten. Auch wird mit der Zeit mein Name Ihnen schon bekannt werden. Bis dahin begnügen Sie sich mit dem Bekenntniß, daß Sie es mit einem ebenbürtigen Kämpen zu thun haben, der seine schärfsten Hiebe noch aufgespart hat.

Sie sind es Ihrer Sache, die Sie so enthusiastisch vor's Publikum brachten, schuldig, Rede und Antwort zu stehen, aber nicht in bombastischen Phrasen, hinter welchen nur das Gefühl der Schwäche nothdürftig sich verbirgt, sondern in philosophisch-wissenschaftlicher Erörterung, die allein hier zum Ziele führen kann.

Messen wir uns denn gegenseitig auf dem Gebiet der Wissenschaft, damit die Wahrheit gereinigt von allen Schlacken, mit welchen die Menschen sie besudelten, siege und triumphire! Ist es Ihnen um die reine christliche Wahrheit zu thun, so mir doppelt und dreifach. Sie muß das Feld behalten und menschlicher Aberwitz soll untergehen!

* Inschrift auf einem Denkmal.

Wir waren letzten Sonntag in Oberneuland, sahen ein neues Denkmal auf dem Friedhof, fanden, daß solches in wenigen Worten viel enthielt, schrieben diese daher ab und geben sie hier, weil es uns Vergnügen verursachet auf Denkmälern gute Inschriften zu sehen.

Denkmal

für Wöltje Averbäck, geboren am 15. September 1776, verehelicht zum ersten Male 1805 mit Anna Sophia Meyer, zum zweiten Male 1837, mit Anna Rebecka Meyer, kinderlos gestorben den 24. December 1839, errichtet von seiner hinterlassenen Ehefrau 1841.

Christ im Wesen, nicht im Schein
Strebt' er wahrhaft fromm zu sein.

Ein Wort für Behandlung der Dienstboten.

Es giebt genug Hochmüthige, bei denen zuerst sie selbst, dann noch zwei Mal sie selbst, 4) die Kinder, 5) das Schooßhündchen oder die Katzen oder der Papagei, 6) der Hauslehrer und nach 7) und 8) endlich die Dienstboten kommen. Wie schön waren die Worte, welche Mrs. Elisabeth Fry aus London, welche mit einigen Quäkerfamilien vor einiger Zeit in Berlin war, in einer Versammlung Gleichgesinnter sprach! Sie setzte auseinander, daß die Dienstboten mit der Familie, wo sie dienen, in einen sittlichen Verband treten, in welchem Verhältnisse sie deshalb geistig und sittlich gewürdigt und wie Kinder von ihren Eltern behandelt, erzogen und bevormundet werden müßten. Die wackere Frau hatte in dem Gebiet der Verbrecher sehr viele Erfahrungen gesammelt und bewies daraus, daß viele als Verbrecher bestrafte, zum Richtplatze geführte Dienstboten die geistige Quelle ihrer Verbrechen in ihren Herrschaften nachgewiesen haben. Die Herrschaften sind freilich nicht bestraft, weil die Quelle nicht juristisch geformelt war; aber die moralische Schuld haftet um so hartnäckiger auf ihnen.

(Hierbei als Beilagen: "Schnellpost ꝛc.", und "Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

X. Daves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domthor.

Die

SCHNELL-POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 42 des Bürger-Freundes für 1840.

Sonntag, den 24. Mai.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Man schreibt aus Berlin: Es ist ziemlich außer Zweifel gestellt, daß Alles, sogar der Teufel und die Jesuiten, ihr Gutes haben. Das Todte auch. Der Franzose Séguin hat der französischen Akademie die Entdekung mitgetheilt, daß man aus todten Pferden Gas als Straßen-Beleuchtung gewinnen kann. Er vermag aus einem Pferde, das nicht gar zu dürr ist, 25,000 Litres Gas zu entwikeln, welches auf 410 Stunden Licht giebt. Kostet ein todtes Pferd höchstens 17 Francs, die andern Vorbereitungen 8 Francs, so ergiebt sich eine ungemein wohlfeile Art der Straßen-Beleuchtung, da es nie an Stoff fehlen kann, weil jährlich in Paris über 15,000 Pferde aus diesem Jammerthale des Lebens abscheiden. In Berlin würde diese neue Stoffart auch sehr leicht zu gewinnen und unstreitig allein aus den Droschkenpferden bedeutend zu gewinnen sein. Wen freut es aber nicht, daß dieses edle Thier, welches dem Leben der Sterblichen auf so mannigfache Weise dient und es bequem macht, nun noch nach seinem Tode nützt und aus seiner irdischen Hülle Licht und Leben zu spenden vermag?

Aus Breslau schreibt man: An einer unserer evangelischen Kirchen lebten zwei Prediger in Feindschaft, so daß, als das betreffende Pfarrhaus neu gebaut wurde, der Magistrat veranlaßt wurde, in demselben zwei Separat-Ausgänge anbringen zu lassen, damit keiner der beiden Herren genöthigt wurde, die Schwelle des Andern zu überschreiten. Vor wenig Tagen sind sie beide an einem Tage gestorben und wurden beide zu einer und derselben Thüre hinausgetragen nach der Ruhe, die sie einer dem andern im Leben nicht gönnen mochten.

Auf der leipzig-dresdner Eisenbahn haben sich, wie's ohne Eisenbahnen auch geht, ein paar Unfälle ereignet. Die Locomotive eines von Leipzig kommenden Güterzugs gerieth von den Schienen und stürzte mit einigen Güterwagen von dem Damme hinunter, wobei einige Führer des Transports schwer verwundet wurden. Später gerieth ein Wagen mit Gütern in Brand, man glaubt durch verheimlichte Streichzündhölzer, die seit Kurzem überhaupt viel Schaden angestiftet haben.

Aus Frankreich.

Jüngst fand in der Nähe von Paris ein sogenanntes Kirchthurmrennen Statt. Fünf Reiter suchten, Einer vor dem Anderen, das Ziel zu erreichen, nach welchem sie querfeldein jagten. Aber zweihundert Schritte vor dem Ausgangspunkte stürzten alle Fünf in einen Graben. Ein Pferd ward dabei getödtet, ein Reiter übel zugerichtet, drei der Wettenden arbeiteten sich empor und setzten ihren Weg fort, allein der Eine auf dem Pferde eines Anderen, da sein eigenes todt im Graben geblieben war. Nach unendlichen Mühen beim Ueberspringen der Mauern und Hecken trafen sie am Ziele ein. — Von der Lebensgefahr für die Reiter abgesehen, sollten die Regierungen das Kirchthurmrennen verbieten, denn es ist eine empörende Thierquälerei.

In Frankreich ist ein Preis von 2000 Fr. ausgesetzt für den besten Beweis, das Jeder (sollte wohl vielmehr heißen: jeder katholische Christ) berechtigt sei, die Bibel zu lesen. Zwei Professoren der Theologie zu Montauban sind unter den Preisrichtern. Also wird der Beweis wohl weniger aus der gesunden Vernunft, als aus den kanonischen Gesetzbüchern und aus den Kirchenvätern zu führen sein.

Graf Leon de Laborde, der sich in typographischen Angelegenheiten Verdienst erwarb, wird wahrscheinlich einen Fehdehandschuh nach Deutschland geworfen haben, indem er in der Schrift: „Début de l'imprimerie à Strasbourg" (Paris. 1840.) sehr deutlich zu verstehen giebt, daß doch wohl der Holländer Lorenz Coster der eigentlichste Erfinder der Buchdruckerkunst sei. Er will dies näher darlegen in einer andern, unter der Presse befindlichen Abhandlung: „Recherches sur la découverte de l'Impression dans les Pays-bas." — Nun, wir wollen's abwarten, hören, was er sagt, und wieder hören, wie deutsche Gelehrte seine Untersuchungen untersuchen.

Im Eure-departement ist die Brodnoth groß; die Bäcker nur fühlen sich wohl dabei. Dieses Behagen ward aber unlängst in Pont-Audemer für die Herren unangenehm berührt. Der Besitzer der Mühle des Baquets in der Nähe der Stadt hat mehrere Backöfen in der Stadt gemiethet und läßt hier Brod backen, das er um 35 Cts. unter dem von der Ortsobrigkeit festgesetzten Preise für 6 Kilogrammen verkauft. Alle Bäcker der Stadt erhoben sich nun wie ein Mann gegen dieses schändliche Benehmen; die Sache ward beim Gerichte anhängig und hier erklärte der Verkäufer des billigen Brodes nun, er habe die Absicht, der allgemeinen Noth 100,000 Fr. zu opfern; er sei der Mann dazu und hoffe, die Herren Bäcker würden sich in Frieden seinem Vorhaben fügen. — Der richterliche Bescheid lautete dahin, man könne Niemandem verbieten, Brod unter dem festgesetzten Preise zu verkaufen; dies stehe den Klägern so gut, wie dem Beklagten frei. Erstere werden aber wohl schwerlich von dieser Freiheit Gebrauch machen.

Was die Civilisation nicht Alles erfindet! In Paris giebt es jetzt, nach dem „Piloten," „Sektions-Soi-

reen." In einem geschmackvoll dekorirten Salon, wo die glänzendste Gesellschaft — darunter natürlich junge Damen — versammelt ist, wird nach einem Musikstück, das irgend ein berühmter Künstler ausgeführt, ein Kadaver auf den Tisch gelegt und zum Vergnügen der Gesellschaft nach allen Regeln der Kunst zerlegt. Zum Glück ist dieser Kadaver nur ein Gliedermann, ein Meisterwerk der Kunst. Diese Puppen, welche sich allen Launen des Skalpells willig fügen, hat der Doktor Auzou erfunden und verkauft sie für 1000 Fr. oder für 1000 Thaler, je nach der Vollkommenheit des Werkes. Sie werden stark verkauft und besonders in die warmen Länder geschickt, wo die Kadaver schnell verwesen. — Es macht einen eigenen Effekt, wenn der Operateur mit leiser Stimme sagt: „Jetzt ziehe ich die Haut ab; ich senke das Messer in die Brust; ich zerschneide den Kopf; jetzt schäle ich die Muskeln heraus; ich leere den Magen aus; jetzt wollen wir das Gehirn des Kadavers analysiren!" wobei die Damen, immer der Operation folgend, Eis genießen, Orgeade trinken und kleine Kuchen essen. Von Zeit zu Zeit wird die anatomische Vorlesung durch Musik unterbrochen. Am Ende der Soirée ist der Mensch von Kopf bis zu Fuß analysirt, und es ist nichts übrig geblieben als das Skelett, und die Gesellschaft, zufrieden mit dem was sie gehört und gesehen hat, zieht sich zurück.

Aus Belgien.

Die Universität Brüssel, welche im vorigen Jahre ihr fünfzigjähriges Jubiläum feierte, soll sich besonders durch einen liberalen Geist auszeichnen und so der illiberal-katholischen Universität-Löwen entgegenwirken. Sie ist eine Frucht der Revolution, welche den Unterricht und die Wissenschaft aus der Bevormundung der Geistlichkeit emancipirte und frei gab. Sie ist auch finanziell auf sich selbst angewiesen und die 22 ordentlichen und 9 außerordentlichen Professoren müssen von Collegiengeldern und aus den Fonds leben, welche die Universität selbst unterhält. Zwar sind einige Privat-Unterstützungen von dem Rathe zu Brabant hinzugekommen, aber die Mittel sind doch etwas beschränkt. Eine desto reichere Lebensquelle hat sie in dem unbeschnittenen, freien Geiste, der die ganze Anstalt durchdringt und eint und welcher die Anzahl der Studirenden von Jahr zu Jahr vermehrt. Im Jahre 1834 kamen 145 hinzu, im Jahre 1837 ließen sich schon 406 inscribiren. Sie ist die einzige Universität in ihrer Art, denn Lüttich, Gent und Löwen sind Staats-Universitäten und Mecheln ist eine Jesuiten-Fabrik, mit der's aber doch nicht mehr recht vorwärts will; natürlich, denn ihr Princip ist ja gerade das krebsige Rückwärts.

Aus England.

Die Gemälde-Ausstellung der british institution in London zählt dieses Jahr 400 Gemälde, welche beweisen, wie reich England an trefflichen Malern ist. Ein Thierstück von Edwin Landseer, den man für den größten Maler dieses Genres in der gegenwärtigen Zeit hält, macht besonderes Aufsehen.

In England wurde dieser Tage wieder ein Soldat zu hundert Streichen mit der „neunschwänzigen Katze" verurtheilt, weil er zwei Rekruten zum Verkauf ihrer Montirungsstücke verleitet hatte. Beim 75sten Streich wurde eingehalten, und der Unglückliche blutend und zerfleischt in's Spital gebracht.

Man lies't in einem englischen Journal: „Der verstorbene Generalmajor Sir Alexander Dickson verordnet in seinem Testament, daß sein berühmtes Schlachtpferd, das in den Ebenen von Waterloo die Gefahren mit ihm getheilt hatte, mit Flintenschüssen getödtet und neben seinem Herrn begraben werden solle."

Aus der Schweiz.

Die neue Zürcher Zeitung berichtet aus Neuenburg: „Ein alter Soldat erfuhr jüngst auf der Landstraße von einem jungen Mädchen, daß sie von ihren Aeltern ausgeschickt sei, um eine Summe Geldes abzuholen. Er redete mit ihr, sie am nächsten Tage wieder den Weg, den er auch gehe, zurück zu begleiten. Ueber Nacht wurde dem Mädchen unheimlich, und sie vertraute ihre Angst am Morgen der Wirthin, die ihr versprach, dem Soldaten, wenn er komme sie abzuholen, zu antworten sie sei schon abgegangen, und unterdessen sie im Hause zu verbergen. Murrend eilte der abgewiesene Verehrer des Mädchen auf der Straße nach, fragte nach ihr überall und kehrte endlich, da sie nicht den Weg gegangen sein konnte, zurück nach dem Hause der Wirthin, erblickte sogleich des Mädchens Körbchen, und behauptete, sie müsse noch da sein. Die Wirthin erbloßte, wußte ein paar Blutstropfen an ihrem Kleide nicht recht zu entschuldigen — man fand das Kind ermordet in einem Winkel des Hauses."

Mosaik.

Der schönste Punkt in Paris, ein Punkt, der wie alle Leute gestehen, in der ganzen Welt nicht mehr zu sehen ist, ist auf dem pont de la concorde. Man steht sich längs der Seine, den Louvre links, weiter oben rechts das Institut des ehemaligen Tour de Nesle, noch weiter oben schon im Nebel, weil zu entfernt, die Thürme von Notre-Dame, dazwischen eine Brücke nach der andern. Im Angesichte hat man la place de la concorde, nächstlich die Tuillerien mit ihrem unermeßlichen Garten, sodann die champs elysées mit dem kolossalen arc de triomphe. Im Angesichte hat man die beiden Hotels der Marine und des Handels, auf Säulen gebaut, im Hintergrunde gerade in der Mitte die Madelaine mit ihrem Fronton, in der Mitte des Platzes den Obelisken, und jetzt zwei neue ungeheure Brunnen mit Wasserkünsten. Ringsherum die Städte Frankreichs in Statuen, mit einer Unzahl von vergoldeten Glasbehältern, hart im Rücken über der Brücke die Deputirtenkammer und den Thurm der Invaliden, der über sie aus der Ferne hervorragt. Die üppigste Phantasie kann sich keinen schönern Platz denken. Nur der Obelisk ist hinderlich.

In einem deutschen Bade, wo die Sucht, Alles zur Bequemlichkeit der Fremden französisch zu geben, auf lächerliche Weise überhand nimmt, las man auf dem Schilde einer Modehändlerin aus einer benachbarten kleinen Stadt folgende Inschrift, die wir den kundigen Lesern zu errathen überlassen:

Trudchen Köbler
Marchande to Mottes et nouveaux Thés, á la Rösse cor Rossi.
Tient dé confectionne Tou ce ki gonzeran
Son Nex tas.
Auvoinaiye an Brovince et exe pétie allez tranches.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 42.

Bremen, Sonntag den 24. May 1840.

Gestorben:

Nro. 498. Den 21. May. Des Küpers Joh. Evangelist Schnabel Sohn, 2½ Jahr; Schwarzpott.

— 499. Den 21. — Der Drechslermeister Joh. Mindermann, 76 Jahr; Osterthorsstr. Nr. 18.

— 500. Den 22. — Die Dienstmagd Anna Maria Bortels, 29 Jahr; Krankenhaus.

— 501. Den 22. — Des Kaufmanns Joh. Adolph Müller Ehefr., geb. Rump, 68¾ Jahr; Osterstraße Nro. 21.

— 502. Den 22. May. Des Sattlermeisters Johann Herm. Cassebohm Sohn, 10 Monat; Wegesende Nro. 5.

— 503. Den 22. — Des Lotterie-Collecteurs Hans Jürgen Pansing Ehefr., geb. Növekamp, 67 Jahr; Pelzerstraße Nro. 47.

— 504. Den 22. — Der Lohgerbergesell Paul Christ. Albrecht Reher, 39 Jahr; Schweinestraße Nro. 9.

Geburten:

Nro. 626. Den 17. May. Des Agenten Wilh. Conrad Mundt Ehefr., geb. Herr, Hohenthorsstraße Nro. 8; von einem Mädchen.

— 627. Den 18. — Des Stuhlmachers Joh. Heinrich Conrad Rummelmann Ehefr., geb. Rehder, Burhoffs-Hof Nro. 2; von einem Knaben.

— 628. Den 19. — Des Lohndieners Heinrich Kühn Ehefr., geb. Huskamp, kl. Krummenstraße Nro. 13; von einem Mädchen.

— 629. Den 19. — Des Schneidermeisters Jacob Friedr. Plagemann Ehefr., geb. Meyer, Wachtstraße Nro. 4; von einem Mädchen.

— 630. Den 19. — Des Bildhauers Friedr. Stamann Ehefr., geb. Aschenmoor, Spitzenkiel Nr. 4; von einem Knaben.

— 631. Den 19. — Des Küpergesellen Joh. Conrad Gefken Ehefr., geb. Wagnitz, Düsternstraße Nro. 78 B; von einem Mädchen.

— 632. Den 19. — Des Schuhmachermeisters Carl Ludwig Zieske Ehefr., geb. Schnittger, gr. Rosenstraße Nro. 19; von einem Mädchen.

Nro. 633. Den 20. May. Des Kaufmanns Ferdin. Theodor Westhoff Ehefr., geb. Greiner, Wachtstraße Nro. 11; von einem Knaben.

— 634. Den 20. — Des Schmiedemeisters Joh. Philipp Bartel Ehefr., geb. Nieffel, Molkenstraße Nro. 61; von einem Knaben.

— 635. Den 21. — Des Weinküpers Hans Heinrich Hiddessen Ehefr., geb. Warnken, Süderstraße Nro. 24; von einem Knaben.

— 636. Den 22. — Des verst. Kaufmanns Christian Friedr. Klingenberg Wittwe, geb. Bullerdieck, Neuenstraße Nro. 9; von einem Knaben.

— 637. Den 22. — Des Küpergesellen Heinr. Chr. Siemers Ehefr., geb. Schulze, Obernstr. Nro. 35 (Vorst.); von einem Mädchen.

— 638. Den 22. — Des Arb. Daniel Seekamp Ehefr, geb. Bartels, am Dobben Nro. 11; von einem Mädchen.

— 639. Den 23. — Des verst. Tanzlehrers Joost Heinr. Abbes Wittwe, geb. Vogemann, Piperstraße Nro. 10; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 235. Der Weinhändler Joh. Conrad Schütte und und Frani Metha (Veronica) Bermund. Beide von hier.

— 236. Der Schiffscapitän Joh. Georg Wendt und Metta Stürmann. Beide von hier.

— 237. Der Kaufmann und Fabrikbesitzer Gottschalk von Loewenich zu Erlangen in Baiern und Adelgunde Hirschfeld hieselbst.

— 238. Der Branntweinbrenner Ernst Diedr. Friedr. Wilh. Wiegmann hies. u. Marie Sophie Charlotte Ostermann aus Erichhausen.

— 239. Der Arb. Joh Rogge hies. und Wübke Beta Rust aus Oyterdamm.

— 240. Der Arb. Joh. Hinr. Röttjer zu Hastedt und Maria Martens, daselbst.

Nro. 241. Der Landmann zu Holzhausen Casper Heinr. Husemann und Louise Margar. Meyer zu Eissel.

— 242. Der Zinngießergesell Hinrich Gröning hieselbst und Gesche Margar. Masemann aus Martfeld.

— 243. Der Policeidiener Joh. Friedr. Schrader, gen. Pape, und des verst. Kutschers Joh. Heinr. Thöns Wittwe, Margar., geb. Kämna, gen. Gardelmann, hieselbst.

— 244. Der Arb. Cord Drewes und Beta Margar. Weingart am Buntenthorssteinwege.

— 245. Der Arb. Christian Sanders zu Woltmershausen und Anna Meyer zu Pestinghausen.

— 246. Der Arb. Herm. Otte zu Arsten und Maria Sophie Wedekind zu Moor.

Die

SCHNELL-  POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu **Nr. 43** des Bürger-Freundes für **1840.**

Donnerstag, den 28. Mai.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Zur Warnung. Am 24. April d. J. verließ die Frau des Zimmergesellen Joh. Nik. Heyder in Singen, bei Paulinzelle im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt, früh kurz vor 10 Uhr ihre Wohnung, um dicht neben dem Dorfe einige Gemüsesämereien in die Erde zu bringen. Sie ließ in der Wohnstube ein Mädchen von 7 Jahren und zwei kleinere Kinder unter der Aufsicht einer ältern, jedoch auch noch nicht erwachsenen Schwester zurück, und fürchtete um so weniger, daß ihre Entfernung Unglück bringend sein werde, als die sämmtlichen Kinder sich durch stilles, von Muthwillen entferntes Betragen auszeichneten, und eine, sie unschädlich beschäftigende häusliche Arbeit zur Aufgabe erhalten hatten. Allein kaum hat sich die Mutter entfernt, das älteste Mädchen aber zu besserer Beschwichtigung des weinenden jüngsten Kindes sich mit diesem aus der Stube auf einen freien Platz vor dem Hause begeben, als das 7jährige Mädchen mit in vollem Brande stehenden Kleidern aus dem Hause stürzt, und wenige Schritte davon über den ganzen Körper auf's Schrecklichste verbrannt zusammensinkt, ehe ein helfender Nachbar sie retten konnte. Schon Abends 9 Uhr desselben Tages folgte der Tod. Das Kind war übereinander auf dem Ofen stehendes Geschwindefeuerzeug gerathen, hatte mit dem eingetauchten Zündhölzchen höchst wahrscheinlich die daneben befindlichen übrigen Zündhölzer unvorsichtig berührt, diese hatten sich sämmtlich entzündet und das Feuer hatte über der Bemühung des Löschens die Kleider der Unglücklichen ergriffen. Wäre das brennende Kind, statt auf die Straße, in ein Bett, in einen Holzschopen oder in die Nähe leicht entzündlicher Gegenstände geflüchtet, hätte es sich in Berührung mit seinen noch kleineren Geschwistern gebracht, so wäre zu dem einen Unglück höchstwahrscheinlich ein zweites oder drittes, wohl der ganzen Orte verderbliches gekommen.

Auf der Berlin-Potsdam Eisenbahn ereignete sich am 12. Mai, Mittags, der Unglücksfall, daß ein Knecht, der, von einem vierjährigen Kinde begleitet, in dem nemlichen Augenblicke, als eine der Erd-Transport beschäftigte Dampfmaschine nach dem Bahnhofe zurückkehrte, leichtsinnigerweise und der ihm ertheilten Warnung zum Trotze mit einem leeren Holzwagen durch die Barriere der Chaussee bei Potsdam über die Bahn fuhr, von einem Erdwagen erfaßt und tödtlich verletzt, das Kind aber lebensgefährlich verwundet wurde. Der Knecht starb drei Stunden darauf, das Kind hofft man zu retten. Ungeachtet der Holzwagen in Stücke zerbrach, kam der Zug doch nicht aus dem Gleise.

Daß Dieffenbach nun die Schielenden heilen kann, ist, nachdem man hin und wieder schiefe Ansichten darüber gewechselt hat, ausgemacht. Nun kommt Professor Berthold in Göttingen, der mittelst eines Instruments, welches er Myopodiorthodikon nennt, auch Kurzsichtigkeit aller Art zu heilen erfunden hat. Das Wie? ist noch nicht publik, aber alle Kurzsichtigen strengen schon ihre Augen an, dahinter zu kommen, besonders kurzsichtige Aerzte, die weiter und dahinter sehen wollen, ob was dran ist.

In München geht's doch recht lustig her. Man wallfahrtet nach der großen, geistlichen Komödie, welche in Ober-Ammergau unter Gottes freiem Himmel vom 24ten Mai an bis in den September hinein sehr oft aufgeführt werden soll. Die Komödie ist so angekündigt: „Das große Versöhnungs-Opfer auf Golgatha oder die Leidens- und Todesgeschichte Jesu nach den vier Evangelisten mit bildlichen Vorstellungen aus dem alten Bunde zur Betrachtung und Erbauung mit allerhöchster und allergnädigster Bewilligung an jedem der nachbenannten Tage vollständig aufgeführt" u. s. w. — Theater unter freiem Himmel — das lockt gewiß.

Auf der leipziger Messe sollen nebst dem Leder und Tuch besonders die Juwelen großen Absatz gefunden haben. Man erinnert sich nicht, daß so viele Geschäfte in Edelsteinen gemacht worden seien, als diesmal. Es wurde manches einzelne Geschäft in Millionen gemacht.

Bei der Einweihung der israelitischen Synagoge zu Dresden schickte ein christlicher Kaufmann ein ansehnliches Geschenk mit dem Motto: „Religiöse und politische Freiheit für die ganze Welt."

Aus Frankreich.

Ein Pariser Blatt versichert, wahrscheinlich im Scherz, daß man künftig in den Tuilerien abwechselnd Deutsch und Französisch sprechen werde. Schon sagen die Hofherren und Hofdamen nicht mehr Oui, sondern Ja! Nein zu sagen werden sie freilich nie lernen.

Das Echo du Monde Savant vom 9. Mai citirt aus dem Courrier belge die Nachricht, daß man in einem Steinbruche in der Nähe von Brüssel den ganz fossificirten Körper eines 5- bis 6jährigen Kindes gefunden habe, wo sich noch an dem Halse und Genick sehr deutliche Spuren der Muskeln zeigten. Neben dem Kinde lag eine gleichfalls petrificirte und völlig erhaltene Kokosnuß. (Wenn das angebliche Kind nicht ein Affe ist, so ist der Fund von großer Wichtigkeit.)

Aus England.

Im Museum der asiatischen Gesellschaft zu Calcutta befindet sich ein merkwürdiger Gegenstand, nämlich ein

biegsamer oder elastischer Stein. Derselbe ist anscheinend Granit, 2½ Fuß lang, 6 Zoll breit und etwa 1 Zoll dick. Hebt man den Stein am einen Ende auf, so biegt er sich in der Mitte, und je höher man ihn aufhebt, desto stärker wird die Biegung. Legt man ihn nieder, so nimmt er wieder seine frühere Form an.

Aus der Schweiz.

Im Canton Basel-Landschaft hat kürzlich ein Weib ohne Advocaten gegen den ersten Advocaten des Cantons, Herrn Hug, vor dem Obergericht einen Prozeß gewonnen. Künftig wollen nun alle Weiber in Basel-Landschaft ihre Prozesse selber führen.

Aus Italien.

Nach der Gazetta di Firenze beschäftigte den vorjährigen Congres zu Pisa die Entdeckung eines Herrn Muzzi, dem es durch Anwendung einer bis jetzt unbekannten physischen Princips auf eine höchst einfache Weise gelungen sein soll, ein Luftschiff in ruhiger Luft bei allen atmosphärischen Strömungen nach Gefallen zu lenken. Einige Versuche, die in Anwesenheit des Congresses gemacht wurden, sind gelungen, doch ist die Probe noch nicht im Großen gemacht worden, und diese kann freilich allein entscheiden.

Aus Dänemark.

Der König von Dänemark hat sich der unglücklichen Neger auf seinen westindischen Besitzungen väterlich angenommen. Jeder Sclav hat ein Eigenthumsrecht auf alles, was er durch ein Geschenk, Erbschaft oder Arbeit sich erwirbt und jedem steht es frei, sich loszukaufen, sobald er die erforderliche Summe sich erspart hat. Die Strafe der Tamarindenpeitsche auf bloßen Körper ist abgeschafft, Einsperrung bei Wasser und Brod kann nur auf höchstens 8 Tage von dem Sclavenbesitzer verfügt werden.

In Dänemark scheinen noch Damen aus der guten alten Zeit zu sein. An dem silbernen Hochzeitstage des königlichen Paares, den 25. Mai, wollen die vornehmsten Damen der Königin ein von ihnen selbst gesponnenes Tischtuch mit drei Dutzend Servietten überreichen, außerdem eine große gestickte Fußdecke an dem Altar bei der Krönung.

Mosaik.

Königin Victoria hat eine junge Dame, Miß Quentin, als Stallmeisterin in ihre Dienste genommen, die zum Erstaunen der fashionablen Welt London's fünf durchaus wilde Pferde für ihre königliche Gebieterin mit solcher Kunst zugeritten hat, daß sie jetzt geduldig und sanft sind, wie es nur längst gebrauchte Damenpferde zu sein pflegen. Während man in London Miß Quentin anstaunt, bewundert man in Paris in Longchamps als erste kühnste Reiterin Fräulein von Th . . ., eine junge Wienerin, deren Kühnheit und Grazie im verflossenen Jahre den Stolz des Praters, und das Entzücken der Wiener ausmachte, die in diesem Winter in Paris lebt, und in Longchamps durch die erstaunenswürdige Geschicklichkeit, mit der sie ein ungarisches von ihr selbst auferzogenes Pferd lenkt, allgemeine Sensation erregt.

Sir Sidney Smith, zugleich ein kühner Seeheld und ein ritterlich romantischer Paladin, wozu ihn seine Persönlichkeit begünstigte, bestand bereits im elften Jahre sein erstes Abenteuer zu Wasser. An der väterlichen Wohnung zu Migdhan in Berkshire floß ein ziemlich tiefer Gra- ser vorbei, das er in Gesellschaft eines Mädchens von g- chem Alter mit ihm beschiffte, auf einer Wasserkuh, e- Hülfe einer langen Stange. Er verlor diese und die Ku- bewegte sich fortan nur in der Runde. Sein Vater k- hinzu, er sah keine Möglichkeit, das schwankende Fahrze- welchem der Umsturz drohte, ans Land zu bringen. Da- Mädchen weinte bitterlich. Der Knabe rief dem Va- zu, er möge eine Leine an das Halsband seines Lieblings- hundes binden. Es geschah, Sidney lockte ihn zu sich a- die Kuhe, band den Strick an sie an und wa- sie dem Vater zu. Aber wie das Fahrzeug ans Ufer gezogen wurde, war die Gefahr noch nicht geendet. Es sollte umschlagen, weil das eine Kind vor dem andern vorn- gehoben werden sollte. Beide mußten es in gleichem Tempo werden, also warten, bis noch ein Gehülfe vom Vater beistand. „Nun, Vater," war des Knaben erstes Wort, als er wieder auf festem Boden stand, „wollen wir zum Abendgebet gehn" (das über der Wasserfahrt versäumt worden). „Wir haben nie besseres," antwortete Captain Smith, mit einem dankbaren Blick gen Himmel, den nur ein Vater nachzufühlen vermag. Im zwölften Jahre war der beherzte Schiffer der Kuhe Midshipman auf dem Sandwich.

Die Bevölkerung von Rußland beträgt 62 Millionen Menschen. In 53 Gouvernements und Provinzen ergab die letzte Zählung 28,460,645 männliche Individuen, zählt man die zahlreichere weibliche Bevölkerung dazu, so ergeben sich gegen 52 Millionen und dazu die Einwohner des Königreichs Polen mit 4½ Millionen, die Einwohner des Großfürstenthums Finnland mit 1½ Million, ferner zwei Millionen Transkaukasier und Bewohner der Colonien im nordwestlichen Amerika die ein und eine halbe Million betragenda, innerhalb der Grenzen des russischen Reiches wohnende kaukasischen Bergvölker, endlich über eine Million reguläres Militär so erhält man eine Summe.

Das Sterben verschiedener berühmter Männer.

Rousseau ließ sich sterbend zum Fenster tragen, daß er seinen Garten noch einmal überschaue, und der Natur Lebewohl sage. — Rocommon recitirte im Augenblicke des Verscheidens drei Verse seiner eigenen Uebersetzung des „Dies irae." — Haller starb, sich selbst den Puls fühlend, und als er sich zu seinem Bruder, dem Arzt, wandte und ihm sagte: „Freund, er schlägt nicht mehr," ist er verschieden. — Petrarch starb in seiner Bibliothek an ein Buch gelehnt. — Beda starb dichtend. — Herder schloß sein Leben mit einer Ode an die Gottheit, und man fand die Feder in der starren Hand noch bei der letzten Zeile. — Tasso's Lebensende war, wie sein ganzes Dasein, übergeschlagen, er bat den Kardinal Cynthio nur um die eine Gunst, seine Werke zu sammeln und den Flammen zu übergeben, insbesondere sein „befreites Jerusalem." — Leibnitz fand man todt in seinem Zimmer mit einem Tuche in der Hand. — Clarenton fiel die Feder aus der Hand, als eine allgemeine Lähmung endete. — Chaucer starb, eine Ballade dichtend, welche die Ueberschrift hatte: „Ballade, gedichtet von Geoffrey Chaucer auf seinem Todtenbette." — Wycherly starb, seine junge Frau feierlich bei der Hand fassend, und sie bittend, sie möchte sich nicht wieder mit einem alten Manne verheirathen. — Keats starb, auf die Frage eines Freundes, ie es ihm gehe, antwortend: „Besser mein Freund, ich fühle schon die Gänseblumen über meinem Grabe wachse"

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 43.

Bremen, Donnerstag den 28. May 1840.

Gestorben:

Nro. 505. Den 23. May. Der Kahnschiffer Heinr. Budelmann, 41 Jahr; Fischerstraße Nro. 5.

— 506. Den 23. — Des Landmanns Hermann Buse Sohn, 4¼ Jahr; Schwachhausen.

— 507. Den 24. — Der Schneidergesell Georg Ferdinand Biersak, 21 Jahr; Schwanenstraße.

— 508. Den 24. — Des Schmiedemeisters Johann Philipp Bartel Sohn, 1½ Jahr; Molkenstraße Nro. 61.

— 509. Den 25. — Der Schiffscapitän Alb. Spohler, 61 Jahr; Neuenstraße Nro. 50.

— 510. Den 25. — Des Buchhalters Hein. Lankenau Sohn, 11 Wochen; am Wall Nro. 42.

— 511. Den 26. May. Der Arb. Lüder Sanders, 39 Jahr; Hastedt Nro. 47.

— 512. Den 26. — Des Kaufmanns Heinr. Albrecht Gevekoht Sohn, 5½ Jahr; Martinistraße Nro. 40.

— 513. Den 26. — Des Musiklehrers Joh. Hinrich Georg Helmers Tochter, 5 Monat; Molkenstraße Nro. 2.

— 514. Den 27. — Der Handlungsdiener Leop. Wilh. Monsées, 44 Jahr; große Annenstraße Nro. 105.

Geburten:

Nro. 640. Den 21. May. Des Zimmergesellen Julius Christ. Schär Ehefr., geb. Helms, Osterthorssteinweg Nro. 92; v. einem Mädchen.

— 641. Den 23. — Des Stuhlmachers Joh. Conrad Diedr. Meyer Ehefr., geb. Leidenberg, kl. Krummenstraße Nro. 22; von einem Mädchen.

— 642. Den 23. — Des Grobbäckers Joh. Hermann Egbers Ehefr., geb. Rohde, gr. Johannisstraße Nro. 94; von einem Mädchen.

— 643. Den 24. — Des Kaufmanns Johann Ludw. Ruyter Ehefr., geb. Warnken, Martinistraße Nro. 28; von einem Knaben.

— 644. Den 25. — Des Cigarrenfabrikanten Herm. Drechsler Ehefr., geb. Köhnken, Bischofsnadel Nro. 9; von einem Mädchen.

— 645. Den 25. May. Des Arb. Hinr. Trantel Ehef., geb. Weber, Steinstraße Nro. 6; von einem Mädchen.

— 646. Den 25. — Ein Mädchen — gr. Johannisstraße Nro. 158.

— 647. Den 25. — Des Goldschmieds Phil. Bernh. Wilmanns Ehefr., geb. Drewes, Obernstraße Nro. 4; von einem Mädchen.

— 648. Den 25. — Des Kaufmanns Joh. Alb. Dröge Ehefr., geb. Buttel, Langenstr. Nr. 122; von einem Knaben.

— 649. Den 26. — Des Stuhlmachers Friedr. Theod. Poggenburg Ehefr., geb Hausotter, Kirchenstraße Nr. 21; von einem Mädchen.

— 650. Den 27. — Des Mobilienhändlers Heinrich Kirchhoff Ehefr., geb. Cordes, gr. Johannisstraße Nro. 179; von einem Knaben.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 44.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 31. May 1840.

Wer um Todte trauert,
Glaub' es — ewig dauert
Nicht der Aussaat Zeit.

Aus enthülst'er Schaale
Keimt im Todesthale,
Frucht der Ewigkeit.

Salis.

* Tod der Unsrigen.

Ausgeduldet, ausgelitten
Hast du, uns so Theurer, hier;
Deinen Kampf nun ausgestritten,
Ew'ges Leben blühet dir!
Wohl dir! du hast ausgetragen
Alle deine Erdennoth,
Von des Pilgerlebens Plagen
Hat dich nun befreit der Tod.

Weint — doch stillt auch eu're Thränen
Klagt — doch hört zu klagen auf,
Fühlet ihr ein banges Sehnen,
Richtet euern Blick hinauf! —
Hier ist nur das Land der Saaten,
Dort der Ernte bess'rer Theil,
Gott lohnt dorten gute Thaten,
Schenkt den Seinen ew'ges Heil.

Von des Daseins ersten Stufen
Zu des Vaters Hause hin
Ward der Geist hier abgerufen:
Für ihn ist dieß nur Gewinn!
Der das Dasein gab hienieden,
Der die Seele werden hieß,
Dessen Wille hat beschieden,
Daß sie Irdisches verließ.

Nicht zum Staube der Vernichtung
Sinkt sie in das öde Grab;
Höher nahm sie ihre Richtung,
Streifte ihre Hülle ab;
Durch des Aethers weite Meere
Ging sie frei zum Schöpfer hin,
Dort, wo Sonn- und Sternenheere
Seiner Schöpfung, preisen ihn! —

Demuth bei des Höchsten Willen
Zeiget echten Glauben an,
Dieser muß den Kummer stillen
Uns, auf dunkler Erdenbahn;
Aufgewacht zu neuem Leben
Höherer Vollkommenheit,
Wird sich unser Geist erheben
In beglückter Ewigkeit.

Hier in unserm Prüfungsstande
Hat's das Herz mit Schmerz erfüllt
Daß der treuen Freundschaft Bande
Schon der Trennung Thräne quillt.
Glaub' und Hoffnung aber heben
Auch der Trennung tiefsten Schmerz,
Zeugen für zukünft'ges Leben,
Heilen das zerriß'ne Herz.

O, der Wonne! frei der Mängel
Werden dort die Sel'gen sein,
Wo, im Lichtgewand der Engel,
Sie an Gottes Thron' sich freu'n,
Wo sie einer Freundschaft pflegen,
Die kein Sterblicher empfand,
Die sich unter Gottes Segen
Für die Ewigkeit verband! —

Heil und Segen Euch Befreiten!
Rühmt was Gott an Euch gethan!
Ihr, durch Gottes Kraft Erneuten
Stimmet heil'gen Jubel an!!
Mischt mit Gottes Engel-Chören
Euren heil'gen Lobgesang
Ihm, den alle Himmel ehren,
Werde euer Preis und Dank!!!

Mög' auch unser schwaches Lallen
Hier, auf dunkler Erdenbahn,
Dir, o Gott, schon wohlgefallen,
Nimm auch uns du gnädig an,
Gieb uns dort in Freuden wieder,
Was in Leid uns hier verließ,
Heilig preisen unsre Lieder
Dich im neuen Paradies.

W.

Die Zopfrevolte zu Mailand.

(Fortsetzung.)

Während einiger Zeit fuhr man mit solchen beleidigenden Reden fort, Tatareau senkte das Haupt und antwortete nicht, denn hätte er einmal den Säbel zur Rache gezogen, so hätte er sich täglich zehnmal schlagen müssen; da verschluckte er lieber seinen Grimm. Seine Kameraden legten diese Milde und Seelengröße falsch aus und behandelten ihn wie einen Feigling; aber auch diese blutige Beleidigung verachtete der brave Husar. Er machte sich in seinem Innern ein Verdienst aus allen den Demüthigungen, die er seines Generals wegen sich gefallen ließ. Aber wenn er allein war, trug sein Charakter doch den Sieg über seine Resignation davon und er konnte sich nicht enthalten auszurufen, während er seine Pfeife auf so vehemente Weise stopfte, daß sie beinahe in der Hand zerbrochen wäre: „Pyramidensacrement! Ich will Muth bis ans Ende haben, ich will mich nicht schlagen.“

Die Gelegenheit, sich wieder in der Meinung seiner Kameraden herzustellen, zeigte sich bald; aber sie war theuer für ihn erkauft. Da Zopf und Flechten des störrischsten und tapfersten Unteroffiziers der Legion gefallen waren, meinte Marat, werde das Abschneiden der andern ein Leichtes sein. Demzufolge trat der Kommandant Jacquemin, derselbe, dessen Anrede an die Husaren Tatareau Wort für Wort berichtet hatte, eines Morgens in einen der Schlafsäle in Begleitung eines Dutzend fremder Husaren, und einer Compagnie Grenadiere und proclamirte laut die allgemeine und entschiedene Ausrottung der Zöpfe. Obgleich Jacquemin ein Franzos war, so mochten die Soldaten ihn doch wegen seiner Parteilichkeit für die Einen und der bedeutenden Strenge gegen Andere nicht leiden, und so verweigerten die Husaren ihm den Gehorsam. Jacquemin drohte, und sie antworteten mit Unmuth. Darauf wendete er sich an die Soldaten, die er mit sich gebracht, deutete auf einen jungen Husaren und sagte: „Grenadier, packen Sie diesen Mann und übergeben ihn den Friseuren, damit sie ihm Zopf und Flechten abschneiden; wenn er nicht still hält, putzen Sie ihm die Ohren noch obendrein ab.“

Kaum waren diese unvorsichtigen Worte gesprochen, als ein Corporal und zwei Mann auf den bezeichneten Soldaten einstürzten; in demsel-

den Augenblick zogen auch alle Husaren den Säbel, und einer unter ihnen rief: „Laßt den jungen Mann frei!“ Der Husar entschlüpft den Händen der Grenadiere, Jacquemin zieht den Säbel und schreitet einige Schritte vorwärts, indem er mit einem schrecklichen Fluch ausruft: „Nieder mit den Waffen, Husaren, nieder mit den Waffen!“ Schmähungen ertönten statt einer Antwort. Die Grenadiere kreuzten die Bajonette, die Friseure fliehen, Kavallerie und Infanterie stürzen gegen einander, um sich gegenseitig zu entwaffnen. Andere Husaren, mit oder ohne Zopf, eilen auf den Ruf ihrer Kameraden herbei, es gilt eine allgemeine Sache. Die Stimmen der Offiziere sind machtlos, die Achtung gegen Grad und Hierarchie ist aus den Augen gesetzt. Ein entsetzlicher Kampf beginnt. Tatareau, der, um Blutvergießen zu verhindern, sich zuerst in das Handgemenge gestürzt, entwaffnet einen Grenadierlieutenant, der einen Husar mit dem Säbel verwundet hat. — Jacquemin's Wuth kennt keine Gränzen, er führt einen Säbelhieb gegen Tatareau, der diesen geschickt parirt, ohne ihn zurückzugeben. In demselben Augenblick streckt aber einer der Husaren den Kommandanten mit einem Faustschlag zu Tatareau's Füßen nieder. Tatareau ruft in Verzweiflung: „Pyramidensacrement! was macht Ihr? Wollt ihr Euch denn unter einander ganz abschlachten?“

Der Kampf ward mit gleichmäßiger Wuth auf beiden Seiten fortgeführt, aber nicht lange, denn Murat war noch zur rechten Zeit benachrichtigt, und kam selbst an der Spitze einer Schwadron und zweier leichten Infanteriebataillone. Die neapolitanischen Husaren konnten ihm keinen langen Widerstand entgegenstellen und ergaben sich. Die ganze Legion blieb in der Kaserne gefangen, die Todten beider Parteien wurden hinweggetragen, die Verwundeten ins Hospital gebracht, und zweiundzwanzig Husaren, unter denen Tatareau, wurden sogleich an die Militärautoritäten abgeliefert und in den Gefängnissen der Citadelle bis zum Urtheilsspruch aufbewahrt.

Zwei Tage später ward der unglückliche Jacquemin mit allen Ehren begraben, und die ganze Garnison wohnte der Todtenfeier in der Kathedrale zu Mailand bei; die Unteroffiziere und Soldaten der neapolitanischen Legion erschienen mit umgewendeten Röcken und ohne Waffen; keiner von ihnen hatte Zopf oder Flechten.

Murat beeilte sich, den Kaiser von diesem unangenehmen Vorfall in Kenntniß zu setzen, und Napoleon, der schon durch telegraphische Depeschen davon benachrichtigt worden, schrieb seinem Schwager einen langen Brief über diesen Gegenstand, worin vorzüglich folgende Worte bemerkenswerth waren:

„Sie haben es nicht allein zu schnell, sondern auch ungeschickt angefangen. — Sie hätten sich an die Instruction meines Briefs vom 1. August halten sollen.

„Eine solche Revolte ist ein Disciplinvergehen, das man des Beispiels wegen auf eclatante Weise rügen muß. Man muß streng sein. Die zweiundzwanzig mit den Waffen in der Hand gefangenen Soldaten zu füsiliren, wäre jedoch schlimmer, als die Sache selbst, und ich will es nicht haben; der Schuldigste unter ihnen soll allein sterben, und man soll genau untersuchen.

„Die ganze neapolitanische Legion soll dieser Execution beiwohnen, und der Adler, den ich ihr gegeben, soll dabei mit schwarzem Crep umhüllt werden. Gleich nachher soll sie Mailand verlassen und in Vigevano Garnison beziehen.

„Dem Kommandanten Jacquemin soll als einem Märtyrer militärischer Ehre und Disciplin eine Statue errichtet werden.“

Das Verhör fand Statt und die Untersuchung zog sich nicht in die Länge; durch ein unglückliches, unerklärliches Verhängniß wurde Tatareau als erster Anstifter der Revolte und als der Schuldigste bezeichnet, sollte also auch für Alle büßen. Wahrscheinlich hatte Murat dem Gefängnißwärter der Citadelle, Campo-Dolcino, der ihm diesen einträglichen Posten verdankte, den Auftrag ertheilt, Tatareau keinen Mangel leiden zu lassen; denn dieser Mann hatte für den gefangenen Husar mehr Aufmerksamkeit, als für irgend einen anderen Gefangenen, und am Tage des Verhörs ermahnte er ihn mitleidig, sich gut zu halten.

„Ihr habt gewiß noch nie eine so wichtige Rolle in einer so edlen Versammlung gespielt," sagte er ihm; „da sind nicht, wie in der neapolitanischen Legion, Aller Blicke auf den Generalstab gerichtet, nein — alle werden Euch suchen!" — „Das kann wohl möglich sein!" antwortete Tatareau, ihn von der Seite anblickend, denn er konnte einen Widerwillen gegen das Gesicht dieses Mannes nicht überwinden. Dann bürstete er aber ruhig seine Uniform, wie wenn es sich von einer Revue handele. „Teufel!" sagte er, „da ist ein Fleck auf meinen Beinkleidern." — „Laßt das nur gut sein!" erwiederte Campo-Dolcino, etwas von dem Tone des Gefangenen beleidigt; „unter uns gesagt, Ihr habt einen Fleck auf dem Gewissen, der noch schwerer wegzubringen sein wird, als dieser." — „Pyramidensacrement!" rief der Husar aus, indem er dem Gefängnißwärter einen entsetzlichen Blick zuwarf. „Laß mich in Ruhe, Du verteufelte Jesuskrippe, und mach, daß Du fortkommst!"

Ruhig trat er in den Saal des Kriegsgerichts ein und ward von den zahlreichen Anwesenden mit solchem Lärm begrüßt, daß ihm zum ersten Mal das Blut ins Gesicht stieg, während ein Schauder alle seine Glieder durchrieselte. Sein Antlitz ward aber schnell wieder bleich, als sein langsam über die ihn umgebende Menge hinglitender Blick in dem äußersten Winkel des Saals auf einer kleinen Tribune Murat zu erkennen glaubte. Er schlug die Augen nieder und sank auf die Bank zurück, denn die Kräfte hatten ihn verlassen. Als jedoch das Verhör begann, nahm er allen Muth zusammen und antwortete mit ebenso viel Aufrichtigkeit, als Einfachheit; er erzählte alle Thatsachen, nahm alle gegen ihn gerichteten Beschuldigungen an, während er sich bestrebte, die seine Kameraden betreffenden Anklagen zu mildern. Auch äußerte er einen energischen Tadel gegen das Betragen des Kommandanten Jacquemin und des Offiziers der Grenadiere, die zuerst den Kampf begannen. Der Präsident gebot ihm zu schweigen. „Du stehst hier, um Dich zu vertheidigen, wenn Du kannst," sagte er, „und nicht um denjenigen anzuklagen, den ihr feig ermordet habt." Tatareau wollte antworten; doch glaubte er von Joachim ein Zeichen des Einverständnisses zu gewahren, schwieg daher und sagte nur leise zu sich selbst: „Man wird sich damit richten, Pyramidensacrement! ich habe genug geschwatzt."

Die Debatten waren kurz, aber der vortragende Offizier sprach lange und beschloß seine Rede, indem er bedauerte, die Strenge der militairischen Gesetze auf das Haupt dieser Schuldigen in Ausführung bringen zu müssen. Tatareau erlaubte dem ihm ertheilten Advokaten durchaus keine weitere Vertheidigung, ergriff dessen Arm und zwang ihn, sich niederzusetzen, indem er sagte: „Sie sehen ja, daß es doch nichts hilft, Pyramidensacrement, das Carré ist gesprengt!"

Nachdem der Präsident das Resultat der Debatten vorgelegt, befahl er, Tatareau abzuführen, und warf die inhaltschwere Frage auf: „Ist der

Angeklagte schuldig?« Die Richter antworteten einstimmig: »ja!« Man führte Tatareau wieder zurück, und der Präsident verkündigte ihm seine Verurtheilung zur Todesstrafe, ihn benachrichtigend, daß die Vollziehung derselben am andern Morgen auf dem Waffenplatze nach militärischer Degradirung Statt finden werde. Bei diesen Worten vernahm man einen klagenden Laut von der Tribune im Winkel des Saals. »Einverstanden!« sagte Tatareau mit halber Stimme. »Habt Ihr nichts gegen diese Strafe einzuwenden?« fragte der Präsident. Der Verurtheilte stand auf und führte die Hand an die Stirn: »Nein, mein Herr Oberst,« antwortete er in ruhigem, achtungsvollen Tone; »ich möchte nur, daß meine alte Mutter und meine Schwester davon in Kenntniß gesetzt würden, daß ich nicht wegen Feigheit füsilirt werde, sondern weil es dem kleinen Corporal, den ich hoch verehre, gefallen hat, aus der neapolitanischen Legion ein Regiment kurzgeschwänzter Ratten zu machen. Ihr versteht mich, Herr Oberst? Im Uebrigen war Tatareau immer so gut, wie ein Anderer. Pyramidensacrement! Es lebe der Kaiser! Und da er also befohlen, werde ich gewiß nichts dagegen einzuwenden haben.«

Man führte ihn ins Gefängniß zurück. Einige Stunden später begab sich Murat ins Quartier der Legionen und benachrichtigte sie von den gnädigen Gesinnungen Sr. Majestät, daß der Kaiser dem Kriegsrathe Nachsicht anempfohlen, und erklärte dann barsch, wie gewöhnlich: »Nur ein Einziger von Euch soll füsilirt werden, und dieser Mann ist der Quartiermeister Tatareau!«

Bei diesen Worten war das Erstaunen und die Betrübniß allgemein. Einige riefen Gnade! — Joachim schüchterte diese aber mit kräftiger Stimme ein: »Stille! Morgen werdet Ihr Alle der Execution beiwohnen, ehe Ihr Mailand verlaßt.« (D. Forts. folgt.)

Erdbeben und Vulcane.

(Fortsetzung.)

Die Zerstörungen, welche Erdbeben in Portugal, Jamaica, Südamerika, Italien und Asien angerichtet haben, sind bekannt. Aber einzelne Erscheinungen wollen wir ausheben zur Kunde dieser außerordentlichen Kräfte der Natur. Am 20. Februar 1835 bei heiterer, ruhiger Luft ertönte die Todesglocke für die Bewohner von Conception, Talcahuano und 70 umgränzende Dörfer. Ohne Vorboten von einem herannahenden Sturme eilten große Heerden Seevögel dem Lande zu und erregten allgemeine Aufmerksamkeit. Vierzig Minuten nach eilf geschah der erste Stoß, und wurde immer stärker. Nach einer halben Minute wurden die Stöße heftiger, und Alles rannte ins Freie. Zuletzt kam der Todesstoß, und in sechs Secunden lag Conception in Trümmern. Das Getöse der einstürzenden Gebäude, das Krachen der sich spaltenden und schnell wieder sich schließenden Erde, das Geschrei der versammelten Menge, die Hitze, die erstickenden Staubwolken bildeten eine unbeschreibliche Scene. Zwei Minuten lang dauerte dieser fürchterliche Stoß. Ein Mensch umklammerte den andern, die Bäume dienten dem Volke zur Stütze. Viele legten sich auf den Boden nieder, wurden aber über und über gewälzt. Das Geflügel flog krächzend umher, die Pferde zitterten am ganzen Leibe. Augenblicklich rührt sich das Meer, verläßt seine alten Gestade und kehrt mit gräßlicher Wuth wieder zurück. Ueber 30 Fuß hoch übersteigt es die frühere Gränze, wälzt ungeheure Steinmassen auf das feste Land und zertrümmert Alles vor sich her. Dreimal tritt es auf diese Weise zurück, dreimal überfluthet es das Land und reißt die Trümmer der Häuser und Felder weithin über den gähnenden Ocean. In der Bay von Conception

wurde das Wasser an einigen Stellen säulenförmig in die Höhe getrieben, an andern drang es trichterförmig in den Abgrund hinab. Mehrere Tage lang erbebte die Erde, unterirdischer Donner rollte in den Eingeweiden des Bodens. Nur der mit innerer Sehkraft begabte Hund ahnte die Gefahr und lief schon am Morgen davon.

Beim Ausbruche des Aetna im Jahre 1669 erschien der Himmel achtzehn Tage lang in schwarze Trauer gehüllt, begleitet von häufigen Erdstößen, Donner und Blitz. Schon früher entstiegen dem schlackigen Krater mächtige Flammensäulen, und die Erdstöße hatten nur unbedeutende Folgen. Aber in der Nacht vom 11. März brach ein glühender Strom unter der Zinne des Kraters hervor und wälzte sich feierlich nach dem Meere. Anfänglich zog er an den Mauern von Catanea vorüber, nahm aber gegen Ende Aprils eine andere Richtung und thürmte sich gegen die Stadt auf. Zuletzt brach er die Mauern ein, und wälzte sich gegen das Bernhardiner Kloster, wo er sein Ende erreichte. Vierzehn Städte und Dörfer wurden bei diesem Ausbruche zerstört; vier und fünfzig Tage lang sah man in der Nachbarschaft des Aetna weder Sonne noch Sterne. Der ganze Luftkreis war mit vulcanischer Asche überladen, die Feuermasse war ungeheuer. Sieben Stunden lang und fünf Viertelstunden breit strömte die glühende Lava, und ergoß sich fast eine halbe Stunde weit in das Meer hinein. Selbst unter dem Wasser behielten die brennenden Schlacken ihre Gluth; nach langer Zeit war sie noch sichtbar in den Spalten der äußerlich erstarrten Masse.

Das Erdbeben in Jamaica vom 7. Junius 1692 hat noch größere Verheerungen angerichtet. Neun Zehntheile der Stadt Port Royal lagen in zwei Minuten in Schutt, oder waren ganz versunken. Einzelne Häuser standen 30 Fuß unter Wasser. In den Spalten der Erde wurden einige hundert Menschen verschlungen; andere, durch unterirdische Gänge gefluthet, kamen mitten im Hafen wieder zum Vorschein. Alle Tage fanden fünf bis sechs Erschütterungen statt; ein großer Theil der Berge stürzte in die Ebenen herab, andere wurden vom Fuße bis zum Gipfel gespalten. Sandwirbel erhoben sich auf dem Lande, in deren Mitte Menschen in die Luft geführet und zuletzt in die Klüfte der Erde hinabgerissen wurden. Viele davon wurden durch von unten herbeidrängende Wasserstrudel wieder auf die Oberfläche geworfen. Ueber 1000 Morgen Zuckerpflanzungen sanken mit jedem lebendigen Hauche in den Boden und ein Salzsee bedeckte die verschwundene Fläche. Ein großer Berg versank gänzlich; Felsenmassen, von mächtiger Schnellkraft getrieben, stürzten, eine gute Viertelstunde vom Fuße der Gebirge entfernt, auf den Boden nieder. Zwei einander gegenüberstehende Berge, zwischen welchen der Fluß in der Nähe von Spanish Town sein Bett gefunden, fielen in Trümmer zusammen und veränderten seinen Lauf. Vom Meeresstrande her, wo eine Fregatte zur Ausbesserung gelegen, wurde sie mitten in die Stadt geschleudert. Die ganze Insel war mit Schwefel bedeckt, über 3000 Menschen gingen zu Grunde, nur wenige Häuser blieben verschont. In den Eingeweiden der Berge rollte der Donner mit entsetzlicher Gewalt; von den Bergen herab wurden Baumstämme geschleudert, die wie ein Zuckerrohr zusammengequetscht waren. Fast Alles flüchtete sich zuletzt auf die Schiffe im Hafen, und an zwei Monate lang wagte sich Niemand ans Ufer.

Am 1. November 1755 brach das bekannte Erdbeben in Lissabon aus. Vierzig Tage zuvor hatte man das schönste Wetter. Der erste Stoß geschah um 9 Uhr 40 Minuten Morgens, und zwei andere folgten mit Blitzesschnelle. Der vierte

Theil der Stadt wurde in einen Schutthaufen verwandelt. Ueber 30,000 Menschen wurden in Kirchen, Häusern und auf den Straßen erschlagen. Unter den Trümmern brachen zuletzt die Flammen aus, und in drei Tagen lag die ganze Stadt in Asche. Die Stöße dauerten sieben Minuten, und gleich beim ersten Stoße trat das Meer 40 Fuß über das Ufer, zog sich aber schnell zurück, ohne wiederzukehren. An der ganzen Küste, Porto ausgenommen, hatten alle Städte gelitten, und auch das Innere des Landes blieb nicht verschont. Ein Schiff, das zur Zeit noch 25 Meilen vom Ufer entfernt war, erlitt einen heftigen Schlag, und kam sehr beschädigt zu Lissabon an. Dieses Erdbeben erstreckte sich von den Azoren bis nach England. *) Obgleich dort die Erdstöße nicht fühlbar waren, so äußerte sich doch am Ufer und im Innern des Landes eine außerordentliche Bewegung im Wasser, worüber bezügliche Berichte aus allen Theilen eingelaufen sind.

(Der Beschluß folgt.)

* Die Börse.

Der Zweck derselben, besonders der eines auf den Namen einer Welthandels-Stadt Anspruch machenden Platzes, ist wohl unstreitig und zunächst die tägliche ununterbrochene Versammlung seiner Kaufmannschaft auf derselben an Geschäftstagen; die Pflicht ihres Vorstandes, wenn ein solcher vorhanden, nur mercantilische Zwecke zur Beförderung und Erleichterung des Geschäfts im Auge zu haben, alle Mißbräuche aber zu verhindern. — So gewiß und aufrichtig ein Jeder unserer Mitbürger mit uns die Amtsfeier irgend eines unserer Staatsgenossen, weltlichen oder geistlichen hochverdienten Beamten ehren wird, so zweckwidrig und nachtheilig erscheint doch die Verwendung des untern Börsen-Locals, nicht etwa zu den Hauptfeierlichkeiten, die in erhabeneren Localen gehalten werden, nein, lediglich zu Gastmälern, zu denen wir doch die größesten und schönsten Räume in guter Auswahl besitzen: und die Sperrung desselben auf mehrere Tage hintereinander, während welcher die Kaufmannschaft, der Makler- und Schifferstand u. s. w. sich unter stetem Suchen, ohne zu finden, auf einem zu großen Locale ohne bestimmte Merkmale zum Nachtheile des Handels behelfen müssen.

Nicht minder wäre, sowohl im Interesse des Staats und der Bürgerschaft, als in dem des Handels zu wünschen, daß an Bürger-Conventstagen die Börse in ihrem ordentlichen Locale etwa um ½ Stunde früher, der Convent aber ½ Stunde später, als bisher sich versammele; in welcher Zwischenzeit die wenigen Vorkehrungen zu Letzterem leicht sich treffen ließen. Es dürften dann zum allgemeinen Besten Beide nicht nur zahlreicher besucht werden, sondern auch in der Zwischenzeit trotz weiter Wohnungs-Entfernungen sich noch Zeit zum Mittagsmahle finden. Hoffentlich werden diese gutgemeinten Wünsche nicht übel gedeutet werden. —

* Groten-Angelegenheit.

Bei dem mehr und mehr fühlbar werdenden Mangel der Groten drängt sich natürlich die Frage auf, „woher derselbe so plötzlich entstanden?“ und es werden selbst Vermuthungen ausgesprochen, die dem gesunden Begriffe widerstreiten.

Eine einfachere Erklärung möchte in Folgendem liegen: „Nachdem, in Folge des höheren holländischen Courses die Gulden — unser hülfreiches Surrogat — der Circulation im täglichen Verkehre entnommen waren und man nun einsehen mußte daß unsere eigene Scheidemünze nicht ausreichend sei, benutzten Einige die öfteren Ver-

*) Nach Kant und Lyal noch viel weiter. A. d. R.

legenheiten und ließen sich ein höheres, als sonst bei den Wechslern übliches, Auf- oder Zählgeld geben. Dies war nicht allein bei Befugten der Fall, sondern die Speculation griff um sich und selbst Dienstboten versuchten sich darin.

So auch fand es ein oder die andere Brüderschaft gerathen mit ihren — in Groten eingehenden — oft bedeutenden Beiträgen, zu speculiren und den Sterbethaler in Gold auszuzahlen. Es liegen Beweise vor, daß sich solcher Weise in einzelnen Laden mehrere hundert Thaler befanden, die auf längere Zeit dem Umlauf entzogen werden. Diesem Mißbrauche könnten die löblichen Inspectionen nun steuern, wenn sie anordneten daß die Sterbethaler in Groten ausbezahlt werden müßten, woran es den Verwaltern nicht fehlen kann, da, wie oben gesagt, die Beiträge in dieser Münze eingehen. Wir sind überzeugt daß diese Einrichtung eine merkliche Erleichterung verursachen würde, bis durch das Erscheinen größerer Geldstücke allem Wucher und vielen andern Uebelständen ein Ende gemacht wird.

Die Leute aus der Kirche spielen.

Der große Händel war einmal in einer Dorfkirche und bat den Organisten, ihm zu erlauben, daß er nach dem Schlusse des Gottesdienstes die Versammlung, wie man zu sagen pflegte, aus der Kirche spielen dürfe. Dieser war es zufrieden. Händel setzte sich also an die Orgel und begann so meisterlich zu spielen, daß er im Augenblick die Aufmerksamkeit der ganzen noch anwesenden Gemeinde erregte, welche nun statt so bald als möglich ihre Sitze zu räumen, lange Zeit mit gespannter Aufmerksamkeit noch in der Kirche sitzen blieb. Der Organist, dessen Frau zu Hause mit dem Essen wartete, ward ungeduldig, fuhr endlich den aufgedrungenen Orgelspieler an und sagte: er verstände es ganz und gar nicht die Leute aus der Kirche zu spielen, das möge er nur bleiben lassen; damit schob er Händel von der Orgelbank, sich darauf, und richtig gelang es ihm, mit den ersten Accorden, welche wie das Verlassen der Aufruhracte wirkten, die Versammlung augenblicklich aus einander und hinaus zu jagen.

Buchbinder-Rechnung.

Ein Buchbinder erhielt aus einer Buchhandlung unter mehreren andern Büchern auch ein etwas zerlesenes, geheftetes Exemplar von König Lear in der Voßischen Uebersetzung. Er führte dasselbe in seiner nachher eingereichten Rechnung auf folgende Art an:

König Lear von Voß ausgeputzt, die Ohren mit Glanzpapier überzogen und beschnitten, 20 Groschen.

Gewöhnlicher Sprachfehler.

Ein englischer Baronet oder Knight (Ritter) erhält das Prädikat Sir, aber wohlbemerkt nicht ohne den Vornamen. Mr. Horton z. B. wird Baronet und folglich Sir William, James ꝛc. Horton und niemals Sir Horton. Im gesellschaftlichen Leben läßt man den Eigennamen gewöhnlich ganz weg und sagt bloß Sir William, Sir James u. s. w. Da man in unsern sogenannten historischen Romanen so oft gegen diese gesellschaftliche Sitte der Engländer anstößt, halte ich diese Bemerkung nicht für unnütz.

—d—.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die

SCHNELL-  POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 44 des Bürger-Freundes für 1840.

Sonntag, den 31. Mai.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Man schreibt aus Berlin: Wir hatten am 18ten Morgens das traurige Schauspiel einer Beerdigung. Aber wer ward beerdigt? Der Minister von Altenstein, der Mann, den Hardenberg in den Staatsdienst zog, der Mann, welchen Hardenberg schätzte und liebte, der Mann, der Hardenbergs Geist möglichst repräsentirte, der Mann, der über zwanzig Jahre hindurch den heiligsten Interessen des Staates mit Energie, Umsicht und Freimüthigkeit vorstand, der Gründer der Universität Bonn, der Schöpfer der Verordnungen gegen den Mysticismus und Pietismus, wodurch diese Krebsgeschwüre aus dem Organismus des Staates herausgeschnitten wurden, der Mann, der bis in sein höchstes Alter mit Energie und Humanität allen ultramontanen Krebsrichtungen entgegentrat und das gute Recht des Staates dagegen setzte, der Mann endlich, der nie den Denunciationen, mit welchen die neue Richtung der Wissenschaft und des Kultus verdächtigt ward, Gehör gab. Von seinen Verdiensten zu sprechen, dazu gehört ein Buch. Traurig, schmerzlich bis in's Innerste ist es, daß er, obgleich erst nach einem langen, eifernthätigen Leben, schon abschied. Mit gespannter Erwartung sehen wir der neuen Besetzung dieses heiligsten und ersten Staatsamtes entgegen. Von wem werden künftig die ewigen Besitzthümer des Volkes, die Spaltungen und Gährungen des Geistes in seinen tiefsten Tiefen und höchsten Höhen in ihrer Stellung im Staate abhangen? Wahrlich, hier gehört ein Mann hin, von denen Preußen bei allem Reichthum an edlen, durchgebildeten Männern gewiß nur sehr wenige besitzt. Man hat schon Vermuthungen veröffentlicht, die aber bis jetzt weiter keine Begründung haben. Man wird sich auch gewiß gehörig umsehen und prüfen, ehe man wählt. Wir wünschen nur, daß man den edelsten, durchgebildetsten, von Vorurtheilen und einseitigen Richtungen freiesten treffe, einen Mann, der über den Kämpfen und Gährungen der Zeit steht, sie aber alle gründlich kennt und Preußen kennt mit seinem starken, freien, protestantischen Principe, mit den Wurzeln und Lebensquellen, die in Friedrichs Geiste und Vermächtnissen entspringen und sich fortentwickeln in einem großen, starken, intelligenten Volke.

Der Kölner Faschingsausschuß hatte dieses Jahr, wie früher, eine Menge Narrendiplome an auswärtige Gelehrte und Künstler versendet und unter Andern auch mehrere östreichische Dichter mit solchen Patenten beehrt. Allein dieser Sendung folgte keine Antwort von Seiten der betreffenden Personen und in Köln konnte man sich ein so unartiges Stillschweigen nicht erklären. Da kamen denn jüngst die Diplome von der Gränze zurück. Die kaiserl. Polizei hatte es nicht thunlich gefunden, den Dichtern Oestreichs solche Auszeichnungen angedeihen zu lassen.

Wie empfindlich sich gerade Diejenigen, welche die Rechte der Presse am eifrigsten vertreten sollen, gegen jede wirkliche oder nur eingebildete Beleidigung, die von derselben ausgeht, beweisen, davon liefert die sächsische Ständeversammlung ein merkwürdiges Beispiel. Um so höher sind die Worte derjenigen Redner anzuschlagen, die sich der verurtheilten Journalistik annahmen und sie vertheidigten. Namentlich erklärte das Mitglied der zweiten Kammer, Herr von Watzdorf, daß der Presse öffentliche Urtheile über Regierung und Kammern, Gesetze und Verwaltung zustehen müßten.

Mit großer Bereitwilligkeit kommt man jetzt in Hannover den Eisenbahnunternehmungen entgegen. Der König hat befohlen, den Untersuchungen und Ausmessungen über die beabsichtigte Bahn von Berlin nach Hamburg in seinem Lande allen Vorschub zu leisten. (Wo bleiben wir?)

In der letzten Ziehung der bayerischen Zahlenlotterie wurden sehr namhafte Summen gewonnen. Die merkwürdige Veranlassung dazu gab eine neue Steinzeichnung, die an den Kunstläden ausgestellt war, eine Volksscene vorstellend, wie nämlich eine Masse Menschen vor einem Lotteriecomptoir versammelt steht, wo eben die gezogenen Nummern veröffentlicht werden. Der Zufall wollte nun, daß die drei Nummern, die auf dem Bilde zu sehen sind, des Abends wirklich herauskamen.

Der große Brand in Sondheim vor der Rhön soll durch einen Hirtenjungen ausgekommen sein, der sich Eier zusammen gestohlen hatte und sie in einer Scheuer ausschlagen wollte. Das Feuer habe um sich gegriffen und der Junge sei davon gelaufen.

Aus Frankreich.

In Paris macht ein junger Faßbindergeselle aus Rouen durch seine ausgezeichnet schöne und starke Stimme Aufsehen. Er wurde in seiner Vaterstadt Rouen von einigen Kunstfreunden zufällig entdeckt, und nach Paris gebracht, wo die ersten Meister sich die Ausbildung seiner noch ganz rohen Naturgabe angelegen sein ließen, und schon jetzt nach wenig Monaten, ist er bei der großen Oper mit 3000 Franks für das erste, 4000 Franks für das zweite, und 10,000 Franks für das dritte Jahr engagirt worden.

Aus England.

Englische Blätter geben Nachricht von einer merkwürdigen physiologischen Erscheinung nach den Beobachtungen

von Augenzeugen. Thomas Bradley zu Deighton bei Huddersfield, geboren 1817, hatte bis in sein fünfzehntes Jahr nie irgend eine bedeutende Krankheit, und Niemand aus seiner Familie war krampfhaften Zufällen unterworfen. In seinem sechzehnten Jahre fiel er in einen Schlaf, der neun Wochen dauerte. In demselben Jahre hatte er abermals einen Anfall und schlief ununterbrochen 40 Wochen. Während dieser Zeit wurde er ganz abgemagert, und es dauerte lange, ehe er ohne Hülfe sich auf den Beinen halten konnte. Er erholte sich allmälig und war gesund bis zu Ende des August v. J., wo er sehr schläfrig ward und die Eßlust verlor. Am 30. Aug. fiel er abermals in einen Schlaf, der seitdem, 32 Wochen lang, fortdauert. Seine Aeltern lassen ihm jetzt unter ärztlichem Beirath bessere Pflege angedeihen als bei den früheren Zufällen. Seine Lage im Bette wird täglich dreimal geändert, die Bettwäsche oft gewechselt und dem Kranken regelmäßig Nahrung gereicht, die meist in einem Möhrenaufgusse besteht, welcher, wenn er in die Oeffnung des Schlundes kommt, mit krampfhafter Anstrengung verschluckt wird.

Trotz des wahren Sommerwetters, das am Ende Aprils herrschte, fand am 27. April eine Versammlung von Liebhabern des Schlittschuhlaufens statt, und übte ihre zierliche Kunst auf einer ziemlich ausgedehnten, durch künstliche Mittel zum Gefrieren gebrachten Wasserfläche.

Aus Italien.

Wie im lombardisch-venetianischen Königreiche und in Neapel, so wurde neuerdings auch in Parma der Malteserorden wieder hergestellt. Die Erzherzogin Marie Louise hat demselben drei Commenden, jede von 2000 Franken jährlicher Einkünfte überwiesen. Und dies geschieht in einem Herzogthume, wo ein Fünftheil der Bevölkerung ohne allen Schulunterricht aufwächst!

Aus Aegypten.

Der Pascha von Damaskus läßt jetzt, auf Anlaß der Vorfälle in Beirut, drei Rabbiner in verschlossenen Gemächern den Talmud übersetzen. Der Tod droht ihnen, wenn sie frei übertragen. — Um wie viel schöner ist es doch, im Schlafrock, bei einer Tasse Kaffee, in den Nimbus der Varinas-Wolken gehüllt, ein französisches Vaudeville deutsch zustutzen zu können.

Mosaik.

Sauvo, Herausgeber des Pariser Moniteur.

Unter allen je erschienenen politischen Journalen mag wohl keines so vielen Stoff zu philosophischen Abhandlungen über den Despotismus liefern, als eben der Moniteur. Welche sinnreiche Commentare über den Text: Macht schafft Recht! Welche Verdrehungen aller möglichen Motive! Welch orientalischer Bilderreichthum, galt es Siege zu verkünden! mit welch sophistische Apologieen und lügnerische Ausflüchte, mußten Niederlagen bemäntelt werden! Und dabei die nächtlichen Conferenzen des zitternden Herausgebers mit dem kaiserlichen Autor, auf dessen Commando Wort, Styl und Rede eben so schnell folgen mußten, wie die Wendungen eines Grenadier-Regimentes. Der Herausgeber des Moniteur war Sauvo, der es Allen, trotz des Wechsels der Dynastieen, bis nach der Juli-Revolution recht zu machen wußte. Am Vorabende der Juli-Revolution wurde er zum Minister beschieden. Man überreichte ihm die verhängnißvollen Ordennanzen, um dieselben im Moniteur aufzunehmen. Er durchlief das Manuscript, um zu sehen, ob Alles in Ordnung; aber anstatt seinen Diener zu machen und das Gemach zu verlassen, blieb er stehen, die Thür in der Hand, ängstlich und [illegible] der Sprache zögernd. „Mein Herr, Sie kennen Ihren Auftrag, es ist nichts mehr hinzuzufügen." — „Monseigneur," erwiederte Sauvo, „ich habe so manche Erfahrungen, habe schon so viele Gouvernements [illegible] kannt . . ." — „Daß Sie gelernt haben müssen," unterbrach ihn Fürst Polignac, „daß Sie nichts zu thun haben, als zu gehorchen. Mein Herr, ich wünsche Ihnen einen guten Abend." Die Thür ging zu, und wieder war das Schicksal der herrschenden Dynastie.

Busbequius (Busbeck) erzählt, er habe in der Türkei von einem Manne, der in Cathay (China) mit einer Karawane gewesen, vernommen, daß, als sie von Persien [illegible] die chinesische Gränze erreicht hätten, sie von den chinesischen Grenzwächtern ausgefragt und ihre Aussagen durch Zeichen nach der Hauptstadt berichtet worden seien: „Als die königlichen Wachen erfuhren, theilten sie am Tage durch Rauch und in der Nacht durch Feuer dem nächsten Posten mit, dieser wieder dem nächsten und so fort, so daß in einigen Stunden die Botschaft von der Ankunft der Kaufleute dem Könige von Cathay mitgetheilt war, was sonst in mehreren Tagen nicht hätte geschehen können. Und mit derselben Schnelligkeit und durch dasselbe Mittel antwortete er, was sein Wille sei, ob Alle zugelassen oder Einige abgewiesen oder zurückgehalten werden sollten."

Die Hettstedter Annalen berichten: Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, im Advent des Jahres 1633, kamen etliche Soldaten in das Dorf Gnölbzig an der Saale, nicht weit von Alsleben, machten sich in die Kirche, wo eben Communion gehalten wurde, und schossen auf die Communicanten. Einer ritt zu Pferde auf den am Altar stehenden Prediger los, nahm ihm den Kelch aus, trank den geweihten Wein und steckte den Kelch zu sich. Als das die Bürger zu Alsleben erfuhren, eilte man diesen Soldaten nach und brachte den Kirchenräuber glücklich zur persönlichen Haft. Er wurde nach Magdeburg abgeführt, dort gevierttheilt und die Stücke seines Leibes wurden in den Straßen aufgehängt.

Vor der Revolution, erzählt Börne, war es am französischen Hofe Brauch, daß gemeinschaftlich mit den jungen Prinzen ein bürgerliches Kind auferzogen wurde, das, so oft jene sich vergingen, statt ihrer die Schläge empfing, um als Beispiel zu dienen.

Owen, der britische Martial, vergleicht den Fürsten sehr sinnig mit dem lateinischen viscus (Vogelleim): „An Beiden bleibe Alles kleben."

In einem neuern, gedruckten Stücke kommt unter andern, sehr schwer zu lösenden Aufgaben auch folgende — jedenfalls die schwierigste — vor: „Man hört hinter der Scene einen altdeutschen Rock ausklopfen."

Eintheilung Europa's.

Frankreich, das Land der Moden; England, das Land der Launen; Spanien, das Land der Ahnen; Italien, das Land der Pracht; Polen, das Land der Herren; endlich Deutschland, inclusive Schweden und Dänemark, das Land der Titel. In dem letztern giebt es nämlich nicht weniger denn zweihundertdreiundreißig Arten theils wirklicher, theils Titulairäthe, die durch's ganze Alphabet laufen, mit dem Adreirath beginnen und mit dem Wirthschaftsrathe endigen.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 44.

Bremen, Sonntag den 31. May 1840.

Gestorben:

Nro. 515. Den 27. May. Helena Lüders, geb. Castens, 68 Jahr; Kohlhökerstraße Nro. 18.

— 516. Den 27. — Hartmanns todtgeb. Mädchen — Süsterstraße Nro. 6.

— 517. Den 28. — Des Policeidieners Joh. Wilh. Christoph Millius Sohn, 1½ Jahr; gr. Krankenstraße Nro. 11.

— 518. Den 29. — Des Maurergesellen Franz Wilh. Lütjen Sohn, 1 Jahr; Runken Nr. 40.

Nro. 519. Den 29. May. Des Schuhmachermeisters Carl Ludw. Zieske Ehefr., geborne Schnitker, 36 Jahr; gr. Rosenstraße Nro. 19.

— 520. Den 29. — Joh. Conr. Hildesheim, 14 Wochen; Paulsberg Nro. 37.

— 521. Den 29. — Hoyers todtgeb. Mädchen — Balgebrückstraße Nro. 33.

— 522. Den 29. — Des Buchhalters Gottfr. Wilh. Haase Ehefr., geb. Heinritz, 57 Jahr; Neuenstraße Nro. 98.

Geboren:

Nro. 651. Den 25. May. Des Steindruckers Hinrich Wellbrock Ehefr., geb. Gerken, Grünenstraße Nro. 4; von einem Mädchen.

— 652. Den 26. — Des Arb. Hinr. Nicolaus Steinbring Ehefr., geb. Lahrmann, Müggenburg Nro. 32; von einen Knaben.

— 653. Den 26. — Des Arb. Friedr. Stuckenschmidt Ehefr., geb. Hake, gr. Sortillenstraße Nro. 14; von einem Mädchen.

— 654. Den 26. — Ein Mädchen — Buntenthorssteinweg Nro. 251.

— 655. Den 27. — Des Segelmachers Johann Heinr. Jürgens Ehef., geb. Mügge, Alten-Steinweg Nro. 14; von einem Knaben.

— 656. Den 27. — Des Weinarbeiters Georg Diedr. Precht Ehefr., geb. Burhop, Marterburg Nro. 16; von einem Mädchen.

— 657. Den 27. — Des Grobbäckers Ludwig Arnold Eduard Höltbe Ehefr., geb. Becker, Westerstraße Nro. 47; von einem Knaben.

Nro. 658. Den 27. May. Ein todtes Mädchen — Süsterstraße Nro. 6.

— 659. Den 27. — Des Tabacksarbeiters Hinrich Borchers Ehefr., geb. Kollwey, Theisenrathsdeich Nro. 15; von einem Mädchen.

— 660. Den 27. — Des Leinewebers Joh. Abbehusen Ehefr., geb. Siemer, Punkendeich Nr. 52; von einem Knaben.

— 661. Den 28. — Des Steindruckers Carl Anton Wenglein Ehefr., geb. Dauwe, Balgebrückstraße Nro. 27; von einem Mädchen.

— 662. Den 28. — Des Schuhmachermeisters Joh. Carl Plenge Ehefr., geb. Corssen, Bürgerstraße Nro. 6; von einem Mädchen.

— 663. Den 29. — Des Maurergesellen Joh. Sengstacke Ehefrau, geb. Harjes, Fedelhören Nro. 13; von einem Knaben.

— 664. Den 29. — Des Glasers Ulrich Hoyer Ehefr., geb. Stallmann, Balgebrückstraße Nro. 33; von einem todten Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 247. Der Gastwirth Heinr. Wiedau hies. u. Meta Warnken aus Mittelsbühren.

— 248. Der Musicus Joachim Christ. Woltersdorf zu Vegesack und Metta Louise Roedel hies.

— 249. Der Maler Joh. Hinr. Siemers und Sophia Catharina Korssen. Beide von hier.

— 250. Der Cigarrenmacher Joh. Bernhard Schmidt und Maria Lürssen. Beide von hier.

— 251. Der Tabacksarbeiter Friedr. Wilh. Steinkamp und Cathar. Albrecht. Beide von hier.

Nro. 252. Der Fuhrmann Diedrich Heinr. Poggendieck, genannt Brügesch, und Adelheid Neukirch hieselbst.

— 253. Der Cigarrenmacher Christian Bruns am Buntenthorssteinwege und Sophia Warrens aus Hanekhausen, Herzogthum Oldenburg.

— 254. Der Maler Joh. Peter von Horn und des verst. Stuhlmachers Ernst Heinrich Bohtmer Wittwe, Auguste Sophie Wilhelmine, geb. Lönnecke, hieselbst.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 45.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 4. Juni 1840.

Man tiepelt leichte Liedchen, man spitzt manch Sinngedicht,
Man höhnt die holden Frauen, des alten Liedes Licht;
Wo rüstig Heldenleben längst auf Beschwörung lauscht,
Da trippelt man vorüber und schauert, wenn es rauscht. Uhland.

Der Beruf.

Im Schlosse standen wir im Rittersaale,
Uns umzuschaun, viel Herren und viel Damen;
Da sah's noch so wie sonst, wo beim Pokale
Die alten Degen da zusammenkamen;

Die Fenster noch, in schmalen, spitzen Bogen
Vom Estrich bis zur hochgewölbten Decke,
Drin bunte Scheiben künstlich eingezogen,
Und der Kamin beim Schenktisch in der Ecke.

Rings an den Wänden sorgsam aufgehangen
Viel blanke Waffen noch und alte Fahnen,
Brustharnische, geziert mit reichen Spangen,
Und Helme, Schwerter, Schild' und Partisanen.

In solcher Näh, was Wunder wenn ich dachte:
Wie wenn die alte Zeit jetzt wieder käme?
Wenn man zum Ritter sich auf's Neue machte
Und wieder von der Wand die Klingen nähme?

Dann könnte wohl das flücht'ge Glück man fassen,
Denn nimmer würd' an Lebensmuth es fehlen,
Man dürft' auf seinen Arm sich ja verlassen,
Mit Zweifeln sich und Forschen nicht mehr quälen.

Und weiter in Gedanken mich verstrickend
Von Heldenthum und frischen Siegeskränzen,
Sah der Gesellschaft Bild ich, seitwärts blickend,
Aus eines Schildes hellem Spiegel glänzen.

Da mußt' ich lächeln, wie so ganz vergessen
Der neuen Zeit ich bei den alten Waffen;
Denn ich sah wohl, in Stahl sich so zu pressen —
Dazu sei dies Geschlecht nicht mehr geschaffen.

Was sollte auch der Harnisch noch viel nützen?
Er konnte nur vor jähen Todeswunden
In einer Zeit des Schwerterkampfes schützen;
Wir haben ja das Pulver jetzt erfunden.

Vorher nur ziemte sich's den Speer zu tragen,
Der rauhen Zeit Gesetze vorzuschreiben;
Wir jetzt in unsern aufgeklärten Tagen,
Wir müssen friedlich — bei der Feder bleiben.

Klemm.

Die Zopfrevolte zu Mailand.

(Fortsetzung.)

Dann in der Mitte der Nacht ließ er dem Campo-Dolcino den Befehl ertheilen, sich heimlich mit dem Verurtheilten bei ihm im Palaste einzufinden, und als Tatareau den langen Gang der Citadelle durchschritt, flüsterte ihm eine unbekannte Stimme leise zu: „Habe Muth und Hoffnung!“ — „Ich habe den Muth, als Soldat zu sterben!“ antwortete er, ohne denjenigen zu errathen, der diese geheimnißvollen Worte ihm zugerufen. Als er Murat's Cabinet betrat, konnte dieser kaum seine Gemüthsbewegung unterdrücken; doch bemühte er sich, den Ausdruck des Zorns beizubehalten.

„Du wirst morgen um 6 Uhr Abends füsilirt werden,“ sagte er ihm barsch. — Der Husar blieb regungslos, schlug die Augen nicht zu seinem alten General empor und antwortete mit dumpfer Stimme: „Je eher, desto besser, Pyramidensacrement!“ — „Bereust Du nichts?“ — „Ich habe gethan, was ich thun mußte. Wenn ich auch den Beweis abgelegt, wie viel ich aus Liebe zu Ihnen vollbringen konnte, so hatte ich doch nicht das Recht, meine schwer beleidigten Kameraden zu verlassen, und obgleich sie mir manches harte Wort zu schlucken gaben, so würde ich doch wieder so handeln, wenn die Gelegenheit sich wieder so böte; mein Zopf hat mir diesmal Unglück gebracht. Doch das gilt jetzt gleich!“ — „Schweig, Trotzkopf . . . Ich hoffe, Du wirst wenigstens als tapferer Soldat sterben? Nur auf diese Weise kannst Du für Deinen Fehltritt Vergessenheit erringen.“ — „Mein General, Sie wissen, daß ich mich nie vor den Kugeln gefürchtet habe, ein wenig näher oder ferner, galt mir immer gleichviel. Morgen werde ich sie nicht pfeifen hören, das ist der ganze Unterschied. Es ist ausgemacht und gewiß, daß ich lieber auf dem Schlachtfelde und an Ihrer Seite gestorben wäre,“ setzte er traurig, den Kopf schüttelnd hinzu. — „Das glaube ich wohl, meiner Treu! Aber alte Leute können nicht glücklich sein. Ich will es übernehmen, Deiner Mutter und Schwester Deinen letzten Willen zu hinterbringen . . . Du dachtest also dieser armen Frauen nicht? Hättest Du es gethan, so wäre Manches gewiß nicht geschehen.“

Bei der Erinnerung an Mutter und Schwester brach Tatareau, der bis jetzt seine Fassung beibehalten, in Thränen aus, und deckte das Gesicht mit beiden Händen.

Murat wendete sich ab, um ihm die seinigen zu verbergen. „Ja, mein General,“ sagte er schluchzend, „Sie müssen das thun, ich danke Ihnen dafür. Ich weiß, daß diese Nachricht meine arme alte Mutter in die andere Welt schicken kann,“ und Josephine . . . „nun, die wird sich verheirathen, wenn man sie nicht allzusehr meinetwegen verachtet.“ — „Du mußt jetzt nur noch an Gott denken,“ unterbrach ihn Joachim, der die tiefste Frömmigkeit im Herzen hegte, wovon er später in seiner eigenen Todesstunde Beweise gab. „Von jetzt an,“ fügte er hinzu, indem er das Taschentuch in die Augen drückte, „darfst Du nicht mehr dieser Welt angehören; so lebe denn wohl, ich wollte Dich noch einmal sehen; habe Muth, und ich werde Deinen Auftrag ausrichten.“

Nach diesen Worten machte Joachim eine Bewegung, sich zu entfernen; der Husar hielt ihn aber an dem Schooße seines Rockes zurück, fiel vor ihm auf die Kniee und bat, daß er ihm verzeihen möge vor seinem Sterben. „Ach, mein General,“ sagte er ihm, die Arme entgegenstreckend, „sagen Sie mir, daß Sie mir nicht mehr zürnen, und ich werde zufrieden sterben.“ — „Und

wenn ich nun will, daß Du nicht stirbst?" rief Murat, ihn fest anblickend; „wenn ich es über mich nehme, Dich zu begnadigen!" Er zog den Soldat in die Höhe und in einen dunkeln Winkel des Saals. Hier drückte er ihm die Hand und sagte: „Ich will nicht, daß Du stirbst; bin ich nicht Herr hier?"

Tatareau richtete seinen verwunderten Blick auf den Marschall; ein hoffnungsvolles Lächeln umspielte seine bleichen, zitternden Lippen; bald nahmen seine Züge aber den alten Ausdruck wieder an und er erwiederte des Marschalls wohlmeinende Reden nur mit einer traurigen, verneinenden Bewegung des Kopfes.

„Ich rette Dich!" sagte Murat mit festem Tone. — „Es ist unrecht von Ihnen, mein General, mit mir zu scherzen," antwortete der Soldat mit sanfter, vorwurfsvoller Stimme. „Lassen Sie mich immerhin meine Portion Blei empfangen; es ist abgewogen! Pyramidensacrement! Sie vergessen wohl den kleinen Corporal!" — „Hast Du denn vergessen, daß Du mir das Leben gerettet hast, und daß ich mein militärisches Glück größtentheils Dir und Deiner Hingebung verdanke? Höre mich an." — „Ich höre nichts, mein General," unterbrach Tatareau mit größerer Heftigkeit; „in dem Schreiben, das der Pfarrer, den Sie ins Gefängniß geschickt, mir vorlas, steht geschrieben, daß ich nicht mehr den Orden tragen darf. So möge man mich denn erschießen . . . es ist gut und ich will es so." — „Ich aber will es nicht. Ich habe immer nur Feuer gegen den Feind des Vaterlandes kommandirt, und ich sollte auf Dich, meinen Landsmann, schießen lassen, auf Dich, meinen Freund? . . Du vergißt, daß Gott mir einst Rechenschaft von Deinem Blute abfordern kann, denn Du bist nicht der einzige Schuldige bei dieser verwünschten Geschichte, und Du sollst nicht sterben, das ist entschieden." — „Ach, Joquin! Joquin! . . Mein General, wollte ich sagen," rief Tatareau mit vor Weinen unterbrochener Stimme, indem er Murat's Knie umfaßte;" ich werde Sie selbst noch nach dem Tode lieb haben!" — „Höre mich an und suche mir beizustehen. Du mußt für die ganze Welt todt sein, für Mutter, Schwester und vorzüglich für Dein Regiment. Morgen vor dem Untergange der Sonne wirst Du nicht nach dem Exercirplatze, sondern nach dem römischen Thore hinter die Wälle geführt werden; die zu Deiner Execution kommandirten Jäger werden blinde Patronen haben; man wird auf zwanzig Schritte schießen; dann fällst Du nieder, wie wenn Du tödtlich getroffen wärest; Niemand wird sich Dir nahen. Wenn dann die letzte Compagnie der neapolitanischen Legion an Dir vorüberdefilirt hat, werden drei Männer, deren Verschwiegenheit ich erkauft habe, und unter diesen Campo-Dolcino, der mir mehr als das Leben verdankt, Dich auf einen Karren laden, mit Stroh bedecken und nach dem eine Viertelmeile entfernten Gottesacker fahren. Bei dem Todtengräber findest Du Matrosenkleider und einen Paß auf den Namen Popoli. Campo-Dolcino wird Dir zehntausend Franken in Gold auszahlen; dort wirst Du verborgen bleiben, bis die Männer, die Dich dahin gebracht, wiederkehren, um Dich nach Genua zu führen, wo ein amerikanisches, Gott weiß wohin segelndes Schiff im Hafen liegt. Schiffe Dich so bald wie möglich ein; — segle nach Peru, China, gleichviel. Geh zum Teufel, wenn Du willst, wenn Du nur nie wieder nach Frankreich oder Italien zurückkehrst. Hast Du Alles, was ich Dir gesagt, wohl verstanden? . . . So geh! denn die Zeit drängt. Denke zuweilen Deines alten Generals, und umarme mich zum letzten Male. Deiner Mutter und Schwester soll es an nichts fehlen. Und jetzt sind wir quitt."

*

Tatareau stürzte sich in Joachim's Arme, ohne ein Wort vorbringen zu können, und lange hielten sich die beiden Tapfern umschlossen. Da war weder an einen Marschall, noch an den gemeinen Soldaten zu denken; man sah nur zwei Männer, die sich wie Brüder liebten und sich wie Helden hochachteten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erdbeben und Vulcane.

(Beschluß.)

Wenn durch die innere Kraft einerseits ganze Höhenzüge emporgehoben worden und große Landstrecken den Fluthen des Meeres entsteigen, so werden andrerseits auch viele Erdstriche versunken sein. Die zahllosen Inseln im großen Ocean sind vielleicht die höchsten Spitzen eines verschwundenen Welttheils, und was noch über der Wasserfläche von den Strahlen der Sonne beschienen wird, sind die Ueberreste einer großen Terra pacifica. Die ungeheuren Korallenriffe in jenen Gewässern deuten auf solche Ereignisse hin, und der fast allgemein vulcanische Boden giebt der Vermuthung einen höhern Grad von Wahrscheinlichkeit. Gleicherweise scheint es nicht dem mindesten Zweifel unterworfen, daß alle Inseln, die in der Nähe fester Länder liegen und gleiche Thiere wie diese nähren, einst mit dem benachbarten Mutterlande zusammengehangen haben. Die Nachkommen der Portugiesen in den asiatischen Gewässern haben die Sage der Eingebornen aufbewahrt, daß die Insel Sumatra mit Malacca einst verbunden gewesen sei. Das Nämliche muß auch mit Borneo und Java der Fall gewesen sein, wie es schon aus den ganz gleichen mineralischen Erzeugnissen hervorgeht, welche auf diesen Inseln und dem festen Lande gefunden werden. Auch beim Thierreiche treten dieselben Verhältnisse ein, denn Elephanten und Rhinocerosse sind noch in großer Anzahl in Sumatra zu finden. In Borneo dagegen hält man sie für ausgestorben, weil man aber das Innere dieser Insel so wenig kennt, so ist es gar wohl möglich, daß sie dort noch vorhanden sind. Selbst auf dem kleinen Eilande Singapur ist der Tiger einheimisch, und erst kürzlich noch sind mehrere Menschen in der Nähe der Stadt zerrissen worden. Der Orang-Utang, den unsere Naturforscher Sumatra und Borneo allein zuschreiben, ist glaubwürdigen Nachrichten zufolge auch in Siam zu Hause, und wo die wilden Thiere der festen Erde über einen nahe liegenden Archipel verbreitet sind, ist an der frühern Verbindung beider Landtheile nicht zu zweifeln. Ganz ähnliche Schlüsse lassen sich auch auf Ceylon, die westindischen Inseln u. s. w. anwenden, und wenn man die Ereignisse bedenkt, welche in der Gestaltung des Bodens überhaupt stattgefunden haben, so wird man sich über die Einsenkung oder das Verschwinden großer Strecken nicht mehr wundern.

Obgleich diejenigen Länder am meisten von Erdbeben zu leiden haben, welche in der Nähe von Vulcanen liegen, so werden doch auch Stöße anderwärts verspürt, und es wird schwer sein, einen Theil des festen Landes zu bezeichnen, der davon verschont geblieben. Ramond hat zu Bagnère de Bigorre 60 Erdstöße gezählt; in Deutschland und der Schweiz sind sie öfters bemerkt worden. Auf der nördlichen Küste von Afrika sind sie ebenfalls häufig, und das große Erdbeben von Aleppo ist noch in frischem Andenken. Die Ursachen dieser Erscheinungen liegen unter allen Himmelsstrichen, obgleich sie unter dem Aequator und zwischen den beiden Wendepunkten am häufigsten sind. Ueberall, wo erloschene Vulcane oder heiße Quellen gefunden werden, kann man sie als Vo

weise innerer Gluth betrachten. In den Bädern zu Cauquenes in Chili hat man die Bemerkung gemacht, daß das Wasser nach Erdbeben theils auf einige Zeit versiegt, theils von seinem Wärmegrade verliert. Eine der dort befindlichen heißen Quellen hat eine Temperatur von 118° Fahrenheit, die nach dem großen Erdbeben von 1835 auf 92° gefallen ist. Die Richtung der Erdbeben wird immer vorzugsweise in der Richtung der Höhenzüge und ihrer Vulcane liegen; die Spalten des Bodens werden theils in derselben Richtung sein, theils seitwärts abspringen. Durch Chili hinauf streichen die Erdbeben von Südwest nach Nordost, die Spalten dagegen liegen häufig nordwestlich. Daß sie sich öffnen und schließen, liegt an der wellenförmigen Gebärdung des Bodens. In diese Spalten sind beim Erdbeben in Jamaica mehrere Kühe gefallen und zerquetscht worden. Die Hälfte des Körpers ragte noch über den Boden hervor.

Betrachtet man die ungeheure Menge vulcanischer Materie, welche im Laufe der Zeit aus der Tiefe des Bodens heraufgeschleudert wurde, und bedenkt man die Lavaströme, welche auf dem Meeresgrunde liegen müssen, so ist es offenbar, daß die Schmelzstoffe unmöglich aus dem nächsten Bereiche der Vulcane selbst kommen. Ueberdieß ist die Beschaffenheit dieser Stoffe durch alle Theile der Welt so gleichförmig, daß man sie sammt und sonders für verschiedene Auswürfe aus dem nämlichen Schlunde halten könnte. Ganz außerhalb dem Bereiche unserer Forschungen scheint die vulcanische Kraft zu liegen, und muß nach muthmaßlicher Schätzung im ersten Drittel des Halbmessers unserer Erde zu suchen sein. Dieser Ansicht gemäß lagerten die Brennstoffe in einer Tiefe von 227 Meilen, und in dieser Richtung wäre der Gluthherd um den ganzen Erdball vertheilt. Nimmt man an, daß die größte Höhe, zu welcher in Europa die Feuerströme emporgetrieben worden, etwas über 10,000 Fuß beträgt, so wird schon dazu eine ungeheure Kraft erfordert, wenn man auch die Brandstätte des Aetna in gleiche Fläche mit dem Meere legt. Von hier bis zum höchsten Punkte der ausströmenden Lava wäre eine Wassersäule dem Drucke von 318 Atmosphären gleich. Weil aber die Dichtigkeit der Lava zum Wasser wie $2\frac{1}{2} : 1$ sich verhält, so muß der Druck einer ganzen Lavasäule 795 Atmosphären betragen. Bis zur Region des Herdes müßte daher der ganze Druck auf 509,595 Atmosphären berechnet werden, wenn man die Meile auf 22,800 Fuß annimmt. Dieß setzt eine Dehnkraft von 1100 Millionen Pfund auf jeden Geviertfuß voraus, und erklärt die staunenerregende Wirkung der Erdbeben und feuerspeienden Berge.

Wenn Schlamm, Wasser, verglaste Felsenstücke, Fische u. dgl. aus den Bergklüften hervorgetrieben oder aus dem Krater heraufgeschleudert werden, so kommen sie aus dem Bereiche unserer Erdrinde selbst. Schlamm und Wasser sammeln sich in den Seitenkammern vulcanischer Berge während der Ruhezeit, und stürzen hervor, wenn diese Behälter durch die gährende Kraft geborsten werden. Durch die Strömung unterirdischer Gewässer, manchmal in Verbindung mit Flüssen und Bächen sich befindend, können Fische nach diesen Kammern geführt und mit Schlammmassen hervorgetrieben werden. Kein Körper erkaltet so langsam als Lava, die man in Sicilien nach zehn Jahren noch in zähem Zustande gefunden hat. Aus äußerlich erstarrten Geschieben strömt noch nach langer Zeit vom Kerne heraus die flüssige Gluth. Die häufigen Regengüsse, welche fast immer nach vulcanischen Ausbrüchen sich ereignen und über große Landstrecken sich verbreiten, wo sonst um die nämliche Zeit nicht Ein Tropfen Regen fällt, scheinen in der Rückwirkung des Luft-

kreises zu liegen, wodurch die in ihm schwimmenden Wasserdünste niedergeschlagen werden. Alles erwogen, tritt durch vulcanische Thätigkeit die ganze Natur aus ihrem Gleichgewichte — was im Busen der Erde mächtig sich schüttert, findet im leicht schwebenden Raume seinen Wiederhall.

---

* Einige Bemerkungen

über das Verhältniß der Volksschullehrer in Bremen.

Es sind in diesem Blatte Nro. 41 einige Worte mit der Ueberschrift: „zur Beherzigung" zu Allen, welche sich für das Schulfach interessiren, gesprochen worden, und ich hege die Ueberzeugung, daß dieselbe in unserer lieben Vaterstadt nicht ganz unbeachtet verhall't ist: da so vielfache Beweise das Interesse bezeugen, welches man an der Jugendbildung nimmt. Sind doch die von Herrn Prdgr. Cpll. schon früher angeregten (siehe Jahrg. 12 Nro. 59 d. B.), jetzt ins Leben getretenen Kinderbewahranstalten und unser Taubstummen-Institut neue und schöne Beweise für obige Behauptung. Zeugt doch dafür unser sogenanntes Seminar, dem die meisten der jetzt angestellten Lehrer ihre weitere Ausbildung verdanken, und in dem sie durch die väterliche Liebe, Zurechtweisung und Belehrung ihres jetzt im Herrn entschlafenen Lehrers, Herrn Prd. B., erwärmt wurden für ihren Beruf, in welchem sie begeistert wurden zur Pflichttreue und angeregt zum ernsten Streben nach wahrhafter Ausbildung des Geistes durch ihren hochgeachteten und geliebten Lehrer Herrn St., der Allen als Freund die Hand hilfreich reichte, dem es um Bildung des Geistes und Herzens zu thun war.

Berücksichtigen wir diese Anstalten, und nehmen dazu die zahlreichen Schulen, welche allenthalben in unserm Staate angeordnet, und unter obrigkeitlicher Aufsicht eingerichtet sind, so wird man versucht zu glauben, daß dasselbe Interesse, welches man den Schulen überhaupt zu widmen scheint, sich auch auf diejenigen erstrecken werde, welchen man die Schulen anvertraut; da doch durch den Lehrer erst eine Schule segensreich wirkend wird. Allein dem ist nicht so; wenigstens ist der Schein dagegen. Wohl mag dieser seinen Hauptgrund darin haben, daß der Druck, die Sorge und der Kummer, welche auf den meisten unserer Volksschullehrer lasten, fast Niemandem als ihm selbst und seiner Familie bekannt sind. Ohne Bekanntschaft aber mit dem Wehe eines Andern wird ihm Keiner zu Hilfe eilen. Daß aber der Lehrer in unserm Bremen in mancher Beziehung den Wunsch hegen muß, seinen Stand geschützter zu sehen, als derselbe bis jetzt geschützt war, kann wohl nicht geleugnet werden; daß er in vieler Hinsicht eine Berücksichtigung seiner Lage wünscht, wird von jedem redlichen Menschen gewiß nur billig gefunden werden. Denn ihm, dem Lehrer, ist von den Eltern die heilige Pflicht aufgelegt ihre Kinder, ihr edelstes Gut für Erde und Himmel mit zu erziehen; der Staat macht die Forderung an ihn er solle die Kinder zu nützlichen Bürgern heranbilden, solle den Kindern Liebe zum Vaterlande und zu den Regierenden ins Herz pflanzen; wiederum fordert der Prediger die Kinder vorgebildet für den Unterricht in seinen Stunden, und über das Alles fordert einst Gott Rechenschaft und ernste Rechenschaft von dem Werke, das ihm aufgetragen ist.

Daß hier keine unbillige Forderung gestellt ist, weiß ich, daß diese Forderungen allgemein sind, ist bekannt genug: wie schwierig sie zu erfüllen sind, das kennt nur der Lehrer. Dies Letzte

ist wohl die Ursache vorzugsweise, daß man seiner so wenig gedenkt. — Oder sollte es daher rühren daß man ihn zu hoch stellt, und ganz vergißt, daß der Lehrer, als Mensch, auch menschliche Ansprüche machen muß. — Ich bezweifle dies Letztere, und fürchte, daß das kurz vorher Erwähnte anzunehmen sei. — Denn Derjenige, welcher seines Lehrers in Dankbarkeit gedächte, würde nimmer zugeben, daß ein Lehrer, — abhängig von einzelnen Personen, insofern diese Stimmführer eines Vorstandes bei Schulanstalten o. d. gl. sind, und ihren Beschluß allen übrigen Versammelten aufzunöthigen wissen — den ihm zukommenden Befehlen unbedingt Folge leisten, und sich Abkürzungen an seinem Einkommen gefallen lassen müsse.

Glaube Niemand, daß hier eine Uebertreibung Statt finde. Es giebt Fälle wo in unserm Gebiete der Lehrer sich unwohl befand, aber, seiner ihm obliegenden Pflicht eingedenk, die Woche über mit Aufopferung seiner letzten Kräfte Schule hielt, und am Sonntage genöthigt (gezwungen wäre hier wohl passender gebraucht) wurde, in der Kirche die Orgel zu spielen, vorzusingen, eine Predigt vorzulesen und die Kirchengeschäfte eines Diaconen zu verrichten.

Wird denn von einem Sclaven mehr gefordert? — Und leider ist es in unserm Bremen und zum Theil auch im Auslande — nicht zu unserer Ehre — bekannt genug, daß an einzelnen Stellen das Einkommen des Lehrers bei eingetretenen Vakanzen bedeutend geschmälert wurde, weil sich eine Stimme, und gewöhnlich eine solche für die Schmälerung erhob, der es gleichgiltig sein konnte, wie tüchtig der Lehrer, als Lehrer, sei, welcher der Anstalt vorstand, wenn derselbe nur den übrigen Functionen vorstehen konnte und wollte; Ja, es ist sogar der Fall eingetreten, daß längere Zeit an der Stelle eines ordentlichen Lehrers ein Gehilfslehrer interimistisch angestellt wurde, weil man keinen Lehrer — an einer Kirchspielschule — gebrauchte, sondern einen Sänger suchte. —

(Der Beschluß folgt.)

---

* Schulzwang.

Ueber die Einführung desselben in unserm Freistaate ist vielfältig die Rede gewesen, und hält Schreiber dieses deßhalb die Beleuchtung der Frage: „Ist Schulzwang in Bremen möglich und wie ist er einzuführen? für eine nicht unpassende, zumal da die Sache für jeden Bürger wichtig ist. Also:

I. Ist Schulzwang in Bremen möglich?

Ich antworte: ja! — Da die Nothwendigkeit der Einführung desselben von Niemandem geleugnet werden kann, dieselbe vielmehr einem Jeden klar sein muß, so wird gewiß auch jeder gute Bürger wünschen, daß derselbe je eher, je lieber eingeführt werde. Zwar stellen sich der Einführung Hindernisse entgegen — denn wo wären diese nicht zu finden —, doch werden dieselben gewiß zu beseitigen sein. — Es lasse der Senat, nach vorgängiger Berathung mit der Bürgerschaft ein Gesetz ergehen, wodurch es jedem Bürger zur unbedingten Pflicht gemacht wird, seine Kinder, alle, ohne Ausnahme, irgend eine Schule regelmäßig besuchen zu lassen. Wer wollte sich dess' weigern? Und wenn es geschähe, könnte man einen Solchen nicht zwingen? Nein, heißt es da, das hieße, den Bürger in seiner Freiheit beschränken. Wie? ist es nicht der Regierung heiligste Pflicht, das Wohl des Staates, wie jedes einzelnen Bewohners auf alle mögliche Weise zu för-

dern und zu sichern? Und wodurch könnte dies zweckmäßiger geschehen, als wenn für die allgemeine Bildung, besonders für die des heranwachsenden Geschlechts Sorge getragen wird. Und hat nicht die Obrigkeit die Gewalt, die solchem Zwecke Widerstrebenden auf die rechte Bahn zu leiten? Ist's doch jedem Bürger in neuerer Zeit zur Pflicht gemacht, was früher auch nicht der Fall war, seine Straße pflastern zu lassen, dann, wenn die Behörde es für nöthig erachtet, und so dafür zu zahlen, wie sie's bestimmt. Das läßt man sich gern gefallen und lobt die Regierung ob ihrer Sorge für das, was doch nur mit den Füßen getreten wird, und nicht billigen wollte man gleiche Sorge derselben, in Sachen, die das ewige Wohl betreffen, wodurch der Mensch über das Niedere erhoben werden soll? — Man mache nur den Versuch und das Widerstreben wird so arg nicht sein, wie man es befürchtet; einige exemplarische Bestrafungen werden auch den Verblendeten gar bald die Augen öffnen und zur richtigen Einsicht führen.

2. Wie ist der Schulzwang einzuführen?

Am besten, glaubt Schreiber dieses, durch die Prediger, und wo dieses nicht fruchten sollte, durch Anwendung polizeilicher Mittel.

Zu bedauern, ja recht sehr zu bedauern ist, daß man den Predigern die Aufsicht über die Schulen entzogen und diese dadurch von der Kirche losgerissen hat. Nun stehen die Schulen verwaiset, schwankend, trost- und rathlos da. Durch die jetzige Schulpflege ist man zwar zu der Einsicht gekommen, daß die Schulen krank, recht krank sind, aber für Aerzte und Arzeneien ist noch immer nicht gesorgt. — Darum räume man den Predigern den frühern Einfluß auf die Schulen wieder ein, dann wird sich's bessern. Denn Prediger sind wissenschaftlich gebildete Männer, welche sich mehr als Geschäftsleute für Menschenbildung interessiren und das Treiben in der Schule, diesen Zweck zu erreichen, eher und richtiger beurtheilen können. Durch sie ist der Schulzwang am besten einzuführen. Wenn z. B. die Prediger bei der Aufnahme es ihren Katechumenen zur unerläßlichen Pflicht machten, regelmäßig die Schule zu besuchen; wenn sie dieselben nur dann zur Confirmation zuließen, wenn das Zeugniß des Lehrers die Befolgung dieser Vorschrift bescheinigt, würden nicht die Kinder selbst sich zum regelmäßigen Schulbesuch treiben?

Und wenn pflichtvergessene Eltern ihre Kinder davon abhielten, würde nicht auf davon gemachte Anzeige des Lehrers eine Vorstellung von Seiten des Predigers bei den Eltern dieß bewirken können, weit eher, als alles sonstige Ermahnen? Denn es ist doch nicht zu läugnen, auch in dem rohesten Menschen wohnt eine gewisse Scheu vor den Geistlichen und ein Wort von diesen thut oft Großes!

Helfen solche Vorstellungen nicht, nun so schreite man zu polizeilichen Mitteln und wo der geistige Mensch nicht gerührt werden kann, lasse man durch weltliche Strafen die Rinde des physischen Menschen erweichen, damit der gute Samen durch dieselbe zum Geiste dringen könne.

n.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domhof.

Die



SCHNELL-POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 45 des Bürger-Freundes für 1840.

Donnerstag, den 4. Juni.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Auf einem der letzten Bälle zu B. befand sich unter allen den diamantenbesaeten Damen eine, die ohne Zweifel den Preis davon trug denn man schätzte ihren Schmuck auf zweimalhunderttausend Thaler, und unglücklicher Weise konnte man nicht einmal glauben, daß von einem Hof-Juwelier auch nur ein Stein dazu entliehen sei, denn die Dame ist ungeheuer reich, und der Schmuck ihr Familieneigenthum. Ein wichtiger Trost, vielleicht der einzige, war es dagegen für viele Sprößlinge edler Geschlechter, daß diese anmaßende Gräfin nur eine Bürgerliche sei, allein der Neid hatte doch eine solche überwältigende Stärke erreicht, daß eine sehr vornehme Dame zu ihr herantrat, und indem sie die großen Steine der Halskette berührte, mit dem verbindlichsten Lächeln fragte: Womit handelte doch gleich Ihr Vater, theuere Gräfin? — Die Tochter des Kaufmanns verlor keineswegs die Fassung, sie verbeugte sich tief und sagte: Mein Vater handelte immer mit Einsicht und Verstand. — Bei dieser Antwort durchflog ein ungeheurer Schreck den noblen Kreis, der vorher sehr malicios mitgelächelt hatte, ein vornehmer Herr aber, der in allen diesen Anekdoten stets die Rolle des witzigen Prinzen spielt, und nie um ein treffendes Bonmot verlegen ist, sagte schnell: Und seine Tochter setzt die Geschäfte mit vielem Glück fort, wie ich merke. —

Am 1sten Mai trug sich im Flecken Frauenreuth, (Baiern) folgende tragische Geschichte zu. Von Seite des Königlichen Landgerichts Tirschenreuth wurden Gendarmen und Gerichtsdiener-Gehülfen requirirt, um einen Bauer, der ein Stück Feld an sich gebracht hatte, das vom Königlichen Rent-Amte wegen Steuer-Verweigerung des Eigenthümers verkauft worden, bei Bearbeitung desselben zu schützen. Als sie auf dem Felde ankamen, geriethen sie sogleich mit dem ehemaligen Eigenthümer nebst dessen Sohn und Tochter ins Handgemenge; der Sohn schoß einen Gendarmen mit einer Pistole nieder, ergriff sodann ein Messer, brachte dem Stations-Commandanten von Tirschenreuth mehrere Stiche bei und warf ihn zu Boden. Der Stations-Commandant von Falkenberg wollte seinen Cameraden retten; allein in dem Augenblicke, als er sich auf den Mörder stürzt, spaltete ihm der Vater mit einer Holzart den Kopf. Die Tochter kämpfte mit einer Mistgabel und brachte den Uebrigen mehrere Wunden bei. Der Bauer hat sich darauf in seinem Hause verschanzt. Ein Gendarm blieb sogleich todt auf dem Platze, der Stations-Commandant von Falkenberg wird auch sterben, ein stark Verwundeter aber gerettet werden. Da die Bürger von Tirschenreuth den Bauer zu fangen sich nicht getrauten, so hat der Landgerichts-Commissair Militair von Amberg requirirt. Ein reitender Bote wurde sogleich an die Regierung von Regensburg abgefertigt. Der Grund zu dieser schrecklichen Handlung soll ein seit 1816 obschwebender Prozeß sein, in welchem der Bauer wegen der Achsen-Steuer zu keinem nach seiner Meinung richtigen Resultate gelangen konnte.

„Dr. Morison" sagt die „Leipz. Allgem. Zeitung" „der mit seinen Pillen so Manchen vergiftet hat, ist am 3. Mai 72 Jahr alt zu Paris verstorben." — Wenn Morison selbst von seinen giftigen Pillen Gebrauch machte, so muß ihre Wirkung doch nicht so gefährlich sein, als der Herr Berichterstatter meint. Oder war der Arzt etwa klug genug, sich seines eigenen Mittels nicht zu bedienen?

Der um das gründliche und wissenschaftliche Studium der französischen Sprache so hochverdiente Abbé Mozin, ist im 71. Lebensjahre in Stuttgart, in der größten Dürftigkeit und bittersten Armuth, an Allem Mangel leidend, nachdem noch kurz zuvor — und nicht ganz ohne Erfolg — für ihn im „Allgem. Anzeiger der Deutschen" die öffentliche Mildthätigkeit in Anspruch genommen wurde, gestorben. Das also waren die Früchte, die er von den vielen Anstrengungen und Arbeiten seines nur den Wissenschaften geweihten Lebens empfing? — Während sein großes französisch-deutsches und deutsch-französisches Wörterbuch, in dem wohl der ganze reichhaltige Stoff der französischen Sprache für uns Deutsche niedergelegt ist, bei Cotta in Stuttgart die dritte Auflage erlebt, stirbt der Verfasser und Gründer dieses werthvollen Werks — in Armuth und Elend! —

In Baiern darf das Jubiläum der Buchdruckerkunst nur als ein Zunftfest gefeiert werden. Jede öffentliche Feierlichkeit (Umzug, Illumination), jeder Zuschuß aus städtischen Kassen ist verboten. Keine königliche oder städtische Behörde darf Antheil nehmen, nur Buchdrucker und Buchhändler. Der Polizei müssen alle Drucke, welche sich auf das Fest beziehen, Gedichte und Lieder zur strengsten Censur vorgelegt werden, und die Polizeicommissäre müssen sich bei dem Feste einfinden, um Alles zu überwachen. Auch ist das Fest der Buchdruckerzunft nur in solchen Städten gestattet, wo sich Stadtcommissariate erster Classe befinden. Dagegen ist es erlaubt, zwischen vier Wänden zu essen u. s. w.

Aus Pyrmont. Alles ist bei uns mit Vorbereitungen beschäftigt, da man hofft, daß die vorjährige Versammlung der Naturforscher nicht ohne gute Nachwirkung für unser Land sein werde. Die Hauptstraße der Stadt wird mit einem neuen schönen Trottoir versehen bei dem sich nur der Banquier Reinwühls ausgeschlossen hat. — Vor einigen Tagen kam hier bei Mondschein ein glückliches und

zärtliches Pärchen an, gegen Morgen aber hinterdrein zwei Offiziere. Man hörte im Gasthause Fluchen und Weinen und Degengeklirre, endlich sah man, daß die junge Dame in einen Wagen gebracht wurde. Später erfuhr man, daß es eine heut zu Tage sehr selten gewordene Entführungsgeschichte war. Ein junger schöner Schauspieler hatte ein liebenswürdiges und sehr reiches Mädchen aus einer benachbarten Residenz nach dessen Willen entführt und der Bräutigam war zu spät dahinter gekommen. Der Entführer soll des Landes verwiesen sein, die ihm geschenkten Pretiosen aber freiwillig herausgegeben haben.

Aus Frankreich.

Im Ganzen waren seit der polnischen Auswanderung bis zum Jahre 1840 in Frankreich 4878 Personen eingewandert. Davon hat der Tod 674 hinweggerafft und zwar 476 an der Schwindsucht — (allein an der Schwindsucht?) 107 durch Selbstmorde und 89 an verschiedenen Krankheiten. Sonach zählt die Emigration nur noch 4292 Mitglieder, die auf folgende Weise unter die französische Gesellschaft vertheilt sind: Studirende der Medicin, des Rechts, der Landwirthschaft, des Forstwesens und der schönen Künste 700; Gewerbtreibende, in Fabriken beschäftigt 2000; in Frankreich verheirathet 447; Greise, Kinder und Frauen, die ihre Güter behalten haben 153.

Aus England.

Während in der vergangenen Woche die Arbeitsleute, welche bei dem Tunnel zu Falkirk angestellt sind, mit Ausgrabungen beschäftigt waren, entdeckten sie einen Baumstamm, welcher sich in einem vollkommen versteinerten Zustande, 120 Fuß unter der Oberfläche der Erde befand. Der Baum hat ohngefähr 5 Fuß im Umfang. Man hat noch mehrere andere Versteinerungen aus dem Pflanzenreiche gefunden.

Englische Artigkeit. Sollte der Kammerdiener Courvoisier, schreibt ein Blatt aus London, des an den Lord Russell begangenen Mords schuldig befunden werden, so wird dies mit Recht von der leider zu allgemeinen Verwendung ausländischer Dienstboten in englischen Familien abschrecken. Wir zittern oft für unsere kleine Königin, daß jeder Zugang zu dem Palast mit deutschen Schuften besetzt ist.

Aus Italien.

Es sind nun ungefähr 30 Straßen von Pompeji ans Licht gebracht, also schon der dritte Theil der Stadt. Auch die Mauern, welche es früher umschlossen, sind bereits entdeckt und in dem Bereiche derselben ein herrliches Amphitheater, ein Odeon, ein Forum, ein Tempel der Isis und der Venus, wie noch eine große Zahl anderer Gebäude. Auch hat man die Geheimtreppen ausfindig gemacht, auf welchen die Priester jener Zeit sich schlau in die Tempel stahlen, um aus ihren Verstecken Orakel zu verkünden. Wenn man all diese Denkmale betrachtet, die so mächtig für die Bedeutung des öffentlichen Lebens der Römer sprechen, wie für die Unabhängigkeit ihres Privatlebens, so ist es kaum möglich, sich eines Gefühls der Trauer und Schwermuth zu erwehren. Sieh längs jenes Hügels die Spur der Brust eines Weibes, welche lebendig verbrannt wurde und im Tode erstarrte, sieh die Steine jenes Brunnens die von dem Reiben der Stricke platt und ausgehölt worden — sieh dies Wachthaus, dessen Wände mit Karcikaturen von Soldaten prangen — und du glaubst, daß das römische Volk noch lebe und du nur als Fremdling eine seiner Städte durchwanderst. Wer kann bestimmen, was für wichtige Entdeckungen noch in Zukunft unter diesen erhabenen Ruinen gemacht werden! Murat beschäftigte mit ihrer Ausgrabung jährlich 2000 Mann. Jetzt werden nur jährlich 60 Leute und 1000 Pfund auf dieselben verwendet. Die Ausgrabungen rücken daher mit einer erschrecklichen Langsamkeit vorwärts, wie groß auch die Theilnahme sein mag, welche Seine Sicilianische Majestät an ihren glücklichen Resultaten zeigt. Nicht nach Rom — dem zerstörten und entstellten Rom — muß man gehen, um die Römer zu studiren, sondern nach Pompeji. Dieses ist, in Hinsicht auf die Alterthumskunde, so viel werth, wie das ganze übrige Italien.

Mosaik.

Ein geplagter, aber dennoch launiger Ehemann beschreibt sein Eheleben folgendermaßen als ein Spiel: Da meine Frau stets ihr Spiel mit mir hat, so könnte ich meine Ehe ein Damenspiel nennen, allein dazu ist nur ein Stein da, und der liegt mir auf dem Herzen. Manchmal wird es ein Billardspiel, wobei ich meiner Frau nie etwas vorgeben, sondern stets nachgeben muß: doch bin ich für der Geschlagene, wenn sie sich nicht einmal verläuft, und gewinne ich auch in seltenen Fällen Etwas, so geht es gleich wieder contra, und ich bereue es nur, mit meiner Frau eine Parthie gemacht zu haben. Sehr oft glaube ich Piquet mit ihr zu spielen, denn sie macht mich nur zu oft zum Sechziger, und dennoch klagt sie fortwährend: sie habe sich verworfen. Matsch kann ich sie niemals machen, denn den letzten Stich hat sie immer. Spielen wir vierhändig Musik, so fehlt alle Harmonie, und sie ist selten gut gestimmt, zieht dabei täglich andere Saiten auf und macht mit mir die schwierigsten Passagen, denn sie ist taktfest und hat einen guten Anschlag der Finger.

Im „Constitutionel" lies't man: „Frankreich zählt nicht weniger als 614 durch seine Soldaten seit 1789 bis 1815 erfochtene Siege. Die Ehre dieser 614 Siege gehört 220 Offizieren; die Frankreich in ewigem Andenken behalten wird, sind jene, die sich am meisten ausgezeichnet haben: Jourdan durch 27; Desaix durch 19; Moreau durch 18; Perignon durch 13; Dumouriez und Hoche, jeder durch 12; Pichegru durch 10; Brune durch 7; Kellermann, Delatre, jeder durch 8; Souham, Championnet, Hoche, Davoust, jeder durch 7; Lasalle, Lamarliere, Kleber, Suchet, Murat, Messena, jeder durch 6; Ney, Bessieres, Custine, Labourdonnaye, Merande, Delaage, Westermann, Sahuguet, Dugommier, Championnet, Lefebvre und Soult, jeder durch 5 Siege. Der Ruhm Napoleon's war größer als jener aller seiner Generale: Bonaparte hat 49 Napoleon 49 Siege gewonnen. — Erhebung Bonaparte's, geboren 15. August 1769: zum Schwadrons-Chef der Artillerie bei der Belagerung von Toulon, im Jahr 1793, im Alter von 24 Jahren. — Zum Kommandanten der Artillerie, bei der Armee von Italien, im Jahr 1794. Zum Obergeneral der Armee von Italien, im Jahr 1796. Er machte die Expedition von Egypten im Jahre 1798. Er wurde zum ersten Consul ernannt, im Jahr 1799. In der berühmten Schlacht von Marengo, im Jahr 1800 zählte er 31 Jahre. — Im Alter von 35 Jahren wurde er Kaiser, im Jahr 1804 — Zu Waterloo, im Jahr 1815 den 18. Juni, zählte er 45 Jahre. Er starb im Alter von 52 Jahren am 5. Mai 1821 zu St. Helena. Napoleon würde jetzt in seinem 71 Jahre sein."

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 45.

Bremen, Donnerstag den 4. Juni 1840.

Gestorben:

Nro. 523. Den 30. May. Des verst. Krameramtsgenossen Henr. Schröder Wittwe, geb. Müller, 70½ Jahr; Brautstraße Nro. 10.

— 524. Den 30. — Des Schuhmachermeisters Georg Friedr. Wilh. Kessler Ehefr., geb. Schulken, 49 Jahr; Molkenstraße Nro. 23.

— 525. Den 30. — Des verst. Organisten Joh. Diedr. Schlichting Wittwe, geb. Curtius, 73 Jahr; Pelzerstraße Nro. 26.

— 526. Den 31. — Der Detaillist Joh. Hinr. Detken, 70 Jahr; Kirchenstraße Nro. 10.

— 527. Den 31. — Der Rentier Emanuel Anton von Halle, 66 Jahr; am Wall Nro. 82.

— 528. Den 31. — Der Kahnschiffer Herm. Michael Eggers, 66 Jahr; Kohlhökerstraße Nro. 3.

— 529. Den 31. — Des Schlachters Joh. Gottlieb Beyer Ehefr., geb. Goosmann, 56 Jahr; Diekers-Gang Nro. 1.

— 530. Den 31. — Des Küpergesellen Wilh. Berbohm Sohn, 5½ Jahr; auf dem Häfen Nro. 20.

— 531. Den 31. — Des Lichtziehers Simon Heinr. Kölling Sohn, 9 Monat; Tiefer Nro. 23.

Nro. 532. Den 1. Juni. Des Kahnschiffers Lüder Schierenbeck Tochter, 14 Jahr; Schweinestraße Nro. 59.

— 533. Den 1. — Des Arb. Hinr. Sanders Sohn, 1 Jahr; Sandersdeich Nro. 7.

— 534. Den 1. — Des Cigarrenmachers Joh. Christ. Wendel Sohn (todtgeb.); am Dobben Nro. 15.

— 535. Den 1. — Der Zimmergesell Johann Henrich Giffey, 43 Jahr; Knochenhauerstraße.

— 536. Den 1. — Des Schuhmachers Heinr. Philipp Marks Tochter, 9 Monat; Osterthorswallstraße Nro. 80.

— 537. Den 1. — Des verst. Steuermanns Heinr. Koch Wittwe, geb. Weber, 52 Jahr; Westerstraße Nro. 54.

— 538. Den 2. — Der Arb. Joh. Hinr. Wehmeyer, 33 Jahr; gr. Annenstraße Nro. 87.

— 539. Den 2. — Des Kappenmachers Adolph August Gieroud Sohn, 14 Jahr; gr. Johannisstraße Nro 230.

— 540. Den 2. — Der Gastwirth Wilhelm Meyer, 46 Jahr; Osterthorssteinweg Nro. 65.

— 541. Den 3. — Johanna Eleonora Müller, 18 Jahr; Gartenstraße Nro. 9 A.

Geburten:

Nro. 665. Den 28. May. Des Kohlhökers Joh. Friedr. Rüte Ehefr., geb. Schütte, Panzenberg Nro. 6; von einem Knaben.

— 666. Den 29. — Des Schlachters Joh. Hinr. Fuß Ehefrau, geb. Meyer, Gröplingerstraße Nro. 16; von einem Mädchen.

— 667. Den 29. — Des Detaillisten Heinrich Albert Speckmann Ehefr., geb. Thene, Klosterstraße Nro. 19; von einem Mädchen.

— 668. Den 29. — Des Seidenhutmachers Peter Heinr. Mohr Ehefr., geb. Baupel, Tiefer Nro 20; von einem Knaben.

— 669. Den 30. — Ein Mädchen — Wiegmanns-Gang Nro. 2.

— 670. Den 31. — Des Policeidieners Heinr. Ludw. Pieper Ehefr., geb. Runge, Rövekamp Nro. 35; von einem Mädchen.

— 671. Den 31. — Ein Knabe — Georgs-Hof N. 19.

Nro. 672. Den 31. May. Des Cigarrenmachers Philipp Heine Ehefr., geb. Redecker, gr. Johannisstraße Nro. 228; von einem Mädchen.

— 673. Den 31. — Des Schweineschlachters Friedr. Wilh. Martin Haller Ehefr., geb. Ernst, Knoopstraße Nro. 53; von einem Mädchen.

— 674. Den 1. Juni. Des Cigarrenmachers Johann Christian Wendel Ehefr., geb. Lankau, am Dobben Nro. 15; von einem todten Knaben.

— 675. Den 1. — Des Barbiers Carl Justus Erbsen Ehefr., geb. Orenius, Wendts-Gang Nro. 8; von einem Knaben.

— 676. Den 2. — Des Schneidermeisters Heinrich Friedrich Oppermann Ehefr., geb. Meyerrieks, Sögestraße Nro. 6; von einem Mädchen.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 46.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 7. Juni 1846.

Ich höre dich in düstrer Haine Rauschen,
Ich sehe dich im Quell an Berges Fuß;
Beim Lied der Lerche wähn' ich dir zu lauschen,
Das Frühroth bringt mir deinen Morgengruß.

D.

Stimmen in der Fremde.

Einmal war ich geschieden
Von meinem treuen Lieb,
Und trieb
Mich lange sonder Frieden
So trüb und stumm, so freudenleer
In weiter, kalter Fern' umher.

Hört' ich ein Bächlein rauschen
Im Walde einsamlich,
So schlich
Ich leise hin, zu lauschen:
Ich wollte lauschen leis' und sacht:
Ob's einen Gruß mir mitgebracht.

That ich im Walde streifen
Einsam und ungestört
Und hört'
Ein muntres Vöglein pfeifen,
Da hört' ich zu und dachte mir:
Es singt von deiner Liebsten dir.

Und wenn in Erl und Rüstern
Durch's grüne Blätterdach
Am Bach
Ich hört' die Winde flüstern,
Dann reckt' ich schnell das Haupt empor,
Und dacht': Sie liispelt dir in's Ohr.

Bühren.

Die Zopfrevolte zu Mailand.

(Fortsetzung.)

Die Execution.

Der Husar ward von Campo-Dolcino wieder in die Citadelle zurückgeführt, und keiner sprach ein Wort während dieses Ganges. Am andern Tage, um sechs Uhr des Abends, ward der Verurtheilte von dem Executionskommando nach dem römischen Thor escortirt. Von der jeden zum Tode Wandelnden begleitenden Theilnahme des

gemeinen Haufens und von jenem neugierigen Mitleid des Volks belästigt, mußte er die Hälfte der Stadt durchziehen, um zu der Unglücksstätte zu gelangen. Die ganze Garnison von Mailand war da versammelt, und die neapolitanische Legion stand in der ersten Reihe. Trommeln wirbelten, und der mit dem Feuerkommando beauftragte Adjudant bezeichnete den Platz, den er einnehmen sollte. Maschinenmäßig begab sich Tatareau dahin, und in diesem Augenblicke kam ihm plötzlich der Gedanke, daß die Kugeln vielleicht nicht aus den Patronen gezogen wären.

„Nun, um so schlimmer!“ sagte er zu sich selbst.

Vor den zwölf, in einer Entfernung von zwanzig Schritten von ihm aufgestellten Soldaten machte er Halt; der Adjudant begab sich auf die rechte Seite des Pelotons und kommandirte: „Schulterts Gewehr! Fertig!“

Und nachdem er das verabredete Zeichen gegeben, rief er kurz: „Schlagt an! — Feuer!“

Tatareau fiel zusammen, ohne recht zu wissen, ob er todt oder lebendig sei. Erst als er die ferne Musik der sich nach der Kaserne zurückbegebenden Regimenter vernahm, betastete er sich, um sich von seinem Leben zu überzeugen. Dann hob er vorsichtig das Haupt, um zu sehen, was um ihn her geschähe, und erblickte in einiger Entfernung drei Männer, die er jedoch wegen der Dunkelheit nicht erkannte. Er zweifelte nicht, daß es die von Joachim aufgestellten seien, und im Uebermaße seiner Freude konnte er nicht umhin, leise zu sagen: „Der Streich ist gelungen, Pyramidensacrement: Es lebe der Kaiser!“

Alles geschah, wie Murat es beschlossen. Ein abschreckendes Beispiel war in der Garnison gegeben und kein Blut dabei vergossen worden. Napoleon wünschte sich Glück, nur einen einzigen Mann der unbeugsamen Strenge und Disciplin geopfert zu haben, und erfuhr nichts von der Ehe, wodurch sein Schwager das Leben desjenigen, dem er das seine verdankte, gerettet hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Einige Bemerkungen

über das Verhältniß der Volksschullehrer in Bremen.

(Beschluß.)

Dies ist es nicht allein, sondern die besondern Einnahmen der Lehrer, welche denselben in früherer Zeit bewilligt wurden, um sie von drückenden Nahrungssorgen zu befreien und in den Stand zu setzen für ihre Familie Sorge zu tragen, wie es dem redlichen Hausvater geziemt, werden den Lehrern ebenfalls mehr und mehr entzogen, ja entzogen, da die Bedürfnisse sich gesteigert haben, ich sage Bedürfnisse und bin weit entfernt an Luxus zu denken; — jetzt da die Lebensbedürfnisse so hoch im Preise stehen; entzogen von denen, die es recht gut wissen können, daß der Volksschullehrer weit mehr leisten, weit mehr arbeiten muß als früher. Man sollte glauben, daß Rücksichten auf dies Alles Stimmen gegen den Willen Einzelner hätten laut werden lassen; allein dies ist nicht der Fall, und die Nachricht von ähnlichen Vorfällen, wie oben angeführt sind, riefen mir eine Erzählung, welche ich in meinen Knabenjahren gelesen habe, ins Gedächtniß, deren Schluß heißt: . . Ach ja, Herr Amtmann! ja. —

Daß bei solchen Abänderungen alle Diejenigen leiden werden, welche bei der Schule interessirt sind, mögen dieselben wohl beherzigen, und solchen Fehlgriffen zweckmäßig begegnen. Ganz gewiß ist es wohl, daß das Bekanntwerden ähnlicher Einrichtungen wie oben, der Vorliebe unserer Jünglinge Lehrer zu werden, eben so sehr Abbruch gethan, als die Verbesserung des Schulwesens vor ca. achtzehn Jahren diese Vorliebe weckte.

Die Kirchspielschulen unserer Stadt sind bekanntlich diejenigen, welche — bis jetzt — dem Lehrer die annehmlichsten sein könnten, weil mit denselben das Einkommen als Küster und Vorsänger verbunden ist. — Anders ist es mit den Stellen der sogenannten Freischulen. Diesen ist das an sich nicht unbedeutende Gehalt von dreihundert Rt., nebst freier Wohnung, Feurung u. s. w. angewiesen; allein rechne man, wie viel eine zahlreiche Familie in unserer Stadt bedarf, um sich nur einigermaßen anständig zu erhalten, so wird man mir zugeben, daß nur denjenigen Lehrern dies möglich ist, welche von Haus aus Vermögen besitzen oder durch Heirath zu Vermögen gelangt sind, welches dann für die Erlaubniß Lehrer zu sein zugesetzt wird. Ja, es lassen sich Lehrer nachweisen, deren Frauen durch ihrer Hände Arbeit (für Fremde) dem Manne zu Hilfe kommen, um das zu erringen, was nothwendig ist. Berechne jeder selbst, wenn die Familie eines Freischullehrers aus zehn Personen besteht, wie viel nach Abzug der Kosten für Kleidungsstücke und Hausgeräthschaften jährlich, auf jede Person für den Tag kommt zur Bestreitung aller übrigen Lebensbedürfnisse zu den bestehenden Preisen. Daß Sorge und Kummer mit im Facit erscheinen, wird gewiß jeder finden, der nur zählen wenn auch weiter nicht rechnen kann.

Noch betrübender stellt sich das Verhältniß der sogenannten Mittelschulen heraus. Obgleich Volksschulen, werden sie dennoch als Privatanstalten betrachtet, um somit aller Verpflichtung gegen sie enthoben zu sein. Dies ist vielleicht in keinem Lande, als nur in England der Fall, wo es aber überhaupt auch mit dem Schulwesen im Argen liegt. — Der Mittelschullehrer muß für ein passendes Schul-Local sorgen, was gewiß eine schwierige Aufgabe ist, der oft beim besten Willen nicht Genüge geleistet werden kann; er muß Abgaben geben, wie Jeder, der nur für sich, nicht aber für den Staat arbeitet, wie derjenige, welcher neben seinem Geschäfte die Arbeit ergreifen kann, welche ihn besser nährt, wenn sein Geschäft ihm nicht Gewinn genug giebt; er wird beaufsichtigt, wie er lehrt, — das ist sehr gut, aber ob die Familie ihr Bestehen habe und haben könne, wird kaum in Betracht gezogen, — das ist sehr schlimm. Ja, der Mittelschullehrer hat zu gewärtigen, daß die Laune der Eltern sich wende, und seine Schule, welche sich heute eines zahlreichen Besuches erfreut, morgen leer stehe, weil man es (oft ohne hinreichende Gründe) für zweckmäßig erachtet, in seiner Nähe noch eine Schule zu errichten. Mit welchen Sorgen ist hier zu kämpfen neben der Mühe das tägliche Brod zu gewinnen, insbesondere, da es jetzt immer mehr der Gebrauch wird, das Schulgeld erst dann zu bezahlen, wenn die übrigen Ausgaben beseitiget sind.

Fragen wir aber, wie es sich mit den Stellen auf dem Lande verhält, so geben dieselben keine Resultate, welche viel erfreulicher sind. Es giebt Stellen welche zwischen siebzig bis hundert Rt. eintragen, wenn die Nebeneinkünfte zu baarem Gelde berechnet werden. Man nehme nun von dieser Summe die Kosten für Kleidung u. s. w., berechne alsdann, wie viel jede Person täglich zum Unterhalte bekommt, wenn die Familie auch nur vier Mitglieder zählt, und frage sich, ob man nicht glauben muß: der Mensch braucht des Brodes nicht viel; er kann sich sicher theils vom Winde sättigen. — Das ist nun der Lohn für jahrelanges Lernen, für jahrelanges Mühen als Gehilfslehrer!

Daß aber eine solche Stellung der Lehrer in einem Staate nur schädlich, in keiner Hinsicht aber nützlich sein kann, wird dem vernünftig Denkenden schon von selbst einleuchten. Kräftig und freu-

dig muß der Lehrer wirken, wenn sein Wirken erfolgreich sein soll. Wie aber vermag er dies, oft niedergedrückt von Solchen, die an Geist und Kenntniß unter ihm stehen; wie vermag er es, gebeugt von Sorge und Kummer. Fest und sicher, unerschüttert soll er, das Wohl seiner Schüler im Auge, seinem herrlichen Ziele entgegen streben. Wie aber wird ihm dies möglich sein, wenn er nicht nur mit dem Leichtsinne und der Unlust der Kinder, sondern mehr noch mit dem Undanke der Eltern, zu kämpfen hat bei Hohen und Niedern. Darum glaube ich, daß der Wunsch des Lehrers, „auf irgendeine Weise seine Stellung im Staate als Lehrer geschützt und gesichert zu sehen," nicht unbillig, sondern gerecht ist. Eine solche Stellung würde ihn dann auch in den Stand setzen, mit mehr Kraft und Nachdruck darauf hinzuwirken, daß die Schulstunden regelmäßiger besucht würden, als dies in den Volksschulen im Allgemeinen der Fall ist. Denn der Lehrer, dessen Lage geschützt und gesichert ist, kann mit größerem Nachdruck, und deßhalb erfolgreicher auf regelmäßigen Schulbesuch dringen, als derjenige, welcher sich bemühen muß, die Gunst der Eltern möglichst zu erhalten. Sichere man also die Stellung aller Lehrer, und der beabsichtigte Schulzwang wird engere Gränzen gewinnen.

Wohl wäre es an der Zeit, hier auch einige Worte über den Nachtheil einzuschalten, welcher aus der zu großen Menge von Frauenschulen entspringt. Allein, da ich die Ueberzeugung hege, daß die Umsichtigern unter den Lesern denselben bei einiger Beobachtung selbst finden, so übergehe ich diese Bemerkung und schließe mit der Hoffnung, daß die Zeit eine Abhilfe in den oben angegebenen Punkten herbeiführe, die freilich um so eher möglich wäre, wenn alle Schulen, die Kirchspielsschulen nicht ausgenommen, unter einer Oberaufsicht ständen.

So aber, wie die Verhältnisse des Lehrers jetzt stehen, sollte jeder, der sich in Bremen dem Lehrfache widmet, eine bedeutende Summe als Vermögen besitzen, um erforderlichen Falls davon jährlich zuzusetzen; er muß mit solchem Enthusiasmus für dasselbe eingenommen sein, daß er bei etwaiger schmaler Kost mit heiterm Gemüth in die Schule geht, an die Ewigkeit denkend, wo keine Nahrungssorgen ihn niederdrücken werden, seine Geduld muß so groß sein, daß er nicht allein die Unart der Kinder, sondern vor Allem den Undank und die Plackereien mancher Eltern ruhig ertragen kann; er muß auch gefühllos genug sein, um das Elend seiner Familie kaltblütig anzusehen, und, was aus derselben nach seinem Tode werde, gar nicht berücksichtigen.

Glaube Niemand, daß ich zu hart gesprochen, weil das, was ich gesagt, nicht in jedes Lehrers Auge zu lesen ist. Wer ins Herz schauen kann, nur der vermag die Sorgen zu ermessen, welche dort aufgehäuft ruhen. Und welcher Mensch vermag das?

Wohl weiß und erkenne ich freudig, wie viel Gutes für die Schulen geschehen ist. Möchte aber auch der, gewiß gerechte, Wunsch der Lehrer, daß auch für sie etwas geschehen möge, um ihrer Mühe zu Hilfe zu kommen und ihre Sorgen bei bescheidenen Ansprüchen zu heben, Gewährung finden, damit sie um so kräftiger und freudiger wirken könnten in dem ihnen übertragenen Amte. ...r...

---

* **Ueber die Nothwendigkeit gründlicher Verbesserung des Fahrwassers in der Weser.**

Heutzutage werden solche Riesenschritte in Verbesserung von Handelsverbindungen gethan,

und wo nicht ausgeführt, doch so lebhaft projectirt, daß man sich kaum wundern darf, wenn die bisher gewöhnlichen, einfachen Handelsstraßen, unter andern die auf der anspruchlosen Weser, ganz und gar darüber in Vergessenheit gerathen. Die hohe Wichtigkeit von Eisenbahnen mit Pferdezug, eventuell sogar mit Locomotiven für unser Nord-Deutschland darf und soll zwar keineswegs angefochten werden. Neben denselben muß aber allen einfachen Transportwegen Gerechtigkeit, und namentlich dem Flußtransporte, nicht sowohl als erstem Ursprunge und als bisheriger Grundlage alles Verkehrs, sondern auch als absolutem Erforderniß (sine qua non) aller künftigen Vermehrung des Umsatzes, die größeste Berücksichtigung zu Theil werden.

Die Erfahrung lehrt, daß Eisenbahnen gerade da am nützlichsten, ja fast nur da mit wirklichem Nutzen anwendbar sind, wo bereits vor ihrer Anlage die natürlichen Transportmittel, namentlich zu Wasser, eine gewisse normale Vollkommenheit erreicht haben, durch welche vorab diejenige größtmögliche Ausdehnung des allgemeinen Verkehrs erzeugt werden muß, aus deren Fülle erst genügende Nahrung für Eisenbahnen zu schöpfen ist.

Es bedarf aber wohl keiner Auseinandersetzung, wie weit der Verkehr in Nord-Deutschland durchgehends noch hinter dem normalen Umfange zurückbleibt, dessen er mit Hülfe aller ihm gebührenden und möglichen Erleichterungen fähig ist. Das nördliche Deutschland ist daher kaum vorbereitet, die große Wohlthat von Eisenbahnen in ihrer ganzen Ausdehnung nach Gebühr zu schätzen und zu nutzen, während solche vieler anderer Orten schon so ungemein dankbaren Boden gefunden haben.

Wenn dies unbefriedigende Verhältniß dergestalt unbedingt als Folge des mittelmäßigen Zustandes der natürlichen Handelsstraßen, vornehmlich der fortwährend zu beklagenden normalen Unvollkommenheit des Fahrwassers der Weser, anzusehen ist: so bleibt jede im Bereiche der Möglichkeit liegende Verbesserung dieses letztern von der äußersten Wichtigkeit für den Erfolg von Eisenbahnen in Nord-Deutschland. Die zweckmäßigste Richtung der letztern wird in allen Fällen unsere Weser entweder durchschneiden, oder so nahe berühren müssen, daß dieser Fluß nothwendig eine Fortsetzung ihrer Hauptrichtung, oder eine ihrer wichtigsten Anschlußstraßen bilden muß. Wie wenig aber die Beschaffenheit des Flußbetts bis jetzt den bezeichneten Ansprüchen genügen würde, erhellt leider schon zu deutlich aus den practischen Untersuchungen, welche seit einigen Jahren, sowohl von Seiten der betheiligten Regierungen selbst, als auch von Privatgesellschaften veranlaßt worden sind, die sich stark dabei interessirt gefühlt haben. Noch weitere Belege finden sich, nicht nur in den fortwährenden Klagen über diese und jene Mängel der Fahrt, sondern auch in dem von Zeit zu Zeit sich erneuernden Wünschen und Vorschlägen zu Verbesserungen des Fahrwassers wie der Fahrzeuge (letzterer ausschließlich auf der Ober-Weser) und vor allem in der Thatsache, daß die Unregelmäßigkeit des Flußbettes so wie verschiedene hinderliche Uferbauten den Wirkungskreis der Dampfschifffahrt auf der Ober-Weser überhaupt nur bei seltenem Wasserstande gestatten, und dabei schon wenige Meilen oberhalb Bremen ganz verhindern. —

Dazu kommt, daß solche Anregungen zu Vervollkommnung der Weserfahrt, so oft sie sich wiederholt haben, bis jetzt ohne wesentlichen Erfolg geblieben sind, der stets an scheinbar unüberwindlichen Hindernissen gescheitert ist.

Die Herstellung eines normal-vollkommenen Fahrwassers in der Weser, vorzüglich oberhalb

Bremen, ist daher jetzt eine so unbedingte Lebensfrage für einen bedeutenden Theil des Norddeutschen Handels geworden, daß es die höchste Zeit ist, mit eisernem Ernste nach energischen Mitteln zu forschen, jene angebliche Unmöglichkeit aus dem Wege zu räumen.

Es giebt so viele Beispiele von gründlicher und nachhaltiger Strom-Regulirung, daß es in der That höchst unglaublich erscheint, wie häufig behauptet werden soll, daß keine einzige von allen auswärtigen und neuen Arten von Strombauten bei der Weser anwendbar sei, und daß unsere gute Weser einzig und allein von allen Flüssen in der Welt, ihrer Eigenthümlichkeiten wegen, aller fernern Vervollkommnung ihres Fahrwassers gar nicht, oder nur in so geringem Grade fähig sei, wie solche bisher erfolgt ist. —

Diese einseitige Behauptung beharrlich am Gewohnten hängender, wenn auch kenntnißreicher Wasserbauverständigen und gelehrter Theoretiker kann indeß schwerlich als vollgültiger Beweis ausreichen. — Und mit welchem der verschiedenen Arten von Strombauten, die anderswo mit dem glücklichsten Erfolge zu nachhaltiger Verbesserung des Fahrwassers in Flüssen angewandt worden sind, mag denn sein wohl an der Weser angemessener practischer Versuch gemacht worden sein, der jene Annahme erwiese? Und wären die Mittel zu Regulirung des Weserbettes auf seine richtige Normal-Breite und Tiefe bei jedem Wasserstande, uns auch so unbekannt wie die Größe eines unentdeckten Welttheils, so lehrt uns eben die Entdeckung der neuen Welt, daß practische Versuche weiter führen als veraltete Hypothesen. —

Es liegt indeß keineswegs in der Absicht dieses Aufsatzes, jeder neuen Idee Eingang, und gar versuchsweise Anwendung zu verschaffen, eben so wenig, besondere Stombauten, als unfehlbar vorzuschlagen. Noch weniger endlich soll auf die Anwendung von Palliativmitteln und Nebenhülfen gedrungen werden, wie z. B. die zuletzt in Anregung gekommene Dampfbaggerei doch immer bleiben würde. Vielmehr soll die gebieterische Nothwendigkeit recht deutlich herausgestellt werden, daß die unendlich wichtige Wasserstraße der Weser, um jeden Preis durch gründlichere und nachhaltigere Verbesserung als bisher, recht bald auf eine normale Vollkommenheit gebracht werden muß, wenn der Bremische, und ein größerer Theil des Deutschen Handels nicht auf lange Zeit unersetzlichen Nachtheil erleiden soll —. Gründliche Abhülfe ist aber nur in der Abstellung der Ursache des Uebels, nicht wie bisher in lässiger Beschränkung der unaufhaltsam wachsenden Folgen — zu suchen und zu finden.

(Der Beschluß folgt.)

* Weise in Ostindien.

(Eingesandt.)

Nach den Reisebeschreibungen, giebt es in Dunkin Weise, die den berühmten Weisen des Alterthums an die Seite gesetzt werden können. Ihr Trachten ist tugendhaft zu sein. Sie lieben die Tugend um ihrer selbstwillen, nicht aus Interesse, noch des Reizes gegenwärtiger oder künftiger Vergeltung. Ihr liebet das Gute, sagen sie zu den Christen, weil es eurem Gott gefällt und er euch Belohnungen verheißt, uns aber leiten weder Belohnungen noch Strafen, wir thun das Gute um des Guten. Wahrlich ein unverbesserlicher Grundsatz. Prediger deren Pflicht es erheischt, mit Sanftmuth und Liebe ihre, ihnen anvertraute, Gemeinde zum Guten zu führen, verkennen ihre Stellung wenn sie mit dem Schwerte darein schlagen. Sie fehlen dadurch doppelt, gegen sich selbst und gegen die Gemeine. Die Liebe der Gemeine geht verloren, sie können nicht mehr auf sie wirken, und ihre Einnahme schmälert sich. Sowohl durch Animosität als unnöthige Vorsorge,

kann die Liebe verloren werden. Auch zu großer Vorsorge kann entfremden z. B. Wenn man des Glaubens ist, der Zug durch die Zuglöcher, welche in den Grabgewölben sich befinden, könne den beigesetzten Leichen schädlich sein, und daher sein ganzes Ansehen verwendet, daß dieselben verstopft oder vermauert werden müssen. Wir führen dieses nur so beispielsweise an, obschon wir nicht glauben, daß es Prediger geben könne, bei denen ein solcher Gedanke aufsteige, vielweniger daß er in Ausführung gebracht würde. Gebildeten Leuten ist bekannt daß sich oft in verschlossenen Gewölben erstickendes Gas erzeuger, welches dem Eröffner desselben einen schleunigen Tod geben kann. Deshalb werden Luftlöcher angebracht, dieses Gas zu neutralisiren. Leichname erkälten sich durch den Luftzug nicht.

Wenn Prediger in der Kinderlehre, die gehaltene Predigt erläutern, und das darin dunkle aufklären, bleiben die Erwachsenen, bis zum Schluß in der Kirche, und hören mit Liebe und Aufmerksamkeit zu.

Wenn der Prediger der Gemeine mit Liebe und Vertrauen entgegen kommt, Streitigkeiten derselben unter einander durch Liebe zu vergleichen sucht, kurz wie ein Vater mit seinen Kindern umgeht, so stiftet er vieles Gute, sowohl in geistlichen als weltlichen Sachen. Wir wünschen daß alle Prediger dies thun möchten, die es bislang nicht gethan haben, sie werden gewissermaßen den Tunkinschen Weisen dadurch ähnlich.

* Weserwasser und Gaserleuchtung.

Dem Verlangen gemäß soll vorläufig die Altstadt Bremen, durch Kunst, mit Weserwasser versehen und alle 200 Schritte in den Hauptstraßen ein Brunnen angelegt werden. Die Kosten davon müssen allerdings die Bewohner tragen. Der Beitrag dazu soll nach dem Schema der Straßenerleuchtung und Straßenreinigung regulirt werden, so ist der Vorschlag. Dem zufolge müßten auch Zimmerbewohner, von denen vielleicht der Hunderste nur Gebrauch von Weserwasser macht, dazu beitragen. Um dieses zu vermeiden, müßten die Eigenthümer der Häuser die Kosten tragen, und dieses um so mehr, da sie Mittheilhaber der Feuerassekuranz sind, und für dieselbe, die Vertheilung von Weserwasser, durch die Stadt, den wesentlichsten Nutzen hat.

Uns dünkt daß es sehr vortheilhaft wäre, die Straßen mit Gas zu erleuchten. Bekanntlich übernehmen Gasgesellschaften die Erleuchtung der Städte für die Kosten welche dieselbe durch Oel erfordert, und zwar nur auf zehn Jahre, treten dann nach Ablauf derselben, die ganze Einrichtung unentgeltlich an die Stadt ab. Hieraus geht hervor, daß die Kosten der Anlage, in zehn Jahren mit Gewinn ersetzt sind.

Würde es beliebt die Stadt mit Gas zu erleuchten wozu in der Folge auch die Droschken-Pferde, aus denen viel Gas zu ziehen sein soll, dienen könnten, so würde die Legung von Gasröhren bedeutende Kosten ersparen, wenn man sie zugleich mit den Wasserröhren legte. Ein Kapital zu der Anlage der Gaserleuchtung, dürfte sich eben so leicht als zu der Wasserleitung finden, und schon in zehn Jahren zurückgezahlt sein, ja man könnte in der Folge den Vortheil welchen die Gaserleuchtung gewährte, zu der Wasserleitung benutzen, indem die Zimmerbewohner diese Abgabe gewohnt sind, und keine Beschwerde darüber führen werden. Vielleicht würde es auch Vortheil geben, wenn die Wasserpumpereien mit der Gaserzeugung in Verbindung gebracht würden, z. B. daß das Feuer, welches die Dämpfe erzeuget, mit zur Gasentwicklung gebraucht würde, u. s. w.

* Schützenfest in Scharmbeck.

Die großartigen Anstalten, welche in dem nahen Scharmbeck für die bevorstehenden Tage des Schützenfestes — den 9. und 10. Juni — getroffen werden, die schönen Hölzungen und die mancherlei Sehenswürdigkeiten, welche der Ort darbietet, gewähren die Ueberzeugung, daß außer den Annehmlichkeiten, welche für die Schützen insbesondere bestimmt sind, auch für das größere schaulustige Publicum Alles geschehen ist, Unterhaltung zu gewähren. Für anständiges Logis, gute Speisen und Getränke ist seitens der Direction beider Festtage die größte Sorgfalt angewendet.

Anmeldungen zur Theilnahme als Mitglied der Schützengilde können noch in Scharmbeck bei dem Hauptmann der Schützengilde Herrn Dr. Brünkhorst Adr. Hrn. Gastwirth Martin Schrieser, geschehen.

Da die Chaussee von Bremen nach Scharmbeck nunmehr beendet ist, da die Burg von Bremen die größere Hälfte des Weges beträgt, so hoffen die Unternehmer unter den zahlreichen Gästen auch mehre Vereine aus Bremen bei sich aufnehmen zu können.

* Bemerkung.

Die Börse eignet sich zu Festen oder Mahlzeiten, welche von Staatswegen angesetzt werden, vorzüglich sowohl wegen ihrer freien Lage, als auch weil sie ein Staatsgebäude ist. Dergleichen Feier in einem Privathause anzuordnen, die zum Theil versteckt liegen, oder deren Hauptzugänge hinter dem Walle sind, will uns schon um deswillen nicht zweckmäßig erscheinen, daß dergleichen Feste, wo möglich an Orten gehalten werden müssen, wo sie so zu sagen öffentlich bemerkt werden können. Ein Staatsfest in einem Privathause will uns nicht zusagen. Wenn das Rathhaus oder das Stadthaus sich dazu eigneten, so würden wir diesen der Börse vorziehen.

Daß die Börse, während der Feier an einem andern Orte gehalten werden muß, ist zwar ein Uebel, das sich aber nicht vermeiden läßt. Die Geschäfte werden dadurch im Wesentlichen nicht gestört. Die Mäkler und Agenten werden die Kaufleute, welche sie sprechen wollen eben so leicht als in dem Börsengebäude finden können, wenn letztere ihren Stand in der zeitweiligen Börse so nehmen, wie sie ihn in der gewöhnlichen Börse hatten.

* Nichts Neues mehr.

Die in der Schnellpost zu Nro. 43 des Bürgerfreundes enthaltene Notiz aus England würde, wenn sie etwas Neues wäre, dem Naturhistoriker und besonders dem Mineralogen von Interesse sein, es ist aber schon lange bekannt, daß der Itacolumit und andere zum Geschlecht der Glimmerschiefer gehörigen Steinarten durch die Einwirkung der Luft elastisch werden. Die zu Tage ausstehenden Schiefer dieses Steins sind so elastisch, daß ein Stück von 1 Zoll dick und 1 Fuß lang, sich über 2 Zoll nach jeder Seite aus seiner Richtung biegen läßt, ohne daß äußerlich etwas daran zu sehen ist. Es ist dies eben so wenig eine Merkwürdigkeit, als daß es ein Fossil giebt (Asbest) welches man spinnen und Zeuge daraus weben kann, oder daß ein anderes (die Steinkohle) als Brennmaterial verbraucht wird. C.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die

SCHNELL-POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 46 des Bürger-Freundes für 1840.

Sonntag, den 7. Juni.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Ein Herr Pfeiffer ist auf dem Theater in Lübeck als Jude Shylok aufgetreten, und beispiellos ausgepfiffen worden. Als die Wuth des Publikums zu schweigen anfing, trat er vor und sprach: „Ich meinte immer, ich allein hätte den Namen Pfeiffer; nun bemerke ich, daß es deren viele giebt. Sollten Sie Verwandte von mir sein, so sein Sie mildes; verleugnen Sie Ihr Blut: kommen Sie Morgen als Klatscher, vielleicht geht es besser. Dies wirkte. Man kam Tags darauf in Masse ins Theater. Herr Pfeiffer spielte den Hippeldang, und siehe: er wurde dreimal herausgeklatscht!

Es ist nun bestimmt, daß das vom Professor Henschel in Kassel meisterhaft gefertigte, mit dem Piedestal 40 Fuß hohe Standbild des heil. Bonifacius, Apostels der Deutschen, innerhalb der Stadt Fulda, auf dem sogenannten Michelsberg, unmittelbar vor dem Palais des Landbischofs, neben der Frankfurt-Leipziger Straße aufgerichtet wird.

Man schreibt aus Bonn: In unserer Stadt lebt ein alter, wackerer Mann, der schon viele Frühlinge sah, dem aber die Jahre den Rücken nicht beugen konnten. Ein altdeutscher Rock bedeckt die kräftige deutsche Gestalt, eine baretähnliche Mütze die hohe Stirn und die langen Silberhaare, und ehrfurchtsvoll entblößt der wilde Bursche sein Haupt vor diesem grauen Kopfe mit dem ehrlich-deutschen Gesichte: dieser Mann aber ist Ernst Moritz Arndt, der die herrlichen Lieder: „Der Gott, der Eichen wachsen ließ" — „was ist des Deutschen Vaterland" — und: „Was blasen die Trompeten Husaren heraus" — gesungen, die damals, als Deutschland sich erhob, Tausende von Jünglingen zur Begeisterung entflammten und mehr als alle Aufrufe und Manifeste nützten. Jetzt wohnt er in einem freundlichen Hause, hart am Ufer seines Lieblingsstromes und schreibt an einem nächstens in Leipzig erscheinenden Werke: „Erinnerungen aus meinem äußern Leben," das viele interessante Thatsachen enthalten wird.

Auf der nördlichen Seite des Fichtelgebirgs war die Kälte gegen das Ende des Mai so groß daß die Buchen in ihrem Frühlingstrieb erfroren, dazu gesellte sich noch ein Sturmwind, der nicht nur eine Menge Bäume entwurzelte, sondern auch die Dächer an Häusern und Scheunen abdeckte und großen Schaden verursachte.

Um seinem Nationalreichthum auf die Beine zu helfen, hat England die Eingangszölle auf die Einfuhren vom Ausland um 5 Procent erhöht, während auf der letzten Leipziger Messe die englischen Seidenwaaren überhaupt nur einen Zoll von 5 Procent zu bezahlen hatten. Es ist gut, daß jetzt Napoleon wieder kommt.

Wir haben — sagt die Mainzer Zeitung — gleich anfangs, als die Nachricht nach Deutschland gelangte, uns sehr bestimmt gegen den Unfug zu Damaskus ausgesprochen, und erklärt, daß wir nicht an das Mährchen von der Ermordung der Christenkinder ꝛc. glaubten. Diese Ansicht ist jetzt die allgemeine; sie wird durch die Erklärung so vieler zum Christenthume übergetretenen Israeliten bestätigt, und unter diesen von Männern, die eine hohe und einflußreiche Stellung einnehmen, und in deren Anhänglichkeit an's Christenthum Niemand den geringsten Zweifel setzen wird. Dahin gehört z. B. der berühmte kaiserliche Hofprediger Veit zu Wien, ein eifriger katholischer Christ, früher Jude. Dieser würdige Mann hat kürzlich auf der Kanzel das Kruzifix erhoben und Angesichts dieses geheiligten Zeichens, Angesichts der knieenden, andächtigen Christengemeinde wiederholt, daß jene Anklage gegen das Judenthum eine freche Lüge sei. Wer möchte stärkere Beweise verlangen?

Aus Frankreich.

Man liest im „Courier de Lyon:" „Ein schauderhafter Mord wurde Abends in der Guillotiere unter so empörenden Nebenumständen begangen, daß derselbe unfehlbar die thätige Bestrafung von Seiten der Gerechtigkeit, und zugleich die wirksamsten Mittel der Verwaltungsbehörde, um solchen Gräuelthaten vorzubeugen, auffordern wird. Sonntag Abends, zwischen 8 und 9 Uhr, stürzt sich ein mit Blut bedeckter und um Hülfe und Beistand flehender Mann in das Café Commandeur. Beim Anblick einer Rotte Individuen, welche diesen Unglücklichen verfolgen, verschließt die Dame des Comptoirs schnell die Thür. Man ruft augenblicklich durch eine Hinterthür einen Apotheker, der die zahlreichen Wunden verbindet, womit dieser Mann bedeckt ist, und welche von Messerstichen herrühren. Er fängt an zu erzählen, daß er einiges Geld bei sich habe, daß die welche ihn verfolgen, es ihm nehmen wollen; unterdessen wird die Thür des Caffehauses lebhaft bestürmt und von den Mördern eingestoßen; sie fallen über ihr Opfer her, das herzzerreißendes Geschrei ausstößt, und vergebens die Umstehenden um Hülfe fleht. Diese Letztern, welche zahlreich waren, rührten sich nicht; dieser Unglückliche wird aus dem Caffeehause gerissen, drei Banditen nehmen ihn auf die Schultern, und tragen ihn ungestört der Rhone zu. Was aus ihm geworden, weiß man nicht. Ein so grausames Ereigniß giebt traurigen Betrachtungen Raum. Wie konnten sich 15 Räuber zusammenrotten, um zu einer solchen Stunde einen solchen Mord zu begehen? Wie wagen sie es, mit Gewalt in ein von Gästen angefülltes Caffehaus zu drin-

gen? Wie können sie ihr Opfer unter den Augen von hundert Personen wegnehmen, wozu keine einzige den geringsten Widerstand entgegensetzt? Wie ist endlich die Stadt Guillotiere ein Schlupfwinkel des Abschaumes der Menschen geworden, ohne daß Mittel der Aufsicht und der Unternehmung angewandt wurden?

Einer Nachricht im Temps vom 18. Mai zufolge soll die Regierung von Centralamerika einem französischen Hause in Guadeloupe das nöthige Land zur Anlage des Canals von Panama unentgeltlich verliehen, und demselben auch das Privilegium der Fahrt durch denselben ertheilt haben. Auch haben, wie man sagt, die Arbeiten bereits begonnen.

Wenn sich die Franzosen hübsch ruhig verhalten und in der Asche Napoleons nicht noch ein gefährliches Fünkchen zu finden ist, das Paris in Flammen setzt, so will die Regierung ein Uebriges thun und auch die verbannte napoleonische Familie zurückrufen, wahrscheinlich zum Anblasen.

Man beabsichtigt in Paris an der Seine zwischen dem Pont au Change und dem Pont de la Cité vier oder sechs Turbinen einzurichten, welche das Wasser nach allen Quartieren der Hauptstadt leiten würden. Man schätzt die Ausgabe auf 15 Millionen Franken.

Aus England.

Nach Londoner Blättern hat man kürzlich daselbst eine Pumpe gebaut, größer, als man sie bisher je sah. Die Kirche St. Mary Aldermanbury ist 114, ihre Thürme 124 Fuß hoch; die durch 32 Menschen in Bewegung gesetzte Pumpe schleuderte einen Wasserstrahl von bedeutender Dicke geraume Zeit hindurch über den Thurm hinaus. Diese Pumpe liefert 176 Gallonen in der Minute, die gewöhnlichen nur 65.

Im Widerspruche mit den Berichten aus deutschen Blättern melden englische: „Der Geschmack, welchen das Londoner Publikum bei den ersten Vorstellungen an der deutschen Oper zu finden schien, ist schon sehr im Abnehmen, und es möchte wohl diesem Unternehmen diesmal nicht besser gehen, als in früheren Jahren. Spohr's „Faust", der dieser Tage aufgeführt wurde, hat gar nicht gefallen."

Aus Rußland.

Rußlands größter Feind ist — Rußland. Bekanntlich schließt sich nämlich Rußland durch eine hartnäckige Handelssperre von Europa ab, das sich bald durch den deutschen Zollverein, zu welchem sich schon Frankreich hinneigt, und durch Handels-Traktate vereinigen wird. Hohe Zölle oder direktes Verbot hindern allen Fluß des Handels von Rußland aus. Es glaubt dadurch einen Vortheil festzustellen, worin es sich aber dermaßen täuscht, daß man an die Schlange denkt, welche sich, in dem Wahne, es sei eine andere Schlange, in den Schwanz beißt. Man hat berechnet, daß im vorigen Jahre die Einfuhr in den Hafen von Petersburg gegen 200 Millionen R. B., dagegen die Ausfuhr nur etwas über 132 Millionen R. B. betrug. Wenn man bedenkt, welche ungeheure Waarenmassen durch Schmuggelei eingeführt werden, so ergiebt sich diese Handelssperre als einer der mächtigsten Feinde, die Rußland selbst erzeugt und nährt. „Der Pilot" enthielt vor einiger Zeit einen guten Artikel über diesen Gegenstand, worin gründlich nachgewiesen ward, daß Rußland selbst dieses Handels-System weder nach staatsökonomischen, noch finanziellen und politischen Principien, rechtfertigen und als ersprießlich ansehen könne. Ergo — aber nicht Jeder thut, was die Logik nach einem sagt und als Nothwendigkeit heischt.

Aus Nord-Amerika.

Der abscheuliche Plan der freien Nordamerikaner, die armen Florida-Indianer mit Bluthunden zu treiben, ist zur Ehre der Menschheit mißlungen. Die Bluthunde wurden kürzlich zur Probe auf gehetzt, (!) stellten sich aber so körnig, daß sie zu den bestimmten Zweck für ganz unbrauchbar

Mosaik.

Der Bandit Jayme Alfonso war ein Held Landstraßen, an welchen das Königreich Gran sich erinnern wird. Er übte eine Art distributiver rechtigkeit aus, er lieferte den Armen den Ueberfluß Reichen aus, dafür wurde er aber, wenn seine Beute streut oder vermindert durch die Saint-Hermandad immer durch diese Landleute gerettet. Eine Anekdote die Großmuth Jayme's von welcher man in jener spricht, zu kennen geben. Ein armer Maultreiber der einzige Bote, welcher sich seit zwanzig Jahren Alicante und dessen Umgegend befand, ging eines Schlupfwinkel Jayme's vorüber. Seine Packthiere dem Rücken eines alten und schwindsüchtigen Maul Eines Tages hielt ihn Jayme an: „das ist wohl ein riges Saumthier." — „Ja wohl, wenn nur ein anderes hat." — „Hurtig, nimm ihm die Last ich ihm das Hirn zerschmettere." — „Halt auch men mit einem armen Mann." — „Thue, wie ich heiße, oder ich schieße dein Thier mitsammt der Last der." — Jeder Widerstand war zwecklos. Er horchen. Jayme war geschickt. Der alte Mann eines Todes, der gewöhnlich nur dem Pferde widerfährt ist. — „Jetzt gehst du auf den Markt von .... wirst du Jemand finden, der ein Maulthier verkaufen das 150 Piaster werth ist, für welches er aber will: da hast du sie, kaufe es, komme dann, und deine Pakete." Als der Alte zurück war, ging nachdem er ihm geholfen, seine Pakete aufzuladen seinen Leuten, dem Roßkamme aufzupassen, welcher er wußte, an einem nicht weit entfernten Ort mußte, und nahm ihm die 300 Piaster wieder ab.

Nach einer morgenländischen Erzählung verlangt kanntlich Nassir, der Erfinder des Schachspiels, dem Könige von Indien, zur Belohnung, auf der 64 Felder des Schachbrettes ein Waizenkorn, jedes folgende doppelt so viel, wie auf dem vorhergenz was eine nicht zu liefern mögliche Getraidemenge giebt. Nun hat sich aber Jemand die Mühe gegeben auszurechnen, wie viel die Forderung ausmacht. Sie trägt 18 Trillionen, 73 709 Millionen, 551 650 Körner. Ein Haufen Waizen, zu dessen jährlicher Bestellung die ganze Erde, frei von allen Wegen, Höfen, und Flüssen, wenn sie der beste Waizenboden wäre, nahe 76 Mal so groß sein müßte. Zur Fortschaffung desselben wären 625,499 Millionen, 948,245 einspännige Wagen nöthig; die dicht an einander, 231,666 Mal um die Erde reichten. Die Wispel Waizen zu 30 Scheffeln gerechnet, bedürfte ein Staat von 39 Millionen jährlicher Einkünfte 2,085,000 Jahre zur Anfertigung des Werthes jener Forderung.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 46.

Bremen, Sonntag den 7. Juni 1840.

Gestorben:

Nro. 542. Den 3. Juni. Des Lohndieners Hans Heinr. Christ. Deppe Ehef., geb. Horst, 48 Jahr; Jacobistraße Nro. 28.

— 543. Den 4. — Der Glashändler Aloys Kreybich, 54 Jahr; Papenstraße Nro. 24.

— 544. Den 4. — Des Arb. Friedr. Wentker Ehefr., geb. Benecken, 44 Jahr; Platz-Gang Nro. 2.

— 545. Den 4. — Anna Greve, 89 Jahr; Gasthaus.

— 546. Den 4. — Des Schuhmachers Joh. Friedrich Christ. Oerke Sohn, 11 Jahr; Heerdenthorswallstraße Nro. 60.

Nro. 547. Den 4. Juni. Der Matrose Hermann Böndel, 20 Jahr; Theerhof Nro. 20.

— 548. Den 5. — Des verst. Tagelöhners Eberhard Busch Wittwe, geb. Busse, 49 Jahr; kl. Hundestraße Nro. 2.

— 549. Den 5. — Clara Sophia Göffer, 7½ Jahr; Bleicherstraße Nro. 41.

— 550. Den 5. — Ein in der Weser gefundenes, neugebornes Kind, weiblichen Geschlechts.

— 551. Den 6. — Des Arb. Hinr. Garlichs Tochter, 2 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 161.

— 552. Den 6. — Der Kaufmann Egelb. von Duisburg, 62 Jahr; Doventhorssteinweg N. 8.

Geboren:

Nro. 677. Den 2. Juni. Des Arb. Joh. Hinrich Fortkamp Ehefr., geb. Flammann, Hastedt; von einem Mädchen.

— 678. Den 2. — Des Cigarrenmachers Joh. Heinr. Hunicke Ehefr., geb. Mahnken, Warnken-Gang Nro. 5; von einem Mädchen.

— 679. Den 3. — Des Schauspielers Adam Wilh. Louis Milde Ehefr., geb. Hundten, Abbenthorswall Nro. 43; von einem Knaben.

— 680. Den 3. — Des Stuhlmachers Johann Anton Bock Ehefr., geb. Rauschenberg, außerm Steinthor Nro. 48; von einem Mädchen.

— 681. Den 3. — Des Färbers Hinr. Streckfus Ehefr., geb. Ohm, Grafenstraße Nro. 15; von einem Knaben.

— 682. Den 3. — Des Schullehrers Heinr. Wilhelm Thies Ehefr., geb. Müller, Sielwall Nro. 13; von einem Knaben.

Nro. 683. Den 4. Juni. Des Krameramtsgenossen Hinrich Meyerriecks Ehefr, geb. Sturm, Hohenthorsstraße Nr. 34 A; von einem Mädchen.

— 684. Den 4. — Des Schenkwirths Jobst Ernst Heinr. Dormann Ehefrau, geb. Denis, Obernstraße Nro. 24; von einem Knaben.

— 685. Den 4. — Ein Mädchen — Grünenstraße.

— 686. Den 5. — Des Mascopsträgers Johannes Ferlmann Ehefr., geb. Wessels, Heerenstraße Nro. 2; von einem Mädchen.

— 687. Den 5. — Des Arb. Joh. Friedr. Kumpfer Ehefr, geb. Moor, Hulsberg Nro. 22; von einem Mädchen.

— 688. Den 5. — Des Obergerichtssecretairs Dr. Carl von Lingen Ehefr., geb. Schumacher, am Wall Nro. 64 D; von einem Knaben.

— 689. Den 6. — Des Aufladers Hermann Heinr. Lürssen, Ehefr., geb. Schröder, Fedelhören Nro. 1 B; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 255. Der Kaufmann Diedr. Aug. Meier hies. und Margar. Charlotte Rommel aus Cassel.

— 256. Der Musicus Daniel Bernh. Friedr. Doscher hieselbst und Louise Marianne Heye aus Varel.

— 257. Der Canzlist bei der Königl. Bayerschen Gesandtschaft Anton Franz Heinr. Freytag hies. und Marie Sophie Heinrichs. Beide von hier.

— 258. Der Küpergesell Carl Heinr. Ludw. Hogrefe und Anna Gesina Grube. Beide von hier.

— 259. Der Steuermann Joh. Pfost u. Adelh. Mertens. Beide von hier.

— 260. Der Cigarrenmacher Herm. Wagendorf, gen. Spanhacke, und Metta Ahrens hieselbst.

— 261. Der Kistenmacher Hinr. Mester zu Woltmershausen und Emilia Rebers aus Achim.

Nro. 262. Der Dienstknecht Christ. Behnken zu Arsten und Gesche Ehlers zu Habenhausen.

— 263. Der Zimmergesell Alb. Wessel hies. und Susanna Brüngger zu Unter-Illnau in der Schweiz.

— 264. Der Arb. Joh. Martin Becker und Anna Elisab. Dreyer. Beide von hier.

— 265. Der Schneider Carl Heinr. Haefker zu Thedinghausen und Johanna Augusta Wilhelmina Wehrum hieselbst.

— 266. Der Cigarrenmache Joh. Nicolaus Kreib und Anna Costina Koster. Beide von hier.

— 267. Der Arb. Joh. Hinrich Colwey und des verst. Arb. Nicolaus Heinr. Kehlenbeck Wittwe, Margaretha Friederike, geb. Schriever, hieselbst.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 47.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 11. Juni 1840.

Zertrümmern möcht' ich Schlag für Schlag
Die Thorheit der Welt und die Lüge.
Schmied hämm're, was dein Arm vermag,
Mir Waffen für meine Züge.

Der Waffenschmied.

Auf, Waffenschmied, und schmiede mir
Einen Helm von tüchtigem Eisen:
Stark sei der Kamm, fest das Visir,
Braucht nicht viel zu prunken, zu gleißen;
Doch eine Zauberformel sprich
Mir drüber, du alter Meister,
Und mach' ihn fest für Hieb und Stich.
Auf, tummle die dienenden Geister!

Doch nicht für Hieb und Stich allein
Soll mich dein Zauber bewahren;
Die Thorheit und den falschen Schein,
Ich scheue sie mehr als Gefahren.
Auf, sprich' den Segen aus mit Macht,
Daß mich der Strudel nicht fasse!
Laß mich durchschauen die trübe Nacht
Der taumelnden Welt, die ich hasse.

Auch schmiede mir einen starken Schild,
Drauf mal' mir, umrollet von Schlangen,
Gewaltig der Medusa Bild,
Rings Grausen verbreitend und Bangen.
Es sollen von meinem Schild zurück,
Die Pfeile der Bosheit prallen,
Und Hinterlist und eitles Glück
Zertrümmern und niederfallen.

Vor Allem aber schmiede gut
Mir ein Schwert mit flammender Klinge:
Dein Zauber stähle mir den Muth,
Wenn ich's im Kampfe einst schwinge:
Zertrümmern möcht' ich Schlag für Schlag
Die Thorheit der Welt und die Lüge.
Schmied hämm're, was dein Arm vermag,
Mir Waffen für meine Züge.

Wien, den 14. Mai 1840.

Alexander Graf v. Würtemberg.

Die Zopfrevolte zu Mailand.

(Fortsetzung.)

Eine Abendstunde auf St. Helena.

Eines Nachmittags, im Monat Februar 1816, als Napoleon, trotz dem traurigen Wetter,

allein und stillschweigend, wie Alles um ihn her, in den feuchten Alleen von Longwood auf- und abspazierte, gesellte sich Las Casas zu ihm. Er hielt einige englische Journale, die der Capitain der in St. Helena anhaltenden Fregatte la Thebaine ihm heimlich hatte zukommen lassen, und Las Casas beeilte sich, gewohnter Maßen diese Zeitungen dem Kaiser zu übersetzen. Die eine enthielt folgende Nachricht vom Monat November 1815:

„Der Exkönig Joachim Murat, Schwager Napoleon's, nachdem er in Calabrien mit einigen Mann seiner Bande gelandet, ward von einem gewissen Campo-Dolcino, einem edlen Piemontesser, einem der Opfer der Tyrannei des Exkönigs während seines Gouvernements von Mailand 1805, verfolgt und arretirt. Joachim Murat ward verurtheilt und am vergangenen 15. October füsilirt."

Napoleon erblaßte bei dieser unerwarteten Nachricht.

„Campo-Dolcino!" wiederholte er, das Haupt nachdenklich in die Höhe richtend, um seine Erinnerungen zu sammeln. Ich sollte diesen Namen kennen. Campo-Dolcino — wiederholte er noch einmal, das war ja ein Unglücklicher, der gehängt werden sollte, und dem ich auf Murat's innigstes Bitten das Leben schenkte und ihn sogar irgendwo anstellte."

Dann ergriff er Las Casas Arm, der von dieser Nachricht tief erschüttert war, und rief: „Die Calabrier haben menschlicher und edler gehandelt, als diejenigen, die mich hierher gesandt."

Nachdem Las Casas sich gesammelt, um weiter zu lesen, sagte Napoleon mit Bitterkeit: „Murat hat sich selbst zu Grunde gerichtet. Ein unglückliches Ende entspricht seiner ganzen frühern Handlungsweise. Aber deßhalb ist diese Hinrichtung nicht weniger ein schreußliches Verbrechen, ein ungeheures Ereigniß der Nationalsitten. Es ist ein Vergehen gegen die Schicklichkeit der Politik und der Völkermoral. Wie! Ein König wagt es, einen von allen Anderen als König anerkannten erschießen zu lassen? Welchen Zauber hat er damit zerstört! — Und jetzt," fügte er mit verächtlicher Miene hinzu, „wenn ein König von Europa entthront und aus seinen Staaten verjagt werden sollte, wie könnte er sich darüber beklagen! — Was diesen Campo-Dolcino betrifft, so kenne ich Viele seines Gleichen. Großer Gott! — rief er noch, indem er beide Hände über seinem Haupte gen Himmel erhob.

Napoleon ging nach Hause und wollte den ganzen Abend allein sein.

Eine Hütte in den Landen am Mississippi.

In den Carolina am Mississippi von den Vereinigten Staaten trennenden Landes mit einem Reisender auf einem Pferde Calabrischen Ursprungs langsam auf dem spitzigen Kies einer neuen Landstraße einher. Es war im Monat August 1818 am frühen Morgen; große, roth und schwarz Wolken zogen an dem Himmel einher und fingen die Strahlen der Sonne auf; aus diesen Wolken leuchteten von Zeit zu Zeit vom lauten Rollen des Donners begleitete Blitze, und bald strömten Regengüsse herab. Der Reisende hatte angehalten; der Sturm erlaubte kaum dem ermüdeten Pferde, gegen das Gewitter zu kämpfen.

„Armer Abukir!" sagte der Fremde, indem er den Hals des Thieres streichelte, „armer Abukir! nur Arbeit und Mühe folgt dir nach Amerika, und für dich giebt es ebenso wenig Ruhe mehr, als für deinen Herrn. Geh immer weiter — Das sind die Worte, die man mir stets wiederholt, und ich muß mich wohl daran finden."

Gleichsam, als ob das Thier seinen Herrn verstanden, begann es zu wiehern und den feuchten, steinigen Boden zu stampfen.

„Wenn ich nur wenigstens irgend eine Hütte oder den armseligsten Schutz für dich entdecken könnte," sagte der Reisende traurig, so würde ich mich trösten über den falschen Weg, den ich eingeschlagen; aber nichts, gar nichts! — Doch ja — dort unten am Rande des Waldes seh ich ein hübsches Haus. — Allons, Abukir! wir sind gerettet!" sagte er weiter und sprang vom Pferde, denn der Weg war noch schwieriger geworden. „Komm! bald wirst Du etwas Stroh und ich vielleicht ein wenig Brod erhalten." Der also Sprechende war ein schlank- und hochgebauter junger Mann von achtzehn bis zwanzig Jahren. Sein gelocktes Haar war dunkelblond, und fiel auf die hohe und offene Stirn herab. Seine Augen waren blau und voll edlen Stolzes, und seine sehr einfache, aber geschmackvolle Kleidung verrieth, daß er einem höheren Stande angehörte. Er setzte so ungefähr während einer halben Stunde seinen Weg durch den Regen fort, und gelangte endlich an der Thür eines Hauses von ziemlich gutem Aussehen an. Er pochte dreimal, ehe man ihm antwortete; als er aber den Arm wieder erhob, um abermals anzupochen, vernahm er im Innern des Hauses schnelle Schritte. Die ihm öffnende Frau war groß und noch sehr schön, obgleich sie ungefähr vierzig Jahre alt schien. Das schwarze, gescheitelte, glänzende Haar war am Hinterkopfe in einen breiten Zopf zusammengeflochten. Die Hände waren weiß und die Taille äußerst schlank. Im Anzuge schien sie der französischen Mode zu folgen. Als sie den Fremden erblickte, schien sie verlegen, ja etwas erschrokken zu sein; er aber beeilte sich, sie zu beruhigen, und sprach mit freundlich lächelnder Begrüßung: „Ich bin ein armer verirrter Reisender, und in diesem Lande gänzlich fremd. Darf ich um ein Obdach bitten, bis das Wetter es mir erlaubt, meine Reise weiter fortzusetzen?" — „Sie sind ein Franzose, mein Herr?" fragte sie, indem sie den sanften Blick auf ihm ruhen ließ. — „Ja, ich habe diese Ehre." — „Ach!" sagte sie traurig den Kopf senkend, den sie jedoch bald wieder in die Höhe richtete, „wir haben also eine doppelte Verpflichtung, Sie aufzunehmen. Mein Bruder ist im Garten; ich will ihn sogleich holen lassen. Er wird sich sehr freuen, in seine Wohnung einen Franzosen aufzunehmen." — „Sagen Sie lieber, einen Freund," setzte der junge Mann schnell hinzu; „denn nach Ihrer Sprache zu urtheilen, ist Ihr Bruder auch ein Franzose. Vielleicht ist er Einer von den durch die letzten politischen Ereignisse des Continents nach Amerika Getriebenen?" fragte er neugierig. — „Ja, mein Herr!" antwortete die Unbekannte nach einigem Bedenken. „Er hat sich seit — seit lange schon hier niedergelassen, und, Gott sei Dank! bis jetzt hatte er noch keine Ursache, es zu bereuen. Treten Sie aber ein, mein Herr! und überlassen Sie es mir, das Pferd in den Stall zu führen, wo ihm nichts abgehen soll."

Sie machte dem Fremden eine anmuthige Verbeugung und entfernte sich, um den Bruder zu holen.

Der Regen hatte indessen nachgelassen; der Reisende übergab sein Pferd einem kräftigen virginischen Bauer, der auf den Ruf seiner Gebieterin herbeigeeilt war, und trat in den niedern Saal, in dem ein großes Feuer brannte. Er legte den Mantel ab, und nachdem er seine erstarrten Glieder erwärmt hatte, blickte er sich in dem Zimmer um.

Der Saal war ziemlich geräumig, aber auf sehr einfache Weise meublirt; ein Tisch und ein Büffet von Mahagoni und einige Stühle von

Bambus machten das ganze Geräth aus, bei dieser Einfachheit herrschte aber Reinlichkeit und Wohlstand. Vorzüglich die Ausschmückung dieses Zimmers zog die Aufmerksamkeit des Reisenden an; der Thür gegenüber sah man ein in Kupfer gestochenes lebensgroßes Bild Murat's im Reichsmarschallcostüm, und über demselben war ein durch die Zeit vertrockneter und vergelbter Kranz von Lorbeer und Immortellen angebracht, in dessen Mitte eine schöne Uhr hing. Unter dem Bilde war ein französischer Säbel der leichten Kavallerie aus der Zeit der Republik aufgehängt; rechts in einem kleinen Rahmen sah man ein Stück Band von zweifelhafter Farbe mit dem Kreuz der Ehrenlegion, und links unter einem halbgewölbten Glase einige Locken schwarzer, schöner, mittelst eines Stückchens Crêpe zusammengebundener Haare. Außerdem erblickte man noch an den getäfelten Wänden von jenen grobgemalten, Napoleon's Heldenthaten und Schlachten vorstellenden Kupferstichen. Nachdem der Fremde alle diese Dinge sich hinreichend besehen hatte, nahm er Platz am Kamin, und bemühte sich, die sonderbare Zusammenstellung zu deuten.

In diesem Augenblick trat der Herr des Hauses mit seiner Schwester ein; er mochte ungefähr 50 Jahre alt sein. Er war klein und kräftig gebaut. Seine regelmäßigen ernsten Züge hatten einen offenen, gutmüthigen Ausdruck und man konnte die vollkommenste Seelenruhe in denselben lesen; doch deuteten die zahlreichen, seine Stirn furchenden Falten, daß Kummer ihm seinen Stempel aufgedrückt. Er trug eine Art von Soldatenmütze, unter welcher weiße Haare hervorragten. Wie die reichen Landbebauer der Vereinigten Staaten trug er Beinkleider von Leinwand, die durch einen breiten, lackirten, ledernen Gürtel um die Hüften festgehalten waren. Seine blaue Tuchweste war mit zwei Reihen runder, ungleicher, schlecht vergoldeter Knöpfe verziert, auf denen man den gekrönten kaiserlichen Adler noch erkennen konnte. Die etwas rauhen Reden und Manieren des Bruders contrastirten auf wunderbare Weise mit den so feinen der Schwester. Man konnte gleich sehen, daß die Erziehung des Einen sehr vernachlässigt sein mußte, während die Andere einer Bildung über ihrem Stand sich zu erfreuen schien.

(Der Beschluß folgt.)

* Ueber die Nothwendigkeit gründlicher Verbesserung des Fahrwassers in der Weser.

(Beschluß.)

Die Beseitigung der vermeintlich unüberwindlichen örtlichen, und anderer menschlichen Hindernisse wird ohne Zweifel den eifrigsten guten Willen und die beharrlichste Energie erfodern. Zunächst wird aber doch eine vorurtheilsfreie Prüfung aller bestehenden Flußregulirungs-Methoden, und sorgfältige praktische Untersuchung der vorzüglichsten darunter zum Ziele führen. — Es ist undenkbar, daß nicht einige analoge Fälle darunter vorkommen sollten, die mit Erfolg auf die Weser anwendbar wären. Vielleicht wird dieser gute Fluß sich auch, bei richtiger Behandlung nicht so unverbesserlich erweisen, wie seine bisherigen Curatoren vermeint haben. —

Man darf aber nicht einwenden, Bremen vermöge nicht mehr zur Abhülfe des Uebelstands beizutragen, als es diesen verschuldet habe.

Ohne zu erörtern, ob es für seinen Theil mehr oder weniger als andere Uferstaaten mit der Correctur des Fahrwassers in Rückstand sei — bleibt Bremen doch unbedingt eben so sehr dabei interessirt wie irgend einer derselben. Ueberdies wird es vorab ja besonders auf die überzeugende Ermittelung der zweckdienlichsten Art von Strombauten ankommen. Ist diese festgestellt, gleichviel durch

welchen der Betheiligten, so möchte in unsern aufgeklärten Zeiten der moralische Zwang wohl hinreichen, um alle übrigen dabei interessirten Staaten zur Ausführung des anerkannt zweckmäßigen, — ohnehin im eigenen Interesse, zu veranlassen.

Weshalb sollte Bremen sich also nicht das Verdienst erwerben, in dieser Angelegenheit, wie schon in manchen andern, kräftig voranzugehen, auf die Gefahr hin, in den Vorarbeiten etwas mehr zu leisten als sein knapp gemessen Theil? Freilich muß man den Muth haben, zunächst alles eigensinnige Vorurtheil für veraltete Praxis, und alle superkluge Theorie von Eigenthümlichkeit, am eignen Herde zu bekämpfen, so wie auch alles auswärtige Material unparteiisch zu prüfen, und mit dem besten Willen zu erproben. Ist aber erst der Balken oder Splitter aus dem eignen Auge gezogen, so wird der Blick auch dafür um soviel klarer, und die Nachbaren werden mit soviel geringerer Mühe zurechtzuweisen sein.

Hält man vorläufig die Bauten, welche in Nord-Amerika, z. B. auf dem Appomatox in Virginien, oder auch die, welche in Großbrittanien auf dem Clydefluß, u. s. w. — große Resultate geliefert haben — zu entfernt, um sofort mit berücksichtigt zu werden, so finden sich vielleicht genügende Beispiele am Europäischen Continent, oder gar auf vaterländischen Flüssen.

Unter andern ist, wie man hört, das Fahrwasser der Lippe schon vor etwa 14 Jahren durch ziemlich einfache Strombauten um etwa 18 Zoll im Durchschnitt vertieft, und sehr richtig regulirt. Die dortigen Faschinenwerke sollen in ganz entgegengesetzter Richtung, wie die an der Weser, nämlich in Gestalt kurzer — Schlangen schräg stromaufwärts, in regelmäßigen Zwischenräumen von einander, angelegt sein. — Dieselben sollen dadurch die Wirkung geäußert haben, daß der schädliche Treibsand zwischen denselben festgelaufen ist, und sehr bald von einer Schlangenspitze zur andern ein festes Ufer in geregelter Linie gebildet hat —. — Nachdem diese Werke bei verschiedenem Wasserstande successive auf verschiedner Uferhöhe fortgesetzt sind, sollen sie dem Flusse eine sehr richtige Normal-Breite und Tiefe für jeden Wasserstand, und ebenfalls eine sehr gleichmäßige Tiefe der Länge nach — verschafft haben — außerdem soll der Fluß sich mittelst dieser Bürsten oder Hobeln ähnlichen —, Werke selbst corrigiren, indem etwaiger Treibsand entweder aufgefangen und festgelegt, oder dem Strome die Kraft verliehen wird, ihn ganz und gar zu Thale abzuführen.

Bekanntlich findet sich bei den schräg stromabwärts gerichteten Faschinenwerken der Weser die größte Wassertiefe unmittelbar an denselben innerhalb wie außerhalb, dagegen ihnen gegenüber oder in der Mitte des Flusses, weiter abwärts, in der Regel die Versandungen. Diese Werke, welche ursprünglich offenbar mehr den Schutz für die Deiche als die Regulirung des Strombetts bezweckt haben, dienen daher auch mehr dazu, den schädlichen Treibsand durch Abweisung in Bewegung zu erhalten, als ihn durch Festlegung zu beseitigen, während sie den sichersten Schutz der Deiche, ein festes Vorland, nicht einmal zu schaffen vermögen. —

Dieselben müssen, — nach den häufigen Veränderungen von Sandbänken durch hohes Wasser zu urtheilen, gar arg mit dem Strome und seinem Treibsande herumspielen.

Die sogenannten Paralellwerke, welche muthmaßlich das bezwecken, was an der Lippe mit geringern Anlagen schneller und vollkommener erlangt sein soll, zeigen im Verhältniß zu ihrer Kostspieligkeit nur sehr geringe Wirkung. Die Verlandung zwischen ihnen und dem festen Ufer geht unendlich langsam vor sich, und besteht nach

Jahrzehenden dennoch höchstens aus losem Flugsand, der bei jedem hohen Oberwasser wieder weggeschwemmt wird. Noch weniger ist durch sie die allmähliche Erhöhung des Ufers herzustellen, welche zur richtigen Normirung der Breite des Stroms für verschiedene Wasserhöhen erfodert wird — dagegen scheint das System des Strombau's an der Lippe, nach der vernommenen Beschreibung, so einfach und anschaulich, daß es jeden Unbefangenen Wunder nimmt, warum denn nicht einmal irgendwo an der Weser ein practischer Versuch damit gemacht worden ist, zumal der mit ihrer Ausführung beauftragt Gewesene schon im Jahre 1826 die Weser befahren, auch in Bremen gewesen, und damals weder mit den genauern Angaben darüber, noch mit seinen Bemerkungen über die Unzweckmäßigkeiten der Weser-Uferbauten zurückgehalten haben soll. —

Das ist aber alles nur eine beiläufige Ansicht aus den practischen Wahrnehmungen eines Layen, — und was an der Lippe sich bewähret, könnte an der Weser nicht genügen —. Wenn also weder die mehrgedachten noch andere Strombauten in unserer Nähe, nach gewissenhafter Prüfung und practischen Versuchen auf unsere eigenthümliche Weser nicht anwendbar gefunden werden sollten, so wird doch am Ende nichts anders übrig bleiben, als im fernern Auslande zu erforschen, was uns zu wissen und ernstlich zu wollen, so bittere Noth thut.

Wenn in einem wie anderm Falle unsere eigenen Wasserbaukundigen sich zu solchen vorurtheilsfreien Forschungen etwa nicht geneigt oder nicht geeignet finden sollten, so würde es hoffentlich mit einiger Anstrengung gelingen, andere eben so tüchtige und passende Werkverständige an ihrer Stelle dazu zu engagiren. Denn es wäre doch gar zu traurig, wenn ein falscher Patriotismus, und hartnäckiges Verharren bei'm Alten, alias sträflicher Eigensinn von Angestellten, das Hinderniß sein sollte, eine angebliche Unmöglichkeit zu anatomiren, und mit gebührendem Nachdrucke nach Mitteln zu einer Radical-Cur zu forschen, und Versuche zu wagen! — Denn das bleibt doch rein unglaublich, daß es ganz unmöglich sein sollte, dem Weserstrome, welcher selbst beim niedrigsten Stande noch eine so bedeutende Wassermenge führt, durch richtigere Regulirung seiner Ufer als bis jetzt vorhanden, wenigstens ein viel gleichmäßigeres Fahrwasser, und bedeutend vermehrte, wo nicht verdoppelte Wassertiefe darin, — zu geben.

Es werde nur unverzüglich und ernstlich Hand an's Werk gelegt, uns den blinden Vorurtheilen zu entreißen, in denen wir trotz den langjährigen Seufzern des Handelsstandes über die Weserfahrt, noch immer befangen sind, und der Erfolg wird nicht ausbleiben! Jedenfalls wird die practische Revision des Weserstroms durch Techniker, welche dem Vernehmen nach im Laufe d. J. statt finden soll, wenn sie auch noch keine definitive Beschlußnahme eines bestimmten Systems veranlassen sollte, doch eine günstige Gelegenheit zu gründlicher Anleitung bieten, wie und wo die Materialien zu Ermittlung des richtigen Verfahrens aufzusuchen sein werden. —

Man scheue sich aber dann auch nicht, einige Tausende zu Untersuchungen und Proben zu bewilligen, deren Unterlassung Bremen in der Zukunft leicht Hundert Tausende jährlich entziehen, oder gar dasselbe von seiner gegenwärtigen Handelshöhe herabziehen könnte.

---

* Die Börse!

Ohne den Unterschied zwischen einem allgemeinen, jeden Theil oder Bewohner unsers Staatsgebiets betreffenden Staatsfestes, oder dem Privatfeste irgend einer noch so geehrten Gesellschaft, Corporation oder Gemeinde hier, an unge-

fügter Stelle, erörtern zu wollen, verhehlen wir nicht unsere Freude, in dem letzten dieser Blätter wenigstens schon die Anerkennung des Uebels zu lesen, welches dem Handelsstande durch die häufige, im Frühjahr oft wöchentliche, Verweisung desselben von unserer Börse zugefügt wird. Uns scheint aber dasselbe keineswegs unvermeidlich, wie erwähnt worden, sondern leicht auf neulich vorgeschlagene oder andere Art zu beseitigen; wie denn auch wohl schwerlich die Börse irgend eines, selbst unbedeutenderen Platzes, als Bremen, solche öftere Verweisungen zu erdulden hat. Jeder Kaufmann hat wohl, wie nothwendig, meist seit vielen Jahren seinen gewohnten, bekannten, festen Stand, (in Hamburg giebt es lithogr. Pläne mit Nummern und Namens-Register darüber,) der auf dem ganz anders gelegenen und gestalteten Rathhaus-Locale sich doch wohl nicht so, weder einnehmen, noch bezeichnen läßt, weil fast Jeder dabei von verschiedener Ansicht ausgeht; der bei dem starken Andrange höchst unbequemen, ja für Aeltere gefährlichen, Wendeltreppe und anderer Mängel kaum zu gedenken. —

Hat aber Bremen, trotz seines Ranges in der Handelswelt, wirklich noch keine Börse, und ist die bisherige nur eine sogenannte und ein zu Mahlzeiten und andern Staatszwecken jederzeit disponibles Staatsgebäude; — dann dürfte es doch endlich an der Zeit, und wenn nicht zu seiner Ehre, wenigstens zum Flor seines, die Existenz bedingenden Handels-Verkehrs, erforderlich sein, ihm eine solche zu verschaffen. Es darf dies gewiß nicht minder von seinen, sonst so fürsorglichen, höchsten Behörden, als dem Vorstande seiner Kaufmannschaft erwarten und das ausgesprochene, billige Verlangen eines Ortes zu Festen oder Mahlzeiten an freier nicht versteckter Lage, dessen Hauptzugänge nicht hinter dem Walle, damit solche gehörig vom übrigen Publico öffentlich bemerkt werden können, ist wohl leicht zu erfüllen. —

Französische Handelsunternehmungen nach Abyssinien.

Die Früchte der Bemühungen französischer Reisenden in Abyssinien fangen allmählich an sich zu zeigen. Französische Blätter (Journal des Débats vom 23. Mai) enthalten hierüber folgende interessante Nachricht. Zwei bordelesische Häuser, H. Raba und Balguerie, haben eine Expedition nach Abyssinien abgesandt, die seiner Zeit von dem Ministerium Soult lebhaft unterstützt wurde. Das Schiff Ancober, commandirt von Hrn. Broquant, der kürzlich den Orden der Ehrenlegion erhielt in Folge einer Mission nach den Küsten Afrika's, wo er die Handelsgebräuche des Landes untersuchen sollte, ist seit mehrern Monaten auf dem Wege nach Zeila, einem abyssinischen Hafen am Eingange der Straße Bab-el-Mandeb. Aus den neuesten Correspondenzen geht hervor, daß Mehemed Ali seit der Eroberung Yemens sich auch Zeila's bemächtigt hat, was die Engländer sehr übel auf ihn zu sprechen machen wird, denn ausserdem, daß Zeila ihn noch mehr zum Herren der Schifffahrt auf dem rothen Meere machen muß, liegt dieser Hafen auch Aden beinahe gegenüber, und beherrscht den Weg nach Indien so gut, als dieses letztere. — Das Gelingen dieser Handelsunternehmung interessirt die französische Marine und Industrie in hohem Grade durch die große Bewegung, welche die Folge davon sein muß. Der Kaffee von Abyssinien, dessen Erzeugung beträchtlich vermehrt werden könnte, ist von vortrefflicher Qualität, und wird gewöhnlich nach Mokka geschickt, zu dessen Reputation er hauptsächlich beigetragen hat. Abyssinien ist reich an Pelzwerk, Goldstaub, Elfenbein, Wachs u. s. w., lauter Waaren, aus denen die Einwohner aus Mangel an Tauschgegenständen bisher keinen genügenden

Vortheil ziehen konnten. Außerdem haben einige reiche Rheder eine seltsame Operation vor, von der sie sich indessen einen bedeutenden Gewinn versprechen. Es handelt sich darum, nach der Insel Bourbon und andern französischen Colonien in Indien die kräftigen Maulthiere Abyssiniens zu senden, die dort sehr wohlfeil sind, und in den genannten Colonien in sehr hohem Werthe stehen. Auch für die französischen Manufacturen könnten sich hier bedeutende Absatzwege eröffnen.

* Wunsch.

Möchten doch alle Lehrer Bremens sich zur Abschaffung der sogenannten lustigen Tage vereinigen und dadurch beweisen, daß nicht kleinlicher Eigennutz sie beherrsche, sondern das Seelenheil der ihnen Anvertrauten ihre Herzenssorge sei!

Denn daß durch diese Tage bei sehr Vielen manches gute Samenkorn erstickt, wohl gar alles ausgestreute Gute mit der Wurzel ausgerissen wird, dagegen Eitelkeit, Gefallsucht nebst Gefolge triumphirend seinen Einzug hält, auch Veranlassung zu den solchen Tagen folgenden Nachtschwärmereien gegeben wird, ist doch nicht zu läugnen; Schulen aber sollen Pflanzstätten christlicher Moralität sein!

Möchten die Lehrer nicht länger die Hand zu solcher Untergrabung der Sittlichkeit bieten und obigen Wunsch beherzigen!

n.

* Bitte.

Da es einmal zur Tagesordnung geworden ist, in mehreren Zeitschriften die Namen der Herren Prediger, welche an den Sonn- und Festtagen predigen, anzuzeigen, so werden die respect. Herausgeber jener Zeitschriften recht sehr gebeten, sich doch genau zu erkundigen, ob auch diejenigen Prediger, deren Namen sie hineindrucken lassen, wirklich auftreten.

Sollte es nicht, da schon mehrere Irrungen dadurch entstanden sind (man sehe nur den letzten Kirchenboten) vielleicht eben so gut (wenn nicht besser) sein, diese Anzeigen aus den Zeitschriften ganz weg zu lassen, da doch früher ohne dieselben die Kirchen eben so gut besucht worden, wie jetzt, zumal da sie, genau genommen, gewiß ein Eingriff in die Rechte derer sind, welche die Kirchenzettel drucken?

Juni 8. N.

* Frage.

Schmerzlich ist's, sehen zu müssen, daß auf dem Walle die schönen Blumenbeete mit Weiden eingefaßt werden müssen, um sie nur einigermaßen gegen die frevelhaften Verderber zu schützen, wie auch, daß die Einfassungen der Spazierwege, wenn sie eben erst in Ordnung gebracht sind, nicht selten vorsätzlich zertreten werden. — In unserer Schwesterstadt Hamburg würde nicht leicht ein Jemand wagen, selbst im Gedränge nicht, auf dem Walle das Gras zu zertreten oder auch nur ein Blümchen abzupflücken, strenge Strafen fürchtend. Sollte nicht strenge Bestrafung solcher muthwilligen Verderber und öffentliche Bekanntmachung ihrer Namen auch hier in Bremen ein Gleiches bewirken können?

n.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshof.

Die

SCHNELL-  POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 47 des Bürger-Freundes für 1840.

Donnerstag, den 11. Juni.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Die Todesstrafe soll bekanntlich nach den Anträgen aller guten Diplomaten und Publicisten abgeschafft werden. Daß sie wenigstens nicht abschreckt, beweist eclatant ein Vorfall in Freiberg, wo während einer pompösen, festzüglichen, volksfestlichen Enthauptung nicht weit vom Schafot eine neue Mordthat verübt ward. Was sagt ihr dazu, ihr Abschreckungs-Theoretiker? Vielleicht ist der Mörder ehrgeizig gewesen und hat gedacht, es ist doch gar nicht übel, so pompös, so bewundert und angestaunt um einen Kopf kürzer zu werden!

In Schleswig lebt ein Ehepaar, das zusammen vier verschiedene Geschäfte treibt: Er ist Goldarbeiter und — Komiker des dortigen Theaters; sie ist Hebamme und — redigirt eine in Flensburg erscheinende Zeitschrift. Flensburg liegt nur einige Meilen von Schleswig entfernt. Außerdem schreibt sie auch für ein Schleswiger Blatt Kritiken über das dortige Theater, und diese sollen oft sehr gepfeffert sein, so daß sie mit dem ganzen Bühnenpersonal, und mit ihrem Herrn Gemahl am allermeisten, in steter Fehde lebt. Das seltene Paar heißt Neubauer.

Vom Thüringer Walde. So viel man sich dieses Frühjahr von unsern Waldungen versprach, so öde und traurig sieht es jetzt in denselben aus, besonders in der Gegend des Inselberges, denn in den kalten Tagen des Mais und namentlich den 21. dess., wo es fast den ganzen Tag schneite, ist bis zu einer gewissen Höhe alles Laub erfroren und die Vegetation gestört. Den Obst- und Feldfrüchten scheint die Kälte wenig geschadet zu haben. Wenn jene alte Bauernregel Gültigkeit hat, so thut unsern Scheunen und Fässern dieses Jahr eine Vergrößerung noth. Am 25. Mai Abends gegen 10 Uhr verspürte man eine Art Erderschütterung.

Am 29. Mai wurde ein Stück der zwischen Heidelberg und Mannheim begonnenen Eisenbahn befahren, wobei die Locomotive „Löwe" die Probefahrt rühmlich bestand und eine Stunde in 7½ Minuten zurücklegte. Die ganze Bahn soll bis Ende August fertig sein.

Aus Frankreich.

Es heißt, Mlle. Rachel werde, und zwar ohne ihre Religion zu ändern, den Sohn eines Deputirten, Andere sagen, einen der Redacteure des „National" heirathen.

Ein Hr. Tripet-Leblanc, bekannt durch seine Blumenzucht, baut gegenwärtig zwei neue Kohlarten; die erste nennt er isländischen Kohlspinat, weil er wie der Spinat zubereitet wird, und seine Blätter mehreremale nachwachsen; von dem zweiten werden nur die Spitzen genommen, deren Geschmack dem Blumenkohl ähnlich sein soll.

Hr. Demidow hat an die französische Akademie zwei prächtige Proben von Goldgeschieben gesendet, die in seinen Minen im Ural aufgefunden wurden; die erstere, in welcher Quarz in der Masse eingeschlossen ist, bietet ein besonderes mineralogisches Interesse dar; die zweite scheint gar kein fremdartiges Gestein zu enthalten, sondern aus compactem Gold zu bestehen. Das erste Stück wiegt gegen 5, das zweite 3 Pfund.

Zum größten Aerger der Legitimisten hat der König der Franzosen einen gescheidten, freisinnigen und bürgerlichen Priester, den Domcapitular Affre zum Erzbischof von Paris ernannt. Er ist bei Hofe sehr beliebt.

Die übertriebene Wichtigkeit, welche jetzt aller Orten Sängern, Schauspielern und Virtuosen beigelegt wird, ist kürzlich in Bordeaux noch bis ins Lächerliche überboten worden, indem man wegen eines Sängers telegraphische Depeschen wechselte. Duprez, der berühmte Tenorist der großen Oper in Paris, sollte in Bordeaux zu Gastrollen eintreffen. Da erscheint eine Notiz in der Pariser „Gazette musicale," Dupouchel habe ihm seinen Urlaub abgekauft. Alle Enthusiasten waren in größter Bestürzung, am meisten aber der Direktor, dessen Hoffnungen zur Errettung aus der Kassennoth ganz auf Duprez gebaut waren. In Verzweiflung eilt er zum Präfekten, ob man den Sänger nicht zur Erfüllung seiner eingegangenen Verbindlichkeit zwingen könne. Der Präfekt, selbst ein eingefleischter Enthusiast, kann dem schrecklichen Gedanken gar nicht Raum geben, und um sich, dem Direktor und allen Opernliebhabern Gewißheit zu verschaffen, erläßt er in einer telegraphischen Depesche die Frage, ob das Gerücht gegründet sei, daß Duprez während seiner Urlaubszeit Paris nicht verlassen werde.

Aus England.

Es fallen immer mehr Schranken; jetzt auch die Schranke, über die man so lange vergebens hinausstrebte, um die Lücke auszufüllen, die der trotzige Nordpol zwischen den Entdeckungen Roß's und Parry's im Osten und denen Franklin's und Beechey's im Westen festhielt. Engländer, Dease und Simpson, haben nach London gemeldet, daß sie nun eine nordwestliche Durchfahrt gefunden und so diese Schranke gesprengt hätten. Wie wichtig diese Brücke, welche große Welttheile und Meere in Verbindung bringt, für den Welthandel ist, hat man schon prophezeit und bestimmt voraus gesehen. Das Jahr 1840 macht wohl auch in dieser Hinsicht Epoche, daß es diese Prophezeiung verwirklicht. Zur Realisirung anderer Prophezeiungen haben wir bereits erfreuliche Aussichten.

Ueber den abermaligen Brand des Yorker Münsters

enthält der „York Courant" einen umständlichen Bericht. Der frühere Brand, der das erst seit kurzem wieder hergestellte Chor oder den östlichen Theil des Schiffes zerstörte, ereignete sich bekanntlich im Jahr 1829, und war angelegt von dem fanatischen Norddrenner Jonathon Martin. Das Feuer brach diesmal, am 21., kurz vor 9 Uhr Abends, im südwestlichen Thurm aus, grade demselben Theil des Gebäudes, wo Jonathan Martin vor elf Jahren (2. Febr. 1829) seinen ersten nicht gelungenen Ansteckungsversuch gemacht hatte. Trotz aller raschergriffenen Maaßregeln wuchs die Flamme, von einem frischen Nordostwind angefacht, mit unglaublicher Geschwindigkeit, so daß gegen 11 Uhr nicht nur der zuerst ergriffene Thurm vollkommen ausgebrannt, sondern auch die ganze westliche Seite des Kirchendaches bereits von der Gluth ergriffen war. Man mußte, um nur vor Allem den großen Kuppelthurm zu retten, einen Theil des Daches niederreißen und die Spritzen in das Schiff stellen. Auf diese Weise gelang es dann gegen 2 Uhr, dem Feuer Einhalt zu thun, ohne daß der Kuppelthurm wesentlich beschädigt wurde. Bloß der südwestliche Thurm und ein Theil des Schiffes (beides erbaut in dem Zeitraum von 1291 bis 1330) sind demnach zu Grund gegangen, von den schönen gemalten Fenstern nur ein einziges (und zwar nicht das große) beim westlichen Eingang. Der berühmte Drache, mit allen Sagen die sich daran knüpfen, steht unversehrt. Prächtig war das Schauspiel der weithin sprühenden Splitter, besonders als zwischen 10 und 11 Uhr, bei einem plötzlichen Umdrehen des Windes, der ganze Feuerstrom in einem großen Kreise, gleich einem riesigen Feuerrade, über die Stadt weg zu seinem Quell zurückkehrte. Dazwischen zeigten sich, ängstlich flatternd, verschiedene Gruppen der aus ihren Schlupfwinkeln an Thurm und Springbögen aufgescheuchten Vögel, und aus den grellerleuchteten Scheiben traten die seltsamen alterthümlichen Symbole und Bilder den Zuschauern in wunderbarer Klarheit entgegen. Noch erschütternder aber, versichern besonders die Personen, die sich während des Brandes im Innern der Kirche befanden, war der Eindruck, den das Getöse der niederstürzenden Glocken (es waren deren zehn) hervorbrachte, als dieselben, in kurzen Absätzen eine nach der andern herabgeschmettert, die lang gewundenen Flügel und das hohe Gewölbe mit einer sinnbetäubenden Harmonie von Donnerschlägen anfüllten. Die Entstehung des Feuers ist noch nicht ermittelt; doch schreibt man sie diesmal mit Wahrscheinlichkeit einem Zufall oder einer Vernachlässigung zu, veranlaßt von den seit kurzem im südwestlichen Thurm vorgenommenen Ausbesserungsarbeiten am Glockenwerk. Wie hoch der Schaden sich beläuft, ist den Behörden noch nicht gelungen mit Sicherheit auszurechnen.

Wie nützlich Eisenbahnen bei Feuersgefahren sind, zeigte sich neulich, als der Münster zu York in Flammen stand. Gleich nach dem Ausbruche des Brandes wurde ein Expresser nach Leeds gesandt, um Spritzen zu holen. Sogleich wurden vier derselben abgeschickt. Die Entfernung zwischen beiden Städten beträgt 48 englische Meilen (etwas mehr als 9 deutsche) und der Bote legte die Hin- und Herreise, letztere in Begleitung der Spritzen in einer Stunde und vierzig Minuten zurück!

Aus Ungarn.

Das „Pesther Tageblatt" bringt folgenden Bericht aus Gyönapös: „Unsere Hoffnungen wurden jüngst auf das Schmerzlichste getäuscht; statt des sehnsuchtsvoll erwarteten Landregens, wurden wir am 15. Mai von einem schrecklichen Platzregen heimgesucht. — Abends begab sich Jeder unbesorgt zur Ruhe, doch schon um 10 Uhr wurden die Schlafenden von dem brüllenden Getöse des [illegible] eines fürchterlichen Wolkenbruches geweckt, und kaum hatten die Armen Zeit genug gewinnen, ihr Leben zu retten. Das wüthende Element raffte Häuser, Vieh, Möbels weg. Betrübt gingen die Verunglückten auf die nahen Felder, ihre zerstreuten Sachen zu sammeln, aber nur ihr gefallenes Vieh fanden; doch weit darüber in die benachbarten Dörfer, um die Verunglückten zu erdigen. Besonders herzzerreißend war der Jammer eines Vaters, der vor 12 Jahren, als uns ähnliches Unschick getroffen, aus den Fluthen sein jüngstes Kind rettete, das diesmal ertrank. Die einzige Hoffnung, die noch den Unglücklichen blieb — ihre Weingärten, wurde durch den zugleich fallenden Hagel gänzlich zerstört.

Aus Griechenland.

Die Professoren zu Athen haben ihren [illegible] Amtsbrüdern, die bei ihnen eintrafen, Göttling aus Jena, Ottfried Müller aus Göttingen, Schöll aus Berlin und Vischer aus Tübingen, ein glänzendes Gastmahl [illegible] an dem außer den Mitgliedern der Universität auch die höheren Geistlichkeit auch Staatsbeamte Theil nahmen. Den alten Classikern wurde während des Essens nach zugesprochen und zwar immer nach den besten Ausgaben.

Mosaik.

Die Verläumdung ist wie ein Truthahn, je nach Farbe und Glanz ein Gegenstand hat, desto erbosster [illegible] sie, und desto lauter kollert sie. Der Blitz und die Verläumdung treffen meist nur hohe Gegenstände. Eine Frau braucht nur eine hohe Schönheit zu sein, ein Forscher braucht nur einen hohen Rang einzunehmen, ein Mann braucht nur ein hohes Genie zu sein, und der Verläumdungsblitz trifft ihn ohne Schonung. Selbst die [illegible] Menschen, wenn sie auch nicht mit Verläumdung blitzen, so wetterleuchten sie doch, das nennt man wie das Wetterleuchten: sich abkühlen. Es ist sonderbar, um einen Menschen zu verläumden, beginnt man damit, ihn zu loben, man macht's mit den Menschen wie mit den Kastanien, man schneidet sie erst ein Bischen auf, um sie dann besser zu braten. Alles haben die Menschen schon zur Verläumdung gemißbraucht, Philosophie, Poesie und Stenographie, und bloß darum allein schon verdient die Musik eine göttliche Kunst genannt zu werden, weil man mit Musik allein weder eine Verläumdung noch eine Zweideutigkeit sagen kann!

F. J. Grund erzählt in seinem interessanten Werke „Die Aristokratie in Amerika" (Stuttgart, bei Cotta, 2 Bände,) folgende charakteristische Anekdote: „Ich lebte in Boston, oder besser in Nahant, einem Sommeraufenthalt in der Nachbarschaft dieser Stadt, zwei junge Mädchen, eine, die Tochter des Präsidenten einer Assekuranz-Kompagnie, die andere, das Kind eines Kaufmanns und Bankdirektors, den Kopf auf die Ellbogen stützen, und in dieser Stellung, über einen öffentlichen Tisch, sich wechselseitig mehrere Minuten lang anglotzen, weil jede von ihnen die Ueberzeugung hatte, daß ihr Rang in der Gesellschaft sie zum längsten Anstieren berechtigte, und daß eine der Andern als Tochter eines Mannes von wenigerem Ansehen und Vermögen gezieme, zuerst die Augen niederschlagen."

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 47.

Bremen, Donnerstag den 11. Juni 1840.

Gestorben:

Nro. 553. Den 5. Juni. Der Instrumentenmacher Joh. Joseph Roedel, 30 Jahr; Molkenstraße Nro. 46.

— 554. Den 6. — Der Schuhmachergesell Johann Meyer, 27 Jahr; im Weerder.

— 555. Den 6. — Der Glaser Jacob Hoyer, 66 Jahr; Paulsberg Nro. 60.

— 556. Den 7. — Des Cigarrenmachers Georg Michael Hansing Sohn, 1 Jahr; Osterthorssteinweg Nro. 116.

— 557. Den 7. — Der Arb. Herm. Thiesing, 60 Jahr; Neuhaus-Gang Nro. 1.

— 558. Den 7. — Der Schuhmacher Johann Friedr. Nolte, 49 Jahr; Muggenburg Nro. 5.

Nro. 559. Den 7. Juni. Des verst. Küpers Jacob Wessels Wittwe, geb. Lohmann, 46 Jahr; Neustadtswall Nro. 14.

— 560. Den 7. — Der Maurergesell Joh. Christoph Winter, 40 Jahr; Rosenkranz Nro. 3.

— 561. Den 8. — Des Schreibers Gerh. Phil. Grelle Ehefr., geb. Osten, 58 Jahr; Marterburg Nro. 22.

— 562. Den 8. — Des Landmanns Lüder Lindhorn Tochter, 3½ Jahr; Pagenthorner-Felde.

— 563. Den 9. — Der Schiffszimmermann Friedrich Schröder, 37 Jahr; Fischerdeich.

— 564. Den 9. — Der Landmann Hinr. Bollmann, 38 Jahr; Neuen-Steinweg Nro. 11.

Geboren:

Nro. 690. Den 31. May. Ein Knabe — Buntenthorssteinweg Nro. 240.

— 691. Den 3. Juni. Des Bockfahrers August Grimmenstein Ehefr., geb. Jonas, gr. Johannisstraße Nro. 97; von einem Mädchen.

— 692. Den 4. — Ein Knabe — Runken Nr. 18.

— 693. Den 5. — Des Cigarrenfabrikanten Friedr. August Kahle Ehefrau, geb. Warrens, Paulsberg Nro. 80; von einem Mädchen.

— 694. Den 6. — Des Cigarrenmachers Joh. Jacob Probst Ehefr., geb. Wessels, Lawes-Gang Nro. 4; von einem Knaben.

— 695. Den 6. — Des Arb. Philipp Franz Heinr. Christ. Meyer Ehefr., geb. Bringmann, Punkendeich Nro. 6; von einem Mädchen.

— 696. Den 6. — Des Segelmachers Hinr. Stürken Ehefr., geb. Rasmer, Rosenthal Nro. 7; von einem Mädchen.

— 697. Den 6. — Des Zimmergesellen Gerh. Hinr. Eggers Ehefr., geb. Lagemann, Düsternstraße Nro. 73; von einem Knaben.

Nro. 698. Den 6. Juni. Ein Mädchen — Wiechers-Gang Nro. 9.

— 699. Den 7. — Des Zimmergesellen Cord Hinrich Garlichs Ehefr., geb. Bockelmann, Buntenthorssteinweg; von einem Mädchen.

— 700. Den 7. — Des Schneidermeisters Joh. Herm. Gerh. Wiechers Ehef., geb. Nagel, Spitzenkiel Nro. 3; von einem Mädchen.

— 701. Den 7. — Des Arb. Gerh. Arfmann Ehefr., geb. Meyer, kl. Helle Nro. 22; von einem Knaben.

— 702. Den 7. — Des Bockfahrers Joh. Heinr. Korff Ehefr., geb. Rust, Deetjen-Hof Nro 4; von einem Mädchen.

— 703. Den 8. — Des Kaufmanns Carl August Eduard Gottfr. Tewes Ehefr., geb. Schünemann, am Wall Nro. 63; von einem Mädchen.

— 704. Den 9. — Des Maurergesellen Joh. Diedr. Ratjen Ehefr., geb. Schütte, Düsternstraße Nro. 46; von einem Knaben.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 48.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 14. Juni 1840.

Ewig lebt der Freiheit edler Fechter
Ueberdauert schwächliche Geschlechter;
Aller Welt und Zeit gehört er an; —
— — —

Carol. Pichler.

Die Erscheinung am Herrmann's-stein

zum 25sten Jahrestage der Schlacht bei Ligny am 16ten Juni.

Da, wo, von deutschen Eichen schön umkränzt,
Herrmann von Kapf, dein hehres Denkmal glänzt,
Das Dankbarkeit und Freundschaft dir geweiht,
Da stand ich einst tief sinnend lange Zeit.

Da plötzlich kam, als ich noch also stand,
Ein Wandersmann in leuchtendem Gewand
Daher. „Erzählt", sprach er, „wenn's Euch gefällt
Wem dieses schöne Denkmal aufgestellt."

„Herr", sprach ich, „Ihr seid wohl aus fremdem Land'
„Und noch mit Bremen gänzlich unbekannt,
„Drum sehet Euch, ich zaudre länger nicht
„Zu geben Euch getreulichen Bericht.

„Für einen Heldenstern am Firmament
„Des lieben Bremen strahlt dies Monument
„Herrmann von Kapf, ein junger, edler Held,
„Starb schönen Tod auf Ligny's blut'gem Feld.

„Und dieser Ort war's wo er oftmals stand,
„Eh' ihn der Tod ereilt von Feindes Hand;
„Denn zu den heil'gen deutschen Eichen hin
„Zog ihn ja stets sein schöner Heldensinn.

„Und als der blut'ge Krieg geendet war —
„Es sind nunmehr schon fünf und zwanzig Jahr —
„Ward ihm von Freunden, die uns unverletzt
„Der Krieg zurückgab, dieser Stein gesetzt."

„Es ist genug," fiel hier der Wandrer ein,
Ganz nahe trat er dann dem Herrmann's-stein
Und schmückte ihn mit einem Lorbeerkranz
Von wunderbarem, niegeseh'nem Glanz.

„Freund", sprach er dann „erzähl' es Jedermann
„Was ich an diesem Herrmann's-stein gethan
„Und liebe stets, wie er, das Vaterland,
„Der seines Muthes Lohn im Himmel fand."

Und auf zum Himmel fuhr der Wandersmann,
Doch deutlich zeuget noch, was er gethan.
Der Engel mahnt: „Es blüh' am Weserstrand
„Stets Liebe für das deutsche Vaterland."

Die Zopfrevolte zu Mailand.

(Beschluß.)

„Mein Freund," sagte sie zu ihrem Bruder, „dieser Herr hat uns die Ehre erzeigt, bei uns einzukehren, um sich auszuruhen; er ist ein Franzose," setzte sie schnell hinzu. — „Ein Franzose!" wiederholte der Bruder, indem er die Hand auf altmilitärischer Weise zum Gruß an die Stirn führte, „er sei willkommen! Pyramidensacrement!" Darauf trat Tatareau, denn man hat ihn wohl schon erkannt, dem Reisenden einige Schritte entgegen und reichte ihm freundlich die Hand dar. „Gott!" rief er, einige Schritte zurücktretend, wie von einer schnellen Erscheinung erschrocken. — „Was ist Ihnen denn?" fragte der Fremde freundlich, seine Hand ergreifend, die er jedoch in der seinigen zittern fühlte. „Sollte ich die Ehre haben, von Ihnen gekannt zu sein? Hätten wir uns schon irgendwo begegnet?" „Nein, nein! mein Herr," stammelte der alte Soldat, ohne jedoch das Auge von der Physiognomie des Gastes, dessen Stimme ihn noch mehr gerührt zu haben schien, abwenden zu können. „Es ist nicht, es ist nur eine Erinnerung aus alter Zeit — eine Aehnlichkeit." — Er konnte nicht weiter reden. — „Meiner Treu, das ist leicht möglich," sagte der junge Mann auf ungezwungene Weise, um dem Herrn des Hauses wieder zur Fassung zu verhelfen, „alle Menschen haben mehr oder weniger Aehnlichkeit mit einander." — „O nein," sagte mit halber Stimme Tatareau, „dem Einen konnte Niemand so ähnlich sehen. „Sie werden, mein Herr, mich wohl für sehr zudringlich halten, — aber sagen Sie mir, mit wem ich die Ehre zu sprechen habe?" — „Sie wollen meinen Namen wissen?" Tatareau nickte bejahend. — „Das ist das Einzige, was ich Ihnen verschweigen muß, wenigstens für den Augenblick. Ich könnte mir einen falschen Namen geben, und Sie täuschen; wenn man aber einen Namen wie den meinigen führt, kann man nicht lügen. Und jetzt, da ich Ihnen meinen Namen vorenthalte, würde es sich nicht schlecht schicken, wenn ich Sie nach dem Ihrigen fragte." Tatareau schlug die Augen nieder, während ein bitteres Lächeln in den Lippen zuckte. „Ach!" fuhr der Fremde fort, „Sie sind wahrscheinlich wie ich genöthigt, denselben zu verschweigen." — Tatareau seufzte; nach einigen Augenblicken schien er aber sich zu sammeln und antworte: — „Ja wohl, Pyramidensacrement! es ist kein Schimpf dabei, man kennt mich im Land nur unter dem Namen Popoli!" — „Sie müssen aber darum nicht glauben," setzte die Schwester schnell mit Stolz hinzu, „daß mein Bruder Ursache habe, wegen seines Namenwechsels zu erröthen. Nicht wahr, mein Freund," sagte sie, ihn zärtlich anblickend, „politische Gründe — ganz besondere Veranlassungen, — wie Sie so eben sagten, mein Herr." — „So geht es mir auch," versetzte der Reisende, „ich sage meinen Namen nur denen, die denselben in früheren Zeiten gehört haben, und die meines Vertrauens würdig sind. Ihr offenes Wesen hat Ihnen meine ganze Theilnahme erworben und Sie können ohne Furcht vor mir reden, und wenn die Freundschaft eines Geächteten Sie nicht erschreckt, so sein Sie meiner Freundschaft versichert." „Sind Sie aus Frankreich verbannt?" — „Noch mehr als verbannt, Pyramidensacrement! Man hält mich für todt." „Das heißt für bürgerlich todt?" sagte der junge Mann, dessen Erstaunen immer mehr zunahm. — „Todt, militärisch, bürgerlich, ganz und gar, auf immer und ewig!" versetzte Tatareau. „Sehen Sie, junger Reisender, das ist eine der wunderbarsten Geschichten und ich will sie Ihnen erzählen. Aber warten Sie noch einen Augenblick."

Er gab seiner Schwester ein Zeichen und sagte ihr einige Worte ins Geheim.

„Ich danke Gott, daß ich mich in dem bösen Wetter verirrt habe, da ich dadurch in dem Hause eines Landsmannes und alten Soldaten des Kaiserreichs Aufnahme gefunden, denn, nicht wahr, Sie haben unter Napoleon gedient, das ist beinah nicht zu bezweifeln." — „Ob ich gedient habe! Pyramidensacrement!" Darauf fuhr er weiter fort mit seiner Schwester zu sprechen: „Du verstehst doch, Josephine, von dem Getränke, das ich Eau de Cologne der Husaren nenne, geh, das wird Ihnen behülflich sein, das Mittagsessen mit Ruhe abzuwarten."

Nachdem Josephine die Flasche Branntewein auf den Tisch gestellt hatte, füllte Tatareau zwei Gläser und bot eins derselben dem Fremden, und nachdem er das andere auf dessen Gesundheit geleert hatte, deutete er auf Murat's Bildniß. — Hier sagte er, indem er die Mütze abnahm, „ist derjenige, der mir das Leben gerettet." — „In einer Schlacht?" unterbrach ihn der junge Mann lebhaft sich erhebend. „Nicht wahr, auf dem Felde der Ehre?" — „Nein, auf dem Felde der Schmach." Der Reisende machte eine Bewegung. „Hören Sie mich an." — Hierauf erzählte Tatareau Alles, was wir schon wissen. — „Meine Mutter starb vor Kummer, als sie von meiner Hinrichtung hörte; das hatte ich erwartet. Zwei Jahre später schrieb ich meiner Schwester, die Sie hier sehen, und bat sie, zu mir zu kommen. Diese gute Seele, die schon seit lange durch ein Schreiben von meinem Tod war benachrichtigt worden, wäre beinahe auch gestorben, aber vor Freude. Josephine, sagte ich ihr, als ich sie als ein so schönes Weib wiedersah, wenn Du Dich verheirathen willst, so kannst Du hier eine Million Freier finden. — Nein, mein Bruder, sagte sie, Du müßtest Dich denn auch verheirathen. — Das ist nicht möglich, ich habe zu vielerlei auf dieser Welt geliebt. — Meine Mutter, Dich, Joquin, und den großen Napoleon, und kann nun keine Frau mehr glücklich machen. Meine Sehnsucht nach Liebe ist aufgezehrt. — Bleiben wir also beide unvermählt, sagte Josephine, und wir wollen uns nicht mehr verlassen. Das ist geschehen, wir haben nicht aufgehört zu arbeiten, Jeder in seiner Art, und nun sind wir reich, Pyramidensacrement! — Sollte aber der Sohn Joquin's, das Kind meines Wohlthäters, den diese Heiden in die weite Welt hinausgetrieben haben, nachdem sie den Vater wie einen gewöhnlichen Unbekannten umgebracht, sollte dieser sein Sohn mir nur ein einziges Wort schreiben, so schwöre ich bei den Ueberresten meines Zopfes, die ich da unter dem Glase aufbewahrt habe, und bei meinem Ehrenkreuz! mein Leben, mein Arm, mein Hab und Gut, Alles, was ich besitze, soll sein gehören, und nun, junger Reisender, werden Sie mir die Ehre erzeigen, mir Ihren Namen zu sagen?" — Der Fremde, der Tatareau's Bericht angehört, ohne sich zu bemühen, die tiefe Bewegung, die dieser im Verein mit Erinnerungen in ihm hervorgebracht, zu verbergen, erhob sich jetzt und sagte auf eben so würdige, als herzliche Weise: „Sehen Sie mich nur recht an! — Ich heiße Achilles, und bin Murat's Sohn." — „Tausend und abertausend Pyramidensacrement!" rief Tatareau sich aufrichtend, „das hätte ich wissen sollen." — Und indem er Josephinens Arm mit der größten Heftigkeit erfaßte, rief er: — „Kniee nieder, Schwester, kniee nieder!" Und Beide sanken mit dem Angesicht zu Boden, wie vernichtet von den Worten des jungen Prinzen. — „O, mein würdiger Vater!" rief der Sohn Murat's mit gen Himmel gerichteten Augen. — „Nehmen Sie Alles," wiederholte Tatareau schluchzend, „nehmen Sie Alles, denn er hat mich begnadigt!" — „Ihn hat man nicht begnadigt!" sagte der Prinz leise mit gesenktem Haupt. Bei diesen Worten erhob

sich der alte Soldat, und mit Augen und Hand gen Himmel deutend, sagte er mit feierlichem Ton: „Er ist dort oben, Pyramidensacrement!“ — „Tröste Dich, mein Freund,“ rief Josephine, ihre Arme um des Bruders Hals schlingend, „Du weißt wohl, daß ich alle Tage für ihn bete.“

Die furchtbare Feuersbrunst von Salleuches in Savoyen.

Diese kleine Alpen-Stadt, welche sich durch die auf den umliegenden, sie beherrschenden Hügeln befindlichen Gothischen Thürme kenntlich machte, und in der der Reisende gern verweilte, um den Montblanc zu betrachten, der von hier aus seine schönste Ansicht darbietet, ist am ersten Ostertage, Nachmittags, völlig vom Feuer vernichtet worden. Schon zu Anfange des 15ten Jahrhunderts erfuhr sie das nemliche Unglück, weil damals wie jetzt bei ihrer Erbauung durchaus keine Vorsicht angewendet worden war. Diesesmal entstand das Unglück dadurch, daß zwei Kinder zu ihrem Vergnügen einiges Strauchwerk angezündet hatten, und das Feuer, durch den heftigen Nordwind angefacht, sich mit der Schnelligkeit eines Pfeils einem etwa eine Viertelstunde entfernten, alten Schlosse Bosson mittheilte. Alle auf dem Wege dahin stehende Häuser geriethen fast gleichzeitig in Brand, das Feuer breitete sich nach allen Seiten aus, und in weniger als 80 Minuten stand die ganze Stadt in Flammen; nur das Collège und drei in einiger Entfernung stehende Häuser blieben verschont. Da jeder Versuch, dem Feuer Einhalt zu thun, unmöglich war, so bemächtigte sich das Entsetzen aller Einwohner. Im Innern der Häuser hörte man den Angstruf der unglücklichen Mütter, die ihre kleinen Kinder suchten, um sie den drohenden Flammen zu entreißen, und waren sie so glücklich, dieselben aufzufinden, so durchrannten sie wie Wahnsinnige die Straßen, um sie an einem von aller Gefahr entfernten Ort in Sicherheit zu bringen. Wie durch eine unwiderstehliche Bewegung getrieben, verließ die ganze Bevölkerung die Stadt, um der furchtbaren Gefahr zu entgehen, von der sie bedroht wurde. Das Geschrei der in ihren Ställen verlassenen Hausthiere mischte sich mit dem dumpfen Brausen des Windes, welches einigermaßen dem Geräusche des in einem Metall-Gefäße kochenden Wassers oder dem Getöse der im Krater befindlichen Lava glich. Die Hitze wurde mit jedem Augenblick unerträglicher; der Boden und die Luft waren brennend heiß, und man konnte dies traurige Schauspiel nur aus sehr weiter Entfernung betrachten. Die Funken flogen weit hin und bedrohten einen Augenblick sogar den mehr als zwei Lieues entfernten Flecken Mégève, dessen Einwohner aus Furcht, es möchte sie ein gleiches Unglück treffen, die ganze Nacht wachten. Es flogen Holzspäne in die Luft und geriethen erst in Brand, als sie in der Atmosphäre eine Höhe erreicht hatten, die man ohne Uebertreibung auf mehr als 600 Fuß annehmen kann. Betäubt von allen diesen Ereignissen stürzten die Bewohner auf ihre Kniee und flehten unter Thränen die Barmherzigkeit und das Mitleid des höchsten Wesens an. Die ganze Bevölkerung brachte die Nacht auf dem Felde zu in einer Angst, die sich mit Worten nicht schildern läßt; das Kind war von der Mutter getrennt, und Niemand wußte, wo er die finden sollte, die ihm theuer waren. Der Gedanke an den Tod hatte sich Aller bemächtigt, und man hielt diejenigen für verloren, die man nicht sah. Mit zerrissenen oder von den Flammen geschwärzten Kleidern bedeckt, das Gesicht bleich wie der Tod, glichen Einige mehr Gespenstern als lebenden Wesen. Dem Glanze des Feuers folgten bald Rauchsäulen, die weithin einen ekelhaften Geruch verbreiteten,

und so dicht waren, daß sie die Sonne verdunkelten. Erst nach vierundzwanzig Stunden konnte man in die Stadt gehen, um die Unglücklichen aufzusuchen, die ein Opfer dieses unerhörten Ereignisses geworden waren. Eine beträchtliche Anzahl Personen fand man erstickt oder verbrannt. Letztere hatten häufig das Ansehen verkohlter Holzstücke und die Körper ausgewachsener Personen waren bis zur Größe sechsjähriger Kinder zusammengeschrumpft. Zuweilen fand man nur die eine Hälfte des Körpers, während die andere Hälfte zu Asche verbrannt war, und keine Spur der früheren Organisation mehr zeigte. Unter den erstickten Personen zeigten einige, gleich den Mumien des großen St. Bernhard, auf ihrem Gesichte ein convulsivisches Lachen. Die Schilderung, welche uns der jüngere Plinius von dem Untergange Pompeji's mit seinen Leichen, seinen Ruinen hinterlassen hat, kann allein eine Idee geben von dem furchtbaren Anblick, der sich darbot; es waren dieselben Scenen, dieselbe Unordnung, dieselben Leidenschaften und dieselben Tugenden. So wie man die Ueberreste der Umgekommenen unter dem Schutte hervorzog, wurden sie auf dem Marktplatze aufgeschichtet. Ueberall herrscht Verwüstung und Elend. Bereits haben indeß zahlreiche Zufuhren von Lebensmitteln aus den benachbarten Städten den Hunger der Unglücklichen gestillt.

Der Schwefel in Neapel.

Bei der obschwebenden Schwefelmonopols-Mißhelligkeit zwischen England und Sizilien, dürfte es für die Leser nicht ohne Interesse sein, wenn wir sie in den Stand setzen, sich durch die Uebersicht der Ausbeute und Ausfuhr des Schwefels aus Sizilien einen Begriff von der Wichtigkeit zu machen, welche dieses Mineral für dieses Land hat.

Im Jahre 1830 gewann man 350,000 Cantaren
1831 u. 32 . . . 400,000 "
1833 . . . . . 495,769 "
1834 . . . . . 668,256 "
1835 . . . . . 663,573 "

Nach den verschiedenen Ländern vertheilte sich die Ausfuhr wie folgt:

	Nach England	nach Frankreich	nach verschiedenen anderen Ländern	
1833	259,126	201,126	35,517	Cantaren
1834	238,085	293,110	37,061	"
1835	325,753	262,774	75,008	"

Das Verhältniß, in welchem die einzelnen Ausfuhr-Oerter hierbei betheiligt sind, stellt sich folgendermaßen:

Im Jahre 1833 und im Jahre 1834

Palermo . . .	54,715	Cant. —	63,683	Cant.
Messina . . .	43,696	" —	41,146	"
Catania . . .	57,508	" —	69,600	"
Syrakus . . .	—	" —	70	"
Terranova . .	40,870	" —	76,574	"
Alicata	216,381	" —	302,080	"
Palma	2,000	" —	1,700	"
Girgenti . . .	83,874	" —	108,000	"
Siculiana . .	4,300	" —	5,400	"
Sciacca . . .	1,665	" —	5,100	"
Marsala . . .	—	" —	1,255	"
Trapani . . .	360	" —	1,805	"

Im Jahre 1832 belief sich der Werth des ausgeführten Schwefels auf 4,703,776; im Jahre 1833 auf 7,073,022 und 1834 auf 7,157,579 Franken.

Man ersieht, daß England gewöhnlich den größten Theil der Schwefel-Ausfuhr bezieht; Frankreich folgt gleich darauf, ja im Jahre 1834 bezog es sogar mehr als England. Die Anfertigung des Stiefelwichs-Pulvers in England und die zahlreichen in Frankreich errichteten Fabriken künstlicher Soda erklären die wichtige Stellung, welche diese beiden Nationen in der Ausfuhr-Tabelle des sizilianischen Schwefels einnehmen. Was England betrifft, so beschränkte es sich nicht, wie Frankreich, auf den bloßen Ankauf dieses Produktes, vielmehr beschäftigten sich Engländer selbst

mit der Ausbeutung der Schwefel-Minen im Innern der Insel, so daß in den Minen von Gallizi allein, die dem Baron von Mandrascati gehörten und an einen Engländer verpachtet waren, schon wenige Jahre nach ihrer ersten Bearbeitung eine solche Menge von Schwefel gewonnen wurde, daß sie dem dritten Theil der Schwefel-Produktion von ganz Sizilien gleich kam. Die Ausbeutung der Schwefel-Minen ist mit vielen Beschwerlichkeiten verknüpft und die der Minen von Gallizi ungleich kostspieliger als die der anderen, die zur Ausfuhr bequemer gelegen sind. In den Jahren 1828, 29 und 30 sanken die Verkaufspreise dergestalt, daß die Unternehmer ihre Kontrakte nicht wieder erneuern wollten; 1831 aber stieg der Schwefel wieder im Preise, und der Besitzer dieser Minen schloß einen für ihn vortheilhaften Pachtkontrakt ab; 1832 und 33 lieferten sie 35 und 40,000 Cantaren, und im Jahre 1834 sogar 60,000 Cantaren, da aber war der Boden erschöpft, die Minen füllten sich mit Wasser, und später lagen sie unbearbeitet und verlassen da.

Die Fortschaffung des Schwefels ist, wie man sich in der Handelssprache ausdrückt, ein sehr wichtiges item bei den Kosten, welche die Ausbeutung dieses Produktes verursacht.

---

* Bitte.

Möchten doch die, in den vorletzten Nummern des Bgsr. „Ueber das Verhältniß der Volksschullehrer“ in vielen Rücksichten so wahr gesprochenen Worte, nicht leer verhallen. Möchten doch namentlich die, denen die Beförderung des Staatswohls in dieser Hinsicht in die Hände gegeben ist, dieselben recht beherzigen.

Wenn auch wohl Mancher den Grundsatz aufstellen möchte, daß das geistige Wohl der Jugend nicht ausschließlich von der Schule abhänge, so muß es doch unbestritten bleiben, daß der treue Lehrer viel, sehr viel für die Veredlung einer besseren Nachkommenschaft leisten, und dahin wirken kann, daß dem Staate treue und gehorsame Unterthanen, und durch Erziehung und Unterricht dem Himmel Bürger erzogen werden. Eben so wahr ist es aber auch, daß dieses hohe Ziel nicht in dem Grade erreicht werden kann, wenn der Lehrer, wie er bis dahin steht (die Kirchspielschullehrer ausgenommen) theilweise mit drückenden Nahrungssorgen kämpfen muß.

Gewiß ist auch anzunehmen, daß die betreffende Behörde, da doch mit lobenswerthem Eifer für das äußere Wohl unsers glücklichen Freistaats seit Jahren so viel gewirkt worden, auch baldigst, zum Besten der Lehrer, und somit auch der Jugend, auf diesen Zweig ihrer Verwaltung ihr näheres Augenmerk richten werde.

J.

---

* Das Wort Nur.

Es ist wohl kein Wort, welches so schnell in Mode gekommen wäre als das Wort Nur, in gewisser Bedeutung. Der Erste welcher es gebrauchte um Leute herbei zu ziehen war ein alter Mann, welcher sich im Freimarkt des Abends auf dem Domshofe an einer Waffelbude setzte, weiße Mäuse, gefärbte Tauben, oder einen Hahn mit auf dem Kamm gesetzten Hahnensporen bei sich hatte, und solche Raritäten sehen ließ. Er rief die Vorübergehenden an, zu sehen, was er zu zeigen habe, mit dem Zusatze: Es kostet nur einen halben Groten. Dieses Nur fand so vielen Beifall daß es sogleich in Läden und öffentlichen Anzeigen und Anweisungen überging, und noch heute seinen Stand behauptet.

Miszellen.

Der Londoner Theater-Berichterstatter in Galignani's Messenger sagt: Die deutsche Oper

Gesellschaft ist, trotz einiger übertriebenen, der Wahrheit wie des musikalischen Geschmacks entbehrenden Lobpreisungen in mehreren Journalen, von denen wir etwas Besseres erwartet hätten, eine erbärmliche Wirthschaft, und die Meisterwerke Deutschland's werden hier in einer Weise aufgeführt, welche eine deutsche Scheune schänden würde. Spohr's Faust war das letzte Opfer dieses ungeweihten Haufens; wir werden die Aufführung in einem künftigen Artikel beschreiben. Prinz Albert hat dies Theater einmal besucht; er wird sicherlich so bald nicht wieder kommen, wenn er wirklich der Musikkenner ist, wofür man ihn ausgiebt.

Um das Jahr 50 (sagt Miß Corner) erbauten und befestigten die Römer die Stadt London, welche sie „Augusta" nannten, auf der Stelle, welche nun die St. Paulskirche, Ludgatehill und Cheapside einnehmen. Die Häuser waren aus Holz erbaut, und es wohnten damals in denselben eine Colonie Soldaten mit ihren Weibern und Familien und außerdem eine große Zahl von Marketendern und Kaufleuten der verschiedenen Arten von Kriegsvorräthen.

Korrespondenz-Nachricht.

Aus London.

Ein Kriminalfall.

Einen sehr unerwarteten Ausgang hat vor Kurzem eine Kriminaluntersuchung genommen, die hier lebhaft besprochen und, ich weiß nicht, ob bereits in deutschen Blättern erwähnt worden ist. Ihre Hauptzüge sind diese. Ein Gentleman hinterließ ein bedeutendes Vermögen und ein einziges Kind, eine Tochter, zu deren Vormund und gleichzeitig zum Testamentsvollstrecker er seinen Bruder ernannte. Sollte das Mädchen, das bei des Vaters Tode achtzehn Jahre alt war, unverheirathet, oder, wenn verheirathet, kinderlos sterben, so sollte das ganze Vermögen dem Bruder oder dessen Leibeserben zufallen. Diese Willensverordnung fand bei den mütterlichen Verwandten des Mädchens insofern Anstoß, als sie das pecuniäre Interesse des Oheims für unvereinbar achteten mit dem Leben der Nichte, und ihm deßhalb wohlmeinend riethen, das Mädchen wenigstens nicht unter seinem Dache zu behalten. Sei es nun, daß die Verwandten wirklich jedem etwaigen Verdachte vorzubeugen wünschten, falls die Nichte sterben sollte, oder daß sie in der That Gefahr für dieselbe befürchteten, gewiß ist, daß sie einige, dem Oheim sehr nachtheilige Gerüchte in Umlauf setzten, und eben so gewiß, daß der Oheim sich darum nicht kümmerte, seine seitherige Wohnung mit einer andern in der Nähe des Eppingwaldes vertauschte, seine Nichte mit sich nahm und diese drei oder vier Monate später abhanden kam. Der Oheim selbst hatte hiervon unverzügliche Anzeige gemacht. Weil sich indessen ergab und der Oheim auch einräumte, daß er an demselben Tage, wo seine Nichte verschwunden, mit ihr in das Gehölz spazieren gegangen und ohne sie zurückgekommen sei, wurde er gefänglich eingezogen und an die eben versammelten Assisen abgegeben. Bei dem Verhöre wiederholte der Onkel die frühere Angabe, mit seiner Nichte ausgegangen und ohne sie zurückgekehrt zu sein, versicherte jedoch, daß sie auf dem Heimwege, Blumen pflückend, hinter ihm zurückgeblieben, daß, sobald er sie vermißt, er sie gerufen und gesucht, aber weder Antwort erhalten, noch sie gefunden, auch anderwärts vergebens nach ihr geforscht, und er schlechterdings nicht wisse, wo sie sei, oder was aus ihr geworden. Alles dies konnte wahr sein; jedenfalls klang es etwas unwahrscheinlich; der Punkt des pecuniären Interesses kam hinzu, die ungünstigen Gerüchte wurden vorgebracht, die Seitenverwand-

ten traten auf und sprachen von der Dringlichkeit wie von der Erfolglosigkeit ihrer warnenden Vorstellungen, und es ist kaum ein Zweifel, daß schon auf diese Verdachtsgründe die Geschwornen ihr Schuldig gebaut haben würden. Sie sollten es noch unbedenklicher thun können. Glaubwürdige Zeugen bestätigten, daß ein in der Nachbarschaft wohnender Herr, der wenige Tage, ehe die Nichte vermißt worden, nach Schottland gereis't sei, sich um sie beworben und ihr Jawort erhalten, daß der Oheim sich über diese Verbindung zu wiederholten Malen sehr mißbilligend geäußert, und daß die Nichte deshalb oft geweint und ihn sogar eines Mißbrauchs seiner Gewalt beschuldigt habe. Der Oheim konnte die Richtigkeit dieser Angaben nicht leugnen. Noch mehr vereinte sich, den Verdacht des Mordes gegen ihn zur Evidenz zu machen. Eine Frau erschien und beschwur, daß sie an dem Tage, wo die junge Dame vermißt worden, früh gegen elf Uhr durch den Wald gegangen und in der Entfernung zwei sehr laute Stimmen gehört. Ehe sie noch Jemand ansichtig worden, habe eine der Stimmen gerufen: „bringt mich nicht um, Oheim, gebt mir nicht den Tod!“ gleich darauf habe sie einen Schuß vernommen und von Angst ergriffen sich eiligst entfernt. Die Geschwornen erklärten darauf durch ihren Vormann, sie wüßten genug, und gaben einstimmig das Verdict: Schuldig. Während nun das Urtheil der Königin zur Bestätigung vorliegt, erscheint — die Nichte, und doch haben alle Zeugen die Wahrheit geredet. Die junge Dame hatte eingewilligt, ihrem Geliebten nach Frankreich zu folgen und sich dort trauen zu lassen. Unter dem Vorgeben einer Reise nach Schottland hatte dieser sich bis zu dem bestimmten Tage in der Nähe des Waldes verborgen, die junge Dame auf dem Spaziergange nochmals versucht, die Einwilligung des Oheims zu erlangen, und als dieser sie schlechterdings verweigert, zu ihm gesagt: „ich habe mein Wort gegeben und will es halten; verhindern Sie mich, so heißt das mich tödten; also bringen Sie mich nicht um, Oheim, geben Sie mir nicht den Tod.“ Unmittelbar nachher war ein Schuß gefallen; dann war das Fräulein wirklich, Blumen pflückend, in der Nähe des Ortes, wo der Geliebte sie erwartete, hinter dem Oheim zurückgeblieben und mit jenem entflohen. Aus einem Zeitungsblatte hatte sie in Frankreich zufällig die über ihren Oheim verhängte Untersuchung ersehen und keinen Augenblick verloren, den unschuldig und doch nicht leichtsinnig Verurtheilten vom Galgen zu retten. So unzuverlässig ist menschliches Zeugniß, solches Flickwerk menschliches Wissen!

Papierstreife.

Es ist eine Wahrnehmung, daß im Leben die Dummen am lautesten und die Weisesten am schweigsamsten sind; — eine Verkehrtheit, bei der auch der Weisheit die Thorheit nicht abzusprechen ist.

Bemerkung über Preuß. Cour.

	Rthl.	Sgr.
Von 1754 giebts keine.		
„ 1755 gelten	3	24
„ 1756 gelten	3	24
„ 1757 gelten	3	24
„ 1758 sind keine geschlagen.		
„ 1759 gelten	1	15
„ 1760 sind falsch.		
„ 1761 sind falsch.		
„ 1762 sind gut.		
„ 1763 gelten	3	24
Die vorhergehenden u. folgenden sind gut.		

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshof.

Die

SCHNELL-POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 48 des Bürger-Freundes für 1840.

Sonntag, den 14. Juni.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Am 23. Mai, Nachmittags, hat sich in einem der ersten Gasthöfe in Coblenz folgender trauriger Vorfall ereignet. Ein Kaufmann aus Mainz, Herr F. Sch—n, der in den Gasthofe logirte, verließ auf einige Augenblicke seine Stube, auf welcher er sich mehrere Stunden lang mit Briefschreiben beschäftigt hatte. Bei seiner Rückkehr fand er, daß das Schloß an seinem Koffer verletzt und aus seinem in der Stube hängenden Rock eine Summe Geldes entwendet war. Er theilte den Vorfall sogleich der Wirthin mit, die nebst dem Oberkellner und dem Bettenmädchen ihn auf sein Zimmer begleiten, um dort Nachsuchung zu halten. Beim Wegziehen des Bettvorhanges erblicken sie unter dem Bette einen Fremden, der seit drei Tagen in dem Gasthofe logirt hat, mit einer Doppelpistole bewaffnet, welche er den Suchenden entgegenhält. Bestürzt eilen diese aus dem Zimmer, dessen Thür sie hinter sich zu schließen die Geistesgegenwart haben. Nach Verlauf von etwa 10 Minuten fällt in dem abgeschlossenen Zimmer ein Schuß; man eilt hinein und findet den Dieb, der sich mit der Pistole durch den Mund geschossen, entseelt in seinem Blute schwimmend. Der Selbstmörder war unter dem Namen Dr. R — r aus Ems ins Fremdenbuch eingetragen. In seiner Tasche fand man eine Menge Hauptschlüssel. In der vorhergehenden Nacht war, vermuthlich von demselben Manne, die Casse des Oberkellners erbrochen worden, in welcher sich jedoch zum Glück kein Geld befand. Das Aeußere des Fremden, so wie sein ganzes Wesen, waren anständig und geeignet, auch jeden Schein eines Verdachtes von ihm fern zu halten. Der Unglückliche, von dem hier die Rede, ist, wie nähere Erkundigungen über seine Person ergeben haben, ein Student aus Lübeck Namens R — e.

Auf den Haiden, welche Köln gegenüber sich meilenweit in's Bergische erstrecken und die mit Tausenden von größeren und kleineren Hügeln bedeckt sind, hat man jetzt Nachgrabungen veranstaltet und gefunden, daß diese Hügel Grabhügel sind, und Aschenkrüge, Schwerter und kupferne Armringe enthalten.

Aus England.

Hundertundfünfzig Dampfschiffe befahren die Themse; in der Dampfschifffahrt dieses Flusses allein ist ein Capital von fünf Millionen Pfund Sterl. angelegt. Mit Recht bemerkt daher ein englisches Blatt, daß die Themse gegenwärtig die wichtigste Straße in England, vielleicht in Europa sei.

Ein neuer Zweig der schönen Künste hat sich jetzt in London gebildet, nämlich die Erzeugung vollkommen gelungener Facsimiles von Kupferstichen. Die Platte, von welcher das Duplikat genommen werden soll, wird in eine Auflösung von schwefelsaurem Kupfer gestellt, durch welche ein galvanischer Strom geleitet wird. Hierdurch wird eine Zersetzung der Bestandtheile der Auflösung bewirkt. Das Kupfer in derselben lagert sich in einer Reihe von dünnen Blättchen auf der Originalplatte, und bildet eine neue Platte, nur mit dem Unterschiede, daß, was auf dem Original Basrelief, auf der Copie Hautrelief, und umgekehrt wird. Die so erzeugte Platte ist dann die Normalplatte oder das Modell, von welchem durch einen ähnlichen Proceß eine unbegränzte Anzahl neuer, den ursprünglichen nun wieder gleichen Platten abgenommen werden kann, die für den Druck vollkommen geeignet sind. Diese Erfindung ist unschätzbar; die Stahlstiche mit ihren scharfen Linien und tiefen Schatten, die alle Illusion zerstören, werden nunmehr überflüssig, während die treusten Facsimiles der schönsten Kupferplatten in wenig Tagen und mit geringem Kostenaufwande vervielfältigt werden können. Das Verfahren ist bereits von der Regierung für die neuen Brief-Couverts angewendet worden, und ist gleicher Weise auf Münzen, Medaillen ꝛc. anwendbar. Die Ehre der Erfindung theilen die Professoren Jacobi und Faraday.

Aus Frankreich.

Man schreibt aus Paris: Die Gräuelscenen in Damaskus beschäftigen auch die hiesige Presse und alle Vernünftigen aller Religionspartheien sind empört, daß solche Auftritte in unsern Tagen sich erneuern konnten.

Cremieux deutet, nachdem er dargelegt, mit welchem Abscheu das mosaische Gesetz Blut als menschliches Nahrungsmittel verbietet, auf historische Thatsachen. Er beweist aus den Schriften der beiden Sterne der jüdischen Religion, des weisen Rabbi Manasse und des deutschen Sokrates, Moses Mendelssohn, wie von jeher in den finstern Zeiten des Mittelalters solche empörende Verläumdung gegen die Israeliten ausgesprochen wurde, um sich ihres Geldes bemächtigen, und sie selbst dem Henkerbeile übergeben oder aus dem Lande jagen zu können. Ein von Christen ermordeter Christ ward heimlich in dem Keller oder Garten eines Juden vergraben, dann aufgefunden und — Thatsachen, Anklage, Beweise, Urtheilsspruch, Alles war vorhanden, um das, was man finden und erreichen wollte, zu erreichen. Cremieux mahnt ferner an die Reinigungseide Manasses und Mendelssohns, die bei dem höchsten Gotte und bei ihrem Antheile an der Unsterblichkit schwuren, nie und nirgend, weder in dem Gesetze Mosis noch

im Talmud, weder in schriftlichen noch mündlichen Ueberlieferungen das entsetzliche, die Menschheit schändende Gebot gefunden zu haben, mit Christenblut das Osterbrot zu bereiten. Er wendet sich schließlich an alle Israeliten der bewohnten Erde, sie beschwörend, es auszusprechen, ob sie ihrerseits durch irgend eine Schrift, durch irgend eine Ueberlieferung, durch irgend eine Erwähnung in den Schulen, Häusern oder Synagogen von einem so heidnisch-scheußlichen Gesetze unterichtet seien? — Ich bin überzeugt, daß von den Millionen Juden, welche die Erde trägt, Jeder aus dem Grund seines Herzens und des reinsten Gewissens mit einem freien, stolzen Nein auf diese beschwörende Aufforderung zu antworten vermag. Das Alles aber wird nicht hindern, in kürzerer oder längerer Frist dieselbe Anklage gegen denselben Kultus erhoben zu sehen. Wahn und Vorurtheil sind hundertköpfige Hyder! Man kann ihnen nach mühseligem Kampfe neun und neunzig Häupter abschlagen, aber das hundertste ist unsterblich, denn es zieht seine Lebenssäfte aus der Beschränktheit des menschlichen Geistes.

Karlistische Blätter erzählen eine rührende Geschichte von einer armen Bäuerin aus Catalonien, die zu Fuß, und ohne ein Wort französisch zu verstehen, Frankreich durchreis'te, um in Bourges Don Karlos und seine Familie zu sehen. Unterwegs verkaufte sie Rosenkränze und Heiligenbilder, schlief auf Stroh und aß meistens nur trocknes Brod. In Bourges angekommen, wurde sie von der Polizei scharf ausgeforscht und nach Paris gebracht, wo ihr Aeußeres, ihr entschiedenes und offenes Wesen, und vor allem der Wunsch, über Catalonien und Cabrera Auskunft zu erhalten, Herrn Thiers bewogen, sie zu sich kommen zu lassen. Die Pilgerin der Legitimität trat ohne alle Schüchternheit vor einer zahlreichen und glänzenden Gesellschaft auf. Der „kleine Mann", wie sie ihn nennt, richtete eine Menge Fragen an sie, die sie mit spanischer Energie beantwortete. In Bourges wurde sie Don Karlos und seiner Familie vorgestellt, und erzählte ihre Reiseabentheuer. Ihre lebhaften blauen Augen, ihre kräftigen Bewegungen und ihre volltönende Stimme deuten auf einen unbiegsamen Muth. Sie ist klein, aber gut gewachsen, und 30 bis 40 Jahr alt. Sie hat mehrere Schüsse erhalten in die Hüfte und in den Arm; der letztere Schuß hat eine tiefe Narbe zurückgelassen.

Die Messageries françaises haben kürzlich einen Prospektus drucken lassen, worin sie das Publikum auffordern, sie mit Capitalien zu unterstützen, um das Unternehmen von Neuem beginnen und dem drückenden Monopol der beiden älteren Anstalten entgegen arbeiten zu können, indem dadurch für die sämmtliche Bevölkerung Frankreichs ein großer Vortheil erwachse. Auch sey die Zahl der Reisenden bedeutend genug, um drei Anstalten hinlängliche Beschäftigung zu geben und jeder Gewinn abzuwerfen. Den ganzen Sommer hindurch haben allerdings die beiden Messageries so starken Zuspruch, daß man sich zuweilen acht bis zehn Tage zuvor einschreiben lassen muß, um sich einen Platz zu sichern, obgleich auch die täglich abfahrenden Malleposten oder Briefpostwagen (jetzt elegante Kaleschen) vier Reisende mitnehmen. Es ist ein interessantes Schauspiel, um sechs Uhr Abends der Abfahrt dieser Malleposten beizuwohnen. In dem großen Hofe des Hôtel des postes stehen zehn bis zwölf elegante Kutschen in einer Reihe beisammen; sie sind alle angespannt. Die ungeheure Masse von Briefen, welche den Tag hindurch eingelaufen oder von den sogenannten Facteurs aus den zerstreuten Bureaux in Paris abgeholt worden, ist unter die verschiedenen Malleposten vertheilt, und nebst einer nicht unbedeutendern Masse von Zeitungen und andern Drucksachen, und den Depeschen der Regierung in die Kasten versch[loss]en, welche sich unter dem Sitze des Courier de la m[alle] hinten an der Kalesche befinden. Leid und Freud, [Ge]ld und Weh, Wahres und Falsches steckt in diesem K[asten] und wird die Empfänger auf's mannigfaltigste erf[reuen]. Die Reisenden nehmen Abschied von den Ihrigen; [der] ganze Hof ist mit Leuten angefüllt. Endlich schl[ägt] sechs Uhr, die Postillone nehmen ihren Platz ein, [die] Courriere setzen sich hinten auf, das Zeichen zur [Abfahrt] wird gegeben; in Zeit von einer Minute sind die [Wa]gen nach allen Richtungen davon geflogen und eilen [den] Gränzen des Reichs zu, von woher einige erst in [vier] von acht bis zehn Tagen zurückkommen. Für die [Ge]gend von Paris reicht aber die abendliche Abfahrt [der] Malleposten nicht mehr hin, und es ist die Regel, [auch] noch eine Morgens zu veranstalten. Zeitungen [werden] überdies durch Diligencen versendet, welche am [Mor]gen abfahren, und sie an demselben Tage noch fünfzig [bis] sechzig Meilen weit bringen. Auch die Regierung [versendet] ihre Depeschen wohl auf diese Art, wenn sie dieselben [den] Behörden in der Provinz schneller zu Händen [kommen] lassen will, als es mit den abendlichen Malleposten geschehen kann.

Aus Italien.

Zu Siene macht der Apotheker Ginelli aus Milch eine Butter, die jener aus Milch vollkommen ähnlich ist und sie an Würze und Wohlgeschmack übertrifft.

Während der letzten Messe producirten sich auf dem Theater zu Sinigaglia drei Gymnastiker in einem Divertissement, das sie statt mit den Füßen auf den Händen ausführten. Entrechats und Pirouetten gelangen ihnen auf wunderbare Weise. Sie wurden mit Beifall überschüttet und werden sich nun nächstens in Rom in mehreren neuerlernten Künsten sehen lassen.

Aus Nord-Amerika.

In einem Newyorker Journal liest man: „Ein Individuum, welches aus Irrung eine Flasche Oel, welches blonde Haare braun färbt, ausgetrunken hat, ist in wenigen Stunden ein vollständiger Neger geworden. Seine Gattin ist trostlos über diese wunderbare Metamorphose."

Mosaik.

Ein Schwarzwälder Bauer ging einmal in's Karlsruher Theater. Als er eine Zeitlang das Spiel mit angesehen hatte, sagte er ganz betroffen: „Wenn mer wüscht, daß dees Docke wäre, mer thet meine, es wären Minsche." (Wüßte man nicht, daß dies Puppen sind, möchte man fast glauben, es wären Menschen.)

Es sage noch Einer, daß die Pietät und die Bewunderung für Mozart und Beethoven erstorben sind! In Kiel wurde eine Pferdelizitation abgehalten, und „Donna Anna", „Zerline", „Leporello", „Fidelio", „Rocco", wurden zu hohen Preisen verkauft.

Beethoven, Mozart liegen unterm Pferde,
Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!

Der türkische Padischah heißt seit etwa einem Monate nicht mehr Sulton und auch nicht Se. Hoheit, sondern hat jetzt die Titel Kaiser und Majestät angenommen. — Auch wieder Civilisation!

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 48.

Bremen, Sonntag den 14. Juni 1840.

Gestorben:

Nro. 565. Den 8. Juni. Des Landmanns Lüder Lindhorn Tochter, 3½ Jahr; Pagenthorner-Felde.

— 566. Den 9. — Der Schiffszimmermann Friedrich Schröder, 37 Jahr; Fischerdeich.

— 567. Den 9. — Der Landmann Hinr. Bollmann, 38 Jahr; Neuen-Steinweg Nro. 11.

— 568. Den 10. — Anna Regina Plump, 71 Jahr; gr. Johannisstraße Nro. 116.

— 569. Den 12. — Des Garnfabrikanten Cord Hinr. Bruns Tochter, 1 Jahr; Ansgariithorswallstraße Nro. 1.

Nro. 570. Den 12. Juni. Des verst. Arb. Lüder Geers Wittwe, geb. Viet, 77 Jahr; Runken Nro. 44.

— 571. Den 12. — Des Blaufärbers Joh. Hinrich Haake Tochter, 14 Wochen; Neustadtsdeich Nro. 55.

— 572. Den 13. — Der Kaufmann Christ. Heinrich Müller, 45 Jahr, Knochenhauerstraße Nro. 17.

Geboren:

Nro. 705. Den 3. Juni. Des Kaufmanns Georg Wilh. Bley Ehefr., geb. Frantz, Neustadtsdeich Nro. 52; von einem Knaben.

— 706. Den 7. — Des Schuhmachermeisters Carl Heinrich Ludwig Schwartz Ehefr., geb. Wendel, Pelzerstraße Nro. 38; von einem Knaben.

— 707. Den 8. — Des Kunstdrechslers Herm. Romer Ehefr., geb. Meyer, Buntenthorssteinweg; von einem Mädchen.

— 708. Den 8. — Des Fischergehülfen Joh. David Schwaan Ehefr., geb. Murcken, kl. Krummenstraße Nro. 36; von einem Mädchen.

— 709. Den 9. — Des Kaufmanns Sophus Gustav Ferdinand von der Heyde Ehefrau, geb. Meyer, Domshof Nro. 12; von einem Knaben.

Nro. 710. Den 9. Juni. Des Arb. Joh. Franz Etz Ehef., geb. Schmidt, Stephanikirchhof Nr. 27; von einem Mädchen.

— 711. Den 10. — Des Kaufmanns Heinr. Friedrich Gottfr. Marwede Ehefr., geb. Sickmann, hinterm Stephanikirchhof Nro. 31; von einem Mädchen.

— 712. Den 11. — Des Kaufmanns Eduard Hagedorn Ehefr, geb. Bohlen, Brautstraße Nro. 26; von einem Mädchen.

— 713. Den 11. — Ein Mädchen — am Wall.

— 714. Den 11. — Des Bierbrauers Georg Friedr. Schmidt Ehefr., geb. Pundsack, Tiefer Nro. 17; von einem Mädchen.

— 715. Den 11. — Des Detaillisten Justus Heinrich Rose Ehefr., geb. Meyer, Queerenstraße Nro. 1; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 268. Der Schiffskapitän zu Barth in Pommern Julius Theodor Rodbertus und Anna Wendt hieselbst.

— 269. Der Branntweinbrenner Henrich von Bremen und des verst. Branntweinbrenners Joachim Christian Stange Wittwe, Charlotte Sophie Elisabeth, geb. Riete.

— 270. Der Schiffszimmermann Hermann Weber und Elise Catharina Meyer hieselbst.

— 271. Der Schiffszimmermann Christian Maas und Carolina Dorothee Wilhelmine Timm hies.

Nro. 272. Der Kimmkeramtsmeister Berend Hinr. Garves und Anna Maria Schierenbeck. Beide von hier.

— 273. Der Bediente Joh. Heinr. Bomhoff zu Uenzen, Amts Bruchhausen, und Francisca Nile, gen. Hundheim, zu Linden bei Hannover.

— 274. Der Arb. Johann Wilkens und Anna Goette hieselbst.

— 275. Der Dienstknecht zu Neuholtum Albert Heinr. Stühring und Beta Schmidt zu Habenhausen.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 49.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 18. Juni 1840.

Was die Väter einst errungen mit dem guten treuen Schwert
Mögen treu die Söhne schirmen, Vaterland und freien Herd.

Fiat applicatio!

Son cercueil est fermé! Dieu l'a jugé! Silence!
Lamartine.

Ich kann es dem Hunde nicht verzeihen,
Wenn ihn sein Gebieter mißhandelt, neckt,
Zu Schanden tritt, mit Schlägen bedeckt,
Und er darauf mit Schmeicheleien
Die Füße seines Tyrannen leckt!

Sie singen so manches Heldenlied
Von dem eisernen Manne aus Korsika,
Der, ein Gefangener auf Helena,
Vom Traume des Ruhms und des Lebens schied.

Wird zu dem Liede als Sänger gewählt
Ein tapferer Franzose, ein Grenadier,
Der von den Pyramiden erzählt,
Und von Moskau's verbranntem Quartier,
Und wie Gott der Herr für die große Armee
Ein größeres Leichentuch aus Schnee,
Und für den Kaiser ein kleines gewoben,
So blick' ich still' und sinnend nach oben,
Und gönn' ich dem Grenadier das stolze Wort,
Und denke: Sing, Grenadier, sing fort.

Doch wenn ein deutscher Renegat
Vergißt in seiner Begeisterung
Auch „Deutschland's tiefste Erniedrigung",*)
Als Brennus ihm auf den Nacken trat,
Wenn er vergißt der entsetzlichen Zeit,
Die ewig als Sünde zum Himmel schreit,
Wo Deutschland's Name, sein Thron, sein Altar,
Sein Schlachtenruhm, seine Kriegeswehre,
Zucht, Sitte, Sprache und Treu' und Ehre
Ein Spott der Prätorianer war,
Wenn Deutschlands gekrönte Märtyrin,
Die deutsche, verhöhnte Königin,
Wenn tausend und tausend Blutszeugen
Mit Palm und Schill aus den Gräbern steigen,
Ihm ihre Todeswunden zeigen, —
Und gleichwohl der Deutsche das Rauchfaß schwingt,
Und Halleluja dem Korsen singt,

*) So hieß das Buch, um dessentwillen der Buchhändler Palm erschossen wurde.

Dann hör' ich ihn winseln den armen Hund,
Der, Rücken und Lenden von Schlägen wund,
Hinkriecht zu seines Tyrannen Füßen,
Um ihm den Staub von den Stiefeln zu küssen.

Gmünd. Schleifer.

---

* Neue Wasserleitung.

Der Neubau der großen Weserbrücke macht die Verlegung der daselbst befindlichen Wasserkunst erforderlich. Ein über diesen Gegenstand abgefaßter Bericht ist der Bürgerschaft am 22. May d. J. zur Berathung und Beschlußnahme vorgelegt. — Die in jenem Berichte gemachten Vorschläge gehen im Wesentlichen dahin: „auf dem alten Walle in der Nähe des sogenannten Bären ein Gebäude zur Aufnahme zweier Dampfmaschinen von resp. 10 und 5 Pferdekraft zu errichten, welche das Weserwasser vermittelst Pumpwerke durch 8 und 6 zöllige Steigeröhren in das auf dem ehemaligen Mühlenplatze am alten Walle anzulegende etwa 25,000 Cubicfuß Wasser fassende Bassin schaffen würden. Aus diesem Bassin soll eine Haupröhre von 7 Zoll Weite das Flußwasser durch die Osterthorsstraße, beim Dom, Rathhaus und Börse vorbei, über die Obernstraße, Hutfilterstraße u. s. w. bis ans Ende der Faulen- und in mehrere Nebenstraßen führen. Eine zweite von jenem Bassin ausgehende 6 zöllige Röhre soll entweder über den Wall, oder hinter dem Walle, bis ans Doventhor gelegt, das Wasser führen. Sodann eine dritte 6 Zoll weite Röhre soll zu gleichem Zwecke vom Bassin über den Stavendamm, Süsterstraße, Langenwieren, Johannisstraße, über den Markt, Langenstraße, Geeren bis hinter St. Stephanikirchhof, die Richtung nehmen. An diese drei Haupröhren sollen 225 öffentliche Brunnen und mehrere Nebenröhren angelegt werden, damit jeder Hausbewohner in jenen Straßen etwa 40 Schritte von seiner Wohnung Wasser holen könne.

Den Interessenten der bisherigen Wasserkunst und der sonstigen Pumpereien soll nach dem Vorschlage jenes Bereichs, insofern sie dagegen ihre Privatanstalten aufzugeben sich willig erklären, der Anschluß an die Haupt- oder Nebenröhren bis in ihre Gebäude kostenfrei beschafft werden, jedem andern Bürger soll eine gleiche Anlage zwar freistehen, doch hat ein solcher diese auf seine Kosten herzustellen. — Die Anlagekosten dieser Wasserleitung, mit Inbegriff eines zweiten auf dem Doventhorswalle oder auf dem Gebäude der Nachtwache am Brill anzulegenden Bassins, sind auf 81,420 Rt. und die jährlichen Unterhaltungskosten außerdem noch auf 7345 Rt. veranschlagt, welche sich jedoch bei der wirklichen Ausführung jener Anlage noch um ¼ vermehren können.

Jener Bericht sagt ferner, daß auf den ersten Ueberblick in dieser Hinsicht sich ergebe, daß ein eigentliches dringendes Bedürfniß der Wasserversorgung bei uns nicht so sehr vorherrsche, wie solches in manchen andern Städten der Fall sei, indem bei den vorhandenen 959 öffentlichen und Privatbrunnen die Altstadt hinreichend mit gutem Trinkwasser versorgt sei, und dem Bedürfniß des Flußwassers werde durch die verschiedenen Pumpereien einigermaaßen abgeholfen; auch sei nicht zu läugnen, daß die Lage der Altstadt, welche von der Weser und dem Stadtgraben umgeben ist, die Herbeischaffung des fließenden Wassers erleichtere.

Nichts desto weniger wird in jenem Berichte vorgeschlagen, daß der Senat und die Bürgerschaft beschließen mögen, daß die Kosten der Anlage der projectirten Wasserleitung und jährlichen Unterhaltung derselben durch eine auf alle Bewohner der Altstadt nach Maaßgabe der Straßenreinigungs- und Erleuchtungskosten, zu legende Abgabe vertheilt und aufgebracht werden. Jeder Grundbesitzer und jeder Miether würde nach jenem

Vorschlage zur Deckung der oben angeführten Summen Geldes die Hälfte von der Summe, welche er als Straßenreinigungs- und Erleuchtungskosten bezahlt, zahlen müssen, wozu dann die Generalclasse noch mit etwa 800 Rt. jährlich in Anspruch zu nehmen sei.

Wenn nun nach Angabe jenes Berichts im Jahre 1818, als von Seiten des Senats und der Bürgerschaft eine gleiche Anlage projectirt worden, wegen zu geringer Theilnahme von Nicht-Interessenten der Pumpereien, nachdem an 1000 Rt. für Risse und Kosten-Anschläge verausgabt worden, damals das Unternehmen hat wieder aufgegeben werden müssen; — wenn für so geringe Bemühungen damals eine so bedeutende Summe ist verausgabt worden, wie hoch werden sich dann erst bei der wirklichen Ausführung jener in einem übermäßig großen Verhältniß vorgeschlagenen Anlage die Kosten belaufen? Dieses möchte bei aller Scharfsinnigkeit menschlichen Wissens wol keinesweges im Voraus zu berechnen sein; und könnte demnach jener Kosten-Anschlag sich diesemnach möglicherweise bis zu einer doppelten Summe vergrößern.

Es möchte daher wol mit Recht die Frage aufzustellen sein: ist der Staat berechtigt, auf das Privat-Eigenthum jedes einzelnen Bürgers, ohne daß der größte Theil der Altstadth Bewohner von jener Anlage Gebrauch machen kann, eine so bedeutende Wasser-Contribution auf ewige Zeiten, nur zu Gunsten der wenigen Interessenten der jetzigen Wasserkunst, zu legen? Diese Frage dürfte schlechterdings mit Nein zu beantworten sein, indem selbst am Schlusse jenes Berichts bevorwortet wird, daß man weit entfernt nicht die Ansicht hege, als könne der Staat ohne Weiteres die Aufhebung der Anstalten der jetzigen Wasserleitungen beschließen; dadurch würde offenbar in die Rechte von Privatpersonen eingegriffen und willkührlich über deren Eigenthum disponirt, wozu der Staat keinesweges berechtigt sei.

Wenn jedoch die jetzige Wasserkunst wegen des Neubaues der Weserbrücke daselbst weggeräumt werden muß, so wäre solche vielleicht vermittelst einer Dampfmaschine in das daneben stehende kleine Gebäude zu verlegen, oder man kaufe ein andres zu diesem Zwecke passendes Gebäude an, und verlege jene Anlage dahin. Sollte dieses nicht auszuführen sein, so würde allerdings jener berichtliche Vorschlag, jedoch nur dahin in Ausführung zu bringen sein, daß statt der vorgeschlagenen drei Haupröhren nur eine 7 oder 8 zöllige Röhre von dem auf dem ehemaligen Mühlenplatze am alten Walle anzulegenden Bassin über die Osterthorsstraße, Obernstraße bis zu Ende der Faulenstraße gelegt werde, wovon der größte Theil der Interessenten von Pumpereien ihr Flußwasser beziehen können; und will man etwa zum allgemeinen Besten neben den öffentlichen Brunnen, welche sich auf den Straßen befinden, über welche jene Haupröhre bis zu Ende der Faulenstraße ihre Richtung nehmen wird, Brunnen mit einem sich selbst schließenden Hahn und etwa zwei Verschraubungen zu den Sprützen anbringen, so möchte hiedurch dem nöthigen Bedürfnisse genügt werden, indem die längs der Weser und dem Stadtgraben hin wohnenden Bürger mit leichter Mühe das erforderliche Flußwasser daher beziehen können.

Auf die Anlegung eines zweiten Bassins und der zwei Nebenröhren verzichte man, wegen der all zu großen Kosten und da solche füglich entbehrt werden können, daher gänzlich.

Die Ausführung dieser Anlage würde aber jedenfalls theilweise auf Kosten des Staats und theilweise auf Kosten der jetzigen Interessenten der Wasserkunst und der verschiedenen Pumpereien, geschehen und unterhalten werden müssen, indem eine auf alle Altstadts Bewohner ohne Ausnahme

zu diesem Behufe durch einen gesetzlichen Beschluß auf ewige Zeiten zu legende bedeutende Wasser-Abgabe so wenig zeitgemäß, als dies auf keine Weise zu rechtfertigen sein würde, da ohnehin mancher Bürger bei der jetzt beschlossenen Kriegssteuer, die möglicherweise mehrere seiner Söhne treffen kann, sich sehr unangenehm betheiligt finden wird.

Man hegt daher zu den ehrenwerthen Bürgern, welchen diese Angelegenheit auf dem Bürgerconvente zur Berathung vorgelegt ist, das aufrichtige Zutrauen, daß bei denselben die hier hoffentlich dem allgemeinen Besten entsprechenden Vorschläge einer billigen Berücksichtigung gewürdigt werden mögen.

* Wer's sagen könnte!

Ich lebe wie ein Armer und fühle mich ein König, ich regiere mich selbst. Unzugänglich bin ich dem listigsten und stärksten Verführer, umgeben von der unübersteiglichen Mauer eines felsenfesten Willens. Mir selbst genügend bedarf ich des geistigen Austausches nicht, und mit dem ausländischen Gut stiehlt sich kein fremdes Uebel über meine Grenzen. Ich studirte lange, aber mich und den Menschen, und habe tausend Lehrer gehabt, denn ich lerne von Jedem. Zwei Bücher nur les' ich — sie liegen stets vor mir aufgeschlagen, und weil ich sie nicht auslesen kann, so les' ich kein andres. Der Tisch findet mich hungrig und das Bette such' ich müde. Auf meinem Küchenzettel steht einfach, nahrhaft, wohlfeil, und mein Gastmahl macht Gesättigte, aber keine Kranke. Um mich her steht die Schaar meiner treuen Diener. Meine Leibgarde sind Wahrheit und Tugend, und der Fleiß ist der Verwalter meiner Güter. Güte und Gerechtigkeit sind meine Zahlmeister, und mein Einnehmer ist die Billigkeit. Meine Räthe heißen Vernunft und Erfahrung, und die Besonnenheit ist mein Sch... ber und Sprecher. Zwei Leibärzte hab' ich, d... Mäßigkeit und Bewegung, und mein Audien... ist mein Herz, da hat ein Jeder Zutritt. Ung... sehen greif' ich in die stockenden Räder der W... und das Nothwendigste ist mein Lieblingsgesch... Meiner Wirksamkeit folgt manchmal ein dreifa... Lohn. Die unsichern Groschen des Danks u... der Anerkennung verschmäh' ich, aber in Demu... erharr' ich des Groschens aus ewiger Hand. I... meiner Schatzkammer liegen gehäuft die Kron... der Unschuld, das Scepter der Vernunft, die Jo... welen der Tugend, die Diamanten der Erinner... und Hoffnung. Dabei bin ich arm an Gold, ö... mer noch an Langweil, und zur seltenen Erholu... biete ich Schach der Thorheit und schaue in d... Karten und auf die Würfel der künftigen Ge... schicke. Ein Fernrohr besitz' ich, aus dem fern... Orient überkommen; darin fließen alle Sterne zu Einer Glut zusammen, und ich schaue damit weit hinweg über die Spanne des Lebens und fern hinaus über die Grenze der Zeit. Zwischen... lingsgänge seh' ich mich gehn; der eine reicht bis vor's Thor der Ewigkeit, der andre windet sich durch den Blumen- und Dornengarten meiner durchlebten Tage. Von beiden Gängen kehr' ich ermuthigt und frisch an mein Tag- und Lebenswerk zurück. Und so schaffe und wandre ich den letzten der Tage entgegen in ewiggleicher Gesellschaft, hinter mir das sinnliche Thier und vor mir die seligen Engel. Th. Dritte.

* Einige Fragen.

Welches ist der Unterschied zwischen Schweigen und Stillschweigen. Zwischen hier und dem übelklingenden dahier, welches sich Süddeutschen noch bedienen, obgleich schon Gottsched in seiner Sprachlehre den Stab darüber gebrochen hat.

Wie kommt es, daß man noch so wenig neugeprägtes Geld sieht, da doch die Prägeanstalt, wie gesagt wird, sich schon seit Monaten mit Prägen neuer Groten beschäftigt. Und wo ist der Ort, wo man von Staatswegen Münze gegen Gold ohne Aufgeld haben kann?

Der Preis auf den Dampfbooten, für die Fahrt von Bremen nach Elsfleth und nach Brake ist nach beiden Orten sich gleich, und doch kostet die Fahrt von Elsfleth nach Brake 24 Grt. in erster, und 18 Grt. in der zweiten Kajüte. Wo ist hier das Verhältniß von dem die erste Ankündigung des Telegraphen sprach. Soll ein solches stattfinden, müßte der Preis von Bremen nach Elsfleth 24 Gr. und 18 Gr. geringer sein als nach Brake.

Die Bauherren, welche unsere Börse bauen ließen, sind der Meinung gewesen, wo Essen verdient werde, dürfe man auch essen; die innere Einrichtung der Börse mit einer Küche beweist dieses zur Genüge. Die Säulen in der Börse stehen deshalb nicht in der Mitte derselben, sondern an der Seite, wodurch ein großer und ein kleiner Platz entsteht. In dem großen Platze sollen die Tafeln zum Speisen stehen, und auf dem kleinen Platze hinter den Säulen Tische, zu tragen was auf, und von den Tafeln kommt. Die Eingänge sind deshalb auch nicht in der Mitte des Gebäudes, sondern in der Mitte des großen auch zum Essen bestimmten Raumes. Wir glauben daß unsere Kaufleute, in Ansehung der Börse noch so denken werden, als die Bauherren derzeit, als sie dieselbe bauen ließen. Vor Treppensteigen fürchtet man sich nicht; dieses wird dadurch bewiesen, daß nicht allein von einem Stockwerk zum andern hohe Treppen, sondern wo es irgend thunlich ist, auch vor den Hausthüren solche bei Neubauten angelegt werden. Wer findet denn eine so große Beschwerde darin, jährlich einigemal die Treppe im Rathhause hinauf und herunter zu gehen? Wer findet das Essen auf der Börse nicht so gut als in einem Privathause?

Würde die Erholung nicht gleich einen guten Käufer oder Miethsmann bekommen, wenn veranlaßt werden könnte, daß alle Feste in derselben abgehalten werden müßten?

Korrespondenz-Nachrichten.

Pesth, Ende Mai.

Wie Leibliches mit dem Geistigen Hand in Hand gehen soll, zeigt eine neue »Kinderheilanstalt«, die hier entstanden, und bereits zu einer für jede Zukunft bürgenden Solidität angewachsen ist. Von allen übrigen hiesigen und sonst in Ungarn und den Donauländern entstandenen Kleinkinderbewahranstalten, für welche konzertirt, getanzt und gespielt wird, schweige ich gern. Der Pesther Heilanstalt für arme Kleine muß ich jedoch nothwendig gedenken, theils der Originalität der Sache selbst halber, theils weil es mich drängt, das Gelingen des Werkes weniger Edlen anzupreisen. Der Verein ist noch jung, vermehrt sich aber fast täglich. Bereits zahlen über 600 Mitglieder regelmäßige Beiträge. Man verdankt dieß vorzugsweise den emsigen Bemühungen des zweiten Präses Grafen Franz v. Szapary. Bereits hat man es erzielt, zwei junge Aerzte in die Heilanstalt selbst als Gehilfen aufzunehmen, anständig logiren und salariren zu können; auch konnte die Lokalität in soweit ausgedehnt werden, daß jetzt an tausend Kleine aufgenommen werden können. Da der »Armen-Kranken-Kinder-Heilanstalts-Bericht« von Dr. Schöpf, der so eben erschienen ist, kaum auswärts verbreitet werden wird, entnehme ich demselben folgende Notizen, die ich der allgemeinsten Beachtung für würdig halte. Es wurden vom 16. August 1839 bis

zum Februar 1840 im Ganzen 340 Kinder behandelt, 168 männliche, 172 weibliche. Das jüngste kranke Kind war 11 Tage, das älteste 13 Jahre alt. Säuglinge sammt den Müttern waren 43 vorgekommen. Das Verhältniß der unehelichen und ehelichen Kinder war wie 1 zu 5. Durch ungünstige Luftverhältnisse entstandene Krankheiten verhalten sich zu jenen, welche durch schlechte Lebensweise entstehen, wie 3 zu 4, Unterleibskrankheiten dagegen zu allen übrigen wie 30 zu 100. Unter 20 Krankheiten kann man eine der grausamen Behandlung der Eltern zuschreiben. Die kürzeste Zeit der Behandlung im Kinderkrankenhaus war 4 Tage, die längste 5 Monate. Das Sterblichkeitsverhältniß war wie 1 zu 10. Innerlich leidende, lebensgefährliche, und zu Haus aller Hilfe entblößte kranke Kinder wurden in den Betten der Anstalt verpflegt 138. Aeußerlich leidende, minder gefährliche Kranke waren zum Theil in der Anstalt, zum Theil in den eigenen Wohnungen 202. Im Ganzen litten an Gehirnentzündung und andern Krankheiten 14 Kinder, an Augenkrankheiten 15, an den Organen der Mundhöhle und des Halses 18, an Lungenentzündung und andern Brustkrankheiten 29, an Gedärmentzündung und Unterleibskrankheiten 62, an gastrischen, katarrhösen, rheumatischen, Wechsel- und Nervenfiebern 64, an fieberhaften Hautausschlägen 15, an chronischen Hautkrankheiten 39, an Skropheln 44, an Syphilis 4, an krebsartigen Uebeln 5, an Wassersucht eines; chirurgisch wurden behandelt 53, darunter 8 größere Operationen. Heil der Anstalt, und wo möglich Nachahmung in allen großen Städten!

Aus Hamburg.

Mit jedem Jahre überzeugt man sich mehr und mehr von dem großen Nutzen der kalten, namentlich der stärkenden Flußbäder, und so entstehen immer neue Badeanstalten an und auf der Elbe, die sich sämmtlich einer großen Frequenz zu erfreuen haben. Es gehört gleichsam zum guten Tone, in den Sommermonaten das kalte Bad zu gebrauchen, und wer nicht die Mittel besitzt eines der nahe gelegenen Seebäder zu besuchen, strebt doch sicher darnach, sich in den Fluthen der Elbe zu erfrischen. Gewünscht wird noch die Anlage einer Wasserheilanstalt nach dem Muster der Gräfenberger, und unsere beiden sehr schönen und erfrischenden Nebenflüsse, die Bille und die Alster, dürften zu einer solchen trefflich benutzt werden können. Lübeck ist uns bereits mit dem Beispiel einer solchen Anstalt vorangegangen. Von untergeordnetem Nutzen sind die hier gleichfalls bekannten und seit längerer Zeit errichteten russischen oder Dampfbäder, die wohl nicht selten, wenn sie ohne daß die Leidenden ärztlichen Rath in Anspruch genommen haben, in Gebrauch gezogen werden, großen Nachtheil bringen, ja wohl gar das Leben gefährden. Bei manchen chronischen Krankheiten, namentlich auch bei Disposition zur Phthisis, sind sie im höchsten Grade gefährlich und wecken vielleicht sonst noch lange schlummernde Krankheitskeime, die dann schnell den Organismus zerstören. Denkende Aerzte sind daher mit Recht gegen die Anwendung dieser Art von Bädern ohne ärztliche Aufsicht und Genehmigung eingenommen und gestatten sie nur in seltenen Fällen, etwa bei hartnäckigen Rheumatismen, wo sie aber auch oft im Stiche lassen. Jedoch eben weil diese Bäder häufig von den Heilkünstlern abgerathen werden und von ihnen auf die Gefährlichkeit derselben aufmerksam gemacht wird, finden sie um so größeren Beifall. Im Allgemeinen, d. h. in der niedern Volksclasse, wird der Arzt als ein Mann betrachtet, der nichts weiter vor Augen hat, als seinen eigenen Vortheil, und so ist man sehr mißtrauisch gegen seinen Rath und seine Aussprüche. Dies ist es, was der Quacksalberei und dem Charla-

nismus Thor und Thüren öffnet. Alles greift, so wie es sie nur erlangen kann, zu Geheimmitteln, und kein Verbot von Seiten der Behörde vermag dem Verkaufe solcher zu steuern; ja, je strenger man in dieser Hinsicht verfährt, um so begieriger greift die Unwissenheit nach der verbotenen Frucht. So haben hier die sogenannten Morrison'schen Pillen, die einen starken Sublimatgehalt haben, manche Opfer hingerafft, und noch immer werden die Fiebertropfen ge- und verkauft, obgleich sie Arsenik, in nicht unbedeutender Menge, enthalten.

Aussprüche Friedrich's des Großen.

An des Genies erhab'nen Werken nagt
Die Zeit umsonst; sie trotzen ihrer Macht
Und dauern, wenn das stolze Marmormal
Des größten Königs längst in Trümmern liegt.
Nicht die geringste Spur verräth den Ort,
Wo Troja stand; nach drei Jahrtausenden
Entzückt Homer uns noch.

Die Philosophie ist in meinen Augen reizender und anziehender, als der Thron.

Jeder Regent ist nur der erste Diener des Staates und verbunden, mit Rechtlichkeit, Weisheit und Uneigennützigkeit zu verfahren, daß er jeden Augenblick seinen Mitbürgern Rechenschaft über seine Staatsverwaltung ablegen kann. Er ist strafbar, wenn er das Geld seines Volkes, welches durch Auflagen einkommt, durch Aufwand, Pomp und Schwelgerei vergeudet.

Die Religionen müssen alle tolerirt werden, und muß der Fiscal nur das Auge darauf haben, daß keine der andern Abbruch thue, denn hier muß ein Jeder nach seiner Façon selig werden.

Papierstreifen.

Wenn die Menschen immer nur sagten, was sie denken, wären von den verschiedenen Ansichten mindestens neun Zehntheil gar nicht vorhanden.

Ein grämlicher Alter verräth, daß er sein Leben nicht rein erhielt; denn das Alter lehrt von der Weltlust genesen, wenn es auf rechter Bahn erreicht ist; der Weltlust nur überdrüssig sein, bezeugt einen falschen Gebrauch seiner Kräfte.

Wenn man bedenkt, daß man von einer Frau verlangt, Tugend solle in ihrem Herzen heimisch sein, Bescheidenheit in ihren Zügen thronen, Sanftmuth von ihren Lippen quellen — begreift man, weshalb die gewöhnlichen Männer so sehr über die Frauen schelten. Man nennt sie nicht bloß Engel in den Tagen der Leidenschaft, sie sollen's auch wirklich bis an's Ende ihrer Tage sein, während die Männer viel geringere Forderungen an sich selber stellen.

Der Koch zu Cremmen.

Von F. Brunold.

Die Zeiten gehn vorüber in ungemess'nem Lauf,
Hier fallen Burgen, Städte — dort stehen neue auf.
Geschlechter sind gestorben, verfallen ist der Ort;
Der Wind fährt über die Haide — die Sage lebet fort.

Aus Asch' und Trümmerhaufen ein neues Leben erblüht,
Aus Schmerz und Weh' im Herzen dem Dichter wird das Lied.
In Asch' und Trümmern lieget Stadt Cremmen, der alte Ort:
Der Rauch, der spielt im Winde — die Sage lebet fort.

Markgraf Johann, verfolget von wilder Feinde Wuth,
Steht, wie ein Wall gewappnet, sein Schwerdt hieb wacker gut,
Mit ihm stehn die Getreuen, sie wollen weichen nicht,
Ob neue Macht der Feinde die Reihen auch durchbricht.

Und Schritt um Schritt gedränget, so weichen sie zurück,
Der Muth ist nicht gewichen, ist auch gewichen das Glück.
Die Sonne will sich neigen, der Markgraf, des Kampfs nicht satt,
Kämpft, bis er sich geborgen in Cremmen der treuen Stadt.

Doch als der Morgen taget, was blitzet in's Aug' so hell?
Auf Schwerdt und Schild der Feinde, da scheint die Sonne so grell!
Im Felde weit gelagert bereitet der Feind den Sturm,
Der Markgraf, düster schweigend, sieht es von seinem Thurm.

Die Treuen überzählend, wird er gar ernst und still,
Und Jeder ahnt im Herzen, was er nicht sagen will.
„Auf! blickt hinaus in's Weite — wer rettet aus der Noth!?
Das Glück ist von uns gewichen — die Ehre bleibt — der Tod!“

Da spricht sein Koch, der treue: „Herr Markgraf, saget nicht,
Ich habe Euch im Leben gekocht so manch Gericht;
Es hat Euch wohl gemundet — heut brock' ich Beff'res ein —
Hab' guten Rath erkundet — laßt mich Heerführer sein.

Bekannt sind alle Wege mir rings weit um die Stadt,
Ich ward als Knabe der Wege zu laufen nimmer satt.
Bleibt hier — gebt mir ein Häuflein, nur muthvoll, wenn nicht stark,
Den Feind' faß' ich im Rücken und rette Euch die Mark.“

Der Markgraf spricht: „Und hast Du gekocht mir manch Gericht,
Warum sollt' ich Dir Treuem auch heute trauen nicht? —
Kannst Du die Zange führen, führst Du auch wohl ein Schwerdt —
Nimm hier mit Dir die Treuen — es sei Dir All's gewährt.“

Der Feind rückt an zum Sturme — des Markgrafs Treuen fleh'n;
Er sieht sie still entkommen und spricht: „Da zieht denn hin!
Der Koch führt gut Soldaten, das muß ich fast gestehn,
Ich hab' all' mein Lebtage kein'n beff'ren Führer gesehn.“

Und als die Feinde drängen heran sich an den Thurm,
Da gab es vorn ein Kämpfen, da gab's auch hinten Sturm.
Hei! wie hat da geklungen das Schwerdt beim Schwerdte an
Hei! wie vor Freud' gesprungen hat da Markgraf Johann.

Die Feinde stehn erschrocken, im Rücken drängt die Schaar,
Und eh' sie's recht beschauet, der Sieg verloren war.
Der Markgraf in dem Thurme auch lang nicht müßig blieb,
Vereint mit seinen Treuen sein Schwerdt gar wacker trieb.

Der Sieg, der ist errungen, die Feinde sind zerstreut;
Wer hat den Sieg erschwungen, wer ist der Sieger heut?
Der Markgraf tritt zum Koche und heißt ihn niederknien;
Er spricht gar ernst und freudig, man sieht das Schwerdt ihn ziehn:

„Auf, Koch! gerühret hast Du zum letzten Male ein,
Du sollst fortan mein erster treuer Feldmarschall sein.
Zum Ritter sei erhoben und Ziethen heiße nun,
Den Kessel und die Zange im Wappen laß sie ruh'n.“

So sprach zum Koch der Markgraf nach kühn vollbrachter That;
Dies ist's, was sich bei Cremmen der Stadt begeben hat.
Und kennt ihr nicht den Ziethen — gut'n Klang ja mit das Wort! —
Die Stadt liegt nun in Trümmern — die Sage lebt fort.

Anzeige.

In der Unterzeichneten hat so eben die Presse verlassen eine wohlgelungene, sauber lithographirte:

Ansicht von Bremen

mit

Randbildern,

nämlich: Bremen von der Westseite, umgeben von folgenden 10 kleinen Ansichten: Das Bischofsthor. — Das Osterthor. — Die neue Brücke. — Die kleine Brücke mit der Paulikirche. — Der Dom. — Die Ansgariikirche. — Der Schütting. — Das Arbeitshaus. — Der Markt. — Der Domhof.

Obgleich es manche schöne Ansicht unseres lieben Bremen giebt, so hoffe ich doch auch für diese eine freundliche Aufnahme, da hier auf Einem Blatte so viele interessante Punkte vereint sind, die unter Ein Glas, Einen Rahmen gebracht werden und durch diese das Blatt nicht zu sehr vertheuert wird, was man sonst bei einer so großen oder mehreren kleineren Ansichten bedenken muß. Um dieses Bild auch jedem Bremer Bürger zugänglich zu machen, um jedem jungen Manne ein Erinnerungsblatt zu verschaffen an die traute Stadt wo er seine schönen Jugendjahre verlebte ist der Preis so billig wie möglich gestellt, er ist 1 Rt. und für 1 Exemplar auf chines. Papier 1 Rt. 12 Gr.

G. Jöntzen's
Lithographische Anstalt,
Seemannsstraße Nro. 2 nahe dem Domshof.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Doeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshof.

Die

SCHNELL-  POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu **Nr. 49** des Bürger-Freundes für **1840.**

Donnerstag, den 18. Juni.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Am Abend des 28. Mai entstand bei der, ganz in der Nähe von Speyer gelegenen, sogenannten Lußheimer Rheinüberfahrt ein Streit zwischen einer Anzahl Männern und Burschen aus Lußheim (Baden). Ungefähr zwölf der Streitenden wurden verwundet, worunter mehrere sehr gefährlich, namentlich zwei, wie man glaubt, tödtlich.

Vor einigen Tagen stach ein Uhrmacher aus Anweiler einen Soldaten der Landauer Garnison vor dem Französischen Thore daselbst mit einem Messer mit solcher Gewalt in das Gehirn, daß die Klinge in der Mitte abbrach und der augenblickliche Tod des Verwundeten die Folge war. Als Ursache wird angegeben, der Soldat habe ein Mädchen in Schutz genommen, das von dem Uhrmacher verfolgt wurde. Nachdem der Mörder der von der Behörde noch nicht ermittelt war, Kunde von dem Tode seines Opfers erhalten, nahm er sich durch einen Flintenschuß das Leben. In zwei zurückgelassenen Briefen gab er sich als den Thäter an und sprach seine Reue über das Verbrechen aus, das er im Zustande der Trunkenheit begangen.

Die „Magdeburger Zeitung" theilt ein neues Verfahren, das Glas ohne Hülfe eines Diamanten zu schneiden, mit. Dieses Mittel ist sehr einfach, indem es dazu nichts Weiteres bedarf, als das Glas vorher mit Terpentin-Spiritus zu reiben; alsdann läßt es sich mit einer Scheere in jede beliebige Form zerschneiden.

Seit 10 Jahren waren die Aussichten zu einem reichen Traubensegen am Rhein und Main nicht so günstig als in diesem. Man findet Weinberge, in denen einzelne Rebenstöcke gegen 150 Gescheine zählen. In Frankreich stehn die Weinberge gleichfalls ausnehmend gut und dazu hat man Aussicht, daß der Weinzoll bei den Lieferungen nach England bedeutend herabgesetzt wird.

Die Dorfzeitung fragt: Mein Nachbar möchte gern wissen, warum die Regierungen unsrer deutschen Länder so verschiedener Meinung über das Buchdruckerfest wären. Er kann sich Grund und Ursache gar nicht recht denken, daß es in Weimar mit Predigt und in dem sonst so kirchlichen Preußen ohne Predigt, in Schwaben Literärisch-Buchhändlerisch, in Leipzig Buchhändlerisch-Literärisch, und in ganz Bayern, das doch sonst Bedeutendes hochhält, gar nur als reine Zunftsache, wie etwa die Erfindung der Nadel und der Schuhahle, gefeiert werden soll. Wir hier im Dorfe konnten ihm nicht Antwort geben, und fragen deßhalb weiter an.

Die „Schlesische Zeitung" berichtet aus Hirschberg, vom 2. Juni: Vor einigen Tagen ist hier eine gräßliche Mordthat verübt worden, die folgendermoßen ruchbar wurde: Ein Feldarbeiter bemerkte am vorigen Sonntage auf einem in der Nähe des jüdischen Kirchhofes gelegenen Kartoffelfelde in einer Furche einen Hügel frisch aufgeworfener Erde, die er untersuchte und unter welcher er einen noch ganz frischen, nur mit reinen weißen Unterbeinkleidern und einem feinen Hemde bedeckten männlichen Leichnam von ungewöhnlich starkem Körperbau verborgen fand. Sogleich machte der Mann davon Anzeige; in Gegenwart von Gerichtspersonen wurde der Leichnam ausgegraben und ins Hospital zum heil. Geiste gebracht. Dort ergab sich noch der Section, daß der Unglückliche durch verruchte Frevlerhände einen gewaltsamen Tod gefunden haben mußte. Es war ein schaudervoller Anblick! Neun, höchst wahrscheinlich mit einem stumpfen Beile beigebrachte Wunden bedeckten Kopf und Gesicht und lassen schließen, daß der Unglückliche nicht auf freiem Felde, sondern unter Dach und Fach und zwar im Schlafe ermordet worden sei. Noch weiß man nicht bestimmt, wer der Ermordete ist, doch vermuthet man in ihm einen polnischen Viehhändler, dessen Frau und Brüder zu dem morgen hier stattfindenden Viehmarkte nachkommen sollen. Verschiedene Umstände haben schon gestern den Verdacht der That auf einen hiesigen Bürger, einen Schuhmacher, geleitet, in Folge dessen die Polizei ihre Maßregeln traf und Haussuchung hielt. Man hat dort auch wirklich eine Menge Sachen aufgefunden, die den Verdacht sehr verstärken. Der Schuhmacher ist bereits mit seiner Frau in strenger Verwahrung.

Aus Belgien.

Die Times geben aus Brüssel höchst merkwürdige Aufschlüsse über die große Schwindler-Gesellschaft auf dem Festlande. Sie hat falsche Credit-Briefe unter der Firma Glyn und Comp. in London, und zählt 14 Mitglieder: Marquis von Bourdel, Baron Louis d'Argeson, auch de Castel, ein Engländer Pipe, der sich Colson nennt, ein Schotte Cuneingham Graham, sein Sohn Alexander Graham (als Nicholson), der Schwiegersohn Allen Vögle, Chef der Firma Vögle, Kerridge und Comp. in Florenz, ein Ladeninhaber Freppa in Florenz, Graf Praindry (der mit 2000 Pfd. Sterl. in Triest von der Gesellschaft durchging) Perry oder Ireland, ein Londoner Graveur, Marie Gräfin Vandec, Maitresse Argesons, und Frau Pipe unter dem Namen Lenoi, so wie 3 noch nicht zu nennende Personen. Am 21sten April kam Perry zum Antwerpener Bankier Agié, und zeigte einen Credit-Brief von Glyn u. C. in London von 1400 Pfd. vor, auf den er 500 Pf. verlangte, nachdem er am 15. von Engler 750 darauf erhalten hatte. Agié wurde mißtrauisch, und schrieb darüber an Engler; Perry wurde mit der Frau Pipe verhaftet. Bei den Verhören

sagte er aus, in Aachen habe er mit de Castel, dessen Frau und einem Kinde gelebt, ein Herr Nezelmacher habe ihm 3000 Pfd. auf einen falschen Schein von 800 Pfd. verweigert, später jedoch 100 Pfd. vorgestreckt. Sonst habe er mit dem falschen Credit-Briefe nichts machen können, sondern sei überall abgewiesen worden. Der Briefwechsel ist meist weggenommen. Sie haben im Ganzen etwa 9000 Pfd. erschlichen.

Aus Dänemark.

In der Sitzung der archäologischen Gesellschaft zu Kopenhagen am 16. Mai wurde ein Brief von Dr. Lund aus Brasilien vorgelesen, worin dieser gelehrte Geologe eine wichtige antiquarische Entdeckung ankündigt. Bei einer Nachgrabung in der Umgegend von Bahia fand er eine zerbrochene Steinplatte mit Runenschrift, aus der er trotz der Beschädigungen einige isländische Worte entzifferte. Alsbald ließ er die Nachgrabungen in allen Richtungen fortsetzen, und fand bald Fundamente von Häusern aus behauenen Steinen, die den im nördlichen Norwegen, in Island und im westlichen Grönland noch vorhandenen Ruinen ungemein gleichen; endlich fand er auch eine Statue des Thors mit allen ihren Attributen, dem Hammer, den Handschuhen und dem magischen Gürtel. Der Professor Rafn, Verfasser der Antiquitates Americanae, erhielt den Auftrag, einen Bericht über diesen Brief abzustatten, der zu beweisen scheint, daß die nordischen Völker sogar im südlichen Amerika dauernde Niederlassungen gründeten.

Aus England.

Bei der weiblichen Aristokratie in England kommt das Wagenlenken immer mehr in Aufnahme. Meist wird in Klepper Phaetons gefahren. Man rühmt besonders die Lady Hilton als vollkommene Wagenlenkerin. Die Marquise Ailesburi hat an ihrer Peitsche einen Sonnenschirm anbringen lassen.

Es ist von der neuen Erfindung Greens schon mehrfach die Rede gewesen, aber die englischen Blätter gaben anfänglich eine höchst confuse Erklärung des Mechanismus. Derselbe soll aus einem Räderwerk, ähnlich dem einer Uhr, bestehen; am Ende einer Welle (pivot) befänden sich zwei Flügel, die man mit Leichtigkeit in horizontale oder geneigte Stellung versetzen kann. Vermittelst dieser Aenderungen soll man in die Höhe steigen oder sich senken können, was bisher nur geschehen konnte, indem man Ballast auswarf oder Gas ausströmen ließ.

Im Jahre 1838 wurden in England 95 835 Pfund Opium eingeführt und 31 204 Pfund verbraucht; im Jahre 1839 stieg die Einfuhr auf 186 246 Pfund und der Verbrauch auf 41 671 Pfund.

Unsere Aufmerksamkeit ist neuerdings auf zwei neue Erfindungen gelenkt worden, eine amerikanische und eine französische, die wohl einige Umwandlung in zwei Industriezweigen bringen können. Die amerikanische Neuigkeit ist eine Maschine, durch welche wollene Stoffe jeder Art mit weniger als dem Viertel der bisherigen Kosten erzeugt werden. Das Material wird nicht gewebt, sondern gepreßt. Zwei Knaben mit der Maschiene können 100 Yards des breiten Tuches in zwölf Stunden liefern, und wenn sonst 24 Shillinge für den Yard verlangt wurden, so hat bei 6 Shillinge der Fabrikant jetzt schon einen hübschen Gewinn. Wir haben, sagt der Herausgeber einer engl. Zeitung, Proben jeder Art gesehen von dem feinsten Scharlachtuche für Offiziersuniformen bis zu Decken und Teppichen herab, und wir vermochten sie weder durch das Auge noch durch das Gefühl von Tuch zu unterscheiden, [illegible] nach der alten Art gearbeitet worden ist. — Die franzöische Erfindung ist etwas ganz Verschiedenes, sie muß auch wichtige Resultate herbeiführen. Zwei Proben [illegible] neuen Fabrikates zeigte man bei einer der letzten [illegible] des Marquis von Northampton vor, und sie erregten Neugierde und das Erstaunen der anwesenden Gesellschaft. Es waren reiche seidene Vorhänge, die aussahen, als [illegible] Gold und Silber in den prachtvollsten Arabeskenmuster hineingewebt. Sie gleichen, dem Aussehen und [illegible] nach, den glänzendsten Tapeten im Geschmacke Ludwigs XIV.; ihr Preis aber ist in Vergleich höchst unbedeutend, denn das Gold und das Silber sind weiter nichts als gewebtes Glas.

Die neue Börse in London, zu deren Baumeister [illegible] William Tite gewählt ist, wird 293 Fuß lang werden; ihre größte Breite wird 175 Fuß sein. Die westliche Seite derselben wird mit einem Porticus von 80 Fuß Breite und 75 Fuß Höhe versehen. An der 250 Fuß langen südlichen Fronte werden sich Korinthische Pilaster erheben. Die Nordfronte wird dieser im Ganzen ähnlich. Der Mittelpunkt der östlichen Fronte wird mit einem Thurme von 160 Fuß Höhe geschmückt werden. Der Versammlungsplatz der Kaufleute, ein Parallelogramm von 270 Fuß Länge und 112 Fuß Breite, wird in der Mitte des Gebäudes angebracht, und von einer Colonade Dorischer Ordnung umgeben, welche ungefähr ein Drittel des ganzen Raumes offen läßt. Ueber der Colonade sind Jonische Säulen angebracht, deren Zwischenräume von reich verzierten Fenstern ausgefüllt werden. Das Erdgeschoß ist größtentheils zu Läden und Comtoiren eingerichtet.

Mosaik.

Man könnte zweifelhaft an der Genialität Friedrichs II. von Preußen werden, wenn man liest, wie groß sein Abscheu wider die Bürgerlichen war, ein Vorurtheil, welches ihn sein ganzes Leben hindurch nicht verließ, und das in seiner Jugend am schroffsten hervortritt. In Forsters „Leben und Thaten Friedrichs des Großen," einem Buche, welches bei Göschke in Meißen erscheint, lesen wir Folgendes. Der Kammerdiener Hille, unter dessen Aufsicht sich Friedrich als Kronprinz zu Küstrin, nach seiner Hinrichtung, in einer Art von Gefangenschaft befand, schreibt an den General v. Grumbkow: „Als ich ihm (dem Kronprinzen) „den Tod des Geheimenraths Katte mittheilte, lachte er; er scheint diesen so verdienten Mann, eben so wie dessen Bruder, den Obersten, sehr gehaßt zu haben, wovon ich den Grund nicht kenne, doch könnte es der sein, daß sie nach seiner Meinung, als nicht geborne Edelleute, zu hohe Posten bekleidet hätten, denn verhehlt seine Verachtung des Bürgerstandes durchaus nicht. Neulich fragte er mich: was ich eben für Briefe erhalten habe? Ich sagte ihm, daß es Berichte an mich, von dem Landrathe von Selchow wären, worauf er entgegnete, sei sehr sonderbar, daß ein Adelicher einem Bürgerlichen Bericht erstatten müsse." — Welch' eine Beschränktheit des Geistes und zugleich, welche Rohheit der Gesinnung offenbart sich in dieser Bemerkung, die Friedrich einem bürgerlichen Staatsbeamten gegenüber machte. Daß man damals in ihm den gekrönten Philosophen erraten, Uebrigens antwortete Hille eben so grob, aber mit größerem Rechte: „Es ist in der Welt überhaupt Alles auf den Kopf gestellt. Dies sieht man am Besten, wenn man bedenkt, daß Fürsten, die nicht einmal gesunden Menschenverstand haben, Land und Leute regieren und vernünftigen Menschen Befehle ertheilen."

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 49.

Bremen, Donnerstag den 18. Juni 1840.

Gestorben:

Nro. 573. Den 12. Juni. Des Dr. juris und Obergerichtsanwalds Georg Wilh. Albers Ehef., geb. Offensandt, 31 Jahr; Dechanatstraße Nro. 1.

— 574. Den 13. — Des Buchhalters Joh. Friedrich Ziegenhirt Ehef., geb. Sartorius, 42 Jahr; gr. Hundestraße Nro. 29.

— 575. Den 13. — Der Stuhlmacher Heinr. Renken, 36 Jahr; Heerdenthorswallstraße Nr. 3.

— 576. Den 14. — Des Archivschreibers Joh. Franz Göbel Sohn, 9 Stunden; Bischofsnadel Nro. 10.

— 577. Den 14. — Joh. Adolph Stelter, 12 Jahr 4 Monat; gr. Johannisstraße Nro. 183.

— 578. Den 14. — Des Pensionairs Ernst Walter Ehefr., geb. Niemeyer, 83 Jahr; Hohenthorswall Nro. 10.

— 579. Den 14. — Des verst. Tanzlehrers Jost Heinr. Abbes Sohn, 3 Wochen; Piperstraße Nro. 10.

— 580. Den 14. — Der Arb. Friedr. Rudloff, 60 Jahr; hinterm Stephanikirchhof Nro. 18.

— 581. Den 14. — Der Küpermeister Joh. Diedrich Bunte, 55 Jahr; Kiesstraße Nro. 13.

— 582. Den 15. — Der Dienstknecht Heinr. Bitter, 20 Jahr; gr. Annenstraße Nro. 15.

Nro. 583. Den 15. Juni. Des Kaufmanns Sophus Gust. Ferdinand v. d. Heyde Sohn, 6 Tage; Domshof Nro. 12.

— 584. Den 15. — Des Consumtions-Einnehmers Joh. Franz Biekanter Tochter, 2 Tage; außerm Steinthor.

— 585. Den 15. — Des Arb. Matthias Höge Tochter, 1¼ Jahr; Schweinestraße Nro. 64.

— 586. Den 16. — Des verstorb. Strumpffabrikanten Daniel Conrad Ruhräh Wittwe, geb. Töpelmann, 75 Jahr; an der Viehweide Nro. 9.

— 587. Den 16. — Der Bleicher Cord Runge, 68 Jahr; Bleicherstraße Nro. 1.

— 588. Den 16. — Des verst. Barbiers Dan. Klute Wittwe, geb. Kiels, 60 Jahr; Knoopstraße Nro. 36.

— 589. Den 16. — Des Drechslers Joh. Diedrich Klöpper Sohn, 5 Monat; Nicolaistraße Nro. 2.

— 590. Den 17. — Des verst. Arb. Friedr. Stüve Wittwe, geb. Behrmann, 60 Jahr; Johannisstraße Nro. 13.

— 591. Den 17. — Des Polizeidieners Joh. Friedr. Potthoff Ehefr, geb. Rüter, 31 Jahr; Faulenstraße Nro. 21.

Geburten:

Nro. 716. Den 9. Juni. Des Schiffscapitäns Ratje Siedenburg Ehefr., geb. Holtzmann, Sögestraße Nro. 5; von einem Mädchen.

— 717. Den 9. — Des Cigarrenfabrikanten Johann Wilh. Christ. Siewers Ehefr., geb. Martin, Ansgarithorssteinweg hint. Nro. 6; von einem Knaben.

— 718. Den 10. — Des Schweineschlachters Johann Diederich Giere Ehefrau, geb. Claussen, Obernstraße Nro. 44 (Vorstadt); von einem Mädchen.

— 719. Den 11. — Ein Mädchen — Alten-Steinweg Nro. 30.

— 720. Den 12. — Des Knochenhauers Hermann Falkenburg Ehefr., geb. Görks, Neuenstraße Nro. 80; von einem Knaben.

— 721. Den 12. — Des Consumtions-Einnehmers Joh. Franz Biskanter Ehefr., geb. Allmers, außerm Steinthor; v. e. Mädchen.

— 722. Den 12. — Des Arb. Heinr. Christ. Siemers Ehef., geb. Fischer, Großenstraße Nr. 10; von einem Knaben.

— 723. Den 12. — Des Eisenkrämers Joh. Nicolaus Matthias Bummerstedt Ehefr., geb. Ahlers, Osterthorssteinweg Nr. 8; v. e. K.

— 724. Den 12. — Des Stuhlmachers Ludw. Georg Heinr. Peterßen Ehefr., geb. Wedemeyer, A. Helle Nro. 13; von einem Mädchen.

Nro. 725. Den 12. Juni. Des Lehrers an der Hauptschule Ferdin. Wilh. Virgien Ehef., geb. Beckmann, Ansgarikirchhof Nro. 15; von einem Mädchen.

— 726. Den 13. — Des Cigarrenmachers Justus Schröder Ehefr, geb. Kuhlmann, Georgshof Nro. 8; von einem Mädchen.

— 727. Den 14. — Des Archivschreibers Joh. Franz Göbel Ehefr., geb. Stucken, Bischofsnadel Nro. 10; von einem Knaben.

— 728. Den 14. — Des Tabacksfabrikanten Friedr. Ludolph Thöle Ehefr., geb. Harders, Grafenstraße Nro. 21; von einem Knaben.

— 729. Den 14. — Des Lotterie-Collecteurs Arvid Friedr. Priester Ehefr., geb. Meyer, Kiesstraße Nro. 3; von einem Knaben.

— 730. Den 14. — Des Krameramtsgenossen Alexander Franz Friedr. Georg Lange Ehefr., geb. Hein, Doventhorsstraße; v. e. Mädchen.

— 731. Den 14. — Des Kaufmanns Friedr. August Gildemeister Ehefr., geb. Förstner, Weerder Nro. 66; von einem Knaben.

— 732. Den 14. — Des Kaufmanns Carl Georg Phil. Wölige Ehefr., geb. Notting, Langenstr. Nro. 12; von einem Knaben.

— 733. Den 15. — Ein Mädchen — Schwachhausen Nro. 6.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 50.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 21. Juni 1840.

Dein Tempel, die Natur, wie deiner Herrlichkeit,
Wie deiner Milde voll! Des Lenzes Blumenkleid,
Des Sommers Aehrenmeer, des Herbstes Traubenhügel,
Des Winters Silberhöh'n, sind deiner Allmacht Spiegel.

Wald-Andacht.

Frühmorgens, wenn die Hähne kräh'n,
Eh' noch der Wachtelruf erschallt,
Eh' wärmer all die Lüftchen weh'n,
Vom Jagdhornsruf das Echo hallt:
Dann gehet leise nach seiner Weise
Der liebe Herrgott durch den Wald.

Die Quelle, die ihn kommen hört,
Hält ihr Gemurmel auf sogleich,
Auf daß sie nicht in Andacht stört
So Groß als Klein im Waldbereich;
Die Bäume denken! nun laßt uns senken
Vor'm lieben Herrgott das Gezweig.

Die Blümlein, wenn sie aufgewacht,
Sie ahnen auch den Herrn alsbald
Und schütteln rasch den Schlaf der Nacht
Sich aus den Augen mit Gewalt,
Und flüstern leise ringsum im Kreise:
Der liebe Gott geht durch den Wald.

L. Dreves.

Die Doppelsterne.

Von
Dr. Nürnberger.
(Morgenblatt.)

Ich muß die Leser nochmals zu einem erhabenen Gegenstande führen, von dem in diesen Blättern schon mehrmals die Rede war. Mit der Entdeckung der Doppelsterne, mit der Erlangung einer richtigen Kenntniß von der wahren Natur dieser unendlich merkwürdigen Himmelskörper beginnt eine ganz neue Aera für die Astronomie, und unsere Jahrbücher der Sternkunde werden, neben den Planetenconstellationen, bald den gegenseitigen Stand des Sternsatelliten und Centralsterns für die auffallendsten Doppelsternsysteme angeben. In das gegenwärtige Jahr 1840 gehört aber eine wiederholte Erwähnung dieser Gestirne besonders deßhalb, weil in dem-

selben der erste, schon völlig beobachtete Umlauf eines Sternsatelliten um den Centralstern abläuft. Im Doppelsterne ε des großen Bären nämlich umkreist eine schwächere bläuliche Sonne die stärkere weiße Centralsonne in 58 Jahren, und dieser seit 1782 beobachtete Umlauf wird also in unserm Jahre 1840 vollbracht. *) Bessel, Encke, beide Herschel Savary, Struve haben aber ähnliche Bewegungen an Tausenden von doppelten, drei-, vier- und mehrfachen Sternen nachgewiesen und uns in noch unermessene Fernen hinaus einen Blick auf diese Weltsysteme höherer Ordnung eröffnet, wo Sonnen um Sonnen, einige schon in kürzeren, andere aber auch in Perioden von vielen Jahrtausenden kreisen. Ja, Argelander hat den Beweis einer solchen Eigenbewegung selbst auf unsere Sonne, welche demnach ebenfalls als Sternsatellit in einem Doppelsternsysteme erschiene, ausgedehnt und ihren Umlauf, mit Nachziehung aller Planeten, Monde und Kometen, um eine in (oder beinahe in) der Ebene der Milchstraße angenommene große Centralsonne höchst wahrscheinlich gemacht. **) Der ganze Fixsternhimmel findet sich demnach vor unsern überraschten Blicken in Bewegung; und es wird um so wichtiger und interessanter, die Gesetze dieser Bewegung kennen zu lernen, als sich daraus zugleich wiederum einen Schluß auf die wahre Entfernung der Fixsterne von der Erde ableiten läßt, womit wir uns in den frühern Nummern unserer Blätter beschäftigt haben, und woraus sich die ungeheuern Dimensionen des Himmelsbaues erst eigentlich ergeben. Zugleich werden uns aber diese Untersuchungen, wenigstens annäherungsweise, über die Massen und Größen derjenigen Weltkörper aufklären, welche die Attraktion in den doppelten und mehrfachen Sternen zu Systemen vereinigt hat. Die Leser werden mich gern auf diesem neuen Wege durch das Universum begleiten, da derselbe wirklich tiefer in das Himmelsgeheimniß führt, als man sich noch vor einer Anzahl von Decennien nur zu schmeicheln gewagt hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Dieses Sternenpaar besteht aus einem Sterne vierter und einem zweiten fünfter Größe, und ist, wie gesagt, wegen seiner starken gegenseitigen Bewegung schon seit 1782 aufmerksam beobachtet worden. Von 1782 bis 1822 hatte der Sternsatellit dieses Doppelsternsystems in seiner Bahn um den Centralstern bereits 240 Grad zurückgelegt, und man konnte darnach schon damals seine Umlaufsperiode auf beiläufig 59 bis 60 Jahre anschlagen; eine spätere genauere Berechnung des französischen Astronomen Savary schränkt diese Zeit jetzt auf die oben angegebenen 58 Jahre ein.

**) Ueber die eigene Bewegung des Sonnensystems, hergeleitet aus der eigenen Bewegung der Fixsterne. Von Argelander. Aus den Memoiren der kaiserlichen Akademie der W. W. besonders abgedruckt.

Preußens Thronwechsel.

(Berliner Gesellschafter.)

Kaum war die volksfestliche und allgemeine Jubelfreude über die Auferstehung Friedrich's des Großen verklungen, so trieb eine ganz entgegengesetzte Macht die Schaaren in Preußens Hauptstadt auf den heitern, prächtigen Platz in der Nähe der Linden. Tag und Nacht standen dichte Menschen-Gruppen um das bescheidene Haus, worin der König Preußens auf dem Sterbebette lag. Als der große Platz von Fahnen und Menschen bedeckt war, alle Glocken läuteten, Trompeten schmetterten und Kanonen donnerten, stand er zum letzten Male am Fenster und schaute zum letzten Male auf den Glanz seines Volkes, das es dem großen Ahnen huldigte. Dann brach er lebensmüde zusammen und sank in die Arme seiner Lieben. Der erste Pfingstfeiertag lockte Tausende unter dem heitern, warmen Lichte des Himmels hin in's Freie, aber sie standen still vor dem Hause des sterbenden Königs. Der ergraute

Platz war voll in dichtem Gedränge. Alle ahnten die ernste, wichtige Stunde, welche ihn heute dieser Welt entzog, ahnten das Ereigniß, das nun blitzschnell durch alle Lande dringt, um überall mitgefühlt zu werden; denn die Stunde zwischen drei und vier Uhr an dem ersten Tage des heiligen Freudenfestes rief den Kampf- und Friedenshelden Europa's von der Erde ab. Als nach vier Uhr der Kronprinz und mehrere Generäle mit thränenschweren Augen aus dem Palais traten, zuckte es wie ein elektrischer Schlag durch die ganze Menschenschaar: Friedrich Wilhelm III. hat die Augen zum letzten Schlummer geschlossen. Gegen Abend war ganz Berlin in Bewegung und die Plätze so mit Menschen bedeckt, daß der Kaiser von Rußland mit dem Großfürsten, die beide preußische Uniformen trugen, nur ganz langsam durch die Menge fahren konnte. Alles war still unter dem Menschenwogen und nur die metallnen Zungen der Glocken sprachen eintönig von den Thürmen herab. So bewegte sich der Kaiser langsam durch das Menschengedränge in grandioser Mannesblüthe. Es war ein eigenes Schauspiel, ein unbeschreibliches Gefühl — Er, der unbeschränkte Herrscher des kolossalen Reiches, mit Dem, der den Koloß erbt, friedlich in unserer Mitte, Schwager unsers neuen Monarchen, mit verweinten Augen um den Tod des Schwiegervaters! Dabei das Gefühl des Hauches, der nun schon zum vierten Mal ein königliches Leben auf unserm Thron auslöschte im Jahre 40, das sich überhaupt als Wendepunkt und Lichtblitz der Entwickelung aufthat. Im Jahre 1440, wo der Gegensatz des Schießpulvers, der majestätische Riese des Geistes, der Feuerschlund der Ideen, die Presse in's Leben trat, erlosch das Leben des ersten Hohenzollern auf unserem Throne; Friedrich I. starb am 1. September 1440 und überließ sein mit Energie begonnenes Werk Friedrich II., der mit „eisernen Zähnen" die Faustmacht und den Willkürtrotz des Adels und der Aristokraten, den größten Feind des protestantischen Geistes innerhalb des Staates, vollends zermalmte. Nach hundert Jahren war der Protestantismus, das Prinzip unseres Staates, so reif, daß Joachim II. das Abendmahl unter beiderlei Gestalt genoß, wodurch sofort auch die geistliche Despotie und Willkür zerbrochen und in die Sittlichkeit des Staates aufgehoben ward. Am 1. December 1640 starb George Wilhelm und der große Churfürst folgte, der so ewig groß geworden ist durch die Zaubermacht, wodurch er den zerfleischten Staat heilte und stählte und befreite von der Bevormundung des heiligen römischen Reichs. Am 31. May 1740 drückte der große Friedrich dem Vater die Augen zu und bestieg als Held der Aufklärung, als Philosoph den Königsthron Preußens, dessen Idee nun schon zu solcher Macht und Majestät aufgeblüht war, daß er sich zeitlebens nur als deren „erster Diener" wußte und als solcher handelte mit einer Hingebung an diese Idee, der Nichts in der Weltgeschichte an die Seite zu stellen ist. Vor einigen Tagen waren wir mitten in der Jubelfreude seines Auferstehungsfestes, auf welches unser väterlicher König schon mit sterbenden Augen herabsah. Und er starb am 7. Juni 1840, am ersten Pfingstfeiertage, das blühende Land einem Erben überlassend, der durch wissenschaftliche und ästhetische Bildung, Intelligenz und Geistesfülle das Heil seiner Macht verbürgt. — So standen wir denn am 7. Juni Nachmittags unter den Menschenmassen und dachten nach über das Einschreiten und die Zwecke dieses Verhängnisses, die uns klar werden als Lichtblitze der weltgeschichtlichen Idee, als der Finger Gottes in unserer Geschichte.

Die Regimenter in Parade-Uniformen marschirten der Reihe nach vor das Palais, holten

schweigend ihre Fahnen, stellten sich um sie und schwuren Friedrich Wilhelm IV. den Eid der Treue, brachten Friedrich Wilhelm IV. den weithin schallenden Gruß. — Herrlich ist der Friede, aber nicht die süße Gewohnheit des Daseyns ist das Höchste, sondern das Leben in der Wahrheit, Freiheit, im Reiche Gottes auf Erden, in welchem wir auch leben, wenn wir dafür sterben. Preußen wird nie und nimmer vergessen die Tage der Trübsal und die Jahre des Triumphes, Siegens und Friedens, die es unter der milden, väterlichen Regierung des Dahingeschiedenen beinahe ein halbes Jahrhundert lang genoß, nie vergessen und verwelken lassen die Segensblüthen eines fünfundzwanzigjährigen Friedens, und nie wird erbleichen in dem Tempel der Erinnerung das ernste, biedere Antlitz, um das sich in den jüngsten Tagen Tausende tiefbewegter und trauernder Menschen drängten, um es im Todesschlummer noch einmal zu sehen, die Gefühle der Liebe und Dankbarkeit ihm folgen zu lassen.

Und nun wenden vierzehn Millionen Unterthanen vertrauend ihre Hoffnung auf Friedrich Wilhelm IV., der inmitten der Edelsten seines Volks den Grundstein zu Friedrich's Denkmal weihte, der dem von einem Volke geliebten und jetzt mit Thränen gesegneten Vater die Augen zudrückte; auf Friedrich Wilhelm IV., auf welchen eine glänzende Reihe glorreicher Ahnen herabschaut und Friedrich der Große mit seinem welthistorischen Angesicht und jenem bedeutungsvollen Blick, aus dem das Schicksal der Weltgeschichte strahlt, die jedesmal um 40 unsern Staat durch einen neuen Hohenzollern im deutlich sichtbaren Entwickelungsgange forttrieb, höher und tiefer in seine kräftigen, energischen Principe einzudringen. — Groß und blühend sind unsere Lande, thätig und fleißig Bürger, Bauern und Gewerke, glänzend das Heerwesen, gebildet und liberal die Meisten unserer Staatsdiener, und von den Gesichtern der Mächtigsten in Wissenschaft, Kunst und Staat lächelt die Seligkeit und der Friede des Wissens, die Blume der Intelligenz, die Blüthe des christlichen Geistes, dessen gepflegte Allmacht und Segensfülle die Wunden und Narben der Geschichte, die eingeäscherten Dörfer und Städte, die Gräber unserer Heldenleichen überschleiert hat mit fruchttreibenden Meeren goldener Halme, freundlichen Dörfern mit traulichem Bauwerk und gottlich winkenden Kirchspitzen, stolzen Städten in blühender Lebensfülle, in tiefbewegtem Geistesleben. Aber wir wollen stets ehrlich und offen gegen uns sein, uns nicht fürchten vor unserm heiligsten Eigenthum, vor der Wahrheit. Gestehen wollen wir, daß die Ehrenwunden, welche uns der Kampf um unsre Idee schlug, noch nicht alle geheilt sind, daß die Idee selbst, in Gegensätze gespaltet, eines Helden des Geistes bedarf, der die gährenden Stoffe zu lenken, zu beherrschen, zu vermitteln und zur Versöhnung zu fördern Kraft und Muth hat. Die christliche Weltanschauung, in ihrer alten, zweitausendjährigen Heiligkeit im Tiefsten erschüttert und zerstört, arbeitet sich durch die schreiendsten Gegensätze zu neuer Besitzergreifung des Göttlichen empor. Alle diese Gegensätze zu würdigen, die Gährungen zu begreifen, mitten darin und doch über ihnen zu stehen, um das Ganze zu überschauen und zu lenken zur Ehre Gottes, zum Wohle eines großen, blühenden Volkes, zur höhern Erfüllung unsers Princips, im Innern dies zu verarbeiten und verarbeiten zu lassen und nach Außen die Ehre des Staates zu behaupten gegen Anfechtungen von Ost und West und Süd und Nord, welch ein Muth, welche Kraft gehört dazu! Wahrlich, wir glauben mit Friedrich dem Großen, wenn er ausruft: „Wie lastend ist ein Diadem!“ — Aber ein großes, treues Volk steht um Deinen Thron, Friedrich

Wilhelm IV. — mit besten Kräften und bestem Willen Dir zu helfen und in offener, redlicher Einigkeit mit Dir fest zu halten und zu erhöhen den starken, Segen fördernden Geist unseres Staates! Am Feste der Ausgießung des heiligen Geistes dankten wir in der Erinnerung und im Besitz der Segnungen, die sein Leben und Walten uns hinterläßt, dem geliebten Dahingeschiedenen und schwuren Treue dem neuen König. Vierzehn Millionen Menschen beten für ihn, daß der heilige Geist in ihm walte und herrsche und in uns wohne und unser Thun und Denken leite und bestimme! Und wer es versteht, zu lesen in den heiligen Büchern der Geschichte, wird erkennen, daß Gott mit uns ist, unser Staat als sein blühendster, klarster Tempel dasteht und zu Oberpriestern desselben das alte glorreiche Geschlecht unseres Throns hat, das ihn und uns kennt und liebt und in seinem Dienste mit uns den erhabensten Beruf findet. Der sterbende väterliche König ehrte noch Friedrich den Großen und Friedrich Wilhelm IV. weihte den Grundstein seines Denkmals; — Sein Geist ist unter uns, und wird bei uns immerdar wohnen und walten in den Thaten der Hohenzollern!

Der Traum des gefallenen Adam.

Als Abel todt und Kain geflohen war, da verließ Adam eines Abends die Hütte und das Weib, ob ihm die freie Luft der Berge Ermuthigung gäbe für seine beengte Brust. Er vermied, nach dem Gefilde hinzusehn, wo er den theuern Sohn in seinem Blute gefunden; er bog das Antlitz von der Gegend des Gartens weg, in welchem er des Herzens Unschuld zurück ließ. Wie schlug die Nachtigall so heiter! aber er hörte es nicht; wie prangten die Blumen, wie dufteten sie! aber er gewahrte es nicht; volle Trauben boten auf allen Seiten ihm ihre Labung dar, aber ohne sie zu bemerken ging er an ihnen vorbei. So nahm der große Schmerz die Seele des ernsten Mannes, des unglücklichen Vaters ein. Stumm und in sich gekehrt schlich er unter den Palmen hin und erreichte endlich den Gipfel eines Berges. Hier stand er still. Die Sonne war vor kurzem untergesunken, der Westen war dunkelroth, und in Osten stieg der Vollmond herauf, die Sterne wurden nach und nach sichtbar und blickten in das lautlose Dunkel der träumenden Erde. So war die Natur, als Adam auf dem Gipfel des Berges stand. — Wie freute ich mich, — also begann der Mensch nach langem Schweigen — wie freute ich mich vordem der feurigen Kugel, die Du durch Deine Bläue vollst, o Schöpfer! Roth erglüht die Pforte im Aufgang, und in ein weiches Bette von schwimmenden Düften sinkt sie nieder. Wie freute ich mich vordem! und ach! nun muß dies blut'ge Roth mich an den Strom erinnern, auf den das Leben aus dem gespalteten Haupte meinen Sohnes floß. Da flimmert über mir aus tausend Ritzen Deines Gezeltes das Licht, in dem Du wohnst, und ein blasses Antlitz weinend halb, halb lächelnd, schleicht unter Deinem hin, bis eine Wange nach der andern hinweggehärmt ist. Es kommt mit dem Abend und geht mit dem Morgen und schläft die Nacht nicht. Ist ihm ein Sohn gemordet, ist ihm ein Sohn geflohn? Ist ihm Dein Haus verwiesen und lastet Dein Fluch auf ihm? — O auch meine Augen haben nur noch dies blasse Licht, und auch meine Wangen schwinden; dies sagen mir die Quellen deiner Wasser, dies lehrt mich die stille, verborgen gehaltene Thräne meines mitschuldigen und mitleidenden Weibes. Dort steht der Garten — Du bautest ihn für mich; dort schimmert der Hügel von Sand — mein Abel liegt darunter, mein Abel mit ewig gebrochenen Augen! Hier überwand

den Mann der Schmerz, er sank ins Moos, seine Rechte stützte das kummerbelastete Haupt und die Linke begann, in der Rinde des Berges zu wühlen. Zur Erde sink' ich und Erde werd' ich, seufzte der Unglückliche, — todte, todte Erde, ich wähnte zu werden wie Gott, und werde sein, was Du bist. Laut auf schrie Adam und warf sich ganz hin, als wär's, um zu sterben; er hob die Hände krampfhaft in die Höh', kraftlos sanken sie auf die bepreßte Brust, auf's krankhaft pochende Herz zurück. Da sang die Nachtigall nicht mehr, da scholl kein Brüllen der Löwen zum Berge hinauf, da wurden ganz stille die athmenden Lüfte der Nacht, als der Herr der Erde sich ausstreckte um zu vergehn, und die thränenvollen Augen zum letzten langen Schlummer schloß. — Aber der Schmerz hörte nicht auf, denn auch noch im Schlafe weinte die Seele fort, wenn gleich aus dem geschlossnen Auge kein Zeuge des Kummers hervordrang. Adam riß an einem Unkraut, und das Blut troff von seinen zerrissenen Händen, und die Schweißperlen rollten von seinem Antlitz, und die Thränen entrannen seinem Auge, aber Blut und Schweiß und Thränen machten die Erde um die giftige Wurzel nicht lockerer. Da kniete er hin und grub mit den blutigen Händen die Erde vom Giftkraut hinweg, und wie er so grub, eisigkalt berührte etwas seine Finger, es war ein Gebein, ein Schädel, es war der zerborstene Schädel seines Kindes. Die Erde war roth von Blut und aus der gegrabenen Höhle qualmte Verwesungsduft. Werd' ich denn ewig leiden? schrie der Gemarterte. Gnädiger über mir, Du willst mich ja nicht ewig leben lassen, so wandle mich denn in das, was ich war! Und Adam war still und horchte nach der antwortenden Stimme dessen, der in besseren Zeiten so oft, so väterlich mit ihm geredet. Er hörte die Stimme nicht wieder, aber ein leiser sanfter Odem trug zu ihm das Wort Vater hernieder. Adam sah über sich, sein Abel stand da, ein Wolkenkleid hing wie leichte glänzende Fittige um seine Schultern. „Abel, bist Du es? bist Du es wirklich, mein geliebtes, getödtetes Kind?" — „Ich bin's, mein Vater. O klage nicht mehr um mich; ich bin im großen Hause des Schöpfers, schöner als dein verlornes Eden. Wohin die Düfte der Opfer steigen, da wohnt der Schöpfer. Er hat Dir verziehen, und was Dein Fluch war, soll Dein Segen werden für dich und alle deine werdenden Kinder. Sei froh, mein Vater! Deine Thränen und Dein Schweiß sind wie der Thau zum Herrn hinaufgestiegen und werden einst, wenn auch Du vollenden wirst, als ein leichtes Gewölk zu Dir herniederwallen, um deine entkettete Seele dahin zu tragen, wo ewige Gnade wohnt und wo Dein Sohn ewig selig seine Eltern umarmt."

Die Erscheinung verschwand hierauf jenseits der Sterne, und Adam richtete sich von seinem Lager empor und sah mit den vom ersten Licht des Morgens geblendeten Augen in die Höhe um der Erscheinung zu folgen. Da nun faßten zwei weiche Arme von hinten her seine Schultern. Es war Eva; sie war den Spuren ihres Gatten nachgegangen in der verwichenen Nacht und hatte bis an den Morgen den Kampf und Wechsel der Gefühle auf seinem schönen, bleichen Gesicht beobachtet. Du hier, Geliebte? sprach der noch halb vom Traum Verwirrte, und seiner Brust entfuhr der letzte noch zurückgebliebene Seufzer. So erwachte ich einst, setzte er dann wehmüthig lächelnd hinzu, so erwachte ich einst von meinem ersten Schlaf, und als ich die Augen auf that, standest Du zu meiner Seite, die Gefährtin meines Lebens und nun die Theilerin meiner Leiden. Aber — glückliche Mutter — Dein Sohn lebt, und Du wirst ihn wiedersehen und auch Dein Fluch soll sich in Segen verwandeln.

Th. Drisler.

* Wunsch und Bitte.

Zur Bezahlung der Zinsen unsrer Staatsschuld wird in der Regel jeden Monat ein Tag festgesetzt, und die Inhaber von Zins-Coupons welche nach diesem Tage sie zur Einlösung präsentiren, werden gewöhnlich damit auf den folgenden Monat verwiesen. Diese Beschränkung ist offenbar zu groß, denn abgesehen davon, daß ein Inhaber durch Abwesenheit von hier oder durch andere Umstände verhindert sein kann diesen einen Tag zu benutzen, geschieht es nicht selten, daß Zins-Coupons, welche sich im Auslande befinden, zu spät hier ankommen.

Aus diesem Grunde sei es erlaubt, den Wunsch und die Bitte auszusprechen, daß es der betreffenden Staatsbehörde gefallen möchte eine kleine Weiterung eintreten zu lassen, welche eben so gewiß dankbar anerkannt werden wird, als angenommen werden kann, daß Niemand absichtlich die Einkassirung der Zinsen versäumt.

---

* Bemerkung.

Wenn nach Endigung des hiesigen Freimarkts, Auswärtige ihre nicht verkauften Waaren mit nach ihrer Heimath zurückführen, zahlen sie dem hiesigen Zolldepartement (Accise) für 100 Pfd. brutto nur 4 Gr. —

Dahingegen muß der hiesige Bürger wenn er seine Waaren zu einem fremden Jahrmarkt bringt ½ pCt. vom Werth zahlen!

Erstere bringen das Geld aus der Stadt, der Letztere in die Stadt.

Sollte nicht der Hiesige den Vorzug genießen?

N. N.

---

* Der Edelhirsch und der Stier.

Eine Fabel.

Zum Edelhirsch, in stiller Ruh,
Kam einst ein junger Stier gegangen
Und rief: ich bin ein Hirsch wie du,
Sei gern bereit mich zu empfangen.

Betrachte mich; dein eignes Bild
Wirst du im Bach nicht treuer schauen,
Ich lebe flüchtig, frei und wild;
Ich spalte, wie du selbst, die Klauen.

Auch keimet schon ein starkes Horn
Zur Wehr' auf meinem Felsenschädel;
Die Nüstern schnauben Heldenzorn,
Mein Gang ist sicher, stolz und edel.

Und dennoch rechnet mich die Welt
Noch immer nicht zu Deinesgleichen.
Der Damhirsch wird dir zugesellt,
Ich muß sogar dem Elen weichen.

Gewiß, daß du beliebter bist,
Das kommt allein von deiner Speise;
Ein Jeder wird das, was er ißt,
Und Alles macht die Lebensweise!

Drum bitt' ich, kehre mich im Hain
Doch deine Lieblingskräuter kennen,
So wird man künftig nicht allein
Nur dich gewandt und edel nennen.

Auch ich, auch ich erglänze dann!
Entfaltend herrliche Talente,
Werd' ich ein hochberühmter Mann,
O, daß ich dich bewegen könnte!

Der Hirsch — gutmüthig von Natur —
Von Herrschsucht frei und fern vom Neide,
Erwiedert lächelnd: weile nur!
Der reiche Wald ernährt uns beide.

Er führte Bos zum klaren Quell;
That mehr, als dieser ihn gebeten
Und zeigte ihm, wie leicht und schnell
Des Waldes ächte Söhne treten.

Bald eilte er im Morgenstrahl
Mit ihm hinauf zur Wolkenhöhe;
Bald scherzten sie im Wiesenthal,
Im trauten Kreise sanfter Rehe.

So floh die Zeit, der Fremde ward
Bekannter stets mit milden Sitten;
Sein Auge blickte sanft und zart,
Und Anmuth folgte seinen Schritten.

Da mußte durch ein Ungefähr
Der wackre Führer einst erkranken

Man sah den Edlen matt und schwer
Vom Waldsee heim zum Lager wanken.

Dahin ist Kraft und hoher Muth;
Er wimmert leis' in dunkler Höhle,
Die Adern schwellet Fiebergluth;
In Schmerzen ringt die freie Seele.

Die Trauerkunde schreckt den Wald,
Wie Sturmeswuth in Ungewittern;
Man sucht des Kranken Aufenthalt,
Der Damhirsch weint; die Rehe zittern.

Nur Büffel fühlt nicht fremden Schmerz
Beschäftigt immer mit sich selber,
Sinnt er auf einen Ochsenscherz,
Und ladet Rinder ein und Kälber.

Als nun in tiefer Mitternacht,
Kein Blatt im ganzen Walde rauschte;
Die Lieb' am Krankenlager wacht'
Und jeden Athemzug belauschte:

Da brach das Rindvieh wild hervor
Und peitschte sich mit langen Schwänzen,
Sie brüllten laut im frechen Chor,
Und drehten sich in rohen Tänzen.

Den Hirsch bedeckte kalter Schweiß,
Als der ersehnte Morgen tagte,
Und seine Zunge, brennend heiß,
Die Schrecklichste der Nächte klagte.

Ach, sprach er trauernd, meldet Vos,
Ich kann ihn nimmer wieder sehen.
Er mag mit seinem Rindertroß
Zum ersten, besten Stalle gehen.

Geht, daß er schleunig sich entfernt!
Denn unser ist er nie gewesen;
Und höchstens hat er hier gelernt,
Wie Hirsche wechseln, stehn und äsen. –

L.

* Anzeigen.

In der Unterzeichneten hat so eben die Presse verlassen eine wohlgelungene, saubere lithographirte:

Ansicht von Bremen

mit

Randbildern,

nämlich: Bremen von der Westseite, umgeben von folgenden 10 kleinen Ansichten: Das Bischofsthor. – Das Osterthor. — Die neue Brücke. — Die kleine Brücke mit der Paulikirche. — Der Dom. – Die Ansgariikirche. — Der Schütting. — Das Arbeitshaus. — Der Markt. — Der Domhof.

Obgleich es manche schöne Ansicht unseres lieben Bremen giebt, so hoffe ich doch auch für diese eine freundliche Aufnahme, da hier auf Einem Blatte so viele interessante Punkte vereint sind die unter Ein Glas, Einen Rahmen gebracht werden und durch diese das Blatt nicht zu sehr vertheuert wird, was man sonst bei einer so großen oder mehreren kleineren Ansichten bedenken muß. Um dieses Bild auch jedem Bremer Bürger zugänglich zu machen, um jedem jungen Manne ein Erinnerungsblatt zu verschaffen an die traute Stadt wo er seine schönen Jugendjahre verlebte ist der Preis so billig wie möglich gestellt, er ist 1 Rt. und für 1 Exemplar auf chines. Papier 1 Rt. 12 Gr.

G. Jöntzen's
lithographische Anstalt,
Seemannsstraße Nro. 2 nahe dem Domshof.

☞ Der am Mittwoch den 24. dieses stattfindenden Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckkunst wegen erscheint die nächste Nummer des Bürgerfreundes schon am Mittwoch.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshof.

Die

SCHNELL-  POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu **Nr. 50** des Bürger-Freundes für **1840.**

Sonntag, den 21. Juni.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Der Freiherr von Rothschild, hat 4000 fl. in 5% Metalique Obligationen zur Begründung einer Stiftung auf ewige Zeiten gewidmet, deren Interessen eines jeden Jahres zu einem Heirathsbeitrage für ein sittlich unbemitteltes Mädchen, gebürtig in Brünn, bestimmt sind. Die Patronanz bei der Wahl ist, aus dankbarer Anerkennung der persönlichen Aufmerksamkeit, mit welcher Hr. Johann Gastl, k. k. pr. Großhändler in Brünn, dem Gründer der ersten Locomotivbahn in den österreichischen Staaten so zart und sinnig beschenkte, ausschließlich der Gastlschen Familie, bis nach ihrer gänzlichen Erlöschung vorbehalten.

Einige speculative berliner Juden profitiren von dem Tode des Königs. Sie haben in Leipzig allen schwarzen Flor aufgekauft, und verkaufen ihn nun wieder um enorme Preise. Viele Berliner sind daher genöthigt, zu sagen, wie der Haseldörfer Schulmeister: wenn nur das Herz schwarz ist.

In Mainz will der Chemiker Büchner zum Gutenbergsfeste dem Feste, so wie denen, welche bis Nachts 12 Uhr noch nicht selber illuminirt sind, mit einem besondern Lichte aufhelfen und mit Sideraldeleuchtung die Nacht in Tag verwandeln. Doch soll die Pracht nur 20 Minuten dauern. Gutenbergs Lampe hat länger gebrannt.

Zu Pfingsten gilt noch in vielen Gegenden der alte Spruch: „Nun schmückt das Fest mit Maien," und es ist, wenn die Maien nicht gestohlen werden, eine freundliche Sitte. In einem Dorfe an der Saale wäre dieser Schmuck diesmal jedoch einer Familie anderer Weise bald zum Verderben ausgeschlagen. Eine Mutter mit zwei Kindern hatte mehre junge Birken am heiligen Abende in ihre Schlafkammer gestellt. Als es früh in die Kirche läutete, stand niemand auf. Endlich fand man die drei Schläfer unter dem grünen Laubdache in starker Betäubung. Mit Mühe wurden sie hergestellt, und wollen zu Pfingsten keine jungen Birken wieder in die Schlafkammer stellen.

Ein Correspondent in Hamburg berichtet: Beim Regierungsantritte des neuen Königs von Dänemark, von dem man überhaupt viel Gutes erwartete, hoffte man mit Zuversicht, die verderbliche Zahlenlotterie, die alljährlich so viele unglücklich macht, abgeschafft zu sehen; allein diese Hoffnung ist bis jetzt unerfüllt geblieben, wie manche andere. Dagegen hat das Land eine überaus strenge Verordnung, die Sonn- und Festtagsfeier betreffend, erhalten, und wie allgemein verlautet, wird in diesem sonst so aufgeklärten Lande dem leidigen Pietismus das Terrain wieder eröffnet werden, das er in Preußen verloren. Sowohl der König als die Königin sollen sich entschieden zum Pietismus hinneigen — die strenge Verordnung wegen der Sonn- und Festtagsfeier spricht für diese Behauptung — und so dürften die Finsterlinge auf Dänemark als auf ihr gelobtes Land blicken; sie würden dann nicht unterlassen, in Schaaren dahin zu ziehen. Vielleicht aber werden dem Herrscher Erfahrungen zu Theil werden, wie man sie in Preußen gemacht, und so mag das Uebel, gleich jedem andern, seine Heilung in sich selbst tragen. In der angeführten Verordnung sind nicht nur die Hauptfeiertage und die ganze stille oder Charwoche gänzlich der Kirchenfeier geweiht, sondern auch die Sonntage bis Nachmittags vier Uhr. An diesen Tagen dürfen weder Feste noch große Gesellschaften, nicht einmal Hochzeiten statt finden; alle Wirths- und Belustigungslocale müssen geschlossen sein; wohl aber dürfen die Wirthe, nach §. 11., „den fleißigen Kirchgängern eine Erquickung verabreichen." Jede Uebertretung wird mit Geld- oder Gefängniß bestraft; wer sich aber grober Uebertretungen schuldig macht, soll in kriminelle Untersuchung kommen." Zugleich ist eine Art von Inquisition, ein geistliches Spionirsystem etablirt und besonders den Beamten und sonstigen Angestellten der fleißige Besuch der Kirchen empfohlen. Man kann sich vorstellen, wie stolz jetzt die Frommen wieder das Haupt erheben, und zu welcher Anmaßung sie sich berechtigt glauben; auch erzählt man sich bereits artige Geschichtchen von der neu belebten Arroganz derselben. Die Hamburger Wirthe und die Besitzer sonstiger Vergnügungslocale stehen sich aber bei dieser neuen dänischen Verordnung ganz vortrefflich; denn wer sich in Altona und der Umgegend nicht belustigen darf, wandert wenige Schritte weiter und findet, was er sucht und wünscht. Vielleicht aber greift man zu dem Auskunftsmittel, während der Feierzeit die Thore zu sperren. So viel ist wohl gewiß, daß es von nun an sehr viele äußerst fromme Angestellte in Dänemark geben wird; denn wer wollte nicht gern avanciren?

Ferner wird aus Hamburg berichtet: Unsere Mystiker verhalten sich jetzt ziemlich ruhig, nachdem sie mehrere Niederlagen in ihren Hauptanführern erlitten haben. Der Unfug mit den Traktätchen dauert noch immer fort. In diesen Tagen kam mir eine Piece der Art vor die Augen, die den Titel führt: „Ist der Ochse stößiger Natur? Eine Frage an Alle, die es angeht. Hamburg, stereotypirt und gedruckt bei F. H. Nestler. Herausgegeben von dem Hamburger Traktat-Verein." Ich werde mich wohl hüten, den Lesern des Morgenblatts Proben aus diesem gedruckten Unsinn mitzutheilen, sondern begnüge mich mit der Versicherung: daß der Inhalt dem Titel vollkom-

men entspricht. Welche Wirkung man sich aber von diesem Traktate versprochen hat, und welchen Werth man von Seiten der Mystiker darauf legt, beweist wohl der Umstand zur Genüge, daß man ihn stereotypiren ließ.

Aus Frankreich.

Sir Cl., ein reicher Engländer und Sonderling, hat die Gewohnheit, nie anders als allein in seinem Wagen zu fahren. Um Alles in der Welt nähme er seinen besten Freund nicht darin auf. Dieser Tage aber ging er zu Fuß auf der Straße, als plötzlich ein heftiges Regenwetter eintrat. Schnell sprang er in einen leeren Omnibus, und rief dem Kutscher zu, fortzufahren, er wolle alle sechszehn Plätze bezahlen. Doch da die Menge wegen des Regens auf den Wagen zustürzte, und hinein wollte, setzte sich der Sonderling mit seinem spanischen Rohr an die Thür, und vertheidigte den Eingang mit der Tapferkeit eines Horatius Cocles. Die Menge tobte, der Kutscher fluchte und schrie, der Engländer solle sich zum Teufel scheren; dieser seiner Seits fluchte, und schrie gleichfalls, und focht wie Leonidas in seinem Engpasse. Inzwischen unterlag er der Gewalt, und wollte nun auch nur dieser gehorchen; auf seinem Recht wegen des gemietheten Wagens beharrend, ließ er sich in die Wache bringen. Hier bedeutete ihm die Polizei, daß Omnibus ein französisches Wort sei, welches „für Jedermann" heiße, und daher niemand die andern gewaltsam aus ihren Rechten auskaufen könne. Der Gentleman beruhigte sich zuletzt, und schrieb seinem Kutscher von der Wache aus einige Zeilen; eine halbe Stunde später erschien derselbe mit einer eleganten Equipage, und Sir Cl. hatte das, von Anderen vielleicht nicht genug gewürdigte Glück, nur in seiner eigenen Gesellschaft nach Hause zu fahren.

Aus England.

In dem Districte von Cuerdale am Ufer des Ribblefluß fanden Arbeiter, die den Uferbau ausbesserten, eine bleierne Kiste mit Münzen, Silberbarren und Silberschmuck. Die Zahl der Münzen soll 10,000 betragen und 290 Unzen wiegen, das übrige Silber noch 750 Unzen weiter. Die Münzen sind meist von Ethelred, Alfred und Edward dem Aeltern, die jüngsten von diesem letztern, der im Jahre 925 starb. Die Antiquare wühlen den ganzen benachbarten Boden um, in der Hoffnung, noch mehr zu finden, und der Fund ist auch in antiquarischer Hinsicht wichtig genug.

Mosaik.

Man erzählt einen höchst originellen Zug aus dem Leben des kürzlich in Paris verstorbenen Akademikers Herrn Poisson: Zu Ende des Jahrs 1802 erscheint ein Conscribirter in seinem Bureau: „Mein Herr, ich bin Ihr Pathe und bitte Sie um einen Dienst." — „Mein Freund," sagte der Gelehrte, „ich habe gar viele Pathen in der Welt, so daß ich mich nicht mehr erinnere, Sie über den Taufstein gehalten zu haben. Jedoch, was kann ich für Sie thun?" — „Es handelt sich darum," sagte der Conscribirte, „mir diese Summe aufzubewahren. Wenn ich bei der Armee umkomme, so werden Sie dieselbe, nach Ansicht des Todtenscheines, meiner Schwester zustellen; komme ich zurück, so werde ich Sie selbst davon entledigen." — „Wohlan, mein Freund," sagte Hr. Poisson, „stelle sie hierher und laß mich ruhig arbeiten, denn ich habe sehr große Eile." — Der Conscribirte stellte alsbald einen Sack mit 500 Fr. auf dem Bücherschaft nieder. Hr. Poisson steht auf, und um den Sack für den Augenden Augen seiner Besucher zu entziehen, stellt er ein Band von Horaz davor. — Zwanzig Jahre später scheint ein Mann mit schwarzbraunem, sonnverbranntem Gesicht vor dem Akademiker, und fordert von ihm Fr. zurück, die er vor seiner Abreise zur Armee bei hinterlegt zu haben vorgiebt. Herr Poisson bedauert, daß er sich dieser Hinterlegung nicht erinnere. — habe sie Ihnen in diesem Zimmer eingehändigt, sagt alte Soldat. — Ich habe nie etwas erhalten! — wenn man aber so lügen kann! sagte der Soldat. Wie! sagte im Zorn der gelehrte Schriftsteller, Sie ten diese Summe in meine Hände gegeben? — Nein, der Soldat, aber da auf den Schaft . . . Sie selbst den dieses Buch davor gestellt . . . — Indem er Worte gesagt, bewegte der Zurückfordernde den Autor, und hinter dem staubigen Oktavband stand zu seinem größten Erstaunen — den Sack mit den Fr., so wie er 20 Jahre vorher war hingestellt

Der Amerikaner Paxton führt in seiner „Reise Palästina" ein meteorologisches Phänomen an, das wir wissen, bisher noch von keinem andern Reisenden merkt worden ist. Ungeachtet der Himmel fast wolkenlos war und die Sonne in ungetrübter glänzte, so pflegte sie doch in der Zeit, wo unser den Libanon besuchte, beim Untergehen die sonderbarsten Formen und Gestalten anzunehmen, und zwar jedesmal bald der untere Theil der Sonnenscheibe den Horizonts berührte. Bald erschien sie als Viereck, wieder, wenn die eine Hälfte der Scheibe unter den rizont herabgesunken war, schien die andere sich davon zu trennen, und zuweilen durch einen schmalen Punkt davon geschieden, wie ein umgekehrter Kegel wie ein gewöhnliches Waschbecken über dem andern zu schweben. Zu anderer Zeit nahm die Sonnenscheibe die Figur eines Säulenkapitals an. Merkwürdiger als dieses Alles ist indeß, daß die Sonnenscheibe, wenn ihr Lichtglanz schon völlig erloschen war, noch einem dunklen rizont als eine schwarze Masse, von der Gestalt der Sonne, aber weit größer erschien. Allmählig diese Masse immer tiefer und tiefer unter den herab, bis sie ganz verschwand.

Folgende seltsame Grabschrift auf dem Kirchhof Bingen erhält ihre eigene Bedeutung, wenn man die fangsworte jeder Zeile herunterliest:

Wohl auch die stille Häuslichkeit.
Ist eines Denkmals werth;
Ihr sei es drum von mir geweiht,
Und wer die Tugend ehrt
Auch in dem einfachen Gewand,
Mir, meinem Schmerz ist er verwandt.

Die Hamburger Zeitschrift „Argos" bringt folgende treffende Xenie:

Krämerzwist.

Seht Ihr den Krämerzwist der stolzen Britten?
Um etwas Schwefel, Opium und Sand
Wird dreifach schon des Meeres Raum durchfurcht.
Die Wage und das Schlachtschwert in der Hand
Das stolze Volk ist nimmermehr zu wandeln,
Um gut zu schachern, sagt es, muß man handeln.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 50.

Bremen, Sonntag den 21. Juni 1840.

Gestorben:

Nro. 592. Den 18. Juni. Der Maler Joh. Heinr. Gabr. Sassenberg, 63 Jahr; kl. Sortillenstraße Nro. 18.

— 593. Den 18. — Des Arb. Cord Hinr. Garrels Tochter, 9 Tage; Buntenthorssteinweg.

— 594. Den 19. — Des Kutschers Gerh. Friedr. Wilh. Gölke Sohn, 8 Stunden; Punkendeich.

— 595. Den 19. — Die Köchinn Helene Brandes, 24 Jahr; Süsterstraße Nro. 8.

Nro. 596. Den 19. Juni. Des Lehrers an der Handlungsschule Jean Charles Louis Pompee Sohn, 1 Jahr; Dechanatstraße Nro. 1 B.

— 597. Den 19. — Der Arb. Chr. Duncker, 60 Jahr; Schwarzpott Nro. 12.

— 598. Den 20. — Des Kaufmanns Johann Wilh. Haas Sohn, 10 Monat; Domshof Nr. 15.

— 599. Den 20. — Des Oberl. Schiffers Joh. Heinr. Bischoff Tochter, 4 Stunden; Kohlhökerstr. Nro. 9.

Geburten:

Nro. 734. Den 16. Juni. Des Arb. Gerh. Heinr. Wentzel Ehefr., geb. Oesselmann, von Bremen Gang Nro. 3; von einem Knaben.

— 735. Den 16. — Des Schneiders Johann Ludwig Wildenhus Ehefr., geb. Kühnardt, kl. Annenstraße Nro. 19 A; von einem Knaben.

— 736. Den 17. — Des Kaufmanns Friedrich Adolph Delius Ehefr., geb. Post, Hutfilterstraße Nro. 1; von einem Mädchen.

— 737 und 738. Den 17. — Des Arb. Diedr. Harting Ehefr., geb. Rannemann, Buntenthorssteinweg Nr. 171; von Zwillings-Knaben.

— 739. Den 17. — Des Wirths Herm. Heinr. Malusius Ehefr., geb. Kühltz, Albutenstraße Nro. 3; von einem Knaben.

— 740. Den 17. — Des Schneiders Johann Heinrich Chr. Döhrmann Ehefr., geb. Borchers, Osterthorswallstraße Nro. 13; von einem Knaben.

— 741. Den 18. — Des Pastors zu St. Michaelis Bernhard Loose Ehefr., geb. Müller, Alten Steinweg Nro. 25; von einem Knaben.

— 742. Den 18. — Des Schullehrers Conrad Bätchen Ehefr., geb. Hellweg, Domshof Nro. 9; von einem Mädchen.

— 743. Den 18. — Des Schneiders Joh. Hinr. Klausing Ehefr., geb. Sievers, Buntenthorssteinweg Nro. 240; von einem Knaben.

Nro. 744. Den 18. Juni. Des Musiklehrers Anton Heinr. Ernst Rakemann Ehefr., geborne Droop, Seemannsstr. Nr. 5; von einem Knaben.

— 745. Den 18. — Des Kahnschiffers Joh. Friedrich Eiffert Ehefr., geborne Dietz, Rövekamp Nro. 26; von einem Mädchen.

— 746. Den 19. — Des Instrumentenmachers Joh. Ludwig Ickler Ehefrau, geborne Schmidt, Langwedelerstraße Nro. 10; von einem Mädchen.

— 747. Den 19. — Des Schuhmachers Joh. Heinr. Plätz Ehefr, geb. Sartorius, gr. Johannisstraße Nro. 71; von einem Mädchen.

— 748. Den 19. — Des Kaufmanns Friedr. Wilh. Hunicke Ehefr., geb. Dangers, Breedenstraße Nro. 16; von einem Knaben.

— 749. Den 19. — Des Küpergesellen Joh. Hinrich Horstkotte Ehefr., geb. Hütewohl, Pralen-Gang Nro. 1; von einem Mädchen.

— 750. Den 19. — Des Drechslermeisters Hinrich Rud. Schneider Ehefrau, geborne Kruse, Langenwieren Nro. 10; von einem Mädchen.

— 751. Den 19. — Des Oberl. Schiffers Joh. Heinr. Bischoff Ehefr., geb. Bothe, Kohlhökerstraße Nro. 9; von einem Mädchen.

— 752. Den 20. — Ein Knabe — Punkendeich.

Proclamirt sind:

Nro. 276. Der Kaufmann Joh. Christian Vincenz Meyer hieselbst und Johanna Margar. Elisab. Wilkens.

— 277. Der Cigarrenmacher Carl Binder hieselbst und Gesina Margrethe Akemann aus Berne.

— 278. Der Arb. Friedrich Christoph Stock und Anne Margarethe Lucie Vogelsang aus Barnstorf.

— 279. Der Cigarrenmacher Albert Meyer und Metta Jnters hieselbst.

Nro. 280. Der Arb. Joh. Meyer zu Horn und Dorothea Gieseke hieselbst.

— 281. Der Schneider Joh. Friedr. Conrad Ernst Ludwig Gumprecht zu Hoya und Catharina Elisabeth Erdbrink aus Dissen.

— 282. Der Dienstknecht Joh. Andreas Ahrens zu Gröplingen und Sophia Catharine Eleonore Ruge aus Steinborn, Kirchspiels Asendorf.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 51.



Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 25. Juni 1840.

Heute schall' in Jubelpsalmen:
„Danket Alle Gott" empor;
Gutenberg mit Kron' und Palmen
Singt's mit uns im höhern Chor.

* Festgedicht

zur

vierten Säcularfeier der Erfindung

der

Buchdruckerkunst.

(Den 24. Juni 1840.)

Von J. Koch.

Gutenberg in seiner Werkstätte.

Harmonisch, schaffend webt wie Geistersang
Es in der Seele mir, der andachtsvollen;
Zu hoher That erwacht erneuter Drang
Die volle Kraft des Lebens ihr zu zollen.
Wenn mir bisher das halbe Werk gelang,
Muß nun Geheimniß ganz sich mir entrollen;
Der raschen That, dem ernstesten Bestreben
Muß sich entfalten neues, volles Leben.

Ich fühle frischen Muth, daß es gelingt,
Dem ich mein Leben, meine Kraft gespendet.
Hier, wo die heitre That mich froh umringt,
Entzückt mich alles, was bereits vollendet
In tücht'ger Form zu meinem Auge dringt;
Ich seh', daß es zum schönen Schluß sich wendet,
Und darf die Früchte, die daraus entsprießen
In sel'ger Wonne ahnend schon genießen.

Wenn sonst sich einsam hier in dumpfer Zell'
Mit hohen Planen der Gedanke mühte,
Versiegte spurlos bald der Lebensquell,
Wie reich und frisch er auch im Innern sprühte.
Nicht fand zum Thal den Weg er, daß sich hell
In seinem Spiegel küßten Blatt und Blüthe;
Kaum, daß er heiterm Lichte war gewonnen,
Schwand er dahin in alte Nacht zerronnen.

Ich schaffe Bahn ihm! Bis zum fernen Meer
Soll er die weiten Thäler sanft durchfließen,
Und Halm' und Bäume sollen, früchteschwer,
Erfrischt an seinem reichen Ufer sprießen.
Es sollen alle Völker ringsumher
Des Geistesquells heitre Frucht genießen;
Freiheit soll wachsen, Geisteskraft sich mehren
Und so das Werk des Meisters sich bewähren.

Ich schaffe Bahn ihm! Nicht in leerem Traum
Schwelgt trunken das Gehirn, das fieberkranke;
Hinaus, hinaus, so weit der Erde Raum
Sich dehnt, soll fliegen der Gedanke!
Nicht leicht zerflatternd, wie der Welle Schaum;
Bestimmt und klar und in nothwend'ger Schranke
Soll das Gepräge sich dem Geist verbünden,
Lebend'ges Wort dem fernen Ohr verkünden.

Hochwürd'ge Kunst! Du stille Bildnerin
Der Menschheit, die in einsam enger Klause
Der Gott vertraute meinem Forscherſinn,
Du trittst hinaus, und wie im Windsgebrause
Bringst du der Welt den reichsten Vollgewinn.
Willkomm'ner Gast gehst du von Haus zu Hause
Ein himmlisch wunderbares Mädchen hin;
Du öffnest deine Hand, und alle laben
Beseligt sich an Deinen Wundergaben.

Du bringst der Weisheit mildernde Gewalt
Dem Waldessohne in entleg'ner Hütte,
Veredelst heil'ger Menschheit Wohlgestalt
Durch Anmuth, Edelsinn und reine Sitte.
Dem Völkerleben giebst du erst den Halt,
Du rufest das Gesetz in seine Mitte
Und brichst die Bahn der Wahrheit und dem Rechte,
Daß Friede sei dem kommenden Geschlechte.

Geheimniß, wenigen bisher vertraut,
Wird künftig nun von Markt zu Markt verkündet,
Baumeist'rin Phantasie ergreift's und baut
Es fort, daß bald es alle Welt entzündet.
Bewundernd stutzt der Geist, wenn er erschaut,
Wie schnell die That sich zum Gedanken findet;
Was sonst, gesprochen, schnell im Wind verschollen
Nun hört man's rasselnd Berg und Thal durchrollen.

Das Höchste, was im Herzen sich bewegt,
Und was im Lied die Dichter je gesungen;
Was Künstlergeist in reinste Form geprägt,
Was sich den Ruhm der Vorwelt hat errungen;
Was edle Kraft zu kühner That erregt
Im tiefen Busen, wo es angeklungen:
Das soll nunmehr an alle Herzen schlagen
Und tausendfältig edle Früchte tragen.

Der Alten Weisheit, die im tiefen Schacht
Der dumpfen Klostersäle fast vermodert,
Sie werde nun an's Tageslicht gebracht,
Und gebe Nahrung, wie der Geist sie fodert.
An ihr erprobe sich der Jugend Macht,
Sie wecke Flammen, wie sie je gelodert
Für Menschenwohlfahrt, Liebe, Treue, Ehre,
Daß sich das Glück des Vaterlands vermehre.

(Ein Gesell überreicht dem Meister einen eben gedruckten Bogen.)

Entzücken. Wonnerausch erfüllet ganz
Die Seele mir, dem reinsten Eindruck offen;
Ich schwindle wie vor übermächt'gem Glanz,
Die höchsten Wünsche seh' ich übertroffen.
Es reicht mir Gott den schönsten Blüthenkranz
Für all mein Mühen, all mein banges Hoffen;
Ich preise für so köstliches Gelingen
Den, der das Wollen schafft und das Vollbringen.

Es ist das theure, werthe Gotteswort,
Das in den reinsten Typen ich erblicke;
So wird es wandern nun von Ort zu Ort,
Daß sich das fromme Herz daran erquicke,
Daß alle preisen ihren Lebenshort,
Daß alle finden jene schmale Brücke
Zur Gottesstadt durch Liebe und Vertrauen,
Und daß sie alle Gottes Antlitz schauen.

So segne ich die Nachwelt, wie auch sie
Vielleicht mich segnen wird nach fernen Jahren.
Und Er, dem hier ich beuge meine Knie,
Daß mächt'ge Hülfe ich so reich erfahren,
Er wache drüber, daß die Kunst sie nie
Entwürd'gen, wolle gnädig sie bewahren,
Daß nicht der Lügengeist sie frech entweihe;
Daß Allen sie allein zum Heil gedeihe.

---

* Zur heutigen Säcularfeier,

nebst Gutenberg's Bildniß und einem Facsimile.

Die vierte Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst ist unstreitig das wichtigste und bedeutendste Jubelfest des Jahres 1840, und es wäre zu wünschen gewesen, daß eine ängstliche – hier und da unerklärliche — Bedenklichkeit, die Schranken einer würdigen und öffentlichen Begehung weniger eng gezogen hätte.

Es scheint jedoch als wenn die beiden, in einen Zeitabschnitt fallenden Erfindungen, mit denen keine andere früherer oder späterer Jahre hinsichtlich der ungeheuern durch sie hervorgebrachten Umwälzungen, sich vergleichen kann, in gewisser Hinsicht ein Loos theilen sollen, nämlich das

der steten Ueberwachung. Wir meinen das Schießpulver und die Buchdruckerkunst.

In Abkunft verschieden, in Wirkung aber ähnliche Resultate bezweckend — das erstere den Elementen entsprungen, die andere vom bewunderungswürdigen Menschengeiste erzeugt und genährt — haben beide durch materielle und geistige Kraft die Oberfläche der Erde umgestaltet, dem Gebäude der Staaten und den Einrichtungen der großen Völkerfamilie einen anderen Organismus gegeben und eine Macht und Kraft entwickelt, größer und erfolgreicher als die womit die Alten ihre vorzüglichsten Gottheiten begabten.

Wie das Schießpulver die Zwinger roher Willkühr zertrümmerte und die — mannigfachen Frevel schirmenden — Helme und Panzer in die Rüstkammern verödeter Burgen verwieß, wie es nicht allein Heerstraßen über früher unzugängliche Felsen und Fahrbahnen in klippenvollen Strömen ebnete und die Wälder und Fluren von schädlichen Raubthieren befreite, sondern auch als die beflügelnde Kraft tödtlicher Geschosse in den von der Politik geheiligten Kämpfen civilisirter Nationen, wie in den — von der Moral eben dieser gebildeten Nationen als kannibalisch verdammten — Kriegen wilder Völkerschaften und in dem Hinterhalte des Raubmörders seine infernalische Pathenschaft beurkundet, so sollte auch die Buchdruckerkunst nicht allein die dichte Nacht lichten, die auf der Menschheit lag, nicht allein die weltliche und geistliche Despotie zum Wanken bringen, den Aberglauben verscheuchen, die verdumpften Seelen der Menschen empfänglich machen für die ewigen, unverfälschten Wahrheiten der Religion und den Verstand reifen für die richtige Würdigung heiliger Menschenrechte und Menschenpflichten.

Sie sollte nicht allein das Buch der Bücher in seiner ursprünglichen Klarheit, der Selbstprüfung eines Jeden — als einen unerschöpflichen Born des Heils, des Trostes und des Friedens — zugänglich machen, nicht allein durch Vervielfältigung der alten Classiker den Sinn für das Schöne aufs Neue erwecken, nicht nur Künsten und Wissenschaften einen kaum geahnten Aufschwung geben und Handel, Gewerbe und Industrie befördern zum zeitlichen Wohle der Menschheit. —

Auch den dunklen Mächten sollte sie dienstbar sein, dem Truge, dem Hasse, der Verlockung, dem Wucher, der innern Zerwürfniß, der Selbstsucht und alle dem Gelichter, das die ewig gebärende Zeit erzeugt, sie sollte auch ihnen dienstbar sein, damit aus der nie rastenden Gährung durch sie und nur durch sie das Wahre, Gute und Schöne, in der Fülle und Reinheit ihres Ursprungs hervorgingen und den Menschen unverkennbar sichtbar würden.

Und deshalb wollte man sie verdächtigen, und im Stillen das Anathema über sie aussprechen und sie hermetisch verschließen, damit die heilbringende Zersetzung unterbrochen würde und nur eine trübe betäubende Masse sich bildete allenfalls geeignet Idole oder Lettres de cachet daraus zu formen? — Das möge man nicht wollen, denn es würde nur für eine Zeitlang gelingen und der menschliche Aberwitz zurücktaumeln wenn die höhere zum Selbstbewußtsein gelangte Kraft die Fessel zersprengte die man ihr anzulegen wagte.

Sehr wahr sagt daher Professor Friedrich Hermann in Marburg:

> „Wo viel Licht ist, da ist viel Schatten; wer wollte aber darum das Licht unter den Scheffel stellen, auf daß des Schattens allgemeine Finsterniß herrsche?

Es ist nicht abzustreiten daß — besonders in der jüngsten Zeit — die Presse gemißbraucht ist. Verkehrte politische und philosophische Richtungen, eine durch sie hervorgebrachte verweichlichte und

corrumpirte Weltanschauung, dann die Masse junger Gelehrter, die sich einem Studium widmeten das den Egoismus nährte, der Eitelkeit schmeichelte, das Denkvermögen angenehm beschäftigte aber keine sichere Stellung im Staate, keinen Broderwerb darbieten konnte, und Petulanz und Trägheit, Weltschmerz und Zerrissenheit in seinem Gefolge hatte, bemächtigten sich für eine Zeitlang des literarischen Feldes, um ihm eine Vegetation aufzudringen, deren bunter phantastischer Farbenschmelz des Giftstoffs in Fülle barg, des nährenden Marks und der erquickenden Frucht aber gänzlich ermangelte. Es war vorauszusehen, daß der deutsche Boden nicht geeignet war für das Gelingen solch kecken Strebens, daß die fremden Pflanzen bald absterben oder von der einheimischen, in der Geschichte und Sitte des deutschen Volks wurzelnden, kräftigen Flora erstickt werden würden; aber demungeachtet nahm man die Sache ernster und suchte die fremde Saat durch Mittel zu ersticken, die auch das Gedeihen der einheimischen verkümmerten.

Wir glauben hier die Ausspräche zweier namhafter Gelehrten am rechten Orte: Georg Heinr. August Ewald, Professor zu Tübingen, sagt: „Wenn gedruckte Bücher und Zeitungen in Deutschland erst anfangen, ein reiner Spiegel zu sein, welcher die Wahrheit über die Grundfesten und Heiligthümer des menschlichen Lebens, weder verzerrt, noch verdunkelt wiedergiebt; dann mögen deutsche Schriftsteller ein Fest feiern an welches sie im Jahre 1840 nicht ohne Erröthen denken können; der Spiegel ist auch durch ihre Schuld erblindet;“

und Mittermayer, Geh. Rath und Professor in Heidelberg ruft aus: „Die Feinde der Preßfreiheit sind die größten Gegner der Sache, welcher sie dienen möchten. Dadurch, daß sie denjenigen, welche etwas von ihren Ansichten Abweichendes durch den Druck verbreiten wollen, die Möglichkeit, es zu thun, rauben, zerstören sie das Vertrauen auf die Reinheit ihrer Absichten und erwecken den Glauben, daß sie nicht die Wahrheit bezwecken. Auch die noch so gut gehandhabte Censur setzt die Regierung in mehre Verlegenheiten, als die Preßfreiheit es kann, wenn ein gutes Preßgesetz den Mißbrauch der Presse straft.“

In diesen beiden Aeußerungen ist wol schon allein die Lösung zu finden der schwankenden, jetzt engbegränzten Zugeständnisse der vierten Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst von Seiten der Regierungen, und wir sprechen mit K. von Rotteck, Bad. Landstand und Prof. zu Freiburg: „Schutzgeist Deutschland's! beschirme die Preß' den Stolz des deutschen Geistes, vor Frevel und Fälschung im eignen Mutterlande, und erhalte die deutsche Nation würdig ihres Gutenberg und seines Geschenks.“

indem wir den Abbonnenten des Bürgerfreunds am heutigen Jubeltage das Bildniß des großen Mannes und ein Facsimile seiner ersten Kunsterzeugnisse übergeben.

Ueber die Erfindung selbst, über ihre Ausbildung im Laufe der Jahrhunderte, wie über die Widerwärtigkeiten mit denen Gutenberg zu kämpfen hatte, sind in jüngster Zeit so viele Schriften erschienen und um so weniges Geld zu haben, daß Jedem, der sich für die Sache interessirt, die minder oder mehr erschöpfender Nachweis zur Auswahl liegt. Eine der interessantesten Erscheinungen, von denen die die Säcularfeier veranlaßte, ist jedoch das „Album deutscher Schriftsteller, herausgegeben durch Dr. Karl Haltaus. Leipzig, in der Fest'schen Verlagsbuchhandlung. Gegen vierhundert Schriftsteller haben zu demselben beigesteuert, worunter die Vertreter aller Stände

Wissenschaften und Meinungen, und dennoch herrscht eine bewundrungswürdige Uebereinstimmung gerade in den Aussprüchen der berühmtesten, geistig wie bürgerlich hochgestelltesten Männer. Die Freiheit des Geistes ist es, welche alle als das höchste Gut preisen, die Freiheit der Presse ist es, für welche sie sich mit feurigem Munde erklären.

Diesem Album entlehnten wir die oben eingeschalteten Aussprüche und lassen schließlich noch einige andere folgen.

„Es ist nicht genug, daß der leuchtende Blitz, „die Presse," die Nacht durchzucke und blende und verschwinde, — auch sein weithinschallender Donner, „Preßfreiheit," soll in Aller Herzen nachdröhnen und den Faulen und Verdummten erschütternd in's Ohr reden: wir Deutschen spitzen die unsrigen vergeblich und gewahren nur das ferne Wetterleuchten im Westen!

Franz Freiherr v. Gaudy,
indessen verstorben."

„Ein jeglich ding von banden strebet,
daß gevangenliche leber,

sagt Freidank. Das lag mir nahe auf die bande der deutschen presse anzuwenden, als sich meine ehrlichen worte nach der Schweiz flüchten mußten, ehe sie gedruckt werden konnten.

Jacob Grimm,
zur Zeit in Kassel."

— — —

„Auf denn, erstehe (Gutenberg)! — sie haben auf's Neu' ihm (dem lebendigen Worte) Fesseln geschmiedet'
Hemmend den freieren Flug, auf! und vollende Dein Werk!

K. W. L. Heyse,
Prof. in Berlin."

Herr Alexander v. Humboldt zieht eine Stelle des „Tacitus" an, wo der Geschichtschreiber über die Thorheit der Gewalthaber spricht: „qui praesenti potentia credunt exstingui posse etiam sequentis aevi memoriam. Nam contra, punitis ingeniis gliscit auctoritas" etc. Er feiert also die Freiheit der Presse, indem er mit den Worten des Annalisten die Verblendung jener Fürsten verspottete, die das Urtheil über ihr Verfahren zu unterdrücken meinen, indem sie die Schriftsteller der Gegenwart der Censur unterwerfen.

— — —

„Deine Priester und Leviten (Gutenberg) jauchzen Dir zu, geschmückt um den Altar Deiner Presse. Welche Opfer bereiten wir Dir; Könnten wir das Beste schlachten, die Hekatombe der Censur! Müßten sie heute hundertweise und mit Kränzen geschmückt, um Deine Altäre stehen, die Censoren und ihre sündhaften Streichfedern in die Johannisfeuer werfen, die sich Dir entzünden. — Und kehrst Du zurück, wenn Deine Säcularfeuer erlöschen, so nimm den Weg über Frankfurt am Main und erleuchte die Mächtigen in ihren wunderlichen Träumen. — Die Typen hast Du einst aus ihren Fußblöcken befreit, kannst Du nicht auch den Worten die Handschellen abnehmen, die ihnen vor dem Verbrechen angelegt werden?

H. König,
Rath in Hanau."

„Vernunft, du Siegerin der Nacht,
Wir feiern deine heil'ge Macht:
Hinweg mit jeder Schranke!
Frei, frei sei der Gedanke!

C. A. Tiedge,
Canonicus zu Dresden."

— — —

„Der Stolz aber (mit welchem Deutschland das Gütenbergsfest begeht) — will er nicht eine lächerliche Ruhmredigkeit werden, — darf die Scham nicht verläugnen, daß fast allein unter den gesitteten Völkern das deutsche zum freien Gebrauch jenes ihr von der Welt geschenkten Rüstzeuges der Wahrheit für unfähig und unwürdig erklärt wird u. s. w.

Karl Welcker,
Hofrath u. Prof. zu Freiburg."

„Alle Wünsche, die ihr heget,
Alle Träume, die Euch necken,
Und die Kräfte, die man reget,
Die Gedanken, die wir wecken,
Alles, was die Deutschen wollen,
Auch, was sie nicht wollen sollen,
Jedes Nein und jedes Ja,
Jeder Zwiespalt der Entzweiung,
Jedes Fern und jedes Nah',
Jedes Streben der Parteiung,
Alles, Jedes wird sich finden,
Friedlich lösen, freundlich binden,
Thut sich auf die rechte Pforte
Nur dem einen rechten Worte:
Zürnt nicht, daß ich mich vermesse,
Dies zu sagen: „Freie Presse."

Carl v. Holtei.

Die Doppelsterne.

(Fortsetzung.)

Nachdem in denjenigen Sternpaaren, welche wir hier betrachten und, zum Unterschiede von den bloß scheinbaren oder optischen, mit dem Namen der wirklichen und optischen Doppelsterne belegen, die Bewegung des einen Sterns (des Sternsatelliten) um einen mächtigeren Centralstern durch direkte Beobachtung einmal außer allen Zweifel gesetzt war, so fingen die Astronomen an, diese Bewegung genauer zu verfolgen, um zunächst die große Frage zur Entscheidung zu bringen: ob diese Bewegung von Fixstern um Fixstern (Sonne um Sonne) nach demselben Gesetze erfolge, nach welchem unsere Erde sammt den übrigen Planeten unsere Sonne, und die Monde ihre Hauptplaneten umkreisen? Dieses Gesetz ist bekanntlich das Newton'sche Attraktionsgesetz, und in diesen Worten enthalten: „daß sich die Attraktion direkt wie die Masse des Centralkörpers, und umgekehrt wie das Quadrat der Entfernungen zwischen dem Centralkörper und den ihn umkreisenden Satelliten verhält."

Die volle und absolute Gültigkeit dieses Gesetzes für den ganzen Bereich unseres Sonnensystems stand, theoretisch und praktisch, unwandelbar fest; aber es handelt sich jetzt, wie gesagt, darum, zu erforschen, ob dasselbe auf dieses ein System eingeschränkt sei, oder vielmehr von Himmel zu Himmel reiche, mit Einem Wort, ob das gesammte Universum einer und derselben Grundkraft gleichmäßig unterworfen sei, oder ob man mehrfache, wesentlich verschiedene Grundkräfte für die das Weltall bildenden Einzelsysteme anzunehmen habe. — Die stärkste Analogie sprach ganz für jene erstere Annahme, und es lag überhaupt zu viel Erhabenes in dem Gedanken, neben Einen Gotte auch nur Eine, das Universum in seinen Hauptverhältnisse regelnde Urkraft zu vermuthen: indeß schien dies doch noch nicht hinzureichen, um mögliche Einwendungen ganz zu beseitigen, und die Beobachtung blieb das einzige Mittel zur Hebung jeglichen Zweifels.

Die aufmerksamsten, namentlich von den oben genannten Astronomen auf eine große Menge von Doppelsternen ausgedehnte Beobachtungen zeigten nun bald, und auf unwiderlegliche Weise, daß die Bahn, welche der Sternsatellit dieser Sternpaare um seinen Centralstern beschreibt, jederzeit eine Ellipse ist, in deren einem Brennpunkte der Centralkörper liegt. *) Nun läßt sich aber aus bloßen Sätzen der Mechanik a priori mit vollkommenster Schärfe beweisen — und unser Sonnensystem, bei welchem bekanntlich die Sonne, als Centralkörper, auch in dem einen Brennpunkte der Ellipsen liegt, welche die Planeten um sie beschreiben, zeigt es überdies allaugenblicklich a posteriori — daß, wenn ein Körper um einen andern eine Ellipse beschreibt, in dem einem Brennpunkte dieser letztere liegt, dies n

*) Die Beziehung auf einen gemeinschaftlichen Schwerpunkt beider Gestirne, als das eigentliche Hypomochlium dieser Systemsbewegung, setze ich hiebei aus den Augen, da sie die Sache selbst nicht wesentlich ändert, wohl aber die Einfachheit der Vorstellung davon beeinträchtigt.

in Folge des oben angegebenen Newton'schen Attraktionsgesetzes geschehen kann. Somit war also auch durch den Augenschein dargethan, was man wissen wollte, daß nämlich dieses Attraktionsgesetz nicht auf den engen Bereich unseres Sonnensystems eingeschränkt ist, sondern als Grundgesetz der Bewegung durch das ganze Universum von Himmel zu Himmel geht und das All der Welten beherrscht. Was würde der unsterbliche brittische Philosoph empfunden haben, wenn er die unermeßliche Ausdehnung dessen, was er bloß für eine so kleine Sphäre anzuwenden verstanden hatte, auf das ganze Universum auch nur hätte ahnen können!

Man war also jetzt dahin gelangt, die Bahnbewegung eines Sternsatelliten um seinen Centralstern ganz nach den nämlichen Regeln verfolgen und beurtheilen zu können, nach welchen die elliptische Bewegung des Planeten unseres Systems um die Sonne, oder der Monde um ihre Hauptplaneten, und namentlich unseres Mondes um die Erde, erfolgt; und es ließen sich demnach die »Elemente« der Sternenbahnen auf ähnliche Weise wie die Elemente der Planetenbahnen angeben. Solcher Elemente oder wesentlichen Bestimmungsstücke der Bahn eines Himmelskörpers bedarf man aber bekanntlich sechs (oder, wenn außer der mittleren jährlichen Bewegung auch noch die große Axe der Bahn, welche, nach der dritten Kepplerschen Regel, aus jener gefolgert werden kann, gleich mit verlangt wird, sieben); und in der That gelangte die Astronomie nunmehr bald zu dem erstaunenswürdigen Resultate der Festsetzung dieser sieben Elemente für mehrere der zu dieser Beobachtung geschicktesten Doppelsternsysteme. Solchergestalt konnte es also, wie man nunmehr deutlich einsieht, gelingen, z. B. die Umlaufszeit des oben erwähnten Sterns ϱ im großen Bären und die Vollendung dieses Umlaufs in unserm Jahre 1840 erst rechnend zu bestimmen und dies Resultat sodann durch die wirkliche Beobachtung um so leichter zu verifiziren. Gleichergestalt wurde durch eine solche Rechnung die Umlaufszeit des Sternsatelliten im Doppelsterne γ der Jungfrau auf 513, des Sterns 61 im Schwan (welchen die Leser aus Bessel's Benutzung desselben zur Bestimmung der Fixsternparallaxe, und unsern Mittheilungen darüber im vorigen Jahrgange dieser Blätter kennen) auf 452 Jahre u. s. w. bestimmt. Ich habe neben einem Doppelsterne mit kürzerer Umlaufszeit letztere Systeme, in welchen die Revolution des Satelliten bereits halbe Jahrtausende umfaßt, ausdrücklich hervorgehoben, um auf die wachsende Zeitdauer des Umlaufes aufmerksam zu machen; und man darf, nach dieser Analogie, mit der höchsten Wahrscheinlichkeit annehmen, daß in denjenigen Doppelsternsystemen, welche keine Bewegung zu zeigen scheinen, die Periode des Umlaufs des Satelliten um den Centralstern nur zu lang und sein Fortschreiten in der Bahn daher zu unbedeutend ist, als daß es während der kurzen Zeit unserer bisherigen Beobachtung dieser Gestirne bemerkt werden konnte. Die Kenntniß des Verhältnisses der Doppelsterne rückt uns, wenn ich mich so ausdrücken darf, der Vorstellung von Ewigkeiten, wie dieselben vom menschlichen Standpunkte aus nur noch unter dem Abbilde sehr langer Zeitabschnitte aufgefaßt werden können, näher; und die Astronomie hat also durch Entdeckung dieser Gestirne und die Bestimmung jener Verhältnisse an Erhabenheit noch unendlich gewonnen.

Ist es uns aber auf die hier angedeutete Weise nunmehr gelungen, die wahre, dem Newton'schen Attraktionsgesetze entsprechende Bahn eines Sternsatelliten um seinen Centralstern zu bestimmen, und man hat zugleich die halbe große Axe dieser elliptischen Bahn in Bogensekun-

den ermittelt, so läßt sich aus dieser und der also bekannten Umlaufszeit eine Gleichung ableiten, in der die Parallaxe des Doppelsternes *) und die Cubikwurzel seiner Masse, zu einem Produkte vereiniget, vorkommen, so daß, wenn letztere Masse bekannt wäre, die Parallaxe, dieses so wichtige Element, für sämmtliche Doppelsterne, für welche man diese Bestimmung besäße, angegeben werden könnte. Wir haben oben auf diesen bedeutenden Umstand besonders hingewiesen, und müssen jetzt um so mehr in einiges Detail darüber eingehen, da Doktor Schimko zu Olmütz und der Mondtopograph Mädler durch neuere gelehrte Mittheilungen darüber die allgemeine Aufmerksamkeit darauf hingelenkt haben.

Der Amtmann und sein Bauer.

Ein Dialog im Wagen.

Amtmann.

Da sitz' ich, Paul, und nun fahr' zu,
Indem ich Ihm „erzählen thu'."
Es war einmal ein witz'ger Mann —

Bauer.

Erzählt, was ich verstehen kann.
Den Witz, Herr Amtmann kenn ich nicht,
Drum eine andere Geschicht'.

Amtmann.

So denn von einem großen Herrn.

Bauer.

Von solchen hör' ich auch nicht gern.
Ein „großer Herr" verdient es nicht,
Daß man ihn fährt und von ihm spricht.

Amtmann.

So doch, was in der Zeitung steht,
Wie's in der Schweiz und Frankreich geht.

Bauer.

Was kümmern Schweiz und Frankreich mich!
Ums Nächste müht der Bauer sich.
Wenn ich in Schweiz und Frankreich wär',
So mühte ich mich wohl drum mehr.

Amtmann.

So höret wenigstens mich an
Von einer neuen Eisenbahn.

Bauer.

Von einer — Nun beim lieben Herrn!
Das höre denn ein Fuhrmann gern!
Indeß, Herr Amtmann, — mein Gespann
Fährt schneller als der Dampf es kann.

Amtmann.

Wie meint Ihr das?

Bauer.

Ja, seht und hört,
Was ich einst las: wenn man so fährt
Auf Eisenbahnen, ging' es fort
Mit solcher Eil' von Ort zu Ort,
Daß man die nächste Feldesfrucht
Umsonst zu unterscheiden sucht.
Und nun — hier an den Wagen, seht!
Wißt Ihr was für 'ne Frucht da steht!

Amtmann.

Doch Waizen?

Bauer.

He! da habt Ihr's gleich!
's ist Rocken. Seht, ich fahre Euch
So schnell als wenn mein Wagen leer
Und stark von Dampf getrieben wär'.
Doch geht's wol so den großen Herrn;
Wir sehn das Nahe, sie sehn fern.

Amtmann.

Wie hat Paul diesen Witz gekriegt?

Bauer.

Den Witz, Herr Amtmann, kenn' ich nicht.

Th. Drisler.

*) Der Winkel, welchen Gesichtslinien aus der Sonne und einem beliebigen Umfangspunkte der Erdbahn um dieselbe am Sterne einschließen würden, und aus welchem des Sterns Entfernung von der Erde sogleich folgt.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.", nebst Gutenberg's Bildniß und einem Facsimile.)

A. Daves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshof.



JOHANNES GUTENBERG.

Psalterium von 1457.

Fust & Schöffer

et in via pecca
stetit: ⁊ in cath

42-zeilige Bibel.

Gutenberg & Fust

te iam fidei ⁊ veteris amicitie
p̄ferebant. Vesa cui illa nece

Rationale Durandi 1459.

Fust & Schöffer

Rius est ut æ eccla et eius partib;
vitea? Nõib est g̃ q̃ eccliam ali

Catholicon 1460.

Gutenberg

Altissimi prosidio cuius nutu infantium
unt diserte. Om eß uti osepe puulis reuel

Lactantius De divinis institutionibus
1465.

Schweynheim & Pannartz

Lact antli Fir mi ani de dininis institutto
necnó eiusdez ad Don atũ de ija del libe

Expedition d. Bürgerfrds. Seemannsstr. № 2.



Die

SCHNELL-  POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 51 des Bürger-Freundes für 1840.

Donnerstag, den 25. Juni.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

In Ems ist der prachtvolle, auf 42 Marmorsäulen ruhende Cursaal neuerdings verschönert, und das aus 226 Zimmern bestehende Curgebäude neu möblirt worden. Die für die Kaiserin und den Thronfolger von Rußland bestimmten Gemächer werden mit kaiserlicher Pracht eingerichtet; die Möbeln, welche für dieselben aus Paris verschrieben wurden, kosten ohne Fracht 8000 Gulden.

Wenn die Hofbühne zu Hannover nicht wegen Ablebens des Königs von Preußen geschlossen worden wäre, so hätten deren Vorstellungen — wenigstens die der Opern — dennoch vielleicht auf einige Tage ausgesetzt werden müssen. In der letzten Vorstellung nämlich, am zweiten Tage, ereignete sich der seltene, aber auch unverantwortliche Fall, daß ein auf der Scene erbautes Gerüst unter der Last der darauf Stehenden einbrach und viele Personen in Folge des erlittenen Sturzes sich schwere Verletzungen zuzogen. Das Publikum wurde durch den Regisseur von dem Unglücksfalle avertirt und die Vorstellung sofort geschlossen.

„Im Anfange des Monats Dezember v. J. (berichtet aus Minden das dortige Sonntagsblatt) brachte ein Reisender auf der Schnellpost ein kleines, der Dachs- und Pinscher-Hund-Race angehöriges Hündchen mit hieher. Der Reisende fuhr nach kurzer Frist mit einer andern Post weiter, und konnte — da die hiesigen Postbeamten über die Befolgung des Postreglements streng wachen — den Hund nicht mit in den Wagen nehmen. Beim Abfahren der Schnellpost folgte zwar der Hund, von seinem Herrn gelockt, Anfangs dem Wagen, wurde aber, da ein zweiter und ein dritter dem ersten Wagen folgte, sehr bald irre. Nach Verlauf einer Stunde kehrte der Hund allein zum Posthofe zurück. Der Hof war leer, und die einsam auf- und abschreitende Schildwache bemitleidete das arme, ängstlich umherlaufende seinen geliebten und verlornen Herrn suchende treue Thier. Trauernd legte das Hündchen sich endlich an der Pforte des Posthofes nieder, und schien die Zurückkunft seines Herrn abwarten zu wollen. So liegt das Hündchen noch bis zu dieser Stunde. — Bei der Schildwache Schutz findend, ist deren Schilderhaus sein Quartier geworden. Die Kinder der Nachbaren umher sind seine Pfleger; für jedes mit ihm getheilte Butterschnittchen leckt er ihnen dankbar die Hände, folgt ihnen auch, gelockt, bis zur elterlichen Hausthür, ist aber dann nicht weiter und nicht in's Haus zu bringen; er kehrt jederzeit zum Posten vor der Post zurück. Fast alle Soldaten kennen ihn, ja gewöhnlich überliefern die Schildwachen einander sich förmlich denselben. Sie lieben ihn und er sie; kömmt die Ablösung und mit ihr ein Soldat, der schon einmal hier schilderte, so springt der Hund ihr freudig und liebkosend entgegen. Treulich hilft er ihnen die Bürde ihres Amtes erleichtern. Frühzeitig gewahrt er die nächtlichen Ronden, Patrouillen und du jour Offiziere; er meldet durch sein Bellen zu den Füßen der Schildwache dieser solche an. Seine Wohlthäter: die Ablösungen und die Kinder der Nachbaren — die ihn „Hector" benannten — bellt er Nachts nicht an. Wer an der Post vorübergeht, schenke dem Hector — wenn auch nicht mehr — doch einen freundlichen Blick."

Einer der Münchner Gartenwirthe ist auf den Einfall gekommen, eine Kinder-Eisenbahn seinem Garten entlang bauen zu lassen. Es scheint diese Spekulation gelungen zu sein.

Aus Hamburg schreibt man: Am Freitag wurde hier ein Kerl beim Verkauf von Bronze-Waaren als verdächtig verhaftet. Bei näherer Untersuchung ergab es sich, daß er ein unverbesserlicher Dieb und in der Nacht auf den 6ten d. M. in Schwerin aus dem Gefängnisse ausgebrochen sei. In dem Gefängnisse, worin er saß, waren eiserne Stangen vor den Fenstern angebracht; diese wußte er zu beseitigen und ließ sich dann an einem Tau, welches er aus seinen Kleidungsstücken und Bettzeug angefertigt hatte, 2 Stockwerk hoch in das Innere des Hofes herab. Nun war er freilich aus seinem Gefängnisse, aber doch noch nicht frei und ohne Paß. Er hatte bald seinen Entschluß gefaßt; er schnitt mit einem Messer, was ihm schon im Gefängnisse beim Ausbrechen gute Dienste gethan, die Füllung aus der Thür, die nach dem Paß-Bureau führt, (das Paß-Bureau befindet sich nämlich neben dem Gefängnisse) stieg alsdann durch die Oeffnung, schnitt die Füllung aus einem Schrank, worin die Pässe und Wanderbücher sich befinden, so wie eine Mütze, zu sich. So mit allen möglichen Reise-Documenten versehen, stieg er aus dem nach einem Gange führenden Fenster, öffnete dann eine Glasthür und gelangte dadurch auf die Hausdiele; hier nahm er die Fensterladen ab, öffnete alsdann ein nach der Straße führendes Fenster, stieg hindurch und trat nun seine Reise nach Lübeck an. Unterwegs, 3 Meilen diesseits Lübeck, traf er einen von Hamburg kommenden Frachtwagen; hier stieg er in aller Stille von hinten auf, durchschnitt eine mit Tauen befestigte Kiste, sprang alsdann, nachdem er zuvor noch einige Kleidungsstücke des Fuhrmanns zu sich genommen hatte, wieder herunter, hob die ausersehene Kiste vom Wagen und ging damit ins Feld, wo er die Kiste erbrach und sich des Inhalts, in Bronze-Waaren bestehend, bemächtigte. Etwas später traf er einen anderen Wagen, von dem er einen Quersack mit Lebensmitteln, die ihm bei seinem Hunger treffliche Dienste thaten, stahl. Inzwischen war es Tag geworden und nun mußte er sich, für den Fall, daß er angehalten

werden sollte, mit einem Paß oder Wanderbuch versehen, er öffnete deshalb die in Schwerin entwendeten Reise-Documente und suchte sich davon eins aus, dessen Signalement auf seine Person paßte; die andern warf er weg. Alsdann kam er nach Hamburg und wollte die Bronze-Waaren verkaufen, wobei er aber, wie schon erwähnt, arretirt wurde und vorläufig das Ziel seiner Gaunereien fand.

Am 12. Juni gegen Abend fiel das 4 — 5jährige Kind des Victualienhändlers Vetter in Berlin dem Opernhause gegenüber in den Stadtgraben und verletzte sich beim Fall an mehreren Stellen des Kopfes. Der Strom führte es bald unter die circa 200 Schritt lange Wölbung unter der Straße; die Bemühungen eines Soldaten, es zu retten, blieben daher fruchtlos. Nun liefen sämmtliche Umstehende, worunter sich auch der Kammergerichts-Assessor Herr Mayet befand, nach der entgegengesetzten Seite, wo das Wasser des Canals aus der 200 Schritte langen Wölbung wieder zum Vorschein kommt. Jeder stand in der bangen Erwartung, daß das Kind, wenn es ja wieder emporkommen sollte, leblos sein würde. Nach einiger Zeit sah man die schwimmende Mütze des Kindes und kurz darauf das Kind bewegungslos auf dem Rücken schwimmend. Sogleich sprang der obengenannte Assessor Mayet in voller Kleidung, mit Ausnahme des Rockes, von dem 10 — 12 Fuß hohen Ufer in den Canal, schwamm nach der entgegengesetzten Seite, wo das Kind hingetrieben war, zog es aus dem Wasser und stieg mit demselben mittelst einer herbeigebrachten Leiter ans Ufer. Nachdem er es etwas schief gehalten und geschüttelt hatte, entledigte sich das Kind einiges Wassers und fing zur Freude aller Umstehenden an zu schreien. Der Retter ließ es nach der in der Nähe liegenden Königl. Entbindungs-Anstalt bringen, um es deren weiteren Pflege anzuvertrauen. Das Kind befindet sich bis auf einige kleine Kopfwunden und eine etwas gequetschte Nase munter und wohl. Ob es die Verwundungen beim Fall oder in der Wölbung erhalten, ist nicht mit Gewißheit zu entscheiden, doch ist es gewiß außerordentlich merkwürdig, daß es bei den obwaltenden Umständen am Leben geblieben.

In Berlin soll eine Schrift des verstorbenen Propheten Adam Müller aus Baiern circuliren und großes Aufsehen machen, in welcher er schon vor mehreren Decennien voraussagte, daß der König von Preußen über Napoleon siegen, und dann erst sterben werde, wenn man die Asche seines Feindes aufwühle.

Der berühmte Operateur Dieffenbach in Berlin hat jetzt nach seiner neu begründeten Methode, das Schielen mittelst Durchschneidung der Augenmuskeln zu heilen, ungefähr 220 Operationen gemacht, die sämmtlich geglückt und mit dem vollkommensten Resultate gekrönt sind, so abschreckend auch die Zurüstungen zu dieser, wie versichert wird, eben nicht sehr schmerzhaften Operation sein mögen. Der Erfolg einer einzigen Operation dieser Art, die Dieffenbach gemacht, ist noch zweifelhaft; sie wurde an der als Dichterin bekannten Gräfin Ida Hahn-Hahn vollführt; allein das später, lange nach der vollkommen gelungenen Operation, durch fremdartige äußere Veranlassung hinzugekommene Augenübel muß erst gehoben sein, bevor man von dem Verluste des Auges sprechen darf, und dann wird es wohl ärztliche Pflicht sein, unverhohlen dem Publikum mitzutheilen, was an dem Mißlingen dieses durchaus vereinzelten Falles eigentlich Schuld ist.

Zuverlässigen Nachrichten aus Kurhessen zufolge hat sich in dem Zustande des Professors Jordan in Marburg, der noch immer auf dem dortigen Schlosse gefangen sitzt, nichts Wesentliches verändert. Doch ist er guten Muthes und läßt oft seiner Frau sagen, daß sie getrost sein solle, die Untersuchung könne kein ihm nachtheiliges Resultat liefern. Seine Kinder dürfen ihn wieder besuchen, die Frau nicht; wie behauptet wird, wegen versuchter, vollendeter Collusion), eben so sein Schwiegervater. Täglich geht Jordan zwei Stunden, Vor- und Nachmittags spazieren. Auch hat er in seiner Gefängnißmuße ein größeres juristisches Werk geschrieben, das er in Druck geben will, sobald er seine — wie seine Freunde hoffen — nahe Freilassung erhalten hat.

Aus Frankreich.

Der wegen seiner Calembourgs berühmte Schauspieler Odry wurde gefragt, was er über die Translation der sterblichen Ueberreste Napoleon's denke. Er erwiderte: „Ich finde es sehr seltsam, daß der gallische Hahn die schöne Henne (die Fregatte Belle Poule) absendet, um den kaiserlichen Adler zu holen.

Die Londoner „Times" melden nach einem Correspondenzschreiben aus Paris vom 15. Mai: „Eine außerordentliche Entdeckung ist kürzlich im Kirchhofe des Père Lachaise gemacht worden. In Folge der Weigerung, von Seite der Angehörigen eines angesehenen, vor 5 Jahren verstorbenen, und in dem benannten Friedhofe beigesetzten Engländers eingegangen waren, ward die Leiche Letztern ausgegraben, um nach England transportirt zu werden. Bei Eröffnung des Sarges fand man, daß der Kopf und die Beine sich an den Gelenken abgelöst hatten; dabei war der Rumpf so frisch und so wohlerhalten, daß das Blut in vollkommen flüssigem Zustande angetroffen wurde. Ein Arzt, welcher bei der Ausgrabung anwesend war, erklärte, daß der Körper eine unendliche Quantität Gift enthalten müsse. Bekanntlich wird dermalen mit Vortheil eine neue (Gannalsche) Einbalsamirungsmethode in Frankreich befolgt, welche darin besteht, daß man eine mit Arsenik geschwängerte Flüssigkeit in die Adern einspritzt; was nun bei Einbalsamirungen durch Injection geschieht, scheint hier durch die Naturgewalt zeuge bewerkstelligt worden zu sein. In Folge der Bemerkungen des Arztes, und der hier offenbar als wirkend wahrgenommenen Wirkung des Arseniks ist nun eine gerichtliche Untersuchung über den Thatbestand eingeleitet worden, auf deren Ausgang man sehr gespannt ist.

Aus Italien.

Der Flickschuster an der Etsch, Isidore Delaude, der Lastträger von Parma, Gorlo Malaspina, und der Barbier von Mantua, Antonio Cassiglieri, sind unstreitig interessante Erscheinungen der Gegenwart. Allen dreien wohnt poetisches Genie inne, das sich trotz ihrer bedrängten sozialen Stellung in manchem gelungenen Gedichte ausdigte. Bei Cassiglieri, dem ältesten unter ihnen, ist das Talent zur feinen Satyre überwiegend; Delaude, ein Bauern Sohn, im Dorfe Anglari, drei Miglien von Parmano, am 4. April 1781 geboren, und zuerst der literarischen Welt bekannt geworden, neigt sich zur ernsthaften Anschauung; Malaspina, der jüngste, besitzt ausgezeichnetes Talent zur Auffassung des ästhetisch Schönen und ist zugleich Redacteur eines Journals.

Mosaik.

Auf der ganzen Erde werden, so viel wir jetzt wissen, 3065 Sprachen gesprochen; in Europa 487, in Asien 1061, in Afrika 284, in Australien 64 und in Amerika 1169. Die Dialekte sind darunter mitgezählt.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Die

SCHNELL-POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 52 des Bürger-Freundes für 1840.

Sonntag, den 28. Juni.

Aus Deutschland.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Münster, vom 16. Juni meldet man: Das beim Leichenbegängniß Sr. Majestät unseres hochseligen Königs im Dom zu Berlin gesungene herrliche Lied: „Jesus meine Zuversicht" — dem wegen seines erhabenen Inhalts und seiner ergreifenden Melodie schon eine der ersten Stellen unter den deutschen Kirchenliedern gebührt — war bei jener schmerzlichen Feier auch darum ganz vorzüglich an seiner Stelle, weil es unserem Königshause gleichsam als besonderes Eigenthum angehört; denn die Dichterin desselben ist die hohe Ahnfrau des königl. Hauses, die so fromme als hochgebildete Kurfürstin von Brandenburg, Louise Henriette, erste Gemahlin des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, und geborene Prinzessin von Oranien († 6. Juni 1667). Irrthümlich, zuweilen auch wohl aus nicht rühmlichen Gründen wider besseres Wissen, hat man es andern Verfassern zusprechen wollen; aber das Verfasserrecht der erhabenen Fürstin ist längst außer allen Zweifel gesetzt.

Am 2. Juni, also einen vollen Monat nach dem bekannten verhängnißvollen Brande zu Cremmen, zog man aus dem unter einem Feuerheerde befindlichen gewölbten Raum eine Katze lebendig hervor. Sie war bis zum Gerippe abgemagert. Die Augen waren ungewöhnlich weit und starr, und am ganzen Körper zeigten sich die Haare versengt. Das Thier, das übrigens noch bis jetzt lebt, hatte 31 Tage ohne alle Nahrung in einem äußerst beengten Raum zugebracht; sein Leben war nur durch den glücklichen Umstand gerettet, daß es hinter einigen, schräg gegen die Wand gelehnten Stücken Holz Zuflucht und Schutz gegen das Feuer, das durch den nachstürzenden Schutt erstickt war, gefunden hatte.

In Berlin macht ein Schneider, Namens Jean Brand, Nachstehendes bekannt: „Um dem vielseitig gehegten Wunsche nachzukommen, und meinem Unternehmen einen schnelleren Fortgang zu verschaffen, füge ich noch zu dem jährlichen Abonnement von 50 Thalern (wofür ich jeden Monat einen Anzug liefere) alle zwei Monate einen Gesellschaftsanzug, bestehend in Leibrock, Beinkleid und Weste hinzu. — Nachträglich bemerke ich noch, um alle Zweifel über die Anfertigung eines Rockes aus 2½ bis 2¾ Ellen zu heben, daß ich, wenn der Herr klein ist, sogar einen Rock, regelrecht und nicht gestückt, aus 2¼ Ellen anfertige, und kann ich dies aus dem Grunde, weil ich mit einem geringen Nutzen zufrieden bin, und meine Bedürfnisse nicht so hoch gestellt habe."

Aus Preußen. Die vorgeschriebene Hoftrauer ist zur allgemeinen Landestrauer geworden. Es ist als hätte jede Familie den Verlust eines ihrer Glieder zu beklagen; aus allen Ständen begegnet man nur Männern mit umflorten Hüten und Frauen in schwarzen Kleidern; so allgemein spricht sich die Liebe und Verehrung für den verstorbenen Monarchen aus.

Auch die protestantischen Bischöfe in Preußen stehen unter dem Worte: Jedermann sei unterthan der Obrigkeit. In Magdeburg sind in der Sache des rationalen Pastors Sintenis, den Verfechtern des Mysticismus alle Controverspredigten vom Ministerium verboten und einige der heftigsten Sprecher unter Aufsicht gestellt worden. Da nun jenen Verfechtern auch der Bischof Dräseke sich angereiht und von der Kanzel gegen Sintenis geeifert hatte, so hat ihn das Verbot auch mit betroffen. Dem Gerücht jedoch, daß er deswegen niederlegen wolle, wird widersprochen.

Aus Berlin berichtet man: „Wenn der verstorbene König einmal in Aufwallung gegen irgend Jemand seiner Umgebung gerathen war, so durfte dieser gewiß sein, nachher die entschiedensten Zeichen des Wohlwollens zu erhalten. Während der Krankheit des Königs gab es eine Periode, wo man mit Angst darauf harrte, daß er Eßlust bekomme. In dieser Zeit hatten die Aerzte es verboten, dem Könige alle Rapporte vorzulegen, weil ihn dies zu sehr aufregen würde. Eine Person seiner nahen Umgebung überbrachte ihm daher nur einen Theil. Der König merkte es, wurde sehr heftig darüber, und schalt, daß man ihn belüge. Da er die trauernde Bestürzung des Gescholtenen sah, schwieg er und sprach nach einigen Augenblicken: ich habe Appetit bekommen — reicht mir einen Zwieback." Voll Freude über dies günstige Zeichen springt der Gescholtene nach dem Teller mit Zwieback, der auf dem Tische steht. Der König nimmt einen davon, und winkt ihm, sich zu entfernen. Als er hinaus ist, bittet Se. Maj. die Fürstin von Liegnitz, den Zwieback zu essen, um dem treuen Menschen die Scheinfreude zu machen, daß der König in der Besserung sei. Gewiß ein eben so rührender, als feiner Zug der Güte."

In Danzig war vor Kurzem ein Katzentheater aufgestellt. Unter andern Kunststückchen gaben vier Kater auch ein Whistspiel zum Besten, das sie anfänglich mit großer Ruhe darstellten. Plötzlich aber miaut ein Kater, einer der Spieler hat einen Trik vergeben. Sie blasen gegen einander, das ist der Zank; endlich werfen sie sich die Karten in's Gesicht und die Marken. Am Ende sprechen alle vier Kater das Wort Whist vernehmlich aus, und spielen wieder weiter. Dieses Katzentheater versammelte täglich eine ungeheure Anzahl von Zuschauern. Zufällig kam auch ein Hund herein. Er wäre von den Whistspie-

lern beinahe ermordet worden. Ein Profaner soll sich nicht einmischen.

Die braunschweigischen Landstände haben sich beschwert, daß in Braunschweig die Presse in harten Fesseln liege; namentlich erfahre man über inländische Angelegenheiten etwas nur aus fremden Blättern; was in China und Cpiwa passire, könne jeder Braunschweiger erfahren, nur, was ihn am nächsten angehe, darüber dürfe nichts geschrieben werden. — Wir haben nicht gehört, daß das Gutenbergsfest in Braunschweig gefeiert wird.

Zu den vielen Jubelfesten dieses Jahres kommt auch ein für unsere Geld- und Speculationszeit sehr wichtiges, das 100jährige der Louisd'or, die zuerst 1640 geschlagen worden sind. Vielleicht trägt das Jubiläum etwas bei, ihnen wieder auf die Beine zu helfen.

Aus Frankreich.

Auf den Bällen in Frankreich nennt man die Damen, welche selten oder nie zum Tanz aufgefordert werden, „disponible Mademoiselles"; diese bezeichnen dagegen solche Herren, die ihrer Gesundheit wegen Furcht haben vor dem Tanze, als „Ball-Gespenster", und andre, die den Verdacht erregten, daß sie eine reiche Frau ertanzen wollen, „Ball-Courtiers."

Vor Kurzem entdeckte man in einem Arme des Doubs, unterhalb Longwy im Jura, bei der sogenannten Inglasinsel, eine ungeheure Eiche von 6 Metres in der Länge und einer Breite von 1 Metre und 22 Centimetres, welche eine höchst seltsame archäologische Merkwürdigkeit darbot. Während des Behauens erblickte einer der Arbeiter ein kleines Loch im Innern des Stammes, welches sich mit jedem Hiebe vergrößerte. Da man den Baum für faul hielt, sägte man ihn an dem Punkte ab, an welchem man glaubte, daß sich die Höhlung endige. Aber wie groß war nicht das Erstaunen, als man, nachdem er abgesägt war, im Innern Gebeine und eine Menge Büchsen fand: Hr. Danjean, Ortsmaire, untersuchte sorgfältig das Innere dieses eigenthümlichen Grabes, und bemerkte, daß an der Seite der Eiche eine viereckige Oeffnung angebracht war, welche man später mit einem Klotz von derselben Gestalt verkeilt hatte, wovon die zahnigen Umrisse noch deutlich aus dem Holze des Baumes eingefügt bemerkbar waren. Die Knochen waren versteinert und wiesen sich als die eines Jünglings aus. Die Eiche hatte diesen Inhalt um die Mitte ihres Alters empfangen, denn ein Nachwuchs von mehr als 20 Centimetres in der Dicke schloß die Thüre des Grabes.

Aus England.

Zu Holbeech bei Leeds ist kürzlich ein Zimmer erbaut worden, welches wohl das größte der Welt sein dürfte; seine 4 Wände umschließen 2 Morgen. Die Bestimmung dieses Riesensaals ist die Aufnahme von Dampfwebestühlen zur Spitzenfabrikation. Das Zimmer ist gewölbt, und soll von außen mit Erde bedeckt werden, so daß das Dach das Aussehen eines kleinen Wiesenplateaus haben wird.

Aus Spanien.

Der Toreador Montes, dieser durch seine Kraft und Geschicklichkeit ausgezeichnete Mann gab kürzlich zu Sevilla einen merkwürdigen Beweis seiner Gewandtheit. Ein Picador, der auf dem Punkte stand, von einem wüthenden Stier in die Luft geschleudert zu werden, sah kein Rettungsmittel vor sich, als sich selbst vom Pferde herabzuwerfen. Zufälligerweise fiel er gerade auf den [illegible] des wüthenden Thieres, worauf Montes herbeieilte, [illegible] selbe am Schweife ergriff, und in der Bahn nach [illegible] bald links, bald rechts zog, bis der Stier, dieses Man[illegible]ore's müde, endlich ans andere Ende der Arena tra[illegible] und den kecken Toreador stehen ließ, den die Menge [illegible] Beifallsgeschrei begrüßte. (Die spanischen Amerikaner, [illegible] denen diese Art, einen Stier abzumatten, sehr gemein[illegible] ist, nennen dieß das Colaspiel.

Aus den Vereinigten Staaten.

Die Seeschlange, dieses Ungeheuer, das regelmäßig alle Jahr einmal zum Vorschein kommt, soll dieses Jahr an der Küste von New-Jersey gesehen worden sein. In „Zeitung der Vereinigten Staaten" bringt einen Brief [illegible] einem Hrn. Job Salmon aus Cramner-Town vom [illegible] April datirt, in welchem angegeben wird, daß 5—6 Personen am 28. März die große Seeschlange gesehen haben; sie lag ganz ruhig auf der Oberfläche des Wassers in der Bai von Dinner-Point. Sie ist von schöner Farbe, schien 50 — 60 Fuß Länge und 8 — 10 Zoll im Umfange zu haben und erhebt den Kopf 5 — 6 Fuß hoch über das Wasser. Job Salmon und die Andern fuhren mit vielen herbeigelaufenen Leuten in die See, um Jagd zu machen auf das Ungeheuer und sich dessen zu bemächtigen, aber es wartete nicht auf sie, sondern tauchte [illegible] in das Wasser unter.

Mosaik.

Ein englischer Edelmann gab vor nicht sehr langer Zeit in einer Kirche während des Gottesdienstes einer Dame einen bedeutenden Wink! die Dame erwiderte denselben. Sie trafen an der Thüre mit einander zusammen — „wo auf die Aeußerung des Gentleman: ich bin ein Winker (a nodder)" die Dame erwiderte „Und ich eine Winkerin (a noddee),. — „Hier ist der Arzt!" sagte der Edle fort. „Dort steht der Priester," fügte die Dame bei. „Wie allerliebst sehen diese kleinen Kinder aus!" hub der Gentlemann von Neuem an. Die Dame begann an ihren Fingern zu zählen. „Ich bin nicht verheirathet," sagte der Edle, „sind Sie es?" — „Nein!" war die Antwort der Dame, welche, indem sie nach dem Pfarrer sah, hinzufügte: „ich wünschte, das Sie sich verheiraten." Der Edle: „So reichen Sie mir die Hand!" — „Wie Sie befehlen!" entgegnete die Dame. Und indem sie dem Worte rasch die That folgen ließen, beschlossen sie die religiösen Uebungen des Tages mit dem Akte der Vermählung.

Zeitungsnamen in Ostindien.

Ist es doch, als ob das Blümeln in den Namen der Luft des Orients eigen sei. Alles will und soll sogleich on der Stirne tragen, was in ihm lebt und lebt. Da kommen dann freilich oft wunderliche Phantasiespiele zum Vorschein, weil man sich entweder nicht gern nachsteht oder überbieten will. Die Zeitungen in Calcutta [illegible] es besonders auf die Phänomene des Himmels abgesehen. Die eine heißt also: Mondlicht der Neuigkeiten; eine andere: Vollmondsaufzug der Begebenheiten; eine dritte: Blitz der Begebenheiten und eine vierte sogar: Morgenröthe der Begebenheiten. — Was ist dagegen das Blümeln unserer Mondscheindichter!

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 52.



Der

Bürger = Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 28. Juni 1840.

Des Körpers Asche mag der Wind verwehen,
Des Geistes Werk kann nicht mehr untergehen.

Gutenberg's Standbild in Mainz.

(In der Nacht vom 23. auf den 24. Juni 1840.)

Es legt die Nacht den Sternenschleier
Um ihre müdgeword'ne Welt.
Schon träumt sie von der hehren Feier,
Die bald der neue Tag erhellt.
Und ihre Sterne schimmern reicher
Um das erhab'ne Monument.
Die Nachtgestalten werden bleicher,
Wenn neu der junge Tag entbrennt.

Das Standbild steht so ernst, erhaben,
Fast scheint's, als fühle selbst das Erz,
Als schlüge bei den Festtagsgaben
Im kalten Erz ein warmes Herz.
Das Antlitz glüht, die Hände regen
Sich, wie belebt; es zuckt der Mund.
Und könnt' er, sprechend, sich bewegen,
Er spräche wohl in dieser Stund':

„Mit mir war Gott! D'rum mußte krönen
Sein reicher Segen meinen Fleiß.
Nicht mir, ihm lasset Lob ertönen,
Der seine Burg zu schützen weiß.
Sie wanket nicht, wenn Wogen stürmen,
Der Grund ist fest, auf dem sie ruht;
Und wenn sich rings auch Wetter thürmen,
Nicht schrecket sie der Blitze Gluth."

„Die Nacht muß weichen, ruft er mächtig
Sein Lebenswort durch die Natur.
Wie strahlet seine Sonne prächtig,
Verschwunden ist des Todes Spur!
Wer mag in ihrem Gang sie halten?
Der Wolkenschleier, er zerreißt,
Und über feindliche Gewalten
Erhebt sich kühn der Weltengeist."

„Wie schwach war ich, wie mußt' ich ringen!
Die Bosheit trat in meine Bahn;
Das eig'ne Ich galts zu bezwingen,
Dem zu vertrau'n, der helfen kann.
Er that's! Die Feinde mußten weichen,
Vierhundert Jahre sind entfloh'n;

Mein Werk, es ward der Freiheit Zeichen —
Und längst verklungen ist der Hohn."

„Was einst geschah in fernen Ländern,
Es bleibt dem spätesten Geschlecht;
Was immer auch die Zeiten ändern,
Es siegt die Wahrheit, siegt das Recht.
Und immermehr zu Gottes Ehre
Wird klar, was sonst im Dunkel lag.
Sein ew'ges Wort, die reine Lehre,
Kommt herrlicher stets an den Tag." —

„Mir ist, als zögen jetzt zur Stunde
In Lichtgewändern mir vorbei
Die Männer, die, mit mir im Bunde
Die arme Menschheit machten frei.
Was sie gedacht, ich hab's bewahret,
Was sie gefühlt, das bleibt nicht todt.
Der Welt hab' ich geoffenbaret,
Was mir so mancher Denker bot."

„Der Baum „Erkenntniß" trat in Blüthe.
Mit Gott hab' ich das Land bebaut;
Er hat in seiner Vatergüte
Mit Lust auf's junge Werk geschaut.
Wie schön! Die Welt wird immer freier,
Und Freiheit fördert himmelan;
Es senken sich die Nebelschleier,
Daß man die Wahrheit schauen kann."

„Doch ohne Kampf kein Sieg auf Erden,
Es wuchert auch das Unkraut fort.
Noch immer kann's vertilgt nicht werden,
Es macht sich breit an jedem Ort.
Ha, nicht für elende Scribenten
Hab' ich mein hohes Werk erdacht!
Sie sind's, die meinen Namen schänden,
Die Zwietrachtsflammen angefacht."

„Wie Nachtgeflügel, scheu im Fluge,
Zieh'n sie auch jetzt an mir vorbei
Die Lügengeister. Ihrem Zuge
Folgt nach so manches Wehgeschrei.
Die Unschuld klagt; sie sind's, die Argen,
Die ihre Lilie zerknickt;
Sie sind es, die die Freiheit bargen,
Die ihren Dolch auf sie gezückt."

„D'rum auf, die Ihr der Jetztwelt lebet,
Die Ihr mein Ehrenfest begeht,
Ihr Schriftner, die Ihr redlich strebet,
Bedenkt, umsonst wird nicht gesä't.
Die Saat gedeihet, wenn auch später,
Und dem Verdienste wird sein Recht;
Es breitet sich ein klarer Aether
Erst über's kommende Geschlecht."

„Doch Ihr, die Ihr mein Werk mißbrauchet,
Vergeßt nicht, daß der Herr es schützt,
Und daß umsonst der Berg nicht rauchet,
Bevor er seine Flammen blitzt.
Die Flammen zünden tief im Innern,
Sie zünden eine Höllenglut
Und wecken schmerzliches Erinnern
Und, was sie wecken, nimmer ruht."

„Die Zeit gebietet mir zu schweigen.
Der Tag beginnt, die Nacht erliegt.
Zu Dem laßt Jubellieder steigen,
Durch dessen Macht die Wahrheit siegt.
Der Zukunft will ich dann berichten,
Wie Ihr gewirkt, wie Ihr gestrebt.
Dann wird die Nachwelt Lieder dichten,
In denen Gottes Geist auch lebt."

Wilhelm Kilzer.

Der Zauberstiefel.

Slavisches Mährchen.

Mehrere Meilen von Warschau lag mitten im Walde eine Bauerhütte, wo auf seinem Krankenlager der alte Tartaren-Besieger Woinitch bereits zwölf Jahre hoffnungslos seufzte. Sein einzige Stütze war Casimir, sein ältester Sohn, der vom frühen Morgen bis zum späten Abend sich mit Abschreiben alter Handschriften für das nahe Kloster beschäftigte. Das geringe Geld, welches dieser dafür erhielt, konnte dem Alten zwar keine besondere Pflege bereiten, er war aber an Entbehrung gewöhnt, und dankte Gott unaufhörlich für die Wohlthat, daß er ihm einen so guten Sohn geschenkt hätte. Boleslav, sein zweiter Sohn hatte sich einem wüsten Treiben ergeben; niemals kehrte er vor Mitternacht zurück; die zügellose Gesellschaft junger Leute im nächsten Städtchen hatte ihn so an sich gezogen, daß er nicht eher ruhte, bis auch der letzte Groschen für sinnbetäubende Getränke dahingegangen war. Seine Erscheinung verdoppelte gewöhnlich die Schmer-

zen des alten Dulders, und Alles segnete den Augenblick, wo er wieder die Schwelle verließ, um das mühsam erworbene Geld zu verprassen. Die gutherzigen Mönche, welche seinem fleißigen Bruder gern mehr zahlten, als er verdient hatte, gaben Boleslav selten eine einträgliche Arbeit.

Eines Tages war Cäsimir in's Kloster gerufen worden, um unter den Augen der Mönche einige wichtige Handschriften abzuschreiben. Er hatte seiner zwölfjährigen Schwester Mariana die Pflege des kranken Vaters an's Herz gelegt, und noch vor Mitternacht nach Hause zu kommen versprochen. Mariane hatte den ganzen Tag treulich gewacht und mit kindlich-frommer Geschäftigkeit den Verband der Wunden ihres Vaters besorgt. Jeden seiner Wünsche suchte sie zu errathen und am Abend fiel es ihr erst ein, daß ihr Mittagsessen noch unberührt dastehe. Als die Dunkelstunde herangekommen und der Vater eingeschlafen war, kniete sie zu seinen Füßen nieder und richtete in ganzer Hingebung ihres Herzens das fromme reine Gemüth zu Gott, und sprach mit Inbrunst folgende Worte: „Guter Gott, laß meinen Vater gesund werden, sieh mit Gnaden auf seine jahrelangen Leiden, und errette uns aus unserer Armuth! Erhöre mich arme Waise nur diesmal, ich will auch immer gut und fromm bleiben! Und Du, gute Mutter, die Du hier auf Erden schon so engelrein gewesen bist, und Dich jetzt unter den Seligen in der Nähe unsres lieben Himmelsvaters befindest, hilf mir bitten, damit ich nicht ohne Erhörung von dannen gehe!"

Der Vater war bei den letzten Worten erwacht, und ein großer Strom von Freuden- und Wehmuthsthränen rannte ihm über die Wangen. „Gutes Kind", sprach er „wohl war Deine Mutter schon hier auf Erden engelrein. Gott schenke ihr den ewigen Frieden!"

Der Tag war schwül, und auch jetzt wollte sich die Luft noch nicht abkühlen. Woiniecki war vor Mattigkeit wieder eingeschlafen; Mariana zündete die Lampe an und setzte sich zu den Füßen des Vaters. Die Mitternachtsstunde kam heran, ein furchtbares Gewitter stieg herauf, und auch Mariana unterlag der Geschäftigkeit des Tages und schlief ein.

„Mariana, liebes Kind, hörst Du nicht wie der Donner rollt?" rief der Alte; aber nichts vermochte sie aus dem festen Schlafe zu wecken. Bei jedem Knarren der offenstehenden Hauspforte rief der Kranke: „Mein guter Casimir kommt!" und jede neue Täuschung machte ihn nur noch ungeduldiger. Ein furchtbarer Donnerschlag erschütterte die morsche Hütte, und Mariana erwachte mit lautem Angstgeschrei; ein Luftstrom hatte die Lampe ausgelöscht. Die Mitternachtsglocke ertönte vom Kloster her, und ängstlich schürte die gute Tochter die glimmenden Kohlen im Kamine zusammen, die hinsterbende Gluth auf's Neue anzufachen und die Lampe anzuzünden.

„Hier laßt uns einkehren, hier finden wir Schutz vor dem schrecklichen Unwetter!" rief draußen eine Stimme, und in demselben Augenblick trat ein rüstiger Mann mit zwei Dienern herein, der beim Anblicke Mariana's in den Lehnstuhl an der Thür zurücksank und unaufhörlich mit abgewandtem Gesichte rief: „Schafft mich von dem Zauberkinde fort, erbarmt Euch, ich komme um!"

Nachdem der Fremde einige Minuten lang mit wildrollenden Augen die stillen Hausbewohner verfolgt hatte, stürzte er hinaus in die finstere Nacht.

„Trete heran, armes Kind", sprach der Alte, der mit ruhigem Blicke dem sonderbaren Mitternachts-Schauspiele zugesehen hatte; „fürchte Dich nicht, böse Menschen dürfen der Unschuld nicht

schaden. Gott hat alle Haare auf unserm Haupte gezählt, ohne seinen Willen darf keins verloren gehen. Gottes Strafgerichte verfolgen diesen Böse-wicht; zwölf Jahre habe ich ihn nicht mehr gesehen; heute, an dem verhängnißvollen Tage, der mich um mein Vermögen brachte und seiner Schlechtigkeit die Krone aufsetzte, muß er gerade unsre ärmliche Wohnung betreten. Mich hat er nicht erkannt, das Siechbett hat mich zu sehr entstellt; warum er aber vor Dir floh, gutes Kind, begreife ich nicht."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Doppelsterne.

(Fortsetzung.)

Der oben von uns mitgetheilte Ausdruck des Newton'schen Attraktionsgesetzes, ja das bloße Nachdenken zeigt den Zusammenhang, der zwischen der Größe der Masse eines Centralkörpers und der Anziehung besteht, welche der umkreisende Satellit, mit gleichzeitiger Rücksicht auf seine Entfernung, durch die Masse erleidet, und welche Wirkung sich durch seine schnellere oder langsamere Bahnbewegung, d. h. durch die kürzere oder längere Umlaufsperiode (Sonnenjahr des Sternsatelliten) manifestirt. Die Umlaufsdauer, mit Beziehung auf die Distanz, gestattet also offenbar jederzeit einen Rückschluß auf die, die Schnelligkeit für diese Distanz regulirende Masse des Centralkörpers.

Was ist aber ferner die Parallaxe des Fixsterns, wenn man diese Frage nicht zunächst an den irdischen Astronomen, sondern vielmehr an einen im Fixstern angenommenen Beobachter richtet? Für letzteren offenbar der Winkel, unter welchem ihm der Halbmesser der Erdbahn erscheinen würde, d. h. die Größe dieses Halbmessers in Bogensekunden. Man wüßte also, wofern die Parallaxe bekannt wäre, zugleich, wie groß jener Halbmesser der Erdbahn (von 20 Millionen Meilen) in der Fixsternentfernung erscheinen würde, und hätte, da umgekehrt der Halbmesser der Sternbahn ebenfalls in Bogensekunden gemessen ist, ein Mittel, auch auf dessen wahre Größe in Meilen zu schließen. Dies folgt ganz einfach aus dem sogleich einleuchtenden Satze, daß sich die scheinbaren Halb- (oder Durch-) messer wie die wahren verhalten.

Man sieht demnach, daß zwischen der Masse des Centralsterns eines Doppelsterns, dem beobachteten Halbmesser der Bahn des Satelliten dieses Systems in Bogensekunden, der Dauer seines Umlaufes, und seiner Parallaxe eine Relation besteht, welche es möglich macht, die eine oder die andere dieser Größen aus den übrigen herzuleiten, und zwar kann man, wie wir es angekündigt haben, der entspringenden Gleichung die Gestalt geben, daß in derselben die gesuchte Parallaxe mit der Cubikwurzel aus der Masse zu einem Produkte vereinigt auftritt.

Nun kennt man aber die Massen der Centralsterne bis jetzt noch nicht, weil, nach dem Angeführten, zu dieser Kenntniß, außer der beobachteten, entweder ganzen oder aus einem Bahnstücke geschlossenen Umlaufszeit, auch die, eben so wenig bekannte wahre Distanz des Sternsatelliten vom Centralsterne erforderlich wäre; man müßte also um auf diesem Wege die Parallaxe zu bestimmen, eine Supposition über jene Masse machen: und hier ist es nun, wo sich die Ansichten der beiden, von uns genannten, über diesen Gegenstand, discutirenden Astronomen Schimko und Mädler scheiden.

Schimko postulirt, daß man die Masse der Centralsonne eines Doppelstern- (Doppelsonnen-) Systems der (bekannten) Masse unserer Sonne gleich setze, wobei also die gesuchte Parallaxe die

einzige und sonach augenblicklich zu findende unbekannte Größe in den bezeichneten Gleichungen bliebe, und meint, daß man dies mit „größter Wahrscheinlichkeit“ könne. Der Mandtopograph Mädler dagegen behauptet (und dies ist also der eigentliche Streitpunkt dieses jezt schwebenden, vielbesprochenen astronomischen Prozesses), daß jene Voraussetzung wenigstens allgemein von keinem Himmelskundigen eingeräumt werden könne. Wie ungeheuer verschieden,“ sagt er in seiner Replik auf den Schimkoschen Vorschlag, sind nicht z. B. die Massen der Planeten, obwohl diese Weltkörper doch auch einer und derselben Ordnung angehören! und auf welche Massenverschiedenheit unter den Fixsternen selbst lassen nicht schon andere Umstände schließen! — Nein, einen sichern Schluß auf die Massen der Fixsterne werden wir erst dann machen können, wenn die Parallaxen dieser Gestirne durch direkte Beobachtung erforscht sind, und wenn wir zugleich, und unabhängig von jener Bestimmung, die Umlaufszeiten und mittleren Distanzen (halben großen Axen) der Sternsatelliten vom Centralsterne kennen. Für den Doppelstern 61 des Schwans dürfte der Zeitpunkt aller jener mehrfachen Bestimmungen, und zwar in hinreichender Genauigkeit, wahrscheinlich schon sehr nahe sein.“

Mit dieser Aussicht auf genaueste Bestimmung des Gesuchten, wie sie uns Mädler hier eröffnet, verbinde ich aber, als gewissenhafter Referent, doch die Bemerkung, daß Schimko gerade für diesen Stern 61 im Schwan, mittelst der nach seiner Voraussetzung: „daß die Masse des Centralsterns der Masse unserer Sonne gleich anzunehmen sei“ geführten Rechnung, eine Umlaufszeit von 452 Jahren (genau wie wir sie oben nach andern Astronomen angegeben haben), und eine Entfernung von der Erde (16 Billionen Meilen) findet, welche sich von der, durch Bessel vorläufig bestimmten (beiläufig 14 Billionen Meilen) auch nicht gar zu sehr unterscheidet. Es wäre also wohl möglich, daß Schimko's Hypothese für diesen und andere spezielle Fälle der Wahrheit sehr nahe käme; und warum sollte es in der That unter den Centralsonnen der unzähligen Doppelsternsysteme nicht viele, unserer Sonne an Masse gleiche geben? Dagegen hat Mädler gewiß Recht, wenn er die allgemeine Zulässigkeit dieser Hypothese bestreitet. — In diesen Worten scheint mir die Entscheidung dieses astronomischen Prozesses zu liegen.

Nöthigt uns aber diese Uebereinstimmung der Resultate, für die Centralsonne einiger oder mehrerer Doppelsternsysteme eine gleiche Masse wie für unsere Sonne zuzugeben, so scheint die Analogie auch zur Annahme einer, wenigstens nahe gleichen Größe zu berechtigen. Mehr als diese Analogie läßt sich dafür wohl nicht anführen. Die stärksten Vergrößerungen zeigen uns die Fixsterne bekanntlich nur als untheilbare Punkte; und da also von einer Messung und Vergleichung ihrer Durchmesser bis jetzt kaum die Rede sein kann, so dürfte es gewagt klingen, schon Näheres darüber vortragen zu wollen. Indeß mögen wir nicht unerwähnt lassen, daß der um die Theorie der Doppelsterne bekanntlich so sehr verdiente russische Astronom Struve *) gerade für die beiden Sonnen des von von uns besonders hervorgehobenen Doppelsterns ρ im großen Bären Massen vermuthet, welche die Masse unserer Sonne viele Male übertreffen, wobei indeß Voraussetzungen gemacht werden, deren Verifizirung doch wohl der Zeit überlassen bleiben muß.

(Der Beschluß folgt.)

*) Messungen der Doppelsterne, angestellt auf der Dorparter Sternwarte, von Struve. Petersburg 1837.

* Was Noth thut.

Wehe thut's, aber doch gut ist es, die wunden Stellen unsrer Schulen aufgedeckt zu sehen, weil nur dann Abhülfe und Besserung möglich wird. Nur erwarte man nicht Alles vom Staate, auch die Eltern und Lehrer müssen das Ihre thun und Hand in Hand gemeinsam das Beste der Schulen zu fördern suchen. Mögen folgende Zeilen als ein Versuch, die Hauptzüge des hier Nothwendigen zu schildern, einer geneigten Beachtung und Prüfung gewürdigt werden!

Was kann und muß für unsere Schulen geschehen?

1. Von den Eltern.

Gar viele Eltern glauben leider! ihre ganze Pflicht gegen ihre Kinder erfüllt zu haben, wenn sie dieselben irgend einer Schule übergeben, ohne sich nun weiter um ihr Verhalten in derselben zu kümmern. Nein, so soll's nicht sein, die häusliche Erziehung muß der Schulerziehung, und umgekehrt diese jener zu Hülfe kommen. Man gewöhne seine Kinder von früh an zu unbedingtem Gehorsam, dulde keine Ungebundenheit, fälschlich Freiheit des jugendlichen Frohsinns genannt; halte sie zu häuslichem Fleiße an, sorge dafür, daß die aufgegebenen Arbeiten gehörig und zu rechter Zeit erlernt und angefertigt werden und gestatte erst dann Spiel- und Erholungsstunden, überlasse es aber nicht der Willkühr seiner Kinder, nach Gefallen zu lernen und zu arbeiten, oder nicht, die Schule zu versäumen oder zu besuchen; nähre nicht den Hang der Kinder, nur sinnliche Freuden zu genießen, woraus so leicht die leidige Vergnügungssucht entsteht; suche durch Wort und Beispiel Religiosität in seinen Kindern zu begründen, so z. B. durch andächtiges Beten vor und nach dem Essen, beim Schlafengehen und Aufstehen, durch Anhalten zum Besuche des öffentlichen Gottesdienstes, durch Enthaltung schlüpfriger Reden und des Fluchens, besonders im Beisein der Kinder, denn alle religiöse Schulerziehung fruchtet nichts wenn die häusliche fehlt. Besonders aber habe man ein wachsames Auge auf die größeren Kinder, welche gar oft schon Gefallen am Lesen schlüpfriger Bücher finden, welche sie bald hie, bald da sich zu verschaffen wissen, oder auch von leichtsinnigen Erwachsenen ihnen absichtlich in die Hände gegeben werden. Auch mache man seine Kinder auf die Nothwendigkeit und Wichtigkeit des Schulunterrichts aufmerksam, zeige ihnen durch Wort und That, daß man des Lehrers Handeln in jeder Hinsicht billige und sein Streben und Mühen anerkenne und würdige; lasse sich nicht durch seine Kinder bestimmen, oft mit den Schulen zu rechten und viele Klagen und Uebelstände werden bald schwinden.

2. Von den Lehrern.

Soll's besser mit den Schulen werden, so müssen vor allen Dingen die Lehrer Hand ans Werk legen. Einigkeit muß unter ihnen herrschen — denn Eintracht hat große Macht —, festhalten müssen sie an der Aufrechthaltung guter Schulordnung, die ja nach allgemein gültigen pädagogischen Grundsätzen in allen Schulen dieselbe sein kann. Kein Lehrer z. B. dulde ungestraft Spätkommen, Unfleiß, Unaufmerksamkeit, Schulversäumnisse (Krankheitsfälle ausgenommen); keiner lasse sich Abzüge am Schulgelde gefallen, denn Schulen, wo höheres Schulgeld bezahlt wird, haben am wenigsten über Schulversäumnisse zu klagen. Kein Lehrer befasse sich mit der Anwerbung der Schüler, keiner lasse sich auf Feilscherei hinsichtlich des Schulgeldes ein; keiner erniedrige sich zum Kriecher und Speichellecker, schmeichle nicht ungezogenen Kindern, um dieselben nur nicht zu verlieren; greife auch nicht zu dem, den Lehrer selbst erniedrigenden Mittel: Verkleinerung der Collegen;

sende nicht, wie es wirklich vorgekommen, Einladungskarten zu den sogenannten lustigen Tagen aus, sogar an Eltern solcher Kinder, welche nicht seine Schule besuchen, um diese dadurch in die seinige hereinzuziehen. Oefters freimüthige Besprechungen mit den Eltern und Conferenzen der Lehrer unter einander würden auch hier gewiß Vieles ändern und bessern können.

n.

Das Universum.

Wenn die Flügel eines Seraphs auch mit der Schnelligkeit des Lichts Millionen Jahre hindurch den unermeßlichen Raum durchflögen, so würden sie doch nie an einem Ziele anlangen, wo sie sagen könnten: „Bis hierher und nicht weiter:“ Und wir haben allen Grund zu glauben, nach der Kenntniß, die wir bis jetzt von Gott und seinen Werken haben, daß während des ganzen Flugs durch die Unendlichkeit dem Seraph stets neue Scenen der Herrlichkeit und Pracht vor das Auge treten würden. Einen anderen Glauben hegen, hieße dem Raume und der unendlichen Vollkommenheit Gottes Schranken setzen. Dies unbegreifliche Wesen erfüllt das ganze Weltall mit seiner Allmacht, Weisheit und Güte, welche unbegränzt und allgegenwärtig sind; darum müssen wir uns auch für fest überzeugt halten, daß der Plan, nach welchem Gott das Weltall geschaffen unbegreiflich und unendlich ist, wie er selbst ist, für uns Sterbliche ein ewiges Räthsel. Fänden wir, daß der Plan, nach welchem das Universum geschaffen wurde, umschrieben und beschränkt sei, gleich jenem, nach welchem die alten Astronomen das Weltall entstehen ließen, welche sich das Firmament als eine feste Halbkugel dachten mit einer Unzahl brennender Kerzen, die sich mit jener um die Erde drehten, so würden wir uns den Schöpfer der Welt als ein beschränktes Wesen denken; wenn wir aber den ungeheuren Umfang der Planetensysteme betrachten und die Abstände, durch welche sie von einander getrennt sind, so sehen wir einen Plan und Ausführung, welche in vollkommener Harmonie stehen mit der Unendlichkeit des Wesens Gottes, seiner unbeschränkten Macht, seiner unwiderstehlichen Wirkung und Allgegenwart. Wo wir immer in dem ganzen Reich der Natur unsere Augen hinwenden, und unsere Aufmerksamkeit auf ihre Systeme und Bewegungen richten, finden wir den Schöpfer überall seinem göttlichen Wesen entsprechend thätig, und nirgends zeigt sich dies auf eine überzeugendere Weise, als bei der Größe und Herrlichkeit der Himmelskörper und der unermeßlichen Räume, von welchen sie umgeben sind.

* Für Hausfrauen.

Da der Verbrauch von Java-Reis, besonders unter der geringeren Classe, im Zunehmen ist, viele aber die Art und Weise, wie dieser Reis gekocht werden muß, so daß er nicht allein dem besten Caroliner an Weiße gleicht, sondern sogar im Geschmack übertrift, nicht kennen, so wird hierdurch angezeigt daß der Java-Reis wenn er gehörig in kaltem Wasser abgespült und gereinigt worden, in heißem Wasser zweimal, zuerst eine Stunde und dann eine halbe Stunde eingeweicht werden muß, während dieser Zeit wird Wasser und Milch separat gekocht dann zusammen gegossen und hierin der Reis geworfen und mürbe gekocht, man muß sich aber in Acht nehmen den Reis nicht zu dick werden zu lassen weil er im Kaltwerden leicht so steif wird daß er ungenießbar wird.

Anmerkung.

Seit wenigen Jahren ist dieser Reis erst hier mehr im Verbrauch gekommen und da derselbe

50 % wohlfeiler wie der Caroliner ist, derselbe aber wie der Caroliner gekocht bei weitem nicht so schön schmeckt, wie dieser auch nicht so weich wird, so wäre die obige Unterrichtung besonders für unbemittelte Familien hier am rechten Platz.

Aussprüche Friedrich's des Großen.

Das Pfaffengeschmeiß rügt die kleinste Verletzung der Orthodoxie; man wagt es nicht, die Wahrheit ohne Schleier zu zeigen und die Tyrannen des Geistes fordern, daß die Ideen ihrer Mitbürger alle in Eine Form gegossen sein sollen.

Der Adel ohne Kenntnisse ist nichts als ein leerer Titel, der einen Unwissenden zur Schau stellt und der Verspottung derer Preis giebt, die daran Gefallen finden. Die Natur theilt die Talente ohne Rücksicht auf den Stammbaum aus.

Frömmelei und Verrücktheit sind nach meinem Begriff gleichbedeutend; wenn anders die Frömmelei nicht noch gefährlicher ist, denn sie bleibt, das Verrücktsein hingegen verliert sich, sobald das Fieber nachläßt.

Müßte man nicht wahnsinnig sein, wenn man sich vorstellen wollte, daß Menschen zu Einem ihres Gleichen gesagt haben sollten: „Wir erheben Dich über uns, weil wir gern Sclaven sein wollen und geben Dir Macht, uns nach Deiner Willkür zu lenken?“ Sie haben vielmehr gesagt; „Wir bedürfen Deiner, um die Gesetze aufrecht zu erhalten, denen wir gehorchen wollen, um weise regiert zu werden und uns zu vertheidigen; übrigens fordern wir von Dir Achtung für unsere Freiheit.“

Ob Roma's Bullen Dir den Glauben vorgeschrieben,
Ob Du Calvinen folgst, mir gilt es einerlei:
Ich werd' als Protestant, als Katholik Dich lieben,
Bist Du ein Biedermann und Deiner Pflicht getreu,
Strebst Du, als guter Bürger Andre zu beglücken,
Nur Deine Tugend, Deine Thaten, nicht Verstand
Und Klugheit rühren mich! Gern reich' ich Dir die Hand
Und eile, Dich als Freund an meine Brust zu drücken.

Talente muß man ausgezeichnet ehren. Schöne Geister arbeiten für die Ehre, und es ist hart, sie darauf hoffen zu lassen, ohne sie je in deren Besitz zu setzen. Nur durch diesen Balsam können die Widerwärtigkeiten, die mit allen Ständen der Menschheit verknüpft sind, gemildert werden, und ein wenig von diesem Balsam bedürfen selbst die größten Menschen.

Papierstreifen.

Wer sich eifrig und unaufhörlich nach Ehren drängt, der hat irgendwo Schande zu bedecken und will dazu die Mittel an sich reißen.

Das Nachdenken kann die Leidenschaften des Mannes heilen, die des Weibes werden vom Nachdenken vergrößert und können dadurch unheilbar werden.

* Bitte!

Herr Pastor Capelle werden gebeten die vortreffliche Jubelpredigt den Druck zu übergeben. Auf den Wunsch vieler bei dem Gottesdienst gegenwärtig gewesenen Bürger!

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Daewes, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshof.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 51 und 52.

Bremen, Sonntag den 28. Juni 1840.

Gestorben:

Nro. 600. Den 3. März 1840 starb zu Puerto Cabello der zweite Steuermann des Schiffes „Ocean", Hermann Hinrich Schröder, 22 Jahr; von hier gebürtig.

— 601. Den 19. Juni. Des Cigarrenmachers Valentin Hieronimus Zimmermann Tochter, 12 Wochen; gr. Sortillenstraße Nro. 7.

— 602. Den 20. — Des Kistenmachers Diedr. Hinr. Winter Tochter, 5 Wochen; Gröplingerstraße Nro. 18.

— 603. Den 20. — Des Tabacksfabrikanten Friedrich August Kahle Tochter, 14 Tage; Paulsberg Nro. 80.

— 604. Den 20. — Des Küpergesellen Albert Bardtling Tochter, 4 Monat; Düsternstraße Nro. 83.

— 605. Den 21. — Der Rentier Joh. Hinr. Borgmann, 64 Jahr; Jacobikirchhof Nro. 6.

— 606. Den 21. — Des Segelmachers Joh. Heinrich Meyer Ehefr., geb. Tretau, 49 Jahr; Alten Steinweg Nro. 26 F.

— 607. Den 21. — Der Schneidergesell Carl Walter, 23 Jahr; Wegesende.

— 608. Den 22. — Des Hermann Behnken Wittwe, geb. Stockfisch, 72 Jahr; Armenhaus.

— 609. Den 22. — Des Arb. Friedr. Homcken Sohn, 1¾ Jahr; kl. Krummenstraße Nro. 29.

Nro. 610. Den 22. Juni. Der Blechenschlägermeister Jacob Bader, 69 Jahr; hinterm Schütting Nr. 7.

— 611. Den 23. — Der Bildhauer Friedr. Wilhelm Timm, 30 Jahr; kl. Annenstraße Nro. 34.

— 612. Den 23. — Des Eisenkrämers Christ. Friedr. Kurre Sohn, 8 Jahr; Molkenstraße Nro. 24.

— 613. Den 24. — Des Arb. Andreas Starcke Ehefr., geborne Meyer, 26 Jahr; Großenstraße Nro. 36.

— 614. Den 25. — Des Consumtions-Einnehmers Joh. Franz Biskanter Ehefr., geb. Allmers, 37 Jahr; am Steinthor.

— 615. Den 25. — Des Schuhmachers Friedr. Lindemann Sohn, 7 Monat; Hastedt Nr. 23.

— 616. Den 25. — Der Landmann Wilh. Wessels, 24 Jahr; Hastedt Nro. 70.

— 617. Den 25. — Des Kaufmanns Joh. Friedrich Gotte Sohn, 2½ Jahr; Westerstr. Nr. 87.

— 618. Den 26. — Des Pastors zu St. Pauli Georg Conrad Friedr. von Hanffstengel Ehefr., geb. Sager, 34¼ Jahr; gr. Johannisstraße Nro. 232.

— 619. Den 26. — Des Schuhmachers Joh. Daniel Schütte Tochter, 1¼ Jahr; Buntenthorssteinweg.

Geburten:

Nro. 753. Den 17. Juni. Des Bockfahrers Joh. Christ. Kreckler Ehef., geb. Ahlers, Buntenthorssteinweg; von einem Knaben.

— 754. Den 17. — Des Arb. Friedr. Windhorst Ehefrau, geb. Körner, Hastedt Nr. 109; von einem Mädchen.

— 755. Den 19. — Des Arb. Friedr Boschen Ehef., geb. Bomeyer, Hastedt Nro. 31; von einem Mädchen.

— 756. Den 19. — Des Pastor prim. zu St. Stephani Friedr. Ludw. Mallet Ehefr., geb. Achelis, Stephanikirchhof Nro. 9; von einem Knaben.

— 757. Den 21. — Des Kaufmanns Heinr. Ludwig Gromme Ehef., geb. Zimmermann, Ansgaritthorsstr. Nr. 23; von einem Mädchen.

Nro. 758. Den 21. — Des Cigarrenfabrikanten Johann Diedr. Ilse Ehefr., geb. Kottmeier, Paulsberg Nro. 24; von einem Knaben.

— 759. Den 21. — Ein Mädchen — Marterburg Nro. 46.

— 760. Den 21. — Des Schweineschlachters Friedr. Schläger Ehef., geb. Goosmann, Neuen Weg Nro. 4; von einem Knaben.

— 761. Den 21. — Ein Knabe — gr. Rosenstraße Nro. 17.

— 762. Den 21. — Des Schenkwirths Joh. Matthias Jörres Ehef., geb. Geils, Schlachte N. 9; von einem Mädchen.

— 763. Den 22. — Des Stuhlmachers Gerh. Friedr. Wiemeyer Ehefrau, geb. Rose, Plumps Hof Nro. 3; von einem Knaben.

Nro. 764. Den 22. Juni. Des Kaufmanns Joh. Hinr. Heydorn Ehefr., geb. Gercken, Stintbrücke Nro. 10; von einem Knaben.

— 765. Den 22. — Des Arb. Joh. Heinrich Friedr. Schnur Ehefrau, geb. Ahrens, Buntenthorssteinweg Nr. 32; von einem Mädchen.

— 766. Den 22. — Des Blechenschlägermeisters Diedr. Wilh. Kück Ehefr., geb. Koch, Wachtstr. Nro. 6; von einem Mädchen.

— 767. Den 22. — Ein Mädchen — vor den drei Pfählen Nro. 3.

— 768. Den 23. — Des Kaufmanns Joh. Theodor Bongard Ehefr., geb. Oelschlägels, U. L. Fr. Kirchhof Nro. 4; von einem Knaben.

— 769. Den 23. — Ein Knabe — Heißenbüttels Gang Nro. 1.

— 770. Den 23. — Des Hökers Friedr. Heinr. Ludw. Schultze Ehefr., geb. Reichenbach, Mühlendamm Nro. 3; von einem Mädchen.

— 771. Den 24. — Des Cigarrenmachers Wilhelm Wiese Ehefr., geb. Sievers, Buntenthorssteinweg Nro. 30; von einem Knaben.

— 772. Den 24. — Des Oeconomen Joh. Friedrich Krippähne Ehefr., geb. Elten, am Wall Nro. 103; von einem Mädchen.

— 773. Den 24. — Ein Mädchen — Buntenthorssteinweg Nro. 62.

Nro. 774. Den 24. Juni. Des Cigarrenfabrikan[illegible] Wilh. Knobel Ehefr., geb. [illegible] Johannisstraße Nro. 88; [illegible] Mädchen.

— 775. Den 24. — Des Schneidermeisters [illegible] Wilh. Wilhelmi Ehefr., geb. [illegible] Schwanenstraße Nro. 14; [illegible] Knaben.

— 776. Den 24. — Des Arb. Hinr. Dohrm[illegible] geb. Mindermann, Hastedt; [illegible] Knaben.

— 777. Den 25. — Des Schneidermeisters [illegible] Friedr. Lorenz Ehefr., geb. [illegible] denthorswallstraße Nro. 73; [illegible] Knaben.

— 778. Den 25. — Des Schneidermeisters [illegible] Wilh. Gehle Ehefr., geb. [illegible] terburg Nro. 17; von einem [illegible]

— 779. Den 25. — Des Arb. Diedr. [illegible] Gerh. Wienke Ehefr., geb. [illegible] sterstraße Nro. 26; von einem [illegible]

— 780. Den 26. — Des Arb. Johann [illegible] Ehefr., geb. Schröder, [illegible] Nro. 19; von einem Mädchen.

— 781. Den 26. — Des Tischlermeisters [illegible] Meyer Ehefr., geb. Hasche, [illegible] straße Nro. 13; von einem [illegible]

Proclamirt sind:

Nro. 283. Der Kaufmann Carl Friedr. August Richter und Anna Maria Hüpohl hieselbst.

— 284. Der Kaufmann Joh. Chr. Müller u. Catharina Augusta Bernhardt. Beide von hier.

— 285. Der Kaufmann Chr. Diedr. Frame und des vst. Uhrmachers Heinr. Heitmann Wittwe, Anna Rebecca, geb. Siedenburg, hieselbst.

— 286. Der Maler Karl Gottl. Ludw. Schmidt u. des verst. Malers Arnold Heinrich Schwartz Wittwe, Metta Elise, geb. Siemers.

Nro. 287. Der Segelmacher Joh. Conr. [illegible] Margar. Sophia Leopold aus [illegible]

— 288. Der Tabacksfabrikant Heinr. [illegible] und Margar. Elisab. Bückendorf [illegible] tenburg.

— 289. Der Arb. Cord Hinr. Oetjen und [illegible] garethe Elise Averberg hieselbst.

— 290. Der Cigarrenmacher Joh. Diedr. [illegible] nenberg, gen. Schmidt, hies. [illegible] Elisabeth Schäfer aus Osnabrück.

Die

SCHNELL-  POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 53 des Bürger-Freundes für 1840.

Donnerstag, den 2. Juli.

Aus Deutschland.

Schnellpost-Korrespondenz.

Es haben sich in Frankfurt a. M. kürzlich zwei Polizeifälle zugetragen, die wegen des Scharfsinnes und der Thätigkeit, welche die betreffende Behörde dabei entfaltete, besonderer Erwähnung verdienen. In dem einen Falle war an einem Handelsmanne ein Raub von 1400 fl., die der Ueberbringer unterschlug, in der Art verübt worden, daß die That erst folgenden Tages entdeckt entdeckt werden konnte, und ihr Urheber auf der Straße nach Frankreich, die er, wie ermittelt wurde, eingeschlagen hatte, bereits einen Vorsprung von 20 Stunden Zeit gewonnen hatte, bevor noch Maßregeln von Policeiwegen getroffen werden konnten. Diese wurden indeß so schnell und erfolgreich ausgeführt, daß der Uebelthäter nebst seinem Mitschuldigen, als sie in Paris aus der Diligence stiegen, von der Französischen Policei in Empfang genommen, zur Haft gebracht, und später nebst der geraubten Summe nach Franfurt ausgeliefert wurden. Dieser Vorfall hat auch noch insofern politische Färbung, als die Straßburger Policei-Behörde, der die Anzeige von der Missethat und deren Urheber durch Estafette gemacht wurde, die Gefälligkeit hatte, solche durch den Telegraphen nach Paris zu übermitteln, wo sie demnach um 4 Stunden Zeit früher als der Wagen eintraf, der die bezeichneten Personen brachte. Diese Gefälligkeit aber ist um so mehr zu schätzen, als zwischen Frankreich und Frankfurt kein Cartel besteht, mithin die gegenseitige Auslieferung von Verbrechern vielmehr in Gemäßheit eines gewissen moralischen Pflichtgefühls geschieht, als daß sie durch Verträge geboten würde. — Der andere Fall war ein durch einen entlassenen Dienstboten mit unerhörter Frechheit und Verschmitztheit begangener Hausdiebstahl, der in einer Cassette bestand, deren Inhalt den Werth mehrerer tausend Gulden hatte. Innerhalb der nächsten 24 Stunden nach verübter That waren deren Urheber ermittelt und durch die Bemühungen der Policei-Stelle eine solche Menge Indicien- und Zeugen-Beweise herbeigeschafft, daß derselbe, des hartnäckigsten Läugnens ungeachtet, sich bemüßigt sah, nicht nur sein Verbrechen einzugestehen, sondern auch die Orte anzugeben, wo er seinen Raub verborgen hatte. Man kann sich einen Begriff von der bei diesem Anlasse von der Policei-Behörde entfalteten Thätigkeit machen, wenn man erfährt, daß der die Untersuchung leitende Beamte von jenen 24 Stunden 18 bis 19 mit Vernehmungen und Anordnungen beschäftigt war, um jenes Ergebniß herbeizuführen.

Aus Köln schreibt man: „Durch einen Zusammenfluß von Unglücksfällen sind diese Pfingstfeiertage die traurigsten geworden, welche wir seit lange erlebt haben. So verunglückten sechs junge Leute, welche voll Lebenslust eine Landpartie nach dem gegenüberliegenden Schlosse Bensberg gemacht, durch das Scheuwerden der Pferde und den Sturz des Wagens, den sie selbst nicht zu lenken verstanden; so verbrannte in dem naheliegenden Mülheim eine Mutter mit zwei Kindern, weil der Vater gegen das policeiliche Verbot Firniß in der Stube bereitete, welcher überkochte, sich entzündete und die Wiege ergriff, deren Pfleglinge die Mutter zu retten meinte; so ertränkte sich in einem benachbarten Dorfe ein unbescholtenes Mädchen, vermuthlich in einem Anfalle von Wahnsinn; auch ertrank ein Bauer in einem Anfalle von Fallsucht in einer Wasserrinne das kaum den Durst löschen könnte; ferner stürzte Herr von Loh, der einzige Sproß einer unserer ältesten Familien, vom Pferde und zerschmetterte sich die Hirnschale, und der allgemein geachtete Regierungsrath Bracht, ein um den Wieder- und Ausbau der Domkirche äußerst verdienter Mann, ward in seinem Bette Morgens todt gefunden.

Einige fanatische Frauen vom polnischen Adel in Posen haben bei der Todesnachricht des Königs von Preußen ihre Trauer um den gefangenen Erzbischof abgelegt und erscheinen mit Fleiß recht bunt, während das ganze Land um den geliebten König von Herzen trauert.

Aus Nürnberg. Indeß man in Deutschland allenthalben das Gutenbergsfest feiert, geht es bei uns und in Bayern überall ganz stille her. Alle Comités haben unter den obwaltenden Bedingungen auf jede Festfeier verzichtet. Wir haben hier in Nürnberg ein Buch in Folio vom Jahre 1740, worin beschrieben wird, wie glänzend damals das Fest in Nürnberg gefeiert wurde. Wir werden sich die Leute vom Jahre 1940 vergeblich abmühen, um die Beschreibung der Festlichkeiten vom Jahre 1840 aufzufinden.

Das Fronleichnamsfest wurde am 21. Juni in Aschaffenburg mit aller Pracht nachgefeiert. Der Bischof von Eichstädt trug das Sanctissimum und der König folgte demselben unter einem vergoldeten Traghimmel mit einer brennenden Kerze. Der bayerische Bundestagsgesandte von Mieg nahm auch an der Procession Antheil und trug wie alle Staatsdiener gleichfalls eine brennende Kerze. Den Kapuzinern wurde ein mit Blumen reich verziertes Kreuz voraus getragen. Die Häuser waren mit Maien, die Fenster und Thüren mit kostbaren Tüchern und Teppichen belegt und behängt. Selbst die protestantischen Mitbürger hatten ihre Wohnungen geschmückt.

Aus Wien, vom 17. Juni meldet man: „Wer es nicht mit angesehen, dürfte es kaum glauben, obwohl wir die Wahrheit des Gesagten buchstäblich verbürgen. Wien hat in Mitte der innern Stadt eine kleine Belagerung er-

lebt! Der Seltenheit wegen wollen wir den Vorfall ausführlich berichten. Ludwig Scotti, öffentlicher Gesellschafter der Tuchhandlung zum „Kaiser von Oesterreich" in Wien, war seit längerer Zeit wegen Wechselfälschung flüchtig geworden, wie man vermuthete, nach Pesth. Steckbriefe verfolgten ihn, und der Magistrat hatte schon amtlich den Konkurs über sein Vermögen verlautbart. Plötzlich kam er in der Nacht vom 14. auf den 15. d. M. hier an, und pochte an sein Haus, an der Ecke des hohen Markts (eines der belebtesten Plätze Wien's) Nr. 424; der Hausmeister öffnete, ließ ihn passiren, verriegelte aber schnell wieder, und rannte nach der nahen Polizei-Oberdirection, den Vorfall anzuzeigen. Mittlerweile hatte Scotti die von dem Wechselgericht versiegelte Thüre seiner Wohnung gewaltsam erbrochen, und nahm unbekümmert davon Besitz. Noch vor Anbruch des Tages waren die Diener der Gerechtigkeit gekommen, und fanden die Thüre zu Scotti's Wohnung offen. Sie traten ein und fanden ihn im Bette liegend. „Keinen Schritt vorwärts!" herrschte er sie an, zwei Pistolen aus der Bettdecke ziehend, „den Ersten, der sich mir zu nahen wagt, schieße ich über den Haufen!" Das war deutlich gesprochen, und wurde auch verstanden; im Nu war die Wohnung geräumt, und die Eilenden hörten noch die Thürflügel zusammenklappen und verriegeln. Nun, da man ihm mit Gewalt nicht beikommen konnte, (?) beschloß man wahrscheinlich, den Löwen in seiner Höhle auszuhungern. Das Haus war von allen Seiten von Polizeibeamten förmlich besetzt; an ein Entkommen war nicht zu denken, aber einzudringen wagte auch Niemand mehr. Indessen war die Sache laut geworden, und die Zahl der Gaffer auf der Straße wuchs von Stunde zu Stunde. So verstrich der ganze Vormittag. Nachmittags gegen 4 Uhr kam Scotti's Geliebte, Rosine Alina, eine Tapeziererstochter aus Wien, jung und bildschön, nach der die Polizei geschickt hatte, um vielleicht durch sie den Rebellen zu überwältigen oder ausgeliefert zu erhalten. Sonst hielten sich die Belagerer passiv, nur daß die Polizei gegen Abend Jemanden aus dem Hause durch die Wache fortführen, einen Andern aber in einer Sänfte wegschaffen ließ, wahrscheinlich um das Publikum zu täuschen: der Rechte sei schon transportirt; — aber man muß nur die neugierigen Wiener kennen, um zu wissen, daß sie nicht früher sich zufrieden geben, als bis sie das corpus delicti sehen. Das Gedränge wuchs von Stunde zu Stunde, und selbst die Nacht verscheuchte die Harrenden nicht. Plötzlich, um 11 Uhr Nachts, hört man einen Schuß, eine Minute später einen zweiten, darauf einige Ach! und Oh! im Publikum, und einige Minuten Todtenstille. Nach einer halben Stunde erst fuhr ein Wagen vor das Haus; zwei Männer stiegen heraus, und wagten es, nach der Stätte des Todes unbewaffnet zu gehen, denn daß Scotti und jenes unglückliche Mädchen, das man als Mittel gebraucht hatte, todt seien, war außer Zweifel. Es wurde die Thüre gewaltsam aufgesprengt, zwar so, daß man vom vierten Stockwerke bis auf die Gasse das Einfallen der Thürflügel hörte, und man sah das erste Zimmer leer, im zweiten aber zwei Leichname. Scotti hatte sich und seine Geliebte durchs Herz geschossen. Eine geleerte Champagnerflasche und Rudera von Speisen deuteten auf ein vorhergegangenes Mahl. Nach einer Stunde brachten zwei Tragen die entseelten Körper nach dem allgemeinen Krankenhause. Wir geben diesen Vorfall, wie er war, ohne viele Glossen, denn hier spricht die Thatsache; jeder Leser kann und wird sich dabei denken, was er will. Die Summen, für welche Scotti falsche Wechsel gemacht, sind höchst bedeutend, und die Fälschung ist so täuschend, daß sie schwer zu erkennen ist."

Aus England.

In London brach kürzlich bei einem Buchbinder, [illegible] mens Price, zur Nachtzeit Feuer aus, wobei dessen [illegible] und 4 Kinder in den Flammen umkamen. Price [illegible] sein Lehrling hatten sich auf das Dach gerettet.

In einem englischen Blatt giebt ein Anzeiger, der [illegible] den verschiedenen Eigenschaften eines Doktors, Justiz- [illegible] Friedensrichters und Spezereikrämers funktionirt, seine Titulatur folgenden Zusatz: „N. B. Auch Auscultator in Versteigerungen, begabt mit einer Stentorstimme und [illegible] termischt mit Bauchrednerei."

Das Dampfschiff der „Archimedes" — der statt [illegible] Räder durch eine archimedische Schraube getrieben wird — machte vor Kurzem Wettfahrten mit dem, nach dem gewöhnlichen Systeme eingerichteten Dampfboote „Widgeon" dem schnellsten auf der Station von Dover. Bei [illegible] stille, wo nur die Dampfkraft angewendet wurde, war [illegible] Widgeon durch seine Schaufeln etwas im Vortheil; [illegible] dagegen neben der Dampfkraft auch die Segel auf beiden Schiffen gebraucht wurden, kam der Archimed dem Widgeon auf der Hinfahrt nach Calais um 9 auf der Rückfahrt um 5 Minuten zuvor. Die Rückfahrt von Calais nach Dover machte der Archimed in einer Stunde und 53 Minuten.

Man hat schon öfters den Wunsch ausgesprochen, unterhalb des Vordertheils der Schiffe einen Apparat anzubringen, der die Sandbänke und Felsen in einer großen Entfernung und in einer Tiefe von 15 bis 20 Metern beleuchtete. Der bekannte Mechaniker Steele in England hat einen solchen, diesen Anforderungen wenigstens zum Theil entsprechenden Apparat erfunden, und er will damit eine Probe machen, um die Trümmer in der Themse zu untersuchen, welche so mannigfach die Schifffahrt hemmen. Der Apparat ist aber nur der Art, daß sich ein Dampfer damit versehen kann, und besteht aus zwei parabolischen Reflectoren.

Aus Italien.

Paganini hinterläßt außer seinen Millionen noch 8 Violinen, die er nach dem Testament folgenden berühmten Violinspielern vermacht hat; Beriot, Ernst, Lipinski, Mayseder, Molique, Ole Bull, Spohr und Vieuxtemps.

Mosaik.

Das Merkwürdigste vielleicht in der alten Capelle zu Wykeham College, in Winchester, sind die alten Kirchensitze, welche man jetzt an der Wand festgemacht hat. Die Sitze sind so an Charnieren befestigt, daß Diejenigen, welche darauf sitzen, sich in dieser Stellung nur erhalten können, wenn sie sich sorgfältig im Gleichgewicht halten, und die Ellenbogen fest auf den Armlehnen ruhen lassen, so daß, wenn die Mönche, die sich dieser Sitze bedienen, in der Kirche einschliefen, die Sitze nach vorn zuschlugen, und die Schlafenden der Länge nach auf den Fußboden warfen; ja, wenn sie nur schlummerten und ein wenig nickten, schlug der harte eichene Sitz an die harte eichene Rückwand, und machte ein so lautes Geräusch, daß die Aufmerksamkeit der ganzen Gemeinde erregt wurde. Nie hat man etwas so Sinnreiches ersonnen, um die Leute in der Kirche wach zu erhalten.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 53.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 2. Juli 1840.

Was sich da innen tief beweget,
Es bleibt vor kalter Welt bewahrt.

Baumesleben.

Da steh' ich wieder stolz geschmückt
In meiner grünen Blätterkrone,
Und schau' von meinem festen Throne
Auf Bäum' und Sträucher still beglückt.
Es freut sich meiner, wer von weiten
Mich sieht in meiner Frühlingspracht,
Wie kräftig sich die Arme breiten,
Wie's flüstert in der Schatten Nacht.

Ich horche selbst mit stiller Lust
Auf meiner Blätter Liebesplaudern,
Und fühl' es wie mit süßem Schaudern
Sich's Leben regt in Baumesbrust.
Was sich da innen tief beweget,
Es bleibt vor kalter Welt verwahrt,
Doch wenn sich's bis zum Wipfel reget,
Dem Liebenden sich's offenbart.

Es sendet mir der milde Süd
Die leichtbeschwingten Sängerchöre,
Die jubeln nun zu Gottes Ehre
Aus hundert Kehlen ihm ihr Lied.
Sie wiegen sich auf allen Zweigen
Beglückt im warmen Sonnenschein,
Und wenn die heitern Lieder schweigen.
Da lullt der West das Vöglein ein.

Sie finden all' in meinem Schooß
Erwünschten Raum zu sicherm Bette,
Da brüten sie dann in die Wette
Und füttern ihre Jungen groß.
Das ist ein Aechzen, Girren, Stöhnen,
Gestatter, Liebeständelei!
Denn kurzes Dasein muß verschönen
Der Liebesfrühling, Lebensmai.

Hier schlummert sie die junge Brut,
Indeß ringsum die Lieder schmettern,
Und unter Stürmen, unter Wettern
Hält sie mein Dach in sichrer Hut.
Bis ich sie alle großgezogen
Wie Kinder in dem Elternhaus,
Dann send' ich sie auf Windeswogen
Zur großen, weiten Welt hinaus.

Da bringen sie des Nordens Gruß
Dem Neger unter seiner Palme,
Der Sennerin auf hoher Alme,
Dem Araber am Steppenfluß,
Der nach so heißer Tagesreise
Erschöpft mit seinem Dromedar
Dort ruht und der bekannten Weise
Der Vöglein lauscht am Bache klar.

Vielleicht auch singen sie in Schlaf
Dort einen wunden deutschen Krieger,
Den, voll von Thatendurst, als Sieger
Im Kampf der Türkensäbel traf.
Er denkt der Heimath noch, der schönen,
Horcht fernem Schlachtruf, Siegsgebraus
Und haucht dann zu des Vogels Tönen
Den letzten, schweren Athem aus.

Dort findet er auf heißer Erd'
Ein kühles Grab in Baumesschatten,
Da ruhen sie, die todesmatten
Gebeine, stiller Thränen werth.
Indeß das Vöglein mit Behagen
Darüber sich sein Nestlein baut,
Da wird am Abend dann ein Klagen
Im Säuseln der Gezweige laut.

O Schicksal! wie vertheilest Du
So wunderbar die Lebensloose!
Der jetzt dort fern im Erdenschooße
Des Heidenlandes schläft in Ruh;
Er spielte einst als heitrer Knabe
Hier unter meiner Zweige Grün,
Nicht ahnend, daß zu frühem Grabe
So weit er sollt' die Welt durchziehn.

Kühn klettert er in Jugendmuth
An mir hinauf zur höchsten Spitze,
Nahm schwanken Zweig sich dort zum Sitze
Und pfiff sein Lied zur Windeswuth,
Die ihn herabzuwehen drohte.
Des Mägdleins Wange wurde bleich,
Wenn sie ihn sah auf schmalem Boote
Durchsteuern wilder Lüfte Reich.

Wenn nun beim letzten Abendstrahl
Das Dunkel wächst in Waldesräumen,
Wenn's Vöglein schläft in süßen Träumen
Und Nacht sich legt auf Berg und Thal;
Wenn nur der Nachtigallen Lieder
Aufseufzend klagen durch die Nacht:
Dann kommt den dunklen Gang hernieder
Sanftschreitend eine hohe Magd.

Still kniet sie hin an meinem Stamm,
Fühlt nach den Namen in der Rinde,
Wie's Crucifix befühlt der Blinde,
Und seufzt nach ihrem Bräutigam.
Sie küßt und netzt mit heißer Zähre
Die Züge, die mit kräft'ger Hand
Er einschnitt, der den Tod der Ehre
Nun fand im fernen Türkenland.

Sie sendet ihren Liebesgruß
Den Winden; klaget ihren Jammer
Den Vöglein und zur öden Kammer
Lenkt zitternd sie zurück den Fuß. —
Schon küßt das Frühroth meinen Gipfel,
Das Vöglein regt sich allgemach,
Und bald wird wieder durch die Wipfel
Das heitre Frühlingsleben wach.

So steh' ich jungfräulich geschmückt
In meiner grünen Blätterkrone,
Und schau' von meinem festen Throne
Auf Bäum' und Menschen still beglückt.
Ich seh' sie wachsen, seh' sie wallen
Und säusle Ruh' auf sie hinab;
Bis einst die welken Blätter fallen
Ins starre kalte Wintergrab.

Den **19.** Mai **1840.** J. Keß.

Der Zauberstiefel.

(Fortsetzung.)

„Wer ist der böse Mann, lieber Vater? Ich zittre noch am ganzen Leibe. Gott möge sich seiner erbarmen in der schrecklichen Nacht! Aber Du weinst ja, Väterlich?“

„Ich beweine in dem Fremden meinen Bruder, Mariana. Gern hätte ich mit ihm gesprochen, aber jeder Laut erstickte mir in der Brust. Schon als Knabe lebte er zurückgezogen; immer war er finster und trotzig; alle kindliche Liebe war in der bösen Seele erstickt. Das Elternhaus erschien ihm als Marterkammer, und plötzlich war er nach mancherlei bösen Streichen verschwunden. Asien durchstreifte er mehrere Jahre lang und erlernte hier geheime Zauberkünste, die großes Unglück und Verderben über unsere Familie gebracht haben. Ich befand mich damals im Kriegesheere, das gegen die Tartaren kämpfte, und erhielt hin und wieder Unterstützung von meinen Eltern. Der

Schmerz über den Tod meiner geliebten Mutter ließ mich die qualvollen Stunden ruhiger ertragen, die mir der Verlust meines rechten Armes verursachte. Große Auszeichnung war mir im Laufe meiner achtzehnjährigen Dienstzeit geworden; ich hatte mich zum Oberst emporgeschwungen, und wollte jetzt nach beendigtem Kriege ein ruhiges Leben im Kreise meiner Familie führen. Deine Mutter, welche sich in der letzten Zeit mit Deinen beiden Brüdern bei ihren Eltern aufgehalten hatte, folgte mir nach Warschau, wo mich vor dem Thore schon die Trauerbotschaft ereilte, daß auch mein Vater das Zeitliche gesegnet habe. Nach dem Testamente war meinem Bruder der Besitz sämmtlicher Güter zuerkannt; ich sollte durch Geld entschädigt werden. Mein Bruder ließ mich zunächst über die Summe quittiren, die ich in der Kriegszeit von den Eltern erhalten hatte, und ich beschäftigte mich mit dem Plane, ein ansehnliches Gut für mein bedeutendes Erbtheil zu kaufen. Du erblicktest damals das Licht der Welt, und um Dir und Deiner Mutter mehr Bequemlichkeit zu verschaffen, bat ich meinen Bruder um einige hundert Gulden. Mit ernster Miene antwortete er mir, daß ich keine Anforderungen an ihn habe, da ich bereits über das ganze Erbtheil quittirt hätte; daß er mir aber mit Rücksicht darauf, daß ich sein Bruder sei, hundert Gulden schenken wolle. Auf meine gerechte Forderung bestehend, wandte ich mich an die Gerichte, wurde aber zurückgewiesen; weil ich aus Mangel an Kenntnissen, die ich durch den Soldatenstand vernachlässigt hatte, wirklich von meinem Bruder übervortheilt worden war. Das Gerede der Menge, daß mein Vater keines natürlichen Todes gestorben sei, machte mir Warschau und meinen Bruder vollends unleidlich, und ich beschloß, wieder Militair-Dienste zu nehmen; aber Andere waren unterdessen vorgerückt und hatten meine treuen Dienste in ein schlechtes Licht gestellt: so daß ich nicht nur abgewiesen wurde, sondern sogar ohne Belohnung für meine Tapferkeit davonging. Auch die Vorsehung schien mich verlassen zu haben, denn bald starb Deine gute Mutter, und ich wurde an's Siechbette gefesselt, das ich auch bis heute noch nicht verlassen kann. Deine und Casimir's Liebe haben seit der Zeit meinen schwachen Lebensfunken erhalten, und ich verzage nicht, denn der Herr ist ein Erretter aus aller Noth.«

Die Hausthür wurde geöffnet und Boleslav trat herein. Er war diesmal anders als gewöhnlich, in seinem Gesichte malte sich ein freudiges Ereigniß; sein finsteres Wesen hatte sich ganz verloren. »Einen wichtigen Fund habe ich gemacht«, sprach er. Als der große Regen und das Gewitter vorüber waren, machte ich mich auf den Weg nach Hause. Am Ende des Waldes sahe ich etwas leuchten, ich sprang schnell hinzu und fand diese Brieftasche, blendend weiß auf einer Seite und feuerroth auf der andern. Gewiß sind wichtige Sachen darin!« — Während dieser Worte hatte er die Brieftasche geöffnet, aber Schrecken überfiel die Anwesenden und Boleslav stand todtenbleich da; denn es fing in der Stube an zu knistern und zu knastern, und furchtbar drohend stand vor ihm eine hohe Gestalt, die am ganzen Körper brannte, und deren Haare glühenden Eisendrähten glichen. »Unbesonnener«, sprach sie, »was wagst Du, mich in meiner Ruhe zu stören! Gleich schließe die Brieftasche, sonst bist Du verloren!« Der vor Kurzem so glückliche Finder gehorchte, und Alle standen schweigend da und wagten kaum zu athmen; die Erscheinung war verschwunden.

Casimir, der eben von seiner mühevollen Arbeit zurückkehrte, vernahm mit Entsetzen das Vorgefallene, entriß seinem Bruder die unheilbringende Brieftasche, warf sie in den Teich hinter

dem Hause und stieß sie mit einer Stange tief in den sumpfigen Boden. Am andern Morgen besuchte ein alter Mönch den Kranken. Es wurde ihm Alles treulich erzählt, und er erklärte, daß es jetzt an der Zeit sei, den bösen Bruder in Warschau um Unterstützung anzugehen, da er von Gewissensbissen gepeinigt würde und wahrscheinlich auf dem Wege der Besserung sei. »Euer Sohn Boleslav«, setzte er hinzu, »kann sich ja dorthin auf den Weg machen; er hat bisher wenig zu Eurem Besten gethan; vielleicht gelingt es ihm, seinen Onkel dahin zu bewegen, daß er Euch einen Theil Eures Vermögens herausgiebt. Mein Sohn«, sprach er, sich zu Boleslav wendend, »Satan hat Dich durch die Brieftasche in seine Gewalt bekommen wollen. Danke Gott für die Errettung, und bitte ihn ohne Unterlaß, daß er Dich vor jeder Versuchung bewahren möge. Nur mit Gottes Hülfe kannst Du von dem Verderben errettet werden, in welches Dich Dein Hang zur Sünde stürzen will. Entsage dem liederlichen Leben, und sorge für das Beste der Deinigen!«

Boleslav versprach aufrichtige Besserung und machte sich auf den Weg nach Warschau. Gegen Abend langte er daselbst an. Ein alter Mann, mit dem er sich unterweges in ein Gespräch eingelassen hatte, rieth ihm von dem Besuche ab. »Du gehst Deinem Verderben entgegen«, sagte er; »jeder fromme Christ segnet sich, wenn er vor dem Hause dieses Zauberers vorübergeht, und er würde schon längst aus der Stadt verwiesen worden sein, wenn die ersten Personen seiner bei Geldverlegenheit nicht so benöthigt wären.« — Der Jüngling wurde von seinem Onkel sehr kalt aufgenommen. — »Dein Vater«, erwiederte er, »hat das Seinige empfangen; ich kann ihm nicht helfen! Ueberhaupt habe ich jetzt wenig Zeit, um mich mit Dir in umständlichere Gespräche einzulassen. Eine andere Herberge wirst Du heute schwerlich auffinden können, und da Du gewiß von der Reise sehr ermüdet bist, so mache es Dir bequem. Das Bett steht zu Deinen Diensten. Etwas zur Erquickung soll Dir bald gereicht werden.«

Der ermüdete Neffe ließ sich nicht zwei Mal bitten. Er setzte sich auf's Bett nieder, und hatte bereits einen Stiefel ausgezogen, als er einen feierlichen Gesang von mehreren Stimmen mit abwechselnd lautem Gebet hörte. Seine Neugierde lockte ihn näher, und er bemerkte, daß die Seitenthür offen stand, und daß ihn nur ein dunkles Zimmer von dem großen Saale trennte, wo die Feierlichkeit stattfand. Schnell schritt er vorwärts, aber plötzlich durchdrang ihn ein so heftiger Schmerz, daß er gleich wieder zurückkehren mußte, ein spitzer Nagel war ihm in den Fuß gedrungen. Der Schmerz wurde von der Neugierde bald mit unterdrückt. Er beschloß seinen Stiefel anzuziehen und vorsichtiger zu sein; dieser war aber verschwunden, und alles Suchen blieb vergebens. Vor seinem Bette stand ein Paar unansehnlicher Pantoffeln, in der einen Ecke aber ein prachtvoller Stiefel, den er vorher nicht bemerkt hatte. Als er darüber nachdachte, was er von beiden wählen sollte, und sich schon für den Stiefel entschieden hatte, bemerkte er einen hellen Schein im Zimmer und bald überzeugte er sich, daß derselbe aus dem Stiefel hervordrang. Er sah hinein und erblickte zu seinem Erstaunen die herrlichste Gegend, welche er jemals gesehen. Die Sonne beschien hier einen großen Garten, worin ein prachtvolles Sommerhaus war. Dicht an den Garten stieß ein See mit krystallhellem Wasser, worauf sich ein großer und kleiner Schwan mit rothen Ringen um den Hals und eine Schaar silberfarbner Enten mit goldnen Köpfen und rothen Schnäbeln bewegten. Ganz in Staunen über die Herrlichkeiten versunken, war es ihm nicht möglich, sich von dem Stiefel zu trennen, bis er endlich be-

merkte, daß er wie angezaubert dastand und das Auge gar nicht mehr von den wunderbaren Gegenständen abwenden konnte. Der Stiefel erweiterte sich immer mehr und mehr und würde endlich zu einem großen Abgrunde, in den Boleslav mit magnetischer Kraft gezogen wurde.

Der alte Woiniecki wartete vergebens auf die Zurückkunft seines ausgesandten Sohnes. Alle stimmten darin überein, daß er entweder den Onkel gar nicht besucht habe, oder das erhaltene Geld in wüster Gesellschaft verschwende. Casimir ging seiner gewohnten Beschäftigung nach und mußte jetzt häufiger als sonst seinen Vater der Pflege Mariana's überlassen. Eines Abends blieb er sehr lange aus. Mariane und der Vater waren eingeschlafen; die Lampe brannte auf dem Tische; Friede und Seelenruhe malte sich auf dem Gesichte der Schlummernden: da erklang die Feuerglocke vom nächsten Dorfe her, und Alles eilte, um zu retten. Auch Casimir sah hinaus in die finstre Nacht, aber welcher Anblick wurde ihm hier! Die väterliche Wohnung brannte; Mariana war unvorsichtig mit der Lampe umgegangen. Halb besinnungslos stürzte er der Brandstätte entgegen, um zu retten, was noch möglich wäre, aber das ganze Haus stand schon in vollen Flammen, und er rang jetzt mit dem Gefühle kindlicher Liebe und der Selbsterhaltung. Indem zog ihn Jemand beim Rocke, und er sah seine Schwester Mariana hinter sich, die ihm zurief: „Laß verloren sein, was nicht mehr zu retten ist, eile aber noch in dieser Stunde nach Warschau und rette Deinen Bruder!“ Doch achtete er auf diese Rede nicht, nahm seinen Rock über den Kopf und schritt muthig durch die verzehrende Flamme unter brennenden Balken, die dem Einsturze nahe waren, zu dem Lager seines Vaters. Hier ruhten bewußtlos der Alte und zu seinem Erstaunen auch Mariana an der Brust desselben, vom Dampfe halb erstickt. Er deckte ein Bett über Beide, umfaßte sie dann mit kräftigen Armen und trug sie glücklich in's Freie. Seine Kleider waren halb verbrannt, das Haar versengt, seine Hände hin und wieder von der Flamme beschädigt, sein Herz schlug aber um desto freudiger; denn es hatte das Schönste und Liebste gerettet, was es besaß. Der Vater wurde in's nächste Kloster gebracht und von den Mönchen freundschaftlich aufgenommen und gepflegt. Der Prior des Klosters, welcher alles Nähere über die Familien-Verhältnisse Woiniecki's erfahren hatte, drang in Casimir, sich nach Warschau zu begeben, um auf dem Wege der Güte und durch Vorstellung der Schicksale seines Vaters den hartherzigen Onkel wenigstens zu einer angemessenen Unterstützung zu bewegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Doppelsterne.

(Beschluß.)

Nachdem ich hiemit sowohl die wirklichen Ermittlungen als auch die Angaben über die mathematischen Beziehungen der Doppelsternsysteme zusammengestellt habe, welche mehr oder weniger nur erst für Hypothesen gelten können, so wird wohl auch die Erwähnung einer Hypothese über das gegenseitige physische Verhältniß der umkreisenden Sonnen zur Centralsonne gestattet sein. In der That, welchen Begriff soll man sich von den Gründen machen, aus denen sich durch das Band der Attraktion Sonne an Sonne, Körper an Körper gefesselt finden, welche, da sie jeder selbstleuchtend und also doch gewiß auch selbstwärmend sind, einander wenigstens in der Art, wie die umkreisenden Planeten unseres Systems, einer Sonne gar nicht zu bedürfen scheinen? Der physische Zusammenhang zwischen umkreisenden Planeten und ihrem Centralkörper, der Sonne, ist ganz offenbar:

die Planeten sind wegen des Lichtes und wegen der Wärmeentwicklung an ihre Sonne gewiesen. Welchen physischen Einfluß könnte aber eine Centralsonne auf umkreisende Sonnen, auf selbstleuchtende, selbstwärmende Körper ausüben? Hier verläßt uns alle Analogie, und nur die Ahnung wird durch das Nachdenken rege, daß vielleicht von höher potenzirten Sonnen auf Sonnen niederer Ordnung noch andere, uns unbekannte Einflüsse gedacht werden dürfen.

In dieser Idee nun wird man durch die auffallende Farbenverschiedenheit zwischen den Central- und Satellitensonnen bestärkt; diese Farbenverschiedenheit führt zum Gedanken an eine Rang- und Naturverschiedenheit und läßt eine andere höhere Art gegenseitiger physischer Abhängigkeit vermuthen.

Betrachtet man zunächst die einfachen Sterne des Himmels, unter denen man sich höchst wahrscheinlich Sonnen, nach Analogie der unsrigen, mit einem Planetengefolge zu denken hat, und welche zwar vielleicht auch noch um einen Centralkörper kreisen, ohne aber deßhalb Doppelsterne im gewöhnlichen Sinne zu sein, so findet man meistens, daß sie in einem weißen, schwach an das gelbliche und noch seltener an das röthliche streifenden Lichte glänzen; ja, die Tendenz zum weißen Licht (als bekanntem Gesammtinbegriffe aller Farben) ist so vorherrschend, daß z. B. Sirius, welchen die Alten noch als röthlich beschreiben, uns nach einigen Jahrtausenden vielmehr auch schon durch sein blendend weißes Licht auffällt.

Ganz anders dagegen verhält es sich mit den Doppelsternen: bei diesen hat, wenigstens meistens, nur der Centralstern die weiße oder weißgelbliche Farbe der einfachen Sterne; die Sternsatelliten aber glänzen in einem bläulichen oder grünlichen Lichte, welches man an einfachen Sternen nicht bemerkt. — Wir haben eines solchen Farbenunterschieds zwischen der Central- und Satellitensonne gleich Eingangs an dem dort angeführten Doppelsterne ρ im großen Bären gedacht.

Die Allgemeinheit dieses Umstandes läßt nun aber schließen, daß derselbe nicht von Zufällen herrühre, sondern daß vielmehr eine, durch diesen Farbenunterschied bezeichnete, wesentliche Verschiedenheit zwischen der physischen Constitution der Central- und der umkreisenden Sonnen, und eine darin begründete Abhängigkeit der letztern von der erstern bestehe. Erwägt man in der That, daß in unserm Systeme die Planeten durch den mathematischen Bezug der Attraktion an die Sonne nur gefesselt sind, um von ihr die physischen Wohlthaten des Lichtes und der Wärme zu empfangen, so sieht man sich durch die stärkste Analogie fast gezwungen, bei den Doppelsonnensystemen, für welche ganz derselbe mathematische Bezug besteht, ebenfalls einen ähnlichen physischen Bezug anzunehmen, wobei Licht und Wärme ganz aus dem Spiel sein können.

Nach Art des Licht- und Wärmeeinflusses, welchen unsere Sonne auf bloße Planeten ausübt, wären also in den Doppelsonnensystemen Satellitensonnen an höher ausgestattete Centralsonnen durch Attraktion zu dem gleichzeitigen Zweck gebunden, um von denselben ein uns unbekanntes, ihnen selbst mangelndes Etwas zu empfangen, und diese Abhängigkeit bildete das physische Band zwischen umkreisender und Centralsonne, gleichwie auf dem Licht- und Wärmebedürfniß die physische Abhängigkeit der die Sonne umkreisenden Erde von diesem ihrem Centralkörper beruht.

Ich gehe aber noch weiter. Wenn, wie oben bemerkt, Argelander selbst unsere Sonne, deren Planetengefolge und weißes Licht doch auf den Charakter eines einfachen Sterns hindeuten, gleichwohl als „Doppelstern“ bezeichnet

und, aus überwiegenden astronomischen Gründen, die Bewegung derselben, mit Nachziehung ihrer ganzen Begleitung von Planeten, Monden und Kometen, um eine große in (oder nahe in) der Ebene der Milchstraße vermuthete Centralsonne annimmt, so findet auch diese Annahme Platz in der oben entwickelten Ansicht.

Die progressive Bewegung unserer Sonne im Weltenraume ist nämlich eben durch Argelanders eigene Rechnungen und durch die nahe Uebereinstimmung derselben mit älteren Resultaten *) über allen Zweifel erhaben, und sie muß sich auf einen Centralkörper höherer Ordnung beziehen. Nun finden wir aber, daß dieser mathematischen Beziehung durch Attraktion überall auch eine physische Abhängigkeit entspricht: bei den Planeten der Licht- und Wärmeeinfluß ihrer Sonne, bei den Sternsatelliten der, durch die Farbenverschiedenheit angekündigte Empfang eines andern Etwas vom Centralsterne; — und auf analoge Weise mache ich nun unsere Sonne, als den von Argelander angekündigten Doppelstern höherer Ordnung, von ihrer höher potenzirten Centralsonne in der Milchstraße abhängig. Ich erblicke in der Unendlichkeit des Universums überall eine entsprechende unendliche Stufenfolge; und wie sich die Monde um die Planeten, die Planeten mit dem Mondengefolge um ihre Sonnen, die Sonnen, mit Nachziehung aller begleitenden Planeten und Monde, um Centralsonnen u. s. w. bewegen, so ahne ich eine, dieser fortgehenden, unleugbaren mathematischen Beziehung entsprechende physische Abhängigkeit von höheren Organisationen.

*) Argelander findet nämlich den Punkt der scheinbaren Himmelskugel, auf welchen unsere Sonne bei ihrer progressiven Bewegung im Weltenraume losrückt, für den Anfang unseres Jahrhunderts 260° 50′ gerader Aufsteigung und 31° 17′ nördlicher Abweichung; der ältere Herschel in 257° gerader Aufsteigung und 27° nördlicher Abweichung; — eine Uebereinstimmung, welche bei der Natur dieser Bestimmung überraschend ist.

Aber auch die gewöhnlichen Doppelsterne, eben die merkwürdigen Himmelskörper, von welchen wir bei den gegenwärtigen Betrachtungen ausgegangen sind, theilen diesen mathematischen Bezug auf fernere Centralkörper. Die Beobachtung hat längst darüber entschieden, daß, während die Satellitensonne eines solchen Doppelsternsystems ihre Umläufe um die Centralsonne beschreibt, letztere, nach Art unserer Sonne und ihrer Planeten, mit Nachziehung des Satelliten, ebenfalls im Weltraum fortschreitet und sich also auch um einen Centralkörper höherer Ordnung bewegt. Es ist aber gewiß nur consequent, demselben mathematischen Bezuge ein ähnliches physisches Verhältniß zur Seite zu setzen; und der Bezug auf immer Höheres umfaßte also, als allgemeines Gesetz, alle Himmelskörper, und wäre das große physische Prinzip der Welten, welches sich in seiner Art, gleichwie die Newton'sche Attraktionsregel in der ihrigen, beherrschend durch das All erstreckte und die Unendlichkeit regierte.

Der theologische Standpunkt endlich, auf welchen uns die kosmologische Ausdehnung unserer Forschungen über die Doppelsterne erheben soll, bietet sich von selbst dar; und wenn wir die Unendlichkeit eines stufenweisen Bezuges des Materiellen auf Materielles höherer Ordnung richtig gefaßt haben, so korrespondirt derselben eine unendliche geistige Wesenkette im ununterbrochenen Anstreben zur Allerhöchsten. — „Cette grande figure de Dieu," sagt Lamartine, „se pose toujours plus loin à mesure que le mortel en approche."

Ein wunderlicher Zweikampf.

Das trefflich redigirte „Asiatic Journal," welches täglich an Verbreitung gewinnt, theilte in einer seiner frühern Nummer folgende interessante Skizze eines seltsamen Zweikampfs, der in

Indien, wahrscheinlich in Folge einer Wette, Statt gehabt, und den ein glaubwürdiger Augenzeuge, ein Officier des Dampfschiffes Ganges eingesandt hat. — „Ein stattlicher, kräftiger Esel wurde excessiv trunken gemacht, und als er jedmöglichen Muth, den dieser Zustand einzuflößen vermag, erlangt hatte (pot-valiant), in einen von Schranken umschlossenen Raum geführt, in welchem der Käfig eines mächtigen Königstigers befindlich war. Nachdem der Esel mit Mühe auf den Kampfplatz gebracht, ward der Tiger aus seinem Behältniß getrieben. Dieser, gereizt durch die unsanfte Art, mit welcher er aufgestört, rollt Augen und Schweif und krümmt sich zum gewaltigen Sprunge auf den armen Esel. Aber dies Thier, welches im Naturzustande entsetzlich erschrocken sein würde und, für sein Leben besorgt, aus Leibeskräften davon gerannt wäre, schien jetzt durch das Uebermaß der genossenen geistigen Getränke ganz umgewandelt. Die Grausamkeit und Macht seines schrecklichen Gegners mißkennend — anstatt auszuweichen und davonzueilen, — taumelte er in der lächerlichsten Stellung von der Welt dem Feinde entgegen, das langohrige Haupt schüttelnd, mit den Hufen ausschlagend und laut schreiend. Der Tiger staunt und stutzt, wirft einen unruhigen Blick auf den seltsamen Kämpen, zieht den Schweif ein, dreht sich um und springt eiligst davon. Der Esel, kühn gemacht, folgt ganz unbesorgt, fort und fort schreiend, springend, ausschlagend und den Kopf links und rechts werfend. Man hat wohl von Eseln gehört, die nach einem todten Löwen schlugen, aber niemals erwartet, daß ein Individuum dieser Race gegen einen lebenden Tiger dasselbe wagt, jetzt sahen wir ein so unglaubliches Schauspiel: Bei dem nächsten Zusammentreffen versetzte der wie wahnsinnig umherrennende Langohr dem Tiger zwei Hufschläge, welcher abermalige unerhörte Angriff die Bestürzung des königlichen Thieres nur noch zu vermehren schien. Es zog sich wiederum zurück und ward wiederum von dem hartnäckigen Gegner verfolgt und in eine Ecke getrieben. — Der verzweifelnde Tiger, da die verächtliche Natur seines Feindes ganz vergessen zu haben schien, ermannte sich jetzt, sprang gegen den Schreier heran und warf ihn zu Boden. Doch gegen seine Gewohnheit hielt er nicht inne, um den im Staube Liegenden zu zerreißen, eiligst jagte er weiter. Der Esel sprang auf, schüttelte sich und gefiel sich in diesem Treiben, denn wiederum rannte er dem Tiger nach, der ihn von Ecke zu Ecke trieb, und der kein anderes Mittel anwandte, als den ennuyanten Verfolger abermals zu Boden zu werfen, ohne ihm jedoch weiteres Leid zuzufügen. Endlich hatte der Esel genug: das öftere unsanfte Niederwerfen schien ihn nüchtern zu machen, seine Sprünge, Wendungen und Grimassen, die alle Zuschauer so sehr ergötzt hatten, wurden schwächer, das Thier ermüdet und nun der Tiger wieder in seinen Käfig gelassen. Man kann sich aber in der That keinen Begriff von diesem Zweikampfe machen: die dummen, ungeschickten und wunderlichen Bewegungen des plumpen und feigherzigen Angreifers und die Verwunderung und Bestürzung des Tigers waren so unwiderstehlich komisch, daß die Gesellschaft der Zuschauer hätte vor Lachen ersticken mögen."

Papierstreifen.

Viele Worte, wenig Gemüth! — denn der Verstand gefällt sich in Reden, die echte Empfindung ist am thätigsten im Schweigen.

Die Volksmenge gleicht dem Wasserstrom: er trägt leichte Dinge, aber schwere läßt er fallen.

Tessin.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.", und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Daves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domhofe.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 53.

Bremen, Donnerstag den 2. Juli 1840.

Gestorben:

Nro. 620. Den 26. Juni. Der Nadler August Hochmuth, 40 Jahr; am Markt.

— 621. Den 27. — Des Zimmergesellen Christ. Döhle Sohn, 7 Monat; Faulenstraße Nro. 8.

— 622. Den 28. — Der Altschuhmacher August Heinr. Meyer, 32 Jahr; Neuen Gang Nro. 4.

— 623. Den 29. — Der Pastor zu Ringstedt Carl Wilhelm Theodor Petersen, 31¾ Jahr; Wachtstraße Nro. 18.

Nro. 624. Den 29. Juni. Der Bäckergesell Joh. Nicolaus Frercksen, 25 Jahr; Muggenburg.

— 625. Den 30. — Des Küpergesellen Joh. Henrich Horstkotte Tochter, 12 Tage; Prallen Gang Nro. 1.

— 626. Den 30. — Des Cigarrenfabrikanten Matthias Goosmann Sohn, 1¼ Jahr; vor Stephanikirchhof Nro. 8.

Geburten:

Nro. 782. Den 27. Juni. Des Arb. Friedr. Sorge Ehef., geb. Bohne, Hastedt; von einem Knaben.

— 783. Den 27. — Des Klempners Berend Schumacher Ehef., geb. Wohltmann, U. L. Fr. Kirchhof Nro. 11; von einem Mädchen.

— 784. Den 27. — Des Cigarrenmachers Aug. Peter Tauch Ehefr., geb. Biermann, gr. Sortillenstraße Nro. 38; von einem Knaben.

— 785. Den 27. — Des Branntweinbrenners Joh. Christ. Wiechers Ehefr., geb. Mannroh, Balgebrückstraße Nr. 29; v. e. Mädchen.

— 786. Den 27. — Des Gärtners Joh. Christ. Westphal Ehefrau, geb. Döhle, Bauernstraße Nro. 7; von einem Knaben.

— 787. Den 27. — Des Malers Conrad Friedr. Städing Ehefr., geb. Kosters, gr. Johannisstraße Nro. 63; von einem Mädchen.

— 788. Den 27. — Des Steinzeughändlers Heinrich Felz Ehefr., geb. Stapel, Buntenthorssteinweg Nro. 67; von einem Knaben.

Nro. 789. Den 28. Juni. Des Musicus Georg v. Minden Ehef., geb. Lehmann, Neuenmarkt Nr. 7; von einem Knaben.

= 790. Den 28. — Des Arb. Herm. Hinr. Hein Ehef., geb. Schäfer, gr. Payeken Gang Nr. 4; von einem Mädchen.

— 791. Den 28. — Des Schlachters Johann August Heinrich Ploghöft Ehef. geb. Kuhlmann, große Annenstraße Nro. 74; von einem Knaben.

— 792. Den 28. — Des Küpermeisters Conrad Heinr. Meyerrieks Ehefr., geb. Hellmers, Knoopstraße Nro. 39; von einem Mädchen.

= 793. Den 29. — Des Matrosen Hermann Koch Ehefr., geb. Seubert, Neeperbahn Nr. 16; von einem Knaben.

= 794. Den 30. — Des Schiffszimmermanns Herm. Sanders Ehefr., geb. Thiele, Kaufmanns-Mühlenkamp Nr. 18; von einem Mädchen.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 54.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 5. Juli 1840.

Trüb ist der Geist, verworren das Beginnen;
Die hehre Welt wie schwindet sie den Sinnen. Goethe.

Der sterbende Comödiant *).

Wein' nicht, mein Kind, die Augen roth,
Reich mir dein Händchen her,
Nur deinetwillen, bitt're Noth! —
Wird mir das Sterben schwer.

So spricht ein Mann, der elend, bleich
Am off'nen Wege liegt,
Indeß ein zartes Mädchen weich
Sein Haupt im Schooße wiegt.

Er, Fünfzig alt, doch früh ergraut,
Das Kind kaum vierzehn Jahr;
Aus kummerbleichem Antlitz schaut
Ein thränend' Augenpaar.

Wer ist es, den des Todes Hand
Hier wiegt auf kaltem Stein? —
Es ist ein alter Komödiant,
Das Kind sein Töchterlein.

In Armuth, Elend, Niedrigkeit,
Verlassen von der Welt,
Vom hohen Ruhmestempel weit,
Stirbt hier ein Bühnenheld.

Sie netzt die Stirn ihm, eisig kalt,
Küßt seine bleiche Wang':
Stirb nicht, mein guter Vater! schallt
Aus ihrer Brust es bang.

Laß nicht dein Kind verwaist zurück'
Das bittrer Gram dann quält;
Mir blüht ja nie ein Erdenglück,
Wenn mir der Vater fehlt.

Die Thräne ihm vom Auge rinnt,
Er spricht: Der liebe Gott
Läßt auch des armen Mimen Kind
Nicht untergeh'n in Noth.

Du hast mich, Kind, nur arm gekannt,
Des Elends graues Bild,
Genannt: der alte Komödiant,
In Lumpen eingehüllt.

*) Dieses Gedicht deklamirte Hr. Wilhelm Kunst in Grätz, am 4. Juni, mit außerordentlichem Beifalle.

Hast oft geseh'n wie Trunkenheit
Betäubte meinen Gram,
Wenn meine schöne Jugendzeit
Mir in's Gedächtniß kam.

Wo Künstler ich die Welt entzückt,
Bekränzt und applaudirt, —
Ja damals hab ich, Hochbeglückt,
Ein Götterlein geführt.

Bis mir ein Weib einst Liebe log
Mit süßem Heuchlerblick,
Und dann verachtend mich betrog,
Entfloh — mit ihr mein Glück. —

S' war deine Mutter, Töchterlein,
Stahl Ruh' und Frieden mir,
Und dennoch mög ihr Gott verzeih'n,
Sie gab dich, Engel, mir.

Du in des Lebens Qualgewühl
Mein Stecken und mein Stab,
Die mit dem zärtlichsten Gefühl
Mich pflegte bis zum Grab.

Das Grab ist da, — mein Aug' wird trüb,
Es stockt im Herzen hier.
Ach, hast du deinen Vater lieb,
Gewähr' die Bitte mir:

Reich her den Wanderbündel nun,
In seinem kleinen Raum,
Da findest du manch Stückchen noch
Aus meinem Lebenstraum.

Sieh, den verwelkten Lorbeerkranz,
Der aus der Ecke schaut, —
Ach, in der Jugend Götterglanz
Gab ihn mir einst die Braut.

Drück' das Barett mir auf das Haar,
Worin ich oft gespielt,
Die alte Binde reich' mir dar,
Die oft die Brust umhüllt,

Die gelben Stiefel zieh mir an,
Gieb Handschuh mir und Schwerdt!
Ha, wie ein Held und Rittersmann
Bin ich zum Kampf bewehrt.

Das Kind erfüllt, wie er gewollt
Und weinet bitterlich.
Indeß sein Aug' im Fieber rollt,
Schmückt er mit Lumpen sich.

Victoria! heran nun Tod!
Ich fürchte dich nicht mehr.
Bin Räuber Moor! hab' keine Noth,
Schickt nur Amalien her.

Ha Posa, Freund, sei mir gegrüßt,
Der edel für mich starb,
Auch Geßler, den mein Pfeil gespießt,
Der jämmerlich verdarb.

Welch' wunderbare bunte Reih'n! —
Louise, du bist blaß
Laß doch das laute Weinen sein,
Machst mir die Hand ja naß.

Hamlet, Bayard und Eichenhorst,
Der Helden immer mehr!
Kommt, hier ist's schön im dunkeln Forst,
Kommt Alle zu mir her!

Soufleur, ich brauch dich wahrlich nicht,
Sollst nicht soufliren mir —
He Lampenputzer, schafft doch Licht
Es wird ja dunkel hier. —

Horch, wie jetzt Alles applaudirt,
Als wär's die ganze Welt;
Mein Spiel hat jedes Herz gerührt!
Triumph! — Der Vorhang fällt.

Der Vorhang fiel, — die Augen zu
Drückt ihm des Kindes Hand. —
So ging zur ew'gen Grabesruh'
Ein alter Comödiant.

Der Zauberstiefel.

(Fortsetzung.)

Casimir folgte dem Rathe des ehrwürdigen Mannes um desto williger, da er seinen Vater in guten Händen wußte und Erkundigung über seinen Bruder einziehen wollte. Die Erscheinung Mariana's vor der Brandstätte, die Worte, welche sie an ihn gerichtet und ihre spätere Behauptung, daß sie nicht von der Seite des Vaters gewichen, waren ihm unerklärbar, besonders, da auch viele andere Leute sie kurz vor der Errettungsscene dicht an dem brennenden Hause gesehen haben wollten. Doch waren ihm die Worte seiner Schwester unvergeßlich, und eine heiße Sehnsucht zog ihn zu seinem Bruder nach Warschau. Auch er langte des Abends daselbst an, meldete sich bei dem Onkel, fragte nach seinem Bruder und brachte zuletzt

bescheiden seine Bitte um Unterstützung für seinen unglücklichen Vater vor. Der Onkel gab ihm dieselbe Antwort, wie sie Boleslav zu Theil geworden war, und setzte, was diesen betraf, hinzu, er wüßte nicht wo er geblieben; schon an dem Abende seiner Ankunft habe derselbe sich heimlich entfernt und nichts weiter von sich hören lassen. Casimir wurde ebenfalls auf ein baldiges Abendbrod vertröstet und aufgefordert, das Bett im Vorzimmer zur Ruhe für seine matten Glieder zu benutzen. Er hatte so eben den Stiefel vom rechten Fuße gezogen, als sich der vorerwähnte feierliche Gesang mit abwechselndem Gebete hören ließ. Der Inhalt der Gesänge und Gebete belehrte ihn bald, daß man einen Verstorbenen beklage, und da er gern mit Trauernden trauerte und mit Weinenden weinte, so beschloß er näher zu gehen. Für's Erste wollte er die Sänger in Augenschein nehmen. Als er den Fuß über die Schwelle setzte, wurde dieser von derselben gleichsam angezogen. Er trat hinauf, jedoch nur sehr vorsichtig und die Verletzung war gering, da er noch zeitig genug bemerkt hatte, daß aus allen Theilen der Schwelle spitze Nägel hervorragten. Sein Stiefel, den er jetzt anziehen wollte, war verschwunden, und er zog die unansehnlichen Pantoffel dem prächtigen Stiefel vor, der in der Ecke des Zimmers stand. Dreist schritt er nun über die Unglücksschwelle, öffnete die Flügelthür, welche aus der dunkeln Stube in den großen Saal führte, und fand dort um einen Sarg eine zahlreiche Gesellschaft versammelt, die in tiefe Trauer versenkt war. Besonders fiel ihm ein Mädchen auf, welches recht angenehme Züge hatte, aber blaß und kränklich aussah. Ihr Gesicht nahm mit jeder Minute eine andere Gestalt an, endlich zog es sich krampfhaft zusammen, und der ganze Körper gerieth in eine zitternde Bewegung, die sich in einen Tanz verwandelte. Eine Person nach der andern mußte mit dem bleichen Mädchen um den Sarg tanzen, bis zuletzt auch die Reihe an Casimir kam. Nur mit Mühe konnte er sich den kalten Todtenarmen des Mädchens entwinden, und da er eiligst den Saal verließ, verfolgte sie ihn bis in das Vorzimmer, wo sie bitterlich weinte und dann pfeilschnell unter dem Ausrufe: „Rette mich, rette mich!“ wieder zum Sarge zurückkehrte. Er rief ihr nach, um sie zu fragen, auf welche Weise er ihr Rettung verschaffen könne, doch war sie verschwunden, und Alles wieder still und finster. Der Stiefel in der Ecke fing an zu leuchten; doch konnte die Neugierde bei ihm nicht aufkommen, weil ihm das eben Vorgefallene noch zu sehr beschäftigte, und die Erinnerung an die Begebenheit Boleslav's mit der Brieftasche noch zu frisch in seinem Gedächtnisse lebte. Eben war er im Begriffe, zu Bette zu gehen, da kam Mariana an. „Liebe Mariana, wie kommst Du hierher?“ rief er sie an; sie aber antwortete ihm freundlich: „Warum sollte ich nicht auch hier sein, ich wollte Dich gern wiedersehen; doch frage mich nach nichts weiter, sonst muß ich gleich wieder fort. Ich komme nur, Dich zu warnen; Du schwebst in großer Gefahr und darfst Dich nicht in dies Bett legen, sonst bist Du verloren. Ziehe die Pantoffeln an, welche hier vor Deinem Bette stehen, und mache Dich auf den Weg nach Hause. Um Deine Stiefel sei unbekümmert; Du wirst sie schon bekommen. Die Brieftasche, welche Boleslav gefunden hat, hole aus dem Teiche hervor; sie wird Dir von großem Nutzen sein; schlage sie aber nicht von der feuerfarbenen, sondern von der lilienweißen Seite auf. Nur wenn Du in Noth bist, kannst Du sie von der feuerfarbenen Seite aufschlagen. Der flammende Unhold muß dann Deinen Befehlen gehorchen; doch darfst Du seine Hilfe täglich nur einmal in Anspruch nehmen. Von dem, was Du hier erlebt, sprich zu keinem

Menschen ein Wort!" — Casimir gedachte sie zu fragen, wie sie dies Alles wissen könne, und ob sie nicht mitreisen wolle; aber Mariana hielt ihm den Mund zu und rief: „Fort, fort!" und plötzlich war sie verschwunden. Er dachte nun über die sonderbare Erscheinung seiner Schwester nach, und faßte Vertrauen zu ihren Aussprüchen, weil er sie für ein Wesen hielt, das durch seine Frömmigkeit und Reinheit des Herzens eine Begünstigte des Himmels geworden war. Schon hatte er die Thür halb geöffnet, um das verderbenbringende Haus zu verlassen, als der Onkel ihm in den Weg trat. „Ich denke, Du schläfst schon längst", sagte er, „und noch hast Du nicht einmal ans Entkleiden gedacht; Dein Abendbrod steht auch noch da; es scheint Dir in meinem Hause nicht zu gefallen." — „Ich finde hier keine Ruhe und will diesen Augenblick noch nach Hause", erwiederte Casimir mit Ernst. Der Onkel gab sich die größte Mühe, ihn zurückzuhalten, und versprach ihm am andern Morgen eine bedeutende Summe Geldes zu geben; aber nichts konnte ihn von seinem Vorsatze abwendig machen. Als er schon vor der Thür war, warf der Onkel ihm die zurückgebliebenen Stiefel nach, und eine Menge böser Namen und Lästerworte folgten hinterdrein. Auf der Treppe eines weit entfernten Pallastes verschlief Casimir, von seinem guten Gewissen eingewiegt, ruhig die Stunden der Nacht. Der Aufgang der Sonne erinnerte ihn an seine Weiterreise, die er fröhlichen Muthes antrat. Kaum war er aus dem Stadtthore, als ihm eine ungeheure Schlange in den Weg trat. Ausweichen half nichts, denn auf jedem Schritte folgte sie ihm nach; daher schlug er mit seinem Reisestocke muthig auf sie los. Mit einem gewaltigen Satze hatte sie ihn erreicht und seinen Körper einige Mal umschlungen. Er schwebte in Todesangst und suchte sich mit den Händen von seinem Feinde zu befreien; aber bald hörte er ein lautes Zischen und entseelt und lang ausgestreckt lag das ihn geringelte Ungeheuer zu seinen Füßen. Die Pantoffel, welche er in die Rocktasche gesteckt hatte, schienen sich während des Kampfes regelmäßig zu bewegen, und kaum war der Körper der Schlange mit denselben in Berührung gekommen, so war auch die Gefahr schon vorüber. Im nächsten Walde angelangt, kam wild schnaubend ihm ein Wolf entgegen. Schnell wählte er den nächsten Baum, um seinem Feinde auszuweichen, aber in Hinaufsteigen brach ein Ast, und er stürzte dem Raubthier entgegen. Der eine Pantoffel war ihm hierbei aus der Tasche gefallen; der Wolf fiel mit gierigen Zähnen über denselben her und trug ihn unter großem Geheul davon. Er faßte jetzt Vertrauen zu dem Pantoffel, der ihm noch übrig geblieben war, nahm ihn in die Hand und ging dreist weiter. Einem alten zottigen Bär, der mit aufgehobener Tatze ihm brummend in den Weg trat, warf er ohne vieles Besinnen den Pantoffel an den Kopf, wodurch er auch den letzten Gegner los wurde; denn ohnmächtig taumelnd sank dieser nach wenigen Schritten an einer alten Eiche nieder.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Epilog zum Gutenbergsfeste.

Die schönen Tage sind nun zu Ende und erst nach 100 Jahren werden sie wiederkehren, schöner, unbewölkter und besser begriffener.

„Was ist es denn so Großes, das uns durch die Erfindung der Buchdruckerkunst ward?" — Diese Frage hörte man auch wohl hier und da aufwerfen, und um dem Frager die Selbstbeantwortung zu erleichtern, mögen folgende Andeutungen dienen:

Es giebt kein Volk, welches sich eines ähnlichen Gedächtnißtages rühmen könnte, keins, das uns nicht darum beneidete. Du bist ein Schwabe,

ich ein Westphale, was schadet es? Gutenberg gehört uns beiden an, wir reden ja seine Sprache? gerade Gutenberg hat uns gelehrt, über Weser, Elbe, Oder, Weichsel hinaus einander die Hand reichen und in die Augen zu blicken. Du gehörst der katholischen Kirche an, ich folge Luthers Lehren oder dem mosaischen Glauben, was schadet es? Gutenberg war keiner Kirche leibeigen, aber wohl ein frommer Diener der Kirche, der Vernunft und der Aufklärung. Für Alle hat er die heilige Schrift gedruckt, allen Streitern hat er die Waffen der Wahrheit gereicht, allen Versöhnlichen aber auch die Friedenspfeife. Mit einem Worte: Gutenberg war ein Deutscher, wir sind es auch, nennen uns wenigstens so — bedarf es noch etwas weiter?

Aber wäre Gutenberg ein Eskimo gewesen, seiner Verdienste müßten wir dennoch gedenken, so lange wir von dem Kohl, welchen er pflanzte, zehren. Allen Menschen, welche sich nicht mehr die Nasen durchbohren und den Leib tätowiren, hat ja Gutenberg eine Wohlthat erzeigt; er hat ihnen zu ihren beiden Augen ein drittes Auge geschaffen, womit sie über Berge und Wälder wegschauen, ein Ohr zu ihrem Ohrenpaar, womit sie die Stimmen der Geister und das Flüstern der Zeit vernehmen, einen Mund, womit sie in die Wolkenregionen und in die Wüsten hineinrufen können, die unsichtbaren Engel der Menschheit hat er mit einem sichtbaren Gewande bekleidet, damit sie auf Erden erscheinen und retten können. Seht euch nur um, ihr Kurzsichtigen, überall Gutenbergs Spur. Wer das Anzeigeblatt, das Modejournal, die Fremdenliste durchblättert, Wen die Geschichte der heiligen Genofeva erbaut, Wem der Kalender das Wetter prophezeit, Wem Vega die Zinszinsen vorrechnet, Wem der Ratten- und Mäusevertilger das Haus säubert, Wem Langbein und Kotzebue die Langeweile verscheuchen, Wer aus dem Conversationslexikon alphabetische Weisheit schöpft, Wem das Formularpapier Feder, Dinte und Papier spart — alle sind Gutenberg einen Jubelzoll schuldig. Und nun erst die Schriftsteller, die durch Gutenberg unsterblichen Sterblichen, die Buchhändler, die erstgebornen Nutznießer des Literatur-Ackers, die Buchdrucker, diese Maurer an dem großen Civilisationshause, die Buchbinder, die Zeitungs- und Theaterzettelträger, die Papiermüller mit ihren Lumpensammlern, wie wollen sie ihre schuldige Danksagung machen? Kartoffeln und Literatur, was bedarf Europa weiter um glückselig zu sein? Wir wissen gar nicht, wie gut wir daran sind. Als Petrarca in der Stadt Lüttich einen Cicero gefunden hatte, fand er kein Dintenfaß, um ihn abschreiben zu können; heutiges Tages — ich will nicht von den Dintenfässern reden, aber für den vierten Theil der Reisekosten hätte ihm der Antiquar einen ganzen Karren voll Cicero's ins Haus geschickt. Und die edle Zeit, die Petrarca mit Abschreiben vergeudete — wie viel Sonette an Laura hätte er indessen singen können! Wenn unsere Autoren alle die Werke, aus welchen sie abschreiben, oder wie sie sich ausdrücken Blüthen sammeln, vorher ganz abschreiben müßten, mancher berühmte Mann brächte in seinem ganzen Leben kein Buch zu Stande. Ein Primaner eines Gymnasiums comme il faut hat wenigstens doppelt so viel Bücher, als die Pariser Sorbonne durch die fromme Gunst aller ihrer vorgutenbergischen Könige erwerben konnte, und ein Kind von feiner Erziehung zerreißt wenigstens eben so viel gedruckte Bücher, als der heilige Hieronymus geschriebene besaß. Kannst Du Dir, mein Freund, einen Reisenden denken ohne dictionaire de poche, ein Kaffeehaus ohne Zeitungen, ein frommes Conventikelchen ohne Traktätlein, eine Kunstreitergesellschaft ohne Affichen für den Hohen Adel und das ge-

ehrte Publikum, eine Festivität ohne Programm, ein seliges Verbleichen ohne Todesanzeige? Ein schlechtes Theater ohne aschgraue Theaterzettel? Was mich betrifft, ich möchte auf einer Erde nicht leben, wo der Mensch bloß seinem Nachbar ins Ohr flüstern, oder seinem vis à vis zu winken, wo man zu keinem Publikum, zu keinem Volke, zu keiner Welt reden oder von ihnen hören kann.

Und man fragte noch lange, wo Gutenbergs Gedächtniß zu ehren, wer bei seinem Feste voranzugehen verpflichtet? Sind es nicht die Großen der Erde, die Hirten der Völker, welchen die schönsten Früchte der Civilisation und der Buchdruckerkunst zu Theil geworden sind?

Was war ein König? und was ist er jetzt? Saul war eine Spanne länger als alles Volk, deshalb war er König. Aber seine Länge konnte ihn vor der Eifersucht des Priesters nicht schützen, er war König so lang es diesem gefiel, und stürzte in sein Schwert, als er diesem nicht mehr gefiel. Ein König von Persien getraute keinen Becher Wein zu leeren, den der Mundschenk nicht erst gekostet hatte, und doch schützte die Vorsicht nicht vor Vergiftung. Der wackere Kaiser Alexander Severus bedeckte seinen Liebling mit dem kaiserlichen Purpur, dennoch durchbohrten ihn die Schwerter der übermüthigen Soldaten. Brauche ich an die Merovinger, Karolinger, Kapetinger zu erinnern? So lange ihr Schwert scharf war, waren sie Könige, wurde es stumpf, bevormundete Kronenträger. Alle deutsche Kraft schien sich in Barbarossa vereinigt zu haben, und doch war er nicht viel mehr als ein fahrender Ritter mit einer drückenden Krone. Wo der Kaiser und sein Schwert nicht war, da herrschte kein Recht, keine Ordnung, kein Friede, das Kaiserwort galt nur, wenn es aus dem Visier des Helms hervorhallte. Warum stürzten die Kreuzfahrer einer nach dem andern in die offenen Gräber des Orients? Ungewarnt von König Konrad's Schicksal sah König Ludwig die nämlichen Schlingen nicht, und endete seinen Zug eben so kläglich. Die Lehre, welche jetzt die geringsten Missouridurstigen Auswanderer aus dem gedrückten Schicksal ihrer Vorgänger schöpfen, war damals selbst den Königen verschlossen. Hätte der zweite Hohenstaufische Friedrich einen Moniteur gehabt, worin er dem deutschen Volke von seinem Leben und Wirken aus der Ferne ein redendes Zeugniß hätte senden können, die Bettelmönche hätten keinen Heinrich Raspe auf den Thron gepredigt, und Konradins edles Blut wäre schwerlich auf dem Schaffot verspritzt worden. Nicht Maximilians Kraft hat den Landfrieden in Deutschland gegründet, sondern das Nürnberger Feuerschloß und die Buchdruckerkunst. Wenn man die Gefahr kommen sah, konnte man ihr begegnen; war ein Friedensbrecher im Lande, so konnte man die Leute vor ihm warnen, sah es trübe in Deutschland aus, so konnte man in Büchern lesen, daß es nicht immer und überall trüber Himmel gewesen sei. Was hat das Volk gewöhnt, sein Recht aus der Hand der Regierenden zu empfangen, und nicht allein den alten Gebrauch für Recht zu erkennen? die Schrift. Wodurch ist es möglich geworden 30 Millionen Köpfe unter einen Hut zu bringen? aus 30 Millionen Taschen Pfennige für einen Zweck zu sammeln? und die Bajonette der 30 Millionen Lebendigen gegen einen und denselben Feind zurichten? Das ist die stille Macht der Civilisation, welche außer dem kleinen Ich der Person auch noch das größere Ich der Familie, das noch größere des Vaterlandes und das größeste der Menschheit erkennt, die Macht der Civilisation und ihrer Werkmeisterin der Buchdruckerkunst. Klagt man, es sei jetzt schwerer zu regieren als ehemals, so sollte man der Wahrheit

zu Ehren auch gestehen, daß es jetzt hundertmal bequemer sei als ehemals. Eine Unterschrift thut jetzt mehr, als ehemals ein Aufgebot des Heerbanns. Ein Wort durchzuckt ein Land schneller und kräftiger, als vordem der Blitz der Schwerter. Ist heutiges Tags einmal eine Zeitung vorlaut, unartig ꝛc., so trotzte vor Zeiten jedes Ritterchen auf seinem Felsennest der kaiserlichen Majestät. Landtagen heutiges Tags ein paar Handwerksgesellen in der Schweiz, so hat man dafür auch mit keinem Schläglerbunde, mit keiner Hanse, keinen Armangnacs zu schaffen. Gesittete Menschen lassen sich regieren, ungesittete bloß bändigen; Frankreichs Lebensthätigkeit kann sich in Paris konzentriren, Gallien hatte in jeder Hütte einen besonderen Willen; das liberale Frankreich verlangt, daß seine Karte eine Wahrheit sei, das hugonottische Frankreich begehrte Festungen zu seiner Sicherung. Selbst der Ungehorsam der Völker ist milder geworden als ehemals. Wenn das Volk sich jetzt freier bewegen darf, so dürfen es die Fürsten nicht minder. Die Etikette war eine schwere Kette auf den Schultern der Vornehmen, wer hat sie gebrochen oder wenigstens zur leichten Schmuckkette umgeschmiedet? Das war der Zeitgeist, dem die Buchdruckerkunst als Sprache und Ohr dient. Ob wohl der Kaiser von Rußland lieber wieder Zaar seiner langröckigen Bojaren sein möchte? ob ihm nicht die heiteren Gesichter seiner civilisirten Unterthanen besser gefallen, als der unterwürfige Ernst der Kalmucken? Gewiß es ist schön Herr eines gebildeten Volks sein; gebildeten Kindern kann man selbst einen kleinen Eigensinn verzeihen, rohe Buben muß man unter der Knute halten. Der Kärrner kann freilich mit einem edlen Rosse nicht zurechtkommen, aber der gewandte Reiter zieht die Empfindlichkeit seines Thieres der Harthäutigkeit des Karrengaules vor.

Hat nun die Buchdruckerkunst die Völker Europas civilisiren helfen, so hat sie auch Verdienst um die Fürsten, welche über civilisirte Unterthanen herrschen, und Gutenberg einen Anspruch auf den Dank der Regenten. Einen Anspruch, welcher noch erhöht wird, durch das Vorrecht der Fürsten, in der Geschichte genannt zu werden. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht, aber erst die Buchdruckerkunst hat die Vollmachten des Gerichtes vervollständigt und seine Unabhängigkeit garantirt. Ist der fürstliche Beruf: über das Wohl der Menschen zu wachen, ein unendlich hoher, so ist aber auch der Lohn dieses Berufs ein unendlich schöner: Fortdauer des Namens in dem Munde der Kinder und Kindeskinder. Und diese Fortdauer, diese Erinnerung, dieser Ruhm wird nicht von Marmor und Metall getragen, sondern von den Charakteren Gutenbergs. Bei dem schwindelnden Wachsthum des geschichtlichen Stoffs würde die Unsterblichkeit der meisten Namen bald von der Gegenwart erdrückt sein, wenn es nicht ein so einfaches Mittel gäbe, eine Brücke aus der Vergangenheit in die Gegenwart herüberzuschlagen. Die Bildsäulen der römischen Imperatoren sind gefallen, aber ihre Namen stehen im Buche der Weltgeschichte aufgezeichnet, und der Knabe entziffert ihre Grabschrift mit Bewunderung oder mit Grauen.

---

* Anzeige.

Wir können unsern Lesern die gewiß willkommene Anzeige machen, daß die in Nro. 52 des Bürgerfreundes an Herrn Pastor Capelle gerichtete Bitte bereits erfüllt ist. Die von ihm am Jubeltage des Buchdruckerfestes in der Kirche zu U. L. Frauen gehaltene Predigt ist schon im Druck erschienen und bei dem Herrn Verfasser zu haben.

Miszelle.

Wie mühsam die Arbeit des Büchercopirens vor der Erfindung der Buchdruckerei war, davon bringt uns ein englisches Journal folgendes Beispiel: Als der Verkauf von Sir W. Burrell's Bibliothek im Mai 1796 stattfand, war auch eine Manuscriptbibel auf Pergament ausgelegt, mit einer Feder zierlich geschrieben und illuminirt, die zu vollenden dem Abschreiber ein halb Jahrhundert gekostet hatte. Der Abschreiber, Guido de Jars, begann seine Arbeit im vierzigsten Lebensjahre (derselben Lebensperiode, in welcher Sir W. Scott seinen „Waverley" anfing) und endigte sie nicht früher als in seinem neunzigsten Jahre. Daher schreibt auch William Caxton: „So ende ich dieses Buch; meine Feder ist abgenutzt, meine Hand ist schwach geworden und mein Auge dunkel vom übermäßigen Sehen auf weißes Papier, und täglich beschleicht mich das Alter mehr ꝛc." Dieser Mühe war der Preis der Bücher entsprechend. Es ist uns ein Brief aufbehalten, welchen Antonio Bononia Becatello an Alfons, König von Neapel, schrieb, folgenden Inhalts: „Ihr schriebt jüngst an mich von Florenz, daß dort die Werke des Titus Livius in sehr hübschen Bänden zu verkaufen ausständen, und daß der Preis jedes Buches 120 Goldstücke betrage; daher ersuche ich Eure Majestät, Ihr möchtet den Livius, welchen wir den König der Bücher zu nennen pflegen, für uns erstehen und uns hierher senden. Ich werde sogleich die Summe, welche ich als Preis des Buches zu geben habe, herbeischaffen. Das Eine wünschte ich noch von Eurer Wohleinsicht zu erfahren, ob ich oder Poggius am besten gethan, er, welcher einen Livius, den er mit schöner Hand geschrieben, loschlug, um sich nahe bei Florenz ein Landgut zu kaufen, oder ich, welcher, um mir den Livius anzuschaffen, ein Stück Land zum Verkaufe ausgeboten habe?" Gaguin, von einem seiner Freunde aufgefordert, ihm eine Concordanz zu verschaffen, schreibt: „Ich habe in diesen Tagen keine Concordanz gefunden, außer einer, welche hochgeschätzt ist, und von welcher der Bücherverkäufer Paschasius mir sagte, daß sie zu verkaufen und für 100 Goldstücke zu haben sei." Auf dem letzten Blatte eines Folio-manuscripts von dem Roman der Rose (Eigenthum des verstorbenen Mr. Ames) steht vermerkt: „Cest lyuir costa au palas de Parys quarante coronnes dor, sans mentyr."

* Geburtstagssang.
Den 28. Juni 1840.

Laß uns in unsrer Liebe,
Dann sind wir reich genug.
Wird's auch mitunter trübe,
Das macht am Ende klug.

Laß uns der Liebe Zeugen,
Die Söhne wohlgemuth,
Dann wird sich später beugen
Der Falschen Lügenbrut.

Ich halte ewig feste
An Freundschaft, Lieb' und Treu.
Die Lieb' ist doch das Beste
Bei aller Wahrheitsscheu.

Laß falsche Freunde fälschen!
Den Nattern ihren Zahn!
Wir wollen nimmer welschen,
Still folgen unsrer Bahn.

Laß mir den alten Glauben,
Des Lippers Treu und Kost,
Dann soll mir Keiner rauben
Den teutschen Lebenssaft.

Hold Maid! seit dreißig Jahren
Nenn ich Dich Traute mein,
Die Lieb' woll'n wir bewahren,
Bis daß wir Engel seyn.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.", und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshof.

Die

SCHNELL-  POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 54 des Bürger-Freundes für 1840.

Sonntag, den 5. Juli.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Hitzableiter in unserm kalten, klugen Norden? Wahrhaftig, das fehlt noch! Sind doch die Blitzableiter (ich meine nicht die von Franklin erfundenen) schon ein grosses Uebel, da nun Nichts mehr recht einschlägt. Aber Hitzableiter, was sind Hitzableiter? — Sommerröcke. Sommerröcke kündigt eine Berliner Kleiderfabrik jetzt an allen Straßen-Ecken an unter dem stolzen Namen „Hitzableiter." Die Leute sollen hitzige Begierde nach dieser hitzableitenden, kühlenden Kleidung bekommen. Da kennt man aber die Berliner schlecht. Die bleiben ziemlich kalt bei allen Dingen — wozu nun noch Hitzableiter?

Bei dem Theater in Merseburg hat der Capellmeister Morgen, die Dem. Ueber geheirathet. Sie nennt sich nun Mad. Ueber-Morgen. Da beide sehr verschuldet waren, so gingen sie am 3. Juni heimlich fort. Wenn die Gläubiger nun fragen: „Wann werden wir unser Geld bekommen!" so antworteten ihnen die Spaßvögel: Uebermorgen!

Die Weinreben aller Orten sollen seit zehn Jahren nicht eine so reiche Erndte versprochen haben als im jetzigen Jahr 1840. Es kommt also nur darauf an, daß die Sonne ihre Kräfte gehörig zusammennimmt, um Faßbinder, Faßfüller und Faßleerer zu beglücken.

Aus Frankreich.

Am 28. Mai wurde in Paris vor dem Polizeigericht ein Gauner neuer Art, nur weil das Verbrechen nicht vollständig zur Ausführung gekommen war, freigesprochen. Die Gaunerei bestand darin, daß der Angeklagte ein Schreiben an die Frau eines reichen dortigen Banquiers gerichtet hatte, worin ihr angezeigt wurde, daß, wenn sie unter einer gewissen Adresse 100 Frs. absende, sie die Person kennen lernen solle, welcher ihr Gemahl heimlich seine Liebe opfere. Die eifersüchtige Frau wäre beinahe in die Falle gegangen, indeß kam in einer stürmischen Ehestands-Scene die Sache an den Tag, und Mann und Frau beschlossen nun, einen gemeinschaftlichen Plan gegen den Gauner. Der Brief wurde abgesendet, zugleich aber die Polizei unterrichtet, und der Betrüger, in dem Augenblick wo er das Schreiben empfangen wollte, verhaftet. Da indeß noch kein wirklicher Betrug verübt war, so hatte der Gauner hundert Entschuldigungen, und konnte nicht zur Bestrafung gezogen werden.

In einem französischen Journale las man neulich, der Kaiser von Rußland werde einer Musterung der Nationalgarde beiwohnen. Das stand unter Paris. Der Kaiser hat aber nie nach Paris reisen, also auch keiner Musterung der Nationalgarde beiwohnen wollen. — Das Journal wollte sich dadurch „verdefendiren", daß es sagte: Der Artikel habe unter Berlin gestellt. In Berlin hat man aber keine Nationalgarde, folglich hat auch der Kaiser keiner Musterung derselben „haben beiwohnen wollen können" — 's war Alles nur ein Wind, wie es oft im Nibelungenliede heißt, wenn ausgedrückt werden soll, daß Etwas zugleich Nichts ist.

Man schreibt aus Toulon: „Hr. Lenormant, Oberkommissär, hat den Befehl erhalten, sich nach Tournefeuille zu begeben, wo seit einigen Tagen seltsame Dinge vorgehen. Ein gewisser Jean Cassé, ehemaliger Bedienter bei Mme. Bessières, hat plötzlich kundgemacht, er besitze die Gabe, jede Krankheit auf wunderbare Weise zu heilen. Der Ruf dieser Wunder hat sich bald verbreitet, und wie man versichert, genügen ihm einige unbedeutende Mittel, und oft bloß die Auflegung der Hände, um Krankheiten von der verschiedensten Art zu heilen. Sein Haus ist daher Tag und Nacht von Kranken umlagert. Man läßt sich schon einige Tage vorher einschreiben, man rauft sich, um bei ihm vorkommen zu können. Der Wunder-Doktor verlangt gar keine Bezahlung, man giebt, was man will, seiner Frau, und zwar reicht die unbedeutendste Belohnung oft hin.

Vor einigen Tagen bezahlte der Hausmeister einer reichen Familie in Paris einem Milchmädchen seine Rechnung, worauf er sich alsbald entfernte. Das Mädchen rief ihm nach, daß das Geld nicht richtig gezählt sei. „Desto schlimmer für Euch," war die Antwort; „Ihr hättet es vorhin in meiner Gegenwart zählen sollen; ich bin gewiß, wenn es zu viel gewesen wäre, würdet Ihr mich nicht zurückgerufen haben." — „Ihr habt Unrecht," entgegnete das Mädchen; „ein Napoleon ist Euch unbemerkt unter das Silbergeld gekommen; nach Euern jetzigen Reden kann er aber Euch nicht gehören; ich gebe ihn deswegen dem blinden Manne, der vor dem Hause steht." So that sie.

Vor dem Assisenhofe zu Beauvais stand dieser Tage eine aus 15 Köpfen bestehende Räuberbande, unter welcher sich zwei Greise über 70 und mehrere Weiber befanden, und die lange der Schrecken der ganzen Umgegend war. Es wurden 31 verschiedene Anklagen gegen sie vorgebracht, und 500 Fragen an die Geschwornen gerichtet. Die Thatsachen wurden fast alle erwiesen, und sämmtliche Gefangene schuldig befunden. Die Strafen gehen von 3 Jahren Gefängniß bis zu 40jähriger Zwangsarbeit auf den Galeeren.

Aus England.

Der Schuß eines nichtswürdigen, englischen Marqueur's gegen die Königin von England hat bekanntlich viel Knall-Effekt hervorgebracht, wie fast alle Spalten unserer Zeitungen beweisen. Und doch ist es am Ende eine bloße Renommage eines ehrsüchtigen Querkopfes. Da man ungeachtet alles Nachsuchens noch keine Kugel gefunden, schließt man mit Recht, der Bursche habe blind geschossen, nur um sich berühmt zu machen. Und wie lange wird es dauern, so giebt ein gemeiner literarischer Spekulant eine Biographie von ihm heraus!? Mit solchen entschiedenen Nichtsnutzigen sollte man nicht viel Federlesens machen, sondern einen ganz kurzen, stillen Prozeß. Ein Mord-Anfall auf ein weibliches Wesen, auf eine geliebte Königin, wie sich eben jetzt deutlich erweist, ist zu abscheulich, als daß man erst lange fackele. Der verrückte Marqueur denkt sonst Wunder, was er für eine Heldenthat vollbracht.

Ein hebräischer Leichenstein, welcher 2028 Jahre alt ist, wurde kürzlich in Plymouth ausgeschifft.

In Nottingham hat man angefangen, Handschuhe von Kautschuk (elastischem Gummi) zu verfertigen, welche die baumwollenen und seidenen dem Ansehen und der Bequemlichkeit nach weit übertreffen. Sie lassen sich waschen, behalten immer ihre Elasticität, und schließen dicht an die Hand an. Der Kautschuk wird in dünne Fäden verwandelt und auf dem Stuhle gewoben.

Aus Italien.

In der letzten Kunstausstellung zu Parma bewunderte man das Bildhauertalent eines eilfjährigen Knaben, Agostino Ferrarini. Er lieferte das Modell eines höchst gelungenen Porträts und den Entwurf zu einem andern.

Paganini hat in seinem Testament unter Anderm eine Summe ausgesetzt, um Messen für ihn bei den Kapuzinern lesen zu lassen. Seine beiden Schwestern erhielten Legate von 60,000 und 75,000 Frcs., seine Mutter und die Mutter seines Sohnes lebenslängliche Pensionen von 1200 Frcs. u. s. w. Das ganze übrige Vermögen von 3 bis 4 Mill. Frcs. gehört dem Sohn unter der Bedingung, das von Paganini um 1½ Mill. Frcs. erkaufte Gut Gajona bei Genua zum Majorat zu erheben. Vormund ist der Marquis Falleta.

Aus den Vereinigten Staaten.

Wenn sich die humane Ansicht des Gouverneurs von dem nordamerikanischen Unionsstaate Connecticut weiter verbreitet, so werden die Kriege christlicher Nationen gegen einander bald aufhören. Bei der Darlegung seiner Ansichten in Betreff des Grenzstreites zwischen Nordamerika und England bemerkte er nämlich: „Die Zeit sei nun völlig vorbei, wo christliche Nationen ihre Streitigkeiten, noch weniger aber eine Grenzfrage auf dem Schlachtfeld ausmachen sollten, weshalb er hoffe, daß durch gegenseitige Zugeständnisse, Geldentschädigungen oder den schiedsrichterlichen Spruch irgend einer auswärtigen Macht der Streit beigelegt werde."

Aus Ostindien.

Fünf oder sechs Meilen von Calcutta, lebt ein Indianer, Besitzer einiger Grundstücke, die er aus Mangel an Mitteln, sie durch Menschenhände bearbeiten zu können, lange Zeit brach liegen lassen mußte; da fiel ihm plötzlich ein, Affen hierzu zu benutzen. Er fing in einer kurzen Zeit gegen funfzig Affen, die er erzog und zur Feldarbeit abrichtete. Mit großer Mühseligkeit und der schwersten Geduldprobe gelang es ihm, sie dahin zu bringen, daß sie den Reis oder Mais anzubauen, den hätten sie ihm gefressen, sondern die Schmarotzer-Pflanzen auszujäten. Ein alte Indianer dirigirt seine grimacirende Arbeiter-Truppe, die in einer Reihe postirt, sehr fleißig arbeitet, mit einer Peitsche. Eine von einem Baume gefallene Frucht oder eine süße Wurzel sind die einzigen Zerstreuungs- oder Streitigkeits-Motive unter diesen seltsamen Feld-Arbeitern. Einige Peitschenhiebe erinnern sie jedoch bald wieder an ihre Pflicht. Zweimal des Tages bekommen sie gekochten Reis, Bananen oder andere Früchte. Die Nacht bringen sie auf einem Baume zu. Am Morgen reicht ein heller Pfiff des Indianers hin, um sie wieder zur Arbeit zu versammeln.

Mosaik.

Eine Frau in Berlin sandte jüngst den Betrag ihrer schuldigen Rechnung an die betreffende Handlung, und schrieb dazu: „Ich bitte, mich nun auszuttigen." — In einem Wochenblatt wird ein Bedienter gesucht, der seinen Herrn ra-, die Frau fri- und die Kinder amüsiren kann. — Der Chemiker Thenard in Paris hielt eine Vorlesung mit Experimenten in Gegenwart des Herzogs von Orleans. Als sich eben zwei Gasarten verbinden sollten, sagte er zu dem Herzog: „Jetzt werden diese Gase die Ehre haben, sich in Gegenwart Ew. königl. Hoheit zu verbinden."

Die deutschen Zeitungen und Zeitschriften wimmeln von undeutschen Anzeigen. Was ist das: „Bleiche Anzeige?" Es soll keine blasse Empfehlung, sondern Empfehlung einer Bleiche sein! — Ein Mottenpapier, welches 10 kr. C. M. kostet, wird irgendwo auf folgende Weise empfohlen: „Dieses Papier besitzt die Eigenschaft, daß die Pelzwerke und Kleidungsstücke, welche von diesen Ungeziefer schon angegriffen sind, durch dieses Mittel gänzlich zerstört, ferner davon befreit bleiben." Nun, wenn das Erste wahr ist, wird das Zweite gewiß auch wahr sein. Wie möchten aber Denjenigen, der 10 Kreuzer für ein Mittel giebt, wodurch seine Pelzwerke und Kleidungsstücke gänzlich zerstört werden. Dieses Mittel muß so lange wüthen, als eine Armee von Motten! — Ein Gasthof, den man zu verpachten wünscht, wird angerühmt: „Er hat die seltene, so vortheilhafte Lage, daß fünf Chausseen da vorüber führen; daher ganz für Gastwirthschaft-Reflexion gelegen und auf sichere Frequenz zu rechnen." — Eine neue Art von Reflexion, welche weder Kant, noch Fichte, Schelling und Hegel gekannt haben!

Bedeutungsvolle Namen.

Ein Sänger beim Pesther Theater heißt Diskant, ein anderer Unrein; beim Leipziger Theater hieß ein Chorist Heiser; ein anderer Schreier; bei der deutschen Oper in London heißt der Chordirektor Rachdell und der Flötenspieler Zärtlich. In Darmstadt heißt der Regisseur Ungeschickt und der Theatermeister Rüdermann. In Berlin singt jetzt als Gast eine Sängerin, die sich Engel nennt; und in Königsberg singt ein Herr Tremmel vom Stettiner Theater; einer der ersten Schauspieler des Wiener Hoftheaters heißt Löwe und einer der letzten des Theaters in Karlsruhe, Mücke; der Theater-Cassier in Kassel, heißt Höflich, und der Theaterfeldwebel, Fleiß. Wie witzig oft der Zufall ist!

A. Daves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 54.

Bremen, Sonntag den 5. Juli 1840.

Gestorben:

Nro. 627. Den 23. April 1840 starb zu Aux Cayes der Matrose des Schiffs „Friedrich Jacob", Fritz Möhring, 20 Jahr; von hier gebürtig.

— 628. Den 1. Juli. Der Arb. Joh. Hinr. Ahlbring, 50 Jahr; Walldammstraße Nro. 26.

— 629. Den 1. — Des Musicus Carl August Friedr. Casdorff Tochter, 2¼ Jahr; Papenstr. N. 13.

— 630. Den 1. — Die Näherin Doris Busch, 26 Jahr; kl. Hundestraße Nro. 2.

— 631. Den 2. — Julie Sophie Ahrens, 19½ Jahr; Grasmarkt Nro. 12.

— 632. Den 2. — Des Stuhlmachers Carsten Gosch Tochter, 9 Monat; Osterthorswallstraße Nro. 26.

Nro. 633. Den 2. Juli. Des Cigarrenmachers Joh. Diedr. von Horn Sohn, 8 Wochen; Albutenstraße.

— 634. Den 2. — Des Schullehrers Jul. Silkenstaedt Sohn, 1 Stunde; gr. Annenstr. Nro. 4.

— 635. Den 3. — Des Schneidermeisters Bernhard Gustav Aug. Jürs Sohn, 10 Jahr; gr. Rosenstraße Nro. 18.

— 636. Den 3. — Der Schuhmachermeister Johann Joachim Christ. Timm, 32½ Jahr; kleine Annenstraße Nro. 6.

— 637. Den 4. — Des Schullehrers Jul. Silkenstaedt Tochter, 3 Tage; gr. Annenstraße Nr. 4.

Geburten:

Nro. 795. Den 26. Juni. Ein Knabe — große Allee Nro. 4.

— 796. Den 30. — Des Arb. Hinr. Plate Ehef., geb. Rahmann, Spielleutestraße Nro. 4; von einem Knaben.

— 797. Den 30. — Des Dr. med. Philipp Georg Carl Ehrhard Barkhausen Ehefr., geb. Gieseke, Johannisstraße Nro. 11; von einem Knaben.

— 798. Den 30. — Des Schneidermeisters Joh. Heinr. von Horn Ehefr., geb. Schütte, kl. Rosenstraße Nro. 8; von einem Mädchen.

— 799. Den 30. — Des Tuchstopfers Gottlieb Brockmann Ehefr., geb. Bothe, Jippen Nro. 1; von einem Mädchen.

— 800. Den 1. Juli. Ein Mädchen — Dreckort.

— 801. Den 1. — Des Schlossermeisters Joh. Conr. Fehrmann Ehefr., geb. Gesselmann, hint. Stephanithorswall Nr. 3; v. e. Knaben.

— 802 und 803. Den 1. — Des Schullehrers Julius Silkenstaedt Ehef., geb. Silkenstaedt, gr. Annenstraße Nro. 4; von Zwillingen, einem Knaben und einem Mädchen.

— 804. Den 1. — Des Arb. Joh. Friedr. Lindemann Ehefr., geb. Schumacher, Buntenthorssteinweg Nr. 82; von einem Knaben.

— 805. Den 1. — Des Kohlhökers Herm. Bremermann Ehefr., geb. Sanders, außerm Steinthor Nro. 86; von einem Knaben.

— 806. Den 1. — Des Consumtionsgehülfen Nicolaus Gottfr. Griese Ehefr., geb. Siemers, kl. Krankenstraße Nr. 3; von einem Knaben.

— 807. Den 1. — Ein Knabe — hinterm Paulsberg Nro. 65.

Nro. 808. Den 1. Juli. Des Cigarrenmachers Joh. Conr. Hartjen Ehefr., geb. Ihm, Grafenstraße Nro. 25; von einem Mädchen.

— 809. Den 1. — Des Küpergesellen Joh. Hinrich Schierenbeck Ehefr., geb. Peters, kl. Krummenstraße Nr. 31; von einem Knaben.

— 810. Den 2. — Des Cassirers Hinrich Rud. Kück Ehefr., geb. Hillmers, am Dom Nro. 1; von einem Knaben.

— 811. Den 2. — Des Küpermeisters Hinrich Herm. Böse Ehefr., geb. Büscher, Oelmühlenstraße Nro. 1; von einem Mädchen.

— 812. Den 2. — Des Sprachlehrers Heinrich Wilh. Kotzenberg Ehefr., geb. Thiessen, Ansgarikirchhof Nro. 2; von einem Knaben.

— 813. Den 2. — Des Landmanns Harm Klatte Ehefr., geb. Wessels, auf dem Krümpel Nro. 38; von einem Mädchen.

— 814. Den 2. — Des Schweineschlachters Conrad Huber Ehefr., geb. Reddehase, gr. Johannisstraße Nro. 176; von einem Mädchen.

— 815. Den 2. — Des Branntweinbrenners Friedr. Wiegmann Ehefr., geb. Ostermann, hinterm Stephanithorswall Nro. 1; von einem Knaben.

— 816. Den 3. — Des Tischlers Henrich Diedr. Cordes Ehefr., geb. Aschen, Buntenthorssteinweg; von einem Knaben.

— 817. Den 3. — Ein Mädchen — Schützenwall unter Nro. 11.

— 818. Den 3. — Des Arb. Joh. Gottwald Kriete Ehefr., geb. Bolte, gr. Johannisstraße Nro. 76; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 292. Der Kaufmann Marmilian Edmund Heuzenröder hieselbst und Wilhelmine Louise Thiermann zu Uchte.

— 293. Der Dr. med. Christian Georg Schütte hies. u. Henriette Sophie Klugkist aus Münden.

— 294. Der Kaufmann Georg Ludwig Bekenn hies. und Mary Ann Charples zu London.

— 295. Der Feilenhauer Joh. Carl Engelhardt und Catharina Margar. Bohe hieselbst.

— 296. Der Grobbäcker Hinr. Fassmer hies. und Anna Maria Catharina Matthes zu Varel.

Nro. 297. Der Drechsleramtsmeister Joh. Carl [illegible] David Dettmer und Kunigunde [illegible] Beide von hier.

— 298. Der Cigarrenmacher Joh. Peter [illegible] Margar. Louise Edeler. Beide [illegible]

— 299. Der Arb. Friedrich Engelbrecht [illegible] hies. und Anna Gesche Ma[illegible] gen. Rippe, aus Tuschendorf

— 300. Der Arb. Georg Wendt und des [illegible] Nicolaus Heinr. Timm Witt[illegible] Johanne Dorothee, geb. Rüs[illegible]

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 55.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 9. Juli 1840.

Doch wem der Kranz gebühre von den Beyden,
Das hört man oft auf and're Weis' entscheiden. Torq. Tasso's befreit. Jerusalem.

Adel um Adel.

Ballade.

Als Balduin, König in Syriens Land,
Sich errungen die heilige Krone,
Da ward ihm durch sichere Späher bekannt:
Bald feire, dem Sieger zum Hohne,
Der Feind auf beblümeter Haide ein Fest,
An Freuden die Seele zu letzen,
Drum sucht er, den nimmer der Glaube verläßt,
Flugs jeglichen Paß zu besetzen.

Und sieh', ihm gelingt der heimliche Plan,
Umfangen von klirrenden Banden,
Sich knirschend die Häupter der Feind' ihm nah'n,
Die sonst nur den Herrscher umstanden;
Und ein Weib von hocherhab'ner Gestalt,
Mit blendendem Reiz und Geberde,
Von duftigem Schleiergewölk umwallt,
Wirft mit Zittern sich vor ihm zur Erde!

„Auf! tödte den armen vergänglichen Leib,
Den Schauern des Grabes verfallen,
Sieh' in mir Giafars erwähletes Weib,
Den Klänge des Ruhmes umschallen!
Ach, senke den Stahl in die zuckende Brust,
Ihn lieb' ich und keinen auf Erden,
Und bist Du der Krone Dir würdig bewußt,
So laß mich zum Opfer ihm werden."

Da wendet er seufzend das Antlitz von ihr,
Bekämpfet die Sehnsucht der Seele,
Der Sinnlichkeit stachelnde, heiße Begier,
Damit ihm der Friede nicht fehle;
Er giebt von der Beute ihr Alles zurück,
Umhüllt sie mit Sammet und Seide,
Er zaubert der Freiheit ersehntes Glück
Mit regem Bemüh'n ihr zur Seite.

Wie schwer und schmerzlich das Herz ihm auch bangt,
Beim letzten Erbleichen der Sterne,
Da führt er, nach der seine Seele verlangt,
Sie still in die sichere Ferne;
Und oft, wenn die Nacht sich herniedersenkt,
Da blickt er zum schweigenden Himmel,

Ihr Bild, das der Schimmer der Lieb' umfängt,
Scheucht zaub'risch der Schmerzen Gewimmel.

Und als ihn die Menge der Feinde bedrückt,
Um Rama die Heere sich schaaren,
Stets näher das Banner des Halbmondes rückt,
Bei täglich erneuten Gefahren,
Und höher stets steiget die drängende Noth:
Da wächst ihm der Muth in der Seele,
Er theilt mit den Seinen das kärgliche Brod,
Ob sonstige Labung auch fehle.

Wild brauset der Sturm in verhüllender Nacht,
Ein Schauer durchrieselt die Glieder,
Da meldet vom äußersten Thore die Wacht:
Es ersuch' ein Türk' den Gebieter
Um Zutritt! Der König erwiedert: Es sei,
Doch nah' er in fliegender Eile!" —
Da erscheint ein Häuptling, hochherrlich und frei
Und fleht, daß Gehör er ertheile!

„„Du hast mir das Liebste auf Erden gesandt,
Das Herz meines Lebens errettet,
Drum hast Du mit unauflöslichem Band
Mein Dasein an Deines gekettet!
Schon morgen umzingelt mit mächtiger Schaar
Der Sultan die Veste, drum eile,
Ich führe Dich sicher durch Noth und Gefahr,
Verderben dräut jegliche Weile!""

Da schaut ihm der König in's Angesicht,
Von den edlen Zügen bezwungen,
Wie mächtig auch kämpft die gebietende Pflicht,
Doch den Sieg hat die Großmuth errungen,
Er leitet ihn sicher durch Nacht und Moor,
Erfahren in Kenntniß der Pfade,
Jetzt klimmt er die steilen Gebirg' empor,
Bald zeigt sich des Meeres Gestade.

Und eh' noch den König das Schiff umfängt,
Ihn rasch zu den Seinen zu tragen,
Da hat er die Kett' ihm umgehängt,
Als Denkmal den künftigen Tagen!
Und Beide ruhen so Brust an Brust,
In innig vereintem Umschlingen,
Sie sind sich des herrlichsten Glückes bewußt,
Das Götter den Sterblichen bringen!

Karl Grumbach.

Der Zauberstiefel.

(Fortsetzung.)

Nach einer mäßigen Tagereise kam Casimir erschöpft zu Hause an. Mariana sprang ihm fröhlich entgegen und fragte, ob er Geld mitbringe. Mit traurigem Gesichte sprach er: „Du wirst es wohl besser wissen als ich!" — Der Prior stellte dieselbe Frage an ihn und machte ihm die bittersten Vorwürfe, als er im Laufe des Gespräches erfuhr, daß der Onkel versprochen hatte am nächsten Morgen eine ansehnliche Summe herauszugeben. „Thörichter Mensch", sprach er, „was kehrst Du Dich an das sonderbare Wesen des Onkels und die Rede des Volkes! Trete am nächsten Morgen gleich wieder die Rückreise an, bitte den Onkel wegen Deines albernen Benehmens um Verzeihung, und nimm das versprochene Geld in Empfang!" — Casimir hatte weislich verschwiegen, was ihm in Warschau und auf dem Wege Sonderbares begegnet war. Nur konnte er sich nicht enthalten, an Mariana einige Fragen zu thun. „Was hast Du im Hause des Onkels noch Besonderes bemerkt, liebe Schwester?" fragte er. „Wie verhält es sich mit dem Stiefel, und waren die drei verderbkündrohenden Thiere natürliche oder Zaubergeschöpfe? Du bist ja ein überirdisches Wesen, hast mich in Warschau so überrascht und verstehst mehr als ich; belehre mich hierüber und über das, was ich noch ferner zu thun habe!" — Mariana lachte laut auf, gab ihm einen leisen Backenstreich und lief davon. Der alte Mönch, welcher am Morgen nach der verhängnißvollen Gewitternacht bei Woiniech gewesen war, hatte hinter der Klostermauer die Fragen Casimir's mit angehört, und nahm sich vor, ihn näher zu beobachten, und wenn er etwa den Verstand verloren hätte, für eine gute ärztliche Behandlung zu sorgen. Er bekam ihn an demselben Tage nicht mehr zu sehen, und dies bestärkte ihn noch mehr in seiner Vermuthung. Mariana mußte am nächsten Morgen vor dem Prior erscheinen. Sie konnte keine Nachricht über ihren Bruder geben, da dieser gleich nach

seiner Ankunft wieder verschwunden war, bestätigte aber die Aussage des alten Mönchs. Der Prior ließ sogleich in der ganzen Umgegend den vermeintlich Wahnsinnigen suchen, doch war nirgends eine Spur von ihm aufzufinden. Ein Bauer hatte im Vorübergehen Jemanden von derselben Größe mit lautem Geschrei in den Teich stürzen gesehen; doch hatte ihn die in der ganzen Gegend verbreitete Sage von der Erscheinung eines feurigen Gespenstes an derselben Stelle zur eiligen Flucht bewogen. Der Teich wurde genau untersucht, ob sich nicht der Leichnam des Unglücklichen darin befinde, doch vergebens. Der alte Vater erfuhr von diesem Allen nichts, und auf die Frage, wo sein Sohn sei, wurde ihm geantwortet, daß er von dem Prior wegen seines unbesonnenen Betragens gegen den Onkel zu einer neuen Reise aufgemuntert worden wäre, und daß er dieselbe auch schon angetreten habe. Die Geschichte von der Brieftasche war von dem alten Mönche schon früher aufgetischt worden, jetzt wanderte sie aber von Dorf zu Dorf, und Keiner unterließ es, sich zu bekreuzen, wenn er an dem Teiche vorüberging; Jeder dachte an das flammende Gespenst und den Untergang des armen Casimir.

Der gute Sohn, unermüdet für das Wohl der Seinigen bedacht, war ungeachtet seiner zurückgelegten Reise noch an demselben Abend an den Teich gegangen. Es kostete ihm viele Mühe und Zeit, die Brieftasche wieder zu finden. Endlich bemerkte er eine leuchtende Stelle im Wasser; er jauchzte vor Freuden laut auf, stieg in den Teich und verfolgte den leuchtenden Punkt mit einem langen Baumaste, bis er seine Thätigkeit durch die glückliche Wiedererlangung der Brieftasche belohnt sah. Die Strahlen des Mondes entlockten derselben die schönste Farbenpracht. Sie schien mit den herrlichsten Diamanten besetzt, die auf der weißen Seite einen Strahlenkranz mit der Inschrift „Hoffnung", und auf der rothen Seite einen zierlichen Tempel bildeten, der das Wort „Rettung" über seinen Flügelthüren trug. Er wagte nicht, die Brieftasche zu öffnen, sondern steckte sie ruhig zu sich. Zu seiner Betrübniß fand er auf dem Heimwege die Klosterpforte schon verschlossen, und es blieb ihm nichts Anderes übrig, als im Freien zu übernachten. Die harte Rede des Priors hatte so auf ihn gewirkt, daß er es nicht wagte, vor demselben zu erscheinen. Kaum fing es an zu dämmern, so befand er sich schon auf dem Wege nach Warschau. Zur Mittagszeit ruhte er in einem schönen Laubwäldchen, wo er mit großer Aufmerksamkeit seine Brieftasche untersuchte. Er hatte nach dem Rathe Mariana's von der lilienweißen Seite aufzuschlagen angefangen. Ueberall traf er auf leere Blätter, zuletzt bemerkte er ein zusammengelegtes Papier darin. Er entfaltete es und sah zu seinem Erstaunen, daß es die Quitung über das väterliche Erbtheil seines Vaters war, zu deren Unterschrift der Onkel diesen betrüglicherweise verleitet hatte. Schon wollte er umkehren, weil er das Glück seines Vaters jetzt in Händen zu haben glaubte; doch sah er auf die Stelle hin, wo die Quitung gelegen hatte, und das angenehmste Bild wurde ihm zu Theil; Marianchen war hier so getreu abgebildet, daß sie auf dem Papiere zu leben schien. Kaum hatte er das Bild recht angesehen, so wurden ihm die Augen von zwei weichen Schelmhändchen zugehalten, und Marianchen sprang munter hinter seinem Rücken hervor und sagte: „Du bist ein braver Mann, Casimir, daß Du keinen Augenblick versäumst, wieder nach Warschau zu kommen; sei aber behutsam! Melde Dich beim Onkel und dringe mit Bitten und Thränen in ihn, das rechtmäßige Gut Deines Vaters herauszugeben. Zwar wirst Du schwerlich etwas erlangen, aber auch dies kann

zum Guten führen. Erkläre dann, daß Du Warschau noch in derselben Stunde verlassen wollest, und gehe zum entgegengesetzten Thore hinaus. Dies ist nöthig, Deiner Selbsterhaltung wegen; das Uebrige wirst Du später erfahren. Solltest Du heute vor Erreichung der Stadt noch in Gefahr kommen, so öffne die Brieftasche von der feuerfarbenen Seite, und Feuermann wird zu Deinen Befehlen stehen."

Marianchen war wieder verschwunden, und Casimir zog weiter auf seiner Reise.

In dem früher erwähnten Zauberwalde vor Warschau begegneten ihm diesmal sieben Bären, die ihm sicheres Verderben drohten; aber schnell war die Brieftasche aus dem Busen und von der feuerfarbenen Seite geöffnet, wo ihm gleich auf dem ersten Blatte das Bild des Feuermanns entgegenstrahlte. In demselben Augenblicke stand dieser auch schon in seiner gräßlichen Wirklichkeit da und fragte nach der Ursache seiner Herbeirufung mit wilder Geberde. „Du sollst die sieben Bären zerreißen!" sagte Casimir ohne langes Besinnen, und in tausend Stücke zerlegt lagen die wilden Bestien am Boden. Auch die Wölfe fanden sich diesmal sieben an der Zahl ein, und ihm war nicht wenig um sein Leben bange, da er den Feuermann heute nicht mehr rufen durfte. Da schwebte etwas Weißes über den Weg, und es war Marianchen. Sie hielt einen großen Nesselbusch in der Hand und trieb die grimmigen Thiere vor sich hin in den finstern Wald. Die Schlangen, welche auch sieben an der Zahl kamen, zischten furchtbar, zerstreuten sich aber eben so schnell wieder in das dichtstehende Farrenkraut an der Seite des Waldes. Freudig begrüßte er diesmal den Geburtsort seines Vaters; sogleich besuchte er den Onkel, befolgte das, was ihn Mariana geheißen, und begab sich, da seine Bitten nichts fruchteten, scheinbar auf die Rückreise. Nachdem er einige hundert Schritte vom Hause entfernt war, kehrte er um und ging auf einem andern Wege nach dem entgegengesetzten Thore. Hier traf er auf ein Passions-Denkmal, wo er sich in frommer Stimmung seines Herzens auf's Angesicht warf, um Gott für die wunderbare Errettung aus so vielen Gefahren zu danken. Hierbei fiel ihm die Brieftasche aus dem Busen, welche wie eine Feder in die Luft flog und auf der Spitze des Passions-Denkmals hängen blieb. Rasch sprang er auf, um das theure Kleinod wieder zu erlangen, aber plötzlich wich die Erde unter seinen Füßen zurück, und er sank in die Tiefe hinab. Lange dauerte es, ehe er wieder zu sich kam; er befand sich hier in einem Gewölbe, wo er zu seinen Füßen die heißersehnte Brieftasche wiederfand. Am Ende des Gewölbes bemerkte er eine lichte Stelle. Aengstlich und die Brieftasche mit beiden Händen festhaltend, ging er immer weiter und weiter, und gelangte endlich an eine gläserne Thür, die in einen schönen Garten führen. Die wundervolle Gegend, welche er jetzt betrat, war dieselbe, die sein Bruder im Stiefel gesehen hatte. Die beiden Schwäne mit rothen Ringen um den Hals lockten ihn bald an den nahen See, und an den silberfarbnen Enten mit Goldköpfen und rothen Schnäbeln konnte er sich nicht sattsehen. Da der Abend zur Ruhe winkte, ging er in das zierliche Gartenhaus, wo er auf einem weichen Sopha die müden Glieder durch einen angenehmen Schlaf erquickte. Das Morgenroth sah durch den Halbmond in den Fensterladen; bald wechselte aber die Scene und ein freundliches Gesicht mit himmelblauen Augen trat an die Stelle und blickte suchend im Zimmer umher. Voller Freude jetzt etwas Näheres über seinen räthselhaften Aufenthaltsort zu erfahren, erhob er sich und öffnete die Thür des Gartenhauses. Es stand dort Niemand mehr; in der nahen Allee sah er jedoch eine

schlanke Mädchengestalt eiligst dem nahen See zuschweben. Er beflügelte seine Schritte, kam aber zu spät, denn das Mädchen hatte sich in den See gestürzt. Mit rüstigen Armen theilte er die Fluth, und bald sah er am Boden des klaren See's das bleiche Mädchen liegen, welches mit ihm um den Sarg getanzt und um Rettung gebeten hatte. Er tauchte unter und brachte dasselbe glücklich über die Oberfläche des Wassers; doch wie erschrak er, als er statt des Mädchens plötzlich einen Schwan in seinen Händen hielt, der sich mit kräftigem Flügelschlage losriß und seinen Kopf in den Händen des Jünglings zurückließ. Vergebens sah er in die Tiefe hinab, das Mädchen war nicht mehr zu finden, und er machte sich Vorwürfe über seine Unvorsichtigkeit.

(Der Beschluß folgt.)

Die letzten Augenblicke der Lady Esther Stanhope.

Ich verfügte mich eilig in das Zimmer der Kranken. Das zitternde und ersterbende Licht einer Lampe, das in einiger Entfernung stand, warf seinen Schein auf das bleiche entstellte Gesicht der Lady Stanhope. Ihre Negerin, ein treues Geschöpf, saß zur Seite des Bettes, indem sie den Kopf zwischen den Händen ihrer Herrin ruhen ließ und bitterlich weinte. Auf das Geräusch meines Eintritts erhob sich das Mädchen schnell, als wolle es mich auffordern, kein Geräusch zu machen. Es beugte sein Haupt über das der Gebieterin, um versichert zu sein, ob diese noch schliefe. „Was willst Du, Zekka?“ fragte Stanhope mit schwacher Stimme, „hast Du meine rothbraune Stute satteln lassen? die mich auf meinen Thron zu Jerusalem führen soll? Ist meine Garde bereit, mir zu folgen? Gieb mir mein bestes Kriegskleid und sage meinen Tapfern, daß ich bald zu ihnen kommen werde.“ — „Ach!“ sagte das unglückliche Mädchen, mit einer von Seufzern unterbrochenen Stimme, „im Augenblicke des Todes an solche Dinge zu denken.“ — „Thörin! Ich sollte sterben!“ entgegnete Lady Esther; „ich mit meiner Stirne, die von der Glorie des Ruhms umstrahlt ist, die ich bald ruhmbekränzt auf dem Throne der heiligen Stadt sitzen werde. Ich, die ich diesen Thron besitzen werde, so lange die Welt steht. Du wagst es, Elende, solche Lästerungen gegen mich auszustoßen! Geh', bleib mir aus den Augen!“ — „Hier ist der Doktor, den Sie mir zu bestellen auftrugen,“ sagte nun die Negerin mit einem ergebenen Tone. — „Treten Sie vor,“ wandte sich die Lady zu mir, mit einem ersterbenden Blick; sie fuhr, indem derselbe mit einemmale wieder aufblitzte, fort: „Kommen Sie etwa, um mir das Versammeln meiner Truppen zu melden? Sind sie bereit zum Kampfe? Haben Sie meine wackere Armee gesehen? Ist sie nicht herrlich? O wie stolz werde ich als Führerin vor ihr herreiten! Wie beglückt werde ich mich fühlen, so viele tausend Krieger meinem Kommandowort folgen zu sehen. Ich werde.... Doch warum sehen Sie mich so an? Sie scheinen nicht glücklich, Doktor, fehlt Ihnen etwas?“ — „O, nein, Madame,“ erwiederte der Doktor, „ich hörte Ihnen nur aufmerksam zu und dachte, Sie möchten in dem Zustande, in welchem ich Sie gegenwärtig sehe, nicht vermögend sein, eine Reise zu unternehmen. Sie müssen sich noch einige Tage im Bett halten, und die Ausführung des Plans bis zu ihrer vollkommenen Wiederherstellung verschieben.“ — „O, ihr Thoren!“ — rief sie mit Heftigkeit, „doch ich bin stark und in der Fülle der Gesundheit; Sie haben Ihren Verstand verloren, wie meine Negerin; sehen Sie, sehen Sie!“ — Sie ließ ihre bleiche und fast durchsichtige Hand auf einen Löffel herabsinken, der auf ihrem Betttischchen lag, hob ihn mit Mühe in

die Höhe und indem sie einen ernsten Blick auf mich wandte, versuchte sie es, ihr Haupt zu erheben, das auf einem kleinen Kissen ruhte. Doch ihre Kraft war erschöpft und sie sank zurück. Ich glaubte, nun bald ihr Ende zu sehen. Eine Zeit lang gab sie auch kein Zeichen des Lebens mehr; doch erlangte sie um die Mitte des Tages wieder einiges Bewußtsein. Ihre Kraft schien wiederzukehren, ihre Lippen erhielten wieder Farbe, die Augen Glanz, all' ihre Diener erhoben sich voll Freude, in der Hoffnung, ihre Herrin nun bald ganz genesen zu sehen. Ich allein ließ mich nicht täuschen, denn ich wußte, daß ihr Tod nahe sei; — nach wenigen Minuten gab Lady Stanhope den Geist auf!« — Dies waren die letzten Augenblicke der Dame, die zu einer solchen Celebrität im ganzen Orient und selbst im Westen gelangte. Sie ist nicht das einzige Menschenkind, das sich in so stolzen und abenteuerlichen Träumen gefiel; manche haben vor ihr gelebt und es werden noch manche nach ihr kommen, welche ihr Leben in stolzen Träumen und misanthropischer Vereinzelung hinbringen. Ein Glück würde es für das menschliche Geschlecht sein, wenn die Wirkung solcher Separatisten und Einsiedler mit ihnen selbst aufhörte; doch gingen leider aus ihren heiligen Klausen fast alle die Täuschungen und Blendwerke hervor, welche den moralischen Zustand der Menschheit gefährdeten! — Wer wollte jedoch nicht eine Thräne des Mitleids weinen über die unglückliche Schwärmerin und die Geisteskrankheit, welche sie hinabeilen ließ in ein Grab fern von ihrer Heimath?

Die Sonntagsreiter.

Im Laufe der Woche zählt man nicht mehr als drei bis vierhundert Reiter zu Paris, aber am Sonntag steigt die Zahl der Pariser Centauren plötzlich auf acht bis neunhundert. Diese enorme Mehrzahl kommt von der unbesiegbaren Leidenschaft, welche alle Samstage Abends eine Masse von jungen Leuten befällt, die kaum zwanzig Jahre alt sind, und vom Pferde wenig mehr als den Namen und die Gestalt kennen, die erste Gelegenheit zu benützen, wo sie einen freien Tag und fünfzehn Francs in ihrer Tasche haben, um sich allen Reizen einer Promenade auf einem Mieth-Bucephalos hinzugeben. Die Miethpferde theilen sich in zwei wohlunterschiedene Klassen, — nämlich in Pferde, die zu schnell und in Pferde, die zu langsam gehen. Streng genommen, könnte man noch eine dritte Klasse aufstellen, nämlich solche, die gar nicht gehen. Die kleinen Mängel und Fehler abgerechnet, hat man tausenderlei Vergnügen mit diesen Rennern zu 12 Francs für den Tag; ja man könnte sogar sagen, daß man nicht einen Franc zu viel ausgiebt, denn mit ihnen kommt man in der That von Ueberraschung zu Ueberraschung — wenn man weiter kommt. Der junge Mann, der zum ersten Male die Wonne des Reitens vorkosten will, kommt zum Stalle, der die Andalusier verschließt, mit einem eben so heftigen Herzklopfen, als jenes, welches man empfindet, wenn man seinem ersten Liebesstelldichein entgegen eilt. Es versteht sich von selbst, daß der junge Mann eine Reitgerte von anständiger Größe in der Hand, und ellenlange Sporen an den Absätzen seiner Stiefel trägt. Schon das ist ein nicht unbedeutendes Vergnügen gewesen, so mit der Reitpeitsche knallend, auf Reiterweise die ganze Länge der Straßen durchziehen zu können, während das Ohr nicht minder durch den Widerhall der klirrenden Sporen auf dem Pflaster berührt wurde. Die erste Operation, welche im Aufsitzen besteht, geht meist ziemlich befriedigend von Statten, in Anbetracht, daß ein Stallknecht das Pferd am Kopfe hält, während zwei andere dem Reiter hinauf helfen. Befindet sich aber das aus dem Zwei-

füßler und dem Vierfüßler zusammengesetzte Paar einmal fünfundzwanzig oder dreißig Schritte von dem Orte, wo das Roß seine Kameraden und seine Streu zurückgelassen hat, so nehmen die Dinge auf einmal eine andere Wendung — und das Pferd auch. Funfzig Schritte vom Stall bleibt das Thier plötzlich stehen, gerade als ob es einen Augenblick sich besänne, wie ein Mensch, der etwas zu Hause vergessen, dann macht es rechtsum und läuft im Trabe nach demStalle zurück, ohne sich im Geringsten um die Bemerkungen zu kümmern, welche sein Reiter ihm allenfalls macht. Preis der Promenade: 12 Frcs. Zweite Ueberraschung: Das Pferd ist vielleicht kein Liebhaber vom Schlagen mit der Reitgerte, oder vom Stoße mit den Sporen; oder es hat möglicher Weise eine entschiedene Antipathie gegen Hunde, Esel, oder die rothen Hosen der französischen Infanteristen; oder es ist vielleicht von besonders reizbarem Nervensystem, und verabscheut den Lärm der Trommel oder den Orgelton u. s. w. In diesem Falle, wenn es so unglücklich ist, einem der ihm verhaßten Gegenstände zu begegnen, geht der empfindliche Vierfüßler in gestrecktem Galopp durch. Der junge Reiter, der nur in das Wäldchen von Boulogne gelangen wollte, kommt bis nach Neuilly, manchmal sogar nach Versailles. Preis der Promenade: 12 Frcs. Der Vermiether hat den Schaden. Wir sagen, der junge Mann kommt nach Neuilly, aber es geht doch nicht immer so. Manchmal kommt er ganz einfach in die schöne Mitte eines Ladens von Modewaaren. Diesem Eintritt fehlt es nicht an Eklat, in Anbetracht, daß das Thier alle Gläser zerbricht. Das Publikum sammelt sich in der Straße, die Modehändler schreien, die Portiers der Nachbarschaft laufen herbei, manchmal mischt sich selbst die Municipalgarde darein — und wenn das Pferd, von vorne gezogen, von hinten getrieben, sich endlich dazu verstanden hat, den Zufluchtsort seiner Wahl zu verlassen, so findet es sich, daß der Reiter, der für seine Lustpartie nur 12 Frks. zu bezahlen gedachte, sich ausserdem eine Rechnung von 547 Frks. vorgelegt sieht für zerbrochene Spiegel, zerfetzte Mützen, verdorbene Hüte, Beschädigung des Komptoirs, Verletzungen der Modehändler u. s. w. Es ist erstaunlich, wie theuer in diesem ökonomischen Zeitalter noch eine Promenade zu Pferde in die Modemagazine zu stehen kommt!

Merkwürdige Eingabe.

Im Jahre 1722 erhielt der Senat zu Hamburg folgendes Memorial um Ertheilung der erledigten Scharfrichterstelle:

„Ew. Magnificenz, Hoch- und Wohlweise Herrlichkeiten, geruhen großgeneigt sich vorstellen zu lassen, was maßen ich Endesgesetzter von Jugend auf eine besondere Begierde und Lust, meines Vaters Profession, so Scharfrichter in Kiel, fortzusetzen, bei mir verspüret, auch zu rechtschaffener Erlernung dieser unentbehrlichen Löbl. Profession es an keiner Mühe und Fleiß jemals ermangeln lassen, wie ich denn wegen meines Wohlverhaltens anliegendes Attestatum beifügen wollen. Wenn nun anjetzt allhier durch Absterben meines seligen Schwagers, Ismael Asthausen, so meine leibliche Schwester im Ehebette gehabt, die Stelle eines Scharfrichters ledig geworden, so habe ich sowohl zum Besten dieser meines seligen Schwagers drei Unmündigen, als welcher Habseligkeit auf der hiesigen Kämmerei zu belegen, und sie ohn Entgeld auferziehen und in allen christlichen Tugenden unterweisen zu lassen, mich hierin offerire, als weil ich mich zu dieser Vakanz unter allen Candidats in meinem Gewissen am tüchtigsten befinde, wie ich denn schon allhier die Proben da-

von erwiesen, da ich zu dreienmalen mit dem Schwerdte glücklich abgesetzt, auch einmal mit dem Strange, mit aller vornehmer Zuschauer höchster contentement und approbation auf gleiche Weise geknüpft, auch in änderen Fällen, sowohl Kleinigkeiten, als Kunstmäßig zu reden, reinlich fegen und zierlich zeichnen, wie auch auf eine geschickte Art die Glieder zu versetzen, als auch in ein und andern schweren und wichtigen Casu, als einen guten Knoten schlagen, gut absetzen, artlich mit dem Rade spielen, nett tranchiren und einem eine gute Hitze abjagen, welches alles der gemeine Mann Staubbesen, Brand-Mark geben, torquiren, Hängen, Köpfen, Rädern und Viertheilen zu nennen pflegt, außerhalb dieser Stadt, ohne Ruhm zu melden, eine besondere Addresse bei mir blicken lassen, hierzu anzugeben, keinen Umgang nehmen mögen, mit dem Erbieten, daß ich diejenige Summa Geldes, so mein seliger Schwager, löblichen Angedenken für seinen Dienst gegeben, sofort bei hiesiger Stadt-Kämmerei zu ertragen bereit und willig bin. Ewr. Magn. Hoch- und Wohl. Herrl. demüthigst ersuchend, meiner Wenigkeit in Betracht angeführter Capacité und vor mich habenden Merites in Consideration zu ziehen und mir die vakante Stelle großgeneigt zu conferiren. — Und weil sowohl dem ganzen gemeinen Wesen bei Besetzung dieser Stelle mit einem tüchtigen Subjecto, höchstens gedienet, als auch dreier armen Waisen Verpflegung und Wohl an dem Employ meiner Person größtentheils hänget, so tröste ich mich einer gewierigen Erhörung."

Ohngeachtet dieser triftigen Vorstellung erhielt nicht dieser verdienstreiche Christ. Albrecht Pickel, sondern ein gewisser Hennings die Stelle mit der Bedingung jedoch, die Wittwe des Verstorbenen zu heirathen.

Verminderung des Wagengeräusches durch Holzräder.

Seit der Erfindung der Asphaltpflaster ist man auf den Einfall gekommen, kubische Stücke Holz in einem mit Bitumen angefüllten Kessel zu sieden, und man hat in der Oxford-Street zu London einen Versuch gemacht, mit solchen kubischen Stücken zu pflastern. Der Erfolg war vollständig, das Pflaster widersteht der Fäulniß, nutzt sich sehr wenig ab, und befreit so diese Straße von dem Wagengerassel. Nachstehendes ist aber eine viel ökonomischere Methode, denselben Zweck zu erreichen: man versieht die Wagenräder mit solchen in Asphalt gekochten Holzstücken; sie werden festgemacht zwischen zwei Seitenreifen (cercles latéraux), die leicht nach innen gebogen sind, um die hineingetriebenen kubischen Holzpflöcke festzuhalten. Diese Holzpflöcke stehen nur um einen Zoll über die Seitenreife hervor, und sind stark untereinander festgekeilt. Nachdem man diese Räder einige Monate gebraucht hat, wirft sich das Holz am Rande ein wenig, aber einige Stöße mit dem Hobel stellen die Sache wieder her. Eine solche Einfassung mit Holz an einem schweren Fuhrwerke dauert länger als eine eiserne Felge. Diese neuen Räder haben den Vortheil, das Pflaster nicht zu verderben, und die Fuhrleute können sie selbst herstellen, wenn sie sich die in Asphalt gekochten kubischen Holzpflöcke kaufen.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.", und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Doves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domthore.

Die

SCHNELL-POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu **Nr. 55** des Bürger-Freundes für **1840.**

Donnerstag, den 9. Juli.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

In einem Privat-Schreiben aus Mecklenburg lies't man: „Die Untersuchungen über die Gräuelthat in Matzdorf, welche im vergangenen Jahre fast in ganz Europa das größte Aufsehen und den gerechtesten Abscheu erregte, sind jetzt ihrem Abschlusse nahe gerückt. Die Ermordung des Gutsbesitzers Haberland von den Insassen seines eigenen, einsam gelegenen Gutes war in moralischer und socialer Hinsicht ein so bedeutungsschweres Ereigniß, daß man sich wahrscheinlich wundern wird, wenn man jetzt erfährt, daß sich aus dem Resultate der in Neubrandenburg geführten Criminal-Untersuchung nicht einmal die Todesstrafe gegen die Thäter dieses schaudervollen Verbrechens wird feststellen lassen. Dieser Mord, von einer ganzen Gutsgemeinde an ihrem tyrannischen Gutsherrn vollbracht, geschah unter so besonderen Umständen, daß die gewöhnliche Formel der Gesetze hier nicht ausreichen will, um eines solchen Verbrechens gänzlich Meister zu werden. Der Eingeständigste ist der Anführer der That, der Wirthschafts-Inspektor Buscheck, ein junger Mann von entschlossenem und consequentem Wesen, der auf dem Thurme in Neubrandenburg sitzt. Schon früher durch den unerhört grausamen Charakter Haberlands gereizt, hatte er sich nur deshalb in seinen Dienst nach Matzdorf begeben, um Rache an Haberland zu nehmen. Wenn er die Tagelöhner des Orts dazu aufreizte, den Gutsherrn durchzuprügeln, und wenn diese Scene zu einem höllischen Bachanal ausartete, in dem Haberland von einer durch Getränke und Wuth berauschten Menge langsam zu Tode gemartert wurde, so läßt sich doch schwerlich ursprüngliche Absicht der Ermordung dabei feststellen. Von den unzähligen Wunden an Haberlands Leichnam ist keine einzige an sich tödtlich, und so unerheblich auch dieser Umstand bei einer so complicirten That scheinen muß, so wirkt er doch für das juristische Urtheil bindend. Sollte sich aber auch gegen Buscheck das Todesurtheil motiviren lassen, so würden die andern Theilhaber des Verbrechens, die übrigens sämmtlich keine Mecklenburger sind, und unter denen sich auch der Hauslehrer der Haberland'schen Familie, der Candidat Steinrück, befindet, wahrscheinlich mit einer Zuerkennung von wenigen Jahren Zuchthaus-Strafe davon kommen. Steinrück, der auf dem Rathhause in Neubrandenburg gefangen sitzt, stellt sich übrigens als Märtyrer dar, und geberdet sich so fanatisch, daß er öfter von dem Fenster seines Gefängnisses aus auf den Markt hinunterpredigt, ohne jedoch durch dieses Haranguiren einen sonderlichen Effekt bei dem Volke hervorzubringen.

Man schreibt aus Leipzig, vom 24. Juni: „Der ritterliche Sänger Friedrich de la Motte Fouqué, der in seinem gegenwärtigen Wohnorte Halle im Laufe des vorigen Winters interessante Vorlesungen über die neuere Politik öffentlich gehalten hat, verweilte in der letzten Zeit in unsern Mauern. Seine Persönlichkeit und sein äußeres Wesen sind ein getreues Abbild seiner Poesie, und man mag gewiß gesinnt sein, wie man will, man kann dem biedern alten Manne, ihm gegenüber, nicht grollen. Er hat eine Reihenfolge frommer und sinniger „Trauersprüche" auf den verstorbenen König Friedrich Wilhelm III. von Preußen vollendet.

Ein öffentliches Blatt berichtet, Herr Benazet in Baden-Baden habe die berühmte tragische Schauspielerin Mamsell Rachel ersucht, einen Theil der Sommer-Saison in seinem Bade-Palaste zuzubringen; er bietet ihr 3000 Franken für den Tag und eine Tafel zu sechs Couverts. Er wünscht, sie funfzig Tage bei sich zu sehen, überzeugt, daß die Anwesenheit der berühmten tragischen Künstlerin die haute volée von ganz Europa nach sich ziehen würde; er legt ihr übrigens keine weitere Verpflichtung auf, selbst nicht die, sich zu zeigen.

Am 25. Juni, Vormittags 11 Uhr, fand eine sehr sinnige Feier im Leipziger Schauspielhause statt, wo man eine „Theaterschau von Erfindung der Buchdruckerkunst an bis auf die neuesten Zeiten" veranstaltet hatte; sie bestand in sieben Stücken und Scenen aus den Werken der vorzüglichsten deutschen Dichter: 1) „Des turcken Faßnachtspiel", von Hans Schnepperer, genannt Rosenplüt, geschrieben um 1450; 2) „Des Bawern knecht wil zwo Frawen han", einem Fastnachtspiel von Hans Sachs, geschrieben 1551; 3) „Absurda comoedia oder Peter Squenz", einem Schimpfspiele von Andreas Gryphius, geschrieben um 1640; 4) „Sylvia", einem Schäferspiele von Christian Fürchtegott Gellert, geschrieben um 1750, und Scenen aus Lessing's „Nathan der Weise", Goethe's „Egmont" und Schiller's „Wilhelm Tell." Am Ende der Theaterschau sprach Madame Dessoir einen von Robert Blum gedichteten Epilog. Am Schlusse desselben erhob sich der Prospect, und man sah Gutenberg's Statue von Genien und allegorischen Figuren mit passenden Attributen umgeben. Eben so unterhaltend als charakteristisch, fand die Zusammenstellung den allgemeinsten Beifall und besonders wurden Epilog und Tableau von dem in allen Räumen überfüllten Hause mit wahrem Jubel aufgenommen.

Aus Frankreich.

Die Blätter von Marseille melden, daß die dortige Frohnleichnams-Procession durch einen höchst sonderbaren Schrecken plötzlich gestört worden ist. In dem Augenblick,

wo das heilige Sacrament und seine ganze Begleitung am Ende des Cours angekommen waren, gab sich plötzlich eine außerordentliche Bewegung in der Menge kund. In einem Augenblick theilte sich diese Bewegung, deren Ursache den Tausenden der auf jeder Seite der Canebiere gedrängten oder in den Fenstern liegenden Zuschauern unbekannt war, vor und nach mit einer electrischen Schnelligkeit den Anwesenden und den Personen in der Procession mit, und veranlaßte eine allgemeine Flucht. Ein ungeheures durch 30,000 Stimmen ausgestoßenes Geschrei verbreitete den Schrecken in der Ferne. Der Anblick, den in diesem Augenblick die Canebiere darbot, ist fast nicht zu beschreiben. Alles war dort Tumult und Verwirrung; von beiden Seiten stürzten die mit Zuschauern jedes Alters und Geschlechts beladenen Gerüste ein, und die Reihen Stühle wurden mit den darauf Sitzenden umgestürzt. Die Procession löste sich in tausend Stücke auf. Man sah im größten Schrecken die jungen Leviten, die Büßenden, die Mönche, die Priester in prachtvollen goldenen Chorkappen, die Kreuz- und Fahnenträger in jeder Richtung die Flucht nehmen. Bei dieser Unordnung waren die Herren Abbés nicht die letzten, die sich auf die Füße machten; ihrer Wenige widerstanden dem Strom. Die Haltung des Hrn. Bischofs von Marseille, der das heil. Sacrament trug, war beständig fest und ruhig. Die Compagnie des 20. leichten Regiments, die den Tragthimmel umgab, bildete auf der Stelle einen Kreis und hielt die Menge im Zaum, die von allen Seiten übereinander stürzte. Nachdem der erste Augenblick des Schreckens vorüber war, fragte man sich um die Ursache eines so großen Tumults. Nun vernahm man, daß zwei Personen beim Eingang in den Hafen in Streit gerathen waren und Faustschläge gewechselt hatten. Dies war Alles. Ein bloßer Streit reichte hin, die Hälfte der Bevölkerung einer großen Stadt zu revolutioniren.

Nachdem Mademoiselle Dejazet die Einwohner von Caen entzückt, gab sie zwei Vorstellungen in Bayeux, um dem Wunsche der Gesellschaft dieser kleinen Stadt zu entsprechen, welche ebenfalls die reisende Schauspielerin bewundern wollte. Die Bravos, die Kronen, die Blumensträuße, die Verse waren ganz gewöhnliche Huldigungen für sie. Ein ausgezeichneter Blumengärtner aus der Stadt fand das Mittel, dieselben auf eine eben so zarte als geistreiche Weise zu verjüngen. Um das Andenken an die Durchreise der Mademoiselle Dejazet zu bewahren, hat er den Namen der gefeierten Schauspielerin einer Rosenart gegeben, die er selbst gepflegt. Am Abend wo der junge Richelieu zum erstenmale auf der Schaubühne erschien, trugen die schönsten Damen aus Bayonne die Rose Dejazet an ihrer Seite. Vor ungefähr zwanzig Jahren, als der nämliche Kunstgärtner den Aufenthalt der Mad. Georges in Bayonne verewigen wollte, hat er den Namen der berühmten Schauspielerin einer der schönsten Moosrosen gegeben.

Das Pariser Corps de Ballet, bekanntlich in der ganzen Welt nicht gerade im Ruf, aus „Blaustrümpfen" zu bestehen, ist in Verzweiflung. Eine ältliche Dame, welche bisher die Correspondenz desselben geführt und besonders interessante kleine Liebeshändel auf diese Weise kennen gelernt hat, will jetzt plötzlich zur Verbrecherin werden, und ihre Geheimnisse publiziren. Man will eine Subscription eröffnen, um ihr diesen Schreckensentschluß abzukaufen. Eine Première, die besonders dabei interessirt war, schrieb ihr eiligst: Mo chair V . . . vossi trante trau tē (tais) toi.

Aus England.

Auch in England giebt man die Benutzung öffentlicher Anlagen und Anstalten dem Publicum mehr und mehr frei. So hat der Herzog von Hamilton vor Kurzem Lyrood der bewundernden Menge eröffnet; Die Waffenkammern im Londoner Tower sind für eine Kleinigkeit zu sehen, und es steht ein günstiger Erfolg für die gegebene Anregung zu hoffen, die Gräber in der Westminsterabtei gegen eine billigere Abgabe sehen und das britische Museum Sonntags offen zu lassen. Den Anstrengungen Joseph Hume's und mehrer anderer auf seiner Seite stehenden Parlamentsglieder im Unterhause, verdankt man diese Bezeugungen, sowie die gegründeten Hoffnungen, daß alle zu jenen derartigen, die allgemeine Bildung hemmenden Schranken fallen werden.

Mosaik.

Der Pastor eines Dorfes war mit dem einzigen herzigen, reichen Wirthe desselben zerfallen. Eines Sonntags hob er, um ihm eine verständliche Lehre zu geben, in der Predigt die Tugenden der Nächstenliebe besonders hervor, und wies dabei auf die Speisung der Armen durch Christus hin. Aber im Eifer versprach er sich, und sagte: „Ja, also hat der Heiland mit zehntausend Broden fünf Menschen gespeis't, was sagt Ihr dazu, meine Lieben?" — „Das kann ich auch, Herr Pastor" — erwiederte lauttrocken der Wirth von seinem Kirchstuhle den Eifrer der Kanzel, und das Gelächter der andächtigen Gemeinde schloß die Predigt. Am nächsten Sonntage wollte der Pfarrer den vorlauten Wirth zur Strafe noch schärfer am Korn nehmen; er wählte den nämlichen Text, aber in noch größerer Saldung, und wendete sich zuletzt mit den Worten an den Wirth: „So also hat der Herr aus Barmherzigkeit mit fünf Broden zehntausend hungrige gesättigt, kann er das auch?" — Mit dem, was vom vorigen Sonntag übrig geblieben ist, allerdings, Herr Pfarrer würden," erwiederte dieser.

Stylproben.

Oeffentlicher Dank und Ankündigung!!

„Die Theilnahme, welche das kunstsinnige Publikum von Dotzheim meinen Produktionen als steirischer Alpensänger gewidmet hat, veranlaßt mich, in dieser vielgelesenen Zeitschrift meinen unumwundenen Dank dafür auszusprechen, damit Deutschland allerdings erfahre, wie sehr die edlen Bewohner Dotzheim's von jeder Talente zu schätzen wußten. Zu gleicher Zeit benachrichtige ich alle Kunstfreunde, daß übermorgen meine Gemahlin, eine geborne Dotzheimerin, als Tyrolersängerin auftreten wird. Ihr neue Karakterkostüm, in welchem sie erscheint, ist ebenfalls von einem gebornen Dotzheimer verfertigt. Die Abendunterhaltung findet in dem bewußten Lokale statt. Man bittet, wenn Sammeln gegangen wird, das Geld nicht in so vielem Geräusche auf den Teller fallen zu lassen, wodurch die ausführenden Künstler im Vortrage gestört werden könnten. Mit Hochachtung Janaz Schnalzer, Steirischer und Tyroler-Alpensänger." — Was meinen unsere Leser dazu? — Ein ander Bild! — „Allen meinen und ihren Verwandten und Freunden, denen sie als in jeder Periode des Lebens liebende Gattin und Mutter war, gebe ich mir die Ehre anzuzeigen, daß die Vorsehung unberechenbar sind, und daß dem Schöpfer bei einer Durchreise durch Frankreich gefallen hat, meine geliebte Frau an einer langen Flechte zu sich zu nehmen. Christian Dröhner."

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 55.

Bremen, Donnerstag den 9. Juli 1840.

Gestorben:

Nro. 638. Den 5. Juli. Des verst. Schuhmachermeisters Joh. Friedr. Corssen Wittwe, geb. Seiden, 65 Jahr; Jacobistraße Nro. 12.

— 639. Den 6. — Des Arb. Johann Gottwald Kriete Sohn, 3 Tage; große Johannisstraße Nro. 76.

Nro. 640. Den 6. Juli. Der Arb. Gerh. Budelmann, 78 Jahr; Hastedt Nro. 58.

— 641. Den 6. — Friedr. Wilhelm Heck, 9 Monat; Buntenthorsteinweg.

— 642. Den 7. — Der Maurergesell Arn. Pohlmann, 56 Jahr; Weerder Nro. 43.

Geboren:

Nro. 819. Den 26. Juni. Ein Knabe — gr. Allee Nr. 4.

— 820. Den 1. Juli. Des Arb. Joh. Friedr. Lindemann Ehefr., geb. Schumacher, Buntenthorsteinweg Nr. 82; v. einem Knaben.

— 821. Den 3. — Des Schuhmachers Heinr. Eberhard Soller Ehefr., geb. Warncken, Buntenthorsteinweg Nr. 162; von einem Knaben.

— 822. Den 3. — Des Cigarrenmachers Franz Moritz Kuhlmann Ehefr., geb. Potthas, hinterm Paulsberg Nro. 20; von einem Knaben.

— 823. Den 4. — Des Buchhalters Ferdinand Justinian Ludwig Hirt Ehefr., geb. Petzold, Osterstraße Nro. 31; von einem Mädchen.

— 824. Den 4. — Des Färbers Anton Plate Ehefr., geb. Schnaue, Kaufmanns-Mühlenkamp Nro. 17; von einem Mädchen.

— 825. Den 5. — Des Schneidermeisters Joh. Chr. Heiligstädt Ehefr., geb. Sander, Wilkenstraße Nro. 2; von einem Knaben.

— 826. Den 5. — Des Arb. Johann Martin Weber Ehefr., geb. Wild, Gröplingerstraße; von einem Knaben.

— 827. Den 5. — Des Schornsteinfegergesellen Joh. Franz Fuchs Ehefr., geb. Hoffmann, Rövekamp Nro. 6; von einem Mädchen.

Nro. 828 und 829. Den 5. Juli. Des Schuhmachers Joh. Adam Dreyer Ehefr., geb. Tolle, Kupferschlägers Gang Nro. 4; von Zwillings-Töchtern.

— 830. Den 5. — Des Kaufmanns Friedr. Wilkens Ehefr., geb. Düvel, Grasmarkt Nro. 10; von einem Knaben.

— 831. Den 5. — Des Cigarrenmachers Christ. Ludw. Kuhlmann Ehefr., geb. Lüpking, kl. Helle Nro. 9; von einem Mädchen.

— 832. Den 6. — Des Schullehrers Diedr. Graue Ehefrau, geb. Brockmann, Neuenstraße Nro. 42; von einem Mädchen.

— 833. Den 6. — Des Maurergesellen Joh. Hinrich Spohler Ehefr., geb. Albrecht, Fehrfelde Nro. 21; von einem Knaben.

— 834. Des 7. — Des Kaufmanns Christ. Heinrich Wätjen Ehefr., geb. Delius, Obernstraße Nro. 47; von einem Knaben.

— 835. Den 7. — Des Branntweinbrenners Johann Jacob Meyer Ehefr., geb. Sander, Doventhorsstraße Nr. 22; von einem Knaben.

— 836. Den 7. — Des Schneidermeisters Joh. Friedr. Schultz Ehefr., geb. Lesberg, Jacobistraße Nro. 2; von einem Knaben.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 56.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 12. Juli 1840.

Es birgt ein heimisch Grab
Nun bald den blut'gen Stab
Und Ehrgeiz, Glück und Ruhm
Und Weltbeherrscherthum
Hüth' Deutschland deinen Rhein,
Laß nicht hinüberstreun
Die Aschen! Die Aschen!

Napoleon's Aschenlied.

Nach Raimund.

Es liegt im Meere da
Die Insel Corsika,
Es steigt so riesengroß
Ein Berg aus ihrem Schooß,
Der Feuerströme speit
Und Flammen schleudert weit,
Doch wenn er endlich ruht
So bleibt von aller Gluth
Ein Aschen! Ein Aschen!

Es liegt im Meere da,
Die Insel Corsika,
Es stieg gar riesengroß
Ein Mann aus ihrem Schooß,
Der Feuer hat gespeit
Auf Länder weit und breit,
Doch da der Mann jetzt ruht
Was blieb von seiner Gluth?
Ein Aschen! Ein Aschen!

Es liegt im Meere da
Die Insel Helena,
Ein kleines Stückchen Land,
Verzundert und verbrannt,
Darauf ein kleines Mahl
Dem kleinen Korporal,
Und in dem kleinsten Raum
Da liegt vom größten Traum
Ein Aschen! Ein Aschen!

Da liegt im kleinen Grab
Panier und Feldherrnstab,
Und Konsulat und Kron',
Und Diadem und Thron,
Und Ehrgeiz, Glück und Ruhm,
Und Weltbeherrscherthum,
Am kleinen Grabesberg
Da liegt vom Feuerwerk
Die Aschen! Die Aschen!

Der Tod hat ihn verklärt,
Das Unglück ihn bewährt,

Und Bosheit, Feindschaft, Haß,
Und Neid ohn' Unterlaß,
Verläumdung, Gift und Gall',
Verstummt sind sie nun all',
Der Haß ist ausgebrannt,
Und giebt uns d'rauf zum Pfand
Ein Aschen! Ein Aschen!

Am schönen Seinestrand,
Wo einst sein Licht gebrannt,
Da lodern Feuer viel
Ohn' End! und ohne Ziel,
Ein jeder bläs't hinein,
Die „Freiheitsgluth" soll's sein,
Doch wenn nach Haus man kehrt,
So liegt auf jedem Herd
Nur Aschen! Nur Aschen!

Jetzt wird in Frankreich schwer
Ein Redner populär,
Da kam ein kluger Mann,
Der fing das pfiffig an,
Ruft: „Ich bin populär,
O kommt und schauet her,
Und wenn ihr mir's nicht glaubt,
So streu' ich euch auf's Haupt
Ein Aschen! Ein Aschen!

Da sitzt der Aschenmann,
Den Kammern obenan,
Und spricht, wie er im Land
Gelöscht den großen Brand,
Wie nun im ganzen Haus
Kein Feuer mehr kömmt aus,
Und wer ihm widerspricht,
Dem bläs't er in's Gesicht
Ein Aschen! Ein Aschen!

Und kommt dann übers Mee'r
Das Büchsen Asche her,
So soll am place Vendome,
Im Invalidendom,
Im Dom der Madelaine
Das Büchsen Asche steh'n,
Denn in der Gruft des Königs
Da fürchtet man vom Phönix
Die Aschen! Die Aschen!

Der Zauberstiefel.

(Beschluß.)

Traurig durchwandelte er die schattigen Laubgänge des Gartens; jetzt fiel es ihm erst ein, daß er mit Hülfe des Feuermanns das verunglückte Mädchen retten könne. Er nahm seine Zuflucht zur Brieftasche und im Augenblicke stand derselbe vor ihm. „Du bedarfst meiner Hülfe nicht mehr", sprach dieser, „und bald wird Dir die Brieftasche von der rechtmäßigen Besitzerin abgefordert werden. Der Schwan, mit welchem Du gekämpft hast, war des bleichen Mädchens Mutter, durch Dich wurde sie aus dem Zauberseе erlöst, und ein Leichtes war es ihr dann auch, ihre verunglückte Tochter aus der Tiefe des Wassers zu retten. Marianchen, die Du mit Deiner Schwester gleiches Namens verwechselt hast, und das blasse Mädchen sind ein und dieselbe Person. Sie ist eine weitläuftige Verwandte von Dir und kam als Kind von zwölf Jahren die größte Aehnlichkeit mit Deiner Schwester. Damals ist sie von Deinem bösen Onkel mit einem scharfen Messer in den Hals verwundet und in einen Schwan verwandelt worden. Ihre Mutter, deren Güter betrügerischerweise in die Hände des Unmenschen gefallen sind, traf dasselbe Schicksal. Es war ihm nicht möglich gewesen, diese Bubenstücke auszuüben, er hatte sich aber der Brieftasche heimlich bemächtigt, welche Marianens Mutter von ihrem Großvater, der lange in Asien gewesen war, geerbt hatte; und so mußte sie sammt der Tochter und ihren Dienstleuten der Zaubermacht Deines Onkels erliegen. Als dieser die Brieftasche in der schauerlichen Gewitternacht verloren, war seine Macht schon halb gebrochen. Täglich war es jetzt den Bezauberten vergönnt, mit dem Anbruche des Abends den See zu verlassen und ihre natürliche Gestalt anzunehmen. Mariana durfte sogar am Tage, aber nur als Kind, umherwandeln. Sie trugen Deinem Onkel den Leichnam seines Vaters in den Speisesaal und erinnerten ihn jeden Abend durch laute Trauer-Gesänge an seine Nichtswürdigkeit, der es selbst ein Geringes

gewesen war, den Vater in den Zauberschlaf einzuwiegen, um nur Herr des Vermögens zu werden. Deinen Vater konnte seine Macht nicht ganz erreichen, weil derselbe in allen Drangsalen und Versuchungen des Lebens ein tugendhaftes Herz bewahrt hatte; unschädlich mußte er ihn aber doch machen, darum gab er ihm einen Trank ein, der ihn an's Krankenlager fesselte. Mariana war dem gewissenlosen Onkel ein Schreckbild geworden, weil sie nach dem Verluste seiner Brieftasche täglich gleich nach Sonnen-Aufgang an sein Bett trat und mit ernster Miene ihm die Worte entgegenrief:

„Auf, Vatermörder, Bösewicht! Erwache
Vom Sündenschlaf zum Strafgericht der Rache!"

Die Erscheinung war verschwunden, und in einiger Entfernung sah er zwei Damen auf sich zukommen. Beide waren einfach gekleidet, und als er ihnen näher kam, hätte er schwören mögen, daß die jüngere die im Wasser Verunglückte sei, wenn nur ihr gesundes Ansehen ihn nicht eines Andern belehrt hätte.

„Wie geht es, lieber Casimir?" sagte die ältere Dame. „Wie ich sehe, kennst Du mich nicht mehr, und doch bist Du täglich in meinem Hause gewesen. Deine Mutter war meine beste Freundin und konnte ohne meine Mariana, die damals fünf Jahre alt war, gar nicht bestehen. Du hast heute unsere Erlösung aus den Händen des Zauberers schon halb vollbracht. Wir bringen Dir unsern besten Dank dafür, sei aber standhaft, damit Dein Werk gut ende." — Mariana trat ihm freundlich entgegen, nahm seine rechte Hand in ihre beiden schneeweißen Hände und sagte: Du wunderst Dich, lieber Casimir, daß ich nicht mehr so blaß und krank aussehe, auch nicht mehr als zwölfjähriges Marianchen vor Dir stehe? Ja, in diesem Alter wurde ich dem Zauberseе überliefert, jetzt darf ich aber durch Deine Hülfe gesund und als erwachsenes Mädchen in die Welt treten." — Mit diesen Worten fiel sie ihm um den Hals und weinte große Freudenthränen. Nach mancherlei Gesprächen über seines Vaters Lage erbat sich Mariana's Mutter die Brieftasche und gab ihm den Schuldschein seines Vaters mit der Weisung zurück, ihn sorgfältig aufzubewahren: weil davon der Seinigen Wohl abhinge. Beim Abschiede rief ihm noch Mariana nach: „Sei muthig, laß Dich durch nichts abschrecken, so wird Dir und uns Allen vollständig geholfen sein!"

Der Fußsteig, auf dem er eben fortwandelte, führte ihn zu der entgegengesetzten Seite des Sees. Er fand alle See-Bewohner bis auf ein schwarzes Wasserhuhn verschwunden, das gern an's Ufer schwimmen wollte, aber von den Wasserwogen zurückgehalten wurde: „Rette mich!" ertönte eine Stimme aus der Tiefe des See's, und das Wasserhuhn war verschwunden. Der Gedanke, ob dasselbe nicht vielleicht sein so plötzlich verschollener Bruder sei, trieb ihn an, denselben zur Hülfe zu kommen. Mit wachsamem Auge beobachtete er die Stelle, wo es verschwunden war; es ließ sich aber nicht mehr sehen, und er kehrte traurig in das Gartenhaus zurück, wo er einen mit köstlichen Speisen gedeckten Tisch fand, die ihm gerade zu rechter Zeit erschienen, da sein Magen schon eine schwere Probe ausgehalten hatte. Nach dem Essen überfiel ihn ein sanfter Schlaf und beim Erwachen fand er, daß die Seitenwände des Gartenhauses sich immer mehr und mehr verengten. Er wollte hinaus, aber alle Ausgänge waren fest verschlossen. Nur oben zeigte sich eine große Oeffnung, die in jedem Augenblicke näher rückte und immer kleiner und kleiner wurde. Endlich war er von allen Seiten fest eingeschlossen. Er griff nach seinem Taschenmesser, um sich aus diesem Kerker zu befreien. Nach oben hinaus schien ihm der leichteste Ausweg, darum schnitt er dreist zu, überzeugte sich

aber, daß die durchsichtige Stelle mit einer starken Glasplatte verschlossen war und darüber schornsteinartig endigte. Alle Versuche zur Zertrümmerung der Glasplatte waren vergebens; da bemerkte er zuletzt, daß diese die Sohle eines großen Stiefels bildete. Er schnitt nun rüstig in das Leder, welches die Sohle festhielt, mußte aber etwas Gräßliches wahrnehmen. Marianchen lief über die durchsichtige Sohle und triefte von Blut. Sie trug ihren linken Arm in der rechten Hand und weinte bitterlich. Er war schon Willens aufzuhören, aber die Selbsterhaltung trieb ihn weiter und er schnitt auf's Neue in den Stiefel. Mit entstellter Geberde hinkte jetzt sein Bruder über die Sohle; der rechte Fuß hing nur noch an einigen Muskelfasern. Freude des Wiedersehens und Schmerz über das Unglück, welches er angerichtet, brachten ihn ganz außer Fassung, und beinahe wäre das Messer seinen Händen entfallen. „Hast Du einen solchen Anblick ausgehalten", dachte er bei sich selbst, „so kannst du auch dreist weiter schneiden, damit du dich endlich aus diesem Zauberkerker erlösest;" und rasch schnitt er jetzt zu und achtete nicht mehr darauf, daß ein alter Mann mit einer großen Dienerschaar über die Sohle hinkte. Die Glasplatte stürzte zu seinen Füßen nieder; es erfolgte ein lautes Krachen, und er befand sich in demselben Zimmer, das ihm bei seiner Ankunft in Warschau vom Onkel als Schlafgemach überwiesen worden war.

„Was willst Du hier, Taugenichts, der Du Dich mit meinen Feinden zu meinem Unglück verbunden hast? „rief ihm der Onkel beim Eintreten entgegen.

„Ich verlange von Euch weiter nichts als das Vermögen meines Vaters, und das müßt Ihr mir herausgeben", antwortete Casimir; „denn Eure falsche Quitung ist schon in meinen Händen."

Der Onkel stürzte wüthend auf ihn los, um wieder Herr der Quitung zu werden, und da ihm dies nicht gelingen wollte, griff er nach einem Schwerdte, das an der Seite stand. „Gieb die Quitung heraus", rief er mit furchtbarer Donnerstimme seinem Neffen entgegen, „oder Du bist verloren!" — In demselben Augenblick öffnete sich die Thür, und ein Greis mit schneeweißem Haar in ein Sterbehemde gehüllt, trat dem Wüthrich in den Weg. Ein Schrei des Entsetzens drang aus der Brust des tobenden Unmenschen, ein schwarzer Schatten bewegte sich durch's Zimmer, und leblos lag der Onkel am Boden. Der Alte beugte sich über ihn hin und rief mehrmal: „Bogumil, Bogumil!" aber kein Lebenszeichen wurde sichtbar; die schwarze Seele war vor Gottes Richterstuhl gerufen. „O, könnte ich Dich retten, wie gern wollte ich noch einmal für Dich sterben!" rief der wankende Greis unter unaufhörlichem Schluchzen. „So mußtest Du also enden, mein Kind! Ach hättest Du wenigstens noch Zeit gehabt, Deine schweren Sünden zu bereuen! Ich bin nur erwacht zu neuen Leiden; eine Stütze finde ich nirgends mehr; nimm auch meinen Geist hin, o Herr!"

„Hier habt Ihr die Stütze Eures Alters schon gefunden!" rief Mariana's Mutter, welche eben eintrat und auf Casimir hindeutete. Sie reichte dem Alten die Hand und zog ihn gemeinschaftlich mit Casimir von dem entseelten Körper. „Euer Casstan", fuhr sie fort, „lebt noch; heute ist er von seinem zwölfjährigen Krankenlager, auf welches ihn dieser Sohn der Finsterniß geworfen hatte, erlößt worden. Hier seht Ihr seinen braven Sohn, Euren und unsern Retter. Er hat mit unermüdlichem Fleiße Tag und Nacht gearbeitet, um dem leidenden Vater Pflege und Unterhalt zu verschaffen; und desto sicherer könnt auch Ihr darauf rechnen, daß er Euch nicht

lassen wird. Betrauert Euren ungerathenen Sohn nicht, das gerechte Strafgericht Gottes hat ihn ereilt!"

Casimir's Vater wurde durch Mariana's Mutter von Allem in Kenntniß gesetzt, und langte nach einigen Tagen zur Freude Aller gesund mit seiner Tochter Mariana in Warschau an. Neues Leben kam über seinen alten Vater, der jetzt Gottes gerechtes Walten segnete und Casslau den Besitz aller seiner Güter zuerkannte. Auch Boleslav fand sich ein; er war wirklich das schwarze Wasserhuhn gewesen und dankte seinem Bruder für die Errettung. Die Demüthigung, welche er erlitten, hatte sehr gut auf ihn gewirkt, und er wurde ein ordentlicher und sittlich-guter Mensch. Die entzauberte Mariana hatte auf Casimir einen großen Eindruck gemacht, aber auch sie war dem tugendhaften Jüngling mit ganzer Seele ergeben. Die Mutter willigte in ihren Wunsch, vor Gottes Altar das heilige Bündniß der Ehe zu schließen, und hinterließ ihnen bei ihrem Dahinscheiden ein bedeutendes Vermögen. Casimir war ein reicher Mann, doch machte er von seinem Reichthum einen weisen Gebrauch. Durch seine liebreiche Unterstützung und Aushülfe der Armen hat er sich in den Herzen seiner Mitmenschen einen Tempel errichtet, aus dem unverlöschbare Opfer dem Throne des Weltenlenkers entgegenstrahlen.

C. Minarski.

---

* Prüfungen.

Die kindliche Pietät einer edlen, schwergeprüften Frau erfüllt, indem sie die nachstehende Schilderung diesen Blättern übergiebt, den Wunsch eines würdigen Dahingeschiedenen, dessen religiös-heitre Dichtungen bei den sinnigen Lesern des Bürgerfreundes noch in gutem Andenken sein werden, und dessen — in seinem Schwanenliede (siehe Bürgerfreund Nro. 36 1839. Aufruf an die Nachtigall) ausgesprochene — Hoffnung:

„Zu himmelheitern Frühlingsleben,
Zu männlichregem Aufwärtsstreben
Hat mich dein Morgengruß verjüngt;
Bleib immer hold dem Freund des Schönen,
Bis dir den Dank in leisern Tönen,
Der Achtzigjähr'ge sterbend singt."

nur zu bald, aber sanft und friedlich in Erfüllung ging.

A. Daeves.

My lonely anguish melts no heart but mine
And in my breast th'imperfect joys expire;—

Es war ein Bußtag vor Weihnachten — die Glockentöne drangen dumpf durch ernste Dämmerung und mahnten an die Feier des Tags — kein Sonnenstrahl vermochte den Nebel zu durchdringen, der den Dunstkreis zu immer dickeren Wolken thürmte. Melancholische Stille herrschte in dem sonst unruhigen Treiben der Menschen.

„Ehre die Erfahrung, die dem Leiden entsprießt" — sagte ein frommer Dulder, der seine Gattin am Todtenkissen eines blühenden Kindes, nähend, fand. Sie reichte ihm, ihren noch nagenden Schmerz verhehlend, die Hand, und versprach ihm, der Wahrheit seiner Worte nachzuleben, und auch am Grabe dieses zweiten Kindes, welches der Tod von ihrem Herzen nahm, Kraft zu behalten. Doch sich allein wissend kniete die Gebeugte an der Leiche des Kindes nieder, und schüttete vor dem Thron des Unerforschlichen ihren namenlosen Gram, ihre bange Sorge um das Leben des theuren Gatten, aus. Ach, aber wenige Wochen später stand sie auch an seinem Grabe — am Grabe ihres ganzen reichen Erdenglücks. Daß er, der kraftvolle Mann, sie, die Schwache, geleite, bot sie ihm die Rechte dar — Krankheit stürmte wild heran — und zerriß das heilige, schöne Band. In unbeschreibliches Leid versenkt, stand die Schwache allein. Nur wer auch am Sarge eines theuren Lebensgefährten stand, ermißt

ein solches Leid; nur wer im Lebenslenze den Wermuthbecher trank, Cypressen-Kränze ins Haar statt Rosen schlang, des wahren Freundes vermißte, — ihn in der Blüthe des Lebens dahin sinken sieht, der wird sich das Bild ausmalen können, dem diese Worte nicht die Farben geben können, die es haben sollte.

Eine geliebte Mutter des Dahingeschiedenen — eilte der verwaiseten Schwiegertochter Trost zuzurufen — doch auch sie raffte ein schneller Tod hinweg — der Gram um den theuren Sohn, zerrüttete ihr Nervensystem und entseelt sank auch sie dahin — — der so hart heimgesuchte Vater — der, noch ein Bild der Kraft in Fülle da stand, der Trost darin fand, der Beschützer der Wittwe und Waisen zu sein — auch ihn berührte der Todesengel — und ohne Ahnung, daß auch diese Stütze, dieser theure Vater ein Raub des Todes werde — erhielt die unbeschreiblich ergriffene Tochter auch diese schreckende Nachricht.

Wie die Gesundheit der Kummervollen so weit hergestellt war, sollte nun auch die, durch den Tod geheiligte Stätte geräumt werden — doch ein Sturz von der Treppe, der wohl durch Schwäche herbeigeführt war, führte eine mehrtägige Betäubung herbei — und kehrte auch Besinnung zurück, so verschwand sie vor dem Weinen der früh verwaiseten Kinder.

Die Gesundheit sollte sich befestigen, die Subsistenzmittel erspart werden, und ein edler Pflegevater bot den Verlassenen sein Haus. Am Herzen der Pflegeältern neu zu erwärmen, bestieg die Wittwe mit ihren fünf Kindern am 11. April 1837 einen Reisewagen. Noch einmal sah sie auf das Grab ihres Erdenglückes — und bemerkte kaum wie der Schnee in immer dickeren Massen die Luft anfüllte. Der Himmel wölbte sich von Minute zu Minute schwärzer, der Schnee rieselte in immer größeren Massen herab. Schwer und schwerer rollte der Wagen auf der mehr und mehr unfahrbarer werdenden Chaussee dahin. An die Fenster des Wagens legten sich dicke Schneewände, die so fest daran gefroren waren, daß kein Durchblick möglich ward. Zu der ersten Station, die um sieben Uhr Abends erreicht werden sollte, gelangte man um Mitternacht; der Wirth trat an den Wagen und sagte: „so allein, in solchem Wetter mit fünf Kindern? — Ach er hatte mit keine Ahndung von der Schwere seiner Worte — er wußte nicht wie sie in die Tiefe eines zerrissenen Herzens drangen.

Die Hoffnung, daß der April seine Laune ändern werde, führte die Müden und Erschöpften zur Ruhe. Doch in unverändertem Lichte erschien der Morgen, kaum ward es bemerkbar, daß der Zeit nach, die Nacht gewichen war — die Schneemassen rollten stärker und immer noch stärker herab und der Ostwind trieb ihn mit Geheul durch die düstere Luft. Noch ein Wagen fuhr mehr, und so wagte die geängstigte Reisegesellschaft es noch. Doch ohne Aufhören fiel der Schnee herab — dem Zufall schienen die Reisenden anheim gefallen — hinausgestoßen in eine immer noch rauhere Welt — wo die Verlassenheit mit der schreckendsten Schwere auf ihnen ruhen sollte. Die Kinder wurden unwohl, und kaum gelang es der Mutter, ihr schlechtes Befinden zu beherrschen und Muth zu erkämpfen. Schweren Schrittes traten die Pferde durch die Berge von Schnee, die keine Spur des richtigen Pfades mehr blicken ließen. Der Kutscher, der Richtung des Wegs unkundig, ward muthlos — nie noch hatte er solch ein Wetter erlebt. Nach einer Frist von drei Tagen ward die Hälfte des Wegs zurückgelegt — doch mit jedem Tage wuchs die Lebensgefahr und das Weiterreisen ward unmöglich. Auch bis hierher wäre der einzelne Wagen nicht gedrungen, wenn nicht die menschenfreund-

lichen Inhaber des mit ihnen fahrenden Wagens, den Kutscher gewarnt und geleitet und sich der Wittwe mit ihren fünf Kindern angenommen hätten; wodurch mehreremal einem Unglück vorgebeugt war. Euer Andenken segnet jetzt, nach drei Jahren noch die, deren Beschützer ihr waret; wenn in Peru und Mexico, ihr vielleicht sorgenvoll des Wegs wandert, so möge der Himmel euch einen Genius herabsenden, der eure Bahn ebene — euch Muth und Trost einflöße — und euch zu einem schönen Ziele führe. Nicht eine Religion, nicht eine Muttersprache vereinigte uns — und doch standet ihr mit wärmendem Pelz bereit, um die Kinder hinein zu wickeln, sie vor dem vom Ostwind herangetriebenen Schnee zu schirmen — euch selbst die Bedeckung entziehend und euch belohnt wissend durch das vertrauensvolle Lächeln der Kleinen.

Ach es ist eine hohe Wahrheit, daß der Mensch nie wahrer auf die Spuren der nahenden Gottheit achtet, als im Leiden, und in diesem, dann empfindet, daß wenn auch noch so gebeugt, noch so verlassen er dasteht, eine unsichtbare Macht über ihn waltet, und da wo niemand zu rathen weiß, eine schützende Hand ihn führt.

Ueberall traf man Spuren der Verheerung, die der Schneefall angerichtet hatte, zerbrochene und verlassene Wagen, fest steckende Karren und Pferde, die mühsam losgearbeitet wurden — und klar lag es am Tage, daß an kein Weiterreisen zu denken sei. Hunderte wurden ausgesandt, die Landstraße fahrbar zu machen — und als dies endlich gelang, und die fast erschöpfte Gesellschaft sorgenvoll weiter reisete, fand sie dennoch die Straße so unvollkommen geebnet, den Blick ganz beschränkt durch die aufgethürmten Schneemassen, als wäre man aus der großen Ebene in Schneegebirge versetzt — und nur drei Stunden legte man vom Morgen bis zum Abend zurück. Allen war Ruhe nöthig, Erfrischung und Erwärmung. Ein Wirthshaus ward gefunden, doch kaum konnte man durch die Ansammlung von Wagen dringen. Nur eine Gaststube war vorräthig — hier saßen dreißig Frachtfahrer, von denen ein Theil spielte, der andere trank — und noch andere, etwas civilisirtere redeten von den wunderbaren Naturerscheinungen, die binnen 20 Jahren bemerkt waren. Um den Ofen lag eine Zigeuner-Gesellschaft, bald schlafend, bald die neuen Gruppen spähend betrachtend.

Weinend klammerten sich die Kinder an die Mutter — glaubend jetzt sei ihnen das Schrecklichste nahe — unbekannt mit den rohen Bildern des Lebens. Ein Bett war nicht zu haben, — froh, ein kleines Räumchen mit einigen Stühlen, im andern Winkel des Hauses erlangt zu haben, ward den Kindern von Wagenkissen und Mänteln ein Lager bereitet — worauf die Erschöpften so sanft ruheten, als lägen sie auf seidnen Polstern. So bald der Morgen grauete und der Geprüften finstere Lagerstelle so weit erhellete, daß sie sich zur weiteren Reise rüsten konnten, eilte die Mutter, dem Himmel dankend, daß auch diese Nacht ohne weitere Sorge vorübergegangen war, ihre Kinder in den Wagen zu heben, und die letzte Tagereise anzutreten. Der Himmel schien sich jetzt zu erhellen, einzelne Sonnenstrahlen drangen mühsam durch den finstern Luftkreis und eine frohe Hoffnung, am Abend zu dem Ziele der mühsam zurückgelegten Reise zu gelangen, gab neue Kraft. Mit dem innigsten Dankgefühl gegen den Beschützer in Gefahren und Noth — schlossen die theuern Pflegeältern ihre Tochter in die Arme. Die Kinder, auch ohne sich es schon bewußt zu sein, waren überselig in dem Gefühl der Sicherheit, die sie jetzt umfangen hielt.

Nun sollte, so war es die Meinung der menschenfreundlichen, der unbeschreiblich edlen Pflegeältern, eine Zeit der Ruhe für die Geprüften eintreten, doch es entging der Tochter nicht, daß die theure Pflegemutter den Keim des Todes in sich trug, und sobald sie von den grauenhaften Eindrücken der Reise genesen war, ließ sie es sich heilige Pflicht sein, die Mutter zu pflegen. Oft unterbrach sie zwar eigne und der Kinder Krankheit. Ein Jahr lang ging so in Sorgen

um die immer ernstlicher erkrankende Mutter dahin, Ruhe erringend, in den wenigen stillen Stunden, die ein Landhaushalt, der bei Krankenpflege fortgesetzt werden müßte, übrig ließ, erschien die Tochter dann am Lager der Kranken — bis die Gerichte, sanft in ihren Armen — die auf den Wusch der Verstorbenen allein in der Todesstunde zugegen war entschlummerte. — Sie sollte dem theuern Vater die Todeskunde bringen. — Schweren Herzens trat sie zu ihm — doch es war ihr erhebend, die Geistesstärke des edlen Greises zu sehen, zu sehen wie der Blick zum Himmel ihn Kraft gab, diesen höchsten Schmerz zu ertragen. Er arbeitete rastlos in seinem ernsten Berufe — und wenn ihn auch die Tochter oft in stillen Thränen fand, so ermannete er sich dennoch bald, und sagte der auch schwer ergriffenen Tochter: „Für Dich will ich das Leben noch wieder lieb zu gewinnen suchen, Du und Deine Kinder bedürfen der Stütze." So sorgenvoll ihn auch die Seinen in der ersten Trauerzeit betrachten mußten, so erholte er sich doch bald, und belebte durch seine wieder aufblühende Gesundheit und durch die ihm eigene hohe Geistesfülle, den ihn innig liebenden Kreis. Die Natur gab seinem reichen Gemüthe wieder den reinsten Genuß, beflügelte seine Phantasie, die sich so schön in seinen Liedern ausspricht, und seinen Canzelvorträgen das Feuer der Jugend gab. Durch die Freude an der Natur, ward seine Begeisterung auf eine hinreißende Art belebt. Der Kreis der Seinen, der durch Schmerz und Sorge und Krankheit geschwächt war, fand Erholung, Trost und Freude in seinem Umgange; die Kinder hingen mit voller Liebe, an dem belehrenden Greise. Doch mitten in diesem neuen Aufblühen der Geistes- und Körperkraft fand ihn seine Tochter vom Schlage getroffen — bei dem Ausarbeiten einer Predigt.

Nun sank aber aller mühsam errungene Muth für das Leben zusammen — vom Gefühle der Verlassenheit überwältigt, entschwand auch der Tochter die letzte Hoffnung. Oede lag nun auf's Neue die Welt vor ihr — hier hatte sie eine neue Heimath gesucht und schon stieß sie der Todesengel wieder hinaus in das rauhe Prüfungsland. Die Thränen der Kinder, die auch schon fühlten, was sie auf das Neue verloren, zermalmten ihr Herz, und brannten auf die Seele.

Hier ende ich meine treue, unausgeschmückte Erzählung, die ich jetzt niederschreibe, da ich in der Erinnerung noch oft durchlebe, was mir auferlegt war, und betend zum Himmel blicke. Er wird alle die edlen Seelen, die er mir nahm, den wahren Frieden, die hohe himmlische Ruhe finden lassen, die er den Gerechten verheißen hat. Möge er mich wenn mein Tagewerk vollendet ist — zu ihnen führen.

Ein Versprechen, das ich dem Seeligen gab, vermag mich, diese Zeilen niederzuschreiben, sie als ein Bild des Lebens angesehen, ohne allen Schmuck dem theilnehmenden Leser übergeben werden.

L

---

* Bemerkung und Erinnerung.

Es scheint seit einiger Zeit Mode zu seyn die Hrn. Prediger in öffentl. Blättern aufzufordern, ihre Predigten dem Druck zu übergeben. Das mag sein! Selten aber wird dieser Aufforderung Folge geleistet, denn die Herren mögen wohl wissen daß solche „Bitten" nicht den Kauf der Bogen bedingen. Auch unser lieber Hr. Past. Lopelle hat diese Erfahrung gemacht, denn trotz der an ihn ergangenen Aufforderung ist bis heute nicht die Hälfte der Druckkosten seiner am Jubeltage der Buchdruckerfindung gehaltenen Predigt gedeckt, und er wird sich wundern daß er die am Sonntage vor und nach dem Feste gehaltenen mit jenen zusammenhängenden Predigten nicht auch noch hat drucken lassen, warum er so vielfach angegangen ward.

Es ist doch eine traurige Erfahrung und man muß sich wundern — daß man sie macht. Das am 24. Juni 1840 gefeierte Fest ist ein so allgemeines, Hohe und Niedere angehendes, ein für Alle so erfreuliches, daß diese Predigt gerade so recht verbreitet sein sollte, damit sie ein Gedenkzeichen werde und bleibe an den Festtag dessen Veranlassung jeder Mensch so viel verdankt, und den wir Alle nur einmal feierten, wir und unsere Kinder.

Möchten unsere Worte aufs Neue doch an diese Predigt vom Worte des Herrn erinnern, was um so mehr zu wünschen ist, da der Ertrag vom Herrn Verfasser zu einem frommen Zwecke bestimmt ist.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.", und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

L. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domhofe.

Die

SCHNELL-  POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 56 des Bürger-Freundes für 1840.

Sonntag, den 12. Juli.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Die Denkmünze auf die Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst in Deutschland zeigt auf der Vorderseite das Bildniß des Erfinders, nach Thorwaldson und andern guten Vorbildern, mit der Umschrift: „Johann Gaensfleisch gen. Gutenberg geb. zu Mainz zwischen 1393 — 1400. Die Kehrseite zeigt Gutenberg in seiner Werkstätte. Es ist eine gewölbte offene Säulenhalle, und man sieht den Künstler, zeitgemäß aber angemessen seinem Stande — als Angehörigen der Mainzischen Geschlechter — gekleidet, unter der Halle sitzend und beschäftigt mit der Durchsicht eines eben abgezogenen Blattes der gedruckten heiligen Schrift. Vor ihm steht die Buchdrucker-Presse, so wie sie damals, nach Ausweis gleichzeitiger Abbildungen, gestaltet war, und ein Schriftkasten; mithin die Bezeichnung seiner beiden Haupterfindungen, des Satzes mit einzelnen Typen, und des Druckes unter der Presse, welche, bis vor nicht lange, immer noch die ähnliche Gestalt beibehalten hat. Am rechten Hauptpfeiler der Halle ist, nach Sitte der Zeit, sein Wappen in Stein gehauen angebracht (ein wandernder Mönch mit einer Schelle am Kapuz), gegenüber eine Karte von Europa. Am Himmel, auf den man durch die geöffnete Halle blickt, geht das Sternbild „die Buchdrucker-Werkstatt" so hellstrahlend auf, daß davon der Punkt Deutschland auf der Karte erglänzt. — Ihm selbst, dem Hochverdienten um die Ausbreitung des Lichtes, über den Erdkreis von Deutschland aus, gab Gott das Licht, und durch ihn der Erde, und darum sagt auch die Umschrift mit den Worten des 118. Psalms, Vers 23: Das ist vom Herrn geschehen und ein Wunder vor unseren Augen. Im Abschnitt steht: Vierte Jubelfeier der Buchdruckerkunst in Deutschland den 24. Juni 1840. Für Leipzig ist diese Medaille mit der Abänderung gefertigt, daß im Abschnitt vierte Jubelfeier der Buchdruckerkunst in Deutschland, Leipzig, den 24. Juni 1840 steht. Für Berlin ist ebenfalls eine Medaille mit der nöthigen Aenderung gefertigt.

Aus Berlin schreibt man: Die Trauerstille ist geschwunden, die Theater sind wieder geöffnet, Concerte, Feuer- und Wasserwerke und allerlei Vergnügungen werden angekündigt und in den höchsten Regionen merkt man ein Leben und Streben und eine Arbeit, die beispiellos ist. Vor dem Schlosse in Berlin und vor Sanssouci in Potsdam, wo sich der König abwechselnd aufhält, bemerkt man Tag für Tag Massen von Wagen, die im Fluge ab- und zueilen. Schon dringen einzelne Thatsachen von seiner rastlosen Thätigkeit in's Volk herab, die beweisen, mit welcher Kraft, Umsicht, Klarheit, mit welcher Liebe zu seinem Lande der neue Monarch das Staatsruder ergriffen hat. Die Neu- und Wißbegier des Volks ist auch immer in gespanntester Bewegung. Jedes Wort, das von oben herabweht, wird sofort in Beschlag genommen, von allen Seiten besehen, beurtheilt und als Beleg zu den verschiedensten Ansichten benutzt. So viel ist gewiß, daß man bereits die Regungen zu einer andern Zeit fühlt, deren volle Verwirklichung nur Die fürchten, die nicht im Recht und der Wahrheit sind. Das kann nur die frohesten Hoffnungen Derer wecken, die das Licht und das Auge des Monarchen nicht zu scheuen brauchen und ihm mit gutem Gewissen in das helle, klare Angesicht sehen können.

Die „Elberfelder-Zeitung" schreibt aus Potsdam: „Neulich haben wir ein schönes Beispiel von der wohlwollenden Humanität des Königs gegen Bittsteller erlebt. Eines Morgens, als derselbe nach dem Bahnhofe fahren wollte, um sich nach Berlin zu begeben, eilte ein Supplikant, ein Landmann aus dem fernen Ostpreußen, mit einer Bittschrift herbei und rief dem königlichen Kutscher, der eben abfahren wollte, laut „Halt, Halt!" zu. Der Kutscher schien darauf nicht achten zu wollen, aber der König selbst befahl ihm zu halten. Als nun der Bauer heran kam, sagte der König zu ihm: „Alter, du hättest auch wohl ein wenig früher kommen können;" jener aber entgegnete ganz offen: „Habe ich denn eher Zeit gehabt?" Lächelnd antwortete der gütige Herr, indem er die Bittschrift einem Adjudanten reichte: Nun, geh nur mit diesem Offizier, und sage ihm das Nähere über dein Anliegen; du wirst bald Bescheid erhalten." Hierauf fuhr der König ab. Der Landmann, welcher, wie man hört, sein Haus durch eine Feuersbrunst verloren und einen Zuschuß zu den unzureichenden Feuerkassen-Geldern nachgesucht hatte, die der dortige Landrath nicht gewähren konnte, ist vollständig zufrieden gestellt worden. Die Leute in der Ferne haben das Vorurtheil, wenn sie ihre Immediat-Gesuche nicht persönlich überreichen, so gelangen sie nicht in die Hände des Landesvaters. Dies ist aber ein irriger Wahn; der König empfängt Alles, was an denselben adressirt wird."

Aus Frankreich.

Ein junger Mann stieß unlängst beim Herausgehen aus der Oper in Paris von ungefähr mit dem Ellbogen an einen jener empfindlichen Lions, die schon bei der bloßen Idee eines Insultes in Zorn gerathen. — „Monsieur," sagte der Lion zu dem jungen Manne, „Sie sollten besser Acht geben." — Der junge Mann sah den Sprecher an, und lachte. — „Sie sind unverschämt," sagte der Dandy. — „Das ist zu viel," antwortete der junge Mann, „das fordert Genugthuung. Hier meine Karte."

Sie wechseln die Karten, und geben sich ein Rendezvous auf den andern Morgen. Zu Hause angekommen, betrachtet der Lion die Karte seines Gegners, und liest den Namen Georges Sand. Das Duell fand natürlich nicht Statt, denn der Lion konnte sich mit einem Frauenzimmer nicht schlagen.

Jüngst standen wohl an 500 Personen im Pflanzen-Garten zu Paris und schauten den wilden Thieren in ihren Käfigen zu. Nicht wenig wunderte sich die Menge, als sie plötzlich einen Herrn sich den Bestien vertraulich nähern sah, die ihm auch kein Leid zufügten, sondern ihm schmeichelnd Hände und Gesicht leckten. Dieser Herr war nicht etwa von Carter oder Amburgh, sondern der Graf von H., der ebenfalls in das Geheimniß eingeweiht zu sein scheint, dessen erster Inhaber Orpheus gewesen sein soll.

Ein Departemental-Blatt berichtet ein Beispiel des rohesten Aberglaubens, das sich zu Croisville-la-Vieille im Departement der Eure zugetragen hat. Der Pfarrer wollte die Kirche zum Pfingst-Feste schmücken und schickte sich an, die Altardecke vom Hoch-Altar wegzunehmen, als der Kirchendiener sich dem widersetzte. In dem Streite, der sich zwischen Beiden entspann, verschob sich die Decke, und es fiel eine Schrift zur Erde. Es war ein mit Blut beschriebenes Pergament. Man sagt, es habe noch ein solches auf dem Altar gelegen, dessen sich aber der Kirchendiener bemächtigt habe. Befragt, weshalb er diese beiden Schriften auf den Altar niedergelegt, sagte er aus, sie wären wirklich mit Blut auf die Haut eines Kindes geschrieben und er habe 25 Fr. erhalten, um sie dahin zu legen. Man sagt, derjenige, der den Kirchendiener bestochen, habe geglaubt, hierdurch, vermöge einer magischen Gewalt, ein eben so furchtbares Hagelwetter heraufzubeschwören, wie das, welches im vergangenen Jahre diese Gegend verwüstet hatte.

Aus England.

Unter dem wunderlichen Namen „Atmosphärische Eisenbahn" berichtet der Standard von einer neu eröffneten Eisenbahn, die von einer Lokomotive befahren wird, welche eine Luftpumpe in Bewegung setzt. „Die Röhre, in welcher der Kolben vermittelst einer stationären durch eine Dampfmaschine von 16 Pferdekraft in Bewegung gesetzten Luftpumpe arbeitet, hat nicht mehr als 9 Zoll im Durchmesser und erstreckt sich auf der ganzen Länge des Weges. (!) Die Schnelligkeit, die man auf der halben Meile Weges mit Waggons von 10 Tonnen an Gewicht erhielt, betrug 25 Meilen in der Stunde, wenn eine größere Strecke erbaut wird, welche gestattet, die Bewegung zu beschleunigen, so kann sie sich zum mindesten vervierfachen." Die Probe soll am 11. Juni in Gegenwart einiger Parlamentsglieder vorgenommen worden und zur völligen Zufriedenheit ausgefallen sein. Erfinder ist ein Hr. Clegg.

Aus Italien.

Die „Mailänder Zeitung" meldet aus Brescia unterm 18. Juni: „Die drei berüchtigten Straßenräuber Tagliani, Moneta und Poli, welche diese Provinz sowohl als jene von Bergamo so lange heimsuchten, sind in die Hände der Gerechtigkeit gefallen. Ein unter der combinirten Mitwirkung von Linienmilitär, von Gensdarmen, und von Polizeisoldaten, gegen dieselben unternommener Streifzug hat die erwünschte Wirkung hervorgebracht. Als eine aus fünf ungarischen Soldaten bestehende Patrouille unter der Anführung des Polizeisoldaten Blokar, gestern gegen 8 Uhr Abends sich nach einem Wirthshause der Gemeinde Sant-Alessandro begab, überraschte sie selbst diese drei Uebelthäter, wie sie eben in dem auf die Felder führenden Hofe ihr Mahl einnahmen. Anblicke der bewaffneten Macht suchten sie zu entfliehen, worauf der Garde Blokar mit einem Carabinerischuß Moneta zu Boden streckte, welcher gefährlich verwundet sofort nach dem Krankenhause für Sträflinge gebracht wurde. Die zwei übrigen ergriffen die Flucht, aber Morgens erfuhr die Polizeibehörde, daß Tagliani und Poli sich in ein in der Straße S. Girolamo gelegenes Haus geflüchtet hatten. Als sie nun von der bewaffneten Macht daselbst entdeckt und überfallen wurden, beschlossen sie, bei der Unmöglichkeit jeder Flucht, sich vermittelst voll das Leben zu nehmen, und jeder derselben schoß sich mit einem Pistol durch den Kopf, so daß sie schwer verwundet zu Boden stürzten; sie wurden gleichfalls in das Krankenzimmer für Sträflinge gebracht. Einem zu den Patrouillen gehörigen Individuen, dessen wichtige Festnehmung dieser drei Räuber verdankt, wurde."

Aus Ungarn.

Das „Pesther Tageblatt" meldet aus Hatvan ein schauerliches Ereigniß, das vor wenigen Tagen sich in unserer Nähe begab, verdient aufgezeichnet zu werden, und ich konnte nicht säumen das tragische Faktum in Kürze zu berichten: Der allgemein geachtete herzogl. Koharyʼsche Architekt Hr. K. . . r. fing seit einiger Zeit an mondsüchtig zu werden, ohne daß ihn jedoch diese pathologische Uebel in seinem anstrengenden Fachgeschäfte besonderlich beirrte, denn gerade damals wurde der nachmals leidende Seelenkranke — obzwar gegen gesellige Freuden mehr wie ehedem abgestumpft — von seinem schönen Künstlerberufe so zu sagen inspirirt und lieferte mittelst des Clairvoyantismus die trefflichsten, tadellosesten architektonischen Pläne ein, nach denen eben heuer ein prachtvolle Villa in italienischem Style auf einer Anhöhe des romantischen Gran-Thales aufgeführt wurde. Das schwebende, leichte, gefällige Gebäude stieg unter Aufsicht des jetzt melancholischen Künstlers, der sein Werk zu jeder Tagesgezeit fleißig inspicirte, rasch empor; doch schien der unermüdeten Schöpfer vieler herrlichen Bauten der Grazer Herrschaft jener Eifer noch nicht hinlänglich, denn er verließ auch nächtlicher Weile seine stille Lagerstätte und wollte auch bei Sternen- und Mondesschimmer den werdenden Palast beschauen; leider waren so gefährliche Bedenken unserem Palladio verderblich, denn es begab sich, daß er vor wenigen Tagen um Mitternacht, mit Winkel und Klaftermaß versehen, das Mauergerüste bestieg und auf der höchsten Etage etwas an einer Stelle untersuchend, von der schwindlichen Höhe herabstürzte. Am kommenden Morgen fanden die erschrockenen Arbeiter den geehrten Meister in der schauerlichen Tiefe mit zerschelltem Haupte liegend, um ihn herum seine zerbrochenen Meßinstrumente.

Mosaik.

Die Chemie hat eine Entdeckung gemacht, welche einem ganzen ehrenwerthen Stande das schauerlichste Schicksal droht. Man hat gefunden, daß das Schwefelsaure Natrium ein Surrogat für — das Rasirmesser ist. Wenn man einige Augenblicke eine dünne Lage auf eine mit Haaren bedeckte Stelle legt, so wird das Haar aufgelöst, ohne daß die Haut beschädigt wird, und beim Abnehmen der Masse ist die Stelle so glatt, als ob ein Barbier daselbst ein Meisterstück gemacht hätte.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen nnd von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 56.

Bremen, Sonntag den 12. Juli 1840.

Gestorben:

Nro. 643. Den 8. Juli. Der Tischlermeister Friedrich Möhring, 70 Jahr; Schüsselkorb Nr. 12.

— 644. Den 8. — Betha Müller, 31 Jahr; Behrmanns Gang Nro. 10.

Nro. 645. Den 9. Juli. Des verst. Weißbäckers Herm. Tölcken Wittwe, geb. Wessels, 74 Jahr; Obernstraße Nro. 12 A (Vorstadt).

— 646. Den 10. — Der Holzhändler Chr. Ant. Kleemann, 50 Jahr; Grünenstraße Nro. 83.

Geburten:

Nro. 837. Den 3. Juli. Des Dr. juris und Notari Gustav Ferdinand Castendyk Ehefr., gel Schumacher, Gartenstraße Nro. 6; voi einem Mädchen.

— 838. Den 7. — Des Schuhmachermeisters Car Friedr. August Kerls Ehefr., geb. Winkelmann, Marterburg Nro. 26; v. e. M.

— 839. Den 8. — Des Malers Heinr. Conr. Vollmer Ehefr., geb. Hörmann, gr. Johannisstr. Nro. 199; von einem Knaben.

— 840. Den 8. — Des Branntweinbrenners Wichmann Siedenburg Ehefr., geborne Poser, gr. Johannisstr. Nr. 182; v. e. Knaben.

— 841. Den 8. — Des Dr. juris Friedr. Adolph Meyer Ehefr., geb. Derkhiem, Ansgarithorsstraße Nro. 4; von einem Knaben.

— 842. Den 8. — Des Detaillisten Johann Hinrich Knickmann Ehefr., geb. Schwartjes, Ansgarithorsstraße Nr. 10; v. einem Knaben.

Nro. 843. Den 9. Juli. Des Gastwirths Friedr. Heinrich Krull Ehefr., geb. Gerken, Osterstraße Nro. 5; von einem Mädchen.

— 844. Den 9. — Des Stuhlmachers Joh. Heinrich August Fiene Ehefr, geb. Gefken, kleine Fuhrleutestraße Nr. 10; von einem Knaben.

— 845. Den 9. — Des Arb. Heinr. Kirchhoff Ehefr., geb. Wähmann, Punkendeich Nro. 20; von einem Mädchen.

— 846. Den 9. — Des Landmanns Diedrich Depken Ehefr., geb. Lampe, Hastedt Nr. 66; von einem Knaben.

— 847. Den 9. — Des Cigarrenmachers Joh. Adam Meyer Ehefr., geb. Rodewald, Bleicherstraße Nro. 3; von einem Mädchen.

— 848. Den 9. — Des Kaufmanns Theod. Claepius Ehefr., geb. Gerold, Heerdenthors-Contrescarpe Nro. 1 A; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 301. Der Kaufmann Ferdinand François Henry Wallbaum zu Rheims im Königreich Frankreich und Dorothee Friederike Luise Lüling hieselbst.

— 302. Der Maureramtsmeister Lüder Henr. Schröder und Beta Meyer. Beide von hier.

— 303. Der Consumtionsgehülfe Joh. Hermann Ruhe hieselbst und Catharina Thibeta Deetjen aus Varel.

Nro. 304. Der Schiffszimmermann Joh. Brünings und Clara Maria Sophia Christina Ackermann. Beide von hier.

— 305. Der Cigarrenmacher Joh. Arend Fasmers, gen. Kettler, und Adelheid Brunings hieselbst.

— 306. Der Schuhmacheramtsmeister Johann Diedrich Heinr. Steinbeck hieselbst und Anne Christine Meyer aus Sulingen.

— 307. Der Landmann Diedr. Schmidt und Anna Cathar. Bartels. Beide von hier.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 57.



Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 16. Juli 1840.

Verwundert sieht der Kaiser des wackern Jünglings Muth,
Dess' Auge fest und offen auf seinem Auge ruht.

Der Graf von Oldenburg.

Von

Friedrich Günther.

1.

Durch Goslars Thore ziehen zu Wagen und zu Roß
Bischöfe, Fürsten, Grafen mit langem Dienertroß;
Da füllen sich die Straßen, da füllt sich jedes Haus.
Gen Goslar einen Reichstag schrieb Kaiser Heinrich aus.

Mit finsterm Blick der Kaiser auf dem Balkone steht.
In seinen blonden Locken des Morgens Kühle weht;
Doch kühlt der frische Morgen ihm nicht das heiße Blut.
Er zürnt und sinnt zu brechen der Fürsten Uebermuth.

Ihm naht mit tiefem Gruße der Bischof Adelbert:
„Verzeihet, daß ich störe, mein Kaiser, lieb und werth!
Das edle Volk der Friesen, von Huno schwer geplagt,
Es hat den Oldenburger von Neuem hart verklagt."

„Der Graf, den Ihr durch Gnade zu fesseln habt gemeint,
Hat treulos mit dem Baier und Sachsen sich vereint.
Zu ihrem Bunde luden sie auch den Friesen ein,
Doch mag nicht steh'n der Friese in der Verräther Reih'n."

„Nun zieh'n die wilden Schaaren des Grafen durch das Land;
Das Eisen frißt die Männer, die Häuser frißt der Brand. —
Herr, die Bedrängten flehen, Euch treu mit Gut und Blut,
Ihr wollet gnädig schützen sie vor des Grafen Wuth."

Da ruft der Kaiser bitter: „Ha, Falschheit überall!
Die alten Wölfe wünschen des jungen Löwen Fall;
Doch sollen bald sie fühlen, wie tief, zum Grimm erregt,
Der Leu die starken Klauen in ihren Nacken schlägt!"

Und weiter spricht mit Trauern der Bischof Adelbert:
„Noch habt Ihr nicht, mein Kaiser, das Schändlichste gehört!
Sie haben sich verschworen, wenn Euer Zorn sie trifft,
Soll ihre Rach' Euch treffen, und sei's durch Dolch und Gift!"

Da schlug an's Herz der Kaiser und schüttelte das Haupt.
„„Bei Gott! das hätt' ich nimmer von Oldenburg geglaubt!
Doch könnt Ihr mir's beweisen, des alten Huno Land
Empfangt Ihr selbst noch heute zu Leh'n aus Heinrich's Hand!""

Den Rathhausaal zu Goslar betrat des Kaisers Fuß,
Und zu dem Throne schritt er mit kurzem, kaltem Gruß,

Die Fürsten saßen schweigend zur Seite rechts und links
Und sah'n ihm fest in's Auge und harrten seines Winks.

Er winkt, und schwere Klagen erhebet Adelbert,
Daß staunend die Versammlung des Bischofs Worte hört.
Er klagt den Grafen Huno, den alten, biedern Mann,
Am Reich' und seinem Haupte des Hochverrathes an.

Im Rathhaussaal zu Goslar, da ging's nun stürmisch her,
Da wallt' es auf und fuhet', ein wild bewegtes Meer;
Da hoben von den Sitzen die deutschen Fürsten sich,
Aufsprang der Sohn des Grafen, der wack're Friederich.

„Herr Erzbischof von Bremen, Ihr warft des Aufruhrs Brand
Voll Tück' in meines Vaters und in der Friesen Land!
Ihr seid der Hochverräther, des deutschen Reiches Fluch,
Weil Ihr das Herz des Kaisers uns stehlt durch Lug und Trug!"

Ein scharfer Blick den Kühnen aus Heinrich's Augen traf.
„„Was Ihr so frech gesprochen, Ihr sollt's beweisen, Graf!
Doch weil den Fürsten richtet ungern der Fürsten Kreis,
So mag der Himmel selber uns geben den Beweis!""

Am Rathhaussaal zu Goslar setzt sich ein Reiter auf
Und jagt den wilden Renner durch's Thor im schnellsten Lauf.
Staub wirbelt auf der Straße. „Greif' aus, mein Roß, greif' aus!
Drei Tage nur, drei Tage hab' ich zum Ritt nach Haus!"

(Der Beschluß folgt.)

Der Gondelführer.

Die Nachmittagssonne brannte auf den Lagunen. Vor allen Fenstern der Westseite am Canal Onofrio hingen die Marquisen und bewegten sich kaum in der schwerfälligen Luft. Gelber Dunst bildete sich über dem trüb hinschleichenden Wasser. Pippo hatte sich auf den Boden seiner Gondel niedergelegt, den Kopf unter dem schirmenden Dach der Cajüte, und hielt Siesta. — Ein schönes Mädchen kam das Trottoir entlang, sie trug ein Körbchen. Schützend hielt sie die Hand gegen den Sonnenbrand. Leicht rauschte das hellblaue Gewand über ihre zarten Glieder, das silberbordirte schwarze Mieder umspannte knapp Brust und Nacken; um die Schultern gaukelte das mit rothen Bändern zierlich durchflochtene Haar. Ihr Antlitz war voll Liebreiz; braune Wangen, unter welchen der Purpur glühte; feurige Augen mit zolllangen Wimpern, ein lieblicher Mund, der mehr zum Küssen und Lachen, als zum Schelten gemacht schien; in Gang und Haltung lag Anmuth und Zierlichkeit. — Sie schien die Gondeln zu zählen; bei der sechsten blieb sie stehen und trat die drei Granitstufen vom steinernen Quai herab. — „Pippo! Pippo!" rief. — „Mein Gott, er schläft! Nun Du vertrödelst auch den ganzen Tag; wenn jetzt ein Nobile käme und wollte hinausgerudert werden; die Ruder wären gleich bei der Hand." — Der Gondelführer erwachte, rieb sich die Augen und war mit den Worten: „Ah! Marietta!" auf den Beinen. — Es war ein junger, schlankgewachsener Bursche mit Rabenlocken und Feueraugen. Sein Costüm war das Uebliche der Gondelführer: eine leinene Jacke, buntgestreifte Beinkleider, eine Schärpe um den Hüften umwunden, auf dem Kopfe ein breitgekrämpter Strohhut. Als besondere Zierde trug er ein buntseidenes Tuch lose um den Hals geschlungen. — Er reichte dem Mädchen die Hand, um ihr in die Gondel zu helfen. — Sie aber setzte den zierlichen Fuß nur auf den Rand des Fahrzeugs und sagte: „Nun! Du weißt doch, daß ich keine Zeit habe. In einer Stunde kommen schon die Spaziergänger auf den Marcus. Die Mutter ist eingeschlummert; da stahl ich mich fort. Wenn ihr die verdammten Buben nur nicht inzwischen ein Paar Limonen oder eine Melone stehlen; sonst hab' ich eine halbe Stunde. Hier, Pippo, hab' ich Dir Kaffee gebracht; — gieb her den Hut, — sie sind gut frisch." — „Danke, Marietta!" sagte Pippo, „danke; aber komm doch nur herein in die Gondel, ich rud're Dich hinab bis zur Darsena und wieder herauf — wir können noch ein we-

nig plaudern." — „Nein, Nein!" unterbrach sie ihn und schüttete den Inhalt ihres Körbchens in seinen Hut: „Dazu ist heut Abend g'nug Zeit. Du kömmst doch, Pippo — um zehn Uhr?" — „O Marietta", versetzte der Bursche, und fuhr sich verlegen mit der Hand durch das lockige Haar; — gerade um zehn Uhr hat mich ein Nobile bestellt; den soll ich bei Ildefonso erwarten und weiß Gott wohin rudern. Satanasso, der könnte auch früher kommen. Aber er bezahlt gut." — „Nun also um eilf!" versetzte Marietta resignirt. „Geschäfte gehen vor; wenn's nicht eine Ausrede ist, und Du in der Stradella d'oro, bei Andra, wo der Cyperwein geschenkt wird, die hübsche Anna, die Tochter —" — „Marietta — Satanasso!" unterbrach sie der Gondelführer verdrießlich, „wird das dumme Gerede kein Ende haben. Bringst mir Kirschen, und damit sie ja nicht schmecken spritzest Du Galle d'rauf." — Sie lachte schelmisch; — er faßte gleich wieder besänftigt ihre Hand und wollte sie in die Gondel hinein ziehen. Sie schlug ihn mit dem Körbchen auf die Finger, riß sich los und flog, „Adio" rufend, an der Canalseite hinauf. — „Marietta — Pasquina — kleines Teufelchen," schrie er ihr nach, setzte sich dann in die Gondel und verzehrte behaglich seine Kirschen.

Die Türken hatten sich 1644 durch einen Gewaltstreich eines Theils von Candia bemächtigt. Canea war bereits in ihren Händen. Dem Sultan Ibrahim, aufgereizt vom Großvessir, lag Alles daran, diese wichtige Insel den Venetianern zu entreißen. Diese ihrerseits scheuten kein Opfer, keine Anstrengung, diese schwererrungene Besitzung zu behaupten. Aber die Maßregeln zur Vertheidigung von Seiten des dortigen General-Capitäns Giavanni Capello entsprachen keineswegs den Erwartungen der Republik — die Blocade zog sich in die Länge, es erfolgte kein entscheidender Schlag, und die Türken nahmen am 23. November 1646 Rettimo mit gewaffneter Hand. Capello wurde zurückberufen und büßte seine Muthlosigkeit und Saumseligkeit mit einjähriger Gefängnißstrafe. — Battista Grimani trat an seine Stelle. Mit vier neu ausgerüsteten Galeeren sollte er nach Candia steuern, sich vorher in Messina mit der Französischen und Spanischen Hülfsflotte, die aus 30 Segeln bestand, vereinigen und um jeden Preis Candia wieder erobern. — Unter ihm erhob sich Venedigs Seemacht wieder zur ehemaligen Kraft und Größe. Er war ein Held im vollen Sinne des Wortes: unerschrocken, tapfer, ausdauernd, ernst. Aus seinem Auge blitzte Feuer, von seiner Stirn leuchtete Entschlossenheit, sein Wille war eisenfest, aber dabei sein Herz nicht dem Wohlwollen verschlossen. — In dem Arsenale lagen die vier Fahrzeuge, um aufgetakelt und bemannt zu werden. Bald nahte der Tag, wo sie vom Geschützdonner des Zeughauses begrüßt, in See stechen sollten. — Es war 10 Uhr Abends. Die Tagesschwüle hatte den Himmel mit schwarzem Gewölk umzogen — die Lagunen dampften. Pippo stand ruhig am Quai bei Ildefonso, die Arme verschränkt und sah den ziemlich leeren Canal hinab. Es war nach Venetianischer Lebenssitte zwar noch früh am Tage; aber die meisten Fahrzeuge hatten das offene Meer gesucht und seine erfrischende Kühle. Hier und dort plätscherte ein Ruder — fern tönten Guitarren-Accorde oder ein müssiger Gondelführer sang mit heiserer Stimme eine Canzonetta. — Da fühlte Pippo einen Schlag auf seiner Schulter und hinter ihm stand der Nobile, welcher ihn hierher beordert. Schweigend trat er in die Gondel. — „Wohin, Excellenza?" fragte Pippo, sein Fahrzeug abstoßend. — „Gerade hinauf," sagte der Nobile, „dann in den

Canal grande, einmal hinunter, wieder zurück: dann — das Uebrige sollst Du erfahren." — „Gut, Excellenza," versetzte Pippo und ließ das Ruder einfallen. — Wie gewöhnlich, sprach der Nobile kein Wort. Er hatte sich in seinen Mantel gehüllt, den breitgekrämpten Federhut tief in die Augen gedrückt und blieb unbeweglich, nur manchmal dort- und hierhin blickend, vor der Cajütenöffnung stehen. — Pippo ruderte fort. Dreimal schon war er den großen Canal hinauf und hinabgefahren, es schlug 11 Uhr; er gedachte mit einem Seufzer an Marietta. Mit kurzen herrischen Worten hatte ihn der Nobile immer zugerufen, wann er umkehren sollte, weiter aber kein Wort fahren lassen, und als Pippo eine Unterhaltung anknüpfen wollte, sagte er mürrisch: „Schweig, Spitzbube!" und dieser verstummte. — Noch eine halbe Stunde durchkreuzten sie die engen Gewässer neben dem Canal grande, da strich eine weiß und schwarz gemalte Gondel, deren Eingang verhängt war, knapp an ihrem Bord vorüber. Der Nobile fuhr zusammen, — klopfte auf Pippo's Schulter und befahl mit leiser Stimme, umzukehren. „Hier nach," flüsterte er, „immer fünf Ruderlängen weit entfernt — es geht nach San Onofrio!" — Richtig bog die Gondel in den Canal gleiches Namens. „Jetzt, Schurke, rasch nach," gebot der Nobile, „halt Dich so nahe als möglich; — wenn sie landen fährst Du an die andere Seite." Er warf sich nach diesen Worten platt auf den Boden des Fahrzeugs nieder und hüllte sich fester in den Mantel; das Antlitz preßte er an den Rand der Gondel und schien zu horchen. — Pippo ließ das Ruder arbeiten, daß der Schaum weit umherspritzte. — „Nicht so viel Geräusch, Du Hund," murmelte der Nobile vom Boden, „oder ich schiebe Dir meinen Dolch zwischen die Kehle!" — Pippo legte bei, er war der weiß und schwarzen Gondel knapp am Bord. — Diese hielt jetzt vor dem Pallast Grimani, dessen Marmorwände, auf canellirten Säulen ruhend, sich fünf Stockwerke hoch emporstreckten. Pippo ließ seine Gondel sachte doch ganz nahe vorbeischwimmen, dann gab er ihr einen sanften Druck, als wolle er anbinden. Der Nobile im Raume erhob den vierten Theil des Gesichts über den Rand; er schien zu lauschen. Ein Herr stieg aus — ihm folgte eine Dame. Er geleitete sie mit der Hand die Stufen hinab, sah sich forschend um, und da er kein lebendes Wesen, als den fremden Gondelführer, mit dem scheinbar leeren Fahrzeug gewahrte, sagte er ziemlich vernehmlich: „Also morgen um Elf! Gute Nacht, Guiditta." — „Gute Nacht!" hauchte die Dame und verschwand im Portale des Palastes. — Eine Weile sah ihr der Begleiter nach, dann stieg er wieder in die Gondel und diese plätscherte gleich darauf den Canal hinab.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Verhältnisse und Stellung der Lehrer zur Staatserziehung.

Unter dieser Ueberschrift erschien in der „Allgemeinen Schulzeitung" vor längerer Zeit ein Aufsatz, der in einer einfachen und würdigen Sprache das auch in diesen Blättern bereits besprochene und in der Ueberschrift angedeutete Verhältniß beleuchtet. Jeder redliche Schulmann, jeder aufrichtige Menschenfreund muß wünschen, daß diese Verhältnisse, so wie sie hier angedeutet sind, sich mehr und mehr realisiren, also in ihrer hohen Bedeutsamkeit lebendig erkannt werden und darum erlaubt Einsender dieses sich, Einiges aus dem erwähnten Aufsatze mitzutheilen und es seinen geehrten Mitbürgern ans Herz zu legen.

Nachdem der Verfasser (nach der Unterschrift Ewich in Barmen) nachgewiesen hat, daß „die

Schule eine Pflanzschule der Staatserziehung und der Lehrer ein Erziehungsgehilfe der Staatsregierung" sei; nachdem er den Hauptzweck des Lehramtes in höhern und niedern Schulen als in „Menschenbildung, Menschenveredelung, Bildung zur Humanität oder zur höchstmöglichen Vervollkommnung" bestehend, dargestellt hat; nachdem er hieraus die Verpflichtung der Staatsregierung hergeleitet hat, „die Zahl tüchtiger, begeisterter Lehrer zu vergrößern und die Bedingungen unablässig herbeizuführen, unter welchen solche Lehrer entstehen und wirken können": verlangt er, daß die von der Staatsregierung zu leitende Aufsicht über Lehrer und Schule nur solchen Männern anvertraut werde, die „ein Geistesleben zu schätzen wissen und die Mühseligkeiten, welche das Geschäft der Menschenbildung mit sich bringt, zu würdigen vermögen". In dem folgenden § zeigt er sodann, daß die Staatsregierung das Recht habe, die Stellen ihrer Erziehungsgehilfen zu besetzen oder wenn den einzelnen Gemeinen die Wahl ihres Jugendlehrers überlassen werde, doch das Vorschlagsrecht auszuüben.

In § 7 fährt er dann fort: „Die Staatsbehörde kann es nicht zugeben, daß ein vom Staat vorgebildeter junger Mann sich von einer Gemeine mißbrauchen lasse, und wird in jedem Falle lieber die Zahl der zu bildenden Seminaristen beschränken. Es ist bei aller Menschenfreundlichkeit, um Gemeinden zu helfen, sehr inhuman gegen den Lehrerstand gehandelt, wenn man Subjecte bildet, um diese mißbrauchen zu lassen. Wer Lust hat, Pferdearbeit für Sperlingsfutter zu übernehmen, mag solches aus freien Stücken thun; aber Andere für hohe Zwecke, die doch hier nie aufgegeben werden dürfen, zu begeistern, und dann mit Achselzucken in den Bettlerorden zu stoßen, ist sündlich! Der Zweck heiligt nicht die Mittel! Würde eine solche Täuschung nicht bald allgemein eingesehen werden, und würden taugliche junge Leute nicht lieber ein sie in der Zukunft nährendes Handwerk ergreifen?"

§ 8. Die Staatsbehörde wird sich gedrungen fühlen, dem Lehrer den Beruf, den derselbe bei seiner Anstellung von der Gemeine erhalten hat, zu sichern. Darum darf das Volksschulwesen nicht ein freies Gewerbe sein, so daß Jeder, der seine Qualification als Lehrer nachweisen kann, seine Lehrbude aufschlagen kann, wo er will. Fehlt es aber an einem Orte an Volksschulen oder höhern Anstalten, und läßt sich nachweisen, daß den bestehenden Lehrern bei Errichtung einer als Aushülfe dienenden Lehranstalt kein rechtmäßig zu forderndes Einkommen geschmälert wird, so mag es der zunehmenden Bevölkerung gestattet sein, sich für die Gegenwart so gut zu helfen, als sie kann, muß aber zugleich die Verpflichtung haben, auf eine nicht drückende, vom Staate vorzuschreibende Weise für die Dotation einer solchen Schulstelle zu sorgen. Wer würde sich auf die Dauer dem Lehrfache widmen wollen, wenn er bei Tüchtigkeit, Fleiß und Weihe das ihm versprochene Brot nicht gesichert sähe? Hätten die in ihrem rechtmäßigen und ihrem nothwendigen Einkommen geschmälerten Lehrer nicht Recht, wenn sie sich als Betrogene hinstellten und Gemeinde und Staat anklagten? Der beste Lehrer kann von seiner Gemeinde verkannt werden und darf darum nicht sein Brot verlieren. Wer darf sich auf Volksgunst verlassen! Hat die Gemeinde gegründete Ursache mit der bestehenden Schuleinrichtung nicht zufrieden zu sein, so müssen die Opfer, welche sie bringen will, zur Verbesserung der bestehenden Schuleinrichtung verwendet werden. Nur in dem Falle darf der Lehrer verhältnißmäßig in seinem Einkommen leiden, als ihm Mangel an gutem Willen, Untreue in seinem Berufe nachgewiesen werden kann. Das geistige

Moment, welches in der Schule vorwaltet, darf nicht aus Furcht vor dem Bettelsack getrieben werden. Kann eine gerechte Staatsregierung nicht von den Gemeinden verlangen, daß diese eben so rechtlich mit ihren Beamten verfahren, als der geregelte Staat mit den seinigen verfährt? Wird denn eine ordentliche Staatsbehörde ihren Beamten die ihnen früher zugesicherte Besoldung schmälern? Sehen wir nicht die Treuen und Geschickten derselben stets weiter fördern, wenn der Staat solches kann? Und die Gemeinde sollte das Entgegengesetzte mit Männern thun dürfen, deren Wirksamkeit von einer so großen Erheblichkeit ist? Ein Lehrer muß mit seinem Gemüthe arbeiten, und kein Verständiger kann eine Verfahrungsart gut heißen, durch welche das Gemüth eines Lehrers schonungslos gekränkt werden muß.

§ 10. Man hat dem Staate und den Gemeinden die Anstrengung zur Herbeischaffung der Schullehrergehalte leicht machen wollen, indem man die trostvolle Behauptung aufstellte „der Volkslehrer sei der Mann des Volkes und er müsse darum — da doch in manchen Köpfen die Begriffe Volk und Pöbel identisch sind — um den Bettlern und Tagelöhnern möglichst nahe zu stehen, auch wie diese leben.“ Hätte ich zu befehlen, ich machte es mit diesen Troststellern wie der gekrönte Einzige mit jenem rathvollen Rathe es machte, der den Beamten das nöthige Brot schmälern wollte: ich finge mit ihnen selbst an. Wer satt zu essen und zu trinken hat und nicht von drückenden, verzehrenden Nahrungssorgen gequält ist, kann leicht von Entbehrungen sprechen und auf einige Wochen mit überfülltem Leibe den Diogenes, Curius und Cincinat spielen. Zu einem Leben in freiwilliger Armuth gehört große Gemüthskraft. Werden die Hauptleute des geistigen Reiches auf Erden, die Schule der neuen Cyniker bilden, so werden die Volkslehrer als, Unteranführer, sich gezwungen fühlen, ebenfalls in freiwilliger Armuth zu leben; und ich fürchte dann für den Zudrang zum geistigen Reiche ein schleichendes Abzehrungsfieber. Geistliche und Lehrer sollen freilich vor allem Männer des Volks sein; aber ich glaube nicht, daß sie dieses durch den Gebrauch des Bettelsacks werden müssen. Ich kenne Fälle, daß man leicht zu begeisternde Männer zu Erziehern und Pflegern armer Kinder machte, ihnen bei einer drückenden Last von Pflichten die höchsten Entbehrungen mit keckem Sinne auflegte, und ihnen diese sogar auf Lebenszeit zu trauen wollte; aber ich weiß auch das Bittere, daß diese gemißbrauchten Männer mir in der Stille geklagt haben, wie sich die heilige Begeisterung in ihnen auflöste in der tiefsten Verachtung gegen ihre Mißbraucher. Es ist wahr: „Ein voller Bauch studirt nicht gern“; aber es ist eben so wahr: Ein Hungriger kümmert sich nicht um hohe Dinge! „Ueber die Fettigkeit der Pfründen für die Volksschullehrer aber werden wir sobald noch nicht zu klagen Ursache haben; aber Hunger und Nahrungssorgen für die Gegenwart und trübe Aussicht für die Zukunft müssen dem Erziehungsgehilfen der Staatsregierung, welcher nicht gleich dem tüchtigen Handwerker für sein Alter und seine Kinder sorgen kann, mit Humanität abgewehrt werden. Dabei schmeckt dem Pegasus kein Häckerling.

§ 10. Der Staat kann im Allgemeinen auf die Treue der Lehrer mit Sicherheit rechnen, wenn er denselben Treue beweiset. Die Sorge des Staates für das ordentliche Auskommen der Lehrer, die er hat bilden und für die Hoheit ihres Berufs hat begeistern lassen; seine Sorge für humane Behandlung der Lehrer, für Anerkennung eines treuen geistvollen Lehrers, für die Pensionirung eines Mannes, der im treuen Dienste erkrankt oder ergraut ist, seine Sorge für die Wittwe

des Lehrers oder dessen unerzogenen Kinder, wenn der Lehrer seine Kräfte dem Staate und der Gemeinde geopfert hat, ohne seiner Familie etwas hinterlassen zu können: diese Sorge, die dem Staate nicht immer Geld kostet, wohl aber große Liebe zur Sache, aufrichtig Achtung des Lehrerstandes, weise Umsicht und Anordnung erfordert, sichert dem Staate die Treue der Lehrer und dadurch — die Treue der Staatsbürger.

Sollen Lehrer andere Menschen veredlen, die Jugend, und dadurch das Volk heben, einen hohen treuen Sinn für Gott, die Obrigkeit, das Vaterland wecken und einprägen: so müssen sie selbst nicht an der Erde kriechen, müssen zu leben haben, selbst human behandelt und als Volksveredler vom Staate geachtet, nicht aber von den Gemeinden, der Kirche, den Schulinspectoren wie von den Staatsbehörden als Leute ohne sonderliche Rechte, ohne Ansehen und Wichtigkeit, nicht nur als bloß negative, passive Staatsglieder behandelt werden, die als solche nur Pflichten zu erfüllen haben, um sich das kärgliche Brod zu sichern.

Die Staatsregierung, welche vor Allem die Wichtigkeit des Volkslehreramtes zu schützen weiß, hat darum zu untersuchen, welche Stellung des Lehrers seine natürliche sei, also in welcher Stellung derselbe am angenehmsten und sichersten ohne Beeinträchtigung anderer mitwirkenden Momente des Staats seinen Zweck ganz erreichen könne, und ihm diese Stellung zu geben. Was der Volksschullehrerstand dann noch nicht allgemein ist, das wird er in dem Genusse einer guten Stellung um so eher werden können. Verkennung weckt Verkennung; — Humanität weckt Humanität!

---

* Miliana.

In den Operationsberichten des jetzigen Feldzugs der Franzosen im nördlichen Afrika geschieht oft dieses Orts Erwähnung und so möchten die folgenden, neueren Reisenden entlehnten, Notizen den Zeitungslesern willkommen sein.

Miliana ist das alte Maniana, seine Umgebungen sind noch mit den Resten alter Denkmäler bedeckt, und selbst in der Stadt findet man noch ziemlich gut erhaltene Fragmente römischer Baukunst. Zwei Lieues von Miliana, an den Ufern des Schelif, sieht man den Boden in bedeutender Ausdehnung ganz mit Ruinen von Gebäuden und Säulenschäften bedeckt; auch an vielen andern Punkten findet man römische Ueberreste, welche hinlänglich zeigen, wie blühend einst das Land war, das jetzt durch Natur-Phänomene und die Einbrüche der Barbaren zerstört liegt. Scherschel, (Julia Caesarea) die Hauptstadt und der vorzüglichste Hafen Numidien's zog die römische Bevölkerung an und bald bewogen sie die Fruchtbarkeit des Bodens, das gesunde Klima und die Schönheit der Gegend sich in dieser Provinz niederzulassen. Durch seine Lage wurde Miliana bald der Mittelpunkt der Civilisation, eine blühende Stadt, der Aufenthalt vieler römischen Familien. Der Sohn des Pompejus starb in diesen Gegenden, und die meisten Geschichtschreiber wollen sein Grab in Miliana suchen.

Jetzt ist nichts von diesem Glanze mehr vorhanden; Miliana ist nur noch ein elender Flecken, den die Geographen mit dem Namen einer Stadt beehren. Doch noch jetzt, wie zu den Zeiten Roms, ist Miliana durch seine Lage ein sehr wichtiger Punkt, der Schlüssel in das Innere des Landes, der den Zugang zu den reichen Ebenen und fruchtbaren Thälern öffnet, die zwischen dem Schelif und Mazafran, liegen; bei Miliana vereinigt sich die Kette der Gebirge, welche die Ebene von Metidscha gegen Westen begränzt und deckt.

Die Umgebungen von Miliana sind von tiefen Thälern durchschnitten; es ist ein sehr gebir-

giges Land, dessen Boden durch seine große Fruchtbarkeit noch immer reich ist, an Korn und Früchten aller Art Ueberfluß hat und starken Weinbau treibt. Die Stämme sind zahlreich; einige können bis auf 1000 Reiter ins Feld stellen der von Riga sogar 1500. Diese Bewohner sind fleißig und reich an Landesproducten und Viehzucht; doch haben sie sich auch stets durch ihren zügellosen Charakter und unbesiegbaren Muth ausgezeichnet. Im Jahre 1834 belagerte der Stamm Sumata mehrere Tage lang Miliana. Zur Zeit der Türken war die Zeit der Ernte auch die Periode, wo der Aschur (Zehnten) eingefordert wurde. Dann verbreiteten sich Truppenabtheilungen unter der Anführung eines Kaid-al-aschur in die Provinzen, um ihn einzusammeln. In der Provinz Titteri gab es zwei Lager, zu Medeah und Miliana, dorthin mußten die Zinspflichtigen ihren Tribut bringen, aber kein Theil der Regentschaft war so schwer dazu zu bringen als der von Miliana, und nur wenn jährlich einige Köpfe gefallen waren, wurden die Widerspänstigen wieder ein wenig nachgiebiger.

Miliana liegt ungefähr 25 Lieues südöstlich von Algier und 14 oder 15 von Scherschel. Wenn man von Muzaya aus sich nach dieser Stadt begiebt, geht man durch einen Theil des Landes der Hadschuten, das den schönsten und fruchtbarsten Theil der Metidscha einschließt. In der Nähe des Ued-Dscher erhebt sich das Land unmerklich und man kommt ins Gebirge; endlich sieht man Miliana, umgeben von Gärten und Baumpflanzungen. Die Stadt liegt auf einem Bergabhang, von wo man eine weite Aussicht auf die Ebene des Schelif bis nach Medeah hat. Die Häuser haben keine Terrassen wie in Algier, sondern rothe Ziegeldächer wie in Medeah; die Straßen sind eng und finster; die vielen Quellen frischen, klaren Wassers unterhalten überall in der Umgegend eine üppige Vegetation.

* Zur Beherzigung.

Die verehrliche Inspection der Schule zu U. L. Frauen hat mit großen Kosten eine Mädchenklasse etablirt, woselbst die Töchter in weiblichen Handarbeiten Unterricht erhalten. Die St. Stephani Schule entbehrt dergleichen, obgleich daselbst eine ähnliche Anstalt mit ungemein weniger Kosten herzustellen ist, indem das Schulhaus dazu ein sehr vortreffliches Lokal besitzt, welches gegenwärtig zu anderweitigem Zwecke benutzt wird.

Sollte dieses Wenige hinreichen, die verehrliche Inspection der St. Stephani Schule dahin zu vermögen gleichermaßen den Forderungen der Zeit entgegen zu kommen, so würde solches mit vielem Danke aufgenommen werden.

Einige Mitglieder
der St. Stephani Gemeine.

Miszelle.

Ein zu lebenslänglichem Kerker verurtheilter Verbrecher bat um Milderung seiner Strafe. Der gütige, aber geistig nicht sehr bevorzugte Monarch sagte zu seinem Minister, der ihm das Bittschreiben überreichte: „Der arme Bursche dauert mich. Lebenslang eingesperrt, das ist sehr hart. Wir wollen ihm fünf Jahre von seiner Haft erlassen.“

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domhofe.

Die

SCHNELL-POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 57 des Bürger-Freundes für 1840.

Donnerstag, den 16. Juli.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

In der Zeitung für die elegante Welt berichtet ein Korrespondent aus Berlin: „Im vergangenen Jahre blühte auf der Pfaueninsel, welche der König sehr liebte, eine seltene Rose, eine einzige Blume ihrer Art, auf deren Entfaltung der König mehrere Tage lang gehofft und sich gefreut hatte. — Dem Publikum ist an gewissen Tagen in der Woche die Insel geöffnet, allein an einem der Tage, wo der Eintritt versagt und die seltene Blume so eben aufgeblüht ist, meldet sich ein Fremder, der den Kastellan dringend bittet, ihm den Eintritt zu gestatten. Obwohl man den König erwartet, wird es erlaubt, da der Befehl gegeben ist, in solchen Fällen, wo Fremde erscheinen, die nicht wiederkommen können, eine Ausnahme zu machen. Der Kastellan selbst führte den Fremden im Schlosse umher und läßt ihn dann allein durch die Anlagen und Menagerien seinen Weg gehen. Endlich empfiehlt er sich und wenige Minuten später kommt der König, der sogleich nach seiner Blume fragt, und als er hört, daß sie wunderschön in der Nacht aufgeblüht sei, sogleich dahin eilt und — sie nicht findet. Sie ist abgerissen und entwendet. Der Zorn des Monarchen kehrt sich gegen den Kastellan, der seinerseits betheuert, daß kein Mensch auf der Insel einer solchen That fähig wäre, denn Jeder wisse, wie sehr Se. Majestät die Blume liebe; aber er habe einen Fremden eingelassen aus einer entfernten Provinz, der nur könne es gewesen sein und das sei um so schlechter, denn es sei ein oberer Beamter, ein Rath und er heiße — hier machte der König eine schnelle Bewegung mit der Hand und indem er sich rasch abwendete, sagte er: Ich will den Namen nicht wissen." —

Aus Frankreich.

Folgende Episode der Einweihung des Standbildes Kleber's zu Straßburg bietet einen sonderbaren und rührenden Zug dar: „Ein alter Grenadier weinte, als er vor der Statue vorbei defilirte; man fragte ihn um die Ursache seiner Thränen, da antwortete er: als Trommelschläger und Soldatenkind trommelte ich das Trauerzeichen in Cairo als man seine Eingeweide begrub; ich habe seine Reste auf Frankreich's Erde begraben; in Straßburg machte ich Pelotonfeuer, als man seine Asche in dem Gewölbe des Münsters beisetzte, und nun begrüße ich seine Statue abermals; es scheint mir, als hätte ich ihn viermal begraben."

Ein Geistlicher aus der Gegend von Paris ging vor einigen Tagen Abends an den Ufern der Seine spazieren, als ein junger Mann, dessen entstellte Züge einen tiefen Schmerz verriethen, langsam an ihm vorbeigeht. Der Greis folgte ihm bis nach einem entlegenen Ort, wo der junge Mann stehen blieb, sich auf die Knie warf, eine Pistole hervorzog, die er unter den Kleidern verborgen hielt, sie lud und im Begriff war, sich in die Brust zu schießen, als der Geistliche sich auf ihn stürzte und ihn zurückhielt. Mit einem zugleich wohlwollenden und strengen Blick gebot er ihm, aufzustehen warf ihm seine Handlung vor, ersuchte ihn, Zutrauen zu ihm zu fassen, und so jung nicht an den Menschen und an Gott zu verzweifeln. Nach langem Zaudern sagte der junge Mann dem Priester, daß er sterblich in ein armes Mädchen verliebt sei, zu welcher Heirath sein Vater die Einwilligung verweigere, und daß er deswegen in eine heftige Verzweiflung verfallen wäre; da er sich mit den Geschäften seines Handels nicht mehr befaßte, hatte er Verluste erlitten, so daß er seinen Verpflichtungen am Ende vom Monat keine Ehre machen könnte. Dieses letztere Unglück hatte ihn zu der äußersten Partei bewogen, die er ergriffen; er wollte nicht verlassen und entehrt leben. Der Geistliche hörte diese einfache und rührende Geschichte mit tiefer Bewegung an; er führte den jungen Mann nach Hause und nahm ihn auf sein Wort in Pflicht, daß er bis zu seiner Rückkehr dasselbe nicht verlassen wolle, und um Mitternacht war der gute Priester in Paris und klopfte an der Wohnung des Vaters des Schützlings an. Mit jener Einfalt und jener Herzensgüte, welche einem mit einem heiligen Charakter bekleideten Greise so viel Gewicht geben, erzählte er, was er gesehen und erfahren, und erlangte leicht von dem Vater die Hand der Geliebten und Geld für den Sohn, um seine Geschäfte wieder in Stand zu setzen. Um zwei Uhr des Morgens war der Priester nach Hause zurückgekehrt und sagte: „Sie sehen, daß man nie, weder an den Menschen noch an Gott, verzweifeln darf."

Bei Gelegenheit der Erwähnung des Todes des Blumenmalers Redouté berichtet ein Pariser Blatt Folgendes: „Am 18ten Juni, während Redouté's Frau und Kinder ausgegangen waren, klopfte plötzlich ein Ministerial-Bote an seine Thür; er öffnete, empfing ein mit dem Ministerial-Siegel verschlossenes Schreiben und rief sogleich freudig aus: „O wie glücklich! Endlich eine Bestellung!" Mit zitternden Händen und voller Freude erbrach er den Brief und las: „Paris, den 15. Juni 1840. An Mlle. Redouté. Mlle. Ich habe das Schreiben empfangen, in welchem Sie mich ersuchen, Ihren Herrn Vater mit der Ausführung eines Blumen-Stücks zu beauftragen, dessen Preis etwa 12,000 Francs sein möchte. Es würde mir sehr angenehm gewesen sein, Ihren gegen mich ausgesprochenen Wünschen zu genügen; aber die Lage der Fonds, aus welchen ich die Summe für

die Aufmunterung der schönen Künste zu bestreiten habe, gewährt mir, zu meinem größten Bedauern, nicht die Mittel, Herrn Redouté die Arbeit zu übertragen, welche er gewünscht hat. Empfangen Sie ꝛc. Der Minister Staats-Secretair des Innern von Rémusat." Das Schreiben an die Tochter, welche sich in der dürftigen Lage, in welcher sich die Familie befand, an den Minister gewendet, entfiel den Händen des Vaters. Als Mutter und Tochter nach Hause kamen, fanden sie den berühmten Maler außer sich und am 20. war er todt.

In Havre hat die Gensdarmerie vier Individuen eingefangen, welche das Bettler-Handwerk auf eine ziemlich sonderbare Weise betrieben. Sie gingen nämlich in Begleitung dreier Wölfe und eines ungeheuren Bulldogs in den Häusern herum. Dadurch schüchterten sie die Leute ein, und erlangten von der Furcht mehr, als sie vielleicht von der christlichen Barmherzigkeit erhalten haben würden.

Aus England.

Am Donnerstage, den 25. Juni, erschienen die Englischen Times in doppelter Stärke, indem statt des einen ungeheuern Bogens, der gewöhnlich ausgegeben wird, zwei solcher Bogen versendet wurden. Sie bezeichneten selbst ihre Ausgabe von diesem Tage als die größte Menge von Nachrichten und Angaben, die jemals der Welt binnen 24 Stunden dargeboten worden sei.

Die Stadt London dehnt sich jetzt von Bethnalgreen bis Turnhamgreen (20 Englische Meilen) und von Kentishtown bis Brixton (7 Englische Meilen) aus, hat eine Oberfläche von 20 Englischen Geviert-Meilen, 200,000 Häuser und 2 Millionen Einwohner.

Aus Belgien.

Wir lesen im Journal de la Haye: Ein auffallendes Ereigniß fand am 30. Juni zu Maestricht in der Herzogenbusch-Straße statt. Eine Mutter, die ihre Wohnung verlassen mußte, ließ ein kleines fünfjähriges Mädchen allein zurück. Während dieser augenblicklichen Abwesenheit, spielte das Kind an dem in der zweiten Etage sich befindenden Fenster, stieg sodann auf den äußern Rand desselben, wo es durch die mindeste Bewegung auf die Straße hinabstürzen konnte. Nachbarn und Vorübergehende, von dem Anblicke erschreckt, kommen herauf, um das Kind aus der gefahrvollen Lage zu reißen — sie finden die Thüre verschlossen und fangen an sie einzustoßen. Eine Menge Menschen hatte sich unter dem Fenster versammelt; wahrscheinlich von dem Lärm erschreckt, den das Einbrechen der Thüre hervorbrachte, stürzte das Kind hinunter und — merkwürdig genug! wurde von einem tödtlichen Fall durch eine Militairperson gerettet, die es im Arme auffing. Die Kleine ist munter und gesund; dem Soldaten soll der Daumen zerbrochen worden sein.

Mosaik.

Ein Mulatte, Namens Criaz, der einen Kaufmann umgebracht, und Dardeza, ein junger Portügiese, welcher in einem Anfalle von Eifersucht seine Geliebte getödtet hatte, waren vor einiger Zeit vor dem Tribunal in Port-au-Prince (Haity) zum Tode verurtheilt worden. Sie saßen jeder in einem besondern Kerker. Criaz, der eine seltene Stärke hatte, war in einem sehr finstern und engen, und Dardeza in einem etwas geräumigern und lichtern eingeschlossen. Jeder hatte schon lange auf Mittel gedacht, zu entkommen. Dardeza hatte sich durch seine Freunde, die ihn besuchten, ein Werkzeug zu diesem Zwecke zu verschaffen gewußt, aber es mangelte ihm sowohl an Kraft, als an Geschicklichkeit. Criaz hingegen, der stärker und geschickter war, beschloß, alles Mögliche zu versuchen, um sich seiner Strafe zu entziehen. Indem er glaubte, daß sein Kerker an's Freie stoße, so machte er sich an's Werk, die Mauer zu durchbohren. Er machte die Steine naß, um sie weicher zu machen, und zerrieb sie dann mit den Ketten, die er an der Hand hatte. Wenn er den Gefangenwärter kommen hörte, legte er sich immer auf den Schutt, und that, als wenn er schliefe. In der Nacht vor dem Hinrichtungstage gelang es ihm endlich, die Mauer durchzubrechen, aber er befand sich nicht im Freien, sondern in einem andern Kerker, in jenem Dardeza's. Sie theilten einander ihre Lage und ihr Vorhaben, nämlich zu entkommen, mit. Kaum hatte Criaz in diesem neuen Kerker ein Fenster bemerkt, so rief er seinem Kameraden zu: „Fasse Muth, und wir sind gerettet." Dardeza gab ihm sein Werkzeug, womit man die Eisenstäbe durchfeilen könne. Dies wurde auch glücklich vollbracht, und es war übrigte nur noch, auch die Fesseln durchzufeilen, denn die Last derselben war zu schwer, um den Sprung von so Fuß Höhe damit zu wagen. Die Augenblicke waren kostbar, die Nacht ging zu Ende, es war nur für Einen noch Zeit übrig, sich von den Banden zu befreien. Es entstand nun ein schrecklicher Kampf. Dardeza wurde von dem stärkern Criaz zu Boden geschleudert, er wollte das Werkzeug zum Fenster hinaus werfen, es gelang ihm nicht; er raffte sich noch einmal auf, ergriff die Feile und verschlang sie. Criaz stürzte hierauf auf Dardeza, erdrosselte ihn, schlug ihm den Kopf gegen die Wand, steckte ihm die Hand in den Rachen, und zog die Feile, welche da stecken geblieben war, heraus. Er durchschnitt sodann seine Fesseln, machte sich ein Seil aus Dardeza's Kleidern und ließ sich zum Fenster hinab. Er war noch nicht im Freien, er mußte noch über eine Mauer springen; wenn ihm dies gelang, packte ihn ein Hund des Gefängnisses, den er aber gleich tödtete. Nun war er frei. Die Henker wollten den andern Tag die Sträflinge zum Richtplatz führen und fanden einen verstümmelten Körper. Während dieser Zeit konnte Criaz nun eine Meile zurücklegen; die Müdigkeit nöthigte ihn, in der Hütte einer Negerin um Aufnahme und Erfrischung zu bitten. Er wollte eben wieder sich von da entfernen, als der Sohn der Negerin zurückkam, der in ihm den entwichenen Sträfling erkannte, und sich seiner bemächtigen wollte. Criaz ergriff nun mit einer Hacke, die er ergriffen, auf den Mulatten los, der, nicht vorbereitet, sich nur mit einem Stocke wehren konnte, mit dem er den Hieb glücklich parirte, der aber ausglitt und seine Mutter tödtlich traf. Darauf führte der Neger einen Streich nach dem Mörder, der ihn bewußtlos zu Boden streckte. Gleich darauf kam die Criaz verfolgende Polizei, band ihn an den Schweif eines Pferdes, und führte ihn so in sein Gefängniß zurück. Hier erzählte er genau seine Verbrechen, wünschte eine Flasche Rum, die er in einen Zug leerte, und fiel gleich darauf leblos zu Boden.

In Deutschland ist die Beredsamkeit der Frauen, namentlich der ältern, zwar so allgemein anerkannt, daß man ihrer sogar sprichwörtlich gedenkt, doch erhält kein Weib einen Preis für ihre ausgezeichnete Fertigkeit. In Frankreich ist das anders. Madame Amable Tastu erhielt bei der letzten feierlichen Jahressitzung der Pariser Akademie den Preis der Beredtsamkeit für eine Lobrede auf Mad. Sevigné. Allerdings beschäftigen sich aber auch unsere Damen weniger mit Lobreden, als mit dem Gegenstande derselben.

...es, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 57.

Bremen, Donnerstag den 16. Juli 1840.

Gestorben:

Nro. 647. Den 11. Juli. Des Blechenschlägermeisters Johannes Harjes Tochter, 2 Monat; Hutfilterstraße Nro. 7.

— 648. Den 11. — Des Cigarrenmachers Joh. Conr. Ludw. Aßmann Tochter, 9 Monat; Hanewinkels Gang Nro. 5.

— 649. Den 12. — Der Schmiedeamtsmeister Diedr. Herm. Boelken, 67 Jahr; Neustadtsdeich Nro. 7.

— 650. Den 12. — Des Lithographen Georg Justus Hunckel Tochter, 3 Monat; Papenstr. N. 11.

— 651. Den 13. — Des verst. Arb. Johann Berend Schumacher Wittwe, geborne Hinrichs, 76 Jahr; Obernstraße Nro. 64 (Vorst.).

Nro. 652. Den 13. Juli. Der Krameramtsgenosse Johann Nicol. Phil. Asche, 58 Jahr; Piperstraße Nro. 4.

— 653. Den 13. — Adeline Terstegen, 6 Wochen; kl. Krummenstraße Nro. 32.

— 654. Den 13. — Der Küpergesell Johann Gerh. Meyer, 51 Jahr; Buntenthorsteinweg Nro. 160 A.

— 655. Den 13. — Der Arb. Heinr. Christ. Gotte, 39 Jahr; Buntenthorsteinweg Nr. 235.

— 656. Den 14. — Des verst. Rechnungsführers bei der Heuwage Christ. Hinr. Trost Wittwe, geb. Tölken, 71 Jahr; Neuenlande.

Geboren:

Nro. 849. Den 8. Juli. Des Tischlermeisters Joh. Heinr. Niemann Ehefr., geb. Ostermann, Hohenthorsstraße Nro. 1; von einem Mädchen.

— 850. Den 10. — Ein Mädchen — Muggenburg Nro. 12 A.

— 851. Den 10. — Des Handschuhmachers Johann Heinr. Rietz Ehef., geb. Abbes, Herrlichkeit Nro. 2; von einem Mädchen.

— 852. Den 11. — Des Küpermeisters Heinr. Bernhard Schütte Ehefr., geb. Scholle, Kirchenstraße Nro. 22 (Neust.); von einem Mädchen.

— 853. Den 11. — Des Kohlhökers Hinrich Müller Ehefr., geb. Röhrs, außerm Steinthor Nro. 115; von einem Knaben.

— 854. Den 11. — Des Steinhauers Johann Cord Heinrich Kolhorst Ehefr., geb. Schmidt, Buntenthorsteinweg Nro. 127; von einem Mädchen.

— 855. Den 11. — Des Schuhmachermeisters Simon Lange Ehefr., geb. Riegelmann, Grasenstraße Nro. 4; von einem Mädchen.

— 856. Den 11. — Des Maurergesellen Joh. Hinr. Behrens Ehefr., geb. Gerken, Düsternstr. Nro. 27; von einem Knaben.

Nro. 857. Den 11. Juli. Des Branntweinbrenners Rud. Stöver Ehefr., geb. Humann, Neuenstr. Nro. 23; von einem Knaben.

— 858. Den 11. — Des Cigarrenmachers Joh. Bernh. Schmidt Ehefr., geb. Lürßen, im Runken Nro. 22; von einem Mädchen.

— 859. Den 12. — Des Gronewald Steinbach aus Husum, Ehefr., geb. Dolle, im Detentions-Hause (am Osterthor); von einem Mädchen.

— 860. Den 13. — Des Schuhmachermeisters Rudolph Moritz Neddermann Ehefr., geb. Heitmann, Heerenstraße Nr. 1; v. e. Knaben.

— 861. Den 13. — Des Landmanns Herm. Lampe Ehefr., geb. Bischoff, in der Wisch Nr. 6; von einem Knaben.

— 862. Den 13. — Des Schuhmachers Jacob Henning Ehefr., geb. Rohlfs, Knoopstraße Nr. 7; von einem Mädchen.

— 863. Den 14. — Des Kaufmanns Franz Adolph Eduard Lüderitz Ehefr., geb. Schüßler, Düsternstraße Nr. 18; v. einem Mädchen.

— 864. Den 14. — Des Kammmachers Johann Carl Gustav Rümker Ehefr., geb. Riese, gr. Johannisstraße Nro. 197; von einem Mädchen.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 58.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 19. Juli 1840.

Wir wollen künftig trauen den deutschen Fürstenbund,
Und unser Ohr verschließen vor des Verläumders Mund.

Der Graf von Oldenburg.

(Beschluß.)

2.

Voll Wehmuth zog der Vater den wackern Sohn an's Herz.
„Heut trenn' ich mich, mein Friedrich, von Dir in bitterm Schmerz!
Sie werden's schlau berechnen, denn mit Dir fällt zugleich
Vom Stamm des Oldenburgers der letzte grüne Zweig."

„„Nicht schwinden laßt, mein Vater, die Hoffnung aus der Brust!
Ich kämpfe ja, vom Himmel des Schutzes mir bewußt;
Auch will ich Euch geloben, zur Stillung Eures Harms,
Mit Klugheit zu verbinden die Stärke meines Arms.""

So schied der Sohn vom Vater. Gen Goslar ging der Flug
Des Rosses, das den Grafen zum Gotteskampfe trug.
Staub wirbelt auf der Straße. „Greif' aus, mein Roß, greif aus!
Schon wartet wohl der Gegner in Goslar mein zum Strauß!"

Zum Kaiser tritt der Jüngling: „Krank liegt daheim und schwach
Graf Huno, doch es tilget der Sohn des Vaters Schmach!"
Und Heinrich: „„Gut! Ihr kämpfet für Eures Vaters Treu',
Doch wißt! den Wir Euch stellen, der Gegner ist der Leu!""

„Das dank' ich Euch, Herr Kaiser! denn nicht gefährdet ist
In solchem Kampf der Kämpfer durch Pfaffentrug und List.
Doch brauch' ich and're Waffen, d'rum gönnt mir einen Tag,
Daß ich für diesen Gegner zum Streit mich rüsten mag!"

Verwundert sieht der Kaiser des wackern Jünglings Muth,
Deß Auge fest und offen auf seinem Auge ruht.
Er neigt das Haupt zu Boden: „„Ich glaub' es wahrlich nicht,
Daß dieser Oldenburger für schlechte Sache ficht!""

Bei Goslar auf dem Anger die Schranken sind erbaut,
In die von zwanzig Söllern rings die Versammlung schaut.
Der Erzbischof von Bremen in's Ohr dem Kaiser raunt
Manch' Wörtlein, doch der Kaiser scheint just nicht gut gelaunt.

Da hebt im untern Raume ein laut Gelächter an.
„Ein Strohmann iſt's, ein Strohmann, mit Kleidern angethan!“
Zum Zwinger blickt der Kaiſer und ſtimmt in's Lachen ein;
Der Graf ſchleppt einen Rieſen durch's off'ne Thor herein.

Er trägt ihn auf der Schulter zum Löwenkäfich hin
Und ſtellt ihn auf die Erde, ſich ſelber hinter ihn.
Der Jüngling, nicht mit Panzer und Lanz' und Helm bewehrt,
Hat nur ein ſchmales Schildlein und nur ein kurzes Schwert.

Des Käfich's Angeln knarren, — da wird's im Kreiſe ſtill;
Drauf rollet durch die Lüfte, wie Donner, ein Gebrüll;
Drauf thut der Leu zwei Sätze und packet die Geſtalt
Und hält ſie, aufgerichtet, mit ſcharfer Tatz' umkrallt.

Mit off'nem Rachen brüllet er ſeinen Sieg empor;
Da ſpringt aus dem Verſtecke behend der Graf hervor,
Und bohrt mit ſicherm Stoße den Stahl ihm in den Schlund.
Wild knirſchend beißt der Löwe ſich alle Zähne wund.

Vom Söller ſteigt der Kaiſer mit Biſchof Adelbert,
„Ihr habt im Gottestampfe Euch brav und klug bewährt!
Wir wollen künftig trauen dem deutſchen Fürſtenbund,
Und Unſer Ohr verſchließen vor des Verleumders Mund!“

Dann ziehet er vom Finger den breiten Goldreif ab,
Und beugt, in's Blut ihn tauchend, zum Löwen ſich herab,
Und zieht durch's Schild des Grafen zwei rothe Streifen durch.
Das ſind die rothen Balken im Wappen von Oldenburg.

Der Gondelführer.

(Fortſetzung.)

Als ihr Ruderſchlag nicht mehr zu hören und Alles ringsum ruhig war, erhob ſich der fremde Nobile vom Boden ſeines Fahrzeugs und gebot Pippo, bei dem Palaſte anzulegen. Er ſtieg aus, trat zwiſchen die Säulen des Portals; er horchte auf die Schritte, welche die Marmortreppe hinaufrauſchten; dann zog er ſeinen Dolch und ſtieß mit verbiſſener Wuth mehrmals in den Säulenſchaft, daß der Stein klirrte, und dazu murmelte er zwiſchen den Zähnen: „Alſo doch! doch! verdammte Schlange! Bleicher, elender Bube, Lazzarone, Bettler! Und dieſer mir vorgezogen! Wartet, ich will der Patron Eurer Liebe ſein.“ — Von oben ertönten jetzt Guitarrenklänge und eine melodiſche Frauenſtimme. — Dies aber ſchien die Wuth des Lauſchers nur noch zu ſteigern — er ſchlug ſich mit den geballten Fäuſten vor den Kopf — knirſchte einen Fluch und ſtürzte die Treppe hinab. Mit einem Satze war er in die Gondel geſprungen, daß dieſe beinahe umgeſchlagen hätte, klammerte ſich mit der Hand krampfhaft an das Cajütendach und herrſchte Pippo zu: „Umgedreht, Schurke — hinauf, wo ich eingeſtiegen.“ — Pippo gehorchte ſchweigend und landete bei Ildefonſo. Der Nobile zog die Börſe, gab dem Gondelführer drei Zechinen und ſagte leiſe: „Morgen um zehn Uhr wieder hier, im Namen der heiligen Inquiſition befehle ich Dir, zu ſchweigen. Schwatzeſt Du ein Wort, Schurke — ſo hängſt Du — oder tauchſt unter im Canal Orfano.“ — Nach dieſen Worten ging er raſch das Trottoir hinauf und verſchwand hinter der Ecke. — Bei Nennung der heiligen Inquiſition hatte den guten Pippo ein gelinder Froſt durchſchauert; erſt jetzt beſah er ſich die funkelnden Goldſtücke in ſeiner Hand, die im Nachtlicht ſchimmerten, warf ſein Ruder in die Gondel und kettete dieſe an, während er giftig für ſich murmelte: „Satanaſſo, wär' das Geld nicht, möchteſt Du ſelbſt Futter für die Fiſche ſein. — Heilige Inquiſition — der Schurke — wird was Gutes im Schilde haben — und Marietta — wenn ſie noch auf iſt — die wird mich ſchön begrüßen. Hin muß ich doch, ſelbſt auf die Gefahr. —“ Er warf ſeinen Hut auf den Kopf und eilte die Canalſeite hinauf, links bei der Kirche Santa Marina vorüber und bog dort in ein Seitengäßchen. — In Marietta's Stube, die im Erdgeſchoß lag, war noch Licht. Sie wachte und ſaß bei der Arbeit. — Sie blickte nicht auf, als er grüßend eintrat — ſie erwiederte ſeinen guten Abend nicht einmal. — „Satanaſſo!“ ſagte er ſchüchtern und zugleich ärgerlich, „ich weiß, was Du innerlich denkſt, und was Du für giftige Blicke

densarten für mich auf der Zunge hast: — nur heraus damit, es drückt Dir doch das Herz ab. Ich bin müde wie ein Hund — kein Faden trocken an mir — und Hunger und Durst hab' ich, wie ein Haifisch. Der Schuft der, hat mich herum gehetzt.« — »Sprechen Sie leiser, Signore!« sagte Marietta schnippisch, »die Mutter schläft.« — »Hier das Lumpengeld!« — er warf die drei Zechinen auf den Tisch — »heb' es Dir auf, kauf' Dir etwas dafür; es macht mir so doch keine Freude, weil Du böse bist und Arges denkst.« Er schleuderte den Hut in die Ecke — wischte sich den Schweiß von der Stirn und setzte sich an den Tisch, dem Mädchen gegenüber. — Marietta blickte auf, besah das funkelnde Geld und fragte dann: »Ist es auch wahr?« — »Warum sollt' es nicht wahr sein,« wehklagte er, »woher sollte ich's haben. Ich sage Dir doch, daß er gut bezahlt. Aber der Hund hetzt Einen zu Tode, g'rad als ob der Gondelführer kein Mensch wäre.« — Und jetzt erzählte er ihr haarklein, trotz des Verbots der heiligen Inquisition, seine nächtliche Fahrt mit dem unbekannten Nobile und was sich Seltsames dabei begeben. — Sie war beruhigt, sie holte Wein und Brot zu seiner Stärkung, sie schwatzten noch lange, und als es vom Marcus Eins schlug, wurde er mit einem Gutenacht-Kusse entlassen.

Vierzehn Tage, bevor sich das Erzählte ereignete, fuhr die Tochter des General-Capitäns Grimani mit ihrer bejahrten Kammerdame in die erfrischende Abendkühle auf einer offenen, reichverzierten Gondel in den Hafen hinaus. Die Temperatur der Luft war zauberisch, der sanfte Seewind kräuselte die grünen Wellen der Fluth und hauchte Labung über Meer und Stadt; ein purpurner Feuerball versank die Sonne zwischen gelb- und dunkelgerötheten Dünsten, ihr Glanz widerstrahlte tausendfach in Venedigs hundert Thürmen und Zinnen; Schwalben schossen wie Pfeile dahin über den Wasserspiegel — von den Klosterthürmchen tönte rings das Ave Maria harmonisch; links hin dehnte sich weit die grüne Erdzunge des Littorale, und im Golf war Alles Regsamkeit; — nicht fern vom Arsenale ankerten die Fregatten, tausend geschäftige Hände regten sich am Bord, Matrosen hingen wie Möven im Tauwerk, Stimmen riefen hin und her, Wimpel flatterten und schlaffe Segel schlugen an die Stangen, Boote und Schebeken flogen nach allen Richtungen und zahllose Gondeln der Venetianer belebten in buntem Gewimmel diese geräuschvolle Wasserwelt. Der Golf schien ein großes Magazin und wieder eine lebhafte Promenade. — Grimani's Tochter, Giuditta, saß schweigend neben ihrer Gesellschafterin. Nachdenklich sah sie in das großartige, erhabene Bild, das sich vor ihr aufrollte, das, so oft gesehen, ihr heute doch wieder wie neu erschien. Nur ein Gedanke betrübte die Jungfrau, deren Lebenshimmel noch nie verdüstert worden: dort auf der mittelsten Galeere sollte ihr Vater binnen Kurzem seine Admiralitäts-Flagge aufpflanzen und hinaussteuern auf dem treulosen Element in den blutigen Kampf mit den Ungläubigen. Der Gedanke an diesen Abschied zerdrückte ihr schon jetzt das bebende Herz. Und dann fragte sie sich: »Wird er aber auch unverletzt aus der Schlacht zurückkehren? Wird er auch gewiß zurückkehren? So Viele waren hinausgezogen voll Siegeshoffnung, deren Auge St. Marcus nicht wiedersah. Die feuchten Wogen wurden ihr Grab!«

Giuditta hatte ihre Mutter frühzeitig verloren; an dem Vater hing sie, das einzige Kind, mit ihrer ganzen Seele. Er ersetzte ihr Mutter und Schwester. Sie fühlte, daß jetzt erst ihr Lebensernst, der Schmerz, des Daseins Schlagschatten, heraufzudämmern begann. — Das acht-

zehnjährige Mädchen glänzte unter Venedig's ersten Schönheiten; ihr kindlicher Sinn wußte es nicht; — Blüthenzweige hatte ihr bis jetzt das Geschick in ihre Jugendtoge geflochten und das ganze Leben war ihr ein prangender Garten. Sie kannte nur die Liebe zu ihrem Vater, die Liebe zu Gott, ihre frommen Bußübungen, heitere Beschäftigungen der Kunst, Gesang und Saitenspiel. Noch war sie bei'm Anblicke keines Männerauges erröthet, noch hatte ihr Herz nicht gezittert, wenn ein edler Jüngling Venezia's Worte der Huldigung an sie gerichtet. Noch schlummerte die schöne Knospe, noch hatte kein Sonnenstrahl die Blätterhülle gesprengt. — Sinnend saß sie und zerpflückte die Blüthen eines Straußes, welchen ihr ein Blumenmädchen bei'm Einsteigen in die Gondel aufgedrungen. Sie hatte es nicht bemerkt, daß ihre Duenna inzwischen dem Gondelführer befohlen hatte, umzukehren. — Tiefer sank die Sonne — flammende Röthe malte sich auf Meer und Schiffen — vor ihnen lag nun die mächtige Inselstadt, die Göttliche, wie sie stolz der Venezianer nannte. Eben fuhren sie langsam nahe an den Galeeren vorbei; das Ruder warf gold'nen Schaum umher. Giuditta, welche alle ihre Blumen zerpflückt und den Wellen preisgegeben hatte, hielt noch eine schöne Rose in der Hand. Jetzt waren sie nahe dem Admiral-Schiff — Giuditta blickte empor nach dem stolzen Fahrzeuge — vom Hinterdeck beugte sich über Bord der schwarzgelockte Kopf eines schönen blassen Jünglings herab; — seine Augen begegneten den ihrigen, sie schienen aufzuleuchten wie ein Blitz — Giuditta erbebte, die Rose entglitt ihrer Hand und flog in die rauschende Fluth. Unwillkührlich beugte sie sich nach der Blume — da sprang, rasch wie ein Gedanke, der Jüngling vom Verdeck hinab in die aufspringende Woge, der Blume nach. In demselben Augenblick schwankte die Galeere und das Steuerruder streifte ihr Kopf des Waglings und drückte ihn unter seine Schärfe.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Erklärung.

Das Bremische Volksblatt giebt in seiner 7. Nummer aus einem anonymen Aufsatze im Februarheft der Minerva einen Auszug, der in einer seiner Behauptungen jeder, auch der entlerentferntesten Wahrheit ermangelt. Mindestens gesagt ohne alle Umsicht, hoffentlich nicht auch ohne besseres Gefühl ist dieser Auszug aus allem Zusammenhange überhaupt, namentlich aber auch aus demjenigen allernächsten gerissen, der schon auf der unmittelbar vorhergehenden Seite, die Behauptung, deren Unwahrheit bewiesen werden wird, dem Leser in ein ganz anderes Licht stellt. Die Logik und die ein ganzes Heer insfende Benennung seines Rückzuges in dem autographischen Schlußsatze mögen auf sich beruhen, wie die unbefugt angemaaßte namentliche Aufforderung zur Widerlegung. Sie ist es nicht, welche dazu veranlaßt; es ist das eigene, in 25 Jahren unvermindert gebliebene Pflichtgefühl, der nach diesem Zeitraum zum erstenmale sich verbreitenden Lüge entgegenzutreten, mehr um der geliebten Vaterstadt selbst, welcher jener isolirt herausgerissene Auszug sich verantwortlich macht, das stets bezeigte Vertrauen zu ihren mit Achtung und Liebe im Preußischen Heere genannten Söhnen zu bewahren, als diesen eine Beruhigung zu erneuern, die sie, der treusten, hingebendsten Pflichterfüllung in den Mühen unglücklichen Kampfes wie im glorreichen Siege sich bewußt, in ruhiger Brust tragen.

Das Detachement Bremischer Freiwilliger beim Preußischen Heere im Feldzuge von 1815 ist in dem vorerwähnten anonymen Aufsatze der Minerva und dessen aus dem Zusammenhange gerissenen Auszuge im hiesigen Volksblatte auf erwiesenermaßen unwahrste Weise eines Mangels seiner guten Haltung in einem allgemeinen Cavallerie-Angriffe bei Ligny zum erstenmale bezüchtigt. Als Führer dieses Detachements, welcher ich in keiner andern Beziehung, wie als Bremischer Officier ward, habe und erkenne ich die Pflicht, dasselbe, unbekümmert um jegliche andere Folge, als die der siegenden Wahrheit, gegen jede unwahre, gleichviel aus welchem Irrthum oder sonstiger Ursache entsprungene Anfechtung um so mehr zu vertreten, als Anerkennung der von demselben mir ehren-

voll übertragenen Führung und hohe Achtung für seinen Geist und sein unausgesetzt bei jeder Gelegenheit bewährtes Wohlverhalten ungeschwächt in mir bestehen. Jetzt veranlaßt zur Darlegung dieser Gefühle vor der Vaterstadt der Meisten desselben und der meinigen, glaube ich, unter vorbehaltener Entgegnung vor einem größeren unwahr berichteten Publicum, nur der mit Namen und Geist verbürgenden Redaction dieser Blätter folgende Erklärungen und Zeugnisse übergeben zu können.

Es dürfte über wenige Feldzüge mehr, gründlicher und bis in die geringsten Details eingehender geschrieben sein als über den des Jahres 1815, und über wenige einzelne Kriegsereignisse ist von befreundeter und feindlicher Seite mit größerer Ausführlichkeit ermittelt und berichtet, als über die Schlachten von Ligny und Belle-Alliance. Sie waren die letzten eines fast 25jährigen Europäischen Kampfes, denen ein nunmehr gleicher Zeitraum des Friedens folgte, ein Zeitraum, welcher ganz vorzüglich reich an militärisch-schriftstellerischen Werken war. Eine nicht unbedeutende Anzahl derselben zerlegt selbst den hier in Frage stehenden Cavallerie-Angriff bei Ligny bis in seine kleinsten Eigenthümlichkeiten. Ohne Ausnahme auf sie, wie auf die der Schlacht unmittelbar gefolgten officiellen Berichte Bezug nehmend, möge nicht allein jeder Sachkundige, sondern auch jeder Laye das eigene Urtheil fällen, ob sich irgendwo auch nur die leiseste, die allerentfernteste Spur zur Vermuthung, geschweige Begründung derjenigen Angabe über das Detachement unserer Bremischen Freiwilligen findet, deren sich nach 25 Jahren zum erstenmale ein anonymer Scribent in der Minerva erdreistet. Mögen hier mehrere aller Wahrheit ermangelnde Nebendinge, z. B. daß die jungen Krieger — großentheils Freiwillige aus auch dem vorigen Feldzuge des von Lützow'schen und anderer, theils Preußischer theils sonstiger Corps und in der Feuertaufe des blutig vorangegangenen Tages wieder eingeweiht und brav bewährt — nie im Feuer gewesen, unberührt bleiben, die ihm zur Folie der Gefangennehmung seiner ungenannten Person dienen müssen. Aber auf jene historischen, durch befreundete und feindliche Widerlegungen festgestellten Beweise berufend, ergeht durch dieses öffentliche Wort die Aufforderung an Jeden im Preußischen Heere, der je mit dem Detachement in Berührung gekommen, namentlich an die damalige Cavallerie-Brigade des Oberstlieutenants v. Lützow, und ganz besonders an das wackere, die dankbarsten Erinnerungen des Detachements an sich fesselnde Officiercorps seines Regimentes, dem das Detachement angehörte, ob dasselbe überhaupt sich je eines Vorwurfes schuldig bewiesen?! Namentlich aber mögen sie Zeugniß geben, ob das Detachement nicht jenen verhängnißvollen Angriff, den die Brigade und besonders Regiment und Detachement auf dem schwierigsten Terrain und unter mehrfach und officiell ins Licht gestellten ungünstigsten Umständen, unmittelbarunter den Augen des ihm zunächst befindlichen Fürsten Blücher vollführte, mit dem lebhaftesten Muthe, mit voller Unerschrockenheit, ohne auch nur ein augenblicklichstes Stutzen und ohne alles Abweichen aus der Direction oder Drängen in die nächstreitende 1ste Escadron (des wahrscheinlich noch lebenden braven Rittmeisters von Buddenbrock) bis unmittelbar und dicht an die feindliche Infanterie ausgeführt habe, an deren undurchdringlicher Mauer, deren Flanken durch starke Reitermassen, namentlich Cürassire gedeckt waren, der Angriff scheiterte und der Rückzug durch ein allgemeines Linksumkehrtschwenken erfolgte. Das Detachement verlor drei Pferde freiwilliger Jäger und der unmittelbar demselben angeschlossene Commandeur der 1. Escadron, Rittmeister von Buddenbrock das seinige vor dem Quarré; eines, das des Führers, ward verwundet; der Regiments-Commandeur, sein Adjudant und der Stabstrompeter fielen vor dem Quarré; zwei Officiere und der Brigade-Commandeur (v. Lützow) deren Pferde unter ihnen erschossen waren, wurden, theils selbst verwundet, gefangen, die getödteten Cavalleristen und außer Activität gesetzten Officiere des Regiments nicht gerechnet. *)

So und nicht anders ist aus allen Berichten nachzuweisen; so und nicht anders muß der unserm Senat aus Paris gegebene Bericht von Anfang bis zum Ende der Feindseligkeiten lauten;

*) Es wird kaum der Bemerkung bedürfen, daß in obiger Darstellung jede taktische Berichtigung der Ansichten und Urtheile, wozu der Verfasser jenes Aufsatzes in der Minerva so vielfachen Stoff darbietet, vermieden und nur der Hergang des hier allein in Frage stehenden Cavallerie-Angriffs in Betreff des Detachements einfach dargestellt ist. Darum ward auch nur der alleinigen v. Lützow'schen Brigade, nicht der gesammten Cavalleriemasse, die ihn ausführte, gedacht. Eine Beleuchtung dieses Zahlenverhältnisses zu den angeblich ungefähr 60 Pferden, welche eine solche Masse auf so kurzer Distance und in bereits schnellster Gangart dermaßen aus der Direction gebracht, daß schon die 3. Escadron den Gegenstand des Angriffs verfehlte, möchte leicht an die Bravaden eines Schauspielers als Hr. v. Krack erinnern.

so und nicht anders wird es unlängst in einer hiesigen öffentlichen Vorlesung mitgetheilt sein. *)

Es ist, wie gesagt, unsere Vaterstadt, welche Rechenschaft über die Bewahrung ihres Namens fordert. Sie wird, wo die nach 25 Jahren zum erstenmal gewagte unwahre Anfechtung nicht durch factische Wiedervorführung des Angriffs selbst erwiesen werden kann, in den historisch gewordenen Nachweisungen, für die es noch lebende Zeugen giebt, sich beruhigen können. Aber jeder Beweis für das Wohlverhalten ihrer Söhne darf ihr werth sein und nur dieser Pflichtanerkennung mögen noch einige wenige Zeilen gewidmet werden, deren die Bescheidenheit ihrer Freiwilligen vielleicht lieber sich überhoben sähe.

Einen hinreichend ehrenvollen Beweis unmittelbarer und höchster Zufriedenheit mit dem unerschrockenen Benehmen und der tapferen Pflichterfüllung des Detachements gab der Feldmarschall bereits am Tage nach der Schlacht durch die Verleihung zweier eisernen Kreuze an das Detachement, ohne Bezeichnung der Personen, deren Bestimmung auch der Führer sich begab, sie der freien Ermittlung sämmtlicher Freiwilligen überlassend. Der Tagesbefehl lautete ausdrücklich „Für die Schlacht bei Ligny“ und es war für das Detachement wie für die gesammte Cavallerie jener Reiterangriff einer der Hauptmomente dieser Schlacht. Hätte das Detachement in einem solchen Hauptmomente auch nur geschwankt, geschweige die Veranlassung zu einem unglücklichen Erfolge gegeben, konnte ihm dann solche Auszeichnung werden? Würden nicht authentische Schlachtberichte dessen erwähnen? Würde nicht dem Führer wenigstens, der nicht einen Augenblick vom Regimente getrennt gewesen, unmittelbar nach der Schlacht, bei dem nächtlichen Rückzuge und dem des folgenden Tages auch nur eine Bemerkung — unfehlbar mehr als das — darüber laut geworden sein? Daß es nie geschehen, nie auch nur ein solches Wort verlautet, bedarf der Betheurung auf Ehre, Pflicht und Gewissen nicht, da jeder noch lebende Zeuge es zu bewahrheiten bereit sein wird. Jene Anerkennung des fürstlichen Heerführers aber ist dem Detachement, durch die ganze Zeit des Feldzuges, geblieben, ist ihm dargelegt bei dem Einzuge in Paris und — dessen sind alle damalige noch lebende Officiere des Regimentes Zeugen — ausgesprochen in deren Kreise bei der Revue nahe Gaillon durch den Commandeur der Reserve-Cavallerie, Generallieutenant v. Röder, der dasselbe vermöge seiner Haltung, seines Betragens und seiner individuellen Bildung ein vorzüglich ausgezeichnetes Detachement nannte. Möge die geliebte Vaterstadt, deren unter den eigenen Fahnen sich dem Befreiungskampfe hingegebene Söhne, in gleichem Geiste, Würde, Kraft und Bescheidenheit, Bremens Namen ehrenvoll in die Geschichte jener großen Zeit verwebt, es nur als eine ihr gewidmete Huldigung erkennen, wenn diese Zeilen mit Zeugnissen schließen, die schon an sich hinreichend sind, jede unwahre Anfechtung, wie die sie veranlassende, in ihre dunkle Nichtigkeit zurückzuweisen.

Max v. Eelking,
ehemal. Führer des Detachements.

*) Gehalten am 5. und 12. Januar d. J. in der Union von Herrn Johannes Rösing. Sollte sich dieser Augenzeuge jetzt veranlaßt finden bezügliche Auszüge derselben durch den Druck zu veröffentlichen, so würden sie willkommen sein
der Redact. des Bürgerfreundes.

Schreiben

des commandirenden Generals v. Ziethen an den hohen Senat in Bremen.

Des Königs Majestät haben mir den Befehl über das hier in Frankreich verbleibende Observationscorps zu ertheilen geruhet und da ich in einigen Tagen von hier zu meiner neuen Bestimmung abgehe, ist es mir Pflicht einem Hochlöblichen Senat der freien Reichsstadt Bremen, diejenigen Krieger zu empfehlen, die aus eignem Antriebe für Deutschland's Selbstständigkeit zu kämpfen, den väterlichen Heerd verlassen, und sich unter die Fahne meines Königs und Herrn gestellt haben.

An der Spitze des 6. Uhlanen-Regiments, unter Anführung des sich gegenwärtig in Preußischen Diensten befindlichen Rittmeisters von Eelking sind diese wackern Jünglinge ihrem großen und schönen Beruf auf eine höchst würdige Art nachgekommen. Ich kann nicht anders als dieser braven Schaar meine vollkommene, sich auf Achtung gründende, Zufriedenheit bezeigen, und indem ich mir den Vorzug gebe einen Hochlöblichen Senat der freien Reichsstadt Bremen hiervon zu unterrichten, bedarf es wohl keines weiteren Gesuchs: Für das fernere Wohl derjenigen jetzt heimkehrenden Krieger gütigst Sorge zu tragen, die dem Namen Bremischer Freiwilligen auf eine so vorzügliche Art Ehre gemacht haben.

Hauptquartier Beauvais,
den 24. Octbr. 1815.

Commandirender General des ersten Armeecorps
Ziethen.

Zeugniß

für die Bremische Abtheilung freiwilliger Jäger.

Als zu Anfange gegenwärtigen Jahres Napoleon in Frankreich wieder erschienen war, sammelten sich in Bremen deutsche Männer und Jüng-

linge, mitzukämpfen für die Erhaltung deutscher Freiheit, und schlossen sich deshalb, als eine Abtheilung freiwilliger Jäger, dem Königl. Preuß. 6. Ulanen-Regimente an.

Rasch hatten sie sich in Bremen ausgerüstet, in Eilmärschen hatten sie das königliche Heer erreicht, bald brach der Krieg aus; in den Schlachten von Ligny und von Belle Alliance, so wie in mehrern Gefechten stritten sie mit ausgezeichneter Tapferkeit und zogen bald darauf als Sieger mit ein, in das stolze Paris.

Mit gleichem Eifer und mit gleicher Freudigkeit erfüllten sie die Pflichten der Tapferkeit als die der Mannszucht; ihr Name wird im Heere mit Achtung und Liebe genannt.

Jetzt, nach beendigtem Kampfe, kehren sie zurück in die Heimath; ich habe daher nicht unterlassen können, ihnen gegenwärtiges Zeugniß der Wahrheit gemäß auszufertigen, und ihnen hiemit Lebewohl zu sagen.

Ich wünsche ihrer Stadt Glück, zu solchen Bürgern, welche eben so geeignet sind im Frieden mit ihrem Fleiße dem deutschen Vaterlande zu nützen, als im Kriege ihren tapfern Arm dem Vaterlande zu leihen.

Cantonnirungs Quartier Corgies bei Valenciennes, d. 20. März 1815.

v. Lützow.

Sr. Königl. Majestät von Preußen wolbestallter Oberst, interimistischer Commandeur einer Cavallerie-Brigade, Commandeur des 6. Ulanen Regiments. Ritter vom Verdienst-Orden mit Eichenlaub, und vom eisernen Kreuze I. u. 2. Klasse. Ritter des Kaiserl. Russischen St. Wladimir-Ordens 3. u. 4. Klasse, des St. Annen-Ordens 2. Klasse, wie des Königl. Schwed. Schwert-Ordens.

Anmerk. Die beglaubigte Abschrift des Schreibens an den Senat und das Original des Zeugnisses, so wie die Abschrift eines persönlichen Attestats, welches die ruhmwürdige Theilnahme des Detachements an der Schlacht von Ligny näher bewahrheitet, sind in meinen Händen und jeder Einsicht erboten.

A. Daeves.

Viktor Hugo und der Weinhändler vor Gericht.

Vor ungefähr zwei Jahren erhielt Viktor Hugo von dem Zollamte eine Anweisung, daß sechs Fäßchen Zuckerbranntwein von den Inseln unter seiner Adresse angekommen seien. Der Dichter nahm diese anonyme Huldigung von einem Bewunderer jenseits des Ozeans um so eher an, als er an solche Aufmerksamkeiten gleichsam schon gewöhnt ist. Er ließ die sechs Fäßchen Tafia abholen, und zahlte 400 Franks Einfuhrzoll. Den Zuckerbranntwein vertheilte der Dichter unter seinen Freunden, an denen er eben keinen Mangel hat. Kürzlich erhält Hr. Hugo einen Besuch von einem Weinhändler, Namens Valère Hugo, welcher die an Viktor Hugo irrthümlich übergebenen sechs Fäßchen Tafia zurückforderte. Der Tafia war schon ausgetrunken. Hr. Valère Hugo sagte: Hr. Viktor Hugo solle ihm denselben bezahlen, was mit Abzug des Einfuhrzolles die Summe von 1100 Fr. ausmachte, weder mehr noch weniger. Natürlich wollte der Dichter sich nicht hierzu bequemen. Hr. Valère Hugo hielt sich demnach an das Zollamt und forderte Ersatz. Dieses verklagte Viktor Hugo, etwas angenommen zu haben, wovon er früher nicht avisirt worden. Das Handelsgericht hatte in einer der letzten Wochen zu entscheiden, und die Verhandlung gab den Zuhörern viel zu lachen. Viktor Hugo: — „Ich erkennne die Kompetenz des Tribunals nicht an, indem ich niemals mit solchem Geist, der in Fäßchen oder Bouteillen gefüllt wird, Handel getrieben habe." — Valère Hugo: — „Es geht mich nichts an, ob Herr Hugo mit Geist gehandelt hat oder nicht, er hat den angenommen, der ihm nicht gehört, er muß mir ihn zurückgeben oder bezahlen." — Vikt. Hugo: — „Dieser Herr ist etwas brutal, er sollte doch anerkennen, wie unangenehm für mich diese Homonymie ist, welche die Poesie mit der Krämerei verwechselt." — Valère Hugo: — „Es ist nicht minder unangenehm für meinen Handel, auf diese Kosten mit der Poesie verwechselt zu werden." — Vikt. Hugo: — „Mein Herr, Sie lassen mich für den süßen Tafia, welchen ich getrunken, jetzt

einen bittern Kelch leeren. Ich kenne ihre sauberen Kniffe; der Mißbrauch, welchen Sie mit unserm gleichlautenden Zunamen und den gleichen Anfangsbuchstaben unserer Taufnamen in der Provinz und im Auslande machen, ist mir nicht unbekannt. Sagen Sie einmal, mein Herr Weinhändler, nehmen Sie nicht überall für sich die Huldigungen von Männern und Frauen an, die mein Genie bewundern?" — „Valère Hugo: „Man überhäuft mich mit Huldigungen, das ist wahr, aber wegen der Vortrefflichkeit meiner Weine und nicht jener Ihrer Gedichte." — Vikt. Hugo: „Sie schreiben sich meine Sachen zu." — Valère Hugo: — „Sie sind deßhalb da, weil Sie sich der meinigen bemächtigt haben.". — Vikt. Hugo: — „Sie stützen sich überall auf die feste Basis meines Rufes." — Valère Hugo: — „Die meinige ist flüssig, und steht der Ihrigen nicht nach." — Präsident: „Hören Sie auf mit diesen Persönlichkeiten." — Vikt. Hugo: „Ich bitte das Tribunal, nicht zu übersehen, daß meine Sache gerecht ist. Mein Ruf ist ein europäischer. Ich darf es ohne Eitelkeit sagen, daß man mir von allen Seiten Geschenke zuschickt, verdiente Aufmerksamkeit der Nationen für mein Genie. Einmal erhielt ich zwei Fäßer direkt aus Japan; habe ich nicht glauben können, daß man mir sechs Fäßchen von unsern Inseln schicke?" — Diese gerichtliche Verhandlung ist buchstäblich wahr. Das Urtheil des Tribunals ist noch nicht bekannt.

Die brandenburgischen Bauern vor zweihundert Jahren.

Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, der bekanntlich 1640 den Thron seiner Väter bestieg, bekam bald nach seinem Regierungs-Antritt folgendes Gesuch von einer Dorfgemeinde, wo er, wie überall, den Pastoren, tüchtig eingeschärft hatte, die Leute zum allsonntäglichen Kirchengehen anzuhalten:

„Obwohl unsere Vorfahren von undenklichen Zeiten her das Land besaßen, und solche Gerechtsamen gehabt, daß, wenn wir unsern Dienst thun, und den Pastoren und Beambten unsre Pflicht gegeben, wir mit nichts weiter beschwert worden, so unterstehen sich doch unsere Pastoren jetzo, eine höchst schädliche und unerträgliche Neuerung einzuführen, indem sie uns zwingen wollen, daß wir nicht allein alle Sonntage zweimal in die Kirche gehen, sondern auch noch überdem das Gebet halten sollen; durch welche unerhörte Neuerungen wir nicht allein zum höchsten beschwert, sondern auch an unserer Haushaltung und dem Ackerbau merklich verhindert werden. Derohalben bitten wir Ew. Gnaden, Sie wollen uns aus landesväterlicher Milde diese höchst schädliche Sache entweder ganz abschaffen, oder dahin gründlich vermitteln (sintemal bei uns ein großer Unterschied ist, und mancher Paur sechs, mancher fünf, vier, drei und mancher kaum eine Hube Landes hat, und dahero unbillig sein würde, daß der eine so viel Beschwerde haben sollte, wie der andere), daß doch das Kirchengehen und Betenlernen möge nach Huben angelegt und der Arme nicht so sehr als der Reiche beschwert werden. Und demnach unsere Bitte der Billigkeit gemäß ist, so hoffen wir gnädigst erhört zu werden u. s. w.

Anzeige.

Der neue beliebte Schottische Walzer „**Anton**" für Pianoforte, ist auf vielfaches Verlangen gedruckt und für 6 Grote zu haben

in der Exped. d. Bl.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.", und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Daewes, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domthof.

Die

SCHNELL-  POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 58 des Bürger-Freundes für 1840.

Sonntag, den 19. Juli.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

In der Stadt Wien, wo man sonst nicht viel vom Emancipiren hält, geht dennoch eine Seite des Emancipationswesens mit Riesenschritten aller Welt voran, es ist die famose, interessante Seite der Frauen-Emancipation. Daß sie Lesezirkel haben, Billard spielen, Cigarren rauchen, statt des Küchenrauches u. s. w., haben wir früher schon erwähnt. Sie sind aber jetzt noch einen Schritt weiter gegangen und schreiten nicht mehr auf zwei, sondern auf drei Füßen durch die Welt, das heißt: sie tragen — Stöcke. Doch natürlich sind es nicht faustdicke Spanier oder Handwerksburschenknotenstöcke, sondern äußerst feine, schlanke, biegsame Fischbeinstöckchen mit zierlichen Koralengriffen. Man kann damit sehr fashionable in die Luft schwippen und Quarten und Secunden gegen die Welt schlagen, welche das schöne, schwache, weibliche Geschlecht mit männlicher Philisterei in Küche und Keller bannen will. Sie können nun duelliren mit dieser philiströsen Welt und ihr die Philisterei und Fischbeinstöckchen vertreiben. Wien, alte Stadt Wien, wie verkennt man dich! Was wir Norddeutschen verdammen, förderst du in großartiger Liberalität; du giebst dem schönen Geschlechte Zeitungen, Cigarren, Queus und Stöcke in die Hand, die furchtbaren Waffen, mit welchen sie das ungeheuere Pantoffel-Regiment erweitern werden über Alles, was da beweibt ist. Wenn wir uns dagegen nicht ermannen, so werden wir Pantöffelchen küssen lernen müssen, womit man sich sehr zu bücken hat. — Auch das gehört hierher, daß jetzt eine deutsche Dame, Auguste Hirsch, in London öffentliche Vorlesungen über die deutsche Poesie hält. Nehmt euch zusammen, doctissimi professores, die Studenten laufen euch alle davon, wenn erst deutsche Damen — versteht sich junge und schöne — die Katheder besteigen.

Von den deutschen Naturforschern und Aerzten, welche im September vorigen Jahrs zu Pyrmont versammelt gewesen sind, ist eine erzene Votivtafel für den Grundstein des Hermanns-Denkmals eingesandt worden, welche folgende Inschrift im Lapidarstyl trägt: „Hermann, dem Retter deutscher Freiheit, deutscher Natur; deren Tiefen erwachsen deutsche Wissenschaft, frei, stark, vielgestaltet; alle Gauen des großen Vaterlandes erwärmend, kräftigend, bindend; weihen diese Tafel die Naturforscher und Aerzte deutscher Lande, zu deutschem Wirken an Pyrmont's Heilquellen brüderlich vereinigt. September 1839."

In Berlin kam vor einiger Zeit ein Maler in sehr offenherzigen Zuständen seines Rocks zu einem frommen Leineweber, der einer frommen Gesellschaft Vorsteher war. Der Rock war also schon offenherzig genug, besonders an den Ellenbogen, nun öffnete er auch sein Herz und seinen Magen und sagte, daß nach seiner Ansicht Alles eitel sei unter der Sonne, daß er sich von der Welt zurückziehen und mit frommen Menschen einen eigenen Weg schnurstracks in's Paradies gehen wolle. Der Leineweber war entzückt, drehte die Augen gen Himmel und sagte: „Freude wird sein unter den Engeln im Himmel über das verlorene und wiedergefundene Schaf." Das Schaf wußte es durch Frömmigkeit bald dahin zu bringen, daß die fromme Gesellschaft für ihn Geld sammelte, um seine Schulden zu bezahlen. Auch wußte er sich die Liebe eines vornehmen und reichen Pietisten dermaßen zu gewinnen, daß dieser ihm eine Summe von 200 Thalern schenkte, weil der Maler es ihm Schwarz auf Weiß zeigte, daß in seiner Heimath vier fromme Familien im tiefsten Elende schmachteten. Als der Maler die 200 Thaler erhalten hatte, war er eines Tages, da ihn der Leineweber eben zur Versammlung abholen wollte, verschwunden. Er blieb verschwunden, bis er ungefähr nach einem halben Jahre an einen Freund von Rom aus schrieb, daß er durch Hülfe und Mittel der Pietisten in Rom gelernt habe, fromm zu sein; er finde in einem Stück antiker Götterwelt und mittelalterlicher Maler-Schöpfungen viel mehr Frömmigkeit als in sämmtlichen Pietisten zusammengenommen; der Pietismus werde ihm aber ewig theuer sein in seiner Erinnerung, da er sich von ihm Geld zu einer Reise nach Rom erfrömmelt habe. — Es giebt vielleicht Leute, die das sehr spaßhaft finden; wir thun's nicht. Sind wir gegen das Frommthun, können wir doch auf der andern Seite spekulative Heuchelei — die Sache ließe einen stärkeren Ausdruck zu! — auch nur mit Tadel belegen. Schlecht ist schlecht, auf die Richtung kommt's dabei nicht an.

Von den Taunusbädern sind auch in diesem Jahr Wiesbaden und Ems am zahlreichsten besucht. Jenes zählt bereits 4300 wirkliche Kurgäste und dieses 1450, wobei die Kaiserin von Rußland nur für eine Person gezählt ist.

In Preußen ist große Freude. Man hat Aussichten zu größerer Freiheit der Presse. Der König, der sich immer mehr Anhänglichkeit erwirbt, soll vor einigen Tagen erst wieder geäußert haben, man sehe doch den Zeitungen den polizeilichen Zwang zu sehr auf jedem Blatte an.

Aus Frankreich.

Nicht allein Deutschland hat Beispiele von langwierigen Prozessen aufzuweisen. Vor dem Appellationsgerichte zu Douai ward vor Kurzem ein Prozeß entschieden, der seit 1728 zwischen den Erben von Larochefoucauld und den Erben von Rettancourt anhängig war. Der Streit betraf mehrere Millionen und ward von den Gerichten zu-

Douai jetzt endlich dahin entschieden, daß die Larochefoucauld's den unbeweglichen, die Rettancourt's den beweglichen Nachlaß der Princessin von Tilly und der Marquise von Reeves erhalten. Die Reden und Gegenreden der Advocaten dauerten vom 7. bis zum 30. Mai. Die Verlesung des Urthels währte eine ganze Stunde!

In der Sitzung der französischen Akademie vom 8ten Junius wurde das Schreiben eines Hrn. Gasparini vorgelesen, demzufolge das Landvolk in mehrern Theilen von Neapel die Bemerkung gemacht haben soll, daß wenn eine Stelle Champignons in großer Menge hervorbringe, stets in der Nähe nahe an der Oberfläche des Bodens schwarze, unregelmäßige, feste Körper sich fänden, die sie Champignonssteine nannten, und für ein Ergebniß der Champignonspflanze hielten. Hr. Gasparini, welcher vermuthete, was dies für eine Substanz sei, untersuchte mehrere Stellen, und brachte heraus, daß es eine Art Trüffel sei, die manchmal zu ungeheurer Größe anwüchsen; einmal fand er eine, die so groß war, wie der Kopf eines sechs- oder achtjährigen Kindes; dies letztere Exemplar wurde der Akademie vorgelegt.

Französische Blätter melden, zu Dieppe habe sich ein Mann beim Einpacken von Seefischen an einem derselben gestochen, und sei nach fünfmonatlichen heftigen Schmerzen gestorben.

Aus England.

Ein Londoner Blatt meldet, daß mehrere Juden in England die Absicht hegen, Fabriken in Judäa anzulegen, um durch dieselben ihren dortigen Glaubensbrüdern Beschäftigung zu verschaffen.

Vor den Assisen zu Durham stand dieser Tage ein 19—20jähriger Kerl von gemeiner Herkunft, Namens Taylor, der sich unter dem Namen eines Sohnes von Lord Kennedy mittelst Vorzeigung falscher Papiere seit 1838 mit einem halben Dutzend Mädchen hatte trauen lassen, jeder aber nach wenig Wochen, die er auf ihre oder ihrer Verwandten Kosten verlebt hatte, wieder davon gelaufen war. In Betracht seiner Jugend wurde er nur zu 2½ jähriger Zwangsarbeit verurtheilt.

In England sind Personen, die im Trunkwahnsinn starben, secirt worden; man fand ihr Gehirn so zähe und verdickt, daß man es wie Leder schneiden konnte, so daß man am Ende noch Schuhe von dem Gehirn eines Branntwein-Menschen tragen kann.

Aus Belgien.

Ein Erbtheil von ungefähr 20,000,000 Fr. ist jüngst dem Geschäftsführer der Wittwe eines ehemaligen Bierbrauers aus Löwen zugefallen. Diese Dame hatte eine Schwester, Neffen und ehemaligen Diener, die sie nicht die Zeit hatte zu begaben, da sie plötzlich gestorben ist, indem sie dieselben bloß ihrem Vermächtnißnehmer von einer andern Seite empfahl. Diese Geschichte erregt großes Aufsehen in Belgien, allein man hofft Hr. Marnesse, welcher die Sympathien und die strenge Rechtschaffenheit der Verstorbenen kannte, werde großmüthig genug sein und einige Millionen dem dringenden Bedürfniß, um sich die Achtung und das öffentliche Ansehen zu sichern, opfern.

Aus Schweden.

Das „Abendblatt" in Stockholm erlaubt sich folgenden Scherz, der gegen die Menge der hohen Offiziere gerichtet ist, welche die schwedische Armee zählt. Die Zeitung sagt: Der Herzog von Leuchtenberg sei nur deshalb nach Stockholm gekommen, um einige Generale für die Russen zu borgen, von denen sie im tscherkessischen Kriege verwendet werden sollten. Nach genauer Erwägung habe der König Karl Johann jedoch erwiedert, in Betracht, daß Schweden selbst nur für jedes Bataillon einen General habe, wobei die Generaladjutanten schon eingerechnet werden müssen, bedauere Schweden, dem Ansuchen nicht willfahren zu können.

Aus den Vereinigten Staaten.

Zwei amerikanische Reisende, die H. Hrn. Myers und Brown, befanden sich allein in einer Diligence, die sie aus der Stadt Peru nach Chicago, in dem Staate Illinois begab. Jeder hatte in seinem Felleisen ungefähr 500 Dollars. Ihre zuvor freundschaftliche Unterhaltung nahm unglücklicherweise eine politische Wendung. Einer von ihnen war Abolitionist, und der andere einer Anhänger von der Beibehaltung der Sklaverei in südlichen Staaten. Der Streit wurde so hitzig, daß sie mit den Waffen in der Hand glaubten abthun zu müssen. Sie stiegen ungeachtet der Vorstellungen des Kutschers aus. Jeder mit einer Pistole bewaffnet, gaben sie zu gleicher Zeit Feuer, und beide blieben auf dem Platze.

In den vereinigten Staaten von Nordamerika gibt es nach der neuesten Schätzung über 3000 Dampfschiffe. Davon arbeiten ungefähr 800 in Dampfschiffen gegen 400 als Locomotiven und gegen 1900 als Manufakturen und Fabriken. Sie machen die Hände von wenigstens zwei Millionen Menschen überflüssig. Wo sollen nun diese Hände? Man zähle die Maschinenpferde in England, Frankreich, Deutschland, wie viel menschliche Hände dadurch unnöthig? Sollen sich diese Leute die Hände abhacken lassen? In der That, wer jetzt etwas erfände, was diese Hände wieder nützlich beschäftige, der wäre der Heiland des industriellen Jahrhunderts sein.

Mosaik.

An einem Abende des 18. Jahrhunderts kam Aloys Sennefelder, Chorist des Münchener Theaters, in sein kleines armseliges Dachstübchen zurück. Er hielt in seiner Hand 1) einen ganz neuen schönen Wetzstein; 2) eine Anweisung zur Erhebung seiner Gage; 3) einen mit Buchdruckerschwärze versehenen Stempel; denn, um sich bei seinem Direktor beliebt zu machen, hatte er es übernommen, den Kontremarken jenes kleine Zeichen aufzudrücken, welches man bei jeder Vorstellung ändert. Sennefelders Zimmer war sehr schlecht gegen den Luftzug geschützt. Kaum hatte er die Anweisung auf seine Gage auf den Kamin gelegt, als das Papier hinwegflog, und in ein Becken voll Wasser fiel. Der Chorist nahm den für ihn kostbaren Gegenstand wieder heraus, wischte ihn ab, legte ihn wieder auf den Kamin, und setzte den Wetzstein darauf. Nun hatte der mit Buchdruckerschwärze versehene Stempel zufällig den Wetzstein berührt. Der durch diese Berührung auf dem Steine zurückgebliebene Abdruck fand sich am andern Tage mit bewundernswürdiger Genauigkeit wieder auf dem feuchten Papiere dargestellt. Aloys Sennefelder sah dies, und — die Kunst des Steindrucks war erfunden.

In einem Sächsischen Intelligenz-Blatte liest man folgende Anzeige: „Vorgestern ist ein Pferd entlaufen und hat die Deichsel mitgenommen; wem diese zu Gesicht gekommen, beliebe sie abzugeben an H. K., gerichtlicher Lohnwagen-Vermiether."

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 58.

Bremen, Sonntag den 19. Juli 1840.

Gestorben:

Nro. 657. Den 16. Juli. Der Branntweinbrenner Gerh. Brüning, 63 Jahr; Oelmühlenstr. Nr. 8.

— 658. Den 16. — Der Bildhauer Heinr. Friedr. v. Bossel, 19 Jahr; Heerdenthorssteinweg Nro. 13.

— 659. Den 16. — Der Dienstknecht Lür Rutenberg, 20 Jahr; Hempstraße Nro. 10.

— 660. Den 16. — Des Schneiders Joh. Conr. Dege Sohn, 1 Jahr; Schwanenstraße Nr. 14.

— 661. Den 16. — Des Schuhmachermeisters Johann Christ. Lüntzmann Sohn, 5½ Jahr; Piperstraße Nro. 12.

Nro. 662. Den 17. Juli. Der Maurergesell Herm. Sander, 55 Jahr; Hülsberg Nro. 37.

— 663. Den 17. — Des Schneiders Joseph Juncker Tochter, 2½ Jahr; Kleinestraße Nro. 4.

— 664. Den 17. — Der Schuhmacher Herm. Friedr. Hanning, 47 Jahr; Schwanenstraße Nro. 8.

— 665. Den 17. — Amalia Haltermann, 49 Jahr; Kohlhökerstraße Nro. 51.

— 666. Den 17. — Friedr. Wilh. Delius, 18 Jahr; hinterm Stephanikirchhof Nro. 20.

Geburten:

Nro. 865. Den 14. Juli. Des Seidenhutmachers Heinr. Siegward Willibald Maack Ehefr., geb. Sieling, Hohenthorsstraße Nro. 30; von einem Mädchen.

— 866. Den 15. — Des Kaufmanns Johannes Tidemann Ehefr., geb. Meinertzhagen, Martinistraße Nro. 12; von einem Knaben.

— 867. Den 15. — Des Mechanicus Johann Erich Dahlsues Ehefr., geb. Röhrs, Buchtstraße Nro. 23; von einem Knaben.

— 868. Den 15. — Des Detaillisten Joh. Friedrich Christ. Ripke Ehefr., geb. Doscher, Martinistraße Nro. 45; von einem Knaben.

— 869. Den 15. — Des Krameramtsgenossen Johann Georg Albers Ehefr., geb. Buse, Schleifmühle Nro. 2; von einem Knaben.

— 870. Den 15. — Des Arb. Joh. Wilh. Francke Ehefr., geb. Steffens, gr. Fischerstraße Nro. 3; von einem Mädchen.

— 871. Den 15. — Des Weinaufsehers Joh. Backhaus Ehefr., geb. Brauer, Catharinenstr. Nro. 26; von einem Knaben.

Nro. 872. Den 16. Juli. Des Cigarrenmachers Joh. Gottfried Wilh. Dohrmann Ehefr., geb. Schäfer, kl. Sortillenstr. Nro. 10; von einem Mädchen.

— 873. Den 16. — Ein Knabe — Buntenthorssteinweg Nro. 79.

— 874. Den 16. — Des Sprachlehrers George Kirkaldie Ehefr., geb. Buse, Balgebrückstraße Nro. 6; von einem Mädchen.

— 875. Den 16. — Des Kaufmanns Carl Eduard Focke Ehefr., geb. Melchers, Knochenhauerstraße Nro. 16; von einem Knaben.

— 876. Den 17. — Des Bürstenmachers Joh. Reinhard Kroel Ehefr., geb. Flügger, Kümmelkamps Gang Nr. 3; v. einem Mädchen.

— 877. Den 17. — Des Barbiers Johann Valentin Krauß Ehefr., geb. Blum, Brautstraße Nro. 7; von einem Mädchen.

— 878. Den 17. — Des Oberländ. Schiffers Christ. Wilh. Sievers Ehefr., geborne Wagener, Mühlenstraße Nro. 12 B; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 308. Der Küpergesell Joh. Arnold Meyerrieks und Charlotte Cathar. Haucke. Beide von hier.

— 309. Der Leineweber Carl Hüls zu Erkeln bei Brakel und Friederica Wiegel zu Istrup.

Nro. 310. Der Schuhmacher Jürgen Heinr. Friedr. Harke am Gröplingerdeich und Marie Sophia Dorothee Hockemeier aus Leese.

— 311. Der Arb. Cord Drewes am Buntenthorssteinwege und Anna Margaretha Brüning aus Steimke, Kirchspiels Barrien.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 59.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 23. Juli 1840.

Sie war nicht in dem Thal geboren
Man wußte nicht woher sie kam;
Doch schnell war ihre Spur verloren,
Wenn Ruhmsucht frech die Leier nahm. Nach Schiller.

Kein Gedicht.

Kein Gedicht, so schreit der Leser,
Kein Gedicht, schreit das Journal,
Kein Gedicht, schrei'n Redakteure,
Kein Gedicht, schreit Land und Thal.
Verse, die sind jetzt veraltet,
Verse sind schon rokoko,
Und wer dennoch welche dichtet,
Der drischt wahrlich leeres Stroh.
Keiner will das Zeug mehr hören,
Keiner nimmt das Zeug mehr auf.
Mit Gedichten muß man betteln,
Nur mit Prosa geht's in Kauf.
Prosa muß man jetzt nur schreiben,
Prosa jetzt nur alles gilt,
Rezensionen über Fibeln,
Und Novellen schaurig wild.
Dann Notizen, wie Herr Friedrich
Hat als Zwerg in Raab gastirt,
Und ein böser, böser Schnupfen
Nysa's Stimme alterirt.
Keller werden auch beschrieben,
Wo man trinket Bier und Wein;
Und Apoll wird recht gelobet
Ueber seiner Kerzen Schein.
Schreibe Verse noch so herrlich
Und kein Redakteur will d'ran,
Schreibe Prosa mittelmäßig,
Jeder nimmt's mit Freuden an.
Poesie, des Herzens Frühling,
Götterlebens Wiederschein,
Darf nicht mehr die holden Blüten
In die Zeitungsblätter streu'n.
Wer ist Schuld an unsern Leiden?
Was das Feenkind vertrieb?
Weil an hunderttausend Liedern
Jeder Ellenritter schrieb.
Wie wer Süßes viel genossen,
Gerne dann Kartoffeln speist,
Und die größten Leckerbissen
Ganz gleichgültig von sich weist;
So auch hat sich jeder Leser
Von dem Liede abgewandt,
Weil ein jeder Knabe singet

Der die Parca kaum bestand.
Gleichet Prosa auch der Erde
Voll von Mark und Kraft und Saft,
Gleicht doch Poesie der Sonne,
Welche weckt erst die Kraft.
Wie der Strahl der gold'nen Sonne
Ströme kann vom Eis befrei'n,
Blumen lockt aus Wiesenrainen
Und mit Blättern schmückt den Hain:
Schmücket Poesie das Leben
Mit den schönsten Blüten aus,
Reicht dem Alter, wie der Jugend,
Ihren wundervollen Strauß.
Knüpft geheimnißvolle Bande
Mit dem stillen Geisterreich,
Weiß zu lohnen alles Edle,
Macht das Strenge zart und weich.

Dennoch weil es nicht mehr Mode
Schreib ich diesmal Verse nicht;
Aber Himmel, welch ein Schrecken,
Was ich schrieb, ist ein Gedicht.

Der Gondelführer.

(Fortsetzung.)

Der Schaum spritzte auf, Blut färbte die Welle, Giuditta kreischte laut, zehn bis zwölf Matrosen sprangen dem Jüngling nach, Barken und Kähne flogen von allen Seiten herbei; es war ein Werk des Augenblicks! — Die Gesellschafts-Dame rief dem Gondelführer zu, sich zu sputen, um aus dem Gedränge der Fahrzeuge zu kommen. „Nein doch!“ sagte Giuditta; „Chiara, seht Ihr denn nicht, daß der Mensch ertrinkt, er stürzte mit dem Kopf auf das Steuer; — mein Gott! mein Gott! welch' ein Unglück — und das wegen einer armseligen Blume!“ setzte sie leise hinzu. Thränen glänzten in ihren Augen, sie sank zitternd auf die Bank und sah unablässig gespannt nach der Galeere und dem Gewimmel, welches sich dort zusammendrängte. — „Ei was,“ belehrte die Begleiterin beinahe vorwurfsvoll; „das Schiffsvolk ist Teufelsvolk; der wird sich schon wieder herausfinden. Warum treibt er auch solch thörichtes Zeug — von dieser Höhe herabzuspringen — eine solche Lehre ist dem Muthwillen schon gesund.“ — „Es ist gewiß ein Edler unserer Stadt“, warf Giuditta kleinlaut ein; hättet Ihr ihn gesehen, Ihr kennet ihn bestimmt. Und es gilt ein Menschenleben. Wir hätten uns doch erkundigen können.“ — Die Gondel bog eben um die Ecke des Arsenals und entzog die Galeere ihren Blicken. — „Ja, nein, Signora“, versetzte Chiara, „das will sich nicht schicken für die Tochter des General-Capitains, eines der ersten Männer unserer erlauchten Republik, — in solchem Getümmel gesehen zu werden. Und ich für meinen Theil kann den Anblick eines Todten und Verwundeten wegen meiner schwachen Nerven nicht ertragen.“ — „Und das wegen einer Blume!“ wiederholte Giuditta leise für sich. — Sie zerdrückte heimlich eine Thräne. — — Giuditta konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Unablässig verfolgte sie das Bild des blassen Jünglings; ihr ganzes Sinnen und Denken knüpfte sich an das traurige Ereigniß. Sie sah ihn sich herabstürzen, verschwinden, den Blutstreif auf der Welle. Sie hatte es wohl bemerkt, wie er die Hand nach der fortschwimmenden Rose ausgestreckt. „Was wollte er mit der Blume?“ fragte sie immer wieder. „O heilige Madonna — er wollte sie mir wieder bringen, und ich bin vielleicht an seinem Tode schuld.“ Sie zerfloß in Thränen. Blaß und abgespannt erwachte sie. Die Dienerin trat herein, um sie anzukleiden; schon läuteten die Glocken zur Frühmesse. Chiara erschien mit Gebetbuch und Rosenkranz. Sie bestiegen die Gondel. — Zahlreiche Andächtige strömten über die Piazetta nach der geöffneten Kirchenthür, vom Campanile tönte der feierliche Ton der metallenen Zungen; Männer und Frauen grüßten ehrerbietig die Tochter des General-Capitains, auf welchem in diesem

Augenblicke Venedig's Hoffnungen fußten. Und Giuditta verdiente auch diese Huldigung; sie war eine Auserkorne ihres Geschlechts. Ihre Haltung war stolz und imposant; ihr Wesen aber demüthig und lieblich; das Antlitz voll Engelsmilde, die Locken braun, die Augen schwarz, doch eingehüllt in einen feuchten Schimmer, der ihre Gluth zu dämpfen schien; erhob sie die Wimper, so erschien sie wie eine Verklärte, die Stirn schien ein Thron der Hoheit, der Mund die Pforte des Wohlklangs; leicht und schlank wiegte sich die Gestalt auf dem zartesten Fuße; nie hatte ein schönerer Hals ein schöneres Haupt getragen, nie ein Gürtel edlere Formen umspannt. So wandelte sie hin über das granitne Pflaster im hellblauen Gewande, das eine weiße Schärpe umschloß; vom Scheitel wallte lang und weit der Schleier hinab und schöne Locken gaukelten auf der blendenden Schulter. Halblaut riefen Frauen und Männer ringsum: „Wie schön sie ist!“ — Schon brauſ'te der Orgelton, als sie mitten im Gedränge in die Kirche traten. Chiara eilte voraus. Giuditta trat an das Becken mit Weihwasser. Sie tauchte die zarten Finger hinein, da flüsterte eine Stimme neben ihr: „Signora, Eure Rose! Sie blüht so frisch wie gestern.“ — Giuditta blickte auf, der blasse Jüngling stand in der Dämmerung des Gewölbes vor ihr, demüthig senkte er seine Augen; — ehe sie es wußte, hielt sie die Blume in der Hand. „Ich danke, Signor!“ hauchte sie tonlos und zitternd, — „Ich danke!“ — Ein Blick der Besorgniß traf ihn — an seiner Stirn sah sie das Mahl einer Wunde. Sie hatte kaum die Kraft sich zu verbeugen; zitternd schwankte sie zu dem Altare, in die Loge, wo Chiara bereits angekommen war. — Theilnahmlos ging die heilige Handlung an ihr vorüber; Alles schien ihr wie ein Traum, und doch hielt sie die Rose in der Hand. Also er lebte, er war nicht ein Opfer seines tollen Muthes geworden — und um ihr die Blume zu haschen, hatte er sich in die Gefahr begeben. Ohne zu beten, starrte sie in das Gebetbuch, und dann wieder darüber hinaus. Gott! — dort lehnte er gerade gegenüber an der Säule und sah unverwandt nach ihr. Er hielt die Hände gefaltet — sein Auge war so sanft, so fromm; das Antlitz so leidend und doch so ergeben. „Er muß ein guter Mensch sein,“ sagte sie zu sich; „wer für eine Blume so viel wagt, was würde der nicht für ein Menschenleben opfern!“ — Die Messe war beendigt — man drängte sich zur Kirchenthür; hier stand der Jüngling wieder, demüthig, wie nur um einen einzigen Blick bittend. Sie fühlte es, wie ihr das Blut in die Wangen stieg, sie senkte das schöne Haupt. Jetzt war sie ihm nahe — sie bebte; er konnte sie für stolz, für undankbar halten; sie blickte zu ihm hinüber und nickte, fast unbemerklich grüßend. Er verneigte sich tief — ohne daß es Chiara bemerkte. — Als Giuditta die Stufen hinabschritt, wandte sie noch einmal das Haupt — ihr Blick begegnete dem seinigen — sein Antlitz strahlte Freude. — Zu Hause angelangt, eilte sie auf ihr Cabinet und verschloß sich. Sie drückte die Rose mehrmals an ihre Lippen — sie wußte nicht warum. Dann verschloß sie dieselbe in ihr Juwelen-Kästchen; aber mehrmals des Tages öffnete sie das Kästchen wieder, nicht um wie sonst ihre Perlen und Diamanten zu sehen, sondern um die Blume zu betrachten; denn die Rose, dachte sie, hätte ja beinahe eines Menschen Leben gekostet; sie war ihr dadurch kostbar geworden. Sie war den Tag über tiefsinnig, aber heiter dabei; — die Rosen kehrten auf die Wangen zurück, welche des Morgens die Farbe der Lilien trugen. —

Drei Wochen später saß der General-Capitain Grimani in seinem Cabinette und musterte

die Depeschen der hohen Signoria, welche sich auf seinen Kriegszug und die neue Civil-Verfassung Candia's bezogen. Da trat der Capitano Bojardo Grassi, einer seiner alten Kriegsgefährten, unangemeldet herein. Grimani erhob sich rasch und erfreut, wie es schien, bei einem solchen Besuche und ging dem Freunde entgegen. Der General-Capitän war ein schöner Mann, hoch, kräftig gebaut; das etwas längliche Gesicht beherrschte eine edle Stirn, aus den Augen leuchtete Muth und fast jugendliches Feuer; die Mienen waren ernst und gemessen, doch jeden Ausdruckes fähig; feierlich kleidete ihn das schwarze Gewand und die schwere goldene Kette auf seiner Brust, ein Geschenk des Kaisers für seine letzte Heldenthat im vorjährigen Streifzug gegen die Ungläubigen. „Ich weiß, Grassi", sagte er mit wohllautender Stimme zu dem Eintretenden, „Du kommst, Abschied zu nehmen. Binnen heut und vier Tagen escortirst Du mit dem Pluto die Proviantschiffe ins Mittelmeer; will's Gott, erreiche ich Euch in vierzehn Tagen auf der Rhede von Catanea." — „So ist's mein General!" versetzte der Capitano und reichte dem Waffengefährten die Hand; — hast Du sonst noch Befehle? Ich komme, um mir solche zu holen." — „Ach, Grassi, alter Schlachtgenosse", sagte der General-Capitän mit einem Seufzer; „Du siehst in mir nicht nur den sorgenvollen Staatsmann und den Krieger, der hinauszieht, um einen fanatischen Feind zu schlagen und die Verwirrungen eines der Anarchie preisgegebenen Tochterlandes zu lösen, sondern auch einen bekümmerten Familienvater." — „Wie, Du?" lachte Grassi, indem er sich niederließ, „ein bekümmerter Familienvater — hast eine einzige Tochter, die schön, gut, fromm, ein kleiner Engel ist; bist reich, angesehen. Was soll ich sagen? Ich hab' der Töchter vier, der Söhne vier — keine Reichthümer und schon graues Haar, bin fünfzehn Jahre älter als Du." — „Eben weil es mein einziges Kind", fuhr Grimani verdrossen fort, „und weil ich das Einzige liebe, wie mein Leben. Das Mädchen hat, ich weiß nicht wann und wie und wo, sich in einen jungen Nobile verliebt. Bei einer Freundin ihrer seligen Mutter fand sich das Pärchen, sprach sich und hatte Gefallen an einander. Da schwärmte so in die Zukunft hinein und schwur sich ewige Liebe. Mein Kind ist ehrlich, sie hat es mir selbst gestanden und wünschte weiter nichts, als den Geliebten ihres Herzens zum Gatten." — „Darin bemerk' ich noch kein Unglück", unterbrach ihn Grassi. — „Und doch, doch", fuhr Grimani fort, „der junge Mann heißt Ranuzio Solani, ist von altem Adel, brav, tadellos, voll Geist und Feuer, ein muthiger Junge, wie man mir gesagt, aber arm, arm!" — „Und Du bist reich; — das gliche sich aus — das Unglück, meine ich." — „Wär' es nur dies", versetzte Grimani; „aber ich habe die Tochter, meine Giuditta, dem Proveditore Santini zur Gemahlin versprochen, und zweimal kann ich sie doch nicht vermählen." — „Dem Santini, dem Manne von fünfzig Jahren, Dein achtzehnjähriges Kind! Das war nicht gut — dem langen, hagern, von der Gicht geplagten Manne, dem trockenen Inquirenten an der Tafel der Signoria — das war nicht gut! Achtung vor seiner Weisheit, vor seinem politischen Ueberblick —; doch könnte er längst Giuditta's Vater sein. Das war nicht gut." — „Und dennoch mußt' ich so", entgegnete Grimani. „Ich bin dem Manne verpflichtet, ihm verdanke ich die Wahl zum General-Capitain — er ist mächtig — er steht der Dogen-Würde am nächsten. Er hat mein Wort. Glaubst Du, daß mich mein Kind nicht gedauert! Sie fiel mir um den Hals, sie weinte, wollte vor Schmerz vergehen. Teufel! Ich hätte sicher

ein Galeere geentert. Es ist mein einzig Kind, mein liebstes Kind! Wer hätte an den dummen Zufall gedacht, wer hätte geglaubt, daß Santini noch freien würde. Zu ändern ist es nicht mehr! Du mußt mir helfen, Grassi!" — „Ich — wie könnt' ich das? Verliebten ihre Hirngespinnste ausreden, heißt Seegras glatt kämmen wollen. Es war eine ähnliche Sache mit meiner Frau; ich kenne das." — „Höre mich, Bojardo", fuhr der General-Capitain fort, „ich habe mir ein Auskunftsmittel ausgedacht. Binnen wenigen Tagen gehst Du in See. Den Abend vor dem Tage, an welchem Du die Anker lichtest, lade Du den jungen Ranuzio — Du kennst ihn ja — er ist, glaub' ich, ein entfernter Anverwandter von Dir; — also, Du ladest ihn an Bord, machst ihn trunken; ist er kein Trinker — er muß es werden! bewegst ihn, die Nacht auf der Galeere zu schlafen, und wenn er schläft, stichst Du in See. Ich will Befehl geben, daß die Kanonenschüsse wegfallen — daß Alles still abgehe; erwacht er auf der hohen See, so nimmst Du ihn vor, redest ihm in's Gewissen. Sag' ihm: Wer Grimani's Tochter freien will, muß erst seine Sporen verdienen; ein Eidam-Müssiggänger vom Rialto oder dem Marcusplatz zwischen den Limonadieren und aus dem Casino behage mir vor der Hand nicht. Nach beendigtem Feldzug soll er wieder anfragen! — Ist er ungeberdig, ras't der Junge, so sag' ihm, daß ich im Rath der Zehn sitze, und daß es oben unter den Bleidächern schöne Kammern giebt für Widerspenstige, und daß die Hitze dort oben schon manche Liebeshitze ausgetrieben." — „Ganz gut, ganz gut", antwortete Grassi, der gespannt zugehorcht hatte, „aber das wird noch Hindernisse absetzen. Wie den Jungen kirren? — dann dauert mich das junge Blut. — Wird er auch kommen? — Geliebte sind argwöhnisch. Und er ist ein Nobile — ich übe Gewalt!" — Auf meine Verantwortung!" unterbrach den Bedenklichen Grimani; thu's, ich bitte Dich darum. Du leistest mir einen großen Dienst. Erst das Kriegsleben, die Entfernung; er hat vergessen, das Mädchen auch, — und Alles geht in der Ordnung — wie ich's beschlossen." — „Noch habe ich Bedenklichkeiten." — „Mit einem Worte", rief Grimani aufspringend, „schaff mir ihn vom Halse, auf diese oder jene Weise! Er ist der Stein des Anstoßes — auf mein Kind vertrau' ich. — Gieb mir die Hand darauf — Du thust es, — Du mußt es thun. Nur Dir kann ich mich anvertrauen. Mein Kopf ist voll von Sorgen für den Staat, und ich soll mich mit solchen Kleinigkeiten quälen. Leb' wohl, Grassi — baldiges Wiedersehen — leb' wohl, glückliche Fahrt!" — Sie trennten sich; Grimani setzte sich mit erleichtertem Herzen wieder zu seiner Arbeit nieder. —

(Die Fortsetzung folgt.)

* Bremen, den 21. Juli 1840.

St. Ilsabeen Gasthaus.

(Eingesandt.)

Die gegenwärtigen sowohl als zukünftigen Bewohnerinnen dieser Stiftung, werden sich der größeren Vollkommenheit des hier aufzuführenden neuen Gebäudes um so mehr zu erfreuen haben, da besonders auch auf Höhe, Größe und Helle aller Zimmer gehörig Bedacht genommen und so ganz im Geiste unserer Zeit dieser Bau zu Stande gebracht werden wird; entsprechend den Vorschriften, deren sorgfältige Beobachtung nach dem Fortschreiten unserer Einsichten und Erfahrungen für Gesundheit und Leben der Menschen so wichtig ist und zumal bei Aufführung eines Gebäudes, welches noch späten Nachkommen zum Aufenthalt dienen soll und welche erste Regeln bei uns im Allgemeinen, bei den vielen Bauten, sowohl in als außerhalb unserer Stadt, lange

nicht genug berücksichtigt werden, da doch die sorgfältigste Erfüllung derselben allen Wohnungen einen so entschieden höheren Werth giebt und die so unbedeutend mehr erforderliche Feurung eben nicht in Anschlag gebracht werden kann; indem Gesundheit und Wohlbefinden und selbst Frohsinn und Behaglichkeit, zumal für Denjenigen der daran gewöhnt ist und den wahren Werth dieser Vorzüge einsieht, so entschieden davon abhängt und überdieß noch dieses Alles für ein Geld erlangt werden kann wobei überhaupt noch das Bewußtsein dieser möglichst vollkommen angeordneten Einrichtung, Denjenigen so solche oblag, einen stets dauernden Lohn gewährt!

Sollte es übrigens nicht sehr zu wünschen sein, daß es selbst den Baumeistern, bei jedem vorzunehmenden Bau an diese so wichtigen Punkte sorgfältig zu erinnern, zur Pflicht gemacht würde, damit unsere Stadt bei äußerer Verschönerung durch neu aufzuführende Gebäude, sich auch der dabei so wesentlichen, inneren Vervollkommnung derselben zu erfreuen haben möge, zumal da dadurch auch für die künftigen Bewohner in späteren Zeiten gesorgt wird?

Wie verkehrt und von Mangel an den selbst simpelsten Einsichten zeugend, war auch der unselige Gebrauch bei unseren Vorfahren, Häuser tief und zu welchen man hinabtreten mußte, anstatt hoch und wenigstens einen bis zwei Fuß über der Straße zu bauen und dadurch selbst den Kellern eine angemessene Höhe zu geben, statt, daß durch diese Verkehrtheit feuchte Häuser und tiefliegende feuchte Keller entstanden sind!

Und nun gar noch die unseligen Kellerwohnungen, worin man die Gesundheit der Menschen, wie deren blasse Gesichter allein schon und besonders bei den Kinder bezeugen, — zu Grunde gehen und deren Leben verkürzt werden sieht und die in unserer Stadt am Wenigsten ferner bestehen sollten, da nach möglichster Vervollkommnung in allen Dingen so rühmlich gestrebt wird!

Es ist schrecklich, daß solche Gegenstände ewigen Vorwurfs noch immer unter uns vorhanden sind!!

* Ein Vorschlag zur Verbesserung des Kiesweges am Walle.

Durch das Fahren und Reiten auf m Kieswege am Walle wird den Anwohnern sowohl, wie den Spazierenden der dadurch verursachte Staub unerträglich. Dieses Uebel sucht man durch Besprengung von Wasser einigermaßen zu heben, allein dennoch bleibt es ein Uebel, welches dem Wasser nur einige Stunden weicht, und sich dann wiederholt. Ref. bringt ein sehr einfaches Mittel in Vorschlag, welches dem Uebel länger widersteht und doch nicht kostspieliger sein wird, wenn man noch erwägt, wie oftmals der Fahrweg mit Kies ausgebessert werden muß, wodurch immer neue Kosten entstehen, nicht zu gedenken der Unannehmlichkeit fürs Fuhrwerk auf dem neuhingeworfenen Kies.

Man bessere die Unebenheiten des Kiesweges mit Lehm oder einer andern bindenden Erdart aus, lasse ihn gehörig trocknen, und tränke ihn alsdann mit Theer, welches durch zweimaliges Ueberstreichen hinlänglich sein wird. Den Lehm mit etwas Steinkalk vermischen ist noch besser. Ein solcher Weg hält einen ganzen Sommer aus.

Man versuche doch nur; namentlich mache man einmal den Anfang vor der Union, und es wird sich bald zeigen ob das Mittel probat ist.

Ein solcher mit Theer getränkter Weg läßt das Regenwasser nicht eindringen, wodurch er häufig in einen Morast verwandelt wird, welches ebenfalls ein Uebel für die Anwohner sein muß, indem ihnen nun der Ausweg nach dem Walle versperrt wird.

Durch mehrmaliges Wiederholen wird ein solcher Weg eben so hart wie Asphalt, und bedarf dann nur selten der Ausbesserung, bleibt immer rein und giebt keinen Staub.

Tägliches Gebet eines Arztes bevor er seine Kranken besucht. *)

„Allgütiger! Du hast des Menschen Leib voller Weisheit gebildet. Zehntausend Mal zehntausend Werkzeuge hast Du in ihm vereint, die unablässig thätig sind, um das schöne Ganze, die Hülle des Unsterblichen, zu erhalten und zu ernähren. Immerdar sind sie still beschäftiget, voller Ordnung, Uebereinstimmung und Eintracht. Aber wenn die Gebrechlichkeit des Stoffes oder die Zügellosigkeit der Leidenschaften diese Eintracht stört, so gerathen die Kräfte in einen Widerstreit und der Leib zerfällt in seinen Urstaub. Du sendest dann dem Menschen die wohlthätigen Boten, die Krankheiten, welche ihm die nahende Gefahr verkünden und ihn treiben, sie in Zeit abzuwenden.

Deine Erde, Deine Ströme, Deine Berge hast Du mit heilsamen Stoffen geschwängert, die Deiner Geschöpfe Leiden zu mildern und ihrem Untergang abzuhelfen vermögen.

Und dem Menschen hast Du Weisheit ertheilt, des Menschen Leib zu lösen und sein Gewerk in Ordnung und Unordnung zu erkennen, auch jene Stoffe aus ihren Behältnissen hervorzuarbeiten, ihre Tugenden zu erforschen und einem jeden Uebel gemäß sie zuzubereiten und anzuwenden.

Auch mich hat Deine ewige Vorsicht erkoren, über Leben und Gesundheit Deiner Geschöpfe zu wachen. Ich schicke mich nun an zu meinem Berufe. Stehe mir bei, Allgütiger, in diesem großen Geschäft, daß es fromme! Denn ohne Deinen Beistand frommt ja dem Menschen auch das Kleinste nicht.

Laß Liebe zur Kunst und zu Deinen Geschöpfen mich beseelen. Gieb es nicht zu, daß Durst nach Gewinn, Ruhm oder Ansehen sich in meinen Betrieb mische, denn diese sind der Wahrheit und der Menschenliebe Feind und sie könnten mich leicht irre leiten in dem großen Beruf, Deinen Kindern wohlzuthun.

Erhalte die Kräfte meines Körpers und meiner Seele aufrecht, daß unverdrossen sie immerdar bereit seien dem Reichen und dem Armen, dem Guten und dem Bösen, dem Freund und dem Feind. Laß im Leidenden mich stets nur den Menschen sehen. Und Du schaffst und erhältst ja auch den Menschen, den Reichen und Armen, den Guten und Bösen, den Freund und den Feind.

Erhalte meinen Verstand gesund und schlicht, daß er das Gegenwärtige fasse und das Abwesende richtig vermuthe. Laß ihn nicht heruntersinken, daß er nicht das Sichtbare versiehet, auch nicht zu sehr hinüber sich versteigen, daß er siehet, was er übersehen soll. Denn fein und unmerklich ist hier die Grenze in der großen Kunst, Deiner Geschöpfe Leben und Gesundheit zu warten.

Meinen Geist laß immerdar selbstständig sein. Am Bett des Leidenden müssen keine fremden Dinge ihn zerstreuen. Laß Alles, was Erfahrung und Nachdenken in ihm nieder gezeichnet, ihm gegenwärtig sein und Nichts ihn stören in seinen stillen Arbeiten. Denn groß und heilig sind die stillen Arbeiten, Deinen Geschöpfen Leben und Gesundheit zu erhalten.

Verleihe meinen Kranken Zutrauen zu mir und zu meiner Kunst, und Folgsamkeit für meine

*) Dieses klassische Gebet des großen Maimonides, welches wir allen heutigen Aerzten empfehlen möchten, hat zuerst Moses Mendelssohn übersetzt, doch ist es unbegreiflicher Weise in keine Ausgabe von des letztern Werken aufgenommen worden.

Anordnungen. Verbanne von ihrem Lager alle Afterärzte, die schlimm machen, was ich mit Deiner Hülfe, Allgütiger, gut gemacht, und den Schwarm rathgebender Verwandtinnen und sogenannter kluger Weiber, denn das ist ein grausames Volk, das aus Eitelkeit die besten Erfolge der großen, heiligen Kunst vernichtet und Deinen Geschöpfen den Tod bereitet.

Wenn weisere Aerzte mich belehren und berathen wollen, o so laß meinen Geist dankbar und folgsam sein! Denn der Umfang der Kunst ist unermeßlich und Keiner sieht, was Jeder sieht. Aber wenn Unweise mich tadeln und spotten, so laß die Kunstliebe meinen Geist wie einen Stahlpanzer umziehen, daß er Ruhm, Alter und Ansehen nicht achtend, fest auf der erkannten Wahrheit beharre, denn Nachgiebigkeit wäre hier ruchlos und der Tod Deiner Geschöpfe.

Verleihe meinem Herzen Sanftmuth und Duldsamkeit gegen launisch-unfreundliche Kranke und gegen ältere Kunstgenossen, die stolz auf die Anzahl ihrer Jahre, mich immerdar verdrängen, mustern und meistern wollen. Laß ihr Gutes mir nützen, denn sie wissen sicher Manches, was mir fremd ist, aber ihren Dünkel mache unschädlich für meine Ruhe, denn sie sind alt und das Alter ist leider nicht immer der Thorheit und Leidenschaft Meister. Und ich hoffe ja auch hienieden alt zu werden vor Dir, o Allgütiger!

Schenke mir in Allem Genügsamkeit, nur nicht in der Kunst. Möge ich darin nie genug zu haben wähnen! Laß mich schaudern vor dem Gedanken: jetzt weiß und kannst Du Alles! — Verleihe mir Kräfte, Muße, Trieb und Gelegenheit, meine Kenntnisse stets zu berichtigen, zu bereichern. Denn ist gleich die Kunst unermeßlich groß, so läßt sich doch auch des Menschen Verstand unendlich erweitern; er greift immer mehr um sich. In meinem gestrigen Wissen entdeckt er heute der Irrthümer viel und mein heutiges findet er morgen mit Fehlern überfüllt.

Allgütiger! Du hast mich erkoren, über Leben und Tod Deiner Geschöpfe zu wachen. Ich schicke mich nun an zu meinem Berufe.

Stehe mir bei in meinem Tagewerk, daß es fromme, denn ohne Deinen Beistand frommt dem Menschen auch das Kleinste nicht. — Laß die Strahlen mich beleuchten, die viel herrlicher von Dir ausgehen, als von den Fingerspitzen irgend eines segnenden Cohen in diesem Thale." —

Die Flotten Englands und Frankreichs.

Frankreich verwendet für seine Flotte in jedem Jahre größere Summen. Sie kostete 1837: 67, 1838: 72, 1839: 79, 1840: 91 Mill. Franken. Dafür besitzt es jetzt 46 Linienschiffe, 56 Fregatten, 172 kleinere Fahrzeuge, zusammen gegen 400 Mill. Fr. an Werth: ferner 38 Kriegsdampfschiffe, mehr als 40 Mill. Fr. an Werth, und 10, nach neuern Plänen, nächstens 33 Dampfschiffe zum Friedensdienst, die sich für den Kriegsdienst ausrüsten lassen und etwa 50 Mill. Fr. werth sein werden. Neben den 91 Mil. Fr., die das Marineministerium erhält, bekommt das Kriegsministerium 273 Mill. Fr., so daß die Vertheidigung zusammen 364 Mill. Fr. kostet, während die Schuld 527, alle übrigen Ausgaben aber nur 276 Mill. Fr. erfordern. Trotz diesen unverhältnißmäßigen Anstrengungen steht Frankreichs Marine der englischen noch immer unendlich nach. England hat 285 Linienschiffe und Fregatten, Frankreich 102; England besitzt 50 Kriegsdampfschiffe, Frankreich 38; England hat 850 Kauffahrteidampfschiffe, von denen es 280 zum Kriege verwenden kann, Frankreich wird, selbst wenn die jetzigen Pläne zur Ausführung gebracht sind, nur 33 ähnliche Fahrzeuge haben. Dazu kann England jährlich ein Marinebudget von 200 Mill., Frankreich nur ein Marinebudget von 90 Mill. Fr. verausgaben.

Berichtigung.

In dem Aufsatze „Erklärung" in der vorigen Nummer d. Bl. hat sich auf Seite 577 erste Spalte ein Druckfehler eingeschlichen. Das Zeugniß des Obersten v. Lützow ist nicht vom 20. März datirt, im Original jedoch vom 26. November, an welchem Tage das Detachement seinen Heimmarsch antrat.

Die Red. des Bürgerfreundes.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.", und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Daves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domthore.

Die

SCHNELL-  POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu **Nr. 59** des Bürger-Freundes für **1840.**

Donnerstag, den 23. Juli.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Aus Tyrol meldet man folgendes unglückliche Ereigniß: „Morter, 17. Juni. Der gestrige Tag war ein Tag des Schreckens und der Trauer für die ganze Umgegend. Um 4 Uhr Nachmittags fing es an zu donnern, schwarze Wolken zogen sich von allen Seiten zusammen, gleich darauf begann ein so heftiger Regen und Hagel, daß in einer halben Stunde von Schlanders bis zur Latscher Brücke aus allen kleinen Seitenthälern links und rechts die Muhren herab gingen. Besonders hart wurden die Weiler Goldrain und Vezan mitgenommen. Im letztern ging sogar ein Menschenleben zu Grunde, und zwar der hochwürdige Hr. Benesiciat. Er wollte bei herannahendem Gewitter den Wettersegen abhalten, und ging deshalb mit dem Meßner in die Kirche; allein in wenigen Augenblicken wurde er von der Muhr sammt der ganzen Kirche überschüttet, und erst spät Abends gelang es, den Verunglückten durch eine von Außen gemachte Oeffnung todt aus der Sakristei herauszuziehen. Der Meßner, der die Gefahr wohl einsah und durch seine Bitten den Hrn. Benesiciaten umsonst zur Entfernung zu bewegen suchte, rettete sich nur mit größter Mühe in den Thurm. Die Kirche und die Kirchenparamente sind gänzlich ruinirt. Man kann sich den Jammer der unglücklichen Bewohner von Vezan vorstellen, welche in Zeit von einer halben Stunde ihren hochgeehrten Benesiciaten, die Kirche und den größten Theil ihrer Güter, sammt den zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Früchten verloren. Nicht geringer war der Schaden, den die Muhren in Goldrain anrichteten. Ein bedeutender Theil der Gründe ist verwüstet; mehrere Stücke Vieh gingen zu Grunde (in einem Bauernhause wurden zwei Ochsen sammt dem Wagen von der Tenne hinweg geschwemmt) mehrere Menschen konnten nur mit Lebensgefahr gerettet werden; darunter ein 95jähriger Mann, der vor dem ausbrechenden Gewitter auf einem Hügel in der Sonne gelegen hatte, und von der Muhr ergriffen, bis in die Vezaner Aue unterhalb der Straße über Hügel und Mauern getragen wurde, wo es endlich zwei beherzten Männern von Morter, Johann Burger und Sebastian Kind, mit Mühe und Lebensgefahr gelang, ihn aus dem Schlamme lebendig und unbeschädigt hervorzuziehen. Eine gerichtliche Schadenerhebung kann erst die erlittenen Verluste, welche man bisher noch nicht ganz zu ermessen im Stande ist, genauer angeben."

In der Altonaer Zeitung findet sich buchstäblich nachstehende Annonce: Dem verehrungswürdigen Publikum zeige ich hiermit ergebenst an, daß ich auf eine ganz neue Art zu färben gedenke. Die Welt geht vorwärts, Natur ist die Losung. Die Farben müssen auch vorwärts gehen und naturgetreu sein. So färbe ich denn jetzt: — Reidgelbe Schürzen — Schamrothe Busentücher — Altersgraue Mützen — Schneeweiße Halsbinden — Mohrenschwarze Gilets — Himmelblaue Kleider und Grasgrüne Ueberröcke. — Ich färbe Alles, am liebsten was keine Farbe annimmt, dieses am billigsten. Albert Liske, Schönfärber, Kienrußgasse 111. *)

Aus Sibirien kehrte in diesen Tagen ein bayerischer Soldat, Michael Steiner aus Winkelhausen, gesund und wohlbehalten mit seinem 18jährigen Sohn in seine alte Heimath zurück. Er hatte den russischen Feldzug mitgemacht, wurde als Gefangener nach Sibirien transportirt, siedelte sich dort an, kommt nach 28jähriger Abwesenheit in sein Vaterland und findet seinen 84jährigen Vater noch am Leben. Er selbst war für todt erklärt.

Aus Frankreich.

In Paris konnte man dieser Tage an eine Erneuerung des Wunders bei der Hochzeit von Kana glauben. Eine der beiden Fontainen auf dem Platz Ludwig XV., die seit längerer Zeit nicht mehr gesprungen hatte, gab plötzlich in Strömen eine Flüssigkeit von sich, die sich der Farbe des Malaga näherte. Es war dies die Folge der Oxidirung, welche sich in den Röhren gebildet hatte.

Die in Paris so gefeierte Schauspielerin Rachel scheint auf ihrem Ausflug nach den Provinzen nicht gleiches Glück zu machen. In Rouen wurde der Applaus, mit welchem ein Theil der Zuschauer ihre Darstellungen begleitete, durch entgegengesetzte Demonstrationen zum Schweigen gebracht, und in Havre konnte sie gar nicht zum Auftreten kommen, weil sie ein für die Direction unerschwingliches Honorar von 1500 Frcs. für den Abend forderte. Wenn man sich erinnert, daß selbst Talma in der Blüthenzeit seines Ruhms sich nur 1000 Frcs. für den Abend bezahlen ließ, so erscheint die Art, wie Mamsell Rachel, oder vielmehr ihre Angehörigen, mit ihrem Pfunde wuchern, allerdings über die Gränzen des Erlaubten (?) hinauszugehen.

Aus England.

Ein schottisches Blatt erzählt folgende interessante Thatsache: In den letzten Tagen des Juni ging ein Bursche von etwa 16 bis 18 Jahren am Ufer des Tayflusses spazieren und vertrieb sich die Zeit damit, daß er einige Pferde, die unweit der Landstraße auf einem einge-

*) In Altona ist weder eine Kienrußgasse noch kennt man Gassen überhaupt dort. Anmerk. des Setzers.

hegten Grasplatze weideten, mit Steinen warf. Nachdem er diesen Unfug eine Zeit lang getrieben, wurden die Rosse ärgerlich, steckten die Köpfe zusammen, schlugen mit den Füßen aus, setzten dann, wie auf Kommando über die Umzäunung, und sprengten mit aufgeblasenen Nüstern gegen den Burschen ein. Diesem blieb nur ein Ausweg, um den gereizten Thieren zu entgehen, er mußte über den Fluß schwimmen. Das that er denn auch, sie aber folgten ihm, und waren ihm hart auf den Fersen, als er zu seinem großem Glücke einen Baum erreichte, auf den er getrieben von Todesangst schnell hinaufkletterte. Einige Stunden lang saß er auf demselben als Gefangener, denn die Pferde wichen nicht eher von dannen, als bis ein Bauersmann sie wieder über den Tay zurückführte, und den Burschen erlöfete.

Der Stirling-Observer erzählt Folgendes: Kürzlich fanden einige beim Eisenbahntunnel beschäftigte Arbeiter siebenzig Fuß unter der Erdoberfläche, mitten in einem Lehmlager eine lebendige Kröte, mit sehr lebhaftem, feurigen Auge. Vor einigen Jahren fand der jetzt verstorbene Kohlenhändler Wilson gleichfalls eine eingemauerte Kröte in einer Tiefe von 30 Fuß. Als sie ans Tageslicht gebracht wurde, starb sie. Noch bemerkenswerther ist folgendes: In der Kohlengrube Govan bei Glasgow fanden Kohlengräber ein solches Thier in einem großen Steinkohlenquader, der mit Pulver auseinander gesprengt worden war. Es war sehr groß und vollkommen gesund; seine Augen glänzten, wie die eines Luchses. Es wurde auf das Büreau gebracht, in einen Radkranz gethan, den man an jedem Ende mit einem großen Korke zumachte, und dann auf ein Jahr in die Erde gegraben. Nach Ablauf dieser Zeit fand man es noch munter und lebendig, und jetzt lebt es bis auf den heutigen Tag in Glasgow. Vor etwa zwölf Jahren that ein Mann eine Kröte in eine Schachtel von etwa einem Quadratfuß, vergrub diese drei Fuß tief und ließ sie gleichfalls liegen. Auch dieses Thier blieb am Leben.

Aus Belgien.

Kürzlich war in dem Gasthof zum Herzoge von Lothringen in Roulers ein Feuer aufgebrochen, das so schnell um sich griff, daß die Bewohner des Hauses sich unangekleidet zu retten gezwungen waren. Eine junge Frau, die Mutter zweier Kinder, floh in der ersten Furcht mit einem Töchterchen an der Brust, während ein anderes dreijähriges Kind in der schrecklichsten Verwirrung zurückgeblieben war. Die Mutter aber erinnert sich seiner sogleich; sie stößt ein schmerzliches Geschrei aus, legt ihren Säugling aufs Pflaster, und stürzt sich muthig in die Flammen, unter dem lauten Ruf des Schreckens und der Bestürzung, den die Zuschauer dieser Handlung erhabener Verwegenheit ausstoßen. Die Unglückliche setzte sich einem sichern Tode aus; aber der Himmel wachte über sie, sie erscheint wieder mit ihrer kostbaren Bürde, das Gesicht geschwärzt, die Haare versengt, und mit rauchender Bekleidung, vor Freude weinend, und das Kind mit Küssen bedeckend, das sie dem Tode entrissen hat. Kaum ist sie über die Schwelle des brennenden Gebäudes herausgetreten, als dies mit fürchterlichem Gekrache hinter ihr einstürzt.

Aus den Vereinigten Staaten.

Der Enthusiasmus der Amerikaner für Fanny Elsler steigt mit jedem Tage. Bei ihrer letzten Vorstellung in Newyork sagte sie den „Anberungstrunkenen" in der Landessprache derselben: „Verehrte, ich bin so glücklich unter Ihnen gewesen, daß ich untröstlich bin, Sie verlassen zu müssen. Doch ich kehre wieder." Bei diesen Worten erhob sich ein Beifallssturm und Hurrahrufen ohne Ende, die Schnupftücher wehten gleich Siegesfahnen, und Bouquets dichte auf Papier von allen Farben flogen zu Tausenden hernieder. Der Courrier des Etats-Unis erzählt von den Herzen und Köpfen seiner Landsleute, daß Fanny Elsler durch ihre Reize alle verführt und verdreht habe, und es scheint fast, als wäre er selbst diesem Schicksale nicht entgangen. Die Tänzerin reist jetzt nach Philadelphia und Baltimore, um dort gleiche Triumphe zu feiern. Man glaubt, daß sie eine Summe von 100,000 Fr. aus Amerika mitnehmen wird, und noch mehr gewonnen hätte, wenn sie nicht von den Theaterunternehmern betrogen wäre. Doch spricht man davon, daß eine Anzahl ihrer Verehrer ihre Rechte auf gerichtlichem Wege geltend zu machen beabsichtige.

Die amerikanischen Banken haben schon manche Beispiele von Betrügerei geliefert, Nachstehendes ist aber wohl der merkwürdigste Abschluß, den noch je eine Bank gemacht hat. Die Bank zu Brandon im Mississippithale war die unverschämteste Prellerei, die noch je mit Pfund und Freibrief ausgeübt worden war. Als die Polizei endlich schloß und Rechnungsablage erfolgen sollte, versammelten die Directoren 300 Neger, bewaffneten sie dann nebst 10 Weißen und bahnten sich vermittelst dieser Truppe mit Gewalt einen Weg nach Texas hin.

Mosaik.

Im Eifer der Waidmannslust hatte sich eines Tages der deutsche Kaiser immer tiefer in den Wald verloren. Von all seiner Umgebung war ihm nur ein Jüngling gefolgt, der in dem Augenblicke, als der Gebieter ein nahes Wild zu erlegen, den Bogen an sich riß, ihn aber brach, herzusprang und seinen gespannten Bogen zum Ersatze darbot. Der Kaiser erlegte das Wild, und der Jüngling brach darüber in lauten Jubel aus. Dies alles belustigte den Herrn und Fürsten so sehr, daß er dem Jüngling das erste Land versprach, welches dem Reiche anheimfallen sollte; und weil keine Zeugen zugegen waren, schenkte er ihm zum Beweise des Versprechens den gebrochenen Bogen. Nicht lange nachher starb der Markgraf von Oesterreich, und viele Herren und Edle waren vom Kaiser versammelt, mit der Bitte, ihnen die ledigwordene Würde zu verleihen. Schon erwartete Alles den Ausspruch; da trat unser Jüngling aus der Menge hervor und legte den gebrochenen Bogen, indem er sich schamend auf die Knie niederließ, vor dem Throne nieder. Der Kaiser erinnerte sich seines Versprechens, und hielt keinen Augenblick an, den einstigen Gefährten und Helfer in der Noth, vor Allen mit der Mark Oesterreich zu belohnen. Dieser Jüngling aber war Leopold, aus dem Hause Babenberg, der Ahnherr jenes glorreichen Fürstenstammes, der beinahe drei Jahrhunderte hindurch Oesterreich's Stolz und Liebe gewesen.

Das „Ausland" sagt in einem Artikel über Polen und Kleinrußland, daß man den durch die Schlacht im Jahre 1709 berühmten Ort: Poltawa nicht Pultawa schreiben müsse, am unrichtigsten aber sei die Aussprache der Franzosen, die die Stadt Pültawa nennen. Ihre ältesten zugleich und reichsten Einwohner sind die Juden. Während eine Masse derselben sich als Bettler und durch kleine Betrügereien ernähren, stattete der Jude Portugalow jede von seinen sieben schönen Töchtern mit einer Million Rubel aus.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 59.

Bremen, Donnerstag den 23. Juli 1840.

Gestorben:

Nro. 667. Den 18. Juli. Des verst. Kahnschiffers Wilh. Engelberg Wittwe, geb. Dunkers, 88 Jahr; Heerdenthorssteinweg Nro. 10.

— 668. Den 19. — Der Miethkutscher Joh. Diedrich Blume, 43 Jahr; Neuenstraße Nro. 24.

— 669. Den 19. — Der Schuhmachermeister Ernst Gottlieb Deetzsch, 26½ Jahr; Stavenstr. Nro. 4.

— 670. Den 19. — Des verst. Tuchmachermeisters Lucas Gronninger Wittwe, geb. Malgus, 80 Jahr; Osterstraße Nro. 23.

Nro. 671. Den 19. Jul. Anna Gesselmann, 21½ Jahr; vorm Stephanithor Nro. 5.

— 672. Den 21. — Der Kaufmann Wilh. Schlosser, 78 Jahr; Mannhaus.

— 673. Den 21. — Des Schiffszimmermanns Diedr. Müller Tochter, 2 Jahr 8 Wochen; Hülsberg Nro. 29.

— 674. Den 22. — Joh. Conr. Weingardt, 1¼ Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 210.

Geboren:

Nro. 879. Den 17. Juli. Des Kaufmanns Georg Wilh. Lange Ehefr., geb. Droste, Langenstraße Nro. 130; von einem Mädchen.

— 880. Den 17. — Des Arb. Wilh. Ludw. Grimbo Ehefr., geb. Schrader, Buntenthorssteinweg Nro. 36; von einem Mädchen.

— 881. Den 18. — Des Landmanns Hinr. Sanders Ehefr., geb. Hahn, Hastedt Nr. 84; von einem Mädchen.

— 882. Den 18. — Des Tischlers Christ. Sackmann Ehefr., geborne Unverzagt, Webers Hof Nro. 7; von einem Knaben.

— 883. Den 18. — Des Pastors zu U. L. Fr. Emil August Pauli Ehefr., geborne Humbert, Domshof Nro. 28; von einem Mädchen.

— 884. Den 18. — Des Detaillisten Joh. Heinrich Leidenberg Ehefr., geb. Bullerdieck, gr. Johannisstraße Nro. 201; von einem Mädchen.

— 885. Den 19. — Des Kaufmanns Heinr. Christoph Bühre Ehefr., geb. Treseler, Hohenthorstraße Nro. 22; von einem Knaben.

Nro. 886. Den 19. Juli. Des Kahnschiffers Joh. Jacob Schröder Ehefr., geb. Drewes, Duckwitz Gang Nro. 5; von einem Knaben.

— 887. Den 19. — Des Schuhmachers Napoleon Ludwig Krohn Ehefr., geb. Brüggemann, Bornstraße Nro. 12; von einem Knaben.

— 888. Den 19. — Des Arb. Ferdinand Schuncke Ehefr., geb. Caspers, gr. Sortillenstraße Nro. 24; von einem Mädchen.

— 889. Den 20. — Des Arb. Herm. Hinr. Wiechelmann Ehefr., geb. Windhorst, Osterthorswallstraße Nro. 7; von einem Knaben.

— 890. Den 20. — Des Arb. Joh. Friedr. Meyer Ehefr., geb. Rauers, Meyers Gang Nr. 4; von einem Knaben.

— 891. Den 21. — Des Rademachers Johannes Weber Ehef., geb. Krug, gr. Johannisstraße Nro. 196; von einem Knaben.

— 892. Den 21. — Des Weißewaarenhändlers Louis Strecker Ehefr., geb. Schonlau, Faulenstraße Nro. 61; von einem Mädchen.

— 893. Den 21. — Des Schneidermeisters Christian Schmidt Ehefr., geb. Hohmann, Molkenstraße Nro. 46; von einem Mädchen.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 60.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 26. Juli 1840.

Wie groß war diese Welt gestaltet,
So lang die Knospe sie noch barg,
Wie wenig ach, hat sich entfaltet,
Dies wenige, wie klein, wie karg. Schiller.

Lebenslauf.

Im tiefen Thal erwacht das Kind,
Dem Mutterschooß entrissen,
Die Morgenlüfte spielen lind
Um seine Wiegenkissen.
Es kriecht auf allen Vieren fort,
Bald läuft es wie die Andern,
Den Knaben treibt's von Ort zu Ort
Im ungestümen Wandern.

Er rennt durch Wiesen, Feld und Bach,
Und schont nicht Schuh und Strümpfe,
Bei Tag geht er der Nase nach,
Bei Nacht dem Licht der Sümpfe.
Wohin, wohin im tollen Lauf?
Was gilt es zu erwerben? —
Er keucht den grünen Berg hinauf,
Um auf dem Eis zu sterben.

Ludwig Seeger.

Der Gondelführer.

(Fortsetzung.)

Seit jenem Abend, an welchem Pippo mit dem Unbekannten die räthselhafte Fahrt unternommen, war dieser jedesmal zur bestimmten Stunde gekommen und setzte seine geheimnißvollen Forschungen bereits acht Tage lang fort. Nur dreimal in dieser Zeit hatten sie die weiß und schwarz gezeichnete Gondel aufgespürt und sie auch jedesmal verfolgt. Der Fremde hatte kein Wort mehr als das erstemal gesprochen, auch nichts gethan, was den Gondelführer über den Zweck seiner nächtlichen Spazierfahrten aufgeklärt hätte. So neugierig Pippo war, so ließ er sich's doch gefallen; denn der Unbekannte zahlte stets mit blanken Zechinen. Aergerlich war's ihm freilich,

daß er nun schon jeden Abend so spät zu Marietta kam und ihm so seine trautesten Stunden gestohlen wurden. — Heute hatte Pippo den Unbekannten wieder durch alle Canäle hin- und herrudern müssen. Als er ausstieg, sagte er: „Morgen erwartest Du mich am Lorenzo-Canal, links von der Kirche; das Weitere wirst Du hören." — Zur bestimmten Zeit war Pippo an Ort und Stelle. Neben ihm lagen mehrere Gondeln, die Glocke schlug zehnmal; der räthselhafte Mann, in seinen Mantel gehüllt, kam das Trottoir herab. Er stieg aber nicht in die Gondel, sondern schritt weiter, wo zwanzig Schritte entfernt ein anderes Fahrzeug lag. Er sprach angelegentlich mit dem Gondelführer — es währte eine geraume Zeit; — darauf fuhr der Gondelführer den Canal hinunter — der Unbekannte kehrte zurück. Er ging auf Pippo zu, nahm ihn an der Hand und zog ihn einige Schritte weiter in den Schatten einer Vortreppe. — „Pippo" sagte er leise, „heut' ist der Tag, wo ich auf Deinen Muth rechne. Denk' an die heilige Inquisition auf der einen und an den Lohn auf der andern Seite. Ich baue auf Deinen Muth und Deine Klugheit." — Pippo horchte mit verhaltenem Athem. — „Hör' mich!" fuhr der Fremde fort; „jener Gondelführer, mit dem ich sprach, erwartet einen Signore, der aus dem Palaste mit dem Marmor-Balkon dort herauskommen wird. Der Nobile aber soll seinen bestellten Gondelführer dort nicht finden; darum hab' ich ihn unter einem Vorwande fortgeschickt. Inzwischen ruderst Du an jene Stelle, wo er lag. In fünf Minuten komme ich unten vom Quai herauf — Du sprichst kein Wort — ich spreche keins. Ist ein Mensch in der Nähe, gehe ich vorbei; ist's sicher, trete ich leise in Deine Gondel, in die Cajüte; Du ziehst den Vorhang vor den Eingang und bleibst still liegen. So wartest Du, bis der Nobile aus dem Palaste kommt; er ist nicht zu verwechseln, er trägt drei weiße Federn auf dem Hute; ihm trittst Du entgegen und sagst: „Signore! Ich bin Stellvertreter für Euren Gondelführer; er läßt um Verzeihung bitten, er hat die epilessia, er ist malcaducco." So sagst Du, bittest ihn einzusteigen und versprichst gut zu rudern. Du fragst: Wohin? Er wird nach dem Canal Onofrio fahren; Du thust aber, als wüßtest Du es nicht. Von dem Augenblick sprichst Du nichts, als Ja und Nein; bekümmerst Dich um nichts, was hinter Dir vorgeht, es mag sein, was es wolle; Du hast nur Augen für Dein Ruder und den Canal. Bedenke, daß ich hinter Dir stehe und Dich belausche. Es kostet Dich den Hals, begreifst Du?" — „Ich verstehe, Signore", antwortete Pippo leise und stotterte heftig; — „wie Ihr befehlt, Signore — weder Augen noch Ohren, — ich wollte sagen, Mund, oder — wie Ihr befehlt. Ihr könnt auf mich rechnen — ist keine Gefahr dabei, oder auch wenn Gefahr dabei." — „Ich gehe", sagte jetzt der Unbekannte, „überleg' Dir Alles wohl; an jedem Mißgriff hängt Dein Leben." — Er entfernte sich, Pippo ging nach der Gondel zurück; sein Herz pochte gewaltig. — Binnen kaum fünf Minuten kam der Fremde zurück und huschte, von Niemanden gesehen, in die Gondel, stellte sich in die Cajüte und zog den Vorhang zu. Der Himmel hatte sich verfinstert und schien seinem Unternehmen günstig. — Nicht lange darauf trat der bezeichnete Nobile aus dem Palaste und eilte auf die Gondel zu. Pippo trat ihm entgegen, er stotterte; doch brachte er seine Rede ziemlich verständlich an. „Schon gut — Canal S. Onofrio!" sagte der Nobile und sprang in das Schiff. Er blieb vor der Cajüte auf dem schmalen Raume hinter dem Gondelführer stehen. Sie durchzogen den belebtesten Stadttheil. Venedig war so

räuschvoll und machte die Nacht zum Tage. Von den Quais zu beiden Seiten schimmerten Lichter, tönten Stimmen, schallte Gelächter und dazwischen Gesang und Lautenklang. Zahlreiche Gondeln schossen vorüber, einzelne Lichtstreifen fuhren über das Gewässer und ließen bald hier, bald dort auf den Balconen schwatzende, kichernde Frauen- und Männergruppen gewahren, die bald wieder in Nacht versanken. Nur das Mondlicht fehlte, um alle diese Scenen malerisch zu erhellen. — Bald hatten sie den lärmenden Theil der Stadt hinter sich. Pippo landete in dem Canal Onofrio. Hier schien es wie ausgestorben. Die Besitzer der schönen Paläste hatten in dieser Jahreszeit ihre Wohnungen bereits verlassen und waren auf ihre Landhäuser gezogen; zudem war hier die Communication niemals lebhaft. Nur wenige Lichter schimmerten in den Fenstern zu beiden Seiten, kein Fußtritt ließ sich auf dem schmalen Trottoir hören.

Der Mann in der Cajüte beobachtete zwischen dem Vorhang, den er sachte gelüftet, mit den Augen eines Tigers den Mann außerhalb. Dieser blickte, halb zur Rechten gewendet, vor sich hin. — Sie waren nur noch vierzig Schritte vom Palaste Grimani entfernt, da öffnete der Mann in der Cajüte leise den Vorhang, umklammerte plötzlich den Mann vor sich mit der Rechten und stieß ihm, bevor dieser noch die Besinnung hatte sich zu wehren, zweimal den Dolch in den Rücken. Mit einem Wehschrei stürzte der Nobile in den Schiffsraum zu Boden. Ueber ihn hinweg stieg der Mörder, setzte den Fuß auf den Rand der Gondel und sprang im verzweifelten Satze an das Ufer. Er eilte das Trottoir hinauf und war verschwunden. Alles war das Werk eines Augenblickes. — Pippo hörte den Wehschrei — fühlte sein Fahrzeug schwanken, sah die Gestalt entfliehen — und vor sich auf dem Boden den Ermordeten, der bewußtlos röchelte. — „Satanasso!“ sagte er angstbeklommen und weinerlich, „das ist eine schöne Geschichte. Darauf war ich nicht gefaßt. Hätt' ich geglaubt, daß es das werden soll — ja —! Ich glaubte nur — ja was glaubte ich! O San Marco — das ist ein Unglück, das ist ein Elend. — Was zu thun? O San Philippo, mein Namenspatron! Der verfluchte Hund, — er ist auf und davon. — Ja, die heilige Inquisition — der Schuft! Das ist eine Lüge gewesen; ein Bravo ist's, eine Schlange im Finstern.“ — Es überlief ihn eiskalt — er ließ den Nachen treiben und rang nach einem Entschlusse. — „O corpo di Baccho“, wehklagte er wieder leise, „was fang ich an? Finden sie die Leiche bei mir, so heißt's ich hab' ihn umgebracht; und zeig' ich's an, wer glaubt mir? wo hab' ich einen Zeugen? O Satanasso, du verfluchter Hund, du Schwiegersohn vom Teufel.“ — Er faßte einen raschen Entschluß, beugte sich nieder, erhob mit beiden Armen den Verwundeten, dessen warmes Blut durch seine Finger rann, und warf ihn in den Canal. — Schnell griff er nach dem Ruder, peitschte mit Todesangst die Wellen und fuhr, wie vom Teufel gehetzt, den Canal hinab und auf hundert verschiedenen Umwegen zu seinem Standort wieder zurück, um sich seinen Cameraden, falls einige noch dort sein dürften, zu zeigen. So war der beste Schein für ihn — er kam von der westlichen Seite des großen Canals und der Mord war auf der östlichen begangen worden. Nachdem dies geschehen, ruderte er eine Strecke weiter, nahm ein Strohbündel, tauchte dies in's Wasser und reinigte die mit Blut bespritzten Stellen seiner Gondel, so gut er's bei der Dunkelheit machen konnte. — Hastig und athemlos rannte er zu Marietta — er riß die Thür auf — sie war allein. „Satanasso!“ rief er noch

*

todtenbleich und zitternd, „der Hund mit seinen Zechinen hat mir ein schönes Bad bereitet. Daß ihn der Teufel zehntausendmal —“ Unzusammenhängend erzählte er dem bebenden Mädchen, von dessen Wangen alsbald der Purpur gewichen war, den ganzen Vorfall, beschwor sie aber, bei Allem was ihr heilig und theuer, kein Wort davon verlauten zu lassen. „Denn,“ sagte er, „ist's ein Häscher der Inquisition, was ich aber bezweifle, so hänge ich, weil ich geschwatzt habe, und ist's ein Bravo, der Hund, so fehlen mir die Beweise, sie halten mich für den Mörder — sie spannen mich auf die Folter — und ich muß hängen. O heiliger Marcus, stehe mir bei! — O wie sauer muß ein armer Barcajuolo sein Brot verdienen und die trocken gebratenen Fische, und hat nicht einmal jeden Sonntag Polenta, oder Maccaroni, — und zuletzt machen sie ihn noch zu einem Mörder. — Ich bin ganz todt, Marietta — ich weiß nicht wo mir der Kopf steht — hast Du etwas zu essen, Carissima? — Gieb es mir, damit ich nur wieder zu Gedanken komme — ich bin nüchtern seit Mittag und der Schrecken hat mich vollends ausgehungert. O Satanasso! Satanasso! Warum muß mir's gerade begegnen! War doch heute in der Messe und vor acht Tagen bei der Beichte und hab' meinem Patron San Philippo ein Wachslicht angezündet für sieben Paoli. O Du Undankbarer, wie kannst Du mich so verlassen!?“ — Marietta stand auf, um ihm Speise zu holen; da rasselte es aber mit Hellebarden an der Hausthür — schwere Tritte nahten, die Thür sprang auf und Häscher in ihren rothen Röcken traten herein. — „Guten Abend!“ sagte der Anführer; „ist hier der Gondelführer Pippo vom Canal Onofrio zu finden?“ — Pippo und Marietta sahen sich bleich, bebend und sprachlos an; sie wußten nicht, was sie sagen, ob sie bejahen oder verneinen sollten. — „Doch was frag ich,“ fuhr der Häscher fort, „da sitzt ja der Schurke — packt ihn, Kinder — legt ihm die Handschellen an. Schöner Gondelführer — Alles heraus, einen Nobile erdolcht, in den Canal geworfen — Bravo und Barcajuolo in einer Person — schön — schön Galgenstrick.“ — „O Excellenza, o gnädiger Herr Häscher!“ schrie Pippo außer sich und fiel auf die Kniee — „habt Mitleiden mit mir; ich bin ja unschuldig, unschuldig wie das Kind der Mutter Gottes. Ich schwör's bei den fünf Wunden Christi — bei San Marco, bei der Schönheit meiner Mutter, Excellenza ich bin schuldlos. Ein Schuft — ein Nobile hat mich in's Elend gebracht; nicht ich, er hat den Signore umgebracht; ich hab ihn nur in den Canal geworfen, damit der Verdacht —“ „Still geschwiegen!“ herrschte der Häscher; — „unschuldig — ja das sagen alle Spitzbuben bis zur Tortur. — Mitleid — Hund Du! hast Du Mitleid gehabt mit dem Nobile Signor Ranuzio Solani, als Du ihm das Eisen zweimal in den Rücken bohrtest? — Bandit — Bandit!“ — „Nein, Excellenza,“ schrie Marietta, welche laut weinend ebenfalls in die Kniee gesunken war, „er ist gewiß unschuldig, ich kenn' ihn, Signor, er ist mein Bräutigam; er kränkt keine Fliege, nicht einmal mich; er hat's nicht gethan — ich bürge für ihn, gnädiger, edler, gnädigster Herr!“ — „Du für ihn bürgen!“ lachte der Häscher, „dumme Henne — aufgefunden, marsch fort! Wie die That, so der Lohn — erst die Tortur, dann die Corda — hängen oder ersäufen im Canal Orfano, das ist das Erbe von der Canzonetta. Die hohe Gerechtigkeit der Signoria kennt keinen Unschuldigen. Steh' auf Birbone, und reize meinen Zorn nicht.“ — „O Excellenza!“ wimmerte Pippo, „ich kann Euch versichern —“ „Still! geschwiegen, fortmarschirt! —“ „Es ist ein Irrthum — gewiß —“

kreischte Marietta und umschlang den Geliebten mit beiden Armen; „o Pippo, ich lasse Dich nicht, ich kann Dich nicht lassen, Du bist schuldlos! O Du mein Heiland, was soll aus unserer Hochzeit werden. O Pippo, Pippo! Das ist ein schöner Brautstand." „Ja — Du denkst an die Hochzeit", grollte Pippo in Todesangst und Schmerz, „und ich soll hängen, wegen nichts, weil ich unschuldig bin, oder im Orfano ersäufen. Daran denkst Du nicht." — „Weißt Du was!" rief Marietta plötzlich aufspringend. Den Gedanken hat mir die Mutter Gottes eingegeben. Ich kenne den Herrn Fanto, den Obersten der Sbirren — er ist ein mächtiger Mann, er ist mein Pathe, er hat mich aus der Taufe gehoben. — Zu ihm will ich gehen, ihm will ich Alles erzählen, wie Du mir's gesagt hast, haarklein und ausführlich. Er wird Dir helfen, er muß Dich befreien; Deine Unschuld soll an den Tag kommen, wenn es noch Gerechtigkeit in Venedig giebt. Geh' ruhig, mein Junge, fürchte nichts — ich befreie Dich morgen bestimmt. Das soll, das muß helfen." — „Der Messier grande?" hohnlachte der Sbirre, „der hat uns eben hergeschickt; geht nur zu ihm, Signorina, damit er lachen kann über das Gelbe auf Eurem Schnabel. Haha! der hat was Anderes zu thun — als die Galgenstricke, die Diebe und Bravo's vom Holze loszumachen. Das ist gerade ein Fall für ihn; sein Amt ist's, das Gesindel hängen zu lassen. Also die Gerechtigkeit! und die Gerechtigkeit über mir; denn er ist unser General! —" „O, Ihr sollt mich nicht irre machen" rief Marietta im trotzigen Eifer und setzte ihren Hut auf; „ich weiß, wer er ist, und er will mir wohl. Er hat mir erst zu meinem siebzehnten Geburtstag dies gold'ne Kreuzlein hier geschickt." — Geh' nur, lieber Pippo", wandte sie sich zu diesem und streichelte ihm die Locken und trocknete seine Thränen, „sei unbesorgt, guter Junge, sei ohne Furcht; es geschieht Dir nichts! Ich befreie Dich sicher." — Es hatte sich inzwischen viel neugieriges Volk um das Haus versammelt — die Häscher trieben zum Aufbruch; mit einem weinerlichen „Addio!" schied Pippo und schlich, von den vier Engeln der Justiz umgeben, gefesselt und gesenkten Hauptes zur Thür hinaus. — Marietta flog wie ein gehetztes Reh zum Messier grande.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Die Schlacht bei Ligny. *)

Nachmittags 3 Uhr begann die furchtbare, blutige Schlacht; die Franzosen, deren rechter Flügel von Grouchy, der linke von Vandamme, das Centrum von Gerard geführt ward, 120,000 Mann stark, also an Zahl den Preußen bei Weitem überlegen, griffen mit der Entschlossenheit alter geübter Krieger unter der Leitung erfahrner, mit so vielen Lorbeeren gekrönter, Generäle an — Napoleon selbst stellte sich an die Spitze des 6. Corps seiner Armee; aber die Preußen standen wie die Felsen, kämpften wie die Löwen, würdig ihres Namens und ihres großen Feldherrn, den sie fest ins Auge faßten, bis vom wilden Meere sie überfluthet wurden. — Die Franz. Division des Generals Laloi eröffnete den Kampf durch einen Angriff auf St. Amand; aufs hartnäckigste ward dieses Dorf vertheidigt; aus dem mörderischen Gefechte wichen die Preußen nur um mit neuem Muthe stürmend zurückzukehren, der Feind mußte zurück, aber hinter dem Dorfe hielten neue Trup-

*) Herr Johannes Rösing hat in Folge des eben so unrichtig als gehässig abgefaßten Berichts eines Preußischen Offiziers, im Februarheft der Minerva, über die Schlacht bei Ligny, sich bewogen gefunden der Unterzeichneten zu gestatten, aus seiner, am 5. Januar gehaltenen Vorlesung das über diese Schlacht Gesagte, besonders in Betreff des vielbesprochenen Cavallerieangriffs, mitzutheilen.

Die Red. des Bürgerfreundes.

penmassen die Fliehenden auf, um mit ihnen vereint das verlorne Terrain wieder zu gewinnen, die Wogen zerbrachen die Felsen, St. Amand ward von den Franzosen erobert und behauptet —

Auf St. Amands mit Blut getränktem Feld,
In heißem Kampf fiel mancher brave Held,
Hier hat Hermann von Kapff sein Blut vergossen,
Geliebt und hochgeehrt von Bremens Kampfgenossen:
Die Vaterstadt sah ihren wackern Sohn nicht wieder,
Und bittre Zähren mischten sich in Jubellieder.

Furchtbarer noch tobte die Schlacht in und bei Ligny, ein weitläuftig massivgebautes Dorf; hier schien Napoleon die Entscheidung des Tages suchen, diesen Punkt, es koste was es wolle, erringen zu wollen; es ward von beiden Seiten um seinen Besitz mit einer Hartnäckigkeit gekämpft, wie die Geschichte nur wenig Beispiele aufzuweisen hat; in manchen Schlachten werden Dörfer genommen und wieder gewonnen; hier aber währte die schreckliche Schlacht in dem Dorfe selbst 5 volle Stunden; Ströme von Blut flossen in demselben, die genährt wurden durch immer neue Verstärkungen, gesendet von den hinter dem Dorfe stehenden Colonnen; dabei sprühten von den dieß- und jenseitigen Höhen 200 Geschütze ihr verheerendes Feuer dem unglücklichen Dorfe zu, das an vielen Orten zugleich in Brand gerieth. — Blücher benutzte einen günstigen Augenblick, als Napoleon Alles daran setzte, Ligny zu gewinnen, das Dorf St. Amand wieder zu erobern; er stellte sich selbst an die Spitze eines Bataillons, sein Vorwärts durchdrang die Reihen und stählte den Muth der braven Preußen; sie blickten nicht auf den dahinsinkenden Vorder- und Nebenmann, nur den Feind hatten sie im Auge, Vater Blücher hatte Vorwärts geboten und vorwärts gings über Tod dem Tode entgegen; der Angriff gelang, nicht allein ein Theil des Dorfes ward wieder erobert, sondern auch eine Anhöhe, die bei dem Verluste desselben hatte verlassen werden müssen. —

Wäre in diesem Augenblicke Bülow mit dem 4. Armeecorps erschienen, nach welchem der Feldmarschall so sehnsuchtsvoll ausblickte, um nach dessen Eintreffen unverzüglich einen Angriff mit dem rechten Flügel zu machen, oder hätte sich die verheißene, daher bestimmt erwartete Unterstützung des Brittischen Feldherrn gezeigt, so wäre die Schlacht unbedingt gewonnen worden, — aber Bülow war zu weit entfernt gewesen, und ob gleich im Sturmschritte daher eilte, so daß mancher seiner braven Pommern schon auf dem Marsche entkräftet niedersank, er konnte nicht herankommen, und Wellington dachte nur an seine eigne Sicherheit, indem Napoleon ihn durch Marschall Ney mit dem 2. Armeecorps bei Quatre-Bras Schach bieten ließ. —

Schon 6 Stunden hatte die Schlacht schrecklich gewüthet und noch war keine Entscheidung, neue und immer neue Truppen führte Napoleon zum Angriffe; mit Löwenmuth fochten die Preußen, ihnen waren keine frischen Truppen mehr zu senden und immer mehr schmolz die Zahl der Kämpfer. — Die Sonne, den Tag verlassend, sandte ihre letzten Strahlen, die Kämpfer mahnend abzulassen vom furchtbaren Waffenspiele; aber Bellona schien Napoleon anzuspornen, nicht abzulassen, sondern den Ausschlag zu erzwingen; er that es bei schon eingetretener Dämmerung durch einen Angriff der alten Leibgarden und schweren Reiter auf beiden Seiten des Dorfes Ligny. — En avant! und vive l'empereur! ertönte es in den Reihen der 8 Bataillone der Garde, die mit aufgepflanzten Bajonetten stürmend hervorbrachen; en avant! und vive l'empereur! hallte es wieder in den Reihen der nachrückenden Kürassiere der Generäle Delort und Mihaud und der reitenden Grenadiergarde.

So furchtbar wie der Angriff war, so hartnäckig die Vertheidigung; heldenmüthig wider-

stand das Preußische Fußvolk dem Sturme der Garden, mußte aber weichen, als die feindlichen Kürassiere, welche die Preußische Linie durchbrochen hatten, im Rücken erschienen; Ligny ward geräumt und so der Mittelpunkt der Preuß. Stellung gesprengt, große Verwirrung konnte nicht ausbleiben, zumal der Mangel an Munition fühlbar ward; viele Kanonen, Wagen und Gefangene gingen verloren. — Die vor uns kämpfende Infanterie zu schützen und die Batterie zu decken, hatte schon eine ziemliche Zeit eine Mauer von 4 Regimentern Reiter festgeschlossen gestanden, den äußersten rechten Flügel bildete das Detachement der Freiwilligen von Lützow's 6. Ulanenregiment, meist Söhne der freien Hansestadt Bremen, unter dem Commando des Majors v. Eelking. — Schon manche Kugel der feindlichen Geschütze hatte ihre Opfer aus den Reihen unseres Regiments so wie der ganzen Brigade geholt, das Detachement blieb verschont. Blücher, auf dem ihn von Englands Prinz-Regenten geschenkten herrlichen Schimmel reitend, mit einem großen braunen Mantel und einer einfachen Mütze, kam zu uns heran und hielt mit einigen Adjudanten eine Zeitlang dicht vor uns, bald sehnsuchtsvoll in die Ferne links schauend, auf Bülow's Ankunft hoffend, bald ernsten Blickes rechts, auf Wellington's Versprechen bauend. Eine Kanonenkugel tanzte, Verderben drohend auf dem Felde daher, sprang nicht weit von unserer Linie in die Höhe und fiel dann dicht vor dem Feldherrn nieder, ihn und sein treues Roß mit Sand bedeckend; aber der alte Held achtete nicht auf dieses böse Zeichen, vielmehr ermahnte er uns, standhaft zu bleiben, und wie eine gewitterschwangere Wolke stand unbeweglich die Reutercolonne, der weiteren Ordre harrend.

Die Hoffnung, Bülow mit dem 4. Armeecorps noch zeitig genug eintreffen zu sehen ward aufgegeben; immermehr Terrain gewann der Feind, immer größer ward die Noth unserer Infanterie aus Mangel an Munition. — In diesem kritischen Augenblicke rief der Vater Blücher: Kinder, vorwärts zum Angriff! er selbst mit heroischer Todesverachtung blieb an der Spitze unsers Regiments: da schmetterten die Trompeten und vorwärts bog sich der Lanzenwald unserer Ulanen, wir Freiwillige schwangen den Säbel; dahin brauste die ganze Brigade, festgeschlossen Mann an Mann. Es war schon so spät des Abends, daß wir die vor uns liegenden Gegenstände nicht mehr genau erkennen konnten; eine dichte Masse Infanterie kömmt uns in den Weg; mit Hurrah gehts darauf los; im Begriff einzuhauen, erscholl ein lautes deutsches »Haltet ein, um Gotteswillen, wir sind Preußen; rasch ward bei diesem Carré vorbeigeschwenkt; ihm gegenüber in dichten Massen stand der Feind hinter einem Hohlwege; es waren französische Garden, welche sich schnell, dem Reitersturme zu begegnen, in Carrés formirt hatten, — unser Angriff mislang gänzlich; denn in dem Wege ward die Reiterbrigade von den Franzosen mit Kartätschen empfangen; eine überlegene feindliche Cavalleriecolonne bricht zum Schutze der Infanterie hervor, es sind die furchtbaren Cürassiere, welche die Dunkelheit verborgen hatte; — die preußische Cavallerie wird geworfen. — Der brave Oberst Lützow, der die Angriffscolonne commandirte und sie so muthig dem Feinde entgegenführte, hat das Unglück, daß sein Pferd erschossen wird und er selbst in feindliche Gefangenschaft geräth. —

(Der Beschluß folgt.)

Lucian Buonaparte

war der ausgezeichnetste unter Napoleon's Brüdern und derjenige, der sich am Wenigsten seinem Willen unterwarf, nachdem er ihm den Weg zum Kaiserthrone gebahnt hatte, indem er die Rück-

kehr des Generals Buonaparte aus Egypten beschleunigte, und die Revolution des 18. Brumaire durch seine Geistesgegenwart, die jenen einen Augenblick verließ, zu Stande brachte. Lucian war im Jahr 1775 in Ajaccio geboren. Im Jahre 1792 durch Paoli mit seiner Familie aus Corsika vertrieben, wurde er Magazinverwalter zu St. Maximien in der Provence, und heirathete eine Dem. Boyer. Am Schluß des Feldzugs von 1795 war er Kriegskommissär, zwei Jahre später (obgleich erst 24 Jahre alt) Deputirter im Rath der Fünfhundert. Am 18. Brumaire bekleidete er die Würde als Präsident dieser Versammlung; in der stürmischen Sitzung dieses Tages entwickelte er eben so viel Energie als Besonnenheit, und als er dem Andrang der Mitglieder, welche laut die Achtserklärung seines Bruders forderten, nicht mehr widerstehen konnte, verließ er den Saal, setzte sich zu Pferde, und bestimmte die Truppen durch eine kräftige Anrede, die Deputirten aus dem Sitzungssaale zu treiben. Unter dem Konsulat wurde Lucian Mitglied des Tribunats, und später Minister des Innern an Laplace's Stelle. Als solcher bereitete er die Departemental-Eintheilung des Landes vor, und that viel für die Künste und Wissenschaften. Im Jahr IX. ging er als Gesandter nach Spanien später nach Italien, und schloß mehrere für Frankreich sehr vortheilhafte Verträge über Gebietsabtretungen ab. Das mit Pius VII. abgeschlossene Koncordat wurde durch Lucian in einem sehr gemessenen Vortrag dem Tribunat übergeben; am 18. Mai 1802 setzte er dort auch die Einführung der Ehrenlegion durch, zu deren Großoffizier er ernannt wurde. Das neu errichtete Institut erwählte ihn zu seinem Mitgliede. Durch seine zweite Heirath mit Madame Jauberton, der Wittwe eines Wechselagenten, wurde indessen der Bruch, den Napoleon's despotisches Verfahren gegen seine Familie wie gegen die öffentlichen Freiheiten zwischen Beiden erzeugt hatte, unheilbar. Im Jahr 1804 ließ Lucian sich in Italien nieder, und blieb dort bis 1810, wo er nach den vereinigten Staaten von Nordamerika auszuwandern beschloß. Bei Cagliari wurde aber sein Schiff von zwei englischen Fregatten weggenommen und nach Malta geführt, von wo die englische Regierung ihn als Gefangenen nach Ludlow in Shropshire abführen ließ. Er ließ seine Familie zu sich kommen und bewohnte ein schönes Landhaus bei Ludlow, bis die Ereignisse von 1814 ihm die Freiheit verschafften. Lucian kehrte nach Rom zurück, wo die Freundschaft des Papstes Pius VII. ihn zu fesseln suchte. Indessen hatte Napoleon's Unglück jeden Groll in Lucian's brüderlichem Herzen verwischt; er korrespondirte mit ihm nach Elba, und bei des Exkaisers Rückkehr von dort kam auch Lucian wieder nach Paris, wo er in die Pairskammer trat. Die Katastrophe von Waterloo führte ihn auf's Neue nach Rom. Er ließ sich in der Villa Ruffinella bei Frascati nieder, und verfaßte dort sein Gedicht: "Die Cyrneide, oder das gerettete Korsika." Ein anderes poetisches Werk: "Karl der Große," hatte er während der Gefangenschaft in England vollendet; indessen wird sein Verdienst als Redner, Staatsmann und Diplomat seinen literarischen Ruhm jedenfalls in der Geschichte überwiegen. Die letzten 25 Jahre brachte Lucian, nur einzelne Reisen (z. B. im vorigen Jahre nach Deutschland) abgerechnet, in Italien zu, wo er seine Muße den Künsten und Wissenschaften widmete. Er starb bekanntlich zu Viterbo am 29. Juni d. J. Lucian's ältester Sohn und Erbe ist wegen seiner Kenntnisse in der Zoologie geschätzt, und mit einer Kousine, der Tochter Joseph Buonaparte's, vermählt. Lucian's Tochter ist die Gemahlin des Lord Dudley Stuart.

(Hierbei als Beilagen: "Schnellpost ꝛc.", und "Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

L. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshof.

Die

SCHNELL-  POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 60 des Bürger-Freundes für 1840.

Sonntag, den 26. Juli.

Der deutsche Zollverein.

Es ist nichts Kleines, daß man hofft, die französischen Kammern werden eine Vereinigung Frankreichs mit dem deutschen Zollvereine zu Stande bringen und Rußland sehe ein, daß es durch die Handelssperre sich selbst die Welt mit Brettern zvernagele und stehe deshalb bereits in Unterhandlung, zunächst die Grenzsperre an der Ostsee und dann noch mehrere Bretter einzuschlagen, bis es dann, vom Geiste des deutschen Zollvereins ergriffen und von triumphirenden Dampfschlotten durchzogen, sich dem Flusse des Geistes nicht mehr wird widersetzen konnen. Vielleicht sieht man einst, im Jahr **1940**, auch in dieser Beziehung mit Jubel auf unser Jubeljahr zurück. Was aber der deutsche Zollverein zu bedeuten hat, das sagt uns sehr gut Dr. Bowring, der in dieser Sphäre ein Wort reden kann: „Der Zollverein ist thatsächlich der Vertreter eines durch den größten Theil Deutschlands verbreiteten, lebhaften Verlangens nach einem nationalen Zusammenhalten und gemeinsamen Handeln. Er hat Wunder gethan im Zernichten kleinlicher, örtlicher Interessen und Vorurtheile; er hat das Gefühl deutscher Volksthümlichkeit aus dem Gebiete der Hoffnungen und Phantasie auf den Boden der Wirklichkeit und materieller Interessen übertragen; er ist Ausdruck und Wirkung des allgemeinen Verlangens eines großen Volkes, welches, obwohl staatlich und confessionell vielfach geschieden, doch durch einen Geist verbunden wird. Die Hindernisse des Verkehrs, Reisens, des materiellen und ideellen Austausches, durch die Gesetze der einzelnen Staaten künstlich geschaffen, sind und werden entfernt, und was noch steht, wird der locomovirende Dampf, auf dessen Rauchsäule die Göttin der Freiheit jubelnd durch die Länder galopirt, vollends niederschmettern. Der Zollverein vertritt die Interessen von mehr als **26** Millionen Bewohnern des civilisirten Theils Europas; er hat auch das wichtige Resultat hervorgerufen, die Aufmerksamkeit und Besorgniß von mehr als einem Nachbarstaate zu erregen. Daß commercielle und politische (und ideale) Interessen in genauester Verbindung stehen, versteht sich von selbst. Der Zollverein wird daher ein schweres Gewicht in der Schaale der Politik werden und mit großer Kraft auf die Geschichte Europa's und der ganzen Welt einwirken." So anerkennend und schön spricht ein Engländer über den Zollverein, der sogar in Deutschland noch Feinde hat.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Man schreibt aus Hannover: „Das Beispiel des hiesigen Schauspielers Karl Devrient, dem ein unerhörter Erfolg seiner Gastspiele ein hier eben so unerhörtes Engagement verschaffte, hat sehr böse Folgen für unser Theater: die übrigen Schauspieler erster Fächer wollen es nun eben so gut haben, und sprechen in ihrer gewohnten naiven Bescheidenheit: „Sind wir denn schlechter als Dieser?" Auf solche Art verloren wir Hendrichs, und jetzt ist es dem Regisseur Grunert eingefallen, sich eben so gut, wie Devrient, zu befinden, und denselben Gehalt zu begehren. Er ist dem Schauspiele nützlich, und hielt sich für unentbehrlich. Höhern Orts aber wollte man endlich diesen Anmaßungen Einhalt thun, und verwarf nicht allein das, direct an den König gerichtete Gesuch des Herrn Regisseurs, sondern beauftragte auch sofort die Intendanz mit dem Engagement eines andern Künstlers. Man spricht jetzt von der Anstellung Jerrmann's in Mannheim."

Der König von Preußen hat den katholischen Bischöfen seines Landes eigenhändig seine Thronbesteigung angezeigt und sie zur Eidesleistung aufgefordert. Der Fürstbischof von Breslau war der erste, der nach Berlin kam, um seine Huldigung zu leisten.

Seit einem Jahr hat in Naumburg ein Franzose eine Champagnerfabrik errichtet, die der von Epernay nichts hinausgiebt. Gegen 700 000 Flaschen liegen bereits auf dem Lager und sollen ausgezeichnet in ihrer Art sein. Giebt der neue Fabrikant seinen Wein wohlfeiler und sieht er auf eine bessere Sorte, als seine übrigen falschen Collegen, so ist das Glück dieses Mannes gemacht.

In Wien grassirt die Hundswuth auf eine furchtbare Weise und brach durch einen Kettenhund aus, den sein Herr, als er nach Baden ging, ohne Nahrung und Wasser ließ. Der Hund zernagte aus Hunger seine Hütte,

wurde wüthend und biß 5 andere Hunde, wodurch die ganze Hauptstadt in Furcht und Schrecken gesetzt ist.

Aus Frankreich.

Da die Lumperei alle Tage zunimmt, wird auch das Papier, welches in Lumpen und Hadern seinen Vater verehrt, tagtäglich wohlfeiler, zumal nun, da Bouchet in Paris die Erfindung des Engländers Gobbet im Großen treibt. Der erfand nämlich, aus Maisspelzen Papier zu machen. Bouchet hat jetzt sechs Maschinen im Gange, welche in einem Tage 10,000 Pfund Maisspelzen Papier liefern, so daß auch das Lumpen-Papier dadurch um zehn Procente wohlfeiler wird. Das ist ein großer Trost für die Lumpen-Papier-Vagabunden!

Die Unterstützungsliste des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts in Frankreich für 1840 führt 119 Namen, unter diesen 72 Damen, worunter 26 Schriftstellerinnen mit Gehalten von 300 bis 1400 Fr. jährlich, zum Theil Wittwen verdienstvoller Gelehrten. Unter den männlichen Schriftstellern, welche Unterstützung erhalten, bemerkt man Bossoinkade mit 1000, Cassini mit 2000, Lacretelle mit 2000, Méry (einst Herausgeber der „Nemesis"), mit 1500, Julius Mohl (Mitarbeiter an der prachtvollen Sammlung orientalischer Werke, welche in der königl. Druckerei gedruckt werden), mit 1500, Nodier mit 1500, den blinden Historiker Thierry mit 5200 Fr.

In Paris, mitten in der ganzen vornehmen Welt, ist die Mode aus der Mode gekommen, wie sich die „Dorfzeitung auszudrücken beliebt; d. h. aber eben nur das Wort, welchem man das englische „Fashion" substituirt hat. — Da die gutmüthigen Franzmänner beinah der ganzen Welt aus ihrem Sprachschatz geliehen haben, ist's natürlich, daß sie nun selbst zu borgen anfangen.

In Montpellier kehrte dieser Tage ein Soldat, der wegen Widerspänstigkeit öfters bestraft worden, und hierauf davon gelaufen war, unbemerkt zurück, und gelangte Nachts in den Schlafsaal seiner Compagnie in der Caserne. Er näherte sich dem Bett seines Corporals, ein Licht in der einen, den Säbel in der andern Hand und zwei Pistolen im Gürtel. Nun weckte er den Corporal, sagte ihm, daß er zur Ausfechtung seines Streits gekommen sei, und hieb sogleich mit dem Säbel auf ihn ein. Nachdem dieser 8 bedeutende Wunden empfangen hatte, und inzwischen die 40 andern Soldaten, welche im Saale schliefen, alle weggelaufen waren, entkam er vor die Thür. Sogleich verbarricadirte sich der wüthende Angreifer inwendig, und hielt bis 3 Uhr Morgens eine förmliche Belagerung aus. Jetzt befahl der Oberst, die Thüren einzustoßen und den Kerl todt oder lebendig zu liefern. Sobald die Thürflügel einstürzten, hörte man einen Schuß, und die eindringenden Soldaten fanden eine Leiche mit zerschmettertem Kopfe.

Aus Rußland.

Obgleich der Kaiser von Rußland wegen des Mißwachses in dem Innern seines Reiches am 3. Juli den verheißenen Ukas wirklich erlassen und die Häfen der Ostsee der freien Einfuhr von Getraide aller Art und von Mehl auch für solche Schiffe, die vom fernen Ausland erst im nächsten Frühling in Rußland eintreffen können, geöffnet hat, so wird von Moskau aus doch bekannt gemacht, daß die Getraidevorräthe daselbst für den öffentlichen Bedarf vollkommen hinreichend wären und daß deshalb die Preise dort eher fallen als steigen würden.

Aus Belgien.

Dieser Tage wurde auf den Fischmarkt zu Antwerpen ein Stör gebracht, dessen Gewicht sich auf nicht weniger als 600 Pfund belief.

Aus den Vereinigten Staaten.

Newyorker Blätter bis zum 19 Juni (über Liverpool) schreiben: Ein Kongreß-Mitglied, Hr. Mercer, hatte in der Sitzung einen Kollegen, Hrn. Montgomery, beleidigt hatte, wurde zu einer Geldstrafe von 30 Pfund verurtheilt. „So ist jetzt, sagt ein Blatt, der Preis, welcher auf diese Handlung steht, gesetzlich bestimmt."

Mosaik.

In England ist kürzlich die zweite Auflage eines Buches erschienen das den Titel führt: Der Sklave, oder Archy Moore's Denkwürdigkeiten. Dasselbe enthält eine Menge von interessanten Schilderungen und Notizen über das Leben der Pflanzer und die Lage der Sklaven in den südlichen Staaten der nordamerikanischen Union. Der Verfasser ist ein Abolitionist, und kennt die Verhältnisse, welche er bespricht, ganz genau aus langjähriger, eigner Anschauung. Es ist charakteristisch für die vereinigten Staaten, daß lange Zeit kein Verleger sich in denjenigen Staaten, in welchen die Sklaverei nicht abgeschafft ist, sich entschließen wollte, das Werk zu verlegen; und als es endlich erschien, wurde zwar die Auflage schnell vergriffen, aber kein Blatt wagte, dasselbe kritisch zu besprechen. Bestrafung der Sklaven. „Ist der Sklav zu spät aufs Feld gekommen — zwanzig Hiebe. Ist er träg und unfleißig — dreißig Hiebe. Ist er ungehorsam oder befolgt einen Befehl nicht — vierzig Hiebe. Fügt er durch Nachlässigkeit dem Eigenthume seines Herrn Schaden zu — fünfzig Hiebe. Läßt er sich eine Lüge zu Schulden kommen — sechzig Hiebe. Hat man ihn eines Diebstahls wegen in Verdacht — siebenzig Hiebe. Sagt oder thut er etwas, das man als Widersetzlichkeit oder Widerspänstigkeit auslegen könnte — achtzig Hiebe. Für die geringste wirkliche Insubordination — hundert Hiebe. Und wehe ihm, wenn er gar den Versuch macht zu entfliehen! Er wird verfolgt von Menschen und Hunden, man schießt ihm Hagelkörner ins Fleisch, und läßt er sich erwischen, so wird er gepeitscht bis auf's Blut, bis er ohnmächtig zusammen sinkt. Dann legen sie ihm Ketten an, schließen ihn jede Nacht fest, geben ihm halbsatt zu essen. Alles „um ihn zahm zu machen." Und leistet er Widerstand, so schießt, sticht oder schlägt man ihn todt, oder verwundet ihn schwer, und ist er geheilt, so wird er an dreißig Tagen hintereinander jeden Abend abgepeitscht, daß das Blut ihm über die Rippen und Schenkel fließt." Die Pflanzer versichern, diese Methode „schlage gut an."

„Hahnemann" — erzählt alles Ernstes Cahpet, einer seiner Anhänger, in einem Büchlein über die Homöopathie — „fand Fälle, wo ein Mensch durch einen Stoß auf den Kopf das Gedächtniß verlor und es durch einen zweiten, mehrere Jahre nachher erfolgten Sturz auf den Kopf, wieder erhielt." — Wer das für baare Münze nimmt — erlauben wir uns hinzuzufügen — muß gleichfalls auf den Kopf gefallen sein.

Daguerreotyp-Ehe.

Ist nicht der Ehestand von vielen Gatten,
Bei Licht besehn, fixirt auf Silberplatten!

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 60.

Bremen, Sonntag den 26. Juli 1840.

Gestorben:

Nro. 675. Den 22. Juli. Der Accisediener Joh. Worninghausen, 79 Jahr; Rembertistr. Nro. 34.

— 676. Den 22. — Des Schirmmachers Christoph Hedderich Ehefrau, geborne Stackmann, 30 Jahr; am Wall Nro. 19.

— 677. Den 23 — Der Arb. Hinr. Gerh. Stürmann, 37 Jahr; Spielleutestraße Nro. 4.

Nro. 678. Den 24. Juli. Der Handlungsgehülfe Johann Georg Lorenz, 17¾ Jahr; Buchtstr. N. 46.

— 679. Den 24. — Des Arb. Hermann Wellbrock Sohn, 1½ Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 124.

— 680. Den 24. — Des Arb. Wilhelm Bratenstahl Tochter, 1½ Jahr; Hülsberg Nro. 8.

Geburten:

Nro. 894. Den 20. Juli. Des Sattlermeisters Heinrich Feldhusen Ehefr., geb. Strothoff, Faulenstraße Nro. 74; von einem Knaben.

— 895. Den 20. — Des Schuhmachers Hinr. Ahrens Ehefr., geb. Harjes, Hastedt Nro. 41; von einem Knaben.

— 896. Den 21. — Des Schneidermeisters Wilhelm Höper Ehefr., geb. Leley, Wachtstraße Nro. 6; von einem Mädchen.

— 897. Den 22. — Ein Mädchen — Buntenthorssteinweg

— 898. Den 22. — Des Schneidermeisters Christian Heinr. Warnken Ehefr., geborne Köster, Marterburg Nr. 26; von einem Knaben.

— 899. Den 23. — Des Mechanicus Joh. Friedrich Eduard Meincke Ehefrau, geb. Steuber, Grünenstr. Nr. 100; von einem Knaben.

Nro. 900. Den 23. Juli. Des Hökers Johann Heinrich Faber Ehefrau, geborne Seidenzahl, Osterthorssteinweg Nro. 55; von einem Mädchen.

— 901. Den 23. — Des Zimmergesellen Wilh. Eggers Ehefrau, geb. Wätjen, alten Steinweg Nro. 15; von einem Mädchen.

— 902. Den 24. — Ein Knabe — Buntenthorssteinweg Nro. 9.

— 903. Den 24. — Des Lohgerbers Johann Rudolph Lameyer Ehefr., geb. Mattheessen, Theerhof Nro. 46; von einem Knaben.

— 904. Den 25. — Des Schenkwirths Heinr. Ehlers Ehefr., geb. Bohe, Osterthorssteinweg Nro. 44; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 312. Der Steuermann Herm. Diedrich Ehntholt und Maria Justina Goebel. Beide von hier.

— 313. Der Federnhändler Heinr. August Bormann u. Sophia Margaretha Dorothea Bornemann. Beide von hier.

— 314. Der Uhrmacher Heinr. Suhling und des verst. Buchdruckers Johann Hinrich Lohmeyer Wittwe, Dorothee Louise, geb. Schmidt, hieselbst.

— 315. Der Arb. Joh. Henrich Bartels hieselbst und Johanne Elise Behrenkamp aus Brake.

Nro. 316. Der Wegaufseher zu Schwachhausen Christian Meierdirks und Anna Adelheid Brand zu Emtinghausen.

— 317. Der Lohgerbergesell Johann August Engelbert Meyer hieselbst und Dorothee Elisabeth Barkhus aus Moor.

— 318. Der Gärtner Heinrich Hohnholt und Maria Catharina Eltzinger zu Hastedt.

Vom 2. Aufgebot sind dispensirt:

— 319. Der Schiffscapitän Gottfr. Wilh. Jansen und Charlotte Macdonald Bödeker hieselbst.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 61.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 30. Juli 1840.

Ich habe Thränen geweint über die Zeit und das Geschlecht; des Gedankens und des Gefühls zerstörender Reiz will mir ringend die Brust zersprengen: Ich muß reden, das Herz zu erleichtern. Durch die Augen geht zart zurück, was zart kam; das Gewaltige gebiert die Brust, die Zunge spricht es aus.

Ernst Moritz Arndt.
(Geist der Zeit.)

Ruf an Ernst Moritz Arndt.
Im Juli 1840.

Die Freunde, die in Liebe Dir verbunden,
Die Männer, in Verehrung Dir genaht,
Sie feiern laut den deutschen Namen Arndt
Und feiern jubelnd Preußens edlen König!

Der König hat ein großes Wort gesprochen;
Mag's danken ihm der deutschen Männer That.
„Weil ich Dich ehre," sprach er, „Dir vertraue,
Sei, was Du wärst, der Lehrer Meiner Jugend!"

Und wie's die Größe, wie's das Herz geredet,
Da tönt es laut von allen deutschen Gau'n,
Der Mann, der Jüngling, edler Söhne Mütter,
Sie rufen: „Sei der Lehrer deutscher Jugend!"

Und kein „Zu spät!" — ertön' von Deinen Lippen,
Und kein „Zu spät!" — erseufz' aus Deiner Brust;
Gab doch dem Mann Dein Leben diese Lehre:
Sei treu und stehe fest wie Deutschlands Eiche!

Die Jugendgluth, die Kraft, die Geistesfrische,
Die Du bewahrt in schwerster Lebensthat,
Nur mit Bewundrung kann man sie betrachten,
Und mancher Geist erstarkt am Namen Arndt! —

Doch alle Kraft, die Dir Dein Gott gegeben,
Laß wirken für das liebe Vaterland! —
Dein Arm war stark — Dein ganzes Leben Lehre,
Dein Lied erklingt, und Deine Schriften mahnen. — —

Gott aber gab Dir einen Fluß der Rede,
Dem Wort ein Leben, daß das Herz erwarmt;
Der Weisheit Frieden, der Erfahrung Reichthum,
O, schütte aus sie in des Jünglings Seele!

O, schütte aus die reife Frucht des Lebens!
O, laß den Zauber walten Deines Worts! —
Der König heißt's, der Mann, der Jüngling bittet:
„O, sei noch einmal Lehrer deutscher Jugend!"

Der Gondelführer.
(Fortsetzung.)

Der Fanto Domenico Scapio, oder wie ihn das gemeine Volk nannte: der Messer

grande, das Haupt aller Häscher und Spione der Republik, der Schrecken nicht nur der Bravos und Diebe, sondern auch ehrlicher Leute, saß noch wach an seinem Tische, hatte eine große Brille auf seiner Nase und las in einem alten Buche. Athemlos stürzte Marietta herein und erzählte ihm unter Schluchzen und Weinen, was sich mit ihrem Bräutigam zugetragen hatte. — Ruhig, und ohne eine Miene zu verziehen, hörte er zu; nachdem sie geendigt, legte er seine Brille auf den Tisch, dann sagte er trocken und theilnahmlos: „Und was willst Du eigentlich von mir, mein Kind; was soll ich in der Sache thun, Marietta?“ — „Mein Gott,“ versetzte sie, „Ihr sollt den Pippo befreien, weil er unschuldig ist; Ihr seid ein großmächtiger Herr; auf Euer Wort werden sie ihn losgeben, bis der wirkliche Mörder entdeckt ist — denn er ist schuldlos, das weiß Gott und die heilige Jungfrau.“ — „Gott und die heilige Jungfrau“, wiederholte der Fanto mit der größten Seelenruhe, „allerdings; die werden aber nicht vor den Schranken der Inquisition für ihn Zeugniß geben. Und woher weißt Du's denn? Zweitens: Wo ist der Thäter? Drittens, wer kann sonst noch Zeugniß für ihn geben, und viertens, warum hat er nicht geschrieen und die Leute herbeigerufen, daß sie den Flüchtigen fingen? Aber angenommen —“ — „O heilige Mutter Gottes,“ wehklagte Marietta, „er ist gewiß schuldlos, wie ein neugebornes Kind.“ — „Angenommen“, fuhr Domenico fort, „daß er's ist: von wem Anderen, als von ihm, kann man erfahren, wer der Thäter ist. Du sagst, er habe ihn oft gesehen; also muß er ihn kennen —“ — „Er kennt ihn nicht; er kam stets im Finstern und verhüllt; nur an der Stimme —“ — „Schlimm, sehr schlimm“, fuhr der Fanto fort, „das vermehrt den Verdacht. Mit einem Worte: ist er unschuldig und wird der Thäter entdeckt, so wird Dein — wie heißt er — Dein Bräutigam freigelassen und kommt mit dem Schrecken davon, wenn er nicht vielleicht wegen Fahrlässigkeit und weil er das Verbrechen hat verheimlichen wollen, ein Jahr im Arsenal schmieden muß. Wird aber der Thäter nicht entdeckt, so hängt Dein Bräutigam ohne Gnad' und Barmherzigkeit. — Ich habe Scharfsinn — mich kennt Venedig, ich witt're die Spitzbübereien auf den Grund hinunter — die Signoria erkennt das — ich will es meinen. Ist also ein Thäter noch auf der Welt, der der Thäter nicht sein will — vorhanden, so schaff' ich ihn — bei San Marco, ich schaffe ihn! Mir ist noch Keiner entkommen. — Ergieb dich dahin mußt Du Dich gedulden. Aengstige Dich nicht; Du siehst, die Sache ist nicht zu ändern. Ich bin zwar ein mächtiger Mann — die Republik kennt mich; aber ich bin auch ein gerechter Mann und kann in der Angelegenheit nicht ändern.“ — „Aber um Christi willen,“ flehte Marietta, „wenn der Thäter nicht entdeckt wird, wenn —?“ „Dann wird man Deinen Pippo erst in die Canal-Gefängnisse sperren und dann foltern; hält er's aus und schweigt er — gut für ihn.“ — „Aber, Excellenza,“ bat Marietta, „edler Herr Pathe! Ihr sagt ja selbst, Ihr seid ein mächtiger Mann; wenn Ihr wollt, Ihr könntet ihn retten.“ — „Ja — Ja!“ brummte der Fanto, „aber wer sagt Dir das? „Aus den Händen der heiligen Justiz ist keine Rettung, keine Befreiung vor erwiesener Unschuld. Und selbst wenn ich könnte! — Es sagt die Politik, der Inbegriff aller Weisheit, Folgendes: Es sage Niemand für einen fremden Kopf, bevor er nicht sicher ist, daß der seinige mit Eisenstangen am Rumpfe befestigt ist. Gilt besonders hier in Venedig. Närrisches Kind, das würde mich schön binden, mich, den Angeber aller Vergehen, Verbrechen und Spitzbübereien, für die Lossprechung einer

inhaftirten Mörders zu sprechen! Was meinst Du, mein Kind, was ich thun würde, wenn Pippo wirklich der Mörder wäre und Du kämest zu mir und fragtest mich um Rath, wie er sich los machen, herauslügen könne, um der Strafe zu entgehen? Was meinst Du?« — »Der Fall ist's nicht, Signore«, versetzte Marietta; »aber Ihr würdet rathen, würdet helfen, würdet Euch erbarmen.« — »Gott bewahre mich, Du Thörin, da wär' mein Kopf mir doch zu theuer! Ich würde gleich hingehen und würde den ganzen Handel anzeigen, und wär' ich der einzige Mensch auf der Welt, der darum wüßte, und wäre der Pippo mein Bruder, mein Vater, oder sonst was. Verstanden? Erst kommt das Amt und die Pflicht, dann die Menschenliebe und das Erbarmen. Erst muß ich meines Kopfes sicher sein, und wer unnöthig für Andere sorgt, verspielt den eigenen leicht. Glaubst Du, ich passe allein auf in Venedig; es passen noch viele Andere auf; sie passen mir auf, sie forschen mir nach, alle meine Schritte und Handlungen beobachten sie; nur ein Fehltritt und ich bin geliefert! Das eben ist die erhabene Weisheit der Republik, daß hier immer der Eine der Beobachter, der geheime Spion des Andern ist. So wird die Ordnung, die Eintracht im Staate aufrecht erhalten; so scheut man sich, Böses zu thun, aus Furcht: und das ist recht. — Ja, mein Kind, ich würde Dich selbst verrathen, so leid es mir thäte, wenn es sein müßte. Mein Kopf ist immer mein Kopf, und besser als jeder andere, der auf meinen Rumpf nicht paßt.« — »So wollt Ihr mich denn ohne Rath, ohne Hülfe von Euch fortschicken?« weinte Marietta. »Ach Gott! ach Gott! das ist eine schöne Ehefreude — in vier Wochen war die Copulation bestellt und jetzt soll der Pippo unschuldig hängen!« — »Es fällt mir da noch ein beschwerender Umstand ein,« fuhr der Fanto fort; »denn mit der Rede von der heiligen Inquisition ist's eine Dummheit, womit ihn der Mörder nur einschüchtern wollte; die sucht sich ihre Opfer anderweitig. Das ist auf jeden Fall ein Mord der Rache und der Thäter ein Nobile. Ranuzio Solani ist Einer, das wissen wir. Ist nun der Thäter ein solcher und hat er großen und einflußreichen Anhang im Senate, so wird man ihn durchschlüpfen lassen, und wessen Kopf kömmt in die Schlinge? Deines Pippo's Kopf; denn mit den gemeinen Leuten macht man nicht viele Umstände. Man wird sagen, er sei gedungen. Die Herren haben wie die Drosseln einen geschmeidigen Hals, den ziehen sie zur rechten Zeit aus der Schlinge.« — »Also ohne Hoffnung, ohne Trost und Hülfe laßt Ihr mich gehen, Patrone?« — »Wart' es ab, mein Kind — es kommt noch auf den Verwundeten an, was er aussagt; denn todt ist er noch nicht ganz. Spricht er den Pippo frei; gut! obgleich es dann noch immer heißen wird, er habe ihn in die Gondel gelockt, worin schon Einer verborgen war. — Geh' nach Haus, mein Kind, tröste Dich, verschlafe den Schrecken, und gedulde Dich; das ist mein Rath, der einzige den ich Dir geben kann.« — Er setzte nach diesen Worten seine Brille wieder auf und las weiter. — Das arme Mädchen entfernte sich in Thränen aufgelöst, trost- und hoffnungslos.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Die Schlacht bei Ligny.

(Beschluß.)

Der Adjudant, Graf Bassewitz wird erschossen, ein gleiches Schicksal hat der Führer unsers Regiments, der Rittmeister Kropf, dem sich Tages zuvor, als er mit 2 Escadrons einen Angriff machte, ein französischer Oberoffizier ergeben mußte, auch der Stabstrompeter wird getödtet;

*

es entstand eine allgemeine Verwirrung, welche dadurch vergrößert ward, daß das Pferd des Rittmeisters Petersdorf, der rasch, als er den wackern Kropf stürzen sah, das Commando übernahm, erschossen und er selbst auf kurze Zeit in die Gewalt der feindlichen Cürassiere gerieth; er hieb sich indeß glücklich wieder frei und es gelang ihm, obgleich aus mehr als einer Wunde blutend zu Fuß wieder zu uns zu kommen. — So rasch wie der Angriff unsrer Reuterbrigade gewesen, so rasch war der Rückzug oder vielmehr die Flucht; während derselben kam ein preuß. General (wenn ich nicht irre General Steinmetz, er trug eine Brille) zwischen uns gesprengt, ein donnerndes Halt, Halt, um Gotteswillen Halt! rufend, Fürst Blücher wird vermißt!" — solch ein Ruf verfehlte seine Wirkung nicht; es stand die fliehende Colonne. So weit die Dunkelheit und der fast gänzliche Mangel an Führung und Commando es zuließen, arangirte man sich wieder; jeder fühlte in sich das Commando, vorwärts, vorwärts! zum neuen Angriffe; er gilt ja vielleicht dem Leben oder der Befreiung des Vaters Blücher; — es dröhnte die Erde vom Hufschlag der Rosse, es ertönte die Luft von lautem Hurrah; die feindliche Cavallerie wird erschreckt und geworfen. — Als der erste Angriff mislang, war es geschehen, daß das Pferd des Fürsten Blücher von einer Kugel getroffen ward; das edle Roß versagt trotz der tödtlichen Wunde nicht den Dienst, es scheint zu wissen, wer sein Reiter sei; allein der wachsende Schmerz treibt es immer heftiger zu convulsivischen Sprüngen an, bis es im vollen Rennen todt zu Boden stürzte, der Fürst, ganz betäubt vom gewaltigen Sturze, liegt unter dem Pferde. — Groß ist die Gefahr des Heerführers, es droht die Schmach der Gefangenschaft, furchtbare Folgen hätte sie haben können; fast ohnmöglich scheint die Rettung, menschliche Hilfe ist fern, seine tapfern Reuter sind zurückgeschlagen, nur ein Mann war bei ihm geblieben, der den kühnen Helden nicht aus den Augen gelassen, entschlossen jedes Loos mit ihm zu theilen, sein Adjudant, der wackere Graf Nostiz — die Vorsehung schützte Deutschlands ersten Helden; sie läßt die franz. Reuter, die im blinden Grimme vorbeisprengen, den größten Feind, den sie haben, der wehr- und regungslos unterm Pferde liegt, nicht gewahr werden. — Wie bereits erwähnt, werden sie bei dem zweiten Angriffe unsrer Colonne zurückgeschlagen, fliehend sprengen sie eben so eilig bei dem Fürsten vorbei, wie sie es, uns verfolgend gethan haben. — Es war der Oberjäger Schneider unsers 6. Ulanenregiments, der zuerst den Fürsten in der furchtbaren Lage erblickte, er sprengte eiligst hin, zieht ihn mit Nostiz Hülfe unter der Last des todten Rosses hervor; der Fürst wird auf das Reuterpferd gehoben und jubelnd zum Heer geführt. — So wie Blücher's Rettung bekannt ward, wurde von weitrer Verfolgung des fliehenden Feindes nachgelassen, sie wäre sehr zwecklos gewesen, auch hatte längst die eingebrochene Nacht geboten, den furchtbaren Kampf zu enden. — In aller Ruhe und Ordnung, vom Feinde nicht belästigt, ward der Rückzug vollzogen. —

Sehr groß war der Verlust der Reuterbrigade, hauptsächlich bei dem ersten mislungenen Angriffe, besonders zählte unser Regiment eine Menge Todte, Verwundete und Vermißte; der Lieutenant Julius ward gefangen. Auf wunderbare Weise ward das Detachement der Freiwilligen erhalten. —

Wie ich bereits erwähnt, bildeten wir den äußersten rechten Flügel der Angriffscolonne; mitten im Angriffe wurden wir durch das in der Dämmerung anfangs für Feinde gehaltene Carré preußischer Infanterie gestört, gleich darauf

als wir eilten, uns der fortjagenden 1. Escadron des Regiments wieder anzuschließen, kamen wir in einen dichten Busch des Hohlwegs, mußten nun hinter jene Escadron schwenken, welche unmittelbar darauf in dem Wege von den feindlichen Kartätschen empfangen und übel zugerichtet, sofort Kehrt machen mußte, wodurch wir vom gewaltigen Strome mit zurückgerissen wurden; wäre das Detachement nun nicht so eigenthümlich und seltsam mitten im Angriffe aufgehalten worden, oder wäre der Angriff nur eine kurze Strecke weiter links gemacht worden, dann hätten viele der Bremer die Vaterstadt nicht wiedergesehen, sichtbar hat die Vorsehung über uns gewacht; nicht oft genug können wir dafür mit dankerfülltem Herzen nach Oben blicken. — Es ward bei diesem Angriffe keiner der Bremer getödtet, ja sogar — kaum glaublich — Niemand verwundet, obgleich mehre franz. Kürassiere zwischen uns sprengten; nur dreien wurden die Pferde getödtet, aber alle 3 Reuter retteten sich glücklich zu Fuße, der eine erschöpft setzte sich auf eine Kanone, Major Eelking's Pferd ward verwundet. — Manche andre Kugel war uns übrigens sehr nahe gewesen, mein Mantel trug die Spuren davon und in meinem rechten Pistolenhalfter fand ich am andern Tage einen bösen Gast. —

Blücher ist späterhin wegen dieses Cavallerieangriffs mehrfach getadelt worden, weil er weder die große feindliche Uebermacht noch das ungünstige Terrain bei der bereits eingetretenen Dämmerung berücksichtigt habe; Andere haben ihm aber volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, gewiß mit dem größten Rechte; denn der Angriff galt zum Schutze und zur Rettung der von Munition entblößten so hart bedrängten Infanterie, und um dem verwegenen, über die erreungenen Vortheile triumphirenden Feinde zu imponiren; fiel nun zwar der erste Angriff so sehr unglücklich aus, so hat doch gewiß der zweite Angriff die Franzosen stutzig gemacht und sie vom Verfolgen während der Nacht abgehalten; eine rastlose Verfolgung hätte aber bei der grenzenlosen Unordnung, in welche während der Nacht und am andern Tage ein Theil des preußischen Heeres verstrickt wurde, und sich in der Meinung, Alles sei verloren, ohne Führer und Commando bunt durcheinander eiligst, besonders auf der Straße nach Brüssel zurückzog, wobei vorzüglich die Herren Lieferanten mit Fourage und Bagage eine große Rolle spielten, im hohen Grade verderblich werden können. — Stumm, in recht trüber Stimmung, zumal so manche Cammeraden fehlten, deren Schicksal uns ganz unbekannt war, zogen wir in dunkler Nacht vom Schlachtfelde ab und machten nicht weit davon auf der Höhe des Dorfes Tilly Halt; gewaltig quälte der Durst; aus Pfützen und Gräben ward schmutzig Wasser mit Begier getrunken, der Magen forderte vergebens seinen Tribut, mehr als Hunger und Durst quälte die Ermüdung, die Pferde am Zügel lagen wir bald im Mantel eingehüllt am Boden hingestreckt, den Rest der Nacht im tiefen Schlafe zubringend. —

---

* Schifffahrt auf der Lippe.

Die Schiffbarmachung dieses Flusses gehört zu den Verdiensten, welche sich der Oberpräsident Herr v. Vinke, um die seiner Leitung anvertraute Provinz erworben hat. Bereits sind 500,000 Thlr. verwendet, wozu noch 200,000 Thlr. behufs Erbauung dreier Stauschleusen kommen werden. Aus letzterer Summe werden aber auch die Kosten zu einer derartigen Vollendung der Einschränkungsarbeiten genommen, daß sich für den niedrigsten Wasserstand ein Fahrwasser von 2 Fuß herausstellt. Es sind diese Anlagen um so erfreulicher und verdienstlicher, als gerade die-

ser Fluß Westphalens Wasserstraße zum Rheine ist; auch hat sich auf demselben bereits ein bedeutender Verkehr in Holz, Salz, Eisenerzen und Kaufmannsgütern entwickelt, wovon jährlich gegen 40,000 Thlr. eingenommen werden mögen.

Indem wir diese Nachricht im „Central-Blatte für Gewerbe und Handels Stat." lesen, erinnern wir uns des Aufsatzes „Ueber die Nothwendigkeit gründlicher Verbesserung des Fahrwassers in der Weser" in der diesjährigen Nro. 46 dieser Blätter, der eine Verbesserung unserer Weser-Schifffahrt bezweckte und der Strombauten der Lippe belegweise erwähnte. Wir freuen uns, daß die in demselben angedeuteten Resultate, in obigem Berichte verwirklicht vor Augen liegen und die Frage tritt uns nahe: „ob denn für unsern Weserstrom nichts gethan werden könne, was bei verhältnißmäßigen Opfern verhältnißmäßige Resultate zu Wege brächte. Es möchte uns vor der Hand nichts näher liegen, was, wie diese Angelegenheit, eine allgemeine und ernstliche Theilnahme verdiente.

Zur Sittengeschichte der Deutschen.

Ritterwesen.

Nachdem um's Jahr 1416 die Stadt Augsburg ihre Irrungen mit Bayern beigelegt hatte, kamen eine Menge Fürsten und Herren dahin. Diesen zu Ehren ward ein prächtiges Turnier auf dem Frohnhof angestellt. Die Herzöge stachen selbst mit, und namentlich zeigte Herzog Wilhelm von Bayern ausnehmende Geschicklichkeit. Georg Stem, ein vornehmer Augsburger Handelsmann, hielt sich ebenfalls so tapfer, daß der Herzog rief: „Wer ist denn die schwarze Kuh, die so tapfer um sich stößt? (er führte eine Kuh im Wappen und auf dem Helm). Sie soll hierher kommen und sich nicht scheuen; wir wollen auch Eins mit ihr wagen." Stem kam und stach und warf den Herzog aus dem Sattel, so daß es ihm im Fall ohnmächtig ward. Als Wilhelm wieder zu sich kam, sagte er: „Die Kuh hat uns hart gestoßen. Wir müssen den Mann kennen lernen, denn er hat sich wacker gehalten." — Stem mußte mit ihm speisen, und als hierauf beim Tanze Wilhelm den ersten Dank, einen mit einer Perlenschnur umwundenen Lorbeerkranz, erhalten sollte, sprach er: „Nein, der erste gebührt der schwarzen Kuh," und begnügte sich mit dem zweiten.

*

Konrad, ein Sohn des Markgrafen Dietrich in der Lausnitz, ging 1176 zu einem Turnir nach Oesterreich, wo er von einer Lanze durchstochen ward. „So sehr," sagt Dylich in seiner Meißnischen Chronik, „hatte dieses pestartige Spiel um sich gegriffen, daß in Einem Jahr sechzehn Ritter dabei das Leben verloren haben sollen. Erzbischof Wichmann befahl sogleich seiner Geistlichkeit, alle Turnirenden zu excommuniciren, und schickte nach Oesterreich die Weisung, dem getödteten Konrad das Begräbniß zu versagen. Markgraf Dietrich, sammt andern Grafen und Edeln, ging zu Wichmann und bat ihn fußfällig und mit Thränen, dem Erschlagenen ein Begräbniß zu gestatten, sie wollen Zeitlebens nicht mehr turniren, auch es ihren Dienstmännern und Lehensleuten untersagen. Wichmann willigte endlich ein, wenn der Papst es bestätigen würde. So ward er endlich vor dem Eingang einer Kirche begraben. Kostete aber viel Schenkung.

*

Einer der berühmtesten Turnierer von Augsburg war Max Walter. Er schreibt Folgendes von sich selbst: „Im Jahr 1489 führt ich Max Walter einen überaus großen Spieß, und er war also groß, daß in Otto Tauginger auf sein Roß nit führen kundt; der was mein Wappenmeister.

aber ir zween trugen ihn, Einer da vornen, der Andere da hinden. Da meinten meine Widertail, Ich füert in aus einer Kunst, das dann nit on was, dann mit dem Vortheil, des mihr niemand weren mocht. Also ginge darnach die Red aus, der Spies were hol. Da fuer ich Max Walter zu, und beritt mich ungefehr auf dem Fronhof zu Augsburg, und hat bei mir einen Knaben dienen, der was im vierzehnten Jahr; den ließ ich mir auf den Spies setzen und fuert in über den Fronhof und wieder herübert. Das hat gesehen und ist dabey gewesen Graf Friedrich von Oettingen und sonst viel Leuth, und darnach schlug ich das Eisen vom Spies herab, da goß ich ein Maas Weins ins Spieseisen hinden ins dickh und dranks aus.

*

Bei der Hochzeit Ferdinand I. mit Anna, Königin von Ungarn, vollzogen zu Linz 1521, war ein spanischer Ritter am Hof, der die Deutschen verachtete und sich erbot, um Leib und Leben zu kämpfen. Anfangs achtete man, die Hochzeitfreude nicht zu stören, der Prahlerei wenig. Aber als er es zu arg machte, traten zwei Ritter auf, Sebastian von Losenstein und ein Herr von Hohenberg, und stritten um die Ehre, die Beschimpfung deutscher Nation zu rächen. Weil aber die Schmähworte im Lande ob der Ens ausgestoßen worden, so erhielt Losenstein, als ein Eingeborner, den Vorzug. Der Spanier zog mit großer Pracht und vielem Gefolge zum Donauthor herein; Losenstein von der andern Seite mit Wenigen, ihm voran vier Reiter mit Stäben roth und weiß. Beide tummelten ihre Streitrosse; Losenstein hatte ein zweihändiges Schwert an der Seite hängen. Auf dem Platze waren Bühnen für die Fürsten und das Frauenzimmer. Sie rannten mit Lanzen gegen einander; da diese nichts ausrichteten, griffen sie zu den Schwertern. Nach einiger Zeit ersah Losenstein die Gelegenheit, ließ dem Pferde, das dazu abgerichtet war, den Maulkorb fallen, und dieses packte nun das des Spaniers. Er selbst aber hieb dem Gegner den Helm auf, und würde ihn getödtet haben, wenn nicht Ferdinand Frieden geboten hätte.

Eine indianische Adresse.

Die Indianer in Ober-Canada haben an den englischen General-Gouverneur Poulett Thomson folgende Gratulations-Adresse gerichtet:

„An unsern großen Vater, den General-Statthalter des brittischen Amerika. Vater, wir, die Kinder unserer großen Mutter, der Königin, welche über dem großen Salzsee wohnt, wünschen dir voll Ehrfurcht Glück zu deiner Ankunft in diesem Lande. Vater, wir sind die ursprünglichen Herren dieses Landes, auf welchem deine weißen Kinder ihre Städte und Meierhöfe gebaut haben. Vater, unser Volk war einst zahlreich, frei und glücklich im Besitze seiner Wälder, Seen und Ströme. Vater, als der weiße Mann kam in unser Land, nahmen ihn unsere Väter an der Hand und gaben ihm Land, um seine Hütte darauf zu bauen. Seither kam der Weiße immer herangeschwommen an unser Ufer, und jetzt ist er größer und mächtiger, als deine rothen Kinder. Vater, viele Jahre lang haben das Feuerwasser und die andern Uebel, die uns gebracht worden sind, unsere Väter zu Tausenden getödtet und zu Grunde gerichtet. Vater, es sind jetzt sechzehn Jahre, seit die Worte des großen Geistes uns gepredigt wurden durch die Methodisten: wir haben unsere Ohren geöffnet, und der große Geist öffnete unsere Herzen dem Evangelium; und jetzt haben wir entsagt unserm Laster und suchen zu leben als gute Christen und gute Ackerbauer. Wir haben Kapellen, Schulen, Häuser und Felder.

Alle diese Dinge erfreuen unser Herz. Vater, wir versichern dir, daß wir glücklich sind, zu leben unter dem guten und mächtigen Schutz der englischen Regierung, die uns bewiesen hat, daß sie der Freund des rothen Mannes ist. Vater, wir sind auch glücklich, zu sehen, daß der Ruf von dem englischen Edelmuth sich verbreitet hat in dem Westen, und daß viele unserer rothen Brüder, die auf dem Gebiet der Vereinigten Staaten leben, den Wunsch geäußert haben, zu kommen und sich niederzulassen in dem Lande unserer großen Mutter, der Königin. Vater, wir erheben unsere Herzen zu dem großen Geiste, zu dem Allerhöchsten, auf daß er segne deine Unternehmungen, und die weißen Männer und die rothen Männer dich preisen, und auch unsere Kinder nach uns sich erheben, um dich zu segnen. Vater, wir drücken dir die Hand von ganzem Herzen, gleichwie unsere Krieger, unsere Frauen und unsere Kinder. Dies ist Alles, was wir zu sagen hatten. Die Häuptlinge der zur Rathssitzung versammelten Stämme. Den 24. Januar 1840."

* Worte,

zum Schützenkönige eines stattgefundenen Schalfestes gesprochen.

Geruhen wollest Du, o Schützenkönig,
Daß wir Dir huldigen durch That und Wort;
Zwar bringen wir nur Schmuckloses und wenig;
Doch unvergeßlich mach's Dir diesen Ort.

Dein Werk — so alt als Wies' und Fluren grünen —
Hast Du durch Deinen Meisterschuß gekrönt;
Hast, was so Manchem unglaubbar geschienen,
Durch That und Vorsicht vortheilhaft gesöhnt.

So bleib' als König! Stets: „das Ziel erreichen"
Sei Wahlspruch Dir und leite Deine That.
Ob rechts, ob links Verzagende entweichen, —
Zum Ziel gehst Du! Dich schreck' kein rauher Pfad!

Wenn auch die Waffen, die Du jetzt bezwungen,
Nicht das mehr sind, wozu sie sonst bestimmt:
Sind sie ein Bild, das, hat es Dich durchdrungen,
Dich mithinan zum wahren Ziele nimmt.

Hier ist das Bild! Sieh' dieser straffe Bogen
Ist ja Dein Denkgesetz, ist Dein Verstand;
Licht, Wissen, Kunst — von ihm sind sie gezogen
Durch edel Denkende in jedes Land.

Dein Auge, das den Bogen so gerichtet, —
Es ist Dein Herz, das den Verstand regiert,
Damit, hast Du die Anker kühn gelichtet,
Dein Lebensschiff nie, nie die Bahn verliert.

Die Kraft, die Deinen Pfeil weit fortgetragen, —
Dein Wille ist's; Thatkraft, sie ziert den Mann!
Verstand erdenkt; durch Thatkraft muß es tagen!
Dann herrscht kein Dunkel, schreckt kein nächtig Bann!

Und sieh! das Centrum, — Deines Strebens Ende; —
Dies ist das Land, wohin wir Alle ziehn;
Das Land, wofür mit jeder Sonnenwende
Wir Erdenpilger sehnsuchtsvoller glühn! —

Nun bleib', o Schützenkönig! edel, denkend;
Bleib' treu und kühn, bis Dich der Vater ruft!
Dann gehst Du, Deine ird'schen Waffen senkend,
Als Lebenskönig in Dein Bett — die Gruft!

J.

* Anzeige.

In der Expedition dieses Blattes ist zu haben:
„**Peter,**" Czaar-Galopp für Pianoforte, aus der Oper: **Czaar und Zimmermann**; vom Verfasser des so beliebten schott. Walzers „**Anton**".

Preis 6 Grote.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.", und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshof.

Die

SCHNELL-POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 61 des Bürger-Freundes für 1840.

Donnerstag, den 30. Juli.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Der Berliner Gesellschafter sagt über den Journal-Unfug in Frankfurt a. M. Folgendes, was auch wohl anderwärts beherzigt werden mögte: Mehrere Correspondenten klagen in Berichten aus Frankfurt a. M. über die dortigen lokal-Blätter, die sich durch Frechheit und Verletzung der Sitten in abscheulicher Weise auszeichnen sollten. „Ich könnte" — sagt einer derselben im „Morgenblatt" — „eine Reihe Journale aufzählen, welche die lokal-Interessen in der trivialsten und schmutzigsten Weise ausbeuten und dem Mitbürger eine Unterhaltung zu gewähren bemüht sind, die, wenn der Censor nicht die wachsamste Aufsicht übte, wenn auch versteckt, doch ziemlich unverhohlen, einen Scandal bietet, wie ihn die Polizei auf der Straße nicht dulden würde. Was in der hiesigen Presse nicht erreicht werden kann, dazu benutzt man die auswärtige, besonders die Hanauer. So erschien dort vor Kurzem eine Broschüre: „Borgerliche Hamlichkeiten", die wahrhaft mit Koth geschrieben war. Kann die Censur irgendwie entschuldigt werden, kann sie es doch nur in der Weise, daß sie so viel wie möglich von einem sittlichen Gesichtspunkt ausgeht; wenn aber im Uebrigen jedes freie Wort von dem Rothstift getroffen wird, so darf man wohl fragen, ob es nicht schändlich, daß Privatverhältnisse und Persönlichkeiten auf die schonungsloseste Weise von der Presse dargestellt werden dürfen? Freilich hat man Injurien-Klagen, aber was nützen diese bei unserm langsamen Gerichtsgange? Kein Land mit einer freien Presse — selbst England nicht — bietet so schamlose Entstellungen der Privatverhältnisse wie Deutschland; und dort ist man an dergleichen gewöhnt, bei uns aber heißt es: littera scripta manet. Zudem hat man dort rasche Justiz, welche die Injurien auf der That schlägt." — Da haben wir abermals eine Stimme, welche über Frankfurt a. M. und den unwürdigen Theil der dortigen Literaten sich frei ausspricht. Wir thaten das im vorigen Jahre auch, und zwar, nach den damals vor uns liegenden gründlichen Beweisen, noch sehr mäßig; die getroffenen literarischen Taugenichtse machten darüber, wie begreiflich, ein Geschrei in einer Art, die wiederum entschieden gegen sie zeugte, und wir hielten dabei mit voller Ueberzeugung unser Streben für ganz unangetastet. Denn wollen wir Schriftsteller die möglichste Freiheit der Presse, müssen wir auch unter uns selbst für literarische Justiz sorgen und von allen ehrlichen Seiten her Jeden strafen, der nicht aus sich selber die nöthigen rechtlichen und sittlichen Schranken zu halten weiß, sondern um elenden Gewinnstes willen, oder um seinem Rachegefühl zu fröhnen, die Ehre Andrer mit feiler Feder räuberisch anfällt.

Vor einigen Tagen früh Morgens spazierte Se. Maj. der König v. Preußen in seiner Gartentracht, bestehend in einfachem grauen Ueberrock, Mütze und derbem Knotenstock, hinter dem Garten von Sanssouci hinaus bis zu einem der nahen Dörfer. Am Ende desselben, wo die Schule liegt, hörte er aus dieser einen gewaltigen Lärm, während der Schullehrer ruhig vor der Hausthüre stand. Er redete diesen an und fragte, wann hier die Schule anzugehen pflege? um 8 Uhr. „Nun denn, wie kommt's — fragte der König, — daß heute noch nicht begonnen wird; es muß doch gegen halb 9 Uhr sein?" Den Schulmeister verdroß die zwar gerechte, aber, wie es ihm bedünken wollte, unbefugte Mahnung, und er wollte eben antworten, als Jemand, den hohen Herrn erkennend, diesen sehr demüthig grüßte, und auch der König selbst sich entfernte. Der Lehrer fragte aber nach Beendigung des Unterrichts seinen Nachbarn, welcher den Fremden gegrüßt, was das für ein Mann gewesen, und als er nun erfuhr, daß es der König war, machte er sich sogleich auf den Weg nach Potsdam, eilte von Behörde zu Behörde, erzählte was geschehen, und versprach himmelhoch, daß er künftighin jedesmal pünktlich um 8 und um 1 Uhr seinen Unterricht anheben wolle, wenn ihn Se. Maj. nur noch diesmal im Amte lassen, und ihm verzeihen wolle. Das Letztere soll denn auch in vollem Maße geschehen sein. Ich erzähle diese Anekdote, wie sie hier ganz Berlin erzählt.

Der Gasthof an der Straße zu Karthaus, bei Brünn, führt seit einiger Zeit den Schild: „Zum Semilasso." Ist der Wirth etwa literarisch und kennt er den berühmten Verstorbenen? — Und wenn dem so, hätte er nicht passender „Tutti Frutti" gewählt?

Der letzte kaiserlich gekrönte Dichter, der bekannte v. Reinhard, hat jüngst das Zeitliche gesegnet; die alleszeit lustige „Dorfzeitung" versieht diese Notiz noch mit der Randglosse, daß die kaiserlich gekrönten Dichter heut billig aus der Mode wären, weil unsre Poeten sich eigenhändig die Krone aufzusetzen pflegten. — Ob nicht dieser, mit Recht verhöhnte Dünkel denn doch etwas älter sein möchte, als die ehrliche „Dorfzeitung" zu glauben scheint?

Wenn Herr von Alvensleben auch mit seiner „Adelszeitung" bis jetzt nur den Tadel der Oppositionsjournale erfuhr — in sofern wir in Deutschland von einer consequenten und ungehinderten Opposition reden dürfen — so hat sein Organ auch diesmal ein Lob verdient. Ihre Mittheilungen aus Prag haben für jene Stadt den Erfolg gehabt, daß das hohe Hazardspiel, was bisher in der adeligen Ressource daselbst üblich war, durch strenge Befehle von Wien her verboten worden ist. — In Oestreich ist eine Revision des Adelswesens vorgenommen worden, die

mehrere Familien ihrer Würde völlig entkleidete, andere degradirte.

Zu Schwetz (in Preußen) hätte fast die durch die Zeitungen bekannte Ermordung des Paters Thomas in Damascus zu einem Excesse Veranlassung gegeben. Ein bei einem Juden dienender christlicher Knecht hatte heimlich den Dienst verlassen, ohne daß der Dienstherr sich weiter um seine Wiederergreifung kümmerte. Plötzlich verbreitet sich das schändlich dumme Gerücht, die Juden hätten diesen Knecht ermordet, um sein Blut bei der Anfertigung des ungesäuerten Osterbrodes zu besitzen. Die durch geistige Getränke aufgeregte Menge wurde nicht früher beruhigt, als bis der Magistrat jenen Knecht, der sich im Culmischen aufhielt, nach Schwetz bringen ließ, worauf sie mit Beschämung auseinander ging.

Die Zeichnungen für die neue Amtstracht der protestantischen Geistlichen in Baiern sind von dem Hofschauspieler und Costümier Fried in München verfertigt und ausgegeben worden. Der Dorfpfarrer braucht zweierlei Anzüge, für die gottesdienstlichen Verrichtungen und für das gewöhnliche Leben; die Stadtgeistlichen dagegen vier bis fünf, außer jenen zu besondern Festlichkeiten und für den Hofcirkel. Die höhere Geistlichkeit zeichnet sich durch Ketten und Kreuze aus. Uebrigens soll der Anzug würdig, bequem und geschmackvoll, ja sogar malerisch sein, und die Frau Pfarrerin wird ihre Freude an dem Herrn Pfarrer haben.

Am Rhein und Main war die Getraideerndte bereits am 14. Juli im vollen Gange und am 17. fand man schon neues Getraide auf dem Fruchtmarkt zu Mainz. Der bis dahin zu einer ungewöhnlichen Höhe gestiegene Getraidepreis fiel auffallend herab.

Aus Frankreich.

In Paris ist der Juwelenhändler Halphen, der als ein armer Israelit nach Paris kam, mit Hinterlassung eines Vermögens von 8 Mill. Frcs. gestorben.

Eine Dame die 89 Jahre alt war und einer sehr geachteten Familie angehörte, lebte seit einiger Zeit zu Paris von Almosen und Entbehrungen. Da sie dieser Tage von einem heftigen Uebelbefinden befallen wurde, verweigerte sie den Beistand eines Arztes, den ihr Neffe ihr anbot auf der Stelle holen zu lassen. Sie konnte den Gedanken nicht ertragen, den Besuch eines Doktors bezahlen zu müssen. Nach Verlauf einer Stunde hatte sie den Geist ausgehaucht, nach ihrem Tode fand man in dem Strohsack 1750 Fünffrankenstücke; 530 Zwanzigfrankenstücke; 9 Banknoten von 1000 Fr.; endlich 40 Geldscheine der Stadt Paris.

Bekanntlich laufen die Katakomben unter einem großen Theil von Paris hin, und seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, wo mehrere Häuser einstürzten, herrscht bei dem kleinsten Zufall eine große Aengstlichkeit. Kürzlich brach in der Straße Vaugirard eine Grube ein, und schon fürchtete man, es würden mehrere Häuser nachfolgen. Die Architekten haben indeß erklärt, es sei nichts weiter zu befürchten.

Aus England.

Bei dem Diner des Herzogs von Wellington zum Andenken an die Schlacht bei Waterloo, das der greise Feldherr auch in diesem Jahre gab, sah man um die Tafel einen Wagen von großem Werthe herumfahren, den der König Georg IV. dem Herzoge zum Geschenke gemacht hatte. Dieser Wagen, dessen Kasten und Räder von massivem Golde sind, der mit guten Perlen incrustirt ist, enthält zwei kreisrunde Bänke, auf denen mehrere Reihen Flaschen stehen, ist also eine Art beweglichen Kellers. Auf diesen Bänken sind die verschiedenen Medaillen eingelegt, welche Wellington von den fremden Souverains erhielt. Dieser Wagen wurde fortwährend um die Tafel herum gefahren und jeder Gast bat sich aus demselben ihm beliebigen Wein aus.

Aus der Schweiz.

Zum bevorstehenden Schützenfest in Solothurn [illegible] digte der Schützenwirth nicht nur gute und billige Kerzeit und reines und gesundes Getränk an, sondern auch das schönste Wetter. Er hat aber auch auf viele Gäste gezählt, denn er hält für die tägliche Tafel 12,000 Eyer fein und 24,000 Bouteillen Wein in Bereitschaft. Auch hat er ein eignes Comité niedergesetzt, um die Trinksprüche zu ordnen, die bei der Tafel ausgebracht werden sollen. — Der Schützenwirth aber hielt, was das Wetter anlangt, nicht Wort. Unaufhörlicher Regen goß beim Beginn des Festes vom Himmel, allein die Schützen zogen dennoch von allen Seiten in Schaaren herein. Bereits flattern vom Gabenhaus, wo die Preise ausgelegt sind, mehr als 190 verschiedene Schützenfahnen herunter. In der Mitte des Hauses steht das eiserne Standbild des Helm Tells und auf dem Schießplatz ein 130 Fuß hoher Freiheitsbaum.

Aus der Türkei.

Die Türken machen täglich neue Fortschritte in der Annahme europäischer Sitte und Civilisation. Es bedurften sie seit Khosrew-Pascha's Absetzung, daß der Grosvizier, der bis dahin als ein Muster türkischer Tugend gepriesen ward, ein durchaus schlechter Bursche gewesen sei, der Bestechungen von den ihm untergeordneten Beamten und von Rußland angenommen habe.

Aus den Vereinigten Staaten.

Ein neues Dampfboot, Napoleon, hat in der Dampfschifffahrt zwischen Newyork und Albany eine große Preisermäßigung bewirkt. Kürzlich langte dasselbe gleichzeitig mit dem Dewitt Clinton, einem seiner Konkurrenten, in Newyork an, und nahm den gewöhnlichen Standplatz des Letztern ein. Beide Dampfboote sollten am folgenden Tag, auf eine Viertelstunde Zwischenraum, wieder abgehen. Der Capitain des Clinton verzögerte seine Abfahrt und als der Napoleon an ihm vorbei segelte, fuhr er gegen diesen mit voller Dampfkraft an. Der Napoleon war mit mehr als 150 Passagieren besetzt, der Clinton hatte nur sehr wenige, und ist überdies ein zweimal kleineres Fahrzeug als der Napoleon. Dieser wurde dadurch dermaßen umgeworfen, daß die äußerste Spitze seiner Kajüte beinahe die Wasserfläche berührte, und das ganze Boot unter Wasser stand, die Passagiere, darunter viele Frauen und Kinder, erhoben ein furchtbares Geschrei, und das Schiff wäre vielleicht völlig versunken, wenn nicht der Capitain und ein Paar Passagiere drei Pistolenschüsse auf die Piloten des Clinton gefeuert hätten, der sich entfernte, um dem Feuer auszuweichen; einer der Piloten ist schwer verwundet sein. Der Clinton setzte indessen unter Anstimmung des Jubelgesangs Vauke Doodle seine Reise fort, und der Napoleon, der zum Glück nicht bedeutend beschädigt war, folgte ihm unter dem Hurrahrufen der am Ufer versammelten Menge, die vermuthlich entzückt war, ein so „belustigendes" Schauspiel genossen zu haben.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 61.

Bremen, Donnerstag den 30. Juli 1840.

Gestorben:

Nro. 681. Den 25. Juli. Carl Herm. Harmßen, 18 Jahr; Osterstraße Nro. 46.

— 682. Den 25. — Des Schlossermeisters Friedrich Christ. Ludw. Buchhorn Sohn, 10 Wochen; im Schnoor Nro. 2.

— 683. Den 25. — Des Amidamfabrikanten Johann Warncken Sohn, 9 Monat; Westerstraße Nro. 70.

— 684. Den 26. — Des Branntweinbrenners Albert Bötjer Sohn, 9½ Jahr; gr. Annenstraße Nro. 25.

— 685. Den 26. — Der Schlachter Johann Nicolaus Dunzelmann, 57 Jahr; Hastedt Nro. 48.

— 686. Den 26. — Des Branntweinbrenners Christ. Schwartze Sohn, 1 Jahr; Plünkenstraße Nro. 11.

Nro. 687. Den 27. Juli. Der Leichenansager Joh. Hinr. Tielken, 71 Jahr; Nadelgang Nro. 2.

— 688. Den 27. — Der Arb. Gerhard Schröder, 60 Jahr; Timmerstraße Nro. 3.

— 689. Den 28. — Des Miethkutschers Joh. Friedr. Wilhelm Kirchhof Ehefr., geb. Stolte, 59 Jahr; Gartenstraße Nro. 12.

— 690. Den 28. — Der Goldschmied Heinr. Nicolaus Ernst Kruckenberg, 55 Jahr; Jacobistraße Nro. 15.

— 691. Den 28. — Des Mascopsträgers Jürgen Schröder Ehefr., geb. Schultze, 70 Jahr; kl. Fuhrleutestraße Nro. 14.

— 692. Den 29. — Des Tischlers Joh. Diedr. Sagitz Ehefr., geb. Böse, 44 Jahr; Buntenthorsteinweg Nro. 51.

Geburten:

Nro. 905. Den 23. Juli. Des Schuhmachermeisters Joh. Heinr. Friedr. Dieckmann Ehefr., geb. Soennichsen, gr. Rosenstraße Nr. 5; von einem Knaben.

— 906. Den 23. — Des Kaufmanns Johann Bartels Ehefr., geb. Otte, Heerdenthorsteinweg Nro. 1 A; von einem Mädchen.

— 907. Den 24. — Des Arb. Heinr. Diedr. Wilh. Koch Ehefr., geb. Hackmann, gr. Johannisstraße Nro. 205; von einem Mädchen.

— 908. Den 25. — Des Arb. Wilh. Schröder Ehefr., geb. Hogreve, Reeperbahn Nro. 14; von einem Mädchen.

— 909. Den 25. — Des Schuhmachers Joachim Bollow Ehefr., geb. Hahlstedt, Osterthorswallstraße Nro. 11; von einem Mädchen.

— 910. Den 25. — Des Mascopsträgers Joh. Heinr. Rauch Ehefr., geb. Blume, hinterm Stephanithorswall Nro. 17; v. e. Knaben.

— 911. Den 25. — Des Küpergesellen Friedr. Wilh. Schasse Ehefrau, geb. Tabing, kl. Fuhrleutestraße Nro. 4; von einem Mädchen.

— 912. Den 25. — Des Schuhmachermeisters Joh. Conr. Ebel Ehef., geb. Thielpape, Osterthorsstraße Nr. 27; von einem Knaben.

Nro. 913. Den 25. Juli. Des Landmanns Friedr. Otten Ehefr., geb. Bremermann, im Polnischen Bock Nro. 10; von einem Knaben.

— 914. Den 26. — Des Arb. Cord Heinr. Friedrich Christ. Boockmeier Ehefr., geb. Weber, Neuenstraße Nr. 53; von einem Mädchen.

— 915. Den 26. — Des Cigarrenmachers Joh. Chr. Aßmann Ehefrau, geb. Herr, Huckpforte Nro. 1; von einem Knaben.

— 916. Den 27. — Ein Mädchen — hinter der Holzpforte Nro. 5.

— 917. Den 27. — Des Raseurs Gebhard Mollenhauer Ehefr., geb. Jacobsen, Pelzerstraße Nro. 19; von einem Mädchen.

— 918. Den 27. — Des Schuhmachermeisters Joh. Friedr. Christ. Conrad Oerke Ehefr., geb. Fuhrmann, Heerdenthorswallstraße N. 60; von einem Knaben.

— 919. Den 27. — Des Malers Georg Heinr. Lesemann Ehefr., geb. Nies, gr. Annenstraße Nro. 3; von einem Knaben.

— 920. Den 27. — Des Schuhmachermeisters Joh. Friedr. Lages Ehefr., geb. Boschen, Grützmacherstraße Nro. 9; von einem Knaben.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 62.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 2. August 1840.

Und wenn der Himmel sich umziehet,
Blick auf! — der Stern der Hoffnung glühet
Durch Sturm und Nacht!

Wenn Zweifel dir die Ruhe rauben,
O, halte fest den schönen Glauben:
Die Liebe wacht!

Daeves.

* Verzage nicht!

Verzage nicht, wenn Unglückswetter stürmen;
Wenn Leiden sich auf Leiden riesig thürmen;
Wenn Rath, wenn Trost, wenn Hoffnung Dir gebricht
Verzage nicht!

Verzage nicht, wirst Du dem Neid zur Beute;
Denk' morgen kann es anders sein als heute:
Den Feind erwartet stets ein ernst Gericht,
Verzage nicht!

Verzage nicht, wenn bluten inn're Wunden;
Auf trübe folgen immer heit're Stunden;
Zeig deshalb Allen stets ein froh' Gesicht,
Verzage nicht!

Verzage nicht, auch in den schlimmsten Nöthen;
Man kann den Leib wohl, doch den Geist nicht tödten;
Wenn über Dich den Stab man schuldlos bricht
Verzage nicht!

Denn über uns lebt Gott, der ewig Weise,
Ohn' seinen Willen kommt aus seinem Gleise
Das Würmlein nicht, das nur am Boden kriecht,
Drum zage nicht!

W. Michaelis.

Der Gondelführer.

(Fortsetzung.)

Jene zwei Dolchstiche hatten Ranuzio nicht augenblicklich getödtet. Ohnmächtig war er niedergesunken, aber das kalte Wasser, in welches er durch Pippo's verzweifelten Entschluß versenkt worden, erweckte seine Lebensgeister wieder. Er kroch durch den seichten Canal an's Ufer; sein Hülferuf, sein Wimmern und Stöhnen — lockte die Leute herbei; — man brachte ihn in ein Haus, nahe am Palaste Grimani, rief einen

Arzt herbei und ließ ihm alle mögliche Pflege angedeihen. Die Diener der Gerechtigkeit waren auch gleich bei der Hand. — Ranuzio's Aussage ging dahin, daß er sich allein mit dem Gondelführer im Schiffe befunden, und, als er sich seitwärts gewandt, zwei Dolchstiche in den Rücken erhalten habe, daß er halb bewußtlos niedergesunken und gleich darauf in den Canal geworfen worden sei. Ein anderer Zusammenhang war ihm natürlich nicht denkbar, denn der Gewaltstreich geschah so rasch, so sicher, daß er auch schon begangen war, ehe sich Ranuzio nur fassen konnte. Diese Angabe sprach freilich unbedingt gegen den Gondelführer. Zum Unglück für Pippo kannte ihn der Nobile, er war so oft den Canal hinabgewandelt, um Giuditta am Fenster zu belauschen, und mehrmals war ihm der schöngewachsene Bursche von freundlichem Aussehen aufgefallen. Trotz der Dunkelheit hatte er ihn, als er ihm seine Dienste anbot, wieder erkannt. Pippo seinerseits kannte den Edelmann gar nicht, eben so wenig, wie den Mörder. — Eine weitere Schilderung der Einzelnheiten mußte man für diese Nacht dem Verwundeten erlassen; denn der starke Blutverlust, der Schmerz der Wunden hatte ihn so geschwächt, daß er kaum zu reden im Stande war und der Arzt keine Stunde für sein Leben haften zu können versicherte. Auf eine tiefe Ohnmacht folgte ein heftiges Fieber — man rief einen Geistlichen, der ihm die Sacramente der Sterbenden reichte. — Bleich wie ein Marmorbild, die Verzweiflung in den Mienen, mit gelöst'tem Haar, laut schluchzend, stürzte Giuditta in das Cabinet ihres Vaters. — „Vater! Vater!" schrie sie, um Gotteswillen. Hilf! Ranuzio ist ermordet!" — „Wer, Ranuzio?" fragte Grimani und Todtenblässe überzog das ernste Antlitz; „es ist nicht möglich — bei Gott! es ist nicht möglich — Ranuzio Solani — sagst Du?" — Giuditta lag händeringend zu seinen Füßen. Ein schrecklicher Gedanke durchzuckte den kampferprobten Krieger. Er zitterte vor einer Schreckensthat, die er — doch nein! nein! sagte er zu sich selbst — so kann mich Grassi nicht mißverstanden haben, — das wollte ich nicht, das konnte ich nicht wollen! — oder suchte sich des Auftrags zu entledigen, übertrug er ihn einem Andern — einer ungeschickten, vorschnellen dienstfährigen Hand. — Mein Gott! — Grassi — der alte Kampfgenosse kann keinen Banditenstreich üben. „Schaff' mir ihn vom Halse, hatte ich gesagt. — Nein — er kann mich ja nicht mißverstanden haben." — Er ließ Giuditta's Schmerz austoben. Fehlte es ihm doch an Trostworten für sie, da, wo er selbst vergebens nach Fassung rang. — „Du irrst vielleicht, mein Kind," sagte er nach einer furchtbar peinigenden Pause — „ich muß Licht haben — Licht in der Sache! Wer — wer ist der Thäter — weiß man —?" — Er zitterte seinem Kinde gegenüber; — der Gedanke, ein Verbrechen veranlaßt zu haben, eine solche Unthat, war vernichtend für ihn. — Er rief einen Diener: „Eil' nach dem Hafen!" herrschte er ihm zu; doch im Augenblicke besann er sich, daß Grassi auf seinen Befehl bereits dieselbe Nacht die Anker gelichtet. Das Ereigniß konnte damit im Zusammenhange stehen; aber das Wie war ihm noch ein furchtbares Räthsel. Er entließ den Diener. — „Sprich, mein Kind", wandte er sich zu Giuditta und hob sie dann vom Boden auf und schloß sie in seine Arme, „wie geschah es, wann?" — „Hier auf dem Canale", berichtet Giuditta, „nicht fern vom Palaste, in der gestrigen Nacht; im Nachbarhause liegt er, zum Tode verwundet — ein Priester war bei ihm o Gott! mein Gott! und vielleicht um meinetwillen." Thränen erstickten ihre Worte; jedes

derselben schnitt gräßlich in Grimani's Herz. — „Also noch nicht todt!“ sprach er aufseufzend, „vielleicht noch Rettung — ja es muß noch Rettung geben. Venedig's größte Aerzte sollen ihre Kunst erproben, und ich will sie königlich belohnen. Hoffe, mein Kind — noch ist nicht Alles verloren. Gott wird barmherzig sein, er kann mich — Dich wollt' ich sagen — nicht so betrüben, so unglücklich machen. — Du liebst ihn, Giuditta — hoffe! bete! Er soll gerettet werden, er wird es; er soll — und kostet es mich meinen Rang — Dein Gatte werden! Ich will Euren Bund segnen — will Alles gut machen — Gott wird barmherzig sein. Der Proveditor ist bedenklich krank; mein Wort brauch' ich erst zu lösen, wenn ich aus dem Kriegszuge wiederkehre. Mit der Zeit ist Alles gewonnen — Giuditta! Er soll der Deinige werden. Sei nur ruhig, mein Kind — fasse Dich, hoffe und bete! Geh', weine Dich aus, sende den Haushofmeister nach den Aerzten; alle, die Venedig als Retter verehrt, sollen sich an seinem Lager versammeln. Der Haushofmeister soll nicht von des Kranken Bett weichen — jede halbe Stunde soll er mir Kunde bringen, soll mich im Schlafe stören; ich will es. — Sei ruhig, Giuditta, mein einzig, liebes, holdes Kind, und bau auf Gott.“ Er trocknete ihre Thränen, er streichelte ihre Wangen und küßte sie auf die Stirn. In der Kriegerbrust war das Vaterherz weich geworden; was er durch einen Irrthum, durch ein unbestimmtes Wort verbrochen zu haben glaubte, wollte er durch ein Opfer wieder gut machen. Er beschwur es, Ranuzio solle, wenn ihm durch Gottes und der Aerzte Hülfe das Leben erhalten würde, Giuditta's Gatte werden. Der Proveditor, seine Zusage, der Ehrgeiz, die Eitelkeit — Alles war vergessen, seinem leidenden Kinde gegenüber! — Fünf Tage schwebte Ranuzio in Todesgefahr; aber die Wunden waren nicht tödtlich — die Aerzte ließen seine gänzliche, wenn auch langwierige Wiederherstellung hoffen.

Marietta saß auf dem Marcusplatze hinter Tischen und Bänken, auf welchen die Melonen und Orangen, die Limonien und Feigen pyramidenförmig zwischen Blumen aufgeschichtet waren. Die schöne Fruchthändlerin hatte auch immer die schönsten Früchte, und wie ihr Aeußeres nett, war auch ihr Kram stets zierlich herausgeputzt. Auf und ab wogte in der Abendkühle die Volksmenge, strömte in die Osterien, die Casino's und Weinhäuser unter den Arcaden, drängte sich zwischen den Verkäufern herum, plaudernd, lachend, müssig und geschäftig. Es war eine Sammlung fast aller Trachten jener Zeit; der Türke fehlte nicht dem Franken gegenüber, der Deutsche dem Italiener; der Grieche und Morlache, der Priester und der ernste Senator, der Seefahrer, der Kriegsmann; alle Stände, alle Völkerschaften waren vermischt. — Marietta hatte verweinte Augen und sah recht betrübt vor sich hin. Den jungen Nobilis, die ein Sorbetto, eine Limonade bei ihr bestellten und Apfelsinen und Limonien kauften und, wie sonst, mit der schönen Dirne scherzen wollten, zog sie ein verdrießliches Gesicht, fertigte sie kurz ab und that unwirsch. — Jetzt nahte ein junger Edelmann von schönem Wuchs, edlen Mienen und feinem Anstande. In dem regelmäßig gezeichneten Gesichte, in den gekniffenen Augen lag dessenungeachtet etwas Unheimliches, etwas Tückisches. Es war ein Blick, der von Entschlossenheit und Muth zeugte, aber auch von Jähzorn und Wildheit. Er kannte die schöne Limonadiera.— „Die hübsche Marietta hat geweint“, sagte er, indem er sich einige Orangen aussuchte; „wer so hold ist, wie Marietta, sollte nie traurig sein. Das entstellt Dein schönes, muthwilliges Gesicht! Was fehlt Dir, Ma-

rietta? —" — In seiner Anrede lag etwas so Zutrauliches, daß es gegen den düstern Blick seines Auges contrastirte. — Marietta ward dadurch bewogen, ihm Rede zu stehen. — „Ja schön", sagte sie grämlich und die Thränen traten ihr wieder in die Augen. „Da soll man nicht traurig sein, — sie haben meinen Bräutigam, den Pippo — ach! Ihr müßt ihn doch gekannt haben, den Gondelführer, er ist der schönste Bursche in Venedig — nicht fern von der Brücke Onofrio hielt er —" „Wohl kenn' ich ihn," versetzte der Nobile zerstreut und spielte mit den Orangen. — „Sie haben ihn unter die Bleidächer geworfen, weil er den Signore Solani ermordet haben soll. Und doch hat's ein Anderer gethan — ein Schurke, der sich hinter ihm in die Cajüte geschlichen und sich für einen Diener der Inquisition ausgegeben. O hätt' ich den Böswicht, ich wollte ihm die Augen auskratzen, daß er sein Lebtag blind bliebe. Und mein Pippo, der unschuldig ist, soll die Corda bekommen und im Canal Orfano ersäuft werden. Da soll man nicht traurig sein! Und in vier Wochen wollten wir Hochzeit machen. Eine schöne Hochzeit!" — Ohne daß es das Mädchen merkte, war der Nobile verlegen geworden; er stieß eine Orangen-Pyramide um — und schien es zu vermeiden, aufzublicken. „Nun," sagte er nach einer geraumen Weile, „wenn er schuldlos ist und der Thäter kommt ans Licht — so wird er gewiß freigesprochen." — „Ja," grollte Marietta, „aber der Schuft von einem Banditen, und es war kein gewöhnlicher Bravo, es war ein Nobile wie Ihr — der wird sich doch nicht selbst melden sollen. Weiß Gott, wo sich der versteckt, bis die Sache vergessen ist — und dann ist mein armer Pippo schon längst todt und von den Fischen aufgegessen." — Röthe und Blässe wechselten während dieser Worte auf dem Antlitze des jungen Mannes — er stotterte in seiner Rede, ohne daß es Marietta bemerkte, oder Arges darin fand. — „Ihr seid ein vornehmer Herr," fuhr sie fort, „sitzt gewiß im Rathe der Hundert. — Ihr könntet für meinen Pippo ein Wort einlegen, da er doch schuldlos ist." — „Was kann ich," versetzte der Nobile ablehnend und zwang sich zu einem geringschätzenden Lächeln, „der heiligen Inquisition gegenüber? Sei keine Thörin." — Er warf ihr eine blanke Zechine in das Geldkörbchen, wartete es nicht ab, bis sie ihm kleine Münze herausgab, nickte grüßend mit dem Kopfe und stürzte sich in das Getümmel. — Marietta setzte sich und sah mechanisch auf das helle Gepräge des Geldstückes. „Heilige Mutter Gottes!" schrie sie, plötzlich aufspringend, „welch ein Gedanke fährt mir durch den Kopf! — Nachbarin," wandte sie sich an die Fruttiera zu ihrer Seite, besorgt meinen Handel — ich bin gleich wieder hier!" — Sie warf sich ins Gedränge, dem Nobile nach. Bald war sie hinter ihm; sein hoher Federbusch überragte alle Häupter ringsum. — Unbekümmert um die Neckereien der ihr Begegnenden blieb sie ihm immer auf den Fersen. — Er ging nach dem Molo — wie er sich zufällig umsah, schien er sie zu bemerken. Er nahm einen Umweg und verdoppelte seine Schritte nach der Piazetta hin — noch einmal sah er sich um — Marietta blieb stehen und blickte auf den Boden, als suche sie etwas Verlornes. Doch ließ sie ihn nicht aus den Augen. — Bedächtig folgte sie ihm weiter über Brücken, durch Straßen und Canäle. Bei der Rialto-Brücke huschte er eben in ein Haus. Es war ein Casino. An der Thür begegnete sie einem Aufwärter. — „Wer ist der Signor, der so eben die Treppe hinauf in's Casino ging?" fragte sie; — „ich habe eine Botschaft an einen gewissen Signor — Signor —" — „Der Nobile Tomasso Morosini ist's",

versetzte der Gefragte und eilte zum Hause hinaus.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Eisenbahnen.

Am 10. August d. J. soll zu Minden über das Schicksal der Rhein-Weser-Eisenbahn getagt werden; eine Anzeige darüber ist auch von den bisherigen Vertretern der Bremischen Interessenten erlassen worden, keinerlei Schritte sind aber eingeleitet, um die hiesigen Actionaire zu einem passenden Beschlusse zu vereinigen und diesen Beschluß in Minden geltend zu machen. Aus jener kurzen Anzeige sollte man eher schließen, der Schiffbruch werde für so unvermeidlich gehalten, daß Niemand ferner am Steuerruder stehen möge. Hoffentlich ergiebt sich dieser Schluß aber doch als irrig, und Bremen wird die Schmach vermeiden, sich in einer Angelegenheit lau und kleinmüthig zu zeigen, für welche auswärts Könige, Minister und Städte in freudigem Eifer entbrannt sind. Sehr viel dürfte aber darauf ankommen, grade den jetzigen Augenblick festzuhalten. Offenbar schwankt die Preußische Regierung, ob sie die große Eisenbahn, welche die östliche und westliche Hälfte des Königreichs verbinden, und mehr als zehn Festungen stärken wird, über Cassel oder über Hannover führen soll. Für jenes sprechen die Interessen des Zollvereins, für dieses die wegen des ebenen Terrains bedeutend geringeren Kosten. Wie sehr müßte es nun den Entschluß Preußens bestimmen, wenn sich eine Actien-Gesellschaft erbietet, ein großes Mittelglied jener Verbindungskette von Minden aus auf eigene Kosten herzustellen, falls die große Bahn die entsprechende Richtung über Hannover nehmen würde. Die Bahn-Verbindung von Bremen bis Hannover erscheint dann als eine Kleinigkeit, und so ständen wir als nächste Handelsstadt an dem größten Deutschen Communications-Wege, während wir ohne dieses in unserer norddeutschen Sandwüste vertrocknen, und zu spät gewahren müßten, wie unsere Nahrungsquellen durch die Eisenbahnen zu den Holländischen, Belgischen und Französischen Häfen abgeleitet würden. Da dieselbe Gefahr ganz Hannover bedroht, so wird man sicher auch dort geneigt sein, für die unausbleiblichen Wohlthaten verhältnißmäßige Lasten zu übernehmen. Die Zeiten sind wahrlich vorüber, wo der Handel sich mit der Geltendmachung natürlicher Vortheile begnügen könnte. Jetzt, wo die Rivalen zum verwegensten Eroberungskampfe schreiten, paßt der alte, auf die engen Stadtmauern bezügliche Spruch „Bremen sy bedächtig“ nicht ferner. Auch wir müssen die Flagge an den Mast nageln und rufen: „Wagen gewinnt“! — Es ist gar nicht nöthig, uns mit dem Beispiele großer Staaten anzuspornen; es würde genügen, wenn wir nur dem Vorbilde Hamburgs Folge leisteten. Dort hat man von Senatswegen eine ständige Commission für Eisenbahn-Angelegenheiten niedergesetzt, dort beginnt man auf eigenem Gebiete eine Bahn, und mit Dampfschiffen hat man die Magdeburg-Leipziger Bahn in Wahrheit zu einer Hamburger Bahn und Sachsen, wie bald auch Baiern, zu nahe vor den Thoren gelegenen Handelsprovinzen gemacht. Was ist bei uns von Seiten der beiden Staatsgewalten für Eisenbahnen geschehen? — oder will man auch hiebei warten, daß Einer Alles thue? — Es ist nicht genug, daß auf unserer Hafen-Flagge die Worte prangen: Floreat navigatio et commercium. Unsere navigatio bedarf Dampfschiffe über den Ocean, unser commercium Eisenbahnen nach der Landseite. In den Jahren, wo Bremen aus der nordischen Hansa gestoßen war, erzählen unsere Chronisten, waren die Straßen mit Gras überwachsen. Hü-

ten wir uns also, nicht durch eigene Schläfrigkeit unsere jetzige Stellung in der Welt-Hansa zu verlieren! — „Es giebt im Menschenleben Augenblicke, wo man dem Schicksale näher ist, als sonst" — sagt der Dichter, es giebt deren auch im Handelsleben, und ein solcher Augenblick ist der Tag in Minden.

w.

---

* Das Mannhaus.

Unter den vielen trefflichen Anstalten, die Bremen in sich schließt, zur Abwehrung oder Linderung der von der menschlichen Gesellschaft unzertrennlichen Gebrechen und Mängel, nimmt das Mannhaus keine der letzten Stellen ein. Es ist der letzte, friedliche Zufluchtsort für, durch traurige Ereignisse, zurückgekommene Kaufleute, bejahrte Seemänner u. dgl. und entspricht in seiner jetzigen Einrichtung, den — von den ersten Stiftern beabsichtigten — Zwecken vollkommen. Früher war die hohe Einkaufssumme der Erreichung derselben hinderlich, nachdem aber etwa vor 4 Jahren der Vorschlag eines ehrenwerthen Mitbürgers Eingang fand und die Sätze ermäßigt wurden, begann es seine eigentliche segensreiche Wirksamkeit. —

In ungestörter Ruhe und unter dem geselligen Austausch reicher Lebenserfahrungen verfließen dort den bejahrten Bewohnern die letzten Tage, unter der sorglichen Pflege der wackern Oeconomin, deren einsichtsvolle Führung des Hauswesens und die darin herrschende Ordnung und Reinlichkeit allgemeine Anerkennung finden.

Es sollte eigentlich kaum der Erwähnung bedürfen, daß das Mannhaus nur ein Asyl für solche Greise sein kann, die theils in Besitz eines für ihren Unterhalt auffer demselben unzureichenden Vermögens sind, theils durch die edle Hülfe wohlhabenderer Mitbürger die Aufnahme erlangten, und dennoch dürfte diese Bemerkung nicht unzeitmäßig sein, indem schon einige Fälle vorgekommen sind, daß Leute, die im Besitz eines anständigen Vermögens sind (man sagt von 10,000 Rt.) so unbescheiden waren, sich um die Aufnahme zu bewerben. Mögen die achtbaren Herren Administratoren fortfahren aufmerksam auf solche Mißbräuche zu sein, damit der Zweck der schönen Anstalt immer frei erhalten wird vor dem Gelingen derartiger Versuche.

Die theuer bezahlte Unhöflichkeit.

Der Lederfabrikant Seguin, Erfinder der Schnellgerberei, hatte sich während der Revolutions-Kriege, in welchen er das Schuhwerk für die französischen Heere geliefert, ein ungeheures Vermögen erworben. Sobald nach der Schreckenszeit Ruhe und Ordnung wieder zurückkehrten, fing er an, einen ungemessenen Aufwand zu machen, und erregte dadurch ein großes Aufsehen in Paris, wo es seit der Zeit Ludwig XVI. nicht gesehen worden war, daß Jemand, wie es Seguin that, sechs englische Pferde vor seinen Wagen spannte. Es mißfiel dies Bonaparte sehr, der eben Consul geworden war; indeß gab es kein Gesetz, das einem Bürger der Republik untersagte, mit einem Gespann von Sechsen zu fahren.

Der erste Consul war eines Tages auf der Jagd. Durch ein Versehen waren seine Equipagen nicht bei der Hand, als er nach Hause fahren wollte. Einer seiner Adjudanten erinnerte sich, daß Seguin's Landgut ganz in der Nähe wäre und eilte dahin, ihn um seine Pferde für Bonaparte zu ersuchen. Seguin verweigerte dies und erwiederte ganz keck: „Ich halte mir meine Pferde zu meinem Vergnügen und nur für mich. Bonaparte mag sich nach seinen Pferden umsehen, wenn er welche braucht."

Der erste Consul wurde sehr zornig, als man ihm diese Antwort hinterbrachte und fragte:

ob dies derselbe Seguin sei, welcher der Armee Leder zu Schuhen geliefert, das keinen Stich gehalten habe? Dies wurde bejaht und er befahl, daß sofort eine Kommission zusammentrete, um die Kriegsrechnungen nachzusehen, wonach ihm über die Lieferungen an Schuhwerk und die dafür gezahlten Summen Bericht erstattet werden solle. Auf den Bericht dieser Kommission ward Seguin angekündigt, die Republik habe zwei Millionen Francs an ihn zu fordern, die er sogleich bezahlen möge. Seguin weigerte sich, diese Summe zu entrichten und ward daher nach dem Gefängniß St. Pelagie gebracht, da nach den französischen Gesetzen der Gläubiger seinen Schuldner, wenn dieser nicht zahlt, fünf Jahre lang kann festsetzen lassen, wo er indeß für dessen Unterhalt sorgen muß, wenn es der Schuldner verlangt.

Seguin miethete sich in St. Pelagie eine Menge Zimmer, sah viel Leute bei sich und lebte auf die vornehmste Weise. Kaum waren aber sechs Monate verflossen, so fand er doch, daß ein Gefängniß, selbst wenn man ein gutes Leben darin führe, immer höchst unbequem sei: er zahlte die geforderten zwei Millionen Francs und ward sogleich wieder in Freiheit gesetzt.

Friedrich Wilhelm III.

über anständige Publicität durch die Presse.

Als eine Blume auf das Grab des dahingeschiedenen Monarchen wollen wir eine seiner Cabinetsordres niederlegen, die er im Jahre 1804 auf eine Immediatbeschwerde des damaligen Herausgebers des „Westphälischen Anzeigers", Regierungsrath Mallinkrodt, erließ. Sie lautet wie folgt: „Mein lieber Staatsminister von Angern! Bei der in den Anlagen von dem fürstl. nassauischen Regierungsrath Mallinkrodt zu Dortmund geführten Beschwerde über die Kriegs- und Domänenkammer zu Hamm kommt Alles darauf an, ob die in dem eingereichten Stücke des Westphälischen Anzeigers enthaltene Rüge der gänzlichen Vernachlässigung der Reparatur der so gefährlich schadhaften Ruhrbrücke bei Schwern gegründet war oder nicht. Erstern Falls mußte die Kammer dem Einsender und Redacteur vielmehr danken, als demselben Unannehmlichkeiten verschaffen, und letztern Falls, wenn die Kammer, wie es auf alle Fälle anständiger gewesen wäre, sich nicht bewogen fand, die Anzeige berichtigen zu lassen, hätte diese sich darauf beschränken müssen, die Unrichtigkeit der Anzeige darzuthun, und auf rechtliches Verfahren gegen den Einsender und Redacteur anzutragen. Es kann nicht Jedem zugemuthet werden, in solchen Fällen, die eine Rüge verdienen, sich den Unannehmlichkeiten, womit offizielle Denuntiationen verbunden sind, auszusetzen. Sollte nun auch eine anständige Publizität darüber unterdrückt werden, so würde ja kein Mittel übrig bleiben, hinter die Pflichtwidrigkeiten der untergeordneten Behörden zu kommen, die dadurch eine sehr bedenkliche Eigenmacht erhalten würden. In dieser Rücksicht ist eine anständige Publizität der Regierung und den Unterthanen die sicherste Bürgschaft gegen die Nachlässigkeit oder den bösen Willen der untergeordneten Beamten, und verdient auf alle Weise gefördert und geschützt zu werden. Ich befehle Euch daher, die genannte Kammer hiernach für die Zukunft gemessenst anzuweisen. Uebrigens will ich nicht hoffen, daß über diesen Disput die Sache selbst, nemlich die Reparatur der schadhaften Brücke, wird vergessen sein. Berlin, den 20. Februar 1804. Friedrich Wilhelm."

Londoner Spitzbüberei.

Ein zur Genüge bekannter Luxus in den großen Londoner Magazinen sind die ungeheuren Spiegelscheiben, die die Thüren und Fenster der-

selben bilden. Da es jedoch nun dem Vorübergehenden leicht begegnen kann, eine dieser bis zur Erde reichenden Scheiben unversehens zu zertrümmern, und der Preis derselben sich mitunter zu einer enormen Höhe erhebt, so ist kraft Polizeibefehl den Eigenthümern solcher Magazine untersagt, für das Zerbrechen einer solchen Scheibe, falls nicht eine muth- oder böswillige Absicht des Thäters erwiesen ist, mehr zu begehren als eine kleine Entschädigung, (ich glaube 5 Lst.) Vor einem der prachtvollsten Magazine in Lundgate Hill drängte sich die Menge, die ausgelegten indischen und chinesischen Waaren beschauend. In der ersten Reihe der Gaffer befand sich ein Gentleman, der ganz im Anschauen vertieft dastand. Ein anderes Individuum drängt sich hinter ihn, versetzt ihm einen tüchtigen Stoß, unser Dandy verliert die Balance, und Plauz, Plauz, liegt eine der thurmhohen Scheiben in Trümmern, und der Fashionable durch diesen unwillkührlichen Eingang im Laden. Während des dadurch entstehenden Tumultes hat sich der Stoßende leicht entfernen können, und der Ladenbesitzer kann seinen Zorn nur an dem sich halb im Laden, halb auf der Straße befindlichen Gentlemann auslassen. Dieser deprecirt jedoch, und beruft sich auf das Zeugniß der Umstehenden hinsichtlich seiner Unschuld, wobei sein Dialect den Fremden verräth. Doch der Shopkeeper will von nichts wissen und wenigstens die ihm gesetzlich zukommenden 5 Lst. haben. Darüber gewaltiger Disput zwischen den betheiligten Partheien. Der Gentleman will keine Raison annehmen, bis sein Gegner droht, die Constables rufen zu lassen. Nun ruft jener: „ehe ich in Collisionen mit der Behörde komme, will ich lieber, wenn es doch sein muß, zahlen," und wirft in der höchsten Wuth eine funfzig Pfundnote, die er aus seinem Taschenbuche zieht, auf den Tisch. Man giebt ihm das übrige Geld zurück, und fluchend und schimpfend entfernt er sich. — Erst als das Personal im Laden am andern Tage zufällig gewahrte, daß die Banknote falsch sei, ward es klar, daß der ganze Handel angelegt sei, um dieses falsche Papier gegen gutes Geld umzutauschen.

Gutenberg von jenseits.

Bedenk' ich, wie viel Schlechtes dem Druck schon entquoll,
Wie viel Millionen Ballen des Lugs und Trugs voll;
Dazu der großen Sünder verächtlicher Rain und Preis,
Der ganz nichtswürdigen Blätter ein ganzes Füllgengeschmeiß;
Den Müssiggang zu weiden die große Büchermist,
Das Leidenschaftenfutter und all' das Seelengift:
So quält es mich und brennet und macht mich Trostes bar,
Daß ich einst auf der Erde des Drucks Erfinder war.

Doch seh' ich auch hinwieder, wie er die Welt verklärt,
Und wie er Klein' und Große so Herrliches gelehrt;
Wie er das Buch der Bücher dem ärmsten Frommen reicht,
Und süße Freudenquellen auch dem Verlassnen zeigt;
Wie, was die Weisen gefunden, durch ihn die Völker durchfliegt;
Und wie er hilft, daß die Wahrheit den jeden Wahn besiegt;
Wie er von alten Schätzen die Puppenhülle streift,
Und wie er künft'gen Zeiten des Wissens Garben häuft:
So fall' ich dankbar nieder und bete selig an
Und rufe: Herr, wie Großes hast du durch mich gethan!

Gera. Erdmann Müller.

* Anzeige.

In der Expedition dieses Blattes ist zu haben:
„**Anton**". (Gar nicht schlimm!) Schottischer Walzer für Pianoforte, Preis 6 Grote.
„**Peter**", Galopp aus Czaar und Zimmermann; für Pianoforte.
Preis 6 Grote.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.", und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domhof.

Die

SCHNELL-  POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu **Nr. 62** des Bürger-Freundes für **1840.**

Sonntag, den 2. August.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Der „Frauen-Sittenverein", der durch die Stifterin, Frau Therese Borsche in Berlin, zunächst im „Gesellschafter" proklamirt wurde, ist wirklich in's Leben getreten und hält seit dem Mai d. J. Versammlungen. Sein Zweck ist bekanntlich, der überhand nehmenden Putz- und Modesucht zu steuern, und vor Allem bei den dienenden Klassen. Hier liegt auch in Wahrheit das Uebel so im Argen, daß man erschreckt, wenn man von tüchtigen Hausfrauen Züge der Frechheit hört, wie sie in der Putzsucht bei Dienstmädchen vorkommen. Mit dieser Kultur der Eitelkeit und des Begehrens sind allen Verführungen und vielen Verbrechen Thür und Thor geöffnet. — Jener Verein zählt an siebenzig Mitglieder; ob er jetzt schon gehörig eingreifen kann? Wir zweifeln; aber wenn zu gutem Beispiel die Ausdauer hinzutritt, werden auch die einflußreicheren Hülfsmittel sich finden: denn die Nothwendigkeit, fürerst den Kleider-Luxus der dienenden Klassen einzuschränken, ist nicht mehr abzuwehren, ohne gradhin die Laster zu begünstigen.

Die Fürstlich Waldeckische Regierung hat unlängst ein ohne Zweifel praktisches Gesetz gegen die Trunkenbolde erlassen. Es heißt: „Solchen Personen, welche den Behörden zuverlässig als Trunkenbolde bekannt sind, soll ohne Rücksicht auf ihre sonstigen Verhältnisse die polizeiliche Erlaubniß zur Verheirathung so lange versagt werden, bis sie durch ihren Lebenswandel auf eine überzeugende Weise Besserung an den Tag gelegt haben." Gewiß wird dadurch viel eheliches Unglück und in Folge davon eine Masse von menschlichem Elend unmöglich gemacht.

Hr. Joseph Faber in Wien hat eine Sprachmaschine vollendet, an welcher er 16 Jahre arbeitete. Der Luftstrom wird mittelst eines Blasebalges erzeugt, und die Wirkung der Muskelkraft durch Hebel erzweckt; diese stehen in Verbindung mit einer Art Claviatur von 16 Tasten, auf welcher der Mechoniker durch Fingerdruck das ganze Alphabet, die Empfindungslaute, und nicht bloß beliebige Worte, sondern auch ganze Sätze deutlich und vernehmlich hervorbringt, wobei sogar die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Idiome, z. B. die complicirtesten Laute der böhmischen, und die Nasentöne der französischen Sprache getreu nachgebildet werden.

Der Senat in Krakau wollte für den verewigten König von Preußen einen Trauergottesdienst halten lassen, der katholische Kirchenvorstand weigerte sich aber, für einen nichtkatholischen Fürsten die Kirche herzugeben. In der katholischen Kirche zu Wien und der griechischen zu Petersburg ist in Gegenwart der kaiserlichen Familien die Gedächtnißfeier begangen worden. — Auch in Kissingen wurde die Gedächtnißfeier des verewigten Königs von Preußen am 19. Juli begangen.

Als ein schlagender Beweis, daß die Zeit der beste Arzt ist, wird aus Münster gemeldet, daß der Erzbischof von Köln, der noch vor einem Jahr die Welt bewegte, jetzt nach Münster gekommen ist, ohne daß jemand darnach fragt, und daß überhaupt von den Reibungen zwischen Katholiken und Protestanten dort keine Spur mehr sei.

Aus dem Werro'schen Kreise in Livland schreibt man vom 1. Juli: Mit einem von zwei Nowgorod'schen Russen geleiteten Tanzbär war es in der vorigen Woche unweit Schloß Neuhausen zu einem ernsten Tanze gekommen, der leicht ein sehr übles Ende hätte nehmen können. Die beiden, wahrscheinlich betrunkenen, Bärenführer hatten sich mit ihrem Ernährer, der, wie man sagt, kurz vorher ebenfalls Branntwein bekommen hatte, dicht an der Heerstraße in den Graben schlafen gelegt, wobei der Jüngere aus Vorsicht des Bären Kette sich um den Leib geschlungen hatte. Der Braune, entweder in Folge seines Rausches, oder vom Hunger getrieben, blutdürstig geworden, wählt sich zur Befriedigung seines Gelüstes den nächsten Gegenstand, seinen an ihn geketteten Führer, dessen Kopf er sogleich scalpirt, und dann gemächlich brummend anfängt, das Blut auszusaugen. Des Unglücklichen Gefährte liegt in einem so festen Schlafe, daß er die Wehklagen des Verwundeten gar nicht hört. Ein Neuhausenscher Schäfer, der reitend von seiner Heerde nach Hause kehrt, vernimmt den Hülferuf, sprengt heron, sieht das gräßliche Schauspiel, zugleich aber auch die Unmöglichkeit, unbewaffnet helfen zu können, eilt nach der nahe gelegenen Station, und ruft die Postknechte zu Hülfe; diesen mit Knitteln bewaffneten Leuten gelingt es, das Opfer aus den Tatzen des Bären zu befreien. Der schlafende Führer hört auch von diesem Lärm nichts. Der Bär hat sich indessen losgerissen und ergreift die Flucht, kommt aber bald in's Gedränge, weil die Verfolger ihm nachsetzen und auf dem nächsten Felde, wohin sein Weg ihn führt, eine große Menge Leute bei der Düngerfuhr beschäftigt sind. Nach vielem Hin- und Herhetzen flüchtet sich der verfolgte Bär in eine Riege, wo er sogleich eingeschlossen und von bald eintreffenden Schützen mit Flintenschüssen erlegt wird. Der Verwundete liegt gegenwärtig im Lazareth zu Werro, und sein älterer Gefährte in gesetzlicher Haft.

Aus Frankreich.

Man lies't in dem Journal de l'Arrondissement du Havre: „Es hat sich so eben in einem Gasthof von Havre ein Abenteuer ereignet, das mit Glanz in den Feenmährchen oder der Tausend und Eine Nacht figuriren

würde. Unter den des Tags über angekommenen Reisenden, die an der Table d'Hôte speis'ten, befanden sich drei, die durch eine geheimnißvolle Sympathie sich gegenseitig angezogen fühlten, miteinander ins Gespräch kamen, und natürlicherweise von ihren Reisen sprachen. Der Eine war an demselben Tag aus den Vereinigten-Staaten gekommen, wohin er sich mit dem Wunsch, sein Glück zu machen, begeben hatte. Er kam nach 20jähriger Abwesenheit zurück, und schien mit der Partie, die er ergriffen, sehr zufrieden. Der Zweite war zur nämlichen Zeit aus Frankreich gereis't, und verwegener als der Erstere, wollte er durch seinen Muth das Glück erjagen, welches jener in den Wechselfällen des Handels gefunden hatte, demzufolge hatte er dem Vicekönig von Aegypten seinen Degen angeboten, welcher für zwanzig ruhmvoll unter den Waffen verbrachte Jahre, ihm Ehren und Vermögen zugetheilt hatte. Der Dritte war ein Künstler, und hatte seit zwanzig Jahren als Zeichner an fast allen, auf Befehl der Regierung unternommenen Entdeckungsreisen Theil genommen; er kehrte mit einem mühsam erworbenen Auskommen und einer Staatspension in seine Geburtsstadt zurück. Diese drei Männer waren aus Rouen, und in derselben Straße, in demselben Hause geboren; sie waren Brüder, und ihre Wiedererkennung war äußerst rührend. Bei dem Tode ihrer Eltern waren sie an demselben Tage abgereis't, und durch ein sonderbares Zusammentreffen kehrten sie an dem nämlichen Tage, nach einer Abwesenheit von zwanzig Jahren, ohne daß einer der drei Brüder je Nachrichten von den beiden andern erhalten, zurück."

In der Kirche St. Denis wird gegenwärtig eine Orgel vollendet, die zu den größten gehört, die man kennt. Sie soll 6000 Pfeifen haben, darunter welche zu 32 Fuß Länge und 1200 Pfund schwer.

Aus der Schweiz.

Am 20. October 1827 spielte Joseph Bernier an einem Wege oberhalb Nyon, als eine leichte Kalesche mit durchgehendem Pferd herankam; der Kutscher that sein Möglichstes, aber umsonst, es rissen die Zügel und das tollgewordene Pferd war eben im Begriff, sich mit dem Wagen einen tiefen Rain hinunter zu stürzen. Im Wagen saß eine Dame mit ihrem Kinde und der Bonne. Der kleine Joseph dachte nicht an Gefahr, sondern warf sich muthig auf das Pferd, bekam aber von dem aus allen Kräften rennenden Thier einen so heftigen Stoß, daß er auf die Seite geschleudert wurde, glücklicherweise ohne Schaden zu nehmen. Sein Muth war aber doch nicht ohne gute Folgen, denn durch sein Eingreifen war das Pferd vom Weg abgekommen, lief noch einige Zeit zwischen den Hecken fort, mußte aber am Ende vor einer Gartenthür still stehen. So wurde die Dame mit ihrem Kinde gerettet. Joseph hatte im Kurzem den Vorgang vergessen, als er elif Jahre später eine goldene Dose mit fünfzig Napoleonsd'or erhielt. Dabei lag ein freundlicher Brief, der ihn dankend an den 20. October 1827 erinnerte, sonst aber nichts andeutete. Seitdem vergingen fast zwei Jahre. Joseph war indessen Bräutigam geworden und wollte ein kleines Gut kaufen, konnte aber das nöthige Geld nicht zusammenbringen; seine Heirath sollte verschoben werden, weil seine Braut ein armes, aber wackeres Bauernmädchen war. Da bekommt sie eines Tags eine leichte Schachtel von unbekannter Hand; sie findet darin einen Brautkranz und darunter den Kaufbrief des Bauerngutes, auf Josephs Namen ausgestellt. Die Leute sind seit einigen Monaten glücklich, haben aber trotz alles Nachforschens den Namen ihrer Wohlthäterin nicht erfahren können.

Aus Italien.

In Rom wird der Druck einer vollständigen Sammlung der Kirchenväter und der ersten kirchlichen Schriftsteller bezweckt; in jedem Monat ein starker Band für sehr geringen Preis. Die Bände, welche die Schriften der ersten Kirchenväter enthalten, werden dem Kaiser von Oesterreich, die der gallischen Kirchenväter dem König von Frankreich gewidmet, und die Widmungen sollen, nach dem Lande, sich ändern. Man wünscht, daß die Unternehmung sich in allen Sprachen durchsetze. Ein Abgeordneter von Rom ist in dieser Angelegenheit nach Paris gekommen, um alle nöthigen Vorbereitungen zu verabreden, damit jene Werke in einladendem Aeußern erscheinen und rasch die möglichste Verbreitung erhalten. Wir geben jene Notiz, und wissen, daß sich Manches dagegen sagen läßt.

Aus der Türkei.

Die Türken treten also doch am Ende noch der europäischen Civilisation und Intelligenz bei. Wenigstens fangen sie schon an zu erfinden, was seit dem Propheten Muhamed sehr selten vorgekommen ist. Emin Pascha, Brigade-General in der Türkei, hat ein Büchlein geschrieben, welches die Mittel angiebt, wodurch man Congrevische Raketen mit mathematischer Genauigkeit richten kann. Der Brigade-General hat aber freilich seine Weisheit nicht im halben Monde gesammelt, sondern in Frankreich und England, wo er sich zu seiner Ausbildung mehrere Jahre aufhielt. Durch diese Erfindung werden die Congrevischen Raketen zugleich Rettungs-Raketen, durch welche man gefährdeten Schiffen Taue zuschießen kann.

Aus den Vereinigten Staaten.

Der Bericht der Newyorker Mäßigkeitsgesellschaft giebt an, es befinde sich in den Vereinigten Staaten eine halbe Million notorischer Trunkenbolde.

Mosaik.

Zu den Plagen eines heißen Klimas gehören die zahllosen Insekten, die bald in der Luft, bald auf der Erde dem Europäer lästig werden. Aber es giebt auch andere Thiere, die, scheinbar unbedeutend, großen Schaden anrichten. Hierher gehört insonderheit die Bisamratte. Sie ist so groß wie eine Maus und erfüllt, wenn sie durch ein Zimmer läuft, die ganze Luft mit ihrem Geruch; alles wird, wo der sie weggelaufen, riecht und schmeckt nach Moschus. Ein Fäßchen Wein oder Bier ist nicht mehr zu trinken, Käse und Schinken werden ungenießbar. Erdäpfel werden völlig unbrauchbar, wenn eine Bisamratte aus ihnen den Sack weggelaufen ist.

In der „Schaluppe zum Dampfboot" wird eine Menagerie charakterisirt, darunter auch ein abgerichteter Rezensent. Da solche Exemplare auch außerhalb der Menagerien herumlaufen, so geben wir sein Signalement. „Er zeichnet sich nicht kopfsächlich aber hauptsächlich dadurch aus, daß er statt des Fells einen Mantel trägt, den er gewöhnlich nach dem Winde hängt. Man kann ihm ohne Gefahr die Hand in den Rachen stecken, wenn er gesättigt ist. Er trinkt Champagner und appetirliche Mundstücke. (Apportirt? das glaube ich nicht.) Wenn er gefüttert wird, ist er so fromm wie ein Lamm. Der Rezensent gehört zur Gattung der Beutelthiere."

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und den Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 62.

Bremen, Sonntag den 2. August 1840.

Gestorben:

Nro. 693. Den 29. Juli. Des Kaufmanns Johann Carl Crüwell Tochter, 6 Monat; am Wall Nro. 74.

— 694. Den 29. — Der Schneidergesell Wilh. Meyer, 31 Jahr; Krankenhaus.

— 695. Den 30. — Die Dienstmagd Barbara Danschin, 27 Jahr; Krankenhaus.

— 696. Den 30. — Der Amtsfischer Herm. Hilgerloh, 29 Jahr; kl. Krummenstraße Nro. 41.

— 697. Den 30. — Friedr. Meyer, 7 Jahr; Dreckort Nro. 11.

— 698. Den 31. — Des Arb. Joh. Wilh. Schröder Tochter, 6 Tage; Reeperbahn Nro. 14.

Nro. 699. Den 31. Juli. Des verst. Schlachtfuhrmanns Arend Bothe Wittwe, geborne Bitter, 79 Jahr; Neuenstraße Nro. 77.

— 700. Den 31. — Des Kohlhökers Friedrich Riete Sohn, 9 Wochen; Panzenberg Nro. 6.

— 701. Den 1. August. Des Kaufmanns Herm. Waltjen Ehefr., geb. Roque, 39 Jahr; Faulenstraße Nro. 2.

— 702. Den 1. — Des Branntweinbrenners Friedrich Wiegmann Sohn, 4 Wochen; hinterm Stephanithorswall Nro. 1.

— 703. Den 1. — Der Küpergesell Johann Garves, 35 Jahr; Muggenburg Nro. 4.

Geburten:

Nro. 921. Den 27. Juli. Des Tischlermeisters Albert Wilh. Lohnau Ehefr., geb. Mollmann, Geeren Nro. 40; von einem Knaben.

— 922. Den 28. — Des Cigarrenmachers Joh. Köster Ehefrau, geb. Hohmann, Brüggemanns Gang Nro. 3; von einem Mädchen.

— 923. Den 28. — Des Dr. juris Joh. Wilhelm Bredenkamp Ehefr., geb. Abegg, am Wall Nro. 49 A; von einem Mädchen.

— 924. Den 28. — Des Goldschmieds Gottfried Koch Ehefr., geb. Schüler, Obernstraße Nr. 49; von einem Knaben.

— 925. Den 28. — Des Kaufmanns August Wilh. Ludolph Brauer Ehefr., geb. Boyes, an der Viehweide Nr. 10; von einem Knaben.

— 926. Den 29. — Des Cigarrenmachers Friedrich Siemerling Ehefr., geb. Bötjer, Olmeyers Hof Nro. 2; von einem Knaben.

— 927 und 928. Den 29. — Des Tischlermeisters Friedrich Franz Joachim Schröder Ehefr., geb. Meyer, Balgebrückstraße Nro. 33; von Zwillingen, einem Knaben und einem Mädchen.

Nro. 929. Den 29. Juli. Des Schuhmachers Joh. Georg Wilhelm Wäsemann Ehefr., geb. Gronert, kl. Annenstraße Nr. 10; v. einem Knaben.

— 930. Den 30. — Des Schneidermeisters Johann Heinr. Diedr. Friedr. Wienberg Ehefr., geb. Sauer, Wegesende Nro. 10; von einem Knaben.

— 931. Den 30. — Des Musicus Joh. Andreas Kriete Ehefr., geb. Lehnemann, kl. Johannisstraße Nro. 17; von einem Knaben.

— 932. Den 30. — Des Arb. Joh. Friedrich Bahlke Ehefr., geb. Meins, Kirchenstraße Nr. 36 (Neustadt); von einem Knaben.

— 933. Den 31. — Des Anruderers Joh. Friedrich Wilhelm Kelkenberg Ehefr., geb. Ulhorn, Großenstraße Nro. 26; von einem Knaben.

— 934. Den 31. — Des Kaufmanns Wilh. Ferdinand Barkhausen Ehefr., geb. Büsing, am Wall Nro. 74 B; von einem Knaben.

— 935. Den 31. — Des Gastwirths Reinhard Hollmann Ehefr., geb. Krohne, gr. Hundestraße Nro. 15; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 320. Der Knopfmacheramtsmeister Albert Buchholz und Anna Sophia Aschenmohr. Beide von hier.

— 321. Der Cigarrenmacher Joh. Friedr. Wilh. Block hies. und des verstorb. Kupferdruckers zu Leipzig Carl Gottlob Starke Wittwe, Eleonore Friederike, geb. Weigert.

— 322. Der Höker August Weskamp und des verstorb. Mascopsträgers Joh. Claus Schönewolff Wittwe, Maria Elisabeth, geb. Schwöpmann, hieselbst.

Nro. 323. Der Arb. Georg Friedr. Wendt u. des verst. Cigarrenmachers Joh. Tobias Heinr. Ellermann Wittwe, Ilse Margarethe, geb. Kleymann, hieselbst.

— 324. Der Hofmeier Joh. Heinrich Lamkemeier am Buntenthorssteinwege und Anna Catharine Schmidt aus Riede.

— 325. Der Landmann Joh. Heinrich Bormann zu Dedendorf und Sophia Catharine Marie Elisabeth Meier zu Steyerberg, Amts Stolzenau.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 63.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 6. August 1840.

Die Liebe kann, wenn sie verlassen
Sich von dem Theuersten hier sieht,
Erinnerung als Tröstung fassen
Wenn der Gedanke zu ihm flieht.

Gedankengruß.

Hält auch die Ferne dich umfangen,
Du steh'st mir dennoch ewig nah',
Und kann das Wort dich nicht erlangen,
Für den Gedanken bist du da.

Der schwebet frei durch alle Räume
Und bringt mir treu den Seelengruß,
Verwebt sich sanft in's Spiel der Träume,
Und haucht mich an als Engelskuß.

Der flüstert süße Liebesworte
Vernehmbar in's entzückte Ohr,
Und wenn sich schließt die nächt'ge Pforte
Besetzt er still des Tages Thor.

Und wie auch ströme die laute Menge,
Und wie auch brauf't der Rede Fluß,
Es bahnt den Weg sich durch's Gedränge
Der freundliche Gedankengruß.

Drum mög' uns auch die Ferne trennen,
Sind nur die Herzen immer nah',
Und zu dem geistigen Erkennen
Die liebenden Gedanken da!

Julie v. Großmann.

Der Gondelführer.

(Fortsetzung.)

„Morosini!“ wiederholte sie und stürzte wieder über die Straße die Rialto-Brücke hinüber nach San Ildefonso. Dort stand der Palast Morosini. Sie trat in das Zimmer des Thorwärters, sah sich ängstlich um, als fürchte sie, belauscht zu werden und begann ängstlich und schüchtern: „Signore — ich komme von meiner Donna — Ihr sollt, sagte sie — eine gute Belohnung erhalten, wenn Ihr derselben einen Dienst erweisen, das heißt, wenn Ihr aufrichtig sein wollt. Meine Signora möchte gern wissen — Ihr versteht, meine Donna kennt

Euren Herrn, den Cavaliere Tomasso Morosini, und zwar sehr genau: sie ist seine Geliebte, das vertrau' ich nur Euch; also, sie möchte gern wissen, ob der Signore in den letzten acht bis zehn Tagen Abends zeitig nach Hause gekommen, oder eigentlich wann er nach Hause gekommen?« — »Dummes Mädchengeschnatter,« versetzte der Pförtner, der in der Sache nichts als weibliche Neugierde und den Gegenstand eines Liebeshandels zu sehen glaubte, »wie alle jungen vornehmen Nobili unserer Stadt ist er des Nachts auf seinem Casino und kömmt nie vor zwei bis drei Uhr des Morgens nach Hause, und so war's auch die letzten acht Tage. Nur einmal, wart', daß ich mich besinne, es war an einem Freitag, ja der letzte Freitag, da kam er vor Mitternacht — nach eilf Uhr, glaub' ich. Ich mußte ihm noch Wasser holen und ein Bad bereiten. Er hatte weitgerudert auf dem Canal Giudecco mit einem andern Nobile. Er war noch ganz erhitzt und durchnäßt. So war's.« — »O habt Dank, Carissimo!« lachte Marietta und schlug in die Hände; »dann hat meine Signora die Wette gewonnen. Das wird Scherz und Gelächter geben. Ach, wie wird sich meine Herrin freuen! Ihr sollt nicht verrathen werden, besorgt nichts! Ich eile nach Hause und komme bald mit einem Beutel voll Zechinen als Belohnung für Eure freundliche Auskunft zurück.« — Wie eine Gazelle sprang sie zum Portale hinaus. — Von Angst und Hoffnung beklommen, von tausend Ideen und Planen durchstürmt eilte sie zu ihrem Pathen, dem Messier grande. Hundertmal sich wiederholend erzählte sie ihm ihre Entdeckung und verschwieg keinen Umstand. »Sagt' ich es nicht,« rief sie endlich mit wonnetrunkenen Augen, daß mein Pippo unschuldig ist?« — »Möglich, vielleicht, wahrscheinlich,« sagte der Fanto und lehnte sich, die Arme verschränkt, in seinen Sessel zurück. »Aber ich sehe nicht ein, was in der Sache gebessert ist. Du — die arme Limonadiera von der Piazza, willst gegen den Nobile Tomasso Morosini, einen aus dem Rathe der Hundert, den Neffen des General-Capitäns Battista Grimani, als Klägerin auftreten wegen Meuchelmords? — Wegen eines lumpigen Gondelführers soll ein Nobile, ein Sproß der edelsten Geschlechter, unter das Blutbeil? Da glaubst, das hofft Du auszurichten! Und ich, meinst Du, würde Dir dazu behülflich sein, würde den Advocaten Deines Pippo abgeben — ich, der Messier grande, würde einen Edelmann, der noch einst Doge werden, der mich, wenn er will, schon jetzt verderben kann, ans Messer liefern? O, Gans mit dem gelben Schnabel! Das laß ich hübsch bleiben. Wer nicht sicher weiß, daß sein Kopf mit Eisenstangen an seinem Rumpf befestigt ist, kümmere sich nicht um anderer Leute Köpfe. — Schlag Dir die Dummheit aus dem Sinn, sonst hängen sie Dich neben Deinen Pippo auf und da könnt ihr Eure Hochzeit in der Luft feiern.« — »Pfui!« rief Marietta und stemmte die Arme in die Seiten, »das hätt' ich von Euch, meinem Pathen, nicht erwartet. Nun nun weiß ich, daß Ihr, obgleich sich ganz Venedig vor Euch fürchtet, doch keinen Muth habt. Ich will Euch beschämen! Ihr wißt nun, daß der Pippo unschuldig ist — und wollt ihm nicht helfen, weil Ihr vor den großen Herren zittert. Ich weiß, was ich thue — ich gehe selbst zum Signor Grimani und erzähle ihm die schöne Geschichte von seinem Neffen. Und wenn er meinen Pippo nicht frei läßt, so stelle ich mich auf den Marcus-Platz und schreie die ganze Geschichte unter's Volk, damit sie wissen, daß es in Venedig keine Gerechtigkeit mehr giebt. Ich fürchte mich weder vor ihm, noch vor der ganzen Signoria —; dann sollen sie mich meinetwegen beim

Pippo aufhängen, ja ich will lieber sterben!“— Sie stürmte fort und warf die Thür hinter sich zu, daß der Messier grande vor Schrecken auffuhr. — Zu Hause angekommen, verglich sie die vom Nobile erhaltene Zechine mit jenen, welche ihr Pippo gegeben. Es war ein Gepräge, eine und dieselbe Jahreszahl darauf. — Furcht und Hoffnung durchschauerten sie; sie vollbrachte eine schlaflose Nacht. — Am folgenden Morgen meldete der Diener dem General-Capitán Grimani ein junges Mädchen, das sich nicht abweisen lassen wollte. Sie bestand darauf, mit ihm geheim sprechen zu müssen; sie behauptete ihm eine wichtige Entdeckung machen zu können. — Endlich wurde sie vorgelassen. Ohne Schüchternheit trat sie ein und eröffnete ihre Mittheilung. — „Ihr wißt, Excellenza,“ sagte sie, „daß am vorigen Freitag der Nobile Ranuzio Solani auf dem Canal da unten tödtlich verwundet worden. Sie haben meinen Bräutigam Pippo eingezogen; der sollte es gethan haben. Aber ich weiß es besser Excellenza, ich kenne den Thäter — und ich will meinen Kopf zum Pfande lassen, will mit meinem Pippo gehängt werden, wenn ich nicht die Wahrheit rede.“ — „In der That, ein ganzer junger Fanto,“ versetzte Grimani lächelnd; — „die kleine Dirne will dem Messier grande in's Handwerk pfuschen.“ — „Ja, gnädigster Herr,“ fuhr Marietta fort, „wenn Ihr auch böse auf mich werdet und wenn es Euch auch Herzeleid in Eurer Familie macht, ich kann mir nicht helfen, ich muß meinem Pippo das Leben retten, denn er ist mein Bräutigam. Also mit einem Worte, es ist Signor Tomasso Morosini, Euer Herr Neffe, der den Nobile Ranuzio, von welchem sie sagen, daß er Euer Eidam wird, auf der Gondel des Pippo überfallen und mit zwei Dolchstichen verwundet hat. Ich kann es beschwören und will nicht lebend aus diesem Hause gehen, wenn ich lüge! Warum er's gethan, das geht mich nichts an; aber gethan hat er's, so gewiß —“— „Bist Du wahnsinnig, Mädchen?“ fuhr Grimani auf, „mein Neffe, der Sohn meiner Schwester, ein Bandit, ein Bravo — Du redest Dich um den Hals, Dirne! Der Schmerz um Deinen Bräutigam hat Dir den Verstand geraubt.“ — „Nein, nein, Excellenza!“ rief sie heftig, „ich lüge nicht; Ihr sollt Alles erfahren.“ — „Weißt Du auch,“ fuhr er fort, „daß es Dich den Hals kostet, wenn Deine Anschuldigung ungegründet befunden wird?“ — „In Gottes Namen,“ eiferte sie, „wenn ich lüge, mögen sie mich neben dem Pippo aufhängen; mich kümmert's nicht!“ — Und nun erzählte sie mit einem Eifer, der ihr die Wangen röthete, Alles, was sie von Pippo erfahren, wie sie dem Nobile auf die Spur gekommen, wie sie den Pförtner ausgeforscht und die Aehnlichkeit der Zechinen erkannt. Sie zeigte ihm die letzteren, die sie sorgfältig eingewickelt bei sich trug. — Mit jedem Worte des Mädchens wälzte sich ein Theil der Last von Grimani's Herzen. Es war ein Hoffnungsschimmer, der sein Gewissen zu erleichtern versprach. Aber noch war Alles Vermuthung, und die Verwirrung des Zusammenhangs noch größer, als vordem. — „Bleib ruhig hier in der Stube,“ gebot er, nachdem er sich Alles Gesagte noch einmal wiederholt und überlegt hatte, „ich kehre sogleich zurück.“ — Er verließ das Gemach und eilte mit pochendem Herzen zu Giuditta. Sie saß das bleiche Haupt auf die Hand gestützt, am Fenster und blickte nach den fliegenden Wolken empor. — „Giuditta!“ sprach Grimani, „eine ernste Frage! Hat Dein Vetter Tomasso nie von Liebe zu Dir gesprochen?“ — „Wie Du ihn kennst, mein Vater!“ versetzte Giuditta unbefangen; „er ist im Scherze wie im Ernst heftig, unbesonnen in der Laune wie im Zorne.

Wohl hat er mir oft betheuert, daß er mich liebe, daß er ohne mich nicht leben könne, daß meine Kälte ihn in den Tod triebe. Doch hielt ich es stets für Scherz und lachte über seine tollen Possen. Denn Possen waren es nur! Ein einzigesmal jedoch schien es ihm beinahe Ernst zu sein. Er zeigte mir einen Dolch und sagte: „„Giuditta, Du mordest mich mit Deiner Kälte; erst will ich aber gerächt sein, bevor ich untergehe. Das Herz, um welches ich bettle, hast Du an einen Unwürdigen verschenkt; aber ich treffe ihn! Bei allen Teufeln, ich treffe ihn!““ — Darauf stürmte er fort. Einige Tage sah er finster aus, vermied meine Blicke; da er aber bald darauf wieder fröhlich wurde, und seine Scherze wie vordem trieb, so schlug ich mir's aus dem Sinne, weil ich wußte, daß es diesmal doch auch nur Scherz war.“ — „Genug!“ sprach Grimani und legte seine Stirn in Falten, „genug, ich sehe klar?“ — Er eilte zu Marietta zurück, die seiner angstbeklommen harrte. — „Mein Kind,“ sagte er und nahm einen leichten Ton an, „ich wiederhol' es: für Dein Alter entwickelst Du viel Geschick zum Kundschaftwesen. Doch ohne Scherz, Deine Sache steht trotz Deines Scharfsinnes mißlich. Ist mein Neffe schuldig — so trifft ihn das Richtschwert des Gesetzes; gleichviel, ob er mein Blutsverwandter oder nicht, denn Venedigs gerechte Richter strafen den Schuldigen ohne Unterschied des Ranges; vor seiner Freunde Rache aber, die es nicht gut ertragen werden, daß ein Nobile auf Deine und Deines Bräutigams Anklage hin eines schimpflichen Todes sterben mußte, kann ich Dich dann nicht schützen. Venedig hat Banditendolche genug; sie können auch Dich und Deinen Bräutigam treffen. Ist aber Tomasso Morosini unschuldig — so leidest Du sammt Deinem Geliebten wegen falscher Anklage gegen einen Edelmann den Tod von Henkershand. In jedem dieser beiden Fälle bist Du verloren, so gern ich Dir helfen möchte. Nun wähle, Mädchen!“ Marietta zerfloß in Thränen; der General-Capitain ging schweigend auf und ab. — „Hast Du,“ begann er nach einer Pause, „zu noch Jemand Anderem außer mir von Deiner vermeintlichen Entdeckung gesprochen?“ — „Zu Niemand, als dem Messier grande, meinem Vater,“ versetzte sie; „doch der ist feig, der hat den Muth nicht, Euch, Excellenza, die Sache vorzutragen.“ — „Dann ist es noch gut!“ entgegnete Grimani und fuhr nach einer Weile fort: „Du armes Kind, Du dauerst mich; das Schicksal hat Dir eine harte Prüfung auferlegt. Doch ich will Dir helfen; in Deine Hand will ich Deine Rettung legen, wie es auch immer komme. Sprich! kannst Du schweigen?“ — „Wie das Grab, gnädigster Herr!“ — „Auch gegen Deinen Bräutigam?“ — „Ich will darauf die Hostie nehmen!“ — „Gut!“ sprach Grimani feierlich, „von Allem, was Du seit gestern erfahren, was Du vermuthet, was Dir seit gestern begegnet ist, sprichst Du kein Wort; selbst in der Beichte nicht, selbst wenn man Dich mit dem Tode bedrohte nicht. Dann soll Dein Bräutigam frei werden.“ — „O um Gotteswillen! Ja!“ schrie Marietta auf und sank vor ihm in die Kniee; „man soll mich auf die Folter spannen — ich werde dennoch schweigen. Nur meinen Pippo rettet, Herr!“ — „Ueberleg' es noch einmal,“ fuhr Grimani fort, „ist mein Neffe schuldig und leidet er den verdienten Tod, so trifft Dich und Pippo die Blutrache; denn den verborgenen Arm können wir nicht entwaffnen; ist er schuldlos — so ist Euer Untergang gewiß.“ — „O Excellenza,“ flehte sie mit gefalteten Händen, „ich will alles thun, was Ihr gebietet. Ich seh', Ihr meint es gut, Ihr wollt die arme Marietta der Verzweiflung entreißen. Wenn Pippo fragt, so werd' ich sagen,

ich hätte ihn frei gebeten von Euch; sonst schwatzt er's aus; er schwatzt gern viel, besonders wenn er Wein im Kopfe hat, und da könnte er sich ja um den Kopf plaudern."

(Der Beschluß folgt.)

Der Brand von Sallanches.

Eines der eigenthümlichsten Feste unseres Gebirgslandes sind die Feuer in der Nacht des ersten Fastensonntags, genannt fête des Brandons. Sie haben einige Aehnlichkeit mit den Johannisfeuern in Deutschland, nur sind sie großartiger, weil sich hier die Berge mächtiger erheben und mit ihrem nächtlichen Leuchten weiterhin herrschen. Bald sieht dies aus wie ein glänzendes Feenschloß, wenn lange Berglinien im Feuer stehen, bald sind wirklich die Ruinen alter Burgen erleuchtet; anderwärts scheint ein Vulkan zum Ausbruch zu kommen oder eine Stadt in Flammen zu stehen. Diesmal waren diese in herrlicher Frühlingsnacht leuchtenden Freudenfeuer das flammende Vorwort zu einem glutvollen Drama einige Wochen später.

In der Römerzeit lag am südlichen Fuß der herrlichen Aiguille de Varens eine kleine Stadt, nach Plinius ein Emporium für den Binnenhandel des Landes, besonders für die Centronen, und zu gleicher Zeit eine Militärstation auf der Straße, die wahrscheinlich vom Leman nach Lugdunum und Vienna führte, und von der noch vielfache Spuren übrig sind. Diese Stadt hieß Vatiscum. Unweit davon lag eine andere kleine Stadt, Namens Dionisia, von der auch noch Spuren vorhanden sind. Beide wurden durch Bergstürze von der Aiguille de Varens und Ueberschwemmungen der Arve zerstört. — Aus ihren Trümmern baute eine Sallassische Kolonie die kleine Stadt Salantinum oder Sallanches, die im neunten Jahrhundert und später in der goldenen Zeit der Barone von Faucigny, besonders der trefflichen Beatrix, im Genuß glücklicher konstitutioneller Freiheit zu besonderem Gedeihen kam, und in der mehrmals die Stände des Landes ihr kleines Parlament hielten.

Und doch war die Stadt nicht glücklich angelegt. Zwar schützten sie die mächtigen Bollwerke der Aiguille de Varens vor dem schneidenden Nordostwind, dagegen litt sie zu Zeiten an unbewegter, den Kretinismus erzeugender Luft, und doch war sie wieder von mehreren Seiten den heftigen Luftströmungen ausgesetzt, die sich hier oft aus den Thälern von Maglans, Megève, Montjoie begegnen. — Außerdem werfen die kahlen Felsen jener Aiguille de Varens (7190') und der Croix de Fer (7056') zur Frühlings- und Sommerszeit die zurückprallenden Sonnenstrahlen fast versengend auf die Stadt. Auch von den wilden Bergströmen in der Nähe hatte Sallanches bei anhaltendem Regen und beim schnellen Aufthauen des Schnees viel zu leiden. Dessenungeachtet stand es im Gedeihen bis ins sechzehnte Jahrhundert; selbst die wiederholten Verheerungen Savoyens durch französische Corps thaten der Stadt wenig Schaden.

Ihr war Schlimmeres vorbehalten, denn am 14. April 1519 brach Feuer aus, wurde wie von einer Windsbraut schnell nach allen Gegenden getrieben und legte in kurzer Zeit die ganze Stadt in Asche. Sogar die drei Brücken wurden brennend vom Strom weggerissen. Der Herzog Karl III. von Savoyen unterstützte die unglücklichen Einwohner auf das Mildeste, ließ ihre Stadt wieder aufbauen und auch die wilde Arve dämmen. Er bestätigte ihre alten Privilegien und erließ der Baronie Faucigny alle Steuern und Abgaben für fünf Jahre. Die unglücklichen Einwohner von Sallanches waren in die benachbarten Städte und Dörfer geflohen. Manche zogen blutarm in's Ausland und erwarben sich, wie Savoyarden pflegen, bedeutendes Vermögen, sogar Reichthümer.

Bedeutende Summen wendeten sie ihrer Vaterstadt zu, die dadurch wieder zu Gedeihen kam.

Manche andere günstige Umstände brachten die neue Stadt immer mehr empor, und bald konnte sie wieder für eine der wohlhabendsten Landstädte Savoyens gelten, wenn gleich die alten Zeiten nicht ganz wiederkehrten. Wohl wütheten manchmal die Arve und die angeschwollenen Waldströme, wohl stürzten gegenüber von der Aiguille de Varans wieder Felswände ein, dem neuen Sallanches aber thaten sie nicht weh. Selbst Erderschütterungen gingen schadlos vorüber. Unzählige Wetter waren über der Stadt hingezogen und ihre Donner hatten sich rings an den gewaltigen Felswänden und Nadeln gebrochen, als am 12. April 1768 ein tückisch aus einer gelben Wolke schießender Blitz in Sallanches einschlug und zündete. Eine mächtige Lohe flackerte sogleich empor, und in einer halben Stunde war die Flamme zum Flammenmeer geworden, das, von heftigen Winden getrieben, nach allen Seiten wogte und brandete. Das Ungewitter war vorüber, blauer Himmel lachte wieder, aber die Sonne schien nur über die rauchenden Trümmer der armen Stadt, die jetzt zum zweiten Male ganz in Asche lag.

Wie aber die Einwohner am Fuß des Vesuvs und des Aetnas sich wieder um den Lavastrom anbauen, der ihre Häuser begrub, immer hoffend, der Feuerberg werde sie nicht wieder heimsuchen, wie sie nach kurzer Frist auf dem erkalteten Lavastrom selbst Häuser aus Lavastücken errichten, so auch die Einwohner von Sallanches. Unterstützung kam von allen Seiten, die rauchenden Trümmer wurden weggeräumt und die dritte Stadt erhob sich schnell wieder, etwas ansehnlicher und regelmäßiger als vorher, aber doch mit engen, krummen Gassen, mit Häusern größtentheils von Holz und mit Schindeln gedeckt. Es kam auch bald eine Zeit, wo sich für Sallanches eine neue Quelle des Wohlstandes aufthat.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Damen-Moden.

Die oben so kurz geschnittenen Schirme und lang herunter hängenden Ohrlappen der Damenhüte geben den Trägerinnen derselben ein keck, unternehmendes Ansehen. Männer die ein wenig angeschossen sind pflegen die Kopfbedeckung auf ähnliche Art zu tragen. Zur Qual des schönen Geschlechts will die Mode, daß sie bei Besuchen und Spaziergängen sich ausrüsten müssen, als gälte es eine Reise in die neue Welt, unter andern gehört dazu: ein Paar Schuhe an den Füßen und ein Paar als Reserve in einem am Arme hängenden Sacke oder Beutel, in harmloser Nachbarschaft mit allerlei Eßwaare. Dann ein Tuch um den Hals und ein Nothtuch über den Arm. Im Lande der Mode soll sogar neben dem Tuche über den Arm auch ein Schleppkleid getragen werden, wahrscheinlich um den Freiern zu zeigen daß man auf einen Monat mit Garderobe versehen ist.

* Zeitgemäß.

Wir erlauben uns, den 6ten bis 9ten Vers des ersten Capitels Paulus an die Galater, nach Uebersetzung des würdigen Dr. der Theologie Herrn Johann Jacob Stolz hier zu geben: „Es „befremdet mich sehr, daß ihr dem Gott der Euch „die Wohlthat des Christenthums anbieten ließ, „so bald abtrünnig geworden seid, und eine andre „Lehre von Christo angenommen habt. Und es „giebt doch keine andre. Nur führen einige Euch „irre, und möchten gern die Lehre Christi verfälschen. Wenn aber auch ich selbst, ja ein Engel „vom Himmel Euch das Gegentheil dessen lehrete, „würde was ich Euch lehrte, so müßtet Ihr ihn „aus Eurem Kreise ausschließen. Ich wiederhole

„was ich Euch hier sage: Wer Euch das Gegen„theil dessen lehrt, was ihr von mir hörtet, der „sei aus Eurem Kreise ausgeschlossen."

* Bemerkung.

Das von Hauff redigirte Morgenblatt bringt in seiner 182sten Nummer eine Correspondenz-Nachricht aus Bremen, die die Feier des Buchdrucker-Jubiläums und die Journal-Literatur bespricht. Der Verfasser derselben scheint mit den hiesigen Verhältnissen noch nicht genugsam bekannt zu sein, er würde sonst gezögert haben, manche seiner Behauptungen aufzustellen, die nur in jugendlicher Selbstliebe und deren heut zu Tage emancipirtem Bastard Eigenlob, oder in speculativer Cameraderie eine Erklärung finden können.

* Singvögel.

Man hat vielmals gesagt: Sangvögel gehörten in Käfige um nicht zu entfliehen. Kürzlich ist diese Sage zur Wirklichkeit geworden. Ein Sangvogel ohne Federn kam in einen Käfig. Er gefiel sich so wohl darin, daß er die Vorübergehenden mit seinem eingelernten Gesang ergötzte!

* Sehnenverlängerung.

In Berlin wird die Kunst ausgeübt mit ein Paar subtilen Schnitten die Augäpfel gerade zu stellen, wenn die Natur einen Mißgriff gethan hat. Sollte es nicht einer Reise dahin werth sein um von dort diese Kunst, welche manche fröhliche Gesichter machen würde, auch hierher zu verpflanzen?

Korrespondenz-Nachricht.

Aus München.

Ich habe am 12. Juli der Passionsvorstellung in Ammergau beigewohnt, und wie sich mir auf dem Heimwege die Eindrücke zu bestimmten Anschauungen gestalteten, dachte ich diese Ihnen und Ihren Lesern mitzutheilen, wobei ich voraussetzen darf, daß die Sache selbst Ihnen nicht fremd ist. Jedenfalls bleibt das ganze Unternehmen, die Leidensgeschichte Christi dramatisch aufzuführen, eine höchst merkwürdige Erscheinung, deren Gewicht verstärkt wird durch den Umstand, daß es Bauern sind, die die Aufgabe lösen. Wie nahe liegt die Gefahr einer Profanation und — wie weit ist man doch an Ort und Stelle davon entfernt! Der Heuärnte und des etwas unsichern Wetters ungeachtet, waren etwa dritthalbtausend Menschen versammelt, der Aufführung beizuwohnen. Diese währte von 8 Uhr Morgens ohne Unterbrechung bis Nachmittags 4 Uhr. Die singenden und handelnden Personen, deren Anzahl gegen 300 war, setzten, ohne sich die mindeste Erholung zu gönnen, ihre anstrengende Arbeit trotz den einfallenden Regengüssen fort; bei keinem Einzigen trat Ermüdung des Körpers, der Stimme oder des Gedächtnisses ein; ja letzteres überrascht so sehr, daß Einige, die der Vorstellung zum ersten Male beiwohnten, eher der Meinung waren, die Dialoge würden improvisirt. Beim Einzuge Christi in Jerusalem, den das halbe Dorf als Volk von Zion begleitet, sieht man dritthalbjährige Kinder neben Greisen gehen und hört ihr „Hosianna in der Höhe!" Trotz der Menge der Menschen und der voraussetzlichen Ungeschicklichkeit so kleiner Acteurs, geht Alles mit der größten Ordnung, ohne alle sichtbare Führung oder Zurechtweisung vor sich, so daß man sich, mehr als vor jeder mit Statisten besetzten Bühne, der Wirklichkeit gegenüber zu befinden meint. Die Bewunderung steigt, wenn in den Zwischenspielen die lebenden Bilder aus dem Alten Testament erscheinen, in denen außer Richtigkeit der Darstellung die Energie der Ausführung überrascht, indem die Leute, und zwar auch hier wieder öfters dritthalbjährige Kinder, Frauen, Män-

ner und Greise, mehr als fünf Minuten in den schwierigsten Stellungen regungslos verharren, und wenn man bedenkt, wie öfter zur Anordnung eines solchen Tableaus, in dem dritthalbhundert Menschen verwendet sind (wie z. B. beim Durchzug Israels durchs rothe Meer), höchstens fünf Minuten Zeit gegeben sind. Alles dieses zeigt, wie die Aufgabe für diese guten Leute gewissermaßen Lebensaufgabe ist, obschon sie nur alle zehn Jahre wiederkehrt; sie haben sich so in den Gegenstand versenkt, daß nicht sie ihn, sondern er sie regiert. Dies tritt auch bei jenen Gelegenheiten, in denen Derbheit, ja Rohheit (z. B. bei den Kriegsknechten) sich äußern müssen, kräftig hervor, und jede Charakterrolle, wie die der Pharisäer, Hohenpriester, des Judas ꝛc. wird meisterhaft gespielt, während Aufgaben, die in's ideale Gebiet übergehen, wie Johannes, Maria, Magdalena, und vor Allen Christus selbst, unbefriedigend gelöst werden, aus dem einfachen Grunde, weil die Leute einen Gegensatz zu ihrer eigenen Natur suchen und diesen eben nur in Weichheit und Schwäche finden. So geht es ihnen denn, wie so manchem Maler oder Bildhauer, der dem menschlichen Körper, um ihn in möglichster Schönheit hinzustellen, die Knochen auszieht. Mehr inzwischen als die Ausführung muß bei näherer Betrachtung das poetische Werk interessiren. Der Autor ist nicht bekannt (nur der der letzten Umarbeitung, ein noch lebender Benedictiner aus dem aufgehobenen Kloster Ettal), nur die Zeit der Entstehung weiß man und die Veranlassung, nämlich im Jahr 1633 die Pest, für deren Aufhören die Ammergauer das Gelübde der Passionsaufführung gethan. Wodurch wird nun eine Geschichte, die uns mit ihren kleinsten Details von Kindesbeinen an bekannt ist, so interessant, daß sie keinen Augenblick uns von ihrer Darstellung entfernen mögen, so viele Längen und selbst Mängel auch in dieser sind? Jedenfalls ist es die poetische Auffassung des Gegenstandes und die originelle Durchbildung einzelner Theile.

(Der Beschluß folgt.)

* Erwiderung.

Um den durch die Behauptung im letzten Volksblatt: „daß am 15. dieses bereits die Bürger die Wachen beziehen würden" aufgeregten vielfachen Anfragen und Aeußerungen zu begegnen, bemerke ich, daß mir dienstlich oder sonst officiell über diese Dienstleistung, geschweige über deren Beginn, noch keine Verfügung ertheilt worden. Meiner persönlichen Ueberzeugung nach muß ich die Behauptung um so mehr für durchaus unbegründet halten, als vor drei Jahren der Wachtdienst der Bürgerwehr bei überdem schwierigeren Verhältnissen des hiesigen Contingents, in einer späteren Zeit begann, aus den diesjährigen Convents-verhandlungen vom 19. Juni die dringende Anempfehlung möglichster Erleichterung des Dienstes der Bürgerwehr zu ersehen ist und ich es für eine der wesentlichsten Erleichterungen erkennen muß, diese Dienstleistung so spät als möglich und nicht eher, als durchaus nothwendig eintreten zu lassen, das Lager aber meines Wissens erst am 1. September bezogen wird.

1840. August 4. Max v. Eelking.

* Anzeige.

So eben ist erschienen und Seemannsstraße Nro. 2 zu haben:

Comptoir-Kalender

auf das Jahr 1841

mit dem richtigen Verzeichniß der in Bremen ankommenden und abgehenden Posten.

Preis 6 Gr., aufgezogen 12 Gr.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.", und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Daves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domthor.

Die

SCHNELL-  POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 63 des Bürger-Freundes für 1840.

Donnerstag, den 6. August.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Aus Baden schreibt man vom 17. Juli: „Der Unglückliche, welcher sich vorgestern hier erschoß, war seinem Passe nach, ein Proprietair aus Paris; es scheint, er hatte schon, vor seiner Ankunft in Baden, große Geldverlüste erlitten; hier soll er noch 6000 Frcs. verspielt haben. Seine Verlassenschaft bestand aus einer Kleinigkeit an Geld, einer goldenen und einer silbernen Uhr, einer goldenen Kette, einigen Bijouterien und schöner, feiner Leibwäsche. In einem Schreiben an den Wirth des Hotels, bei welchem er die sieben Tage seines Hierseins gewohnt, wies er diesen, seiner Zeche wegen, auf diesen Nachlaß an. Den Tod muß er sich mit großer Entschlossenheit gegeben haben; denn von zwei Pistolen, die er bei sich hatte, fand man die eine noch geladen am Boden liegen, und doch hatte er sich zwei Schüsse beigebracht; er mußte also, schon schwer verwundet, das abgeschossene Pistol zum zweitenmale geladen haben."

Den 21. Juni um 8 Uhr Abends fiel bei dem Dorfe Nemcic, prachiner Kreises, an der Gränze der Herrschaft Blattna, ein mit Gas gefüllter Luftballon nieder. Der mit blauer Seide daran befestigte Zettel enthielt die Bemerkung: „Kronach in Baiern, den 21. Juni 1840 Abends gegen 6 Uhr, losgelassen von Fr. Kopelent, Optikus aus Berlin. Somit hatte dieser Ballon eine Reise von 30 Meilen in 2 Stunden zurückgelegt.

Indeß man im nördlichen Deutschland über Nässe und Kälte klagt, herrscht in der Gegend von Nürnberg den ganzen Sommer über eine anhaltende Dürre. Erst vor wenigen Tagen ist ein Regen von einiger Bedeutung gefallen; sonst hat es das ganze Frühjahr und die bisherige Sommerzeit hindurch so viel als nicht geregnet. Daher wird auch schon an vielen Bäumen das Laub gelb und dürr und fällt ab. Regenwolken waren genug vorhanden, aber ein unaufhörlicher Wind trieb sie fortwährend über die Gegend weg nach Osten.

Man streitet sich in Berlin über den Beinamen, den der verewigte König Friedrich Wilhelm III. in der Geschichte führen soll. Manche nennen ihn den Gerechten, andre den Milden, noch andre den Väterlichen. Der Bischof Neander nannte ihn in seiner Gedächtnißpredigt gut den Bewährten.

Aus Frankreich.

Am 17. Juli stand vor dem Assisen-Gericht der Seine ein Schuhmachergesell, welcher angeklagt war, seinem Meister ein Paar Stiefeln gestohlen und für 4 Frcs. verkauft zu haben. Aus den Verhandlungen ergab sich, daß er das Geld gebraucht, um für seine Frau und drei Kinder, welche in dem Gerichtssaal gegenwärtig waren, Brot zu kaufen. Die arme Familie erregte allgemeine Theilnahme; der Gesell ward losgesprochen und die Richter selbst veranstalteten zu seinem Besten noch eine Sammlung, welche 60 Frcs. eintrug.

In Havre ist von London ein Omnibus ganz neuer Art angekommen, der in Paris Epoche machen wird. Dieser Wagen wiegt 200 Kilogramme weniger als die jetzt gebräuchlichen, ist außerordentlich leicht und zierlich gebaut, und faßt dennoch 18 Passagiere nebst Conducteur und Kutscher. Das Innere ist geschmackvoll eingerichtet, mit Spiegeln und Getäfel von Mahagony u.. dergl. versehen. Dieser geschmackvolle Wagen ist bestimmt, die Reisenden aus den innern Theilen von Paris bis zum Bahnhof der Eisenbahn nach Versailles (linkes Ufer) zu führen. Die Gesellschaft hat 25 solcher Omnibus in England bestellt.

Man schreibt aus Straßburg: „Ein ziemlich sonderbares Ereigniß hat sich so eben in der Gemeinde von Mittelhausen (Bezirk Zabern) zugetragen. Johannes Flick und seine Frau, welche zur Sekte der Pietisten gehören und durch ihre überspannten religiösen Ideen bekannt waren, haben sich in ihrem Hause mit ihren Kindern eingeschlossen und den Entschluß gefaßt, Hungers zu sterben. Von diesem Zustand der Dinge benachrichtigt, begaben sich der Maire der Gemeinde und der Brigadier der Gensd'armerie von Brumath den 20. Juli in die Wohnung der Eheleute Flick, die sie, wie ihre Kinder in Festkleidern und alle in einem fürchterlichen Zustand fanden, da sie seit mehreren Tagen keine Nahrung zu sich genommen. Der Maire ersuchte die Eheleute Flick dringend, ihrem Vorhaben zu entsagen, und ließ ihnen Nahrungsmittel bringen; allein sie weigerten sich sie anzunehmen, indem sie sagten, daß sie deren nicht nöthig hätten, da der göttliche Segen ihre beste Nahrung wäre: sie verboten ihren Kindern zu essen, allein der Maire ließ sie in ein anderes Zimmer kommen, wo er ihnen einige Nahrung beibringen ließ. — Dies ist derselbe Flick, welcher den 3. April lezthin den Einwohnern der Gemeinde angezeigt hatte, daß den andern Tag gegen 5 Uhr Abends seine Frau lebendig gen Himmel fahren würde. An jenem Tage hat er sie in seinem Garten warten lassen, bis sie den Aufschwung nehmen würde, allein der Maire trat ins Mittel, um sie in sein Haus zurückkehren zu lassen, und entzog so diese Unglückliche dem öffentlichen Gelächter."

Mad. George Sand hat gegenwärtig in einer entlegenen Provinz ein Schloß gemiethet und eine dazu gehörige große Wirthschaft gepachtet, baut daselbst ihren Kohl, verkauft ihr Heu selbst und raucht fleißig Taback,

wozu sie sich vielleicht denken mag: Alle Räucherung der Celebrität ist nicht so viel werth als der Rauch meiner Pfeife! — Kürzlich, in ihrem Zimmer sitzend, hört sie ein Getrabe, blickt zum Fenster hinaus und sieht einen Herrn im Hofe halten, welcher, kürzlich als Advocat laureirt, von der Wichtigkeit seiner kleinen Person einen pyramidalen Begriff hatte: er befahl eben, sein Pferd in den Stall zu bringen und ihn der Dame des Schlosses vorzustellen, deren Bekanntschaft er machen wolle; dann stieg er, im Reiserock, in Stiefeln und Sporen, die Stiege hinan. — Dies Betragen mißfiel der berühmten Burgherrin; sie zog ihre alte Amme prächtig an, coeffirte sie mit einer tiefherabhängenden Haube, und setzte sie an den Tisch vor einen aufgeschlagenen Folianten, eine mächtige Pfeife zur Hand. Unser Doctor trat ein, machte seine Salamaleks, und sofort empfing ihn die Pseudo-Dame mit einer Salve von Lob seiner Gelehrsamkeit und seines Rufes, daß der geschmeichelte Advocat in den dritten Himmel entzückt war und Mad. Sand, hinter einer Gardine versteckt, fortwährend kicherte. Die Conversation lief nicht ohne grammatikalische und andere Schnitzer von Seiten der Dueana ab; doch war der Besuch ganz bezaubert von seiner neuen Bekanntschaft und entfernte sich endlich wie ein Triumphator. Als man ihn hinterdrein fragte, wie er Mad. Sand gefunden habe, entgegnete er schmunzelnd: Sie ist eine Göttin voll Anmuth und Geist; nur hätte ich sie für — minder betagt gehalten.

In Paris macht jetzt die Verhaftung eines gebornen Mainzers Aufsehen. Die Gazette des Tribunaux und nach derselben fast alle neuesten Blätter berichten darüber Folgendes: „Ein Mann, dessen Name in den ersten Zeiten der Restauration in Folge eines bis dahin beispiellosen Vergehens vielfach genannt wurde, Bernhard Matheo, damals Unterkassirer des königlichen Schatzes, welchen am 22. Aug. 1821 der Assisenhof des Seinedepartements zu zwanzigjähriger Zwangsarbeit, 400,000 Fr. Strafe und 100 000 Fr. Kaution verurtheilte, wurde nach neunzehnjähriger Straflosigkeit im Auslande verhaftet und langte in Paris am 24. Juli an. Bernhard Matheo mißbrauchte, von maaßlosem Luxus und Verschwendung getrieben und durch eine Liebschaft mit einer wegen ihrer Reize und Schönheit allgemein vergötterten Tänzerin toll und blind gemacht, das Vertrauen des Oberkassirers Kessner — welcher es später nicht besser machte — dermaßen, daß er namhafte Summen entwendete und das Fehlen des Geldes durch Fälschungen zu verheimlichen suchte. Lange Zeit gelang ihm dieses System vortrefflich und selbst der Luxus auf seinem Landsitze, der Prunk der Equipagen u. s. w. erregten den Verdacht der Oberen nicht. Endlich wurde der Kassirer Kessner unruhig und stellte mit dem Inspektor eine Nachsuchung an. Am nämlichen Morgen, als der Betrug an den Tag kommen sollte, bekam Matheo Kunde davon, eilte noch in sein Bureau, nahm aus der Kasse noch einige Hände voll Kassenscheine mit und verschwand. Das Deficit belief sich auf eine Million! Alle Nachsuchungen blieben erfolglos; doch erfuhr man, daß er glücklich über die Grenze gekommen und in See gegangen sei." Im Jahre 1838, erfahren wir nun weiter, erfuhr die französische Regierung, daß Matheo nun auch wegen Fälschungen im Würtembergischen zu zwei und einem halben Jahre Zwangsarbeit verurtheilt worden, und daß er trotz seines italienischen Namens ein Deutscher und in Mainz geboren sei. Der Sträfling wurde reklamirt und nach abgehaltener Strafzeit dem französischen Polizeiagenten zu Ludwigsburg ausgeliefert. „Matheo ist," sagt das französische Blatt, „noch immer der Mann, wie er einst in Paris glänzte: riesiger Wuchs, schwarzes krauses Haar, ein offenes Gesicht und unverwüstliche Laune! Die neue Verhaftung nach kaum abgebüßter schwerer Strafe schien ihn nicht im Mindesten trüber zu stimmen; wenigstens zeigte sich in seinem Aeußern davon keine Spur."

Aus England.

Herr Harrison Ainsworth, Verfasser des Romans „Jack Sheppard" protestirte in den englischen Journalen dagegen, daß der am 6. Juli gehenkte Courvoisier durch die Lectüre jenes Romans zu seinem Verbrechen verleitet worden sei, ja Hr. Ainsworth behauptet sogar, daß hingerichtete Mörder das ganze Werk gar nicht einmal gekannt habe. Der Sheriff Evans erwiederte darauf, daß Courvoisier allerdings ausgesagt habe, die Lectüre von „Jack Sheppard" habe ihm den ersten Gedanken zu seiner That eingegeben.

Aus der Schweiz.

In Basel lebt ein Gastwirth, mit Namen Schnell, der von Fremden viel und oft geprellt worden sein mag. Daher bietet er seinen Gästen Procente an, wenn sie ihm Voraus bezahlen. Er berechnet die Zimmer, das Frühstück und die Speisen an der Table d'Hote, und läßt für drei Tage 5 Procent, für sechs Tage 6 Procent, für zehn Tage 10 Procent, und für einen Monat 30 Procent nach. Unlängst kam ein Engländer zu ihm, und akkordirte für 200 Tage allein da hätte der Wirth nicht nur keinen Heller profitirten, sondern noch 100 Procent herausgeben müssen. Seit dieser Zeit kann man nur höchstens auf fünfzehn Tage pränumeriren.

In der Schweiz ist man den Bäckern gewaltig auf dem Dach. Auch in Thun wurden mehr als 1000 Pfund Brod wegen zu leichten Gewichts mit Beschlag belegt und unter die Armen vertheilt. Nebenbei wurden sie noch mit einer Geldstrafe heimgesucht.

Mosaik.

Der „Brieger Sammler" erzählt nachstehende Anekdote: Am heißen 20. Mai 1813 hielt in der Schlacht bei Bautzen ein vornehmer Offizier an einer Stelle, die er zur Observirung des Feindes für geeignet erkannte, und wo seine Gegenwart zur Ermuthigung der Truppen äußerst wirksam sein mußte. Die feindlichen Kugeln flogen immer dichter auf diesen Punkt, manches Herz bangte, und man erinnerte den jungen Befehlshaber an die Gefährlichkeit seiner Stellung. Da dies nicht half, so bat ihn endlich ein Adjudant dringend, sich zurückzubegeben, aber er antwortete, ohne seine Beobachtungen zu unterbrechen: „Wer zurück reiten will, der mag es thun; ich aber bleibe hier bei diesen braven Leuten!" Der junge Befehlshaber war der Kronprinz, war König Friedrich Wilhelm IV.!

Wie werden unsere Nachkommen erstaunen und lachen, wenn sie, in den Journalen unserer Zeit blätternd, die Ausbrüche des Enthusiasmus über Sängerinnen und Tänzerinnen zu Gesicht bekommen. So hat kürzlich ein Gemeniloser in Linz sein Carmen an die allerdings brave Tänzerin Barth-Hasselt mit folgenden kurzen wüthigen Zeilen geschlossen:

„Und wenn mir schon des Todes Pforte rasselt,
So ruf' ich doch noch immer: Hasselt!"

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 63.

Bremen, Donnerstag den 6. August 1840.

Gestorben:

Nro. 704. Den 1. August. Der Maurergesell Andreas Maigatter, 59 Jahr; auß. Steinthor N. 99.

— 705. Den 1. — Des Schneidermeisters Joseph von Nicolai Sohn, 6 Jahr; Wenkenstr. Nro. 5.

— 706. Den 1. — Des Schuhmachermeisters Johann Heinr. Conrad Ebel Sohn, 8 Tage; Osterthorswallstraße Nro. 27.

Nro. 707. Den 2. August. Des Cigarrenmachers Christoph Diedrich Henning Murken Tochter, 3 Monat; große Annenstraße Nr. 54.

— 708. Den 3. — Des Seidenhutfabrikanten Ernst Moritz Falcke Tochter, 10 Monat; Schnoor Nro. 16.

Geburten:

Nro. 935. Den 30. Juli. Des Schiffscapitäns Ludwig Geerken Ehefr., geb. Rottmann, Bornstraße Nro. 9; von einem Mädchen.

— 936. Den 30. — Ein Mädchen — Panzenberg N. 11.

— 937. Den 31. — Des Malers Joh. Friedr. Wilh. Pflüger Ehefr., geb. Gelpke, Neuenmarkt Nro. 23; von einem Knaben.

— 938. Den 31. — Des Schneidermeisters Theodor Winterberg Ehefr., geb. Willers, Neuenmarkt Nro. 23; von einem Knaben.

— 939. Den 31. — Des Arb. Heinrich Hasenjäger Ehefr., geb. Lamping, alten Steinweg Nro. 63; von einem Mädchen.

— 940. Den 1. August. Des Kaufmanns Carl Georg Bartels Ehefrau, geb. Lahmann, hinterm Stephanithorswall Nro. 12; von einem Mädchen.

— 941. Den 1. — Des Gastwirths Johann Heinrich Conrad Hoppe Ehefr., geborne Knolle, U. L. Fr. Kirchhof Nro. 4; von einem Mädchen.

— 942. Den 1. — Des Arb. Hinr. Coldewey Ehefr., geb. Schriefer, Runken Nro. 7; von einem Mädchen.

— 943. Den 1. — Des Schweineschlachters Heinrich Helmcken Ehefr., geb. Hoffmann, alten Steinweg Nro. 67; von einem Mädchen.

944. Den 1. — Des Uhrmachers Johann Weirler Ehefr., geb. Lange, Neuenstraße Nr. 36; von einem Mädchen.

Nro. 945. Den 2. Aug. Des Strumpfwebers Joh. Jacob Daniel Meyer Ehefr., geb. Sonnenberg, Kirchenstraße (Neustadt); von einem Knaben.

— 946. Den 2. — Des Stuhlmachers Herm. Kracke Ehefr., geb. Bohlmann, Stangen Hof Nro. 6; von einem Knaben.

— 947. Den 3. — Des Packers und Kornaufsehers Herm. Weyhusen Ehefr., geborne Greve, Schlachte Nro. 29; von einem Mädchen.

— 948. Den 3. — Des Arb. Joh. Christoph Grages Ehefr., geb. Dohm, Kochs Gang Nr. 2; von einem Mädchen.

— 949. Den 3. — Des Instrumentenmachers Johann Franz Kahl Ehefr, geb. Steinmann, Hohenthorsstr. Nr. 28; von einem Knaben.

— 950. Den 3. — Des Schneiders Johann Friedrich Conrad Ernst Ludwig Gumprecht Ehefr., geb. Erdbrink, Mühlenstädts Behausung (Buntenthorssteinweg); v einem Knaben.

— 951. Den 3. — Des Arb. Fried. Wilh. Hütting Ehefr., geb. Corssen, gr. Annenstraße Nro. 31; von einem Mädchen.

— 952. Den 4. — Des Weißbäckers Johann Heinrich Petersen Ehefr., geb. Schad, Wachtstraße Nro. 18; von einem Knaben.

— 953. Den 4. — Des Reepschlägers Joh. Hinrich Vidt Ehefr., geb. Rathjen, Muggenburg Nro. 6; von einem Mädchen.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 64.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 9. August 1840.

Die Liebe sey dem Wahn der Erde feind,
Frey von Begier, von des Genusses Schmerzen,
Ein süßer Traum, worin dem zarten Herzen
Sein eignes Bild in fremder Form erscheint. Ernst Schulze.

* Alles um Liebe.

Willst Du der Liebe Hochgenuß genießen,
Studir' der Liebe und des Weibes Sinn;
Dann werden Dir der Freude Blumen sprießen,
Denn nur um Liebe giebt sich Liebe hin.

Doch sorgsam mußt Du diese Blümchen hüten,
Ein herbes Lüftchen — und sie sind nicht mehr!
Sind abgestorben, und gleich Schlehenblüthen
Bleibt Dir die Farbe, doch von Duft nichts mehr.

Das Weib ist unerschöpflich reich an Liebe,
Es trägt, es duldet um die Liebe gern;
Entsagt um ihr dem Heiligsten der Triebe,
Der Kindesliebe, und zieht mit Dir fern

In eine neue Heimath, Dir vertrauend,
Du bist ihr Vater, Mutter, Schöpfer, Welt,
Selbst ihre Seligkeit, und auf Dich bauend,
Bist Du's allein der liebend ihr gefällt.

Das ist der Liebe ewig einzig Wesen,
Sie will empfunden, nicht gelernet sein;
Du kannst in keinem Buche davon lesen,
Dein Herz allein muß Dir der Lehrer sein.

W. Michaelis.

Der Gondelführer.

(Fortsetzung.)

„Wohlan," sprach Grimani ernst, „aus Mitleid mit Dir will ich Dir helfen. Auf meine Fürsprache ist er morgen entlassen. Du sollst ihn unbeschädigt wieder haben." — Marietta bedeckte seine Hand mit Küssen und Thränen — und entfernte sich getröstet und freudetrunken. — — Eine Stunde darauf war Tomasso Morosini im Cabinette des General-Capitäns. — „Tomasso," sagte Grimani mit scheinbarer Ruhe und hielt ihm die Zechinen Marietta's, welche er zurückbehalten, unter die Augen, „ich

habe Dir vor zwei Wochen dreihundert Zechinen dieses Gepräges gegeben, frisch, neu, wie sie aus der Zecca (Münze) kamen! Ist's nicht so?" — „Ganz so, mein Oheim!" antwortete Tomasso ruhig, da er weiter nichts als eine Strafpredigt über seine Verschwendungssucht erwartete. — „Du hast in den letzten Tagen," fuhr Grimani fort und heftete das durchbohrende Auge starr auf ihn, „von diesen Zechinen, die hier in Venedig noch in keines andern Menschen Hände gekommen sind, als in die meinigen und die Deinigen, einem Gondelführer zehn, zwölf, funfzehn Stück gegeben und gestern auf dem Marcusplatze einer Frutiera Eines. Ist's nicht so?" — Tomasso erbleichte, seine Stimme bebte; — „es ist so!" stotterte er. — „Bandit!" donnerte Grimani und faßte ihn an der Brust, „Bandit, Schurke meines Hauses, Mörder unserer Ehre, elender Bube!" — Tomasso war vernichtet, er sank in die Kniee — jeder Blutstropfen wich aus seinem Gesichte. — „Du bist dem Henker verfallen!" sprach Grimani mit fürchterlicher Ruhe, mit vernichtender Kälte. — „Oheim! Oheim!" wimmerte Tomasso in der namenlosesten Seelenangst, „hört mich, erbarmt Euch meiner — um Gotteswillen, Oheim! Meine Liebe, meine gränzenlose Liebe zu Giuditta, sie raubte mir den Verstand, sie machte mich wahnsinnig — und ihr Spott, ihr kalter Hohn; dann er, der Beglückte: ich konnte es nicht ertragen; ein unbewachter Moment, die Raserei erfaßte mich! Als es geschehen — o, hättet Ihr meine Verzweiflung gesehen, meine bittere Reue! O, Gott war gnädig, er ließ es nur halb gelingen; darum seid auch Ihr barmherzig!" — „Also mit der Blutschuld behaftet," fuhr Grimani fort, „wolltest Du um mein schuldlos Kind freien? Mit der mordbefleckten Hand wolltest Du ihre reine Hand erringen? Ueber den Leichnam eines Schuldlosen wolltest Du in das Brautbett steigen? Geh', ich kenne Dich nicht! Keiner aus unserm erlauchten Geschlecht, so weit die Kunde davon geht, war ein Mörder. Du hast den höllischen Triumph, der erste zu sein. Keiner aus dem Stamme der Grimani und Morosini starb den Tod von Henkershand; Du hast die Ehre, der Erste sein!" — Tomasso zerraufte sich das Haar und schluchzte laut. — „Dank' es dem vermischten Blute, das in meinen Adern rollt," sprach Grimani weiter, nachdem er sich eine Zeitlang an des Schuldigen Vernichtung geweidet, „daß Du nicht zwischen den Arcaden des Marcus hängst, ein Abscheu für den Bettler selbst, ein Gericht des Bravo, oder mit einem centnerschweren Stein den Grund des Canals Orfano ermessest. Knabe, wäre nicht Deine Schmach auch meine Schmach, ich könnte Dich hohnlachend sterbend sehen! — Steh' auf, Verworfener!" herrschte er, „morgen bist Du nicht mehr in Venedig; — auf der Galeere Achilles setzest Du nach Candia. Ich werde Dir noch heut Befehl zukommen lassen. Nicht früher erhebe Deinen Blick zu mir, bis Du im Blute der Feinde das unschuldige Blut, das Deine Hände befleckt, abgewaschen. Ich will sehen, ob Du ein Schwert eben so gut zu führen verstehst, dem bewaffneten Feinde gegenüber, wie den Dolch im Rücken des Unbewaffneten. Bis dahin meide mein Antlitz. — Jetzt verlasse mich!" — Mit verhülltem Antlitz entfernte sich Tomasso Morosini.

Die Kanonen donnerten vom Arsenale, der Patriarch segnete die Krieger ein, Glocken läuteten, ganz Venedig stand am Molo zusammengedrängt — der General-Capitän ging mit den vier Galeeren unter Segel. — Bei Fiume erwarteten ihn noch zwei Illyrische Fahrzeuge, in deren Begleitung er nach dem Mittelländischen

Meere steuerte. — Von Tomasso war auf den Schiffen keine Spur, eben so vergeblich hatte man ihn in Venedig gesucht; seit seiner Unterredung mit dem zürnenden Oheim war er wie verschwunden. — — Drei Monate später lief eine neue Galeere aus, deren Bestimmungsort gleichfalls Candia, der Kriegsschauplatz, war. — Ranuzio, der von seinen Wunden wieder gänzlich genesen war, trat im Kriegsschmucke in Giuditta's Gemach. — „Ich komme, Du Heißgeliebte," sprach er begeistert, „Abschied von Dir zu nehmen. Mein Arm ist wieder kräftig und so darf ich ihn dem Vaterlande nicht entziehen. Ich kenne ein Wort Deines Vaters, das eben so mächtig zieht, wie das Band der Liebe, es ist das Wort der Ehre. An jenem Unglücksabend vertraute es mir Grassi. „„Wer um Grimani's Tochter freien will, muß erst seine Sporen verdienen!"" sprach er. — Giuditta — soll mich der Vorwurf treffen, Dich so leicht, so ohne Thatkraft und Opfer errungen zu haben? Soll ich hier an Deiner Seite schwelgen und träumen, während Dein Vater seine Brust tausendmal dem Tode Preis giebt? Wie unwürdig wäre ich dann! Giuditta kann keinen Unwürdigen lieben. Die Tochter des Helden kann ihre Hand nur dem Tapfern geben. Segne mich durch den Kuß der Liebe! Der allgütige Gott, der schon einmal den Streich des Todes von meinem Haupte gewendet, wird mir auch dort gnädig sein! Leb wohl! So wahr der Himmel oben blau und ewig — mir sagt es eine Ahnung, das Gottvertrauen —: wir sehen uns wieder!" — Sie sank weinend in seine Arme — sie konnte nicht widersprechen. Ihre blassen Lippen drückte sie an die seinigen — er riß sich los; — noch einmal breitete sie die Arme aus, dann glitt sie nieder auf den Marmorboden.

Grimani kreuzte im Archipel. Eines der Illyrischen Schiffe, unter dem Befehle des Dalmatiers Davidovich wurde, als es Jagd auf die Barbaresken machte, von der Flotte getrennt. Ein Windstoß trieb es in den Eingang von Negroponte. Hier überwinterte gerade die Türkische Flotte. Als der Capudan Pascha das einzelne Venetianische Kriegsfahrzeug erblickte, ging er mit all' seinen segelfertigen Schiffen auf dasselbe los. In einem Augenblick sah sich Davidovich von 45 feindlichen Galeeren umgeben. Aber dies entmuthigte den kühnen Seehelden nicht. Durch fortgesetztes Feuer hemmte er die Bewegungen der vordersten und empfing sie noch mit größerem Nachdruck, als sie näher kamen. Sie umzingelten ihn; er durchbrach ihre Reihen und machte sich los. Eine Galeere enterte; — eine volle Ladung der Venetianer bohrte sie in den Grund. Wie eine Riesenschlange wand sich das Venetianische Schiff durch die feindlichen Fahrzeuge. Hageldicht flogen die Kugeln der Türken, das Allah-Geschrei ertönte vom Bord ihrer Schiffe; sie jubelten: „Sieg!" aber wieder war Davidovich durch ein geschicktes Manoeuvre frei geworden! Ein Windstoß von der Landseite gab Hoffnung zum Entkommen; doch er blähte auch die Segel der Feinde. Abermals hatten sie ihn umringt, das Schiff zog an mehreren Stellen Wasser; drei Türkische Galeeren enterten jetzt, die Muselmänner sprangen an Bord; „ergebt Euch!" schrieen sie. „Nur mit der Pulverkammer!" entgegnete Davidovich und warf sich, hoch den Säbel schwingend, den Barbaren entgegen. Ein mörderisches Gefecht entspann sich auf dem Verdecke. Jeder Fuß Raumes kostete zwei Leichen. „Sanct Marcus hoch!" rief Davidovich todesmuthig und mähte unter den Feinden; „Brüder, wir sterben einen heldenmüthigen Christentod — Victoria für das Kreuz!" Es war ein furcht-

bares Blutbad. Eine Kugel schlug durch die Brust des Capitains; er sank. „Brüder!“ schrie er mit der letzten Kraft, „rächt meinen Tod, sterbt, aber ergebt Euch nicht.“ — „Sanct Marcus!“ tönte es wie aus einem Munde, und auf der Höhe der See krachte eine Kanone. Ein Moslim war inzwischen bis zum obersten Tauwerk gedrungen und hatte die Türkische Flagge aufgesteckt. Ein zweiter Schuß donnerte näher, ein dritter riß die Flagge herab und den Türken, der sie befestigt. Mit Windesschnelle flogen drei Schiffe herbei — sie führten die Flagge von St. Marcus. Es war der General-Capitain, es war Grimani! Wie ein losgelassener Tieger fiel er über die Türkische Flotte her, nahm sie zwischen sein Kreuzfeuer, enterte das Schiff des Capudan Pascha, sprang der Erste an Bord und stürzte sich auf die betäubten, überraschten Moslims. Ihm folgte Ranuzio bis an den Mittelmast — hier waren sie einen Augenblick abgeschnitten; ein Moslim schwang den Säbel — schon flimmerte er in der Luft, um Grimani's Haupt zu spalten; aber Ranuzio's Schwert streckte Arm und Waffe des Ungläubigen nieder. Der junge Held erfaßte nun den Admiral und, zu beiden Seiten sich Bahn rückwärts machend, zog er ihn bis zum Sterne des Schiffs vor, wo seine Leute kämpften. — Gleich tapfer hatten sich die übrigen Galeeren der Venetianer gehalten; die Muhamedaner flohen — den Capudan Pascha hatte Ranuzio's Pistole niedergestreckt; zwei Türkische Galeeren sanken; vier andere, ganz durchlöchert, waren gescheitert, und der Rest der Flotte wurde von dem heldenmüthigen Geschwader bis auf die Rhede von Negroponte verfolgt. (D. Beschl. folgt.)

Der Brand von Sallanches.

(Fortsetzung.)

Das Chamounithal wurde nach Coxes erster Entdeckung Mode. Reisende in Menge, besonders Engländer, strömten herbei und brachten viel Geld in das Land, was besonders Sallanches zu gut kam, weil das von Gletschern und Bergen eingeengte Chamounithal seine meisten Bedürfnisse von da bezieht; denn keine andere Stadt, kein anderer nur etwas bedeutender Ort liegt so nahe und so bequem, nach keinem andern kann mit Wagen gefahren werden. Außer diesem Marktwesen, wann die Stadt auch unmittelbar durch den Verkehr mit den Touristen, oder mit denen, die nach St. Gervais in's Bad gingen. Wer hätte sich nicht gern ein Stündchen in Sallanches oder auf dessen Brücke aufgehalten, um von da zum erstenmal den riesigen Montblanc mit seinen Eisfeldern und Schneethälern im Früh- und Abendlicht zu sehen? Es ist ein prachtvolles Bild, vielleicht das malerischste und imposanteste von dem Titanen, in einem herrlichen Rahmen von gelben Bergformen und silbernem Flußbande auf grünblumigem Grund.

So stand Sallanches wieder zwei- und siebzig Jahre in zunehmendem Gedeihen bis zum Ostertag 1840. Der ganze April war in Savoyen wie anderwärts sehr warm und trocken; zudem herrschen hier zur Frühlingszeit gewöhnlich heftige Windströmungen, die sich aus den benachbarten Thälern begegnen und dann zu heftigen Wirbelwinden werden — Am Ostermorgen (19. April) war Alles froh und osterlich geputzt in der Messe, und gleich nach Mittag zogen Viele in die benachbarten Orte zum Besuch bei Bekannten und Verwandten, nach Mégève, Maglans, Passy, Servoz und St. Gervais. Von vielen Familien waren nur die kleinen Kinder mit den Cretins und den alten Leuten zu Haus geblieben. Die Kleinen spielten gegen fünf Uhr lustig vor den Häusern, als auf einmal aus einem kleinen hölzernen Barbiershause fast in der Mitte der Stadt nach einer dicken Rauchwolke eine mächtige Lohe aus Dach

und Fenstern schlug. Kaum hatten die Leute Zeit, darüber zu erschrecken und an Hilfe zu denken, als die Flammen schon an den Nachbarhäusern links und rechts hinaufleckten und deren äußeres, zundertrockenes Balken- und Sparrenwerk ergriffen, das sie wie Lindwürmer zischend umwanden, worauf sie in die Bodenräume drangen, aus denen sie nach Kurzem wieder mächtiger heraufschlugen. Bald kam auch der Sturm heran, der die Flamme brausend sucht, aber nicht bloß einer, sondern drei und vier aus allen Thälern, als wollten sie dem Feuer helfen, damit nur rasch ein Ende werde. Schnell vereinigten sie sich zu einem Wirbelwind; es war ein Veitstanz mit den Flammen, so rasch, so furchtbar, so dämonisch, daß schon nach einer halben Stunde an keine Hilfe mehr zu denken war; denn die ungeheuern Flammenzungen drangen nicht mehr bloß von einem Haus, sondern von einer Straße zur andern. Versuche, durch Löschen und Einreißen der zunächst bedrohten Häuser dem Feuer Einhalt zu thun, wurden zwar gemacht, aber bald als ganz unnütz aufgegeben. An Fortbringen von Habseligkeiten und Vieh war fast nicht zu denken. Die allermeisten mußten froh sein, wenn sie das eigene Leben aus dem entsetzlich wüthenden Element retteten; ja selbst diese Rettung gelang nicht allen. Mitten in dem Glutmeer stand die flammende Kirche, deren Thurm mit den schmelzenden Glocken bald einstürzte und das Unglück noch ärger machte. Alle großen öffentlichen Gebäude brannten wie die kleinen Häuser. Hoch auf schlugen die Flammen aus den Kirchen, aus dem Hôtel de Ville, dem schönen Hôtel de Bellevue und seinen Nebengebäuden, niedriger aus dreihundert und sieben-und-vierzig Privathäusern, ein furchtbares, nach allen Seiten wogendes Flammenmeer, gleich dem Beginnen eines Weltbrandes. Die Glut war fürchterlich, nicht bloß in der Nähe des Feuerherds, sondern selbst jenseits der Arve und an den Bergen. Den ganzen Tag und in der folgenden Nacht trieb der heftige Nordostwind die Funken bis Mégère, einem hochgelegenen Dorf (3480'), zwei Stunden von Sallanches; ja sie flogen so dicht und drohend heran, daß die Einwohner Tag und Nacht nicht von ihren Dächern kamen, um sie durch Löschen vor dem Brand zu schützen. Ohne diese ununterbrochene Sorgfalt wäre auch dieses Dorf in Feuer aufgegangen. Der luftdünne Raum über diesem ungeheuern Feuerherd bewirkte eine sonderbare Erscheinung. Balken und Bretter flogen in die Luft, schienen Anfangs dunkel und entzündeten sich nicht eher wieder als in einer Höhe von mehr denn sechshundert Fuß, wo sie dann wie Kometen nach Westen fortschossen.

Fragst du nun, lieber Leser, was aus den Einwohnern und den Kindern auf der Straße wurde, so graut mir, davon zu sprechen. Im Schrecken über so Entsetzliches und über die furchtbare Schnelligkeit, mit der es vernichtend auf sie eindrang, glaubten Viele, es sei das Beginnen des jüngsten Tags; sie warfen sich auf die Knie, weinten und baten um Gnade und Barmherzigkeit. Andere hatten sich zeitig genug aus der brennenden Stadt auf die Felder geflüchtet und rannten da in unsäglicher Angst umher. Kinder riefen nach ihren Müttern, Mütter ihre Kinder, fanden sie nicht und Verzweiflung packte sie. Diese vom Rauch geschwärzten, von entsetzlicher Angst zerrissenen Gesichter, viele heulend über ihre Wunden und kaum sich noch fortschleppend, glichen in der Flammenbeleuchtung der Nacht eher Gespenstern als Menschen. — Als die Flammen aus dem ersten Hause schlugen, hatten die Kinder und Cretins eine große Freude darüber und klatschten lustig in die Hände, bald aber liefen sie entsetzt und hülflos in den engen, brennenden Straßen umher und viele wurden von den einstürzenden Feu-

erbalken erschlagen. Andere retteten sich mit ihren Großeltern in die Keller, wo sie Schutz und Sicherheit vor den Flammen zu finden wähnten, fanden aber da nur furchtbaren Tod, denn sie erstickten und später stürzten die Keller ein und über ihnen die ganze Last der brennenden Häuser; die Flammen drangen hinunter und verbrannten oder rösteten die Leichen. Furchtbares, Unsägliches mag in diesen Kellern vorgegangen sein, ehe der Tod hineindrang; das bewies der Zustand der ausgegrabenen Leichen am folgenden Tag.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Was heißt verflucht seyn?

Die in der dritten Predigt des Herrn Dr. Paniel S. 45 gegebene Auslegung jenes berüchtigten Textes: Der sey verflucht, nämlich: „der werde ausgestoßen, mit Schande ausgestoßen aus der Gemeinde," ist die einzig und ausschließlich authentische, und nur grobe Ignoranz kann sie für eine sogenannte Accommodation oder milde, menschengefällige Umgehung der Wahrheit erklären wollen. Das Originalwort Anathema bezeichnet etwas Ausgesondertes und auf die Seite Gelegtes, und ist von den Kirchenvätern auf die sogenannten Excommunicirten oder in den Kirchenbann Gethanen übertragen worden. Die Excommunication war bekanntlich eine Maaßregel der Kirchenpolicey und hatte so wenig den Sinn jener grauenvollen schrecklichen Verdammniß vor Gott und Menschen, welche wir mit dem Worte verflucht bezeichnen, daß sie vielmehr jeden Augenblick wieder aufgehoben werden konnte. Die Begriffe Fluch und verflucht werden im Griechischen durch ganz andre Wörter ausgedrückt. Wenn man übrigens mit keinen andern Hülfsmitteln, als Schneiders Wörterbuch und Wahls Clavis novi Testamenti, zur Erörterung solcher Fragen aus der wissenschaftlichen Theologie kommt, so ist das gerade so, als ob man, den sogenannten Bremer Faullenzer in der Hand, die astronomischen Rechnungen eines Olbers bekritteln wollte. Theologen von wahrer Gelehrsamkeit werden sich so wenig solcher Schülerwaffen, als hämischer Ausfälle auf wohlhergebrachte, wissenschaftliche Würden bedienen. Endlich wird auch kein solcher Luthern wie einen Pabst behandeln und für infallibel erklären. Wer ihm das bei seinen Lebzeiten gethan hätte, über den hätte der gewaltige Mann gewiß so gut wie Paulus über die Afterlehrer seiner Zeit Anathema ausgerufen.

* Dem Herrn Dr. Paniel in Bremen.

Worte vermögen es nicht auszusprechen, welch' eine Freude ich bei Lesung der überaus herrlichen drei Predigten des würdigen Dr. Paniel, empfunden habe! „Das ist wahres, heiligendes und beseeligendes Christenthum! ruft freudig der Gottergebene Mensch aus; Glaube, in seiner, durch Gottesgeist geweiheten und verklärten Reinheit, und Sittlichkeit in ihrer reinmenschlichen, erhabenen Würde, werden, vortrefflich motivirt, als zusammengehörige und unzertrennliche Theile eines Ganzen, das Religion heißt, aufgeführt, eines Ganzen, das nur allein sich Religion, als Menschenbeglückendes Christenthum, dem Worte und der That nach, zu nennen ein Recht hat, da es den Menschen, für Dieß- und Jenseits, zur Jüngerschaft Christi und zur Kindschaft Gottes befähigt. Darum Dank! dem Hochwürdigen „Gottesgelehrten! Herzinnigen Dank ihm, der diese Religion, wie sie Gott uns durch Christum gegeben, gegen Fanatismus und Pfaffenwuth so siegreich vertreten hat!

Vegesack, im August 1840.

Korrespondenz-Nachricht.

Aus München.

(Beschluß.)

Die Entwickelung geschieht so folgerichtig, die Umstände reihen sich so klar aneinander, und die Auflösung ist so ganz im Charakter der Tragödie im hohen Sinn, daß wir unbewußt in den Händen poetischer Mächte uns befinden. Um nur Eins zu nennen, so erinnere ich an die Art und Weise, wie in der Darstellung die Auferstehung den Schluß bildet. Mit der Kreuzigung war offenbar die dramatische Wirkung geschlossen, und jede Handlung über die Grablegung hinaus hätte durch neuangeregte Interessen die alten schwächen müssen. Dennoch durfte die Auferstehung, als Erfüllung des verheißenen Sieges nicht fehlen. Statt nun aber Christum aus dem Grab hervorgehen, mit Magdalena sprechen, nach Emaus wandern zu lassen u. a. m., zeigt die Darstellung ihn nur noch in seinem von einem Engel geöffneten Grabe in der Glorie der Auferstehung und sodann als Sieger über das Judenthum, in einem lebenden Bilde, worin die Pharisäer am Boden liegen und neben ihnen das Geschlecht des neuen Bundes anbetend und lobpreisend sich erhebt. So ist er zugleich dem Leben entzogen und gegeben, und die religiöse Anforderung mit der poetischen zugleich aufs vollkommenste befriedigt. Aber auch die Durchführung einzelner Charaktere reißt zur Bewunderung hin, und dies gilt namentlich in Betreff des Judas. Es ist eine hergebrachte Vorstellung, in diesem den leibhaftigen Satanas zu sehen und ihm, so wenig auch die Schrift dazu berechtigt alle selbst unerdenkliche Bosheit aufzubürden. Nicht einen Augenblick würde man sich wundern, wären in einem solchen für Bauern geschriebenen Drama die Farben aufgetragen, deren sich fast ohne Ausnahme von Alters her christliche Maler bedient, den Verräther des Heilandes zu schildern. Nichtsdestoweniger erscheint er wie ein anderer Jünger neben Christo, ausgezeichnet allein durch den Säckel, den er als Kassenführer der Gesellschaft trägt. Die Verschwendung der theuern Salbe, womit Magdalena den Herrn salbt und wofür eine große Summe Geldes zu lösen gewesen wäre, bringt ihn zuerst auf, und die Ankündigung Christi von seinem bevorstehenden Hingang in Sorgen. Engherzig bekümmert um sein tägliches Auskommen, sinnt er auf irgend einen Verdienst, und ist entschlossen, die Gesellschaft Christi zu verlassen, als ihn die Abgeordneten der Pharisäer mit ihrem scheinbar unschuldigen Antrag überraschen. Durch die Vorhersagungen Christi beim Abendmahle wird er noch mehr gereizt, wie ihn schon vorher die Zurechtweisungen wegen irdischer Bekümmernisse verdrossen haben; er wird zum Verräther. Aber kaum sieht er die Folgen seiner schrecklichen That, so bricht in großen Strömen die Reue aus. Erst macht er sich die bittersten Vorwürfe, dann tritt er vor den hohen Rath mit einer Kühnheit und Kraft, die neben der Behutsamkeit des Johannes und der Feigheit des Petrus im Vorhofe des hohen Priesters wunderbar contrastirt. Da er nun sieht, daß er vergeblich das Sündengeld dem hohen Priester vor die Füße geworfen, geht er hinaus in die Einöde, und hier erleichtert er noch einmal sein Herz unter gräßlichen Verwünschungen, ja so groß erscheint ihm selbst seine Freveltat, daß ihm auch nicht im entferntesten einfällt, es könne der Heiland seine Schuld vergeben, und seinen Gürtel lösend, tritt er zu einem Baume, schlägt jenen sich um den Hals und um einen Ast, und unter den Worten: „Hier verdorre diese unglückselige Frucht!“ fällt der Vorhang. Wie Vieles drängt sich mir noch vor die Seele, indem ich schreibend auf das Geschehene zurückblicke; allein die Besorgniß, den Leser zu ermüden, hält meine Hand. Was jedoch vor Allem mich überrascht

hat, und darüber erlaube ich mir noch ein paar Worte, war der Ton, in dem das Ganze gehalten ist. Bedenkt man, daß dieses Werk 1633 — 34, also mitten unter dem blutigen Streite der Confessionen, entstanden und für die Verfechter der Katholischen geschrieben worden, so begreift man kaum, wie jede, auch die leiseste Andeutung des Glaubensunterschiedes vermieden, wie es so ganz streng im Sinn und Geiste des Evangeliums abgefaßt ist, daß es ebensowohl von Protestanten für Protestanten gemacht sein könnte, als wie hier von Katholiken für Katholiken, da sogar die Einsetzung des heiligen Abendmahles in beiderlei Gestalt ganz der Schrift gemäß dargestellt wird. Kommt einer der Leser dieser Zeilen im Laufe des Sommers nach München oder sonst in die Nähe des bairischen Gebirges, der versäume dieses wunderbare Schauspiel nicht; es wiederholt sich noch am 16. und 23. August und am 7. September d. J.; es wird ihn, wenn er nicht gerade etwa Opern- und Balletanfoderungen mitbringt, gewiß nicht gereuen.

* **Charade von 3 Sylben.**

Etwas was Du möchtest können,
Jedoch nie erlernen wirst;
Etwas was Dich würde trennen
Von der Erde, eh' Du stirbst;
Eine Kunst, die alles Denken
Der Gelehrten aller Zeit,
Ob auf Stühlen oder Bänken,
Mit und ohne Herrlichkeit,
Noch nicht hat erfinden können,
Wird mein erstes Paar Dir nennen.
Und doch siehst Du viele Wesen
Täglich üben diese Kunst;
Doch Du kannst nur davon lesen,
Und das Ueben bleibt Dir Dunst.
Meine Dritte ist verächtlich,
Paart sich nur mit rohem Sinn,
Und fürwahr Du gehst bedächtlich,
Kommt Dir's in den Weg, umhin.
Eine Gabe ist das Ganze
Die uns stets der Sommer bringt;
Doch nicht Blumen sind's zum Kranze,
Und kein Vogel ist's, der singt.
Schwarz auf Weiß; doch Hell auf Dunkel
Ist's, wie anderwärts auch hier;
Doch dem strahlendsten Gefunkel
Nimmt es seine schönste Zier.

W. Michaelis.

* **Anzeige.**

Der immer so gütiger Aufnahme sich erfreuende und auch jetzt schon so häufig verlangte Kalender:

Nothwendiger

Hausbedarf

für den

Bürger und Landmann

auf das Jahr **1841.**

(Mit Bildern.)

ist so eben erschienen und enthält außer dem richtigen Kalender unter Andern Folgendes:

Verzeichniß der Messen, Kram- und Viehmärkte nach Datum für jeden Monat. — Charaden, Räthsel und Homonyme. — Gemeinnütziges. — Geschichten und Erzählungen, komischen und ernsten Inhalts. — Anekdoten. — Fahrnißzeit, Ab- und Zugehezeit der Dienstboten in Bremen und dessen Gebiet. — Thorsperr-Tabelle. — Verbessertes Verzeichniß sämmtl. ankommend. und abgehend. Posten in Bremen. — Ankunft und Abgang der Boten in Bremen ꝛc. ꝛc.

Zu dem Preise von 6 Gr. für das geheftete und 4 Gr. für das rohe Exempl. ist derselbe zu haben bei den Herren Buchbindern und beim Verleger

Seemannsstraße Nro. 2.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.", und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Daveş, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshof.

Die

SCHNELL-POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 64 des Bürger-Freundes für 1840.

Sonntag, den 9. August.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Aus Berlin schreibt man: Wer jetzt wissen will, wie sich ein Literat vor dem Publikum nicht zu benehmen hat, der muß eine und die andere heruntergekommene Zeitschrift ansehen, wenn sie nun einen neuen Redacteur bekommen, der sie vom Tode erretten soll. So ein Mann glaubt dann, ihm und seiner Patientin sei durchaus nur zu helfen, wenn Beide sich in künstlichen Paroxismus versetzen und nun mit Worten drein schlagen, die Einer, der bei Verstande ist, nicht gebraucht. Es hat Leute gegeben, die vor ihrem Tode sich noch berauschten, weil sie glaubten, der schwere Akt mache sich dann leichter ab; jenes literarische Treiben ist solchem Rausche vergleichbar und erleiden Zeitschriften einen jähen Tod, muß man es nicht verwunderlich finden, wenn sie sich ungethümlich geberden, und sich nicht darum kümmern, wenn sie's übel nehmen, daß man ihre Geberden versteht. Wohin diese Bemerkung zielt und paßt, weiß jeder Leser, der sich die Zeitschriften ansieht und ganz richtig schließt, daß dies eine Art von Antwort ist für Literaten, mit denen in nähere Polemik zu treten eine Sünde gegen die Ehre sein würde.

In den Berliner Zeitungen beehrt sich Jemand, den Tod seiner Gattin anzuzeigen. Man muß gestehn, manche Leute haben ganz sonderbare Begriffe von dem, was man Ehre nennt!

Ein anderer Bericht aus Berlin sagt: Wir hören aus Australien von der freundlichen Aufnahme, welche unsere ausgewanderten Lutheraner dort gefunden haben. Man schätzt sie vor allen Kolonisten wegen ihres Fleißes, ihrer Treue, Bescheidenheit und frommen Lebensweise. Jetzt würden diese Armen sich, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht zu der schweren, weiten Reise veranlaßt sehen. Hier steht gewiß ein Rückweg zur Milde und Toleranz zu erwarten. — Was die Presse für sich hoffen darf, wir wollen es abwarten. Der beste Wille von Seiten des Königs ist ganz gewiß vorhanden. Es war etwas Ueberraschendes, unsere Zeitungen einige Tage lang voll des Lobes der Preßfreiheit zu finden. Freilich nur nachgedruckte Reden; aber auch diese durften sonst hier nur beschnitten vor's Publikum treten. Die Uebel, welche unsere Censur in den zehn bis fünfzehn Jahren herbeigeführt, lassen sich nicht so bald wieder auswischen, auch wenn der König das freisinnigste Preßgesetz ertheilte. Ein frischer Windstrom reinigt zwar die Luft, in der Krankheit geherrscht, die Gemüther erheben sich wieder, aber Geist und Körper sind noch schlaff. Da es längst bekannt war, wie der Kronprinz über die Censur dachte, hofften Einige, was Andere befürchteten, daß eine vollkommene Preßfreiheit gleich nach dem Regierungsantritt werde gegeben werden. So, meinten die letztern, würde die freie Presse, nach dem bisherigen Zwange, sich übernehmen, daß alsbald neue Preßbeschränkungen nothwendig werden müßten. Thörigte Besorgniß! Unsere Federn wurden stumpf; wir verlernten nicht das Schreiben, im Gegentheil, es wurde eine Kunst daraus, unsere Gedanken in Worte zu verkleiden, die nur andeuteten, nicht sprachen; aber die elastische Kraft ging aus. Wir sahen das im Kleinen und Großen. Wie klangen unsere Proklamationen in der Kölner Streitsache! Wo erhob sich nur eine Feder in der Kraft von 1813 gegen die hierarchischen Anmaßungen! Und das Gefühl war doch da. Res optima pessime gesta. Vornhagens von seinen Verehrern viel und hoch gerühmter Styl ist gewissermaßen das Symbol, wohin es unsere Schreibkunst gebracht hat. Sie kann Alles sagen und stößt nirgends an, reißt aber auch nicht mit sich fort. Populär in ihrer Tendenz, hat sie ein Hofkleid angezogen, und kann überall präsentirt werden; aber in Sturm und Regen ist ein Hofkleid ein schlechter Schutz.

Aus England.

Englische Gerichtsscene. Hr. Atkinson, eine der Magistratspersonen der Grafschaft Lancaster, hielt mit seinen Kollegen die Sitzung des Polizeigerichts vom 27. Juni. Er war darin im Zustand einer fast völligen Trunkenheit, als Folge eines reichlichen Frühstücks, erschienen. Die erste Sache war die einer Liqueurverkäuferin, die an einem Sonntag während des Gottesdienstes ausgeschenkt hatte. Da dieselbe im Wiederbetretungsfalle war, so wurde sie zu 2 Pfd. Sterl. Geldbuße und in die Kosten verurtheilt. Während dieser kurzen Debatte hatte sich Hr. Atkinson durch seine unschicklichen Reden bemerklich gemacht. „Man sollte, sagte er, alle diese öffentlichen Giftmischer aufhängen, die lauter schädliches Geschmier denjenigen verkaufen, welche die Mittel nicht haben, Porto, Claret (Bordeaux) oder Champagner zu bezahlen. Es lebe der gute Wein! Bonum vinum laetificat cor hominis!" (Der gute Wein erfreut des Menschen Herz.) Nachdem Hr. Eastwood, einer der Kollegen des Hrn. Atkinson, ihn ersucht, zu bedenken, wo er wäre, brach der betrunkene Magistrat in einen solchen Strom von Schimpfworten aus, daß der Präsident genöthigt war, die Sitzung aufzuheben. So wie Hr. Atkinson Richter war, ist er wenig Tage nachher Angeklagter geworden; er ist den 4. Juli auf die Klage des Hrn. Eastwood vorgeladen worden, als habe er der Würde seines Charakters vergeben, indem er betrunken in dem Audienzsaal erschien. Diesmal war Hr. Atkinson nicht betrunken, allein er befand sich in dem Zustand eines außerordentlichen Ueberreizes.

Nachdem der Recorder oder Criminalrichter von Liverpool, welcher die Sitzung präsidirte, ihn gefragt, ob er sich der ihm beigemessenen That für schuldig erkläre, antwortete Hr. Atkinson: „Es sei mir erlaubt, eine Frage an meinen Kläger zu richten." — Präsident: Antworten Sie zuerst Ja oder Nein. — Hr. Atkinson: Nun, ich gestehe, daß ich ein wenig zu viel gefrühstückt hatte. — Präsident: Sie wissen, daß die Strafe, deren Sie sich ausgesetzt, in 5 Schilling Geldbuße und in den Kosten besteht. — Hr. Atkinson: Wieviel macht es in Allem? — Greffier: 7 Schilling 4 Pence. — Atkinson, seinen Beutel öffnend: Wohlan! hier ist Ihr Geld. Nun wird es mir erlaubt sein, meinen Gegner auszufragen. — Sind Sie Familienvater, Hr. Eastwood? — Hr. Eastwood antwortet nicht. — Atkinson: Ah, Sie antworten nicht; ich begreife, es giebt Fragen, die sehr kitzlich sind. — Präsident: Fürwahr, mein Herr, Sie überschreiten alle Gränzen; Sie sind heute noch weit weniger zu entschuldigen, weil Sie nicht betrunken scheinen. — Hr. Atkinson: Es ist vielleicht noch ein Rest von letzthin, allein es muß, wie im Drama von Marino Faliero, Gerechtigkeit werden. — Bei diesen Worten langt Hr. Atkinson das Verzeichniß, worauf die Namen der Magistrate eingeschrieben sind, von der Mauer herunter. Sein Name befindet sich, als der älteste, an der Spitze; er nimmt eine Feder und schreibt neben seinen Namen: „den 5. Juli zu 5 Schillingen Geldbuße wegen Völlerei verurtheilt." — Präsident: Mein Herr, machen Sie einmal diesem scandalösen Auftritt ein Ende. — Hr. Atkinson: Oh, mein Gott, wenn ich Sie belästige, so will ich Sie mit meiner Abwesenheit ergötzen. Ich bitte den Hrn. Zeitungsschreiber, welcher seine Noten nimmt, dies Alles auf seinen Verbalprozeß zu setzen. — Nachdem Hr. Atkinson diese Worte gesprochen, wendet er sich um und man hört ihn zwischen seinen Zähnen das englische Wort scoundrels murmeln, das unserm Einfaltspinsel oder Lumpenkerl gleichkommt. Präsident: Was sagen Sie da, Hr. Atkinson? — Hr. Atkinson: Ich sage, daß ich Ihnen gute Nacht wünsche .... Adieu, Schlingel von Eastwood! — Präsident: Mein Herr, ich werde genöthigt sein, Ihr Betragen dem Minister des Innern und der Justiz zu melden, wenn Sie nicht die Beleidigung zurücknehmen, welche Sie so eben ausgestoßen. — Hr. Atkinson, welcher hinausgehen wollte, ist genöthigt zurückzukehren; endlich scheint er seine Lage begriffen zu haben. — „Es ist wahr, sagte er, daß ich dem Namen des Hrn. Eastwood den Beinamen blakguard oder Schlingel angehängt habe, allein es war blos im Spaß; ich wollte ihn nicht beleidigen." — Präsident: Ich nehme Ihre Zurücknahme an; allein ich befürchte, daß wenn der Minister des Innern von diesem Allen benachrichtigt wird, er Sie von der Liste der Magistrate streichen wird. — Hr. Atkinson: Er wird davon benachrichtigt werden, zweifeln Sie nicht daran; bei diesen Lumpen von Journalisten (indem er auf den Redakteur deutet, welcher Noten nimmt) bleibt nichts mehr geheim in der Welt. Es würde mich nicht befremden, wenn das Gerücht von dieser Geschichte sich bis nach Newyork und selbst bis nach Cochinchina verbreitete. — So endigte diese sonderbare und scandalöse Debatte.

Aus Frankreich.

Eine Erfindung unter dem Namen Moteur Atmosphérique soll von einem Hrn. Eugène du Fresne gemacht worden sein, welche auch die Luftschifffahrt wesentlich erleichtern müßte. Die französische Akademie der Wissenschaften hat eine Commission mit Entwerfung eines Berichts darüber beauftragt, und der Berichterstatter, Hr. Arago, soll den Erfinder mit ausgezeichneter Achtung behandeln. Kürzlich wurde auf der Seine eine Probefahrt mit einem eigenthümlich gebauten Boote gemacht, das Strom auf- und ab, mit und gegen den Wind, ohne Ruder und ohne Segel, fuhr, und die einzige bewegende Kraft war eine Art Luftrad, da wo sonst Segel oder die Rämine der Dampfmaschinen sind.

Aus den Vereinigten Staaten.

Amerikanische Blätter bringen eine Schandthat, die wir gern für übertrieben hielten, wenn man den Haß der Weißen gegen die Farbigen in den Vereinigten Staaten leider zu Allem fähig halten müßte. „Ein Farbiger," wird berichtet, „wollte mit einer Frau, welche, obgleich eine Mulattin sein sollte, vollkommen weiß war, zu Lewizig im Staate Delaware ans Land steigen, als sich in der Stadt das Gerücht verbreitete, die Frau sei wirklich eine Weiße und habe den Farbigen zum Manne genommen. Sogleich lief ein Pöbelhaufen in den Hafen, eilte auf das Schiff, zerrte sie aus der Kajüte, riß ihr unter Fluchen und Schimpfen die Kleider vom Leibe, theerte sie und steckte sie in Brand. Unter fürchterlichen Schmerzen kam die Unglückliche um, Angesichts der Schiffmannschaft, welche ruhig zusah und die Schandbuben entwischen ließ!"

Mosaik.

Ein Engländer hatte im Jahre 1827 den Himalaya bestiegen. Auf dem Gipfel steckte er, bevor er sich entfernte, seine Visitenkarte in eine Felsenritze. Ein Jahr darauf wagte es auch ein Russe, den asiatischen Berg zu erklettern; er fand daselbst die Karte des Engländers. Er nahm sie, ging nach London, suchte den britischen Touristen auf, und sagte: „Mein Herr, ich bringe Ihnen hiermit die Karte wieder, welche Sie im verflossenen Jahr auf dem Himalaya vergessen haben." Der Engländer entboßte sich dermaßen darüber, daß er den Russen herausforderte. Sie schlugen sich, und der Engländer wurde getödtet.

Die Pariser Schneider-Revolte soll bereits ein artiges Vaudeville: „Nadel und Bajonet" hervorgerufen haben. Der Conflikt zwischen Nadel und Bajonet ist unsers Wissens auf den Brettern noch nicht da gewesen: auf, auf, Uebersetzer!

Ein einfältiger Mensch fragte Jemanden: „Was ist denn wohl ein Tropfbad?" — „Jedes Bad, in das Sie gehen," war die Antwort.

Controversen.

Radicale und Conservative.

Alles zertrümmert! — 'raus aus dem Sack
Mit euch muffiges Mausepack!
Freffen euch auf mit Stumpf und Stiel:
Andere Karten, anderes Spiel!

„Kommt nur, ihr Ratten, stürmend im Lauf,
Machen euch doch nicht fingerbreit auf;
Halten am Sack mit Stiel und mit Stumpf —
Gebt ihr die Karten, machen wir Trumpf!"

F. Bellegue.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 64.

Bremen, Sonntag den 9. August 1840.

Gestorben:

Nro. 709. Den 5. August. Des verstorb. Kramers Otto Timmermann Wittwe, gb. Kindt, 78 Jahr; Fehrfelde Nro. 21.

— 710. Den 5. — Der Spiegelfabrikant Friedr. Benedict Hinr. Ruprecht, 72 Jahr; Armenhaus

— 711. Den 5. — Des Branntweinbrenners Arend Wilh. Kunst Tochter, 10 Monat; große Johannisstraße Nro. 20.

— 712. Den 6. — Die Näherin Metta Kavalier, 81 Jahr; kl. Annenstraße Nro. 6.

— 713. Den 6. — Des verst. Anton Plümer Wittwe, geb. Mindorp, 73 Jahr; Armenhaus.

— 714. Den 6. — Des Arb. Hinr. Meyer Ehefrau, geb. Stelling, 44 Jahr; Hastedt Nr. 94.

— 715. Den 6. — Der Sattler Arnold Brunsen, 60 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 4.

Nro. 716. Den 6. Aug. Des verst. Hofgerichtsraths Carl Stöcker Wittwe, geb. Kneuper, 69 Jahr; am Wall Nro. 35.

— 717. Den 6. — Der Arb. Friedr. Goebler, 71 Jahr; im Runken Nro. 23.

— 718. Den 7. — Des verst. Tonnermachermeisters Joh. Schröder Wittwe, geb. Hilgerloh, 62 Jahr; Abbenthorewallstraße Nro. 51.

— 719. Den 7. — Des verst. Weinhändlers Herm. Bruns Wittwe, geborne Böse, 44 Jahr; Osterstraße Nro. 28.

— 720. Den 7. — Philipp Schnor, 1 Jahr; Hohenthorsstraße Nro. 56.

— 721. Den 8. — Der Senator Joh. Friedr. Abegg, 79 Jahr; Domshof Nro. 17.

Geburten:

Nro. 954. Den 2. Aug. Des Kaufmanns Carl Moritz Hoffmann Ehefrau, geb. Leisewitz, Ansgariithorssteinweg Nr. 25; von einem Knaben.

— 955. Den 3. — Des Schuhmachers Joh. Friedrich Corssen Ehefr., geb. Günther, Heerdenthorswallstraße Nr. 84; v. einem Knaben.

— 956. Den 3. — Des Rademachers Heinr. Wilde Ehefr., geb. Böschen, Hastedt Nro. 55; von einem Mädchen.

— 957. Den 5. — Des Kaufmanns Johann Stephan Lürmann Ehefr., geb. Focke, am Wall Nro. 48; von einem Mädchen.

— 958. Den 6 — Des Hautboisten beim hiesigen Feldbataillon Wilh. Klier Ehefr., geb. Sassstedt, Langenwieren Nr. 5; von einem Knaben.

Nro. 959. Den 6. Aug. Des Schuhmachers Alert Wilh. Hiddissen Ehefr., geb. Damler, Tiefer Nro. 57; von einem Knaben.

— 960. Den 6. — Ein Knabe — Muggenburg Nr. 42.

— 961. Den 6. — Des Tabacksfabrikanten Heinrich Christoph Reuter Ehefr., geb. Lohmüller, gr. Johannisstraße Nro. 52 A; v. e. K.

— 962. Den 7. — Ein Mädchen — Buntenthorssteinweg Nro. 62.

— 963. Den 7. — Ein Mädchen — Weybergs-Hof.

— 964. Den 8. — Des Kaufmanns Johann August Böving Ehefr., geb. Warner, Domshof Nro. 24; von einem Mädchen.

— 965. Den 8. — Des Arb. Friedr. Wilh. Blanke Ehefr., geb. Wille, Buntenthorssteinweg Nro. 144; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 326. Der Kaufmann Conrad Wilhelmi und Charlotte Mathilde Rohtbar. Beide von hier.

— 327. Der Kistenmacher Hinr. Wührmann zu Brinkum und Gesche Bischof zu Hastedt.

— 328. Der Kutscher Friedr. Heinr. Ernst Vögeler hies. und Magdalena Cohrs aus Campe, Amts Ottersberg.

— 329. Der Landmann Herm. Heinr. Conrad Beinken zu Colonie Hoope, Amts Syke, u. Margar. Anna Hillmann, daselbst.

Nro. 330. Der Arb. Joh. Heinr. Block und des verstorb. Arbeitsm. Hinr. Ludwig Amels Wittwe, Margar. Elisab., geb. Fischer, hieselbst.

— 331. Der Cigarrenmacher Johann Jürgen Christian Amelung und Metta Könecke, richtiger Koenig, hieselbst.

— 332. Der Cigarrenmacher Thomas Hilken, genannt Grubert, und Metta Margar. Holthusen hieselbst.

— 333. Der Arb. August Wilh. Stelter und Margar. Claussen zu Hastedt.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 65.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 13. August 1840.

Und kühn in Gottes Namen, sprang
Er in den nächsten Fischerkahn,
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang
Kam der Errretter glücklich an,
Doch wehe! — — — —

Bürger.

Der Lootse Fansen auf Helgoland.

Das Lied vom braven Manne hochherrlich einst erklang;
Durch alle deutschen Lande der Ruhm des Braven drang,
Der muthig Blut und Leben für Nächstenheil gewagt,
Dess Name herrlich leuchtend aus seiner Mitwelt ragt.

Doch war die That auch selten — nicht einzig steht sie da,
Noch mancher stand an Hochsinn, dem braven Manne nah,
Und künden will ich freudig jetzt solches Wackern Ruhm
Nach einer Seemannssage, die Nordlands Eigenthum. —

Nacht war's und hohle Brandung umrauschte Helgoland,
Die wilden Wogen brauf'ten zum schaumbedeckten Strand;
Gleich fernem Donner brüllte die sturmgepeitschte Flut,
Zum niedren Wolkenhimmel zischt hoch des Meeres Wuth.

Und nah dem Düneneiland auf scharfem Felsenriff
Sah, grauses Spiel der Brandung, ein strandgerranntes Schiff;
Durch Sturm und Meeresbrausen entsandt' es bangen Ruf,
So bang wie in Verzweiflung und Todesangst ihn schuf.

Doch von den Schiffern allen, die spähten an dem Strand,
Nicht Einer jenen Rettung zu bringen kühn sich fand:

„Gott hieß es schnöd' versuchen in solcher Wetternacht
Tollkühnen Sinns zu trotzen der Elemente Macht." —

„Ich aber will's — mit Gottes und heil'ger Engel Schutz,
Wag' ich zur Menschenrettung dem grimmen Sturme Trutz.
Mein Gott, der sechzig Jahre ob meinem Haupt gewacht,
Wird mich auch gnädig schirmen in dieser Wetternacht."

So rief der Lootse Fansen, ein Mann in Wort und That,
Indem er todesmuthig den schwanken Kahn betrat;
Gebietend heischt er hastig: „eilt Freunde schnell hinauf,
Dort von des Felsen Vorsprung sprüh' helle Flamme auf."

„Und von dem Seigenhorne, dem spitzen Felsenriff,
Lasst mir ein Tau, dess' Ende ich bring zum lecken Schiff,
Schlingt fest es um die Spitze der Felsenklippe an,
Dass mir's als Leitseil sich're die Fahrt mit vollem Kahn."

Bald flammt es auf dem Felsen gleich Nordlichts blut'gem Schein,
Hoch fiel vom Seigenhorne ein Tau in's Meer hinein.
Und Fansen ausgerüstet mit ächtem Gottesmuth
Durchschnitt die Wogenthürme der sturmgepeitschten Fluth.

Und – fast ein Wunder dünkt es den Spähern an dem Strand –
Bald legt der kühne Lootse bei an des Wrackes Wand;
Nimmt Zehn vom Tod Bedrängte in seine Fähre auf,
Wirft einen Blick des Flehens zum Himmelszelt hinauf.

Und lenkt mit Riesenstärke am Tau zum Ufer an
Durch Klippen und durch Brandung den sturmumbrüllten Kahn;
Mit Gott gelang's dem Braven — gerettet ist die Schaar,
Die fast schon sich're Beute des Wellengrabes war!

Doch wehe! — Schrei des Schreckens gellt plötzlich zu dem Ohr,
Aus tiefer Ohnmacht schneller ein Weib entsetzt empor:
Mein Kind! — Wo ist mein Knabe? — O Gott, mein armes Kind!
Dort auf dem Schiffe blieb es, o rettet mir mein Kind! —

Wohl drang der Mutter Jammer den Männern in das Herz,
Doch Einer nur erbot sich zu stillen ihren Schmerz;
Und das war wieder Fansen, der kühne Held und Mann,
Der wieder todesmuthig betrat den schwanken Kahn.

Und wieder lander glücklich er an des Wrackes Wand,
Wo ruh'gen Schlafs gebettet er bald ein Knäblein fand:
„Mit Gott!" rief er — und kräftig faßt seine Hand das Seil,
Landeinwärts flog der Kühne durch Schaum und Sturmgeheul.

Doch dicht am Selgenhorne, schon nah dem sich'ren Strand,
Schlafft plötzlich abwärts zuckend das Tau in seiner Hand;
Ein Schrei der Angst vom Ufer dringt grell zu ihm heran,
Mit Grau'n und Todesbeben sieht er zur Klipp' hinan.

Denn morsch und sprunggerissen — umschlungen von dem Tau,
Neigt vorwärts sich zum Sturze der graue Felsenbau;
Er wankt — er stürzt — mit Dröhnen zischt hoch die Meeresfluth —
Tief aus dem Wellengrabe schäumt Fansen's Heldenblut.

An Helgolandes Küste, dem dünenreichen Strand,
Noch eine Stelle heute wird Selgenhorn benannt;
Der Schiffer sieht mit Andacht zum Meeresgrund hinab,
Wünscht Frieden dem, der unten still ruht im Wogengrab.

Frankfurt a. M. M. Conticara.

Der Gondelführer.

(Beschluß.)

Alle Türken, welche Davidovich's Schiff bestiegen hatten, waren getödtet oder gefangen. — „Ranuzio!" rief Grimani, und schloß den Jüngling in seine Arme: „Du hast mir, ich weiß es genau, zum zweitenmale das Leben gerettet, — Du hast die Braut doppelt verdient! — Jetzt aber fort auf Davidovich's Schiff; es giebt noch einen Helden zu retten – vielleicht einen Todten!" Sie sprangen an Bord der Illyrischen Galeere; auf den Tod verwundet lag der Capitain über ein Stück Segeltuch gebettet. Düster umstand ihn sein kleines Häuflein. — „Davidovich! „Davidovich!" rief Grimani, „Heil und Dank Euch im Namen der Republik!" — Der Capitain winkte dem Admiral, näher zu kommen — er riß sich einen falschen Bart vom Antlitz: Es war Tomasso Morosini! „Oheim," sagte er mit leiser Stimme – „ist's so recht? Hab' ich mein Vergehen gesühnt? — Darf ich das Auge zu Euch erheben? Habt Ihr verzeiht? Der Tod versöhnt Alles – ich suchte gut zu machen. Vergebt mir und auch die Andern sollen vergeben!" — „Ich danke Dir um mein und Deinetwillen," versetzte Grimani, mit einer Thräne im Auge. — „Du hast Alles gut gemacht! Dein Name lebt im Gedächtniß der Republik entsühnt, gefeiert. Ja, bei'm ewigen Gott, Du bist mein Blut, meiner Schwester Sohn. Gott segne Dich!" Er reichte ihm die Hand. — „Lebt wohl!" hauchte Tomasso, „grüßt Giuditta!" Sein Auge verfinsterte sich, er athmete noch einmal auf und war nicht mehr. — „O schöner Heldentod, edles Herz, das hier gebrochen!" wehklagte Ranuzio über den Todten gebeugt, und reiche Zähren entquollen seinen Augen. — Grimani faßte den Jüngling bei der Hand und zog ihn fort. „Weine nicht um ihn! er hat das beste Theil erwählt. Du ahnst nicht, warum. Lasse seine Seele in Frieden fahren. — Venedig aber ist noch groß, da ihm solche Herzen schlagen." — Siegreich kehrte im Jahre 1647 die Venetianische Flotte in die Lagunen zurück; der Halbmond war gedemüthigt, die Macht der Republik wieder überwiegend geworden und der Schimmer einer glänzenden Zukunft, welche die vormalige Größe versprach, leuchtete über die

Meerbeherrscherin. Der Held Grimani wurde jubelnd empfangen. — In des Vaters, in des Geliebten Arme stürzte Giuditta nach langen Tagen der Trennung. — Nach des Himmels weisem Rathschlusse war inzwischen der Proveditor Solani in das bessere Jenseits eingegangen, wo es keine Gichtschmerzen mehr giebt. — Die Glocken von Sanct Marcus läuteten, der Himmel war frühlingsblau — prachtvolle Gondeln schaukelten auf dem Canal Onofrio und im bräutlichen Gewande, schön wie ein Engel, schmiegte sich Giuditta an die schlanke Gestalt ihres Ranuzio: da öffnete sich die Thür, Marietta trat festlich gekleidet herein, legte einen schönen Blumenkranz zu Giuditta's Füßen und sprach: „Erlaubt, gnädige Signora, daß auch ich an dem heutigen Tage Euch meine Huldigung darbringe. Wie diese Blumen seid Ihr schön und hold — sie werden bald verblühen, nicht so Ihr, nicht so Euer Glück! Euer Herz ist ein ewig blühender Garten, und das gerechte Geschick wird Euch fortan in jede Lebensstunde Kränze flechten! — Ach, gnädige Signora", fuhr sie aus ihrer ernsten Rolle fallend fort, „uns Beiden ist es recht sauer geworden, bis wir unsern Bräutigam bekommen haben. Laßt mich von nun an Eure Dienerin sein." Sie rief Pippo herbei, der an der Thür stand und schüchtern und blöde sich jetzt näherte. „Excellenza, Euer gnädiger Vater hat diesen da in Anerkennung seiner Unschuld zu seinem Pförtner ernannt, und ich bin seine ganz neu angetraute Gattin." — „Bist Du mit Deinem Loose zufrieden?" fragte Ranuzio lachend den Pippo, „oder sehnst Du Dich wieder nach der Gondel zurück?" — „Satanasso!" versetzte Pippo, „wenn man so unter den Bleidächern gesteckt hat, da vergeht Alles; man vergißt nach dem ersten Gange über die Seufzer-Brücke selbst auch die Liebe. Aber jetzt ist Alles wieder gut." — Eine Stunde später sprach der Priester unter Orgelton und Glockenklang den Segen über das glückliche Paar.

Der Brand von Sallanches.

(Fortsetzung.)

So rechnet man bei hundert Brandopfer, eine entsetzliche Hekatombe! Viel zahlreicher waren die Verwundeten, von denen manche schon am nächsten Tage starben, fast hülflos, denn ein Arzt von Sallanches war selbst schwer verwundet und der andere hatte zwei Kinder und, wie Jener, alle seine Habe verloren. Gegen fünf Uhr hatte das Feuer begonnen, um sechs Uhr waren alle Gebäude und Wohnungen niedergebrannt und vieles Leben unter ihnen begraben. Das Holokaust war vollbracht und eine dicke, stinkende Rauchwolke lag wie ein Alp über dem großen Grab. Auf ihm war es menschenstill, nur das Element sauste, zischte und fraß noch an den eingestürzten Häusern und hie und da hörte man noch eine Mauer zusammenstürzen. Lebendes zeigte sich da nirgends mehr, denn Alle, die zeitig hatten entrinnen können, waren vor der Glut und dem herumfliegenden Feuer weit weggeflohen. — Noch schrecklicher war die Heimkehr der vielen Unglücklichen, die nach der Messe in die Umgegend gegangen waren, zwei, drei Stunden weit. Vom fröhlichen Imbiß schreckte sie dort das Gerücht auf, gegen Sallanches hin zeigte sich ein entsetzlicher Rauch. Alles eilte auf die nächsten Anhöhen, und da ward ihnen die gräßliche Bestätigung. Man lief Sallanches zu, aber die Weiber sanken jammernd alle Augenblicke zusammen; sie wußten ihre Kinder fast allein in der brennenden Stadt. Endlich kamen sie da an, wo um Mittag noch Sallanches gestanden hatte. Ungeheure Glut, erstickende Rauchwirbel — kein Gedanke, auch nur in die Nähe der Stadt zu dringen. Ueberglücklich die, welche ihre Kinder auf den Feldern weinend, hungrig und erschöpft

wieder fanden und von ihnen vernahmen, daß all ihre Habe niedergebrannt und verloren sei, selbst das Lamm, die Katze und der treue Hund.

Gegen Abend kamen aus den nah und entfernter liegenden Orten, selbst aus den Städtchen Cluse und Bonneville viele Leute mit Feuerspritzen und Wagen. Sie wollten retten, wo nichts mehr zu retten war. Hätten sie doch an das Nöthigste, an Brot gedacht! Denn nach dem Jammer und der Erschöpfung kam in der Nacht und den ganzen folgenden Tag noch der Hunger. Alles Brot, alles Mehl, alle Vorräthe waren verbrannt. Zweitausend fünfhundert Menschen hatten nichts zu essen. Dies war um so beängstigender, da in der ganzen bergigen Umgegend wenig Korn gebaut wird, kaum genug für den eigenen ordentlichen Bedarf. Diese Qual, dies fieberhafte Kämpfen mit Jammer, Angst, Verzweiflung und Hunger vor den rauchenden, immer wieder aufflammenden Trümmern ehemaligen Glücks dauerte fast zwei Tage.

Von nun an war die Gefahr freilich im Abnehmen, wenn man das abnehmen heißen kann, was allen Andern jammervoll und unerträglich scheint. Als an den folgenden Tagen Alles ausgebrannt war und die abnehmende Glut erlaubte, sich den Trümmern zu nähern, ging man an die Aufräumung des Brandschutts, um wo möglich noch einige verschüttete Menschen zu retten. In der Ferne glänzte blauer Frühlingshimmel, auf den Schneefeldern des Montblancs, der ernst auf all diesen Jammer niedergesehen hatte, lag das schönste sonnige Gold, über und um Sallanches aber war die Luft so dick und trüb, daß die Sonnenstrahlen nicht durchdringen konnten.

Schon die ersten Nachgrabungen brachten Grausenhaftes zu Tag. In einem eingestürzten Keller wurden fünf Unglückliche gefunden. Man jammerte und klagte und ging zu anderer Arbeit über. Und nachdem sich das Schauderhafte mehrmals wiederholt hatte, gewöhnte man sich fast daran, und nur die Angehörigen jammerten noch, die Andern sahen abgestumpft und ruhig zu. Die vielen Umgekommenen, die ausgegraben wurden, waren erstickt oder verbrannt. Letztere waren am schrecklichsten anzusehen, denn das Feuer hatte sie ganz zusammengezogen; erwachsene Personen waren nicht größer als sechsjährige Kinder. Manchmal wurde nur die Hälfte einer Leiche gefunden, ohne alle Spur von Organisation, die andere Hälfte war in Rauch und Asche aufgegangen. Unter den Erstickten glichen einige den Mumien auf dem großen St. Bernhard und auf ihren Zügen lag convulsivisches Lachen. Auf diese Zerstörung, diesen Jammer paßt ganz, was Plinius über die Katastrophe von Pompeji, über seine Leichen, seine Verzweiflung und seine Ruinen geschrieben hat. Alles fand sich hier wieder: Entsetzen, Verwirrung, Leidenschaften, Laster und Tugenden.

Wie die Leichen und Leichenstücke ausgegraben wurden, legte man sie auf dem Markt aus; eine schreckliche Morgue. Viele hundert Hungrige liefen herum, und ihren Augen konnte man leicht ansehen, was sie gethan haben würden, wenn sie sich nicht vor den Andern gescheut hätten. Andere wühlten unter der dünn überdeckten Glut nach halbverkohlten Nahrungsmitteln; darüber stürzten oft morsche Mauern ein und erschlugen die Unglücklichen.

(Der Beschluß folgt.)

Luther's Berufung nach Wittenberg.

Von H. E. R. Belani.

„Augustinus!“ — sprach eines Tages der General-Vicar des Ordens, Doctor Staupitz, zu dem jungen Mönch Martin Luther, den er vor sich beschieden hatte — „Seine Gnaden unser

hoher Churfürst (Friedrich von Sachsen) haben auf meinen Vorschlag Dich zum Lehrer an der neuen Hochschule zu Wittenberg ernannt, und ich erwarte von Deinem klösterlichen Gehorsam, wozu Dich Deine Ordensgelübde verpflichten, daß Du unverzüglich dahin abgehest und Dein Lehramt antretest."

„Herr Doctor", rief der junge Mönch erschreckend, „wie sollte ich Aermster und Unwürdigster so Hohes vollbringen?"

„Stelle Du Deine Sache auf Gott", entgegnete der General-Vicar, „und es wird wohl gehen. — Uebrigens sind mir Deine Gaben und Kenntnisse nicht unbekannt geblieben und so habe ich der theologischen Facultät Dich mit vollem Vertrauen für die erledigte philosophische Professur empfohlen. Du wirst die Vorlesungen in der Physik und Sittenlehre übernehmen."

„Herr, davon verstehe ich ja noch nichts."

„So lerne — docendo discimur — indem wir lehren, lernen wir auch."

„Und mein stilles Klosterleben sollte ich verlassen?"

„Du wirst in Wittenberg Mönch sein und bleiben, so gut wie hier und magst dort still in Deiner Klosterzelle leben, beten und studiren bis auf die Stunden der Vorlesung, wie Dir behagen mag. — Nun eile!"

„Nur noch eine Frist, um von meinen vertrautesten Freunden Abschied nehmen zu können!" bat Luther.

„Wozu das? — Du magst Ihnen schreiben von Wittenberg aus. Jetzt folge ungesäumt dem Ruf Deines Landesherrn, der im Namen Gottes an Dich ergeht. Wisse, daß die geistige Welt im Kampfe liegt, das Licht mit der Finsterniß ringt. Auf denn, mein wackerer Sohn — stürze Dich in die Wogen des Kampfes und bade die Brust im Meere des Lichts. — Ueberall erwacht ein höheres geistiges Streben der Wissenschaften, Tausende aller Stände strömen den Hörsälen berühmter Lehrer zu und aufgeklärte Fürsten — davon Friedrich von Sachsen einer der Helldenkendsten ist — setzen ihre Ehre darin, neue Hochschulen in ihren Staaten zu begründen, die gelehrtesten Männer dorthin zu ziehen und selbst in den Wissenschaften nicht die Letzten zu sein. Das Volk hat lange genug unter dem geistigen Druck der Hierarchie geseufzt — es sehnt sich nach Aufklärung. — Noch wirst Du mich nicht verstehen, Augusline! — aber ich gebe Dir mein Wort darauf, es wird die Zeit kommen, da Du allen voranleuchten wirst auf dem Wege des Lichts."

Das geschah im Jahre 1508.

Einige Zeit darauf war vor einem der akademischen Hörsäle zu Wittenberg ein großes Gedränge. Man sah Hochschüler in schwarzen, rothen und braunen kurzen Mänteln, manche in Hispanischer Tracht, andre schwarz wie venetianische Nobili gekleidet; — diese hatten lange Raufdegen; andre kurze breite Schwerdter und Lederkoller wie deutsche Landsknechte; spitze hohe Hüte mit der rothen Hahnenfeder und niedere Klapphüte, so wie adlige Feder-Barets sah man durcheinander; gebräunte, breitschultrige Männer mit fürchterlichen Knebelbärten und blasse unbärtige Jünglinge mit langen rundgestutzten gescheitelten blonden Haaren, groteske Figuren und phantastisch gekleidete Jünglinge drängten sich mit großem Eifer einem Hörsaale zu, aus dem eine helle kräftige Stimme ertönte.

„Laßt mich hinein — um Gottes Barmherzigkeit willen — laßt mich hinein!" rief ein etwa dreizehnjähriger Knabe von zartem Wuchs, mit einem wahren Johanneskopf und den sanftesten anmuthigsten Zügen, die jetzt lebhaft geröthet waren; „bei meiner Seligkeit, laßt mich hinein, ich muß ihn hören!"

„Und wer bist denn Du?“ fragte ein schwarzbärtiger Schüler — dessen braune benarbte Züge manchen harten Strauß verriethen, den er im Leben schon ausgekämpft hatte, ehe er zu den Wissenschaften gegriffen — „daß Du als Knabe schon die Lehren des Meisters vernehmen willst, die wir bärtige Männer kaum reif genug sind zu verstehen?“

„Philippus Schwarzerd bin ich benamset“, sprach der Knabe mit offenem herz-gewinnenden Wesen und hing sich flehend an den Arm des bärtigen kriegerischen Studenten; „mein Vater war Rüstmeister des Pfalzgrafen am Rhein und ist nun todt seit zwei Jahren; ich aber war auf der Schule zu Pforzheim, wo mein beliebter Lehrer Reuchlinus meinen deutschen Namen in das griechische Melanchthon verwandelt hatte. Ich war immer sein Liebling gewesen, weil ich es im Griechischen und Lateinischen fast weiter gebracht habe, als in meiner Muttersprache, und da mein Durst des Wissens auf der Schule nicht mehr befriedigt werden konnte, so habe ich ihn immer schon gebeten, mich auf irgend eine der deutschen Hochschulen zu senden; aber er meinte, ich sei noch zu jung. Das wurmte mich tief und ich bat den lieben Gott täglich mit Thränen, daß er mich doch recht bald groß und kräftig heranwachsen lassen möchte, aber ich war kleinlich und blieb klein an Gestalt, während mein Geist über mich hinweg wuchs. — Großer Gott — da zeigte er mir eines Tages einen Brief, den ihm sein Freund, Johann Braun, Priester und Vicar in Eisenach, mitgetheilt hatte — seht, hier ist der Brief; Reuchlinus hat ihn mir auf meine Bitten geschenkt.“

(Die Fortsetzung folgt.)

* Brasilianische Zustände.

(Von einem Augenzeugen.)

Auch ich verließ vor einigen Jahren meine Vaterstadt Bremen, um, von trügerischen Anpreisungen verlockt und durch die Versprechungen einer freien Ueberfahrt, beständiger Arbeit bei gutem Lohn und freier Kost in meiner Vornahme bestärkt, mich nach der unglücklichen Küste Brasiliens über zu siedeln; nach einem Lande, wo nicht allein der Schwarze als Sclave behandelt wird, sondern auch der Europäer, der sich durch einen Contract verpflichtet, in der Hoffnung der oben genannten Aussichten. Möge er ein noch so geschickter Handwerker sein, so wird er doch größtentheils zum Straßenbau verwendet, durch ein Land von welchem noch manche hundert Meilen unbewohnt sind und in welchem das mit Kaufmannsgütern und Lebensmitteln für seine Führer beladene Maulthier die steilen Gebirgspfade erklimmen, oder stundenweit durch Wasser und Moräste sich hinschleppen muß. —

Die dortige Kost ist für den Europäer durchaus nicht geeignet, denn sie besteht meistens in kleinen schwarzen Bohnen, getrocknetem Fleisch und türkischem Waizen und an den Küsten auch wohl aus der dort wachsenden Manioc- oder Holzwurzel, die gekocht und zu Mehl gerieben wird, aber nur wenig Nahrungsstoff besitzt.

In den größeren Städten wie Rio de Janeiro, Bahia, Pernambucco lebt man wie bei uns, jedoch sind die nothwendigsten Ausgaben der, bei der brasilianischen Bevölkerung arbeitenden, Europäer bedeutender als ihr Verdienst, denn man bezahlt 1000 Reis (etwa 1 Thaler Preuß.) per Tag Kostgeld und es hält schwer dies zu verdienen.

Viele Handwerker werden auch hier sich in ihren Erwartungen getäuscht finden, sie müßten denn der Landessprache mächtig sein und ein ansehnliches Vermögen mitbringen um gleich mit Kraft auftreten und durch Empfehlungen und großartige Anlage ihres Geschäfts imponiren zu können. Ueberdem wird viele Arbeit von Europa

eingeführt. Nur durch die Sclaverei erhält sich Brasilien, sie bildet den Broderwerb Vieler und gestattet dem Volke der angebornen Trägheit zu fröhnen.

Seine Arbeit und sein Vergnügen besteht in Jagd und Fischerei und den Grausamkeiten gegen seine schwarzen Brüder; zur Abwechslung klimpert er auf der Guitarre, die man in den kleinsten Häusern findet. Tanzmusik und derartige Lustbarkeiten findet man nicht.

Die nördlichen oder warmen Provinzen sind reich an Früchten, als Apfelsinen, Zitronen, Bananen, Ananas, Milchmandeln, Pfirsich, Melonen, Melanien u. dgl. und Taback, Zucker und Baumwolle bilden ihre hauptsächlichsten Ausfuhrartikel.

In den südlichen oder kältern Landestheilen gedeihen Aepfel, Birnen, Kirschen, Wein, Roggen und Weizen und andere deutsche Früchte, welche von früheren Einwanderern angepflanzt wurden. Die Provinz Rio de Janeiro ist die productivste an Caffee, jedoch ist die Lebensart in ihr am schlechtesten und dabei am theuersten; das Pfund Fleisch kostet hier 8 — 9 Gr., Butter 42 — 48, Kartoffeln das Pfund 5 Gr., eine Flasche englisches ungehopftes Bier ½ Thaler. Der portugiesische Wein wird mit schwarzem Pfeffer vermischt um ihn stark dadurch zu machen und taugt dann erst gar nichts.

Hier im Lande reitet Alles, Mann, Frau und Kind, der Nachbar besucht den Nachbar reitend, und stolz sieht das oft in Lumpen eingehüllte Volk vom Sattel herab auf den fremden, wenn auch noch so elegant gekleideten Fußgänger.

Die Wohnungen der kleinen Landstädte und Dörfer sind sehr schlecht gebaut und eingerichtet. Sie bestehen aus einigen, in die Erde gegrabenen mit Balken überlegten Pfeilern, und Rohrwänden, die mit Lehm verschmiert sind; den Fußboden bildet Sand oder Lehm, wie ihn die Natur gerade an den Ort gelagert hat und die Bewohner geben sich kaum die Mühe ihn zu ebnen. Nur wenn der Wind eine solche Hütte umwirft, rühren sie die Hände um eine neue zu erbauen; vor Feuersgefahr haben sie keine Furcht und ihre Sorglosigkeit geht so weit, daß sie Abends, zur Vertreibung der Moskiten und zum Leuchtmittel der Negerarbeit ganze Haufen Holzwerk und Maisstroh neben den Hütten anzünden, unbekümmert woher der Wind kommt. Das Ameublement steht in Verhältniß mit der Bauart. Statt der Spiegel und Schildereien zieren Sättel, Reitzeug und Feldgeräth die innern Wände, und anstatt der Glasscheiben verschließen Läden oder Jalousieen die Oeffnungen. Handwerker, welchen Fachs sie auch seyen, müssen — wenn sie in diesem Lande Arbeit suchen — ihr Handwerkszeug mit sich führen.

Das gemeine Volk lebt in der größten Dummheit und unter dem Joche der Pfaffen, die Vornehmern sind größtentheils Freimaurer; übrigens muß man der Bevölkerung die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie sehr gastfrei ist und den Fremden, der sich in der Landessprache unterhalten kann, gerne aufnimmt.

Das Clima ist zu ertragen, eine große Plage sind jedoch die Sandflöhe; sie sind für den Fremdling gefährlicher wie die dort heimischen Schlangen, Alligators, Tiger u. s. w. Diese Thiere sind nicht größer als ein Schnupftabackskorn und bohren sich unbemerkt unter die Haut, wo sie eine Eiterbeule von der Größe einer Erbse bilden die sehr gefährlich werden kann und oft den Verlust ganzer Gliedmaaßen nach sich zieht. Ich selbst hatte einst deren zu gleicher Zeit 31, welche mir von einem Neger, die am Besten damit umzugehen wissen, weil sie stets barfuß gehen, ausgegraben wurden. Die Neger sind dort überhaupt

die besten Aerzte, denn sie besitzen große Kenntnisse von den Heilkräften der Pflanzen.

Auch die Ameisen sind eine dortige Landplage; man hat deren von der Größe einer Biene. Sie ziehen schaarenweise umher und erbauen sich Wohnungen von bedeutender Höhe und Umfang, die sie nach Bedürfniß von innen vergrößern. Die Gärten und Häuser bleiben nicht von ihnen verschont. Glücklich ist derjenige, der diese und viele andere Unannehmlichkeiten des Landes nicht zu erfahren braucht, er entgeht ihnen aber nicht wenn er sich durch gleißende Vorspiegelungen zu einem Engagement verleiten läßt und schwer hält es nachher sich wieder daraus zu lösen.

Wer in Deutschland nur eben sein Auskommen hat, der sehne sich nicht nach Brasilien, denn er findet es dort nicht so gut wieder als er es in ersterem Lande aufgab. J. F. G.

* Kirchliche Strafen der Juden und Nachfolger.

(Eingesandt.)

Vorzüglich ist es der Bann, ein gothisches Wort, hergeleitet von Band: die jüdischen Geistlichen erdachten ihn. Er besteht besonders in Ausschließung der kirchlichen Wohlthaten. Esra soll denselben zuerst eingeführt haben. Esra 10 v. 7. 8. Bei den Juden hatte er drei Stufen. Die Erste hieß: Niddui, und war eine 30tägige Absonderung von allen öffentlichen und Privat-Gesellschaften. Die Zweite: Cherem war eine mit Verwünschung verknüpfte Absonderung. Die damit Belegten durften weder lehren noch lernen. Die Dritte endlich: Schamatha, wodurch den Abgesonderten sogar verboten wurde die Hoffnung zu nähren, je wieder aufgenommen zu werden. Der römische Stuhl folgte dem Alttestaments-Gläubigen in dem dreistufigen Bann. Von ihm wird die erste Stufe: kleiner Bann, Ausschließung von Abendmahl, über diejenigen ausgesprochen, welche die Kirche versäumen. Die zweite Stufe: großer Bann, eine gänzliche Absonderung und Ausstoßung aus der Gemeine wird über diejenigen verhängt, welche dem römischen Stuhl ungehorsam sind. Die dritte Stufe, vom Pabste Anathema genannt, wird über sämmtliche Länder, die sich der Herrschaft des Pabstes entzogen haben, am grünen Donnerstage, im Portal der Petrikirche in Rom, durch Lesung der Bulle Coenae Domini in Gegenwart des Pabstes, der eine brennende schwarze Kerze in der Hand hält, ausgesprochen. Diesen Bannstrahl aufzuheben und zu zernichten, spricht der Patriarch in Constantinopel jährlich am Sonntage Invocavit, seinen Fluch über den Pabst und die römische Kirche aus. Zum Kennzeichen wird ein Nagel in die Erde geschlagen. Wir überlassen es Denkenden zu beurtheilen wie diese Bannflüche von dem Allerhöchsten angesehen werden.

Auflösung der Charade in Nro. 64 d. Bl.
Fliegenschmutz.

* Anzeige.

Der immer so gütiger Aufnahme sich erfreuende und auch jetzt schon so häufig verlangte Kalender:

Nothwendiger
Hausbedarf
für den
Bürger und Landmann
auf das Jahr **1841.**
(Mit Bildern.)

ist so eben erschienen und enthält außer dem richtigen Kalender unter Andern Folgendes:

Verzeichniß der Messen, Kram- und Viehmärkte nach Datum für jeden Monat. — Charaden, Räthsel und Homonyme. — Gemeinnütziges. — Geschichten und Erzählungen, komischen und ernsten Inhalts. — Anekdoten. — Fahrnißzeit, Ab- und Zugehezeit der Dienstboten in Bremen und dessen Gebiet. — Thorsperr-Tabelle. — Verbessertes Verzeichniß sämmtl. ankommend. und abgehend. Posten in Bremen. — Ankunft und Abgang der Boten in Bremen ꝛc. ꝛc.

Zu dem Preise von 6 Gr. für das geheftete und 4 Gr. für das rohe Exempl. ist derselbe zu haben bei den Herren Buchbindern und beim Verleger

Seemannsstraße Nro. 2.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönken, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die

SCHNELL- POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 65 des Bürger-Freundes für 1840.

Donnerstag, den 13. August.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Man schreibt aus Stuttgart: Während in mehreren Städten die Säkularfeier des Buchdruckerfestes pekuniäre Nachwehen hinterlassen haben soll, hat das Stuttgarter Komite das Glück, über einigen Ueberschuß verfügen zu können. Hievon sollen 100 fl. als unangreifbares Kapital auf Zins und Zinseszinsen bis zum Jahr 1940 zurückgelegt werden, um den Enkeln die fünfte Säkularfeier zu erleichtern (wäre eine gleiche Summe schon zu Gutenberg's Zeiten hinterlegt worden, so hätten mit den Zinsen derselben nicht nur alle Gutenbergsfeste auf der ganzen Welt begangen werden können, sondern es könnten auch Setzer, Drucker, Schriftgießer u. A. in floribus leben; denn in 400 Jahren zu 5 Proc. Zins auf Zins würde dasselbe die Summe von neun und zwanzig tausend neunhundert und drei Millionen, dreimalhundert und sechzigtausend Gulden, also der jährliche Zins zu 5 Proc. eintausend vierhundert fünf und neunzig Millionen Gulden betragen); ferner wurden die 150 fl., welche die Buchdrucker- und Schriftgießergehülfen beisteuerten, nebst dem etwaigen weitern Reste zum Stammkapital einer Wittwen- und Waisenkasse für diese Gewerbsgenossen bestimmt.

Oesterreichische Blätter berichten aus Szentes, Csongrader Comitat: Am 9. Juli sah man unter Begleitung der Lokalbehörde ein achtjähriges Mädchen über den Platz führen, dessen bleiche Gesichtszüge, wankende Schritte und vernachlässigte Kleidung Jedermann zum Mitleiden bewegte, zugleich aber auch sein Herz mit Grausen erfüllte, denn das unschuldige Kind war schon seit sechs Monaten in einem einsamen Zimmer, mit einer kurzen, am Halse geschlossenen Kette, welche es weder aufrecht stehend noch liegen ließ, eingesperrt. Man gab ihm während dieser langen Zeit kaum etwas Speise und Trank, und ließ es zum gewissen Tode hinsiechen. Und diese Grausamkeit hat eine Mutter an ihrem Kinde verübt, um das, von ihrem ersten Manne ererbte Vermögen an ihre Kinder zweiter Ehe, im Einverständnisse mit ihrem ruchlosen Manne, mit dem sie schon bei Lebzeiten des Ersteren in verbotenem Verhältnisse gestanden, übermachen zu können. Die unnatürliche Mutter wollte, um dem Verdachte eines Mordes zu entgehen, das Kind durch langsame Qual tödten, und hätte beinahe ihren Zweck erreicht, wenn Gott die Grausamkeit nicht an's Tageslicht kommen ließ, um sie nach ihrer ganzen Abscheulichkeit zu bestrafen. Beide Verbrecher, leider angesehene Bürger unserer Stadt, wurden bereits eingezogen und erwarten den Lohn ihrer ruchlosen That.

Man schreibt aus Magdeburg: Im Mai d. J. kauft ein hiesiger Kaufmann, der eine ziemlich große Runkelrüben-Plantage besitzt, auf welcher sich eine Unzahl von Maikäfern eingefunden hatte, die kurze Anzeige in's Magdeburger Tageblatt rücken, daß er für jeden Scheffel lebender Maikäfer zehn Groschen zahle, vergaß aber, anzugeben, daß sich solches nur einzig auf seine Plantage beziehe. Ein Bauer aus der Umgegend lies't diesen Aufsatz, ruft schnell Kinder, Knechte, Mägde zum Käferfang, und da ihm die Gegend nicht hinreichende Ausbeute liefert und die Spekulation ihm reichen Gewinn verspricht, schreibt er in's Ausland an alle seine Verwandten nach Maikäfern. So bringt er in Kurzem 100 Wispel zusammen; mit dieser Ladung kommt er nach Magdeburg, und rückt mit seinem Wagen vor das Comptoir des Kaufmanns, das sich mitten in der Plantage befindet; er freut sich schon im Geiste über das hübsche Geld. Der Kaufmann macht gewaltig große Augen, als er die Masse der Säcke sieht, und berichtet dem Bauer, daß es nicht so gemeint sei, er zahle nur für die, welche auf seiner Plantage eingefangen worden seien. Sie gerathen in Streit, da aber der Bauer mit Recht behaupten kann, daß dies in der Annonce nicht gestanden, so erklärt er dem Kaufmann: zahlen Sie nicht, so lasse ich die Maikäfer fliegen." — Der Kaufmann sieht seine ganze Erndte verloren, berechnet seinen Schaden, und sieht sich nothgedrungen, dem Bauer die ganze Forderung zu zahlen, welcher erfreut von dannen zieht.

Von den Feldern (Würtemberg) wird unterm 1. August geschrieben: „Am gestrigen Vormittage stellte sich zwischen 10 und 11 Uhr dem Auge des Beobachters in der Nähe von Echterdingen ein Meteor dar, welches unter dem Namen Windhose bekannt ist. Diese Windhose verband zwei entfernt stehende Wolken-Abtheilungen durch eine schlangenartige Linie miteinander und berührte mit ihrem unteren Theile das Echterdinger Brachfeld, wo sie, fortwährend im Wirbel sich drehend, in ihrem Laufe Krautpflanzen, Flachs und andere Brachfrüchte in sich aufnahm und weit wegführte. Mehrere in der Nähe befindliche Personen wußten der Wirkung der Windhose durch die Flucht zu entgehen. Die Erscheinung war mit einem rauschenden Getöse verbunden, dauerte etwa eine Viertelstunde und wurde in einem großen Umkreise gesehen. Namentlich auf den Straßen von Echterdingen stellten sich die erstaunten Bewohner auf und bewunderten die nie gesehene Erscheinung.

Aus Baiern. Vor einiger Zeit ging der Jagdbesitzer W. in M. in Oberfranken des Königreichs Bayern in Begleitung eines jungen 20jährigen Menschen auf die Entenjagd. Ersterer schoß einen Fischreiher (Ardea major) und lähmte ihm dadurch den Flügel, ohne ihn außerdem weiter zu verletzen. Sein Begleiter eilte trotz

dem Abmahnen des Jägers hin, um den Reiher vollends zu tödten; dieser hieb ihm aber, als jener im Begriff war nach ihm zu langen, mit dem Schnabel so gewaltig in das rechte Auge, daß dieses sogleich unrettbar verloren war, und der Arme nun nach Ueberstehung außerordentlicher Schmerzen einäugig und entstellt ist. Dies zur Warnung für junge Jäger! — Erfahrenere wissen ohnedies mit welcher Vorsicht man bei Tödtung dieser Raubvögel zu Wege zu gehen hat.

Aus Frankreich.

Im französischen Departement der Oise wurden kürzlich in einer Gemeinde anonyme Brandbriefe gefunden. Durch Vergleichung der Handschriften u. s. w. entdeckte man den Verfasser derselben, einen spekulativen Schenkwirth, der dadurch seine Mitbürger zwingen wollte, Nachtwachen zu verrichten, und, dem Gebrauch nach, in seinem Hause zu zechen.

Das Athenäum vom 18. Julius spricht von einer außerordentlichen Probe von Webekunst in Seide. Es ist dies das Portrait von Jacquard, und stellt diesen außerordentlichen Mann dar in seiner Werkstätte, umgeben von seinen Werkzeugen, wie er nachsinnt über den Bau seiner schönen Maschine, welche jetzt in größerer Vollkommenheit dem Geiste des Erfinders diesen Tribut zollt. Das Bildniß, das mit Recht die Umschrift führt: Hommage à J. M. Jacquard, wurde mit solcher Genauigkeit und Feinheit gewoben, daß es einer schönen Linearzeichnung gleicht. Es wurde ausgeführt von den HH. Didier, Petit u. Comp. Auf jedem französischen Quadratzoll finden sich 1000 Fäden, sowohl im Zettel als im Einschlag, und 24,000 Karten wurden bei der Fabrication in Anwendung gebracht, jeder Streifen breit genug zu 1050 Löchern. Da schwarze Fäden unten hin laufen, so hat das höchste Licht einen grauen Ton, der jedoch kaum bemerklich ist. Die große Schwierigkeit war, den breiten Rand um das Bild herum völlig gleich in der Farbe zu halten.

Aus England.

Dieser Tage wurden die Rüstungen, welche bei dem vorjährigen Turnier in Eglinton geglänzt hatten, öffentlich versteigert. Unter den Anwesenden bemerkte man mehrere Theilnehmer des Turniers; aber die Verkaufspreise blieben unter der Erwartung. So wurde die Rüstung des Prinzen Buonaparte mit dem Helm um 9 Guineen, zwei herrliche Schwerter des Prinzen und des Ritters von der weißen Rose um 7 Shill. verkauft; auf die Dekoration des Waffensaales und den Thron der Königin der Schönheit wurde ein so geringes Gebot gelegt, daß der Verkauf eingestellt werden mußte. — Am nämlichen Tage fand auch die Versteigerung des berühmten Ballons Royal-Nassau Statt. Dieser Ballon, mit dem bekanntlich die Luftfahrt nach Weilburg im Nassauischen gemacht wurde, faßt nach Herrn Hoaage's Angabe 70 000 Kubikfuß Gas, und hat über 12,000 Pfd. Sterl. (?) gekostet; er wurde Herrn Charles Green für 500 Pfd. Sterl. zuerkannt.

Das jährliche Gesammteinkommen der milden Stiftungen und Anstalten in England beläuft sich auf mehr als zehn Millionen Thaler. Es war eine Kommission niedergesetzt, welche dieses Einkommen ermitteln sollte. Sie kostete dem Lande nahe an — anderthalb Millionen Thaler.

Im Weichbilde des Dorfes Euerdale bei Preston in Lancashire hat man kürzlich einen reichen Schatz an Silber gefunden, der wahrscheinlich vor etwa tausend Jahren von einem angelsächsischen König hier vergraben wurde. Er besteht erstens aus 10,900 Münzen, zusammen 290 Unzen schwer; zweitens aus einer Anzahl Spangen, Pfennige, Ringen ꝛc., zusammen 756 Unzen an Gewicht. Die Münzen sind meist aus der Zeit Ethelreds, Alfreds und Eduards I.

Aus der Schweiz.

In den Bädern zu Baden in der Schweiz logirten zwei Söhne England's. Pünktlich kamen sie zur Tafel, leerten regelmäßig eine Bouteille Champagner bei Tische und eine nachher im Zimmer. Man hörte sie weder bei der Tafel sprechen, noch sah sie Jemand über die Gasse spazieren gehen. Doch wohl am 21sten Tage, da kamen noch andere Gentlemen zur Tafel. Auf einmal fingen meine zwei Herren fluchend, jammernd auf, eilten verzweiflungsvoll ins Zimmer, ließen einpacken und fuhren im Galopp fort nach Deutschland. „God dam" was giebt's? — Aus dem Gespräche ihrer Landsleute vernahmen sie nämlich, daß dieselben so eben von Baden-Baden herkommen, sie selbst aber in dreiwöchentlichem Wahnstanden, auch dort zu sein.

Mosaik.

Im Jahre 1780 befand sich der berüchtigte Charlatan Cagliostro in Straßburg, besuchte dort häufig die Hospitäler, unterstützte die Kranken mit Rath und Geld, und verband selbst die häßlichsten Wunden. Aber sein Ruf, daß er mit dem Bösen im Bunde stehe, folate ihm überall. Lavater glaubte in ihm ein Wesen zu finden, das eine übernatürliche Sendung zu erfüllen habe. In dieser Stimmung schrieb er nach Straßburg einen Brief mit der Adresse: A Monsieur Monsieur le Comte de Cagliostro, Ange de ténèbres, à Strasbourg. (An den Herrn Grafen Cagliostro, Engel der Finsterniß, in Straßburg.) In Basel lernte er ihn persönlich kennen. Die Zusammenkunft fand im Beisein sehr vieler Personen Statt. „Worin liegt Ihre Wissenschaft?" fragte der berühmte Physiognomiker den Cagliostro. „In Verbis, in herbis, in lapidibus" (in Worten, in Kräutern und Steinen), antwortete er. Lavater betrachtete ihn sodann aufmerksam, und Cagliostro faßte des Andern Hand. „Ihre Züge zeigen mir deutlich an, daß Sie keineswegs ein Elixir zu langem Leben gefunden haben," sagte Lavater. — „Und Ihre Hand beweist mir, daß Sie eines gewaltsamen Todes sterben werden," entgegnete Cagliostro. — Damit endigte die Unterhaltung. Lavater kehrte in seine Wohnung zurück, überzeugt, mit einem übernatürlichen Wesen gesprochen zu haben. Mehrere Jahre nachher, bei der Einnahme Zürichs (durch Massena), schoß ihn ein Soldat durch die Stirne, und nach langen Schmerzen starb er an dieser Wunde. Cagliostro hatte die Wahrheit gesagt.

Der weltbekannte Physiker Arago begann seine Laufbahn als Gehülfe der Herren Mecham und Delambre beim Messen eines Meridianbogens, zu welchem Zwecke er Observatorien in Valencia und auf den Balearischen Inseln einrichtete. Die Spanier aber hielten ihn für einen Zauberer, setzten ihn gefangen und verurtheilten ihn zum Tode. Es gelang ihm jedoch nach Afrika zu entfliehen, und er mußte lange umherwandern, ehe er nach Frankreich zurückkehren konnte.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 65.

Bremen, Donnerstag den 13. August 1840.

Gestorben:

Nro. 722. Den 8. August. Des Uhrmachers Carl Friedr. Eulhardt Sohn (todtgeb.); Landweg Nr. 5.

— 723. Den 9. — Der Soldat im hiesigen Feldbataillon Ignatz Dittmann, 35 Jahr; gr. Johannisstraße Nro. 214.

— 724. Den 9. — Des Districtscommissärs Johann Hinr. Gerlach Ehefr., geb. Graff, 27 Jahr; Doventhorssteinweg Nro. 1 C.

— 725. Den 10. — Der Buchbindermeister Hermann Dahlfus, 35 Jahr; Molkenstr. Nro. 17.

Nro. 726. Den 10. Aug. Des verst. Schiffers Joh Chr. Brandt Wittwe, geb. Vogel, 72 Jahr; gr. Johannisstraße Nro. 122.

— 727. Den 10. — Des Kaufmanns Joh. Stephan Lürman Ehefrau, geb. Focke, 37 Jahr; am Wall Nro. 48.

— 728. Den 11. — Des Musicus Philipp Johann Joseph Henning Tochter, 2¼ Jahr; auß. Steinthor Nro. 63.

Geburten:

Nro. 966. Den 4. August. Des Arb. Joh. Jac. Schultze Ehefr., geb. Bohne, Hastedt Nr. 48; von einem Mädchen.

— 967. Den 5. — Des Miethkutschers Joh. Hermann Diedr. Carl Turnau Ehefr., geb. Barrienbruch, Grünenstraße Nro. 40; von einem Knaben.

— 968. Den 7. — Des Küpergesellen Diedr. Wilh. Müller Ehefr., geb. Hillen, alten Michaeliskirchhof; von einem Knaben.

— 969. Den 7. — Ein Knabe — Runken Nro. 8.

— 970. Den 7. — Des Küpergesellen Friedr. Müller Ehefr., geb. Schütte, alten Weg Nro. 2; von einem Mädchen.

— 971. Den 7. — Des Kistenmachers Heinr. Gottlieb Witte Ehefr., geb. Müller, kl. Annenstraße Nro. 10; von einem Mädchen.

— 972. Den 8. — Des Reepschlägergesellen Christ. Schröder Ehefr., geb. Cordes, Schweinestraße Nro. 9; von einem Knaben.

— 973. Den 8. — Des Schuhmachers Wilh. Schlaff Ehefr., geb. Jachens, Hakenstr. Nr. 52; von einem Mädchen.

Nro. 974. Den 8. Aug. Des Arb. Aug. Friedr. Mau Ehef., geb. Kramer, Kupferschlägers Gang N. 11; von einem Mädchen.

— 975. Den 8. — Des Arb. Heinr. Rühring Ehefr., geb. Clausing, Webers Hof Nro. 6; von einem Knaben.

— 976. Den 8. — Des Hökers Christ. Blaffer Ehefr., geb. Behnken, gr. Johannisstraße Nro. 49; von einem Mädchen.

— 977. Den 8. — Des Uhrmachers Carl Friedr. Eulhardt Ehefr., geb. Lange, Landweg Nr. 5; von einem todten Knaben.

— 978. Den 9. — Des Schuhmachers Joh Friedrich Focke Ehefr, geb Rickmanns, Blöten Gang Nro. 2; von einem Knaben.

— 979. Den 9. — Des Gastwirths Wilh. Meyer Ehefr., geb. Rutenberg, Hastedt Nr. 9; v. e. K.

— 980. Den 10. — Des Schneidermeisters Johann Diedr. Conr. Borcherding Ehefr., geborne Hildebrandt, Langenstraße Nro. 114; von einem Knaben.

— 981. Den 12. — Des Arb. Joh. Gerhard Meyer Ehefr., geb. Bünte, Glockenganz Nr. 4; von einem Mädchen.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 66.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 16. August 1840.

Doch, wie auch des Pilgers Pfad sich wende,
Welche Höh' sein Fuß erklimmen will —
Unbemerkt naht seiner Wallfahrt Ende
Und an dunkler Pforte steht er still.
In die Fremde zog er traurig aus —
Aber froh tritt er in's Vaterhaus!

Hohlfeldt.

* Zeit und Ewigkeit.

Was sind unsre Lebenstage,
Unsres Erdendaseins Zeit? —
Bald erfüllt sie Leid und Plage,
Bald auch was uns hoch erfreut.
Wechselnd tritt in diesem Leben
Freude, Leiden auf und ab,
Rastlos ist der Menschen Streben,
Und gewiß ist nur — das Grab.

Unaufhaltsam schnell enteilet
Unsrer Jahre kurze Zeit;
Um uns nichts, das immer weilet:
Hier ist keine Stetigkeit.
Sind der Tage auch noch viele,
Scheint ihr Ende ferne noch,
Jeder führet hin zum Ziele,
Schnell erscheint der letzte doch.

Was wir sind und was wir waren,
Spricht das eigene Gefühl
Wann, nach schnell verflossnen Jahren,
Wir an unsers Lebens Ziel.
Wohl uns! wenn wir dann nicht zagen,
Im Gewissen ruhig sind,
Und uns selbst das Zeugniß sagen,
Daß wir Gottes Kinder sind.

Ewigkeit —, Du Ziel der Weisen,
Aller Frommen Hoffnung, Du! ....
Wer kann Deine Würde preisen,
Deine Freuden, Deine Ruh?!
Suchen menschliche Gedanken
Deine Unermeßlichkeit,
Es erfaßt sie scheues Schwanken
Hier, in dieser Erdenzeit.

Häufet auch auf Millionen
Jahre, millionenmal;
Nicht's! — denn an der Gottheit Thronen
Giebt es keiner Jahre Zahl!
Ewigkeit wird nicht veralten;
Durch der Gottheit Schöpfungskraft

Wirkt ein ewig reges Walten
Fort, das bildend weiter schafft.

Ja, in unbegränzter Ferne
Schließt nicht Raum noch Zeit sie ein,
Unzählbare Heere Sterne
Wollen davon Zeugen sein! —!
Hochgerecht wird sie ersehen
Das, was hier der Dulder litt,
Schon ihn lohnen wenn den letzten
Kampf für Wahrheit treu er stritt.

Mit des Himmels Seligkeiten
Will der Heiland ihn erfreun,
Stätten Allen dort bereiten,
Die sich hier der Tugend weihn.
Freuden, die kein Aug' gesehen
Die kein Ohr gehöret hat,
Werden dort das Glück erhöhen,
Finden ohne Störung statt. —

Und des Wiedersehens Freude? —
Hohe Wonne! — sel'ge That,
Wann in der Verklärung Kleide
Sich der hier Verlorne naht;
Der Verlaßne wiederfindet
Den geliebten Herzensfreund,
Ewigkeit sie dann verbindet,
Selbst durch Gottes Hand vereint! —

Wenn dann frei der Erdenmängel
Hoch erhaben, groß und schön,
Sel'gen Umgangs, sie — selbst Engel —
Heilig, Gottes Ruhm erhöhn! —
Alles Sichtbare vergehet
Schwindet in der Zeiten Lauf;
Geist und Tugend nur bestehet,
Schwingt zur Gottheit selbst sich auf! — — —

W.

Der Brand von Sallanches.

(Beschluß.)

Diese Qual, dieses fieberhafte Kämpfen mit Jammer, Angst, Verzweiflung und Hunger vor den qualmenden Trümmern dauerte fast zwei Tage, da kamen endlich Wagen mit Brot von Genf, mit ihnen auch Doktor Mayor, als Wundarzt wie als Mensch gleich trefflich; er hatte mehrere Tage lang von Morgen bis Abend zu thun. Ganze Reihen von Wagen brachten von Genf Geld, Brot, Getreide, Decken, Kleider und Wäsche. Der König von Sardinien dankte später den Genfern eigens für ihren Edelmuth. Eine schöne, versöhnende Erscheinung in der Geschichte, wenn man bedenkt, wie viel, wie lange und wie ungerecht Genf von Savoyen zu leiden hatte, besonders ein gutes Gegenstück zur Escaladenacht, wo die Pechkränze zu Genfs Zerstörung vom Savoyer Herzog schon angehängt waren.

Aber nicht bloß Genf hat sich wohlthätig gezeigt, auch die Städte Savoyens und Piemonts, Lausanne, Lyon, und selbst Paris. Die benachbarten Orte haben wieder wie ehemals die verarmten und heimathlosen Sallancher beherbergt und die verwaisten Kinder bei sich aufgenommen. Selbst aus dem entfernten Deutschland sind vor Kurzem mehrere hundert Franken eingekommen.

Bei dem Aufgraben zeigte sich eine neue, nicht geringe Gefahr für die wenigen noch außer der Stadt stehen gebliebenen Häuser. Nicht weit von ihnen stand ein altes Pulvermagazin, dessen Dach verbrannt und eingestürzt war, großentheils nach Innen auf das Gewölbe, in dem mehrere Centner Pulver verwahrt wurden. Sollte man es wagen, diesen Vulkan anzurühren und die noch glimmenden Balken wegzuräumen? War das Gewölbe durch den Einsturz des Dachs brüchig und schadhaft geworden, so konnte leicht bei dem Aufräumen ein Funken hinunterfallen. Räumte man aber nicht auf, so war zu fürchten, daß das Gewölbe unter der Last der noch glimmenden Balken einstürze. Niemand wagte sich in die Nähe.

Aber auch ohne Ironie war das gräßliche Drama nicht geblieben. Mitten in der Stadt, an der Ecke eines Platzes wohnte der Barbier, in dessen kleinem Haus das Feuer ausgekommen;

über der Thür stand die gewöhnliche Inschrift: Ici on rase. Das Haus war niedergebrannt, ein Theil der Vorderwand aber mit der Inschrift stehen geblieben. Diese drei kleinen Worte hatten jetzt eine schwere Bedeutung. Nicht weit davon lehnte an einer halb eingefallenen Gartenwand ein bunter Kiosk aus dürrem Holzwerk, ganz erhalten. Die ringsum wüthenden Flammen, die dicke Mauern niedergeworfen, hatten ihn verschont, und er war stehen geblieben wie einer der drei Männer im Feuerofen.

Die Einwohner haben nicht bloß das Ihrige an Wohnungen, Vieh und Vorräthen verloren, auch die Wissenschaft und Kunst bedauert einen bedeutenden Verlust. Der Advokat Chenal, einer der geistreichsten und unterrichtetsten Männer Savoyens, hatte seit langen Jahren an einem bändereichen Werk gearbeitet, wodurch er eine sehr fühlbare Lücke auszufüllen bemüht war, an seiner historisch statistischen Darstellung des Landes, besonders nach dessen großen Veränderungen und Fortschritten in der neuern und neuesten Zeit. Sein Manuscript war der Vollendung nahe, als es bei dem Brand in Rauch aufging, und mit ihm die vielen reichen historischen Noten und Excerpte des fleißigen Verfassers, seine ansehnliche Bibliothek und Antikensammlung, die er erst vor Kurzem selbst in Italien angelegt hatte.

Durch die reichen Sammlungen, die doch Alles in Allem keine Million betragen, ist nur ein kleiner Theil des Schadens gedeckt, den die Behörden auf zehn Millionen Franken berechnen. Indessen erhebt sich doch Sallanches wieder, jetzt zum dritten Mal, nur nicht auf der alten Stelle, sondern etwas nördlicher, in klimatischer Hinsicht besser gelegen und den zerstörenden Thalströmungen der Winde nicht ausgesetzt. Wer diesen Sommer von Genf nach Chamouni reist, sieht da lustig die neuen Häuser am Fuß der Croix de Fer und an der Arve entstehen und groß werden. Das alte Sallanches aber, auf dessen Stelle ein Fluch zu ruhen scheint, wird verlassen und der Erde gleich gemacht. Ici on rase.

Dr. Mr.

Luther's Berufung nach Wittenberg.

(Fortsetzung.)

Und nun entfaltete der Kleine den in ein seidenes Tüchlein eingewickelten Brief, küßte ihn und las die Stelle: „Ich befinde mich nach Gottes Gnade wohl, nur ist mir das Studium der Philosophie hauptsächlich lästig und ich hätte es von Anfang an gern mit der Thologie vertauscht; aber mit derjenigen Theologie, die den Kern der Nuß und das Mark des Weizens heraussucht; aber Gott ist Gott; der Mensch täuscht sich oft, ja immer in seinem Urtheile. Dieser ist unser Gott, er wird uns selbst mit Freudigkeit leiten und das in Ewigkeit.“ — unterschrieben: Martinus Luther, genannt: Augustinus.“ — Seht, lieber Herr, dieser gelehrte und weise Mann muß der Rechte und Einzige sein, der mich auf der Bahn des Wissens weiter führen könnte; so etwas von Kern der Nuß und Mark des Weizens habe ich mir längst gedacht als das Wesen der Theologie, und wo sollte ich es in der weiten Welt anders suchen als bei diesem gelehrten Mönch Augustinus allhier zu Wittenberg?“

„Ja gewiß!“ sprach einer der Nahestehenden, dessen hohe Stirn den tiefen Denker bezeichnete: es war der nachmals so berühmt gewordene Doctor Martin Mellerstadt. „Dieser Mönch hat einen solchen trefflichen Kopf, daß ich ganz gewiß glaube, er werde alle Doctores zu Schanden machen, eine ganz andere Lehre aufbringen und die ganze römische Kirche reformiren; denn er legt sich mit aller Macht auf die Schriften der Propheten

und Apostel und stützt sich auf Jesu Christi Worte und dieses werden Sophisten, Notisten, Albertisten und Thomisten und alle Philosophen nicht umstoßen können.«

Der zarte Knabe sah ihn groß und nachdenklich an, mit dem Ausdruck von Schüchternheit. — »Dann ist wohl Pater Augustinus ein gewaltiger Mann«, sprach er; »aber hören möchte ich ihn doch; ich bin deshalb der Schule entlaufen, habe mich singend und bettelnd durch das heilige römische Reich hierher verschlagen und nicht umsonst wollte ich solche Mühen und Beschwernisse erduldet haben.«

»Hören sollst Du ihn, aber nur einmal!« sprach der bärtige Musensohn; »denn Alles, was sein großer Geist erfaßt, treibt er mit Liebe und Kraft; dann aber, Philippe, werde ich Dich wieder mit mir nach dem Süden führen zu Deinem Mütterlein oder Deinem Vormund, denen Du entlaufen bist; denn wisse, daß mancherlei in seinen Lehren verdammt nach Ketzerei riecht und ich es nicht auf mein Gewissen laden möchte, eine so junge Seele dem Teufel oder der Hölle zuzuführen; aber einmal schadet nicht viel, und um das Feuer, das brennt, zu scheuen, muß man es kennen. — Komm, ich führe Dich:«

Der schon so früh reife und als Knabe schon gelehrte junge Melanchthon hörte Martin Luther's Vorlesung und wurde davon begeistert, doch nicht ohne jene Scheu der schwächern Gemüther, starken gegenüber, zu empfinden, die zugleich gewaltsam die Seele an sich reißen, überwältigen und fesseln, dabei mit Liebe, Bewunderung, aber auch Aengstlichkeit erfüllen. — So tief durchdrungen von Scheu und Liebe, kehrte er nach dem Süden zurück, ohne damals Luther gesprochen zu haben.

Es ist bekannt, daß Philipp Melanchthon im folgenden Jahre (1510) die Universität zu Heidelberg bezog, schon im Jahre darauf, erst vierzehn Jahr alt, Baccalaureus der Philosophie und Instruktor einiger junger Grafen wurde; daß er, als ihm die Universität wegen seiner zarten Jugend die Magisterwürde versagte, im Jahre 1512 nach Tübingen ging, wo er Vorlesungen über griechische und lateinische Classiker hielt, sich den Studien der Theologie ergab und 1514 die Magisterwürde erhielt. Es vergingen noch Jahre, ehe er mit Martin Luther persönlich bekannt wurde; aber unauslöschlich blieb ihm der Eindruck, den er als Knabe durch das Anhören seiner Vorlesung gehabt hatte. — Er gewann dadurch die Lebensrichtung, die ihn mit dem großen Reformator in spätern Jahren so innig befreundete und so eng verband zum großen Zweck.

Der gelehrte junge Mönch Augustinus hatte so eben eine Deputation vom hochedlen Rath der Stadt entlassen. Nun saß er wieder einsam in seiner Zelle zwischen Büchern vergraben und rieb sich die Stirn.

»Bei Gott!« rief er vor sich hin, »es wird nicht gehen; die guten Leute schlagen meine geringen Gaben zu hoch an. Da habe ich ungeheuern Zulauf als Lehrer in den Wissenschaften, die ich doch nicht freudig und gern treibe, und da ich überall, wo ich es vermag, meine Lieblings-Wissenschaft, die Theologia, mit einflechte und von der Fundgrube des heiligen Evangeliums rede, so meinen sie, ich müsse ein großer Theologus sein, und haben mich zu ihrem Stadtpfarrer allhier erwählt. Aber ich habe es ihnen mit hundert Gründen auseinandergesetzt, warum es nicht wohl angeht. Gott möge es mir verzeihen, wenn ich solchem Ruf, sein heiliges Wort von der Kanzel herab zu verbreiten, nicht folge; wer aber kann menschlicher Schwachheit gebieten, Unmögliches zu leisten?«

In diesem Augenblick trat sein hoher Gönner und Vorgesetzter, der General-Vicar Staupitz, in die kleine Zelle.

„Was muß ich hören, Auguſtine!“ rief er, sich den Schweiß von der hohen Stirn trocknend; denn er hatte in der Aufregung seiner Stimmung den Weg von der Stadt her zum Kloster fast zu eilfertig für seine wohlbeleibte Körper-Beschaffenheit zurückgelegt. „Du hast den ehrenvollen Ruf eines hochedlen Raths von Wittenberg zum heiligen Prediger-Amte allhier abgelehnt? — Wie? — begreifst Du nicht, daß es Gottes Ruf ist, der an Dich ergeht, und daß es sündhaft, freventlich sei, solchem Ruf nicht zu folgen, die Gelegenheit zu versäumen, die Welt zu erleuchten? — oder steht nicht in der heiligen Schrift, die Du selbst so gern und so oft im Munde führest, Du sollst Dein Licht nicht unter den Scheffel stellen, sondern leuchten lassen vor aller Welt? warum weigerst Du Dich also? — ich, Dein Freund und Vorgesetzter, habe Recht, danach zu fragen.“

„Herr, meine Schüchternheit und Mißtrauen in meine Kräfte lassen mich schwer dazu kommen, diesem hohen Rufe zu folgen!“

„Ei, Du Schwachmatikus!“ rief der General-Vicar spöttelnd, „wie dauerst Du mich, daß Du so jung schon ein schwacher, lebensmatter Greis geworden bist; denn mit den Gaben des Geistes, die Du bis dahero verrathen, würden Andere zehn Predigerstellen versehen.“

Luther gerieth durch diesen Spott in den Zustand der Beschämung, und schüchterner als zuvor entwickelte er eine Menge Gründe, die ihn von der Uebernahme des Prediger-Amts, neben seiner akademischen Lehrerstelle, zurückhalten mußten. Dann schloß er mit den Worten: „Glaubt nur sicher, daß es nicht eitel Zaghaftigkeit ist, einen so hohen Beruf abzulehnen, der eine so schwere Verantwortlichkeit auflegt; sondern das Bewußtsein, daß es keine schlechte und geringe Sache sei, an Gottes Statt mit den Leuten zu reden und ihnen zu predigen.“

„Ei was“, rief Staupitz fast ärgerlich, „Du bist ein Narr mit Deinem Bedenken. Was Andre können, kannst Du auch; und wenn es sein muß, so befehle und gebiete ich Dir als Dein Vorgesetzter, daß Du das Prediger-Amt annehmest — und dem wirst Du Dich kraft des angelobten Gehorsams nicht entziehen können.“

„Herr Doctor“, rief der junge Mönch, auf's Aeußerste gebracht, „Ihr bringt mich um mein Leben, ich werde es nicht ein Vierteljahr treiben.“

„Wohlan“, eiferte Staupitz, „in Gottes Namen, dem sei gleich also! — wie soll man ihm thun? — Unser Herr Gott hat große Geschäfte und bedarf droben auch kluger Leute.“

(Der Beschluß folgt.)

Prozeß der Madame Laffarge.

Der königliche Gerichtshof in Limoges hat die wegen Vergiftung ihres Ehemannes angeklagte Madame Laffarge vor die Assisen des Correze-Departements verwiesen. Wir entnehmen aus dem motivirten Urtheile des Anklagesenats Folgendes: Maria Fortunate Capelle verheirathete sich im Monat August v. J. mit dem Hammerwerksbesitzer Karl Laffarge in Glandier. Die Trauung erfolgte in Paris, und das Ehepaar reiste sofort nach derselben nach Glandier ab. Wenige Wochen nach ihrer Ankunft daselbst beklagte sich die Dame Laffarge gegen einen ihrer Verwandten über ihren Mann, äußerte, sie habe bei ihrer Ankunft in Glandier eingesehen, daß sie sich getäuscht habe, und als dieser Verwandte sie zu beruhigen suchte, schrieb sie an ihren Mann einen Brief, in welchem sie ohne Hehl an den Tag legte, wie sehr sie ihn verachte, daß sie einen andern Mann liebe und ihn betrogen habe; sie

erklärte geradezu, sie würde einen Ehebruch begehen, wenn er sie nicht vor sich selbst rette, und sie beschwor denselben, sie nach Brives führen zu lassen, von da aus wolle sie nach Bordeaux sich begeben und dort sich nach Smyrna einschiffen. Ihre Erziehung, ihre Gewohnheiten und ihr ganzes Wesen stelle zwischen ihn und sie eine Scheidewand, die keine Macht durchbrechen könne; sie wolle Nichts als einige von Freundinnen als Andenken zum Geschenk erhaltene Kleinodien mitnehmen und in Smyrna Unterricht geben und durch ihre Handarbeit das Dasein fristen. Wenn man sich aber ihrem Vorhaben zu widersetzen versuche, so würde sie sich mit Arsenik, das sie immer bei sich trage, unfehlbar vergiften. Laffarge, der seine Frau unendlich und in demselben Maße liebte, als er von ihr gehaßt wurde, gerieth über dieses Schreiben außer sich. Nichts wurde von ihm unversucht gelassen, um seine Gattin zur Vernunft zurückzuführen, und es schien, als habe sie ihr Unrecht eingesehen. Sie erklärte auch kurze Zeit nachher, als während einer Krankheit ihr Mann sie treu gepflegt hatte, daß sie ein Testament zu seinen Gunsten machen wolle; dieser testirte ebenfalls und vermachte auf den Fall seines Todes, seiner Frau Alles, worüber er nach den Gesetzen verfügen konnte, und dieses Testament wurde von der Frau an ihren Notar in Soissons gesandt. So standen die Sachen, als in der Mitte Novembers Laffarge nach Paris abreiste, woselbst er sich wegen einer von ihm gemachten Entdeckung ein Privilegium verschaffen und zugleich die zur Betreibung seiner Hammerwerke unerläßlich nothwendige Summe Geldes negociren wollte. Zwischen beiden Ehegatten fand ein häufiger Briefwechsel statt; er versicherte in jedem Briefe seine Liebe, sie schrieb ihm fortwährend, daß das Privilegium ohne Geld unnütz sei und forderte ihn auf, Alles anzuwenden, um nicht ohne Geld zurückzukommen. Am 12. Dezember ließ sie bei einem Apotheker zu Uzerche 31 Grammen Arsenik holen, um dadurch ein Präparat gegen die Ratten zu bereiten, welches nach ihrer Versicherung einige Tage nachher, weil es vertrocknet war, weggeworfen wurde. Laffarge erhielt am 18. Dezember eine Kiste von seiner Frau, in welcher diese ihm ihr Bild, welches sie ausdrücklich für ihn hatte malen lassen, übersandte. In dieser Kiste befand sich nebst andern Gegenständen auch eine kleine Schachtel mit einem Kuchen. Der Portier des Hotels, in welchem Laffarge wohnte, hatte die Kiste aufgemacht; in seiner Gegenwart aß Laffarge ein Stück von diesem Kuchen mit den Worten: „Dies ist ein Kuchen, den mir meine Frau schickt.“ In der darauf folgenden Nacht wurde Laffarge krank, er mußte sich fortwährend erbrechen und blieb bis am andern Abend in diesem Zustande. Während dies in Paris vorfiel, zeigte die Angeschuldigte in Glandier eine auffallende Unruhe; sie stand gegen ihre sonstige Gewohnheit vom Essen auf, um dem Bedienten, der die Briefe brachte, entgegen zu gehen; sie sprach von Ahnungen, daß sie einen schwarz gesiegelten Brief zu erhalten fürchte u. s. w. Am 3. Jan. kehrte Laffarge nach Glandier zurück, er brachte das Privilegium, aber kein Geld. Kurze Zeit nach seiner am Morgen erfolgten Ankunft mußte er sich zu Bett legen und klagte über Uebelkeit und fortwährenden Hang zu Erbrechen. Seine Frau aß, vor seinem Bett sitzend, Abends Geflügel mit einer Trüffelsauce; sie gab ihrem Manne einige von den Trüffeln und bald darauf mußte dieser sich heftig brechen. Sie entfernte die Mutter des Kranken mehremale aus dem Zimmer und äußerte, sie wolle ihn allein pflegen, ihre beiden Dienstboten, Alfred und Clementine, würden ihr helfend beistehen. Am 5. Januar ließ sie aus der Apotheke in Uzerches 4 Grammen Ar-

senik holen, übergab dem Dienstboten Alfred ein Päckchen um Rattengift zu bereiten; dieses Präparat wurde von dem Instruktionsrichter in einem Nebenzimmer aufgefunden, von dem ꝛc. Alfred anerkannt und es ist gesetzlich erwiesen, daß solches auch nicht die Spur von Arsenik enthielt. Ein in dem Hammerwerk angestellter Mann, Namens Denys, holte gleichfalls auf Veranlassung der Angeschuldigten Arsenik in Lebersac und brachte 64 Grammen am 9. Januar, die er jedoch nicht gleich, sondern erst am andern Morgen auf wiederholtes Begehren der Dame Laffarge, dieser übergab. Sie hatte ihm Verschwiegenheit, besonders gegen ihre Schwiegermutter, anempfohlen, weil diese bei ihrem argwöhnischen Charakter leicht sich ängstigen könne. Diese 64 Grammen Arsenik stellte sie ihrem Kammermädchen Clementine zu, um Rattengift daraus zu bereiten, diese aber, die ängstlich war, weil ihr große Vorsicht anempfohlen worden, brachte das Präparat nicht und legte das von ihrer Dienstherrin empfangene Gift in den Hut des Laffarge; dort wurde nach dem Tode desselben das Paket von dem Bedienten Alfred gefunden und von ihm in dem Garten verscharrt, später wurde dieses Päckchen in Gegenwart des Friedensrichters von Lebersac ausgegraben und dem Apotheker vorgezeigt, bei dem das Gift geholt wurde; er erkannte solches nicht als das von dem ꝛc. Denys abgeholte Päckchen und es wurde in demselben auch kein Gift vorgefunden. Am 11. Januar trank die Angeschuldigte Milch mit Eiern abgequirlt, der Kranke hatte Lust zu trinken und man bereitete eine Tasse für denselben. Die Dame Laffarge, die in einer Stube neben ihrem Mann schlief, ließ solche vor ihr Bett bringen, indem sie sagte, daß ihr Mann das Getränk lieber nehmen würde, wenn es von ihr käme. In der Stube der Angeschuldigten schlief auch eine gewisse Demoiselle Brun und diese bemerkte, daß die ꝛc. Laffarge etwas aus einem Papier in das Getränk warf; es war ein weißes Pulver, das sie mit ihrem Finger einige Mal umrührte. Auf die Frage der Anna Brun, was dieses sei, antwortete die Laffarge, man habe Orangenblüthe in die Tasse gegossen; und als die Brun erwiederte: „Sie selbst haben aber etwas hineingeworfen," schwieg die Laffarge still. An demselben Tage gegen 2 oder 3 Uhr Nachmittags sah Anna Brun, die am Feuer in der Stube des Kranken war, daß die Angeschuldigte ein auf dem Kamin stehendes Glas Wein und einige Stücke Brod nahm, sich der Kommode näherte, dort einen Löffel heraus nahm und mit diesem in dem Glase umherrührte und ihrem Manne einen Löffel voll von diesem Getränke reichte. Der Kranke nahm und trank und sagte sogleich: Marie, das brennt mir im Hals. Gleich darauf bereitete sie, nicht fern von der Kommode, Brod-Wasser in einer Bowle, die sie auf den Nachttisch ihres Mannes stellte; Anna Brun, die sich dem Bette genähert hatte, sah auf der Oberfläche des Brod-Wassers ein weißes Pulver; sie ging darauf zur Kommode, auch dort bemerkte sie weißes Pulver verschüttet und in dem obern Schubfache einen kleinen Topf mit derselben Substanz. Der Dr. Lespinay, dem dieses mitgetheilt wurde, sammelte das auf der Kommode verschüttete Pulver, nahm gleichfalls etwas Pulver aus dem kleinen Topfe, und es ist gesetzlich konstatirt, daß das Pulver Arsenik war. Als man nun Verdacht zu hegen anfing, wurde auch der Ueberrest der Eiermilch einer chemischen Untersuchung unterworfen und auch hier Gift gefunden. Am 14. Januar, Morgens 10 Uhr, starb Laffarge und die Oeffnung des Leichnams ergab, daß derselbe durch Vergiftung getödtet worden war. Die Wittwe Laffarge wird aus allen vorstehenden Gründen beschuldigt, im Monat Dezember 1839 und Januar 1840

nach dem Leben ihres Ehemannes getrachtet und ihm Substanzen, die den Tod verursachen konnten und wirklich verursachten, beigebracht zu haben.

* Literatur.

Von unserm Landsmanne J. Koch, dessen Dichter-Beruf durch die von ihm herausgegebenen „Kleeblüthen" wie auch durch die in einigen der letzten Jahrgänge des Bürgerfreundes befindlichen Poesieen, zur Genüge bethätigt ist, erschien kürzlich im Buchhandel eine liebliche Dichtung unter dem Titel: „Zur Erinnerung an Felix Mendelssohn-Bartholdy, bei Aufführung seines Oratoriums „Paulus" am ersten Tage des zweiten norddeutschen Musikfestes in Schwerin, den 8. Juli 1840.

Der Verfasser huldigt darin neben dem großen Meister, der Allgewalt der Töne, die die leisen Ahnungen der Seele zu Bildern formt, das Herz mit hoher Wonne füllt und den Sohn des Staubes sich als Gottgebornen erkennen läßt. Seine Sprache selbst ist Musik geworden.

Wir empfehlen das Heft allen Freunden des Verfassers und der Tonkunst. Es ist gleich den Kleeblüthen in der Heyse'schen Buchhandlung zu haben.

Miszelle.

Die Mutter, die Hekuba der Europäischen Crösusse, (Rothschild) lebt noch. Sie muß beinahe ein Jahrhundert alt sein, ist aber noch so rüstig, daß sie fast jeden Abend das Theater besuchen kann. Da sitzt sie denn, fleißig aufhorchend, in der Proscenium-Loge, mit einem Fächer in der Hand, um der Lampenblendung zu wehren, auf dem Kopf ein althebräisches, mit Blumen besetztes Blondenhäubchen, kein Haar sichtbar, angethan mit buntseidenem Gewande, die kostbarsten Spitzen um den Hals und Busen. Ihre Unterlippe hängt tief herab. Unter ihren Söhnen gleicht Amschel ihr am Meisten. Von diesen, wie von ihren Töchtern, den Frauen Sichel und Worms, wird sie über Alles geehrt, und von ihrer nächsten, zu ihrer Pflege bestimmten Umgebung im wahren Sinne des Worts auf den Händen getragen. Sie wohnt nemlich noch immer in der Judengasse zu Frankfurt, in denselben Stuben, welche sie inne hatte, als sie, noch anfänglich eine unbemittelte Krämersfrau, ihre Söhne zur Welt brachte. Diese alten, dumpfen Stuben, in der feuchtesten und ungesundesten Straße der Stadt, hat sie ihr Leben lang nicht verlassen wollen. „Hier habe ich", erklärte sie, „meine Söhne reich und mächtig werden sehen, und ich will jetzt, indem ich mich in meinem Alter nicht überhebe, ihnen ihr Glück lassen, das gewiß von ihnen weichen würde, wenn ich aus Stolz meine niedrige Hütte verließe." Nun kann aber bei der Enge der Straße bis zu dieser ihrer Wohnung kein Wagen gelangen; ihres Sohnes Equipage fährt also nur bis zum Eingang der Gasse, und die Matrone wird Abends, wenn sie vom Theater heimkehrt, aus derselben nach Hause getragen.

* Anzeige.

So eben ist erschienen:

Verbesserter

Sedez-Kalender

der freien Hansestadt Bremen

für das Jahr **1841.**

enthaltend außer dem Kalender unter Andern Folgendes:

Bauern-Praktik. — Fluthzeiten. — Witterungskunde. — Finsternisse. — Verzeichniß der Jahrmärkte. — Fahrnißzeit. — Dienstbotenwechsel. — Recepte. — Anekdoten. — Thortabelle. — Postenlauf ꝛc.

Er ist für 2 Gr. zu haben bei den Herren Buchbindern und dem Verleger Seemannsstraße Nro. 2, woselbst auch erschienen und zu haben ist:

Nothwendiger Hausbedarf

für den Bürger und Landmann auf **1841.**

Comptoir-Kalender auf 1841.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.", und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Daves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die

SCHNELL-POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 66 des Bürger-Freundes für 1840.

Sonntag, den 16. August.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Schiller's Mutter starb in dem Pfarhause des einsamen Dörfchens Cleversulzbach in Schwaben, wo ihr Schwiegersohn, Frank, Pfarrer war. An der Mauer des Friedhofs ist ein Hügel, über welchen ein Pflaumenbaum seine fruchtschweren Aeste breitet; unter diesem Hügel ruht die Mutter des großen Dichters. Der gegenwärtige Pfarrer, E. Mörike, dessen Gedichte bei J. G. Cotta 1838 erschienen, ließ ein altes steinernes Kreuz, das vor Zeiten auf dem Grabe einer Predigersfrau stand, auf den Hügel mit der einfachen Inschrift setzen: Schiller's Mutter.

Auf der Berliner Eisenbahn hat sich eine Begebenheit zugetragen, die als warnendes Beispiel veröffentlicht zu werden verdient. Ein Chor junger Leute hatte sich in einen Wagen placirt, und suchte durch lautes Schreien, Pfeifen und Toben die lärmende Lokomotive noch zu überflügeln. Vergebens bat der Wagenmeister um Ruhe; selbst die Warnung, die Lärmenden von der Fahrt auszuschließen, war fruchtlos, und wurde mit Hohngelächter aufgenommen, da sie mit Billets versehen wären, und keine irdische Macht sie aussteigen zwingen könnte. Der Wagenzug bewegte sich hierauf fort. Der Wagen, in welchem die Lärmenden sich befanden, wurde noch während der Verhandlung auf die Drehscheibe, und von hier auf die Nebenschienen gebracht. So hatten die Spektakelmacher das Vergnügen, den Wagenzug vor sich vorüberfahren zu sehen, und waren genöthigt, auszusteigen und in Potsdam — es war die letzte Fahrt — zu übernachten. — Als vor Kurzem die Lokomotive in der Nähe von Zehlendorf stehen blieb, eilten die Bauern, welche auf dem Felde mit Heubinden beschäftigt waren, herbei, und hielten dem stehengebliebenen Maschinenpferde Heubündel vor. Dies war jedoch aus Mangel an Wasser stehen geblieben, und es wären einige Eimer Wasser gewiß erwünschter gewesen.

Unter allen deutschen Bädern hat die Spielwuth den höchsten Gipfel in Wiesbaden erreicht. Auf der Taunuseisenbahn wandern fort und fort ganze Züge dahin, um am grünen Tisch ihr Geld los zu werden. Niemand hat die lockern Zeisige lieber als der Spielpachter, der ihre goldnen Eier ihnen abnimmt und sie dann fliegen läßt. Der Herzog von Nassau hat seinen Unterthanen bei 60 fl. Strafe verboten, sich am Spieltisch finden zu lassen.

Aus Frankreich.

Die Taglioni wird von einem Pariser Feuilletonisten in folgenden Worten charakterisirt: „Im Tanze der Mlle. Taglioni bewundern wir nicht die unvergleichliche Grazie, das wunderbare Talent und die seltene Vereinigung der verschiedensten Qualitäten, sondern auch den durchgebildeten Geschmack und die klugberechnete Koketterie. Haben andere Tänzerinnen einen schwierigen Pas gemacht, so bleiben sie mit Extase stehen, arbeiten mit den Armen und sagen durch ihre ganze Attitüde: „Das soll mir einmal eine andere nachmachen!" Die Taglioni hingegen nimmt, wenn sie einen Pas gemacht hat, den Alles anstaunt, sogleich eine so anmuthige Stellung ein, als wolle sie sagen: „Es ist so schwer nicht, als es scheint!"

In Clermont hatten sich ein Paar junge Franzosen im Streit beleidigt und es wurde für den nächsten Morgen ein Duell verabredet. Jeder brachte zwei Secundanten mit und die Sache sollte durch Pistolen abgemacht werden. Da erinnerte Einer an das geschärfte Duell-Gesetz und an die Gefahren, denen man doch nicht trotzen solle. Ein Wort gab das andre und ehr man sich's versah, waren alle Sechs im Handgemenge, sich gegenseitig dermaßen mit den Fäusten durchwalkend, daß sie sämmtlich zu Boden lagen, und nicht im Stande waren, nach Hause zu gehen, sondern auf Wagen gepackt und daheim zu Bett gebracht werden mußten, um sich heilen zu lassen. So sind sie freilich vorläufig dem Duell-Gesetz entgangen, indem sie sich eigentlich gleich selber bestraften.

Der Assisenhof der Seine verurtheilte am 25. Juli den Polizeikommissär Ozanne, welcher mit der Untersuchung der Bäckerläden beauftragt war, und von den Bäckern, die zu leichtes Brod hatten, sich bestechen ließ, zu dreijährigem Gefängniß.

Die Ausgrabung der sterblichen Ueberreste der Juli-Opfer in Paris hat zu einer neuen Art von Diebstahl Veranlassung gegeben. Gauner sind auf den Gedanken gekommen, diesen Umstand zu benutzen und eine Industrie anzufangen, wie sie in Belgien, in der Ebene von Waterloo, geübt wird. Dort trifft man Leute, welche für einige Francs zusammengeraffte Kugeln und Uniformknöpfe verkaufen, die angeblich von der berühmten Schlacht, welche das Loos des Kaiserthums entschied, herrühren. Am 23. Juli wurde einem ehrlichen Handelsmann, der zum letzten Male das Grab der Julihelden besuchen wollte, ein Fünffranken-Stück, ganz durchlöchert und mit Staub bedeckt, von einigen Individuen zum Verkauf angeboten, das nach ihrer Versicherung bei den Ausgrabungen gefunden worden war. Sie verlangten zehn Franken, die ohne weiteren Handel für ein authentisches Andenken der drei Tage gern gegeben wurden. Der Käufer zeigte voller Vergnügen allen Freunden das Stück. Einer derselben besah sich dasselbe genau und bewies dem Besitzer, daß er betrogen worden, denn das Geldstück trug das Bildniß Ludwig Philipp's.

Aus England.

Ein schottisches Blatt enthält folgende Erzählung von einem ornithologischen Räuber, die nicht ohne Interesse gelesen werden wird, zumal da sie auf das Vollständigste verbürgt ist: Ein Pachter ging an einem warmen Frühlingsmorgen auf sein Feld, setzte sich neben einen kleinen Hügel nieder und fiel dort in Schlaf. Als er wieder erwachte, fand er, daß ihm seine breite blaue Mütze und ein gelbes seidenes Taschentuch, das er neben sich gelegt hatte, fehlten. Er vermuthete Anfangs, daß einer seiner Nachbarn sich einen Scherz erlaubt hätte, aber Keiner auf dem Pachthofe und von den Nachbarn, die an diesem Tage in der Gegend gewesen sein konnten, wollte etwas von der Sache wissen. Einige Wochen später bestieg Einer unserer Korrespondenten mit einer Anzahl Freunde einen hohen und gefährlichen Felsen in der Nähe der Pachtung, um das Nest eines Hühnergeiers zu zerstören. Wie groß war ihr Erstaunen, als der erste Gegenstand, den sie aus dem Neste nahmen, das gelbe Taschentuch war; dann kam die breite blaue Mütze, in welcher man drei Eier gemächlich eingelegt fand; hierauf folgte eine alte Tartan-Weste, in deren einer Tasche Taback, in der andern Orr's Kalender auf das Jahr 1839 sich befanden, ferner eine flanellene Nachtmütze, ein Stück von einem Brief mit grünem Siegellack und dem Postzeichen Inverneß, eine alte roth und weiße Halsbinde und allerhand Anderes. Der Vogel muß seine kleinen Diebstähle in großem Maßstabe betrieben haben, und ist ohne Zweifel ein Verwandter der berühmten „diebischen Elster."

In England arbeitet man daran, die Todesstrafe zu beschränken. Sie soll für alle Verbrechen, mit Ausnahme von Mord und Hochverrath, aufgehoben werden. In einzelnen Theilen hat dieser Gesetzesvorschlag bereits die Billigung des Unterhauses erhalten. Und wahrhaftig, es wird Zeit, daß die Briten ihr barbarisches Criminalgesetzbuch revidiren. Es ist das grausamste aller gebildeten Völker Europa's.

Aus Italien.

Jüngst haben sich die Studenten zu Siena, in zwei Parteien getheilt, in scherzhafter Ausforderung bekriegt. Sie waren sämmtlich mit Handspritzen bewaffnet, große Feuerspritzen dienten als schwere Artillerie. Lange blieb der Kampf unentschieden. Endlich begann der eine Haufe mit schwarzgefärbtem Wasser den Angriff; nun floh der andere, zu Mohren umgewandelt.

Mosaik.

Ein Handwerker hatte seinen Neffen setzen lassen, weil er seine Mutter gemißhandelt hatte, seine Absicht war bloß, ihn ein Paar Stunden sitzen zu lassen. Als der Papst Sixtus V. durch seine Kundschafter von dem Schritte des Oheims Nachricht erhalten hatte, ließ er dem Kerkermeister verbieten, den jungen Mann zu entlassen. Sein Onkel, sich über diesen Befehl wundernd, begab sich zum Papst, um ihn mit der Veranlassung bekannt zu machen, die ihn bewogen habe, seinen Neffen festnehmen zu lassen. Als Sixtus V. ihn angehört hatte, erwiederte er: „Ihr habt Euren Neffen festnehmen lassen, weil er seine Mutter gemißhandelt hatte, das reicht hin für einen Oheim, aber es ist eine zu gelinde Strafe für mich, den Souverain, der keine Ungerechtigkeit dulden darf; ich will, daß die Sache untersucht werde." Es geschah und der junge Mann wurde zu den Galeeren verurtheilt.

Johanna Schopenhauer erzählt in ihrem „Jugendleben und Wanderbilder" folgende artige Anekdote aus Danzig: „Ein reicher Geizhals, der drei Häuser besaß, wollte dieselben, als sie baufällig wurden, aller Warnungen ungeachtet nicht stützen und renoviren lassen. Da brachen sie plötzlich zusammen und erschlugen den größten Theil der Bewohner. Nur einige retteten ihr Leben und tragikomischer Weise befand sich unter diesen der sehr schuldige Urheber des ganzen Unglücks, der Eigenthümer der eingestürzten Häuser, dessen schmutziger Geiz, unerachtet aller an ihn ergangenen Warnungen und Ermahnungen, ihn stets abgehalten hatte, auf die Erhaltung des baulichen Zustandes seines Eigenthums etwas zu verwenden. Der eigensinnigste Zufall hatte gewollt, daß sein Stuhl, nebst dem kleinen vor demselben befindlichen Tische, gerade auf den einzigen Theil des Gemäuers gestellt worden war, der unversehrt stehen blieb, als Alles rings umher zusammenbrach. Ganz isolirt, hoch in der Luft, in Schlafrock und Nachtmütze, saß vor aller Welt Augen die bebende, fast entgeisterte Jammergestalt des widrigen Greises, wie am Pranger, von Keinem der rings um ihn her noch immer nachstürzenden Ziegel und Balken getroffen. Tief unter ihm tobte mit wildem Hohn ein wüthender Haufen, bereit, sobald er herunter käme, auf seine Weise über ihn Gericht zu halten. — Erst später, als der ganze Raum mit Wachen umstellt, und die müssig dastehenden Zuschauer entfernt worden waren, durfte man es wagen, den vor Angst halb todten Alten von seinem erhabenen Platz hinunter in Sicherheit zu bringen."

Die junge Erbin von Roßdhu, Miß Colquhun, wurde von dem jüngern Sohne eines alten schottischen Geschlechts mit Gewalt entführt, er bewies aber, als die Sache vor Gericht kam, daß das Mädchen vor ihm auf dem Pferde gesessen habe, also eigentlich ihn entführt habe. Diese Vertheidigung wurde für genügend gehalten, und der Entführer freigesprochen.

Controversen.

Schüler und Meister.

So manche Lehre schon dank' ich dir,
Doch eins ist immer noch dunkel mir!
Ein Wort, so seltsam oft appliciert,
Ich glaube es heißt: pacificirt.

„Oel in die Wellen, in's Feuer auch,'
Salz in die Wunden und Sand in's Aug';
Theils todtgeschlagen, theils arretirt —
Pax, pacis*) — also pacificirt."

Pharo-Banquiers und Bauern.

Nur näher getreten! — So, paßt auf!
Wählt eine Karte und setzt was d'rauf.
Was links erscheint, das verlieret ihr;
Was rechts fällt aber, gewinnen wir.

„Das ist ein verteufelt feines Spiel!
Bis da man auslernt, das kostet viel;
Der Eine plappert etwas Latein,
Der Andre streicht unsre Thaler ein."

F. Bellegno.

*) Pax — der Friede.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 66.

Bremen, Sonntag den 16. August 1840.

Gestorben:

Nro. 729. Den 11. August. Des Kaufmanns Charles Fischer Tochter, 1 Tag; Domshof Nr. 20.

– 730. Den 11. — Des verst. Arb. Heinrich Brüns Wittwe, geb. Frese, 45 Jahr; gr. Sortillenstraße Nro. 15.

– 731. Den 12. — Der Musicus Georg Heinr. Feldhusen, 28 Jahr; große Johannisstraße Nro. 77.

– 732. Den 12. — Des Bürstenmachers Chr. Herm. Wissel Sohn, 1½ Jahr; Piperstr. Nr. 17.

– 733. Den 12. — Des Schneiders Christ. Gevers Sohn, 3¾ Jahr; auß. Steinthor Nr. 35.

– 734. Den 13. — Des Pensionairs Christ. Lüder Stieger Ehef., geb. Brückhauer, 91 Jahr; Doventhorssteinweg Nro. 3.

Nro. 735. Den 13. Aug. Des Hökers Hinr. Friedr. Brüggemann Ehefr., geb. Eilers, 59 Jahr; gr. Johannisstraße Nro. 224.

— 736. Den 14. — Der Bockknecht Johann Christian Seerier, 68 Jahr; Punkendeich Nro. 37.

— 737. Den 14. — Des Schiffszimmermanns Diedr. Lampe Tochter (todtgeb.); Muggenburg Nro. 1.

— 738. Den 14. — Des verst. Tuchmachers Nicolaus Bullerdieck Wittwe, geborne Schlöndorff, 62 Jahr; Westerstraße Nro. 52.

— 739. Den 14. — Des Musiklehrers Joh. Heinrich Georg Helmers Ehefrau, geb. Bertram, 36 Jahr; Kohlhökerstraße Nro. 15.

— 740. Den 15. — Eduard Kracke, 17 Jahr; große Annenstraße Nro. 13.

Geburten:

Nro. 982. Den 9. August. Des Seifenfabrikanten Elard Kohl Ehefr., geb. Grau, in der Wisch; von einem Knaben.

– 983. Den 10. — Des Kaufmanns Charles Fischer Ehefr., geb. Alcock, Domshof Nro. 20; von einem Mädchen.

– 984. Den 11. — Des Blechenschlägermeisters Herm. Conrad Oehne Ehefr., geb. Lohmüller, Feulenstraße Nr. 14; von einem Mädchen.

– 985. Den 11. — Des Arb. Joh. Höcker Ehefr., geb. Drewes, Buntenthorssteinweg Nro. 111; von einem Mädchen.

– 986. Den 12. — Des Waarenagenten Heinr. Clüver Ehefr., geb. Grahl, Seemannsstraße Nro. 2; von einem Mädchen.

– 987. Den 12. — Des Seilers Diedrich Rosenthal Ehefr., geb. Tiemann, Hastedt Nro. 20; von einem Knaben.

Nro. 988. Den 12. Aug. Des Arb Friedr. Christ. Achmus Ehefr., geb. Lerbs, Stephanikirchhof Nr. 1; von einem Mädchen.

— 989. Den 12. — Des Arb. Hinr. Gerh. Bremermann Ehefr., geb. Schmidt, Schwachhausen; von einem Mädchen.

— 990. Den 13. — Des Arb. Carl Wilh. Schlüter Ehefr., geb. Behrens, Hauschildts Hof; von einem Knaben.

— 991. Den 14. — Des Schiffszimmermanns Diedr. Lampe Ehefr., geb. Knoop, Muggenburg; von einem todten Mädchen.

— 992. Den 14. — Des Cigarrenfabrikanten Hinrich Lürssen Ehefr., geb. Wührmann, Balgebrückstraße Nro. 3; von einem Knaben.

— 993. Den 15. — Des Kaufmanns Joh. Friedrich Krüger Ehefr., geb. Schrage, Remberti Nro. 5; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 334. Der Knopfmacheramtsmeister Peter Heinrich Friedr. Lüders und Henriette Lucia Wessels hieselbst.

– 335. Der Kahnschiffer Friedr. von Harten und des verst. Kahnschiffers Jürgen Friedr. von Harten Wittwe, Maria, geborne Wiese. Beide von hier.

– 336. Der Zimmergesell Conr. Bremermann u. Johanna Rowohlt. Beide von hier.

Nro. 337. Der Küpergesell Alb. Herm. Tackenberg und Adelheit Hilgerloh. Beide von hier.

— 338. Der Cigarrenmacher Johann Hinr. Holthusen und Marianna Streckfuß hieselbst.

— 339. Der Cigarrenmacher Joh. Nicolaus Ohlendiek u. Christiana Antonette Luise Fricke hieselbst.

— 340. Der Cigarrenmacher Peter Anton Wennemann und Anna Maria Bartels hieselbst.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 67.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 20. August 1840.

Der Weise wägt sein Daseyn nur nach Thaten,
Nach Pfunden, die sein Geist erringt,
Froh, wenn der Hoffnung seiner Saaten
Auch nur ein Keim gerathen,
Der in die Zukunft dringt.

M. A. v. Thümmel.

* Deutung und Weisung.

Leben heißt erwerben!
So der Weise spricht,
Und drum wirbt er fleißig,
Bis sein Auge bricht.
Und was er erworben,
Was er sein genannt,
Nimmt er nach dem Sterben
Mit ins Heimathsland.
Denn es sind nicht Schätze,
Die der Rost verzehrt:
Aengstlich die zu sammeln,
Hielt er nicht für werth.
Und er stirbt so ruhig,
Schläft so heiter ein;
Engel führen leise
Ihn zum Friedenshain.
Sterben heißt genießen!
So der Weise spricht,
Was er hier erworben,
Ist dort sein Gericht. —

Mögt'st Du diesem Weisen
Nicht wohl ähnlich sein,
Reich einst anzukommen
In dem Friedenshain?
Nun, so sammle Schätze,
Welche nicht vergehn,
Und Du schwebst einst heiter
Auf zu Gottes Höhn.
Richtig such' zu denken;
Forschen führt zum Ziel.
Gründlich Etwas wissen
Tilgt ein seichtes Viel! —
Was in stillen Stunden
Unter Lust und Schmerz
Weise dachten, lehrten,
Achte hoch Dein Herz.
Doch bleib' hier nicht stehen!
Weiter will der Drang
Deines Wissens kommen;
Folg' ihm lebenslang!
Prüfe, und von Allem

Bleib' das Beste Dir.
Umsicht giebt die Grenzen
Für solch' Thuns Revier. —
Laß Dir nimmer bangen,
Wenn die Schlange zischt,
Oder knappe Denkkraft
Taube Aehren drischt.
Willst Du Gott verehren,
Wahrer Mensch hier sein:
Sei Gemüth und Denkkraft
Fesselfrei und rein!
Darum Nächstenliebe
Sei Dein Eigenthum,
Und sie stets zu üben
Sei Dir Pflicht und Ruhm.
Redlichkeit verbinde
Innig sich mit ihr,
Und ein falsches Treiben
Wird dann nimmer Dir.
Und die Pflichtentreue
Hebe Deinen Werth;
Du hast der Vollendung
Dich durch sie genähert.
Wie es dann auch komme —
Ob das Glück Dir lacht,
Oder ob der Vater
Schmerz Dir zugedacht:
Wie ein Weiser blickest —
Ohne Furcht und Graun —
Heiter Du gen Himmel,
Dich stärkt: — Gottvertraun!

J.

Luther's Berufung nach Wittenberg.

(Beschluß.)

„Nun, und wie geht's mit dem Mönchlein in Wittenberg?" fragte der Churfürst den General-Vicar Staupitz, der sehr bei ihm in Gnaden stand; „hat er das Prediger-Amt angenommen — und wie treibt er's?"

„Halten zu Gnaden", entgegnete Staupitz, „aber es hat erst harte Kopfnüsse gesetzt, bis wir seinen steifen Willen gebrochen hatten. Nun, da er es erst versucht hatte im Kloster-Kirchlein — da ging's und als er sodann in der Stadt-Kirche predigte, strömten ihm alle Leute zu, als stehe ein Wunderthier oder der heilige Geist selbst auf der Kanzel. — Seine Scheu und Besorgnisse zeigten sich als unbegründet und so viel muß wahr sein, was dieser junge Mann treibt mit seinem ungeheuern, fast wunderbaren Ingenium, das greift er beim rechten Ende an und das gelingt ihm absonderlich. Seine reichen, herzlichen und ungekünstelten Predigten dringen zum Gemüth, sind dem Geringsten im Volke verständlich und erfüllen die Gebildeten und Hochgelahrten mit Bewunderung, besonders auch dadurch, daß er sich mit so vieler Kraft als Wahrheit auf die von den andern Predigern fast vergessene heilige Schrift stützt."

„Er wird doch nicht so keck sein, an eine Reformation der Kirche die Hand legen zu wollen?" entgegnete der Churfürst mit einem gewissen freundlichen Behagen. „Ob zwar solches gar sehr Noth thäte, so wäre derlei Beginnen doch fast all zu fürwitzig für ein so junges Mönchlein und ich möchte um der fünf Wunden Jesu willen nicht in Widerpart gerathen mit dem Papst und der Klerisey, die dem Kaiser und Reich so schon weidlich zu schaffen machen."

„Besorget nichts, gnädigster Herr", entgegnete der General-Vicar, „er ist noch zur Zeit ein rechtgläubiger papistischer Christ; aber er streut in seinen Predigten mit vollen Händen den Saamen — nicht des Widerspruchs, des Haders und der Feindseligkeit — sondern der evangelischen Wahrheit aus, und solche Lehren, die er an heiligem Ort, gleichsam an Gottes Statt, mit der begeisterten Wärme und Weihe eines trefflichen Redners einer andächtigen Gemeinde vorträgt, ohne durch Angriffe auf die römische Kirche Mißbehagen oder Widerspruch zu erwecken, sind wahrhaft fruchtbringend und erweckend. Nie hat man Aehnliches gehört."

„Er möge so fortfahren", sprach der Churfürst, „und unsre Gnade wird ihm nicht entstehen."

Noch einige Jahre vergingen und der Mönch Augustinus hatte die Würde eines Baccalaureus der Theologie, und damit die Befugniß, theologische Vorlesungen zu halten, gewonnen. Jetzt war er ganz an seinem Platz. Immer tiefer drang er ein in die Schätze des Evangeliums, freilich noch immer nach der lateinischen Uebersetzung der Bibel, die er jetzt so glücklich war eigenthümlich zu besitzen; aber sein Geist war dadurch aufgeklärter geworden in religiösen Dingen, sein Herz ruhiger, und je mehr ihm das wahre Wesen Gottes nach Christi unverfälschter Lehre zum klaren Bewußtsein kam, um desto lichtvoller und überzeugender wurde sein Vortrag. Er hielt jetzt Vorlesungen über das alte und das neue Testament, die ihm einen großen und ausgebreiteten Ruf verschafften und viel dazu beitrugen, der jungen Universität rasches Aufblühen zu fördern.

Zu Tausenden strömte die deutsche Jugend dorthin, den gelehrten jungen Mönch zu hören, der sich auf das Wort Gottes stützte, ohne den Papst und dessen Lehre anzugreifen.

Bei alle dem aber war er seiner klösterlichen Pflichten und Verbindungen nicht los und ledig; denn auch in dieser Beziehung erkannten ihn seine Ordens-Obern als einen tüchtigen und brauchbaren Mann, und als die Lage des Ordens es nothwendig machte, einen verständigen und beredten Bruder nach Rom an den Papst zu senden, wurde dem Mönch Augustinus, obgleich er öffentlicher Lehrer an der Hochschule zu Wittenberg war, diese Auszeichnung zugedacht.

Napoleon's Abdankung.

Nach Marco de Saint-Hilaire.

I.

In der Nacht vom 30. zum 31. März erfuhr der Kaiser in der Nähe von Juvisy das Schicksal der Hauptstadt. Sogleich befahl er den Anführern der Truppen, welche Paris zu räumen begannen, nach Fontainebleau zu marschiren und seine weiteren Befehle abzuwarten. Dann sandte er den Herzog von Vicenza in das Hauptquartier der Verbündeten: er hoffte, bei der Capitulation noch seine Stimme geltend machen zu können; in Erwartung neuer Nachrichten schritt er auf der großen Straße auf und ab. Von den feindlichen Vorposten war er nur durch die Marne getrennt.

Aus den Bivouacs der Russen und Preußen, welche sich in der Ebene von Villeneuve Saint-Georges gelagert hatten, schimmerte der Wiederschein der Lagerfeuer zu den Hügeln am rechten Ufer hinüber, während das linke Ufer, auf welchem der Kaiser mit einigen Offizieren weilte, in das tiefste Dunkel gehüllt war. Es war fünf Uhr Morgens, der Tag brach an, als ein Courier, von Caulincourt gesendet, mit verhängten Zügeln heransprengte; er meldete daß die Capitulation um 2 Uhr Nachts unterzeichnet worden war, daß die Verbündeten schon am Morgen ihren Einzug halten wollten, und daß Alles zu Ende sei. Augenblicklich kehrte Napoleon um und traf um 6 Uhr in Fontainebleau ein. Er stieg nicht in den Ehrengemächern des Palastes ab, sondern in den kleinen Zimmern, die er als erster Consul bewohnt hatte. Sein Gefolge richtete sich in den Räumen des „weißen Pferdes" ein. Unterdeß langten die Truppen, die er aus der Champagne mit sich brachte, auf der Straße von Sens an. Sie hatten 50 französische Meilen in weniger als zwei Tagen zurückgelegt. Die Trümmer der Truppen-Abtheilungen, welche die Hauptstadt vertheidigt hatten, drängten sich auf der Straße nach Fontainebleau zusammen. Die Soldaten waren alle von einem fast wüthenden Enthusiasmus beseelt. Napoleon war unschlüssig, ob er

sich hinter die Loire zurückziehen oder einen Versuch zur Wiedereroberung der Hauptstadt machen solle. Er entschied sich für den zweiten Plan, der seinem Charakter mehr zusagte.

Am folgenden Tage sinnt er einen Angriffsplan aus, als die Nachrichten von den Vorgängen, die sich am Morgen des 31. März zutrugen, ihm die Ueberzeugung gaben, daß seine Lage verzweifelter ist, als er anfangs vermuthet. Dennoch sammelt er alle seine Streitkräfte um Fontainebleau herum. Der Herzog von Ragusa schlägt sein Hauptquartier zu Essonne auf, der Herzog von Treviso zu Mennecy; die Bagage und der große Artillerie-Park stellen sich um den Wald herum auf. Lefebvre, Ney, Macdonald, Berthier und die anderen Marschälle treffen allmählig im kaiserlichen Hauptquartier ein.

Noch ist Napoleon von einer treuen und ergebenen Armee umringt. Er theilt den Marschällen die Vorgänge in der Hauptstadt mit, befiehlt ihnen aber, sie vor den Truppen verborgen zu halten, um sie nicht zu entmuthigen. Dann befiehlt er, die alte Garde auf dem Hofe des Palastes zu versammeln: er will Revue über sie halten. Mit Wohlgefallen verweilen die Blicke des Kaisers auf seinen alten Kampfgefährten; als er den freudigen Zuruf seiner Grenadiere vernimmt, glaubt er sich noch nicht vom Glücke verlassen und hofft, das Verlorene durch einen entscheidenden Schlag wiederzugewinnen. „Noch ist nicht Alles zu Ende", sagt er zum Marschall Lefebvre, indem er ihm die Hand drückt; „Caulincourt hat sich getäuscht. Alle haben sich getäuscht," fährt er fort, indem er einen verstohlenen Blick auf die Marschälle wirft. „Ich werde diesen Braven welche auf ihren Kaiser vertrauen, die Wahrheit sagen. Herzog von Danzig, lassen Sie das Carré bilden."

Der Befehl wird vollzogen; die Offiziere treten aus den Gliedern hervor. Die Trommeln fangen an zu wirbeln; Napoleon gebietet ihnen zu schweigen und beginnt mit lauter und tönender Stimme: „Offiziere, Unteroffiziere meiner alten Garde, der Feind ist uns um drei Tagesmärsche zuvorgekommen und hat Paris eingenommen; wir müssen ihn aus der Hauptstadt vertreiben." Es erhebt sich ein dumpfes Gemurmel, die Augen des Kaisers funkeln, und er fährt fort: „Unwürdige Franzosen, Emigranten, denen wir verziehen hatten, haben die weiße Kokarde aufgesteckt und sich mit unseren Feinden verbunden. Die Schändlichen, sie werden den Lohn ihres Verbrechens erhalten." — „Ja! Ja!" riefen die Offiziere, indem sie die Hand an den Degengriff legten. — Napoleon fuhr fort: „Wir wollen schwören, zu siegen oder zu sterben und der dreifarbigen Kokarde, die uns zwanzig Jahre lang zum Siege geleitet hat, Achtung zu verschaffen. In wenigen Tagen rücken wir auf Paris los. Soldaten meiner alten Garde! der Kaiser rechnet auf Euch!" —

Soldaten und Offiziere riefen begeistert: „Nach Paris! Es lebe der Kaiser! Tod den Verräthern!" — Aber die meisten Marschälle verhielten sich still; ihre Treue wankte schon.

Napoleon befahl, seine Rede in den Tagesbefehl zu setzen, und kehrte in den Palast zurück. Zwanzig Pläne kreuzten sich in seinem Kopfe; vor funfzehn Jahren hätte er auf der Stelle einen Entschluß gefaßt, aber seitdem hatten sich die Umstände sehr geändeet. Er zählt noch auf die Armee, aber zwischen dieser und ihm stehen Mittelspersonen mit berühmten Namen. Seine Heerführer sind Fürsten und Herzoge; jeder seiner Marschälle ist die Personification eines Sieges, und Napoleon hatte sich an die Umgebung dieser lebenden Trophäen gewöhnt. Aber die Marschälle

waren von ihm abgefallen, und er konnte nur noch auf die Soldaten rechnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Der Glaube des Apostels Paulus.

Wie hat sich der Apostel Christum gedacht!—

Von einem gläubigen Verehrer des Evangeliums.

Richtige Vorstellungen sich von Jesus Christus, als dem Erlöser der ganzen Welt zu verschaffen, und dadurch zu der Festigkeit des Glaubens sich zu erheben, der uns den ganzen Segen der Erlösung zufließen läßt, muß das Hauptbestreben eines jeden gläubigen Christen sein. Es ist die traurigste Verblendung, worin ein Mensch gerathen kann, wenn man seine seichten irrthümlichen Religions-Erkenntnisse für das ächte, rein biblische Christenthum hält, und sich dabei beruhigt, was ihm von Jugend auf eingeredet ist. Dadurch muß das Christenthum verdunkelt und verdrehet, den Christen unbekannt werden. Jedoch ist es eine so schwere Sache, die Belehrungen der heil. Schrift so in sich aufzunehmen, daß sie einen lebendigen Glauben in uns wirken, daß wir daran unser ganzes Leben zu thun haben, und wir, selbst wenn wir schon auf einem festen Grunde des Glaubens stehen, immer noch Lücken finden, welche zu ergänzen sind, oder dunkele Stellen, welche es bedürfen, vom Lichte des Glaubens erleuchtet zu werden. Je redlicher wir die Wahrheit suchen, je ernstlicher es uns um den Glauben zu thun ist, in welchem wir gerecht und selig werden, je strenger wir es mit unserm Glauben nehmen, um so öfterer werden wir die Erfahrungen von der Unvollkommenheit unsers Glaubens machen. Dieses zu gestehen, und sich eines Verlangens nach einer völligen Erleuchtung bewußt zu bleiben, kann nicht zum Vorwurf gereichen. Mit diesem redlichen Verlangen, welches gewiß in unserer so stark bewegten, für die große Sache des Evangeliums so lebendig gewordenen Zeit, Viele theilen werden, sind diese Zeilen niedergeschrieben, und man hat sich dabei der frohen zuversichtlichen Hoffnung hingegeben, daß viele nicht blos geneigt, sondern auch fähig sind, diesem Verlangen entgegen zu kommen.

Wer zu einer richtigen Erkenntniß von Christum kommen will, kann nicht sicherer sich hinwenden, als zum Apostel Paulus, der sich am meisten, und bei den verschiedensten Gelegenheiten über den Erlöser ausgesprochen hat, und es überall zu erkennen gab, wie er fortdauernd in der innigsten lebendigsten Lebens-Gemeinschaft mit Jesus stand. Er bezeugt es selbst: Gal. 1 V. 14. Ich thue euch kund, lieben Brüder, daß das Evangelium, das von mir gepredigt ist, nicht menschlich ist; denn ich habe es von keinem Menschen gelernt, noch empfangen, sondern durch Offenbarung Jesu Christi. Alle gläubigen Verehrer des Evangeliums und der Sache Jesu Christi werden es daher dem Pastor Krummacher Dank wissen, daß er in seiner feurigen Predigt: „Paulus kein Mann nach dem Sinne unserer Zeit" so nachdrücklich auf den Apostel Paulus hingewiesen und gezeigt, welchen Werth es für uns habe, und der Hauptgrund unserer Seligkeit dabei liege, diesen Glauben des Apostels in sich aufgenommen zu haben. Es ist dabei von keiner geringen Bedeutung, daß er dabei das Anathema des Apostels so ernstlich hervorgehoben, denn in einem solchen Kraftwort eines entflammten Feuereifers liegt eine eigenthümliche Kraft, welche wir anderswo vergebens suchen, wodurch die Schüchternen und Schwankenden bald zu einer entschiedenen Gewißheit gebracht werden und gern ihre Einwendungen und Bedenklichkeiten, die etwa aus der ungläubigen Welt in ihnen ent-

standen sind, abweisen werden. Nur schade ist es, daß in dieser Predigt nicht auf alle, oder nicht auf mehrere Aussprüche des Apostels über Christum hingewiesen, und uns daraus die Ansicht des Apostels vollständig dargelegt werden konnte. Im 3. Theile der genannten Predigt heißt es: Paulus nennt Christum: „der da ist Gott über alles, gelobt in Ewigkeit." Bekanntlich lesen wir diese Worte Röm. 1 V. 5. Aber bei dieser Stelle drängt sich uns so manches auf, was störend in unsern Glauben eindringt. Lesen wir nemlich diese Worte im Griechischen Grund-Texte, und daß sie darin gelesen, und daraus allein erkannt werden können, bedarf ja wohl keines Beweises, da Paulus Griechisch geschrieben hat, so finden wir diese Worte so gesetzt, daß sie von Gott, als dem Schöpfer und Regierer aller Welt gelten können. Die meisten Bibel-Erklärer beziehen sie auf Gott, indem nach dem ganzen Ideen-Gange des Apostels, Gott als der Regierer der Welt die Hauptvorstellung in seiner Seele war, die gleichsam im Vordergrunde derselben herrschte. Er wollte nemlich die Gedanken ausdrücken, daß nicht blos Gott alle die bis §. 5 aufgezählten Vorzüge der Juden ertheilt, sondern, wie er es in den folgenden auseinander setzt, es so weise geleitet, daß die Rettung aller Welt grade dadurch bewirkt werde, daß das Messianische Heil zunächst zu den Heiden gelangt sei, indem es von da auch zu den Israeliten übergehen werde. Auffallend ist auch das, daß die ältere christliche Kirche in ihren Streitigkeiten über die Gottheit Christi von dieser Stelle nur einen seltenen und schwachen Gebrauch machte, und dadurch erklärte, daß sie den in derselben enthaltenen Beweis für die Gottheit Christi nicht so bündig erkannte, als dies von einer andern Seite, oder nach dem ersten Blick auf diese Worte, geglaubt werden könnte. Doch sehr viele gründliche Bibel-Erklärer verstehen diese Worte nur von Christo, wir wollen daher die Behauptung stehen lassen, daß Paulus Christum nenne: Gott über alles, gelobt in Ewigkeit. Jedoch derselbe Apostel redet von ihm, und zwar in einer viel ruhigern Stimmung seines Gemüths, 2 Cor. 5 V. 19: Gott war in Christo, und dies giebt doch eine ganz andere Vorstellung, als wenn es heißt: Christus war Gott über alles.

(Der Beschluß folgt.)

* Zeichen der Zeit.

Nicht allein bei uns entstanden in der jüngsten Zeit einige betrübende Conflicte in dem Gebiete der Kirche, auch an andern Orten sucht sich der finstere Geist wieder geltend zu machen, der schon so viel des Jammers über die schöne Gotteserde brachte und den wir Deutschen nach den Jahren unserer Schmach und unserer Erhebung aus unserer Mitte verbannt und sein Wiedereinschleichen fast für unmöglich hielten.

Einen Beitrag liefert das nachfolgende Schreiben des Magistrats von Magdeburg, in Folge eines Ansinnens des dortigen Consistoriums; „dem allgemein geachteten, freisinnigen Prediger Herrn Sintenis die fernere Ausübung seiner Amtsverrichtungen zu untersagen."

Wir enthalten uns dabei jeder weitern Bemerkung und erwähnen nur, daß Herr Bischof Draeseke, den wir lange Jahre den Unsern nannten, das Haupt des in Rede stehenden Consistoriums ist. Hier das authentische Actenstück:

„Die Requisition Eines Hochwürdigen Consistorii vom 21. vor. Mon. haben wir zu empfangen die Ehre gehabt; erstere aber nicht in Vollzug setzen können, weil sie, — die Befugnisse der städtischen Magistratur verkennend, — sich in Zumuthungen verliert, die sie weder als Polizei- noch als Verwaltungsbehörde realisiren konnte."

„Mit Rücksicht auf die Wichtigkeit des in seinen Folgen vielleicht nur oberflächlich gewürdigten Gegenstandes, haben wir demselben unter Zuziehung der Stadtverordneten und Kirchenvorstände mehrere Sitzungen gewidmet, und in völliger Uebereinstimmung mit den dabei einhellig gefaßten Beschlüssen, beehren wir uns, Einem ꝛc. Consistorio ergebenst zu erwiedern, daß wir den, uns in Betreff des Herrn Predigers Sintenis gestellten Anträgen nicht genügen können."

„Denn ganz abgesehen davon, daß Herr Sintenis die Liebe seiner ganzen Gemeine für sich hat, daß er durch dieselbe gewählt und von uns bestätigt wurde und daß wir im Wort wie im Wandel einen der ausgezeichnetsten Religionslehrer in ihm verehren, — — können Anordnungen der Art, wie Ein ꝛc. Consistorium executirt zu sehen wünscht, innerhalb unsres Staats nur dann erst in Anwendung kommen, wenn richterliche Entscheidungen der höchsten Instanz dem erwiesenen Verbrechen den Stempel der Strafwürdigkeit aufgedrückt haben."

„So lange indessen Denk- und Glaubensfreiheit als ungeschmälerte Rechte des Staatsbürgers betrachtet werden — müssen wir es Einem ꝛc. Consistorio anheim geben, zuvörderst in vorurtheilsfreie Erwägung zu ziehen: in wiefern Hochdasselbe dabei zu gewinnen hofft, Grundsätze der entgegengesetzten Art in einem Orte geltend machen zu wollen, der mit Recht darauf Werth legen kann, als Heerd der segensvollen Reformation und Glaubensfreiheit für die neuere Geschichte die höchste Glanzepoche herbeigeführt, den Schmalkaldischen Bund hervorgerufen, Hierarchie und Gewissenszwang gestürzt, und durch sein Beispiel Schwedens großen König für Geistesfreiheit bewaffnet zu haben! Eingedenk dessen, daß selbst der große Reformator „Magdeburg" als sein „Schatzkästlein" bezeichnete, kann es für uns und unsre Mitbürger nur höchst betrübend sein, daß sie innerhalb der eignen Mauern von den hochgestellten Nachfolgern des großen Mannes Entschließungen hervorgehen sehen, die dem 15. Jahrhundert anzugehören scheinen, und bei ihrer fortgesetzten Anwendung nicht verfehlen werden, aus den friedfertigen Bekennern der evangelischen Lehre ein zweites Heer von Protestanten hervorzurufen. Die Motive für die Darlegung dieser Ansichten, aus den desfalls gehaltenen und extractweise beigefügten Vorträgen entnehmend, finden wir noch zu der schließlichen Erklärung begründete Veranlassung, daß wir dem Herrn ꝛc. Sintenis unsere fortdauernde Achtung und Zuneigung nicht nur nicht entziehen, sondern mit Hinblick auf die vorzeitigen Ereignisse der Vaterstadt, auch fortfahren werden, die Denkfreiheit als unser theuer errungenes, höchstes Kleinod zu betrachten, zu dessen Bewahrung wir heute vom hohen Staatsministerium erneuerte Bürgschaften erbeten haben."

Magdeburg, den 2. Mai 1840.

Der Magistrat.

(gez.) Francke.

Miszelle.

(Erste Begegnung Bonaparte's und Bernadotte's.) Es war im Jahre 1796, als sich beide Männer zum ersten Male sahen. Beide hatten bereits einen weitberühmten Namen, und Bernadotte führte auf Befehl des Direktoriums ein Hilfs-Korps von 20,000 Mann nach Italien, wo Bonoparte kommandirte. Touchard Lafosse, der Biograph des Königs von Schweden, erzählt in seiner vor zwei Jahren in Paris erschienenen Geschichte Karl Johann's das Zusammentreffen der beiden jungen Feldherren in nachstehender Weise: „Ehe wir den Divisionen Bernadotte's über die Piave folgen, müssen wir einiger Details über dieses Generals erstes Zusammentreffen mit

Bonaparte erwähnen. Es war etwas Feierliches in der Bewegung dieser beiden ausgezeichneten Männer, denn, wie wir bald sehen werden, sie durchschauten Einer des Andern Charakter schon bei dieser ihrer ersten Zusammenkunft. Buonaparte war außerordentlich frei in der Unterhaltung mit seinem neuen Unterbefehlshaber; Bernadotte war es weniger, vielleicht entsprang seine Zurückhaltung daher, daß er bereits das Geheimniß des jungen Anführers errathen hatte. Wenigstens ist dieß aus dem Umstand abzunehmen, daß er bei seiner Rückkehr nach dem Hauptquartier auf die Fragen der Offiziere, wie er Bonaparte gefunden, antwortete: „Ich habe einen Mann von sechs- oder siebenundzwanzig Jahren gesehen, der gern für einen Funfziger gelten möchte *), und dieß scheint mir kein gutes Zeichen für die Republik." — Bonaparte seinerseits charakterisirte Bernadotte nicht minder scharf und eigenthümlich: „Er hat," sagte er, „den Kopf eines Franzosen und das Herz eines Römers," wozu auch noch die Bemerkung kömmt; die er später einmal über ihn machte: „Es fließt maurisches Blut in seinen Adern."

*) Karl Johann ist fünf Jahre früher geboren, als Napoleon.

* Räthsel.

Du siehst einen Wandrer eilen
Nach einem längst erreichten Ziel;
Er kann auf seinem Weg nicht weilen,
Und findet Hindernisse viel.
Unscheinbar an des Ausgangs Stelle,
Wo wenig Kraft ihn hemmen kann
Wächst riesig er mit Blitzesschnelle,
Und greift zerstörend Alles an.
Unaufgeregt geht dieser Wand'rer
Stets ruhig seinem Ziele zu;
Doch furchtbar wird er, wenn ein And'rer
Ihm stören will die eigne Ruh.
Du siehst ihn oft in Schweiß gebadet,
Er ist ein Feind von allem Fett;
Trotz seiner Eil' wird er beladet,
Gewöhnlich wenn er ist im Bett.
Sein Eingeweide wird zerfressen
Von Panzerhelden mancher Art;
Schwer ist sein Cubus auszumessen,
Doch ist er helle, weich und zart.
Giebts nun gleich Viele die ihn kennen,
Siehst Du doch Wen'ge ihm vertraun;
Du hörst auf manche Weis' ihn nennen,
Doch hüte Dich auf ihn zu bau'n.

W. Michaelis.

* Anzeige.

So eben sind erschienen:

Verbesserter

Sedez-Kalender

der freien Hansestadt Bremen für das Jahr **1841**,

enthaltend außer dem Kalender unter Andern Folgendes:

Bauern-Praktik. — Fluthzeiten. — Witterungskunde. — Finsternisse. — Verzeichniß der Jahrmärkte. — Fahrnißzeit. — Dienstbotenwechsel. — Recepte. — Anekdoten. — Thortabelle. — Postenlauf ꝛc. Preis 2 Gr., mit Papier durchschossen 4 Gr.

Tafel-Kalender

auf das Jahr **1841.**

Preis 2 Gr., aufgezogen 6 Gr., und zu haben bei den Herren Buchbindern und dem Verleger Seemannsstraße Nro. 2.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.", und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die

SCHNELL-  POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 67 des Bürger-Freundes für 1840.

Donnerstag, den 20. August.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

In einem Gasthofe zu Coblenz kehrte am 4ten August ein Landmann mit seinem etwas kranken Pferde ein. Während der Nacht wurde der Mann durch ein Geräusch und einen Gegenstand, der ihn ziemlich stark befühlte, aus dem Schlafe geweckt. Man denke sich sein Erstaunen, als er die Augen öffnete und neben sich sein Pferd erblickte, das sich von der Krippe losgemacht und durch die offene Küche in das ebenfalls nicht fest verschlossene, im Erdgeschoß befindliche Schlafzimmer gekommen war und ihm den nächtlichen Besuch abstattete. Das Pferd kehrte sogleich wieder in den Stall zurück, wo es nach wenigen Augenblicken leblos hinfiel. Sollte man nicht glauben, das arme Thier habe vor seinem Ende noch Abschied von seinem Herrn nehmen wollen?

Auch das prosaische Rechnen und die hölzerne Mathematik scheinen poetisch werden zu wollen. Kaum daß der Schnellrechner Zacharias Dase aus Hamburg sich eine bequeme Bahn zu brechen gesucht durch verhimmelnde Sängerinnen und die halsgebrechlichen Kunststückchen ausposaunter Virtuosen, so kommen schon wieder die welthistorischen Trompeten vom Pariser Capitol, die Erfindung einer neuen Rechenmethode des Herrn Lucchesini, in alle vier Winde — also auch in den deutschen Wind. Dieser Mathematikus will in Zeit von vierzehn Tagen ganz unerfahrene Kinder dahin unterrichten, daß sie mit einem Primaner im Rechnen sollen rivalisiren können! Eheu! — Wie lange wird's dauern, so haben wir den verständigen Hrn. Lucchesini in Teutschland, wo er sich mit Hülfe unserer lieben Neugierde gar bald eine vaterländische Rente zusammenaddiren wird.

Aus Thüringen. Die Erndte fällt auch bei uns so ergiebig aus, wie vielleicht kaum jemals. Weder Hagel noch Wasserfluthen haben heuer einen Theil derselben zerstört und selbst die langanhaltende naßkalte Witterung war heilsam. Das Getraide hat sich nicht überwachsen und verspricht den reichlichsten Körner- und Strohertrag.

Man schreibt aus Darmstadt: „In dem hiesigen allgemeinen Anzeiger ist die Ankunft ‚des berühmten Ole Bull mit dem interessanten Zusatze: ‚Rennthier aus Norwegen" angezeigt."

Noch in keinem Jahre ist über das Spielen in den Bädern so geklagt worden, wie in diesen. Besonders soll sich Wiesbaden auszeichnen, und nach der Klage, die ein Mainzer in der „Köln. Ztg." darüber erhebt, scheint einige Schuld auf die Taunuseisenbahn zu fallen. Jener Mainzer sagt nämlich: „Nie war die Spielwuth so bedeutend, wie in diesem Jahre; denn wie sonst die Mainzer, so sind jetzt auch die Frankfurter regelmäßige Gäste am grünen Tische, und wenn man jetzt in einem Wagen auf der Eisenbahn fährt, ist das Spiel fast die einzige Unterhaltung. Ghabert wollte auch Kreuznach und Homburg mit dieser Pest anstecken, und soll bedeutende Versprechungen als Angeln für diese Bäder ausgeworfen haben, aber vergebens. Leider ist in den nassauischen Ländern sein Kontrakt verlängert worden."

In dem Landstädtchen Gefrees, vier Stunden nördlich von Baireuth, sind am 11. August, Nachmittags um 2 Uhr, zwei Häuser niedergebrannt, wobei nicht weniger als acht Kinder verbrannten, welche allein in einem dieser Häuser beisammen und ohne Aufsicht waren, während die Eltern und Erwachsenen der drei Familien auf dem Felde arbeiteten. Die nähern Umstände sind noch nicht ermittelt; aber dieses entsetzliche Ereigniß ist ein neuer Beweis für die Nothwendigkeit der Aufsicht auf Kinder, und für die Wohlthat der Kleinkinderbewahranstalten.

In Tarnow hat im März d. J. eine Dienstmagd ausgesagt, die Juden hätten sie drei Wochen lang eingesperrt gehalten und ihr Blut abgezapft, um dieses in die Osterkuchen zu mischen. Eine große Criminal-Commission ward sogleich von Lemberg aus beordert, die Sache sorgfältig zu untersuchen. Das Ergebniß war folgendes: „Diese Person war durch einen unglücklichen Zufall bei einem Bau, den ein Herr Luxenberg vornahm, beschädigt worden. Der Bauherr ließ ihr sofort die thätigste Hülfe angedeihen, sie mehrere Wochen hindurch auf seine Kosten verpflegen, und man hat ihr, auf Anrathen der Aerzte, um Lebensgefahr abzuwenden, zur Ader lassen müssen. — Der Dank war diese Anklage! Was ist ansteckender als Bosheit und Dummheit!

Aus Frankreich.

Jetzt hat Bonafonds in Paris eröffnet, daß die natürliche Farbe der Seide dadurch gewonnen werde, daß man Farbenstoffe auf die Maulbeerblätter, welche die Raupen fräßen, streue. Vom Indigo werden die Gespinnste blau, vom Krapp rosenroth. Nun wird man wohl auch andere Farben aufstreuen lernen, und so die Seidenzeuge mit den verschiedensten Naturfarben tragen können, die dauern und haushälterische Frauen nicht wegen jedes Tropfens Regen u. s. w. in Angst setzen.

Madame Poisson zeigt in Perigueux eine Menagerie. Die Kunststückchen, welche die beiden Thierhelden van Amburgh und Cartee zeigen, sind ihr nur ein Spaß. Sie geht viel weiter. Sie hetzt Tiger und Leopard an einander, und tritt in dem Momente unter sie, in welchem sie sich gerade am grimmigsten packen. Da schwingt sie dann einen Eisenstab und jagt jeden in seinen Käfig.

Auch geht sie während der Fütterungs-Stunde in das Gemach des Löwen und der Hyäne, entreißt ihnen das bereits vorgeworfene Fleisch, und schlägt jedes dieser Thiere mit der Faust ins Gesicht. Was der Mensch Alles wagt, um sich selbst sein Stück Fleisch zu erwerben!

Der letzthin auf der Briefpost von Calais beförderte geheimnißvolle Reisende war wahrscheinlich der Dieb der 78,000 Pfd. St., welche unlängst in London entwendet wurden. Der Postillon erhielt 500 Fr., merkte aber, wes Geistes Kind der blinde Passagier sei, und wollte sich die 25,000 Fr. Belohnung, welche auf die Habhaftwerdung des Gauners ausgeschrieben sind, verdienen. Indeß der Spitzbube war ihm zu klug und wußte zu entkommen.

Auf dem Quai des Orfèvres beim Pont Neuf steht gegenwärtig das Modell eines der vier und achtzig kleinen Häuser, welche alsbald für die Aufseher der Fiakerstationen errichtet werden sollen. Sie sind sehr zierlich aus Holz gebaut, 3 Metres lang, 2 breit und etwa 4 Metres hoch; innen ist ein Schreibtisch und ein Ofen. Dieser Ofen hizt auch Wasser, welches die Armen durch einen auswärts angebrachten Hahnen umsonst holen können. Außerdem ist auch noch ein Reservoir in kaltem Wasser zur Tränke für die Pferde angebracht.

Im südlichen Frankreich ist die Getraideerndte beendigt und sehr reichlich ausgefallen. Minder ergiebig ist sie im Mittelpunkte. In den nördlichen und östlichen Provinzen ist man mit dem Einsammeln beschäftigt und behauptet allgemein, daß sie seit 20 Jahren nicht so ergiebig gewesen sei.

Aus England.

Einen schlagenden Beweis, wie man in England die Wissenschaft auf das praktische Leben anzuwenden versteht, giebt folgende Ankündigung: „Philosophie des Wachsthums der Haare. Die scharfsinnigsten Philosophen haben die richtige Bemerkung gemacht, daß in den einfachsten Verrichtungen des täglichen Lebens eine gleichmäßige Beziehung auf die höchsten Principien Statt finde, wie in den Verrichtungen des Chemikers oder in den Berechnungen des Mathematikers — warum sollte man nun, im Dienste der Toilette befliffen, nicht ein Mittel zur Anwendung bringen, dessen Wirkung auf den strikteften Principien der Chemie beruht?" Diese Einleitung ist auf Empfehlung eines Colombia-Haarbalsams von Oleridge berechnet! —

Aus Belgien.

Das Jahr 1840 kann in Belgien als das Jubiläum der Erdäpfel gelten; denn im Jahre 1740 wurden die Erdäpfel, die man früher für Gift hielt, zum ersten Male auf den Markt von Bruges gebracht, um als Eßwaare verkauft zu werden.

Aus Portugal.

Man schreibt aus Lissabon vom 27. Juli: „Vor einigen Tagen ereignete sich auf einem benachbarten Dorfe der seltene Vorfall, daß ein Bauerknabe, der auf freiem Felde eingeschlafen, beim Erwachen einen Schmerz, verbunden mit einer starken Bewegung im Magen fühlte, der endlich so heftig wurde, daß er wie rasend tobte und, um ihn zu halten, einer seiner Brüder ihm auf den Leib kniete. Dadurch entstand bei dem Kranken ein heftiges Erbrechen von Blut und endlich kam eine Schlange von 3 Fuß Länge, die nachher noch mehrere Tage lebte, zum Vorschein. Der Knabe ist jetzt auf dem Wege der völligen Wiedergenesung."

Aus Rußland.

In Petersburg sind plötzlich alle Conditoreien polizeilich geschlossen worden, weil sie sich weigerten, die ihnen durch ein Gesetz vom Jahr 1838 aufgelegten Abgaben an das Stadtgericht zu entrichten. Mehrere Wochen stand das süße Gewerbe still. Da aber die Conditoren sahen, daß Petersburg auch ohne sie fortbestehen könne, krochen sie zum Kreuz und versprachen, die gesetzliche Abgabe zu entrichten. Die Leckermäuler haben seitdem viel nachzubringen.

Mosaik.

Das Lied God save the King ist, wie man jetzt ganz genau weiß, gedichtet und componirt von Henry Carey († 1744). Während der französischen Revolution verlangten die Tories in England, daß es jedes Mal bei der Vorstellung im Schauspielhause gesungen werden sollte. Die Whig-Partie widersetzte sich dagegen, und daraus entwickelte sich eine sehr gefährliche Dissonanz, welche oft mit Ohrfeigen und Rippenstößen endigte. Bei einer solchen Gelegenheit, wo man dem Capell-Direktor die Noten wegreißen wollte, prügelte derselbe die Gegensprecher mit dem Tactstocke, und die Musiker nahmen die Paukenstöcke zu Hülfe. Doch behielten die Tories immer den Sieg, und das monarchische Princip gewann glücklicher Weise das Uebergewicht. Denn auch in England, wie fast überall, wollen diejenigen, die nichts zu verlieren haben, alles Bestehende umstürzen, um hiedurch zu gewinnen.

Herr Saphir hält in seinem „Humoristen" ein höchst ergötzliches Nachfest der Nachdrucker zur Gutenbergsfeier. Nachdem er die Böhmen, die sich die Vaterlandschaft des Erfinders der Buchdruckerkunst anmaßen wollten, durch die komische Figur des „Wallach," die er in seine Bilder verwebt hat, sattsam gezüchtigt, giebt er in Nr. 143 eine Kapuzinerpredigt, der wir folgende Stelle entnehmen:

Das literarische Reich, — das Gott erbarm!
Sollte jetzt heißen literarisch arm!
Der Buchhandel ist geworden ein Fluchwandel,
Die Federn sind geworden ledern,
Die Verfasser und die Dichter
Sind nun Verpraffer und Wassertrichter.
Und all' die gepriesenen jungen Rolande,
Sie ziehen stets roh durch die Lande.
Woher kömmt das? das will ich Euch verkünden,
Das schreibt sich her von Euren Lastern und Sünden,
Von dem Dünkel und Eigenlieben,
Aus dem jetzt allein werden Bücher geschrieben;
Denn die Hofpoesie ist der Magnetenstein,
Der Euch Allezieht in die Gemeinheit hinein!
Nach dem Hudeln kommt das Schimpfen
Wie die Blatter gleich nach dem Impfen,
Nach dem Eifern kommt das Geifern,
Das sieht man an Journalisten und Dudelsackpfeifern!

Gutenbergs-Witz.

Er ist in Leipzig geboren und heißt: Der erste Festtag fiel auf den Tag Johannes des Täufers, da wurden die Feiernden und Gutenberg mit Guten-Berg-Wein getauft; der zweite Tag hieß Elogius, da machten sich die Herren unter einander Elogen; am dritten, „Jeremias", kamen schon Klagelieder, und der vierte war der Siebenschläfer, da schliefen sie den Festrausch aus.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 67.

Bremen, Donnerstag den 20. August 1840.

Gestorben:

Nro. 741. Den 15. August. Der Schneider Georg Joh. Friedr. Farhauer, 46 Jahr; gr. Johannisstraße Nro. 123.

— 742. Den 16. — Der Schuhmacheramtsmeister Conrad Lohmann, 57 Jahr; Molkenstr. Nro. 38.

— 743. Den 16. — Des Cigarrenmachers Carl Gottl. Henoch Sohn, 6 Monat; Buntenthorssteinweg Nro. 236.

— 744. Den 17. — Des Schuhmachers Joh. Martin Tochter (todtgeb.); Rövekamp Nro. 29.

— 745. Den 17. — Anna Margar. Keben, 51 Jahr; alten Steinweg Nro. 62.

Nro. 746. Den 17. August. Des Handschuhmachers Joh. Heinr. Rietz Tochter, 1¼ Jahr; Herrlichkeit Nro. 2.

— 747. Den 17. — Der Schenkwirth Johann Heinr. Nicolaus Meyer, 27 Jahr; Wachtstraße Nro. 9.

— 748. Den 18. — Der Museus Joh. Friedr. Klostermann, 21 Jahr; am Grasmarkt Nr. 10.

— 749. Den 18. — Des Soldaten Joh. Joseph Krämer Ehefrau, geb. Schelhas, 57 Jahr; Degen Gang Nro. 7.

— 750. Den 19. — Der Chaussee-Einnehmer Johann Heinr. Arens, 46½ Jahr; Hulsberg.

Geburten:

Nro. 994. Den 12. August. Des Arb. Joh. Friedr. Zufall Ehefrau, geb. Köster, schwarzen Meer Nro. 106; von einem Mädchen.

— 995. Den 13. — Des Kappenmachers Joh. Friedr. Gotthelf Carnahl Ehefr., geb. Gloystein, gr. Johannisstraße Nro. 51; von einem Knaben.

— 996. Den 13. — Des Schuhmachermeisters Heinr. Conrad Christoph Eberhard Ehefr., geb. Waltjen, Obernstraße Nro. 24; von einem Knaben.

— 997. Den 14. — Des Detaillisten Heinrich Glade Ehefr., geb. Winter, Osterstraße Nro. 4; von einem Knaben.

— 998. Den 15. — Des Schuhmachermeisters Heinr. Tolle Ehefr., geb. Holst, Kuhgang Nr. 2; von einem Knaben.

Nro. 999. Den 16. Aug. Des Schneiders Christ. Wilh. Bödeker Ehefr., geb. Hartjen, Bleicherstraße Nro. 24; von einem Knaben.

— 1000. Den 16. — Des Schneiders Christ. Johann Kevell Ehefrau, geb. Röver, Kuhgang Nro. 3; von einem Knaben.

— 1001. Den 16. — Des Cigarrenmachers Friedr. Behrens Ehefr., geb. Blume, Mühlendamm Nro. 4; von einem Knaben.

— 1002. Den 17. — Des Schuhmachers Joh. Martin Ehefr., geb. Vielaben, Rövekamp Nr. 29; von einem todten Mädchen.

— 1003 u. 1004. Den 18. — Des Küpergesellen Joh. Georg Marcks Ehefr., geb. Steinkamp, Huckpforte Nro. 4; von Zwillingen, einem Knaben und einem Mädchen.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 68.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 23. August 1840.

Die Töne Deiner Leier
Erklingen kräftig, rein;
O, laß sie nicht die letzten
In unsrer Mitte sein. Daeves.

* An Bremen. *)

I.

Braunschweig.

Sei gegrüßt mein theures Bremen, mir so lieb und wohl bekannt!
Aus der weiten Ferne reich' ich Dir die treue Schwesterhand.
Nimmer hab' ich Dein vergessen und der guten, alten Zeit,
Wo wir inniglich verbunden so in Freude, wie im Leid.

Oft gedenk' ich jener Tage, die vereinigt uns erblickt,
Wie wir uns so fest und innig an die treue Brust gedrückt.
Ei, wir waren gute Schwestern, thaten uns als solche kund,
Standen hoch und prangten herrlich in dem stolzen Hansebund. —

Ist auch jener Bund gelöset, jener Bund, so hehr und hoch,
Lieben wir mit alter Stärke uns als treue Schwestern noch!
Einen Sohn send' ich mein Bremen, send' ihn zu dem Weserfluß,
Daß er Dir von Braunschweig bringe einen schwesterlichen Gruß! —

II.

Der Sänger.

Ich steh' auf der Weserbrücke
Und schau in die Fluth, bewegt,
Die manch' ein schmuckes Schiffstein
Mit bunten Flaggen trägt. —

Die Schiffstein tragen viel Güter
Erzeugt in der Nähe und Fern; —
O Schiffstein, Euch begleite
Ein günstiger, freundlicher Stern!

Die Schiffstein tragen viel Menschen
Mit ihrer Qual und Lust;
Dem Einen bewegt die Freude,
Dem Andern Schmerz die Brust.

Der Eine zieht in die Ferne,
Verläßt sein Vaterland;
Der Andre begrüßet jubelnd
Den heimathlichen Strand. —

Das ist ein Wogen und Drängen,
Das wirbelt auf und ab,

*) Bruchstücke aus einer Reihe von Gedichten über Bremen, welche zu seiner Zeit im Druck erscheinen werden.

Und doch ziehn All' eine Straße,
Die Straße führt zum Grab.

III.

Durch die vielverschlung'nen Gassen,
Enge hier und dorten weit,
Wandl' ich einsam, in Gedanken,
Denke der vergang'nen Zeit.

Bremen, reiches, mächt'ges Bremen,
Du bist noch, wie einstens, frei!
Doch der Himmel hat's gefüget
Daß es Braunschweig nicht mehr sei.

Denn der Stamm der alten Welfen
Herrscht ob meinem Vaterland.
Aber Dich, Du edles Bremen,
Schützt noch immer Dein Roland!

VI.

Nur im Lenz erkeimt die Rose, deren milder Zauberduft
In des Maies holden Tagen wallet durch die laue Luft;
An dem Glanz erfreut sich Jeder — wär' doch immer gold'ner Mai! —
Doch nach wenig kurzen Tagen ist die schöne Zeit vorbei! —

Bremen, Du hegst eine Rose, eine Rose, hold und fein;
Zwar nicht blühet sie im Garten, nein, im stillen Kämmerlein!
Aber ob seit grauen Jahren sie nicht prangte in der Luft
Hat sie immer doch bewahret ihre Farbe, ihren Duft.

Bremen, Du hegst eine Rose, wer die schöne Rose sieht
Fühlt urplötzlich sich voll heißer, brünst'ger Liebeslust durchglüht!
Glücklich Der, mit dem die Rose holde Blick' und Küsse tauscht!
Freilich, von dem Liebeskusse ward auch Mancher schon berauscht!

V.

Längst schon todt sind die Apostel — doch wie mocht' es denn geschehn
Daß ich heute die Apostel, alle zwölfe hab' gesehn? —
Petrus, Paulus und Johannes und die ganze Heldenschaar,
Selbst der Judas, welcher einstens unsers Herrn Verräther war.

Diese Schaar, wie sie so stille in der trauten Zelle ruht!
Aber innen lebt und gährt es, innen flammt's wie Feuersgluth! —
Bremen, von den zwölf Aposteln, sendest Du sie in die Welt,
Wird so manches Herz beseligt, wird so mancher Kopf erhellt!

Ständen jene Gottesstreiter, die vollbracht den Lebenslauf,
Die für Christus einst gelitten, aus dem Grabe wieder auf,
Tränken sie aus vollen Römern dieses duft'ge Rebenblut:
Ei fürwahr, den Namensbrüdern würden sie ein wenig gut.

Petrus mit dem Himmelsschlüssel wäre freudig dann bewegt
Daß die Stadt in ihrem Wappen gleichfalls einen Schlüssel trägt;
Und es riefe dann der Meister laut mit frohem Jubelton:
„Bremen, ja der alte Peter bleibt Dein gnädiger Patron!" —

Aber Paulus voller Grimme riefe dann wohl zornentbrannt:
„Ach, wie hat man meine Lehre mißverstanden und verkannt? —
Nicht der leere Glaube ist es, der vor Gott, dem Herrn, besteht!
Nur das Werk im Glauben ist es, das des Menschen Geist erhöht!"

„Wehe dem nur muß ich rufen, welcher hangt am leeren Wort!
Lehret doch Herr Jesus Christus, unser Schirm und unser Hort:
Daß der Glaube ohne Werke nichts als tönend Erz nur sei,
Eine Schelle nur die klinget — und wie leicht bricht die entzwei!" —

„Meiner Zeit war ich ein Kämpfer, stets bereit zum Gottesstreit,
Und bei Gott, ich bin, so mein' ich auch ein Mann für diese Zeit! —
Donnernd will ich Euch's verkünden: leerer Glaub' ist leerer Schein!
Wer es anders lehrt, der säet Unkraut in den Waizen ein!" —

„Fluchet nicht, nein, liebt den Bruder, ob er andrer Meinung sei!
Seid Ihr denn von Fehl und Sünden arme Erdenbürger frei?
Fluchet nicht, daß man nicht fluche Euerm Irrwahn, Eurer Schuld!
Christi Lehr' ist eine Lehre voller Sanftmuth, Lieb und Huld!" —

„Schmähe nicht mit falschem Eifer den Verstand und die Vernunft!
Schmähe nicht des Geistes Forschen, Du im Wahn befang'ne Zunft! —
Selig wird, wer reines Herzens nimmer seine Pflicht vergißt,
Sei er auch Mohamedaner, sei er Jude oder Christ!" —

„Wißt Ihr nicht, Ihr argen Schwärmer, daß der Herr die Schuld verzeiht?
Judas selbst ist nicht verdammet, da er seine Schuld bereut!
Und zum Zeichen, daß wir Alle, wie der Vater ihm verzeihn,
Schenk' Du mir, sein Namensbruder, hier in diesem Römer ein!" —

Und die zwölf Apostel neigten selig ihre Häupter nun;
Petrus sprach: Ihr lieben Brüder, Zeit wohl ist es auszuruhn!
Dieses Glas, Ihr Bremer Brüder, dieses Glas zur guten Nacht!
Auch der Wein ist Gottes Gabe, Gott hat Alles wohlgemacht!" —

Ja, Sanct Paulus, kehre endlich einmal in die Welt zurück,
Mit der Rede mächt'gem Schwerte, mit der Wahrheit Flammenblick!
Scheuche Du mit heil'gem Eifer dumpfen Wahnes trüben Schein
Daß es Licht auf Erden werde, daß die Wahrheit mag gedeihn! —

VI.

Zu Bremen an dem Rathhaus
Und drinnen mag man sehn
Viel edle Kaiserbilder
In Waffenrüstung stehn.

Wer zählet all' die Namen? —
Nur Einer sei genannt:
Herr Carolus der Große,
Der größte Held im Land.

Und mitten auf dem Markte,
An einer steinern Wand,
Da steht ein edler Recke,
Der Roland wird genannt.

Das ist der Schirm von Bremen;
Der hat nie aufgehört
Die Hansestadt zu schützen
Mit seinem Riesenschwert. —

Der schirmt auch wohl die Rose,
Die Rose, hell und klar,
Der schützt mit deutschem Muthe
Auch der Apostel Schaar. —

O Roland, wackrer Roland,
Du Ritter, stolz und frei,
Schirm auch Dein liebes Bremen
Vor Pietisterei!

O Roland, wackrer Roland,
Erhebe Deine Hand
Auch über alle Fluren
Im deutschen Vaterland! —

VII.

Leb wohl, Du trautes Bremen,
Ich muß von hinnen gehn,
Die Heimath ruft mich wieder,
Bald werd' ich Dich nicht sehn!

Lebt wohl, Ihr guten Menschen
Die Ihr gepflegt mich habt
Mit hoher geist'ger Speise;
Mit Wein und Brot gelabt!

Lebt wohl, Ihr stolzen Fluthen
Vom freien Weserstrom!
Zu Euch zieht mich es mächt'ger
Als wie zum alten Rom. —

Und wenn ich heimgekehret
Erzähl' ich froh belebt,
Wie deutsche Treu' und Sitte
In Bremens Bürgern lebt! —

E. F. aus Braunschweig.

Napoleon's Abdankung.

(Fortsetzung.)

2.

Um 6 Uhr Morgens war der Herzog von Vicenza bis Bondy gelangt, wo der Kaiser Alexander sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Dieser nahm ihn wohlwollend auf, aber er hielt in seinen Händen die Schlüssel von Paris, welche ihm Pasquier und Chabrol überbracht hatten. Ueberdies war er mit den Vorbereitungen zu seinem Einzuge beschäftigt und sagte daher bloß zu ihm: „Es ist Zeit, daß Sie kommen, nun es keine Hülfe mehr giebt! Ich kann mich jetzt nicht mit Ihnen unterhalten. Gehen Sie nach Paris, dort werde ich Sie sehen."

Der Kaiser Alexander und der König von Preußen hielten hierauf ihren Einzug in Paris. Um 6 Uhr Abends bezog der Kaiser Alexander die Zimmer, welche Herr von Talleyrand in der Straße Saint-Florentin für ihn hatte in Stand setzen lassen. Der Prinz von Benevent hatte sich nämlich, anstatt Marie Louise hinter die Loire zu folgen, an einer Barrière anhalten lassen, um den Verbündeten die Honneurs der Stadt zu machen. Alexander hatte einen großmüthigen Charakter, und sein eifrigster Wunsch war, den Frieden der Welt zu sichern. Kaum hatte er sich eingerichtet, als der König von Preußen ihn aufsuchte und Beide eine Berathung hielten, zu welcher Dalberg, der Graf Nesselrode, Pozzo di Borgo, die Fürsten Schwarzenberg und Lichtenstein, so wie Talleyrand gezogen wurden. Alexander sagte: „Napoleon verdient, einer Macht ent-

kleidet zu werden, die er gemißbraucht hat," und setzte, zu Talleyrand und Dalberg gewendet, hinzu: „Die Franzosen mögen die für sie passendste Regierung wählen."

Es wurden nun drei Fragen aufgeworfen: 1) ob man Frieden mit Napoleon schließen solle, indem man genügende Bürgschaften von ihm fordere; 2) ob man eine Regentschaft einsetzen, oder 3) ob man die Bourbons zurückberufen solle.

Talleyrand nahm das Wort und setzte die Uebelstände der Aufrechthaltung Napoleon's, wie er es nannte, auseinander. Eben so bekämpfte er die Regentschaft. Die Wiedereinsetzung der Bourbons schien ihm die einzige mögliche Lösung. „Was sagen Ew. Majestät dazu?" fragte Alexander den König von Preußen. „Ich bin der Meinung," antwortete dieser, „daß wir zunächst Napoleon bekämpfen müssen. Er ist noch zu Fontainebleau an der Spitze einer ergebenen Armee; das Wesentliche ist, diese zu zerstören." Alexander befragte hierauf den Fürsten Schwarzenberg, der den Kaiser von Oesterreich repräsentirte, ob dies auch seine Meinung sei, und auch dieser bejahte. Napoleon's Sache war unrettbar verloren, denn schon seit dem vorigen Tage hatte sich Talleyrand mit dem Grafen von Nesselrode verständigt; es war schon Alles in Ordnung gebracht, so daß nur die Zustimmung des Kaisers fehlte. Freilich widerstand dieser lange den Gründen, die Talleyrand zu Gunsten der Bourbons geltend machte. Den Ausschlag gaben der Baron Louis und Herr von Pradt, welche bestätigten, daß sie Alle Royalisten seien, daß Frankreich ihre Gesinnungen theile und keinen andern Herrscher als Ludwig XVIII. wünsche. Als sich der Baron Louis noch ungemessenerer Ausdrücke gegen Napoleon bediente als Herr von Pradt, entgegnete der Kaiser trocken: „Der Kaiser Napoleon ist lange noch nicht todt, auch nicht einmal politisch." — „Ew. Majestät," fiel der Ex-Abbé ein, „er ist ein Leichnam, aber er stinkt noch nicht." — „Nun gut," sagte der Kaiser, „ich erkläre, daß ich nicht mehr mit ihm unterhandeln werde." — „Diese Erklärung," wendete Talleyrand ein, „schließt seine Familie nicht aus." — „Fügen Sie hinzu: und mit keinem Mitgliede seiner Familie, sagte der Kaiser.

Nun entwarf Talleyrand eine Erklärung, welche er dem Kaiser mit den Worten überreichte: „Es wäre zu wünschen, daß die Erklärung Ihrer Majestät veröffentlicht würde." — Der Kaiser unterzeichnete sie. In einer Stunde war sie an allen Mauern von Paris zu lesen. Während der Berathung hatte sich der Herzog von Vicenza mehrmals im Palaste des Herrn von Talleyrand eingefunden, aber nicht bis zum Kaiser gelangen können. Am 1. April versammelte sich der Senat unter dem Vorsitze des Herrn von Talleyrand und nahm eine provisorische Regierung an, die aus folgenden Personen bestand: der Prinz von Benevent als Präsident, der General Beurnonville, Herr von Joucourt, der Herzog von Dalberg und der Abbé Montesquieu. An demselben Abend nahm die legislative Körperschaft ohne weitere Berathung folgenden Artikel an: „In Betracht, daß Napoleon Buonaparte die Constitution verletzt hat, tritt die legislative Körperschaft dem Beschlusse des Senats bei, welcher seine Absetzung so wie die seiner Familie ausspricht."

Endlich war es Caulincourt gelungen, vor den Kaiser Alexander zu gelangen. Er hatte denselben günstiger für die Regentschaft und den Sohn Napoleon's gestimmt, aber es bedurfte eines raschen Entschlusses des Letzteren. „Mein lieber Herzog," sagte Alexander zum Herzoge von Vicenza, als er ihn verabschiedete, „vor Allem müssen wir seine Abdankung haben; wir beauftragen Sie, diese von ihm zu fordern. Kom-

men Sie rasch zurück und überbringen Sie uns dies Aktenstück auf offiziellem Wege. Der Kaiser Napoleon soll seinem Stande gemäß behandelt werden. Ich gebe Ihnen mein Wort," fügte er hinzu, indem er die Hand des Groß-Stallmeisters huldvoll drückte. Achtzehn Meilen trennten diesen von Napoleon, er legte sie in fünf Stunden zurück und war um 3 Uhr Morgens in Fontainebleau.

F.

Napoleon war unausgesetzt mit militärischen Anordnungen beschäftigt. Die Truppen hatten sich in Bewegung gesetzt; er wollte auf die Hauptstadt los. Er schlief seit einigen Stunden, eingewiegt von schmeichelnden Träumen, als ihn der dienstthuende Adjudant weckte und die Ankunft des Herzogs von Vicenza meldete. Dieser sagte ihm, daß noch nicht alles verloren sei. „Ich bringe Nachrichten vom Kaiser Alexander," fuhr er fort; „die Stimmung der verbündeten Mächte hat sich zu Gunsten Ew. Majestät geändert, aber es wird ein Opfer, ein großes Opfer, die Abdankung Ew. Majestät gefordert." — Napoleons Aufregung war unbeschreiblich und konnte sich nur in abgerissenen Sätzen Luft machen. „Glauben Sie nur, Caulincourt," brach er aus, „man reißt einem Herrscher nicht die Krone von der Stirn, wenn die Krone sich auf 50,000 Französische Bajonnette stützt." — Der Herzog von Vicenza verließ ihn, ohne etwas auszurichten.

Eine Stunde später saß Napoleon zu Pferde, um die Vorposten zu mustern und die Truppen zu inspiziren. Sie scheinen alle vom höchsten Enthusiasmus beseelt, und der Schrei: „Nach Paris!" erschallt untermischt mit dem: „Es lebe der Kaiser!" „Ja, meine Kinder," sagte der Kaiser, „wir wollen den Parisern zu Hülfe eilen. Morgen sollt Ihr in Paris sein, und ich in Euer Mitte. Mit der Begeisterung der Truppen und der jüngern Offiziere bildet die kalte Haltung der Marschälle einen auffallenden Gegensatz. Einigen von ihnen hat der Kaiser anvertraut, welches Opfer man von ihm fordere; er hat der Abdankung erwähnt. Bald verbreitet sich das Gerücht im Hofe des weißen Pferdes und in den Galerien des Palastes. Viele beantragen sogar, Napoleon die Gewalt zu entreißen, wenn er widerstreben sollte. So vergeht der 3. April. In der Nacht bringt ein Bote des Herzogs von Ragusa nach Fontainebleau das Blatt mit dem Dekret des Senats, welches die Absetzung des Kaisers ausspricht. Diese Nachricht wurde alsobald der Gegenstand aller Gespräche im Palast, und am Morgen verbreitete sie sich auch im Lager.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Der Glaube des Apostels Paulus.

Wie hat sich der Apostel Christum gedacht!—

(Beschluß.)

Nach dieser letztern ist Christus ein Werkzeug Gottes, durch das Gott wirkte, mit dem sich Gott in soweit vereinigte, ihm so viel Kraft verlieh, als nöthig war, seine Absichten zu erreichen. Freilich wird von demselben Apostel Paulus Col. 1 v. 15 — 18 Christo die Schöpfung der Welt zugeschrieben, aber doch nur in sofern er ein Werkzeug in der Hand eines andern ist; er wird v. 15 genannt das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, v. 18 aber wird ihm der Vorrang, der bei weitem höchste Vorrang vor allen Geschöpfen eingeräumt, welches nur möglich ist, wenn er selbst als ein Geschöpf gedacht wird. Von dem, welcher ist Gott über alles, zu sagen, er habe vor allen Geschöpfen den höchsten Vorrang, wäre zu absurd, als daß man eine solche Vorstellung Jemanden zuschreiben dürfte, am allermeisten einem so hohen und wahrhaft erleuchteten Geiste, wie Paulus war.

Sehr bestimmt aber sagt nun derselbe 1 Cor. 3 v. 23: Ihr seid Christi, Christus aber ist Gottes, oder, in derselben Abhängigkeit, worin die Gemeinde von Christo steht, steht Christus von Gott; so wie Christus der Herr der Gemeinde ist, so ist Gott der Herr von Christus. Wollte nun jemand behaupten, daß der Apostel meine, daß Christus nach seiner menschlichen Natur von Gott abhängig sei, so müßte er folgerecht auch annehmen, daß Christus nur nach seiner menschlichen Natur Herr der Gemeinde sei, welches doch Niemanden einfallen wird zu behaupten. Derselbe Christus, welcher Herr der Gemeinde ist, ist so Gott unterworfen, wie die Gemeinde Christo unterworfen ist. Dies nun scheint ein Widerspruch, wenigstens der noch nicht völlig erleuchteten Vernunft will es als ein solcher erscheinen, daß derselbe Christus, welcher ist Gott über alles, zugleich in einer Abhängigkeit von Gott stehen solle, wie das Geschöpf vom Schöpfer. Ein solcher Widerspruch dringt sich uns von neuem auf 1. Cor. 15 v. 24 — 28. Es heißt hier, daß einmal Christus seinem Vater das Reich übergeben werde, und dann wird Gott sein alles in allem. „Wenn aber alles ihm (Gott) unterthan sein wird, alsdann wird auch der Sohn selbst unterthan sein dem, der ihm alles unterthan gemacht hat.“ Ganz ungesucht bietet sich aus diesen Worten die Folgerung, daß das Reich Christi von Paulus angesehen wird als eine Zwischen-Anstalt, ein Durchgangs-Punkt zu einer höhern Stufe der Vollendung des menschlichen Geschlechts. Nicht da, wo Christus ist und regiert, ist Gott alles in allem, sondern erst da, wo seine Regierung aufgehört hat, indem er das Reich seinem himmlischen Vater übergeben hat. Dies ist aber durchaus nicht denkbar, wenn Christus ist Gott über alles, denn so muß da, wo Christus regiert, und ist auch Gott sein, so muß durch Christus das höchste erreicht und gegeben sein.

In dieser Darlegung der Ansichten des Apostels haben wir uns streng an seine eigenen Aussprüche gehalten, und nur die Folgerungen gemacht, welche sich von selbst darbieten. Wir zweifeln nicht, daß sich diese Folgerungen widerlegen lassen, und deshalb haben wir sie so offen ausgesprochen, weil wir die Hoffnung hegen, es werde sie jemand widerlegen, und unserer Unwissenheit, welche wir vielleicht mit Mehreren theilen dürften, abhelfen. Wie wichtig aber dies sei, wird Jedem leicht einleuchten. Dürfen wir nehmlich die Ansicht des Apostels Paulus gelten lassen, daß er Christum als ein Werkzeug Gottes ansieht, so predigt auch der das Evangelium dieses Apostels, der Christum als den Gesandten Gottes, als das Ideal der Menschheit predigt, der sein Werk auf eben die Weise ausgeführt hat, wie andre Gesandte Gottes, wenngleich in einem unendlich höhern Maaße, und der Glaube an eine fortdauernde reale Gegenwart Christi erleidet damit eine sehr heftige Erschütterung.

Sollen wir nun streng das Evangelium so predigen, wie wir es von Paulus kennen, so müssen wir auch eine solche Wiederkunft des Herrn, wie sie der Apostel gelehrt hat, verkündigen. 1. Thess. 4 sucht er die bekümmerten Christen durch die baldige herrliche Wiederkunft des Erlösers zu trösten, welche sie noch selbst erleben würden. Derselbe Gedanke ist 1. Cor. 11 v. 26 ganz bestimmt ausgesprochen. Sie, die die Feier des heil. Abendmahls begehn, sollen den Tod des Herrn verkündigen, bis daß er komme, sie also müssen zu der Zeit, wo der Herr wiederkommt, noch leben, noch eben so wirksam sein können, als in der Zeit, wo der Apostel an sie schrieb. Was also der Apostel verkündigt, ist ein Ereigniß, was zu seiner Zeit sich ereignen sollte, und auch nur unter dieser Voraussetzung konnte er die Christen 1. Thess. 4 mit solchen Aussichten trösten. Es

wäre doch über alle Beschreibung absurd, trauernde Gemüther durch Aussichten beruhigen zu wollen, die erst in einer fernern Zukunft, vielleicht erst nach Jahrtausenden in Erfüllung gehen könnten. Ueber diese Ansichten und Erwartungen des Apostels hat aber die Zeit entschieden; die Wiederkunft des Herrn ist, wie sie der Apostel so nahe erwartete, noch immer nicht, nach beinahe 2000 Jahren erfolgt. Hat sich nun der Apostel geirrt? — Hat er mit falschen Vorspiegelungen getäuscht? (ein wahrhaft gräßlicher Gedanke!) Oder müssen wir annehmen, daß er sich von Zeitvorstellungen, wie er sie auch durch seine frühere Bildung sich angeeignet hatte, nicht losmachen konnte, die ihm zur Einkleidung seiner christlichen religiösen Wahrheiten dienten? 1. Cor. 10 v. 4. Gal. 3 v. 21. 4 v. 21 ꝛc. sind wenigstens Beweise, wie er sich von der Rabbinisch-allegorischen Weise der Bibel-Erklärung nicht ganz losgemacht hatte; er dachte sich nach 1. Cor. 10 v. 4 wirklich, daß den Israeliten der Fels mitgefolgt sei, welcher so wunderbar ihnen das Wasser reichte, und daß dieser Fels Christus gewesen sei.

Wir können daher die Wahrheiten des Apostels nicht überall so aufnehmen, wie sie beim ersten Blick den Worten nach vorliegen, wenn dies auch bei einigen allerdings möglich ist, sondern viele derselben müssen von der Schale gelöset werden, worin sie verborgen sind, wenn sie verständlich sein, und das Herz zu einem wahren christlichen Glauben bilden sollen. Dies ist, und bleibt das Geschäft der Wissenschaft, einer gründlichen Sprachgelehrsamkeit, und der Geistes-Bildung, wie solche durch ausgezeichnete Denker, wie Kant, Fichte ꝛc. gefördert wird. Allerdings wird durch die Forschungen solcher Geister viel Irrthum gefördert, wie aber kann dies anders sein? Nennt sich ein Apostel Paulus, wenn er von sich und seinen Mitaposteln spricht: irdene Gefäße, wieviel mehr müssen dies alle übrigen Denker sein. Aber jedem Irrthum klebt eine Wahrheit, wie jeder Wahrheit ein Irrthum an, und nur dadurch, daß solche Geister, welche Fähigkeit und Beruf dazu in sich fühlen, gegen und mit einander kämpfen, nicht mit fleischlichen Waffen, sondern mit der Kraft, welche der Geist giebt, gewinnt die Wahrheit des Evangeliums, und die Herrlichkeit der Kirche Jesu. Immer giebt sie denen, welche ernstlich suchen, das, was zur Ruhe und Seligkeit der Seele gehört; grade die Wahrheiten, welche uns dieses Höchste geben, können mit festem Glauben in uns aufgenommen werden, und geben eine Gewißheit, die keine Weisheit dieser Welt umstoßen kann. Wenn nun die Zeit im Schwinden ist, und in raschen Schritten ihrem Untergange entgegen eilt, wo man das Bibel-Wort nach menschlicher, subjectiver Weisheit deutete, und in den höchsten Flachheiten den Triumpf des Geistes feiert, so wird die Zeit dagegen um so kräftiger in ihre Stelle treten, wo man mit der ganzen Kraft der Wissenschaft das Evangelium behandelt, mit jenem Ernst heiliger Liebe, welche christliche Wahrheit und Weisheit will. Bleiben denn immer verschiedene Ansichten, so sollte sich darüber keiner ereifern, als werde dadurch die Wahrheit verdächtigt, sondern im Gegentheil darin demüthig den Willen des Gottes verehren, der diese Mannichfaltigkeit der Geister geschaffen, und ihre Stellung so bestimmt hat, daß sie die Wahrheiten des Evangeliums verschieden, jeder auf seine eigne Art auffassen müssen, um durch diese Mannichfaltigkeit der Geister wie der Ansichten das wahre Leben des Geistes zu finden, bis wir zu dem hohen Ziele göttlicher Weltregierung gekommen sind, wo Gott ist alles in allem. Um so gewisser werden wir aber gehn, jemehr jene demüthige Liebe uns leitet, die es sich nicht herausnimmt, da zu urtheilen, noch viel weniger abzuurtheilen, wo ihr die dazu gehörige

Fähigkeit fehlt, nicht in den Streit der gelehrten Theologie sich einmischt, wenn ihr die theologische Gelehrsamkeit völlig abgeht.

An diesen Ansichten haben wir nun schon Jahrelang festgehalten, und wir können sie auch jetzt nicht fahren lassen. Doch, so theuer sie uns geworden sind, werden wir sie bereitwillig aufgeben, sobald wir eines Bessern belehrt sind. Dieses aber dürfte kein Anathema bewirken können, wenn es von Kanzeln oder Cathedern zwanzig Mal, ja von einem Engel vom Himmel selbst uns zugedonnert würde, sondern allein durch die Kraft der Wahrheit. Unser Beruf hat uns weit von der Stadt, wo dieser geistliche Kampf entstanden ist, eine bleibende Stelle angewiesen, um so freier denn von Leidenschaft konnte unsere Darstellung sein. Z.

* Hauses- Herzens- Seelenfrieden.

Fehlt der Frieden Dir im Haus',
Kannst Du nimmer Dich da freuen,
Treibt es drängend Dich hinaus,
Mußt Du's Wiederkehren scheuen;
Armer, glaube sicherlich,
Sehr, recht sehr bedaur' ich Dich!

Fehlt der Frieden Dir im Herzen,
Bluten Dir da tiefe Wunden,
Und fühlst Du mit bittern Schmerzen
Daß sie nimmermehr gesunden;
Armer, glaube sicherlich,
Sehr, recht sehr beklag' ich Dich.

Aber fehlt Dir Seelenfrieden
Ob der That die Du gethan,
Find'st Du nirgends Ruh hienieden,
Faßt Dich endlich Wahnsinn an;
Armer, glaube sicherlich,
Sehr, recht sehr bewein' ich Dich!

Hältst Du stets den Frieden fest,
Hauses- Herzens- Seelenfrieden,
Dann ist Dir von Ost bis West
Glück in vollem Maaß beschieden,
Und ich sage sicherlich,
Sehr, recht sehr beneid' ich Dich!

W. Michaelis.

Auflösung des Räthsels in Nr. 67 d. Bl.

Der Fluß.

* Anzeige.

Der immer so gütiger Aufnahme sich erfreuende und auch jetzt schon so häufig verlangte Kalender:

Nothwendiger

Hausbedarf

für den

Bürger und Landmann

auf das Jahr **1841.**

(Mit Bildern.)

ist so eben erschienen und enthält außer dem richtigen Kalender unter Andern Folgendes:

Verzeichniß der Messen, Kram- und Viehmärkte nach Datum für jeden Monat. — Charaden, Räthsel und Homonyme. — Gemeinnütziges. — Geschichten und Erzählungen, komischen und ernsten Inhalts. — Anekdoten. — Fahrnißzeit, Ab- und Zugehezeit der Dienstboten in Bremen und dessen Gebiet. — Thorsperr-Tabelle. — Verbessertes Verzeichniß sämmtl. ankommend. und abgehend. Posten in Bremen. — Ankunft und Abgang der Boten in Bremen ꝛc. ꝛc.

Zu dem Preise von 6 Gr. für das geheftete und 4 Gr. für das rohe Exempl. ist derselbe zu haben bei den Herren Buchbindern und beim Verleger

Seemannsstraße Nro. 2.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die

SCHNELL-POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 68 des Bürger-Freundes für 1840.

Sonntag, den 23. August.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Das in Dresden für schweres Geld erbaute neue Theater ist angeblich (!) in vielen Stücken so unpraktisch und unzweckmäßig, daß eine hohe Person bei Besichtigung desselben zu den Herren der Stadt sagte: „Ueberlegen Sie wohl, ob Sie das alte oder neue Gebäude einreißen lassen?" Ein sehr humoristischer Rath, den man für viele andere alte und neue Dinge geben müßte. Wenn man aber neu baut, muß man immer besser bauen, als das Alte, das ist gewiß, viele begreifen's jedoch nicht, sondern wollen das Alte neu aufbauen. — Was indeß jenes Theater betrifft, wollen wir doch erst noch andere Berichte abwarten; denn wir müssen der Wahrheit gemäß sagen, daß noch kein Theaterbau ohne Witzeleien blieb, und am Ende fand man ihn doch besser als den auf ihn gemachten Witz.

Gegenwärtig befindet sich der Lieutenant Fahnehjelm aus Stockholm in Berlin, welcher der Erfinder eines Taucher-Apparats ist, mittelst dessen man ohne die geringste Unbequemlichkeit 1 bis 2 Stunden unter Wasser bleiben und daselbst jede Art von Arbeiten verrichten kann. Der Apparat besteht im Wesentlichen in einer Kleidung von durchaus wasserdichtem Tuche (Hr. Fahnehjelm ist Besitzer einer Fabrik dieser Art), die der Tauchende anlegt und dann mittelst einer schlangenförmigen Röhre mit der Luft über dem Wasser in steter Verbindung bleibt. Der Apparat ist so geschickt eingerichtet, daß der, welcher sich dessen bedient, sogar unter dem Wasser Licht anzünden und damit dunkle Gegenstände beleuchten kann. Welche Wichtigkeit diese Erfindung bei Schiffsreparaturen, bei der Untersuchung gesunkener Schiffe und in vielen andern Fällen haben muß, darf nicht erst auseinandergesetzt werden. Hr. Fahnehjelm reiset, um diese Erfindung in Europa bekannt zu machen, und wird demnächst auch in Berlin öffentliche Versuche damit anstellen, wobei ihn sein Reisebegleiter, Hr. Gerdten, unterstützen wird.

Einer der größten Schandflecken für Deutschland ist unstreitig das Spielmonopol in mehreren deutschen Bädern. Seit dem sündigen Paris eine Scham angekommen ist, und es seine verderblichen Spielhöhlen trotz allem Sündengeld geschlossen hat, hat man die Spelunken in dem frommen Deutschland aufgeschlagen und die Spieler bringen nun ihren Sommer in Baden-Baden, Wiesbaden u. s. w. zu, und die grünen Sündertische sollen noch jetzt reich besucht sein. Auch aus der Nachbarschaft fährt man sein Geld auf Eisenbahnen hin.

Der König von Preußen hat in einer Cabinetsordre den Wunsch ausgesprochen, daß das Heer, seiner Bestimmung gemäß, mehr mit dem eigentlichen Felddienste vertraut gemacht werde, und daß dagegen die glänzenden Paraden, die viel Zeit und Geld wegnehmen, eingeschränkt werden möchten. Die Soldaten müssen daher jetzt fleißig bivouaquiren und Uebungen im kleinen Krieg machen.

Aus Bayern. Das Knien der Landwehr vor der Monstranz, das so viel Unwillen verursachte, kommt jetzt seltener und nur in außerordentlichen Fällen vor, sollte aber gar nicht vorkommen.

Die Streichhölzchen richten überall Schaden an. Vor einigen Tagen war ein Fabrikant in München mit der chemischen Masse dazu beschäftigt, diese entzündete sich, verstümmelte den Mann aufs Gräßlichste und setzte das Haus in Flammen. Es wurde noch gelöscht.

Man schreibt aus Halle: Tholuck haben die Stunden der Andacht so viel eingebracht, daß er sich von dem Ertrage ein Haus bauen ließ. Mit Recht steht also auf dem Titel: „Zur häuslichen Erbauung."

Aus Frankreich.

In der Nähe von Cubzac (im Departement der Dodogne) scheiterte am 1. August ein Nachen, auf welchem ein Mann mit einem 7jährigen Kinde sich befand. Niemand nahm das Unglück wahr, als der 12jährige Jean Bernard, Sohn eines Schiffseigenthümers. Sogleich eilt er mit einem Kahn an Ort und Stelle, und sieht den Unglücklichen, der, dem Ertrinken nahe, das Kind über dem Wasser zu erhalten sucht. Es gelingt ihm mit größter Mühe, das Kind in seinen Kahn zu retten. Erschöpft will er umkehren, als der Ruf der Zuschauer auf der Brücke und am Ufer: Muth Bernard! ihn neu belebt. Er steuert aufs Neue auf den unglücklichen Vater zu, dessen Kräfte beinahe erschöpft waren, und rettet ihn mit unsäglicher Anstrengung; er selbst aber sinkt vor Ermattung ohnmächtig in dem Kahne nieder, und dieser wird von dem Geretteten ans Land zurückgebracht. Man kann sich den Jubel denken, mit welchem der heldenmüthige Knabe empfangen wurde; ein anwesender Geistlicher schloß ihn freudetrunken in seine Arme.

Der Sud marseillais (citirt vom Echo du Monde Savant vom 1. August) meldet aus Florenz unter dem 6. Julius Folgendes: Hr. Joseph Rossi hat in der letzten Sitzung der Georgofili von Florenz mehrere Proben verschiedenartig gefärbter Seide vorgelegt, die er von einer besondern, in Europa sehr gewöhnlichen Art Würmer erhalten hat. Das Interessanteste bei dieser Entdeckung ist der Umstand, daß die Erziehung dieses Wurmes in allen Jahreszeiten vorgenommen werden kann, denn die der Akademie vorgelegte Seide wurde im vorigen December gewonnen. Man hat bereits davon verarbeitet, und sie

gab den schönsten Sammt und den feinsten Satin, den man sehen kann. Diese Entdeckung kann (wenn sie nämlich sich als wahr bewährt) Quelle großer Reichthümer werden. Wenn man erwägt, daß damit die beiden größten Hindernisse der Seidencultur, der Wechsel und die Strenge der Jahreszeiten, so wie die Schwierigkeit, den gewöhnlichen Seidenwurm zu erziehen, der sich nur von Maulbeerblättern nährt, überwunden sind, so kann die Seideerzeugung ein Zweig der allgemeinen Industrie in ganz Europa werden.

Nach dem Journal du Cher wurde zu Dun-le-Roi von einem Hrn. Riffault eine nicht unwichtige Entdeckung gemacht. Er bereitete vermittelst einer Thonerde von aschgrauer Farbe eine Art Backstein, die, weil sie nicht gebrannt, sondern nur an der Sonne getrocknet wird, ihre ursprüngliche Farbe behält, ganz fest und im Wasser unauflöslich wird. Sie wiegt leichter, als die gewöhnliche Art, ist eben so hart und der Einwirkung der Luft eben so undurchdringlich.

Aus England.

In einer während der vorigen Woche gehaltenen Sitzung des Londoner Medicinischen Vereins trug Dr. Blake vor, er sei im Stande, die furchtbarsten Zahnschmerzen, wenn diese nicht von einem rheumatischen Uebel herrührten, durch Anwendung des nachbemerkten Mittels zu heilen: 2 Drachmen aufs Feinste pulverisirten Alaun, und 7 Drachmen salpeterigen Aether-Spiritus (nitrous spirit of aether), gemischt und davon in den schadhaften Zahn gelegt.

Nach dem englischen Blatte Sun hat der Staat Illinois Maaßregeln ergriffen, um die Canäle und Eisenbahnen, welche die Seen von Canada mit dem Mississippistrome verbinden sollen, zu Ende zu bringen. Diese riesenhafte Unternehmung ist für die englischen Besitzungen und für die Vereinigten Staaten gleich vortheilhaft.

Aus Italien.

Man berichtet aus Neapel, den 27. Juli: „Am südöstlichen Abhange des Posilippo wurde Anfangs dieses Monats eine Grotte entdeckt, die an Länge die bekannte des nämlichen Berges weit übertreffen soll. Ihre Weite ist ungefähr 16 Schuh, ihre Höhe 45. Die innern Wände sind, wo der Durchschnitt nicht durch den harten Sandstein geht, mit Mauern im Styl der Opera reticulata aus hartem Sandstein bekleidet. Bis jetzt ist die Grotte nur auf 400 Schritte ausgeräumt. Weiter hinten ist sie mit Erde, feinem Sand und Trümmern des Gewölbes ausgefüllt, und läßt nur oben einen kleinen Durchgang an Tagen, wann der Seewind in gerader Linie hineinbläst. Sonst ist es unmöglich, weiter hineinzudringen, indem die Lichter auslöschen und die Luft den Lungen beschwerlich fällt. Man hat Münzen vorgefunden, und in der Mitte der Grotte sollen sich zwölf marmorne kolossale Statuen befinden. Man erwartet die Rückkehr Sr. Majestät zur Fortsetzung der Arbeiten, indem der Minister des Innern die Kosten zu tragen nicht über sich nehmen will."

Mosaik.

Die Leidener Flaschen, die elektrischen Batterien nehmen, wenn man sie funkenweise ladet, lange Zeit die Funken an und scheinen gar nicht satt werden zu wollen, aber wenn das Maaß voll ist, so schlagen die abgespannten Gewalten in einem energischen Blitze zusammen und zertrümmern Alles, was sich zwischen sie stellt. Das ist's. Die elektrische Atmosphäre um solche elektrischen Erzeuger oder Träger ist unsichtbar, aber bei jeder Gelegenheit zeigt ein Knistern, ein Geruch, ein Funken, ein Blitz, der an einem Punkte daraus hervorschießt, als Einzelnes das Ganze an. Man gehe in der Geschichte auf alle großartigen, scheinbar plötzlichen Großthaten ein; immer wird ihnen dieses eigenthümliche Knistern, diese Schwüle, dieses dumpfe Rollen und ferne Blitzen vorausgehen. Die Pariser Schneider- und Schuster-Revolte, die Straßenjungen-Revolution beim Juli-Feste, der englische Cartismus und die Socialisten sind solche elektrische Spaßfunken, welche Größeres und Ernsteres andeuten.

Zwei Gelehrte in Liverpool klagten gegen einander einmal über den Mangel von Localen in der Stadt für wissenschaftliche Zwecke und kamen überein, die allgemeine Versammlung zu berufen, um Subscriptionen zur Errichtung eines solchen Gebäudes zu erhalten. Die Ankündigung wurde erlassen und der Versammlungstag festgesetzt. Die beiden Freunde fanden sich pünktlich ein, aber außer ihnen erschien Niemand. Der Eine beklagte sich bitter über diese Theilnamlosigkeit, der Andere aber meinte, er kenne die Freigebigkeit der Liverpooler Kaufleute und die Sache sei noch nicht verloren. „Sie sind der Präsident der heutigen Versammlung, ich bin der Secretair und wir wollen die nöthigen Beschlüsse fassen." Das geschah. Das Protocoll wurde als Resultat der Versammlung veröffentlicht. Die Sache interessirte nun die ganze Stadt und in unglaublich kurzer Zeit wurden große Summen unterzeichnet. Mit diesen wurden die großartigen Gebäude für wissenschaftliche Zwecke aufgeführt, welche jetzt eine Zierde Liverpool's sind.

Während der Leichenwagen mit den Gebeinen der Juliopfer den Boulevards entlang fuhr, tadelte ein Nationalgardist einen neben ihm stehenden Mann, daß er den Hut nicht abziehe, da es Alle um ihn herum gethan hätten. Mein Herr, antwortete er, ich kann die Ehrenbezeigung nicht mir selbst machen. Eins von meinen Beinen befindet sich unter den Opfern und die Bescheidenheit verbietet mir, es zu begrüßen. Als der Nationalgardist den Sprechenden genauer von unten herauf betrachtete, bemerkte er, daß Letzterer ein hölzernes Bein hatte.

Als Jakob II. mit den Colonien so despotisch verfuhr, wie mit dem Mutterlande, wurde Sir Edmund Andrew mit Truppen abgeschickt, um den Freibrief von Connecticut zurückzuverlangen und die Regierung aufzulösen. Die Versammlung, welche den Freibrief nicht vorlegen wollte, verlängerte die Debatten bis zum Abende; da wurde er endlich gebracht und auf die Tafel gelegt, aber augenblicklich waren auch alle Lichter ausgelöscht. Es entstand ein gewaltiger Tumult und große Verwirrung und als die Lichter angezündet wurden, war der Freibrief verschwunden. Der Kapitän Wadsworth hatte ihn bei Seite gebracht und in dem Loche einer Eiche versteckt. Diese ehrwürdige Eiche, die in voller Kraft dastand, ehe noch ein Europäer den Fuß auf amerikanischen Boden setzte, ist noch immer ein schöner Baum und ihr Stamm hat einundzwanzig Fuß im Umfange. Die Höhlung, in welcher der Freibrief für bessere Zeiten aufbewahrt wurde, befindet sich ganz in der Nähe der Wurzeln. „Seit acht Jahren," erzählt die Tochter der Familie, vor deren Hause sie steht, „hat sich dieses Loch geschlossen, als wenn nun der Zweck erfüllt sei, zu dem es bestimmt gewesen."

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 68.

Bremen, Sonntag den 23. August 1840.

Gestorben:

Nr. 751. Den 19. Aug. Des Tischlermeisters Georg Wilh. Wicke Ehefrau, geb. Peterßen, 62 Jahr; gr. Johannisstraße Nro. 22.

– 752. Den 20. — Des Arb. Harm Wilckens Ehef., geb. Blancke, 62 Jahr; Hastedt.

– 753. Den 20. — Die Haushälterin Maria Knoop, 81 Jahr; Kirchenstraße Nro. 9.

– 754. Den 20. — Der Schneidergesell Joh. Robert Schneider, 23 Jahr; Krankenhaus.

Nro. 755. Den 20. Aug. Des Bockschiffers Bernh. Sengstacke Tochter, 5 Jahr; Langenstr. Nr. 21.

— 756. Den 21. — Der Tischlergesell Heinr. Anders, 25 Jahr; Krankenhaus.

— 757. Den 21. — Des verst. Malers Joh. Adolph Müller Wittwe, geb. Rabba, 78 Jahr; hinterm Schütting Nro. 8.

— 758. Den 22. — Des Schuhmachers Joh. Caspar Bonn Tochter, 8 Jahr; Brünings Gang N. 1

Geburten:

Nr. 1006. Den 17. August. Ein Mädchen — gr. Johannisstraße Nro. 47.

– 1007. Den 18. — Des Weber-Kammmachers Bernh. Knoop Ehefr., geb. Jörres, Bischoffsnadel Nro. 7; von einem Knaben.

– 1008. Den 18. — Des Senators Dr. juris Carl Friedr. Gottfr. Mohr Ehef., geb. Löning, am Wall Nr. 64 F; von einem Mädchen.

– 1009. Den 19. — Des Detaillisten Bernh. Adolph Münster Ehefr, geb. Gurth, Westerstraße Nro. 54; von einem Knaben.

– 1010. Den 19. — Des Schiffszimmermanns Jost Hinr. Dreyer Ehefr., geb. Papst, Kaufmanns-Mühlenkamp Nro. 12; von einem Knaben.

Nro. 1011. Den 19. Aug. Des Arb. Joh. Herm. Diedrich Kramer Ehefr., geb. Humke, Plünkenstraße Nro. 23; von einem Mädchen.

— 1012. Den 20. — Des Kaufmanns Joh. Heinr. Pägel Ehefr., geb. Röscher, Abbenthorswallstraße Nro. 34; von einem Knaben.

— 1013. Den 20. — Des Küpermeisters Chr. Boschen Ehefr., geb. Ehlers, Neuenstr. Nro. 86; von einem Knaben.

— 1014. Den 20. — Des Branntweinbrenners Hinrich Wisroth Ehefr., geb. Helms, Heerdenthorswallstraße; von einem Mädchen.

— 1015. Den 20. — Des Bedienten Johann Heinrich Bomhoff Ehefr., geb. Nile, Wüstenstätte Nro. 9; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nr. 341. Der Amtsfischer Rauert Gerhard Klevenhusen hies. und Adelheid Bohe zu Vegesack.

– 342. Der Krameramtsgenosse Joh. Henrich Blechen hieselbst und Marie Margarete Brüggemann zu Bremerhaven.

– 343. Der Arb. Arnold Wilstein und Anne Margar. Pape hieselbst.

Nro. 344. Der Stuhlmacher Wilhelm Christel Osterloh hies. und Becka Mahlstede am Gröplingerdeich.

— 345. Der Zimmergesell Joh. Hinrich Lackmann, gen. Geier, hieselbst und Elisa Sanders zu Hastedt.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 69.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 27. August 1840.

Doch, daß euch der Sturm nicht fasse, faßt in's Herz das Vaterland!
Hoffnung, Treu', Erinnrung stärken als Oasen euch im Sand.

Das Schiff.

Seines Heldensohnes harrend an des Meeres felsigem Strand,
Bangen Herzens, starren Auges, hoch der König Aegeus stand,
Hinend, ob das Schiff von Creta weiße Fahnen lasse sehn,
Oder ob die schwarzen Flaggen trauernd von dem Maste wehn?

Ob den grimmen Minotauren Theseus ehrner Arm erschlug?
Ob davon den schönen Kampfpreis, sieben edle Paar', er trug?
Ob des Sohnes Haupt ihn grüße, das der feische Kranz umschlingt,
Ob man einen bleichen Leichnam, einen Aschenkrug ihm bringt?

Endlich taucht empor ein Punkt nur an des Meeres blauem Saum;
Angestrengt ringt sich das Auge durch den weiten, weiten Raum; —
Näher kommt es — schwarze Flaggen wehen um des Siegers Schiff —
Und es stürzt sich der getäuschte Vater in das Meer vom Riff.

Jenes Schiff, das ausgesendet ward aus einem fränkschen Port,
Welches mit erprobten Helden führt ein Königskind an Bord,
Welches festlich zu empfangen Frankreich all sein Volk strömt aus,
Daß der Stimmen mächtig Dröhnen übertönt des Meers Gebraus:

Nicht des Zweifels banges Schwanken harrt entgegen seiner Fracht!
Was es bringt? fest steht's und sicher — sicher wie des Todes Macht!
Immortellen, Lorbeerkronen machen es zum Ruhmeszelt;
Unter seiner grünen Laube schläft — doch ew'gen Schlaf — ein Held!

Von der Insel, die den Namen von der schönen Griechin trägt,
Die zum Kampf einst Hellas Helden gegen Ilium aufgeregt,
Holt es her die Asche dessen, der des Krieges Fackel trug
Durch die Welt, bis Rußlands Eisgeist sie ihm aus den Händen schlug.

Der auf eines Eilands Felsen, drauf der Sonnstrahl glühend prallt,
Einsog mit der Milch der Mutter heißer Leidenschaft Gewalt

Fand auf andern Meeres Insel seines Weltlaufs Ziel,
Selbst als matter Chor erklärend seines Lebens Trauerspiel.

Einsam, unter Trauerweiden, ruhte dort der Fürst der Schlacht,
Seinem Land im Tod verweigert, von der Feinde Schaar bewacht,
Bis der Wunsch der Ruhmserinnrung ihn zur freien Heimath ruft;
Nicht versagte mehr die Schlüssel Albion zu des Todten Gruft.

Schwarz von hohen Masten flattert mancher falt'ge Trauerflor,
Doch auch bunte Wimpel wehen, Fahnen, Flaggen, tricolor!
Manches Aug', das lang verlernte Thränen, wird noch einmal feucht,
Wie heran auf süß'gem Pfade die Fregatte Cäsar's zeucht.

Seine Donnerstimme findet wieder der Kanone Mund,
Jauchzt dem Herrscher ihre Grüße zu aus eherglühndem Schlund,
Pulverdampfeswolken schweben dem Geschützesfürsten zu,
Draus der goldne Strahl der Sonne einen Nimbus schafft im Nu.

Leben soll der große Todte, wo so viel Lebend'ge todt,
Herrschen ob der Unbotmäß'gen seines Namens Machtgebot,
Sich versöhnen soll sein Schatten mit der Freiheit und dem Recht,
Und zum Kriegsmuth seine Asche weihn des Friedens jung Geschlecht!

Hat er in des Grabes Stille, vom grüntiefen Meer umrauscht,
Kronen, wüst von Blut und Staube, gegen reinern Glanz vertauscht?
Hat in Lethe's Strom versenkt er seines Wesens irdisch Theil?
Quillt vom Sarg des eingewiegten Donnergottes mildes Heil?

Oder wohnt nur seines Volkes Augen ein die Wunderkraft,
Die aus seiner Freiheit Würger seiner Wohlfahrt Genius schafft?
Oder hat der Ruhmesblume Duft berauschend sie besiegt,
Welche sich auf blut'gem Stengel, über Trümmern, purpurn wiegt?

Während sich der Gallier Blicken ein betäubend Schauspiel weist,
Schaut der Deutsche über'm Rheine an das Aschenfest im Geist.
Kühler ward der Haß, der gegen Frankreichs Herrn in ihm gekocht;
Leichtmitfühlend ihm das eigne Herz beim fremden Jubel pocht.

„Weg in Friedenszeit geschüttet sei des Krieges Oel, der Groll!
„Erst durch der Versöhnung Becher wird das Maß des Sieges voll!
„Den wir haßten und bekämpften — Kränze wir dem Todten weihn!
„Feindschaft seiner Asche darf uns keines Rests von Furcht mehr zeihn!

„Nicht allein dem Stamm gehört er, der ihn seinen Kaiser nennt!
„Dem auch, der in ihm den Weltgeist, seines Wesens Kern, erkennt!
„Unser wird er! steigt, erhaben über Kämpfe trüb und heiß,
„Aus des einzeln Volkes Ringe in der Weltgeschichte Kreis!"

Deutsche! klügelt nicht mit glatter, matter Alterweisheit Wort
Eurer Mannheit kraft'ge Stützen, eurer Ehre Pfänder fort!
Ohne Neid, den Haß sich lösend in der Nachwelt ernste Ruh,
Schaut gefaßten Geists des alten Feindes Aschenrückkehr zu!

Während drüben sie ihn feiern, sitzet ihr nicht zu Gericht!
Mit der Wahrheit Klägerstimme höhnt entzückte Schwärmer nicht!
Aber wenn der Mund auch stumm ist: lüge nicht das deutsche Herz,
Und verkauf' um falschen Jubel nicht den echten, treuen Schmerz!

Ehrt das Volk, das seinen Helden, dessen Sünden hehlend, ehrt,
Das des Ruhmes Leidentage früh, mit Dichterhast, verklärt,
Störe nicht dem jungen Phönix die Verjüngung euer Fluch,
Aber werft nicht in die Flamme der Geschichte wahrhaft Buch!

Schaut, in feste Reihn geschlossen, als ein mannh... Heer geschaart,
Wie sich dort in trunknem Jubel Volksgesinnung offenbart!
Wie der stolzen Freude Funken durch Millionen Herzen zückt,
Und den Krüppel und den Bettler der Begeist'rung Glorie schmückt!

Doch, daß euch der Sturm nicht fasse, faßt in's Herz das Vaterland!
Hoffnung, Treu', Erinnrung stärken als Oasen euch im Sand!
Stimmt in gallischer Begeist'rung Jubelruf bethört ihr ein:
Nimmer wäscht euch ab die Schande, der ein Deutscher bleibt — der Rhein!

Napoleon's Abdankung.

(Fortsetzung.)

Am 4. April ließ Napoleon die Marschälle benachrichtigen, daß das Hauptquartier zwischen Ponthierry und Essonne aufgeschlagen werden solle. Schon am vorigen Tage hatte er den Generalen, welche die Divisionen des Macdonaldschen Armee-Corps kommandirten, seinen Entschluß, gegen Paris zu ziehen, mitgetheilt. Diese begaben sich am Abend zum Marschall und baten ihn, gemeinschaftlich mit ihnen den Kaiser zu beschwö-

ren, daß er diesen Plan aufgebe. Dieser aber machte ihnen bemerklich, daß ein solcher Schritt dem Kaiser mißfallen könne, und sagte ihnen, er wolle allein mit ihm sprechen. Wirklich begab er sich am folgenden Tage zu demselben. „Was denkt Ihre Armee?" fragte der Kaiser. — „Sie ist entmuthigt, die Vorgänge zu Paris haben einen niederschlagenden Eindruck auf sie gemacht." — „Glauben Sie, daß sie sich mit mir vereinigen würde, um gegen Paris zu ziehen?" — „Sire," erwiederte zögernd der Marschall, „vielleicht würde ich keinen Gehorsam finden, wenn ich meinen Truppen den Befehl gäbe." — In demselben Augenblicke wurde der Marschall Ney gemeldet. Als er eingetreten war, fragte er den Kaiser mit einem Tone, der nicht ganz der gewöhnliche war, ob er Kunde von den Vorgängen in Paris habe, und überreichte ihm ein Pack Journale. Napoleon sah sie gleichgültig an. Eines nur schien seine Aufmerksamkeit zu fesseln; er wurde bleich und zerknitterte das Blatt. Der Marschall Lefebvre kam dazu. „Wohlan, Sire," sagte er mit zitternder Stimme, „Sie haben Ihre treuen Diener nicht hören wollen. Sie sind verloren; der Senat hat Ihre Absetzung ausgesprochen." — Der Kaiser antwortete mit der größten Ruhe: „Ich weiß es, aber was beweist das?" — „Aber Sire!" — stammelte Lefebvre. — „Daß es nicht so bleiben kann, wie es ist. Aber habe ich nicht Hülfsquellen und Anhänger? Habe ich nicht Freunde?" — „Aber Sire," sagte Lefebvre, „wenn die Verbündeten nicht mit Ew. Majestät unterhandeln wollen?" — „Das ist mir ganz gleich," entgegnete Napoleon, „ich ziehe gegen Paris; ich werde den Senat für seine Niederträchtigkeit bestrafen. Wehe den Mitgliedern der Regierung, die sie zusammengeflickt haben. Morgen stelle ich mich an die Spitze meiner Garde, und morgen werden wir in den Tuilerien sein."

Als die Zeit herangekommen war, stieg Napoleon in den Hof des „weißen Pferdes" hinab, um die Parade abzuhalten. Als diese beendet war, geleiteten ihn die Marschälle in sein Gemach zurück. Die Prinzen von Neufchatel und von der Moskwa, die Herzoge von Danzig, von Reggio, von Tarent, von Bassano, von Vicenza, der Graf Bertrand und mehrere Andere umringten ihn. Einige gestatteten sich ehrfurchtsvolle Bemerkungen über den Plan, gegen Paris zu ziehen. Napoleon hörte ihnen schweigend zu. „Ew. Majestät weiß also nicht, was zu Paris vorgeht," sagte der Herzog von Tarent. — „Ich weiß es," antwortete der Kaiser. „Was weiter?" — „Hier ist ein Papier," fuhr der Marschall fort, „aus dem Ew. Majestät mehr ersehen werden, als ich sagen könnte." Der Kaiser fragte, ob dasselbe laut vorgelesen werden könne. Der Herzog von Tarent zögerte mit der Antwort. Nichtsdestoweniger forderte ihn der Kaiser auf, es vorzulesen. Der Marschall las den Brief Beurnonville's. Der Eindruck, den dieser auf den Kaiser hervorbrachte, läßt sich nicht beschreiben. Da er sich indeß zu beherrschen wußte, so sagte er bloß: „Das hier ist noch besser;" zugleich zog er die Nummer des „Moniteur" aus der Tasche, in welcher die Proclamation der provisorischen Regierung abgedruckt war. „Jetzt kömmt die Reihe an Sie, Herr General-Major," sagte er zu Berthier; „lesen Sie."

Dieser kannte den Inhalt der Proclamation und trug deshalb Bedenken, sie vorzulesen. Aber Napoleon befahl es ihm, und er begann nun mit zitternder Stimme: „Soldaten, Frankreich hat das verhaßte Joch zerbrochen, unter welchen es seit so vielen Jahren seufzt. Ihr habt immer für das Vaterland gekämpft, Ihr könnt nicht gegen dasselbe kämpfen unter den Fahnen des Man-

nes, der Euch führt." — „Des Mannes!" wiederholte Napoleon mit bitterem Lächeln. — Der Fürst von Neuchatel fuhr fort: „Bedenket, was Ihr unter seiner Tyrannei gelitten habt. Vor Kurzem waret Ihr eine Million; fast alle sind umgekommen. Man hat sie den Schwertern des Feindes ohne Subsistenzmittel, ohne Hospitäler preisgegeben." — Die Bewegung des Fürsten von Neuchatel war so mächtig, daß er nicht weiter lesen konnte. Sire, ersparen Sie mir den Schmerz, weiter zu lesen," sagte er. — „Sie haben Recht," sagte Napoleon, indem er ihm das Blatt entriß; „es gehört mehr als Muth dazu, um solche Schändlichkeiten zu lesen. Hören Sie weiter, meine Herren." — Napoleon fuhr fort zu lesen: „Ihr seid die edelsten Kinder Frankreich's, Ihr könnt dem nicht angehören, der es verwüstet, der es waffenlos, vertheidigungslos preisgegeben hat, der Euren Namen allen Nationen hat verhaßt machen wollen, und der Euch Euren Ruhm geraubt haben würde, wenn ein Mann, der nicht einmal Franzose ist, der Ehre unserer Waffen und dem hochherzigen Sinne unserer Soldaten schaden könnte. Ihr seid nicht mehr die Soldaten Napoleon's, der Senat und ganz Frankreich entbindet Euch Eurer Eide."

Napoleon zerknitterte das Papier und sagte zu den Marschällen: „Ihr hört es! Ich werde sie auspeitschen lassen! Aber nein! Morgen werde ich in Paris sein; es ist nothwendig, meine Herren!" — Die Marschälle beobachteten finsteres Schweigen. Der Herzog von Tarent nahm zuerst das Wort und sagte: „Wir bitten Ew. Majestät, diesen Plan aufzugeben; kein Schwert würde gezogen werden." Bei diesen Worten schaute Napoleon um sich; ein Blick klärte ihn über die Stimmung der Marschälle auf; er beschloß, zu Gunsten seines Sohnes und seiner Gemahlin abzudanken. „Meine Herren," sagte er, indem er plötzlich von der heftigsten Aufregung zu einer wahrhaft stoischen Ruhe überging, „warten Sie." — Er ging in sein Kabinet und schrieb folgende Akte:

„Da die verbündeten Mächte erklärt haben, daß der Kaiser Napoleon das einzige Hinderniß der Wiederherstellung des Friedens in Europa sei, so erklärt der Kaiser Napoleon, treu seinem Schwure, daß er bereit ist, vom Throne zu steigen, Frankreich zu verlassen und selbst das Leben hinzugeben, zum Wohle des Vaterlandes, welches unzertrennlich ist von den Rechten seines Sohnes, von denen der Regentschaft der Kaiserin und der Aufrechthaltung der Gesetze des Reichs. Gegeben in unserem Palast zu Fontainebleau, den 4. April 1814."

Nach zehn Minuten kehrte er in die Galerie zurück und überreichte den Marschällen die Entsagungs-Akte mit den Worten: „Ich hoffe, Sie werden zufrieden sein." — Hierauf ging er mit übereinandergeschlagenen Armen auf und ab und sagte, jedes Wort betonend: „Meine Herren, Sie müssen jetzt bei den fremden Mächten das Interesse meines Sohnes und meiner Frau, das der Armee und vor Allem das des Landes vertheidigen. Von mir spreche ich nicht; ich bin nur ein Soldat. Zu diesem Zwecke ernenne ich den Herzog von Vicenza, den Fürsten von der Moskwa und den Herzog von Ragusa zu Kommissarien." — Hierauf verabschiedete er sie.

Als er in sein Kabinet zurückgekehrt war, sagte er, daß er Marmont zum Bevollmächtigten gewählt habe, um dem Manne, zu dem er das größte Vertrauen hege, einen Beweis seiner Freundschaft zu geben. Doch fiel ihm ein, daß die Stellung von Essonne gerade die wichtigste sei. Seine Wahl fiel jetzt auf Macdonald, den er zurückrufen ließ, und dem er sagte, daß er ihn an Marmont's Stelle beauftrage, zum Kaiser Alexander zu gehen. „Ich vertraue mich Ihnen an," sagte

er, „und hoffe, daß Sie vergessen haben, was uns so lange trennt." — „Sire," erwiederte dieser, ich habe seit 1809 nie daran gedacht!" — „Ich danke Ihnen, aber ich fühle mich gedrungen, Ihnen zu sagen, daß ich Unrecht hatte." — Mit diesen Worten trat er auf Macdonald zu und drückte ihm herzlich die Hand.

Der Herzog von Vicenza fertigte nun den Marschällen Macdonald und Ney die Entsagungs-Akte aus; aber eine Viertelstunde später erhielt Napoleon die Nachricht, daß der General Allix einem östereichischen Offizier begegnet sei, welchen der Kaiser an Schwarzenberg abgesandt hatte, und von dem dieser erfahren, daß die Vorgänge in Paris nicht die Beistimmung seines Herrn hätten. In Folge dessen wollte der Kaiser die Entsagungs-Akte von den Marschällen zurück haben. Der Herzog von Vicenza suchte die Marschälle Ney und Macdonald auf, die eben in den Wagen steigen wollten, aber sie weigerten sich, ihm die Akte auszuliefern. Der Herzog von Vicenza kehrte in den Palast zurück, wo er Napoleon in der Bibliothek fand. Er berichtete ihm die Weigerung der Marschälle. Der Kaiser bebte vor Zorn, dann sagte er: „Morgen bin ich mit meiner Garde und Marmont's Corps in Paris. Das darf Sie indeß nicht abhalten, mit den Herren zu gehen. Aber, Sie verstehen, kein Wort!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Green's Luftfahrt über den atlantischen Ocean.

Von

Dr. Nürnberger.

Fast alle englischen Blätter und nach ihnen die deutschen besprechen seit längerer Zeit den Plan des bekannten und berühmten englischen Luftschiffers Green, im Ballon von England, quer über dem atlantischen Ocean, nach Amerika zu fahren. Die Sache ist zwar nur noch Projekt; Green aber, welcher allerdings die erste Stimme hat, behauptet, gestützt auf seine neuesten Vervollkommnungen der Luftschiffkunst, die absolute Ausführbarkeit und geht Wetten darauf ein. Gleichwohl erheben sich von andern Seiten her manche Einwendungen dagegen; und es erscheint daher zeitgemäß, den Gegenstand näher zu beleuchten, den Entwicklungsgang der Luftschiffkunst überhaupt kurz zu bezeichnen, den Erfolg der früheren Luftfahrten zu schildern und endlich die Bedeutung jener neuesten Vervollkommnungen der Aeronautik zu prüfen, wo dann die Leser im Stande sein werden, sich selbst ein Urtheil zu bilden, welchem ich absichtlich nicht vorgreifen mag. Von großer Wichtigkeit ist der Gegenstand offenbar, und ich darf mir daher wenigstens schmeicheln, daß die folgenden Auseinandersetzungen nicht ohne Interesse werden gelesen werden.

Versuche, sich in die Luft zu erheben, dieselbe zu durchfliegen, sind gewiß schon in den ältesten Zeiten gemacht worden; das Beispiel der Vögel lag zu nahe, der Reiz war zu verführerisch. Die Sage vom Dädalus und Icarus ist den Lesern aus Ovid bekannt. Viele erinnern sich auch, daß Gellius (Noctes Atticae X. 12.) von einer hölzernen Taube erzählt, welche Archytas von Tarent durch einen „eingeschlossenen Hauch" (aura spiritus inclusa) belebt (das soll doch wohl heißen: zum Emporsteigen in die Luft, zum Fliegen gebracht) habe. Der bekannte englische Franziskanermönch Roger Baco († 1292), einer der ausgezeichnetsten philosophischen und mathematischen Köpfe und ein überaus geschickter Mechaniker, äußert in seinem Werke Opus majus: „es dünke ihm nicht schwer, eine Maschine zu bauen, womit sich ein Mann so leicht wie ein Vogel durch die Lüfte bewegen könne;" daß damit aber keine bloße Flugmaschine, sondern

eine aerostatische Vorrichtung im heutigen Sinne gemeint sei, geht aus der Beziehung auf Archytas oben erwähnte Taube hervor. Baco hat so vieles, ganz Außerordentliches geleistet, daß diese Aeußerung gerade aus seinem Munde die größte Aufmerksamkeit verdient. Schade daß ihn der finstere Geist seiner Zeit, über welcher er so hoch stand, und die beständige Furcht, als Zauberer verfolgt zu werden, abhielten, seine Ideen zur Ausführung zu bringen. — Ueber manche andere alte, zum Theil abenteuerliche Projekte zur Luftschwimmkunst gehe ich hier weg; man besitzt ein ausführliches Werk von Kramp: „Geschichte der Aerostatik, historisch, physisch und mathematisch ausgeführt, Straßburg, 1784, 1785," darüber, auf das ich diejenigen Leser verweisen muß die ein Detail verlangen, für welches der Umfang dieser Blätter nicht geeignet ist.

Die wahre Begründung der Aerostatik, in der wissenschaftlichen Bedeutung des Wortes, darf überdies erst in das Jahr 1766 gesetzt werden, in welchem der vortreffliche englische Naturforscher Henry Cavendish († als 80jähriger Greis 1810) die wichtige Entdeckung machte, daß das Wasser in zwei Bestandtheile, in Sauerstoff und Wasserstoff zerlegbar, und daß der Wasserstoff, wegen seiner Entzündlichkeit auch „brennbare Luft" genannt, ein ausnehmend leichter Körper ist. — Da letzterer Umstand die Hauptgrundlage der Luftschwimmkunst noch in ihrer heutigen Gestalt ist, so führe ich gleich im Voraus an, daß das reine Wasserstoffgas über dreizehn Mal leichter als die atmosphärische Luft und überhaupt der (bekannte) leichteste Körper in der Natur ist, daß demnach z. B. ein Ballon von dreißig Fuß Durchmesser, welcher beiläufig 4000 Cubikfuß desselben aufnimmt, noch mit einem Gewichte von 255 Pfund beschwert werden und damit zu einer sehr bedeutenden Höhe (setzen wir eine deutsche Meile) in der Luft aufsteigen kann.*)

Bald nach dem Bekanntwerden dieser wichtigen Entdeckung äußerte ein anderer englischer Naturforscher, Dr. Black, öffentlich, eine mit solchem Wasserstoffgase gefüllte, hinreichend leichte und undurchdringliche Hülle müsse nothwendig in der Atmosphäre aufsteigen, womit das wahre Prinzip der Aeronautik ausgesprochen war. Er schlug zu solchen Hüllen die Harnhaut (Allantois) des Kalbs vor, ward aber durch andere Geschäfte an der eigenen Ausführung des Versuchs verhindert. Letzterer gelang erst etwas später Carollo (Mitglied der Societät der Wissenschaften zu London), welcher Seifenblasen mit Wasserstoffgas aufsteigen ließ; und es ist bekannt, wie sehr die Wiederholung dieser Versuche unsern geistreichen deutschen Physiker Lichtenberg ergötzte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

(Freierer Zutritt zu den Nationaldenkmälern und öffentlichen Gebäuden in England.) Die Engländer fangen an das Schimpfliche in der Art von Handel zu fühlen, welches damit getrieben wird, und es hat sich eine Gesellschaft gebildet, um den Zutritt zu allen öffentlichen Anstalten und Gebäuden frei zu machen. Die Litt. Gaz. vom 18. Julius theilt den Bericht einer deshalb niedergesetzten Committe mit, der von J. Hume als Vorsitzer unterzeichnet

*) Ich darf, um das Technische des Verfahrens in den wichtigeren Punkten sogleich ganz vor das Auge der Leser zu führen, daran erinnern, daß man jenes Wasserstoffgas am leichtesten gewinnt, wenn man auf Eisenfeilspäne etwas Schwefel- oder Salzsäure und sechsmal soviel Wasser gießt, wodurch das Wasser in seine oben angegebenen Bestandtheile zersetzt wird, so daß man das sich erzeugende, aufsteigende Wasserstoffgas durch Röhren in den Ballon leiten kann. Um es noch mehr zu reinigen, leitet man es durch Kalkmilch

ist. Es ergiebt sich daraus unter Anderem, daß den Tower von London vom Mai 1839 bis dahin 1840 nicht weniger als 80,000 Personen besuchten, indem man die Abgabe auf sechs Pence herabgesetzt hatte; das Jahr zuvor, wo sie einen Schilling betrug, hatten 40,000 Personen den Tower besucht, und zwei Jahre vorher, wo man 2 Schilling und das Trinkgeld bezahlen mußte, waren nur 10,000 Personen gekommen. Mehrere Beispiele sind angeführt, daß Privatanstalten allen Ständen zu gewissen Zeiten ihre Räume öffneten, namentlich naturwissenschaftliche Sammlungen in Manchester, Liverpool, und man rühmt den guten Einfluß, den dieser liberale Geist auf die untern Stände ausübt, indem er ihren Gesichtskreis erweitert und der bornirten Rohheit entgegenarbeitet.

Der in den neunziger Jahren vortheilhaft bekannte Schauspieler Bröckelmann gab besonders Juden-Rollen mit großer Virtuosität Auch hatte er nicht selten vortheilhafte Engagements bei ausgezeichneten Theatern; allein er verscherzte sie gewöhnlich durch seine böse Zunge. So kam er, wieder einmal brotlos geworden, zu dem berühmten Schröder in Hamburg. Nichts zu handeln, Herr Director, oder besser, nichts zu nagen, nichts zu beißen für mich? — Doch, Herr B., erwiederte Schröder, wenn Sie mir versprechen... — Aber B., ein kostbares Taschenmesser auf dem Tisch erblickend, fiel ihm in die Rede: Ein schönes Messer! ein rares Messer! Wer damit Brot schneiden dürfte, Hamburger Brot! — Das sollen Sie. Es gehört Ihnen und ein gutes Engagement bei meiner Bühne dazu; nur... — Ich weiß schon, was Sie sagen wollen, König unter den Directoren und Schauspielern! Hier mein Wort, künftig wird nur mit dem Messer, nicht mit der Zunge geschnitten. — Und B. war engagirt. Aber nur zu bald vergaß er sein Versprechen. Er konnte die Rohrsperlings-Natur nicht verläugnen. Von allen Seiten klagte man darüber, und Sch. sah sich genöthigt, ihn zu verabschieden. — B. empfing und las das Abdankungs-Billet ohne eine Miene zu verziehen, griff nach Hut und Stock, ging gemessenen Schrittes nach Sch's Hause an der Alster und ließ sich bei ihm anmelden. Sch., unangenehm überrascht, ließ ihn abweisen. Aber B. war nicht leicht zu decontenanciren. Er blieb und erklärte, den Herrn Director sprechen zu müssen. Sch., noch mehr aufgebracht über solche Zudringlichkeit, und unfreundliche Erörterungen scheuend, ließ ihm zurückbedeuten, daß es bei dem Billet sein Bewenden habe. Versteht sich, entgegnete B. dem Diener. Ich komme auch nicht zu bitten, ich komme mich zu bedanken und dem Herrn Director ein Geschenk zu offeriren. Sagen Sie ihm das, mein geneigter Gönner! — Sch. sah ein, daß er den Ueberlästigen so leichten Kaufes nicht loswerden könne, lachte der Verheißung eines Geschenkes von dem armen Teufel, fühlte sich dadurch in bessere Laune versetzt, und befahl, ihn einzulassen. — Mit komischer Gravität trat nun B. herzu, verbeugte sich tief und sprach: Mein hochverehrter Herr Principal! Empfangen Sie meinen gebührenden Dank für das eben erhaltene Abdankungs-Billet, denn jede Zeile von Ihrer Hand ist dankenswerth, und erlauben Sie mir, Ihnen dafür ein Geschenk einzuhändigen. — Indem er die letzten Worte mit wehmüthig gebrochener Stimme sprach, holte er zugleich etwas Eingewickeltes aus der Tasche und überreichte es ihm. Sch. nahm die Hülle ab und rief betroffen: Wie, mein Taschenmesser? — Ja, Herr Director! Sie haben mir das Brot genommen, nehmen Sie nun auch Ihr Messer zurück! Und somit wollte er sich entfernen. Aber der edle Sch. hielt ihn auf und sagte mit tie-

fer Rührung: Sie behalten es. Wir bleiben zusammen.

Alte Sprüche.

Wer drei Feinde hat, soll sich mit zween vertragen, damit er dem dritten desto besser gewachsen sei. (Philipp von Hessen.)

Seither Predigen eine Kunst geworden, ist kein Glück mehr in der Welt. (Eberhard, Graf zu Erbach.)

Gott hat jedem Land und Volk gegeben, was es bedarf, so lang' es der Natur und seiner Luft gemäß lebt. Diejenigen müssen fremde Würz und Arzneien brauchen, die sich fremder Laster, Wollüst und Krankheiten theilhaftig machen. (Philipp, Freiherr zu Winneberg.)

Zaghafte Kriegsleut wollen lieber in der Leut Gegenwart als in guter Gedächtniß leben. (Derselbe.)

Wenn ich die Bibel lese, finde ich ein ganz ander Christenthum, Religion und Leben darin, als man heutiges Tages führt. (Johannes, Bischof zu Meißen. 1508.)

Wenn man die heilige Schrift zu sehr drückt, drückt man statt der Milch Blut heraus. (Ulrich, Bischof zu Augsburg.)

Die Meng ist nur zu zähmen mit guten Worten und harten Strafen. (Anton Tucher, Rathsherr zu Nürnberg.)

Bei einem Procurator, wo Alles zum Stattlichsten und Köstlichsten bestellet ist, kann kein Armer seine Sach' gewinnen. (Jörg Hagen, Seiler zu Strasburg.)

Gegen den Feind soll man viel Händ', aber wenig Köpf brauchen. (Kaiser Ludwig III.)

* Bremens Bürger, und Bremens Wall.

Die Bremer Bürger sind so gut,
So treu, so deutsch und bieder;
In ihren Adern fließt noch Blut
Für Sitte, Recht und Lieder,
Für Wissenschaft, Kunst, Freundschaftsband,
Religion und Vaterland,
Für Hülfe armer Brüder.

Und Bremens Wall ist wahrlich schön,
Der schönste traun von Allen;
Man wandelt da im Thal, auf Höhn,
Sieht Schwän', hört Nachtigallen;
So lieblich duften Blum' und Baum,
Verziert ist selbst der kleinste Raum,
So daß es muß gefallen.

In vollen Zügen schlürf' ich ein,
Dies Bild aus Kinderjahren;
Dem Knaben schon gefiel der Schein,
Er mußt' ihn treu bewahren;
Selbst in des Lebens Blüthenzeit
Wo Kuß und Lieb' den Jüngling freut
Ließ er das Bild nicht fahren.

Wer darum freudig sagen kann:
Auch ich bin hier aus Bremen,
Ist wahrlich ein beglückter Mann,
Braucht deß' sich nicht zu schämen.
Ja, mir ward dieses Glück zu Theil
Was nicht um Alles ist mir feil,
Und Niemand kann mir's nehmen.

W. Michaelis.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Daves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die

SCHNELL- POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 69 des Bürger-Freundes für 1840.

Donnerstag, den 27. August.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Kürzlich fuhren zwei Französische Offiziere mit dem Dampfschiffe den Rhein hinauf. Nach Französischer Manier schwadronirten sie über die Sympathie, auf die sie in dem bevorstehenden Kriege am Rhein stoßen würden. Ein Preußischer Major, der ihnen eine Zeitlang zugehört hatte, forderte ihnen endlich ihre Karten ab. Die Offiziere überreichten ihm, in der Meinung, es wäre der Schiffs-Capitain, ihre gelösten Dampfschiff-Karten. Der Preußische Major aber verlangte ihre Adressen, und fügte ihnen sarkastisch hinzu: „Meine Herren, ich verlange deshalb ihre Adressen, damit ich, wenn ich zum drittenmale nach Paris komme, zwei Freunde aufzufinden weiß." Die Offiziere zogen sich beschämt zurück.

Der bekannte Dichter Friedrich Hölderlin, der Verfasser des Hyperion und so vieler im antiken Silbenmaße verfaßten Gedichte, lebt fortwährend, seit Kurzem in sein siebenzigstes Lebensjahr getreten, als Wahnsinniger im Klinikum zu Tübingen. Er geht oft hinter dem Hause am Neckar auf und ab, wo er kleine Steine in seinen Rock sammelt und dann wieder ausschüttet. Zuweilen hat er auch helle, schöne Momente; wenn er sich aber in irgend einen Satz verstrickt hat, sich nicht mehr herauswinden zu können, so pflegt er ihn mit dem letzten schlagenden Argumente: „Z.: ja!" zu schließen: wahrscheinlich, als mit dem Schlußbuchstaben im Alphabet.

Aus Frankreich.

Der abgesetzte Unterpräfekt von Boulogne wird nun von der Presse noch wegen seines Berichts hinsichtlich der Unternehmung Ludwig Bonaparte's verspottet. Da er erzählt hat, er sei in den Straßen herumgelaufen, um die Stadt unter die Waffen zu bringen, so macht der Nationale daraus folgende dramatische Scene. Der Unterpräfekt vor einer Thür, klopft an, weckt. Stimme im Haus: Was giebt's? Er: Heraus aus dem Bett, in die Hosen, zu den Waffen. Stimme: Warum? Er: Ich verkündige Euch eine Landung. Stimme: Großer Gott! die Engländer? Er: Nein, Napoleon. Stimme: Was, schon die Asche aus Helena da? Vive l'Empereur! Er: Ich nein, nein, Napoleon II. Stimme: Was, mein Neffe! Ich glaubte ihn gestorben an der Schwindsucht. Er: Ihr verwechselt, nicht der Sohn des großen Kaisers, sein Neffe. Stimme: So, der von Straßburg. Da hat's keine Noth, ich bin gleich in der Uniform.

Aus Paris schreibt man: Die Beisetzung der im Juli 1830 für die Freiheit Gefallenen, oder vielmehr die Beisetzung ihrer ausgegrabenen Knochen, unter das Gewölbe der Juliussäule, fand am 28. Juli Statt. Ich erspare mir die Mühe einer ausführlichen Schilderung dieser Feierlichkeit: eine solche wird sicher binnen wenigen Tagen in allen deutschen Zeitungen zu finden sein. Die Säule selbst ist edel und großartig in Form und Ausführung. Sie ward gänzlich aus Bronze gegossen, verbindet in allen ihren Theilen das Antike mit dem Modernen und gehört zu den schönsten Monumenten der Hauptstadt. In ihre Mittelwölbungen sind mit goldenen Buchstaben die 504 Namen der unter ihr ruhenden Juliopfer gegraben. Wenn nun die Sonne das Revolutionsdenkmal mit funkelnden Reifen umschlingt, dann werfen die breiten Linien tausend Flammenpfeile in weite Ferne und das ganze riesige Monument scheint aus lichtem Golde emporzusteigen. Auf seiner äußersten Spitze erblickt man den schwebenden Genius der Freiheit aus vergoldeter Bronze, einen Stern auf dem Haupte, eine zerbrochene Kette in der linken, und eine Friedenspalme in der rechten Hand. Diese Idee, obwohl es noch ziemlich lange dauern wird, bis der Genius der Freiheit mit seiner Fackel in alle Länder geflogen und die Ketten der Knechtschaft zerbrochen, ist sinnig und harmonirt vollkommen mit dem Ursprung und dem Zwecke der Säule. Nur stehen die unteren gigantischen Formen des Denkmals etwas mit den wohlgelungenen aber dünnen, unscheinbaren Formen der obenschwebenden Figur im Mißverhältniß.

Kürzlich hat man eine interessante Entdeckung in einem kohlenführenden Gebirge bei Creysselles in der Nähe von Privas (Ardeche-Departement) gemacht, nämlich eine feuerbeständige Substanz, der man den Namen Tripolienne gab. Sie ist ausnehmend weiß, spaltet sich leicht nach der Schichtfuge, und enthält kein Korn, das einen Gegenstand, mit dem es in Berührung kommt, ritzen könnte. Man braucht Gold, Silber, Kupfer, Blech, überhaupt jede metallische Composition nur mit einer Messerspitze voll zu bestreichen, um ihr einen Spiegelglanz zu geben. Die französische Akademie der Wissenschaften soll einen Bericht darüber erstatten.

Das korrektionelle Appellgericht zu Tulle hat sich in seinen Sitzungen vom 13. und 14. d. M. mit dem von Mad. Lafarge gegen die Urtheile des Korrektionellgerichts zu Brives eingelegten Appell beschäftigt. Man wird sich erinnern, daß die Beschuldigte zu Brives zuvörderst Aufschub verlangte, da das Verbrechen der Vergiftung ihres Mannes vor dem Vergehen des Diamantendiebstahls gerichtet werden müsse. Als dieser Aufschub verworfen wurde, verlangte sie Aussetzung der Sache, da sie noch entfernte Zeugen vorzuladen habe. Als auch diese verweigert wurde, appellirte sie auf der Stelle, und ihre Vertheidiger trugen darauf an, die Sache nun doch aus-

zusetzen, da der Appell suspensiv sei, d. h. erst über ihn erkannt sein müsse, ehe man zur Sache selbst schreiten könnte. Auch dieses wurde abgeschlagen, worauf Mad. Laffarge, wie bekannt, sich entfernte und so verurtheilt wurde. Gegen diese Urtheile wurde nun zu Tulle der eingelegte Appell weitläufig verhandelt, worauf am 14. ein Urtheil erging, dessen entscheidender Theil folgendermaßen lautet: „Was den Antrag auf Aufschub betrifft, so verwirft das Tribunal die von der Dame Laffarge eingelegte Berufung, und verurtheilt sie in die Kosten, die dies Urtheil verursacht hat. — Was den Antrag auf Aussetzung bis zur Aburtheilung über die von der Dame Laffarge eingelegte Berufung betrifft, nimmt das Gericht die eingelegte Berufung an, reformirt und erklärt, besser sprechend, daß die Berufung suspensiv war, und daß man mit Unrecht zur Sache selbst vorgeschritten ist, kassirt und annullirt daher das ergangene Kontumazial-Urtheil, verweis't die Sache selbst zur Audienz vom 20. September, und reservirt die Kosten." — Mad. Laffarge bezeugte die lebhafteste Freude über dies Urtheil. Sie erreicht nun ihren Zweck, da die Verhandlung vor den Assisen, die am 3. Septr. beginnt, der vor dem Korrektionellgericht vorhergehen wird.

Der berühmte Elephant auf dem Bastillenplatze zu Paris kann deshalb nicht niedergerissen werden, weil sich in seinem Bauche eine solche Menge Ratten eingenistet haben, daß man Furcht hat, diese Thiere möchten sich in der Vorstadt St. Antoine verbreiten.

Aus Belgien.

In Namur blüht gegenwärtig eine Hortensia von 25 Fuß 7 Zoll Umfang, mit 597 Blumenkronen; eine zweite hat 20 Fuß im Umfang und 286 Blüthen.

Nach dem „Politique," einem Brüsseler Blatte, hat Jemand, der häufig auf der belgischen Eisenbahn fährt, und die Bemerkung machte, daß er jetzt ungewöhnlich oft an Erkältung leide, eine Reihe von Versuchen angestellt wie viel der Luftzug auf Eisenbahnen die Temperatur erniedrige. Das Ergebniß seiner Forschungen war, daß ein hundertheiliges Thermometer, sobald der Wagenzug in Bewegung war, auf offenen Plätzen um vier Grad, in Einschnitten um fünf Grad, in Tunnels fortwährend mindestens bis zehn Grad fiel, da die kurze Zeit, die man in diesen zubringt, eine vollständige Beobachtung nicht gestattet. Ein plötzlicher Temperaturwechsel würde denn allerdings die Erkältung erklärlich machen.

Aus Brasilien.

Der vierzehnjährige Kaiser von Brasilien lernt aus eigenem Antriebe Deutsch. Seit einigen Jahren ist der beständige Gefährte desselben ein deutscher Knabe, der Sohn des Professors Schüch, dem die deutschen Zeitungen den Titel Don geben, welchen nur einige Familien von alt-portugiesischem Adel und kirchliche Dignitarien, wie der Abt von S. Bento, führen. So entstand der kindliche Wunsch des Kaisers, gleichfalls Deutsch zu lernen, und Professor Schüch, Aufseher der Sammlungen im Schlosse von S. Cyristovao, wurde mit dem Unterrichte beauftragt, ein Mann, der als Mineralog und Metallurg große Verdienste hat, die mehr benutzt werden sollten, der aber vom Deutschen nur seinen böhmischen Provinzial-Dialekt kennt.

Aus den Vereinigten Staaten.

Drei Matrosen von dem Wallfischjäger „Beaver," der vor Kurzem in Newyork ankam, gaben dort folgende Aussage zu Protocoll. Nach einer Fahrt von sechzehn Monaten waren mehrere Mann an den Scorbut erkrankt, ein gewisser Gordon sagte zu ihnen: „Wäre ich Eurer Stelle und der Capitain gebe mir die Erlaubniß nicht, sobald wir einen Hafen erreichen, so würde ich ihm mein Messer in das Herz stoßen." Als diese Worte dem Capitain Rogers berichtet wurden, nahm er sich vor, dafür zu rächen, daß er den Schuldigen von den Wilden verzehren lasse. Als man an der Savage-Insel im Südmeere ankam, die von Cannibalen bewohnt wird, ließ Capitain Rogers, sobald er Wilde in einem Boote herankommen sah, einen Theil der Mannschaft in den Raum hinunter- und die Uebrigen auf die Masten hinaufklettern, so daß nur Gordon auf dem Verdecke zurückblieb. Als die Wilden an das Schiff herangekommen waren, ergriff der Capitain nebst dem ersten Lieutenant den Unglücklichen Gordon und warf ihn über Bord den Wilden zu. Diese machten aber keine Anstalt, sich seiner zu bemächtigen. Da rief ihnen der Capitain zu, sie möchten ihn ungebraten und essen; ja, der Unmensch ging hinunter, um ein altes Messer zu holen, die er den Wilden zu einer Schmause gab. Die Wilden bemächtigten sich nun des Opfers, das ihnen übergeben war, und die Mannschaft des Schiffes hörte noch lange den Ruf: „Rettet mich! rettet mich!" den der unglückliche Gordon unter den Cannibalen ausstieß, die sich mit ihrer Beute entfernten. Auf die Angabe dieser unglaublichen schändlichen That wurde der Capitain Rogers in Newyork verhaftet, aber sogleich auf Erlegung einer Caution von hundert Dollars wieder entlassen. Er giebt zur Vertheidigung an, Gordon habe seinen Befehlen widersetzt und er ihn auf sein schriftliches Verlangen an der Insel ausgesetzt. Die gerichtlichen Verhandlungen werden nächstens beginnen.

Mosaik.

Es ist allgemein die Windmühle bei Sanssouci bekannt, die Friedrich der Große, um den Gartendistrict des Schlosses zu erweitern, von dem Besitzer (Arnold) zu erhalten wünschte, die solcher aber nicht abtreten wollte, weil dessen Voreltern sie schon besessen hatten, und dem König erklärte, wenn er ihn zu deren Abtretung etwa zwingen wollte, so würde er sich deshalb an das Kammergericht in Berlin wenden, worauf Friedrich, nicht aus Furcht vor dieser Drohung, sondern aus Achtung vor dem Eigenthumsrecht, auf diese Acquisition Verzicht leistete. Die Mühle ist daher noch immer stehen geblieben, und der Weg von Sanssouci nach dem neuen Palais hat deshalb in einem Winkel gelegt werden müssen. — Ein Enkel jenes Müllers war so tief in Schulden gerathen daß zur Befriedigung seiner Gläubiger diese Mühle öffentlich versteigert werden sollte. Da erinnerte sich der Müller des Vorfalles seines Großvaters mit Friedrich dem Großen, und schrieb deshalb an den König, daß seine Mühle behufs der Befriedigung seiner Creditoren gerichtlich verkauft werden solle, und da Friedrich der Große sie zu erwerben gewünscht, so halte er es für Schuldigkeit, sie ihm, dessen Nachfolger, für 4000 Thaler anzubieten, indem er diese Summe schuldig sei. — Der König erwiederte ihm darauf: „Mein lieber Müller . . . Ihre Mühle gehört in Geschichte an und muß in Ihrer Familie bleiben. Ich kann dieselbe daher nicht ersteben; damit Sie aber dieselbe sich erhalten und ihre Gläubiger befriedigen können, so schicke ich Ihnen aus nachbarlicher Freundschaft die auf dieselbe schuldigen 4000 Thaler."

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 69.

Bremen, Donnerstag den 27. August 1840.

Gestorben:

Nro. 759. Den 21. Aug. Die Näherin Cathar. Volkens, 48 Jahr; kl. Rosenstraße Nro. 18.

— 760. Den 21. — Wittrock's todtgefundener Knabe, 2 Tage; Pelzerstraße.

— 761. Den 22. — Der Matrose Claus Döhle, 19 Jahr; im Krankenhaus.

— 762. Den 22. — Der Küpergesell Diedrich Töpelmann, 36 Jahr; Webers Hof Nro. 2.

— 763. Den 22. — Der Arb. Joh. Nicol. Otto Stephani, 29 Jahr; Huckpforte Nro. 3.

— 764. Den 23. — Des Schiffszimmermanns Diedr. Lampe Ehefr., geb. Knoop, 31½ Jahr; Muggenburg Nro. 1.

Nro. 765. Den 23. Aug. Der Tonnenmachermeister Hinr. Suling, 80 Jahr; alten Weg Nro. 9.

— 766. Den 24. — Der Cigarrenmacher Ant. Lankau, 28 Jahr; auf dem Häfen Nro. 10.

— 767. Den 24. — Des verst. Strumpfwebers Joh. Meier Wittwe, geb. Ficken, 83 Jahr; Papenstraße Nro. 14.

— 768. Den 25. — Maria Cathar. Lüdering, 62 Jahr; Pröven Nro. 27.

— 769. Den 25. — Des Arb. Herm. Elfers Tochter, 1 Jahr 6 Wochen; Hastedt Nro. 36.

— 770. Den 25. — Des verst. Schuhmachermeisters Joh. Hinr. Weyhusen Wittwe, geb. Kasselmann, 80 Jahr; Gasthaus-Hof Nr. 5.

Geburten:

Nro. 1016. Den 19. August. Des Arb. Albert Wittrock Ehefr, geb. Kranz, Pelzerstraße; von einem Knaben.

— 1017. Den 20. — Des Schuhmachermeisters Joh. Carl Dittmer Ehefr., geb. Schmidt, Neuenstraße Nro. 45; von einem Mädchen.

— 1018. Den 20. — Des Kaufmanns Johann Anton Christ. August Wille Ehefr., geb. Muth, Knochenhauerstraße Nro. 20; von einem Mädchen.

— 1019. Den 21. — Des Cigarrenmachers Joh. Christ. Jäger Ehefr., geb. Wöhlken, gr. Annenstraße Nro. 51; von einem Knaben.

— 1020. Den 22. — Des Kahnschiffers Reinhard Stegmann Ehefr., geb. Rohde, Großenstraße Nro. 20; von einem Knaben.

— 1021. Den 22. — Des Seidenhutmachers Julius Eduard Genent Ehefr., geb. Kalkhoff, Schwanenstraße Nr. 13; v. einem Knaben.

— 1022. Den 22. — Des Cigarrenfabrikanten Johann Heinrich Tabing Ehefr., geb. Hitzmann, Kaufmanns-Mühlenkamp Nro. 5; von einem Mädchen.

Nro. 1023. Den 22. Aug. Des Küpergesellen Heinr. Chr. Geite Ehefr., geb. Meyerdierks, Häfen Nro. 35; von einem Mädchen.

— 1024. Den 22. — Des Arb. Diedr. Schröter Ehefr., geb. Schumacher, Warnken Gang Nro. 2; von einem Knaben.

— 1025. Den 23. — Des Leistenmachers Joh. Heinr. Beuse Ehefr., geb. Michels, Ansgariithorswallstraße Nro. 5; von einem Mädchen.

— 1026. Den 23. — Des Cigarrenfabrikanten Matthias Andr. Schröder Ehef., geb. Schwedovius, Ellhornstraße Nr. 5 C; v. einem Mädchen.

— 1027. Den 24. — Des Cigarrenmachers Peter Gerd. Christ. Brasch Ehefr., geb. Zengler, Behrens Gang Nro. 6; von einem Mädchen.

— 1028. Den 24. — Des Schuhmachermeisters Gustus Bartels Ehefr., geb. Tietjen, Grützmacherstraße Nro. 6; von einem Mädchen.

— 1029. Den 25. — Des Kaufmanns Carl Schaller Ehefr., geb. Harves, Langenstraße Nr. 142; von einem Knaben.

— 1030. Den 25. — Des Hökers Hinr. Martens Ehefr., geb. Harms, auß. Steinthor N. 6; v. e. M.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 70.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 30. August 1840.

Verwandte Seelen verstehen sich ganz!
Nimm dieses Liedes Vergißmeinnicht-Kranz. —
— — — —

Salis.

*Zum Geburtstage der Schwester.

(Mai, 1840.)

Umfächelt leis und linde
Der Schwester Traumgebild
Ihr lauen Lenzeswinde,
Daß Wonne sie erfüllt!
Haucht Lebensreiz, ihr Düfte,
Der Schlummernden ins Herz!
Strömt segensvoll, ihr Lüfte,
Verscheucht des Daseins Schmerz!

Schwebt, Engel, leis hernieder,
Vernehmt des Herzens Flehn,
Und schwingt mit ihm euch wieder
Zu jenen lichten Höhn,
Reicht's dort der Liebe Quelle,
Und dann, o Engel, fleht,
Daß dauernd es und helle,
Zur Wirklichkeit ersteht!

Und, Morgenhauch, dann küsse
Vom Traum die Schwester wach!
Und, Morgenroth, begrüße,
Wie einst, den Segenstag! —
Recht viele, viele Stunden
Seh' so die Theure fliehn.
Das Glück, das sie gefunden —
Ach, möcht's ihr ewig blühn!

J.

Napoleon's Abdankung.

(Fortsetzung.)

Der Wagen erwartete Caulincourt am Fuße der großen Treppe. Er stieg mit Herrn von Rayneval und Herrn von Rumigny ein. Napoleon sendete noch einen Courier an die Kaiserin, um sie zu bevollmächtigen, Herrn von Champagny an ihren Vater abzuschicken, damit dieser vermittelnd auf die Unterhandlungen einwirke. Sodann zog er sich in sein Zimmer zurück, um einige Au-

genblicke zu ruhen. Noch hatte ihn der schmerzlichste Schlag nicht getroffen; der Oberst Gourgaud war am Morgen mit Befehlen an den Herzog von Ragusa abgegangen; er kam eiligst von Essonne zurück und meldete, daß der Marschall seine Stellung verlassen und mit dem Feinde unterhandelt habe, daß seine Truppen durch die Kantonnirungen der Russen hindurchzögen, und daß Fontainebleau ungedeckt sei. Als Napoleon diese Nachricht vernahm, war er kaum noch Herr seiner selbst. „Marmont ist mein Waffenbruder!“ murmelte er; „er, mein Sohn, mein Zögling, der mein Brot getheilt hat! Er wird unglücklicher sein als ich!“

Den bitteren Gefühlen, die seit einigen Tagen auf ihn einstürmten, machte der Kaiser in einem Tagesbefehl an die Garde Luft. In diesem heißt es: „Der Kaiser dankt der Armee für die Anhänglichkeit, die sie ihm bewahrt hat, besonders aber dafür, daß sie erkannt hat, daß Frankreich in ihm ist und nicht in dem Volke der Hauptstadt. Der Soldat folgt dem Glücke und dem Unglücke seines Generals, das ist seine Ehre, seine Religion. Der Herzog von Ragusa hat dieses Gefühl seinen Waffengefährten nicht eingeflößt: er ist zu den Verbündeten übergegangen. Die Bedingung, unter welcher er diesen Schritt gethan hat, kann der Kaiser nicht billigen; er kann das Leben und die Freiheit nicht aus der Hand eines Unterthanen annehmen.“

Hierauf sandte er einen Ordonanz-Offizier an den General Belliard, mit dem Befehl, Fontainebleau durch einige Schwadronen zu verstärken; der Marschall Mortier hatte indeß schon diese Linie verstärken lassen.

4.

Bekanntlich hatte Marmont in der Nacht vom 30. zum 31. März kapitulirt. Als er vom Schlachtfelde in sein Hotel in der Straße Paradis-Poissonnière zurückkehrte, war er kaum noch zu erkennen. Er hatte sich acht Tage den Bart stehen lassen; der Rock, den er über der Uniform trug, war zerrissen und von Pulver geschwärzt. In den Salons waren Talleyrand, Bourrienne, Perregaux, Chabrol und Andere versammelt, welche, wie sie sagten, des tyrannischen Jochs Napoleon's müde waren. Der Name der Bourbonen wurde ausgesprochen, und Marmont zeigte sich Talleyrand's Einflüsterungen nicht unzugänglich. Nachdem der Herzog von Ragusa seine Truppen bis Essonne begleitet, hatte er sich nach Fontainebleau zum Kaiser begeben, der ihn gut aufnahm. Napoleon speiste mit ihm und lobte die Vertheidigung der Hauptstadt, aber er sagte kein Wort über die Capitulation. Nach dem Essen begab sich der Marschall wieder zu seinem Armee-Corps. Am 2. April schickte ihm der Fürst Schwarzenberg, nebst einem Briefe des Generals Dessolet, den umständlichen Bericht über Alles, was sich zu Paris zugetragen, so wie die Entsetzungs-Akte des Senats und eine Aufforderung der provisorischen Regierung. Marmont zögerte nicht länger. Er antwortete dem österreichischen Feldherrn, daß er bereit sei, Napoleon's Armee zu verlassen, aber unter Bedingungen, die er schriftlich verbürgt haben wollte. Diese Antwort kam so unerwartet, daß ihm Alles zugestanden wurde. Dies war der Traktat, der unter dem Namen der Convention von Chevilly bekannt ist.

Unterdeß treffen die Bevollmächtigten Napoleon's in Essonne ein und steigen im Quartier des Marschalls ab. Marmont, der sie begleiten wollte, hält sie zum Essen zurück, dann brechen sie alle vier auf und halten zuerst in Petit-Bourg beim Fürsten Schwarzenberg an. Der Herzog von Ragusa bleibt allein in seinem Wagen und geht nicht mit ihnen. Als sie in Paris ankommen, begeben sie sich zum Kaiser Alexander. Der

Herzog von Vicenza, die Marschälle Ney und Macdonald steigen bei Talleyrand ab, Marmont nicht.

Die Bestürzung in Paris hatte den höchsten Grad erreicht; es waren die beunruhigendsten Gerüchte über die Pläne des Kaisers in Umlauf. Man sagte, binnen 24 Stunden würde eine große Bewegung stattfinden; die Corps von Macdonald, Oudinot, Marmont, Mortier würden auf die Hauptstadt losrücken. Aus den Fenstern von Talleyrand's Hôtel konnte man die militairischen Anordnungen der Verbündeten sehen und sich überzeugen daß die Befürchtungen nicht ohne Grund waren; man sah jeden Augenblick einer Katastrophe entgegen. In den Salons des Herrn von Talleyrand liefen Alle zusammen, um neue Nachrichten zu holen. Als die Spannung am größten war, wurden die Bevollmächtigten Napoleon's eingeführt. „Was wollen Sie thun?" rief ihnen der Fürst von Benevent entgegen. „Wenn Sie glücklich sind, so kompromittiren Sie alle diejenigen, welche seit dem 1. April den Fuß in dies Haus gesetzt haben, und ihre Zahl ist nicht gering. Auf mich brauchen Sie keine Rücksicht zu nehmen, denn ich will mich kompromittiren." — Kurz vorher hatte Talleyrand zum Kaiser von Rußland geäußert: „Wollen Sie Bonaparte aufrecht erhalten? Nein, Ew. Majestät, das ist nicht mehr möglich. Zwischen diesen Mann und Ludwig XVIII. kann nichts gestellt werden. Was man auch versuchen wollte, es würde immer auf eine Intrigue hinauslaufen. Eugen, die Regentschaft würden nur eine Intrigue sein. Es giebt nur Ein Prinzip welches stark genug ist, die neue Ordnung der Dinge zu begründen: die ist Ludwig XVIII.; Ludwig XVIII. ist ein Prinzip."

Um ein Uhr Morgens wurden die Marschälle beim Kaiser von Rußland eingeführt, der sie mit entschiedenem Wohlwollen empfing. Sie wiederholten die Gründe, welche der Herzog von Vicenza schon geltend gemacht hatte, und Alexander hörte mit vieler Theilnahme die Artikel an, welche Caulaincourt schon vorher entworfen hatte. Dann belobte er die französische Armee und ihre Anführer und sagte, zu Napoleon übergehend: „Ich bin immer sein Bewunderer und sein Freund gewesen, aber er hat mir zuerst den Krieg erklärt. Sie wissen, was für schmerzliche Verluste ich erlitten habe. Den Brand meiner Hauptstadt werfe ich der französischen Armee nicht vor; sie ist unschuldig daran; dennoch aber ist Napoleon's Angriff die nächste Veranlassung gewesen. Ich will mich nicht dafür an Paris rächen. Das Schicksal der Waffen war mir günstig; ich will aber mein Glück nur benutzen, um die Ruhe Europa's zu sichern. Napoleon ist unglücklich; er ist nicht mehr mein Feind; ich schenke ihm meine Freundschaft wieder. Die Bourbonen sind mir gleichgültig; ich kenne sie nicht; aber die öffentliche Meinung, der Senat, die Behörden, das Volk haben sich für sie erklärt. Sie kommen zu spät, meine Herren."

Macdonald entgegnete, daß die Aeußerungen zu Gunsten der Bourbonen das Werk einiger Intriguanten seien. Der Senat habe immer vor dem Kaiser auf den Knieen gelegen, und seine Meinung gelte in den Augen der Armee und der wahren Vaterlandsfreunde nichts. Alexander sagte: „Ich begreife wohl die Regentschaft mit der Kaiserin und ihrem Sohn, aber dann bleibt immer Napoleon; er ist das Hinderniß." — „Ew. Majestät, der Kaiser Napoleon hat uns nicht beauftragt, wegen des ihm vorbehaltenen Looses zu unterhandeln; nur für die Regentschaft haben wir Vollmachten; er hat uns sogar positiv verboten, etwas für ihn zu stipuliren." — „Das wundert mich nicht," entgegnete Alexander; „aber

im Falle der Regentschaft würde doch Napoleon immer hinter dem Gerüste der Regierung stehen und es einreißen, sobald es ihm beliebte. Sie kennen besser als ich seine verzehrende Thätigkeit und seinen Ehrgeiz." — Caulincourt machte nun mit vielem Nachdrucke die Rücksichten geltend, welche man der Armee schuldig sei, die nimmermehr den Mann aufgeben werde, der sie so oft zum Siege geführt habe. "Ew. Majestät," schloß er, "die Regentschaft hat keine Vertheidiger gehabt, Sie haben sie in contumaciam verurtheilt; die französische Armee appellirt an Ihre Gerechtigkeit und an Ihren Edelmuth." — Diese Worte schienen einen starken Eindruck auf den Kaiser zu machen. Die Furcht vor einem Bürgerkriege, den er am meisten fürchtete, machte ihn bedenklich. Die Unterhaltung nahm eine günstige Wendung, als ein russischer Adjudant eintrat und dem Kaiser eine Meldung überbrachte und ihm einige Worte in russischer Sprache sagte.

Caulincourt hatte die Worte des Offiziers verstanden; er trat zu Macdonald hin und sagte leise: "Wir sind verloren; es ist die Nachricht eingegangen, daß Marmont und sein Corps ihre Stellung verlassen haben und zum Feinde übergegangen sind." — Alexander öffnete eiligst die Depesche; sein Gesicht nahm einen ganz anderen Ausdruck an. "Meine Herren," sagte er zu den Marschällen mit vorwurfsvollem Tone, "Sie sprechen so viel von der Stimmung der Armee, und dennoch kann Ihnen nicht unbekannt sein, daß die Truppen des Herzogs von Ragusa zu uns übergegangen sind. Andere Corps beabsichtigen dies ebenfalls: man ist des Krieges müde." — Nach einer Weile verabschiedete der Kaiser die Bevollmächtigten; die Besprechung hatte länger als drei Stunden gedauert.

Die Zeit, welche die Bevollmächtigten bei dem Kaiser zubrachten, mußte den Mitgliedern der provisorischen Regierung sehr lang erscheinen; für sie handelte es sich um Leben und Tod. Sie wurden indeß wieder beruhigt, als sie die unwidersprechlichsten Zeichen der Entmuthigung auf den Gesichtern der Marschälle lasen. Plötzlich erhebt sich unter den Anwesenden ein Gezischel: der Bediente meldet Se. Excellenz den Herzog von Ragusa. Die Blicke aller Anwesenden richteten sich auf Marmont, der mit erhobenem Haupte und lächelndem Gesichte eintrat; Glückwünsche und Händedrücke werden zwischen ihm und denen, die ihm entgegen gehen, ausgetauscht. Der Herzog von Vicenza geht zuerst an ihm vorüber und sagt bloß zu ihm: "Herr Marschall, Sie sind sehr zu bedauern!" — Ney thut, als ob er ihn nicht sehe. Macdonald wirft ihm einen mitleidigen Blick zu. Als derselbe aber Beurnonville auf sich zukommen sieht, kann er seinen Zorn nicht zurückhalten, und auf eine Frage, welche dieser an ihn richtet, antwortet er: "Sprechen Sie nicht mit mir; ich habe Ihnen nichts zu sagen. Sie haben mich eine dreißigjährige Freundschaft vergessen lassen." — Sich sodann zu dem General Dupont wendend, der sich ihm ebenfalls genähert hat, sagt er: "Ihr Betragen gegen den Kaiser, mein Herr, ist nicht edel. Er hat Sie wegen der Schlacht bei Baylen streng behandelt; aber seit wann rächt man sich auf Kosten der Ehre seines Landes?" Der Streit wurde so lebhaft, daß Caulincourt ihnen bemerklich machte, daß sie sich beim Kaiser Alexander befänden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Green's Luftfahrt über den atlantischen Ocean.

(Fortsetzung.)

Fast gleichzeitig, vielleicht durch die Nachricht von jenen Versuchen angeregt, obwohl nach ganz andern Prinzipien verfahrend, kamen zwei Fran-

zosen von Genie, die Gebrüder Montgolfier, Papierfabrikanten zu Annonay im Vivarois, auf die Idee der Aeronautik; eigentlich hätte dieselbe beim bloßen Anblicke der bei heiterem Wetter aus den Schornsteinen so gerade und so hoch in die Luft aufsteigenden Rauchsäulen erweckt werden können. Das Mittel, dessen sich die Männer bedienten, bestand darin, daß sie unter der Oeffnung eines ganz zusammengefalteten leinenen Sacks ein Strohfeuer anzündeten, in welches man von Zeit zu Zeit etwas gekrämpelte Wolle warf; dadurch entfaltete sich der Sack, schwoll auf und stieg endlich in die Luft empor. Sie glaubten, es entwickle sich dabei ein eigenes, sehr leichtes Gas, welches sie auch das „Montgolfiersche Gas“ nannten; allein die wahre Ursache des Aufsteigens solchergestalt gefüllter Säcke ist lediglich die, daß die in dieselben aufsteigende Luft vom Feuer erhitzt und also verdünnt ist. Die Leser haben somit zugleich eine Erklärung des Ausdrucks „Montgolfiersches Gas,“ welche oft vergeblich gesucht wird. — Es gelang den Gebrüdern Montgolfier indeß durch ein so unvollkommenes Verfahren, einen Ballon von Leinwand, welcher 35 Fuß im Durchmesser hatte und 450 Pfund wog, mit einer Last von außerdem 400 Pfund, zum Steigen zu bringen. Der Versuch fand am 5. Juni 1783 zu Annoney vor den versammelten Ständen von Vivarois statt; der Ballon erreichte in kaum zehn Minuten eine Höhe, welche man auf 6000 Fuß schätzte, und fiel erst 7200 Fuß vom Aufsteigungspunkte nieder. Man kann sich leicht vorstellen, mit welchem ungeheuren Enthusiasmus dieser erste bedeutendere Erfolg damals begrüßt wurde.

Auch verbreitete sich der Ruf dieser staunenswürdigen Entdeckung schnell überall hin, und namentlich war ganz Frankreich davon erfüllt. Nicht so schnell aber hatten auch die von den Montgolfiers angewendeten Mittel selbst bekannt werden können, und die Pariser Naturforscher namentlich, denen Cavendisch's Entdeckung vorschwebte, verfielen daher natürlich zunächst auf den Gedanken, daß das Wasserstoffgas gebraucht worden sei. Charles, Professor der Physik zu Paris, verfertigte daher, unter Beistand der Mechaniker Gebrüder Robert, einen Ballon von Taft, überzog denselben mit dem eben damals erfundenen Firniß des in Weingeist aufgelösten Gummi elasticum, füllte ihn auf die oben beschriebene Weise mit Wasserstoffgas, und ließ ihn am 27. August 1783 auf dem Champ de Mars aufsteigen, welcher Versuch ebenfalls vom glücklichen Erfolge gekrönt wurde. — Also theilten sich die aerostatischen Maschinen anfänglich in zwei Klassen: in die nach Montgolfiers Vorschrift mit erhitzter (verdünnter) Luft gefüllten Montgolfièren, und in die Charlièren, bei denen Charles, wie angeführt, das Wasserstoffgas (die brennbare Luft) anwendete. Der erstere Weg ist, seiner Gefährlichkeit wegen, später ganz verlassen worden, und man benützt nur noch das Wasserstoffgas; die Ausdrücke kommen aber in der Geschichte der Aeronautik noch häufig vor, und man hat sich dieselben daher zu merken. Zur Vervollständigung der Kenntniß der aeronautischen Terminologie bemerke ich endlich noch, daß man zuweilen auch eine Verbindung von Montgolfière und Charlière versucht und derselben den Namen Carolo-Montgolfière beigelegt hat; auch davon ist indeß jetzt keine Rede mehr.

Bald nach diesem gelungenen Versuche von Charles kam der jüngere Montgolfier nach Paris, um sein Verfahren daselbst zu produziren. Unter den Aufsteigungen, welche er daselbst veranstaltete, ist die merkwürdigste diejenige, welche in Gegenwart des unglücklichen Ludwigs XVI. am 19. September 1783 statt fand, und bei welcher ein Sphäroid von Leinwand, 57 Fuß hoch und

41 Fuß breit, dessen körperlicher Inhalt demnach 37,500 Kubikfuß betrug, durch Verbrennung von nur 80 Pfund Stroh und 5 Pfund Wolle *) dergestalt mit erhitzter und dadurch verdünnter Luft erfüllt wurde, daß er eine Höhe von mehr als 1400 F. erstieg. Dieser Aerostat, der mit den Stricken und einem daran befestigten Käfig, worin sich ein Hammel, eine Ente und ein Hahn befanden, 900 Pfund wog, erhielt sich acht Minuten lang in der Luft und kam beim Dorfe Vaucresson, 10,200 Fuß vom Aufsteigepunkte, so sanft zur Erde, daß jene Thiere nicht den mindesten Schaden gelitten hatten, was denn freilich eine schöne Aufmunterung für menschliche Luftschiffer war.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Welche Rolle die Wolle, deren günstigen Einfluß die Montgolfier bloß durch Versuche kennen gelernt hatten, hiebei spielt, scheint doch noch nicht ganz ausgemacht. Die Physiker, welche ich bei meinem Vortrage besonders benütze, nehmen an, daß dieselbe lediglich den Erhitzungs- und Dilatationsprozeß der in den Ballon zu leitenden Luft begünstige.

* Wie steht's um die Lehre von der Gottheit Christi und um die Hoffnung seiner Apostel auf seine Zukunft?

Es findet sich in den Nummern 67 und 68 dieses Jahrgangs des Bürgerfreundes ein Aufsatz mit der Ueberschrift: „Der Glaube des Apostels Paulus." mit dem Beisatz: Wie hat sich der Apostel Christum gedacht! — Der mit Z. unterschriebene Verfasser, der sich selbst einen gläubigen Verehrer des Evangeliums nennt, hat in demselben seine Zweifel und Bedenklichkeiten in Betreff verschiedener biblischer Lehrpunkte offen erklärt, jedoch nicht mit der dünkelhaften Zuversicht zu der Unwiderlegbarkeit der eignen Ansichten und Meinungen die allen Gegengründen von vorn herein alle Haltbarkeit abspricht, sondern in einer Weise, die unbefehends für den Verfasser einnimmt, weil sie auf ein redliches Verlangen nach einer völligern Erleuchtung und Belehrung über die oben bezeichneten wichtigen Gegenstände christlicher Erkenntniß, welches der Verfasser auch wiederholt ausspricht, schließen läßt, ein Verlangen, das, wo es sich auch findet, allezeit Achtung verdient und einflößt. Und so sei es denn, soweit der Raum und Zweck dieser Blätter gestatten versucht dem Verlangen dieses redlichen Zweiflers und andrer ihm etwa gleichgesinnten Leser des Bürgerfreundes mit einigen auf den Gegenstand eingehenden Bemerkungen zu Hülfe zu kommen.

Die Frage, auf welche der Verfasser unsers Aufsatzes mit Recht das größte Gewicht legt, läßt sich kurz so fassen: Ist Christus nach der Lehre des Paulus und der übrigen Apostel wirklich „Gott über alles, gelobet in Ewigkeit," — oder ist er nur „ein Werkzeug Gottes, durch das Gott wirkte, mit dem sich Gott in soweit vereinigte, ihm so viel Kraft verlieh, als nöthig war, seine Absichten zu erreichen?" Daß diese Frage keine müssige, unfruchtbare Streitfrage der Gelehrten — daß sie vielmehr von der allergrößten Bedeutung für das christliche Glaubensleben sei, erkennt der Verf. ausdrücklich an, indem er sagt, daß im zweiten Falle „der Glaube an eine fortdauernde reale Gegenwart Christi eine sehr heftige Erschütterung leide, und daß dann auch der das Evangelium des Paulus predige, der Christum nur als das Ideal der Menschheit und als den Gesandten Gottes, der wie andre Gesandte Gottes sein Werk ausgeführt habe predigt." (Siehe S. 676.)

Damit aber ist es schon ausgesprochen, daß mit dieser Frage das ganze Christenthum steht und fällt, denn was würde, abgesehen von einer realen Gegenwart Christi, und einer eben so realen Einwirkung Christi auf die Menschen zur Hülfe und zur Erlösung der Seinen, aus seinem Zeug-

niß: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden!? was würde aus seiner Verheißung: Ich bin bei Euch alle Tage! Matth. 28 v. 18 und 20. —? was endlich aus dem Versprechen Christi, die Gebete der Gläubigen zu erhören, und selbst zu thun, warum sie den Vater in seinem Namen bitten würden? Joh. 14 v. 13 und 14. — Ist Christus ein Geschöpf Gottes, ob auch aller Geschöpfe Edelstes, über alle Engel erhoben, so wäre die Anbetung, welche die Apostel und ersten Jünger nach seiner Himmelfahrt Ihm leisteten, und die alle Christen so entscheidend charakterisirte, daß sie eben davon den Namen: „Anbeter Christi" führten (bis der spätere Christen-Name denselben verdrängte, (vergl. Apostel-Gesch. 9 v. 14 und 21 mit Cap. 11 v. 26) — es wäre sag' ich diese Anbetung ein durchaus verwerflicher Götzendienst gewesen, in der Sache selbst um nichts besser, als der, welchen die Heiden einem Jupiter oder Herkules erwiesen; und in demselben Götzendienst wäre die christliche Kirche bis auf diesen Tag befangen, sofern sie bekanntlich in allen ihren Bekenntniß-Schriften aller Confessionen auffordert und gebietet, die Person Christi anzurufen, und auf Ihn alles Vertrauen und alle Hoffnung zu setzen wie auf den Vater selbst.

Wird denn aber von den Aposteln, und namentlich auch von Paulus, Christo die Gottheit und also Wesensgleichheit mit dem Vater ausdrücklich zugeschrieben? — und wenn dies etwa an einigen Stellen geschieht, stehn nicht andre eben so klare damit in Widerspruch? — Das sind die Fragen, welche nach dem oben Bemerkten das höchste Interesse in Anspruch nehmen.

Was zuerst die Stelle Röm. 9 v. 5 betrifft so hat Luther dieselbe durchaus richtig und Wortgetreu aus dem Griechischen übersetzt; auch hat diese Stelle von jeher in der christlichen Kirche als eine Beweisstelle für die Lehre von der Gottheit Christi gegolten, wofür sie selbst Arius (ein bekannter Irrlehrer im 4. Jahrh. nach Chr.) anerkannte, so wenig sie auch mit seiner Lehre, daß Christus ein Geschöpf sei harmonirte. — Der Erste meines Wissens, der eine andere Erklärung dieser Stelle vorschlug war der geistreiche und scharfsinnige Gegner Luther's, Erasmus von Rotterdam, der seinen Scharfsinn dadurch bewies, daß er (da eine andere Uebersetzung nicht möglich ist) mehrere von der gewöhnlichen abweichende Interpunktionen angab, wodurch denn natürlich auch der Sinn verändert wurde. Nach der einen setzt man hinter die Worte: Von welchen Christus herkommt nach dem Fleisch" einen Punkt, und beginnt mit den folgenden Worten: Welcher ist Gott u. s. w. einen neuen Satz; nach der andern gehören die Worte: "Welcher ist über Alles" noch zu Christus und es würde nach ihnen ein Punkt gesetzt, so daß mit: „Gott hochgelobet u. s. w. der neue Satz anfinge. Aber wie unnatürlich und gezwungen in beiden Fällen die Construktion der Sätze wäre, da entweder den Worten „Christus nach dem Fleische" der Nachsatz ganz fehlte, oder bei der zweiten Annahme das „Hochgelobet" voranstehen müßte, das fühlt jeder auch des Griechischen nicht kundige Leser, nicht davon zu reden, daß die griechische Sprache bedeutende Schwierigkeiten dagegen erhebt, und alle Uebersetzungen, auch die älteste syrische die Worte als in Einem Satz vereinigt gelesen haben. — So steht es also mit Gründen, auf welche sich eine andre Erklärung dieser Stelle stützte. (Der Beschl. folgt.)

---

* An Herrn Pastor Tiele,

Ehrwürden in Oberneuland.

(Das Original ist dieser Tage an die Adresse übergeben.)

Euer Ehrwürden sagen in Ihrem Sendschreiben an Hrn. Dr. Paniel Seite 11 — "es "soll ihm (dem Hrn. Dr. F. A. Krummacher) "ein Schreiben von 41 Gemeinde-Gliedern mit

»der Forderung, nie wieder seinen Sohn für sich »predigen zu lassen, ins Haus geschickt sein. Ich »bin weit entfernt, Sie Herr Doktor, einer »Mitwissenschaft an diesem Treiben zu beschuldi»gen; aber das werden Sie einsehen, daß Ihr »Predigen dazu mitgewirkt hat, jene Leute zu »diesem Unternehmen zu encouragiren.«

Als Einer der Mit-Unterzeichner des Schreibens an die Bauherren der St. Ansgarii Gemeinde, und im Namen dieser Unterzeichner fühle ich mich gedrungen Ihnen zu erklären, daß in diesen Worten theils eine Ungenauigkeit liegt, welche die Sache, ob absichtlich oder nicht absichtlich, entstellt, theils eine Verdächtigung, deren Sie sich nicht schuldig zu machen brauchten, da Ihnen der Hergang nicht unbekannt sein wird.

Jenes Schreiben, welches bei den Bauherren darauf drang, den Hrn. F. W. Krummacher nicht wieder in der St. Ansgarii Kirche predigen zu lassen, weil die von ihm gehaltenen, im Druck häufig in den Ausdrücken modifizirten Predigten jedes richtig fühlende und denkende Gemüth empören müßten, ist nicht von den Unterzeichnern dem Herrn Dr. F. A. Krummacher ins Haus geschickt, sondern von den Bauherren, an die es gerichtet war, ihm mitgetheilt worden. — Es bedurfte aber weder einer Mitwissenschaft noch auch nur einer Aufmunterung des Herrn Dr. Paniel zu diesem Schreiben, welches gleich nach der zweiten Predigt des Herrn F. W. Krummacher verfaßt wurde, da das empörte Gefühl sich unmittelbar nach den von demselben gehaltenen Predigten fast allgemein aussprach; wovon der Beweis auch darin enthalten ist, daß schon nach der ersten Predigt des Herrn F. W. Krummacher die Bauherren, ohne Aufforderung Seitens der Gemeinde, den Herrn Dr. F. A. Krummacher ersucht hatten, seinen Sohn nicht wieder für sich predigen zu lassen, welchem Gesuch aber Gehör zu geben, jener nicht für gut hielt.

Euer Ehrwürden werden Gerechtigkeits-Gefühl genug besitzen, Ihre Aeußerung auf angemessene Weise zu berichten.

Bremen, 27. Aug. 1840. Ihr Ergebener

(folgt die Unterschrift des sehr achtbaren Gemeinde-Mitglieds.)

* Bitte.

Die Gefreiten und übrigen Herren Wache-Commandanten unserer Bürgerwehr werden sehr gebeten ein wachsames Auge darauf zu richten daß die Posten, besonders Abends, ihre Gewehre gehöriger Weise und nicht wie Mistgabeln tragen, oder wenigstens die Bajonette abnehmen, denn die Augen der Vorbeigehenden könnten leicht in gefährliche Berührung mit denselben kommen.

* Räthsel über 1 Stammwort in 9 Variationen.

Hast das Stammwort Du zu eigen,
Nimmst Du auch das Zweite gern.
Wohl Dir, kannst der Welt Du zeigen
Daß das Dritte Dir nicht fern.
Auch das Vierte darf nicht fehlen,
Willst Du froh und glücklich sein;
Wollte er Dir aber stehlen
Meines Fünften goldnen Schein,
Würd' es Niemand Dir verdenken,
Wenn Du brauchtest flugs mein Sechs
Um nach Sieben ihn zu lenken
Wo mein Acht die Zähne lechzt.
Würd' es Dir jedoch zu sauer,
Ruf' zur Hülf' das Neun' herbei;
Zwar gewöhnlich ist's ein Bauer,
Dennoch folgsam Dir, und treu.

W. Michaelis.

(Hierbei als Beilagen: »Schnellpost ꝛc.«, und »Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.«)

A. Daves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die

SCHNELL-POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 70 des Bürger-Freundes für 1840.

Sonntag, den 30. August.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Der Berliner „Figaro" schreibt: Unter den großen Lappalien, mit denen leider deutsche Journale soviel sich beschäftigen, ist wohl die allergrößte: der Schnurbart des Sängers Pöck, von dem alle Augenblicke einmal die Rede ist. Es mag meinetwegen ein ganz scharmantes Exemplar sein, ich erinnere mich, daß er auch meinen Neid erregt hat, aber die Journalistik sollte nicht von dem, was auf Pöck's Oberlippe wächst, so viel Notiz nehmen. Da wird bald berichtet: der schöne Bart, er habe fallen müssen, ein Opfer der Intendanten-Bosheit, oder er sei freiwillig abgelegt worden, ein Resultat der Liebe, oder es sei ihm durch Kontrakt eine lebenslängliche Existenz zugesagt worden; bald soll er nach oben gestrichen, bald nach unten gezogen sein u. s. w. Die Braunschweigsche Hofbühne hat jetzt ebenfalls im Kontrakt dem Bart ein bleibendes Unterkommen unter Pöck's Nase sichern müssen. Hr. Pöck darf laut Kontrakt unter keinen Umständen angehalten werden, sich rasiren zu lassen. Vor Kurzem machte dieser berühmte Bart in London bei der deutschen Oper Aufsehen, wo ihm Hr. Schumann ein besonderes Benefiz versprochen hatte.

In Waldorf im Königreiche Sachsen trat der merkwürdige Fall ein, daß am 28. October vorigen Jahres vier Ehepaare, welche am 16. 22. 23. September und am 3. November 1789 copulirt worden waren, zugleich vor demselben Altare wiederum feierlich eingesegnet wurden. Eins dieser Jubelpaare konnte sogar im häuslichen Familienkreise ein Menuett tanzen, wobei ein Musikant mitspielte, der demselben an ihrem ersten Hochzeitstage vor 50 Jahren denselben Tanz vorgespielt hatte. Mit der Menuett mags noch gegangen sein, bei unsern jungen Leuten aber, die weiter nichts als Rutscher und Galopps können, wirds über 50 Jahre gefährlich aussehen.

Der bekannte Wasserarzt Prießnitz in Gräfenberg hat seinen einzigen Sohn am Scharlachfieber verloren. Seiner Frau hatte geträumt, der Sohn werde unfehlbar sterben, wenn der Vater ihn nach seiner Methode mit kaltem Wasser behandle. Sie dringt in den Gatten, und dieser giebt zu unrechter Zeit nach. Er übergiebt den kranken Sohn einem andern Arzt und der Knabe stirbt.

In Preußen ist durch ein neues Gesetz auf das Nachmachen einer inländischen Firma, wenn auch eine geringe Abänderung dabei angebracht ist, Gefängnißstrafe bis auf ein Jahr oder Geldstrafe bis auf 1000 Thaler gesetzt worden. Auch bei Unterthanen fremder Staaten, wenn über die Gegenseitigkeit Uebereinkunft getroffen ist, findet dasselbe statt.

Die kleinste Pfarrei in der christlichen Welt ist Steinerskirchen im königl. baierischen Landgerichte Schrobenhausen. Sie enthält nur zwei Bauern, einen beim Pfarrhause zu Steinerskirchen und den andern auf der eine halbe Stunde davon entfernten Einöde Wintersollen.

Dr. Keil in München hat eine Erfindung gemacht, durch welche er Stahlstücken eine beliebig große Anziehungs- und sonach auch Heilkraft verleihen kann, da die magnetischen Strahlen, wie schon bekannt, gegen Gicht, Rheumatismus, Lähmungen und Krämpfe eine Medicin sind, die bei richtiger, gehörig starker Anwendung wirklich heilt. Er hat bereits Magnete, die 500 Pfund Eisen ziehen. Die medicinische Wirkung läßt sich leicht erklären, wenn man bedenkt, daß das Blut Eisentheile enthält und die magnetische Kraft chemisch zersetzend wirkt. Dr. Keil soll mit diesen Magneten schon eine Menge glücklicher Kuren gemacht haben.

Bekanntlich hat man an der Havel unweit Brandenburg ein Bernstein-Lager aufgefunden, ein Beweis, daß früher die Mark unter den Wogen des Oceans geschlummert hat. Der Boden hat auch Aehnlichkeit mit dem an der Ostsee. Moos, Holzmüll, versteinerte Insekten, die in dem Bernstein gefunden und die Novitäten-Sammlungen vermehren helfen, beweisen es noch mehr. Wenn der Bernstein sehen könnte, würde er sich wundern und freuen über die Veränderungen, die während seines tausendjährigen Schlummers über ihm vorgegangen sind.

Aus Berlin schreibt man: Bei Treptow ließ sich dieser Tage ein schwedischer, adeliger Taucher, von Gerdten mit Namen, bewundern. Er stieg mit Stiefeln und Sporen völlig angekleidet vor einer gaffenden Menge in die Tiefe der Spree, schickte Merkwürdigkeiten aus ihrem Bette herauf, correspondirte mit der Oberwelt, zündete Feuer unter dem Wasser an, sägte Holz u. s. w. und kam nach einem stundenlangen Aufenthalt in dem wohligen Grunde wieder an Luft und Licht empor. Er bedient sich des von Fjanhölm in Schweden erfundenen Taucher-Apparats, den man wie ein Kleid nur anzuziehen braucht, um mit den Fischen und Fröschen im Wasser zu conversiren. So schließt sich uns auch das Reich des Wassers auf, während man immer weiter fortschreitet, es im Fluge den Vögeln nachzuthun. Bald werden weder die Segler der Lüfte noch die Fische und Frösche des Wassers etwas vor uns voraus haben. Die ganze Erde muß sich uns noch ergeben und sich uns zum Genuß und zu beliebiger Disposition stellen.

Man liest im Manheimer Journal: „Aus dem Amte Boxberg, den 20. August. In dem Amtsorte Kupprichhausen haben sich sonderbare Vorfälle zugetragen. Ein herabgekommener, übelrenomirter Schreiner daselbst

kam schon vor mehreren Wochen plötzlich in den Ruf eines großen Wunderdoktors. Bei dem großen Aberglauben, überhaupt bei dem niederen Bildungsgrad, der in hiesiger Gegend unter dem Volke herrscht, erwarb sich der Mann bald einen unglaublichen Zulauf. Schaaren von Kranken — oft 100 an einem Tage strömten nach Kupprichhausen, Linderung und Heilung suchend. Man redete allenthalben von der außerordentlichen Heilkraft der Kupprichhauser Amuletten. — Am 17. d. hieß es, „der Doktor sei sehr krank," und bald nachher „er sei verschieden." Sogleich sollte nun Obstanation wie auch Leichenschau vorgenommen werden. Hiergegen protestirten die Angehörigen so entschieden, daß endlich die Ortspolizei eingreifen, und zu Verhaftungen schreiten wollte. In diesem Momente trat der angeblich Todte in phantastischer Kleidung herein, gebot Ruhe, und erklärte: „So eben habe ihn der Allmächtige wieder erweckt, um der leidenden Menschheit noch länger mit seinen segensreichen Kuren zu dienen." Diese Auferstehungsscene, die ohne die bemeldete Störung wahrscheinlich auf den Begräbnißtag verschoben, und dann um so feierlicher ausgeführt worden wäre, kam sogleich zur Kenntniß der Bezirksbehörde, die unverzügliche Untersuchung dieser Vorfälle angestellt hat. Wir hoffen, daß der Wunderdoktor bald am gehörigen Orte seine verdiente Strafe finden werde."

Aus Frankreich.

In Paris kam es vor einigen Tagen zu einem seltsamen Proceß. Monsieur Evariste de St. Ange erschien vor dem Richterstuhl mit einer Klage gegen die Stuhlvermietherin der Kirche St. Loretto. Er behauptete, von dieser Frau die beiden Kirchenstühle gekauft zu haben, auf welchen „die himmlischen Schönheiten Therese und Fanny Elsler" gesessen, habe aber jedesmal, wenn er in die Kirche gekommen, seine beiden, theuer gekauften Stühle besetzt gefundenz hierüber erzürnt, habe er dies theure Andenken, diesen Stuhl „d'une beauté aérienne" in seine Wohnung schaffen wollen, sei aber von der Stuhlverkäuferin, Mad. Mabille, und dem Sakristan daran verhindert. Herr de St. Ange erschien nun mit der Klage gegen die Verkäuferin vor dem Richter, und verlangte die Auslieferung seiner Stühle. Die Klage mußte, da es das Gesetz verbietet, etwas aus der Kirche fortzutragen und zu verkaufen, abgewiesen werden, Madame Mabille versprach aber dem untröstlichen „Lion," ihm, obwohl ein wahrhaftes Drängen von Herren nach diesen Stühlen sei, wie wenn Liebhaber ihre Geliebte aufsuchten, dennoch ihm dieselben künftig zu bewahren. Herr von St. Ange meinte sich nicht darauf verlassen zu wollen, sondern künftighin früh Morgens seinen Mulatten hinzuschicken, der seinen Platz besetzen sollte, bis er selber komme. Mit diesem weisen Vorsatze verließ Hr. von St. Ange, unter dem lauten Lachen der Zuhörer, den Gerichtssaal. Man sieht, von welcher Bedeutung in unsern Tagen eine Operntänzerin ist! Sogar Kirchenprocesse zu veranlassen!

Auf den Boulevards in Paris steht jetzt ein Haus, daß alle Paläste Europa's an Pracht und Eleganz übertrifft. Es soll beinahe ganz aus — Gold sein und nur einige Zierrathen von Stein und Marmor haben, so daß man es im Sonnenschein fast gar nicht ansehen kann, wenn man nicht erblinden will. Jedes Fenster besteht aus einer einzigen Krystallglastafel, die mit Gold eingefaßt ist. Alle Fenster haben vergoldete Balcons. Man sagt, nur ein Restaurateur könne den untern Stock und nur ein Tailleur die Belle-Etage miethen. Die Pariser Speisewirthe und Schneider von der ersten Sorte haben aber auch mehr Einkommen als bei uns die Fürsten kleiner Länder.

Aus England.

Der Mangel an Leichen für die Anatomie hat bekanntlich in England nicht nur zu dem scheußlichen Gewerbe der Resurrectionists (Leichenausgraber), sondern selbst zu furchtbaren Mordthaten Anlaß gegeben. Das beste Mittel gegen solche Abscheulichkeiten ist, wenn man der Hülfe solcher Menschen nicht bedarf, um stets Leichen zu haben. Seit längerer Zeit war deshalb die Bemühung englischer Aerzte darauf gerichtet, Leichen auf eine wohlfeile und zureichende Weise aufzubewahren, und sie glauben endlich das rechte Mittel hiezu aufgefunden zu haben, nämlich Holzgeist, der in die Gefäße eingespritzt wird. Leider steht noch der Aufbewahrung von Leichen, die auf solche Weise präparirt sind, ein Gesetz entgegen, wonach jeder Körper, balsamirt oder nicht, nach sechs Wochen spätestens begraben werden muß.

Aus der Schweiz.

In der Pfarrei Uffikon (Luzern) hatte man schon längere Zeit einen etwas zu kleinen Friedhof, und um etwas Platz zum Begraben zu gewinnen, beschloß man die Wege zu verengern, und da Gräber zu graben, wo seit undenklichen Zeiten keine Leichen mehr hingelegt worden waren. An einem solchen Orte brach jüngst ein Todtengräber ein Grab auf, und kam dabei auf einen noch ziemlich frischen Sarg. Er öffnete denselben und fand darin ein noch unverwestes Skelett, einen großen Mann vorstellend, und dabei einige Münzen, die sich bei näherer Untersuchung als von Gold und Silber und aus den Zeiten Franz des Ersten, Königs von Frankreich, bewiesen. Ihr ganzer Werth mag sich auf 3 — 400 Franken belaufen.

Aus Italien.

Dante's Portrait, von Giotto gemalt, wurde kürzlich in einer Vorrathskammer des Gefängnisses zu Florenz entdeckt, welches ehemals die Capelle des Hauses des Podesta war. Ein Gypsanstrich bedeckte diese kostbare Zeichnung. Dante ist in der Kraft seiner Jahre gemalt, schön, reinlich, majestätisch und keineswegs mit dem Carricatur-Ausdruck, den gewöhnlich seine Portraits haben.

Mosaik.

In Wien gab's einmal einen Kapellmeister, Namens Kaster, wenn ich nicht irre — zu diesem Kaster kommt eines Tages ein junger Mann, als Quäker gekleidet, ganz zitternd und bittet um Unterricht in der Composition. Zu gleicher Zeit übergiebt er einen Empfehlungsbrief von seinem frühern Lehrer in Preßburg, der ungefähr folgendermaßen lautete: „Ueberbringer dieses ist ein eingebildeter Narr, hat einen kleinen Sonnenstich, will die alte Musik umstürzen und behauptet, er wolle es ganz anders machen, als alle Componisten vor ihm. Er hat keine Anlagen und wird es nie zu Etwas bringen. Ich empfehle Ihnen denselbenz sein Name ist Joseph Haydn."

„Herr College," sagte ein witziger Doctor der Rechte zu einem Doctor der Medicin: „Was glauben Sie, was für ein Unterschied zwischen mir und Ihnen ist?" — „O! versetzte dieser, „ich weiß ihn — die Doctoren der Medicin machen kurze, und die der Rechte — lange Processe."

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 70.

Bremen, Sonntag den 30. August 1840.

Gestorben:

Nro. 771. Den 26. Aug. Der Cigarrenmacher Heinrich Christoph Lohmeyer, 19 Jahr; Fehrfelde Nro. 6.

— 772. Den 26. — Der Arbeitsm. Gevert Helmken, 68 Jahr; Brüggemanns Gang Nro. 6.

— 773. Den 27. — Der Tonnenmacheramtsmeister Nicolaus Lange, 65 Jahr; Hohestraße Nro. 13.

— 774. Den 27. — Des verst. Schiffszimmermanns Joh. Diedr. von Ohm Wittwe, geborne Klevenhusen, 70 Jahr; Klevenhusen Gang Nro. 1.

Nro. 775. Den 27. Aug. Des Schneidermeisters Johann Herm. Gerh. Wiechers Tochter, 9 Wochen; Spitzenkiel Nro. 3.

— 776. Den 28. — Johanna Hamstede, 68 Jahr; gr. Krankenstraße Nro. 15.

— 777. Den 28. — Rebecca Adelh. Sophia Stillen, 55 Jahr; Heerdenthorssteinweg Nro. 15.

— 778. Den 28. — Johann Schmidt, 14 Jahr; im Runken Nro. 46.

— 779. Den 28. — Metta Lampe, 19 Jahr; Hastedt Nro. 23.

— 780. Den 29. — Der Arb. Ernst Wilh. Müller, 31 Jahr; Walldammstraße Nro. 16.

Gebuhrten:

Nro. 1031. Den 24. August. Des Drechslermeisters Jacob Martens Ehefr., geb. Hildebrandt, Molkenstraße Nro. 49; von einem Mädchen.

— 1032. Den 24. — Des Sattlergesellen Joh. Friedr. Bruns Ehefrau, geb. Blume, Landweg Nro. 4; von einem Knaben.

— 1033. Den 24. — Des Gastwirths Johann Friedr. Christ. Waltemath Ehefr., geborne Rippe, Schlachte Nro. 35; von einem Knaben.

— 1034. Den 25. — Des Schneidermeisters Friedrich Hinrich Christoph Bantelmann Ehefr., geb. Heuer, Grützmacherstraße Nro. 24; von einem Mädchen.

— 1035. Den 25. — Des Dr. juris und Obergerichtsadvocaten Wilh. Focke Ehefr., geb. Pavenstedt, Comthurstraße Nro. 5; von einem Knaben.

— 1036. Den 25. — Des Stuhlmachers Daniel Anders Ehefr., geb. Bremer, Theerhof Nro. 36; von einem Mädchen.

— 1037. Den 25. — Des Arb. Joh. Georg Heinrich Kahlenberg Ehefrau, geb. Hoins, Häfen Nro. 14; von einem Mädchen.

— 1038. Den 25. — Ein Knabe — Hastedt Nro. 31.

— 1039. Den 26. — Des Cigarrenmachers Carl Wilh. Krauß Ehefr., geb. Mohr, kleine Sortillenstraße Nro. 8; von einem Mädchen.

— 1040. Den 26. — Ein Knabe — Hastedt Nro. 72;

Nro. 1041. Den 26. Aug. Des Schlachtfuhrmanns Carl Heinr. Pieper Ehef., geb. Knoche, Abbenthorswallstr. Nr. 69; von einem Knaben.

— 1042. Den 26. — Des Arb. Christ. Ludw. Röhrs Ehefr., geb. Beyer, Hastedt Nr. 15; von einem Knaben.

— 1043. Den 27. — Des Arb. Joh. Hinr. Bollmann Ehefr., geb. Baumann, gr. Annenstraße Nr. 61; von einem Knaben.

— 1044. Den 27. — Des Landmanns Johann Solte Ehefr., geb. Solte, Neuenlande Nr. 26; von einem Mädchen.

— 1045. Den 27. — Des Fuhrmanns Carl Schröder Ehefr., geb. Rustedt, Süderstraße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1046. Den 27. — Des Schullehrers Georg Friedr. Wilh. Nobbe Ehefr., geb. Herb, gr. Johannisstraße Nro. 36; von einem Knaben.

— 1047. Den 27. — Des Schiffszimmermanns Herm. Christian Mingst Ehefr., geb. Viet, Bollwerk Nro. 22; von einem Mädchen.

— 1048 und 1049. Den 27. — Des Weinküpers Herm. Andreas Meyer Ehefr., geb. Trautmann, Barckhof Nro. 5; von Zwillings-Knaben.

— 1050. Den 28. — Des Kaufmanns Joh. Georg Lorenz Jung Ehefr., geb. Künken, Hutfilterstraße Nro. 20; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 346. Der Dr. u. ordentlicher Professor der Theologie an der Universität zu Halle Julius Müller und Elise Henriette Klugkist hieselbst.

— 347. Der Dr. juris und Notar Georg Heinrich Wedemeyer hieselbst und Caroline von Sommer zu Braunschweig.

— 348. Der Cigarrenfabrikant zu Herstelle bei Hörter Heinr. Ferdinand Broesche und Johanna Catharina Christina Meyer hieselbst.

— 349. Der Arb. Hinr. Ludolph Schultz, oder Schultze, und Anna Sophia Kaiser hieselbst.

Nro. 350. Der Schuhmacher Joh. Christ. Schmidt hies. und des verst. Landmanns zu Aumund, bei Leesum, Joh. Wätjen Wittwe, Gesche, geb. Jungen.

— 351. Der Küpergesell Joh. Evangelist Schnabel hieselbst und Becke Adelheid Oldenbüttel zu Dedesdorff.

— 352. Der Pferdehändler Carsten Daniel Prigge und des verst. Lohndieners Franz Friedr. Wiesinger Wittwe Metta Dorothea, geb. Röhr, hieselbst.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 71.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 3. September 1840.

Laß nur den tollen Spuk der Zeit vorüberschwirren!
Ergötzen kann er Dich, er kann Dich nicht verwirren. Fr. Rückert.

*) An meine Leier.

Erklingst du, meine Leier, du mir so lieb und traut,
Erklingst du auch wohl ferner noch froh und frei und laut?
Hat man an dir begangen nicht jüngstens einen Mord? —
O nein, du meine Leier, noch tönst du ruhig fort! —

Wohl hast du stets gepriesen die Wahrheit, den Verstand;
Wie klangst du immer freudig für's deutsche Vaterland! —
Denn was ich je gesungen in Freude und im Schmerz,
Das sang nicht eit'le Laune, das sang Gemüth und Herz.

O, meine traute Leier, noch jüngst sang ich ein Lied *)
Das tief aus meiner Seele, gar tief emporgeblüht,
Da kam in seinem Eifer ein frommer Mann herbei,
Und nannt es Schandesworte und Gotteslästerei! **)

Wohl mag man also schimpfen in stolzem Grimm und Wahn!
Jedoch mit solchem Worte, was ist damit gethan? —
Ein leerer Schall ist's eben, der wieder leer verklingt,
Und nun und nimmer Störung dem Harfenspiele bringt!

Kling' fort denn meine Leier für Wahrheit und Verstand,
Für diese heil'gen Güter, die uns der Herr gesandt!
Kling' für den rechten Glauben, der frei vom Wahn, und rein,
Und laß' es dich nicht irren wenn Manche „Zeter" schrein!

Erhebe du im Liede die Glaubenstoleranz,
Und reich' der Nächstenliebe den grünen, frischen Kranz,
Und glaube mir: ob Manche mit Tod und Hölle dräun,
Du gehst mit mir dereinstens doch in den Himmel ein!

E. F. aus Braunschweig.

*) Siehe Bürgerfreund Nr. 68.
**) Siehe Bremer Kirchenbote Nr. 34. Dem Herrn Verfasser danke ich für seine freundliche Aufmerksamkeit; er hat vielleicht bewirkt, daß seine christlich frommen Worte Manchem Veranlassung gaben, das „gotteslästerliche Gedicht an Bremen mit seinen Schandworten" zu lesen, und das eben kann mir schon recht sein. Uebrigens ist dies mein letztes Wort in dieser Sache, denn Nichts ist mir verhaßter, als ein Kampf, besonders ein Kampf in Sachen des Glaubens, der nicht mit blankem Schwerte, sondern mit Waffen ausgefochten wird, die in dürrem Holze gebrochen sind.

Napoleon's Abdankung.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblick trat Talleyrand aus dem Zimmer des Kaisers. „Meine Herren," sagte

er, „wenn Sie streiten wollen, so müssen Sie sich hinab bemühen; wollen Sie sich aber besprechen, so bemühen Sie sich gefälligst zu mir hinauf.“ — „Das wäre unnütz,“ erwiederte Macdonald; „meine Freunde und ich erkennen die provisorische Regierung nicht an. — „Wie es Ihnen beliebt,“ entgegnete der Fürst von Benevent.

Am folgenden Tage frühstückten die Bevollmächtigten beim Marschall Ney, als ein Adjudant des Kaisers sie benachrichtigte, daß sein Gebieter sie erwarte. Der Kaiser empfing sie mit demselben Wohlwollen, wie am vorigen Tage; aber die Umstände hatten sich sehr geändert. Alexander erklärte den Bevollmächtigten, daß Napoleon und seine Dynastie dem Thron entsagen müßten. Vergeblich suchten diese einen solchen Entschluß zu bekämpfen. Alles war vergeblich. Nun ersuchten sie den Kaiser um einen zweitägigen Waffenstillstand, dessen sie bedurften, um neue Vollmachten einzuholen. Alexander gestand ihn zu; er ging sogar noch weiter; einen Bleistift nehmend und ihn dem Marschall Macdonald überreichend, sagte er: „Herr Marschall, ziehen Sie selbst die Gränzlinien beider Armeen.“ — Dieser lehnte es ab, worauf der Kaiser die Seine als Gränze bestimmte: das rechte Ufer sollten die Verbündeten besetzen, das linke die französische Armee. Durch einen sonderbaren Irrthum fiel aber auf der Karte, die dem österreichischen Generalstabe zugesendet wurde, Fontainebleau innerhalb der österreichischen Linien.

Alexander brachte noch einmal das Loos Napoleon's zur Sprache. „Versichern Sie ihm,“ sagte er zu den Bevollmächtigten, „daß er auf eine seinem früheren Range entsprechende Weise behandelt werden soll; wenn er meine Staaten bewohnen will, wird er gut aufgenommen werden, wo nicht, soll er die Insel Elba oder sonst etwas erhalten.“ (D. Forts. folgt.)

* Wie steht's um die Lehre von der Gottheit Christi und um die Hoffnung seiner Apostel auf seine Zukunft?

(Beschluß.)

Nur in einer Zeit, als die Bibel nichts anderes sagen durfte, als was auch dem Ohr des Deisten und Naturalisten erträglich lautete, konnten auch jene seltsamen Versuche wieder hervorgesucht werden und in der biblischen Exegese sich Geltung verschaffen; nicht bloß sämmtliche Reformatoren, sondern auch die meisten und besten der neueren Ausleger haben sie als gänzlich unhaltbar verworfen. Grade durch Hervorhebung des Höchsten was er von Christo sagen konnte will Paulus den hohen Vorzug Israels, mit Ihm gleichsam in Blutsverwandtschaft zu stehen um so wichtiger machen. Was nun ferner die Lehre des Paulus an andern Stellen seiner Briefe betrifft, so kann man sich leicht überzeugen, daß sie mit der in diesem Ausspruch enthaltenen vollkommen übereinstimmt. So wird dem Sohne Gottes nicht bloß vor seiner Menschwerdung die Gottgleichheit zugeschrieben (Philipp. 2 v. 6) sondern derselbe auch im Blick auf seine zukünftige Erscheinung zum Gericht geradezu Gott genannt. (Tit. 1 v. 3. 2 v. 13.) Allerdings ist nach Paulus Gott der Vater der Urgrund alles Seins; der Sohn aber ist das vollkommene Ebenbild des Vaters, und eben darum in vollkommener Wesensgleichheit mit Ihm. Coloss. 1 v. 15. 2. Cor. 4 v. 4. Hebr. 1 v 3. Unleugbar wird auch der Sohn Gottes, wie es schon dieser unvergleichliche Name ausspricht, als abhängig vom Vater, als Alles nur aus Ihm und durch Ihn besitzend dargestellt, und zwar nicht bloß in Hinsicht seiner menschlichen, sondern auch hinsichtlich seiner göttlichen Natur. Allein dies steht mit seiner göttlichen Würde nicht allein in keinem Wider-

spruch, sondern es wird eben erst durch Feststellung dieses Verhältnisses zum Vater unser Glaube an Christum ein wahrhafter Glaube an Gott, der in Ihm sich selbst kund gethan hat, und nur in Ihm sich immer völliger und endlich in dem vollkommensten Sinne seinen Geschöpfen enthüllen und offenbaren wird. — Allerdings hat das Verhältniß der Gemeine der Gläubigen zu Christo eine gewisse Gleichförmigkeit mit dem Verhältniß Christi zu seinem Vater, wie es 1. Cor. 3 v. 23 und an vielen andern Orten angedeutet ist, besonders im Hohenpriesterlichen Gebet des Herrn Joh. 17; und wenn das Erlösungs-Werk wird vollendet sein, so bedarf es der Versöhnung und Vermittlung durch Christum nicht weiter, weil der Zweck derselben erreicht ist, und das göttliche Leben alle Seligen und Heiligen durchdringt, wie es 1. Cor. 15 v. 24 und folg. angedeutet wird; doch ist dadurch nicht ausgeschlossen, daß die Herrschaft Christi, sofern sie dann die Herrschaft Gottes des Vaters selbst ist fortwähret von Ewigkeit zu Ewigkeit, was Paulus eben so deutlich an vielen Stellen seiner Briefe bezeugt hat, z. B. Hebr. 1 v. 12 u. 8 vergl. Psalm 45 v. 7. Dan. 7 v. 14. Kurz, die ganze Fülle der Gottheit wohnet in Ihm. Col. 2 v. 9, so daß, wer Ihn siehet den Vater siehet, wer Ihn höret den Vater höret, wer Ihm glaubet, vertrauet, und also Ihm die höchste, Niemandem als Gott zukommende Ehre erweiset, sie eben damit dem Vater selbst erwiesen hat, der in dem Sohn allein erkannt und verehrt sein will; wer aber den Sohn nicht hat auch keinen Gott hat, und also auch kein Leben aus Gott. 1. Joh. 2 v. 23. 5 v. 12. Gott hat die Welt geschaffen: er hat sie geschaffen durch Christum. — Gott hat die Welt erlöset: er hat sie erlöset durch Christum. Gott wird die Welt richten: er wird sie richten durch Christum. Das ist die Lehre des Paulus, des Petrus, des Johannes, der Pfeiler und die Grundveste der Wahrheit, die da führt zur Gottseligkeit auf Hoffnung des ewigen Lebens. (Wer sich weiter zu belehren und fester zu überzeugen wünscht, wie einstimmig, und doch wieder einander ergänzend und erklärend die Apostel darüber geredet und gezeuget haben durch den Geist der Wahrheit, den verweisen wir gern auf die treffliche Schrift von Prof. Kleuker: Johannes, Petrus und Paulus als Christologen, Riga 1785.)

Haben aber die Apostel sich nicht etwa irrige Vorstellungen von Christo gemacht, und namentlich von seiner Wiederkunft auf die Erde Hoffnungen gehegt, welche durch den Erfolg widerlegt worden sind, und die uns also ihr Evangelium selbst, das solche Hoffnungen hegen lehrte verdächtig machen müssen? — Das ist die zweite Frage, die unser Verf. bejahen zu müssen glaubt, jedoch abermals mit ausdrücklichem Wunsche nach besserer Belehrung. Inzwischen scheint sich derselbe bei der Vorstellung, daß Paulus sich mit falschen Vorspiegelungen getäuscht habe (obgleich ihm dies ein wahrhaft gräßlicher Gedanke ist!) seltsamer Weise ziemlich wohl zu befinden, und tröstet sich damit, daß Wissenschaft, Sprachgelehrsamkeit und Geistes-Bildung aus dieser Schale des Irrthums den Kern der Wahrheit dennoch lösen würden, so daß man zweifelhaft sein könnte, ob es mit dem Versprechen sich gern eines Bessern belehren zu lassen wirklicher Ernst sei. Doch, wir wollen durch solche Zweifel uns nicht abhalten lassen, so weit es in der Kürze geschehen mag und ohne weitläuftige Erörterungen möglich ist, solchen Bedenklichkeiten abzuhelfen. Wie allgemein in der ersten apostolischen Kirche die Erwartung einer nahe bevorstehenden Wiederkunft des Herrn in seiner Herrlichkeit, zur Erlösung der Seinen verbreitet war, ist zu bekannt, als daß es der Nachweise im Einzelnen bedürfte. Hatte doch Paulus die Thes-

salonicher selbst darüber zu trösten, daß Einige aus ihrer Mitte, weil sie noch vor diesem herrlichen Tage gestorben waren, an der dann eintretenden Seligkeit nicht gleichen Antheil mit den noch Lebenden erlangen möchten. Und wir sehen aus 2. Thess. 2 v. 1 — 3, daß diese Erwartung Veranlassung zu mancherlei trügerischen Verheißungen, die durch falsche Briefe unter des Apostels Namen unterstützt wurden, gegeben habe, und daher von Paulus 1. Thess. 5 v. 1 — 3 und 2. Thess. 2 v. 3 auf ihr richtiges Maaß zurückgewiesen werden mußte, wie auch von Petrus 2. Petri 3 v. 8 u. 10 — 14.

Also, hör' ich hier Fragen, war es denn doch ein Irrthum, der aus der apostolischen Predigt von Christi Zukunft hervorgegangen war, und von den Aposteln der Hauptsache nach getheilt wurde? — Ein Irrthum? — bedenke Freund, was du damit aussprichst. Sind dir etwa Irrthumslosigkeit und Allwissenheit gleichbedeutende Worte, oder ist einer dann, wenn er eine Sache nicht weiß und auch nicht zu wissen behauptet, über sie im Irrthum? Nur der Unverstand könnte so etwas behaupten. Und doch verhält es sich so und nicht anders mit den Erwartungen der Apostel hinsichtlich des Zeitpunkts der Zukunft des Herrn. So oft und bestimmt ihr Herr und Meister von seiner Zukunft geredet hatte, so deutlich er sie als eine wirkliche, persönliche, allen Lebenden und Verstorbenen sichtbare Erscheinung bezeichnet hatte z. B. Matth. 16 v. 27. 25 v. 31, Luc. 12 v. 36. 21 v. 27 u. s. w.: — so hatte er doch nie einen bestimmten Zeitpunkt namhaft gemacht, an dem seine Zukunft zu erwarten wäre. Im Gegentheil hatte er selbst erklärt: Von dem Tage und der Stunde wisse Niemand, auch die Engel nicht im Himmel, auch der Sohn nicht, sondern allein der Vater. Ja, gerade dieses Nichtwissen der Zeit, wann jene große Schluß-Catastrophe eintreten werde, sollte ihnen und allen künftigen Genossen des ewigen Reiches die Nothwendigkeit und Dringlichkeit einer beständigen Bereitschaft auf diesen Tag, wozu er sie so ernstlich und wiederholt aufforderte recht wichtig und einleuchtend Stellen machen; daher eben so oft, als die große Sache selbst, ihnen eingeschärft wird: Ihr wisset nicht, wann es Zeit ist! (Man vergleiche Matth. 24 v. 36, 42, 44, 50. Luc. 12 v. 39 u. 43 folgg. Marc. 13 v. 33 u. 35 und folgg.)

Wie nun? Hätte der heilige Geist sein Amt, zu erinnern an die Worte, die der Herr geredet (Joh. 14 v. 26) so schlecht bei den Aposteln verrichtet, daß sie hätten meinen können, seinen Vorschriften stracks zuwider die Erwartung der Zukunft Christi, die er selbst als nahe bezeichnet, willkürlich in die Ferne rücken, oder bei sich selbst sagen zu dürfen, wie jener böse Knecht: (Matth. 24 v. 48.) Mein Herr kommt noch lange nicht? Es war vielmehr den Worten des Herrn und der Wahrheit vollkommen gemäß, daß sie die Möglichkeit festhielten, auch selbst noch den Tag des Herrn zu erleben, da ja niemand berechnen mochte, wie schnell die, als denselben vorhergehend, angekündigten Ereignisse eintreten könnten. Denn mehr als die Annahme einer solchen Möglichkeit, wie sie das Nichtwissen schon voraussetzt, läßt sich aus keinem Worte oder Ausdruck eines Apostels, der sich auf jene Erwartung bezieht, entnehmen. Denn wenn der Ausdruck 1. Thess. 4 v. 15: „wir, die wir leben und überbleiben," nicht bloß sagen sollte: diejenigen christlichen Brüder, welche leben und überbleiben u. s. w. sondern, wie der Verf. jenes Aufsatzes zu verstehen geben will, die bestimmte Versicherung geben sollte, er selbst und die damals lebenden Thessalonicher würden dies erleben — dann hätte ja Paulus nicht bloß eine Lüge gesagt, indem er behauptet: Es

sei dies ein Wort des Herrn, sondern er hätte auch in dem nämlichen Briefe dieser angeblichen Zuversicht widersprochen, indem er Cap. 2 v. 2 und 10 gerade die völlige Ungewißheit darüber zum Grunde seiner Ermahnung macht. Was aber 1. Cor. 11 v. 26 und ähnliche Stellen betrifft, in welchen die Christenheit im Großen und Ganzen bis ans Ende der Zeiten angeredet wird, so müßte, wenn die Erklärung des Verfassers gelten sollte, auch der Herr Christus selbst mit seiner großen Verheißung Matth. 28 v. 20: Ich bin bei Euch alle Tage bis an der Welt Ende! auch den Aposteln die Versicherung ertheilt haben, sie würden bis an den jüngsten Tag auf Erden bleiben, und nie dahin kommen, bei Christo zu sein, wie Er hier bei ihnen war. Hätte der Verfasser sich die Mühe geben wollen 1. Thess. 4 v. 13 — 18 aufmerksam zu lesen, so würde er gefunden haben, daß der Trostgrund des Apostels durchaus gleichen Werth hat, ob die Zukunft Christi nach 1 oder nach 10,000 Jahren zu erwarten wäre, indem ja die bis dahin entschlafenen Christen Alle gegen die alsdann Lebenden eben so wenig im Nachtheil stünden. — Es ist keine Stelle vorhanden, in welcher die Apostel den Tag des Herrn auf einen irgend einen bestimmten Termin gestellt hätten, so daß man sich je von ihnen für getäuscht halten dürfte. Eben so wenig haben sie selbst je darauf gerechnet jene Zeit auf Erden zu erleben, oder über ihr eigenes oder ihrer Mitjünger Abscheiden von der Erde je ein Befremden geäußert, als sei dieß ihrer Erwartung zuwider gewesen. Schließlich werde noch bemerkt, daß jenes Nichtwissen keineswegs die weiteren Aufschlüsse und Offenbarungen ausschloß, die den Aposteln nach und nach über die näher liegende Zukunft geworden sind, (wie z. B 2. Thess. 2 v. 1 — 12. 2 Petri 3 v. 8 — 13.) bis durch die Offenbarung, die Johannes auf Patmos erhielt die Bestimmung der einzelnen Epochen des Näherkommens des allezeit Nahen hinzukam. —

Was der Verfasser sonst noch von Zeitvorstellungen und von Rabbinisch-allegorischer Bibelerklärung des Apostels vorbringt, so ist mir die Neigung, mich darüber auszulassen, ziemlich vergangen, denn nach der Probe, welche derselbe von seiner Hermeneutik bei der Stelle 1. Cor. 10 v. 4 gegeben hat würde er z. B. nach 1. Cor. 10 v. 2 u. 3, dem Apostel auch den Gedanken unterlegen, es habe bei den Israeliten vermittelst des Durchzugs durch das rothe Meer und der Begleitung einer Wolkensäule eine wirkliche Taufe und beim Manna-Essen eine christliche Abendmahlsfeier stattgefunden. Auf dergleichen Behauptungen sei nur erwiedert, daß der Verfasser gegenwärtiger Zeilen nicht bloß überhaupt die Vernunft für eine herrliche Gabe Gottes hält, sondern allermeist bei Erklärung der heil. Schrift deren Gebrauch und Anwendung für unerläßlich achtet, wenn man nicht den heiligen Männern Gottes Vorstellungen beimessen, und wiederum nach Begriffen und Vorstellungen sie beurtheilen soll, die jene ächten Gottesgelehrten mit den Kinderschuhen ausgezogen haben.

---

* Auch eine Meinung.

Es ist merkwürdig und nicht wohl erklärlich, wie so Manche, die sich nicht ohne Seitenblick auf Andere, rechtgläubige und ächte Christen, wahre Fromme nennen, und Jesum Christum nicht bloß für einen von Gott gesandten Lehrer und Erlöser der Welt, den eingebornen Sohn Gottes, sondern für Gott selbst halten, auf manche Aussprüche des Apostels Paulus einen höhern Werth legen, als auf Jesu Aussprüche und Lehren selbst. Wir, unsers Theils, schätzen den Apostel Paulus unendlich hoch wegen seines erleuchteten Geistes, seines vortrefflichen Charakters und seiner außeror-

denklichen Verdienste um die Ausbreitung des Christenthums, und geben ihm vollkommen Recht, wenn er 1. Cor. 15, 10. 2 Cor, 11, 23. mit liebenswürdiger Bescheidenheit von sich selbst sagt: „Ich habe viel mehr gearbeitet, denn alle d. h. ich habe mehr für die Ausbreitung der Lehre Jesu gewirkt, als die übrigen Apostel zusammengenommen; nicht aber ich, sondern Gottes Gnade, die in mir ist," aber wir können ihn doch nicht über den Meister selbst stellen. Dieser sagt: Matth. 5, 44. „Segnet, die euch fluchen"; wollten wir nun Gal. 1, 8. wörtlich nehmen, so segnete Paulus nicht, sondern er verfluchte selbst und handelte dem Ausspruche Jesu geradeswegs zuwider. Wir wollen es Paulus auch gar nicht anrechnen, daß er eigentlich gar kein Apostel Jesu, d. h. kein von Jesu selbst erwählter Jünger war, also nicht zu den Zwölfen (Matth. 10, 2. 3. 4.) gehörte, sondern erst 2 oder 3 Jahre nach Jesu Erhöhung von der Erde durch die bekannte Erscheinung auf dem Wege nach Damascus aus einem eifrigen Christenverfolger zu einem Christusverehrer bekehrt wurde, wie wir im 9. Capitel der Apostelgeschichte lesen. Es ist daher auch sehr fraglich, ob er Jesum, wenn auch, wie wahrscheinlich, gesehen (da er sich der Zeit zu Jerusalem scheint aufgehalten zu haben, wie dies jedoch schwerlich kann erwiesen werden, da der Name Paulus (damals noch Saulus) zuerst bei der Steinigung des Stephanus (Apostelgeschichte 7, 57. und 8, 1.) die etwa 3 Jahre nach der Kreuzigung Jesu erfolgte, vorkommt) doch je ihn näher gekannt habe. Die einzige Stelle, die dafür zu sprechen scheint ist 1. Kor. 11, 23. wo es heißt: „Ich habe es von dem Herrn empfangen ꝛc. ꝛc." Doch ist dies durchaus unwahrscheinlich, denn wenn er schon zu Lebzeiten ein Verehrer Jesu gewesen wäre, wie hätte er denn drei Jahre nach seinem Tode sich als einen so wüthenden Christenverfolger zeigen können; daß es von ihm heißen konnte: „Saulus aber hatte Wohlgefallen an seinem (des Stephanus) Tode" (Apostelg. 8, 1.) und 9, 1. „Saulus aber, schnaubete noch mit Dräuen und Morden wider die Jünger des Herrn! Jene Stelle 1 Kor. 11, 23. „Ich habe es von dem Herrn empfangen," kann also nur etwa so erklärt werden: Ich habe die Verordnung unsers Oberhauptes (wegen der Feier des heiligen Abendmahles) auch so ertheilet, wie ich sie erhalten habe, (nämlich von den übrigen Jüngern, die bei der Einsetzung gegenwärtig gewesen waren). Vielmehr ist anzunehmen, daß er Jesum für einen Irrlehrer gehalten und verfolgt habe bis zu jenem Phänomen, welches seinen Uebertritt zum Christenthum zur Folge hatte.

Wir können aber nicht in Abrede stellen, daß er mit seiner Bekehrung zum Christenthume nicht gleich alle jüdisch-rabbinische Vorstellungen abgestreift hatte, und daß er namentlich durch seine Lehre vom Opfertode (stellvertretende Genugthuung) nicht zu erkennen giebt, daß er in allen Stücken den reinen Geist der Christusreligion aufgefaßt hatte, und eben in diesem Punkte viel Verwirrung in die christliche Glaubenslehre gebracht hat. Es ist schwer, zu behaupten, daß der Apostel Paulus, der vor seiner Bekehrung so entsetzlich irren konnte, nach derselben mit einmal infallibel geworden, also, wenn auch noch so erleuchtet, kein Mensch geblieben sei; da wir doch wol überhaupt annehmen müssen, daß die heiligen Schriftsteller, wie sehr sie auch von dem göttlichen Geiste inspirirt waren, doch immer Menschen blieben. Dies bezeuget auch der Apostel Petrus, wenn er zu dem Hauptmann Cornelius spricht: Stehe auf: „Ich bin auch ein Mensch."

Wir bemerken dies hier nur, um darauf aufmerksam zu machen, daß es wohl ohne Grund geschieht, wenn man dem Apostel Paulus vor

allen übrigen Aposteln eine besondere Autorität in seinen Aeußerungen über die christlichen Glaubenslehren, namentlich über die Natur Christi, beilegt, sondern, daß man am sichersten dabei verfährt, wenn man die Aussprüche sämmtlicher neutestamentlicher Schriftsteller zusammenhält, insbesondere aber die Aussprüche Jesu selbst zum Grunde legt und diese entscheiden läßt; daß wir aber überhaupt uns zu hüten haben, diese Aussprüche, die sich auf das Uebersinnliche und Unbegreifliche beziehen und gewöhnlich unter Bildern vorgetragen sind, zu wörtlich zu nehmen, sie haarscharf zu analysiren, gegen einander, wie auf der Goldwage, abzuwägen und Urtheile und Glaubenssätze darauf zu gründen, da doch die Erfahrung der Jahrhunderte gelehrt hat, daß wir über manche Glaubenslehren, eben weil wir hier nicht im Schauen sondern im Glauben leben", und jetzt erst „durch einen Spiegel in einem dunklen Worte sehen" (2. Kor. 5, 7. 1. Kor. 13, 12.) nicht zur Gewißheit und zur Einigung kommen werden. Es ist wahrlich nicht mehr an der Zeit, gnostische und manichäische, arianische und athanasische Streitigkeiten hervorzurufen, sondern das Beste, uns von dem Geiste Jesu Christi in alle Wahrheit leiten zu lassen.

†

* Antwort.

Da es dem Herrn Wilhelm Fritze beliebt hat, seinen am 27. August an mich geschriebenen Brief sofort in Nro. 70 dieses Blattes abdrucken zu lassen, *) ohne auch nur erst die doch bald genug erfolgte Antwort abzuwarten: so theile ich dieselbe jetzt mit, so wie sie am 29. August im Hause des gedachten Herrn ist abgegeben worden. Ohne freilich für den Druck ausgearbeitet zu sein, als Privatbrief flüchtig entworfen, lautete sie also.

Sr. Wohlgeb. Herrn Wilhelm Fritze.
Bremen.

Ew. Wohlgeboren,

geehrtes Schreiben vom 27. August, eine Stelle in meinem Sendschreiben an Herrn Dr. Paniel betreffend, ist mir richtig zugekommen. Da der Vorfall, von welchem die Rede ist, mir zwar sicher genug, aber doch erst durch die dritte Hand war bekannt geworden so konnte ich zwar keinen Anstand nehmen, ihn zu erwähnen, hielt es jedoch für passend, ihn nur in den unbestimmteren Ausdrücken „dem Vernehmen nach" und „es soll" vorzutragen.

Ihr Schreiben bestätigt nun vollkommen alles, was ich davon erfahren hatte, und alles, was ich davon gesagt habe. — Daß dies Schreiben von den 41 unterzeichneten Herren nicht unmittelbar an Herrn Dr. Krummacher addressirt und eingeschickt ist, sondern an die Herren Bauherren, und daß dann zwei der letzteren Herren in der wohlbegründeten Ueberzeugung, darin dem Wunsche und Willen der unterzeichneten Herren völlig gemäß zu handeln, es selbst, oder eine Abschrift desselben dem Herrn Dr. Krummacher zugesandt haben, ist ja ein so unbedeutender, nur die Form betreffender Nebenumstand, daß er das Urtheil über den ganzen Vorfall nicht im mindesten ändern kann. Wenn ich es deshalb ganz unerwähnt gelassen habe, von wem die Einsendung des Schreibens geschehen: so kann meine Darstellung, wegen Weglassung eines gänzlich unerheblichen Nebenumstandes, doch nicht der Ungenauigkeit beschuldigt werden.

Nur dann würde eine solche darin gefunden werden können, wenn Sie erklärten, daß die zwei Herren Bauherren von dem Schreiben einen dem

*) Nicht von dem oben genannten Herrn, sondern von einem andern St. Ansgarii-Gemeinde-Mitgliede wurde uns die Abschrift jenes Briefes, wie sie sich im Bürgerfreund findet, zugestellt.
Die Redaction.

Wunsche der Herren Unterzeichner widersprechenden, ihnen misfälligen Gebrauch gemacht hätten. Da ich aber diese beiden Herren dessen nicht fähig halte, Sie auch eine solche Erklärung nicht abgegeben: so bleibe ich der Meinung, daß die Einsendung des Schreibens an Herrn Dr. Krummacher, wenn auch nicht unmittelbar von den Herren Unterzeichnern veranstaltet, doch ganz deren Wunsch gemäß war.

Daß nun auf die Abfassung dieses Schreibens die Art, wie Herr Dr. Paniel den Herrn Pastor Krummacher in seinen Predigten angegriffen, einen Einfluß geübt hat, habe ich als eine Meinung aufgestellt, deren sich keiner, welcher diese Predigten gelesen hat, wird erwehren können. Sollte ich darin geirrt haben: so steht es nicht bei mir, sondern bei Ihnen, öffentlich zu erklären, daß diese Predigten ohne allen Einfluß auf Sie geblieben sind.

Da ich nun nichts Unrichtiges gesagt habe: so verbietet mir auch mein Gerechtigkeitsgefühl, mich auf irgend eine Berichtigung einzulassen. — Indem ich mir noch die Bemerkung erlaube, daß ich bei der rückhaltlosen Offenheit, mit welcher ich in dieser ganzen Sache aufgetreten bin, der verdächtigenden Bemerkung, durch mich sei „die Sache, ob absichtlich oder nicht absichtlich entstellt" wohl hätte überhoben bleiben können, empfehle ich mich

Ew. Wohlgeboren
ergebenst
J. N. Tiele.

Oberneuland, den 28. Aug. 1840.

* Bemerkung.

Wenn ich über die große Interims-Weserbrücke gehe, und sehe, wie 25 und mehr Menschen Jahr aus Jahr ein beschäftigt sind, einen Block, Ramme, oder wie es heißt, aufzuziehen und wieder fallen zu lassen, um nach und nach die Pfähle zur neuen Brücke in die Erde zu rammen, so kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, wie es möglich ist, daß man bei dem Standpunkte, auf welchem heutiges Tages die Mechanik steht, und wo man in den complicirtesten Maschinerien die Erfindsamkeit und Schärfe des menschlichen Geistes bewundern muß, in diesem Falle sich noch immer einer Methode bedienet, welche an die rohesten Anfänge der Mechanik erinnert. Sollte es denn nicht Maschinen, Hebelwerke geben, wodurch das einfache Aufziehen eines elenden Klotzes bewirkt würde, das nun durch die Hände einer Masse von Menschen geschieht, und giebt es deren nicht, sollten hier denn nicht etwa mobile Dampfmaschinen angewandt werden können, deren Kraft vielleicht die Kraft von hundert Menschen aufwiegen würde? — Sollte man in andern großen Städten, namentlich Englands und Frankreichs auch noch immer diese rohe beschwerliche und kostspielige Methode anwenden? —

Auflösung des Räthsels in Nr. 70 d. Bl.

Haus. Hausfrau. Hausfrieden. Hausfreund. Hausehre. Hausrecht. Hausthür. Haushund. Hausknecht.

---

* Anzeige.

So eben ist erschienen und in der Exped. des Bürgerfreundes so wie bei den Herren Buchbindern zu haben:

Das Mädchen mit der Schürze,
ein neuer Kalender auf das Jahr 1841.
Preis 10 Grote.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.", und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Daves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die

SCHNELL-  POST

für „anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu **Nr. 71** des Bürger-Freundes für **1840.**

Donnerstag, den 3. September.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Man berichtet aus Ruhrberg (Kreis Montjoie), 20. August: „In gegenwärtiger Erndte hat hier ein Ackerwirth beim Mähen seiner Früchte auf einem Acker einen Kornhalm gefunden, der nicht eine Seltenheit von 2 oder 3 Aehren trug, sondern an demselben fanden sich nicht weniger als 15 Aehren, wovon die Länge einer, der Haupt-Aehre, eine ordentliche Spanne, die anderen, an jeder Seite letzterer 7 wechselseitig gegenüberstehend, eine Länge von 1½ bis 2 Zoll betrugen, und alle mit Körnern reichlich geschmückt waren.

Der zweite Band der „deutschen Pandora" enthält in den Aufsatze: „Wandertage im Schwarzwald, von Friedrich Ludwig Bührlen", bei Gelegenheit des Besuchs einer Dorfkirche am Sonntage, folgende beherzigenswerthe Bemerkungen über Prediger und Predigt: „Warum sind gute Prediger so selten? Wohl darum, weil die wenigsten Geistlichen viel erlebt, die äußere und innere Welt stark in sich bewegt haben, um das Dogma mit den Anliegen des Gemüths vermitteln zu können. Wenigen gelingt es, im Moment die Schule zu vergessen, des unendlich Mannigfaltigen eines traditionellen Wissens sich zu entäußern, und auf der höhern Stufe der Redekunst so der Gegenwart zu genügen, so den Augenblick zu ergreifen, so frisch, natürlich und schlagend zu sprechen, wie es ihnen als Menschen im fortrückenden Leben ungesucht gelingt. Die kunst- und salbungsvolle Rede soll als ein augenblicklich freier Erguß erscheinen. Das erfordert ein kräftiges Lebensgefühl. Muß doch auch der Denker, der Dichter, um nur Einen Gedanken treffend und klar auszusprechen, um das kleinste gemüthvolle Gedicht zu schaffen, schon den ganzen Kreis des Lebens und der Bildung durchlaufen, und, über alle falschen Tendenzen, alle hergebrachten, abgenützten Formeln erhoben, die höhere Freiung errungen haben."

In dem Garten des Gastwirths Diehl zu Hausen bei Frankfurt steht ein Baum, der voll reifer Aepfel hängt und zugleich in voller Blüthe steht. Auch bei Rödelheim stehen mehrere Obstbäume in frischer Blüthe.

Aus Frankreich.

Man unterhält sich in Paris von einem höchst pikanten Proceß, der in einigen Wochen vor der Corrections-Polizei abgehandelt werden wird, und in dem nicht geringere Angeklagte, als der jetzige und der frühere Conseils-Präsident, Herr Thiers und der Marschall Soult, erscheinen sollen. Der Kläger ist Herr Goldstücker, ein in Deutschland in den Jahren 1806 — 15 sehr thätig gewesener Mann, der namentlich einmal die Einnahme der Festung Glatz durch die Franzosen durch seine Kühnheit und Gewandtheit verhinderte. Der jetzige Proceß bezieht sich auf Don Carlos nnd seine Sache im Jahre 1834.

Der Luftschiffer Lardet hat am 2. August in Toulon beinahe das Leben eingebüßt. Er wollte in einer sogenannten Mongolfière aufsteigen, konnte diese aber nicht gehörig in Tragfähigkeit setzen und schleppte sich so lange Zeit in unbedeutender Höhe umher; endlich stieg der Ballon durch Auswerfung alles Ballastes etwas höher, kam aber eben so schnell wieder zurück und stieß dabei an einen Schornstein, so daß Hr. Lardet aus der Gondel geschleudert wurde und etwa drei Stockwerk hoch hinabstürzte. Unterdessen verursachte der bei dieser Gelegenheit ausgeschüttete brennende Spiritus den Brand eines Oel- und Spiritus-Magazins, das nur mit der größten Anstrengung gelöscht werden konnte. Der unglückliche Luftschiffer ist in einem sehr bedenklichen Zustande.

Vor einigen Tagen schickte in Paris Hr. Hypolite Souverain, Verleger, einen Huissier zu Hrn. von Balzac, um diesen letztern zu zwingen, ihm ein Manuscript zu liefern, das er schon längst versprochen hatte. „Ich komme, um den Dorfpfarrer, einen Roman in zwei Bänden, zu holen," sagte der ministerielle Beamte. „Ich habe ihn noch nicht angefangen," antwortete Hr. von Balzac. „Alsdann wollen wir die Kosten betreiben," versetzte der Huissier. — Herr von Balzac beschwichtigt ein wenig den Cerberus und begehrt drei Tage. — Sie werden bewilligt. Nach Verlauf dieser Zeitfrist befand sich das ganze Manuscript des Dorfpfarrers bei Hrn. Souverain. Hr. von Balzac hatte zwei Bände in 8, das heißt 700 Seiten, in drei Tagen und drei Nächten geschrieben; er gestand dem Verfasser dieser Zeilen ein, daß er in diesen drei Nächten blos zwei und eine halbe Stunde geschlafen habe.

Aus England.

Die Clegg'sche Lufteisenbahn bei Wormwood Scrubbs ward vor einigen Tagen von zwei deshalb ernannten Regierungscommissaren, Sir Frederic Smith und Professor Barlow, beaugenscheinigt, die, so wie mehrere gleichfalls anwesende ausgezeichnete Ingenieure und Praktiker, ihre vollkommene Zufriedenheit mit diesem „neuen großen Ergebniß der praktischen Philosophie (so nennen die Engländer die Mechanik)" ausdrückten. Die Wagen scheinen bei ihrer Zurücklegung von dreißig Meilen in einer Stunde gleichsam wie von Zauberkraft getrieben, und das Auge, das an das schwere dampfende Gerumpel der auf allen andern Eisenbahnen üblichen Locomotive gewöhnt ist, kann nicht satt werden, das Schauspiel dieser kaum wahrnehm-

baren, eben so einfachen als gewaltigen Kraftentwicklung zu bewundern. „Diese Erfindung," sagt die Times, der wir vorstehende Angabe entlehnen, „wird, wie alle ähnlichen, auf Widerspruch stoßen, und mit den Vorurtheilen und Interessen einer Menge von Menschen zu kämpfen haben; aber wir zweifeln nicht, daß sie zuletzt und zwar in nicht langer Zeit zur allgemeinen Anwendung gelangen wird."

Das am 17. August zum Besten der nothleidenden polnischen Flüchtlinge zu Ermorne House, Chelsea, veranstaltete ländliche Fest war keineswegs so zahlreich besucht, als man erwartet hatte, woran hauptsächlich das ungünstige Wetter Schuld war. Hr. Green, der bei dieser Gelegenheit seine 276. Luftfahrt in Gesellschaft eines Hrn. Macdonell machte, wäre auf ein Haar dabei sammt seinem Gefährten verunglückt, kam aber noch mit genauer Noth, nach mancherlei Unfällen und nachdem der Ballon längere Zeit in geringer Entfernung von der Erde umhergetrieben worden, mit einigen inneren und äußeren Verletzungen, die hoffentlich nicht gefährlich sind, davon. Er selbst erklärte, daß dies die schlimmste ued gefahrvollste aller seiner Fahrten gewesen sei. Während seines Herumtreibens stürmte der Ballon ein Mal gerade über einer Heerde Rindvieh hin, das vor der fremdartigen Erscheinung entsetzt davonrannte.

Aus Italien.

Ein Schreiben aus Mailand berichtet folgenden Vorfall: Ein Priester, der kürzlich eines Abends spät von dem Besuche eines Kranken auf dem Lande bei Pistoja zurückkehrte, gewahrte in den Fenstern eines ihm befreundeten Pachters noch Licht, und öffnete, ein Familienfest vermuthend, die nicht verschlossene Hausthür, um die Gesellschaft zu begrüßen. Als er in den ersten Stock gelangte, fand er die Tochter des Hauses, ein Mädchen von 15 Jahren, an einem Wandbalken aufgehängt. Er schnitt sie sogleich los, und suchte sie wieder zu beleben. Sie kam auch wieder zur Besinnung, und bedeutete ihm, da sie noch nicht reden konnte, durch Geberden, daß er in das nächste Zimmer gehen möge. Er trat hinein, und fand ihre beiden Eltern todt, mit allen Anzeichen der Ermordung. Als er zu dem Mädchen zurückkam, konnte sie reden, und erzählte ihm nun, daß 5 Männer, worunter des Priesters eigener Diener, ins Haus gedrungen seien, zuerst ihre Eltern ermordet, dann sie gehängt, und hierauf mit dem vorräthigen Gelde, dem Silbergeräth ꝛc. sich davon gemacht hätten. Der Priester brachte das Mädchen zu einem Nachbarn und ging nach Hause. Sein Diener kam wie gewöhnlich, um ihm beim Auskleiden zu helfen, aber der Priester trug ihm auf, in den Keller zu gehen, und ihm, da er erschöpft und durstig sei, eine Flasche Wein zu holen. Der Diener ging; der Priester schlich hinter ihm her, und sperrte ihn glücklich in den Keller ein. Er eilte hierauf zur Behörde, die ihm sogleich Mannschaft mitgab; man drang in den Keller, wo man außer dem Diener zwei seiner Genossen festnahm; die andern beiden jedoch entkamen nach verzweifeltem Kampfe. Sämmtliche Beute wurde im Keller gefunden.

Als Erben des in Nizza verstorbenen Paganini sollen sich bereits sechsundvierzig illegitime Kinder gemeldet haben.

Aus den Vereinigten Staaten.

In einer Provinzialstadt Nordamerika's hat man vor Kurzem eine neue und seltsame Art Lynch-Gesetz ausgeübt. Es fiel nämlich einigen neu eingewanderten deutschen Jünglingen ein, einer jungen und ziemlich hübschen Schauspielerin die Pferde auszuspannen, um sie nach europäischer Weise eigenhändig nach Hause zu ziehen. Die Eingebornen, die gar keine Idee von solcher sklavischen Handlung haben, und nebenbei jeden Eingewanderten mit verdächtigen Augen ansehen, meinten nicht anders, als die Burschen bildeten eine Bande wohlgekleideten Raubgesindels, und nahmen keinen Anstand, sich derselben zu bemächtigen, während das arme Mädchen, von Angst gefesselt nicht weiter könnend, auf der Gasse hielt. Umsonst bemühten sich die kunstsüchtigen Jünglinge, den Bauern ihre wahre Absicht verständlich zu machen, dieselben harrten lange in der Meinung gefoppt zu werden; und als es demnach durch gründliche Deduktion gelang, ihr deutsche Sitte dem Verständniß zugänglich zu machen, brachen Alle in ein wieherndes Gelächter aus, und es däuchte ihnen die Schmach dieser Absicht noch weit größer, als die des Diebstahls, — und sonach schlägt ein erfinderischer Kopf vor, die zuglustigen jungen Hengste an einen nahen Pflug zu spannen! Allgemeiner Beifall rief zur That, und ehe fünf Minuten vergingen, zogen die Enthusiasten, statt der Schauspielerin, einen Pflug, getrieben von mehreren tüchtigen Peitschen, bis ihnen der Schweiß aus allen Poren drang, und sie einer nach dem andern ermattet niedersanken, worauf man sie liegen ließ und ihrem fernern Schicksale anheim gab.

Auf einem von Cincinnati nach Pittsburgh bestimmten Dampfboote ward unlängst von einem am Bord befindlichen Neger ein Mord-Anschlag gegen sämmtliche Passagiere, 60 bis 70 an der Zahl, zur Ausführung gebracht, weil sich die große Mehrzahl derselben bei einer Discussion über Emancipation oder Nicht-Emancipation der Neger-Sclaven für letztere erklärt hatte. Der Neger, der das Amt eines Unter-Stewards versah, vergiftete das für die Gesellschaft bestimmte Brod, und sämmtliche Passagiere erkrankten, wurden aber noch glücklich durch Anwendung von Gegengiften gerettet. Der Neger, der sein Verbrechen eingestand, wurde in die Cajüte gesperrt, stürzte sich aber durch das Fenster der Cajüte in das Wasser und ist wahrscheinlich ertrunken.

Mosaik.

Der Pfarrer Spörer zu Rechenberg im Fränkischen ließ 1720 eine Predigt drucken, in welcher nachstehende Stelle noch eine nachträgliche Erwähnung verdient: „Das Frauenzimmer lieb' ich von Natur, wenn es schön, galant, komplaisant, honnet, sauber aufgeputzt wie ein schönes Pferd, da weiß ich schon, wie sie zu respektiren seien, die recht haushalten können, dem Manne Alles an den Augen absehen, was er will, ha! da lacht das Herz, wenn der Mann heimkommt, und einen so liebenswürdigen Engel antrifft, die ihm mit den schneeweißen Händchen empfähet, küsset, herzet, ein Bratlein und ein Salätlein auf den Tisch trägt, und sich zu ihm hinsetzet und spricht: Engel, wo will er heruntergeschnitten haben? und was dergleichen honig- und zuckersüße Sachen mehr sind. — Wenn man aber einen boschi boschi roschi einen Rumpelkasten, ein altes Reibeisen, einen Zeidelbär, eine Haderkatz, ein Mutterfell im Hause hat, die immer brummt, mumm, mumm, mumm, die eine Thür zu-, die andere aufschlägt, die in Schlott mit der Ofengabel hinausfährt und wieder auf den Heerd herunterplumpt, die ein Gesicht wie ein Nest voller Eulen macht, die lauter Suppen aus dem Hölentopfe anrichtet, und was des Teufelszeugs mehr ist, die lieb ich nicht, der Teufel mag sie lieben."

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 71.

Bremen, Donnerstag den 3. September 1840.

Gestorben:

Nro. 781. Den 29. Aug. Des vst. Strumpfwebermeisters Hinrich Wessels Wittwe, geb. Schaffer, 78 Jahr; Klosterstraße Nro. 3.

— 782. Den 29. — Der Höker Joh. Friedrich Begemann, 44 Jahr; Sandweg Nro. 4.

— 783. Den 30. — Des Schenkwirhs Conr. Waltemath Tochter, 1 Jahr; Schwachhausen Nro. 11.

— 784. Den 31. — Des Seifensabrikanten Elard Kohl Sohn, 3 Wochen; in der Wisch.

Nro. 785. Den 31. Aug. Des verst. Schiffscapitäns Jost Hinrich Bruns Wittwe, geb. Engelken, 65 Jahr; alten Steinweg Nro. 88.

— 786. Den 1. Sept. Des Mäklergehülfen Johann Georg Wilh. Bode Sohn, 10 Wochen; gr. Rosenstraße Nro. 17.

— 787. Den 1. — Der Küpergesell Gottl. Schuncke, 49 Jahr; Grünenstraße Nro. 64.

— 788. Den 2. — Der Arb. Joh. Herm. Hinr. Meier, 54 Jahr; Klosterort Nro. 8.

Geburten:

Nro. 1051. Den 27. August. Des Kaufmanns Friedrich Carl Ferdinand Nielsen Ehefr., geb. Böving, am Wall Nro. 18; von einem Knaben.

— 1052. Den 28. — Des Arb. Christ. Ludwig Waltemath Ehefr., geb. Blomrath, Schleifmühle Nro. 7; von einem Mädchen.

— 1053. Den 29. — Des Schiffscapitäns Hermann Otto Ehef., geb. Frerichs, Doventhorssteinweg Nro. 1 B; von einem Mädchen.

— 1054. Den 29. — Des Schneidergesellen Joh. Phil. Schmidt Ehefr., geb. Giesmann, Muggenburg Nro. 44; von einem Mädchen.

— 1055. Den 29. — Des Cigarrenfabrikanten Friedr. Pflüger Ehefr., geb. Boschen, vor Spephani Nro. 8; von einem Mädchen.

Nro. 1056. Den 29. Aug. Des Siebmachers Joh. Hinrich Hähnel Ehefr., geb. v. de Wall, Dreckort Nro. 19; von einem Mädchen.

— 1057. Den 29. — Des Schuhmachers Joh. Andreas Schultze Ehefr., geb. Kraus, Zeughausgang Nro. 3; von einem Knaben.

— 1058. Den 29. — Des Landmanns Georg Hespe Ehefr., geb. Garbade, Schwachhausen Nro. 20; von einem Mädchen.

— 1059. Den 30. — Des Gastwirths Joh. Berend Christian Frese Ehefr., geb. Dammeyer, gr. Johannisstraße Nro. 71; v. e. M.

— 1060. Den 1. September. Ein Mädchen — hinter der Balge Nro. 6.

— 1061. Den 2. — Des Zimmermeisters Christ. Poppe Ehefr., geb. Dannemann, Weerder Nr. 44; von einem Mädchen.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 72.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 6. September 1840.

— Nur der Glaube Aller stärkt den Glauben;
Wo Tausende anbeten und verehren,
Da wird die Gluth zur Flamme, und beflügelt
Schwingt sich der Geist in alle Himmel auf.

v. Schiller.

* Des Sonntags Feier.

Horch! die Kirchenglocken schallen,
Laden zum Gebet uns ein;
In des Domes heil'gen Hallen
Sollen wir versammelt sein,
Und am Gottgeweihten Ort
Betend hören Gottes Wort!

Armer, dessen Tag' im Leben
Noth und Ungemach gezählt;
Reicher, Du, dem viel gegeben,
Und dem doch noch Vieles fehlt;
Greis und Jüngling, Weib und Mann,
Eilt und hört die Predigt an!

Hört der Orgel Feierklänge,
Und den Sang vom vollen Chor;
Stimmet ein in die Gesänge,
Hebt das Herz zu Gott empor;
Betet innig, und vertraut
Ihm, der liebend auf euch schaut!

Fried' und Ruh' wird euch dann werden
Was euch drückte, drückt nicht mehr;
Kummer, Gram und sonst Beschwerden,
Quälten sie auch noch so sehr,
Durch Gebet am heil'gen Ort
Wanntet ihr sie, sie sind fort!

D'rum wenn's läutet von dem Dome
Säume nicht und eil' hinein;
Näher wirst Du Gottes Throne,
Er Dir lieber, trauter sein,
Wenn im brünstigen Gebet
Dort die Menge zu ihm fleht!

W. Michaelis.

Napoleon's Abdankung.

(Fortsetzung.)

5.

Nachdem Napoleon den größten Theil der Nacht gewacht, hatte er am Morgen etwas Schlaf

gefunden. Seine Gesichtsfarbe war bleich, und in seinem Anzuge gab sich eine Unordnung zu erkennen, die ihm sonst nicht gewöhnlich war. In der Hand hielt er einen einfach gebundenen Band: „den Abriß der Kriege Cäsar's," als ein Offizier des Palastes leise die Thür öffnete und die Ankunft der Bevollmächtigten meldete. Der Herzog von Vicenza erzählte, wie der Abfall Marmont's alle diplomatischen Combinationen über den Haufen geworfen habe, und daß man auch die Napoleonische Dynastie nicht mehr wolle. Bei dieser Mittheilung richtet sich Napoleon stolz auf, seine Augen funkeln. „Die Demüthigung ist zu groß!" rief er aus. „Keine Unterhandlungen mehr! Möge das Schicksal sich erfüllen!" — Mit großen Schritten ging er auf und ab. „Ja, wir werden sie schlagen und trotz des Verrathes triumphiren! Soult führt mir 50,000 Mann zu, Suchet wird mit 15,000 Mann der Catalonischen Armee zu ihm stoßen; Eugène wird mit seinen 30,000 Mann an den Alpen eine Bewegung machen. Noch bleiben mir die 15,000 Mann Augereau's, die zahlreichen Garnisonen der Gränzfestungen und Maison's ganze Armee. Wir müssen den Verstärkungen entgegengehen und einstweilen an der Loire manövriren. Dort hat Karl Martel sein Land befreit!"

Napoleon's Worte fanden keinen Wiederhall, und nur Macdonald erwiederte ruhig: „Die Ereignisse haben eine so ernste Wendung genommen, daß jeder Entschluß sorgfältig erwogen werden muß; wir bitten Ew. Majestät, sich zu bedenken." — „Ich habe mich bedacht," sagte Napoleon; „noch ist der Löwe nicht todt!" — Es wäre vergebliche Mühe gewesen, ihm zu widersprechen, da sein Wille desto ungestümer wurde, je mehr Widerstand er fand. Die Marschälle, die ihn kannten, blieben still. Er blieb plötzlich vor Macdonald stehen, und indem er mit der geballten Hand über die Stirn hinfuhr, fragte er: „Herr Marschall, werden mir Ihre Truppen folgen?" — „Nein," antwortete dieser, „denn sie wissen, daß Ihre Majestät abgedankt hat." — „Das ist wahr, aber unter gewissen Bedingungen, wie Sie wissen, meine Herren." — „Die Soldaten lassen sich nicht auf solche Spitzfindigkeiten ein," fuhr Ney auf eine rücksichtslose Weise heraus. Napoleon ließ einen seiner Blicke auf den Fürsten von der Moskwa fallen und sagte dann: „Das werden wir sehen, Herr Marschall." — Hierauf verabschiedete er die Bevollmächtigten, indem er zu ihnen sagte: „Meine Herren, vielleicht bedarf ich Ihrer noch, denn ich bin Sie." — Dem Herzog von Vicenza nickte er gütig und sagte: „Caulincourt, Sie kommen nachher wieder."

Sobald man in Fontainebleau erfuhr, daß die Unterhandlungen abgebrochen seien, hallten die vergoldeten Galerien von Vorwürfen und Drohungen wieder: „Wir haben genug," hieß es. „Wird er denn nicht endlich mit seiner Abdankung zu Ende kommen! Die Verbündeten sind zu gütig! Die neue Regierung nimmt Alle, die zur Armee gehören, mit Freuden auf! — Wer nur konnte, machte sich unter irgend einem Vorwande auf und davon.

Unterdeß rückten die Russen immer näher an Fontainebleau heran und schlossen die kleine kaiserliche Armee immer enger ein. Napoleon hört die Gespräche der Furchtsamen und verspricht, das enge Netz bald zu zerreißen. „Ein Weg, der Courieren verschlossen ist," sagte er, „öffnet sich vor 50,000 Mann. — Er selbst konnte zu keinem festen Entschlusse kommen; ein Parteigängerkrieg widerstrebte ihm, aber etwas mußte gethan werden. Vorher wollte er indeß noch einmal die Marschälle sprechen. Diese werden zusammende-

rufen. Napoleon geht jedem Einzelnen entgegen und empfängt sie mit dem ihm eigenthümlichen Adel. Ney und Berthier kommen zuletzt und sehen verlegen aus. Der Kaiser setzt sich und beginnt die Unterhaltung mit Gemeinplätzen; dann sich an den Fürsten von Wagram wendend, fragt er ihn, ob er Nachrichten von dem Marsche der Verbündeten hat. Dieser nagt nach seiner gewöhnlichen Weise an den Nägeln und antwortet, daß er Kundschafter ausgeschickt habe, und daß alle Nachrichten darin übereinstimmen, daß der Feind sich um Fontainebleau herum aufgestellt hat.

Die Marschälle waren indeß nicht bloß gekommen, um ihm schlechte Nachrichten zu bringen, sondern um seine unbedingte Abdankung zu fordern. Ney berührt zuerst diese zarte Frage, indem er auf eine energische Weise die beklagenswerthe Lage des Landes schildert und den Kaiser zum Schlusse fragt, welche Mittel er habe, um das Vaterland zu retten. Ohne dem Kaiser Zeit zur Antwort zu lassen, bringt jetzt ein Jeder seine Meinung vor; die Unterredung wird lebhafter, stürmisch, nur der Kaiser bewahrt seine Kaltblütigkeit und seine Würde: er schweigt. Als die Ruhe endlich wieder etwas hergestellt ist, nimmt er das Wort, faßt die Gründe der Anderen kurz zusammen und endet mit den Worten: „Zu dem persönlichen Opfer, das man von mir fordert, bin ich entschlossen; aber eine Krone, die ich selbst erobert habe, kann ich meiner Frau und meinem Sohne nicht entziehen."

Obgleich diese Worte nur auf finsteres Schweigen treffen, so fährt der Kaiser doch fort, die Hülfsmittel aufzuzählen, die ihm noch verbleiben, nicht um den Krieg zu verewigen, sondern um die Ehre des Landes zu retten. „Wohlan!" sagt er, „wenn wir Frankreich nicht länger vertheidigen können, so bietet uns Italien eine Ihrer, eine meiner würdige Zuflucht. Ist es nicht das Land der Wunder? Will man mir noch einmal dahin folgen?"

Aber auch dieser Vorschlag wurde nicht besser aufgenommen als die vorigen. Trotz dieser Gleichgültigkeit, ließ Napoleon keine Spur des Zorns blicken. „Sie wollen Ruhe," sagte er; „Sie sollen sie haben. Sie wissen nicht, wie viel Kummer und wie viele Gefahren Ihnen auf Ihren Daunenbetten auflauern. Einige Friedensjahre werden eine größere Zahl von Ihnen wegmähen als der verzweifeltste Krieg." — Der Kaiser sprach prophetische Worte, denn Berthier, Murat, Ney, Massena, Augereau, Lefebvre, Brune, Serrurier, Kellermann, Pérignon, Beurnonville, Clarke und so viele Andere starben in noch nicht sieben Jahren und gingen Napoleon voraus.

Während dieser ganzen Scene erhielt der Kaiser kein Wort des Mitgefühls. Alle Augen waren gesenkt, jeder Mund verschlossen. Bei diesem Anblicke geht in seinem Innern eine plötzliche Revolution vor, die sich äußerlich durch eine furchtbare Blässe verkündigt. Er trocknet seine Stirn, die kalter Schweiß näßt, und sagt: „Meine Herren, ich weiß jetzt, woran ich bin; ich will allein sein. Sie, Herzog von Vicenza, bleiben noch." Als der letzte der Marschälle das Zimmer verlassen hat, zerreißt er ingrimmig sein battistenes Taschentuch und bricht in die Worte aus: „Sie sehen es, Caulincourt, diese Menschen haben weder Herz noch Gefühl. Ich habe von meiner Frau gesprochen, sie für meinen Sohn angefleht. Ich gebe nach, weil ich besiegt bin, aber nicht durch das Glück, sondern durch die Selbstsucht und die Undankbarkeit derer, für die ich Alles gethan habe. O, es ist abscheulich! aber die Geschichte wird nicht so großmüthig sein wie ich."

Nachdem er diese Worte gesprochen, sank er erschöpft in einen Lehnstuhl, der vor seinem Bü-

reau stand, und schrieb die neue Entsagungs-Akte, welche folgendermaßen lautete: „Da die verbündeten Mächte erklärt haben, daß der Kaiser Napoleon das einzige Hinderniß der Wiederherstellung des Friedens in Europa sei, so erklärt er, daß er für sich und seine Kinder auf den Thron Frankreich's und Italien's verzichtet, und daß es kein Opfer giebt, das seines Lebens nicht ausgenommen, das er nicht dem Glücke Frankreich's bringen würde. Im Palaste zu Fontainebleau, den 11. April 1814."

Macdonald, der Fürst von der Moskwa und Caulincourt überbrachten die Entsagungs-Akte nach Paris. Am folgenden Tage wurde nach zweistündigen Konferenzen der berühmte Traktat vom 11. April unterzeichnet. Er bestimmte das Schicksal Napoleon's und der kaiserlichen Familie.

(Die Fortsetzung folgt.)

Green's Luftfahrt über den atlantischen Ocean.

(Fortsetzung.)

In der That fand sich dadurch auch Pilatre de Rozier, Vorsteher der königlichen Museen zu Paris, welcher mit Montgolfier bekannt geworden war, ermuthigt, am 15. Oktober 1783 selbst mit einer Montgolfière aufzusteigen; er hatte dieselbe mit einer Galerie versehen lassen, und nahm eine Glutpfanne mit sich, um die den Ballon erfüllende Luft nach Belieben ferner erhitzen und ausdehnen zu können, worin das bei dieser Einrichtung hinreichende, aber freilich höchst gefährliche Mittel zum Steigen und Senken des Ballons besteht. Bei diesem ersten Experimente wurde der Ballon noch mit Stricken festgehalten; da es aber gelang, so wagte Rozier, in Begleitung des Marquis d'Arlandes, am 21. November desselben Jahres eine zweite, nunmehr wirkliche Luftreise. „Diese kühnen Luftfahrer," sagt der Bericht, „stiegen um ein Uhr 54 Minuten, nachdem die Maschine in kaum acht Minuten aufgeschwellt worden war, vom Schloßhofe zu la Muette in die Höhe, blieben 25 Minuten in der Luft, wurden vom Winde über einen Theil von Paris und die Seine getrieben und kamen, indem sie mittelst geschickter Behandlung des Feuers und dadurch bewirkter Hebung und Senkung des Aerostaten, den Gegenständen, an welche sie hätten stoßen können, ausgewichen waren, weit über eine Meile vom Aufsteigungspunkte wohlbehalten wieder zur Erde." Ihre Maschine faßte 60,000 Cubikfuß, und die Last, welche sie mit sich aufzog, betrug 1600 Pfund.

Diese mit Montgolfièren gewonnenen Erfolge veranlaßten den oben genannten Erfinder der Charlière, Charles, mit Beistand seines Gehülfen Robert, in einer solchen ebenfalls eine Luftfahrt zu unternehmen. Sie stiegen am 1. December 1783 in einer am Ballon befestigten Art von Triumphwagen aus den Tuilerien auf, gingen, in einer Höhe von etwa 1800 Fuß, über vier Meilen weit fort und ließen sich bei Nesle nieder, wo Robert ausstieg, Charles aber mit dem dadurch erleichterten Ballon sich neuerdings, und zwar bis zu einer, dem Aetna fast gleichen Höhe von 9000 Fuß *) erhob, noch 35 Minuten in der Luft verweilte und sodann ebenfalls glücklich zur Erde kam. Seitdem wurden solche aerostatische Versuche theils mit Montgolfièren, theils mit Charlièren sehr häufig wiederholt, so daß ihre Zahl bis zum März 1785

*) Diese Messungen der vom Luftschiffer erreichten Höhen werden bekanntlich am leichtesten mittelst mitgenommener Barometer gemacht, in welchen das Quecksilber in einem gewissen Verhältnisse zu jenen Höhen sinkt.

bereits bis auf 35 gestiegen war, ohne daß jedoch die Kunst selbst dabei sehr ausgebildet worden wäre, noch die Wissenschaft einen Vortheil davon gehabt hätte.

Ich bemerke aus dieser Epoche der Aeronautik daher auch nur für die Leserinnen, daß am 4. Juni 1784 zum ersten Male eine Frau (eine gewisse Madame Thible) eine Luftfahrt wagte, und zu Lyon vor dem damals in Frankreich reisenden König Gustav von Schweden aufstieg, eine Höhe von 8500 Fuß erreichte und zwei deutsche Meilen in 45 Minuten zurücklegte. Unerwähnt darf aber das unglückliche Ende des schon oben angeführten Aeronauten Pilatre de Rozier nicht bleiben. Er stieg, in der Absicht, über den Kanal nach England zu gelangen, begleitet vom Parlementsadvokaten Romain, am 15. Juni 1785, zwischen Boulogne und Calais, mit einer sehr großen Montgolfière auf; die Maschine wurde aber von der mitgenommenen Glutpfanne entzündet, und beide Luftschiffer stürzten aus einer bedeutenden Höhe herab und wurden gänzlich zerschmettert. Ohne die, durch dieses traurige Beispiel in das grellste Licht gesetzte außerordentliche Feuergefährlichkeit der Montgolfièren, würden sie, wegen der Einfachheit ihres Princips, unbedingt vor allen übrigen aerostatischen Maschinen den Vorzug verdienen.

Die, Rozier und Romain nicht geglückte Ueberfliegung des Kanals war aber indeß einem andern Luftschiffer doch schon gelungen. Der bekannte Blanchard, ein geborner Franzose von mechanischen Talenten, hatte dieselbe in einer von ihm construirten Charlière, begleitet vom Amerikaner Dr. Jeffries am 7. Januar 1785 wirklich ausgeführt. Sie waren in Dover aufgestiegen, ließen, da das Wasserstoffgas zu schnell aus ihrem Ballon entwich (ein Umstand, weshalb eben Green, wie wir unten näher sehen werden, so reines Wasserstoffgas nicht anwendet, sondern gekohltes vorzieht), unterwegs die größte Gefahr, in das Meer zu stürzen, so daß sie Alles, selbst ihre Kleidung, auswerfen mußten, kamen aber doch endlich im Walde von Guiennes wohlbehalten zur Erde. — Für diese Leistung erhielt Blanchard vom König von Frankreich 12,000 Franken und außerdem eine Pension von 1200 Franken. Dieser Abenteurer durchzog nachher ganz Europa als Luftschiffer, und starb 1809, nachdem er 66 Aufsteigungen glücklich ausgeführt hatte, ohne jedoch dadurch der Wissenschaft überhaupt, noch der Technik seiner Kunst im Besondern genützt zu haben, wenn man nicht etwa die Erfindung des bekannten Fallschirms, die er gemacht haben will (Andere schreiben sie dem jüngern Montgolfier zu), ausnimmt. Seine Frau setzte, wie wir gleich mit anführen, nach seinem Tode sein gefährliches Handwerk fort, verunglückte aber bei einer im Juni 1819 vom Tivoli zu Paris aus unternommenen Aufsteigung, indem sie in großer Höhe ein mitgenommenes Feuerwerk anzündete, wodurch der Ballon selbst in Brand gerieth und sie herabstürzte. Zu den auf ähnliche Weise verunglückten Aeronauten gehört ferner der bekannte Graf Zambeccari aus Bologna, dem man wissenschaftliches Verdienst nicht absprechen kann, indem er zuerst den jetzt von Green besonders verfolgten Gedanken aussprach, durch abwechselndes Heben und Senken des Ballons mittelst Auswerfens von Ballast oder Entlassens von Gas diejenige atmosphärische Schicht aufzusuchen, in welcher gerade der verlangte Luftstrom regiert. Als er indeß zur praktischen Ausführung dieser Idee am 21. September 1812 zu Bologna eine Luftfahrt unternahm, blieb sein Ballon an einem Baume hängen, fing an einer mitgenommenen Weingeistlampe Feuer, und der Luftschiffer fand dabei seinen Tod.

In die Kategorie der bei meiner Absicht besonders zu berücksichtigenden Luftfahrer über Meer gehört noch die Reise von Crosbie, welcher am 19. Juli 1800 in Dublin aufstieg, um über den hier etwa fünfzehn Meilen breiten St. Georgskanal nach Holyhead in England zu gehen. Seine Gondel war, wie ich hervorzuheben habe, mit einem zweckmäßig construirten Rande versehen, um im unglücklichsten Falle als Kahn zu dienen; auch hatte sich der Luftschiffer so eingerichtet, daß er gegen 300 Pfund Ballast mitnehmen konnte. Anfangs trieb ihn ein steifer Westwind in der gewünschten Richtung gerade nach England; bald aber wurde die Windrichtung Nordost, so daß er länger in ziemlich gleicher Entfernung von der irischen und englischen Küste blieb, deren Anblick aus dieser Höhe er in seinem nachherigen Berichte als unbeschreiblich prächtig schildert. Die Kälte war aber in dieser Luftschicht so stark, daß ihm die Dinte gefror und das Queckfilber des Thermometers bis in die Kugel sank (ein Fingerzeig für Green, daß höhere Luftschichten, wenn in ihnen auch die entsprechende Windrichtung herrscht, doch vielleicht wegen der Temperatur ausgeschlossen bleiben müssen). Crosbie selbst litt darunter sehr und empfand zugleich einen heftigen Druck gegen das Paukenfell; er ließ daher etwas Gas entweichen und sank nun, kam aber dabei in einen nördlichen Luftstrom, welcher ihn so schnell gegen das Wasser trieb, daß ihm keine Zeit blieb, Ballast auszuwerfen, und das Wasser in die Gondel drang und seine Papiere zerstörte. Hier zeigte sich aber der Nutzen der oben erwähnten Einrichtung des Randes seiner Maschine, indem er dadurch über dem Wasser erhalten wurde, über welches ihn der Sturm pfeilschnell gegen die Küste trieb, wo ihn ein Schiff auffing, den Ballon befestigte und Alles glücklich in den Hafen brachte.

Ich gehe nunmehr zu den Aufsteigungen über, welche einen bestimmteren wissenschaftlichen Zweck hatten, und rechne dahin zunächst den in militärischer Absicht, nämlich zur Auskundschaftung der österreichischen Stellung am Tage der Schlacht von Fleurus, durch französische Offiziere unternommenen aerostatischen Versuch, über welchen mir ein Bericht von Fourcroy («Ueber die Künste, die der Republik zur Vertheidigung dienten») vom 3. Januar 1795 vorliegt, aus welchem ich, der wirklich großen Merkwürdigkeit wegen, einige Stellen entlehne. «Jedem denkenden Menschen,» heißt es in diesem Berichte, «muß der große Vortheil einleuchten, das Lager einer feindlichen Armee, ihre Stärke, ihre Bestandtheile, ihre Stellung, selbst ihre Bewegungen mit allen Veränderungen in den entscheidenden Augenblicken des Kampfes bestimmt übersehen zu können. Was sind die Nachrichten theuer bezahlter Spione, die Depositionen von Ueberläufern, die kleinern und größern Recognoscirungen im Vergleich zu vollen Ueberblicken von oben herab, denen keinerlei Detail entgehen kann? — Der am Tage des Treffens bei Fleurus zu einem solchen Zwecke benutzte elliptische Luftballon hat 29 Fuß im größten, 19 im kleinsten Durchmesser und 57 im Umfange. Von der Gondel aus können mit Blei beschwerte Fäden zur Erde herabgelassen werden, an welche die beobachtenden Offiziere Papiere mit den niedergeschriebenen Notizen befestigen. Den Nutzen, welchen dieser Ballon an dem genannten Schlachttage gewährt hat, war unermeßlich; man hat denselben aber außerdem mehr als dreißig Mal angewendet; er ist bei Maubeuge vergeblich von einer ganzen Batterie beschossen worden, und unsere erfahrensten Generäle schätzen die Vortheile, die sich davon erwarten lassen, einer Verstärkung von 50,000 Mann gleich.» — Trotz dieser emphatischen Anpreisungen hat man aber von fernerer

militärischer Anwendung der Aerostaten nichts gehört; die Schwierigkeiten der Füllung, besonders aber der Lenkung scheinen abgeschreckt zu haben.

In der eigentlichen Absicht, physikalisch-atmosphärische Beobachtungen zu machen, stieg dagegen am 25. Juli 1799 der bekannte Astronom Lalande mit dem Luftschiffer Garnerin („premier Aëronaute du Nord," wie er sich seit einem zu Petersburg geglückten Versuche mit dem Fallschirme nannte) zu Paris auf; das wissenschaftliche Resultat dieses Versuchs beschränkte sich aber auf genaue Berechnung der erstiegenen Höhe (12,300 Fuß) nach Beobachtungen des Fallens eines mitgenommenen Barometers.

Bedeutender fiel in dieser Hinsicht die von Gay-Lussac am 24. August 1824 in Begleitung von Biot unternommene und vom ersteren am 16. September desselben Jahrs allein wiederholte Luftfahrt aus, bei welch letzterer der beherzte Naturforscher eine Höhe von 21,600 Fuß (1800 F. höher als die Spitze des Chimborazo und überhaupt die größte von einem Luftschiffer bis jetzt erstiegene) erreichte. Beide Aufsteigungen wurden mit großer Präcision bewerkstelligt und haben zur Kenntniß der Beschaffenheit der höhern Luftschichten manches interessante Detail geliefert, dessen Entwicklung hier aber nicht in meinem Plane liegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Amerikanische Alterthümer.

In Amerika sind wieder bedeutende Entdekkungen von Alterthümern gemacht worden. Wir bezeichnen die vornehmsten Funde, theilen die Urtheile einiger amerikanischen Journale mit und fügen ein paar Bemerkungen bei.

Bei Quirangua in Centralamerika haben Catherwood und Stephens zahlreiche alte Bildwerke entdeckt: Statuen von 9 bis 26 Fuß Höhe, einen 23 Fuß hohen Obelisken, mit Hieroglyphen bedeckt, und oben mit einer ausgehauenen menschlichen Figur, einen 12 Fuß hohen Obelisken, zwei sehr zierlich gehauene Altäre, vier Denkmale nahe beisammen, zwischen denen in der Mitte ein grosser runder, mit Inschriften und Hieroglyphen bedeckter Stein liegt. Ein New-Yorker Blatt, der Evening star, bemerkt hiezu: „Man darf sich in Folge der Forschungen in Centralamerika, in Peru und Mexico auf neue, sehr wichtige Entdeckungen gefaßt machen. Wir sind längst überzeugt, daß die neue Welt von den Nachkommen des Pelagus bewohnt war, daß diese Bildwerke, wie die Obelisken und Tempel von Palenque, die Wasserleitungen und Landstraßen in jenen Ländern Werke desselben Volks sind, das Tyrus, Babylon, die Pyramiden und Carthago erbaut hat, der Phönizier, die, nachdem sie bis in die Bretagne und die westlichen Inseln vorgedrungen, vor bald 4000 Jahren im mexikanischen Meerbusen landeten, von wo sie sich im neuen Continent bis zum stillen Ocean und Cap Horn verbreiteten." — Ein Kingstoner Blatt dagegen läßt die Ahnen Montezumas von den Küsten von China oder Hindostan, oder von den großen indischen Inseln her einwandern und ihre Kultur durch die „asiatischen Tartaren" zerstören, welche über die Behringsstraße und die Rocky-Mountains hergekommen. Der Umstand, daß die bei Durango in Mexico entdeckten Mumien Halsbänder aus Seemuscheln haben, die bei Zacatecas am stillen Meer vorkommen, soll sehr für den Umstand sprechen, daß die Einwanderung von China oder Indien her erfolgt sei. Die Antiquare in der neuen Welt scheinen so rasch und keck zu sein als die Spekulanten.

Seltsam, daß fast Niemand dem in seiner Thier- und Pflanzenwelt so originellen Continent

ein eigenthümliches Menschengeschlecht und eine eigenthümliche Entwicklung desselben gönnen mag. Dies fließt am Ende aus derselben Quelle, wie das hochmüthige Vorurtheil, das alle farbigen Racen als gehudelte Afterausgaben des weißen Stammes betrachtet. So lange nicht unzweideutig erwiesen ist, daß die Reste alter amerikanischer Kultur Ausflüsse der alten Welt sind, darf man immer glauben, daß sich die Pyramiden von Palenque zu denen am Nil verhielten, wie der Kaiman zum Nilkrokodil oder die der neuen Welt eigene Meerkatze zum heiligen Cercopithecus, und wer an solchem Glauben Aergerniß nimmt, bedenkt oder weiß nicht, wie wenig man vom vorgeschichtlichen Geschick der ganzen Menschheit weiß und wissen kann. D.

Papierstreifen.

Vertraue auf Gott, wo nur Hülfe von ihm zu erwarten; vertraue auf Gott und dich bei dem, wo du selbst deine Hülfe sein kannst.

Auch der Albernste kann sich ein Verdienst erwerben; er darf nur schweigen.

Es giebt nichts Schlimmes, was Wahrheit nicht wieder gut machen könnte.

Die edelste der Freuden, die über die Besserung eines Andern, ist selten im Menschenherzen; die schändlichste aber, wenn auch der Gute einmal fehlt, ist allgemein.

Die Ungeduld ist so eilig, daß der Erfolg sie nicht einholen kann.

Das Meiste lernt man da, wo man die Lehrer nicht zu bezahlen braucht, wohl aber den Schaden.

Glücklich noch der, welcher aus der Vergangenheit nichts gerettet hat als das Vertrauen, sei's auch nur ein Rest davon.

Tessin.

Aphorismen.

Börne sagt irgendwo: „Kanonenkugeln sind Fleckkugeln für die beschmutzte Welt.“ — Der Hitzkopf! Gleicht er nicht jenem Bär in der Fabel, der an die Stirn des schlafenden Einsiedlers einen Stein schleuderte, um eine Fliege von derselben zu verscheuchen? Die Fliege war freilich fort, aber der Einsiedler erwachte nimmer, um ihm für den Liebesdienst zu danken.

Beide geben — der Geizige wie der Verschwender: dieser nur vor, jener erst nach dem Tode.

Die Freigebigkeit mancher Leute ist oft weiter gar nichts, als eine indirekte Bettelei. Was sie zu fordern sich scheuen, bettelu sie uns durch Gaben ab.

L. Wolfe.

* Anzeige.

So eben ist erschienen und in der Exped. des Bürgerfreundes so wie bei den Herren Buchbindern zu haben:

Das Mädchen mit der Schürze,

ein neuer Kalender auf das Jahr 1841.

Preis 10 Grote.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Daves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die

SCHNELL-  POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 72 des Bürger-Freundes für 1840.

Sonntag, den 6. September.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Dem Arzte Dr. Eggeling zu Andreasberg im Hannöverschen ist es gelungen, sechs Menschen, die durch bedeutende, den Speisen beigemischte Dosen von Arsenik vergiftet waren, und bei denen sich bereits örtliche und allgemeine Folgen der Vergiftung eingestellt hatten, mittelst des von den Doctoren Bunsen und Berthold in Göttingen als sicheres Gegengift erfundenen Eisenoxydhydrates, welches in den Apotheken des Königreichs stets vorräthig gehalten werden muß, von dem schrecklichsten Tode zu retten. Der Fall betraf den königl. Hüttenmeister Seidenstücker und seine Familie, bestehend aus Frau, zwei Kindern, einem Verwandten und einer Dienstmagd; was um so leichter möglich ist, als auf den Hütten des Harzes eine ungeheure Menge von Arsenik bei dem Schmelzen der Erze gewonnen wird.

Fürst Pückler-Muskau verweilte auf seiner Reise nach Marienbad kurze Zeit in Prag. Die schöne Abyssinierin, welche sich in seinem Gefolge befindet, wurde ungemein freudig überrascht, als sie in einem Mohrenknaben, der dort in einem adeligen Hause dient, einen Landsmann erkannte. Die ganze Scene soll äußerst rührend gewesen sein. Fürst Pückler hätte gern den Knaben zu sich genommen, und sein Herr war bereit, dem Wunsche des Fürsten zu genügen; doch der junge Abyssinier weigerte sich standhaft, seinen Wohlthäter zu verlassen. Ein guter Stoff für ein rührendes Drama, mit den gehörigen Kontrasten.

Den Pelz des unfehlbar zu fangenden Bären haben die Franzosen um billigen Preis bereits verkauft. Frankreich will großmüthig von allen Eroberungen kein Dorf für sich behalten; aus Rheinpreußen wird ein eigenes Wahlfürstenthum; der deutsche Bund wird aufgelöst, und die deutschen Staaten zweiten Ranges schließen die lang ersehnte Vereinigung mit — Frankreich. Italien wird auch seine Liebhaber finden. — Schade, daß die deutschen Mäuse für den alten französischen Speck zu klug geworden sind. Selbst wen der Schuh drückt, geht lieber barfuß, als daß er auf französischen Füßen herumläuft; man sieht jetzt die Leichdornen an allen Gesichtern.

Viel Bedeutsamkeit gewinnt gegenwärtig eine kleine, aber gehaltvolle Broschüre, welche bei Franz in München ausgegeben wird. Sie heißt: „Fragmente über Deutschland's und insonderheit Bayern's Welthandel und über die Wichtigkeit des einzigen, ganz deutschen Stromes, der Weser." Jetzt, wo die Land- und Wasserstraßen, namentlich die Eisenbahnen und die Angelegenheiten des deutschen Zollvereins die Staaten so wichtig beschäftigen, kommt diese Schrift so gerade recht en vogue. Sie ist in folgende Abtheilungen gebracht: 1) Bremen der natürliche Hafen von Bayern, Würtemberg, Thüringen und Hessen. 2) Der Ludwigs-Kanal. 3) Memorandum der freien Hansestadt Bremen. 4) Ueber die Handelspolitik des deutschen Zollvereins in Beziehung auf Seehandel. 5) Die Eigenthümlichkeit Bremen's. 6) Begriff und Bedingungen eines National-Seehandels. Der Verfasser ist zwar nicht genannt, die Schrift verräth aber, daß es ein Mann von Geist, Welt und Patriotismus ist. Diese Broschüre verdient vorzüglich als vaterländische Wortführerin eine beachtenswerthe Verbreitung! Mögen ihre Worte nicht verhallen!

Aus Frankreich.

Aus Paris wird berichtet: Unter den Tagesbegebenheiten verdient die Verurtheilung des deutschen Theologen Frenzel zu Evreux in der Normandie eine kleine Stelle. Wenn ein deutscher Gauner in Frankreich etwas ausrichten will, so muß er ein Virtuos in der Gaunerei sein, denn sonst kann er mit seinen französischen Nebenbuhlern nicht wetteifern. Ein solcher ist der Bayer Frenzel, einer der furchtbarsten Diebe, die es je in Frankreich gegeben hat, und doch ist es ihm zuletzt ergangen, wie seinen Collegen; man hat ihn ertappt und zur Galeere verurtheilt. Er steht, glaube ich, auf gleicher Höhe mit einem ehemaligen Husarentrompeter, Romens Picard, von welchem die Zeitungen oft gesprochen haben, und welcher überall stiehlt, überall verhaftet und verurtheilt wird, und sich überall wieder losmacht.

Mlle. Rachel ist jetzt ein gekröntes Haupt. Als sie am 19. August ihr Gastspiel zu Lyon mit einem Benefiz für die Stadtarmen gegeben hatte und nach Hause kam, ward sie von einer Anzahl der ersten Männer Lyon's in Empfang genommen und ihr eine goldene Krone aufgesetzt!

Chameuilles ist das treue Original eines Taugenichts, Müssiggängers, Maikäferhändlers und derlei artiger Gewerbe. Eine gelbe Figur, eingefallene Wangen, mattes Auge, große Ohren geben das schöne Ensemble seines Kopfes. Auf seinem magern Körper hängt eine graue Blouse, welche ziemlich schlecht einige Leinwandüberreste bedeckt, die einst ein Hemd gewesen sein mochten. Seine ganze Miene ist die eines jener unverbesserlichen Kinder, auf deren Rücken Vater und Mutter eine enorme Anzahl Birkenbesen und Ochsenziemer verbraucht haben, ohne dadurch eine merkliche Sinnesänderung in dem Betheiligten hervorzubringen. Eine Anklage wegen Vagabundirung fesselt ihn auf die Bank der Schuldigen. Eine Frau von ungefähr vierzig Jahren, von der Natur mit äußerst spitziger Nase und trefflichen Thränendrüsen begabt, nähert sich dem Tribunal. Der Präsident: „Wer sind Sie,

Madame, und was verlangen Sie?" — Die Frau, schluchzend: „Ich bin die Wittwe Chamouilles, und dieses großen Burschen Mutter." Präsident: „Sie kommen, ihn abzufordern?" Die Wittwe, mit verdoppeltem Schluchzen: „O ja, mein Herr, o ja." Präsident: „Setzen Sie sich, Madame, wir wollen Sie nach der Erklärung Ihres Sohnes anhören." Die Wittwe Chamouilles setzt sich heulend. Präsident, zu Chamouilles: „Man hat sie als Vagabunden angehalten." Chamouilles: „Ich konnte nicht vagabundiren, weil ich schlief." — „Sie schliefen auf öffentlicher Straße, und zur ungewöhnlichen Stunde." — „Es war keine ungewöhnliche Stunde, wir hatten Mondschein." — „Warum haben Sie die Wohnung Ihrer Mutter verlassen?" — „Weil ich arbeiten sollte." — „Und warum wollen Sie nicht arbeiten?" — „Weil ich es nicht kann." — „Sie können mit 19 Jahren kein Handwerk?" — „Wenn es Maikäfer giebt, so arbeite ich, ich verkaufe sie." — „Und das übrige Jahr hindurch, wie leben Sie?" — Ich spiele mit den Gassenjungen, und gewinne ihnen ihre Sous ab." — „Haben Sie keine andern Mittel?" — „O ja doch! Ich lasse meine Haare wachsen, dann verkaufe ich sie für Kautaback." — Wittwe Chamouilles (bei Seite): Unglücklicher! (sie wimmert). — Der Präsident: „Kommen Sie näher, Madame; Sie kommen, Ihren Sohn abzufordern; wenn wir ihn Ihnen zurückgeben, so ist es wahrscheinlich, daß er wieder in seine Laster verfällt." — Die Wittwe: „O nein, nein, er macht sich schlimmer als er ist (sie weint). Herr, geben Sie mir meinen Sohn zurück." (Ein Wolkenbruch von Thränen mit beigemischten Stoßseufzern und verschiedenen Jammertönen.) — „Chamouilles, das Tribunal hat Ihrer Mutter wegen Nachsicht mit Ihnen, und verurtheilt Sie bloß zu acht Tagen Gefängniß." Die Gensdarmen führen Chamouilles fort. Die Mutter folgt, und als der Galgenschlingel die Treppe hinabsteigt, stürzt sie auf ihn los, um ihn mit Faustschlägen zu überhäufen. Man hält sie mit Gewalt zurück, und sie ergießt ihren Zorn in den schmeichelhaftesten Beinamen gegen ihren Sohn; „Räuber. Schurke, Bösewicht! Du kommst nur auf acht Tage in's Loch: hätte ich nicht geplärrt, so wäre es auf zwei Jahre geschehen. Aber laß' Dir einmal beikommen, Galgenvogel, der T . . . hole mich, wenn ich mir noch einmal die Augen für Dich anstrenge, Bandit! Schelm! Landstreicher!"

Aus England.

Ein englischer Jude ersann vor einiger Zeit eine besondere List, um Waaren nach England hinein zu schmuggeln. Er ließ in Boulogne Fässer von unregelmäßiger Form machen, sie mit Gips dick bestreichen und mit Kies, Muscheln und Seegras belegen, so daß sie aussahen wie die Kalkstücke, die in Menge an der Küste von Kent liegen. Diese Fässer wurden mit französischem Branntweine gefüllt, in der Nacht nach Dover herübergebracht und auf den Sand in das Wasser so gelegt, daß sie in der Ebbe trocken waren. Das Fahrzeug stach darauf wieder in See und verschwand. Bald nach Tagesanbruch erschien sodann einer der Schmuggler in Fuhrmannstracht mit einem Karren, fuhr vor der Wache vorbei an den Strand, lud gemächlich die scheinbaren Kalksteine auf, fuhr wieder vor der Wache vorbei und so fort, bis alles in Sicherheit gebracht war. Da kein Fahrzeug dabei zugegen war und nur eine Person sich bei dem Wagen befand, so wurde durchaus kein Argwohn erregt und der Jude betrieb dieses Geschäft eine ziemlich lange Zeit, bis es endlich zufällig entdeckt wurde.

Unter den vielen nützlichen Erfindungen, an denen unsere Zeit so reich ist, fehlte bis jetzt eine, mittelst welcher die Töne des Musikers sogleich auf das Papier übertragen werden können. Der Herr dell' Oro, ein vorzüglicher Künstler, hat endlich nach mehrjährigen Versuchen eine stenographisch-musikalische Maschine hergestellt, welche dem Zwecke einer solchen Erfindung vollkommen entspricht. Wenn man diesen mechanischen Stenographen an einem Pianoforte oder einer Orgel anbringt, wird jede Note, die der Künstler auf dem Instrumente anschlägt, augenblicklich auf Papier übertragen. Die Erfindung macht in England großes Aufsehen.

Aus Spanien.

Noch nie hat man an der spanischen Küste so viel Sardellen gefangen, als in diesem Jahre; es giebt mehr als man einsalzen kann, und sie sind fast gar nicht zu verkaufen.

Aus Dänemark.

Man berichtet aus Kopenhagen, vom 29. August: „Das Holsteinische Zwerg-Kleeblatt, die 3 Geschwister Brockstedt, aus der Gegend von Segeberg (Gut Segalendorf), die sich zur Zeit hier in einer kleinen Pantomime bei den Vorstellungen der Gebrüder Price sehen lassen, sind, wie es neulich in „Dagen" hieß, in mehr als einer Beziehung eine Naturseltenheit. Von sechs Geschwistern, die denselben Vater und dieselbe Mutter haben, sind sie allein so klein geblieben, während die 3 andern Kinder die für einen Menschen gewöhnliche Größe erreicht haben. Hiezu kommt noch der besondre Umstand, daß die Mutter, nachdem sie einen Zwerg geboren, stets ein Kind von der gewöhnlichen Größe zur Welt gebracht hat. Uebrigens sind jene kleinen Personen durchaus keine Mißgeburten, im Gegentheil sind sie wohlgebildet, ihre Gliedmaßen stehen im besten Verhältniß zu einander und ihre Köpfe sind nicht, wie es so oft bei Zwergen der Fall ist, unverhältnißmäßig groß. Sehr komisch ist es, den kleinsten von ihnen als Napoleon gekleidet das Theater gravitätisch auf und abspazieren zu sehen, und wie er dann seine Garde commandirt, die aus einem Manne besteht, und dieser Mann ist, obschon 19 Jahr alt, nur 35 Zoll hoch."

Mosaik.

Folgende Anekdoten wurden in den „Elbinger Anzeigen" mitgetheilt: „Eine Mutter kommt persönlich zum König, um Unterstützung für ihre talentvolle Tochter zu erflehen, daß sie sich auf Staatskosten zur Sängerin ausbilden könne. Der König antwortet, sie möge ihre Tochter zu einer guten Köchin und Hausfrau ausbilden, wenn sie dabei Zeit zum Singen übrig behalte, möge sie Singen in Gottes Namen. — Eine bereits ausgebildete und angestellte Sängerin bittet französisch um Erhöhung ihrer Gage. Der König antwortet nichts als Non. — Von den 60 Invaliden, die noch aus Friedrich des Großen Zeit übrig sind, soll Jeder auf Befehl des Königs eine besondere Unterstützung bekommen, falls er in dem Zustande sei, daß er eine solche Gabe nicht als Beleidigung ansehen könne, wie es ausdrücklich heißt. Deshalb soll sich die Polizei nach den Umständen eines Jeden erkundigen.

Man hat die Behauptung aufgestellt, daß, wenn eine europäische Nation sich außerhalb Europa's ansiedle, der Spanier zuerst ein Kloster, der Italiener eine Kirche, der Holländer eine Börse, der Engländer ein Fort, der Franzose ein Theater und der Deutsche eine Schenke anzulegen pflege.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 72.

Bremen, Sonntag den 6. September 1840.

Gestorben:

Nro. 789. Den 2. Sept. Des verst. Arb. Herm. Schröder Wittwe, geb. Knubben, 62 Jahr; Grafenstraße Nro. 42.

— 790. Den 2. — Des Arb. Aug. Heinrich Meyer Sohn, 7 Jahr; Neuengang Nro. 5.

— 791. Den 2. — Des Arb. Christ. Röhrs Sohn, 8 Tage; Hastedt.

— 792. Den 2. — Des Rentiers Diedr. von Heyman Sohn, 10½ Jahr; Osterthorsstr. Nr. 27.

— 793. Den 3. — Die Haushälterin Maria Hogenkamp, 47 Jahr; Jacobistraße Nro. 19.

Nro. 794. Den 4. Sept. Des Kaufmanns Gerh. Dannemann Ehefrau, geb. Kunoth, 25 Jahr; Ansgariithorsstraße Nro. 9.

— 795. Den 4. — Des Arb. Joh. Wilhelm Francke Ehefr., geb. Steffens, 30 Jahr; gr. Fischerstraße Nro. 3.

— 796. Den 5. — Der Schlachtwächter Andr. Sudholtz, 74 Jahr; Kunst Hof Nro. 3.

— 797. Den 5. — Des verst. Arb. Diedr. Geerken Wittwe, geb. Ehlers, 82 Jahr; Kohlhökerstraße Nro. 49.

Geburten:

Nro. 1062. Den 1. September. Des Glasers Heinr. Sander Ehefr., geb. Müller, Balgebrückstraße Nro. 28; von einem Mädchen.

— 1063. Den 1. — Des Dr. med. Gustav Woldemar Focke Ehefr., geb. Gloystein, Obernstraße Nro. 59; von einem Mädchen.

— 1064. Den 1. — Des Lithographen Joh. Friedrich Wilh. Mester Ehefr., geb. Münch, Piperstraße Nro. 20; von einem Mädchen.

— 1065. Den 1. — Des Schuhmachers Gerd Friedr. Bohne Ehefr., geb. Bierkamp, Panzenberg Nro. 5; von einem Mädchen.

— 1066. Den 2. — Des Zimmergesellen Tölke Elmers Ehefr., geb. Tietjen, Hastedt Nro. 19; von einem Knaben.

Nro. 1067. Den 2. Sept. Des Cigarrenmachers Joh. Conr. Mehler Ehefr., geb. Engelberg, gr. Annenstraße Nro. 70; von einem Mädchen.

— 1068. Den 2. — Des Schullehrers Diedr. Karstendieck Ehef., geb. Schweers, Schwachhausen; von einem Mädchen.

— 1069. Den 2. — Des Arb. Joh. Daneke Ehef., geb. Murken, große Fuhrleutestraße Nro. 38; von einem Knaben.

— 1070. Den 3. — Ein Mädchen — Bollwerk Nr. 2.

— 1071. Den 3. — Des Schuhmachers Carl Diedrich Schreck Ehefr., geb. Knacke, Doventhorsstraße Nro. 1; von einem Mädchen.

— 1072. Den 3. — Des Kaufmanns Johannes Heckemann Ehefrau, geb. Bollenius, Geeren Nro. 22; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 353. Der Tabacksfabrikant Joh. Heinrich Schmidt und Adelheid Peine. Beide von hier.

— 354. Der Schuhmachermeister Tilmann le Brun und Regine Louise Wichmann.

— 355. Der Arb. Gottlieb Könecke und Friederike Wilhelmine Auguste Carlsen hieselbst.

— 356. Der Arb. Joh. Stehge und Johanna Margaretha Henken hieselbst.

— 357. Der Tischlergesell Hinr. Geerken hieselbst und Catharina Dorothea Morbeck aus Elsfleth.

— 358. Der Arb. Diedrich Iden und Margarethe Elisabeth Bade zu Hastedt.

Nro. 359. Der Cigarrenmacher Carl Heinr. Wagner und Anna Adelheid Wiehe. Beide von hier.

— 360. Der Spiegelmacher Joh. Cord Hörmann und Anna Hauptmann hieselbst.

— 361. Der Cigarrenmacher Friedr. August Wilhelm Schweigert hieselbst und Dorothea Motz zu Cassel.

— 362. Der Cigarrenmacher Joh. Wilh. Schoff und Johanna Gertrude Bischoff, gen. Hanewacker, hieselbst.

— 363. Der Cigarrenmacher Peter Joseph Naber und Hedewig Eden hieselbst.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 73.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 10. September 1840.

Der Götze, den sie bilden, ist nicht der ew'ge Gott,
Was sie als Wahrheit künden, das unterliegt dem Spott;
Nur wo Gemüth, Gewissen und Glaube Hand in Hand
Mit Liebe gehn — wird einzig der wahre Gott erkannt. D.

* An den Sänger

des in Nr. 71 dieser Blätter unter der Ueberschrift „an meine Leier" mitgetheilten Liedes.

Du unbekannter Sänger, sei tausendmal gegrüßt!
Du hast mir manche Stunde mit Deinem Lied versüßt.
O halte Deine Leier auch ferner fest im Arm,
Entlock' ihr, wie Du's thatest, Gesänge, mild und warm.
Besing' die edeln Güter, die Wahrheit, den Verstand,
Und laß die Saiten klingen dem lieben Vaterland!
Denn was Du dem geweihet, es ging mir tief ins Herz,
Ich hab' ja auch empfunden des Heimweh's bittern Schmerz.
Auch was Du jüngst gesungen, das Lied voll frommen Sinn,
Dafür nimm still das Schimpfen des „frommen Mannes" hin.
Sie eifern um das Gute, und saggen dennoch frei,
Daß Tugend man nicht brauche, nur Glaube nöthig sei.
Nun, laß sie immer toben — sie thun's in ihrem Wahn,
Und würden jubiliren, fingst Du zu — fluchen an.
Denn wähnten sie voll Dünkel, sie hätten Dich bekehrt,
Du aber hättest schimpflich Dein Saitenspiel entehrt.
Nein, stimme Deine Leier von Neuem hell und rein,
Und sing' von Lieb' und Tugend ins Feindesherz hinein.
Vom wahren Christenglauben, der stark in Liebe ist,
Und so des Herrn Gebote zu halten nie vergißt.
So laß es auch noch ferner Dein christlich Streben sein,
Dem Freunde, wie dem Feinde, der Liebe Kranz zu weihn.
Verstummt einst Deine Leier, gehst Du, vor Gott zu stehn,
Es wird der Gott der Liebe in Liebe auf Dich seh'n!

Maria.

Napoleon's Abdankung.

(Fortsetzung.)

6.

Nachdem der Kaiser sich die letzte Entsagungs-Akte hatte abdringen lassen, schien er unzufrieden mit sich selbst. „Wozu bedurfte es eines Traktates," sagte er, „da man nicht in Gemeinschaft mit mir die Interessen Frankreich's

regeln wollte? Ich fordere bloß, daß man mich nicht zum Kriegsgefangenen macht.«

Es wurde Herr von Beaussет mit einem Briefe der Kaiserin gemeldet. »Gute Louise!« rief er aus, nachdem er ihn gelesen. Herr von Beaussет wollte sich entfernen, aber der Kaiser hielt ihn zurück und unterhielt sich mit ihm über die Insel Elba. Er zeigte ihm ein geographisches und statistisches Buch, welches genaue Angaben über dieselbe enthielt und fügte hinzu: »Die Luft ist gesund und die Bewohner sind wackere Leute; ich werde mich dort nicht übel befinden, und ich hoffe, daß die Kaiserin sich auch behaglich fühlen wird. Und dann haben wir ja auch unsern Sohn, den König von Rom.« — Sodann plötzlich zu einem anderen Gegenstand übergehend, fragte er: »Sagten Sie mir nicht eben, daß Sie dem General Hullin auf dem Wege begegnet wären?« — »Ja, Sire; ich habe ihn erkannt, obgleich er sehr eilte.« — »Der wird immer zu spät kommen,« fügte der Kaiser lächelnd hinzu, »um mit den Bourbonen Frieden zu schließen.« Hierauf ging er zu Betrachtungen über andere seiner Generäle über. »Wie Hullin,« sagte er, »war Lefebvre auch immer vorauf, wenn es sich um einen Freiheitskrieg handelte; ich hoffe, daß ihm die Bourbonen das nicht zu sehr verübeln werden. Macdonald ist ein braver und ehrenwerther Soldat. Erst in der letzten Zeit habe ich die Vortrefflichkeit seines Charakters ganz würdigen lernen. Und Ney! Was für ein Soldat! Er ist die Tapferkeit selbst, aber weiter reichen seine Fähigkeiten nicht. Wenigstens werden ihm »die Anderen« nicht den Vorwurf machen können, daß er Höfling ist. Bertrand ist durchaus mit meinem Schicksale verschmolzen, eben so wie Berthier. O, Berthier wird sein Leben mit dem meinigen enden. Ich fürchte nicht, daß die Freundschaft, die ich für ihn hege, mich parteiisch macht. Aber da kömmt er ja mit Mürat. Sehen Sie, Beaussет, wie betrübt er über unser Unglück, über meinen Kummer ist. Der hat mich wirklich geliebt.«

Der Fürst von Wagram, Arm in Arm mit dem Herzog von Bassano, schritt langsam auf der Terrasse einher. Napoleon winkte ihm, daß er schneller gehen möge. Herr von Beaussет entfernte sich. Kaum war Napoleon in sein Kabinet zurückgekehrt, wohin ihm Bassano und der Fürst von Wagram folgten, als dieser einen Vorwand herausstammelte, der ihn zwänge, Fontainebleau zu verlassen. Er habe wichtige Papiere in Sicherheit zu bringen, und diese Rücksicht mache seine Anwesenheit in Paris erforderlich. Der Kaiser sieht ihn erstaunt an, ohne daß der Fürst es bemerkt, weil er die Augen niederschlägt. »Berthier,« sagte er dann, seine Hand fassend, »Sie sehen, wie sehr ich des Trostes bedarf, wie wünschenswerth es für mich ist, von meinen Freunden umgeben zu sein!« — Der Fürst antwortet nicht. Der Kaiser fährt fort: »Sie werden morgen wiederkehren, Berthier? Nicht wahr? Morgen früh?« — »Gewiß, Sire.« — Es trat Schweigen ein; der Kaiser unterbricht es, indem er zu ihm sagt: »Nun wohl, gehen Sie.«

Nachdem er sich entfernt, bleibt der Kaiser einige Minuten stumm, endlich legt er seine Hand auf den Arm des Herzogs von Bassano, drückt ihn stark und ruft aus: »Er wird nicht wiederkommen!« — Er sinkt wie vernichtet in einen Lehnstuhl, bedeckt das Gesicht mit beiden Händen und bricht in die Worte aus: »Auch er! Auch er!«

In der That kehrte der Fürst von Wagram nicht zurück.

Der Schmerz, von den Männern verlassen zu werden, die er gemacht hatte, schien dem Kaiser näher zu gehen, als der Verlust der Krone.

Er erörterte die Frage des Selbstmordes. „Sie haben Recht," antwortete er dem Herzog von Bassano, der seine trüben Gedanken zu bekämpfen suchte; „der Selbstmord ist die That eines Spielers, der Alles verloren hat, oder eines ruinirten Verschwenders. Ich selbst habe den Grundsatz, daß man mehr Muth zeigt, wenn man das Unglück erträgt, als wenn man sich des Lebens zu entledigen sucht. Aber die Frage ist die: Hat der Mensch das Recht, sich zu tödten? Ja, wenn sein Tod Niemanden Schaden bringt, und wenn das Leben für ihn eine endlose Qual ist." Er brachte das Gespräch so oft auch auf diesen Gegenstand zurück, daß der Herzog ängstlich wurde und seine Furcht den Kammerdienern Constant und Marchand mittheilte. Diese nahmen aus dem Schlafzimmer des Kaisers einen Dolch weg, den ihm der Großmeister der Maltheser-Ritter einst zum Geschenk gemacht hatte; eben so die Pulverschachtel und die Kugeln, nachdem sie sich überführt hatten, daß die Pistolen nicht geladen seien. Während dessen trafen der Herzog von Vicenza und Macdonald mit dem Traktate in Fontainebleau ein. „Ich will davon nichts wissen!" sagte der Kaiser zu dem Marschall, der ihm denselben hinreichte. „Was soll dieser fremde Kommissarius, den man mir als Spion beigeben will? Fürchtet man, daß ich entfliehe? Ich bin kein Schüler. Und dann billige ich auch gewisse Artikel nicht." — „Aber Sire," bemerkte ehrfurchtsvoll der Herzog von Vicenza, die Abdankung Ihrer Majestät diente als Basis der Unterhandlung. Dieses Aktenstück wurde den Bevollmächtigten der verbündeten Mächte zuerst mitgetheilt; es ist in ihren Händen und es ist öffentlich geworden; alle Journale haben es gedruckt." — „Ach ja, die Journale!" wiederholte Napoleon, der von jeder Erwähnung derselben unangenehm berührt wurde, seitdem er die Proclamation der provisorischen Regierung gelesen hatte: „Die Akte," setzte er trocken hinzu, „unterzeichne ich nicht." — „Sire", entgegnete Caulincourt, „das Interesse Ihrer Majestät, Ihr persönliches Interesse, das Ihrer Familie erfordern es."

(Der Beschluß folgt.)

Green's Luftfahrt über den atlantischen Ocean.

(Fortsetzung.)

Auf diesem Standpunkte etwa befand sich die Aeronautik in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts; und man sieht bei einer genaueren Vergleichung des Angeführten, daß sie seit ihrer ersten Ausübung eigentlich sehr geringe wirkliche Fortschritte gemacht hatte. Zur Lösung ihres Hauptproblems, der horizontalen Lenkung des Ballons, war, mit Ausnahme der angeführten, aber praktisch auch noch lange nicht gehörig verwirklichten Idee Zambeccaris, so viel wie nichts geschehen, und zur Beseitigung des aus schneller Entweichung des bisher allein angewendeten reinen Wasserstoffgases entspringenden Uebelstandes hatte vollends Niemand auch nur einen Vorschlag gewagt. Jetzt aber trat Green als Aeronaut auf, und indem wir zu ihm übergehen, treten wir gleichsam in eine neue Epoche der Luftbeschiffungskunst.

Green, ein geborner Engländer, ist Mechanikus zu London, und hat sich aus Neigung seit einer Reihe von Jahren mit aeronautischen Versuchen beschäftigt, seinen Luftballon selbst verfertigt, eine Menge von Luftreisen (man zählt an 200) gemacht, und namentlich die bekannte große von London nach dem Nassau'schen (am 27. Nov. 1837), die weiteste und längste bis jetzt von irgend einem Luftschiffer unternommene. Bei dieser letztern, deren sich wohl die meisten Leser erinnern, stieg Green in Begleitung zweier andern Londo-

ner Herren, Holland und Mason, am genannten Tage Nachmittags zwei Uhr in London im Vauxhallgarten auf; die Luftschiffer gelangten gegen fünf Uhr Abends nach Dover, passirten, durch eben eintretenden günstigen Wind unterstützt, den über fünf deutsche Meilen breiten Kanal in nicht mehr als zehn Minuten, *) sahen sich kurz vor sechs Uhr über Frankreich, um 11½ Uhr Abends über Namur, hatten am Morgen darauf nach fünf Uhr, bei einem Barometerstande von 20 Zoll, die größte Höhe (von beiläufig einer halben Meile) erreicht und ließen sich endlich zwei Stunden später, Dienstag den 28. November, Morgens sieben Uhr, bei der Lochmühle zwischen Dillhausen und Niederhausen, im herzoglich Nassau'schen Amte Weilburg nieder. Die Entfernung von London in gerader Linie beträgt etwa 100 Meilen, welche demnach in siebzehn Stunden zurückgelegt worden waren (der Betrag der Umwege möchte kaum zu ermitteln sein).

Dies ist die längste und weiteste bis jetzt von Luftschiffern ausgeführte Reise, und da Green dabei reussirt hat, was allerdings ein großes Vertrauen zu ihm erweckt, so kommt es für unsern Zweck nur noch darauf an, die von ihm damals aufgebotenen Mittel, sammt den indeß von ihm noch ausgesonnenen Vervollkommnungen der Aeronautik mit Bezug auf das jetzt vorliegende Projekt der so viel weitern Luftreise quer über den ganzen atlantischen Ocean genau in Erwägung zu ziehen.

Die erste und wichtigste der von diesem denkenden, gewandten und glücklichen Aeronauten in Ausübung gebrachten Verbesserungen besteht in der Anwendung eines andern Stoffes zur Füllung des Ballons. Bis auf ihn hatte man nämlich (abgesehen von dem zu gefährlichen Montgolfier'schen Mittel), wie schon angeführt, nur das reine, durch Zersetzung des Wassers zu gewinnende Wasserstoffgas gebraucht, welches sich allerdings durch seine außerordentliche specifische Leichtigkeit empfiehlt, dabei aber den großen Nachtheil hat, sehr schnell zu entweichen, so daß man den Ballon gar nicht ängstlich genug verwahren kann, und doch auf ein längeres Erhalten niemals rechnen darf. Wir haben oben gesehen, in welche Gefahr Blanchard bei seiner Ueberschiffung des Pas de Calais dadurch gerathen war; und es scheint ausgemacht, daß *weite* und *lange* Luftreisen mit diesem Stoffe nie zu hoffen sind. Außerdem kommt dieses reine Wasserstoffgas, wie man schon aus der beschriebenenen Art der Gewinnung abnehmen kann, ziemlich theuer zu stehen, und Green hatte also gewiß einen sehr glücklichen Gedanken, als er versuchte, dagegen lieber das *gekohlte Wasserstoffgas* zur Füllung seines Ballons anzuwenden.

Dieses gekohlte Wasserstoffgas, dasselbe, welches als „Leuchtgas" bei unserer Gasbeleuchtung erscheint, wird am leichtesten durch trockene Destillation der Steinkohle gewonnen, und ist daher auch unter dem Namen des *Steinkohlengases* allgemein bekannt. Freilich ist dasselbe bei weitem schwerer, als das reine Wasserstoffgas, von welchem ich oben bemerkt habe, daß es dreizehnmal leichter sei als die atmosphärische Luft: sein specifisches Gewicht fällt, je nach der Beschaffenheit der angewendeten Steinkohlen, der mindern oder größern Sorgfalt der Bereitung u. s. w. ver-

*) Diese Geschwindigkeit könnte Wunder nehmen, läßt sich aber aus der Kürze der Zeit, in welcher scheinbar selbst mäßige Winde große Strecken durchlaufen, sehr gut erklären. Auch ist eine wenigstens ähnliche Geschwindigkeit bei Luftreisen öfters beobachtet worden. So legte z. B. bei einer von Garnerin, in Begleitung des Kapitän Sowdon, am 20. Juli 1802 von London nach Colchester ausgeführten Luftfahrt, der Ballon in kaum einer Stunde achtzehn deutsche Meilen zurück. — Ich führe vergleichungsweise noch an, daß Brieftauben sehr oft dreißig deutsche Meilen in der Stunde machen, was genau dieselbe Geschwindigkeit wie oben giebt.

schieden aus, und das von Green angewendete Gas darf wohl kaum viermal leichter als atmosphärische Luft angenommen werden. Diesem Umstand kann man aber durch verhältnißmäßige Vergrößerung des Ballons, mindere Belastung u. s. w. ganz wohl entgegenwirken; und der große, bei der London-Nassauer Fahrt erprobte Vortheil, den das gekohlte Wasserstoffgas dagegen gewährt, besteht darin, daß es nicht leicht entweicht, und daß daher bei längern Reisen mit Zuversicht auf seine Erhaltung gerechnet werden darf.

Die Substitution eines solchen angemessenern Füllungsmittels reicht aber zur Erreichung des hier vorliegenden Zweckes einer längern Luftreise nach einem, wenn auch nur allgemeiner bestimmten Punkte, wie hier die Küste von Amerika, noch nicht hin, so lange man die horizontale Direktion des Ballons nicht in seiner Gewalt hat.

Diese letztere ist nun freilich auch von Green selbst noch nicht erfunden; aber er hat doch durch seine Erfahrungen die schon vorne angedeutete Behauptung Zambeccaris bestätigt gefunden, daß in den verschiedenen atmosphärischen Schichten über und unter einander auch verschiedene, meist ganz entgegengesetzte Luftströmungen herrschen, daher der Luftschiffer nur durch abwechselndes Heben und Senken des Ballons die Luftschicht aufzusuchen braucht, in der gerade die verlangte Windrichtung stattfindet. Ueber Beides ist er aber Herr: wirft er Ballast aus, so steigt der Ballon, entläßt er Gas, so sinkt derselbe; nur kann weder das eine noch das andere unterwegs ersetzt werden, und für längere Luftreisen ist also dieses Mittel nicht hinreichend.

Green hat dies wohl gefühlt, und deßhalb mit Beistand eines englischen Ingenieurs, Jepson, Alles aufgeboten, um ein anderes Hülfsmittel aufzufinden, welche Bemühungen, nach mehreren übereinstimmenden Berichten, jetzt auch wirklich geglückt sein sollen. — Die beiden Mechaniker haben nämlich eine eigenthümliche Vorrichtung ausgedacht, welche in zwei Flügeln besteht, die sich an einer durch den Boden der Gondel gehenden Axe befinden also von der Gondel aus in Bewegung gesetzt werden können, und deren Bewegung in einem oder dem andern Sinne allein hinreicht, den Ballon steigen oder fallen zu machen, ohne daß man weiter nöthig hätte, Ballast auszuwerfen oder Gas zu entlassen. Green, welcher großes Vertrauen in diese Erfindung zu setzen scheint, hat zu London vor einem zahlreichen Kreise von Zuschauern Versuche damit an einem kleinen Probeballon angestellt, und es ist ihm, nach dem Bericht von Augenzeugen, dabei nicht nur stets gelungen, das Steigen und Fallen des Aerostaten zu bewirken, sondern er hat demselben sogar einen Impuls vor- und rückwärts zu ertheilen gewußt. Hätte Greens Name als Luftschiffer einen weniger guten Klang, und hätte der Mann seinen Ruf nicht so vielfach praktisch bewährt, so würde ich, aus mehrfachen Gründen, an der Behauptung zweifeln; die Sache ist zu ernst für ihn, und man muß nun abwarten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine grauenvolle Entdeckung.

Wie französische Blätter erzählen, soll vor kurzem in Rom vor Gericht eine entsetzliche Sache verhandelt worden sein, die auf die nachstehende Weise angegeben wird: In den letzten Tagen des Sommers 1839 lernte ein ehemaliger spanischer Capitän, Luigi Giamo, einige Stunden von Rom die Signora Ina Voilea, eine reiche Erbin, kennen, die sich ausschließlich mit den Künsten beschäftigte. Er wurde bei ihr eingeführt und verliebte sich in sie. Merkwürdig kam es ihm vor, daß bei keinem Mahle Ina etwas von den Speisen berührte, nur frische Datteln aß und Wein

dazu trank. Auch fiel es ihm auf, daß fast jeden Tag ein anderer Gast zugegen war, der mit vorzüglicher Aufmerksamkeit behandelt wurde und der Spanier bekam eine sehr unvortheilhafte Meinung von der Beständigkeit der Geliebten, ohne sich jedoch dadurch von seiner Bewerbung abschrecken zu lassen. Im September bat er dringender als je um ein Rendezvous, das Ina ihm fortwährend abschlug. Eines Tages endlich willigte sie ein und bestimmte dazu die Mitternachtstunde in einem Pavillon. Es war schauerlich finster; der Capitän mußte tappend den Weg suchen. An dem Pavillon traf er eine Hand, die ihn faßte, während eine Stimme ihm zurief: „Kommen Sie." Sein geheimnißvoller Führer geleitete ihn eine ziemlich lange Zeit und der Capitän fühlte, daß die Finger desselben feucht waren. Endlich auf einer Treppe fiel ein Mondenstrahl auf den Unbekannten und Luigi erinnerte sich, ihn bei der Tafel gesehen zu haben. Die Hände waren von Blut geröthet. Der Capitän wurde in ein Zimmer gestoßen, in welchem sich sechs Bewaffnete befanden. Die Wahrheit kam nun an den Tag. Der Führer Z..., der stillste Mann an der Tafel, war ein Mörder und die schöne Ina seine Tochter. Ein Dolch durchbohrte des Capitäns linken Arm und er sank in Ohnmacht. In diesem Augenblicke trat Ina eilig herein, um den zu retten, den sie wirklich liebte. Sie vergaß über dieser Liebe ihre gräßliche Leidenschaft, denn Vater und Tochter tranken das Blut ihrer Opfer, der Vater, aus schrecklichem Appetite, Ina, um sich dadurch ewige Jugend und Schönheit zu erhalten. Es entstand ein heftiger Streit zwischen Vater und Tochter; die letztere wollte aus Liebe den Spanier retten, der Vater aber durchaus sein Opfer nicht lassen, dem wirklich die Adern geöffnet wurden. Da eilte Ina hinaus, und rief um Hülfe, ihr Vater aber entfloh, um dem Arme der Gerechtigkeit zu entgehen. Er flüchtete in ein Kloster und die Tochter suchte ihn lange, um den Tod des Geliebten an ihm zu rächen. Sie hatte die Tracht eines Mönchs angelegt und erkannte endlich ihren Vater in der Kirche des Klosters, in welchem er eine Zuflucht gefunden hatte. Da vor dem Altare stieß sie dem Vater den Dolch in die Brust. Sie wurde verhaftet und das Gericht sprach das Todesurtheil über sie aus. Aber ehe dasselbe vollzogen werden konnte, fand sie Mittel, in ihrem Kerker sich selbst das Leben zu nehmen. (Wird wohl französischer Wind sein.)

Die zwei Wahnsinnigen.

Ein sonderbares Ereigniß kam unlängst in dem Irrenhause zu Lancaster vor. Ein Edelmann aus der Gegend von Middleton wurde, von einer Geisteskrankheit befallen, durch den Magistrat der Stadt einem Pfarrbeamten übergeben, um in das Irrenhaus abgeführt zu werden. Man redete dem Kranken ein, er sollte eine Spazierfahrt machen. Auf dem Wege jedoch hatte der Wahnsinnige Argwohn geschöpft. Man war in Lancaster zu spät angekommen, um gleich den Kranken an seinen Bestimmungsort zu bringen, man stieg daher in einem Gasthofe ab. Des andern Morgens stand der Wahnsinnige sehr früh auf; geschah es nun aus Neugierde oder aus einem andern Grunde, er durchsuchte die Taschen des Beamten, welcher fest schlief. Wie erstaunte er, als er daselbst einen Magistratsbefehl fand, daß er eingesperrt werden solle! Er nahm die Schrift, ging schnell in das Irrenhaus, ließ sich vor den Inspektor bringen, und meldete ihm, er sei beauftragt, ihm einen unglücklichen Wahnsinnigen zu übergeben; er fügte hinzu: „Ich muß Ihnen jedoch im Voraus bemerken, daß sein Wahnsinn ganz besonderer Art ist; dieser Mensch hat die extravagantesten Ideen; es darf Sie nicht wundern, wenn er sagt

ich sei der Wahnsinnige, und daß er den Auftrag habe, mich einsperren zu lassen." Er übergab sodann seinen Befehl und entfernte sich, um den Wahnsinnigen zu holen. In dem Gasthof angekommen, weckte er den Beamten, mit dem Vorwurfe, daß er zu lange schlafe. Man frühstückte, und beschloß, eine Promenade zu machen. Der Beamte ergriff die Gelegenheit, und nahm seine Richtung zu dem Irrenhaus, und sein Gefährte, weit entfernt, ihn davon abzuhalten, äußerte vielmehr den Wunsch, das Innere zu besichtigen. Das wünschte eben sein Führer auch, welcher sich gratulirte, so leicht seine Mission erfüllen zu können. Sie kommen zur Thüre, und werden vom Inspektor empfangen. Der Beamte greift in seine Taschen, sucht seine Ordre, erstaunt, sie nicht zu finden; während dieser Zeit hatte ihn sein Gefährte schon dem Inspektor vorgestellt, und ihn an das erinnert was er ihm des Morgens gesagt, indem er sprach: „Bemächtigen Sie sich seiner, scheren Sie ihm den Kopf, und ziehen Sie ihm eine Zwangsjacke an." Zwei Männer fielen sodann über den Unglücklichen her, welcher vergebens gegen diese Gewalt Einsprache that und behauptete, der Andere sei der Wahnsinnige und er sein Führer. Man achtete nicht auf sein Geschrei, schleppte ihn fort, schor ihm den Kopf kahl, und zog ihm die Zwangsjacke an. Der Andere aber entfernte sich, ging ruhig in seinen Gasthof, bezahlte, und kehrte sodann nach Middleton zurück, wo man nicht wenig erstaunt war, ihn wieder zu sehen. Anfangs glaubte man, er habe seinen Führer getödtet, und als man ihn fragte, was aus diesem geworden, antwortete er: „Ich habe ihn im Narrenhause zu Lancaster gelassen. Man hat ihm den Kopf geschoren und die Zwangsjacke angelegt; er ist zum Binden wahnsinnig." In der That hatte der Beamte fast den Verstand verloren; die üble Behandlung hatte ihn beinahe zum Wahnsinnigen gemacht. Endlich hellte sich die Sache auf, und nach einer Woche entließ man ihn. Er kam blaß, abgemagert, mehr einem entwischten Irren, als einem vernünftigen Menschen ähnlich, in seiner Heimath an. Die Chronik erzählt nicht, was aus dem wirklich Wahnsinnigen geworden, ob er eingesperrt wurde, oder ob ihm die Freude, sich so schön gerächt zu haben, wieder zu Verstand gebracht hat.

Elektro-Galvanismus.

Nach hundert Jahren wird man uns auslachen, daß wir noch so vernagelt waren, und uns z. B. vom Dampfe mit gräulichem Skandal und Rauch ziehen ließen, statt mit den feinern Wunderkräften der elektrischen Flüssigkeit durch die Erde zu fliegen. In der Elektricität, dem Magnetismus, Elektro-Galvanismus schlummern noch ungeheure Vortheile für den Menschen, dessen rastlos thätiger und forschender Geist sie nach und nach erwecken und zu seinem Nutzen und Vergnügen bewältigen wird. — Professor Steinheil in München hat jetzt eine elektro-galvanische Uhr im Damenstifte zu München construirt, einen Mechanismus, der durch elektrisch-galvanische Wirkung von einer einzigen Uhr aus, jeder Abtheilung des Gebäudes, jedem Zimmer eine Uhr giebt, die mit der Uhr selbst, wo der elektrisch-galvanische Apparat angebracht ist, stets auf das Genaueste übereinstimmt. Die andern Uhren bestehen aus weiter Nichts als aus Zifferblatt und Zeiger, welche letztere bloß durch galvanische Elektricität bewegt werden. Zugleich ist Steinheil beschäftigt, einen elektro-galvanischen Telegraphen mit der Eisenbahn nach Augsburg in Verbindung zu bringen. So ein Telegraph geht so schnell wie der Blitz, und wenn man einst solche Telegraphen zwischen Lissabon angebracht hat, kann man um 12 Uhr schon wissen, was ein Paar Minuten vor-

her geschehen ist in Lissabon oder Petersburg. Endlich will man in derselben Wunderkraft das Mittel gefunden haben, das Brennmaterial bei den Locomotiven zu ersparen. Steinheil hat durch Versuche im Kleinen bewiesen, daß sich die Locomotiven im Großen schneller und leichter durch Elektro-Galvanismus bewegen lassen. Auch Kupferabgüsse bringt diese Wunderkraft hervor, so schön und vollkommen, wie durch keinen Erzguß möglich ist. Sogar runde Körper, ganze plastische Gestalten weiß Steinheil durch elektro-galvanische Wirkung zu erzeugen; sie werden die Gypsabgüsse nicht im Preise, wohl aber in Genauigkeit und Reinheit der Form übertreffen und dann auch, statt aus zerbrechlichem Gyps, aus festem Metall bestehen. Elektro-Galvanismus wird ein wichtiges Wort werden in der Zukunft!

* Fragen.

Es wurde angezeigt, daß Herren, welche den Damenverein besuchen und auf einmal bezahlen wollten, 18 Grote anwenden müßten. Wie viel geben solche, wenn sie nicht auf einmal zahlen, sondern jeden Besuch einzeln berichtigen wollen? —

Neulich wurde ein neuer Naturgegenstand, bestehend in einem Delphin mit langem Rüssel, zur Ansicht empfohlen. Seit wann vollendete die Natur diese neuen Geschöpfe? —

Warum wird das Albanibrot nicht mehr gebacken? —

Welches sind die Ursachen daß so viele Cigarrenmacher jung sterben? — und giebt es Mittel diesem vorzubeugen? —

* Ein Veilchen
in den Kranz des Ruhmes
dem
Herrn E. F. aus Braunschweig
gewunden.

Du schwingst Dich auf zu höhern Sphären,
Schiffst trunken fort auf Phantasien-Meeren;
Du folgst, begeistert Deines Herzens Drang!
Des Winters Tod, des Lenzes Blüthe
Reicht willig dir Empfindung edler Güte,
Und die Empfindung wird ein Hochgesang!

Ach! dürfte ich im raschen Fluge —
Belohnt, wie Du im Phantasieen-Zuge —
Mich jenem Thron der göttlich Freien nahn:
Erfüllt wär' meiner Brust Begehren;
Doch ach! mein Können will es fühllos wehren;
Ich kann nicht mit Dir nach der Sonnenbahn!

Zieht mich Empfindung nach dem Garten,
Wo Blum' und Sprache Deiner willig warten,
Zieht rasch mein Können mich zum Staub' herab.
Zertrümmert sind des Lied's Gebilde;
Zerstöret der Empfindung hohe Milde,
Und mein Gesang — ist ärmlich wie das Grab.

Drum wall' im Phantasie-Gebiete
Allein zu jenes Gartens edler Blüthe,
Die Schönes, Edles — Göttliches Dir weiht!
Zieh' hin zu jenen lichten Thronen,
Allein dahin, wo Poesien wohnen;
Erwirb' Dir Werth für eine Ewigkeit!!

J.

* Charade von drei Sylben.

Millionen Wesen rufen
Täglich meine ersten aus.
Brauchst darnach nicht weit zu suchen,
Find'st es fast in jedem Haus.
Aus der ersten heil'gen Pflichten
Ging die letzte einst hervor;
Schützend Dich vor bösen Wichten
Ist's umringt mit Wall und Thor.
Wist Du fern, zieht Dich das Ganze
Zauberisch und mächtig an;
Ach, wie gern wärst Du beim Tanze
Dort, wo alles, Weib und Mann
Näher Dir und trauter scheint
Mit Dir lacht und mit Dir weint.

W. Michaelis.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die

SCHNELL-POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 73 des Bürger-Freundes für 1840.

Donnerstag, den 10. September.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Im Widerspruch mit den Zeitungsberichten erklärt der Prager protestantische Geistliche Herr Paul Rázga in der „Leipz. Allgem.," daß wegen der von ihm veranstalteten Trauerandacht für des seligen Königs von Preußen Majestät weder eine strenge Untersuchung eingeleitet, noch diese Angelegenheit von dem Landespräsidium überhaupt anders, als mit edler Humanität behandelt worden sei.

Die Bürgerschaft Bonn's wetteifert mit den Mitgliedern der Universität, dem würdigen E. M. Arndt ihre Theilnahme an den Tag zu legen. Am 17. Aug. war ein glänzendes Fest am Ufer des Rheins zu Ehren des gefeierten Mannes veranstaltet.

Aus Mainz wird geschrieben: „Kaum zurückgekehrt aus London, hat unser Theater-Director Schumann abermals eine Einladung erhalten, auch für diesen Winter eine Oper nach jener Weltstadt zu führen, und man hat ihm für 40 Vorstellungen, welche Mitte Octobers beginnen müßten, 12,000 Pfd. Sterl. zugesichert. Dabei ist ihm die Aussicht auf eine stehende deutsche Oper unter seiner Direction gestellt, falls die 40 Vorstellungen eben so gut gefielen, als die Vorstellungen in diesem Sommer. Man ist überhaupt noch heute in London nicht nüchtern von dem Enthusiasmus für die Leistungen der deutschen Oper, und es steht zu erwarten, daß Herr Schumann früher oder später daselbst eine dauernde Unternehmung gründen werde. Allein, daß er auch diesen Winter der Einladung folgen werde, ist zu bezweifeln, da Schumann contractlich vom September bis Mai in Mainz bleiben muß, und für London eine besondere Gesellschaft, sammt Chor und Orchester, herzustellen, ein Wagniß sein würde, wenn auch der außerordentliche Unternehmungsgeist dieses Mannes ihn allerdings befähigt, hier und in London die Unternehmungen zu leiten.

Buchhändler haben bemerkt, schreibt die „Zeitung für die elegante Welt," daß jetzt besonders der Absatz religiöser Schriften, von medicinischen Werken über die Selbstbehandlung geheimer Krankheiten, und von Geisterseherschriften überhand nimmt. In welchem Zusammenhang mögen diese drei Gattungen der Literatur stehen?

Aus Frankreich.

In der Kirche St. Denis zu Paris wird gegenwärtig eine Orgel gebaut, die zu den größten gehört, welche man kennt. Sie soll 6009 Pfeifen haben, darunter mehrere von 32 Fuß Länge und 1200 Pfund Gewicht.

Aus Belgien.

Das Journal historique von Lüttich veröffentlicht einen Ausspruch des Römischen Stuhls über den Gebrauch des Magnetismus. Die Anfrage lautete: „Allerheiligster Vater, N. N. bittet, sowohl zur Unterweisung und Richtschnur für sein Gewissen, wie für die Seelsorge, daß Ew. Heiligkeit ihn zu belehren geruhen, ob es erlaubt ist, daß Beichtkinder an magnetischen Operationen Theil nehmen." — Geantwortet wurde: „Am 23. Juni 1840 ist diese Anfrage in der allgemeinen Versammlung der Inquisition, gehalten im Kloster der heiligen Maria an der Minerva, in Gegenwart Ihrer Excellenzen der Cardinäle vorgelegt, und diese haben gesagt: Er befrage die approbirten Autoren, ohne aus den Augen zu verlieren, daß alle Irrlehre, Zauberei, ausdrückliche oder vermeinte Anrufung des Satans verwerfen, die einfache Handlung des Gebrauchs sonst erlaubter physischer Mittel moralisch nicht verboten ist, vorausgesetzt, daß sie nicht zu einem unerlaubten oder schlechten Zwecke, von welcher Art dieser auch sei, benutzt werden. Was die Anwendung bloß physischer Grundsätze und Mittel auf wahrhaft übernatürliche Dinge und Wirkungen betrifft, so ist dies nichts Anderes als ein durchaus verbotener und ketzerischer Trug.

Aus England.

Mit dem englischen Adel wird's von Tage zu Tage mißlicher. Ein Engländer berichtet, daß schon über drei Viertheile ihrer Güter an die Juden verpfändet sind. Ihr Mond scheint im letzten Viertel und dieses nimmt auch von Tage zu Tage mehr ab. Das Volk wird immer lauter und unzufriedener, kommt zu immer hellerem Bewußtsein seines Rechts und seiner Macht und bildet die strafende Nemesis gegen das Princip der englischen Aristokratie, welche von jeher alles Grundeigenthum an sich riß und so das Volk nöthigte, sich auf die beweglichen, frischen Bühnen des Handels und der Industrie zu werfen. Hier hat es nun eine Macht erlangt, die sich bedrohlich gegen die gesunkene Herrlichkeit des Adels kehrt. Nur gegen die höchsten Zinsen kann jetzt der Adel auf seine großen Hypotheken Geld borgen, während der Mann des Handels und der Industrie gegen seine soliden Papiere stets den vollen Werth erhält und dasselbe Capital jährlich mehrere Male umtauschen und den Gewinn davon für sich behalten kann. Die desitigte, flüssige Industrie überschwemmt die aristokratischen, festen Felder; das Eisen, auf welchem sie daher schnaubt, das Eisen, wovon der Boden jährlich gegen 40 Millionen Centner in die Hände der Industrie liefert, spitzt sich zu Waffen, unter deren Schwung die alten verknöchertsten Rechte zusammensinken

und die Besiegten zu Siegern machen. Es ist die Nemesis, die nie ausbleibt. Nur wenn der Adel mit diesem Flusse der Industrie, mit dem thätigen Manne gemeinschaftliche Sache machen lernt, ist für ihn Heil und neues Leben zu holen.

Aus Rußland.

In St. Petersburg und Moskau tragen die Fiaker eine kleine Metallplatte mit einer Nummer, welche an einem Bande auf dem Rücken hängt, so daß der in dem offenen Fuhrwerk sitzende Reisende, welcher die Nummer beständig vor Augen hat, dieselbe ergreifen und in Verwahrung nehmen kann, wenn er mit seinem Kutscher unzufrieden ist. In diesem Fall geht man mit der Nummer auf die Polizei und auf eine gegründete Klage wird der Schuldige bestraft. Diese Vorsicht ist selten nöthig, aber doch nicht immer überflüßig, wie folgender Vorfall beweist: Mad. L * *, eine Französin von Stande, befand sich spät Abends zu Moskau in einer Gesellschaft. Da sie keinen Bedienten mitgenommen hatte, so ließ sie eine Droschke kommen; sie stieg ein, gab ihre Adresse, und fuhr ab. Die Dame trug eine goldene Kette und diamantene Ohrgehänge. Der Fiaker sah diese Kostbarkeiten glänzen, und überzeugte sich nebenbei, daß der Pelzmantel der Mad. L * * sehr werthvoll sei. Er benutzte also die Dunkelheit der Nacht, und die Zerstreuung der ihm anvertrauten Dame, welche wegen der starken Kälte sich tief in ihren Mantel gehüllt hatte; er nahm einen anderen Weg, und hatte schon das entlegenste Quartier von Moskau hinter sich, als Mad. L * * um sich blickte, und zu ihrem Schrecken bemerkte, daß sie sich auf freiem Felde befand. Sie fängt an laut zu rufen; aber als sie sieht, daß der Fiaker, anstatt zu halten, sein Pferd zu noch größerer Eile antreibt, entreißt sie ihm seine Nummer, und droht, ihn bei der Polizei anzuzeigen, wenn er nicht sogleich wieder umkehre. Allein der Fiaker, welcher die zur Ausführung seines Verbrechens ersehene Stelle erreicht haben mochte, sprang von seinem Sitze herab, und war eben im Begriff die Wehrlose anzugreifen, als diese auf der andern Seite aus dem Wagen sprang, und auf's Gerathewohl in eine halb geöffnete Thür drang. Sie befand sich in einem eingeschlossenen Raume, welchen sie an den hie und da aufgerichteten hölzernen und eisernen Kreuzen als einen Friedhof erkannte. Der Kutscher war ihr gefolgt; er denkt nicht mehr an die Diamanten und den kostbaren Pelz, er ist nur darauf bedacht, sein Leben zu retten, denn die Verfolgte ist im Besitz seiner Nummer. Glücklicherweise hat Mad. L * * einen kleinen Vorsprung, und die Nacht ist so dunkel, daß man nichts unterscheiden kann. Plötzlich schwindet die Erde unter ihren Füßen; sie glaubt einen Augenblick über einem bodenlosen Abgrunde zu schweben; es war indessen nur ein offenes Grab, welches am folgenden Tage einen Todten aufnehmen sollte. Sie begriff, daß das Grab ein Asyl sei, wodurch sie sich dem Verfolger entziehen könne; sie gab daher keinen Laut von sich. Der Kutscher hatte sie gleich einem Schatten verschwinden sehen; er ging an der Grube vorüber, und Mad. L * * war gerettet. Lange suchte der Verbrecher, in der Hoffnung, die Verfolgte zu finden, auf dem Friedhofe umher. Bald suchte er sie durch schreckliche Drohungen einzuschüchtern, bald hoffte er sie durch seine Bitten zu rühren, indem er bei allen Heiligen betheuerte, er wolle ihr kein Leid zufügen, wenn sie ihm nur seine Nummer wiedergeben wollte; allein Mad. L * * ließ sich weder einschüchtern noch erweichen, sie blieb stumm und unbeweglich in der Grube. Als endlich der Tag anbrach, sah sich der Kutscher genöthigt zu fliehen. Mad. L * * blieb in ihrem Versteck bis die Straße belebt war. Noch an demselben Tage reichte sie nebst der Nummer ihre Klage gegen den Kutscher bei der Polizei ein. Letztere verbarg sich drei Tage lang in den nahen Gärten. Endlich suchte er, durch Kälte und Hunger gedrängt, in einem kleinen Dorfe eine Zuflucht; allein Nummer und sein Signalement war bereits in der Umgegend bekannt gemacht: er wurde sogleich arretirt, und in die Bergwerke geschickt.

Mosaik.

An einem Sonntage im Juni entschlüpfte einem vorsichtigen Prediger in der englischen Kirche zu York die alle Gemüther aufregende Bemerkung: die amerikanische Revolution sei eine große Sünde gegen Amerika solle sich einen König nehmen, und sich beruhigen. Aus allen Ecken der Kirche rief man ihm zu: „Schweig halt's Maul, oder wir werfen dich herunter!" Der Prediger ließ sich in seiner Philippica nicht stören, und sie etwa noch fünf Minuten fort. Plötzlich gab es eine allgemeinen Aufruhr in der Kirche; handfeste, mit Stöcken bewaffnete Kerle stürzten nach der Kanzel, erstiegen sie gleichsam im Sturm, rissen den polternden Geistlichen herab, und mißhandelten ihn thätlich. Sofort wurde er zur Kirchenthür hinausgeworfen, und ein anderer bestieg für ihn die Kanzel. Dergleichen abscheuliche Scenen sind in der Geschichte des Cultus der Nordamerikanischen zügellosen Secten keine seltene Erscheinung.

Der 1832 verstorbene Prediger Rowland Hill, der sich trotz aller seiner Excentricitäten und oft in derber als einen echtpraktischen geistlichen Demagogen auszeichnete, schloß einst eine Predigt zu Gunsten einer Anstalt, in welche Beiträge gesammelt werden sollten, mit folgender Ermahnung: „Jeder ist sich selbst der Nächste. Einer von euch, meine Freunde, baares Geld nicht leicht entbehren kann, oder wer glaubt nicht genug zu haben, um seine Schulden zu decken, der gebe nichts; ich verlange nicht, ja ich verbiete es ihm etwas zu geben, denn Ehrlichkeit gegen Gläubiger muß der Mildthätigkeit vorgehen. Bist du aber in guten Verhältnissen ist, der gebe so viel er mag. Wer hätte sich als einen Unbemittelten angeben und sein Credit, des Kaufmanns höchstes Gut, für lange verscherzen mögen? Darum borgten selbst Die, die zufällig kein Geld genug bei sich hatten, von anwesenden Freunden um die Spende fiel reichlicher aus als je eine zuvor.

In Nassau liegt ein Dorf mit Namen Dornholzhausen, in welchem nur französisch gesprochen wird, obgleich die deutsche Sprache über fünfzig Stunden in der Runde herrscht. Das Dorf wird von Nachkommen der von Ludwig XIV. verwiesenen protestantischen Familien bewohnt, denen damals dieses Dorf angewiesen wurde. Sie wohnen da, sie und ihre Nachkommen, und zwar völlig französisch, denn sie verheirathen sich stets unter einander, und die schöne französische Sprache des siebenzehnten Jahrhunderts findet sich bei ihnen noch in der ursprünglichen ziemlichen Reinheit. In physischer Hinsicht freilich sieht es mit den Leuten nicht glänzend aus. Die Deutschen in der Umgebung sollen sagen, wenn sie dieses Dorf besuchen wollen: „wir gehen zu den Buckeligen." Und man sieht allerdings nirgends mehr Verwachsene und Buckelige als in dieser Gegend. Die Leute, die sich nie mit Fremden vermischten, sind schwächlich und rhachitisch. Die Familien in Frankfurt nehmen gern Dienstmädchen aus Dornholzhausen, damit ihre Kinder französisch lernen.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 73.

Bremen, Donnerstag den 10. September 1840.

Gestorben:

Nro. 798. Den 5. Sept. Der Arb. Joh. Liborius Fincke, 60 Jahr; Steinthorssteinweg Nro. 6 B.

— 799. Den 6. — Des verst. Maurergesellen Johann Christ. Wilh. Gille Wittwe, geb. Abbes, 82 Jahr; Theisenradsdeich Nro. 15.

— 800. Den 6. — Des Schlachtergesellen Christoph Martin Bergmann Sohn, 5 Tage; hinter der Balge Nro. 6.

— 801. Den 7. — Der Stuhlmacher Carl Ferdinand Eduard Straube, 30 Jahr; Werder Nr. 2.

— 802. Den 7. — Des Districts-Commissairs Johann Heinr. Gerlach Tochter, 22 Wochen; Doventhorssteinweg Nro. 1.

— 803. Den 7. — Christian Kayser, 9 Jahr; Osterthorswallstraße Nro. 42.

— 804. Den 7. — Des Buchhalters Joh. Heinrich Schmidt Sohn, 4 Monat; Kahlenstraße Nro. 10.

— 805. Den 8. — Margar. Fischer, 4 Monat; Buntenthorssteinweg Nro. 101.

Nro. 806. Den 8. Sept. Des Kaufmanns Friedr. Gottl. Cramer Tochter, 24 Jahr; Westerstraße Nro. 81.

— 807. Den 8. — Des verst. Arb. Heinrich Lorentz Wittwe, geb. Botjer, 80 Jahr; schwarzen Meer Nro. 5.

— 808. Den 8. — Des Maurergesellen Joh. Engelbert Tackenberg Tochter, 11 Jahr; Düsternstraße Nro. 75.

— 809. Den 8. — Des Mascopsträgers Joh. Heinr. Rauch Sohn, 6 Wochen; hinterm Stephanithorswall Nro. 17.

— 810. Den 8. — Des Arb. Joh. Friedrich Kampe Ehefr., geb. Kahmann, 41 Jahr; Rumps Hof Nro. 3.

— 811. Den 8. — Des Schuhmachers Gerh. Friedr. Bohne Tochter, 8 Tage; Panzenberg Nro. 5.

— 812. Den 9. — Des Müllers Alexander Steffens Tochter, 1 Tag; kl. Krankenstr. Nr. 4.

Geboren:

Nro. 1073. Den 2. Sept. Des Kaufmanns Joh. Michael Meffert Ehefr., geb. Kämena, Ansgariithorsstraße Nro. 17; von einem Knaben.

— 1074. Den 4. — Des Segelmachers Frerich Rohde Ehefr., geb. Gerlach, Großenstraße Nr. 38; von einem Knaben.

— 1075. Den 5. — Des Arb. Anton Denker Ehefrau, geborne Behncken, Buntenthorssteinweg Nro. 186; von einem Knaben.

— 1076. Den 5. — Des Landmanns Theod. Garbade Ehefr., geb. Klatte, Hastedt Nro. 7; von einem Knaben.

— 1077. Den 5. — Des Lohgerbers Christ. August Engelb. Meyer Ehefr., geb. Barkhausen, Walldammstraße Nro. 24; von einem Knaben.

— 1078. Den 5. — Des Schneidermeisters Franz Anton Heinrich Lindner Ehefr., geb. Engelken, Grützmacherstraße Nro. 18; von einem Mädchen.

— 1079. Den 6. — Des Branntweinbrenners Johann Chr. Behrens Ehef., geb. Wätjen, Schüsselkorb Nro. 13; von einem Knaben.

Nro. 1080. Den 6. Sept. Des Tischlermeisters Heinr. Thölcken Ehefr., geb. Middendorff, Schnoor Nro. 13; von einem Knaben.

— 1081. Den 6. — Des Schiffszimmermanns Carl Ahrens Ehefr., geb. Hollstein, Schweinestraße Nro. 40; von einem Knaben.

— 1082. Den 6. — Des Kistenmachers Georg Herm. Lahmann Ehefr., geb. Streckfuß, Bellois Weg Nro. 8; von einem Mädchen.

— 1083. Den 6. — Des Malers Christoph Bernhard Bellois Ehefr., geb. Dittmer, Bellois Weg Nro. 1; von einem Knaben.

— 1084. Den 6. — Des Bürstenmachers Ostmann Gerhard Heeren Ehefr., geb. Wilkens, Kahlenstraße Nr. 3; von einem Mädchen.

— 1085. Den 7. — Des Arb. Hinrich Kaiser Ehefr., geb. Frisch, Buntenthorssteinweg Nro. 49; von einem Knaben.

— 1086. Den 7. — Des Wassermüllers Alexander Steffens Ehefr., geb. Klusmeyer, kl. Krankenstraße Nro. 4; von einem Mädchen.

— 1087. Den 8. — Des Arb. Heinr. Friedr. Hartjen Ehef., geb. Hustedt, Hastedt Nr. 57; von einem Knaben.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 74.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 13. September 1840.

Bald ist auch für uns erbaut,
Darum wir uns grüßen,
Woll'n dann gleich den Vöglein
Fröhlich es beziehen.

* Zum Troste für L.....

In des Waldes luft'gem Raum
Sich zwei Vöglein fanden,
Ihre Herzen treu und warm
Wohl sich fest verbanden.

Und vereint beginnen sie
Sich ein Nest zu bauen:
Doch so Manches fehlte da
Fertig es zu schauen. —

Mancher Tag entflohen war;
Manches Jahr verschwunden:
Unerbaut blieb' zwar das Nest;
Herz und Herz verbunden.

Wenn der Morgensonne Strahl
Hell den Wald begrüßet,
Vöglein zu dem Liebchen eilt,
Auf vom Schlaf es küsset.

Wenn der Mond am Himmel dort
Still herangezogen,
Kommt von seinem Liebchen her
Vöglein froh geflogen.

Froh sie so zusammen sind,
Mag' das Nest auch fehlen.
Vöglein spricht: „Bald wird es uns,
Woll'n uns dann vermählen."

Liebchen seufzt: „Ich glaube Dir,
Will auch stille bleiben,
Wirst Du oft nur bei mir sein,
Zeit mir zu vertreiben."

Und so scherzen Beide fort,
Bau'n auch an dem Neste:
Bau und Scherz und Scherz und Bau,
Bilden Beiden Feste.

Als es endlich fertig war:
Welches Hochentzücken!
Vöglein darf ans Herz die Frau
In dem Liebchen drücken.

Treu bei seinem Weibchen bleibt
Vöglein jede Stunde.

Scherz versüßt der Arbeit Müh'
In dem schönen Bunde!

Liebchen denk' der Vögelein,
Wie sie fröhlich bauten,
Und dabei einander sich
Rein und still vertrauten.

Bald ist auch für uns erbaut,
Darum wir uns müßen,
Woll'n dann gleich den Vögelein
Fröhlich es beziehen.

Ich bleib' Dir dann allezeit
Und Du mir ergeben,
Bis Gott überm Sternenzelt
Trennt verbund'nes Leben!

J.

Napoleon's Abdankung.

(Beschluß.)

Da er sich beharrlich weigerte, die Akte zu unterzeichnen, so zogen sich die beiden Bevollmächtigten zurück. Napoleon ließ sie im Laufe des Tages nicht wieder zu sich berufen. So glaubte er der Nothwendigkeit zu entfliehen. Am folgenden Tage war er noch trauriger. In seinen Gesprächen berührte er nur die Entschließungen der Männer des Alterthums, welche in einem Falle, wie er sich befand, zum Selbstmorde ihre Zuflucht nahmen. Am Abend wurde seine Umgebung angenehm überrascht, als seine düstere Stimmung in eine vertrauliche, fast heitere überging, was schon seit mehreren Tagen nicht der Fall gewesen war. Auffallend war überhaupt der rasche Wechsel derselben während seines Aufenthalts zu Fontainebleau. Man sah ihn an einem und demselben Tage sich Stunden lang in die düstersten Betrachtungen versenken und dann plötzlich, einen militärischen Marsch pfeifend oder eine italienische Arie summend, mit großen Schritten auf und ab gehen; hierauf versank er wieder in Träumereien und bemerkte nichts von dem, was um ihn vorging. An diesem Abend war seine Laune aber ungetrübt, bis einer der Kammerherren die Ungeschicklichkeit beging, von dem Traktate zu sprechen, den er nicht anerkennen wollte. „Nein, meine Herren," rief er aus, „ich werde diese Akte nie unterzeichnen! Die Krone eines Monarchen darf nur mit seinem Kopfe fallen! Als der schwedische Senat Karl's XII. sich entledigen wollte, schickte er ihm nicht seine Entsagung zu, sondern er ließ ihn in den Laufgräben zu Friedrichshall ermorden. O, zittern Sie nicht! Ich will Niemand meinem Unglück zugesellen. Ich bin nicht mehr der Herr Europa's, aber noch bin ich Herr meiner Person. Ich werde mein Schicksal erfüllen:"

Der Kaiser erhob sich und grüßte die Anwesenden mit melancholischem Lächeln. Er nahm selbst eine Leuchte von der Konsole und zog sich in sein Schlafzimmer zurück. Es war zehn Uhr. Im Palaste herrschte tiefe Stille. Napoleon allein blieb wachend. Um ein Uhr ließ er den Herzog von Vicenza durch einen seiner Kammerdiener zu sich rufen. Als dieser in das Zimmer trat, fand er den Kaiser halb entkleidet über das Bett hingeworfen und, wie es schien, den furchtbarsten Schmerzen preisgegeben. Sein Gesicht war bleich, sein Mund schmerzlich verzogen und seine Augen schienen aus ihren Höhlen hervorspringen zu wollen; kalter Schweiß bedeckte seine Stirn.

„Sire, was ist Ihnen zugestoßen?" rief der Herzog aus. „Eure Majestät befindet sich unwohl; es muß ein Arzt gerufen werden." „Nein, ich will es nicht," antwortete der Kaiser, indem er mit seiner kalten Hand den Arm des Herzogs faßte; „auch würde es zu nichts helfen. Hören Sie, Caulincourt," sagte er mit schwankender Stimme; „gehen Sie in mein Kabinet, nehmen Sie das Portefeuille, welches die Briefe der Kaiserin enthält, und geben Sie es meinem Sohne. Den Brief, der dort auf dem Tische liegt, werden Sie selbst meiner Gemahlin zustellen; sagen

Sie ihr, daß mich mein Unglück nur wegen ihrer, wegen des Königs von Rom schmerzt." — „Ach, Sire!" rief Caulincourt aus, „es ist also wahr? Eure Majestät will also, daß wir vor Schmerz sterben!" Napoleon blickte ihn sanft und traurig an und sagte mit immer schwächerer Stimme: „Ja, ich habe der Sache ein Ende machen wollen. Ich konnte die Qualen, die Demüthigungen nicht länger ertragen. Sie haben mich verkannt! Sie werden mich beweinen, wenn ich nicht mehr bin! Meine Freunde, meine Waffengefährten haben mich verlassen: Marmont und Berthier haben mir den Todesstoß gegeben!"

Es trat eine Krise ein; Napoleon wand sich in den schrecklichsten Zuckungen. Caulincourt wagte nicht zu rufen; er sah sich nach einer Klingel um, aber Napoleon hatte das Bewußtsein nicht verloren und hielt seinen Arm fest. Ein schreckliches Erbrechen schien dem Kaiser Erleichterung zu bringen. Sich gewaltsam zusammennehmend, rief er aus: „Es ist vorbei! Der Tod will mich nicht!" Dann sank er erschöpft auf das Kissen zurück. Der Herzog von Vicenza benutzte diesen Augenblick, um Constant herbeizurufen. Als dieser auf der Erde einen schwarzen Taffetbeutel liegen sah, den sein Herr gewöhnlich um den Hals trug, ahnte auch er die schreckliche Wahrheit. Er stürzte aus dem Zimmer, um Hülfe zu suchen. Endlich ließ sich Napoleon auch bewegen, etwas Thee zu trinken, und nicht lange, so kam Constant mit Yvan, dem Arzte des Kaisers, zurück.

„Yvan," fragte der Kaiser den Doktor, während dieser seinen Puls befühlte, „glauben Sie, daß die Dosis stark genug war?" Diese Worte waren ein Räthsel für den Doktor, daher antwortete er erstaunt: „Verzeihen Sie, Sire, aber ich verstehe Ihre Frage nicht." — „Der Kaiser hat sich vergiftet," flüstert ihm der Herzog von Vicenza ins Ohr. — Kaum hat der Doktor dies vernommen, als er, ohne ein Wort zu sagen, aus dem Zimmer stürzt, auf den Hof eilt, ein dort befindliches Pferd besteigt und auf und davon jagt.

Als Yvan sich entfernt hatte, gelang es dem Herzog von Vicenza und Constant, den Kaiser zu bewegen, eine zweite und eine dritte Tasse Thee zu trinken. Allmählig wurde er ruhiger und schlief endlich ein.

Lange hatte ein undurchdringlicher Schleier die Ereignisse der Nacht vom 12. zum 13. April bedeckt. In der letzten Zeit ist er gelüftet worden. Bevor er den russischen Feldzug antrat, hatte er sich von Corvisart ein äußerst feines Gift geben lassen, die von Cabanis bereitete Blausäure, um, wie er sagte, nicht lebend in die Hände der Kosaken zu fallen. Dies hatte er beständig bei sich getragen; die Zeit hatte aber dessen Wirkung geschwächt.

Nachdem der Kaiser mehrere Stunden geschlafen, wacht er auf; er war schrecklich bleich; seine Augen waren hohl, seine Lippen farblos, und er konnte kaum gehen. Dennoch wollte er nicht im Bette bleiben, um die Personen zu empfangen, welche gewöhnlich seinem Lever beiwohnten. Er schien ruhig; aber diese Ruhe flößte Furcht ein. Gegen Mittag erschien Macdonald im Palaste, um zu erfahren, ob der Kaiser entschlossen sei, endlich den Traktat zu unterzeichnen. Der Kaiser war in so tiefe Träumereien versenkt, daß er nicht einmal durch das Geräusch, welches der Marschall beim Eintritt machte, aus denselben geweckt wurde; der Herzog von Vicenza war genöthigt, seinen Arm leise zu berühren und zu ihm zu sagen: „Sire, der Herzog von Tarent, welcher den Traktat holen will, den Ew. Majestät heute ratifiziren soll." — Napoleon richtete das Haupt auf, als ob er aus einem todesähnlichen Schlummer erwache, und sagte erstaunt: „Sie

sind's, Macdonald?" Dann verfiel er wieder in sein früheres Sinnen. Der Herzog von Tarent, dem die Veränderung auffiel, die seit dem vorigen Tage mit dem Kaiser vorgegangen war, konnte sich nicht enthalten, auszurufen: „Großer Gott! Ew. Majestät müssen, seitdem ich nicht die Ehre hatte, Sie zu sehen, sehr krank gewesen sein."— Napoleon richtete wieder das Haupt auf und entgegnete: „Ja, ich habe eine schlechte Nacht gehabt, aber jetzt geht es schon besser."

Der Kaiser blieb noch einige Minuten sitzen, dann stand er mit großer Anstrengung auf, um von dem Kamine den Traktat zu holen, den er, ohne eine Bemerkung zuzufügen, vorlas. Hierauf sich zu Macdonald wendend, sagte er: „Mein theurer Marschall, ich bin nicht mehr reich genug, um Sie für Ihre letzten Dienste zu belohnen." — „Sire," unterbrach ihn dieser, „das Interesse hat mich niemals geleitet." — „Es ist wahr," fiel Napoleon ein, „Sie haben mich überzeugt, wie sehr man mich über Sie getäuscht hatte. Dennoch möchte ich Sie —" Der Kaiser, dessen Rührung immer größer geworden war, beendete den Satz nicht. Es trat eine Pause ein. Dann aber streckte er ihm die Arme entgegen und sagte: „Macdonald, ich möchte Sie umarmen." Der Herzog von Tarent stürzte bei diesen Worten in seine Arme. Nun sagte der Kaiser: „Meine Herren, nachdem ich zwanzig Jahre für den Ruhm und die Ehre Frankreich's gearbeitet, gebe ich der Nation die Krone zurück, die ich von ihr empfangen. Erinnern Sie sich aber wohl, daß meine Abdankung nur in so weit gültig ist, als man der Armee das Versprechen hält." — Hierauf setzte er sich an den kleinen Tisch, auf welchen er den Traktat niedergelegt hatte, ergriff die Feder, und indem er sagte: „Mein armes Kind! Dein Vater kann Dir keine Erbschaft mehr hinterlassen," unterzeichnete er den Traktat. Er übergab ihn Macdonald, indem er das Haupt abwendete, um eine Thräne zu verbergen.

An demselben Tage, am 12. April 1814, hielt der Graf von Artois, als General-Lieutenant des Reichs, seinen Einzug in Paris.

Marco de St. Hilaire.

Green's Luftfahrt über den atlantischen Ocean.

(Fortsetzung.)

Die Zulänglichkeit dieser Einrichtung, so wie der Substitution des gekohlten Wasserstoffgases statt des reinen zugegeben, so scheinen die Haupthindernisse der projektirten Luftschifffahrt von England nach der amerikanischen Küste wirklich beseitigt zu sein. Man schlage die Entfernung beiläufig auf 2000 geographische Meilen an. Green will sich überzeugt haben, daß in einer gewissen Höhe über dem atlantischen Meere, in einer bestimmten Luftschicht ein beständiger Wind in der Richtung von Nordost nach Südwest, also in der gewünschten wehe, und diese Behauptung ließe sich vielleicht mit der Theorie der sogenannten Passatwinde (Trade-winds) vereinigen, *) und er schmeichelt sich daher, die angegebene Entfernung, mit Benutzung dieses Windes, in hundert Stunden zurückzulegen, was zwanzig Meilen auf die

*) Passatwinde (wahrscheinlich von „passiren," weil man sie nämlich abwarten muß, wenn man das Meer, wo sie zeitweise herrschen, passiren will) heißen eigentlich solche Winde, welche nur in einer gewissen Zeit des Jahres nach einer bestimmten Richtung wehen. Indeß bezeichnet man mit diesem Namen auch den bekannten Wind, welcher auf dem Weltmeere zwischen den Wendekreisen und noch einige Grade darüber hinaus beständig in der Richtung von Osten nach Westen weht, nordwärts der Linie aber mehr die oben angegebene Richtung von Nordost nach Südwest annimmt. Ich will hier auf eine Untersuchung der Gründe, aus welchen die Meteorologie die Beständigkeit dieses Windes erklärt, nicht eingehen, da sie mir nicht zugänglich scheinen; es wäre aber nicht unmöglich, daß derselbe, wie Green behauptet, in höheren Luftschichten noch weiter hinauf nach Norden herrschte.

Stunde betrüge, und nach dem, was wir oben von der Schnelligkeit mancher Luftreisen angeführt haben, nicht ohne Beispiel wäre.

Außer den von Green also gesicherten Hauptbedingungen ist sein Ballon aber auch noch durch Größe, Sicherheit und Bequemlichkeit der übrigen Einrichtung vor den früher angewendeten Aerostaten sehr ausgezeichnet. Derselbe besteht aus Tafft (rothem und gelben, wahrscheinlich um ihn durch das Abstechen der Farben schon in der Ferne bemerklich zu machen), und ist mit einer, vom Besitzer erfundenen (oder doch verbesserten) *) Masse überzogen, um „jedes" (? so sagt wenigstens der Bericht, es wird aber in praxi schwer halten) Entweichen von Gas zu verhindern. Der Ballon hat eine sphäroidische Form; der größere Durchmesser hält 60, der kleinere 51 Fuß; der Umfang beträgt 160 Fuß, die Oberfläche 8160 Quadratfuß. Zur Füllung werden 85,200 Cubikfuß Gas erfordert. Umgeben ist derselbe (wie gewöhnlich) von einem tüchtigen Netze, an dem ein aus Holz und Sohlleder verfertigter sehr starker Ring äußerst solid befestigt ist, welcher wiederum die aus Rohr geflochtene und mit rothem Baumwollendamast überzogene Gondel trägt. Der Abstand vom Boden der Gondel bis zu der oben im Ballon befindlichen Klappe zum Gasentlassen, was, nach der beschriebenen neuen Einrichtung, zwar nicht mehr so oft, aber doch noch in einzelnen Fällen nöthig werden kann, *) beträgt 80 Fuß; diese Klappe wird von der Gondel aus durch eine Schnur dirigirt. Im Boden der Gondel befindet sich der oben erwähnte neue Mechanismus zum Heben und Senken des Aerostaten, so daß also der Luftschiffer von seinem Sitze aus alle Operationen mit Leichtigkeit ausführen kann. Ferner ist in der Gondel eine Winde zur Handhabung des fünfarmigen Ankers angebracht, welcher an einem 1000 Fuß langen, der größeren Halt- und Dehnbarkeit wegen zum Theil aus Gummi elasticum verfertigten Seile hängt; die Erfahrung hat den Nutzen der solchergestalt eingerichteten Seile zur Verminderung des Stoßes beim Auswerfen des Ankers bewiesen. Zum Ballast rechnete Green sonst auch noch große kupferne, mit Wasser gefüllte und mit Ventilen versehene Cylinder an sehr langen Schnüren mit Haspeln, so daß man, wenn sie geleert worden waren und nun wieder gefüllt werden sollten, nur die Zeit der Ueberschiffung eines Gewässers wahrzunehmen brauchte, um sie in dasselbe hinabzulassen; ein Gedanke, welcher sich jedoch praktisch nicht erprobt haben soll. — Ueber der Gondel hängt eine, von sehr dickem Glase verfertigte Lampe, welche so eingerichtet ist, daß das durch Fischthran genährte Licht nicht leicht verlöschen kann; sonst darf keinerlei Feuer im Aerostaten unterhalten werden, da die Gefahr offenbar gar zu groß ist. Die Erwärmung von Speisen und Getränken muß vielmehr in Gefäßen mit ungelöschtem Kalke geschehen, auf

*) Da auf diesen Ueberzug des Ballons sehr viel ankommt, um den leichten seidenen Stoff für das Gas möglichst undurchdringlich zu machen, so will ich darüber einige Notizen beibringen, welche man hier vielleicht gern finden wird. In Frankreich nahm man Anfangs Gummi elasticum dazu, dessen Auflösung in Terpentinspiritus geheim gehalten wurde; Blanchard schnitt das Federharz in kleine Stücke, erweichte sie mehrere Tage in Terpentinspiritus, kochte dann eine Unze dieser Auflösung mit acht Unzen Leinölfirniß einige Minuten, seihte die Flüssigkeit durch ein feines leinenes Tuch und trug sie warm auf den Ballon. Später hat man den bloßen Leinölfirniß, mit Terpentinspiritus verdünnt, welche Mischung schnell trocknet, hinlänglich gefunden. Robertson, der ein tüchtiger praktischer Aeronaut war und den ich persönlich gekannt habe, hat mich versichert, daß er nie etwas anderes anwende. Ob und was Green noch etwa zusetzt, ist mir nicht bekannt.

*) Man begreift, daß der Gasinhalt eines Ballons in größeren Höhen, nach Maßgabe des verminderten atmosphärischen Gegendruckes, eine größere Ausdehnung erleidet und der Ballon platzen müßte, wenn in solchen größern Höhen nicht Gas entlassen würde. Aus diesem Grunde wird der Ballon auch gleich Anfangs nicht ganz gefüllt.

welchen man etwas Wasser gießt. Dies bleibt auch das einzige Mittel, um sich vor der Kälte zu schützen, welche in den höhern Luftschichten oft einen so außerordentlichen Grad erreicht, daß man in den Berichten der allermeisten Luftschiffer Klagen darüber antrifft. — Der gefüllte Ballon mit Netz, Gondel, Anker, Tau, Ring wiegt 1200 Pfund; an Ballast hatte man bei der beschriebenen London-Nassauer Fahrt 1900 Pfund, an Provisionen 400 Pfund mitgenommen; das Gewicht der drei Reisenden betrug 350 Pfund; zusammen gegen 4000 Pfund, was zugleich einen Begriff von den mittelst solcher Aerostaten zum Steigen zu bringenden Lasten gewährt.

Dies wäre eine Darstellung der Beschaffenheit derjenigen Maschine, deren sich Green bedienen wird, und der Mittel, welche er anzuwenden gedenkt, um den Erfolg seines kühnen Unternehmens zu sichern, und unter denen also die Anwendung des gekohlten statt reinen Wasserstoffgases und der Gebrauch eines, bloßen Mechanismus zum Heben und Senken des Ballons die wichtigsten sind. Allein hinsichtlich dieses letztern Punktes sehe ich auf den Lippen wenigstens einiger Leser hier eine Einwendung schweben, welche ich erst noch beseitigen muß.

„Ein schwimmender Körper," werden sie nämlich sagen, „verdrängt bekanntlich ein so großes Gewicht des Fluidums, in welches man ihn versetzt hat, als er selbst besitzt. Da nun der Ballon mit einer Gasart gefüllt wird, welche leichter ist als die atmosphärische Luft in ihren untern, dichtern Schichten, so steigt er bis zu Luftschichten auf, wo das Gewicht des verdrängten Volumens Luft nur noch genau seinem eigenen ganzen Gewichte gleich ist, und nur in diesen kann er sich dauernd erhalten. Der vom Luftschiffer angewendete mechanische Impuls mag demnach zwar wohl ein augenblickliches Heben oder Senken zur Aufsuchung einer Luftschicht bewirken, in der eine geeignete Windrichtung stattfindet; aber um sich in dieser Schicht hernach dauernd zu behaupten, wird es immer eines Auswerfens von Ballast oder aber eines Entlassens von Gas bedürfen, und der Mechanismus hilft also dieser Nothwendigkeit nicht ab."

(Der Beschluß folgt.)

* Unitarianismus in den Vereinigten Staaten.

Der Aufsatz in Nr. 67 des Bürgerfreundes „Der Glaube des Apostel Paulus" veranlaßt den Unterzeichneten, den Verfasser auf eine jüngst zu Newyork in der Exped. der Newyorker Staatszeitung, Nr. 7. Frankf. St., erschienene Rede des Dr. Schücking daselbst „Macht der Glaube selig?" (Preis 12½ Cnt.) aufmerksam zu machen, und dem Publicum diejenige der erläuternden Anlagen derselben mitzutheilen, welche das besondere christliche Religionssystem betrifft, zu dessen Beleuchtung der geehrte Verfasser jenes Aufsatzes durch Berührung einer der Hauptlehren desselben Anklang gegeben hat.

Der Unitarianismus bildet in den Vereinigt. Staaten einen ansprechenden Contrast mit dem abstoßenden Puritanismus der Presbyterianer, Baptisten und Methodisten ꝛc. Seitdem sich die Universität zu Cambridge in Neuengland, eine der angesehensten in den Vereigt. Staaten, für dieses System „als das urchristliche" erklärt hat, macht dasselbe in den gebildeten Klassen bedeutende Fortschritte, wenn gleich der Zuwachs nicht in dem Grade zur Erscheinung kömmt, als er wirklich statt hat, da viele mit deren religiöser Erkenntniß und Gefühlsweise es übereinstimmt, durch weltliche Rücksichten gegen die zahlreichen und mächtigen Presbyterianer ꝛc. welchen das Wort „Unitarianismus" fast denselben Schauder erregt,

wie das Wort „Römisch-Katholisch“ vom öffentlichen Bekenntnisse zurückgehalten werden.

Ohne sich in die Listen der Combattanten in einem polemisch-theologischen Turniere einschreiben lassen, oder irgend zu den alten widrigen Zerwürfnissen Anlaß geben zu wollen, theilt der Unterzeichnete, die vom Dr. Schücking zu Newyork, Verfasser verschiedener philosophischer und historischer Schriften, gegebene Uebersicht des von Dr. Priestly in England in das äußere kirchliche Leben zurückgerufenen, aber nach dem Principe der christlichen Denk- und Glaubensfreiheit fortgebildeten Unitarianismus berichtsweise mit, da sie nicht allein mit dem Aufsatze „Der Glaube des Apostel Paulus“ in naher Verwandtschaft steht, sondern auch über das religiöse Leben in den Vereinigt. Staaten (in welcher Hinsicht wir übrigens die geistreiche Rede des Hrn. Dr. Schücking dringend empfehlen) Licht giebt, sondern auch zum Verständnisse vieler, sehr vieler deutscher Erbauungsschriften, zumalen aus der Zeit dient, wo die Weisheit, welche dem edlen Senate von Magdeburg das klassische Schreiben vom 2ten May d. J. (siehe Bürgerf. Nr. 67) diktirte, kaum Jemand noch entzücken, vielweniger den ängstlichen Freund der religiösen Freiheit (der nicht recht begreifen kann, wie ein Mann „der überall kein Mann nach dem Sinne unserer Zeit“ wäre, in dem Sinne einer ganz andern Zeit aufgefaßt, ein Mann für unsere Zeit sein sollte) an die Herrlichkeit der Abendröthe erinnern konnte. — C. v. Lilienthal.

Bremen, Septbr. 8. 1840.

Unitarianismus.

Das ist das ewige Leben, daß sie Dich, den einzig wahren Gott erkennen und Jesus Christus den Du gesandt hast. Joh. 17 v. 3.

Denn es ist ein Gott und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Jesus Christus. 1. Tim. 2 v. 5.

Die Worte Dreieinigkeit und Gottgleichheit sind den heil. Schriften fremd, und die Stelle welche zunächst zu diesen Begriffen und zu jenen Worten führen könnte, 1. Joh. 5 v. 7 ist mittelst der verdienstvollen deutschen Kritik als untergeschoben, außer Zweifel gestellt worden. —

Die eigenthümliche Weise, in welcher Jesus von Nazareth über sein Verhältniß zur Gottheit gesprochen, und wie er seinen Jüngern den Beistand des Geistes Gottes versprochen hatte (welchen auch andere Weisen der Vorzeit *) zur weisen Lebensführung unentbehrlich hielten, veranlaßte früh die Verehrung der Gläubigen, ihn nicht bloß im Verklärungsglanze des Himmels zu sehen, sondern sein Bild näher und näher dem Throne des Vaters schweben zu lassen, welcher ihn als Vorbild und Lehrer der Welt gesandt hatte und dessen Anordnung er „gehorsam war, bis zum Tode am Kreuze“. —

Je höher indessen Christus in göttlicher Würde stieg, desto unerträglicher wurde der Gedanke, daß er in alles kleine und große Ungemach des menschlichen Lebens verwickelt, endlich sogar von den Priestern und Priestersclaven einer abergläubigen und verachteten Nation sollte mißhandelt, gemartert und gemordet worden sein. Darum läugneten früh die Docceten, die materielle Realität des Lebens und Leidens Jesus.

Es lag aber um so mehr daran, diesen Unsinn zu bekämpfen, da, hauptsächlich durch Vermittelung des Paulus, die Ansicht vom Tode Jesus, als einem Versöhnungsopfertode, und von seinem „des Lammes“ Blute, als Mittel der Reinigung von allen Sünden, weit ausgebreitet war. Darum schrieb der heilige Johannes etwa 90 Jahre nach Christi Geburt sein Evangelium und in diesem, wie in seinen Briefen erklärt sich so die häufige Widerholung der Worte „Fleisch geworden“ „im Fleische“ erschienen u. s. w. —

*) Niemand ist ein guter Mensch ohne Gott u. s. w. Seneca Epist. 41.

Joh. 1 v. 14. I. 4 v. 3 II. 4 v. 7.

Die Juden waren strenge Unitarianer (an die Einheit Gottes haltende) und darum verdroß es bald manche christliche Juden, die Einheit Gottes im Namen dessen zerrissen und verunstaltet zu sehen, welchen das ganze Alterthum als reichste Gnadengabe, als Gesandten und Gesalbten des Einen wahren Gottes Jehova erwartungsvoll betrachtet hatte, welcher nicht gekommen sein wollte das Gesetz aufzulösen sondern es zu vollenden" und welcher die Beschuldigung seiner Zeitgenossen, daß er sich zum Gotte mache, bestimmt geläugnet und widerlegt hatte. Joh. 10 v. 33 *).

(Die Fortsetzung folgt.)

Pauperismus.

Der Pauperismus oder die Massen-Armuth in Europa wird immer mehr der Gegenstand lebhafter Besorgniß und nimmt vorzüglich in den fabrik- und handeltreibenden Ländern einen so bedrohlichen Charakter an, daß er nicht mehr ohne durchgreifende und große Reformationen des civilisirten Lebens zu schwächen, geschweige zu heben ist. Die Masse der Armen, und zwar bloß derer, welche öffentlich unterstützt werden, beträgt $\frac{1}{21}$ der ganzen Bevölkerung, die Zahl der Armen, welche die Proletarier bilden, mag wenigstens eben so groß sein. Die Unterschiede in den einzelnen Ländern stellen sich ungefähr so heraus, daß in Rußland jeder Hundertste, in England jeder Sechste, in Frankreich jeder Zwanzigste (eben so durchschnittlich in Deutschland) und in Oestreich jeder Fünfundzwanzigste ein Armer ist. Die meisten davon betteln. Wo soll das hinaus? Die Zahl der Menschen, die öffentlicher Unterstützung anheim fallen, ist in stetem Zunehmen und wird fortwährend von der zunächst darüber stehenden Klasse vermehrt. Die Bankerotte überall, die Unmasse von Schuld- und Concurs-Prozessen, die nothwendigen Subhastationen, die Ausverkäufe, die wahnsinnigen Annoncen der Industrie, wovon alle Zeitungen wimmeln u. s. w. beweisen schauerlich, daß zahllose Menschen fortwährend aus dem goldenen Mittelstande in das furchtbare Reich der Armuth und Volkshefe herabsinken und herabgedrückt werden. Und nun dabei das Walten des bösen Dämons, der die Masse des Reichthums und die furchtbare Gewalt des Geldes nur benutzt, um noch mehr anzuziehen und Andre immer mehr der Armuth Preis zu geben! Endlich die furchtbare Wahrheit, daß die Länder, je größer ihr Nationalwohlstand ist und wird, desto mehr Arme haben und machen und den Contrast zwischen Reich und Arm desto greller spalten. Nach Allem, was bisher darüber geschrieben, gedacht und vorgeschlagen, können nur gründliche durchgreifende Reformen des ganzen finanziellen und socialen Lebens das Unheil abwenden, welches aus der furchtbar anschwellenden Massen-Armuth in das Wohl der Staaten hereindroht. Es ist von der Weisheit der Männer, welche auf den Höhen der Staaten die Untergebenen zu regieren haben, zu erwarten daß sie nach dieser Seite hin alle ihre Kraft und Weisheit in Wirksamkeit bringen, um Zuständen vorzubeugen, welche Menschen zu Hyänen machen.

*) Verdiente wohl die Gewissenhaftigkeit dessen Verfolgung, der Christus nicht als Gott anbeten wollte, um nicht der von ihm selbst als grundlose Lästerung dargestellten Beschuldigung der Juden beizutreten, und um nicht die unendlich werthvolle Ueberzeugung auch zu verlieren, daß Jesus ungesetzlich und unschuldig verfolgt und hingerichtet worden sei? —

* Notiz.

Die Leser des Bürgerfreundes wird es interessiren, daß in der im Heyse'schen Verlage so eben erschienenen Schrift: „Die Verfluchungen im Interesse denkender Christen von einem Anonymus des Bürgerfreundes" der Beweis geführt wird, daß die in dem bekannten Sendschreiben versuchte Widerlegung des Herrn Dr. Paniel aus dem Theodoretus auf einer Selbsttäuschung beruht und die triumphirende Veröffentlichung derselben eine auf Kosten des Publikums begangene Uebereilung ist. Man wird sich überzeugen, daß Herrn Dr. Paniel's Erklärung des Anathema dem vollen Wortsinne nach auf einer dem Verfasser des Sendschreibens in seinem Eifer gänzlich entgangenen und im Suicerus vollständig stehenden Stelle des Theodoretus zu lesen ist.

Auflösung des Räthsels in Nr. 73 d. Bl.
Vaterstadt.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.", und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Daves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshof.

Die

SCHNELL-  POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu **Nr. 74** des Bürger-Freundes für **1840.**

Sonntag, den 13. September.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

In Sachsen kann es noch ein Jubiläum geben, an das bisher nur Wenige gedacht haben, nämlich die erste Secular-Feier der „allgemeinen Anpflanzung der Kartoffeln." Ein Dr. A. Moser hat ein Büchlein zu Tage gefördert, welches die Sache in Erinnerung bringt, aber mit sonderbarem, entsetzlich langen Titel prunkt. Wir wollen nur etwa ein Drittheil dieses Titels hier anfügen: „1840! Frommer Lieb' und Freude Feierklänge. Zum ersten hundertjährigen Jubiläum der allgemeinen Anpflanzung der Kartoffeln als Nahrungsmittel in Sachsen." Dies ist, wie gesagt, ein Drittheil dieses Titel-Monstrums! Dabei haben wir wieder ein „hundertjähriges Jubiläum" — wie oft ist wohl im Jahre 1840 dieser lächerliche Fehler gedruckt vorgekommen? Beim Gutenbergs-Fest hat man an vielen Orten ein „vierhundertjähriges Jubiläum" angekündigt, welches doch nur der ewige Jude durchsetzen könnte. Besagten Unsinn findet man aber nicht etwa nur in Anzeigen, nein, auch etwelche Programme sind damit ausgestattet, und sogar namhafte Schriftsteller haben sich dessen schuldig gemacht, um zu beweisen, daß sie ebenfalls der herrschenden Flüchtigkeit verfallen.

Ein Landgeistlicher in — nun, Namen sind ja hoffentlich nicht nöthig, wenn wir die Wahrheit der Sache verbürgen — hatte sich durch seine ultra-pietistischen Bestrebungen die höchste Abneigung seiner Gemeinde zugezogen; es fehlte nicht an gesetzlichen Gründen zu seiner Entfernung vom Amt, welche dann auch, nach vorangegangener behutsamer Untersuchung, ausgesprochen wurde. Seine Amts-Enthebung erfolgte hierauf so unerwartet plötzlich, daß ihm nicht einmal eine Abschieds-Predigt zu halten gestattet war. Ohne diese wollte er aber nicht scheiden, und weil ihm die Erlaubniß dazu von den Behörden versagt ward, wandte er sich unmittelbar an den Landesfürsten. Die Acten ergaben, daß die Aufregung in der Gemeinde gegen ihren ehemaligen Pastor bisher nur mit Mühe von unangenehmen Ausbrüchen war zurück gehalten worden. Der Landesfürst erließ nun folgenden Bescheid: „Es scheint mir nicht billig, dem Pastor ** die Erlaubniß zu einer Abschiedspredigt zu versagen, aber es ist sehr unklug, daß er sie halten will."

Aus fast allen Gegenden des deutschen Vaterlandes wird gemeldet, daß in diesem Jahr der große Hausvater reichlicher als seit vielen Jahren seinen Tisch gedeckt habe. In Korn und Waizen sei Ueberfluß an allen Orten, Gerste und Hafer sei gleichfalls sehr ergiebig. Für einen guten Labetrunk sei am Rhein und Main auch gesorgt und am Nachtische könne es nicht fehlen, da die Nuß-, Birn-, Aepfel- und Zwetschenbäume mit Früchten wahrhaft überschüttet seien.

Man schreibt aus Leipzig: Hier hat man mit Schrecken wahrgenommen, daß das Spielhaus in Köthen, wegen seiner Nähe von Leipzig, die Handlungsgehülfen leicht veranlassen könne, die Kapitalien ihrer Principale auf's Spiel zu setzen. Man hat daher einstimmig den Beschluß gefaßt, daß jeder Commis, der beim Spiel dort betroffen wird, nie wieder eine Condition in Leipzig bekommt und die innehabende verliert.

Aus Frankreich.

Vor einigen Tagen spazierte ein zerlumpter Mensch durch eines der reichsten Viertel von Paris. Sei es, daß ihn der Glanz dieser Umgebung blendete, oder bestürmten ihn bittere Erinnerungen — der arme Teufel schlich mit gesenktem Kopfe einher. Bald jedoch schien der Hunger seine Schaam zu besiegen, denn nach oftmaligem Stillestehen näherte er sich einem der glänzendsten Bijouteriekäden, und bat auf der Schwelle dieser Wohnung des Reichthums mit demüthig hingehaltener Hand um ein Almosen. Seine Bitte war nicht vergebens, und schon näherte sich der Herr des Ladens, ihm einige kleine Münzen zu geben, als zwei Stadtsergeanten des Weges kamen, und dem Bettler befahlen, ihnen zu folgen. Der Kaufmann konnte sich nicht enthalten, den Armen zu beklagen, und blieb ohne weitere Ursache an der Thüre stehen. Einer der Beamten fragte den Bettler um seinen Namen, welcher mit einer von Verzweiflung und Schaam erstickten Stimme antwortete: „Ich heiße Jerome Pertuis." Kaum hörte der Bijouterie-Händler diesen Namen, so wandte er sich an die beiden Sergeanten, indem er sie bat, ihm diesen Menschen anzuvertrauen, er wolle mit seinem Vermögen für ihn bürgen; alsdann führte er ihn in eine Hinterstube seines Ladens, ließ bei einem benachbarten Schneider Kleidungsstücke für ihn holen, speis'te mit ihm zu Mittag, führte ihn darauf in den Magazinen umher, und ließ ihn seinen Reichthum bewundern. — Der arme Mensch glaubte zu träumen, aber einen sehr angenehmen Traum, und fürchtete nur das Erwachen. — Sein Wohlthäter bat, ihm zu sagen, wie er in diesen erbärmlichen Zustand gekommen sei, worauf Jerome Pertuis erzählte: Als er vor ungefähr zehn Jahren auf dem Punkte gewesen sei, nach England zu reisen, habe er seine Brieftasche mit 150 000 Franken verloren, welcher Verlust ihn ins Elend gestürzt hätte. — — Am andern Morgen verkündigte ein Handelsblatt: „Das Bijouterie-Geschäft A .... hat seine Firma geändert, und zeichnet von heute an: A.... und Jerome Pertuis." — Ohne Zweifel erräth Jeder,

daß Herr A . . . . jene Brieftasche gefunden, und da er nur durch diese Summe in den Stand gesetzt wurde, sich ein Vermögen zu erwerben, hielt er es für seine Pflicht, die unermeßlichen Reichthümer, welche er gewonnen, mit Jerome Pertuis zu theilen.

Ein Pfarrer in der Nähe von Solesmes hielt am Sonntag vor acht Tagen eine Predigt über die Vergänglichkeit alles Irdischen. Bei der Stelle, welche er mit besonderer Kraft der Stimme und der Gestikulation hervorhob: „Bald sind wir da, bald sind wir verschwunden!“ — verschwand er wirklich. Der wurmstichige Boden der Kanzel war unter ihm zusammengebrochen. Die andächtigen Zuhörer zogen ihren Pfarrer wieder heraus; er war mit heiler Haut davon gekommen. —

Der Lloyd Nantais enthält das Schreiben eines Hrn. Sire, Commandanten der Edith, über die an Bord dieses Schiffes gemachte Erfahrung mit dem Destillirapparat. Während einer 30monatlichen Fahrt in den indischen Meeren haben Matrosen und Passagiere nur destillirtes Meerwasser getrunken. Der Vorrath an süßem Wasser, den man aus Vorsicht mit eingeschifft hatte, wurde mit nach Frankreich zurückgebracht. Das destillirte Wasser ist so vortrefflich, daß man sich desselben selbst an den Ankerplätzen, wo man frisches Wasser haben konnte, bediente, und die reichliche Versorgung damit trug nicht wenig dazu bei, daß an Bord des Schiffes vollkommene Gesundheit herrschte.

Das französische Blatt der Droit bemerkt in einer Correspondenz aus Tulle vom 28. August, daß die diesmaligen Assisen, welche am 31. August zu Tulle beginnen, gewichtiger als je eine frühere Sitzung im Corrèzedepartement sein werden. Es kommen dabei vor: drei Morde, ferner zwei Kindermorde und eine Vergiftung, nämlich die Laffargesche. Einer jener Morde besteht in der heillosen Thatsache, daß der eine Nachbar vom andern erschossen wurde, weil jener ein Huhn, das auf seinen Acker kam, tödtete und nicht bezahlen wollte. — Für die Laffargesche Angelegenheit sind nur vier Tage, vom 3ten Sept. an, ausgesetzt, während der Correspondent meint, es sei vor dem 10. oder 11. Sept. gar nicht an Beendigung derselben zu denken. Die Geschwornen sind beauftragt worden, ehe sie sich in Tulle versammeln, nach Uzerche zu gehen und Glandier genau in Augenschein zu nehmen. In Tulle ist die Laffarge natürlich das Haupttagesgespräch; an Fremden fehlt es jedoch auch nicht, obgleich diesmal schwerlich auf den Bänken im Saale mehr als 60 Zuschauer zugelassen werden können, da allein 90 Zeugen auf den Bänken figuriren werden. Mit Mad. Laffarge's Gesundheit steht es, seit sie in Tulle sitzt, immer schlechter. Es geschieht alles Mögliche für sie: sie hat ihre Kammerfrau bei sich, bewohnt im Gefängnisse zwei anständig eingerichtete Zimmer, welche sie mit den Portraits ihrer beiden Eltern ausgeschmückt hat und einem hinter Glas und Rahmen gebrachten Cypressenzweige, den ihr Lachaud, der jüngste ihrer Anwalte, zu Villers-Helon auf ihres Großvaters Grabe pflückte; an Blumen in Töpfen und Büchern fehlt es auch nicht. Sie geht nur schwarz und in der Eleganz der feinsten Pariser Kreise, in denen sie früher heimisch war. Das Parket schickte ihr die Liste der Belastungszeugen, sechzig Personen zu, wie die der Entlastungszeugen, dreißig Personen.

Aus England.

In Maybole warf ein Windstoß ein Schwalbennest herunter, in dem sechs Junge, die noch nicht flügge. Fünf wurden in der Straße gefunden und in einer hölzernen Schüssel in eine Dachstube gebracht, deren Fenster man offen ließ. Alsobald hatten die alten die Schüssel in ein Nest verwandelt, wo sie ihre Brut sorglichst pflegten. Eine Stunde später fand man den sechsten Vogel auf dem Grasplatz hinter dem Hause, umflattert von einem dichten Schwarme von Schwalben, die ihn gegen eine Katze vertheidigten, welche auch vor den Schnäbeln der ergrimmten Vögel die Flucht ergreifen mußte. Als die Katze in die Flucht getrieben, nahm ein halbes Dutzend Schwalben den jungen Vogel und trug ihn, nicht ohne große Mühe, zum Neste in der Dachstube.

Die Arbeiten des Themsetunnell werden so eifrig betrieben, daß man in kurzem mit dem Ausgraben der Vertiefung beginnen kann, durch welche man auf der Nordseite des Flusses zum Tunnel hinabsteigen wird. Man fürchtet keinen Einbruch des Wassers mehr, indem der ausgebaute Theil so nahe an dem nördlichen Ufer ist, daß die Arbeiter den gefährlichsten Theil ihres Geschäfts ausführen können, wenn die Ebbe eingetreten ist und dem Wasser über ihnen steht. Die Eröffnung des Durchganges für Fußgänger soll im nächsten Frühjahr stattfinden.

An den Dampf-Brandern haben die Kriege zur See einen entsetzlichen Gegner bekommen. Der englische Ingenieur Thomas Don in Greenwich sagt darüber: „Unter den mächtigsten Kriegs-Maschinen, die in Woolwich ausgerüstet werden, sind die Dampf-Brander die an Wirkung furchtbarsten. Der „Infernal“ treibt einen Feuerstrahl eben so weit, wie die stärksten hydraulischen Pumpen einen Wasserstrahl. Diese Dampf-Brander bestehen aus zwei konischen, hölzernen Spindeln, die nach Art der Tonnen mit Reifen umgeben sind. Diese Kegel sind auf beiden Seiten an einen 80 bis 90 Fuß langen Balken von Tannenholz befestigt, und auf solchem Floß bringt man eine Dampf-Maschine von 6 bis 15 Pferdekraft an und stellt auf den Vordertheil eine bis zur Mündung geladene Kanone von Paixhans. In der Nacht wird sie dann mit ihrer ganzen Geschwindigkeit gegen die Seiten der feindlichen Schiffe losgelassen. Die mit Eisen beschlagene Spitze des Balkens dringt ein in den Schiffskörper, durch den Stoß entladet sich die Kanone und macht eine so große Oeffnung unter der Wasser-Linie, daß augenblicklich ein Sinken des Schiffes folgt. Hundert solcher Maschinen, die nur etwa 10,000 Francs kosten, sind hinreichend, um hundert Kriegsschiffe zu zerstören.“ — Das soll sich wahrscheinlich Mehemet Ali merken!

William Doyle, der einzige Reisegefährte des berühmten Cook, der noch lebte, ehemaliger erster Bootsmann, starb kürzlich in seinem 94. Jahre in Greenwich. Er begleitete Cook auf dessen letzter Reise 1779 und war Zeuge des Todes des großen Seefahrers.

In London kam kürzlich auf der Eisenbahn in 67 Wagen, die durch 4 Locomotive getrieben wurden, eine Gesellschaft von 3000 Personen mit einander an.

Mosaik.

Nicht wenige Personen sind schon dadurch vergiftet worden, daß Schrote in den Flaschen blieben, die mit Wein gefüllt wurden. Um dies zu verhindern, wird vorgeschlagen, statt der Schrote „böhmische Granaten“ zu nehmen, die außerordentlich wohlfeil sind und den Zweck eben so gut erfüllen.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 74.

Bremen, Sonntag den 13. September 1840.

Gestorben:

Nro. 813. Den 9. September. Des verst. Gärtners Claus Hinr. Krone Wittwe, geb. Ahlers, 61 Jahr; Haasenstraße Nro. 8.

— 814. Den 10. — Des Musikus Carl Ernst Ludw. Rammelsberg Ehefr., geb. Drögemeyer, 31 Jahr; Stavendamm Nro. 21.

— 815. Den 10. Sept. Der Krameramtsgenosse Joh. Conrad Tepelmann, 44 Jahr; Grünenstraße Nro. 56.

— 816. Den 11. — Des Schlossermeisters Joh. Diedr. Meyer Ehefrau, geb. Bitter, 40 Jahr; Hohethorsstraße Nro. 45.

— 817. Den 11. — Des Arb. Arend Bringmann Tochter (todtgeb.); Großenstraße Nro. 23.

Gebohren:

Nro. 1088. Den 6. September. Des Kaufmanns Johann Wilhelm André von Kapff Ehefr., geb. Storck, Contrescarpe Nro. 15 A; von einem Knaben.

— 1089. Den 8. — Des Tischlermeisters Wilh. Anton Kracht Ehefr., geb. Gödecke, Schnoor Nro. 14; von einem Knaben.

— 1090. Den 8. — Des Matrosen Elias Wilhelmi Ehef., geb. Hitzemann, Düsternstr. Nr. 86; von einem Knaben.

— 1091. Den 9. — Ein Mädchen — Grünenstraße Nro. 66.

— 1092. Den 9. — Des Tonnenmachers Hinr. Harves Ehefr., geb. Seehausen, gr. Johannisstraße Nro. 32; von einem Knaben.

— 1093. Den 9. — Des Reepschlägergesellen Nicolaus Schier Ehefr., geb. Knapp, Muggenburg Nro. 12; von einem Knaben.

— 1094. Den 9. — Ein Mädchen — gr. Annenstraße Nro. 4.

— 1095. Den 10. Sept. Des Schullehrers Joh. Gottl. Petzold Ehefr, geb. Beyer, Bauernstraße Nro. 3; von einem Knaben.

— 1096 und 1097. Den 10. — Des Zimmergesellen Hinr. Rencken Ehefr., geb. Blome, Doventhorsstraße; von Zwillingen, einem Knaben und einem Mädchen.

— 1098. Den 10. — Des Maurergesellen Otto Bischoff Ehefr., geb. Thielken, Steinthorssteinweg Nro. 40; von einem Knaben.

— 1099. Den 10. — Des Kaufmanns Wilh. Friedrich Müller Ehefr., geb. Dieterich, am Wall Nro. 64 B; von einem Knaben.

— 1100. Den 11. — Des Arb. Simon Anton Moritz Ehefr., geb. Kremmelberg, gr. Rosenstr. Nro. 31; von einem Knaben.

— 1101. Den 11. — Des Cigarrenmachers Joh. Garrelmann, Ehefr., geb. Buschmann, Meinkenstraße Nro. 9; von einem Knaben.

— 1102. Den 11. — Des Arb. Arend Bringmann Ehefr., geborne Heitmann, Großenstraße Nro. 23; von einem todten Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 364. Der Kaufmann Gustav Adolph Schröder und Marie Theodore Primavesi hieselbst.

— 365. Der Kaufmann Joh. Ludwig Egestorff und Elise Wilkens. Beide von hier.

— 366. Der Hautboist beim hiesigen Infanterie-Contingent Heinrich Ludwig Sastedt und Maria Susanna Eggers. Beide von hier.

— 367. Der Stuhlmacher Georg Christian Theodor Millahn hies. und Helena Mahlstedt am Gröplingerdeich.

— 368. Der Seiler Joh. Carl Bachran zu Hastedt und Gesche Stegmann zu Vahr.

— 369. Der Cigarrenmacher Reinier Brünings hieselbst und Sophie Charlotte Hornbostel, gen. Schrader, aus Oldendorff bei Celle.

— 370. Der Schneideramtsmeister Gerd Friedr. Beucke und Almata Eckhoff hieselbst.

— 371. Der Schneidergesell Joh. Friedr. Ant. Pfeiffer und Adelh. Nullmeyer. Beide von hier.

— 372. Der Hutmachergesell Wilh. Brandt u. Regine Dorothea Maria Riegelmann hieselbst.

— 373. Der Seeschiffer Hinr. Classen Hinrichs zu Wangeroge und Gebeta Deetjen hieselbst.

— 374. Der Höker Chr. Claus Wilkens u. Friederike Dorothea Auguste Ohagen aus Nienburg.

— 375. Der Landmann Nicol. Fesenfeldt und Margar. Budelmann hieselbst.

— 376. Der Schieferdecker Joh. Hohnhold u. des verst. Arb. Heinr. Carl Wiegand Wittwe, Gesina, geb. Eckhoff, hieselbst.

— 377. Der Fuhrmann Carl Heinr. Becker u. Margaretha Juliana Fründt hieselbst.

— 378. Der Cigarrenfabrikant Heinr. Wilh. Engelhardt und Susanna Heitmann hieselbst.

— 379. Der Tischleramtsmeister Chr. Siemer hies. u. Amalie Dorothee Stupian aus Bassum.

— 380. Der Typograph Joh. Hinr. Behnken u. Atmetha Sanders hieselbst.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 75.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 17. September 1840.

Was bin ich, Herr, vor Dir? seit gestern athm' ich kaum;
Es trennt vom Todtenkreuz mich nur ein Spannenraum!
Wohl dennoch mir! Wer sanft entschläft in Vatersarmen,
Darf dem Erweckungswort vertraun. Es heißt: Erbarmen!

F. v. Matthisson.

Christen-Gruß

vom

Dr. X. Serrius in Dresden.

Frieden euch, im stillen Gotteskreise!
Allen Menschenkindern meinen Gruß!
Von dem Jüngling bis zum ernsten Greise,
Einem jeden meinen Bruderkuß!

Gottes Segen ström' in aller Mitte;
Zum Altare werde jeder Heerd!
Milden Trost dem Armen in der Hütte,
Und dem Feind die Palme — nicht das Schwerdt.

Schwere Pflichten gern und kräftig üben,
Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit;
Göttlich glauben, Brüder göttlich lieben;
Nichts beginnen, was das Herz entweiht.

Ehrfurcht jeder ernsten Gottesstätte!
In den Abgrund sinke Lug und Trug!
Trost euch Allen auf dem Sterbebette,
Und Versöhnung mit dem Aschenkrug!

Mit dem Tode sollt ihr euch versöhnen,
In den Sternen sei der Blick gewandt;
Nimmer hörten wir die Gräber stöhnen —
Blumen wachsen ja um ihren Rand.

Heilig schimmert aus dem Kelch die Traube;
Friede wohn' auch in des Sünders Brust,
Liebe, Hoffnung, reiner Christusglaube:
Uns're Krone du, und uns're Lust!

Auf zum Himmel strebet edle Geister,
Zum Erlöser fliege jeder Blick!
Er nur euer Herr und euer Meister —:
Sinket hin und fühlt der Sühnung Glück.

Green's Luftfahrt über den atlantischen Ocean.

(Beschluß.)

Dies ist zwar richtig, indeß wehrt die Anwendung dieses Mechanismus doch wenigstens

dem Verluste bei den bloßen Versuchen; und wenn die geeignete Luftschicht definitiv gefunden ist, so wird sich dann leichter beurtheilen lassen, wie viel Ballast bestimmt auszuwerfen oder wie viel Gas ein für alle mal zu entlassen ist, um den Aerostaten nun auch gerade in dieser Höhe zu erhalten. Ich verberge mir die Schwierigkeiten nicht, allein Green wird sie sich auch nicht verborgen haben; ja, man muß ihm sogar zutrauen, daß sie, auf seinem praktischen Standpunkte, noch genauer von ihm erwogen sein werden.

Da eine direkte Methode zur horizontalen Steurung des Ballons, welche das eigentliche große Problem der Aeronautik ausmacht, bisher schlechterdings noch nicht hat ermittelt werden können, und somit das hier analysirte indirekte Verfahren des Hebens oder Senkens des Ballons bis zur Ermittlung einer Luftschicht mit entsprechender Windrichtung, das einzige praktische Aushülfsmittel bleibt, so ist es doppelt interessant, zu bemerken, daß die Luftschiffer in der Kindheit der Erfindung in dieser vertikalen Direktion ihres Ballons eine außerordentliche Geschicklichkeit, aber leider nur durch Hülfe des gar zu gefährlichen Feuers bewiesen haben. Pilatre de Rozier, dieser oben erwähnte Märtyrer der Luftschifffahrt, war darin so geübt, daß er die feinsten Abwechslungen des Steigens und Fallens seiner Montgolfière durch Anzündung oder Verlöschung einer Weingeistlampe mehr mit vollkommener Sicherheit bewirkte. Eben so wurde bei der zweiten Luftreise des Grafen Zambeccari deutlich beobachtet, daß das Anzünden eines einzigen Flämmchens die Montgolfière, deren er sich damals bediente, augenblicklich steigen und das Verlöschen dagegen fast eben so schnell sinken machte. Allein dieses Mittel erscheint doppelt gefährlich, wenn man bedenkt, daß der Aerostat oft sehr gewaltsame Stöße und Schwankungen erleidet, welche daher rühren, daß der Einfluß jedes plötzlichen Luftstoßes auf die Gondel anders als auf den specifisch leichteren Ballon selbst wirkt. Die Leser sehen, daß ich die Gefahren des Unternehmens nicht verkenne, aber auch in dieser letzteren Rücksicht darf nicht unbeachtet bleiben, daß Green's Substitution eines schwereren Füllungsmittels für den Ballon das Mißverständniß zwischen dem specifischen Gewichte der Gondel und des Ballons, und somit jene daher entspringende Besorgniß ebenfalls vermindert hat.

Könnte man das, nach aller Erfahrung so vollkommen zureichende Mittel des Feuers nur mit einiger Sicherheit anwenden, so würde es schon wegen der Einfachheit den Vorzug vor Allem verdienen; es scheint nicht unmöglich, eine Vorrichtung hiezu zu entdecken, wir müssen aber Praktikern wie Green die Ausführung überlassen. Sehr oft beschreitet eine Erfindung gleich ursprünglich den richtigsten Weg, verläßt dann denselben wegen aufstoßender kleineren Schwierigkeiten, um sich in Künsteleien zu ergehen, und kehrt endlich auf die erste Bahn mit einigen Verbesserungen zurück.

Vielleicht will man sich aber noch nicht recht überzeugen, daß es so sehr schwer oder gar unmöglich sein soll, eine direkte Methode zur horizontalen Leitung des Ballons zu finden, worauf, wie gesagt, Alles ankommt; und ich muß daher zur Erschöpfung des Gegenstandes schließlich noch auf einige Erörterungen darüber eingehen.

So weit mir bekannt ist, sind alle bisherigen Bemühungen um dieses wichtige Problem unter Beziehung auf die Wasserschifffahrt gemacht worden: die Analogie lag zu nahe, und es wird doch, wenn überhaupt eine Möglichkeit vorhanden ist, eben darauf ankommen, diese Beziehung ganz aus dem Auge zu lassen. Denn bei der Wasserschifffahrt sind offenbar drei Kräfte

gegeben: die Adhäsion des Schiffes am Wasser, der Widerstand des letzteren, und der Windstoß, wovon besonders die beiden letzteren die mannigfachsten Combinationen darbieten. Bei der Luftschifffahrt hingegen kommt wegen der ganz andern Natur des zu beschiffenden Elements fast nur der Windstoß in Betracht. Adhäsion und Luftwiderstand sind verhältnißmäßig viel zu unbedeutend. Man kann hiernach annehmen, daß die Richtung des Ballons bloß durch die Eine Kraft des Windstoßes bestimmt wird, wie dies auch der Praktiker Green überall stillschweigend voraussetzt; und alle bis jetzt von der Wissenschaft entlehnten Mittel, die mannichfachen, in allen Formen vorgeschlagenen Luftsteuerruder, Segel u. s. w. können also nichts nützen, da diese Ruder und Segel ebenfalls die Bewegung des Windes annehmen, so daß sich der Aeronaut, wie alle Erfahrungen lehren, beim heftigsten Sturme, wenn derselbe nur gleichförmig wirkt, in völliger Windstille wähnt. Es ist also durchaus noch eine zweite hinreichende Kraft nothwendig, um von der Windrichtung, wen diese nicht entspricht, unter einem beliebigen Winkel (oder, wenn man will, in der Diagonale) abzulenken; und wo soll diese in einem Mittel von der Beschaffenheit der Luft herkommen?

Durch die Betrachtung dieser Schwierigkeiten bewogen, setzte die Akademie zu Lyon, 1784, bald nach den ersten aerostatischen Versuchen, einen Preis für die Lösung des Problems der horizontalen Lenkung der Aerostaten aus; allein alle darauf zum Vorschein gekommenen Plane beschränkten sich auf Steuerruder und Segel. Zwei Engländer: Palmer und Daezel, verfielen später auf die noch viel weniger anwendbaren Schaufelräder. Da sich die Nutzlosigkeit dieser verschiedenen Vorschläge, und namentlich der Steuerruder, bald ergab, so verfiel man hiernächst auf eigenthümlich construirte Luftruder, welche gegen die Luft geschwungen wurden (eine Einrichtung, die, wenn sich, wie wir gleich sehen werden, auch nicht viel von ihr erwarten läßt, doch vielleicht weiter ausgebildet zu werden verdiente); und in der That behaupteten die oben erwähnten Luftschiffer, Gebrüder Robert, damit bei einer Aufsteigung am 19. September 1784 eine Abweichung von 22 Graden von der Windrichtung erzwungen zu haben, welche Behauptung wir, da man zu ihrer Würdigung alle Umstände genau kennen müßte, auf sich beruhen lassen. Noch größer soll die Wirkung gewesen sein, welche Ballet und Alban am 29. August 1785, mit solchen Luftrudern erreicht haben wollen; allein die Angaben darüber sind ganz ungenügend; — und warum wäre man auch, ihre Richtigkeit angenommen, nicht auf einer so erfolgreich betretenen Bahn geblieben? Allein es läßt sich vielmehr durch eine leichte Rechnung genügend zeigen, daß die Luftruder, wie wir oben angedeutet, zwar wohl einigen Effekt haben können, daß dieser aber schon bei mäßigem Winde gering, und bei heftigem fast ganz verschwindend ist. Angenommen nämlich, der Aeronaut mache in jeder Sekunde einen Ruderschlag und theile der ganzen Masse des Aerostaten dadurch eine Bewegung von 1 Fuß, rechtwinklich zur Windrichtung, mit, was bei dem bedeutenden Gewichte der Maschine wohl mehr ist, als in der Wirklichkeit wird geleistet werden können, so würde man bei einem Winde von 12 Fuß in der Sekunde (der zweiten Seite des Parallelogramms) doch nur eine Abweichung von noch nicht 5 Grad, bei 30 Fuß Windgeschwindigkeit höchstens von 2 Grad, und bei 60 Fuß von kaum 1 Grad erlangen. Nun beträgt aber die Geschwindigkeit der gelindesten Winde schon an 15 Fuß in der Sekunde, und meistens ist ihre Schnelligkeit viel größer, woraus sich also die geringe, obwohl, wie

gesagt, nicht ganz in Abrede zu stellende Wirkung der Luftruder hinreichend darthut.

Ich habe die Leser somit auf den Standpunkt gestellt, selbst über die Wahrscheinlichkeit des Erfolgs des Greenschen Unternehmens einer Luftreise von England über den atlantischen Ocean nach Amerika zu urtheilen, und ich habe meine eigene Ansicht von der Sache um so mehr zurückgehalten, da der Gegenstand bekanntlich sogar zu bedeutenden Wetten Gelegenheit gegeben hat, und deren, je näher die wirkliche Ausführung rückt, noch mehrere veranlassen könnte. Im Allgemeinen aber will ich schließlich doch noch bemerken, daß die Aeronautik, wie sich auch aus meiner Darstellung ergiebt, seit ihrer ersten Ausübung, im Verhältniß zu andern Erfindungen, sehr geringe wesentliche Fortschritte gemacht hat, ja fast stationär geblieben ist, so daß es beinahe scheint, als habe es dem gegenwärtigen Jahrhunderte der Wunder vorbehalten bleiben sollen, wie für so vieles andere, bisher ganz Unerhörte, so auch für die Aeronautik einen neuen Tag anbrechen zu lassen. Die auf Greens Erfolg Wettenden mögen sich indessen durch diese sehr allgemeine Andeutung für den speziellen Fall nicht bestimmen lassen.

---

* Unitarianismus in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Darum läugneten die Ebioniten die Gottheit Christi (manche von ihnen außerdem noch seine wunderbare Empfängniß.)

Es war überhaupt nie eine Zeit in der Kirche, wo die Orthodoxie sich in diesem Punkte vollkommener Ruhe und Sicherheit zu erfreuen gehabt hätte. — Daß die Reformation der Ebioniten bald als eine arge Ketzerei denuncirt wurde, ist um so begreiflicher, da sich in ihr das Princip der Vernunft regte, welches vom Anfange des Christenthums durch Julian's und Arnold's von Brescia und Ulrichs von Hutten und Priestley's Zeiten mit stets verstärkten Kräften herabkommend, die exklusive Orthodoxie endlich noch um alle Freuden ihrer Tage, und um alle Ruhe ihrer Nächte bringen wird. —

Der Reibung mit ihr entsprangen schon in den frühesten Zeiten so lichte Funken, daß es Christen gab, welche den ganzen Glauben an die Christus-Geschichte, als unwesentlich für eine moralische Gottesverehrung im Geiste Jesus betrachteten. —

Den Doceten war Jesus ein Gott, welcher nur scheinbar, als ein Mensch auf der Erde gewandelt: Den Ebioniten war er ein Mensch, welcher wie ein Gott auf der Erde gewandelt, gestorben, auferweckt, und zum Himmel gefahren war. —

Mit der Orthodoxie der Gottgleichheit verstießen die Letzteren auch dadurch, daß sie gegen den Apostel Paulus remonstrirten, vielleicht im Grunde mehr wegen der Schwierigkeiten, die sich bei ihm gegen ihr System finden, als wegen seines widergesetzlichen Votums gegen die mosaischen Formen-Gesetze. —

Von der Dreieinigkeit und Gottgleichheit Christi findet sich indessen noch nichts in dem „apostolischen" Glaubensbekenntnisse, und erst unter Constantin in dem nizäanischen (325) und in dem athanasischen Credo (333) traten diese Lehren aus dem Verfalle des römischen Lebens, Wissens und Geschmackes hervor, — ohne sich jedoch gegen die „Gottähnlichkeit" der Arianer in ruhigen Besitz setzen, und des Schutzes des kaiserlichen Thrones, auf welchem katholische und arianische Fürsten wechselten, versichern zu können. — Wie Tertullian im zweiten Jahrhundert klagte, daß das Volk die Lehre von der Dreieinigkeit nicht annehmen

wolle, so klagt vielleicht jetzt mancher Prediger in Deutschland, daß die Kinder und jüngeren Mitglieder vieler Gemeinden durchgehends nichts mehr, von dem „Gott heiliger Geist“ wissen, da man ihn, als heiligen Geist Gottes in die Glorie des Vaters und des Sohnes wieder hat verschweben lassen. —

Nach der Glaubensansicht der Unitarianer unserer Zeit, wozu viele der Gebildersten und Edelsten Amerikas (wenn gleich wenige Channings und Cullen Bryants gehören *) hat Jesus zunächst den Charakter, welcher allen Sinnen an ihm erschien, und in welchem er von den Aposteln bei ihren Zuhörern eingeführt wurde, d. h. er war ein Mensch von Herkunft und Natur, wie jeder andere Mensch. Apost. Gesch. 2, 22. 3, 22. Joh. 1, 45 und wie bei jedem andern Menschen fing der heiligende Gnaden-Einfluß Gottes auch bei ihm erst da an, wo seine eigene moralische Kraft aufhörte, zureichend zu sein. — Er hat daher keinen angebornen, sondern einen gegebenen, vom göttlichen Willen abhängigen öffentlichen Charakter 2. 36. Cor. 15, 28. — Er ist der von den Propheten angekündigte „Eine Heilige“ und gesandt, die Menschen in Heiligkeit durch Lehre und Muster zu unterweisen, und, wie er ein Sohn Gottes „nach dem Geiste der Heiligkeit“ (Röm. 1, 2. 4.) war, auch die Menschen durch Heiligkeit zu Söhnen Gottes zu machen 1 Joh. 3, 12. Zwar durch Wundermacht als Gesandter Gottes beglaubigt, ist er doch erst durch die Auferweckung zur Verklärung des göttlichen Wohlgefallens an menschlicher Heiligkeit verherrlicht, zum Herrn und Heiland und Mittler der Menschen erhoben und zu ihrer Auferweckung ermächtigt. Apost. Gesch. 2, 32 36. 5, 31. 13, 33 35. 1. Joh. 2, 1. daher auch das Gewicht, welches die Apostel weniger auf den Tod als auf die Auferstehung Jesu legen. Apost. Gesch. 13, 33. wo Paulus das Wort „heute habe ich Dich gezeugt“ vom Auferweckungstage erklärt 1. Cor 15, 14. (15 enthält einen andern und nur einen Nebengrund.)

Die Unitarier nehmen die Bibel nicht als inspirirtes Buch, sondern als einen Bericht (Record) über eine Offenbarung an.

Nach dem Principe der Freiheit der Ansichten und nach der Maxime der Liebe, welche keine Ausschließung des Glaubens wegen und keine

*) Dr. Channing, einer der ersten amerikanischen Gelehrten und Verfasser vieler religiöser Schriften voll geistreicher Entwickelung und glänzender Sprache. Wer das Unitarianer-Christenthum aus dem Grunde zu kennen wünscht, lasse sich die Werke dieses größten Theologen dieser Kirche kommen. Reverd. Dr. Channing „religious works“. Mr. Cullen Bryant — einer der ersten (und der beliebteste) der amerikanischen Dichter und Editor der Evening-Post zu Newyork.

Eine Zierde der Unit.-Kanzel war auch unser deutscher Landsmann Professor Dr. Follen (bis er auf der Reise zu seiner neuen Gemeinde in Neuengland an jenem entsetzlichen Abende des letzten Herbstes, als in der Nähe dieser Küste das Dampfschiff Lexington ein Raub der Flammen wurde, mit gegen 170 anderen Reisenden jedes Alters und Geschlechts ein gezwungen freiwilliges Opfer der weniger grausamen Fluthen wurde. Er hat der deutschen Wissenschaft vor unsern amerikanischen Mitbürgern große Ehre gemacht und zugleich diesen mit deutscher Herzensgüte vorgeleuchtet — ein weites Feld des höchsten Verdienstes auch für uns.

Wohl kann man nur mit gewichtigen Gründen, nicht mit berühmten Namen beweisen: allein Namen, wie Newton, Locke, und Milton sind gewichtig genug, um schwer auf Vorurtheil, und Dünkel zu fallen, und zum Nachdenken Anstoß zu geben, wenigstens die Billigkeit einer milden Behandlung der Bekenner gleicher Ueberzeugungen einzuprägen. —

Eigene Forschung hatte jene Zierden Englands, der literarischen Schwester Deutschlands, dahin gebracht, die Dreieinheitslehren als vernunft- und schriftwidrig zu verwerfen, und Unitarier zu werden. (Von Newton ist bekannt, wie er jedesmal das Haupt entblößte, wenn der heil. Name genannt wurde. (So müssen es denn wohl nicht, wie wir Andern glauben, die Sterne sein, welche kalt sind, sondern unsere Herzen, und diese wohl zu eisig sein, um von ihren Strahlen mit einer solchen Ehrfurcht erwärmt zu werden.)

Bestrafung des Irrthums kennt, haben sie kein abgeschlossenes Credo, und schließen wegen einzelner abweichender Ansichten (z. B. wegen der Schiller'schen Ansicht der mosaischen Gesetzgebung) nicht von der Kirche aus.

Auch hinsichtlich der einzelnen Wunder herrscht Freiheit der Ansichten. Wer z. B. das Weinwunder von Cana in Galiläa mit der Würde Jesus nicht vereinen könnte, oder es durch den einzigen Johannes, als Zeugen von Hörensagen, nicht erwiesen fände, der würde darum ein eben so guter Christ bleiben, als derjenige, welcher das schöne Bild der reinsten Mutterliebe nicht zu verlieren, den Glauben an die wunderbare Empfängniß Jesus festhielte, wie manche ihrer Lehrer und Mitglieder thun. Nur durch das Läugnen der Auferweckung Jesus, würde man mit dem Systeme brechen.

Die Unitarier haben keine Sacramente, sondern nur die heiligen Gebräuche der Taufe als feierliche Aufnahme der Kinder und des heiligen Abendmahls als Gedächtnißfeier des Todes Jesus.

Die Taufe verrichten sie mittelst Besprengung des Gesichts der Kinder im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes d. h. auf die Anerkennung des Einen und Einzigen Gottes als Vater aller Menschen und des (oben erwähnten) Characters Christi und der waltenden Macht des Geistes Gottes zur Erhaltung und Verbreitung der Kirche, als des durch Christus vermittelten Reiches Gottes. —

Sie sehen somit diese alte kirchliche Formel als eine kurze geistreiche Erinnerungs-Formel (ähnlich einer Huldigungs oder Vereidungs-Formel) für den Täufling an, deren Erbreiterung und willkührliche Hinausziehung in Credo's und Glaubenssymbole unendlich viel Uebels in die Welt gebracht habe. —

Die Lehren vom Sündenverderbnisse, von Genugthuung Versöhnung u. s. w., nehmen sie nicht in einem mystischen sondern in einem vernunftgemäßen Sinne, dessen Identität mit dem schriftgemäßen Sinne sie darzulegen suchen. So ist ihnen z. B. die Genugthuung und Versöhnung — Atonement — nur die Zurückbringung der Menschen von ihrer Sünde (Erbsünde ist Unsinn) zur Eintracht mit ihrem Gewissen und Gott, — die Befriedigung der Liebe Gottes, wenn er die Menschen wieder so sieht, wie sie nach seinem ewigen Ideale einer göttlich menschlichen Natur (Jesus) sein sollen und um selig zu sein, sein müssen. — Das Wort — Atonement — das Hauptwort der amerikanisch-kalvinischen Prediger bedeutet auch in der englischen Sprache ursprünglich nur Verständigung, Herstellung der Uebereinstimmung, at-one-ment, wie Paulus sagt: Seid ihr „versöhnt mit Gott" nicht, „es sei Gott versöhnt mit euch. —

Hinsichtlich des Daseins nach dem Tode ist die Ansicht der Unsterblichkeit jetzt vorherrschend, obgleich die der Auferweckung schriftgemäßer, und dem Begriffe vom Berufe Jesus und seiner Geburt zum Christus und Heiland durch die Auferweckung, angemessener sein dürfte.

(Der Beschluß folgt.)

---

* Zur Beruhigung Betheiligter bei der Frage:

„Wie viele Nordpole es denn giebt?"

In des Herrn Dr. Paniel Erster Predigt, wider des Pastor F. W. Krummacher Verfluchungs-Conjectur findet sich Seite 7 der Ersten und Seite 11 der Zweiten Auflage eine Stelle, wo es heißt:

„an den eisigen Polen des Nordens"

und Herr Pastor Tiele hat dagegen die scharfsinnige bedenkliche Frage erhoben:

„Wie viele Nordpole es denn gebe?“ — (im Sendschreiben an Dr. Paniel, Seite 14.) Für ihn, wie für die Wenigen in Oberneuland oder in Bremen, die darüber in Zweifel stehen mögten, genüge hiermit zur Aufklärung in der Sache selbst, daß dermalen wirklich nur Ein Nordpol vorhanden ist, und daß dem Herrn Dr. Paniel auch die Absicht, eine Mehrzahl derselben anzudeuten, von Niemand dürfte beigemessen werden können, der in die Theorie der Redekunst soweit eingedrungen sein möchte, um vom Gebrauch der Tropen oder figürlichen Redensarten nur einen mäßigen Begriff aufgefaßt zu haben. Für solche wenig Unterrichtete genüge einstweilen die auf der Hand liegende Voraussetzung, daß Herr Dr. Paniel in den gedachten Worten, sich derjenigen Art der Redefigur bedient habe, vermöge deren der Redner statt der einfachen Zahl in der Mehreren redet, die von den Gelehrten unter der allgemeinen Bezeichnung: synecdoche“ mit begriffen und oft angewendet wird, um den Schmuck der Rede zu erhöhen.

In dieser Weise sagt unter andern der heidnische Dichter Virgilius im 6ten Buche und 49sten Verse seines Heldengedichts auf den Aeneas, wo er von einer Einzigen Sibylle redet:

„Et rabie fera corda tument“

das heißt zu deutsch:

„und ihre wilden Herzen schwellen an von der „Wuth der Raserei“,

und eben so im 10ten Buche im 821ten Verse: „At vero ut vultum vidit morientis, et ora“

das heißt: „Als er aber des Sterbenden Angesicht erblickte und dessen Munde“ —

und es steht gleichwohl zu vermuthen, daß Virgilius von den Theilen des menschlichen Körpers, eine genugsame Kenntniß gehabt habe, um zu wissen, daß eine Sibylle nur Ein Herz und ein Sterbender nur Einen Mund zu besitzen pflege was bekanntlich immer hinreicht Raserei, Sinn und Unsinn genug zum Vorschein zu bringen. Wer aber einen heidnischen Dichter nicht als genügende Autorität gelten lassen dürfte, der wolle im Buche der Richter im 12ten Capitel den 7ten Vers nachlesen, woselbst geschrieben steht: „Und Jephthah, der Gileaditer starb und ward begraben in den Städten zu Gilead.

Wollte aber jemand gegen diesen unverfälschten Text der heiligen Schrift mit der Frage auftreten: „Ob es mehrere Städte des Namens Gilead gegeben und ob der Leichnam des Jephthah in mehreren Städten begraben worden? — Der würde doch dem Vorwurfe nicht entgehen können, das er sündliche Chikanen wider den deutlichen Inhalt der heiligen Schrift erheben und nicht einsehen wolle oder könne, daß der Verfasser des Buchs der Richter sich hier blos einer figürlichen Redensart bedient habe. Daraus schließen wir denn zur Beruhigung für jedes christliche Gemüth welches etwa wegen Mangel an Scharfsinn oder Kenntniß zur Unterscheidung figürlich gebrauchter Redensarten, vom schlichten Wortverstand im Sinne des gemeinen Lebens, auf dieselbe Frage verfallen könnte, daß Herr Dr. Paniel in jenen Worten sich offenbar einer figürlichen Art zu reden bedient habe, die auch in der Bibel nicht selten vorkömmt, nicht aber über die Zahl der Nordpole eine abweichende und unbestimmte Meinung habe andeuten können, wie ihm mit jener Frage ungeziemend, und wohl nicht in gar zu christlich gemeintem Sinne, aufgebürdet wurde.

Ein aufmerksamer Leser des Sendschreibens.

* Mad. Laffarge.

(Eingesandt.)

Der im Bürgerfreunde oft schon besprochene Prozeß der Mad. Laffarge hat plötzlich eine an-

dere Wendung genommen — nämlich Herr Lafarge soll nicht vergiftet worden sein!

Zwei Chemiker aus Limoges, die mit der Untersuchung des Magens, des Magenwassers und der während der Krankheit ausgeworfenen Materien beauftragt waren, haben erklärt daß in diesen Theilen durchaus kein Arsenik enthalten sei wie dies von den ersten Untersuchern behauptet worden. Die Leiche soll nun nochmals ausgegraben werden und man ist im Publikum höchst gespannt auf den Fortgang dieses merkwürdigen Prozesses.

Sobald wir etwas Näheres darüber erfahren werden wir nicht unterlassen es den Lesern d. Bl. mitzutheilen. (Wir hoffen die Bestätigung dieser Nachricht, wenngleich wir Ursache haben sie zu bezweifeln).

Das Cölibat.

Die Ehelosigkeit der Priester findet nun auch innerhalb des Katholizismus selbst immer mehr Opposition, so daß dieses Gespenst vermorschter Dogmen gewiß bald verbannt werden dürfte. Vieles Aufsehen machte in dieser Hinsicht ein Roman von Julius la Beaume: „Heinrich Fremond, psychologisches Bild des Priesters", der jetzt (bei Voß in Berlin) deutsch erschienen ist. Hier gilt es eine beredte, mit den Waffen der Poesie versehene Vertheidigung der natürlichen Rechte der Geistlichen gegen das unsinnige Dogma der Ehelosigkeit, welche um so energischer wirkt, als hier der Widerspruch, die innere Haltlosigkeit, die aus solchem Leben hervorgeht, bestimmt und concret anschaulich vor die Seele geführt ist. Mit der steigenden Macht der Wahrheit wird die gesunde Sittlichkeit, die religiöse Heiligkeit der Ehe gegen den Unsinn gerückt, der sich consequent aus dem dogmatischen Junggesellenleben entwickelt, das eben so sehr die Gesetze des Geistes wie die der Natur verhöhnt. Beachtenswerth ist hier noch, daß der Verfasser kein Priester, sondern ein junger Mann in Paris ist, der im Kriegs-Ministerium arbeitet. Die Forderung, statt sanctionirter Unvernunft endlich gesunde Moral und Sittlichkeit wieder als heilig anzuerkennen, und der oft wiederholte Ruf des Verfassers: „Moral! Moral! öffentliche, vom Staate offen anerkannte Moral!" liegt für Frankreich in der politischen Luft; deshalb machte der Roman so viel Aufsehen und fand so große Anerkennung, daß selbst die Orthodoxen nicht dagegen aufzutreten wagten.

Denksprüche.

Ein wenig Zerstreuung giebt neue Kraft, viel Zerstreuung macht ermatten.

Wer im Zorn handelt, gleicht dem, der in einen Kessel greift, wenn eben Wasser darin kocht.

Neue Kalender auf das Jahr 1841.

Nothwendiger Hausbedarf für den Bürger und Landmann. Mit Bildern. Preis 6 Gr.

Verbesserter Sedez-Kalender der freien Hansestadt Bremen. Preis 2 Gr.

Comptoir-Kalender mit dem Postenlauf. Preis 6 Gr., auf Pappe 12 Gr.

Tafel-Kalender. Preis 2 Gr., auf Pappe 6 Gr.

Schürzen-Kalender. Ein Schenkmädchen, auf deren Schürze ein Kalender. Lithographie. Preis 10 Grote.

Zu haben Seemannsstraße Nr. 2.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.", und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

L. Daves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönßen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die

SCHNELL-POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 75 des Bürger-Freundes für 1840.

Donnerstag, den 17. September.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Die Klagenfurter Zeitung meldet aus Arriach, im Villacher Kreise vom 27. August: „Heute Mittag 8 Minuten nach 1 Uhr verspürte man hier eine heftige Erschütterung. In ungefähr einer Minute erfolgten von Nordwest nach Südost vier sehr starke, wellenförmige Erdstöße, welche alle Bewohner der hiesigen Gegend, besonders in Arriach, in Furcht und Schrecken setzten, so zwar, daß diese aus den Gebäuden liefen. Die Dächer dröhnten, die Fenster klirrten und eine Thurmglocke schlug an. Arbeiter, welche eben bei der Erndte auf dem Felde beschäftigt waren, warfen sich vor Furcht und Verwirrung auf die Erde nieder. Der Barometer zeigte 29° Réaumur, die Atmosphäre war schwül und der Himmel mit leichten Wolken überzogen. — Aehnliche Berichte über dieses Erdbeben sind aus Zwischenwässern, Straßburg und Althofen, im Klagenfurter Kreise eingelaufen, die aber außer den bereits mitgetheilten, keine besonderen Bemerkungen enthalten."

Ein ernsthafter Berichterstatter über Erziehungsschriften spricht sich bei dieser Gelegenheit in einem französischen Journale über die Dampfbeförderungsmethode aus, wodurch die kleinen Kinder, Mädchen und Knaben, gegenwärtig so alt und klug und so altklug gemacht werden, als nur immer die ältesten Leute sind. Er erzählt hierbei folgende Thatsache, für deren Wahrheit er sich verbürgt: Zwei junge Mädchen, wovon die eine 11, die andere 13 Jahre alt war, schwatzten oft unter den Augen der Mütter mit leiser Stimme in der Ecke eines Salons. „Ich will", sagte die eine, „Trios, Quauors und besonders ein passionirtes Duo." „Mache mir nur einen recht hübschen Text", erwiederte die andere, „und du wirst sehen, daß meine Musik hinreißend sein wird." Man beobachtete die beiden Mädchen. Die Mutter derjenigen, welche die Leidenschaft hatte, zu schreiben, ertappte ein Manuscript, und wie erstaunt war sie, auf dem Titelblatte das ganze Scenarium zu lesen: „Die Garnison, komische Oper in drei Acten, Text von Clara O . . . ., Musik von Elise von B . . . . ." Der erste Act beginnt mit einem von Dragonern veranstalteten Trinkgelage! Leider sind wir auch in Deutschland, über die gute ehrliche Zeit hinaus, wo die Schwaben erst im vierzigsten Jahre klug wurden. Der Götze der Zeit, der Dilettantismus, besonders der musikalische, ist an dieser verderblichen Ueberreife Schuld, deren giftige Früchte erst die künftige Generation genießen wird.

Als der Prinz Albrecht von Preußen kürzlich auf der Reise von Berlin nach Camenz begriffen, in Liegnitz war, ergab sich in letzterer Stadt folgendes drolliges Qui pro quo. Die Ortsbehörde hatte eine halbe Stunde vor der Ankunft des Prinzen den Befehl ertheilt, die Straße für die schnelle Durchfahrt von allen Wagen und anderen Hindernissen zu befreien. Nach einiger Zeit kommt die erlauchte Gemahlin des Prinzen nebst ihrem Gefolge in schönen Equipagen angefahren, und gleich hinter dem dritten Wagen fährt ziemlich langsam eine ganz einfache Kutsche von zwei schlichten Bauernpferden gezogen. Das Aufsichtspersonal der Ortsbehörde in der Vermuthung, der Prinz werde seiner Gemahlin auf dem Fuße folgen, ruft dem Fuhrmanne, einem alten Bauer zu, mit der Kutsche sogleich aus dem Wege zu biegen. Der Bauer kehrt sich nicht an diese Aufforderung, sondern fährt gelassen weiter. Die Beamten treten näher, und befehlen in ernsterem Tone: Sogleich auf die Seite zu fahren, da der Prinz Albrecht gleich nachkommen würde. Der Fuhrmann giebt den Pferden einen Hieb, deutet zurück und sagt mit wichtiger Miene in seinem Bauerndialekte: „Eech hooen!" (Ich habe ihn.) Die Aufseher verstehen ihn nicht und schreien ihm drohend in's Ohr: Wenn er nicht bei Seite fahren würde, sie ihn mit Gewalt hinwegbringen müßten, da wegen der Ankunft des Prinzen kein Wagen auf der Straße fahren dürfe. Der Bauer erwiedert mit Nachdruck und zurückdeutend: „Eech hooen" und fährt weiter. Nun greifen die Aufgebrachten in die Zügel der Pferde, um die Kutsche aus dem Wege zu schaffen. Der Bauer ruft immer heftiger: „Eech hooen, eech hooen!" Endlich blickt ein Bürger zufällig in den halbzugedeckten Wagen, und erkennt den darin sitzenden Prinzen. Die Verlegenheit läßt sich nicht beschreiben. Der Prinz liebt es, zuweilen in ganz gewöhnlichen Wagen mit Bauernpferden bespannt, zu reisen.

Herr v. Chateaubriand ist in Begleitung einer aus Engländern und Franzosen bestehenden Gesellschaft, worunter Lady Bulwer, nach Italien abgereis't, wo sich ihm, in Venedig, auch die fingerfertige Mistreß Trollope anschließen wird. Siebenzehn deutsche Buchhändler speculiren bereits auf die Uebersetzungen der zu erwartenden Reisewerke.

Aus Frankreich.

Das „Journal des Debats" bringt eine Correspondenz vom 2. September aus Tulle, in welcher es heißt: „Mit Mad. Laffarge's Gesundheit steht es heute besser als gestern und es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß sie sich gegen die Anstrengungen der langen, schweren Debatten, welche Donnerstag Abends und vielleicht erst Freitags beginnen, nicht mehr sträuben werde. Die Angeklagte ist den ganzen Tag von ihrer Familie umgeben.

Stündlich bringen die Postwagen neue Schaulustige." Weiterhin lesen wir: „Mad. Laffarge hat eine Liste von dreißig Zeugen eingereicht, welche bestätigen würden, wie es heißt, 1) es sei unmöglich, daß sie ihren Gatten vergiftet habe; 2) daß die analysirenden Aerzte sich in ihren Untersuchungen wegen des Giftes geirrt und Residuen von Galle und dergleichen für Arsenik gehalten hätten; 3) daß eine Menge von Thatsachen, welche der (auch früher von uns mitgetheilte) Anklageakt bringe, nicht genau seien; 4) daß Herr Laffarge vielerlei Gifte, Acide, Alkalis oder andere Gegengifte besessen habe, da er sich derselben zu chemischen Experimenten, welche er besonders in der Mineralogie anstellte, bediente; 5) daß Herr Laffarge, als er von einem Manne sprach, der Bankerott machen wollte, gesagt habe: er würde sich tausendmal eher durch Feuer oder Gift umbringen, wenn er als Geschäftsmann je in eine ähnliche Lage kommen sollte; 6) daß er sich in einer gewissen Epoche mit Kalkwasser habe vergiften wollen und daß er daran zum Theil nur durch einen frühern Staatsbeamten, welcher ihm das zweite Glas noch zu rechter Zeit vom Munde riß, verhindert worden sei; endlich 7) daß die Art und Weise, in welcher in diesem unseligen Rechtshandel verfahren worden, eben so fehlerhöft, als gegen die Gebräuche und Gesetzesformen verstoße. Zum Schlusse wird auch noch darauf aufmerksam gemacht, daß Herr Laffarge nicht immer einen untadeligen Lebenswandel geführt habe, wie aus den Aeußerungen seiner Bekannten und besonders seiner Gläubiger erhelle."

Bei dem gegenwärtigen ‚Schwanken der Papiere an den Börsen, wodurch ungeheure Summen verloren und gewonnen werden, erinnern wir uns eines Vorfalls in Paris unter der Restouration. Ein General, der häufig am Hofe war, besuchte eines Morgens einen berühmten Banquier und sagte demselben unter Andern: „ich war eben im Schlosse, wo man die Nachricht von einem sehr wichtigen Ereignisse erhalten hat, das bis jetzt noch Niemanden bekannt ist, Abends aber wahrscheinlich ausführlich erzählt werden wird." — „Und welches ist dieses Ereigniß?" fragte der Banquier." — „Die türkische Flotte ist von den Franzosen, Engländern und Russen bei Navarin völlig geschlagen und zerstört worden." — „Wirklich!" entgegnete der Banquier mit gleichgültiger Miene. „Verzeihen Sie, Herr General, daß ich Sie einen Augenblick allein lasse; ich bin sogleich wieder bei Ihnen." — Der General blieb eine halbe Stunde allein, wundert sich sehr über die lange Abwesenheit des Banquiers und wollte fortgehen, aber die Thüre war verschlossen. Er klingelte; Niemand kam; er öffnete das Fenster, das in den Garten ging und rief aus allen Kräften, aber Niemand erschien. Erst nach einer zweistündigen Haft kam der Banquier zu ihm zurück und sagte: „Verzeihen Sie, Herr General, daß ich Sie etwas länger allein ließ, als meine Absicht war, als ich fortging . . ." — „Etwas länger? drei lange Stunden! Wollen Sie mir erklären, was diese Mystification zu bedeuten haben soll?" — „Sie bedeutet, daß ich für Sie und für mich arbeitete. Ich begab mich mit Ihrer Nachricht an die Börse; um aber Gewinn zu ziehen, mußte das Geheimniß streng bewahrt werden. Nun glaube ich, daß die Verschwiegenheit eine der gebrechlichen Tugenden ist, deren man nicht eher völlig sicher ist, als bis man sie unter Schloß und Riegel hat. Sie werden mir wegen dieses Mißtrauens nicht zürnen, das sowohl in Ihrem wie in meinem Interesse war, denn ich habe Sie bei meiner Speculation zum Compagnon gemacht und hier ist Ihr Antheil von dem Gewinne." — Der Banquier legte darauf dem General fünfzig Stück Tausendfranksbillets hin.

Der Prozeß der Madame Laffarge erregt in den südlichen Departements von Frankreich eine wahre Völkerwanderung von Neugierigen. Noch ärger sind aber die Scenen, zu denen der dreifache Mörder Eliçabide Veranlassung giebt. Ein Schneider in Bordeaux theilt einem pariser Journale folgende Nachrichten mit: „Da ich an Eliçabide ein Paletot verkauft hatte, und dieser den Preis desselben vermindert wünschte, weil er sich nicht in glänzenden Umständen befinde, so nahm ich ein Paar Beinkleider und eine Weste dagegen an und verkaufte diese später an Bauern aus der Gegend von Bordeaux. Der Käufer der Weste entdeckte aber auf dem Unterfutter Eliçabide's Namen, zeigte sie seinem Maire, und da dieser meint, das Kleidungsstück eines Mörders zu tragen, verunehre, so kam der Käufer zu mir, und machte vor meiner Thür einen abscheulichen Lärm. Ein Zuschauer fragte den Bauer, was haben Sie für die Weste bezahlt? „Sechs Franks!" Da sind zehn!" „Ich gebe zwanzig Franks!" rief ein Trödemann aus Bordeaux, und die Weste erhielt einen neuen Herrn. Ein Antiquitätensammler gab sechszig Fr. und erhielt sie; ein Engländer, eine weibliche Liebhaberin, wetteten zu steigenden Preisen die nächsten Käufer, und nach Verlauf einer Viertelstunde kam die Weste für vierhundert Fr. in den Besitz eines Kleiderhändlers, der sie jetzt als Schild aufhängen und die Firma „Zur Weste Eliçabide's" annehmen will!"

Aus Rußland.

Dem französischen Unterthan Victor de Jony ist in Rußland ein Patent „auf eine von ihm erfundene neue Art, Pferde zu beschlagen, ohne dazu Nägel anwenden zu dürfen," auf zehn Jahre ertheilt worden. In seiner Angabe erklärt er, daß der größere Theil der Pferdekrankheiten von den Nägeln, welche man zum Beschlagen der Pferde anwendet, herrühre. Die von ihm erfundenen Hufeisen, genannt Hippofandalen, welche, da sie keiner Nägel bedürfen, die Unbequemlichkeit des bisherigen Beschlagens völlig beseitigen, erleichtern den Gang des Pferdes sowohl auf unebenem und schlechtem Wege, als auch sogar zur Zeit einer strengen Kälte.

Aus der Türkei.

Nachrichten aus Konstantinopel zeigen an, daß zwei europäische Schwimmer den Bosporus in seiner größten Breite überschwommen haben, ein Unternehmen, das bekanntlich Byron zu seinem großen Verdrusse nicht ausführen konnte.

Aus den Vereinigten Staaten.

Sehr wenig Leute wissen, was aus den siamesischen Zwillingen Cheng und Eng geworden ist. Sie haben sich in Nordamerika auf einem schönen Landgut Namens Traphill in der Grafschaft Wilkes niedergelassen, und bauen friedlich und vergnügt ihr Feld.

Mosaik.

Auf einer Reise durch Krain wurde der verewigte Kaiser Franz von einem Postillon umgeworfen. Glücklicherweise nahm er keinen Schaden. Aber der Postillon in seiner Angst glaubte sich schon des Todes und wußte nicht Worte und Geberden zu finden, um sich zu entschuldigen und Gnade zu erflehen. „Hat Gottlob nichts gemacht," sprach ihm der Kaiser tröstend zu, „sei froh, daß du nicht den Kreishauptmann umgeworfen hast."

A. Daves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 75.

Bremen, Donnerstag den 17. September 1840.

Gestorben:

Nro. 818. Den 12. Sept. Die Näherin Anna Juliana Johannsen, 32 Jahr; Osterstr. Nro. 75.
- 819. Den 12. — Mathilde Burtscher, 20 Jahr; Pelzerstraße Nro. 10.
- 820. Den 12. — Des Detaillisten Joh. Dieterich Conrad Meyer Ehefrau, geb. Leidenberg, 39 Jahr; kl. Krummenstraße Nro. 22.
- 821. Den 12. — Der Arb. Ant. Fedder, 57 Jahr; Langendeich Nro. 4.
- 822. Den 13. — Des Detaillisten Johann Friedr. Becker Tochter, 1½ Jahr; Hastedt N. 77.
- 823. Den 13. — Der Kimmkermeister Joh. Heinr. Ahrens, 54 Jahr; hinterm Abbenthorswall Nro. 72.
- 824. Den 13. — Des verst. Anton Henrich Hancke Wittwe, geb. Karsens, 71 Jahr; Armenhaus.
Nro. 825. Den 13. Sept. Des Kaufmanns Herm. Hinrich Kriege Tochter, 8 Monat; Wegesende Nro. 20.
— 826. Den 15. — Der Cigarrenmacher Joh. Heinr. Schulenborg, 34 Jahr; gr. Johannisstr. Nro. 41.
— 827. Den 15. — Des verst. Kahnschiffers Jürgen Friedr. von Harten Wittwe, geb. Wiesen, 33 Jahr; am Bollwerk Nro. 2.
— 828. Den 15. — Des Malers Georg Wilh. Abbes Sohn, 4 Monat; Seemannsstr. Nro. 6.
— 829. Den 15. — Der Maler Ludw. Chr. Röhrs, 42 Jahr; Hastedt Nro. 50.
— 830. Den 15. — Des Arb. Joh. Heinr. Roes Tochter, 3½ Stunde; gr. Johannisstr. N 32.
— 831. Den 15. — Joh. Klusmeyer, 9½ Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 160.

Geburten:

Nro. 1103. Den 11. September. Des Bäckergesellen Joh. Jacob Riegelmann Ehefr., geb. Biester, Schnoor Nro. 27; von einem Knaben.
- 1104. Den 11. — Des Zimmergesellen Carl Friedr. Pickmann Ehefr., geb. Gödemann, Grünenstraße Nro. 42; von einem Mädchen.
- 1105. Den 11. — Des Bockfahrers Joh. Fromme Ehefr., geb. Rottmann, Buntenthorssteinweg Nro. 19; von einem Mädchen.
- 1106. Den 12. — Des Schneidermeisters Antonius Aloisius Chudoba Ehefr., geb. Schulzen, kl. Fuhrleutestraße Nro. 18; von einem Knaben.
- 1107. Den 12. — Des Küfermeisters Joh. Georg Putscher Ehefr., geb. Loose, Hasenpforte Nro. 2; von einem Knaben.
- 1108. Den 12. — Ein Mädchen — Töpken Gang Nro. 2.
- 1109. Den 12. — Des Restaurateurs Julius Carl Wüstendörfer Ehefr., geb. Hansing, am Wall Nro. 95; von einem Mädchen.
- 1110 und 1111. Den 13. — Des Kammmachers Joh. Georg Vogemann Ehefr., geb. Alten, gr. Krummenstraße Nro. 31; von Zwillingen, einem Knaben und einem Mädchen.
Nro. 1112. Den 13. Sept. Des Landmanns Herm. Ahlers Ehefr., geb. Lehmann, in der Wisch N. 10; von einem Knaben.
— 1113. Den 13. — Des Arb. Hinr. Fischer Ehefr., geb. Schöttler, Schwachhausen Nro. 2; von einem Knaben.
— 1114. Den 12. — Des Tuchbereiters Nicolaus Deetjen Ehefr., geb. Geerken, Geeren Nro. 8; von einem Mädchen.
— 1115. Den 14. — Des Kochs Bernhard Buschmann Ehef., geb. Ruhkieck, Molkenstraße N. 16; von einem Knaben.
— 1116. Den 14. — Des Schuhmachers Joh. Heinr. Vogelsang Ehefr., geb. Wessels, Heerdenthorswallstr. Nr. 57; von einem Knaben.
— 1117. Den 14. — Des Amtsfischers Sierich Hilgerloh Ehefr., geb. Sander, hinterm Stephanithorswall Nro. 24; von einem Mädchen.
— 1118. Den 14. — Des Kistenmachers Daniel Erasmi Ehefr., geb. Stockmeyer, außerm Steinthor Nro. 33; von einem Knaben.
— 1119. Den 15. — Des Friseurs Ernst Wilh. Luchting Ehef., geb. Stolte, Papenstr. N. 16; von einem Knaben.
— 1120. Den 15. — Des Arb. Joh. Hinr. Roes Ehef., geb. Mäschendorp, gr. Johannisstr. N. 32; von einem Mädchen.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 76.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 20. September 1840.

Zieh deine Selbheit aus, und an die Göttlichkeit!
Die Selbheit ist so eng, die Göttlichkeit so weit.

* Bruchstücke
aus
Fr. Rückert's Lehrgedicht:
Die Weisheit des Bramanen.

1.

Im heil'gen Weda hat sein Wort Gott offenbart;
Doch sein Verständniß nun, wo ist es aufbewahrt?

Im Weda selber, der, in sich verständlich klar,
Zureichend sich aus sich erkläret immerdar.

Wol so von Ursprung klar ist Gottes Wort entfaltet,
Allein die Sprach', in der es spricht, ist nun veraltet.

Die, um sie zu verstehn, mußt sie erst übertragen;
Und ob den rechten Sinn du trafst, wer kann dirs sagen?

So scheint das heil'ge Wort zu rechten Sinns Erdeutung
Zu fordern fort und fort ein heil'ges Amt der Deutung.

Wer aber kann und darf nun führen dieses Amt,
Daß irdisch nicht entweiht sei, was vom Himmel stammt?

Zu Richtern wirft sich auf der Schriftgelehrten Zunft;
Doch wir empfehlen dir Schiedsrichterin Vernunft.

Und wer unfähig mit Vernunft ist zu vernehmen,
Mag unvernünftiger Auslegung sich bequemen.

2.

Die Seligkeit ist nicht, nur selig selbst zu sein,
Die Seligkeit ist nicht allein und nicht zu zwein;

Die Seligkeit ist nicht zu vielen, nur zu allen;
Mir kann nur Seligkeit der ganzen Welt gefallen.

Wer selig wär' und müßt' unselig andre wissen,
Die eigne Seligkeit wär' ihm dadurch entrissen.

Und die Vergessenheit kann Seligkeit nicht sein,
Vielmehr das Wissen ist die Seligkeit allein.

Drum kann die Seligkeit auf Erden nicht bestehn,
Weil hier die Seligen soviel Unsel'ge sehn.

Und der Gedanke nur giebt Seligkeit auf Erden,
Daß die Unseligen auch selig sollen werden.

Wer dieses weiß, der trägt mit Eifer bei sein Theil
Zum allgemeinen, wie zum eignen Seelenheil.
Gott aber weiß den Weg zu Aller Heil allein;
Drum ist nur selig Gott, in ihm nur kannst du's sein.

* Unitarianismus in den Vereinigten Staaten.

(Beschluß.)

Der Zustand der Menschen nach dem Tode ist, obwohl auch die Sünder endlich zur Seligkeit gelangen, doch so verschieden, als das Bewußtsein selbstgewirkter möglicher Vollkommenheit, von bloßer erhaltener Verzeihung, welche die göttliche Liebe Niemand verweigert: und als begonnene und wachsende Seligkeit von dem Zustande derjenigen verschieden ist, welche den hienieden schuldvoll verfehlten Zweck in einem neuen Gange anzustreben, und in Anstalten zu verfolgen haben, über deren Schwierigkeit und Schmerzlichkeit die Vorsehung einen dem menschlichen Auge undurchdringlichen Schleier geworfen hat, damit wir ihnen um so sorgsamer ausweichen möchten, (Furcht würde ja als unmoralischer Antrieb uns ihnen entgegen führen) je weniger wir über sie raisoniren könnten. —

Den Sonntag betrachten die Unitarianer nicht, wie die Puritaner, als einen Huldigungs- oder Frohntag für die Herrschaft, sondern als einen Aerndte- und Aerndte-Fest-Tag für die Unterthanen. —

Die Feier ist daher ernst und würdig, doch nicht strenge und unheiter. — Kirche wird an diesem heil. Tage nicht „drei", sondern nur „zwei Mal", Vormittags, und Abends gehalten. —

Der äußere Gottesdienst besteht in geistreichen und gemütherhebenden Predigten und Gebeten, und ausgewählten vierstimmig unter Orgel-Begleitung vorgetragenen Hymnen und Psalmen *). (Gesang, Gebet, Lesung aus der Bibel; Gesang, Predigt, Gebet, Gesang, Segen.) Bei Letzterem ist merkwürdig, daß oft Jesus zuerst genannt wird „die Gnade unsers Herrn und Heilandes Jesus Christus und die Liebe unsers himmlischen Vaters sei mit uns immerdar".

Der Unitarianismus ist demnach seinem Grunde und seiner Meinung nach kein Rationalismus in der christlichen Prediger-Robe. Er ist evangelischer Christianismus, da „jeder Geist, welcher bekennt daß Christus im Fleische gekommen ist, von Gott ist. 1. Joh. 4, 2. und da er so sehr die thätige Liebe (oder heilige Freundschaft der Menschen) predigt, an welcher Jesus die Seinigen erkennen will daß er da, wo dieser Demant glänzt, nicht frägt, aus welchem Glaubensschachte er gekommen sei. — Es ist der strengste Protestantismus, da er nicht allein gegen die Unvernunft des Gewissenszwanges im Gebrauche und in der Deutung der Bibel, sondern auch gegen alle Gewalt protestirt, welche die Deutung der Bibel der Vernunft angethan hat oder noch anthun könnte.

Er ist der reinste christliche Catholicismus, da er nach dem Principe der Liebe aller Ausschließung des Glaubens wegen, widerspricht.

Indessen drängen sich bei näherer Betrachtung doch manche Fragen gegen ihn auf; z. B. ob er nicht zu sehr im philosophischen Geiste unseres Jahrhunderts die Bibel deute;
ob, da er bildet, er nicht auch den Widerwillen gegen alles Mirakulöse in der Vergangenheit, welches in der Gegenwart nirgends in den Kreis unserer Erfahrung tritt und eben so wenig von der Zukunft erwartet wird, bilden müsse;

*) A. collection of Psalms and Hymns for social and private Worship Boston 1839. ist eine Blumenlese aus den besten altenglischen und nordamerikanischen Dichtern und Dichterinnen, die zu sehr wahre Dichter waren, um nicht religiöse Gesänge zu hinterlassen.

ob nicht die Vernunft, welche nicht der Brille gleicht, die der geschäftige Gewerbsmann am Sonntagabende in seine Bibel legt, gewiß; sie am nächsten Sonntage, da — wo er allein sie gebraucht, wiederzufinden, Zweifel an die Nothwendigkeit eines außerordentlichen, durch Wundermacht beglaubigten Lehrers und Vorbildes; an die Möglichkeit und Wirklichkeit eines unübertreffbaren Sittlichkeitsmusters für alle Lebensverhältnisse; an die Nothwendigkeit eines Mittlers und Auferweckers bei der höchsten Vatergüte Gottes und bei der Unsterblichkeit der Seele u. s. w. bilden müsse; ob nicht somit in dem alten Versöhnungsopfer-Systeme die Erscheinung Christo besser motivirt erscheine u. s. w.

Nichts desto weniger, scheint mir, muß jeder Mann, und jede Frau von Geist und Herz dem Unitarianismus den Vorzug vor den andern in diesem Lande der höchsten äußern Religions-Freiheit adoptirten Glaubenssystemen zugestehen.

Er reklamirt, wie keines von diesen, das Recht der Vernunft, und wendet es an, durch reinere Erkenntniß des Einen wahren Gottes, und durch tiefe Erfassung des Lebens die Verhältnisse desselben durch Weisheit zu vervollkommenen, und durch Liebe zu beseligen. —

Es erhebt sich, wie keines von jenen „über den Buchstaben welcher tödtet zu dem Geiste, welcher lebendig macht", da er sein Leben nicht in der Niederung eines scholastischen Kampfplatzes, den er prinzipgemäß meidet, sondern in der Höhe einer geistreichen, großherzigen Auffassung erhält und nährt.

Es ist in ihm die würdigste und faßlichste Vorstellungsweise von einer (mittelbaren) Theophanie, nur zur Zurückbringung der Verwirrten, zur Belehrung der Unwissenden, zur Verbesserung der Verkommenen, zur Ueberzeugung der Zweifelnden, zur Befriedigung der Reuigen, zur Tröstung der Unglücklichen, zur Ermuthigung der Sterbenden, zur Auferweckung der Todten.

Er bringt die Gottheit unserm Herzen näher, indem er aus ihrem Angesichte den abstoßenden Zug der Unversöhnlichkeit wegen der Schwachheit kindischer Unmenschen bis zur Zerquälung des einzigen eigenen Sohnes ganz verlöscht, und, indem er Jesus, wie alle andere Menschen, zur Sünde aus sich selbst versucht werden, täglich kämpfen, und täglich siegen läßt, drückt er ihm den Stempel eines mit Vertrauen anzustrebenden, erreichbaren Musters menschlicher Heiligkeit auf. —

Mit Geschmack und Geschick das forschende Blau der Vernunft mit dem warmen Gelb der Offenbarung verschmelzend, (wie die Reflexe des Himmelsdoms von dem gelben Spiegelgrunde des Meeres, die Wellen zur Freude der Reisenden desto lichter mit der schönen Hoffnungsfarbe überziehen, je weiter die dunkeln Abgründe zurückweichen, und je näher man dem festen Gestade, und dem sichern Hafen kömmt,) schließt er den Bund zwischen Einsicht und Frömmigkeit desto fester, und führt seine Bekenner hoffnungs- ja erwartungsvoll dem Lande zu, wo der Eine und einzige Gott „alle Thränen von ihren Augen trocknen wird," *) (auch alle die, welche heute noch unter den üppig grünenden Trauerweiden am Hudson, Delaware, Susquehana, Ohio und Missouri über den Irrthum der Trennung von den verwandten warmen und frohen Herzen am Rheine, am Maine, an der Elbe, Oder und Weser vergossen werden.) —

Durch das vorwaltende Prinzip nicht ausschließender und allein nothwendiger Liebe ist er auch der bürgerlichen Freiheit dieses Landes und dem geselligen Wohle befreundeter, als eines

*) Geh. Off.

jener alten christlichen Systeme, welche beständig Glauben und Glauben *) und Gehorsam predigen, — ja in den Lehren von der Erb-Erzschlechtigkeit der Menschen, und der willkührlichen Auserwählung des geringsten Theiles derselben keineswegs der Regierung des Volkes, oder der Weisesten, oder des Edelsten, sondern des Zufalles und des Dünkels das Wort reden. *)

(Der gebildete Europäer möchte daher gern an eine Verwechselung der Nummern glauben, wenn er die Seelenzahl der Baptisten in den V. S. zu 4,300,000, der Presbyterianer, und Congregationalisten zu 3,575,000, der Unitarianer nur zu 500,000 angegeben sieht. Man muß diesen um so mehr den schnellen Wachsthum der Katholiken (1,000,000) wünschen, da man sich vom religiösen Trinitarianismus am meisten für die höchst wünschenswerthe Verbreitung des moralisch-politischen Unitarianismus, bürgerliche Freiheit, religiöse Erleuchtung, und geselliges Wohlwollen in Amerika versprechen darf.

Wo von der Dreieinigkeit der Macht, der Weisheit, und der Liebe die beiden letzteren vermißt würden, da würde die Gottheit selbst, der Staat, und der Mensch nur ein größtes, ein großes und ein kleineres Ungeheuer sein — wie laut auch der Staat mit seiner Freiheit prahlen, und wie weit er sich auch den gebildersten Nationen der alten Welt selbst voranstellen möchte.

„Ich habe in der That das Vertrauen, daß „durch Verwendung des Reichthums weniger „zu Zwecken eigenen Vergnügens, und mehr zu „Zwecken der Menschenliebe, und der Veredlung des öffentlichen Geistes wir vor jenen „traurigen Folgen werden bewahrt werden. „Aber dieses ist der Punkt, worauf ich bestehen „muß, wovon mein Vertrauen bedingt ist; die „Menschen müssen edelmüthiger, und wohlwollender, nicht selbstsüchtiger, und weichlicher werden in dem Grade, als sie reicher werden: „oder die Geschichte des neuern Reichthums „wird in das traurige Gefolge aller Beispiele

*) „Ich halte mich durchweg an den Glauben" läßt der Verfasser des Homeward bound or The Chase (Cooper,) mit satyrischer Beziehung auf diese sire religiöse Idee seiner amerikanischen Landsleute; die alten Comodore sagen „Ich halte mich in meiner Religion durchweg an den Glauben; General! — denn sie sprechen so viel von der Nutzlosigkeit der Werke, daß ich, ungemein unbekümmert um das geworden bin, was ich thue." —

Volum II. pag. 77.

*) Möchte unser gelehrter Mitbürger, Mr. Brownlee, welcher mit solchem Eifer, als gälte es beide Amita's, des 16ten und des 19ten Jahrhunderts die Jugend aller 26 Sterne zu den Waffen gegen — den Bischof von Rom, und „seine 12 inful'rten Vizekönige in diesem Lande" ruft, sich an das Gleichniß des Chur gegen Heuchler, und Zeloten ungeduldigen) Heilandes „vom Splitter, und Balken" oder doch an das „daran wird man erkennen, daß ihr Meine Jünger seid, daß ihr euch untereinander liebt;" „der Friede sei mit euch:" erinnern! Prinzipe sind oft gefährlicher, wenn sie eingehüllt sind, als wenn sie offen vorliegen. Welcher vernünftige Mann denkt noch an evangelische Wahrheit, und politische Unschuld im römischen Katholizismus? — Allein ist denn in dem Glaubenskranze, den Hr. B. von Paulus, ja wohlgar „vom Herrn empfangen" haben will, kein Dorn, kein welkes Blatt, keine mit zu-greller Farbe hervortretende Blume, kein widriger Geruch, und darf Hr. B. auch mit gutem Gewissen die weißen Lilien darin lassen? — S. im Texte.

Sind Hr. B. und die Mitglieder seiner, nach Art der „äußersten linken" antirömischen Congregation und alle Monarchen" scheuen, die freiheitstolzen Leute hier in der That so papst- und königfrei, als sie glauben? Wenn sie die schwächern Katholiken, unsere friedlichen Mitbürger, Papisten und Römlinge schelten, könnten nicht die beiden Theilen an Geist überlegenen Unitarier, (womit Hr. B. nun auch anzubinden sucht), sie Kaiserliche und Constantinopelfinge nennen, (wenn es nicht im Geiste der Unitarier wäre, nicht zu schelten, und zu kränken) denn fassen die stolzen Freiherrn „dieser neuen Welt" als Dreieinheitsgläubige sich nicht noch heute von römischen Bischöfen, und Imperatoren, und ihren Maitressen, von Constantin, Theodosius, Carl und (der Himmel weiß, wovon noch sonst) gebieten, selbst den Glauben gebieten? Ist das „the religious liberty of that most enlightened american people, certainly the first in the whole world!!! — s. Popery in ermity against civil, and religious liberty by Brownlee — of the dutch reformed Church. Newyork 1839. 3te Aufl. —

„der Vorzeit treten, und von amerikanischer „Prosperität, und englischem Reichthume einst „in Reichen jenseits der Felsengebirge, und auf „den jüngst entdeckten Continenten der asiati„schen Seen als warnenden Beispielen erzählt „werden.

Orville-Dewey l. c. pag. 9.

(Prediger der engl. amerik. Unit.-Kirche in Broad-way hieselbst (Messias-Kirche.)

Wer die Wahrheit verehrt, leidet nicht, daß sie von bösen Buben, und Wahnsinnigen mit Theer besudelt, oder mit Koth beworfen werde: aber es fällt ihm nicht ein zu fordern, daß sie überall nur seine Stoffe, und Farben tragen solle. —

Wer das Licht der Sonne liebt, kann den nicht hassen, der es lieber aus der zweiten Hand empfängt, indem er im Mondscheine wandelt.

Glaube ist Liebe, Religion ist Poesie, — poetische Wahrheit, und wahre Poesie. —

Ein Mensch ohne Poesie ist ein Mensch ohne Religion, — ist kein Mensch. — Ein Mensch aber, der meiner Poesie Gewalt anthue, der etwas anders thun will, als mir die Natur enthüllen und Muster des Wahren, Schönen und Guten zeigen, ist ein wahnsinniger Mensch. —

Und wie ist der zu nennen, welcher sich der Fülle gesunder Aehren auf dem Felde der Vernunft rühmt, aber so sehr die Bibel des Herzens verachtet daß er (was so schön-milde die Bibel *) verbiethet) der Aehrenleserinn verwehren will, auf sein Feld zu kommen, die zerstreuten Halmen in Eine runde Garbe zu sammlen, und sie mit einer Blumenguirlande, und mit farbigen Bändern von ihren Eigenen zu umschlingen, und zu befestigen.

*) 3. Buch Mosis 23 v. 22.

Wer nur beweisen und rechnen kann: kann nicht verehren und anbeten. Wer aber verehren und anbeten muß, der versteht den kalten philosophischen Kritiker seiner religiösen Anschauungsweise oft eben so wenig, als ein in die Anschauung einer heil. Jungfrau mit dem Kinde von Rafael oder Salvator Rosa verlorner Künstler von dem verstanden wird, oder den hört, welcher ihn erinnert, daß die Mutter Jesu — die Ehefrau des Zimmermanns Joseph von Nazareth gewesen sei. —

Sein wir gerecht, billig, milde, verträglich *) gegen und unter einander. — Lieben wir das Gute — so werden wir das Wahre glauben, — so dürfen wir auch das Schöne jenseits, mit Zuversicht hoffen.

„Wer nicht liebt, kennt Gott nicht, denn „Gott ist Liebe" — und jeder der liebt, ist „von Gott geboren, und kennt Gott. —

1. Joh. 4 v. 8 u. 7. S.

*) „Religiöse Verträglichkeit, die Frucht der Freiheit" von demselben Verfasser (Dr. Schücking) in der „Alten und neuen Welt" Philadelphia, den 18. Julius 1840.

---

* Aus der Zeit.

Unsern Lesern wird es bekannt sein, daß bei der jüngst stattgefundenen Enthüllung des Gutenbergsdenkmals in Straßburg, der große Reformator Luther, Veranlassung zu einer besorglichen Aufregung der Gemüther gab.

David hatte — wie es dem denkenden Künstler geziemte — dessen Bildniß mit in dem Basrelief des Denkmals angebracht; hieran fanden einige fanatische catholische Geistliche ein Aergerniß, welches sich bald der rohen Menge mittheilte und — zur Schande unsers Jahrhunderts — das Comité bewog des Reformators Bild wieder verschwinden zu lassen. Es ist manches über diesen Vor-

fall geschrieben worden, vorzüglich aber gefiel uns der Schluß einer der bezüglichen Berichte, der auch — obgleich es sich dort nur um den alten, tiefeingewurzelten Hader zwischen Catholicismus und Protestantismus handelt — auch für die Partheien manches Beherzigungswerthe enthält, die in unserer nächsten Nähe, durch ein nachtgebornes Phantom aufgeschreckt, sich in unserer protestantischen Kirche bildeten, und den alten Kampf zwischen Licht und Finsterniß wieder erneuen mit seinem — ihrer Stellung und ihrer Sache unwürdigen — Anfeindungen und Blendwerken.

Die beiden Extreme der verschiedenen Religionsparteien in Straßburg sind in ihrer Art gleich fanatisch. Die niedere Volksclasse besteht meist aus Katholiken und steht unter dem Einflusse der heftigern unter den katholischen Geistlichen, besonders des sehr beliebten, sehr ausgezeichneten und hinreißenden, aber auch sehr intoleranten Predigers Müh. Schon vor der Einweihung des Denkmals hatte dieser gegen Luther's Bild gepredigt, und als dann die katholischen Marktweiber dasselbe wirklich auf dem Basrelief sahen, war die Aufregung groß und es hätte zum Ausbruch nur einer Veranlassung bedurft. So stand der Friede der Bürgerschaft in Frage; Blut wäre um des Bildes willen geflossen, und wer weiß, wo ein solcher Kampf in einer Zeit, in der der Fanatismus sowohl bei Katholiken als Protestanten wieder ein Feuer aus den letzten Funken verschollener Zeiten anzublasen sucht, geendigt hätte, wenn er irgendwo mit Blute begonnen. Toleranz haben in diesem Streite somit nur die gezeigt, die Alles gethan, um der Intoleranz nicht Gelegenheit zu geben, dem Hasse eine neue Nahrung zu verschaffen. Es ist ein Weltunglück, daß die Christen in Protestanten und Katholiken getheilt sind, und nur die werden verhüten, daß dies Unglück nicht noch größer wird, die auf beiden Seiten den Muth haben, die Gelegenheiten zum Ausbruche der Zwietracht zu beseitigen, ohne sich durch das Geschrei der Fanatiker der einen oder andern Partei hindern zu lassen in ihrem Friedenswerke. Ich achte Luther in seinem Kampfe gegen Rom, wenn auch der Protestantismus vereinzelte, zersplitterte, individualisirte; ich bin stolz darauf, daß es ein Deutscher war, der die Welt von Priesterherrschaft befreite. Aber wahrlich, ich würde getrost das kecke Bild des tapfern Helden ausstreichen, wenn ich damit den Zwiespalt zwischen Protestantismus und Katholizismus, wie er sich in der neuesten Zeit wieder herausstellt, verwischen könnte.

Wunderbar! am Tage der vierhundertjährigen Gedächtnißfeier der Buchdruckerkunst konnte dieser Streit sich erneuern! Der Abbé Müh soll gepredigt haben, der Hagelschlag, der am Vorabend des Festes Straßburg heimgesucht, sei eine Strafe Gottes; mir scheint es aber, als sei dieser Zwist selbst ein ganz anderer Fingerzeig des lenkendes Geschickes gewesen. Katholiken und Protestanten reichten sich die Hand am Fuße der verhüllten Statue des Mannes, der das Blatt mit den Worten hält: et la lumière fut! Beide Religionen huldigten diesem Lichte der neuen Zeit und bekundeten so, daß sie im Geiste einen höhern Grundsatz gemeinschaftlich anerkennen. Da fällt die Hülle, und es zeigt sich das Bild Luther's, und die Christen, die sich so eben, dem Lichte und dem Geiste huldigend, die Hand reichten, werden wieder Katholiken und Protestanten. Der höhere Grundsatz, der sie vereinigt, ist der der Duldung, der, der sie trennt, der des Hasses, jener der des Christenthums, dieser der der Herrschaft, der stolzen Rechthaberei, des Heidenthums und seines Egoismus.

Und diese Wahrheit sollte am vierhundertjährigen Festtage der Buchdruckerkunst, am Fuße

der Statue Gutenberg's abermals und zum tausendstenmale so klar als möglich werden. „Das ist der Fingerzeig Gottes. Das sagt euch, ihr Männer der Presse, daß ihr schaffen und wirken sollt, Duldung zu predigen, den Geist der Zwietracht zu bekämpfen, den höhern Gedanken zu suchen, in dem sich die kleinen Parteizwiste auflösen und aussöhnen. Dieser höhere Gedanke ist der der Aufklärung, des Lichts.

Vier Jahrhunderte lang war die Presse nur die Puppe dessen, was sie endlich jetzt geworden. Sie wurde zur unbesiegbaren Waffe des Geistes, vor dem sich die Materie beugen muß; sie spottet der Schlachttrompete, sie lächelt beim Donner der Kanonen und verweht, wie der Wind Strohhalme, Millionen Bajonette, wenn sie mit ihrem Hauche über dieselben wegfährt. Und sie sollte nicht im Stande sein, Christen, die sich am Fuße des Standbildes Gutenberg's die Hand reichten, zu bekehren, daß der Geist des Christenthums, der Liebe, der Duldung, des Opfers höher steht als der des Hasses und der Zwietracht, der sie in Katholiken und Protestanten theilte? daß Christus gleich hoch über Luther und dem Papst steht? — Die Presse sei die Waffe, die einzige, und sie wird dem höhern, über Parteien und Secten stehenden Geiste den Sieg verschaffen; sie sei die einzige Waffe, und nie vergesse man, daß der, der zu einer andern greift, sich selbst entwürdigt. Der Edelmann zu allen Zeiten und noch heute schämt und schämte sich des Stockes, und erklärte nur das Schwert seiner würdig. Der Ehrenmann aber, der zur Vertheidigung seiner Grundsätze von der Presse an Schwert und Flinte appellirt, entwürdigt sich in einer ganz andern Art, als die Ritter, wenn sie anstatt Schwertwunden sich den Stockbeulen aussetzten. Nur wer des Schwertes entbehrt und sich dann angegriffen sieht, mag sich des Stockes bedienen, wie sich, wem die Presse versagt ist, gezwungen sehen kann, zum Schwerte zu greifen.

Das Gutenbergsfest von achtzehnhundert vierzig war das große Ereigniß unserer Zeit: es bekundet den Sieg des Geistes über die Masse; das Erkennen dieser Wahrheit wird aber erst für die Zukunft diesem Feste seine ganze Bedeutung geben.

---

* Bemerkung.

In der kürzlich bei Heyse erschienenen Schrift „die Verfluchungen" wird mir vorgeworfen, ich habe nicht bemerkt, daß Suicerus auch eine Stelle aus Theodoret anführe. — Aber wo habe ich denn gesagt, daß ich alle Stellen anführen wolle, in welchen Theodoret über Anathema spricht, oder auch nur alle, welche Suicerus aus ihm mittheilt? Nachdenkende Leser werden von selbst einsehen, daß, um so bestimmt, wie ich gethan habe, behaupten zu können, Theodoret's Erklärung von Galater 1 v. 8 u. 9 steht nicht im Suicerus, ich doch nothwendig den ganzen Artikel muß sorgfältig durchgelesen haben, daß mir also jene Stelle nicht entgangen sein kann. Ich habe sie aber nicht angeführt, theils weil der Beweis auch ohne sie vollständig genug war, theils weil ich sehen wollte, ob die Gegner unbesonnen genug sein würden, sich auf diese Stelle zu berufen. Man beachte nun Folgendes: In seiner Erklärung von Röm. 9 v. 3 welche von mir im Sendschreiben angeführt ist, sagt Theodoret, daß Anathema „das von Gott Entfremdete" bedeute lehre uns der Apostel Paulus in den Worten 1. Cor. 16 v. 22: So Jemand den Herrn Jesum Christ nicht lieb hat, der sei Anathema. — In seiner Erklärung dieser Worte selbst aber spricht er „Er sei Anathema! Entfernt sei vom gemeinsamen

Leibe der Kirche, wer nicht eine warme Liebe zum Herrn Christo hegt!" hat nun Jemand noch daran gezweifelt, ob Theodoret wirklich „von Gott entfremdet" und „von der Kirche ausgestoßen, entfernt, geschieden" für völlig identisch nehme so kann die Vergleichung dieser beiden Stellen keinen Zweifel mehr Raum lassen. Zudem, wer dann, wann Maranatha (unser Herr kommt) vom gemeinsamen Leibe der Kirche entfernt wird, wohin geräth denn der? Die feindseligen Angriffe des Verfassers jener Schrift auf meine Person, mein Wissen, oder Nichtwissen, welche kennen zu lernen er ja nie Gelegenheit gehabt hat, erscheinen demnach als das, was sie sind, und ich habe bei ihnen nur der Worte unsers Herrn zu gedenken: „Bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen."

Oberneuland, den 16. Sept. 1840.

J. N. Tiele.

* Vorurtheil.

Ein Ungenannter tadelt in dem am 15. d. erschienenen Volksfreund die Schrift eines Anonymus im Bürgerfreund über die Verfluchungen, ohne solche gelesen zu haben. Dieses Vorurtheil wird so geschätzt, daß die Nummer die es enthält einzeln zum Verkauf in der hiesigen Zeitung ausgeboten wird.

* Neue Entdeckung.

Man will gefunden haben, daß die Steine — Kiesel — auf der Grandbahn auf dem Walle, sich zu Schlamm auflösen. Wahrscheinlich ist diese feinsollende Erfahrung einem Gläubigen aufgebunden und ihm so wichtig erschienen daß er sie hat drucken lassen.

Neuer Punsch.

Man nehme 18 Citronen, 1 Gramme geriebene Muskatennuß und 5 Grammen Zimmet, mache aus 12 dieser Citronen die Kerne heraus und gieße über das Ganze eine Flasche Rum, den man vierundzwanzig Stunden darauf stehen läßt. Dann nehme man vier Flaschen Rum, vier Flaschen Wasser und zwei Pfund feinen Zucker, drücke den Saft der 18 Citronen aus, mische alles gut unter einander und setze es in einem Porzellangefäß über das Feuer. Will die Flüssigkeit kochen, so gieße man allmählig unter fortwährendem Umrühren zwei Flaschen Milch darunter. Ist dies geschehen, so nimmt man das Gefäß vom Feuer ab, bindet eine Serviette darüber und läßt es zwei Stunden stehen. Dann filtrirt man die Flüssigkeit bis sie ganz klar ist, zieht sie auf Flaschen und stöpselt diese gut zu. Man giebt diesen Punsch stets kalt, er ist sehr gesund und vorzüglich wohlschmeckend und hält sich sehr lange.

Denksprüche.

Die Welt ist am gelehrtesten in der Unwissenheit und Ungerechtigkeit.

Wer nach seinem Willen lebt, ist bei Wenigem durch Mäßigkeit reich, wer nach dem Willen und den Meinungen Anderer lebt, ist auch bei Vielem oft sehr arm.

Sich im Glücke nicht selber zu verlieren, dazu gehört ein Charakter; sich selber zu finden, ist der Segen des Unglücks.

Demuth ist zugleich Gegensatz von Stolz und von Erniedrigung.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.", und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domthofe.

Die

SCHNELL- POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 76 des Bürger-Freundes für 1840.

Sonntag, den 20. September.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Ein lebendes Skelett wird jetzt in Mainz gezeigt. Es ist das ein Mann, an dem weiter nichts mehr zu sehen ist, als die Knochen mit dem Hautüberzug; man sollte meinen, der Mann sei so eben dem Grabe entstiegen, wenn man ihn nicht ganz vernünftig reden hörte. Indeß war das Bude, worin dieses merkwürdige Gerippe gezeigt wird, sehr wenig besucht, und wirklich, mag dieses Skelett ein Kunstspiel oder ein durch allmälige Entwöhnung von den Reizen des Lebens entstandenes Gerippe sein, es macht einen widerwärtigen Eindruck, und wir wollen zehnmal lieber ein wirkliches Menschenskelett, als diese Mischung von Tod und Leben sehen.

In Erlangen hat sich ein Student, der Sohn des Professor Vogel in München, selbst getödtet. Er ist, wie das in unserer Zeit öfter vorkommt, zu seiner That durch religiöse Schwärmerei getrieben worden, indem ihm die heiligen Mystiker von den Sünden der Welt so viel Schauderliches in die Phantasie brachten, daß er endlich glaubte, immerwährend vom Teufel verfolgt zu sein. In Erlangen und der Umgegend soll der pietistische Fanatismus überhaupt viel Anhänger haben.

Dem Professor Arndt in Bonn sind seine sämmtlichen Papiere zurückgegeben und ihm das durch seine bisherige Suspension verlorne Honorar mit 10000 Thalern königlich vergütet worden.

In Preußen spricht man fortwährend mit großer Freude davon, daß der Presse große Erleichterungen bevorstehen, und man will bemerken, daß die Censur schon weniger streng und die Zeitungen freier und besser seien.

Wer viel hat, kann viel verlieren. Der geistesreiche trefliche schwedische Bischof und Dichter Tegnér ist geisteskrank geworden. Schon mehrere Jahre leidet er an Geist und Körper und ist jetzt, wie sein früher verstorbener Bruder, wahnsinnig. Er hatte es lange gefürchtet.

Aus Frankreich.

Am dritten Tage der Julifeste in Paris wurde in den elysäischen Feldern ein junger Bursche sehr bewundert, der eine ungeheure Fertigkeit im Klettern zeigte. Er holte zuletzt von einem hohen Klettermast die Fahne und den Kranz herunter und machte zum Beschluß aus freien Stücken die halsbrechendsten Kunststücke; er stellte sich auf dem spitzen Mastende auf den Kopf, legte sich auf den Bauch und schwamm so eine Zeit lang mit Händen und Füßen in der Luft, fuhr eine Strecke weit verkehrt, d. h. die Beine nach oben, den Kopf nach unten, am Maste herunter, kletterte auf dieselbe Weise in die Höhe ꝛc. Diese tollen Uebungen trieb er eine gute halbe Stunde und stürmischer Beifall lohnte ihn, als er sich endlich an dem glatten Maste herunter ließ.

Ein Hr. Bonnevialle hat auf die Fabrication von künstlichen Steinkohlen aus Flußschlamm ein Patent auf zehn Jahre genommen. Der Erfinder gewinnt durch ein Verfahren, das er im Auslande mit Erfolg angewendet hat, eine vortreffliche Steinkohle, die zu denselben Zwecken, wie die wirkliche, dienen kann, und eine Ersparniß von 22 bis 25 Procent abwirft.

In einer Vorstadt von Paris, an einem unansehnlichen Häuschen, findet man das Aushängeschild: „Opinski, Buchbinder." — Opinski ist ein polnischer Fürst, der vor der Revolution in seiner Heimath ein Paar Millionen polnischer Gulden jährliches Einkommen hatte.

Ich glaube, die Industrie bringt's einmal noch weiter als alle Gelehrten, Diplomaten und Dichter. Man setzt ihr bereits Denkmale. Jacquard, der berühmte Erfinder der nach ihm benannten Webemaschinen, derselbe, der einst zu Napoleon sagte: „Es giebt nur zwei große Männer in Frankreich, erstens Ich, zweitens Sie", Jacquard bekam in diesem Jahr ein Denkmal in seinem Geburtsorte Lyon. Seine Statue ward am 10. August eingeweiht; sie steht auf dem schönsten Platze Lyons: ein handfester Triumph der intelligenten Demokratie und der stolzen Industrie über die bornirte Geld-Aristokratie und den müßigen Reichthum, der feig und furchtsam seinen Mammon bewacht. Berlin hat 1000 Franks zu diesem Monumente gegeben. Die Jacquard'schen Maschinen thun auch hier schon Wunder und Lyon trat durch ihn eine neue Lebensepoche an. In London feierte man sein Andenken gerade durch die Kunst, der er ein neues Leben einhauchte. Man wob ein genaues Bild seiner Person und seiner Werkstatt, wo er eben über den Bau seiner neuen Maschine nachsinnt, in Seide, so fein und genau, daß das gewobene Gemälde dem schönsten Werke des Pinsels, wie man sagt, nicht's nachgiebt. Die Weberei giebt selbst den Daguerreotypen nichts nach; man ist bereits im Stande, jedes beliebige Portrait binnen einer halben Stunde durch die Fäden, welche in einander gewebt werden, genau darzustellen. Die Kunst wird ein Spiel, wie es scheint!

Eine junge und hübsche Kreolin ging vor Kurzem mit ihrem Manne, einem ausgezeichneten jungen Advokaten, in Paris spazieren. Als sie auf den Passages des Panoramas und vor dem Laden eines Kuriositätenhändlers ankamen, stieß das Frauenzimmer einen furchtbaren Schrei aus und fiel ohnmächtig nieder; sie glaubte in dem Auslagkasten den ausgestopften Kopf eines jungen Negers erkannt zu haben, in welchen sie ehedem rasend verliebt gewesen, und der vor zwei Jahren von St. Domingo verschwunden

war. Der Schrecken, welchen sie beim Erblicken dieses Kopfes empfand, war so groß, daß man sie fast leblos von der Stelle wegtrug. Der Kuriositätenhändler behauptet, diesen Kopf von einem Seemanne, der ebenfalls ein Kreole war, schon ausgestopft erkauft zu haben.

Die chirurgische Operation des Muskeldurchschneidens, die durch Heilung von Klumpfüßen und des Schielens neuerdings allerdings allgemeines Aufsehen erregte, ist vor Kurzem in Paris durch den berühmten Chirurgen Guerin in einem Umfang angewendet, von dem es bisher noch kein Beispiel gab. Ein gebildeter, 22jähriger Mann aus guter Familie war durch einen Fall in der Jugend und die damit verbundene Nervenerschütterung an allen Gliedern dergestalt gelähmt, daß er sich durchaus nicht zu bewegen vermochte und daß Arme und Beine krumm und contract am Körper hingen. Hr. Guerin schnitt ihm unter der Haut an beiden Oberarmen, an beiden Unterarmen, an beiden Knien und an beiden Füßen sämmtliche Muskeln durch. Außerdem wurde die große Armmuskel auf der Brust, im Ganzen 42 Muskeln, abgeschnitten. Bei jedem Schnitte tönte es, wie wenn eine gespannte Saite zerschnitten wäre. Der Kranke erlitt die Operation ganz ruhig, klagte kaum über Schmerz, bekam nicht das mindeste Fieber, und seine Glieder haben ihr natürliches Wachsthum angenommen. Dreißig Aerzte aus verschiedenen Ländern waren Zeugen; an eine Uebertreibung oder eine Unrichtigkeit in diesen Angaben ist nicht zu denken.

Aus England.

Einer der beiden Beamten der Hudsons-Bai-Compagnie, welche im vorigen Jahre die Nordwestpassage entdeckten, oder wenigstens ihre Möglichkeit unbezweifelt bewiesen, Herr Simpson, hat sich auf der Rückreise nach England das Leben genommen. Er war mit seinem Gefährten, Herrn Davis, uneins darüber geworden, welchen Rückweg sie einschlagen sollten, und hatte sich bei dem See Winnipeg von ihm getrennt. Während Letzterer seinen Weg nach Kanada antrat, schlug Herr Simpson die Richtung nach New-York ein, in Begleitung der Herren Bird und Legros, und mit etwa 20 bis 30 Kolonisten. Unterwegs scheint ihn fortwährend die Besorgniß geängstigt zu haben, daß Herr Davis ihm zuvorkommen würde, auch hatte er sich in den Kopf gesetzt, daß seine jetzigen Begleiter ihm nach dem Leben trachteten. Seine Raserei kam am 20. Juni zum völligen Ausbruch, und als man an diesem Tage das Lager am Turtlefluß aufschlug, schoß er plötzlich Herrn Bird durchs Herz und verwundete gleich darauf Herrn Legros tödtlich. Letzterer, von ihm befragt, soll zuerst eingestanden haben, daß er sich mit Bird gegen das Leben Simpson's verschworen habe; kurz vor seinem gleich darauf erfolgten Tode widerrief er jedoch dieses Geständniß. Nach dieser Katastrophe entfloh der Rest der Begleitung, und kehrte erst am andern Morgen nach dem Lager zurück; als sie sich näherten, hörten sie einen Schuß, und sahen Herrn Simpson vor seinem Zelte sitzen, in seinem Blute schwimmend; bei näherer Untersuchung fanden sie, daß er sich den Kopf zerschmettert hatte. Der Verstorbene war erst 28 Jahre alt, und ein Neffe des jetzigen Gouverneurs der Hudsons-Bai-Compagnie, Herrn Simpson.

Zu Eton in England wurde 15. August ein Mann, der, um seine Flinte zu probiren, die Taube eines Nachbars erschossen hatte, gerichtlich verurtheilt, den Werth derselben mit 1½ Schill. zu ersetzen; zugleich sollte er aber auch 1 Pfd. Sterl. und 2 Schill. an Kosten bezahlen, und wurde wegen Zahlungsunfähigkeit zu 14 Tagen Gefängniß verurtheilt.

Aus der Schweiz.

Im St. Gallischen Oberlande hat dieser Tage ein Naturereigniß statt gefunden, das nicht unbeachtet bleiben soll. Am linken Ufer der Seez, zwei Stunden ungefähr südlich von Weißtannen, etwa drei nördlich von dem Fuße der Scheibe, erhebt sich großartig wie alle Gebirge in diesem Landesstriche, der Fohnstock, der seine Felsmasse gegen das Seezthal wendet. Samstags den 29. v. M., an welchem Tage allenthalben furchtbare Gewitter und Regengüsse hereinbrachen, löste sich ein Theil der hervorspringenden Felsen von jenem Stock ab und stürzte in gigantischen Blöcken hinab ins Thal, in der Richtung der Alpe Balladüz. Der Felsenschutt sieht schauerlich Gletscherartig aus und dehnt sich von unten nach oben wohl in einer Entfernung von einer kleinen halben Stunde; der Schutt- und Felskegel hat eine verhältnißmäßige Breite eingenommen.

Aus Spanien.

Ein Reisender, der sich eben in Spanien befindet, sagt in einem seiner Briefe aus Irun: „Vor einiger Zeit fesselte ein seltsames, unerklärliches, heiseres, entsetzlich und lächerliches Geräusch meine Aufmerksamkeit. Nach einigen Minuten löste sich das Räthsel; es war ein mit Ochsen bespannter Wagen, der die Straße heraufkam und so entsetzlich quiekte und knarrte. Der Wagen schien aus uralter Zeit herzurühren; die Räder waren aus dem Ganzen und drehten sich zugleich mit den Achsen um. Man hört das Geräusch eines solchen Wagens eine halbe Stunde weit, es mißfällt aber den Bewohnern des Landes keineswegs. Sie haben so ein musikalisches Instrument, das ihnen nichts kostet und ganz allein spielt, so lange die Reise dauert. Ein Bauer würde jeden Wagen verwerfen, der nicht singt.

Mosaik.

Vor längerer Zeit erhielt der damalige Polizeipräsident v. Berlin von dem König Friedr. Wilh. III. ein Kabinetsschreiben, worin er darauf aufmerksam gemacht wurde, daß in den Mauern der Domkirche, nach der Seite der Spree und der am jenseitigen Ufer belegenen Burgstraße Beschädigungen gegraben wären, um deren Urheber zu ermitteln und vom Resultate zu berichten. Die Untersuchung ergab, daß diese Beschädigung der Mauer von Straßenjungen entstanden war, welche dort gespielt, und aus Zerstörungssucht von solcher rohen Naturdiesen Unfug angerichtet, und als dem Präsidenten der diesfallsige Bericht im Konzept vorgelegt wurde, schrieb er daneben: ich möchte wohl wissen, durch welche Hinterthüre Se. Majestät dies erfahren haben. In dem Mundo hatte der Kanzlist diese Randbemerkung aus Stupidität mit in den Bericht eingeschaltet, der Präsident ihn, ohne ihn erst noch zu lesen, wie alle übrigen Reinschriften, unterschrieben, und so war es an den König abgesandt worden. Der Prinz Karl, Sohn des Königs, hatte ihn auf diese Demolirung aufmerksam gemacht und er sandte dem Präsidenten den Bericht wieder zurück, an dessen Rand er eigenhändig geschrieben: „Die Hinterthüre ist der Prinz Karl gewesen."

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 76.

Bremen, Sonntag den 20. September 1840.

Gestorben:

Nro. 832. Den 15. September. Carl Wilh. Heinr. Mütze, 5 Monat; Buntenthorsteinweg Nro. 171.

— 833. Den 15. — Des Cigarrenfabrikanten Johann Heinr Christ. Frese Tochter (gleich nach der Geburt gestorben); Kohlhökerstraße Nro. 28.

— 834. Den 17. — Des verst. Joh. Andreas Breitenbach Wittwe, geb. Stever, 64 Jahr; Armenhaus.

Nro. 835. Den 17. Sept. Des Zimmergesellen Wilh. Döhle Zwillings-Töchter (todtgeb.); Hastedt Nro. 88.

— 836. Den 17. — Des Kappenmachers Friedr. Krauel Tochter (todtgeb.); Neuenstraße Nro. 66.

— 837. Den 18. — Des Tischlers Gerhard Deneys Tochter (todtgeb.); gr. Weidestraße Nr. 9.

— 838. Den 18. — Des Seeschiffers Hinr. Höfner Ehefr., geb. Heibner, 31 Jahr; Schlachte.

Geburten:

Nro. 1121. Den 11. Sept. Des verst. Joh. Heinr. Bötjer Wittwe, geb. Duhnenkamp, a. d. Häfen Nro. 32; von einem Knaben.

— 1122. Den 15. — Des Weißbäckers Herm. Schweers Ehefr., geb. Sanders, Westerstr. Nr. 11; von einem Mädchen.

— 1123. Den 15. — Des Cigarrenfabrikanten Johann Heinr. Chr. Frese Ehefr., geb. Schierenbeck, Kohlhökerstraße Nr. 28; von einem Mädchen.

— 1124. Den 16. — Des Holzhändlers Joh. Friedrich Wilh. Bockelmann Ehefr., geb. Hoppe, Neustadtsdeich Nr. 27; von einem Knaben.

— 1125. Den 17. — Des Hökers Joh. Heinr. Diedr. Wilh. Bolland Ehefr., geb. Caffrel, gr. Johannisstr. Nr. 152; von einem Knaben.

— 1126. Den 17. — Des Cigarrenmachers Joh. Diedr. Schmidt Ehefr., geb. Schaeffer, Brünings Gang; von einem Knaben.

— 1127. Den 17. — Des Cigarrenmachers Friedrich Rippe Ehef., geb. Bahtmann, gr. Fuhrleutestraße Nro. 18; von einem Knaben.

— 1128 und 1129. Den 17. — Des Zimmergesellen Wilh. Döhle Ehef., geb. Claussen, Hastedt Nr. 88; von todten Zwillings-Töchtern.

Nro. 1130. Den 17. Sept. Des Kappenmachers Friedr. Krauel Ehefr., geb. Wiebe, Neuenstraße Nro. 66; von einem todten Mädchen.

— 1131. Den 18. — Des Lootsen Joh. Hinr. Klevenhusen Ehefr., geb. Kothe, Wichelnburg Nro. 5; von einem Knaben.

— 1132. Den 18. — Des Tischlers Gerhard Deneys Ehefr., geb. Schröder, große Weidestraße Nro. 9; von einem todten Mädchen.

— 1133. Den 18. — Des Bleichers Christ. Ehlebrecht Ehefrau, geb. Brunßen, krummen Arm Nro. 1; von einem Knaben.

— 1134 und 1135. Den 18. — Des Zimmergesellen Heinr. Hauschildt Ehef., geb. Enkhausen, Grünenstraße Nr. 89 A; von Zwillings-Knaben.

— 1136. Den 18. — Des Lotterie-Collecteurs Christoph Abbehusen Ehefr., geb. Ninne, Pelzerstr. Nro. 45; von einem Knaben.

— 1137. Den 18. — Des Arb. Herm. Hinrich Franke Ehefrau, geb. Pepper, gr. Pajeken Gang Nro. 7; von einem Mädchen.

— 1138. Den 19. — Des Wechselnegocianten Carl Heinr. Gottl. Reimer Ehef., geb. Schrader, Rembertistraße; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 384. Der Oberlieutenannt bei der zweiten Schwadron der Hanseatischen Cavallerie Joh. Gottfried Sattler und Emilie Charlotte Wilhelmine Schelle. Beide von hier.

— 385. Der Bierbrauer Andreas Müller und Anna Elisabeth Tielbaar. Beide von hier.

— 386. Der beim hiesigen Stadttheater engagirte Opernsänger Ferdinand George Ellenberger aus Niederelsungen in Churhessen und Christina Marx, gen. Henkel, aus Wissbaden.

— 387. Der Kaufmann Johannes Jacob Reinhard zu Bremerlehe und Rebecca Boockmeyer hieselbst.

— 388. Der Maler Joh. Jacob Daniel Sassenberg u. Anna Sophia Fetten hieselbst.

Nro. 389. Der Schuhmacheramtsmeister Nicolaus Fortmann und Anna Dorothea Krohn, gen. Koch, hieselbst.

— 390. Der Schneideramtsmeister Joh. Hinr. Büssenschütt u. Martha Johanna Witte hieselbst.

— 391. Der Schuhmacheramtsmeister Johann Christ. Meyne hies. und Cathar. Margar. Seedorf aus Beverstedt.

— 392. Der Federposenarbeiter Joh. Georg Weber u. Maria Elisab. Frey hieselbst.

— 393. Der Cigarrenpacker Gerh. Hinrich Niemeyer und Sophia Catharina Kirchhoff. Beide von hier.

— 394. Der Arb. Friedr. Gottlieb Brandt und Adelheid Vogel hieselbst.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 77.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 24. September 1840.

Es rauschen allein mit den Wolken den Gruß
Dort oben die furchtbaren Zacken;
Wohl trat bis heute kein menschlicher Fuß
Den Fels auf den starrenden Nacken.

Der Reichspanierträger.

Held Rothbart scheidet vom welschen Land,
Gekrönt mit der Kaiserkrone:
Doch schirmt nur das Eisen, gezückt in der Hand,
Ihn auf dem italischen Throne;
Es blitzt aus der Städte verschlossenem Thor
Von Speeren, wie züngelnde Schlangen, hervor,
Die ihm nachzischen mit Hohne.

Er zieht, wo die Etsch dumpf macht ihr Thal
Von schäumendem Tosen erbeben,
Wo den Pfad sie klammert, abschüssig und schmal,
An Felsen, die steil aufstreben,
Wo dem mühsam klimmenden Wanderer graust
Vor dem Strome, der links tief unter ihm braust,
Und rechts vor den Riesen daneben.

Und sieh! dort hoch auf dem schroffsten Gestein,
Da brüsten sich thürmende Mauern,
Sie blicken so sicher in's Land herein
Und drohn mit unheimlichen Schauern,
Zu hemmen das Heer und den Kaiser von vorn,
Dem tückisch mit rachelechzendem Zorn
Die Feinde den Rücken umlauern.

Hier will aus Verona Herr Alberich,
Mit ihm fünfhundert Gesellen,
Verbündet zu Raub und Frevel, sich
Dem Kaiser entgegenstellen,
Den Engpfad sperren für Roß und Mann,
Und wer da wagte zu trotzen dem Bann,
Den mit Steinblöcken zerschellen.

Losbricht aus der Burg es gewitterschwer,
Als näher die Deutschen gezogen,
Von mächtigen Felsentrümmern daher
Kommt furchtbarer Hagel geflogen;
Sie rollen herunter mit Donnerhall
Und wühlen ein Grab sich mit schmetterndem Fall
In die himmelansprützenden Wogen.

Da rufen nach oben, vom Kaiser gesandt,
Die Warnung zwei seiner Getreuen:

„Lernt, eh' er zu eurem Verderben entbrannt,
Den Zorn des Gewaltigen scheuen;
Laßt ohne Gefährde sein Heer dahin
Hier unten am Fuße des Schlosses ziehn!
Euch möchte die Frechheit gereuen"

„Nein!" schallt es hernieder, „soll unser Schloß
Euch nicht zermalmen in Splitter,
So gebt uns den Panzer oder das Roß
Von jedem der deutschen Ritter.
Achthundert Mark Silber dazu in den Kauf!
Da schleudern jene die Lanzen hinauf,
Der Hohn dünkt ihnen so bitter.

(Der Beschluß folgt.)

Vergiftungsprozeß der Mad. Lafarge.

Der Name dieser, als sehr reizend und geistreich geschilderten Frau, hat in der letzten Zeit in Frankreich und im Auslande eine unglückselige Berühmtheit erhalten, und auch unser Blatt erwähnte seiner vielfach, während der Verhandlungen des Diamantendiebstahls. Jetzt aber handelt es sich um die schwerere Anklage, die die am 3. September begonnenen Assisen des Correzedepartements beschäftigt.

Das Journal des Debats läßt sich die Verhandlungen durch Estafette besorgen, so groß ist die Theilnahme, die das Publikum an der Sache nimmt. Wir geben sie hier in der Uebersetzung:

Am 3. September Morgens halb acht Uhr wurde der Justizpalast geöffnet und sogleich waren alle disponibeln Plätze besetzt. An einer langen Tafel zu Füßen des Hofes selbst nahmen die Redakteurs der Journale von Paris und der Umgegend Platz.

Das Erscheinen der Familie de Nicolai auf der Zeugenbank machte großes Aufsehen; Mad. de Leautaud war auffallend blaß und leidend. Ebenso lebhafte Theilnahme erregte die Familie Lafarge, nebst mehreren Mitgliedern der Familie Garat — welche Gefühle mochten sie bewegen! Um ein Viertel auf neun Uhr trat der Hof ein: Herr de Berny Präsident, Gaujal Vicepräsident u. s. w.

Mad. Lafarge wird hereingeführt; lautes Gemurmel, dann mitleidvolles Schweigen ringsum. Die Blässe der Angeklagten wird durch das schwarze Haar und den Traueranzug noch geisterhafter.

Das Publikum wird vom Präsidenten aufgefordert, das Parket zu räumen, damit die Geschwornen Platz bekommen. Wir übergehen die übrigen Vorgänge, als von minderem Belange. — Der Präsident fragt Mad. Lafarge; diese erhebt sich mit sichtbarer Anstrengung; ihre Worte sind ein kaum hörbares Flüstern; endlich wird sie ruhiger und gefaßter, so daß die fast nur hingehauchten Antworten jetzt wenigstens verstanden werden können.

Durch welche Vermittlung ward Ihre Heirath bewerkstelligt? „Mad. Garat sprach mit mir zuerst davon." — Aber war dabei keine Mittelsperson, kein Geschäftsmann thätig?" — „Ich kenne die Vermittlung nicht. — Ging sie nicht durch Herrn Defoy's Hand? — „Ich weiß es nicht." — Ist es wahr, daß Sie bei der Fahrt von Paris nach Glandier ein geladenes Pistol bei sich hatten? — „Nein, m. H." — Weshalb schrieben Sie es denn in dem Briefe an Ihren Gatten nach der Ankunft auf Glandier? — „Ich war über meine Lage so in Verzweiflung, ich wünschte so sehr, Herr Lafarge möge mich fort lassen, daß ich die unmöglichsten Dinge von der Welt und die unausführbarsten hinwarf." — Nahmen Sie während der Reise Gift? — „Nein, m. H." — Also in Folge aufgeregter Stimmung schrieben Sie jenen Brief? — Die Antwort der Angeklagten ist nicht zu verstehen; der Präsident gebietet deshalb dem Auditorium Ruhe; der Anwald Paillet bittet, daß sich die Angeklagte setzen dürfe. Der Präsident gestattet es der Angeklag-

ten, resumirt das Bisherige, diese bejaht es noch einmal; darauf fährt er fort: Was veranlaßte Sie zu so gereizter Stimmung? Wie erklären Sie jenen Brief und die Umstände, unter denen Sie ihn schrieben? — „Ich bitte Sie um Nachsicht. Ich reiste den Tag nach der Hochzeit fort, verließ die Meinen und fand mich von aller Welt verlassen. Zu Orleans kam es mit meinem Manne zu einem höchst unangenehmen Auftritte... darauf war ich während der ganzen Reise sehr unglücklich. Auf Glandier angelangt, fand ich statt des freundlichen Landsitzes, der mir vorgespiegelt worden, ein verfallenes Haus, eine Ruine. Ich fühlte mich vereinsamt, in ein großes Zimmer, das nun für immer mein sein sollte, eingesperrt. Sie sehn, ich verlor den Kopf... mir lag eine Reise in den Orient im Sinne. An das Alles dachte ich... der Contrast... meine Einbildungskraft war aufgeregt, ich hätte Alles in der Welt darum gegeben, um nur fort zu kommen." — Einige Tage nach diesem Briefe, der Herrn Lafarge entsetzte und die Seinen mit Bestürzung erfüllte, gingen Sie nach Uzerches zu einem Feste oder wohnten demselben wenigstens bei. Hatten Sie nach diesem Feste, das Sie heiterer stimmen sollte, nicht eine heftige Scene mit Ihrem Gatten in Uzerches? — „Ich bin der Scene in Uzerches durchaus fremd."

Aus den folgenden Fragen und Antworten ergiebt sich, daß Mad. Lafarge den entschiedensten Widerwillen gegen ihren Gatten zeigte und diesen dadurch aufs Aeußerste trieb; die Angeklagte behauptet jedoch, weniger sie sei schuld an dem nächtlichen Streite gewesen, als Lafarge, der am andern Morgen selbst gesagt habe, sein Nervenkrampf sei die Wirkung des Champagners gewesen! Die Angeklagte behauptet also, ihr Widerwille gegen Lafarge sei durch die getäuschten Erwartungen wegen der Wohnung verursacht worden.

Der Präsident: Dieser erste Eindruck wirkte auch in Uzerches fort. Sie zeigten gegen Herrn Lafarge eine große Entfremdung, einen lebhaften Widerwillen: nun erklären Sie auch die große Veränderung, welche Sie bald darauf in Ihren Beziehungen zu ihm zeigten, und besonders die Annäherung, welche später auf innige Liebe deutete. Letzterer Stand der Dinge ist von jenem in dem Briefe angedeuteten doch himmelweit verschieden! — „Herr Lafarge überhäufte mich mit Liebesbezeugungen, er war gegen mich so gut, wie irgend möglich; das rührte mich und ich that nichts als . . . (sie stockt ein Weile) als die Erfüllung meiner Pflicht, Herrn Lafarge's Leben glücklicher zu machen. Ich befaßte mich also mit dem Hauswesen. Glandier ward mir gleichgültig, nach und nach lernte ich Lafarge schätzen, ich wollte ihn glücklich machen."

Sprach Herr Lafarge in der Zeit, wo eine so auffallende Umwandlung mit Ihnen vorgegangen zu sein schien, mit Ihnen nicht über seine Eisenfabrikation, welche sein Vermögen heben und frühere Unfälle ausgleichen sollte? — „Im Oktober weihte er mich wirklich in seine Erfindung und darauf fußende Projekte ein." — Sie haben einen scharfen Verstand und konnten sich also nach Ihres Gatten Auseinandersetzung einen Begriff von dem Projekte machen; Sie ergingen sich in Berechnungen. — „Ich glaubte, Herr Lafarge werde von seiner eigenthümlichen Betriebsart der Eisenwerke in Folge seiner Erfindung gute Geschäfte machen; darin sah ich eine Zukunft für uns und hoffte zugleich meine Familie wieder zu sehen. Auf Zahlen kam mir's dabei nicht an." — Dennoch scheint es Ihnen später doch darauf angekommen zu sein, denn in mehreren Briefen an Mitglieder Ihrer Familie ergehen Sie sich in pomphaften Phrasen über diese Erfindung und deren enorme

*

Resultate. Sie können die Zahlen unmöglich nur so hingeworfen haben, haben im Gegentheil höchst wahrscheinlich reiflich darüber nachgedacht. — „Mein Gemahl wollte damals gerade von meiner Familie Geld borgen: er schickte mir den Entwurf zu den Briefen, welche ich dann schrieb; ich copirte sie und sandte sie ab." — Also diese Briefe waren nicht der Ausdruck Ihrer eigenen Ueberzeugung, also Ihre Berechnungen waren nichts weiter als die Berechnungen und Vermuthungen des Herrn Lafarge zu dem Zwecke, das ihm nothwendige Geld zu bekommen: Sie suchten folglich die Personen, denen Sie schrieben, hinters Licht zu führen? — „Was die Gedanken der Erfindung und deren Resultate anbelangt, so hielt ich das Verfahren für gut; hinsichtlich der Zahlen hingegen konnte ich nur sagen, was mir an die Hand gegeben wurde." —

Wer machte von Ihnen beiden zuerst sein Testament zu Gunsten des Andern? — Die Angeklagte giebt vor, sie erinnere sich dessen nicht genau mehr. — Machten Sie es Herrn Lafarge nicht plausibel, ein Testament zu Ihren Gunsten zu machen, indem Sie sich der Vermittlung einer dritten Person bedienten? — „Ich glaube nicht, und wenn ich mich recht erinnere, so kopirte ich mein Testament nach dem von Herrn Lafarge. Ich weiß es nicht, glaube es aber. Ich folgte dabei keinem Zureden eines Anderen; unsere Testamente wurden beide an ein und demselben Tage abgefaßt." — Sie schickten Lafarge's Testament darauf zu Ihrem Notar, Herrn Legris? — „Ja, aber lange Zeit nachher."

Der Präsident geht darauf zu dem zweiten Hauptpunkte über und fragt, weshalb sie ihrem Gatten, da er doch bald von Paris zurückerwartet wurde, noch ihr Portrait und jene Kuchen, wie sie, jenen einen Kuchen, wie der Anklageakt behaupte, geschickt habe? — Die Sendung des Portraits, sagt Mad. Lafarge, sei auf ausdrückliches Verlangen ihres Gatten geschehen; was die Kuchen und das Romanhafte bei der Sendung betreffe, so gebe sie zu, es sei lächerlich genug; indeß Lafarge sei gegen sie so zärtlich gewesen und am Ende komme die Sache doch auf dasselbe hinaus, was Lafarge gethan, als er die Hälfte ihrer Eiermilch ausgetrunken habe. Auf die Frage, weshalb sie ihn gebeten habe, jene Kuchen mit ihrer Schwester zu theilen, da diese doch nicht in Paris anwesend war, erwiedert sie ausweichend: „Der Umstand ist lächerlich genug, doch ich glaubte, diese müsse dort sein." — Wie reimt sich diese übertriebene Zärtlichkeit gegen Ihren Gemahl, diese so zu sagen mystische Liebe mit dem gräßlichen Briefe, den Sie Lafarge nach Ihrer Ankunft auf Glandier zustellten? Wie mit dem Auftritte in Uzerches? Diese Umwandlung ist kaum zu begreifen. — „Ich sehe dabei keinen Zusammenhang zwischen dem Briefe und dem Auftritte in Uzerches; ich war nicht schuld an dem Auftritte, er endete schlecht, mein Fehler war es nicht." — Sie weichen mir aus; noch einmal, wie reimt sich der Haß jenes Briefes mit der Liebe dieses, der die Kuchen begleitete und der andern? u. s. w. Der Präsident beruft sich auf ihre Intelligenz; doch sie bleibt dabei, sie habe Lafarge's zärtliche Briefe nur um ihm einen Gefallen zu thun, zärtlich beantwortet.

Darauf kommt der Präsident auf die Kuchen selbst: ein Kuchen von der Größe eines kleinen Tellers, oder mehrere Kuchen, 3 bis 4, Choux, wie man sie nennt? Die Lafarge behauptet das Letztere und sagt: „Ich bin meiner Sache ganz gewiß." Der Zeuge behauptet das Gegentheil; sie will dessen Wahrhaftigkeit nicht in Frage stellen, bleibt aber dabei: „Ich sage die Wahrheit!" Nun fragt sich's um die Zubereitung der-

selben: Mad. Lafarge's Mutter hat sie gebacken. Ob die Angeklagte diese um einen Brief dazu gebeten — erinnert sie sich nicht mehr! Aß Herr Lafarge gern Kuchen? Die Angeklagte: „Nein!" — Um so auffallender die Sendung, um so merkwürdiger die Aufforderung, Mad. L. Mutter möge die Kuchen backen; denn war es ja ganz gleichgültig, wer sie gebacken. — „In der That, ich legte auch kein Gewicht darauf." Darauf kommen die bemerkte Unruhe nach Absendung der Kuchen, die trüben Ahnungen, der erwartete Brief mit schwarzem Siegel u. s. w. zur Sprache; die Angeklagte entgegnet, Lafarge habe ihr von heftiger Migräne geschrieben und da sie gewußt, daß er dabei hin und wieder heftige Nervenleiden gehabt, so sei ihre Furcht erklärlich: von einem Briefe mit schwarzem Siegel gesprochen zu haben, leugnet sie entschieden; solcher Kleinigkeiten könne man sich nach zehn Monaten unmöglich noch erinnern.

Der Präsident kommt auf die Kuchen der Mad. Lafarge Mutter zurück; jener Kellner, welcher die Schachtel öffnete, behauptet, nur einen Kuchen gesehen zu haben; Lafarge aß eine Kruste davon, ward in der Nacht übel u. s. w. Die Angeklagte sagt aus: sie habe die Kuchen in Gegenwart der Mlle. Brun, ihrer Nichte, der Mad. Lafarge Mutter und ihres Kammermädchens eingepackt. — In der Nacht vom 16. auf den 17. Dezember wurde die Schachtel nach Paris gebracht; die Angeklagte wird nun gefragt, ob sie vor dieser Zeit nicht schon Arsenik habe kaufen lassen? Sie bejaht das, erinnert sich aber der Epoche, in welcher sie Arsenik kaufte, nicht mehr. „Als ich einst meinen Reitrock anziehen wollte, erschrack ich nicht wenig, denn die Ratten hatten ihn ganz zerfressen; da ließ ich Arsenik holen." Wenn der Zweck des Arseniks ein so unschuldiger war, wozu die vielen Details, in welchen Sie sich bei der Bitte um Arsenik bei einem Apotheker ergehen? — „Ich war veranlaßt worden, bei Herrn Essartier eine Hochzeitsvisite zu machen und glaubte ihm deshalb verbindlicher als einem einfachen Kaufmann, von dem man eine Waare fordert, schreiben zu müssen." — Mir scheinen Sie in diesem Briefe alle Befürchtungen, die dergleichen Bitten erregen müssen, noch überbieten zu wollen. Sie fürchten allem Anscheine nach, es könne jemand glauben, Sie wollten ganz Limousin vergiften. — „Ich habe nur noch vage Erinnerungen von dem Briefe." Der Präsident liest den Brief vor: Mein Herr, ich werde von Ratten ganz aufgefressen. Schon hab' ich's mit Gips, mit Nux vomica versucht, sie los zu werden; aber nichts half. Wollen Sie oder können Sie mir ein Bischen Arsenik anvertrauen; Sie dürfen sich auf meine Umsicht verlassen; ich will ihn in einem Zimmer, in welchem nur Leinenzeug liegt, gebrauchen. Schicken Sie mir zugleich Linden- und Orangenblüthe." — Jetzt der zweite Brief! "Mein Bediente hat dumm genug einen Rattenkuchen gemacht, der so fest, so modrig ist, daß mir Herr Bardou wieder ein kleines Recept aufgesetzt hat; ich schicke es Ihnen, damit Ihr Gewissen gewahrt ist und Sie nicht glauben, ich wolle wenigstens ganz Limousin vergiften." Was sagen Sie dazu? — "Ich antworte, es kann nichts Dummeres geben; aber es läßt sich keine weitere Auskunft darüber geben." — Der Brief ist noch nicht zu Ende! Hören wir weiter: "Ich bitte Sie, mich den Betrag meiner kleinen Schuld, als solche jedoch groß genug, wissen zu lassen. Mein Mann leidet ein wenig an einem kleinen Anfall von der Bräune; indeß Herr Bardou glaubt, das komme meistens von der Reise und werde bald besser werden." Präsident: Und nach drei Tagen ist er eine Leiche!

(Die Fortsetzung folgt.)

* Meine beiden Tanten. *)

Die Philosophen versichern uns, daß wir die Dinge nur durch ihre Gegensätze kennen. Dann habe ich gewiß vollkommen meine Tanten gekannt; denn größere Gegensätze als sie waren seit der Bildung des Lichtes, und der Finsterniß nicht zu Tage gekommen. Aber sie waren beide gute Geschöpfe, wie ja auch Licht und Finsterniß beide gut sind an ihrem Platze. Meine Tanten waren indessen nicht sowohl mit Licht und Finsterniß zu vergleichen, als mit Krume und Kruste — der erstaunlich weichen und gleichen Krume, und der überaus krausen, spröden, und trocknen Kruste eines neuen Brodes.

Die eine war meines Vaters, die andere meiner Mutter Schwester, und es hatte sich sonderbar genug gefügt, daß beide Bridget hießen. Sie zu unterscheiden, pflegten wir Kinder die ruhige und sanfte Tante Bridget, und die rastlose, vom Plagegeiste besessene Tante Fidget zu nennen.

In Ihrem ganzen Leben sahen Sie kein solches gelassenes, gleichmüthiges, genügsames Geschöpf, als Tante Bridget. Sie war nicht unmäßig groß, aber erstaunlich dick. Ihr Gewicht war höchstens nicht über 280 — 300 Pfund — heißes Wetter machte einigen Unterschied — aber sie konnte wunderbarlich fett genannt werden, weil sie ganz Fett war. Ich glaube nicht, daß an ihrer ganzen Composition eine Unze Fleisch war. Sie war so unerschütterlich gleichmüthig, daß sie, wie ich in der That glaube, in ihrem ganzen Leben nie in Leidenschaft, oder nur in einem Anfall davon war. Ohne Zweifel hatte auch sie ihr Ungemach *) — wir alle haben unsere Lebensmühen — aber Tante Bridget mochte sich die Mühe nicht machen, sich darüber zu beklagen. Das größte Ungemach aber, das sie zu erdulden hatte, war der Wechsel von Tag und Nacht, und wie schnell und oft wird es wieder Nacht, und wieder Tag! Es war eine Last für sie, Abends die Treppe zum Schlafzimmer hinan, und eine Last, Morgens zum Frühstücke herabzusteigen: aber, wenn sie einmal glücklich im Bette war, schlief sie zehn Stunden lang, ohne zu träumen; und wenn sie einmal auf war, und in ihrem bequemen Sessel am Marmorkamine saß, ihr Strickzeug in Ordnung, ein Tischchen neben sich, worauf ein netter, dicker, nachgiebiger Quartband lag, dessen Blätter sie mit der Stricknadel umwenden konnte, war sie glücklich für den Tag. Der Verdruß des Aufstehens war vergessen, und die Fatalität des Bettgehens wurde nicht vorempfunden.

Mit ihrem Wiederwillen gegen alle Bewegung bekannt war ich einmal dreist genug, ihr zu rathen, aus zwei Tagen Einen zu machen, um sich die Mühe zu ersparen, so oft Treppe auf, Treppe ab zu steigen. Jeder andere außer Tante Bridget würde meine Impertinenz mit einer Ohrfeige beantwortet, und recht daran gethan haben: aber sie, die gute Seele, nahm es ganz wohl auf, und erwiederte: „ja wohl, mein lieber Carl, es würde mir viel Mühe ersparen; nur fürchte ich würde es meiner Gesundheit schaden, weil ich dann zu wenig Bewegung haben würde."

Tante Bridget liebte die Ruhe und Stille, und lebte an dem ruhigsten und stillsten Orte

*) Nach dem Englischen für den Brem. Bürgerfreund gefaßt im August d. J. auf einer Reise von Philadelphia am Bord der Brig Präsident (Capitän Hüsing) und seinem vierwöchentlichen gar milden und liberalen Souverain zum öffentlichen Zeichen seiner Dankbarkeit gewidmet von Dr. S — g.

*) Das Wort „trouble" (von turbare?) ist nicht leicht im Deutschen wiederzugeben, da es Beunruhigungen jeder Art, und jeden Grades bedeutet. Die Deutschen in Amerika haben es daher in ihre Sprache aufgenommen. „Einen alten Prediger am Ohio hörte ich einem jungen Schwabenmädchen, die das unrechte Lied anstimmte scheltend zurufen: Elsbeth, du garstiges Mensch, was machst denn wieder für trouble? —

inder Welt. Es giebt in der That in den Wüsten Arabiens, oder im Eismeere keine Stelle, welche hinsichtlich der Ruhe mit Hanksplace verglichen werden könnte.

„Selbst die Häuser schienen zu schlafen" und wenn die Verkäufer von Milch, Makarelen, Meerharfen und Butten in das Weichbild des stillen Ortes treten, dämpfen sie ihre gewaltigen Stimmen, wie wenn auf der Hautboy gespielt wird mit einem Stücke Baumwolle in der Glocke. — Und auch davon hörte Tante nur wenig, da jene armen Menschen gewöhnlich sehr früh bei der Hand sind, Tante aber immer sehr spät aufstand. Sähen Sie ihr Haus, jenes ovale Gebäude, sie würden glauben, es sei ein geheimnißvolles Ei, auf welchem der Genius des Stillschweigens seit der Schöpfung der Welt, oder seit des Chaos sein Gesicht gewaschen und seine Haare gekämmt, immerfort zu brüten gesessen habe. Es herrscht in jenem Orte ein Schweigen, das man hören kann, und eine Stille, welche das Ohr so begierig eintrinkt, wie der selige Herr Dando seine Austern einzuschlürfen pflegte. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, aber man sagt, und ich glaube es, daß Nachts die Einwohner sich einander schnarchen hören können. Da wohnte meine Tante Bridget, die sanfteste, friedlichste, nnd gutherzigste aller sanften, friedlichen und gutherzigen Frauen. Ihr schöner Landsitz lag nur 50 Meilen von da: aber sie hätte ihn lieber mit Weide und Heide dem Verwalter abgetreten, als sich den Stößen einer Landkutsche, oder dem Schwindel in einem Dampfwagen, und all den Mühseligkeiten einer solchen endlosen Reise preisgegeben. Das Wort, Reise, schon erregte ihr Schauder und Mitleiden.

Aber Güte wird schrecklich mißbraucht und hintergangen in dieser unserer bösen Welt, und so ging es auch Tante Bridget. Wie weit ihr Verwalter für die ausschließliche Kenntniß ihrer Angelegenheiten, und die Alleinbesorgung derselben billig fand, sie von den Gutseinkünften auszuschließen, oder wie viel er dafür ohne Bedenken **nicht** in Rechnung brachte, kann ich nicht genau angeben: allein ich bin gewiß, daß ihr Federviehlieferant sie wenigstens 10 Procent höher zu besteuern pflegte, als irgend eine seiner andern Kunden, weil sie niemals etwas an seiner rührigen Wäare auszusetzen fand. Sie hielt besonders viel auf Enten, — wahrscheinlich aus Sympathie wegen der leisen und besonnenen Art des Platzwechsels derselben — aber sie konnte kein Mäkeln und Feilschen beim Einkaufe leiden, und, da sie auch das Ungemach des Auswählens scheute, so stellte sie es lediglich dem Gewissen des, an keinen hohen moralischen Flug gewöhnten Flügelviehhändlers anheim, zu schicken, was er wollte, und dafür anzusetzen, wie viel er wollte. Und wenn ich einmal etwas sagte, was wie Tadel des alten Schelmen lautete, erhielt ich immer dieselbe Antwort: „ich kann es nicht leiden, wenn man überall was zu tadeln findet." Mit dem Weine ging es eben so, wie mit dem Federviehe. Sie glaubte immer Portwein und Cherry zu haben, und hatte in der That nie etwas besseres, als Pontac und Cap madeira.

Es giebt im weiblichen Leben Einen Genuß, dessen meine Tante Bridget sich nie zu erfreuen gehabt hat: — sie hatte nie das Vergnügen, mit den Mädchen zu schelten. Einmal machte sie den Versuch, aber er gelang ihr nicht. Sie hatte ein elegantes Service Porzellan, blau und gold. Aus Unvorsichtigkeit des Kammermädchens war das ganze Service durch Einen heftigen Stoß zertrümmert. „Nein, das ist doch zu arg," sagte meine Tante, „das will ich ihr aber wohl sagen." So machte ich mir schon die Hoffnung, Tante Bridget einmal in Leidenschaft zu sehen, was ein eben so seltener Anblick gewesen sein würde, als eine ame-

rikanische Aloe in Blüthe. Sie zog mit fast heroischer Kraft die Schelle, und fast mit dem Ausdrucke der Entschlossenheit, etwas recht Strenges und Herbes zu sagen, wenn Nancy erscheinen würde. In der That, wenn der Glockenzug Nancy gewesen wäre, möchte sie, armes Kind, die erste Hälfte des ersten Satzes einer schrecklichen Schelterede zu hören gehabt haben. Allein ehe Nancy der ihren kleinen Ohren insinuirten Vorladung genügen konnte, war meine Tante schon wieder so kalt, als eine Steinbutte auf einer Table d'hôte. „Nancy" sagte meine Tante „sind sie alle gebrochen?" „Ja, Madame," sagte Nancy. „Wie kamen Sie denn dazu, sie zu zerbrechen?" fragte meine Tante. „Sie glitschten von der Mulde, Madame," versetzte Nancy. „Nö, mein! Nun, sein Sie nächstens vorsichtiger," sagte meine Tante. „Ja, Madame", sagte Nancy, und verließ das Zimmer. Doch mußte sie am andern Morgen selbst hingehen, ein anderes Service für Rechnung der Tante zu bestellen, was, strenge genommen, eigentlich die Sache des Bedienten gewesen wäre. Dieses war nicht das erste, zweite, oder dritte mal, daß das feine Porzellan meiner Tante zu einem vorzeitigen Ende gekommen war. Die Leute meiner Tante hatten treffliche Stellen in ihrem Dienste, und befanden sich bei dem hohen Leben im Unterhause vollkommen wohl. Die Nachbarn wunderten sich, daß sie nicht sehe, wie sie hintergangen werde, allein sie mochte nicht sehen, was sie nicht sehen mochte, und so lange sie nur ruhig sein konnte, war alles, und waren alle gut.

Religiös war Tante Bridget natürlich, weil sie so gut war; aber manche glaubten es nicht, weil man sie selten in der Kirche sah, und wohl Wallfahrten, (geschweige Kreuzzüge) mißbilligen aber nie ein Wort gegen das Klosterleben der Katholiken und der Schäker sprechen hörte. Das alte Testament war kein Erbauungsbuch für Tante Bridget; und wer sie hätte vom Christenthume verführen wollen, der hätte viel vom Einzuge in Jerusalem, von der Zerstörung der heiligen Stadt, dem jüngsten Gerichte u. s. w. schwätzen (oder ihr ein förmliches Collegium über die Kirchengeschichte lesen müssen.)

Mit Einem Worte, Tante Bridget war ein lebendiges Emblem des „stillen Meeres". Friede ihrem guten Herzen! (D. Beschluß folgt.)

* Wunder-Erklärung

per argumentum a posteriori.

Ein Prediger in Nordamerika hatte lange, und wie er meinte, allgemein verständlich über Wunder geredet. Doch kam nach der Predigt ein Farmer in die Vestry, und bat ihn noch um einige nähere „Explanation."

"Warket nur im Porticus einige Minuten, bis die Kirche leer ist." Mit dem Gesichte zur Straße stand der Farmer, als der Prediger über den Teppich der Kirche leise heran kam, und ihm mit aller Kraft einen Fußtritt gab. Entsetzt, und „what the devil is the matter?" sprang der Farmer herum. "Hat Euch das wehe gethan, mein lieber Mr. Thomson?" fragte der Prediger in sanftem Tone. — "Wohl, Herr, was?" — "Ich glaube es," fiel der Würdige ein, "und seht, wenn es euch nicht wehe gethan hätte, das wäre ein Wunder gewesen." — (Der Prediger mußte ein Mann sein, der für seine Lehrerpflicht zu wagen, und zu leiden wußte, oder der Farmer eine Ausnahme von der durchgängigen Grobheit, Ungeduld und Schlagfertigkeit seiner Landsleute machen.) — S.

* Bemerkung.

Den Einsendern der Aufsätze "Aufklärung" — "So kommt mir's vor" — "Anfrage und Weisung" — "Erwiederung auf des u. s. w. haben wir die Mittheilung zu machen, daß unser Blatt denselben keine Aufnahme mehr gewähren kann.

Berichtigung.

In dem Artikel: „Unitarianismus in den Ver. St." Nro. 76 d. Bürgerfr. lese man:

Seite 753 Sp. 2, findischer Ur menschen.
" 753 " 1 in der ersten Anmerkung: alle die monarchiescheuen, und freiheitstolzen Leute u. s. w.
" 754 " 2: lasse man die Worte Trinitarianismus und Unitarianismus die Stellen wechseln.

(Hierbei als Beilagen: "Schnellpost ꝛc.", und "Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domthore.

Die

SCHNELL- POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 77 des Bürger-Freundes für 1840.

Donnerstag, den 24. September.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Man schreibt aus Neustadt an der Saale: Der kaum vor 14 Tagen nach Wächterswinkel versetzte königl. Revierförster Rein, Vater von vier Kindern, ging am Sonntag den 30. August nach Neustadt a. d. S., um einem Freischießen beizuwohnen. Kaum eine halbe Stunde von Neustadt bemerkte er drei Wilderer in der Ausübung ihres unbefugten Gewerbes begriffen; bei seiner Annäherung suchten sie nach dem nahen Brandlorenzen, und wurden von ihm bis in's Dorf verfolgt. Auf dem Festplatze angelangt, gab Rein sich ganz dem Vergnügen hin. Um 6 Uhr Abends trat er den Rückweg nach Hause an. Kaum eine Viertelstunde von der Schießstätte entfernt, und noch fast im Angesichte derselben, wurde der allein und arglos daher Kommende von mehreren Burschen mit teuflischer Wuth meuchlings angefallen. Fürchterlich zerschmetterten die Unmenschen das Haupt des verdienstvollen Mannes, mit der eigenen Büchse desselben. Es versagt die Feder, die Barbarei zu schildern, welche des Unglücklichen Kopf verstümmelt hatte. So endete in unsern Tagen, ein, von Allen, die ihn kannten, geschätzter, so achtungswürdiger Forstbeamte! Mehrere des Mordes dringend verdächtige Individuen, aller Wahrscheinlichkeit nach dieselben Wilderer, welche Rein verfolgt hatte, sind bereits in den Händen des Gerichts.

Man schreibt aus Schwerin, vom 8. Sept.: „Unsere Seebäder waren dieses Jahr sehr besucht, ganz besonders Doberan in der ersten Hälfte des vorigen Monats. Marie Taglioni gab hier vier Vorstellungen, und ward mit dem frühern Enthusiasmus empfangen. Eben so oft entzückte Fräulein Löwe auf unserm Hoftheater. Noch nie hatten wir so schöne Töne gehört, noch nie solch seelenvolles Spiel gesehen. Die Tanzbelustigungen der Landleute auf dem Camp unter freiem Himmel amusirten nicht wenig, und war die Leutseligkeit der hohen Herrschaften dabei überaus erfreulich. Einen race-ball wie in England und auf unsern Landtagen hatten wir während der Pferderennen nicht. — In Warnemünde ennuyirt man sich von Jahr zu Jahr mehr und mehr. Manche Herrschaften können auch hier von ihren kleinstädtischen, echt krähwinkligen Prätentionen nicht loskommen, und wir sahen mehr als einen Bürgermeister Staar, der dem Schauspieler für diese Rolle zum Musterbilde dienen konnte. Trotz aller Uebelstände war die Frequenz dieses Seebades bedeutend. Es war dabei jedoch sehr wenig von auswärts und über die Grenzen Mecklenburg's hinaus."

Man schreibt aus Augsburg: „Ein Ereigniß, die Ausgeburt größter Rohheit, das sich kürzlich in der Nähe unserer Stadt zugetragen, erfüllte gleich Anfangs alle Bewohner mit Abscheu und heute mit innigster Trauer. Der hiesige Bürger und Silberstücker F. Glogger wurde am 2. Sept. Nachts auf dem Heimwege von Kriegshaber bei dem äußern Zoll von drei hiesigen lockern Burschen, die mit ihm schon im Wirthshause jenes Dorfes Streit angefangen hatten, dergestalt überfallen, daß er mit einem Messer einen Stich in die Hirnschale erhielt, in Folge dessen er trepanirt werden mußte und diese Nacht gestorben ist. Die Thäter befinden sich in den Händen der Justiz, so wie auch ein ansäßiger Bürger, mit dem jene jungen Burschen gefahren waren. — Ein zweites tragisches Ereigniß fand in der Nacht vom 9. auf den 10 Sept. in dem nahen Dorfe Lechhausen statt, wo eine eifersüchtige Dirne auf offener Straße ihren Liebhaber mit einem Pistol von hinten in den Leib schoß und sich hierauf ertränkte. Wahrscheinlich wird der Verwundete sterben müssen."

Der rühmlichst bekannte Arzt Schultes in München ist dieser Tage an dem in München grassirenden Schleimfieber gestorben. In München will man in diesem Schleimfieber, mit seinen Abarten, von dem auch schon mehrere dortige Aerzte ergriffen sind, unbedingt die Cholera wieder erblicken.

Unter den beinahe 15 Millionen Einwohnern Preußens giebt es 144,518 Handeltreibende, welche 817,331 Thaler Gewerbesteuer im Jahre 1839 eindrachten, 76,910 Gast- und Schenkwirthe, welche 395,372 Thlr., 23,339 Bäcker, 127,597, 16,984 Fleischer, die 131,128; 10,314 Brauer, welche 44,652, und 42,833 Handwerker, welche 231,882 Thaler Gewerbesteuer gaben. Der Ertrag der ganzen Gewerbesteuer war im Jahre 1839 gegen 2,300,000 Thaler. Von den Handwerkern werden nur die besteuert, welche mehr als einen Gehülfen halten oder Waaren-Vorräthe außer den Märkten feil bieten. Die Zahl aller Handwerker beläuft sich auf 306,000. Alle Gewerbe haben sich vermehrt, nur die Brauer nicht. Im Jahre 1830 gab es in Berlin 38 Brauereien, jetzt nur noch 29. Im Ganzen sind die Brauereien von 12 00 auf 10,000 herabgekommen. Warum? Weil die Brauer lieber Destillations-Anstalten anlegen und lieber von Branntwein, Sechsern reich werden wollen als von Bier-Groschen. Ein Glas Bier berauscht nicht und kostet gewöhnlich mehr als ein Glas Kartoffel-Spiritus, welcher recht beißt und beizt und einheizt und untaugliche romantische Gedanken erweckt. Die Philosophen haben gut reden von dem ewigen Vorwärtsschreiten der Menschheit, weil sie nicht darauf Rücksicht nehmen, daß die Kartoffelbranntweingiftbereitungsateliers zu, die deutschen Bierbrauereien mit ihrem urgermanischen Gebräu fortwährend abnehmen. Man

sollte die Universitäten und Verbindungen schon deshalb begünstigen, weil die deutsche Jugend dabei Bier trinken lernt und in der Regel einen Abscheu kriegt vor dem plebejen, proletarierschen Branntweinsgifte. Und so lange die Bierbrauereien im Abnehmen sind, stelle man seine Hoffnungen auf's Besserwerden und seinen Kosmopolitismus von Nationalwohl ja so bescheiden als möglich; denn je mehr der Deutsche vom Biertrinken verlernt, desto unvolk-gemäßer wird er. Bier und Deutsch gehören zusammen wie Castor und Pollux; sie leben mit einander und sterben mit einander..

Aus Frankreich.

An dem ersten Sonntage des Augusts versammelte sich eine zahlreiche Volksmenge in Metz vor der Kathedrale. Ein Soldat der Garnison war auf den Thurm der Kathedrale gestiegen und kletterte an dem Blitzableiter auf den Sockel der Statue herunter, die etwa in der Mitte des Thurmes steht. Hier kleidete er sich aus, warf die Kleidungsstücke hinunter, machte mehrmals das Zeichen des Kreuzes und wollte sich selbst hinunterstürzen, als ein muthiger Mann mittelst eines Knotenstricks, den man dem Soldaten zugeworfen hatte, zu demselben gelangte. Um sich in seinem Vorsatze, sich um das Leben zu bringen, nicht stören zu lassen, kletterte der Soldat noch ungefähr zehn Klafter weiter an dem Blitzableiter bis an die Schallöcher des Thurmes. Hier befand sich ein Offizier, der dem Soldaten zuredete und ihn auch wirklich so weit brachte, daß er seinen Vorsatz aufgab. Man schob ihm ein Bret zu, auf das er sich, hundert Fuß vom Boden, legte und auf dem er wohlbehalten in den Thurm hineingezogen wurde.

Als ein Beispiel von den großen Verlüsten, die im Börsenspiel in der letzten Zeit erlitten worden sind, führt man einen jungen Mann in Paris an, der noch vor vierzehn Tagen ein jährliches Einkommen von 25,000 Franks hatte und vor einigen Tagen seine Uhr verkaufen mußte, um ein Mittagessen zu erhalten.

Der früher in Contumaz verurtheilte und nun persönlich vor den Assisenhof gestellte Staats-Kassirer Matheo, der zu Mainz geboren und sich lange in Stuttgart aufgehalten, ist zu 15 Jahren Galeerenstrafe und 200,000 Fr. Strafe verurtheilt.

In einem Dorfe des Rhone-Departements haben in diesen Tagen Kinder, welche in einem alten Brunnen spielten, einen eisernen Kasten mit Geld aus den Zeiten der Revolution gefunden.

Der Capitän du Petit Thouars hat von seiner Reise einen Bären aus Kamtschatka mitgebracht, der gegen 8 Fuß im Umfang und 12 Fuß Länge hat. Ferner sind aus Brasilien als Geschenk für den König ein Alpaga (Camelus paco) und zwei Königsgeier angelangt.

Die schnelle Verbindung durch Dampfboote hat allerlei wunderliche Folgen: so erwartet man jetzt in Malta die französische Schauspielerin Georges mit zwanzig andern Schauspielern; sie sollen in Malta einige Vorstellungen geben, und wollen dann den Winter in Odessa zubringen.

Aus England.

Als Curiosität erwähnt der „Globe", daß der Herzog von Richmond vor Kurzem einem Schäferei-Besitzer in England für ein männliches Lamm 100 Guineen bot, ohne es zu erhalten.

Trotz der ungeheuern Anstrengungen Englands, den Sklavenhandel zu unterdrücken und der colossalen für diesen edlen Zweck aufgewendeten Summen, werden noch jährlich 170,000 Afrikaner als Sklaven verkauft und 330,000 Menschen kommen bei den Kriegen und Räubereien um, die nöthig sind, um die angegebene Anzahl von Negern zum Verkauf zu bringen. Der Menschenhandel kostet Afrika jährlich eine halbe Million Seelen. Um die Pläne der Regierung zu unterstützen und die Sklaverei endlich durch Anwendung der wirksamsten Mittel ausrotten zu helfen, hat sich in London ein großartiger Verein gebildet, an dessen Spitze Prinz Albert, der Gemahl der Königin, steht.

Aus England wird berichtet: Ein amerikanischer Ingenieur hat ein sehr einfaches Mittel erfunden, um die Kriegsschiffe gegen Kanonenkugeln zu schützen, und die Admiralität hat sich beeilt, dasselbe anzunehmen. Es handelt sich ganz einfach von einem Schiffswender (fireboard), der durch Dampf in Bewegung gesetzt ist, und stets das Vordertheil des Schiffes dem Feuer entgegenwenden soll. Dies Vordertheil ist mit einer Art Cuiraß versehen, der aus mehrern Platten von starkem Eisenblech besteht, welche durch einen elastischen Körper getrennt sind. Dieser Cuiraß hat eine vorstehende Kante und drei schiefe Flächen, welche die Kugeln links, rechts oder abwärts ins Meer ablenken. Eine kleine Maschine von 6 bis 8 Pferdekraft, die vorn am Steuerruder angebracht ist, wendet das Schiff in Zeit von einer Minute. Diese ganze Einrichtung kostet für die größten Linienschiffe noch nicht 10,000 Franks.

Aus Holland.

Ein zu Utrecht in diesem Augenblicke verhandelter Prozeß zieht die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Eine Dame aus dem vornehmsten Stande, die Baronin Taets van Amerongen, ist angeklagt, ihr Kind, das im zartesten Alter steht, auf alle mögliche Weise mißhandelt zu haben, in der Absicht, den Tod desselben herbeizuführen und sich seines Erbes zu bemächtigen.

Die reiche und großartige Sammlung japanesisch-chinesisch-tibetanischer Alterthümer des Ritters von Siebold in Leyden ist nunmehr Eigenthum des Staats geworden; der bisherige Besitzer und Gründer schlug weit glänzendere Anerbieten von Seiten des Herzogs von Orleans mit patriotischer Selbstverleugnung aus. Der im vorigen Jahre von den Zeitungen beschriebene Raub kostbarer Dinge, die Hrn. von Siebold gehörten, ist leider nur zum kleinsten Theil ersetzt worden. Das kolossale Werk über Japan schreitet ununterbrochen fort, und außerdem wird Siebold auch eine Geschichte der Waffengattungen aller Nationen und Zeiten mit Illustrationen binnen Kurzem liefern. Ein anderes großes Werk, die Geschichte und Beschreibung der holländischen überseeischen Provinzen enthaltend, kommt auf Kosten der Regierung zu Stande; auch unterstützt der König das riesenhafte archäologische Unternehmen des französischen Grafen Bastard, von welchem eine einzige Lieferung an die 3,000 Frs. kostet.

Mosaik.

Zwei Eckensteher sprachen von der jetzt bevorstehenden Ziehung der Berliner Lotterie. „Ick wünschte", sagte der Eine, „ick gewönn' mal wat Vernünftiges!" — „Nee", sagte der Andere, „ick wünschte, ick gewönne wat recht Ochsiges!"

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 77.

Bremen, Donnerstag den 24. September 1840.

Gestorben:

Nro. 839. Den 19. September. Gesche Margar. Nullmeyer, 48 Jahr; im Arbeitshause.

— 840. Den 19. — Des Zimmergesellen Wilh. Döhle Tochter, 3 Tage; Hastedt No. 88.

Nro. 841. Den 21. Septbr. Des Arbeitsmanns Joh. Wilhelm Francke Tochter, 9 Wochen; große Fischerstraße Nro. 8.

Geburten:

Nro. 1139. Den 15. September. Des Kappenmachers Alb. Ahrens Ehefr., geb. Junge, Michaelis-Kirchhof Nro. 36; von einem Mädchen.

— 1140. Den 17. — Des Lichtziehers Johann Adam Trumper Ehefr., geb. Hogrefe, kl. Krankenstraße Nro. 10; von einem Mädchen.

— 1141. Den 17. — Des Kistenmachers Adolph Joh. Carl Ranninger Ehefr., geb. Ploghöft, Walldammstraße Nr. 14; v. einem Knaben.

— 1142. Den 18. — Des Arb. Hinr. Hartje Ehefr., geb. Junge, Schwachhausen No. 19; von einem Knaben.

— 1143. Den 18. — Des Arb. Joh. Hinrich Menke Ehefr., geb. Paradies, Hastedt Nro. 120; von einem Mädchen.

— 1144. Den 19. — Des Schlossermeisters Reinhard Johann Julius Vintzens Ehefr., geborne Wendeburg, Stavendamm Nro. 25; von einem Knaben.

— 1145. Den 19. — Des Kirchendieners Hinr. Focke Ehefr., geb. Zincke, St. Paulikirchhof Nro. 2; von einem Mädchen.

— 1146. Den 19. — Des Cigarrenmachers Georg Friedr. Fiege Ehefr., geb. Duntzelmann, Obernstraße 54; von einem Knaben.

Nro. 1147. Den 19. Septbr. Des Arb. Herm. Hinr. Nolting Ehefr., geb. Bartels, Schnoor 22; von einem Knaben.

— 1148. Den 20. — Ein Mädchen — Hastedt No. 7.

— 1149. Den 20. — Des Schenkwirths Bernh. Hinr. Wernke Ehefr., geb, Hauschild, am neuen Markt No. 18; von einem Mädchen.

— 1150. Den 20. — Des Arb. Friedr. Nuckel Ehefr., geb. Fröhlken, Buntenthorssteinweg N. 62; von einem Knaben.

— 1151. Den 21. — Des Barbiers Joh. Carl Friedr. Hoeve Ehefr., geb. Jantzen, Westerstraße No. 23; von einem Mädchen.

— 1152. Den 21. — Des Kaufmanns Eduard Ichon Ehefr., geb. Gruner, am Wall No. 66 E; von einem Knaben.

— 1153. Den 21. — Des Landmanns Hinr. Schrör Ehefr., geb. Mehrtens, Hastedt; von einem Knaben.

— 1154. Den 21. — Des Landmanns Carl Friedrich Conradi Ehefr., geb. Niemann, Buntenthorssteinweg No. 17; von einem Knaben.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 78.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 27. September 1840.

O Reichspanierträger! stolz leuchtender Stern
Aus vorigen größeren Tagen!
Wie hat mit den Seinen den Kaiser und Herrn
Gerettet dein muthiges Wagen!

Der Reichspanierträger.

(Beschluß.)

Der Kaiser ergrimmt: „Wo sind' ich Rath,
Den Trotz der Empörer zu rächen?
Wer zeigt mir zum Gipfel den schwindlichen Pfad,
Die Räuberhöhle zu brechen?
Hier fast an der Schwelle der Heimath stehn
Und noch mit den Mannen zu Grunde gehn
Vor diesem Gesindel, dem frechen!"

Zwei welsche Vasallen im Heere fragt
Er nun: „Sprecht, was wir beginnen!" —
„Herr, siehst du den Fels, der überragt
Von hinten des Schlosses Zinnen?
Wenn dorthinauf Kühnheit sich bahnte den Weg,
So leitet von da zu der Burg ein Steg,
Dann magst du vielleicht sie gewinnen.

„Doch tauschen allein mit den Wolken den Gruß
Dort oben die furchtbaren Zacken;
Wohl trat bis heute kein menschlicher Fuß
Dem Fels auf den starrenden Nacken;
Dort baut nur der Adler den einsamen Horst
Und fährt von dannen herab in den Forst,
Mit den Krallen die Beute zu packen."

Doch der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach,
Um die Schmach voll bitterem Grimme,
An Muth, wie der Wirbelwind, kühn und jach,
Laut hebt er die Donnerstimme:
„In meine Hand gabst du des Reiches Panier,
Unwürdig sei dessen ich, Herr, wenn ich dir
Die Räuberburg nicht erklimme.

„Wer folgt mir von euch, wenn ich schreite voran?"
So ruft er den Rittern entgegen.
Ihm gesellen sich auf der gefährlichen Bahn
Zweihundert muthige Degen.
Das Banner des Kaisers in Lüften er schwingt
Und rollt es zusammen, und vorwärts dringt
Die Schaar mit dem Führer verwegen.

Sie hauen den Pfad sich durch das Gebüsch,
Wo die Schrecken der Wildniß hausen,
Und über den Waldstrom schreiten sie frisch,

Wie die Fluthen auch donnern und brausen.
Nun, da sie am Fuße des Felsen stehn
Und blicken empor zu den steilen Höhn,
Faßt keinem die Seele das Grausen?

Wer oft die Gefahr schon umarmt als Braut,
Wag's hier, wenn ihm fehlen die Schwingen!
Wer sonst mit den schaurigsten Pfaden vertraut,
Wird er den Schwindel bezwingen,
Wo in hundert Larven aus gähnendem Spalt
Grinst des Todes gespenstisch bleiche Gestalt,
Ihn im Sturzen hinunterzuschlingen?

Doch keiner der tapferen Männer zagt;
Einander über den Rücken
Aufklimmen sie, wo es am schroffsten ragt,
Als über lebendige Brücken;
Wo der Fuß gewonnen den sicheren Stand,
Da reichen sie niederwärts Speer und Hand;
So muß es am Ende doch glücken.

Erstiegen der Gipfel; das Banner entrollt
Weht purpurn am Schafte der Lanze;
Um das Adlerbild webt sich das Strahlengold
Der Sonne zu funkelndem Kranze.
„Ha," ruft nun der Pfalzgraf, „wie horstet der Aar
Des Reiches hier oben und lacht der Gefahr,
Mit des Auges blitzsprühendem Glanze!"

Auf die Beute dann rasch, wie aus heiteren Höhn,
Hat er sich herabgeschwungen;
Nicht wissen die Räuber, wie ihnen geschehn
Und was zu den Ohren gedrungen,
Als dröhnender Fußtritt und Stimmengewirr,
Gesänge der Schlachten und Waffengeklirr
Von obenher plötzlich erklungen.

Auch hat man im Thale das Banner geschaut
Und den jauchzenden Ruf vernommen;
Da fliegt durch die wartenden Reihen es laut:
„Heil uns, der Fels ist erklommen!"
Das Heer rückt an, wie wenn Mauer und Thurm
Mit dem Jubel des sicheren Sieges im Sturm
Nun würde von unten genommen.

Wahnsinnig, mit schreckengelähmter Kraft,
Stürzt Mancher vom Felsen sich nieder,
Doch kommen zur Erde nur schauderhaft
Zerrissene blutige Glieder.
Bald steigt nun herab im Triumphe die Schaar,
Ihr hoch voran flattert und schimmert der Aar
Mit ausgespanntem Gefieder.

Schon hat er ergriffen im Felsennest
Und gewürgt gar viele der Schlangen;
Mit den Krallen noch hält er die anderen fest
Und bringt sie dem Kaiser gefangen.
Weh, Alberich, dir für den trotzigen Hohn!
Grimm funkelt Friederichs Auge; den Lohn,
Jetzt sollt ihr ihn schrecklich empfangen!

O Reichspanierträger! stolz leuchtender Stern
Aus vorigen größeren Tagen!
Wie hat mit den Seinen den Kaiser und Herrn
Gerettet dein muthiges Wagen!
Ihr Fürsten von heute, wenn Krieg erwacht
Mit den Fremden, wer unter euch darf in die Schlacht
Dann Deutschlands Panier wohl tragen?

Julius Krais.

Vergiftungsprozeß der Mad. Lafarge.

(Fortsetzung.)

Wir kommen jetzt auf Lafarge's Krankheit und Tod und wollen hier besonders die Schlagstellen und Abweichungen ausheben, da sich der Anklageakt weitläufig darüber ausließ und die späteren Zeugenaussagen vielfach wieder auf diesen Hauptakt des unseligen Dramas zurückkommen.

Lafarge war bei seiner Ankunft sehr leidend und klagte über mehrfaches, unterwegs gehabtes Erbrechen; die Angeklagte sagt nun: „Er legte sich augenblicklich und ich ließ mein Nachtessen vor sein Bett bringen; ich aß Geflügel; möglich, daß er eine Trüffel nahm; ausgemacht ist aber, daß ich ihm nicht zum Essen derselben rieth, da ich weiß, daß Trüffeln bei Erbrechungen schädlich sind. — „Die Erbrechungen wiederholten sich." — Als am nächsten Tage Mad. Lafarge Mutter ihrem Sohne ein Lavement machte, haben Sie da nicht ein Getränk zubereitet, das er mit Widerwillen nahm, und ward auf dem Grunde des Löffels nicht Residuum bemerkt, das Sie später sorglich abzuwischen suchten? — „Der Löffel, weiß ich bestimmt, wurde von mir nicht abgewischt; er blieb eine halbe Stunde auf dem Kamine liegen. War am Grunde des Löffels ein Residuum, so war es Gummi. Herr Bardou kann mir be-

zeugen, daß ich es allenthalben hinein that, das mochte ihm Widerwillen verursachen, aber es ist bei Entzündungen immer das Beste." Daß Gummi, der Grund von Lafarge's Widerwillen gewesen, wird bezweifelt; darauf die Angeklagte: „Hr. L. verlangte frisches Wasser: er bekam es und da ich Gummipulver hineingethan, so ekelte es ihn an, weil es ein wenig steif war." Ob die Angeklagte am 5. Januar, wo das Uebel ärger wurde, von Hrn. Eyssartier zum zweiten Male Arsenik forderte, „erinnert sie sich nicht mehr recht." Sie verlangte zwei Mal Arsenik, im September und Januar, das steht fest. „Die Ratten machten im Zimmer einen solchen Lärm, daß Lafarge davor nicht schlafen konnte. Er selbst bat daher Hrn. Bardou um Gift." Daß die Angeklagte am 9. Januar Denys nach Lubersac um Gift schickte, bejaht sie; daß sie ihm verboten habe, Niemandem, besonders aber Lafarge's Mutter nichts davon zu sagen, stellt sie in Abrede und behauptet, das Gift habe sie ihm durch ihr Kammermädchen ohne Geheimthuerei abfordern lassen. Ob sie Denys, der den Arsenik aus Lubersak abzugeben säumte, am folgenden Tage nach Brives schickte und ihm einschärfte, ja Gift mit zubringen, weiß sie nicht mehr genau, ein Päckchen Arsenik habe er ihr jedoch gebracht. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Meine beiden Tanten.

(Beschluß.)

Aber ein ganz anderes Ding war meine Tante Fidget. Sie glich meiner Tante Bridget nur in Einem Punkte, denn auch sie hatte keine Unze Fleisch an sich. Dagegen hatte sie aber keine Unze Fett, sondern war ganz Haut und Knochen. Mit Gewißheit kann ich es freilich nicht behaupten, allein ich glaube bestimmt, sie hatte kein Mark in den Knochen. Sie war so leicht wie eine Feder, und so trocken wie ein Stab, und, hätten es ihre Ueberschuhe nicht gethan, sie würde in windigem Wetter weggeblasen worden sein. —

Was Ruhe betrifft, war ihr selbst die Bedeutung des Wortes fremd: sie flog vom frühen Morgen bis zum späten Abend herum, und nie gab sie ihrer Zunge und ihren Zehen Ferien. Hätte sie so viele Steine *) gewogen, als Tante Bridget Centner wog: sie würde in der Woche ein halbes Dutzend Paare Schuhe verschlissen haben: Ich glaube nicht, daß Tante Bridget je das Innere ihrer Küche sah, oder daß sie auch nur genau wußte, wo diese war: aber Tante Fidget war in allen Theilen des Hauses zu gleicher Zeit: sie sah alles, hörte alles, dachte an alles, und schalt über alles. Weder Mädchen, noch Krämer konnten irgend mit ihren Schelmereien ihr beikommen. Sie hatte ein scharfes Auge auf alles; wußte, wann, und wo der beste Markt war; faßte mit einem Habichtsblicke die Wage ins Auge, und litt nicht, daß die Metzger die Hammelschnitten zu heftig hinauf warfen, um ihr die Wirkung des Stoßes als Gewicht anzurechnen. Ich kann nicht begreifen, was sie mit Fleisch wollte, denn sie sah aus, als wenn sie nichts als Raspelspäne äße, und nichts als Essig tränke. Ihre Rechtsliebe im Handel und Wandel war so groß, daß sie einmal, als ihr Fischmann ihr für zwei Grote Sprotten geschickt hatte, sie eine, die nur Ein Auge hatte, zur Verwechselung zurückschickte. Wie Tante Bridget am meisten auf Enten, hielt Tante Fidget am meisten auf Hühner, theils, denke ich, weil sie, wie die Frühpredigts-Candidaten, Schullehrer, Schriftsteller, und fast alle wackere und ruhige Männer, durchgehends mager, und daher billiger zu haben sind, theils weil sie ihre Mädchen früh genug zur Arbeit gerufen ha-

*) Hone, Gewicht von 14 ℔.

ben würden, wenn sie selbst einmal zufällig den Wettstreit mit ihnen verloren haben sollte. Außer dem täglichen Siegesgenusse, den sie durch diesen Wettstreit der Wachsamkeit meiner Tante gewährten, gefiel es ihr ungemein an den treuen Propheten des neuen Tages, daß sie erst mit den Flügeln schlagen, und dann singen, was Tante Fidget als entscheidend in dem Streite ansah, ob es heißen müsse: »bete und arbeite«, oder »arbeite und bete«. Denn das Schlagen mit den Flügeln bedeutet doch offenbar Dreschen, Zimmern u. s. w. das Krähen aber Predigen, oder letoniren des Psalms »Cantate pueri Domino« (Lobet ihr Lehrjungen und Dienstmädchen den Herrn). —

So wenig wie im Handel betrügen, konnte jemand der Tante Fidget etwas wegnehmen. Sie hatte ein so genaues Inventarium von allen ihren Sachen im Kopfe, daß wenn jemand ihr nur eine Nadel wegnahm, sie gewiß war, es zu entdecken. Sie würde eine Erbse an einem Viertel vermißt haben. Einmal hielt sie ihr ganzes Haus eine halbe Nacht lang auf der Jagd nach einem Bissen Käse, der verschwunden war. Endlich fand man ihn in der Mausefalle. »Du Verschwenderin, du gedankenloser Zieraffe, du Nichtsnutz«, schrie sie ihre Käte, das arme Mädchen, an, »hier ist Käse genug zu Köder für drei Mäusefallen«, und in der Hast den guten Chester Käse aus seinem Gefängnisse zu befreien, hätte sie sich auf ein Haar die Finger abgequetscht.

Ich pflegte nicht so oft mit meiner Tante Fidget zu speisen, als mit meiner Tante Bridget. Denn Tante Fidget quälte mir die Seele aus mit der Geschichte jedes Artikels, der auf die Tafel kam, und ließ mich die Erzählung alles dessen erdulden, was sie darüber gesagt hatte, und was der Metzger oder der Federviehhändler oder Fischmann darüber gesagt hatte, und was der Marktpreis des Schaffleisches, als ihre Mutter noch ein junges Mädchen gewesen — für die gewöhnlichen Stücke 2 Gr., für die bessern 2½ Gr. — Außerdem unterhielt sie mich immer mit einem weitläufigen Berichte über alle ihre Verdrießlichkeiten, besonders über die Sünden und Missethaten ihrer abscheulichen Mägde, womit sie regelmäßig jeden Monat wechselte. —

Wäre ich aber auch geneigter gewesen, ihre oft Gesellschaft zu leisten: ich würde in Verlegenheit gewesen sein, jedesmal ihren Aufenthalt auszumitteln; denn sie zog von einem Quartiere in das andere, und das Unternehmen, ihre Wohnung auszumitteln, war ein wahres Pantöffelchensuchen. Einmal drohte sie sogar, London ganz und gar zu verlassen, wenn sie nicht bald eine angenehmere Gegend finden werde, als ihr Loos bisher sie habe treffen lassen.

Wer meine Tante Fidget nicht kannte, konnte sie für eine schlechte Christin halten, da sie weder die Bibel las, noch oft in der Kirche erschien. Allein zum Lesen hatte sie keine Ruhe, und, wie Tante Bridget nicht zur Kirche gehen, oder fahren mochte, konnte Tante Fidget unmöglich darin bleiben. Den Sabbath feierte sie indessen strenge, und es war im Hause an Kochen, und ordentliches Essen kein Gedanke. Doch will ich grade nicht sagen, wenn sie am Montage einen Supernumerär-Hahn geschlachtet hätte, welcher etwa am Sabbathe ungebührlich laut, und oft gekräht, daß sie dabei nicht an den Dienstag gedacht, und eben so uneigennützig als jener andere Presbyterianer gehandelt hätte, welcher am Montage seine Katze aufhing, weil sie am Sabbathe eine Maus gefangen hatte. Wenn aber auch meine Tante Fidget keine so gute Presbyterianerin gewesen wäre, wie sie glaubte, so war doch wenigstens keine Gefahr, daß sie eine Unitarianerin werden möchte; denn, wo nicht wenigstens drei

Personen sind, da ist es viel zu ruhig und stille, und überdem war meine Tante Fidget viel zu klug, in der Stellung der Liebe über den Glauben nicht ein feindliches Princip gegen ihre Börse zu entdecken. Tante Fidget glaubte wie die Beste, und zahlte für ihren Kirchensitz wie die Beste, gab auch ihr Scherflein an die Missionsgesellschaften; und da hätte sie es unmöglich billig gefunden, wenn sie die Seligkeit nicht aus dem Gnadenschatze der Kirche nehmen, sondern noch besonders von Wittwen, welche spinnen, und Waisen, welche Cigarren machen können, und hundert anderen, Gott weiß, welchen Leuten hätte kaufen sollen. —

Nur Ein Uebel war im Betragen meiner Tante Fidget, welches mich mehr, als irgend etwas beunruhigte, und von ihr entfernte. Sie schien immer zu erwarten, ich sollte mit ihr in ihr Schmähen auf meine sanfte Tante Bridget einstimmen. Tante Bridget mochte vielleicht ihre Haushaltung nicht grade auf dem Gipfel der Vollkommenheit halten: allein was ging das mich an? Wenn sie selbst auch den ganzen Tag still saß, so tadelte sie doch niemals die, welche es nicht thaten. Ueberhaupt sagte sie nie ein übles, oder zweideutiges Wort von irgend einem ihrer Nachbarn. Tante Fidget mochte den ganzen Tag herumfliegen, wie eine Hexe auf einem Besenstiele. Tante Bridget ließ sie fliegen, und hielt sich nicht mit der kleinsten Bemerkung darüber, auf. Der bloße Anblick der Tante Fidget war genug, um einen außer Athem zu bringen; so reißend schnell strich sie von Platz zu Platz, immerfort schwatzend, und schnatternd im Verhältniß von 19 zu 12. Wir Knaben pflegten von ihr zu sagen, sie sitze nie lange genug auf einem Stuhle, um das Kissen zu wärmen. Doch — sie ist hingegangen — „requiescat in pace“ (sie ruhe im Frieden) und das wäre mehr, als sie je bei ihren Lebzeiten gethan hat. —

* Shame and Glory.

Von Dr. Schücking.

> Vous avez acqui toutes les industries, excepté celle de la charité, et celle là est la plus belle de toutes *).
> Courrier des Etats uniunis 17. Jan. 1840.

In Nro. 75 des Bürgerfreundes Seite 745 ist des Unglücks erwähnt, welches jüngst mehr als 170 Menschen traf, die auf dem Dampfschiffe Lexington von Newyork nach Boston reisten.

Nirgends wird das Gefühl des Menschen, zumal des Deutschen, häufiger und tiefer verletzt, als in Nordamerika, und nirgends steht das Menschenleben in geringerem Preise, als in dem Lande wo in Hallen und Schenken über Menschenwürde und Menschengleichheit, welche die Grundlagen seiner „Freiheit“ sein sollen, am lautesten deklamirt wird. —

In der einzigen Stadt Newyork welche nicht 300,000 Seelen hat, betrug die Anzahl der außerordentlichen Todesfälle, welche das Amt des Coroner's aufforderten, im vorigen Jahre 681 (78 mehr als im Jahre 1838). „Es werden also in dieser Metropel „unseres glücklichen Landes“ im Durchschnitte täglich 2 Menschen Opfer des Verbrechens, der Verzweifelung und einer Policei, welche Hand in Hand mit der Justiz, Schlechtigkeit, Tollkühnheit und Sorglosigkeit unter dem Namen der Freiheit beschützt.

Im Herbste 1838 war ich zu Pittsburg oft im Familienkreise des Predigers an der deutschen Kirche, Herrn Kämmerer, eines gebornen Amerikaners, und genoß daselbst die herz-

*) „Ihr habt alle Arten von Industrie erworben, nur nicht die der geselligen Liebe, und diese ist die schönste von allen.“

liche Freundlichkeit, welcher, zwei lange Jahre lang entbehrt, mich erst die Bremerflagge wieder zuführte. Als ich einmal, eines ihrer Engelkinder auf den Knieen, die Mutter wegen ihrer allseitig wünschenswerthen Verhältnisse selig pries, antwortete mir die liebe Frau: „ich würde undankbar sein, wenn ich es läugnen wollte: aber wir haben doch auch unsere Leiden. Mein Mann hat seinen großen Verdruß daran, daß Pittsburg voll von Schenken ist, und die Giftverkäufer darin meist alle Deutsche sind, welche es bequemer finden, den Deutschen und Amerikanern Leib und Seele zu verderben als mit deutschem Fleiße amerikanischen Boden zu „klären." — Und ich — o ich sterbe noch über all die verbrannten Kinder, wovon ich beständig hören und lesen muß, und über die Angst für meine eigenen. Wir haben keine Feuerpolizei und keine Kinderhäuser, und die ganze Stadt mit den vielen alten Häusern von Holz ist so voll von Dampfmaschinen, daß man ganze Tage lang die Sonne nicht sieht. Das ist doch besser in Europa, und ich möchte überhaupt herzlich gern nach Deutschland ziehn."

Es ist weder anständig noch erträglich, einige der häufigen, schauerlichen Fälle anzuführen, wo nordamerikanische Doctoren — d. h. Menschen (oder Unmenschen) welche entweder nichts oder nur so viel gelernt haben, als man lernen kann, wenn man Ein Jahr als Lehrjunge am großen Mörser eines andern „Doctor" steht, und für ihn Universalpillen dreht, und dann zwei Winter eine Arzneischule in der nächsten großen Stadt besucht, worauf man als Doctor fix, und fertig ist, und nichts weiter zu thun hat, als eine gelegene Geschäftsstube — gewöhnlich bedeutungsvoll genug ein Halb-sous-terrain — zu miethen, ein Schild mit goldenen Buchstaben machen zu lassen, und eine Hausapotheke (oder auch bloß Calomel, Castoroel und Sassafraswurzeln) anzuschaffen und nach Kräften mit dem schönen Rechte, zu tödten und sich tödten zu lassen, ohne welches ja keine „Freiheit" denkbar ist, sich reich zu speculiren. (Die Tochter eines solchen gelehrten Herrn zu Philadelphia erschien im Julius auf einem Balle an den Bädern zu Saratoga mit einem Halsschmuck v. 50,000 Doll.) — Die Fälle, sagte ich, sind zu abstoßend, wo diese Doctoren und die doktorisirenden, Gift wie Rosenwasser verkaufenden Apotheker und Droguisten in gewissen Verhältnissen unter dem Schilde der amerikanischen blinden und schuldvollen Toleranz der Justiz die heiligsten Gesetze der Natur und der Gesellschaft beschimpfen, und Qual und Verderben verbreiten. Ist er kein „Doctor", oder hat der Doctor doch zu arg den Barbaren ausgesteckt und ist von einem Arzte, oder von denen, welchen die Blutrache aufliegt, angeklagt, so — hat er Geld und — wohnt also sicher genug im Schutze des allmächtigen Stammgottes seiner Nation. In Philadelphia wurde im vorigen Jahre ein „Doctor", welcher, von dem Verführer herangezogen, auf jene Weise Mutter und Kind ermordet oder zerquält hatte, nur zu einigen Monaten Gefängniß verurtheilt.

Was könnte man nach einem zweijährigen Aufenthalte in den Vereinigten-Staaten nicht alles sagen und schreiben, um die obige Aeußerung zu rechtfertigen, daß nirgends in der gesitteten Welt (eine junge Pariserin in Newyork L. de B. antwortete auf meine Frage, was sie von den Amerikanern halte: „mais, ce sont des barbares!) das Gefühl des Menschen und wer hat mehr Anlage, Mensch zu sein, als der Deutsche? häufiger und tiefer verletzt werde als in jenem Lande. Der

Mangel an Gemüthserziehung, worin der Hauptgrund davon zu suchen ist, ist ja auch die schmerzliche Klage, und die mählige Abhelfung desselben die theuerste Hoffnung der Edlen des Landes. Man lese die, Seite 754 Nro. 76 des Bürgerfreundes angeführten Worte des geistreichen, keineswegs von Nationalvorurtheilen befangenen Orville-Dewey An einer andern Stelle sagt er, der immer auf ein moralisches Ziel, und Ende der Handels- und Gewerbsthätigkeit dringt, und sich der wahnsinnigen Sucht, a tous prix schnell Geld zu häufen, entgegenstemmt:

„Man nennt uns, und wir sind mehr als irgend ein anderes, ein Volk an Geschäft und Anhäufung hingegeben — ein unvermeidliches Ergebniß unseres politischen Zustandes. Ich vertraue daß es nur die erste Entwicklung ist, und manche bessere folgen werden."

Pag. 9.

„Amerika, sagt Cooper, ist ein Land, nicht leicht zu verstehen: denn in einigen besondern Stücken ist es, gleich Minerva, vollerwachsen geboren, während es in andern gewiß noch ein Kind ist" — also jedenfalls unerzogen und höchst unartig, wie seine Kinder durchgehends sind.

„Menschen wollen Idole haben, und die Amerikaner haben bloß sich selbst aufgestellt."

„Kein Land hat sich in so kurzer Zeit so sehr verschlechtert."

Homeward bound or the chase.

Vol. II. S. 57. 31. 12.

Daß, wie oben gesagt, das Menschenleben im niedrigsten Preise stehe, beweisen die Sorglosigkeit und Verwegenheit der Einzelnen und die unverantwortliche Indolenz der Polizei. Jene sind natürlich von dieser da nicht leicht zu überwinden, wo man nichts als Geld und also kein Menschenleben schätzt: allein wie leicht könnte die Polizei Zehntausenden von Todes- und Jammerfüllen vorbeugen, indem sie die „Freiheit" nur da beschränkte, wo von ihr nur der übelwollende Bürger allen Genuß, der gute Bürger aber allen Schaden hat. Wenn am 4. Julius d. J., dem großen Unabhängigkeits-Feste, wo mit allen möglichen gemeinen Freiheiten die allgemeine Freiheit gefeiert wird, eine junge Kaufmannsfrau zu Newyork mit zwei lieblichen Kindern verbrannte, und der Mann vor Entsetzen und Schmerz wahnsinnig wurde, weil ein Knabe in offener Straße einen Schwärmer geworfen hatte und dieser in die leicht entzündlichen Ladenvorräthe geflogen war, wer anders hat den gräulichen Ruin dieser, wie tausend anderer glücklichen Familien zu verantworten als der Staat, welcher das Volkswohl opfert, um die Volksfreiheit nicht mit einem federleichten Verbote zu beschweren.

Insbesondere zeigt sich auch die Gleichgültigkeit gegen Menschenleben in Amerika in den häufigen Unglücksfällen auf den Eisenbahnen und Dampfschiffen, wenn sie gleich selten so grausig großartig an Auge und Herz treten, wie es bei der Zerstörung des Lexington der Fall war. Die Compagnie, welche sich durch Erniedrigung der Preise zur Meisterin des Transportes von Newyork nach Neuengland gemacht, hatte ein in schlechtem Stande befindliches, einmal schon durch Brand beschädigtes, und wegen Untauglichkeit von der Sundfahrt ausgeschlossenes Dampfboot wieder hervorgezogen, um die anderen für die weit weniger gefährliche Sommerzeit zu sparen: und doch wurde die schreckliche Katastrophe, wie immer, ein bloßer „accident" genannt. —

Der Kapitän der Schaluppe Improvement wird von dem Bootsmann, der das wo-

gende Feuer sieht, aufs Verdeck gerufen, und — „das Wahre ist oft unwahrscheinlich“ — geht mit den Worten: „es ist wahrscheinlich ein Dampfboot“ ruhig in seine Kajüte — „I don't care,“ pflegt Bruder Jonathan zu sagen.

Man denke sich die Gefühle, welche die Nachricht von dem entsetzlichen Unglücke des Verderbens von über 170 Menschen (denn nur drei hatten sich gerettet) in Newyork, in Boston, Providence u. s. w. ins Leben rufen mußte. Wie viele Bande der Gatten-, Eltern-, und Kindesliebe waren zerrissen! Wie viele Freunde waren auf ewig getrennt! „Verlassene Bräute rangen umsonst die Hände wund, der Waisen Klagen drangen nicht zu des Meeres Grund.“ Wie viele Hoffnungen waren getäuscht, wie viele Erwartungen vereitelt! Was half es den Armen nun, daß sie ein Gesammtvermögen von 70,000 Doll. in Banknoten, und 18,000 Doll. Münze am Bord hatten? — Es half jetzt nur dazu, — was ihnen nichts half — das Unglück auch an das Herz des Pöbels zu bringen, was um so leichter war, da die Umgekommenen, unsern edlen Fellen ausgenommen, diesmal alle Natif-american's, und keineswegs „nur Deutsche“ (dutchmen, Holländer, wie sie verächtlich die Deutschen nennen) waren. —

Doch es giebt auch in Amerika gute, Gott allein weiß, wie viele gute Menschen. Wenden wir uns daher von der nächtlichen Seite, welche die Liebe des Gemüths versucht, und das Vertrauen des Herzens erschüttert, zu der Morgenseite, wo Licht ist, und Wärme, und frohe Hoffnung, daß es mit der Menschheit hier und dort besser werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Lückenbüßer.

Ludw. Hünerkoch sagt in seiner deutschen Sprachlehre, Seite 640: Es ist eine gewöhnliche Thorheit der Menschen daß sie ihre eigenen Berufsgeschäfte als etwas Geringschätziges verabsäumen. Der Landprediger wirft seinen Hirtenstab hin, und wühlt, um sich berühmt zu machen in alten Handschriften herum; der Kaufmann sucht Virtuose in der Tonkunst zu werden, vernachlässigt seine Geschäfte, und — stürzt.

* Bemerkung.

Als im Laufe eines Monates der Weizen stieg, erhielten wir mitten in demselben eine andere Brottaxe. In diesem Monat ist er bedeutend gefallen, wir haben uns aber nach einer veränderten Taxe umsonst umgesehen.

* Sonderbar.

Laut Zeitungs-Nachrichten, sollen die preußischen Kaufleute unzufrieden darüber sein, daß sie von Bremen und Hamburg Wein und Zucker, so wohlfeil als von Holland herlegen können.

Denksprüche.

Wer in der Höflichkeit Fortschritte macht, macht Rückschritte in der Wahrheit.

Setze alles Vertrauen auf Gott, nicht zu viel auf die Menschen, nicht zu wenig auf dich selbst.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die

SCHNELL-POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 78 des Bürger-Freundes für 1840.

Sonntag, den 27. September.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Sonst sind die Künstler im Punkt der Westentasche, wenn sie da ihr Geld haben, gewöhnlich etwas steif und hochtrig, und die meisten reisen bloß auf ihre Kunst umher, um die Börsen der Leute leichter zu machen. Franz Liszt ist neulich eine lobenswerthe Ausnahme geworden. Er gab in Bonn ein Concert und wies 10,000 Francs an für das Beethoven-Denkmal, welches dort errichtet werden soll. Zugleich hat er sich zu noch 10,000 Francs verbindlich gemacht, falls es nothwendig seyn sollte. So etwas ist in der jetzigen Künstlerwelt seltener, glaube ich, als ein weißer Sperling unter den grauen.

In Oestereich feiern die untern Klassen des Volks nach alle Kalender-Festtage, so daß sie deren 125 haben und ihnen nur 240 Arbeitstage übrig bleiben. Da diese heilige Faulheit, oder diese faule Festlichkeit von der Obrigkeit begünstigt wird, sind Fabrikherren oft in entsetzlicher Verlegenheit, wenn die Arbeiten eben drängen und plötzlich alle Hände ruhen, weil es der Kalender gebietet. Die Ansicht: tüchtiger Fleiß ist auch Fest und Gottesdienst, gilt da natürlich noch für Ketzerei.

Man schreibt aus Danzig: Seit einigen Tagen ward hier ein jüdischer Handelsmann vermißt. Später ergab es sich, daß er von seinem Schuldner ertränkt worden ist! Dieser führte ihn nach dem neuen Wege. Da der Gläubiger ihm Vorwürfe wegen seiner Saumseligkeit im Zahlen machte, so fing er Händel mit ihm an und packte ihn bei der Brust, um ihn in die Weichsel zu werfen. In der Todesangst klammerte der andere sich aber so fest an den Angreifer, daß dieser mit ins Wasser fiel, jedoch bald wieder an's Land kam, dort noch einige Momente paßte, ob der Ertränkte nicht wieder auftauchen würde und dann in den triefend nassen Kleidern seines Weges ging. Ein Paar Fuhrleute und Holzarbeiter, welche die Beiden sahen, da sie im heftigsten Streite begriffen waren, haben durch ihre Aussagen die Ermittlung des Thatbestandes bewirkt. Der Gemordete war der dreißigjährige Israel Hirsch Cohn, ein als ehrlich und ordentlich bekannter Mann. Er hinterläßt eine trauernde Braut, die einen Antheil an dem letzten Gewinne von 100,000 Thalern hatte. Der Mörder heißt Georg Wendt, aus Pasewark in der Nehrung, 4 Meilen von Danzig. Derselbe soll bereits als Knabe einen Gespielen durch einen Schlag mit der Hacke über den Kopf getödtet haben, die Sache aber nicht zur Untersuchung gekommen sein. Der Thäter wurde in Pasewark von Gensd'armen aus dem Bette geholt, und gestand bald sein Verbrechen. Er ist noch nicht volle 23 Jahr alt.

Aus Frankreich.

Am 1. September durchfuhr eine von dem bekannten Dietz erbaute Locomotive mehreremale die große Allee der elyseischen Felder unter einem großen Menschenzulauf. Man glaubt, es werde nun bald ein größerer Versuch auf einer gewöhnlichen Straße gemacht werden.

Wir lesen im „Patriote de Jura“: Ein Sohn der Berge, welchen man den großen Joseph nennt, und ungefähr 40 Jahr alt seyn mag, fuhr vor einigen Tagen von Nieder-Foucine nach der Gemeinde vom See auf der Straße, welche noch nicht völlig beendet, und daher der allgemeinen Kommunikation noch nicht offen steht. Um nun zu verhindern, daß vor dem Termin der Eröffnung hier gegangen, geritten und gefahren werde, hat man einen Damm von großen Steinblöcken aufgeschichtet. Man giebt das Gewicht dieser Felsenstücke auf 2500 bis 3000 Kilogramme an. Als nun unser Herkules bei einem dieser Hindernisse ankam, räumte er emsig Stein für Stein hinweg, fuhr durch den gebahnten Damm, und füllte hinter sich die Lücke wieder aus. Bald darauf kam er zu einem zweiten. Da erfaßte ihn Zorn und Ungeduld, er stemmt sich mit seinen breiten Schultern an, und schiebt die ungeheuren Lasten zu beiden Seiten so weit von einander, daß sein Wagen bequem durchfahren konnte. Die Bewohner eines benachbarten Dorfes waren Zeugen dieser herkulisch-titanischen Arbeit, und können es bis zur Stunde nicht begreifen, wie in den Muskeln und Gliedern eines einzigen Menschen so viel Riesenkraft liegen kann.

Im Theater in Paris glaubte A. S., ein Journalist, zu bemerken, daß ein andrer Journalist G. mit zu auffallender Aufmerksamkeit eine der hübschen Damen in seiner Loge betrachte. Das Stück begann und S. glaubte, diese impertinente Bewunderung würde aufhören, sobald der Vorhang aufgezogen worden; aber die beiden Augen des Herrn G. blieben fortwährend auf die unglückliche junge Dame gefesselt, welche anfing die Fassung zu verlieren. Ihre Verlegenheit entging S. nicht, der seinem Nachbar einen wüthenden Blick zuwarf, ohne indeß etwas damit auszurichten und den Gegner einzuschüchtern. Es begann eine stumme aber beredte Betrachtung, bei welcher die flammenden Blicke einander begegneten, beleidigten, herausforderten und eben so vielsagend waren, als die kräftigste Rede. S. wurde der Sache zuerst überdrüssig; er senkte das Auge, er war besiegt. Wie ein Löwe stürzte er aus der Loge hinaus, eilte zu der des G. und klopfte heftig an. G. öffnete ihm selbst, hatte aber die Thür kaum aufgemacht, als er eine Ohrfeige erhielt. Man begab sich sofort an einen bestimmten Ort, um mit Blut die Sache auszugleichen. Die Zeugen, Freunde der

beiden Gegner, waren in großer Verlegenheit; G. versicherte, er habe fortwährend auf die Bühne gesehen, während S. seiner Seits das Gegentheil behauptete, und sich auf das Zeugniß der Dame berief, die von G. so auffallend angesehen worden war. Die Beleidigung, die G. erhalten, machte indeß jede Erklärung nutzlos. Die Pistolen wurden geladen und die Gegner zwanzig Schritte von einander aufgestellt. G. schoß zuerst, traf aber nicht. S. warf sein Pistol weg, reichte G. die Hand, entschuldigte sich und sagte, er gestehe gern sein Unrecht ein. Während G. zielte, hatte nämlich S. bemerkt, daß jener so ungeheuer schielte.

An der Befestigung von Paris wird schon so fleißig gearbeitet — scherzt die Dorfzeitung — als ob Hannibal nächstens vor den Thoren stände. Die Regierung hat an 50,000 Arbeiter aufgeboten, das Riesenwerk zu beginnen und die nöthigen Gelder dazu angewiesen. Die Stadt erhält eine zusammenhängende und von Erde aufgeführte Einfassungslinie von 30 Fuß Höhe mit Bastionen und einem Graben. Außerdem werden die wichtigsten strategischen Punkte stark befestigt. Nach der Berechnung soll eine Besatzung von 30,000 Mann im Stande seyn, ein Heer von 300,000 von den Mauern abzuhalten; also 300,001.

Aus England.

Ein auf dem Kirchhof von York begrabener Mann hat seinen Erben formell befohlen, jedes Jahr an seinem Grabe eine Bouteille Cognac und eine Bouteille Ale auszugießen. Auch müssen die Erben an diesem Tage zwölf Armen seiner Gemeinde so viel Porter geben, als sie trinken mögen.

Als am 29. August eine Frau vor den Lordmayor von London gebracht wurde, die einen Versuch gemacht hatte, sich in der Themse zu ersäufen, und als Bewegung, zum Selbstmorde die Verschwendung und Liederlichkeit ihres Mannes anführte, bemerkte der Lordmayor: „Während der Dauer seines jetzt zehnmonatlichen Amtes seien ihm nicht weniger als fünfundsiebenzig ähnliche Fälle vorgekommen; und wenn nicht moralische Hülfe hier geschafft würde, so möchte er behaupten, daß ein ganz besonderes Polizeiinstitut nothwendig würde, um dem um sich greifenden Selbstmorde entgegen zu wirken; das Uebel habe nunmehr eine solche außerordentliche Höhe erreicht, daß alle anderen Vorkehrungen dagegen fruchtlos scheinen." Wohl zu bemerken ist, daß nur der Distrikt der Altstadt London bei jenen 75 Fällen gemeint ist, und daß nur solche Fälle dabei verstanden sind, wo der Selbstmord noch zeitig genug verhindert werden konnte. Wie groß muß nicht die Zahl wirklich vollbrachter Selbstmorde seyn!

Aus Spanien.

Die Madrider Zeitungen zeigen ein Buch an, welches eine höchst seltsame Erscheinung im Gebiete des physischen Lebens behandelt. Der Titel dieses Buches ist: „Seltsame Geheimnisse der menschlichen Natur, oder philosophisch-medizinische Untersuchung über die Frau zu Santa Maria de Gonzar, deren Leben der Gegenstand der Bewunderung aller Beobachter und Neugierigen ist, denn sie lebt seit 1807 ohne irgend eine Nahrung zu nehmen." Der Verfasser dieses Buches ist Dr. Justo Logia Zelada.

Aus der Schweiz.

Man berichtet aus Bern: „Von Interlaken [illegible] ein Engländer, Obrist Rowley, Sohn des Admirals [illegible] zwei Töchtern und einem jungen Knaben, ohne Führer [illegible] Harder. Eine der Töchter, ein Mädchen von 14 [illegible] glitschte und rollte den Berg hinunter. Die [illegible] und der Knabe, wahrscheinlich aus Schrecken, [illegible] wurden aber von einem Wildheuer aufgehalten. [illegible] erste der Schwestern aber war in den Abgrund [illegible] und wurde zerschmettert aufgehoben."

Aus den Vereinigten-Staaten.

In den Umgebungen von Quebec lebt gegenwärtig [illegible] in seinem 64. Jahre Modeste Maltholt, dessen Gewicht nicht weniger als 619 Pfund erreicht. Seine Länge 6 Schuh 4½ Zoll, die Dicke seines Körpers beträgt die seiner Schenkel 3 Schuhe und 10 Zoll; jeder [illegible] 3 Schuh 3½ Zoll. Trotz dieser Corpulenz und vorgerücktem Alters hat Maltholt viel Lebendigkeit, bedeutenden Appetik, und geht mit Leichtigkeit eine [illegible] meile weit. Er hat vier Kinder, von denen eine [illegible] zigjährige, ebenfalls 3 Centner schwere Tochter in [illegible] verheirathet ist und bereits fünf werdende Kolosse [illegible] Gigantenfamilie in die Welt gesetzt hat.

„Der Lichtfreund", eine in Cincinati (Nord-Amerika) erscheinende Zeitschrift, macht den Missions-Gesellschaften folgende beachtenswerthe Mittheilung: „In Deutschland gründete man eine Missions-Gesellschaft, um die Heiden im Westen Amerika's mit Predigern zu versehen; besser aber wäre es für uns, man sorgte für Schulen anstatt für Kirchen. Hätte Amerika so viel Schulen als Kirchen, und zwar gute Schulen, d. h. solche, in denen nicht nur Lesen, Schreiben und Rechnen, sondern auch gelehrt würde, was der Menschenbildung nöthig ist, [illegible] es mit dem amerikanischen Volke besser als jetzt, wo die junge Geschlecht aufwächst, wie der Baum im Walde. Daß die Rohheit bei uns immer mehr zunimmt, ist Schuld der vernachlässigten Schulbildung. Kirchen haben wir wahrhaftig genug, und wir würden gern den Vorschlag unterstützen, zwei Drittheile derselben eingehen zu lassen und sie als Schulgebäude zu gebrauchen. Gründung von Kirchen werden hier neu gegründet und doch nimmt Zügellosigkeit, Rohheit und Irreligiosität immer mehr zu." — Demnach, will man einmal das Missionswesen begünstigen, hat man den Deutschen in Nord-Amerika tüchtige Schullehrer zu senden, um erst den Boden zu legen für wahre Religiosität; die Religion auf eine unwissende, geistig nicht angeregte Volksmasse gründen wollen, heißt mystiziren, mystifiziren und Fanatismus erzeugen.

Man liest in amerikanischen Blättern, daß die Bagage des Hrn. Forbes, Direktor einer ambulanten Schauspielertruppe, in die Hände einer Heerde Seminole-Indianer gefallen sey. Dreißig Rothhäute bemächtigten sich alsogleich der tragischen Garderobe. Einer zog sich Hamlet's Rock und Othello's Wamms an; ein Anderer warf sich Romeo's Kleid und Macbet's Mantel um. Also aufgeputzt, begaben sich die Indianer vor das Fort [illegible] und forderten, nach einem grotesken Tanze, die Besatzung zu einem Kampfe auf, der aber nicht angenommen wurde.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 78.

Bremen, Sonntag den 27. September 1840.

Gestorben:

842. Den 22. Sept. Der Cigarrenmacher Gottlieb Windhorn, 22 Jahr; Brockamps Gang Nro. 3.

843. Den 23. — Des Detaillisten Heinrich Albert Speckmann Tochter, 18 Wochen; Kloster-straße Nro. 19.

844. Den 24. — Der Kürschnergesell Joh. Georg Heckmann, 20 Jahr; Faulenstr. Nr. 43.

845. Den 24. — Der Cigarrenfabrikant Heinrich Mensing, 32 Jahr; kl. Rosenstr. Nr. 22.

Nro. 846. Den 24. Sept. Des Schneiders Matth. Cordes Ehefr., geb. Graue, 54 Jahr; gr. Sortillenstraße Nro. 46.

— 847. Den 25. — Des Cigarrenmachers Joh. Friedr. Blume Ehefr., geb. Baumann, 26 Jahr; Brünings Gang Nro. 2.

— 848. Den 25. — Des Wassermüllers Joh. Hinrich Poock Tochter (todtgeb.); Balgebrückstraße Nro. 8.

— 849. Den 25. — Gesche Sophia Peters, 45 Jahr; Knoopstraße Nro. 10.

Gebuerten:

1155. Den 18. September. Des Packers und Kornaufsehers Friedr. Wilh. Sauerberg Ehefr., geb. Werlitz, Langenstraße Nro. 87; von einem Knaben.

1156. Den 20. — Des Rentiers Joh. Franz Matthias Schwedovius Ehefr., geb. Schröder, Pröven Nro. 20; von einem Knaben.

1157. Den 21. — Des Schuhmachers Arend Frese Ehefr., geb. Bensemann, kl. Krummenstraße Nro. 8; von einem Knaben.

1158. Den 21. — Des Cigarrenmachers Heinrich Wilh. Steinmeyer Ehefr., geb. Windhorn, Brokamps Gang Nro. 3; v. e. Mädchen.

1159. Den 24. — Des Cigarrenfabrikanten Johann Engelbert Krull Ehefr., geb. Liborius, Reeperbahn Nro. 18; von einem Knaben.

Nro. 1160. Den 24. Sept. Des Buchdruckers Friedr. Bohlmann Ehefr., geb. Köster, Grünenstraße Nro. 50; von einem Knaben.

— 1161. Den 25. — Ein Knabe — Töpken Gang Nro. 5.

— 1162. Den 25. — Des Wassermüllers Joh. Hinrich Poock Ehefr., geb. Schaden, Balgebrückstraße Nro. 8; von einem todten Mädchen.

— 1163. Den 25. — Des Zimmergesellen Joh. Heinr. Lahrmann Ehefrau, geb. Schumacher, Schweinestraße Nr. 53; v. einem Knaben.

— 1164. Den 26. — Des Arb. Georg Wendt Ehefr., geb. Ruhland, Fetten Gang Nr. 15; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

395. Der Kaufmann Ernst Adolph Kettler und Ludowika Caroline Theodore Graeffe hieselbst.

396. Der Kaufmann Anton Heinr. Koop zu Hamburg und Anne Margrethe von Sée hieselbst.

397. Der Consumtionsschreiber Heinr. Diedr. Wilh. Ohm hies. und Johanne Philippine Hartmanns aus Syke.

398. Der Lehrer Ludw. Friedr. Koch und des verst. Kaufmanns Christian Jacob Miesegaes Wittwe, Anna Margaretha, geb. Kürbitz, hieselbst.

399. Der Schuhmacher Gerh. Meyer und Marie Luise Struckmann hieselbst.

400. Der Schuhmacher Joh. Heinr. Wesp und Diederika Charlotte Steinbeck hieselbst.

401. Der Arb. Joh. Christ. Bauer hies. und Gesche Webner zu Vahr.

402. Der Cigarrenmacher Conrad Friedr. Wilhelm Heyne hies. und Mette Cathar. Reiners aus Elsfleth.

403. Der Schuhmacher Joh. Friedr. Wilh. Kokemoor und Anna Magdalena Warner zu Wildeshausen.

Nro. 404. Der Tabacksfabrikant Herm. Hinr. Lahrmann und Marie Luise Grewe hieselbst.

— 405. Der Schenkwirth Wilken Uhlenhoff u. Gesina Rosemann hieselbst.

— 406. Der Branntweinbrenner Joh. Friedr. Brinker hieselbst und Anna Metta Waetjen aus Baden.

— 407. Der Kramer Eduard Markwardt zu Oberneuland und Anna Magdalena Meyerdircks hieselbst.

— 408. Der Arb. Joh. Christ. Holle am Buntenthorssteinwege und Cathar. Margar. Früchtenicht zu Intschede.

— 409. Der Schuhmacher Diedr. Heinr. Schmidt am Buntenthorssteinwege u. Cathar. Margar. Limberg zu Stühr.

— 410. Der Arb. Diedr. Kruse zu Walle und Anne Margar. Helene Wacker zu Schwarme.

— 411. Der Segelmacher Henr. Abraham Kersting zu Bremerhaven und des verst. Kahnschiffers Jacob von Ohm Wittwe, Cathar., geb. Schürmann, hieselbst.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 79.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 1. October 1840.

Ich bin der Herr des Tages und der Nacht,
Du aber sei der Zeuge meiner Macht!

Scene aus: „Das letzte Menschenpaar."

Dramatisches Gedicht

von

Hermann Neumann.

Zweite Scene.

Die Erde ist wüst und öde. Die Ruinen der Städte ragen aus dem Staube empor. Ahasver auf den Trümmern des Kolos zu Rhodos.

Ahasver.

Jehovah! Herr! Es spricht zu dir dein Knecht.
Dein Zorn ist groß, dein heil'ger Grimm gerecht.
Das ist die Erde nun, die sprach: ich bin es!
Das sind die Lande nun voll eitlen Sinnes,
Das sind die Städte, die der Trotz erbaut,
Das sind die Tempel, die dem Wal vertraut,
Das die Paläste, wo der Stolz gethront,
Das sind die Häuser, wo die Lust gewohnt.
Den Schild hast du zerbrochen sammt dem Speer,
Den Feldhauptmann geschlagen sammt dem Heer,
Den König mit dem Volk, und Stadt und Saat
Dein Zorn zerschlug und deine Macht zertrat.
Sie haben keine Opfer dir gebracht,
Sie haben dich verspottet und verlacht:
„Wo ist Jehovah, der so groß im Zorn?
Sieh' unsern Gott, es fließt sein Gnadenborn
Jahrtausende, und wird doch nie verrinnen,
Wer will Erlösung außer ihm gewinnen?"
So riefen sie und haben mich versucht,
Und haben mich gepeinigt und verflucht,
Ich aber habe nimmer dich verkannt,
Ich hab' zu Dir mein Angesicht gewandt,
Und ob du dich verhüllt hast in der Wolke,
Und ob du dich verschlossen deinem Volke,
Ob es zerstreut auch ward durch alle Lande,
Ob es geworfen ward in Schmach und Bande,
Und heimgesucht mit aller Qual des Lebens,
In seinem Gott geschrieen hat vergebens
Und dich verlassen hat nach langer Pein —
Ich blieb dir treu, — Jehovah, ich allein!
Wie du zu jenem Knecht gesprochen hast,
Als von dem Feuer ward der Strauch erfaßt,

Kam vor Jahrtausenden zu mir dein Wort,
Und sprach zu mir: „Steh' auf von Deinem Ort,
Schürz' Dein Gewand, hüll' Deinen Fuß in Bast
Und wandle vor mir ohne Ruh' und Rast:
Ich bin der Herr des Tages und der Nacht,
Du aber sei ein Zeuge meiner Macht.
Ich will das Volk der Erde lange schonen,
Will unerkannt in seinen Städten wohnen,
Will dulden, daß mein Tempel sei zerstört,
Daß man darin den falschen Gott verehrt,
Will nicht mehr sichtbar zu dem Volke treten,
Will nicht mehr droh'n im Munde der Propheten,
Und seiner Sünde lassen Maß und Zeit,
Bis sich mein Zürnen im Gericht erneut,
Bis stark mein Grimm im Feuer wiederkehrt,
Und, wie mit Wasser einst, das Land verheert.
Du aber sollst erkennen mich in ihnen
Und sollst mir treu bis an das Ende dienen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Vergiftungsprozeß der Mad. Lafarge.

(Fortsetzung.)

Als der Commis nach der Rückkehr aus Brives den Arsenik nicht ablieferte, schickten Sie ihn folgendes Tages nicht zu demselben Zweck nach Tulle? Ließen Sie ihm den Auftrag nicht durch Ihr Kammermädchen wiederholen und wollten Sie sich seiner Pünktlichkeit nicht versichern? Ließen Sie ihn zu dem Zwecke nicht auf Ihr Zimmer rufen? — „Nein, m. H.; ich ließ ihn durch mein Kammermädchen fragen, ob er meine Kommission ausgerichtet habe, da brachte er das Gift auf mein Zimmer." Ob Denys sein Widerstreben gegen den Auftrag am 10. Januar Abends gegen mehrere Personen ausgesprochen, erinnert sich die Angeklagte nicht mehr. — Sie behaupten also daß Sie diese Eindringlichkeit bei seiner dreifachen Reise nach Brives, Tulle und Lubersac nicht gezeigt haben? — „Nie zeigte ich etwas der Art." Auch das Geheimhalten des Auftrages vor Lafarge's Mutter stellte sie durchaus in Abrede, schien aber jetzt plötzlich so angegriffen, daß sie wie ohnmächtig still schwieg; das Verhör mußte eine Weile eingestellt werden, und sie suchte sich durch einen Kräutertrank und ihr Riechfläschchen zu stärken.

Sie haben also viermal zu vier verschiedenen Epochen Arsenik gefordert? — „Ich forderte keine zwei Mal Arsenik von Denys." — Jetzt fragt sich's, weshalb sie bei verschiedenen Apothekern an verschiedenen Orten Arsenik holen ließ, da doch das Natürlichste war, bei Eyssartier, den sie noch dazu genauer kannte, zu bleiben. Die Angeklagte versichert, dieser Verschiedenheit hätte keine Absicht zum Grunde gelegen. Zugleich ließ sie Gummipulver holen, weil sie, ist ihre Aussage, einen heillosen Schnupfen hatte und sich desselben dabei stets zu bedienen pflegte: „Es lag dem von meiner Seite nie etwas anderes zu Grunde, als Gummiarabicum zu bekommen." Auch in die Eiermilch am 11. Januar, dem folgenden Tag nach Deny's Auslieferung des Arseniks von Brives, will sie nur, wie in diejenige, welche sie selbst trank, Gummipulver gethan haben. Daß sie auf die Frage, was sie da hineinschütte, geantwortet habe, es sei Orangenblüthe, läugnet sie durchaus; was sie geantwortet habe, weiß sie nicht mehr, jedenfalls habe sie die Wahrheit gesagt. In der Kammer schlief zugleich Mlle. Brun; diese sah, wie sie ein weißes Pulver in die Eiermilch that und fragte danach. Sie antwortete: man hat hineingethan, nicht: ich habe Orangenblüthe hineingethan, worauf dieselbe sogleich antwortete: „Orangenblüthe und dies weiße Pulver sind doch himmelweit von einander verschieden!" Mad. L. antwortete nicht darauf. So die Frage, auf welche die Angeklagte entgegnete: „Ich sagte Jedermann, daß ich in Hrn. L's. Getränk Gummi thue." — Ihre Antwort ist nicht genau genug! — „Ich

erinnere mich der Sache nicht, sie ist so unbedeutend." — Das ist sie nicht; sie ist für den Prozeß sehr wichtig. Man sieht Sie heimlich operiren und fast hinter Ihrem Bettvorhang; man sieht weißes Pulver auf der Eiermilch, man fragt nach demselben, und statt einer genügenden Auskunft über etwas, was Sie selber thun, sagen Sie nur: Man hat Orangenblüthe hineingethan! — „Ich habe das aber nicht geantwortet." — Es wird Ihnen entgegnet, Orangenblüthe komme als Pulver nicht vor: Sie blieben die Antwort schuldig. — „Es war da nichts zu antworten und deshalb antwortete ich nicht. Ob ich übrigens nicht geantwortet habe, ist mir nicht mehr erinnerlich. — Was thaten Sie in das am 11. Januar gemachte Brotwasser? — „Dasselbe Gummipulver." — Weshalb gossen Sie, als Ihnen gesagt wurde, es sei auch weißes Pulver in diesem Brotwasser, viel Wasser in das Glas und tranken Alles in einem Zuge aus? — „War ich nicht ganz wohl, so trank ich stets Brotwasser; daß ich viel Wasser dazu that, ist nichts Auffallendes; ich war sehr leidend und trank kein Gerstenwasser mehr." — Bekamen Sie nach Genuß des Wassers nicht heftige Erbrechungen? — „Ich hatte fortwährende Erbrechungen; kein Tag verging, wo ich sie nicht hatte." — Was thaten Sie am 11. Jan. in das reine Wasser, das Sie dem Kranken reichten? — „Nie that ich etwas hinein: in Wasser und Wein thut man kein Gummi." Es wird der Angeklagten vorgestellt, daß sie nicht die Wahrheit sage; der Anklageakt bestehe auf dieses Factum. „Ich sage die Wahrheit! — Ein Zeuge sah, wie Sie das Glas nahmen, an die Spiegelwand traten, wo eine Kommode stand, wie Sie die oberste Schublade aufzogen und etwas in das Wasser thaten. — „In der obersten Schublade lagen nur Kämme und dergleichen Toilettenstücke. Mit solchen Toilettenstücken stellte ich meinen Gummi nie zusammen." — Es wird ihr nun vorgestellt, wie sie dem Kranken das Getränk gereicht und er gerufen: „Marie, das brennt mir in der Gurgel!" wie sie dann, sich an Mlle. Brun wendend, geantwortet: „Ich glaub' es wohl, er hat eine Entzündung in der Kehle und man giebt ihm Wein!" — Antwort: „Es würde in der That sehr wider die Ordnung gewesen sein, hätte man einen Kranken von seiner Art Wein gegeben. Einst hielt ihm Hr. Bardou ein Stück Feuerschwamm in die Gurgel und er sagte: „Das brennt mich, ich glaube, man hat mich vergiftet..... Ich machte Hrn. Bardou selber auf die Wirkung des Alauns aufmerksam. Die weitere Zubereitung von Brotwasser, das ihr auf den Nachttisch gestellt wurde, wie ein Töpfchen, welches weißes Pulver enthielt und daneben stand, stellt sie durchaus in Abrede; die Spur des weißen Pulvers, welche Mlle. Brun bemerkt haben will, läßt sie dahin gestellt sein: sie jedoch habe diese Schlafkammer nicht für gewöhnlich bewohnt, habe nichts bemerkt, könne also auch keine Auskunft über die Spur geben. Sie wird ferner gefragt, ob sie nicht in der Nacht vom 11. auf den 12. Januar, als sie mit Mlle. Emma Poutier beim Kranken wachte, eine Messerspitze voll weißes Pulver in das dem Kranken bereitete Getränk gemischt habe? Sie antwortet, Mlle. Emma Poutier sei eine Nacht mit ihr bei dem Kranken gewesen, doch nie allein, sondern stets mit Herrn Lafarge's Mutter, Schwester oder Tante. — Haben Sie in dieser Nacht dem Kranken nicht dreimal Gerstenwasser gereicht? Nicht weißes Pulver hineingerührt? — „Ich reichte es ihm wie die Andern, wenn er es verlangte. Nie mischte ich weißes Pulver in sein Getränk. Einmal in Gegenwart der Mlle. Emma Poutier that ich weißes Pulver hinein, ein andermal Gummi wie früher in die Eiermilch." — Sie machen da

einen Unterschied zwischen dem weißen Pulver und dem Gummipulver; erklären Sie sich darüber. — „Ich antwortete auf Ihre Frage ohne darauf zu achten." — Ich machte Sie darauf aufmerksam, um Zweideutigkeiten zu vermeiden. — Nie gebrauchte ich anderes als Gummipulver."

Von dem Stück Flanell zum Reiben, in welchem Arsenikpulver gewesen sein soll, will sie durchaus nichts wissen. — Darauf kommt der Umstand zur Sprache, daß der Rattenkuchen, den ihr Kammermädchen auf ihren Befehl machen mußte, keinen Arsenik enthält, wie das zugehe, weiß die Angeklagte nicht. In dem ein- und wieder ausgegrabenen Papiere mit dem Rattenkuchen fand man statt Arsenik nur Potasche. Sie will das Papier, wie sie es von Denys empfing, der Magd gegeben haben; als sie gehört, das Papier sei eingegraben, habe sie gedacht, das sei, was in diesem Prozesse am Gefährlichsten werden könne; jetzt beunruhige sie das nicht mehr. Es wird ihr nun vorgestellt, daß allenthalben, wie die Chemiker bestätigten, wo sie Arsenik ableugne, sich Arsenik finde, wo sie Arsenik nachweise hingegen keins vorhanden sei. „Wenn ich das Räthsel lösen könnte, so wäre meine Unschuld anerkannt, so wüßte ich, woraus sich der Handel entsponnen habe, ich kann das nicht aufhellen und deshalb stehe ich hier." — Das Verlangen, den Kranken allein zu pflegen, läugnet sie, den Zank darüber mit ihrer Schwiegermutter legt sie so aus, daß sie diese habe aus Liebe nöthigen wollen, zu schlafen, wachdem sie acht Nächte bei dem Sohne gewacht habe; daß Lafarge sich vor ihr fürchtete und sie nicht bei sich haben wollte u. s. w., wie daß sie ihren Kummer darüber geäußert, läugnet sie nicht ganz; daß sie sich kalt und gleichgültig gezeigt, als alle Anderen weinten, verneint sie ebenfalls; eben so, daß sie ihrem Kammermädchen später die Worte, welche dasselbe vor dem Richter sagen sollte, eingelernt habe u. s. w. — — Bis jetzt fußt die Anklage darauf, daß Lafarge in Folge einer Vergiftung gestorben sei; haben Sie Gründe, einen Selbstmord anzunehmen? — „Gründe genug!" Haben Sie Ursache, eine andere Person anzuklagen? — „Ich würde nie einen Andern einer solchen Infamie beschuldigen; ich habe zu viel gelitten, um in diesem Punkte grausam gegen eine andere Person sein zu wollen." — Wußten Sie, daß Herr Lafarge ein Testament zu Gunsten seiner Mutter gemacht habe? — „Nein, Hr. Präsident."

Die Sitzung ward Abends sechs Uhr beendet; die Angeklagte wurde völlig erschöpft fortgebracht.

Die Sitzung des 4. September begann erst gegen neun Uhr, weil die Angeklagte die Eröffnung, ihres Unwohlseins wegen, verzögert hatte; endlich erschien sie, bleicher noch als gestern, mit ihrem Arzte.

M. de Lespinasse, Direktor des Gestütes zu Pompadour, wird vernommen und der Generalstaatsprokurator bemerkt dazu, daß dieser Zeuge deshalb jetzt gleich verhört werde, weil im Publikum das Gerücht verbreitet worden sei, die Angeklagte beabsichtige ein gräßliches Vertheidigungssystem einzugehen und sie bezwecke nichts weniger, als der Familie Lafarge den Tod seines eigenen Mitgliedes aufzubürden. Dieses Gerücht sei so allgemein, daß er hier bereits einen Advokaten sehe, der bereit sei, auf der Stelle zu interveniren, sobald dieses System verfolgt werde. Anwalt Paillet ruft: „Solche Gerüchte gehen in der That um, doch wenn jemand darüber zu klagen hat, so ist es die Angeklagte! Wer hat sie in Umlauf gebracht? Die Jury wird es wissen!"

Die Aussage des Zeugen ergiebt folgende Resultate: Herr Lafarge erhielt eine glänzende Erziehung und war ein verständiger, wenn auch grade kein sehr scharfer Kopf; der Zeuge hält ihn für unfähig, seine Frau schlecht zu behandeln: „er war sehr anschmiegend und scheute keine Kosten um zu gefallen.“ Auf die Frage: Ob Glandier ein Ort sei, der einer jungen, lebhaften Frau mißfallen, ja sie in Schrecken bringen könne? erwiedert er: „Glandier hat eine sehr düstere Lage am Ende eines Thales; die Wohnung ist schön genug, indeß mag Glandier für eine an Pariser Leben gewöhnte Frau anfangs wenig Reize haben. Der Angeklagten Zimmer war nach den Verhältnissen der Familie gut möblirt, da es Lafarge zum Empfang seiner Frau noch hatte aufputzen lassen.“ Der Präsident bemerkt, diese Aussagen seien deshalb wichtig, weil die Angeklagte das Gegentheil behaupte. Auch hinsichtlich der angeblichen Rohheit und der Trunkenheit Lafarge's bei der Scene in Uzerches wird des Zeugen Meinung verlangt; dieselbe lautet dahin, Lafarge habe nie Hang zum Trinken gezeigt. — Der Arzt Bardou wird vernommen. Er erzählt den Verlauf der Krankheit Lafarge's, wie er uns bereits bekannt ist. Als er zum letzten Male dort war, ward ihm jene Eiermilch gezeigt; auf derselben bemerkte er eine weißliche Materie, hielt sie aber für unschädlich und sagt, leider habe er sie nicht genauer untersucht, sondern sei fortgegangen. Am 14. habe er Lafarge's Tod erfahren und sei außer sich gekommen. (Er weint.) — Auf das Weitere kommen wir später zurück. — Ueber den Wortwechsel zwischen Mad. Lafarge Mutter und der Angeklagten, erfahren wir hier, daß es denn doch etwas anderes als liebende Sorgfalt von Seiten der Angeklagten war. Mad. Lafarge Mutter rief entschlossen: „Nichts soll mich abhalten, meinen Sohn zu pflegen; finden Sie das gut, finden Sie es schlecht, ich bleibe!“ Beim Abschiede des Arztes klagte sie diesem unter Thränen, ihre Schwiegertochter wolle sie von ihrem Sohne isoliren. — Der Arzt erscheint in Allem als ein sehr arglos er, wenn wir nicht sagen sollen, ein beschränkter Beobachter.

Wichtiger ist die Aussage des Arztes aus Lubersac, Doctor Jules Quentin-Lespinasse. Derselbe ward am 13. Januar um Mitternacht zu dem Kranken gerufen; Denys holte ihn, flüsterte ihm ins Ohr, Lafarge sei sehr krank und man fürchte, er sei vergiftet. Der Arzt stand auf, fragte nach dem Gifte und Denys sagte: „Vermuthlich Arsenik!“ Der Arzt schrieb ein Recept und schickte ihn hin, Gegenmittel zu besorgen. Nach einer Stunde kommt er mit denselben zurück und die Männer gingen fort. Die Wege waren schlecht, es regnete heftig; zwischen drei und vier Uhr langten sie in Glandier an. Unterwegs erkundigte sich der Arzt noch näher und hielt anfangs Denys Aussagen für Verläumdung. Was er über die ihm von Madame Charles Lafarge gemachten Aufträge wegen des Rattengiftes sagte, kennen wir.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Schlachten bei Abukir.

Herr Parthey schildert in seinen „Wanderungen durch's Nilthal,“ Berlin, Nicolai'sche Buchhandlung 1840, die See- und Landschlacht bei Abukir mit folgenden Worten:

„Die Rhede von Abukir wird durch zwei flache Vorgebirge gebildet: auf dem östlichen liegt ein verfallenes Schloß und ein arabisches Dorf. Auf dem Höhenzuge, am Ufer hinreitend, fanden wir mehrere im Sande liegende Kanonenkugeln, die der Aufmerksamkeit der habsüchtigen Beduinen

entgangen sein mußten. Die ganze Gegend ist eine flache Wüste, die Rhede allen Winden offen; sie würde gewiß von keinem Reisenden besucht werden, wenn nicht die Erinnerung an die hier vollbrachten Thaten den einsamen Strand belebte.

Ueber die Ereignisse, welche der ersten und berühmtesten Schlacht, der Seeschlacht von Abukir am 1. Aug. 1798, vorangingen, läßt sich nun, da Haß und Gunst durch die Zeit und den Tod gemildert sind, mit mehr Sicherheit urtheilen, als früher. Es ist gewiß, daß der französische Admiral Brueys weder nach Korfu absegeln wollte, noch daß er durch Bonaparte's Befehle auf der offnen Rhede von Abukir zurückgehalten wurde; sondern die Franzosen hatten die Absicht, ihre ganze Flotte in den Häfen von Alexandrien sicher zu stellen, und man war eben damit beschäftigt, eine genaue Aufnahme der Tiefen an den Einfahrten zu veranstalten, als Nelson mit der englischen Flotte erschien, und nun wie ein Tiger auf seine Beute losstürzte. Wohl aber kann es Brueys zum Vorwurf gemacht werden, daß er seine Stellung hart an der Küste für zu fest hielt und deßhalb einige Vorsichtsmaßregeln vernachlässigte. Die kleine Insel Abukir war zwar mit Kanonen besetzt, aber nicht hinlänglich befestigt; auch hielten es die Franzosen für unmöglich, daß die englische Flotte zwischen der Insel Abukir und dem nächsten französischen Schiffe durchsegeln könne; endlich hatte man mit zu großer Sorglosigkeit eine Menge Soldaten ans Land gehen lassen, und die im Innern der Schiffe nothwendigen Einrichtungen zu einer Seeschlacht, mußten kurz vor dem Beginn des Kampfes mit Uebereilung gemacht werden.

Doch blieb die Stellung der Franzosen wegen ihrer Uebermacht immer vortheilhaft. 17 trefflich ausgerüstete Kriegsschiffe, darunter der Orient von 120 Kanonen, waren in langer Reihe an der Küste hin gelagert, jedes durch zwei Anker festgehalten; sie führten zusammen 1196 Geschütze und 11,200 Mann Besatzung, die Blüthe der französischen Seetruppen, voller Eifer und Kriegslust. Mit Absicht hatte man eine solche Stellung gewählt, daß jedes Schiff, einer kleinen Festung ähnlich, unbeweglich stehen blieb und mit größter Sicherheit seine Schüsse nach dem Feinde richten konnte.

Die Engländer hatten nur 14 Kriegsschiffe in den Kampf zu führen; auf diesen 1012 Geschütze und kaum 8000 Mann Besatzung. Auch waren alle ihre Schiffe unter Segel und konnten deßhalb mit weniger Sicherheit zielen. Aber die Engländer sind nun einmal geborne Seeleute, und kaum hatte Nelson die französische Stellung überschaut, als er sogleich — es war schon 5 Uhr Nachmittags — das Zeichen zum Angriff gab. Während das englische Geschwader die französische Linie entlang segelte, eröffneten die Franzosen mit schon sinkender Dunkelheit aus sehr großer Ferne ein heftiges Feuer, das von den Engländern nicht erwiedert wurde. Vielmehr sah man auf den englischen Masten die Matrosen in emsiger Stille bei den Segeln beschäftigt, um sie auf den ersten Wink einzuziehen, sobald das Anker geworfen wäre. Dies verkündete den Franzosen, daß es hier nicht auf ein gewöhnliches Seegefecht, sondern auf die furchtbarste Entscheidung, auf die Vernichtung der einen oder der andern Flotte abgesehen sei. Vor dem Angriffe sagte Nelson: „Before this time tomorrow, I shall have gained a peerage or Westminster-abbey *).“ Anfangs scheint es seine Absicht gewesen zu sein, die französische Linie zu durchbrechen; zweimal war er im heftigsten Anlauf gegen das

*) Bis morgen Abend werde ich mit eine Pairsschaft oder ein Grab in der Westminster-Abtei verdient haben.

Mitteltreffen der Franzosen angerannt, aber von den festankernden und sicherzielenden Batterien zurückgewiesen worden, und es ist sehr die Frage, ob auf diese Weise der Sieg zu gewinnen war, wenn nicht der englische Capitän Foley, der den Goliath führte, auf den kühnen Gedanken kam, die Spitze der französischen Linie bei der kleinen Insel Abukir zu umsegeln und so die Feinde zwischen zwei Feuer zu nehmen. Dies entschied und machte das Treffen zu einem der blutigsten, welche je zur See geschlagen sind. Dem Goliath folgten sogleich noch fünf englische Linienschiffe; sie legten sich den fünf nächsten französischen Schiffen gegenüber vor Anker und begannen ein mörderisches Feuer.

Da zeigte es sich, wie verderblich den Franzosen ihre feste Stellung wurde. Die unbeweglichen Linienschiffe konnten einander nicht zu Hilfe kommen und so wurde das Vordertreffen, aus fünf Schiffen bestehend, nach einem vierstündigen Kampfe aufgerieben. Dazu kam, daß der Wind den Pulverdampf so vieler Geschütze gegen das Hintertreffen der Franzosen trieb, das daher, in dichten Nebel gehüllt, von dem, was vor dem Winde vorging, keine Kunde erhalten konnte.

Unterdessen war es Nacht geworden. Die Franzosen von dem Landheere, welche wohl einsahen, daß von diesem Seetreffen der Ausgang der ganzen ägyptischen Unternehmung abhänge, stiegen auf die Thürme und flachen Dächer von Alexandrien und Rosette, um einen Ueberblick der Schlacht zu gewinnen; auch die Beduinen in ihren weißen Mänteln kamen mit der Dunkelheit, wie Raubthiere aus ihren Schlupfwinkeln, hervor und versammelten sich schaarenweise am Ufer, um die Schiffbrüchigen, die durch Schwimmen das Ufer erreichen möchten, zu plündern und zu morden.

Der Orient war in dieser Zeit von drei englischen Linienschiffen nach einander angegriffen worden und hatte sie durch die Masse seiner Feuerschlünde mit Verlust zurückgetrieben; aber nachdem die fünf ersten Schiffe der Franzosen vernichtet waren, kam auch an ihn die Reihe. Die Engländer machten sich über die fünf folgenden her und beschossen sie von beiden Seiten mit gleicher Heftigkeit. Der Admiral Brueys zeigte in dieser verzweifelten Lage die größte Unerschrockenheit und Ruhe; aber er wurde gleich Anfangs an der Hand und am Kopfe verwundet, zuletzt von einer Stückkugel mitten durchgerissen. Bald darauf gerieth der mächtige Orient in Brand, und wenn es möglich gewesen wäre, den Schrecken einer nächtlichen Seeschlacht zu vermehren, so konnte dies nur durch das brennende Admiralschiff von 120 Kanonen geschehen. An ein Löschen war nicht zu denken, — die Eimer durchlöchert, die Pumpen zerschossen, die Mannschaft zum Theile todt oder verwundet. Beim Herannahen der Katastrophe entfernten sich die englischen Schiffe, um nicht von diesem Vulkan zertrümmert zu werden. Gegen 10 Uhr Abends erreichte das Feuer die Pulverkammer und der Orient flog auf. Achthundert Mann von der Besatzung fanden den Tod in den Wellen, Viele wurden von den englischen Böten aufgefischt, wobei Nelson sich besonders thätig zeigte, obgleich auch er eine böse Wunde an der Stirn erhalten. Furchtbar schön war das Schauspiel für die am Lande Stehenden, als die aufgeschleuderten geladenen Kanonen hoch oben im dunkeln Nachthimmel losgingen.

Wohl 10 Minuten nach dieser Explosion herrschte ein allgemeines Schweigen des Schreckens und der Verwunderung; kein Schuß wurde gehört. Aber die Engländer wollten die Vernichtung der feindlichen Flotte nicht unvollendet lassen

und begannen die Blutarbeit mit neuer Erbitterung, bis am andern Morgen um 3 Uhr die Müdigkeit dem Kampfe ein Ziel setzte.

Als nun die Sonne aus dem Meere aufleuchtete, da ließ sich der Verlust beider Theile überschauen. Die französische Flotte war fast ganz vernichtet; von dem prächtigen Orient zeigte sich keine Spur; von einer gesunkenen Fregatte ragten die Mastspitzen aus dem Meere hervor, sechs Linienschiffe waren schon während der Schlacht von den Engländern genommen, zwei andere an den Felsen gescheitert, der Tonant trieb ohne Masten vor dem Winde, die Artemisia brannte, der Timoleon war auf die Seite gelegt. Zwei französische Kriegsschiffe und zwei Fregatten, welche das Hintertreffen gebildet, waren unberührt; sie hatten nicht einmal einen Versuch gemacht, an der Schlacht Theil zu nehmen, weil sie keinen Befehl erhalten. Mit Tagesanbruch lichteten sie die Anker nach Malta und Korfu. Die Engländer waren nicht im Stande, sie zu verfolgen.

(Der Beschluß folgt.)

* Panoramen von Cornelius Suhr.

Die diesjährigen feuchten Tage auf dem Lande und in den Bädern sind zu Ende; eine öde Steppe gewahrt der spärliche Reisende, wo noch jüngst die weißen Gezelte des Falkenburger Lagers sich reiheten und zahllose Fuhrwerke die Schaulustigen aus den benachbarten Städten entluden. Der Herbst hat seinen Einzug gehalten mit seinem welken Blätterkranze in unsere schönen Promenaden und mit seinen Astrallampen in unsere traulichen Familien-Abendstübchen. Die Winterbelustigungen sind noch fern und es beginnt vorab das Phantasieleben des Nordländers. Es ist eine kurze Uebergangs-Periode, die das Gemüth sinnig bewegt, denn wie wir, unter unseren Breitegraden, den Lenz eigentlich nur aus Idyllen kennen, so theilt uns auch den Herbst nur der Kalender zu.

Da möchten wir nun, als eine gesunde und piquante Speise für die apetitlustige Phantasie die im Krameramthause aufgestellten Panoramen des Herrn Cornelius Suhr aus Hamburg empfehlen. Der hier, noch von früher her, bekannte Künstler hat den größten Theil der Sujets an Ort und Stelle, und wie die kleinsten Details beweisen, mit großem Fleiße aufgenommen. Die gerade jetzt aufgestellte Abtheilung bietet die interessantesten Uebergänge und veranschaulicht uns manches Wunderwerk der neueren Baukunst und das tägliche Treiben mancher fremden Volks-Eigenthümlichkeit. Jetzt noch lassen sich die Gegenstände mit Muße beschauen, später, gegen die Freimarktzeit, möchte dies nicht mehr der Fall sein.

* Erwiederung

auf die Bemerkung im letzten Bürgerfreunde.

Es ist im Laufe des Monats September für leichteren Weizen als wonach die Brottaxe regulirt wird bis 152½ Rt. für die Last bezahlt und ist solcher in gesunder Waare nicht mal zu haben. Der diesjährige Weizen ist freilich wohlfeiler, aber noch nicht mahlbar und die Bäcker welche davon gekauft haben, müssen selbigen noch lagern und bearbeiten lassen und verlieren bedeutend an der Maaße. — Bärentz, Mäkler.

Berichtigung.

In Nro. 78 d. Bl. Seite 773 Sp. 2, 31e Zeile von unten lese man wackern und rührigen Männer.

(Hierbei als Beilagen: "Schnellpost ꝛc.", und "Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Datves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die SCHNELL-POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu **Nr. 79** des Bürger-Freundes für **1840.**

Donnerstag, den 1. Oktober.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Diamanten nachzuahmen wollte den Chemikern nicht gelingen. Wenigstens kostete ein künstlich hervorgebrachter Diamant beinahe eben so viel, als ein natürlicher und überdem war er nicht in allen seinen Eigenschaften probehaltig. Indessen hat Hr. Gaudin und nach ihm Herr Dr. K. Böttger in Frankfurt a. M. Versuche angestellt, Rubinen zu verfertigen und diese sollen gelungen sein. Die künstlich erzeugten Steine sind so hart, daß sie Glas, Topas, Quarz u. dergl. ritzen und gleichen den natürlichen Rubinen so vollkommen, daß sie das Urtheil von Kennern in Verlegenheit setzen.

Am 17. d. M. ereignete sich in Berlin der merkwürdige Fall, daß sich ein Knabe von fünf Jahren — Sohn achtbarer Eltern — im kindlichen Uebermuthe und ohne äußere Veranlassung, vermittelst seines Halstuches an einer Thürklinge aufhängte. Der Vater kam zufällig nach dem Orte und fand sein Kind regungslos an der Thür hängen. Es gelang ihm unter sofort herbeigeholter ärztlicher Hülfe, den Knaben wieder ins Leben zurückzubringen. Seltsam ist es, daß das Kind schon früher öfters die Aeußerung gethan haben soll: das Aufhängen müsse possirlich sein und es werde sich einmal aufhängen.

Bei der Huldigung in Königsberg ereignete sich ein eigener Zufall. Als der Kanzler seine Rede im Schloßhof geendet hatte und Alles tief ergriffen und die größte Stille war, rief eine grelle Frauenstimme aus einem Fenster: „Schwöret nicht beim Himmel, denn er ist Gottes Thron, auch bei der Erde, denn sie ist seiner Füße Schemel; schwört nicht dem Könige der Erden." Das Weib soll eine bekannte Pietistin sein.

In Königsberg hatte man die jüdischen Stadtverordneten von der Huldigungsfeier ausgeschlossen, weil sie den vorgeschriebenen christlichen Eid nicht leisten konnten. Sie beschwerten sich deshalb beim König und dieser ließ sie nach jüdischem Ceremoniell schwören und ließ sie am andern Tag wie die andern an der Huldigung und an der Tafel Antheil nehmen.

Aus dem Schwarzburgischen. Vor Kurzem wurde auf dem Strausberger Jagd-Reviere ein Rehbock erlegt, auf dessen Kopfe zwischen den Rosen ein Stämmchen der sogenannten Quirlschenbeere oder Eberesche festgewachsen war. Er hatte zwei mit grünen Blättern geschmückte Spieße, von denen der Schütze beim Abfangen des Thieres den einen leider halb abschnitt. Es ist dies keine Mährhausfabel! Der Besitzer jenes Revieres, ein sehr gefälliger freundlicher Mann, wird sich ein Vergnügen daraus machen, Jagdfreunden diese Seltenheit vorzuzeigen.

Aus Frankreich.

Die Herren Montefiore und Cremieux haben mehrere Audienzen bei Mehemed Ali gehabt, sind von demselben auf das Wohlwollendste empfangen worden, und der Vice-König hat befohlen, daß die in Damascus in Haft befindlichen Juden auf freien Fuß gesetzt werden sollen. Aus diesem Befehl scheint ersichtlich, daß die Juden als unschuldig befunden worden sind; indessen wollen es die Herren Montefiore und Cremieux, wie man vernimmt, nicht dabei bewenden lassen, sondern die Angelegenheit der Juden in Damascus bei den Gerichten weiter verfolgen.

Ein Hr. Halette aus Arras hat ein vollständiges System von Maschinen erfunden, um Canäle und Flüsse auszuräumen, zu erweitern und auszugraben. Sein Werkzeug ist eine mechanische Schaufel (bêche), welche bestimmt ist, unter dem Wasser die Seitenwand eines Canals abzustechen, und bis auf 6 Metres unter dem Wasser Torf herauszuziehen. Mit der zweiten Maschine, welche ein Schiff zum Ausräumen (bateau dragueur) ist, kann man in einen Graben hineinfahren, denselben in einen Canal umwandeln, und bis auf 4 Metres unter dem Wasser so regelmäßig wie unter offenem Himmel austiefen. Die dritte Maschine ist ein Krahn, um die herausgeschaffte Erde auf die Seite zu werfen. Alle diese Apparate sollen schon an der Scarpe zu Blangy in Anwesenheit der Ingenieure des Departements mit vollständigem Erfolg versucht worden sein.

In einer Proclamation Louis Napoleon's setzte der Setzer statt signé Napoleon, singe Napoleon (Affe Napoleon.)

Aus England.

Die United Service Gazette enthält Folgendes unter dem Titel: Leben im Palaste: Die Königin steht früh auf; sie ist, außer nach Staatsbällen, selten nach 7½ Uhr noch im Bette. In jedem der drei Empfangzimmer steht ein Pianoforte, wovon eines besonders prachtvoll ist. Es ist aus Rosenholz, mit eingelegten Schildereien, und kostet 1500 Guineen. Um drei Uhr wird das Nachfrühstück (luncheon) aufgetragen, worauf J. M. die Kabinets-Minister ꝛc. empfängt. Um fünf Uhr verläßt die Königin mit ihrem Gefolge den Palast und macht eine Spazierfahrt durch die Parks, von welcher sie in der Regel um 7 oder 7¼ heimkehrt. Dinirt wird 7¾ Uhr; an Operntagen etwas früher. Gewöhnlich speisen 30 Personen an der k. Tafel. J. M. ist stets zugegen; nur an Ballnächten speis't sie in ihren Gemächern. Sie hat den mittlern Sitz inne und bleibt etwas über eine Viertelstunde an der Tafel. Während der Tafel spielt eine der Mu-

fikbanden der Garde. Unmittelbar nach der Tafel wird in einem kleinern Zimmer Thee und Kaffee servirt. Der übrige Theil des Abends wird mit Musik und Conversation verbracht, und um 11½ Uhr zieht sich J. M. in ihre Gemächer zurück.

Die Times berichten, daß der Tunnel höchstens in 5 bis 6 Monaten vollendet und ungefähr noch eine halbe Million Pfund kosten würde.

Ueber die Frequenz der Eisenbahnen in England berichtet ein Reisender: Der Zug, mit welchem ich um neun Uhr Morgens von Sheffield nach London abging, bestand aus sechs Personenwagen. Daraus wurden acht in Rotherham, wo der Derby Junction railway einfällt, und zu diesen kam in Derby ein Anhang von fünf Wagen, so daß der Zug nunmehr dreizehn Personenwagen zählte. Auf jedem Anhaltpunkte bis Hampton gingen Passagiere ab und zu. In Hampton hielten wir ungefähr zwanzig Minuten, um den Birminghamer Zug zu erwarten. Er kam und brachte siebzehn Personenwagen. Diese wurden den unsrigen einverleibt und nun bestand der Zug aus dreißig Personenwagen und fünf, mit Pferden, Kutschen und Passagiergepäck gefüllten Lafetten. Der Passagiere waren 679. Zwei Locomotiven schleppten diese ungeheure Masse dreiundzwanzig Meilen weit in der Stunde. Der Zuwachs unterwegs war wieder stärker als der Abgang, und als wir in London ausstiegen, erinnerte mich die hervorquellende Menschenfluth an das Ende des Gottesdienstes in einer besuchten Kirche. Daraus, daß täglich neun Züge abgehen und neun ankommen, läßt sich ein ungefährer Schluß auf den dermaligen Verkehr ziehen. Auch beträgt die wöchentliche Einnahme der London-Birminghamer Bahn im Durchschnitt 16,000 Pfund Sterl., die des Grand Junction railway 9000.

Mosaik.

Ist der Ochse stößiger Natur?

Ist das eine Frage? Ist das eine Frage? Jedermann weiß schon aus dem ABC-Buche, daß der Ochse aus Mutterwitz, aus Instinkt, von Natur stößiger Natur ist. In Hamburg aber wissen's die Mystiker noch nicht, wie es scheint; denn sie haben unter dem Titel: „Ist der Ochse stößiger Natur? Eine Frage an Alle, die es angeht. Herausgegeben von dem Hamburger Traktat-Verein" (Hamburg, stereotypirt und gedruckt bei Nestler) ein Traktätchen herausgegeben, welches diese Frage gründlich beantwortet. Freilich ist es uns ein Räthsel, warum die Hamburger Mystiker gerade dem Ochsen diese Freundschaft erweisen. Warum haben sie nicht Broschüren geschrieben mit Titeln: „Ist das Schaf dumm?" „Hat der Esel wirklich lange Ohren?" „Schießt der Bock Böcke?" „Ist die Fledermaus ein Dämmerungsvogel?" und so dergleichen. Auf diese Weise könnten sich die Hamburger Mystiker bedeutende Verdienste um Zoologie, Naturgeschichte und das Thierreich erwerben.

In Paris erschienen vor kurzem zwei Männer, ein Coiffeur und ein Perruquier vor dem Friedensrichter. Der Perruquier beklagte sich über seinen Nachbar, den Coiffeur, daß er ihm die Kunden abwendig mache und sein Schild verhöhnt und verspottet habe. Der Perruquier hatte sich schon vor längerer Zeit ein schönes Schild malen lassen, auf dem man Absalon sieht, wie er am Haar an einem Baumaste hängt. Unter diesem Bilde liest man die schönen Verse:

Hier sieht man, schwebend in großer Gefahr,
Absalon hängen an seinem Haar.
Er wäre entgangen diesem Unglücke,
Hätte er getragen eine Perrücke.

Der junge Coiffeur nun, klagte der Perruquier, habe ihn an diesem seinem Schilde verwundet, er habe sich nämlich auch eines malen lassen, auf dem man einen Mann im Wasser sehe, der dem Ertrinken nahe sei. Ein menschenfreundlicher Mann bemühte sich den Unglücklichen zu retten, und habe denselben bereits am Haare gefaßt; aber der Mann im Wasser trage eine Perrücke, der Retter behalte diese in der Hand, und der Unglückliche versinke in der Fluth. Darunter lese man denn

„Er wäre entgangen diesem Unglücke,
Hätte er getragen keine Perrücke."

Das zahlreich anwesende Publikum brach in ein lautes langanhaltendes Gelächter aus, der Friedensrichter aber konnte keine Beleidigung in dem Schilde des Coiffeurs gegen das Schild des Perrückenmachers finden, und sprach den Beklagten frei.

Die Sitte: Waaren in Versen anzubieten und zum Besuch von öffentlichen Vergnügungen durch Gedichte einzuladen, hat in Leipzig dermaßen um sich gegriffen, daß neuerdings ein Tischler sogar sein Sargmagazin in folgender Annonce empfiehlt:

„Gedanken eines Tischlers.

An praktischer Philosophie
Fehlt's unsrer Kunst zu mangeln nie;
Denn von der Wiege bis zum Grab
Hilft sie ja dem Bedürfniß ab.
Bricht nun der Tod des Lieben Herz,
Er fühlte auch denselben Schmerz,
So ist ja auch das letzte Haus
Von ihm recht wohl und gut gebaut,
Sein Wunsch! — zu suchen bei ihm aus.

Nach Ihrem güt'gen Wohlwoll'n schaut
G. M. Lange. Sargmagazin Nicolaistraße."

Wir hoffen übrigens, daß der Verfasser bessere Särge, als Verse macht, sonst möchte selbst ein Todter nicht sehr bequem in den „letzten Häusern" des Herrn Lange ruhen.

Der „deutsche Postillion" bringt folgendes Akrostichon auf Guttenberg:

GUTTENBERG!
Umstrahlt von Glorie stehst Du,
Tausendfach bauet Dir die Welt
Tempel des Ruhms für ewige Zeit,
Einzig ist Dein Werk, und schwinden kann's nie.
Nimm den Segenskranz nach Jahrhunderten hin;
Bautest Dir selbst das Denkmal auf's Grab;
Engel aus himmlischer Höhe
Rufen stets segnend hernieder:
GUTTENBERG!

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 79.

Bremen, Donnerstag den 1. October 1840.

Gestorben:

Nro. 850. Den 26. Sept. Des Wechselnegocianten Carl Heinr. Gottlieb Reimer Sohn, 7 Tage; Rembertistraße.

— 851. Den 26. — Christiana Otto, 17 Jahr; Bischofsnadel Nro. 10.

— 852. Den 26. — Des Uhrmachers Joh. Burchard Bölken Tochter, 1 Jahr 10 Monat; gr. Annenstraße Nro. 97.

— 853. Den 27. — Des verst. Kaufmanns Moritz Heinr. Georg Beuermann Wittwe, geb. Schilling, 77 Jahr; Geeren Nro. 23.

— 854. Den 27. — Des Schneidermeisters Heinrich Friedrich Oppermann Tochter, 4 Monat; Sögestraße Nro. 6.

— 855. Den 27. — Des Malers Heinrich Wilhelm Bothe Sohn, 1½ Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 140.

— 856. Den 28. — Des Arb. Ernst Gardelmann Tochter, 8 Monat; auß. Steinthor N. 180.

Nro. 857. Den 28. Sept. Der Schuhmachermeister Heinr. Wilh. Isenbeck, 56 Jahr; Westerstraße Nro. 61 A.

— 858. Den 29. — Elise Meyer, 22 Jahr; Domsheide.

— 859. Den 29. — Der Buchhalter Johann Heinrich Herm. Schmidt, 26 Jahr; Kahlenstraße Nro. 10.

— 860. Den 29. — Des Arb. Ludw. Arend Starcke Tochter, 1½ Jahr; Doventhorsstraße Nro. 25.

— 861. Den 29. — Des Schlachters Joh. Diedrich Giere Tochter, 6 Wochen; Obernstraße Nro. 44 (Vorstadt).

— 862. Den 29. — Des verst. Kaufmanns Christoph Dettlef Heidtmann Wittwe, geb. Nedderm ann, 78 Jahr; Wachtstraße Nro. 30.

— 863. Den 29. — Des Kaufmanns Joh. Eberhard Bruns Ehefr., geb. Evers, 27 Jahr; Faulenstraße Nro. 3.

Geburten:

Nro. 1165. Den 24. Sept. Des Detaillisten Gerh. Meyer Ehef., geb. Niebrügge, Spitzenkiel N. 14; von einem Knaben.

— 1166. Den 25. — Des Weißbäckers Heinr. Behrmann Ehefr., geb. Bödeker, Osterstraße Nro. 24; von einem Mädchen.

— 1167. Den 25. — Des Kahnschiffers Gerhard Lürssen Ehefr., geb. Dreyer, Wichelnburg Nro. 9; von einem Mädchen.

— 1168. Den 26. — Des Instrumentenmachers Jacob Diehl Ehefr., geb. Bartels, Buchtstraße Nro. 41; von einem Knaben.

— 1169. Den 27. — Ein Knabe — gr. Sortillenstraße Nro. 38.

— 1170. Den 28. — Ein Mädchen — hint. Stephanithorswall Nro. 26.

Nro. 1171. Den 28. Sept. Des Färbers Carl Leonhard Eckhardt Ehefr., geb. Walter, Osterstraße Nro. 62; von einem Knaben.

— 1172. Den 28. — Des Schneidermeisters Joh. Hinr. Bargfried Ehef., geb. Steingräber, Neuenstraße Nro. 83; von einem Knaben.

— 1173. Den 29. — Des Schneidermeisters Heinrich Christoph Voller Ehefr., geb. Busse, gr. Krankenstraße Nr. 1; von einem Knaben.

— 1174. Den 29. — Des Bierbrauers Herm. Ludwig Barckhausen Ehefr., geb. Hüpohl, Wachtstraße Nro. 40; von einem Mädchen.

— 1175. Den 30. — Des Schlossermeisters Gerhard Heinr. Bruns Ehefr., geb. Talla, Buchtstraße Nro. 5; von einem Knaben.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 80.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 4. October 1840.

Ich hab' mit meinem Blut den Fels geröthet,
Doch hat kein Schlag mein greises Haupt getödtet,
Ich hab' dem Meere meinen Leib gegeben,
Doch unter Leichen trug es mich zum Leben,
Ich hab' den gier'gen Flammen mich geboten,
Und blieb allein lebendig unter Todten.

Scene aus: „Das letzte Menschenpaar."

(Fortsetzung.)

Und wieder hob die Stimme er und sprach:
„Thu' auf Dein Ohr und halt' Dein Auge wach.
Dies ist mein Volk nicht, das, ob viel es säet,
Doch wenig nur von seinen Aeckern mähet,
Und ob es viel auch ißt, wird nimmer satt,
Und ob es viel auch trinkt, stets Dürsten hat,
Und ob es kleidet sich, wird es nicht warm,
Und ob es Geld gewinnt, bleibt es doch arm,
Denn seine Wollust schlingt die Erde ein,
Und seiner Habsucht ist die Welt zu klein;
Sie aber sprechen: dieser Gott ist alt;
Der uns're hat alleinige Gewalt,
Er aber wird vor mir bestehen nicht
Am Tage, wann ich sitze zu Gericht;
Es wird mein Grimm dies Volk mit seinem Gotte
Zum Staube werfen aller Welt zum Spotte;
Ich bin der Herr des Tages und der Nacht,
Du aber sei der Zeuge meiner Macht!"

So sprach der Herr. Ich war von Grimm erfaßt
Und sieh am Morgen wollte von der Last
Des Kreuzes ruhn, der falsch das Volk gelehrt
Und von Jehovah seinen Dienst gekehrt.
Da ließ ich ihn nicht rasten auf der Stelle,
Und stieß ihn zornig von des Hauses Schwelle;
Er aber hob vom Boden sich empor,
Nahm auf die Schulter seines Kreuzes Schwere
Und dieses Wort trug er zu meinem Ohr:
„Du wirst nicht ruhen, bis ich wiederkehre!"
Und ob ich schauderte vor solchem Fluch,
Sprach ich zu mir: „Sein Wort ist eitel Trug,
Und sein Gesetz hat weder Kraft noch Halt,
Denn dir, Jehovah, ist allein Gewalt!"
Doch treibt's zur selben Stunde mich hinaus,
Nie trat ich wieder in mein reiches Haus,
In eine enge Gasse zog ich ein
Und lebte dort verlassen und allein.
Ich hab' ertragen unerzählbar Leid
In jenen Stunden, die in Ewigkeit
Sich nie erneu'n, ich sah die Finsterniß,

Des Allerheiligsten gewalt'gen Riß,
Ich sah, die Todten durch die Straßen schreiten,
Den Wehruf hört' ich in den fernsten Weiten,
Das Weinen hört' ich in den Engelschaaren:
Daß sich noch einmal durfte offenbaren
Ob deinem Volk des Satans frecher Hohn:
Dir gleich zu sein in eines Menschen Sohn.
Der Tag verging und wieder Nacht und Tag,
Ein Jahr verging, Jahrzehnte folgten nach
Und ein Jahrtausend füllte seine Zahl.
Ich hob mein Haupt und sprach: „Herr Deine Wahl
Drückt schwer auf mich und beuget Deinen Knecht,
Mein Volk ist groß und zahlreich mein Geschlecht,
Wähl' einen Stärkern Dir und laß mich ziehn!"
Er aber schwieg. Ich sah die Zeiten flieh'n,
Sah wie der Tod vor meinem Nahen wich;
Und keiner war, der sprach: „ich kenne dich!"
Da gürtete ich schweigend mein Gewand,
Ließ meine Habe, nahm den Stab zur Hand,
Warf vor dem Tempel mich auf's Angesicht
Und sprach zu Ihm: „Dein Knecht verzaget nicht,
Du bist der Gott der Macht und Herrlichkeit,
Du streckst die Hand bis in die Ewigkeit,
Dein Wort bleibt wahr und dein Gesetz gerecht,
Und ob du jetzt auch schweigest deinem Knecht,
Sein Ohr ist offen und sein Auge wach,
Und nie vergißt er, was Jehovah sprach.
Du bist mein Gott und meiner Väter Gott,
Und jener falsche wird vor Dir zu Spott!"
Und durch die Lande wandt' ich meinen Fuß,
Ich sah das Volk getränkt von Ueberfluß,
Und sah es hungern doch und dürsten sehr,
Getrieben von unendlichem Begehr.
Ob ihre Heerde zehnfach sich vermehrte,
Das Hundertfache bald ihr Sinn begehrte,
Und ob sie hundertfache Saat empfingen,
Das Tausendfache wollten sie erringen,
Denn ob auch tausendfach der Weinstock trug,
Es war dem Volke nimmer doch genug.
Und seine Wollust schlang die Erde ein
Und seiner Habsucht war die Welt zu klein,
Und ob's an wahrer Weisheit ihm gebrach,
War seiner Weisheit doch der Gott zu schwach,
Sie sprachen: Gott ist die Unendlichkeit,
Wir aber sind in Ihm zu jeder Zeit,
Und ob wir Gutes oder Böses treiben,
Sind ewig wir, und müssen ewig bleiben.
Denn von der Macht des Todes und des Bösen
Die ganze Welt auf ewig zu erlösen,
Stieg unser Gott vom Himmel zu der Erden
Zum Heil der Menschen selbst ein Mensch zu werden.
Hat an dem Kreuze selbst den Tod gelitten
Und mit sich selber für uns selbst gestritten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vergiftungsprozeß der Mad. Lafarge.

(Fortsetzung.)

Denys führte den Arzt ins Krankenzimmer. Lespinasse fand alle Anzeichen einer Arsenikvergiftung und reichte ihm Gegengift, Eisenperoxid. Jetzt geht der Arzt, um sich zu wärmen, an den Kamin, wo Mad. Charles, Mad. Leon Buffieres und Mlle. Brun sitzen. Mad. Charles sagt ihm einige Artigkeiten, daß er in so rauher Nacht so rasch gekommen sei u. s. w., und fragt ihn dann nach des Kranken Zustand, den er sehr bedenklich findet; doch schnell bricht er das Gespräch ab, um sich nicht zu verrathen. Man spricht von gleichgültigen Dingen; die Angeklagte gesteht, sie finde Glandier und die Umgegend so unbehaglich eben nicht, sie reite oft aus; der Arzt meint, das sei doch gefährlich; sie erwiedert, daß sie eine gute Reiterin sei und sich vor dem Tode nicht fürchte. (Allgemeine Sensation.) Mad. Charles geht zu Bette; Mad. Lafarge Mutter sucht nun den Arzt über den Grund der Krankheit auszuforschen und fragt, ob es sich hier um keine Vergiftung handele? Lespinasse giebt den anwesenden Damen statt der Antwort das Mittel, welches er anwendet, an; da zeigt die Dame de Buffieres weinend nach der Thür der Kammer, wo Mad. Marie Lafarge schläft und sagt: „Die wird die Unselige sein, welche ihn vergiftet haben wird!" Nun erzählt Mad. Buffieres die Gründe des Verdachtes dem Arzte; er erfährt auch die Geschichte mit dem Kuchen in Paris u. s. w. Mad. L. Mutter führt den Arzt in ihr Zimmer und zeigt ihm dort das Brotwasser und mehrere andere für den Kranken bestimmt gewesene Getränke; der Arzt hält das

weißliche Pulver darin für Arsenikoxid. Als er wieder ins Krankenzimmer kommt, findet er daselbst einen Herrn Marnise, der ihm sagt, Eyssartier in Uzerches habe in einem ihm zugeschickten Getränke Arsenik gefunden; dieser macht ihn auch auf die Spur des weißen Pulvers auf der Kommode aufmerksam; Lespinasse fegt es mit einer Feder zusammen, wirft es auf die Kohlen im Kamin und findet sogleich im Zimmer einen knoblauchartigen Geruch verbreitet. Mlle. Brun macht nun die Kommode auf und holt aus der Ecke der Schublade einen Topf voll weißes Pulver. Da eilt der Arzt an Lafarge's Bett und sagt, er solle mit jenen Getränken vorsichtig sein. „Wie, Sie glauben?" Der Arzt sieht darin eine Hindeutung auf Mad. Marie und antwortet deshalb: „„Ich glaube es nicht, ich habe nichts gesehen."" „So stellen Sie Nachsuchungen an! Suchen Sie dahinter zu kommen! Ich habe zu Ihnen Vertrauen! Je poursuivrai."

Gegen 9 Uhr verläßt Lespinasse Glandier; doch schon um 2 Uhr bekommt er einen Brief, der Kranke werde immer schlechter, er möge eilends zurückkommen. Gegen Abend ist er wieder da; Lafarge ist dem Tode nahe; alle Zeichen der Vergiftung. „In dem Momente," erzählt der Zeuge, „sah ich Mad. L. Mutter am Bett ihres Sohnes knieen, sie murmelte einige Worte, die ich für ein Gebet hielt, stand auf und rief, auf einen Stuhl zurücksinkend: „Mein Gott, was seh' ich!" Ihre Schwiegertochter beugte sich über des Kranken Kopfkissen, auf das Kopfbrett am Bette gestützt, die Hände gefaltet, das Gesicht bleich; in ihrem Auge hing eine Thräne, sie schien tief in Gedanken versunken zu sein. Als die Ohnmacht vorüber war, sagte Herr L., der seine Mutter hörte; „Mama, Du thust mir weh, geh' fort!" —

(Die Fortsetzung folgt.)

* Shame and Glory.

Von Dr. Schücking.

(Fortsetzung.)

„Es ist eine auffallende Erscheinung, „daß es so viele Menschen giebt welche „geneigt genug sind, die Würde und „die Schuld der Menschen zu erschwe„ren, und zu vergrößern.
Homeward bound by Cooper.
Vol. II. Cap. 198.

Es könnte gefragt werden, ob es leichter sei, die Schande, oder die Glorie des menschlichen Geschlechts zu beschreiben?

Einer ist in der Tiefe, welcher mit Hohngelächter sich für das erstere erklärt, denn wenn er auf der Erde wandelt, freut er sich, „die Menschen so alle und überall auf dem geradesten Wege zu ihm *) zu sehen."

Viele sind in der Höhe, welche vielleicht — schweigen, und weinen, (wenn je verklärte Unsterbliche weinen).

Aber im Thale sind die Meinungen noch immer getheilt.

Es kömmt gewiß vor allen auf die Bestimmung des Begriffes »leicht« an. Soll das Wort den Sinn haben, wie in dem Satze: es ist leichter, eine gerechte, als eine ungerechte Sache zu vertheidigen; oder wie in dem Satze: es ist leichter, ein fremdes, als ein eigenes Kind zu bestrafen? In dem ersteren Sinne unsere Frage aufgefaßt, ist leider nicht zu verkennen, daß sich viel, sehr viel zur Unehre des menschlichen Geschlechts sagen läßt — „hinc illae lacrimae" —; daß den Juvenal's, Lucian's, Boileau's, Voltaire's, und Bayle's ihre Arbeiten leichter sind, als den Menschheitgläubigen der Ausbau der Kölner Dome ihrer »Ehrentempel.« Wir glauben jedoch — wenn gleich der Glaube hier, wie oft, nicht ohne einigen Anflug des Zweifels sein mag — daß, wenn die Schale der Schande unter unsern Händen niedersinkt, es hauptsächlich von

*) Hauff's „Memoiren des Satans."

drei Dingen kömmt; erstens, weil wir die Wage zu früh ergriffen haben; zweitens, weil wir vieles, und viel aus der Schale des Ruhmes ausgelassen, ja wohl manches in jene geworfen, was eigentlich in diese, oder, weil es nicht wahr ist, in keine gehörte, oder wofür wenigstens nicht so viel Gewicht hätte gerechnet werden sollen; und endlich, weil wir die Wage überhaupt ergriffen und die schwarze Schale unter die Traufe unseres Frevelsinnes *) gebracht haben. Nach dem ersten, und letzten Grunde kann natürlich von Wägen keine Rede mehr sein, und es ist nur zu Bestätigung des zweiten Grundes, daß wir zu bedenken geben, wie es ja nun einmal die Natur des Schönen und Zarten auf der Erde sei, bald zu verwelken und spurlos zu verschwinden, und wie nun einmal fast der allgemeine Erdenlohn des Vortrefflichen Vergessenheit sei. Wenn die Ungläubigen an einen „Verdienstüberschuß" **) der Menschheit von diesem Bekenntnisse Gebrauch machen wollen, so haben wir es zu erleiden, vorausgesetzt, daß sie dagegen sich zu der Billigkeit aufschwingen, in die goldene Schale ein gleiches Gewicht für die Erscheinungen zu werfen, daß der Weihrauch in dem Maaße den Sinnen der Menschen verschwindet, als er sich dem Throne Gottes nähert, — daß die Musik in der Entfernung verhallt, u. s. w. — Wollen sie aber nicht ein gleiches Gewicht dafür in die gute Schale werfen — denn etwas Bosheit mag doch wohl dabei sein, daß die üblen Thaten unserer Mitmenschen (mit unsern eigenen ist es umgekehrt) wie Monumente von Gußeisen in unserer Erinnerung stehen bleiben, die guten aber, wie Rauch, daraus verschwinden — so fällt doch durch die bloße Erwähnung der Chimborasso's der vergessenen, und der im Stillen verübten Wohl- und Edelthaten *) eine solche Macht auf unsere Seite, daß wir uns unmöglich mehr darum bekümmern können, wie viel Gewicht man auf die Anklage legen will, daß die Leute immer nur das Schiefe schief, aber nie das Gerade gerade finden, alle von der Dienstentlassung der Beamten, alle von dem Falle ihrer Nachbarinnen sprechen: niemand ihre treffliche Verwaltung niemand ihre Sittsamkeit rühmt. —

„Wer aber sucht in niedern Hütten
Die anspruchlose Tugend auf?
Wer flicht den Kranz für reine Sitten?
Wer lohnt der Frommen Lebenslauf?" **)

singt — ach, sang — eine edle Dichterin, — die Würdigste des Geschlechts, das in millionen, hier unter Rosen, Tulpen und Hortensien, dort unter Schlüsselblumen, Maililien und Waldlorbeer ***) dort und da, und hier unter Dornen, Stechpalmen und Schilf geräuschlos dahinfließenden Bächen den Mississipi der menschlichen Tugend, und des Verdienstes schwillt — die Herrliche welche auch längst jenes Loos des Schönen und Zarten auf der Erde, (aber nicht die Vergessenheit) traf, indessen der härtere Baum, unter welchem diese Wunderblume mit Rosen und Lilien an Einem Stamme, (ich hätte eben so wohl sagen können, dieses Veilchen) blühte, noch fortgrünt, wie eine Trauerweide am Ohio (es möchten ihm denn Bremens Edle — vielleicht sogar ihre holden Frauen, die Blätter, die er auf „den Bürgerfreund streut, als Früchte anrechnen wollen). —

*) Nil humanis arduum est — coelum ipsum petimus stultitia — japeti genus audax omnia perpeti u. s. w. Horat.

**) „Supererogatio Sanctorum." Thomas von Aquin.

*) Geh. Off. 7, 9.
„Danach sah ich eine große Schaar, welche niemand zählen konnte aus allen Völkern, und Stämmen — angethan „mit weißen Gewanden, und mit Palmen in ihren Händen."

**) „Die stille Tugend" von Cathinca Schücking, geb. Busch, geb. zu Ahlen den 26. Januar 1791, gest. zu Ludmillenhof den 2. Nov. 1831. S. von Schindler's Lexicon deutscher Schriftstellerinnen.

***) Waldlorbeer, Calmia latifolia, die Pracht der amerikanischen Wälder im Junius, (den Apfelblüthen ähnlich, doch größer und mit doppeltem Kelche.

„Hoch über'm finstern Grab der Zeit schwebt Glauben an Unsterblichkeit.“ Daher kehren wir von dem Grabe der Theuern, die nicht todt ist, heiter in den Kreis der Lebenden zurück.

Im andern Falle, wo wir nämlich das „leichter“ in der Frage, ob es leichter sei, die Schmach, oder die Ehre des menschlichen Geschlechtes zu beschreiben, nicht von der Masse der Materialien, sondern in dem Sinne verstehen, in es in dem Satze hat: „es ist leichter, eine fremde, als seine eigene Gattin tadeln zu hören“, da sollte man sagen, müsse schon derjenige, welcher nur eine solche Frage aufstellen könnte, in Verdacht kommen, daß er sich für 30 Silberlinge, oder gar umsonst dazu verstehen werde, den Advocatus diaboli (römischen Teufelsanwald im Processe der Seligsprechung) in der Sache der Menschheit zu machen. —

Und doch ist es nicht so; doch ist jene Frage auch für wohlwollende Menschen motivirt. Denn es geht der Menschheit, wie es dem göttlichen Normalmenschen ging. Es giebt Leute genug, welche ihr Wunden und Beulen schlagen, eine künstlich von Dornen, (die überall zur Hand sind) geflochtene Krone auf das Haupt drücken, daß das Blut herabströmt, und nichts mehr von den schönen Zügen des Antlitzes zu sehen ist, in welchen wir „den Abglanz Seiner Glorie“ bewunderten: ihr einen blutrothen Lumpen umhangen, ein Rohr, das Symbol beugsamer Charakterlosigkeit, in die Hand geben; vor dem Jammerbilde lachend niederknieen, „sei gegrüßt du königliche Menschheit,“ spotten, es hinausführen, und vom Volke fordern, es als das vera Ikon (ächte wahre Bild) seines Geschlechts anzuerkennen, ob auch selbst manche Juden schreien,“ weg mit ihm, wir können es nicht in unserm Tempel dulden.“

Andere machen es nicht so arg. Sie sind z. B. zu gewissenhaft, um uns alle moralische Heldenthaten griechischer, und römischer Männer und Frauen aus der goldenen Schale zu entwenden. Allein sie meinen doch, die einzelnen schönen Farben, die sie nicht läugnen mögen, könnten sich ewig nicht zum Regenbogen vereinigen, wenn ihn auch Gott, treuherzig die Selbsttäuschung übersehend, womit er voraussetzte, die Menschheit könne und werde einmal werden, was sie in Jesu Christo („der vor Abraham ist“) werden soll, zum Friedensbogen machte, und wieder Oelbäume, Palmen und Balsampappeln, und Lilien, Rosen und Mimosen *) die Hülle und Fülle wachsen und blühen ließ. —

Sie sind übrigens mit dem violetten Schleier, mit dem blonden Lockenstrome, mit dem deutschen blauen Auge, mit nichts an unserm Bilde der Menschheit zufrieden. Aus dem Schleier, sagen sie, müßten die silbernen Sterne, die sie für Bilder des Morgensternes halten, welchen ja nur die wildeste Phantasie aus der physischen in die moralische Welt verschleppen könne; nein, stille, es müsse eigentlich ein schwarzer Doppelschleier, und nicht zur Seite hinabwallend, sondern mit der Tunike niederfallend, sein. Das Gesicht sei zu deutsch, es müsse mehr römisch sein — mit schwarzen brennenden Augen, Olivenhaut und Rabenhaar. Die Cyane in ihrer rechten müsse gegen eine Eglantine **) in der linken vertauscht werden. — So lassen sie ihre Menschheit malen, und wenn sie die Künstler nicht bitten, im Hintergrunde einen Novemberhimmel, an welchem die Sonne hinter einem Cedern-, und Cypressenwalde untergeht, und irgend eine allegorische Figur (nur um Gotteswillen keine Göttinn) anzubringen, welche so etwas wie die

*) Mimosa pudica. Lin. Sinnpflanze. Bild weiblicher Sittlichkeit. Sie zieht bei jeder Berührung die Blätter ein, und biegt die gegliederten Zweige zusammen.

**) Eglantina — Lin. gelbe Rose, Bild der Untreue. —

Schutzherrin der Nacht-, und Nicht-Jungfrauen der Epheu-gott auf der Tonne und der Mercur, und das acherontische Richterpaar, — überhaupt Erbärmlichkeit, und eine derbe Tracht ewiger Verdammniß, verständlich genug andeute, so enthalten sie sich nur darum der Aeußerung dieses Wunsches, weil das Werk nach Verhältniß des Werthes seines Hauptgegenstandes — zu kostbar werden würde. —

Warum jene so grausam und diese so unmilde mit den Menschen verfahren — den Menschen von dem selbst ein gekrönter Jude sang:

„Der Mensch ist das Werk Deiner Hände. Du bildetest ihn nur um etwas geringer, als die Engel, und krönetest ihn mit Ehre und Ruhm.“

Mit den Menschen, — in deren Hütten Selbst Jesus kam „in Einem Wohlthun seine Erdenbahn dahinwandelnd“ — nie ermüdet, nie entmuthigt, nie verzweifelnd, weil „bei Gott kein Ding unmöglich ist;“ — deren Kinder Er zu sich rief und segnete — über deren todte und lebendige Todten er weinte, wie ein Kind — deren Armen und Mühseligen, und mit schwerer Lebensbürde, wie Kameele in Arabiens Wüsten, Beladenen alle er zu sich rief — welchen er versprach, „wenn er erhöht sein werde, wolle er alles an sich ziehen“ — welchen er den gesegneten Kelch, den zweinatürlichen Wein, als Symbol (denn was bedarf es eines Andenkens an Ihn) geistiger Ausbildung, und Vollendung ihrer göttlich-menschlichen Natur reichte, daß sie alle daraus tränken, eben der Jesus reichte, dem unter den Oliven des Berges der Geist nicht lügen konnte, wenn er ihm an so manchem mondhellen Abende die Versöhnung des Menschengeschlechtes versprach: — der selbst Ehebrecherinnen, die nach dem Gesetze grausigen Todes sterben mußten, nichts zu sagen hatte, als „gehe hin, und sündige nicht mehr;“ und der dem lästernden Sünder, ganz im Geiste seines Vaters, der auch des Sünders bester Freund bleibt, (weil Sein Auge scharf genug ist, schon in Seiner häßlichen Puppe den Diamant-Schmetterling zu sehen), indem er zu dem Reuigen redet, nur das milde Urtheil spricht, daß Er nicht heute noch bei Ihm im Paradiese sein werde — welcher endlich, vielleicht mit der Dornenkrone auf dem Haupte (dem schönen Priesterdanke, womit sie die Könige der Geisteswelt zu Königen der Erde krönen, denn „Es soll“ ja „der Dichter mit dem Fürsten gehen“ Weil beide auf der Menschheit Höhen stehen!“) selbst vom Kreuze noch den Oelzweig des Friedens seinen Feinden zuwarf, sie mit Unwissenheit entschuldigte, und mit den sinnschweren Worten verschied — Es ist vollbracht.

Wir haben uns zu lange beim Kreuze verweilt — doch wer kann zu lange beim Kreuze verweilen? Wer? — der Theologe, welcher mit Kätzentritten den Kalvarihügel hinan schleicht — seine Feder in das Blut der Wunden taucht — und, horribile dictu, damit ein Dogma schreibt — dann, o ihr unterirdischen Mächte, im weiten Kreise um den erhoben noch erhabenen Todten schreitet, und — die Platform des Golgatha bedächtig zu einem Tummelplatze für Controversen-kämpfe der Ritter von der feurigen Zunge, und daneben zum Lanzenwerfen, Ringstechen, Kreiseljagen und allerlei Muthwillen für ihre Knappen, und Pagen abmißt. — Wer vermag sich vor Entsetzen noch zu erinnern, was er sagen wollte — wer von dem Schwindel, als käme er an einem Sabbaths-Mittage im August aus einer Presbyterianerkirche zu Newyork, vor dem nächsten Sonntage zu erhohlen — wer auf seine, und jede andere Frage vor der Hand etwas

anderes zu erwiedern, als, was der Nordamerikaner sagt, wenn er, obwohl in seinem eigenen Ward, nach dem Wege befragt wird: I don't know. *)

* Sprachgemälde.

Kann man ein kindliches, weibliches, liebendes Gemüth, und die Bestimmung der Gattinn zur Verschönerung des Lebens anschaulicher, lebendiger, anziehender schildern, als es von James, dem zweiten Walter Scott, in den wenigen Zeilen geschehen ist, die wir übersetzt aus dem Werke »Philip Augustus« Band 1. S. 61, unsern Leserinnen mittheilen. Können sie zwar kaum ohne Verflüchtigung des süßen Duftes, worin sie in der Ursprache der große Dichter zu hüllen wußte, dem deutschen Publicum gegeben werden, so haben sie doch einen solchen innern Gehalt, daß auch wir fragen zu dürfen glauben, wer kann sie lesen, und die schöne Agnes von Merania nicht lieben?

Philip August

»Geh, süße Agnes, und laß deine Mädchen in den Pallastgärten alle die schönsten Blumen pflücken, die Tische in der Halle zu bestreun.«

(Königinn, mit Wärme einfallend:)

»Aber sie sollen mir genug für Eine Krone sparen, wenigstens, um meines Königlichen Philip's Helm zu schlingen am Tourniertage. Nein, ich will eilen, selbst für die Blumen zu sorgen.« —

Die Liebliche war nicht Mutter — sonst hätte ein »o Mutter, laß uns mitgehen« von einer sie umjubelnden Schaar von Häuslichen-Himmelsengeln die paar Züge jener Meisterhand als Gemälde eines vollendeten häuslichen Glückes auf den höchsten Preis gebracht.

Und diese Agnes konnte ein Innocens III. tief in das Heiligthum dieses häuslichen Glükkes, und dieses Herzens dringend, unerbittlich verfolgen, unendlich ängstigen, das Rosenband ihrer Verbindung zerreißen, und in den Tod des gebrochenen Herzens treiben!! — — — —

Und es konnte selbst ein Philip August mit aller seiner Majestät, und aller seiner Liebe das Lamm, welches sich so vertrauensvoll an sein Herz gelegt hatte, vor den Eisenklauen des unsterblichen Adlers nicht schützen, der vom Kapitole der Titusse, Trajane, und Antonine sich aufschwingend, die dunkeln Fittige weithin über Erde und Meer verbreitete, und bald auf die Ufer der Donau, der Seine, der Themse, der Weichsel, und des Arno niederschoß; bald auf dem Forum zu Neapel einen Conradin, das letzte Kind der Hohenstaufen, trotz seines Schmerzensrufes: „O, Mutter, Mutter," erbarmungslos zerriß; bald eine noch zartere Blüthe, die liebliche Agnes, selbst von eines Philip's Busen, und von dem Throne riß, um welche sich Frankreichs Edle, wie keine, durch tragische Schicksale und weibliche Liebenswürdigkeit begeistert, wie Schaaren von Cherubinen mit flammenden Schwertern, zum Schutze ihrer angebeteten Monarchin — vergebens drängten. —

Schücking.

* Brod-Taxe.

Bei der im gestrigen Wochenblatte angekündigten Brod-Taxe ist

überjähriger Braunschweiger Waizen à 155 Rt.
" Sand-Roggen . . . . . à 85 Rt.

die Last angenommen, und ist diese Taxe so vielseitig besprochen, daß das Publicum, um das Bäcker-Amt nicht im Verdacht zu haben, als wolle dasselbe auf Kosten seiner Mitbürger nicht allein am Brod, sondern auch an seinen Einkäufen in Waizen und Roggen ꝛc. verdienen, wohl wünschen darf, zu erfahren, auf welche alte herkömmliche Weise jene Taxe begründet werde, und

*) Ich weiß es nicht. —

Einsender dieser Zeilen, glaubt den Wunsch vieler seiner Mitbürger auszusprechen, wenn er um eine solche Belehrung bittet.

Es ist bekannte Thatsache, daß die hiesigen Bäcker keinen Braunschweiger Waitzen verarbeiten, und daß, wenn sie auch in diesem Monat überjährigen Braunsch. Waitzen verbacken wollten, sie keine 10 Last hier auftreiben könnten. Neuer 125tl. Weser Waitzen in schöner Waare, wie die Bäcker ihn zu ihrem Verbrauch selbst nicht immer kaufen, ist am 29. Sept. zu 122½ Rt. verkauft, warum also bei der Taxe den Preis von 155 Rt. annehmen? für die Bäcker kann das Fallen der Waitzen-Preise kein Nachtheil sein, denn wenn man mir einwerfen wollte, sie haben theuern Waitzen auf dem Boden, so ist meine Antwort: „Nein.“ Bei den Aussichten einer reichen Erndte, wo die Waitzenpreise nur durch die Ausfuhr nach England so hoch gestiegen waren, haben sich die Bäcker wohl gehütet Vorräthe sich anzuschaffen, und bei der starken Frage für die Ausfuhr konnten sie es auch gar nicht.

Roggen zu 85 Rt. taxirt giebt den Grobbäckern bei weitem nicht den Vortheil, als Waitzen den Weisbäckern zu 155 Rt., obgleich man getrockneten Rigaer Roggen zu 78 Rt. kaufen kann.

Wenn nun die Antwort auf meine Frage dahin ausfällt, daß, in Folge alter Gerechtsame des Bäckeramtes die Taxation so und nicht anders von dem beeidigten Mäkler gemacht ist, so frage ich wieder, warum muß die Bürgerschaft Bremens bei den ohnehin so vielseitigen Beschränkungen, welche dem einen Bäcker gegen den andern zum Schaden des allgemeinen Besten durch den alten Schlendrian auferlegt sind, unter solchen Gerechtsamen der Aemter leiden, und theureres Brot essen, als der Einwohner jedes andern in der Nähe liegenden Ortes. Ist es denn daher zum Besten der Bürgerschaft nicht möglich, daß solche, sie so hart drückenden alten Gerechtsame eines Amtes aufgehoben würden, und jene auch die Segnungen einer reichen Erndte, eines wolfeilen Brodes durch eine richtige auf den Marktpreis basirte Taxation genieße? Sehr zu wünschen wäre es, wenn dies vielseitig in diesen Blättern von darin noch erfahrenern Männern, als ich es zu sein, mich gerne bescheide, besprochen würde, damit Bremens freie Bürger sich nicht schlechter durch die Gerechtsame eines Amtes stehen, als Unterthanen eines monarchischen Staates, in welchem solche Zunft-Gerechtsame Zum Frommen der Unterthanen nicht mehr bestehen.

Den 1. Oct. 1840.

Nachschrift.

In dem heutigen Bürgerfreunde, der mir erst nach Abfassung des vorstehenden Aufsatzes zu Gesicht gekommen lese ich auf eine frühere Anfrage, welche mit Vorstehenden gar nichts gemein hat, eine Erwiederung, des hiesigen beeidigten Kornmäklers, Herrn Georg Heinr. Bärentz, die aber mir gar nicht genügt. Er selbst sagt, daß kein alter Waitzen à 152½ Rt. mehr zu haben wäre. Ich frage nun darauf, ob denn die Bäcker solchen à 155 Rt. kaufen können, und ob sie überhaupt Braunschweiger Waitzen kaufen, ferner ob denn nicht der neue Waitzen eben so gut wie der neue Roggen, jetzt gleich zum Backen verbraucht wird, nachdem kein alter mehr da ist. —

* Acrostichon.

Paulus an Standhaftigkeit
Anscharius an Humanität
Nicodemus an Wahrheitsdurst.
Johannes an Liebe
Erasmus an Fleiß
Luther an Muth. S.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshof.

Die

SCHNELL-POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 80 des Bürger-Freundes für 1840.

Sonntag, den 4. Oktober.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Bei dem jüngsten Einzuge des Königs in Berlin hatte ein Schneider in der Königsstraße sich ein drolliges Transparent ausgedacht: Ein Adler, darunter ein Schneider mit dem Bügeleisen, unter ihm die Inschrift:

„Unter deinen Flügeln
Kann ich sorglos bügeln."

Der „Ofner Spiegel" schreibt aus Brünn: „Gegen Ende vorigen Monats stieß ein Jäger, in der Gegend von Jamnitz (Znymer Kreis), als er einem Wilde nachspürte, in einer Höhle auf ein Wesen, das weder Mensch noch Thier zu sein schien; der Körper war ganz mit Haaren bewachsen, die Augen rollten unstät umher, und Alles war in einem höchst verwilderten Zustande. Erschreckt wollte der Jäger sich entfernen, als ihn das vermeintliche Ungethüm in böhmischer Sprache anredet, und ihn versichert, daß er nichts zu befürchten habe. Der Wilde erzählte hierauf seine Geschichte, woraus hervorging, daß er der Sohn eines Bauern sei, der ein Bauermädchen liebte, dessen Eltern aber keine Heirath zugaben, worauf er in Verzweiflung ein Gelübde gethan, abgeschieden von aller menschlichen Gesellschaft in dieser Einöde zu leben. Hier befinde er sich nun schon seit fünf Jahren, ohne sich mit etwas Anderem als mit Kräutern und Wurzeln zu nähren. Der Jäger eilte fort, holte seine Anverwandten herbei, die sogleich den längst Vermißten erkannten; aber nichts konnte ihn bewegen, zu der Gesellschaft zurückzukehren. Nur nahm er eine Kutte an, um seine Blöße zu decken. Von allen Gegenden strömen nun Menschen herbei, um diesen Einsiedler in seinem Asyl zu besuchen."

Der als geschickter Chemiker bekannte Apotheker Berg in Stuttgart hat künstlichen Asphalt zu Stande gebracht, und schon mehrere Arbeiten für Privatleute damit geliefert, wie auch ein Trottoir am Redoutenhause mit demselben gepflastert. Der künstliche Asphalt soll dem natürlichen an Elastizität, Glätte, Stärke u. s. w. nicht nachstehen, an Wohlfeilheit aber entschieden den Vorrang behaupten.

Die bekannte Bettina, Frau v. Arnim, geborne Brintano, aus Frankfurt, hat ihren Jugendbriefwechsel mit Karoline v. Günderode, aus den Jahren 1804 bis 1806, herausgegeben. Das wunderliche Buch ist „den Studenten" gewidmet, und die Zueignung beginnt mit den Worten: „Die Ihr gleich gold'nen Blumen auf zertretnem Feld wieder aufsprosset zuerst! In fröhlichen Zukunftsträumen der Muttererde huldigt, harrend voll heiligem Glauben, daß endlich Eurer Ahnung Gebild vollende der Genius, und Fe[illegible]n der Liebe Euch umlege, und großer Männer Unsterblichkeit Euch in den Busen säe. — Die Ihr immer rege von Geschlecht zu Geschlecht, in der Noth, wie in des Glückes Tagen auf Begeisterungpfaden schweift; in Germania's Hainen, auf ihren Ebenen und steilen Bergen, am gemeinsamen Kelch heiliakühner Gedanken Euch berauschend, die Brust erschließt, und mit glühender Thräne im Aug', Bruderliebe schwört einander, Euch schenk ich dies Buch."

In einem Berichte aus Berlin wird erzählt: Der ausschließliche Gegenstand der Unterhaltung bildet hier die Schilderung der nun verflossenen Einholungs-Feierlichkeit, und zwar um so mehr, als fast jeder aufmerksame Beschauer von seinem Standpunkte aus, neben den auf die Festlichkeit unmittelbar Bezug habenden Gegenständen, noch reichlichen Stoff zur Betrachtung in anderweitiger Beziehung fand. Und in der That muß man mit den Eigenthümlichkeiten der Berliner einigermaßen vertraut sein, um nicht in ungemessenes Erstaunen über die augenscheinlichen Torturen zu gerathen, denen sich ein großer Theil der Bevölkerung lediglich der besseren Aussicht wegen unterwarf. Daß sich zarte weibliche Wesen auf den luftigsten Plätzen den ganzen Tag über einem sehr scharfen Winde aussetzten, war ganz gewöhnlich; einige andere Facta, die wir zu erblicken Gelegenheit hatten, sind indeß so originell, daß wir es für Sünde halten, sie einer rühmlichen Veröffentlichung zu entziehen. Ein numerirtes Mitglied der Eckensteher-Corporation fand sich zur Gewinnung eines höheren Platzes veranlaßt, auf einen spitzigen Pfeiler zu treten, der nur einem seiner Füße einen Ruhepunkt bot, während sein um das Laternen-Eisen geschlungener Arm das Equilibr gewährte und in dieser Position verweilte er in der besten Laune 9 Stunden. Gleiche Zeit brachte ein anderes männliches Individuum, nur durch ein um seinen Körper geschlungenes Seil gehalten, auf der Dachrinne eines hohen Hauses zu. Aus andern Dächern waren einzelne Steine gehoben und durch die entstandenen geringen Oeffnungen die Köpfe gezwängt. Zwei Gamins von Berlin standen umschlungen wie Orest und Pylades vom Morgen bis zum Abend auf der Kuppe einer Brunnenröhre, und als non plus ultra bot sich ein weiblicher Heros, stehend auf dem isolirten Schornsteine eines dreistöckigen Hauses von früh Morgens an bis zum Untergange der Sonne, den erstaunten Blicken des Publikums dar. Solche Thaten können wohl nicht leicht auf einen affektirten Patriotismus schließen lassen.

Aus Frankreich.

Der Pariser „Charivari" läßt sich aus Deutschland berichten: Es sei ein Gesetz vom Bundestage promulgirt, daß keinem Schauspieler über mehr wie zehn Gulden zu

kreditiren sei, indem alles darüber Geborgte auch ohne erklärten Concurs nicht zahlbar sein solle; die Schauspieler aber hätten dagegen Appellation eingelegt, weil sie sich alsdann nicht mehr sorgenfrei der Kunst widmen könnten, und somit das Drama vollends zu Grunde gehen müsse. Die Sache — schließt der Bericht — sei den Kritikern zur Begutachtung überwiesen, zu entscheiden, ob die Kunst wirklich nicht ohne Borgen bestehen könne? —

Vor einiger Zeit erschien vor dem Zuchtpolizeigericht in Paris ein gewisser Burnier, weil er einen gewissen Lombard gewürgt hatte. Burnier fürchtet nämlich, wenn er einmal sterbe, begraben zu werden, ohne daß seinem Sarge Leidtragende folgen. Um diesem seiner Ansicht nach größten Unglücke für einen Todten zuvorzukommen, trägt er ein Büchlein bei sich, auf dessen erster Seite geschrieben steht: „ich verpflichte mich bei meiner Ehre, dem Leichenbegängnisse des Herrn Burnier beizuwohnen, wenn wir das Unglück haben, denselben zu verlieren; Burnier seiner Seits macht sich verbindlich meinem Sarge zu folgen, im Fall ich vor ihm sterben sollte." Mit diesem Büchelchen ging er dann zu allen seinen Bekannten und ersuchte sie, diese Verpflichtung zu unterzeichnen; war er irgend wo zu Tische, so legte er den Gästen nach dem Dessert gewiß sein Büchlein vor ꝛc. So kam er auch zu dem erwähnten Lombard, mit welchem er am Tage vorher in einem Kaffeehause zum ersten Male gesprochen hatte, und ersuchte denselben um Unterzeichnung. Dieser aber erklärte, er sei alt und es sei höchst unwahrscheinlich, daß Burnier vor ihm sterben könne und überhaupt unterschreibe er keine solche lächerliche Verpflichtung. Darüber erzürnte sich Burnier so sehr, daß er von Worten zu Thätlichkeiten kam und er den alten Lombard an der Kehle packte. Die Sache kam zur Klage, wie erwähnt, und Burnier mußte 150 Franks Strafe, so wie die Kosten bezahlen. Als er aus dem Gerichtssaale fortging, zog er sein Büchelchen aus der Tasche, legte es dem Actuar vor und ersuchte denselben, er möge sich doch auch mit unterschreiben. Da dieser sich lächelnd weigerte, so entfernte sich Burnier achselzuckend.

In den Districten Grosse und Draguignon kündigt sich die Olivenerndte unter sehr schlechten Aussichten an; die Olivenbäume sind schon seit langer Zeit durch Myriaden von Insekten angegriffen, welche die Erzeugnisse zerstören und die Gesundheit der Bäume angreifen. Schon vor zwei Jahren hat die Regierung einen Hrn. Andouin, Mitglied des Instituts, in das Var-Departement geschickt, aber noch immer ist nichts ermittelt. Die Region des Olivenbaums wird ohnehin in Frankreich immer enger, und man sollte alle Mühe anwenden, um die noch vorhandenen Bäume zu erhalten.

Die Verbrecher in Frankreich haben sich nach der neuesten Uebersicht der Criminal-Statistik bedeutend vermehrt. Im Bagno zu Brest sitzen allein vierzehn Elternmörder neben einander. Aus den rebellischen Arbeitern gehen täglich neue Verbrechen hervor; der Lebens-Bedarf ist gestiegen, und die Arbeitslust geringer geworden; da können freilich die bisherigen Arbeitspreise nicht zureichen, aus eigner Schuld dieser Menschen-Classe.

Kürzlich erhielt ein Numismatiker ein Cirkular, welches ihn aufmerksam machte, daß drei seltene Münzen, eine von Dagobert, eine andere von Clovis und die dritte von Childebert verloren gegangen waren. Man versprach eine Belohnung von 1000 Frcs. demjenigen, der sie wiederbringen werde. Den andern Tag um acht Uhr Morgens, kam ein schlecht gekleideter Mensch zu dem Numismatiker, und brachte die drei Münzen. Sie konnten lange nicht des Preises wegen einig werden, endlich erstand sie der Münzenhändler um 600 Frcs. und lief gleich zu demjenigen, dem sie in Verlust gerathen sein sollten, um sich die versprochene Belohnung zu holen. Aber Cirkular und Münzen waren falsch.

Ein Spekulant, welcher sich die Leidenschaft der Pariser Nimrods zu Nutze machen will, hat ihnen dieses Jahr folgenden Vorschlag gemacht. Er will eine Landstrecke von 2000 Morgen Landes zu ihrer Verfügung stellen und versichert, daß sich auf derselben Hasen, Kaninchen und Rephühner im Ueberfluß finden. Wer nun eine Abnimmt, oder mit andern Worten, wer 300 Fr. baar erlegt, soll das Recht erhalten, auf besagtem Gebiete so viel Hasen, Kaninchen und Rephühner zu schießen, als er nur will oder kann. Wahrscheinlich werden sich einige Gimpel durch diesen lockenden Vorschlag fangen lassen.

In Paris hat man jetzt Billardtafeln aus einer großen Schieferplatte, die viel besser sein sollen, als die bisherigen.

Aus England.

Zu Mount Mellerey in der Grafschaft Waterford befindet sich eine Art Mönchskloster, das gegenwärtig 36 Mitglieder zählt, die sämmtlich eine lange braune Kutte tragen. Ihre ganze Zeit ist, die Stunden des Schlafes abgerechnet, dem Gebete oder der Feldarbeit gewidmet. Sie gehen das ganze Jahr hindurch um 8 Uhr Abends zu Bett, und stehen um 2 Uhr wieder auf. Ihre Kost ist bloß vegetabilisch, und wächst in ihrem eigenen Garten; nie essen sie Fisch- oder Fleischspeisen, und ihr einziges Getränk ist Wasser. Ihre Kapelle ist ausnehmend schön, und wird von den zahlreichen Besuchern bewundert, welche der Abt mit großer Gastfreiheit aufnimmt. Die Mönche beobachten stets das tiefste Schweigen, und sind fast unaufhörlich mit ihren ländlichen Arbeiten beschäftigt.

Aus der Schweiz.

Man berichtet aus Solothurn: „Dieser Tage hat sich ein junger hiesiger Maler, hoffnungsvoller Schüler Distelis, getrieben von Liebe zur Kunst und in Abgang anderweitiger Mittel, das ewig einzige Rom, wie Schiller es nannte, zu sehen, und unter seinen Kunstschätzen, Monumenten und Welterinnerungen sich fortzubilden, unter die päpstliche Leibgarde anwerben lassen."

Mosaik.

Fr. Förster wollte im Jahre 1813 in Dresden zwölf Lieder drucken lassen unter dem Titel: „Schlachtenruf an die erwachten Deutschen"; die Dresdener Censur-Behörde, welche damals von dem Geist, der bald darauf so entschieden den Deutschen Freiheit und Selbstständigkeit erkämpfte, noch nicht besondere Notiz nahm, verweigerte jedoch das Imprimatur. Da rückte Blücher in Dresden ein, und Förster brachte ihm das Manuscript, daß er sich dessen annehmen möge. Blücher schickte es ihm zurück mit folgendem Bemerken: „Ich weiß den Wunsch, einige Kriegsgesänge, deren Verbreitung den beabsichtigten Zweck nicht verfehlen wird, durch den Druck bekannt zu machen, besonders zu schätzen, woher ich Dieselben nicht allein hierzu autorisire, sondern auch auffordere, diese Gesänge dem Drucke zu übergeben, und können diese Zeilen zur Annahme-Ordre für die Buchdruckerei dienen." — Haben auch gehörig gedient!

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 80.

Bremen, Sonntag den 4. October 1840.

Gestorben:

884. Den 30. September. Des Arb. Joh. Christ. Wohlers Ehefr., geb. Behrens, 39 Jahr; Schwachhausen Nro. 4.

885. Den 30. — Desselben Tochter, (todtgeboren).

886. Den 30. — Der Arb. Herm. Carl Funcke, 18 Jahr; Hastedt Nro. 42.

887. Den 1. October. Der Schiffer Oldmann Christian Lohmann, 52 Jahr; Krankenhaus.

888. Den 2. — Maria Caroline Klevenhusen, 1 Jahr 8 Monat; kl. Helle Nro. 20.

Nro. 869. Den 2. Oct. Der Amtsfischer Hinr. Riks Klevenhusen, 60 Jahr; Wichelnburg Nr. 5.

— 870. Den 2. — Der Oberländische Schiffer Hans Joh. Fincke, 72 Jahr; hinter der Holzpforte Nro. 19.

— 871. Den 2. — Des Arb. Friedr. Beyer Sohn, (todtgeb.); Schwachhausen.

— 872. Den 2. — Der Maurermeister Jacob Schröder, 54 Jahr; Bleicherstraße Nro. 29.

Geboren:

1176. Den 28. September. Des Johannes Friedr. Mertz Ehefrau, geborne Voß, Fedelhören Nro. 3 D; von einem Knaben.

1177. Den 29. — Des Tischlers Wilh. Stelling Ehefr., geb. Casten, Buntenthorssteinweg Nro. 146; von einem Mädchen.

1178. Den 29. — Des Cigarrenmachers Joh. Conrad Friedrich Ruscher Ehefr, geb. Eickhoff, hinterm Pauleberg Nro. 81; von einem Mädchen.

1179. Den 29. — Des Schneiders Luer Prigge Ehefr., geb. Mahler, Hastedt; von einem Knaben.

1180. Den 29. — Des Arb. Otto Gerhard Warnken Ehefr., geb. Osmers, außerm Steinthor Nro. 53; von einem Knaben.

1181. Den 30. — Des Arb. Joh. Christoph Wohlers Ehefr., geb. Behrens, Schwachhausen Nro. 4; von einem todten Mädchen.

1182. Den 30. — Des Arb. Heinr. Beckedorff Ehefr., geb. Deitmer, hinterm Stephani Nr. 16; von einem Mädchen.

Nro. 1183. Den 30. Sept. Des Schlachters Barth. Friedr. Thomsen Ehefr., geb. Hartwig, kl. Annenstraße Nro. 33; von einem Knaben.

— 1184. Den 30. — Des Arb Herm. Sengstacke Ehefr., geb. Sengstacke, Osterthorssteinweg Nr. 98; von einem Knaben.

— 1185. Den 30. — Des Schuhmachers Berend Boschen Ehefr., geb. Hübers, gr. Johannisstraße Nro. 70; von einem Mädchen.

— 1186. Den 1. October. Des Schullehrers Martin Grelle Ehefr., geb. Siedenburg, Rembertikirchhof Nro. 4; von einem Mädchen.

— 1187. Den 1. — Des Küpergesellen Joh. Wilhelm Claussen Ehefr., geb. Rogge, Neuenstraße Nro. 10; von einem Knaben.

— 1188. Den 1. — Des Segelmachers Joh. Wilhelm Buhrmann Ehefr. geb. Mertens, Timmerstraße Nro. 2; von einem Knaben.

— 1189. Den 2. — Des Arb. Friedrich Beyer Ehefr., geb. Brettmann, Schwachhausen; von einem todten Knaben.

— 1190. Den 2. — Des Arb. Hinr. Woltjen Ehefr., geb. Bodeker, Fangthurm Nro. 3; v. e. K.

Proclamirt sind:

892. Der Tabacks- und Cigarrenfabrikant Johann Schierenbeck und Elisabeth Grafstedt hies.

893. Der Tischleramtsmeister Joh. Friedr. Dolder und Juliana Müller hieselbst.

894. Der Glaseramtsmeister Ernst Friedr. Adolph Thies u. Lucie Margar. Fincke hieselbst.

895. Der Knopfmacheramtsmeister Chr. Heinr. Theodor Struve und des verst. Knopfmacheramtsmeisters Joh. Heinrich Wuppesahl Wittwe, Aleid Jans, geb. Ranninga, hies.

896. Der Blechenschlägeramtsmeister Carl Koch und Anna Beling hieselbst.

897. Der Tischleramtsmeister Joh. Heinr. Menke und Johanna Magdalena Kirchhoff hies.

898. Der Freischlachter Chr. Birtner und des verst. Freischlachters Johann Frese Wittwe, Christina Sophia, geb. Görks, hieselbst.

899. Der Branntweinbrenner Joh. Gerd Kreyenhop und Lucia Meincken hies.

900. Der Arb. Joh. Diedr. Schäfer u. Anna Dorothea Wellinghausen aus Colnrade.

Nro. 421. Der Cigarrenmacher Diedr. Bindhammer hies. u. Marianne Vey aus Gerösfeld in Baiern.

— 422. Der Cigarrenmacher Hinrich Murken und des vst. Klanderknechts Jürgen Heinr. Heuerhusen Wittwe, Magdalena Catharina, geb. Oelrichs, hieselbst.

— 423. Der Schiffszimmermann Joh. Phil. Schmalhausen und Gesche Margar. Catharina Sorger am Gröplingerdeich.

— 424. Der Reepschlägergesell Peter Sorger am Gröplingerdeich und Wollbrecht Horning hies.

— 425. Der Decorationsmaler Joh. Albert Lankau zu Dresden und Augusta Friederike Luise Ruccius zu Berlin.

— 426. Der Arb. Joh. Hinrich Lefers zu Brinkum u. Juliane Sophia Ruschmann aus Verden.

Vom zweiten Aufgebot sind dispensirt:

— 427. Der Schiffscapitän Jacob Otten und Catharina Krauß hieselbst.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 81.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 8. October 1840.

Des Lebens breiter Strom hat ausgefluthet,
Die Menschenherzen haben ausgeblutet,
Die Thiere zu dem Staube sich gesellt,
Und nahe ist die Stunde einer Welt.

Scene aus: „Das letzte Menschenpaar."

(Fortsetzung.)

O Gaukelspiel! so kindisch ausgedacht,
Du, mit des Satans Beistand nur vollbracht,
Für dich sah ich die Welt zum Göhen beten,
Und sah erhöht am Kreuze den Propheten.
Ich habe nicht geglaubt des Falschen Wort.
Doch weil ich lebe, lebt es mit mir fort.
Ich habe drum ertragen Schmach und Hohn:
„Das ist der Mann, der unsres Gottes Sohn,
Als er das Kreuz trug, von der Schwelle stieß,
Drum ist verschlossen ihm das Paradies,
Ihm ist die Ruhe und der Tod verwehrt
Bis zu dem Tage, wo Er wiederkehrt."
So hat das Wort vernichtet meine Ruh',
Es rief's ein Volk dem neuen Volke zu
Und um das Wort hab' ich den Tod gesucht,
Hab' ich dem Leben und der Welt geflucht,
Hab' mich erniedrigt selber bis zum Staube
Dem Haß des Volks und meinem Haß zum Raube,
Und hab' Jahrtausende auf Den geharrt,
Der deinem Volk von dir verheißen ward.
Bald — und die Weltenuhr hat ausgeschlagen,
Bald — und des Herrn gewalt'ge Arme tragen
Dem neuen Volke seinen Heiland zu,
Und Ahasver geht ein zur ew'gen Ruh,
Ich hör' des Paradieses Pforten klingen,
Ich hör' die Priester bei dem Opfer singen,
Wenn ich im Kreise meiner Väter stehe:
Hosianna, dir Jehovah, in der Höhe!"
Ich hab' mit meinem Blut den Fels geröthet,
Doch hat kein Schlag mein greises Haupt getödtet,
Ich hab' dem Meere meinen Leib gegeben,
Doch unter Leichen trug es mich zum Leben,
Ich hab' den grim'gen Flammen mich geboten,
Und blieb allein lebendig unter Todten; —
Weh, welch ein Schrei'n entstieg der bangen Seele,
Als ein Jahrtausend ich in dunkler Höhle
Mit wildem Trotze meinem Gott geflucht!
Und in Jehovah's Wuth den Tod gesucht;
Weh, welch ein Aechzen war so gräßlich tief,
Als ein Jahrhundert ich Jehovah rief,

Als ich mit wundem Fuß und wunden Händen
Die Welt durchrannte bis zu beiden Enden,
In jedem Schmerz, in jeder Qual des Lebens
Den Tod gesucht — weh mir! und stets vergebens!
Da ward es still in mir, wie in der Nacht,
In der der Priester am Altare wacht.
Ob die Jahrtausend' nach Jahrtausend' kamen
Mit neuen Völkern und mit neuen Namen,
Und ob die Welt gejauchzet, ob geweint,
Ob sie zerrissen sich, ob sich vereint,
Ich stand ein Fels in aller Zeiten Brandung
Und schaute aus nach des Erlösers Landung.
Ich habe nicht des Falschen Wort geglaubt,
Es hat die nimmer deinen Knecht geraubt. —
Sieh da sein Reich! Du streckest deine Hand,
Da legte sich die Dürre auf das Land,
Sie trank die Meere aus und trank den Thau,
Und jede Wolke an des Himmels Blau,
Und hat sich von des Feldes Frucht genährt,
Und hat des Berges süßen Most verzehrt,
Gelagert sich auf Wald und Strauch und Kraut,
Und auf die Städte, die der Mensch erbaut,
Und auf das Vieh und auf des Volkes Sünde
Und ihren Staub zerstreut in alle Winde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vergiftungsprozeß der Mad. Lafarge.

(Fortsetzung.)

Alles geht jetzt fort; nur Lafarge's Frau und der Arzt bleiben; dieser sitzt auf dem Bettrande und stillt das Blut, welches noch aus den Wunden der ihm gesetzten Blutegel fließt. Der Kranke flüstert, ohne die Augen zu öffnen: „Emma, zu trinken." Emma heißt seine Schwester; seine Frau nimmt das Glas vom Kamingesimse und reicht ihm einen Löffel voll kaltes Wasser; jetzt schlägt Lafarge die Augen auf, erkennt seine Frau, macht eine leise Bewegung, trinkt aber doch, deutet den Arzt, als seine Frau das Glas fortsetzt, mit bitterem Lächeln und Kopfnicken auf sie hin und stößt ihn an; dieser giebt ihm gleichfalls durch einen Druck zu verstehen, er solle nichts sagen, er sehe schon ... „Ich hatte gesehen!" ruft der Zeuge und das ganze Auditorium fährt zusammen.

Als der Kranke immer schwächer wird, läßt Mad. Marie den Pfarrer von Beyssac holen. „Sie sagte zu mir, was sie am meisten ängstige, sei, daß sie seit heute die Erfahrung mache, daß ihr Mann ihre Liebkosungen gar nicht erwiedere, sondern jedesmal den Kopf wegwende, wenn sie ihm nahe käme." So schließt der Zeuge seine wichtige Aussage. Die Sitzung wird bis gegen Abend suspendirt. Es wird der Rapport der ärztlichen Experten vom 22. Januar vorgelesen. Massenat, Tournadour, Lespinasse und Bardou, Aerzte und der Pharmacent Lasosse geben Bericht über ihre chemischen Untersuchungen. Der Schluß lautet: „Wir schließen aus diesen Experimenten, daß die Eiermilch eine große Quantität Arsenikacid enthielt, daß das Brotwasser und das Zuckerwasser Arsenikacid enthielten, daß das Bier, der gestoßene Zucker und das Gummiwasser keine giftige Materie enthielten, daß die ausgebrochenen Flüssigkeiten kein, wenigstens durch die Reactiven erkennbares Arsenikacid enthielten, daß die Flüssigkeit im Magen und dieser selbst Arsenikacid enthielt, daß der Tod des Herrn Lafarge die Folge von Vergiftung durch Verschlucken von Arsenikacid sei. Der Rapport vom 31. März berichtet über ein von Doctor Lespinasse eingereichtes Pulver, welches als Arsenikacid, über ein anderes von Mlle. Emma Pouthier, das als Gummi, über ein anderes, das als Potasche, erkannt wurde u. s. w., und endlich über ein Paket, das für Rattengift gehalten wurde, aber kein Arsenik enthielt.

Der Doctor Massenat bestätigt das von den andern Aerzten Gesagte und fährt fort: „Ich beharre bei unserem gegebenen Rapporte. Man wird diese Schlüsse vielleicht angreifen und behaupten, wir könnten uns nicht für die Arsenikvergiftung aussprechen, weil die letzte chemische Operation, nämlich diese Substanz in den Zustand des Metalles zurückzuführen, mißglückte,

weil der bei dem Experimente angewendete Tubus zerbrach; wie dem aber auch sei, wir haben nichts desto weniger die Ueberzeugung, zu einem wahren und rationalen Resultate gelangt zu sein. Massenat kommt dann auf ein verbreitetes Gerücht, als habe der berühmte Chemiker Orfila zu Paris später die Analyse der Substanzen vorgenommen und das entgegengesetzte Resultat gefunden. Er liest einen Brief Orfilas vom 30. Juli vor; derselbe sagt: „Ich ward nie mit der Untersuchung des Körpers des Herrn Lafarge beauftragt, auch nicht mit der der Getränke, welche der Todte nehmen sollte; folglich bin ich der Angelegenheit durchaus fremd."

Jetzt tritt der Anwalt Paillet auf, erklärt, er habe sich an Orfila gewendet und liest nun einen Brief desselben vom 20. August vor, in welchem sich Orfila entschieden dahin ausspricht, daß kein Resultat sicher sei, wenn die letzte, die Metallextraction fehle. — Es kommt nun zu einer Debatte; Orfila soll von Paris herbeschieden werden, die chemische Untersuchung von neuem beginnen. Massenat besteht darauf, Lafarge sei vergiftet. Lafosse stimmt den übrigen Zeugen bei. — Jetzt tritt ein Herr Sirey, Pariser Advokat, auf und berichtet: neun oder zehn Tage vor Lafarge's Tode habe er mit seinem Pachter aus Lembord, Angelvy, der zugleich sein Vetter sei, gesprochen und auch über Lafarge. Er, Sirey, habe dessen gute Heirath gerühmt, da er nun sein Geschäft mehr ausdehnen könne; worauf Angelvy erwiedert habe: „Sein Glück wird nicht lange dauern, denn seine Frau wird ihn vergiften!" — Es wird bestimmt, daß Angelvy vorgefordert und um den Grund dieser Aussage befragt werden solle. — Eine neue Untersuchungscommission von Chemikern wird ernannt und beeidigt u. s. w. Damit schließt die Sitzung des zweiten Tages.

Die Sitzung am 5. September. — Mit jedem Tage wächst der Zudrang des Publikums; obgleich sich der Regen in Strömen ergießt, wogen die Zugänge zum Justizpalaste von Menschen; beneidet werden die Auserwählten, welche ins Innere gelangen. Trotz mancher Längen und unvermeidlichen Wiederholungen haben die ersten beiden Tage großes Interesse erregt, die Lafargisten und Anti-Lafargisten werden immer lauter, ihre Beweise oft handgreiflich. Auch darin gleicht dieser unselige Prozeß einem Drama, daß sich die Sonne der Wahrheit immer wieder und wieder hinter neuen Wolken birgt, und manche Enthüllungen plötzlich wieder in Verhüllungen umschlagen. Was ist hier Wahrheit, was Gaukelspiel?

Die Richter haben einen schweren Stand. — Um halb neun Uhr wurde die Sitzung eröffnet.

Der Präsident, nach einigen Vorgängen von geringerem Belange zu den Experten, Herren Dubois Vater und Sohn und Dupuytren: Meine Herren, können Sie in der Sitzung operiren? — Dubois: „Wir können hier nur die einfachsten Experimente machen, die Operationen an den organischen Partieen werden wohl besser außerhalb dieses Kreises angestellt; der Geruch würde vermuthlich unerträglich sein." Der Präsident verordnet also die Fortschaffung des Kastens ins Laboratorium der Chemiker; über die Resultate erwartet der Hof den genauesten Rapport. Dubois: „Das Gefäß, welches den Magen enthält, ist mit Papier umwickelt; ich wünschte, daß dasselbe abgenommen würde, damit wir sehen, was darin ist." Dies geschieht; allgemeine Bewegung. Die Chemiker versprechen erst die organischen Theile und dann die in denselben enthaltenen Flüssigkeiten zu untersuchen und entfernen sich. — Man schreitet wieder zum Zeugenverhör.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Schlachten bei Abukir.

(Beschluß.)

Nimmt man die Kosten zur Herstellung eines Kriegsschiffes im Durchschnitt zu einer Million Thaler an, so brachte diese eine Nacht den Franzosen einen Verlust von 13 Millionen Thalern und die Besetzung von Aegypten ward, ohne eine Flotte, zu einem hoffnungslosen Unternehmen. Minder bedeutend war der Verlust an Menschen. Trotz dem mörderischen Feuer von 2000 Geschützen zählten die Franzosen nur 3500 Todte, die Engländer nur 900 Todte und Verwundete; aber die Franzosen, welche ihre Schiffe sehr stark zu bemannen pflegen, verloren 3000 Gefangene, die jedoch Nelson, weil er sie nicht Alle lassen konnte, unter dem Versprechen, bis zur Auswechslung nicht gegen England zu dienen, nach Alexandrien zurückschickte. Viele Franzosen, welche in der Nacht schwimmend oder auf Kähnen das Ufer erreichten, wurden von den Beduinen niedergemacht; doch fehlte es auch nicht an wunderbaren Lebensrettungen. So lebt in Alexandrien ein Franzose, der als Schiffskoch auf dem Orient mit in die Luft flog, unbeschädigt herunterkam und von den Engländern aufgefischt wurde.

Die zweite Schlacht von Abukir, am 25. Juli 1799, ist weniger bekannt und von geringerer Entscheidung; doch zeigte sich in ihr Bonaparte's Feldherrntalent besonders glänzend, indem er mit 8000 Franzosen einen vollständigen Sieg über 15,000 Türken unter Mustapha Pascha davon trug. Die Franzosen hatten Aegypten schon ein Jahr im Besitz, sie hatten die Mameluken-Beys zum größten Theil vernichtet, Bonaparte hatte seinen unglücklichen Zug nach Syrien unternommen und war mit einem durch Krieg und Pest gelichteten Heere zurückgekehrt, als es der hohen Pforte endlich einfiel, daß Aegypten eine türkische Provinz sei und daher gegen die Franzosen beschützt werden müsse. Mit unglaublicher Langsamkeit wurden die Rüstungen betrieben; erst im Juli 1799 landete Mustapha Pascha mit 15,000 Mann auf der Rhede von Abukir und bemächtigte sich der kleinen, schlecht gebauten Festung. Sogleich zog Bonaparte alle im Delta zerstreuten Truppen zusammen, vereinigte sie schnell durch wohlberechnete Märsche in der Nähe von Alexandrien und zwang mit der ihm eignen Ueberlegenheit die Türken, auf der schmalen Landzunge zwischen dem Meere und dem See Mahadieh die Schlacht anzunehmen. Die Türken, aus allen Verschanzungen mit dem Bayonette vertrieben, wurden rückwärts in's Meer gedrängt und mehrere Tausende ertranken, weil die Flotte auf der Rhede viel zu weit entfernt war, um ihnen zu helfen. Mustapha Pascha mit 200 Mann wurde umringt und gefangen. Die Festung Abukir, wohin 4000 Mann mit dem Sohne des Pascha sich geworfen, ergab sich nach einem heftigen Bombardement von acht Tagen; man fand darin 300 Verwundete und 1800 Leichen. In dieser Schlacht kämpften die französischen Generale: Murat, Lannes, Davoust, Bessières. Das ganze türkische Hilfsheer war vernichtet und man konnte voraussehen, daß die hohe Pforte sich nicht sobald zu einer neuen Anstrengung entschließen werde. Die Franzosen waren also im ruhigen Besitze von Aegypten und mit dieser Betrachtung suchen die französischen Schriftsteller Bonaparte's bald darauf erfolgte Abreise nach Frankreich zu entschuldigen. Er selbst aber hüllte sich dabei doch in das tiefste Geheimniß. Nur Berthier erfuhr etwas von dem Vorhaben des Obergenerals. Der Admiral Gantheaume erhielt Befehl, zwei Fregatten bereit zu halten. Die Generale Lannes, Marmont, Murat, Andréossy, Bessières, die Gelehrten Monge, Bertholle und Denon erhielten versiegelte Briefe, die erst zu einer

bestimmten Stunde aufgebrochen werden durften. Es war darin der Befehl enthalten, sich augenblicklich auf den Fregatten einzuschiffen, ohne irgend Jemand eine Mittheilung zu machen. Am 24. Aug. 1799 verließ Bonaparte Aegypten und am 14. October erreichte er den Hafen von Fréjus, nach einer Fahrt von 47 Tagen mitten durch die englischen Kreuzer, die im Angesicht der französischen Küste die beiden Fregatten beinahe aufgebracht hätten."

Schlittschuhläufer in Holland.

Das Schlittschuhlaufen ist in Holland nicht nur, so wie in andern nördlichen Ländern, ein sehr beliebtes Vergnügen, sondern in manchen Gegenden, vorzüglich in Nordholland, Friesland und Groningen, wo die Wege des Winters ganz unbrauchbar sind, und das Land in allen Richtungen von Canälen und Seen durchschnitten ist, ein unentbehrliches Transportmittel. Hier sieht man daher, sobald ein tüchtiger Frost es erlaubt, die ganze Bevölkerung, alt und jung, Männer und Weiber, auf dem Eise, sowohl zur Belustigung, als um die Märkte und die manchmal weit entfernten Kirchen zu besuchen. Da es hier weniger das zierliche Laufen und das Machen von Kunststücken, welches mehr bei den holländischen Städtebewohnern zu Hause ist, als schnelles Fortkommen gilt, so haben die Schlittschuhe auch eine diesem Zweck mehr entsprechende Form erhalten. Man bedient sich nämlich in den erwähnten Provinzen der Niederlande fast gar nicht der bekannten hohen hohlgeschiffenen Schlittschuhe, sondern der sogenannten Friesländischen mit niedrigem, breitem, flachgeschliffenem Stahl und langen Schnäbeln, welche auch Klopstock (nach Goethe in „Dichtung und Wahrheit") zu empfehlen pflegte. Die Schnelligkeit und Ausdauer mancher dieser Schlittschuhläufer ist wirklich unglaublich. Es giebt Friesen, welche an einem Tage auf Schlittschuhen die sämmtlichen eilf Städte in ihrer Provinz besuchen. Einsender dieses erinnert sich, daß, als im kalten Winter des Jahres 1823 (wo er zu Leyden studirte) der starke Frost das ganze Haarlemer Meer und eine breite Strecke der Südersee längs der Küste mit Eis belegt hatte, sieben friesische Studenten, welche die Weihnachtsferien zu Hause zubringen wollten, Morgens um halb acht Uhr zu Leyden die Schlittschuhe anschnallten, und noch vor Abend Leeuwarden, die Hauptstadt Frieslands, erreichten. Den 29. December 1822 besuchten die Gebrüder Nikolaus und Wilhelm Ostindie von Zaardam an einem Tag die Städte Alkmaar, Medemblik, Enkhuizen, Hoorn, Edam, Monnikendam, Purmerende, Amsterdam, Weesp, Muiden, Naarden und Haarlem. Das Zurücklegen solcher Entfernungen in wenigen Stunden ist um so mehr zum Erstaunen, da man auf solchen weiten Strecken nicht immerfort eine gute Bahn, sondern häufig unebenes holperiges Eis, offene Stellen und Dämme findet, welche den Läufer aufhalten würden, wenn er nicht darüber wegzusetzen verstünde. Dieses gehört daher auch zu den Eigenschaften eines guten Schlittschuhläufers, und manche haben darin wirklich Unglaubliches geleistet. Man erzählt in Friesland von einem gewissen Adam, mit dem Beinamen Hardryder, d. h. Schnellläufer, daß, als sich einst beim Schlittschuhlaufen in seiner Bahn eine offene Stelle oder sogenanntes Sool von 22 Fuß Breite befand, er darüber wegsprang, und ohne seinen Schritt zu ändern, weiter eilte. Als Einer ihm darüber seine Verwunderung bezeugte, meinte er, solch ein Sprung verstehe sich ja von selber.

Bis zu welchem Grade von Schnelligkeit es übrigens die Friesen und Groninger im Schlittschuhfahren gebracht haben, sieht man am besten bei den Wettläufen auf Schlittschuhen, welche bei

ihnen zu den Winterbelustigungen gehören. Einige Beispiele davon mögen hier eine Stelle finden. Zu Leeuwarden fand den 15. Januar 1838 ein Wettlauf um eine goldene Uhr statt, woran 48 Liebhaber Theil nahmen. Die Bahn, welche 162 niederländische Ellen oder Metres lang war, wurde von dem Sieger in 16 Secunden zurückgelegt. — Bei einem Wettlauf zu Taure, am 29. Januar desselben Jahres, wobei je ein Mann und eine Frau Hand an Hand laufen mußten, erreichte das siegende Paar das Ende der 143 Ellen langen Bahn ebenfalls in 16 Secunden. Zu Harlingen endlich wurde den folgenden Tag ein Wettlauf gehalten, wobei der Sieger, ein gewisser F. U. Huizenstra aus Terzool, die Bahn von 160 niederländischen Ellen zweimal hinter einander innerhalb der kurzen Zeit von 14 Secunden zurückgelegt hat. Von dieser ungeheuren Schnelligkeit wird man sich am besten einen Begriff machen können aus der Berechnung, daß man, wenn es menschlichen Kräften möglich wäre, eine solche Anstrengung lange auszuhalten, mit dieser Bewegung von Harlingen aus in zwölf Stunden 47½ Minuten Paris, in 10 Stunden 6¾ Minuten London, und in 73½ Stunden Cap Farewell in Grönland erreichen würde.

* Empfehlung.

Wenn wir die kunstliebenden Einwohner der Stadt Bremen im Voraus auf den jungen Violin-Virtuosen Jérome Gulomy, der in kurzer Zeit unter ihnen auftreten wird, aufmerksam machen, so würden wir dies gewiß nicht für nöthig erachten, wenn nicht seit dessen letzten öffentlichem Auftreten in Hamburg schon mehrere Monate verflossen wären und zu befürchten stände, daß mit der Erinnerung an die günstigsten Beurtheilungen des Virtuosen in öffentlichen Blättern auch das Gedächtniß des Namens des jungen Meisters der größern Menge entschwunden sein möchte. Demnach möge es uns erlaubt sein, mit einigen kurzen Worten das Interesse für den jungen Künstler zu erneuern oder neu zu erwecken. —

Jérome Gulomy ist in der liefländischen Stadt Pernau geboren und jetzt 19 Jahr alt. Schon seit seinem vierten Jahre spielt er die Geige, von seinem Vater, einem tüchtigen Theoretiker und ausgezeichneten Violinkenner unterrichtet. Viele Jahre hindurch ist er in fast allen bedeutenden Städten Rußlands aufgetreten, bis er die Kraft erlangte, im deutschen Lande um die Meisterschaft auf der Geige mit den jüngst berühmtesten Namen, Ole Bull, Ernst und den übrigen Imitatoren des maestro Paganini den rühmlichen Wettstreit einzugehen. So erschien er am Ende des verflossenen Jahrs in Königsberg, wo er fünfmal mit „rauschendem Beifalle" spielte und für einen der ausgezeichnetesten Violinisten der neuesten Zeit erklärt wurde (Allgem. musicalische Zeitung 1840 Febr.) derselbe Beifall, dieselbe Anerkennung wurden ihm in andern Städten zu Theil. Zuletzt ist er vor einem halben Jahre in Hamburg aufgetreten. Während des Sommers hat er sich dem Publikum entzogen, um sich in der protestantischen Religion unterrichten und confirmiren zu lassen und wird jetzt seine Kunstreisen über Bremen weiter fortsetzen. —

Der characteristische Vorzug seines Spiels ist der volle kräftige, selbst in den schwierigsten Passagen stets reine Ton. Seine Bogenführung ist vorzüglich; die staccato's und arpeggio's ausgezeichnet. Während er in von ihm selbst arrangirten Potpourri's den Beweis liefert, daß ihm die Weise Paganini's mit ihrem flautolo, pizzicato, solo auf der G-Saite u. s. w. durchaus geläufig ist, zeigt doch die Wahl der von ihm vorgetragenen Meisterstücke fremder Meister, wie Spohr, Maurer, Lipinzky u. A. m. sowohl, als deren Ausführung, daß die Imitation Paganini's

seinem Streben ferne liegt; daß er vielmehr die Kunst auf den klassischen Standpunkt, von dem sie die neuere, so zu sagen romantische Schule der Violinspieler zu verdrängen gewußt hat, zurückführen möchte. Möge dem Künstler sein Streben gelingen und er wird dann um so weniger nöthig haben, dem Publicum und dem Zeitgeschmack Concessionen zu machen. Aber schwer wird es ihm werden, da es in unsrer Zeit um die Neigung zur Classicität in jeder Hinsicht und Richtung schlecht aussieht und in Staat, Kirche, Wissenschaft und Kunst die liberale Romantik gegen die absolute Classicität einen siegreichen Kampf führt. So bewundert der größte Theil unseres musikalischen oder musikliebenden Publikums grade die zum Theil unwesentlichen Ornamente der Ausführung mehr, als den schönen Charakter der Ausführung selbst. So sehen wir auch bei Gulomy grade das am Meisten bewundern, was er selbst am Wenigsten hoch hält. — Aber der Künstler wird das Publikum, welches ja allenthalben dasselbe ist, kennen und sich durch dessen Meinung und Geschmack von dem einmal betretenen Wege nicht abziehen lassen.

Unsre besten Wünsche begleiten den auch durch seine liebenswürdige Persönlichkeit einnehmenden Künstler auf seiner fernern Laufbahn. —

Hamburg ††.
im Herbst des Jahres 1840.

* Ueber Taxen.

In früheren Zeiten wurde Alles nach vorgeschriebener Taxe gearbeitet. Nicht allein den Handwerkern war vorgeschrieben, was sie für die, von ihnen verfertigten Sachen nehmen sollten, sondern auch die Wäscherinnen hatten Taxe für jedes Stück welches sie wuschen. Die Handwerker hatten zum Theil eine zwiefache Taxe. Die eine für Sachen welche zum Verkauf verfertiget und die andere für dieselben Sachen wenn sie bestellt wurden. Letztere war höher gesetzt.

Diesen Taxenordnungen ist es wohl zuzuschreiben, daß noch heutigen Tages ein Unterschied zwischen auf den Kauf gemachten und bestellten Sachen gemacht wird.

Wer Lust hat die alten Taxen zu lesen, findet mehrere in Krünitz Enciklopädie.

In Bremen ist gegenwärtig nur die Brot- und Fleischtaxe. — Die Tagelohntaxe für Maurer gehört nicht hierher. —

Die erste für Schwarz- und einige Sorten Weiß-Brot. Die zweite für Ochsen-, Kuh-, Kalb- und Schaffleisch.

Mit Getreide wird täglich Handel getrieben, es ist daher möglich das Gewicht des Brotes nach dem Getreidepreise zu bestimmen,

Anders verhält es sich mit der Taxe welche Ochsen-, Kuh-, Kalb- und Schaffleisch befaßt. — Schweinefleisch unterliegt keiner Taxe. — Mit Schlachtvieh ist so zu sagen kein Handel — wenn man Freimarkt ausnimmt. — Es kann und wird nicht auf Spekulation gekauft. Man kann deshalb fragen: bestimmt der Preis des Schlachtviehs die Fleischtaxe, oder die Fleischtaxe den Preis des Schlachtviehes! Das Letztere ist möglicher als das Erstere, weil der Verkäufer desselben — man darf wohl sagen — gewiß den Preis seines Viehes nach der Fleischtaxe bestimmt, daher der Schlachter bei einer hohen Fleischtaxe nicht wohlfeil kaufen kann. Im Lager zu Falkenburg sind 100 Pfd. Ochsenfleisch für 6 Rt. 24 Gr. geliefert vorschriftsmäßig von Ochsen die nicht unter 500 Pfd. wiegen durften. Rechnet man eine Abgabe von 4 Rt. für einen Ochsen dazu — der Knochenhauer bezahlt weniger — so würde hier der Preis von 100 Pfd. 7 Rt. 10 Gr. sein. Nach der Fleischtaxe von 7 Gr. pr. Pfd. betragen 100 Pfd. 9 Rt. 52 Gr. Also kosten 100 Pfd. Ochsenfleisch

hier 2 Rt. 42 Gr. mehr, als im Oldenburgischen. Diesen Ueberschuß steckt der Ochsenverkäufer, nicht der Schlachter in die Tasche.

Wir sind der Ansicht, daß wir Brot und Fleisch wohlfeiler hätten wenn von beiden die Taxe aufgehoben würde. Wer nicht unserer Meinung ist, wird, glauben wir, nichts dagegen haben, wenn zur Probe vorläufig die Taxe eine beliebige Zeit suspendirt würde und erlauben uns darauf anzutragen.

* Beantwortung

der in dem letzten Bürgerfreunde aufgeworfenen Frage über die Regulirung der Brot-Taxe.

Diese wird alle vier Wochen nach den monatlichen Durchschnittspreisen von überjährigem 126 Pfd. Braunschweiger Waizen und von überjährigem 120 Pfd. Sand-Rocken vom Boden, durch die Polizei-Direction festgesetzt, nämlich so, daß die Durchschnittspreise des Monates September für den Monat October gelten u. s. w. Wenn gleich nun im Monat September kein überjähriger 126 Pfd. Braunschw. Waizen von den Bäckern gekauft ist, so haben selbige doch alsdann leichteren 123/24 Pfd. Oberl. Waizen, wie ich auch schon neulich bemerkt habe, bis zu 152½ Rt. bezahlt, so daß die Brot-Taxe dem Rechte nach für den Monat October nicht niedriger als 155 Rt. festgestellt werden konnte.

Ueberjähriger 120 Pfd. Sand-Rocken wurde zu 81 — 82 Rt. gesucht und war nicht dazu zu haben. — Neuer Waizen ist größtentheils nicht mahlbar und wer ihn mahlen läßt erhält bedeutend weniger Mehl daraus als aus altem. — Wer über diesen Gegenstand nähere Auskunft zu haben wünscht wolle mich in der Morgenstunde von 8 bis 9 Uhr mit seinem Besuch beehren, indem ich mich auf schriftliche Erörterungen nicht weiter einlassen werde. — Uebrigens ist das Brot hier wohl eben nicht kleiner als an anderen Orten und selbst in Delmenhorst wo doch alle Lebensmittel wohlfeiler sind, findet man es nicht größer als hier. —

Siegfried Bärentz,
Bäcker.

* Theorie und Praxis.

In diesen Blättern vom 1. Oct. lesen wir, der diesjährige Waizen sei noch nicht mahlbar. Eine Theorie welcher die Erfahrung widerspricht. Doch könnte dieses nur deshalb gesagt sein den alten Waizen im hohen Preise zu halten. Schon vor vier Wochen haben wir von diesjährigem Waizenmehl bereitetes Brot gegessen. Trockner Waizen, er mag alt oder neu sein, läßt sich leichter gut mahlen, als feuchter Waizen und wenn er Methusalems Alter hätte. Daß neuer Waizen in der Regel feucht sei, und alter nicht, wäre eine Behauptung ohne Grund, falls sie aufgestellt würde.

* Frage.

Man will beachtet haben, daß in den gegenwärtigen Zeiten unverhältnißmäßig viele Leute in den zwanziger Jahren an auszehrenden Krankheiten sterben. Sollte der Grund davon in den die Athmungs-Werkzeuge sehr angreifenden, wilden Tänzen liegen, welche von den Tanzmeistern gelehret und eingehetzt werden?

* Quäker-Anekdote.

Quäker, der eine römisch-katholische younglady auf ihren Wunsch mit sich in die Versammlung zu Philadelphia genommen hatte. —

Wie hat es dir gefallen, Nataly!

Sie — o, so zwei lange Stunden vor sich hin zu sitzen, und nichts zu sehen und zu hören, das ist ja um den Teufel selbst zu verjagen.

Quäker: Das, theure Nataly, ist grade, was wir wollen.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Daewes, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die

SCHNELL-POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 81 des Bürger-Freundes für 1840.

Donnerstag, den 8. Oktober.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Unter den gegenwärtig in Berlin anwesenden Fremden zieht ein Sohn von Tippo Sahib, ein Enkel Hyder Ali's, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Sein Vater beherrschte ein Land von 4600 Quadratmeilen mit einer ansehnlichen Revenue. Der Sohn tritt als einfacher Privatmann auf. Er scheint meistens mit Engländern zu verkehren.

In einem Schreiben des königl. preußischen Gesandten am großbritannischen Hofe, Frhrn. v. Bülow an Alexander v. Humboldt, wird unter Anderm die merkwürdige Thatsache berichtet, daß sich kürzlich auf einer von den Ländereien Lord Radnor's ein Wiesentuch gebildet habe, welches fünf Morgen bedeckte, und aus einer bisher so räthselhaften Substanz bestand, die in Deutschland hie und da „schlesische Watte", auch „Meteorpapier", genannt worden ist. Ein Bauer hat sich, wie es heißt, aus diesem Zeuge eine Weste verfertigen lassen. Die dem Schreiben beigefügte Probe gleicht einer Tuchprobe, ist oben in Folge der durch die Sonnenstrahlen bewirkten Ausbleichung silberweiß, und unten grün. Der von dem berühmten Ehrenberg vorgenommenen Untersuchung dieser Substanz zufolge, besteht sie aus einem Konservengewebe, welches nach vorgenommener Verkohlung in der zurückgelassenen Asche wohlerhaltene Kieselpanzer von neun Bazillarienarten zeigte!

Im Königreich Würtemberg und am Rhein werden fortwährend Pferde für den König der Franzosen eingekauft. Ein Pferdehändler in Frankfurt hat eben einige tausend Stück deutsche Pferde nach dem Elsaß abgeführt. Man will behaupten, deutsche würden deswegen gekauft, weil sie, mit französischen Reitern auf dem Rücken, die Hetze in Deutschland besser fänden. Ueberhaupt giebt's Leute, die sehr unzufrieden sind, daß man in Deutschland sich noch nicht rüste. Ein baierisches Blatt sagt, in den deutschen Gauen singe man:

Schlummre, liebe Kleine,
Eben schlägt es Neune,
Und das ist die rechte Schlummerzeit
Für die Kleinen weit und breit.

Von solcher Angst sind wir frei. Um Neun schlafen nur die Kinder; die Männer wachen bis hoch Mitternacht, und wenn die Mutter ruft, hören auch die Kleinen der Mutter Stimme.

Der Leser mag sich darauf gefaßt machen, daß ihm bei Folgendem die Augen übergehen. Ohnweit Baiersdorf bei Erlangen wohnt ein Bauer, der auf seinem Felde eine so große Menge Meerrettig und Zwiebeln zieht, daß mit dem Absatz derselben einer seiner Söhne Jahr aus Jahr ein in Hamburg beschäftigt ist.

Die Stadt Aachen hat den Entschluß gefaßt, ihre Rathshallen mit Bildern aus dem Leben ihres Gründers, Karl des Großen, schmücken zu lassen, und deshalb die rheinischen Künstler gebeten, ihre Risse einzusenden. Rethel aus Frankfurt, der Maler der Lützener Schlacht, hat diesem zu Folge sechs Entwürfe eingesandt, worauf in Düsseldorf alle Nebenbuhler ihre Zeichnungen zurücknahmen und erklärten, daß in neuerer Zeit nichts Aehnliches gezeichnet wurde. Da nun Rethel in der Erfindung wie in Auffassung und Ausführung, in Farbe wie in Zeichnung gleich gewaltig ist, so steht zu erwarten, daß Aachen schon mit seiner Karlshalle bald alle Pilger anziehen wird, denen deutsche Kunst wie deutsche Geschichte und Sage heilig ist.

Man schreibt aus Saalfeld: Einer zuverlässigen Nachricht zufolge sollen in der Umgegend von Auer, Schnellwalde und anderen Ortschaften Wölfe sich gezeigt haben. Es wird hinzugefügt, daß in voriger Woche mehrere Male, selbst bei hellem Tage, dort Wölfe in die weidenden Herden eingedrungen seien und Vieh und Pferde zerrissen haben.

Aus Frankreich.

Eine merkwürdige Entdeckung wurde in Algier vor einiger Zeit in einem maurischen Hause gemacht, welches theilweise zusammenstürzte. Man entdeckte in einem eingemauerten Kistchen einen prachtvollen Waffenschmuck, der allem Anschein nach von der unglücklichen Expedition Kaiser Karl's V. im Jahre 1541 herrührt, denn man sieht darauf das Wappen des Hauses Oesterreich mit dem Wahlspruch in deutscher Sprache: Gott hat sie mir gegeben. Leider wurden diese wunderschönen Waffen, welche eine Zierde des Algierer Museums gewesen wären, sogleich zerstreut. Ein Capitain der Chasseurs kaufte davon eine prachtvolle Streitart und einen Dolch, dessen Griff Figuren in erhabener Arbeit zieren. Schild, Schwert, Helm und Panzer, die nicht minder kostbar sind, wurden von einem Colonisten gekauft.

Man schreibt aus Theziers: Eine wüthende Wölfin hat am 7. d. M. großen Schrecken in unserer Gegend verbreitet. Nachdem sie eine Herde angefallen, einen Greis gebissen, griff sie einen gewissen Dunau an. Es entspann sich nun ein Kampf Leib gegen Leib; das Thier wurde zu Boden gestreckt und der muthige Bauer steckte ihm die Hand in den Rachen, und packte es fest bei der Zunge: unterdessen kamen zwei Menschen zur Hülfe herbei, der Eine mit einer Heugabel, der Andere mit einer Sense; mit dieser Letzteren wurde dem Thiere der Kopf abgehauen.

Aus England.

Eine Duellgeschichte macht gegenwärtig in England großes Aufsehen. Oberstlieutenant Graf Cardigan vom 10. Dragoner-Regiment in Brighton hatte zu einer glänzenden Soirée die meisten Offiziere des 11 Husaren-Regiments geladen, und auf die Frage einer Dame, warum Capitän Reynolds nicht zugegen sei, erwiedert: „Capitän Reynolds gehört nicht zu den Personen, die ich empfange.“ Der Capitän erfuhr dies, verlangte Erklärung über jene Worte, und als sie ausblieb, forderte er den Lord, der aber erklärte: nach den Reglements dürfe er sich mit einem Offizier geringern Grades nicht schlagen. Capitän Reynolds schrieb hierauf noch mehrere Briefe an den Lord, die dieser an den Prinzen Albert, Chef des 11. Husaren-Regiments, und dieser seinerseits an den Generalissimus Lord Hill übermachte. Letzterer diktirte dem Capitän Reynolds einstweilen Arrest, und jetzt soll er, wegen beleidigender Zuschriften an einen Vorgesetzten, vor dem Kriegsgericht erscheinen. Unterdessen hatte Harr Harvey Tuckey, Lieutenant im 11. Husaren-Regiment, für seinen Kameraden Reynolds Partei genommen, und einen Artikel mit der Unterschrift: „ein alter Soldat,“ in das Morning-Chronicle einrücken lassen, welchen Lord Cardigan beleidigend fand. Diesmal stand die Verschiedenheit des Grades dem Duell nicht im Wege; dasselbe fand in der Nähe von Wimbledon Statt. Beim zweiten Schuß wurde Tuckey von einer Kugel getroffen, die ihm die Hüfte zerschmetterte. Lord Cardigan und sein Sekundant, Capitän Douglas, wurden wegen dieses Duells vor die Assisen gestellt, wo jedoch Ersterer ein Zeugniß des Verwundeten selbst, daß sein Zustand nicht gefährlich sei, beibrachte, und sich zugleich auf sein Vorrecht als Pair berief. Um über den letzteren Punkt zu entscheiden, wurde die Sache auf den 28. September vertagt; doch mußten Lord Cardigan 1000 Pfd. Sterl. und Capitän Douglas 500 Pfd. Sterl. Caution für ihre Freilassung stellen.

Lieutenant Stokes, Offizier auf dem englischen Schiffe Beagle, das vor einiger Zeit zur nähern Erforschung der Küsten von Neuholland abgesandt worden, schreibt vom Schwanenfluß, den 24. Februar: „Wir dürfen uns zu unserer Kreuzung an der Nordwestküste von Neuholland alles Glück wünschen, denn wir haben drei große Flüße entdeckt. Auf einem derselben, den wir nach unserer Königin benannten, bin ich 500 Meilen weit in das Innere dieses großen Kontinents vorgedrungen.“ — „Das ist,“ bemerkt der Standart, „eine Entdeckung von großer Wichtigkeit, welche alsbald benutzt werden sollte. Die Kolonisation jenes unermeßlichen Kontinents ist von weit größerer Wichtigkeit, als die Neuseeland-Bank.“

In Stainland starb am 3. d. M. ein Steinhändler, Marmaduke Aspinal, 87 Jahre alt. Der Mann war ein ächter Patriarch; denn er hat 250 Nachkommen hinterlassen, nämlich 12 Kinder, 97 Enkel, 138 Urenkel und 3 Ururenkel. Wo Gottes Segen in dieser Weise sich zeigt, ist es kein Wunder, daß die Bevölkerung Großbritannien's ungeheuer zunimmt. Folgendes mag ein Beispiel geben: Die Bevölkerung der schottischen Fabrikstadt Glasgow belief sich im Jahre 1801 auf 83, 769 Seelen: 1840 aber betrug sie 271, 626! Also Zunahme binnen 39 Jahren um 187 887 Seelen!

Ein gewisser Simonds in England, der ein Werk über die Geschichte des Zeitungswesens schreibt, hat mit großen Kosten eine Sammlung von fast 5000 einzelnen Nummern verschiedener Zeitschriften aus jedem Lande der Erde zusammengebracht und diese Sammlung, die einzig in ihrer Art ist, an das britische Museum verkauft.

Ein Herr erlaubte sich an der Tafel des Herzogs von Wellington, als die größte Fröhlichkeit da herrschte, die Frage an denselben: „waren Sie, aufrichtig gestanden, in Waterloo nicht überrascht?“ — Der Herzog antwortete ganz gelassen: „nein, jetzt aber bin ich es.“

Aus Italien.

Das in Rom in den ersten Tagen des Juli ausgegebene Adreßbuch giebt folgende Notizen: Der Papst ist 75 Jahre alt und bekleidet seit zehn Jahren die höchste Würde in der katholischen Welt. Von den siebenzig Cardinälen, aus welcher Zahl das Collegium der Cardinäle besteht, sind siebenundfünfzig wirklich ernannt, und die Zahl der Cardinal-Bischöfe beträgt sechs, die der Cardinal-Priester vierzig. Der älteste Cardinal, Bussi, ist 85 Jahre alt und seit sechszehn Jahren Cardinal; der jüngste Cardinal, Sematei, zählt erst neunundreißig Jahre und ist seit vier Jahren Cardinal. Patriarchen werden zehn aufgeführt, dann Erzbischöfe, Bischöfe, Weihbischöfe sechshundert und eilf, und apostolische Vicare siebenundfünfzig.

Aus der Schweiz.

Ein schreckhaftes Ereigniß hat in den Salinen von Bex Statt gefunden. Ein Arbeiter soll mit dem letzten Streiche, ehe er Mittags die Gänge verließ, eine Ritze geöffnet haben, durch die sich das entzündbare Gas entwickelte. Als nun ein Paar Stunden darauf eine Gesellschaft mit offenem Lichte das Bergwerk zu besichtigen kam, entzündete sich das Gas, und die Explosion schleuderte zwei Personen mit solcher Gewalt gegen den Felsen, daß sie mit zerschmettertem Kopfe sogleich todt waren. Zwei andere wurden, an Gesicht und Händen verbrannt, zu Boden geworfen. Die Umgekommenen sind Hr. Verdan, ehemaliger Chef der Manufaktur von Granchamp, und der junge Hr. Duplan von Bex.

Aus den Vereinigten Staaten.

Das Morning Chronicle vom 15. September enthält in einem Briefe aus Philadelphia vom 26. August die Nachricht, daß man zu St. Louis eine Anzahl Knochen eines Tetracaulodon entdeckt und zusammengesetzt hat; sie bilden den größten Theil eines Skeletts, das 30 Fuß lang und 15 hoch ist.

Mosaik.

Im „Amsterdamer Handelsblatt“ werden Cigarren für Knaben angekündigt, und es heißt: Da es sich gezeigt hat, daß jetzt die kleinen Jungen auch schon Cigarren zu rauchen wünschen, so habe ich in meiner Fabrik ganz vorzüglich feine für das zarte Alter erfunden. Eltern und Vormünder können ganz unbesorgt sein, wenn ihre Knaben solche nach Hause bringen. Sie werden geraucht wie die gewöhnlichen, nur daß diese Cigarren die Eigenschaft haben, den „dummen Jungens“ dergestalt die Lippen und den Gaumen anschwellen zu machen, daß sie gewiß in Jahr und Tag nicht an's Rauchen denken sollen. Diese Cigarren sind übrigens beispiellos wohlfeil. Sie kosten durchaus nichts. Man bittet um Zuspruch. Tomser, Cigarrenfabrikant.

Man hat berechnet, daß die Erde zwischen sechszehn und siebzehn Billionen Menschen oder noch achtzehnmal so viel ernähren kann, als gegenwärtig auf ihr wohnen, selbst wenn sie nicht besser angebaut würde, als es jetzt geschieht, so viel ist noch unbenutzter Raum übrig.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 81.

Bremen, Donnerstag den 8. October 1840.

Gestorben:

Nro. 873. Den 4. Oct. Des Litteraten Carsten Miesegaes Ehef., geb. Matthaei, 59 Jahr; am Wall Nro. 22 B.

— 874. Den 4. — Des verst. Schneiders Georg Lammers Wittwe, geb. Hespe, 74 Jahr; kl. Krankenstraße Nro. 11.

— 875. Den 4. — Des Küpergesellen Heinr. Ludolph Kniep Sohn, 3 Jahr; alten Steinweg Nro. 104.

— 876. Den 4. — Des Küpermeisters Heinr. Diedr. Martens Tochter, 9¼ Jahr; Buchtstraße Nro. 19.

— 877. Den 4. — Cathar. Frieder. Maria Elisabeth Koch, 17 Jahr; Schnoor Nro. 2.

— 878. Den 4. Oct. Des Blechenschlägermeisters Mart. Heinr. Könken Ehefr., geborne Spieske, 66 Jahr; Obernstraße Nro. 52.

— 879. Den 5. — Der Küpergesell Joh Chr. Wilh. Bornemann, 27 Jahr; Gröplingerstraße.

— 880. Den 5. — Des Schuhmachers Johann Daniel Schütte Tochter (todtgeb.); Buntenthorssteinweg.

— 881. Den 5. — Uhlhorn todter Knabe — Stangen Hof Nro. 5.

— 882. Den 6. — Des verst. Hutmachers Wilh. Nenstiel Wittwe, geb. Mörbach, 72 Jahr; Osterthorswallstraße Nro. 78.

Geburten:

Nro. 1191. Den 26. September. Des Kahnschiffers Wilh. Becker Ehefr., geb. Bummerstedt, Adamspforte; von einem Mädchen.

— 1192. Den 28. — Des Kaufmanns Christ. Abraham Jacob Schöttler Ehefr., geb. Plate, Martinistraße Nro. 24; von einem Mädchen.

— 1193. Den 1. October. Des Bierbrauers Heinrich Wilh. Haake Ehefr., geb. Nippelmeyer, Ansgariithorsstraße Nro. 12; von einem Mädchen.

— 1194. Den 2. — Des Schlachters Heinr. August Hueg Ehefr., geb. Kellner, gr. Johannisstraße Nro. 257; von einem Knaben.

— 1195. Den 2. — Des Tischlers Joh. Friedr. Cott Ehefr., geb. Martfeld, Kaufmanns-Mühlenkamp Nro. 6; von einem Knaben.

— 1196. Den 3. — Ein Knabe — Webers Hof Nr. 9.

— 1197. Den 4. — Des Malers Clemens August Brickwedde Ehefr., geb. Müller, Sögestraße Nro. 6; von einem Mädchen.

— 1198. Den 5. — Ein todter Knabe — Stangen Hof Nr. 5.

Nro. 1199. Den 5. Oct. Des Dr. med. Ernst Carl Kiesselbach Ehefr., geb. Melchers, Ansgariikirchhof Nr. 17; von einem Mädchen.

— 1200. Den 5. — Des Arb. Conrad Haßling Ehefr., geb. Launsbach, kl. Allee Nro. 19; von einem Knaben.

— 1201. Den 5. — Des Schuhmachers Ernst Heinr. Conrad Diephorst Ehefr., geb. Wohlers, Schwachhausen Nro. 13; von einem Mädchen.

— 1202. Den 5. — Des Schornsteinfegers Friedrich Moritz Genzel Ehefr., geb. Hellberg, Osterstraße Nro. 14; von einem Knaben.

— 1203. Den 5. — Des Schuhmachers Joh. Daniel Schütte Ehefr., geb. Kammann, Buntenthorssteinweg; von einem todten Mädchen.

— 1204. Den 5. — Des Hökers Joh. Diedr. Bockloh Ehefr., geb. Früchtnicht, Hohethorsstraße Nro. 32; von einem Knaben.

— 1205. Den 6. — Des Strumpfwebermeisters Gerh. Hagemann Ehefr., geb. Tilly, Knoopstraße Nro. 5; von einem Mädchen.

Berichtigung. In Nro. 80 der Civilstands-Urkunden lese man unter den Geburten Nro. 1190. Den 2. Oct. Des Tonnenmacheramtsmeisters Hinrich Woltjen Ehefrau, geb. Bödeker, Fangthurm Nr. 3; von einem Knaben. (statt des Arbeitsmanns wie der Expedition falsch aufgegeben wurde.)

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 82.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 11. October 1840.

Wenn nichts die Erde mehr zu bieten hat,
Wird wohl der Mensch auch ihres Weilens satt.

Scene aus: „Das letzte Menschenpaar."

(Fortsetzung.)

Wüst ist die Erde, trocken liegt das Meer,
In seinem Kreise schleppet matt und schwer
Der alte Stern sich um die Sonne fort,
Und Schweigen wohnt auf ihm an jedem Ort.
Die tausend Städte — all' sind sie verwittert,
Die tausend Tempelhallen sind zersplittert,
Und die auf ihren Trümmern sich erhoben,
Zu neuen Trümmern sind sie längst zerstoben.
Die Wüsten haben üppig längst geblüht,
Die Lande sind zu Wüsten längst vergrüht,
Des Lebens breiter Strom hat ausgeflutet,
Die Menschenherzen haben ausgeblutet,
Die Thiere zu dem Staube sich gesellt,
Und nahe ist die Stunde einer Welt.
Und Alles ließ ich kalt vorübergeh'n,
Ich hab' das Jauchzen und die Angst geseh'n,
Ich hab' den Stolz geseh'n und seinen Fall,
Und Alles ist verschwunden wie der Schall
Des sinkenden Gewitters in der Nacht,
Und nur Jehovah blieb in seiner Macht.

(Ahasver erhebt sich und wendet seinen Schritt gen Asia.)

Jetzt, wo von Mensch und Thier die Erde leer,
Jetzt, wo kein Vogel unterm Himmel mehr,
Jetzt, wo kein Purpur gilt und keine Krone,
Wo das Geschrei verstummt von Zins und Frohne,
Unsinnig Jauchzen, und Gebet und Fluch,
Und Haß, und Neid, und Schwören und Betrug,
Jetzt, wo kein Zeichen mehr dem Herrn zum Spotte,
Jetzt, wo kein Tempel mehr dem falschen Gotte,
Lenk' ich den Fuß zu dem gelobten Land,
Wo einst Jehovah's hoher Tempel stand.
Dorthin gewandt hab' ich mein Angesicht
Am Abend stets und bei des Morgens Licht,
Doch durft' ich nie dem Ort zu nahen wagen,
Wo sie den Sünder an das Kreuz geschlagen,
Und ob ich trotzte seinem falschen Wort,
Trieb mich die Angst von jener Stätte fort.
Und wie der Mond umkreiset seinen Stern,

Muß' ich den Ort umwandeln stets von fern.
Darin hab' ich des Satans Macht erkannt,
Der meine Ferse an die Fremde band,
Der seine Last auf meinen Fuß gelegt,
So oft er sich nach Golgatha bewegt.
Jetzt aber, wo die Macht des Bösen bald
Der Herr zerschlägt mit Zürnen und Gewalt,
Jetzt werfe ich die tausendjähr'gen Glieder
Anbetend in den Staub des Tempels nieder,
Mit Thränen netz' ich seinen heil'gen Grund
Auf seine Asche drück' ich meinen Mund:
Jehovah Zebaoth! Gewalt'ger Gott!
Du läss't nicht werden deinen Knecht zu Spott!
Ich werde schauen deines Tempels Wände,
Ich werde schauen seiner Säulen Pracht,
Und mir entgegen aus der tiefen Nacht
Des Allerheiligsten streckt er die Hände,
Den lang Jehovah seinem Volk verkündet,
Daß neu auf Erden werd' sein Reich begründet.
(Indem er fortschreitet.)
Was hebt sich dort, wo Griechenland einst lag,
Horch, wessen Stimme wird auf Erden wach?
(Eva durch die Wüsten irrend.)

Eva.

Wehe! Wehe!
In der Höhe,
In der Tiefe, in der Ferne
Schweigen, Schweigen überall,
In der Leere stirbt der Schall;
Weh! von keinem aller Sterne
Sinkt ein Engel zu mir nieder —
Tag und Nacht, und Gluthen wieder!
O du Sonne, glühend — kalt
Strenges Licht — o habe Gnade,
Wende dich von meinem Pfade. —
Kühle Nacht, o komme bald!
Horch, es regt sich in der Leere,
Horch es rauschen ferne Meere,
Dorthin, dorthin möcht' ich fliehen,
Stürmen mit der letzten Kraft,
Aber ach! ich muß verglühen
Von der Schwäche hingerafft.
(Eva läßt sich auf den Boden nieder.)
O gränzenlose Stille der Natur,
Lichthelle Nacht! o rege luft'ge Schwingen,
Laß es wie Weh'n zu meinem Ohre dringen, —
O Leben, Leben, künde deine Spur!
Mich dürstet sehr! — du wolkenlose Ferne,
Rauscht dort ein Quell und tränkt den heißen Sand?
Giebt's eine Thräne noch auf meinem Sterne,
Die nicht im Gluthenblick der Sonne schwand?
Mich dürstet sehr! — Es ist kein eitel Klagen,
Ruf' ich zum Himmel auf, mich dürstet sehr!
Hab' ich auch Kraft den höchsten Schmerz zu tragen,
Ist doch mein Leib von allen Kräften leer.
(Versucher steht ihr zur Seite.)

Versucher.

Von dem „warum?" lenk' den Gedanken ab,
Noch gieb dich hin der Phantasie zum Spiele,
Wohin dein Pfad auf diesem großen Grab,
Er führt dich sicher zum ersehnten Ziele.

Eva.

Nein! Fragen nicht an diese stumme Leere,
Denn Geist und Seele floh' aus dir, Natur!
Du sprichst nicht mehr im Rauschen deiner Meere,
Du sprichst nicht mehr im Flüstern deiner Flur.
Wo sind die hohen, die gewalt'gen Eichen,
Wo sind die grünen, thaugetränkten Matten;
Wo — starben sie — sind die geliebten Leichen,
Wo ist der Schatz, den deine Menschen hatten?
Ja, Meer und Flur, und Wald, und Berg und Blüthen,
Sie haben mir verheißen einst so viel,
Sie lehrten mich so lebenswarme Mythen,
Und legten sich an heiße Brust so kühl,
Da wußte ich in jenen langen Tagen
Mir viel von Freude und von Glück zu sagen,
Das kommen sollte, wie zur Nacht der Thau,
Und währen sollte wie des Himmels Bau.
Nun aber dürstet gleich dem Tag die Nacht,
Und ander Sehnen ist in mir erwacht,
Es ist so klein, so wenig und so viel;
O! nur ein Tropfen aus der Quelle kühl!

(Die Fortsetzung folgt.)

Vergiftungsprozeß der Mad. Lafarge.

(Fortsetzung.)

Mad. Lafarge Mutter, in Trauerkleidern und schwarzem Schleier, schwankt herein und setzt sich weinend; allgemeine Rührung; Pause. — Der Anwalt Paillet protestirt gegen das Vernehmen derselben, als einer Anverwandten. Der Präsident erklärt jedoch, sie solle nicht als Zeuge verhört, also auch nicht beeidigt werden; ihre Aussage sei als einfache Erklärung zu betrach-

ten und fährt dann mit Würde so fort: „Das Band, welches zwischen der Angeklagten und Madame Lafarge bestand, ist zerrissen; zwischen Beiden fortan kein Verhältniß und kein Andenken mehr; die Moral hat von Mad. Lafarge's Auftreten in den Debatten nichts zu fürchten, sie thut keinem Interesse Eintrag. (Zum Zeugen): Suchen Sie, Madame, Ihre Aufregung zu beschwichtigen, sammeln Sie sich; die Justiz wird Sie mit all' dem Wohlwollen umgeben, welches Ihrer Lage, Ihrem Unglück und Ihrer herrlichen, hier so oft rühmlich genannten Moralität mit vollem Rechte zukommt; reden Sie, Madame, bemeistern Sie Ihre Gefühle; Sie wissen, welches Gewicht, welche Bedeutung auf Ihre Worte gelegt wird." Madame Lafarge Mutter hebt mit schwankender, doch nach und nach immer fester werdender Stimme an. Sie ist eine geborne Amalie Pouthier, 63 Jahre alt und jetzt zu Faye bei ihrer Tochter wohnhaft. Als sie anfängt zu sprechen, zeigt die Angeklagte eine auffallende Aufregung. Das Wesentlichste in ihrer Aussage lautet:

„Den Abend, als mein Sohn auf Glandier ankam, am 15. August, schickte meine Schwiegertochter ihm durch ihr Kammermädchen Clementine einen Brief, in welchem sie sagte, sie liebe ihn nicht, sondern einen Andern, der auch Charles heiße; sie führe stets Gift bei sich und habe sich unterwegs eine Kugel durch den Kopf jagen wollen. (Ihre Stimme wird durch Schluchzen erstickt.) Mein Sohn ward durch den Brief sehr aufgeregt und theilte mir seinen Schmerz mit. Alles, was in meinen Kräften stand, bot ich nun auf, meine Schwiegertochter auf bessere Gedanken zu bringen und die Harmonie schien auch zwischen beiden alsbald hergestellt zu sein. Am 13. oder 14. November war meine Schwiegertochter krank oder that wenigstens so, sprach die Absicht aus, zu Gunsten meines Sohnes ihr Testament zu machen und mein Sohn war davon so gerührt, daß er seiner Frau Alles, worüber er verfügen konnte, vermachte. Unmittelbar darauf machte auch sie ein Testament zu Gunsten meines Sohnes. Einige Tage später ging mein Sohn nach Paris des Patents wegen, daß er für eine Erfindung, durch welche er in seinen Eisenwerken große Ersparnisse zu bezwecken hoffte, nachsuchen wollte. Während seiner Abwesenheit war die Correspondenz beider sehr zärtlich; mir scheint, als ob das Patent die Triebfeder zu dieser verdoppelten Liebe meiner Schwiegertochter war. Wenig Tage vor dem 1. Januar sprach meine Schwiegertochter den Wunsch aus, meinem Sohne mit ihrem Portrait einige Kuchen zu schicken und bat mich, dieselben zu machen. Wer sie in die Kiste legte und wer sie expedirte, weiß ich nicht. Meine Schwiegertochter bat ihn, sie heimlich zu essen und mit niemandem, außer seiner Schwester, welche sich damals in der Nähe von Paris befand, wofern sie zufällig hinkommen sollte, davon zu sprechen. Auf Glandier sollten gleichfalls welche gegessen werden. Meine Schwiegertochter wollte zugleich, ich sollte meinem Sohne schreiben, daß ich sie gebacken habe. (Sensation.) Am 3. oder 4. Januar kam mein Sohn zurück von Paris; ich fand ihn bleich, angegriffen, und fragte, wie es ihm gehe? Er sagte, daß er in Paris krank gewesen und an Erbrechungen, die an 36 Stunden gedauert, gelitten habe. Kaum zu Hause, legte er sich schon zu Bette. Abends gab ihm meine Schwiegertochter einige Trüffeln aus dem halben Huhne, das ihr servirt worden war. Gleich darauf ging das Erbrechen wieder an und hörte bis er todt war nicht mehr auf. (Mad. L. ist so bewegt, daß sie nicht weiter reden kann; der Präsident redet ihr Trost ein; nach einigen Minuten fährt sie fort:) Zwei oder drei Tage vor meines Sohnes Ende hatte meine Schwiegertochter eine

Eiermilch und mein Sohn wünschte von derselben zu trinken. Da meine Schwiegertochter dieselbe indeß sogleich ausgetrunken, so ließ meine Tochter eine andere machen und brachte sie in das Schlafgemach meines Sohnes, der eingeschlafen war. Da wünschte meine Schwiegertochter, sie solle ihr gebracht und auf ihren Nachttisch gestellt werden. Als sie dieselbe nun zur Hand hatte, nahm sie, wie mir Mlle. Brun sagte, etwas aus dem Kästchen, in welchem sie ihr Schreibzeug hatte, warf es in die Tasse, und als Mlle. Brun darnach fragte, sagte sie, das sei Gummi. Indeß bemerkte Mad. Buffieres etwas Weißes auf der Oberfläche der Eiermilch, zeigte es mir und goß sie aus. Auf dem Grunde des Gefäßes blieb eine weißliche Materie sitzen, in welcher sich hie und da einige noch ganz weiße Körnchen zeigten. Am nämlichen Tage gab ich meinem Sohne ein Lavement und es fiel mir auf, daß während dessen meine Schwiegertochter etwas in einem Löffel in das für meinen Sohn bestimmte Getränk that. Da sie das heimlich auszuführen schien, so wollte ich mich dem widersetzen, daß der Kranke es tränke, doch es war zu spät! Nun fragte ich sie, was sie hineingethan und sie sagte, Gummi. Aber ich bemerkte im Löffel eine weißliche Materie, wie in der Eiermilch. (Bewegung.) Sie machte sich den Moment, wo ich den Rücken wendete, zu Nutze, um den Löffel auszuwischen. Herr Eyssartier, welchem Hr. Maniaux den Satz der Eiermilch brachte, erklärte: es sei Arsenik. Das sagte ich meinem Sohne und nun bat er mich, daß ich nach Paris ins Hotel, wo er gewohnt hatte, schriebe, damit wir erführen, ob von den Kuchen, die seine Frau ihm schickte, noch etwas vorhanden sei." — Der Generaladvokat fragt nun nach dem Briefe, den die Angeklagte von ihr als Beilage zu der Kuchensendung verlangte. Mad. L. Mutter sagt, ihre Schwiegertochter sei mit dem, was sie geschrieben, nicht recht zufrieden gewesen. Frogt: War das nicht das Billet, welches so anfing: „Marie will, ich soll Dir schreiben. Es wird ihr guter Genius sein, der ihr die Idee mit den Kuchen gab." (Sensation.) Antwort: Ja, m. H., und ich schrieb kein anderes. — Ein Geschworner fragt nach der Form und Größe der von ihr gebackenen Kuchen. Mad. L. Mutter: „Es waren kleine Choux, kaum drei Zoll im Durchmesser und von ein bis zwei Zoll Höhe." Der Generaladvokat: Wurden auf Glandier nicht oft größere Kuchen, eine Art von Brotkuchen (galettes) gebacken? — „Ja, mitunter." — Auch vor Marie Capelle's Ankunft? — „Nein." — Das ist wichtig; beachten Sie, m. H. Geschwornen wohl, daß erst seit Marie Capelle's Ankunft dort solche Art von Brotkuchen, vorkommen. Ein Geschworner: Kam ihr die Idee mit der Kuchensendung schon vor, oder erst nach Ihres Sohnes Abreise? — „Lange nachher." Anwalt Paillet behauptet, des Geschwornen Frage sei zu richterisch und störe den Gang der Debatte. Der Generalstaatsprokurator hingegen bemerkt, auf die Epoche des Einfalls mit den Kuchen lege er kein Gewicht, desto mehr auf den Umstand, daß früher in Glandier keine Art von Galettes üblich gewesen; worauf Paillet erwiedert, das sei sehr natürlich, jede neue Hausfrau bringe neue Gewohnheiten mit aus ihrer frühern Umgebung; so auch Mad. Lafarge.

Jetzt wird gefragt, wann der Doctor Bardou gerufen worden sei? — Mad. L. Mutter: „Am 5. oder 6." — Weshalb nicht früher? — „Weil meine Schwiegertochter sagte, es sei unnöthig; ihr Mann habe nur ein leichtes Unwohlsein, was ohne das vergehen werde." — Bemerkten Sie, daß sich die Krankheit von Tag zu Tag steigerte? — „Bis Freitag, den 10. Juli, war er fast einen Tag wie den andern; von dem Tage an wurde er wohl schwerer krank." Der Um-

stand wegen des Flanells, der, mit Baumöl und Laudanum getränkt, drei Tage vor dem Tode dem Kranken auf den Magen gelegt werden mußte, kommt zur Sprache: „Als ich den Flanell nahm, um ihn zu benutzen, fand ich, daß er etwas Rauhes, wie Kalk, enthielt; ich rieb ihn und sah weißes Pulver herausfallen; er ward nicht angewendet und später dem Untersuchungsrichter zugestellt. Erinnere ich mich recht, so legte ihn meine Schwiegertochter oder deren Kammermädchen auf das Kanapee, wo ich ihn fand." Es handelt sich nun um den Wortwechsel mit der Angeklagten in Gegenwart des Herrn Bardou. „Meine Schwiegertochter verlangte, ich solle zu Bette gehen; sie wolle ihren Mann ganz allein pflegen" u. s. w. Sie sagt, es sei zu einem heftigen Wortwechsel gekommen, weil sie geglaubt habe, ihre Schwiegertochter wolle sie fern halten. Sie wird gefragt, ob ihr dieser Gedanke nicht erst, wie es wohl zu geschehen pflegt, nach der Vergiftung gekommen sei? Mad. L. Mutter: „Als ich meinem Sohne Eyssartier's Antwort mittheilte, antwortete er: Ich bin des Todes! Er hatte gerade eine Hand außer dem Bette; seine Frau kam bald darnach herein und wollte die Hand nehmen, doch mein Sohn zog sie zurück und warf ihr einen Blick voll Indignation zu, stieß drei Mal einen Schrei des Entsetzens aus und wendete sich auf die andere Seite. Seine Frau ging fort, ohne etwas zu sagen." — Fortwährende Sensation. Madame Lafarge Mutter weint. Der Generalstaatsprokurator: Angeklagte, Sie erklären Ihren Brief vom 15. August durch Ihre aufgeregte Phantasie; wie reimt sich das mit der Ruhe, die Sie der Familie beim Essen zeigten? — Die Angeklagte: „Ich war nicht ruhig, ich sah den Abend unter dem größten Schrecken kommen." — Machten Sie Ihrem Gatten nicht heftige Drohungen? sprachen Sie nicht von Gift? sagten Sie nicht, daß sei eine Familienmanie? — „Das sagte ich nicht; ich mag gesagt haben, wenn man mich nicht fort ließe, so könnte ich mich vergiften, aber ich kann nicht gesagt haben, das sei eine Familienmanie." — So muß dieser Drohruf erfunden sein. Bedienten Sie sich nicht anderer Drohrufe, wie: Ich habe Mittel, von Ihnen loszukommen! — „Was ich an dem Abend gesagt haben mag, weiß ich nicht mehr." — Welch heißes Verlangen trieb Sie denn von Glandier fort? War Ihr Gemahl gegen Sie auf der Reise nicht die Artigkeit und Liebe selbst? — „Ich finde nicht, daß er die Artigkeit selbst gewesen." Paillet bemerkt: Mad. L. fordere ihn auf, zu sagen, daß sie die Demonstrationen zu Orleans für keine Artigkeiten halten könne; doch lasse sich jetzt nicht näher darauf eingehen, die Sache sei zu delikat; die Folge werde auch schon Licht darüber geben.

Der Generaladvokat kommt wieder auf die Kuchensendung und die Angeklagte behauptet: „Ich bat meine Schwiegermutter nicht ihrem Sohne zu schreiben." Geben Sie Acht, Ihr Ableugnen kann gefährlich werden! Die Pariser Polizei konnte aufmerksam werden und der Brief der Mad. L.-Mutter auf diese den Verdacht lenken. — „Ich kann nur die Wahrheit sagen und ich habe meine Schwiegermutter um keinen Brief gebeten." — Packten Sie die Kuchen allein in die Kiste? — „Ich erinnere mich, daß ich sie hinein packte, aber ich kann nicht wissen, ob mein Kammermädchen nicht auch welche hineinpackte. Ich wickelte die Kuchen ein, wie man es mit Orangen macht und legte sie so in die Kiste." — Weshalb empfahlen Sie Ihrem Manne, sie um elf Uhr Nachts zu essen? — (Mit Finesse.) „Herr G.-Advokat scheint nicht zu wissen, daß dies die Theestunde in Paris ist." (Hie und da Gelächter.) — Erhielten Sie in der Epoche von Ihrem Gatten Briefe, in welchem seine Krankheit

erwähnt wurde? — „Ja, zwei; der eine besagte, er habe Migräne, der andere, Erbrechungen, aber das sei vorüber." — Fragten Sie Mad. L. Mutter nicht, wie lange man zu Uzerches Wittwentrauerkleider trage? — „Ich erinnere mich der Frage nicht mehr." — Ihre Mutter sagt, sie nur sei wegen ihres Sohnes Krankheit besorgt gewesen. — „Im Gegentheil, ich bat fortwährend, man solle Hrn. de Segeral, von dem ich vielfach reden hörte, Hrn. Bardou, den ich nicht kannte, zugesellen." — Sogten Sie nicht zu Hrn. Fleignac, als er Sie fragte, weshalb Sie während Lafarge's Krankheit so ruhig seien, Sie glaubten er wolle sich nur bedauern lassen? — „Das sagte ich nicht und Hr. Bardou, den Sie gestern vernahmen, sagte das Gegentheil." — Und als Hr. Lespinasse das Gegengift anwendete? — „Das wußte ich nicht; man spielte vor mir den Geheimnißvollen und als Hr. Lespinasse sagte, der Kranke sei schwer krank und ich vom Priester sprach, fragen Sie ihn, ob ich da ruhig war." — Diese Sitzung, welche der Angeklagten also die Vorgänge vor ihrer Verhaftung und die Aussagen der Mad. L. Mutter gegen sie vorführte, ward halb ein Uhr geschlossen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sergeant Dalouzi und der Soldaten-Aufstand zu Straßburg im Jahre 1815.

Rapp, selbst ein Sohn des Elsaß, wurde im Jahre 1815 zum Oberanführer der Armee des Rheins ernannt, als die verbündeten Mächte zum zweitenmale gegen Frankreich heranzogen. Obgleich seine Heer-Abtheilung bedeutend schwächer war als die Oesterreichische, denn er hatte kaum 20,000 Mann unter den Fahnen, so bereitete er dieser doch ein ziemlich schweres Spiel. Trotz mancher kleinen Erfolge, war er aber endlich doch genöthigt, den überlegenen Streitkräften zu weichen und einen Stützpunkt in Straßburg zu suchen.

Die österreichische Armee folgte ihm auf seiner rückgängigen Bewegung, und Straßburg wurde blokirt. Als sodann die Bourbonen zum zweitenmale nach Frankreich zurückkehrten, wurde Rapp eine ministerielle Depesche zugesendet, welche ihm den Befehl überbrachte, seine Armee zu entlassen. Diese Nachricht brachte eine außerordentliche Aufregung unter den Soldaten hervor; sie schrien, daß man sie verrathen, verkaufen wolle; nicht wenig trug auch zu ihrer Erbitterung bei, daß man ihnen den schuldigen Sold nicht auszahlen wollte. Rapp, der nichts mehr wünschte, als seinen alten Kampfesgefährten ihr Recht widerfahren zu lassen, schickte sogleich einen seiner Adjudanten nach Paris, um wenigstens die Auszahlung des Soldes zu erwirken, aber dieser brachte nur 400,000 Fr. zurück. Der Unmuth wuchs immer mehr. Rapp versuchte eine Anleihe aufzunehmen; man forderte eine Hypothek, und das Ministerium wollte ihm nicht erlauben, die in der Stadt befindlichen Tabacksvorräthe zu verpfänden. Die Civil-Behörden verschafften ihm zwar noch 160,000 Fr., aber diese genügten bei weitem nicht.

Am 2. September Morgens versammelten sich 60 Subaltern-Offiziere in einer der Bastionen der Festung. Sie kamen überein, daß die Armee nicht eher aus einander gehen dürfe, als bis alle Forderungen derselben befriedigt wären. Sie verfaßten folgende Erklärung:

„Im Namen der Armee des Rheins erklären die Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten, daß sie nur unter folgenden Bedingungen in ihre Entlassung willigen: Art. 1. Die Offiziere, Unteroffi-

ziere und Soldaten werden die Armee nicht eher verlassen, als bis ihnen ihr Sold und alle Rückstände ausbezahlt sind. Art. 2. An dem Tage, wo dies geschieht, werden sie mit ihren Waffen, ihrer Bagage und 50 Patronen für einen Jeden abziehen."

Die Offiziere begaben sich zu Rapp, um ihm diesen Entschluß zu melden. Derselbe war gerade im Bade. Als er diese Bedingungen hört, stürzt er wüthend aus dem Bade, reißt ihnen das Papier weg und erklärt ihnen, daß sie gar nichts erhalten würden, wenn sie ihm Vorschriften machen wollten. Die Offiziere hatten sich vorher mit den Unteroffizieren verständigt, welche in einer Anzahl von 500 versammelt waren, um das Resultat abzuwarten. Als sie dasselbe erfuhren, begaben sie sich in den Hof des Palastes, wo Rapp wohnte, um diesem Vorstellungen zu machen. Sie wurden nicht vorgelassen. Nun zogen sie nach dem Waffenplatze, um den Aufstand zu organisiren. Alle Obersten, Capitaine und Offiziere wurden ihrer Stellen enthoben und durch Unteroffiziere ersetzt. Auch ein Oberanführer sollte gewählt werden. Die Stimmen fielen auf den Sergeanten Dalouzi, der im Rufe der Entschlossenheit und militairischen Beredsamkeit stand. Dieser legte ihnen zuerst die Verpflichtung auf, keine Ausschweifungen zu begehen und das Eigenthum zu schonen. Man erklärte sich bereit dazu und wählte ihn hierauf zum Oberanführer; der Tambour-Major des 28. Regiments wurde sein Adjudant.

(Der Beschluß folgt.)

* Sprachgemälde.

Der englische Novellendichter P. A. James ist nicht minder geschickt in der Kunst, männliche, als weibliche Charaktere mit wenigen Zügen treffend zu zeichnen. Wir beziehen uns auf Nro. 80 d. Bgrfr. und führen auch von Schilderungen männlicher Charaktere ein Beispiel an.

Catharina von Medicis, ein herrschsüchtiges, mißtrauisches, wollüstiges und rachsüchtiges Weib kömmt zu dem jungen Grafen Charles von Montsoreau in den Kerker, in welchen er auf ihr Geheiß geworfen ist, und worin er sich schmerzlich nach seiner heißgeliebten Braut sehnt mit welcher Ein Wort der Königin ihn wieder vereinigen würde. —

Königin. Wollt ihr mir eine, oder zwei Fragen über den Herzog von Guise beantworten?

Graf. Das hängt ganz davon ab, wie sie sind, Madame!

Königin. So wollt Ihr mir denn nicht jede Frage beantworten, selbst wenn es sich um Eure Freiheit handelte?

Graf. Gewiß nicht, Madame. —

Mit welcher männlichen Hoheit stellt dieses gewiß nicht (certainly not, Madam!) den ganzen Charakter des muthigen jungen Mannes vor unsere Augen hin. —

Wir wundern uns nicht mehr (wiewohl wir ihn bewundern) wenn er seinen Vasallen und Glaubensgenossen auch dann nicht verlassen will, als ihm selbst die höchste Gefahr droht, und die Sache der Protestanten durch ihre Zwietracht und Schwäche rettungslos verloren ist. —

Henry of Guise I. 188.

S.

* Die Georamen des Herrn F. Mayrhofer.

Im untern Saale des Krameramthauses hat dieser geschickte Mechanicus aus Wien sein belieb-

tes Welttheater, unter welchem Namen vor einer Reihe von Jahren ein anderer Künstler, an derselben Stelle ein Aehnliches aufschlug, errichtet: deutlich lebt der freundliche Eindruck noch in meinem Gedächtnisse, den damals diese lieblichen Gegenden mit ihren Uebergängen von Tagesgrauen zum hellen Frühmorgen, mit ihren künstlich bewegten Figuren und ländlichen Aufzügen; diese Seegestade mit ihren Wogenbergen und den gegen sie ankämpfenden Schiffen und Schiffbrüchigen auf mich machten. Und ich fand ihn wieder und Jeder wird ihn finden, dessen Sinn noch empfänglich ist für harmlose, kindliche Genüsse. — Herr Mayrhofer, in welchem ich den denkenden Künstler kennen lernte, weiß seine Vorstellungen und die effectbezweckenden Staffagen derselben besser anzuordnen als mancher Regisseur einer fürstlichen Bühne, und die Widerspenstigkeiten und Launen seiner Helden und Heldinnen schneller zu beseitigen als mancher andere geplagte Director.

Einen neuen und belehrenden Genuß bieten die Wasserkünste, die in abwechselnder Mannigfaltigkeit gezeigt werden und dem Zuschauer Resultate vorführen an die er kaum gedacht hat.

Eltern die mit ihren Kindern diese Vorstellungen besuchen können, dürften vorzugsweise eines genußreichen Abends gewiß sein.

---

* Wem kommt er zu?

Es ist dieser Tage ein Hirsch nahe bei der Stadt angeschossen und im Stadtgraben erlegt. Der Pächter der Jagd, so wie des Stadtgrabens sollen Anspruch daran machen. Uns will bedünken, daß weil der Pächter der Jagd nur die niedere Jagd in Besitz haben kann und der Pächter der Fischerei im Stadtgraben durchaus an Wildprett, was auf dem Graben schwimmet, oder sich hineinstürzt, kein Recht hat, der Hirsch, welcher zur hohen Jagd gehöret, der Stadt anheim fällt, und der Erlös daraus in die Generalkasse fließen muß.

Zweisylbige Charade.

Die erste Sylbe.

In einem kleinen Umkreis bilde
Ich glanzvoll meinen eig'nen Staat,
In dem des höhern Lebens Formen
Gebieten über Wort und That;
Doch unbegränzt sind jene Räume,
In welchen oft das Lieblingsbild
Der blassen schwärmerischen Liebe
In meinen Nebelflor sich hüllt.

Die zweite Sylbe.

Des Namens würdig mich zu zeigen,
Der über Schönheit mich erhebt,
Entfalte' ich Kraft und edle Würde,
Vor denen jeder Feigling bebt,
Ein heil'ger Ernst beseelt mein Schweigen,
Begeist'rung flammt in meiner That
Und auf des Lebens ernstem Gange
Erwähl' ich den geraden Pfad.

Das Ganze.

Nur in dem Sonnenglanz der Hoheit
Kann meines Strebens Zweck gedeih'n,
Beneidenswerth für eitle Thoren,
Doch für der Weisheit Bahn zu klein;
Oft auf des Nächstenwohles Trümmer
Pflanz' ich des eignen Glückes Saat,
Und um mein Ziel schlau zu erreichen,
Erwähl' ich nie den graden Pfad.

Gust. Schneiderreit.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

K. Daves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 3 am Domhofe.

Die

SCHNELL-POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 82 des Bürger-Freundes für 1840.

Sonntag, den 11. Oktober.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Es giebt allerhand böse Krankheiten. In Darmstadt herrschen ruhrartige Krankheiten, die an die Cholera erinnern. In München richtet das Schleimfieber besonders unter der Jugend große Verheerung an.

Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin hat, durch mehrere auffallende Zeichen des Verfalls der Sittlichkeit bewogen, auf die Vernachlässigung des Christenthums hingewiesen und insbesondere alle großherzoglichen Diener ersucht, im christlichen Leben und fleißiger Theilnahme an dem Gottesdienst mit ihrem Beispiel voran zu gehen. Durch ein besonderes Circular ist allen Beamten eingeschärft worden, daß sie nicht mehr ihre Untergebenen an Sonntagen zu sich kommen lassen oder im Dienst beschäftigen.

Aus England.

In diesem Zeitalter mechanischer Fortschritte, wo fast jeden Monat etwas Neues bringt, ist eine Erfindung, um Holz in alle möglichen Formen, in Schindeln, in Stäbe, in Dauben u. dgl. zu schneiden, von nicht geringem Interesse. Die Litterary Gazette (vom 12. September), welche der Sache erwähnt, nennt den Erfinder nicht, sondern sagt bloß, daß ihres Wissens zwei Herren, Namens Taylor und Wilmot, ein Patent darauf genommen hätten. Das Verfahren ist außerordentlich einfach und ökonomisch. Ein Holzblock wird eine halbe bis dreiviertel Stunden dem Dampf ausgesetzt und auf diese Weise erweicht; dadurch leiden nicht nur die Fibern nicht, sondern das Holz wird durch die Zerstörung des animalischen Lebens und der vegetabilischen Schwämme bedeutend stärker und dauerhafter. Hierauf werden die Messer angesetzt, und schneiden den Block nach Länge, Breite und Dicke mit vollkommener Genauigkeit in die verlangten Formen. Der Grade, wie der Cirkelschnitt, denn beide werden angewendet, gehen so leicht, als schnitten sie durch Butter, und man sieht nicht eine Spur von Sägespänen und sonstigem Abfall. Die Ersparung an Zeit, an Handarbeit und Material ist sehr bedeutend, und kann kaum weniger als 30 bis 40 Procent betragen. Die ganze Erfindung ist außerordentlich einfach, und auf eine Menge Gegenstände von täglichem Bedürfniß anwendbar.

Man hofft den russischen Hanf in kurzer Zeit, wo nicht ganz, doch großentheils, durch den neuseeländischen Flachs zu ersetzen. Man hat bedeutende Anpflanzungen davon in Neuseeland gemacht, und der Preis einer Tonne dieses Flachses beträgt in England nur 18 Pfd. Sterl. Schlägt man nun auch noch 10 bis 12 Pfd. für die Zubereitung hinzu, so ist dies immer noch bedeutend weniger als der russische Hanf, der in England 40 bis 45 Pfd. St. die Tonne kostet.

Aus London wird berichtet: Die Bilder des Herzogs von Lucca sind nun hier angelangt, um versteigert zu werden. Zweiundzwanzig derselben sieht man in der Galerie der Gesellschaft der Maler in Wasserfarben, in Pall-Mall, ausgestellt. Das berühmte Bild von Rachael die Madonna de' Candelabri, auf Holz gemalt und oval, hat etwa 2 Fuß im Durchmesser, und ist zu 9000 Guineen geschätzt. Die hiesigen Kritiker wollen nicht ganz in das enthusiastische Lob einstimmen, mit dem man auf dem Continent von demselben gesprochen hat; dagegen gefällt das große Bild von Honthorst, Christus vor Pilatus, so wie die Bilder der Caracci und namentlich Hannibal Carracci's „Weib von Canaan" besser. Auch das Noli me tangere von Baroccio und der schöne Hemling finden großen Beifall.

Ein Hr. Pierce hat ein Patent genommen auf eine verbesserte Art Schlösser, welche nicht nur jedem Versuche, dieselben auf andere Weise als mit dem rechten Schlüssel zu öffnen, Trotz bieten, sondern auch denjenigen, der sie anders zu öffnen sucht, auf eine Weise zeichnen, die sich in Wochen nicht wegschaffen läßt, und somit den Thäter kenntlich macht.

Aus Frankreich.

Ein Mann, der zu Chateau Thierry ein Haus besaß, aber seit längerer Zeit nicht mehr dort wohnte, vermiethete dasselbe an einen andern, der ihm als höchst zuverlässig geschildert wurde. Lange Zeit zahlte der Miethsmann ganz richtig, der Eigenthümer erhielt immer die Miethe durch die Post. Forderungen wegen Ausbesserung wurden nicht gestellt, und somit hatte der Eigenthümer auch keine Veranlassung eine Reise zu machen, um sich nach seinem Hause umzusehen. Auf einmal wird die Miethe nicht mehr gezahlt, es vergehen zwei Termine, der Eigenthümer schreibt, erhält keine Antwort, reist selbst an Ort und Stelle und findet — kein Haus mehr, sondern einen leeren Platz; der Miethsmann hatte das ganze Haus auf den Abbruch verkauft.

Der artesische Brunnen bei Grenelle will kein Ende nehmen, und man ist jetzt auf 500 Metres Tiefe hinabgekommen, und noch immer springt das Wasser nicht. Die letzte thermometrische Beobachtung in der Tiefe des Bohrlochs ergab 26° C. (20⅘° R.) (also doch noch nicht ganz die zum Baden erforderliche Wärme).

Die Pariserinnen ahmen jetzt die Wiesen nach, mit

langen Kleidern, die mit Tausenden verschiedener Blumen bedruckt sind. Sie heißen „Wiesenmousselinkleider" und die Mädchen sehen darin wie lauter Göttinnen Flora's aus. Die Blumen sind auf weißem Grunde, wodurch die Kleider so reizend aussehen, daß die Mädchen jetzt gar nicht mehr über Mangel an Eroberungen klagen; wenn sie aber hernach im Hauskleide erscheinen — ! Die deutschen Schönen wissen es hoffentlich, daß es eine viel bessere Zukunft verheißt, wenn sie im Hauskleide siegen.

In Lyon ist am 20. September Nachts, in Folge heftiger Regengüsse, die Rhone ausgetreten, und hat mehrere Stadttheile überschwemmt. Auch die Umgegend steht unter Wasser, und man fürchtet große Beschädigungen. In Montelimart sind dem Posthalter 19 Pferde im Stalle ertrunken.

Der Pilote du Calvados meldet, daß nicht nur seit einiger Zeit wilde Gänse von Norden nach Süden ziehen, zum sichern Zeichen, daß der Winter im Norden bald beginnen werde, sondern nach Schiffernachrichten habe sich auch bereits in den Sommermonaten an einem Theil der Küsten von Island ein Gürtel von Eisbänken gebildet — eine um diese Jahreszeit höchst ungewöhnliche Sache.

Man liest im englischen Journale „The Courier": Nach Burton-Constable, Besitzung des Sir Clifford, ist unlängst aus Paris ein mechanischer Pomeranzenbaum gebracht worden. Die Blätter sind aus Bronce, die Blüthen aus Porzellan und die Pomeranzen sind Lampen aus grünem Glase. Sieben Vögel von schönstem Gefieder singen und hüpfen von Zweig auf Zweig. Noch befindet sich auf diesem Baume ein Nest, in welchem drei junge Vögel liegen, welche die anderen zu ätzen scheinen. Der Mechanismus, welcher die Vögel in Bewegung setzt, ist in dem Stamme des Baumes angebracht.

Aus Schweden.

Der berühmte Dichter Tegnér, Bischof in Schweden, ist, nachdem er eine Weile körperlich unwohl und melancholischen Gemüths war, wahnsinnig geworden. Ein Bruder von ihm starb vor einigen Jahren schon im Wahnsinn. — Wir lesen das in verschiedenen Zeitungen und wünschen von Herzen, es möge eine falsche Nachricht sein; wäre sie aber gegründet, dann hoffen wir, ein tüchtiger Mann werde in dem Vorfall den psychologischen Zusammenhang suchen; denn man benutzt schon jetzt dies Ereigniß, um darzuthun: der Wahnsinn könne in Familien erblich werden. — Freilich kann er's, wenn in einer Familie ein solcher Glaube erblich wird!

Aus Rußland.

Ueber das schon erwähnte Erdbeben des Ararat erhält man nun aus Tiflis nähere Nachricht. Dasselbe hat die Stadt Nachitschewan bis auf den Grund zerstört, alle Gebäude in Eriwan beschädigt, und zwei Kreise Armeniens, den Scharitschen und Surmalinskischen, verwüstet. Alle Dörfer in diesen beiden Kreisen sind zerstört. Die Erde ist in einem solchen Grade gespalten, daß alle Aussaat der Baumwolle und des Reises ohne Wasser geblieben, und daher verloren ist. Das Wichtigste hat sich in der Nähe des Ararat ereignet; die ungeheure Masse des Ararat hat sich von ihrer Grundlage losgerissen, und auf sieben Werste weit gräßliche Spuren der Zerstörung hinterlassen, unter andern ist auf diese Weise das große Dorf Achuri, gleich Herkulanum und Pompeji, verschüttet. Dort sind unter den ungeheuern Steinmassen über tausend Menschen begraben. Zu eben dieser Zeit drängte sich eine dichte Flüssigkeit, die sich nachher in einen Fluß verwandelte, aus dem geöffneten Innern des Ararat hervor, füllte diesen furchtbaren Erdfall, und warf von dort die Leichname der unglücklichen Bewohner von Achuri, Pferde, Ochsen, Lebensmittein u. s. w. heraus.

Aus Italien.

Man schreibt aus Florenz: Vor vierzehn Tagen hat sich in dem hiesigen Museum, und zwar in der weltberühmten Tribune, wo die Meisterwerke des griechischen Meißels mit denen der Malerschulen aller Nationen nur zu gehäuft zusammengestellt sind, bei Nacht der Unfall ereignet, daß ein großes Reiterbild Karls V. von van Dyck von der hohen Wand herab und auf den darunter stehenden Apollino fiel. Zum Glück blieb das Gemälde unbeschädigt, aber der Apoll verlor den Kopf und drei beide Arme. Er wird indeß aus dem Restaurationsatelier gut hergestellt wieder hervorgehen, da diese Theile, obwohl antik, angesetzt waren.

Mosaik.

Der allzueifrige Nationalgardist.
(Pariser Gerichtsscene.)

Uebertriebener Diensteifer — eine unerhörte Sache! — führt Hrn. Levaillant vor den Disziplinarrath. Der Präsident: Sie wissen, was man Ihnen vorwirft. — Levaillant: Keineswegs .... War ich vom Posten abwesend? — Präsident: Nein! — L.: Habe ich den Dienst verweigert? — Präs.: Im Gegentheil. — L.: Was wirft man mir also vor? — Präs.: Zu viel Dienst gemacht zu haben. — L.: Wie so? — Präs.: Zu lange auf dem Posten gestanden zu haben. — L.: Ah, sehen Sie, dann habe ich das Recht; denn ich bin ohne Stelle. — Präs.: Sie sind 24 Stunden auf den Beinen geblieben, und wollten sich nicht ablösen lassen. — L.: Das ist wahr; ich habe viel Leute vorüber gehen sehen. — Präs.: Warum sind Sie am Schilderhaus geblieben, und haben nicht fortgehen wollen? Etwa aus übertriebenem Eifer? — L.: Um mich zu zerstreuen; ich hatte nichts zu thun, ich bin ohne Anstellung. — Der Kapitän-Rapporteur: Es geschah auch aus Spekulation; ihr machtet den Dienst für Jedermann, gegen Bezahlung. — L.: Es ist wahr, ich habe einen Franc pr. Bärenmütze genommen, um den ganzen Tag Schildwache zu stehen; das ist, so viel ich weiß, durch die Gesetze nicht verboten. — Der Kapitän-Rapp.: Sie haben unter dem Gewehr gegessen. — L.: Da ich nicht zu der Gattung der Muschelthiere gehöre, so scheint es mir schwer, mich 24 Stunden lang jeder Nahrung zu enthalten. — Präs.: Sie sind Ursache, daß die Nationalgardisten ihren Posten verließen; da sie keinen Dienst mehr hatten; nur der Sergeant und die Schildwache sind geblieben. — L.: Die Schildwache, das war ich. — Präs.: Wir müssen Sie strafen. — L.: Geniren Sie sich nicht. — Präs.: Sie verdienen 12 Stunden Gefängniß. — L.: Setzen Sie 24 an. — Der Disziplinarrath verurtheilt L. wegen der erwiesenen Uebertretung und seiner unschicklichen Aeußerungen zu 24 Stunden. — L.: Setzen Sie 48 an. — Präs.: Warum? — L.: Weil es mich zerstreuen wird das Hôtel des Haricots (Gefängniß der Nationalgardisten); ich bin ohne Anstellung.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 82.

Bremen, Sonntag den 11. October 1840.

Gestorben:

Nro. 883. Den 7. October. Des Buchhalters Heinr. Lankenau Ehefr., geb. Wedemeyer, 40½ Jahr; am Wall Nro. 42.

— 884. Den 7. — Des verst. Grobbäckers Joh. Heinr. Wilh. Schultze Wittwe, geb. Meyer, 53 Jahr; Westerstraße Nro. 50.

— 885. Den 7. — Des Bleichers Berend Lampe Ehef., geb. Gräffen, 60 Jahr; Fehrfelde Nr. 27.

— 886. Den 8. — Des Schreiber Carl Heinr. Wacker, 17 Jahr 11 Monat; Oelmühlenstraße Nro. 27.

— 887. Den 8. — Des Rathsdieners Friedr. Wilh. Grone Ehefr., geb. Ficken, 46 Jahr; auf den Häfen.

— 888. Den 8. — Die Näherin Johanna Cunigunda Meyer, 37 Jahr; gr. Rosenstraße Nr. 23.

— 889. Den 8. — Der Baumseidenmachergesell Hinr. Schwieger, 64 Jahr; Armenhaus.

Nro. 890. Den 8. Oct. Des Lithographen Joh. Friedr. Wilh. Mester Tochter, 5 Wochen; Piperstraße Nro. 20.

— 891. Den 8. — Der Kahnschiffer Joh. Friedr. Kramer, 43 Jahr; Stephanithorssteinweg Nro. 4 B.

— 892. Den 8. — Des verst. Landmanns Cord Hinr. Ehlers Wittwe, geb. Behrens, 64 Jahr; Doventhorsdeich Nro. 10.

— 893. Den 8. — Des verst. Kaufmanns Joh. Heinr. Matthias Wehmüller Wittwe, geb. Döhle, 86 Jahr; Sögestraße Nro. 19.

— 894. Den 9. — Der Consumtionsschreiber Philipp Behrens, 64 Jahr; gr. Johannisstraße Nro. 72.

— 895. Den 9. — Der Arb. Hinr. Grambart, 36 Jahr; Gerberhof Nro. 5.

Geburten:

Nro. 1206. Den 3. Oct. Des Schauspielers Joseph Geisler Ehefr., geb. Lanz, am Markt Nr. 8; von einem Knaben.

— 1207. Den 5. October. Des Cigarrenmachers Christ. Wilh. Wagenbreit Ehefr., geb. Ernst, Ohlmeyers Hof Nro. 3; von einem Knaben.

— 1208. Den 5. — Des Arb. Friedr. Adolph Decker Ehefr., geb. Rohkar, Tiefer Nr. 15; von einem Knaben.

— 1209. Den 6. — Des Knopfmachers Peter Lüders Ehef., geb. Wessels, Abbenthorsstr Nr. 2; von einem Knaben.

— 1210. Den 6. — Des Eisenkrämers Joh. Rüte Ehef., geb. Schröder, Heerdenthorssteinweg N. 19; von einem Knaben.

— 1211. Den 6. — Des Malers Joh. Peter von Horn Ehef., geb. Lönnecke, Böttcherstraße Nr. 8; von einem Mädchen.

— 1212. Den 7. — Des Handlungsgehülfen Johann Hieronymus Rechten Ehefr., geb. Lampe, am Markt Nro. 20; von einem Knaben.

— 1213. Den 7. — Des Küpergesellen Joh. Friedrich Schmidt Ehefr., geb. Wessels, Reeperbahn Nro. 10; von einem Mädchen.

— 1214. Den 7. — Des Cigarrenmachers Joh. Hinrich Holthusen Ehefr., geb. Streckfuß, Runken Nro. 8; von einem Knaben.

Nro. 1215. Den 7. Oct. Des Schuhmachers Carl Joseph Theodor Ranke Ehef., geb. Meyer, Schnoor Nro. 16; von einem Knaben.

— 1216. Den 7. — Des Küpergesellen Joh. Wilhelm Hildebrand Ehef., geb. Peffermann, Punkendeich Nro. 2; von einem Mädchen.

— 1217. Den 7. — Des Schuhmacheramtsmeisters Joh. Henr. Wortmann Ehefr., geb. Schmidt, kl. Annenstr. N. 21; von einem Mädchen.

— 1218. Den 7. — Des Cigarrenmachers Joh. Friedr. Müller Ehef., geb. Ilse, gr. Annenstraße Nro. 29; von einem Knaben.

— 1219. Den 8. — Des Cigarrenmachers Joh. Friedr. Wilh. Block Ehefr., geb. Weichert, kl. Weidestraße Nro. 5; von einem Knaben.

— 1220. Den 8. — Des Arb. Gätje Wätjen Ehefr., geb. Schwanewede, Düsternstraße Nr. 28; von einem Knaben.

— 1221. Den 8. — Des Bildhauers Joh. Heidenreich Ehefr., geb. Renzel, Knochenhauerstraße Nro. 33; von einem Mädchen.

— 1222. Den 8. — Des Arb. Joh. Heinrich Gerlach Ehefr., geb. Zuper, Korsdeich Nro. 3; von einem Knaben.

— 1223. Den 9. — Des Segelmachers Johann Friedr. Helmken Ehefr., geb. Klamp, Schlachte Nro. 16; von einem Knaben.

— 1224. Den 9. — Des Arb. Wilh. Conrad Kapherr Ehefr., geb. Plate, Muggenburg Nro. 17; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 427. Der Kaufmann zu St. Petersburg Joh. Chr. Curtius u. Cecilia Wilhelm. Meier hies.

— 428. Der Kaufmann Bernh. Conr. Kroning und Marie Adelh. Wessels hies.

— 429. Der Schiffscapitän zu Vegesack Joh. Bernh. Dohrmann u. Cathar. Margr. Fincke.

— 430. Der Tischleramtsmeister Hinrich Klevenhusen hies. u. Maria Knoop aus Rechtenfleth.

— 431. Der Schneideramtsmeister Joh. Conr. Schröder u. Metta Cathar. Köhnenkamp hies.

— 432. Der Mobilienhändler Henr. Eberh. Christian Kirchhoff u. Christina Catharina Sophia Uckermann. Beide von hier.

— 433. Der Schuhmacheramtsmeister Johann Heinr. Friedr. Aug. Mackenrodt hies. u. Sophie Margar. Bönecke aus Barnstorff.

— 434. Der Kohlhöker Jacob Vagt u. Regina Asendorff. Beide von hier.

— 435. Der Arb. Heinrich Duhn hieselbst u. Sophia Würdemann aus Hengsterholz bei Ganderkesee.

— 436. Der Branntweinbrenner Hinr. Wilh. Geveke und Adelh. Maas hies.

Nro. 437. Der Schiffszimmermann Martin Tyd u. Louise Lehmann aus Ovelgönne.

— 438. Der Cigarrenmacher Joh. August Diem u. Margar. Christina Friederica John, d. Ludwigs, hies.

— 439. Der Cigarrenmacher Joh. Hose u. Frid. Focke hies.

— 440. Der Sattlergesell Joh. Henr. Sechehaye u. Adelh. Ließ hies.

— 441. Der Cigarrenmacher Matth. Kollra hies. u. Sophia Cathar. Einstmann aus

— 442. Der Cigarrenmacher Joh. Christ. Hellmich u. Sophia Dorothea Blume hies.

— 443. Der Cigarrenmacher Hinr. Rugen, gen. Dirk und Metta Hurrelmeyer hies.

— 444. Der Stuhlmacher Joh. Dierk Buse hies. u. Beke Margrethe Reimers aus Schö deich, Amts Berne.

— 445. Der Arb. Joh. Weltz zu Schwachhausen u. Anna Lucia Meier zu Hodenberg.

— 446. Der Cigarrenmacher Chr. Wilh. Burhop a. Buntenthorsteinwege und Dorothee Charlotte Lüning aus Stolzenau.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 83.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 15. October 1840.

Weh' mir! verlassen und allein
Ausringen in der tiefsten Pein,
Wo keine Stimme tröstend spricht,
Sich niederbeugt kein Angesicht.

Scene aus: „Das letzte Menschenpaar."

(Fortsetzung.)

Versucher.

Wer ist es nun, der um Erlösung fleht?
Bist du es, Erde, unter meinen Füßen?
Jahrtausende sprachst du ein tief Gebet
und ließest reiche Thränenströme fließen.

Eva.

Doch tritt mein Fuß in keinen Tempel ein,
So bete ich am größten der Altäre;
Es saugt mein Geist erhab'ne Wollust ein
In diesem Schweigen und in dieser Leere.
Wenn nichts die Erde mehr zu bieten hat,
Wird wohl der Mensch auch seiner Erde satt,
Und wenn der Himmel unveränderlich,
Sehnt wohl der Geist nach ferner Heimath sich.
Ich sehne mich — wohin?
Wer kann's erfassen mit dem ird'schen Sinn?
Ich sehne mich, — doch wie soll ich es nennen?
Wer dürfte sagen: „Mir ward's zu erkennen!"
Wohin ich die geschärften Sinne wende,
Ist nur die Ferne, leer und ohne Ende.
Wohin, wohin, und wär' es noch so weit,
Setz ich mein Haus in der Unendlichkeit?
Als Kind hab' ich nur Mährchen gern erdacht,
Da ging ich lang' durch Wüste und durch Nacht,
Und wenn mein Harren ganz erschöpfet war,
Urplötzlich ward der ganze Himmel klar,
Es grünte hell die Flur und Berg und Thal,
Die Bäume boten Früchte mir zum Mahl,
Es tönte sanft der Vögel lieber Sang
Am Silberquell, der aus dem Felsen sprang;
Er sprang so voll, so lockend, kühl und labend,
O, wär' ein solcher Quell der Tage Abend!

Versucher.

Deine Seele fließet über
Von dem Weh, das sie erfüllt,
Fern und ferner, trüb' und trüber
Schwinden deiner Hoffnung Bild
Schreite vorwärts — schau die Wüste
Zitternd in der Sonne Brand,

Kehre um und schau die Wüste,
Rechts und links verödet Land.
Schrecken hat dein Herz umgeben,
Und es folgt dir wie die Luft,
Sie allein blieb deinem Leben,
Fühllos ob das Leben ruft:
„Hilfe! Hilfe!" Ihre Wellen
Schlagen an kein irdisch Ohr,
Ob sie sinken oder schwellen,
Schweigen waltet wie zuvor.

Eva.

O der Tage, mir verflossen
Wie die Stunden einem Kinde,
Das in Blumen hingegossen,
Träumend flicht ein Kranzgewinde?

Versucher.

O der Träume, die du webtest
Wie die Spinne webt ihr Haus,
Freuden, die du kaum erstrebtest,
Sorglos theiltest du sie aus.
Sorglos, weil du ohne Sorgen,
Aber leise, wie der Strand,
Küßt das Meer am lichten Morgen
Und am Abend deckt das Land,
Leise wich von dir der Schlummer,
Und verlassen und allein,
Zum Genossen nur den Kummer,
Und zum Führer nur die Pein,
Standst du auf der weiten Erde,
Weinend auf dem großen Grab,
Und vom öden Heimathheerde
Scheitst du fort am Wanderstab.

Eva.

Dulde, — dulde, — weit und weiter,
Ohne Stütze, ohne Leiter
Wandle durch die Wüstenei.
Dulde, — dulde, — ohne Wanken
Hebe dorthin den Gedanken
Dorthin, wo du ewig frei:
Ohne Thränen, ohne Sehnen
Mit dem Himmlischen vereint.

Versucher.

Aber sterben unbeweint —

Eva.

Unbeweint?

Versucher.

Und unbeachtet
In der tiefsten Pein verschmachtet.

Eva.

Gott!

Versucher.

Vielleicht auf ewig hin.

Eva.

Weh'! was zieht durch meinen Sinn,
Und verwirrt mir den Gedanken?

Versucher.

Ohne Ziel und ohne Schranken
Muß auch er dem Tod' erliegen.

(Der Beschluß folgt.)

Vergiftungsprozeß der Mad. Lafarge.

(Fortsetzung.)

Um zwei ein Viertel Uhr Nachmittags beginnt die folgende Sitzung. Vicant, Greffier zu Brives, wird über den materiellen Bestand der Beweismittel, als sie ihm auf Glandier eingehändigt wurden, vernommen. Am 15. kam er um zwei Uhr mit dem Staatsprokurator zu Glandier an; kein Arzt war da; erst am 16. konnte die Autopsie, welche keine bestimmte Resultate lieferte, vorgenommen werden. Jetzt erst wurden alle Objecte, die Gift enthalten konnten, beachtet; Mad. L. Mutter hatte sie sämmtlich in einen Verschlag gethan. Sie wurden in einige Bouteillen und Krüge gegossen und dann im Beisein der beiden Damen Lafarge mit Etiketten versehen; man glaubte, das sei genug, da die Objecte in Brives versiegelt werden sollten. Alles wurde in einen Korb gepackt und auf einem Pferde um vier Uhr Nachmittags fortgebracht. Die Nacht blieben sie in Vigeois; am 17. kamen sie in Brives an; am 18. begannen die Aerzte die Analyse derselben und des Magens; das dauerte drei Tage und erst am 24. wurden die Gläser versiegelt!! Der Zeuge sagt ferner: am 15. habe er sich die Gegenstände, welche Gift enthalten konnten, sogleich bringen lossen und den Schrank, in welchem sie sich befanden, versiegelt. Darauf habe er zu Nacht in Lubersac geschlafen und sei am 16. noch Glandier zurückgekehrt. — Was geschah nun? —

Der Greffier: »Man löste das Siegel und ließ alle diese Materien in einige Flaschen und Krüge gießen und selbst den Magen that man in ein großes Glas und bedeckte es mit Leinwand, die mit einer Kordel festgebunden wurde.« Wurden die Gefäße versiegelt? — »Nein, man begnügte sich damit, Etiketten um dieselben zu legen, in der Absicht, sie zu Brives zu versiegeln; aber nichts verhinderte z. B. das Glas zu öffnen, die Kordel abzuschneiden.« (Staunen.) — Hätte sich das anders machen lassen? — »Man hätte Papier herum legen können.« — Und wie war das Band angelegt? — »Es umgab nicht das ganze Glas.« — — Anwalt Paillet: »»Mußte das Band zerrissen werden, um das Glas zu öffnen?«« — Der Greffier: »Nein. Indeß muß ich sagen, daß ich nicht bemerkte, daß das Glas berührt worden sei.« Der Präsident: Und was machte man mit den andern Materien? — »Man korkte die andern Flaschen und versiegelte sie nicht. Man begnügte sich damit, Bänder darum zu legen, aber dieselben gingen nicht über den Stöpsel.« — Aber Herr Greffier, weshalb gaben Sie nicht besser Acht? Für diese Materien waren sie ja verantwortlich! — »Meine Verantwortlichkeit ging erst von dem Momente an, wo sie auf der Greffe angelangt waren, das ging den Herrn Staatsprokurator an.«" — Was wurde noch sonst mit Beschlag belegt? — »Flanell und Zucker, das in Papier gethan wurde; ein Band umgab dies Paket, aber es ließ sich gar wohl aufknüpfen.« — Das geschah am 16.? — »Am 16. um drei Uhr.« — Wer hatte diese Sachen zu tragen? — »Ein gewisser Burghé, wie ich glaube, vom Adjunkt designirt; der Mann ward von einem Gendarme begleitet.« — Sollte er in Brives übernachten? — »Nein, in Boutzac; mir ward gesagt, er habe dort mit dem Gendarme geschlafen, indeß ich weiß es nicht.« — Und was nahmen Sie am folgenden Tage vor? — »Wir reisten von Glandier nach Brives, wo wir mit den Aerzten, welche die Analyse der Materien machen sollten, zusammen treffen mußten.« — Wann kamen Sie an? — »Um halb fünf Uhr.« — Fanden Sie die Materien im guten Zustande? — »Ja, mit Ausnahme eines Bandes, das von der Reibung losgegangen zu sein schien.« — Als der Herr Untersuchungsrichter die Materien den Chemikern übergab, was geschah da? — »Man schnitt mit der Scheere ein Stück vom Magen. (Sensation.) Man lieferte ihnen die Materien aus.« — Wurden dieselben, als die Analyse fertig war, von den Chemikern zurückgegeben? — »Nein, sie behielten sie; sie gaben nur wenig wieder zurück.« — Nach der Zurückgabe wurden die von den Chemikern zurückgegebenen Materien doch aber versiegelt? — »Ja, wie alle, welche auf der Greffe geblieben waren. Die Operation geschah am 24.« — In wessen Gegenwart? — »Des Herrn Untersuchungsrichters; aber die Partieen wurden nicht genannt.« — Und was wurde aus den mit Beschlag belegten Materien in der Zwischenzeit der Operationen? — »Sie wurden nicht versiegelt, aber man stellte sie in ein Zimmer.« — Und das Zimmer schloß sich durch ein Schloß? — »Nein.« (Neues Staunen.) Der Zeuge wird entlassen und die drei Experten treten ein.

Dubois: Herr Präsident, wir haben die Ehre, Ihnen die Hälfte der uns anvertrauten Materien zurückzustellen: 1) die organischen Materien; die Materien waren so eingetrocknet und zusammengedrückt, daß uns unmöglich war, organische Materien darin zu erkennen; 2) die Flüssigkeit im Magen; 3) die ausgebrochenen Materien. — Wir haben mit Umsicht operirt; wir behandelten den Magen nach mehreren Verfahrungs-

arten und haben kein Resultat erlangt. Ausgebrochene Materien — kein Arsenik. Flüssigkeit im Magen, nach mehreren Verfahrungsarten behandelt, mit den besten Hülfsmitteln — wir haben nichts erlangt. Ein Theil der Flüssigkeit enthielt des sels de fer, aber keinen Arsenik, nicht ein Atom von Arsenik. Ich versichere es auf Ehre!« Der Zeuge bittet nun, man möge die gelehrtesten Männer herbei rufen: »Wir scheuen uns vor keiner Controle!« — — Allgemeine Spannung! Tiefes Schweigen; als er schweigt, noch Grabesruhe; eine Reaction zu Gunsten der Angeklagten geht durch den ganzen Saal. Anwalt Lachaud kann sich eines Applaudissements nicht erwehren; Anwalt Paillet preßt die Hände gewaltsam zusammen und donnert: »Und acht Monate Haft!« Die Familie Lafarge schwimmt in Thränen; Herr de Violaine wird unwohl und muß den Saal verlassen. Die Angeklagte scheint tief ergriffen und weint...

Nach einer Viertelstunde wird die Angeklagte zurückgeführt, aber erst nach drei Viertelstunden erscheint der Hof wieder. Es ist fünf Uhr.

Der Präsident: Rufen Sie die Herren Dubois Vater und Sohn und Herrn Dupuytren; rufen Sie auch die Herren Bardou, Tournadour, Lespinasse, Lafosse und Massenat! — Die Herren erscheinen; Dubois entwickelt jetzt in Gegenwart der Herren sein Verfahren und sagt: »Wir haben die alten Methoden angewendet und die von Marsh, welche moderner ist und so fein, daß man annimmt, ein fünfmalhunderttausendstel Arsenik müsse damit erkenntlich sein.« — Und später, nach Verlesung des Rapports der Aerzte zu Brives: »Die Herren haben gewaltsam Halt gemacht; hätten sie fort operiren können, so würden sie keinen Arsenik gefunden und vielleicht ihre Verwunderung, vielleicht den Wunsch nach einer neuen Expertise ausgesprochen haben.« — Die Verhandlung wird so zu dem Aeußersten getrieben, die Leiche Lafarge's zu neuen organischen Analysen ausgraben zu lassen. — Anwalt Paillet tritt nun auf und sucht in einer wortreichen Rede dafür zu stimmen, es seien der Untersuchungen jetzt genug und zur Genüge; aus Schonung für die Angeklagte solle man nicht weiter gehen; er liest auch Orfila's Brief wieder vor u. s. w. — Die Sitzung wird aufgehoben, bis die Experten von Limoges ihre Operationen vollendet haben.

Allgemeine Aufregung, Bewegung. — Die Angeklagte fiel auf ihrem Zimmer Paillet um den Hals, drückte Demonts die Hand. Wachsende Spannung in der Stadt und Umgegend.

Wir kommen jetzt zu den Sitzungen, welche am 6. und 7. September statt fanden. Am 6. wurde Vormittags vom Hofe die Ausgrabung der Leiche Lafarge's und die Untersuchung derselben verordnet und die Sitzung aufgehoben. Die Expertenkommission reiste mit Extrapost nach Glandier. Da sie vor Montag Abends, den 7., nicht nach Tulle zurück sein, vor Dienstag Nachmittag aber keinen Rapport abstatten kann, die Sitzungen aber doch fortgesetzt werden, so werden die Debatten bis zu jenem entscheidenden Punkte gar ausführlich und die Verhöre genau genommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Weser-Dampfschifffahrt.

Die Schiffe **Bremen u. Roland** besorgten verwichenes Frühjahr den gewöhnlichen Dienst für die Fahrten nach und von Bremerhaven und den Zwischenstationen. Diesen gewöhnlichen Gang durchdrang plötzlich das Gerücht, daß ein ganz vorzügliches neues eisernes Dampfboot, für Rechnung einiger hiesigen Actionäre in England bestellt, bald kommen und eine neue Aera in unserer Fluß-Dampfschifffahrt bilden würde.

Die verheißene Schnelligkeit war Erstaunen erregend. Unter allen Umständen sollte das Boot in 3½ Stunden nach und in 4 Stunden von Bremerhaven fahren. In günstigen Fällen aber, in Zeit von wer weiß wie viel weniger. Die Restauration am Bord des neuen Boots sollte auf das Schönste angelegt und durch eine höchst kostbare Einrichtung in allen Theilen dem Publico gezeigt werden, was man an Bord eines Dampfschiffes eigentlich zu verlangen, berechtigt sei. Das neue eiserne Dampfboot kam an und man fand daß — es ein Boot war, welches, figürlich geredet unsern hier gebauten Böten keinen Sand in die Augen streuen konnte. In der Hauptsache hatte es nur den Fehler, daß es dem Contracte zuwider nicht so wenig Wasser zog als man bedungen; ja, daß der Tiefgang wohl derselbe war den unsere aus schwerem Holze gezimmerten Flußböte haben. Also weder die verheissene Schnelligkeit noch der erwartete Minder-Tiefgang wurde erzielt und die Compagnie nahm den Telegraphen nicht an. Vielleicht aus Patriotismus behielten diejenigen Actionäre, welche das Boot genommen haben würden, wenn es entsprechend ausgefallen sei, dasselbe nun hier um es während der Badesaison nach den Inseln fahren zu lassen. Gewiß war dies Unternehmen löblich und soll den englischen Eignern des Boots auch goldne Früchte getragen haben. Man erwartete allgemein, daß das Boot nun nach England zurückgegeben würde da kein Grund mehr vorlag um für fremde Rechnung den beiden Böten Roland u. Bremen in der ohnedem weniger frequenten Herbstsaison, Abbruch zu thun. Man täuschte sich hierüber indeß eben so als über die vor der Ankunft des Telegraphen gerühmten großen Tugenden desselben. Dies Boot fährt nicht nur nach wie vor, sondern man hat es so eingerichtet, daß der Telegraph immer etwas früher von hier und von Bremerhaven abfährt, als die übrigen Böte. Für das Publicum soll sicherem Vernehmen nach aus diesem, um etwa ½ oder ganzen Stunde früher, anberaumten Abgange wohl kein Vortheil erwachsen. Die Frage liegt nun nahe: für wen wird der Nutzen erzielt? — aus Patriotismus — für den englischen Eigner? — Ferner hat man sich nicht entblödet die Passagiere für den Telegraphen über den, von Herrn Lange in der Geest mit vielen Kosten, zur Bequemlichkeit des Publicums hingelegten Anlegers, um das beschwerliche und gefährliche Landen und an Bord fahren mittelst Böten zu vermeiden, und über die Böte Roland oder Bremen weg, mit einer niedlichen Freiheit gehen zu lassen, die in der Dorfzeitung wohl nicht so benannt werden dürfte. Wir Städter müssen aber feiner sein und das englische Interesse insbesondere mag bei verschiedenen Leuten wohl entschuldigen, daß man das make free nennt, was man in gutem Deutsch so anmaßend als unrecht nennen dürfte. — Hoffentlich wird dieser Uebelstand von den betreffenden Personen bald abgestellt werden, wo nicht so müßte man aus Patriotismus auch nur mit Bremer Böten fahren! — Mit Böten die volles Recht haben die Bremer Flagge zu führen. Hat die der Telegraph? Wir sahen im Laufe des Sommers noch ein von Herrn Joh. Lange in Vegesack gebautes kleines Dampfboot welches am Gutenberg's-Feste und Gutenberg genannt, in Fahrt gesetzt wurde. — Wie alles was ächt bremisch ist anspruchslos auftritt, so kam auch der Gutenberg ohne viel Gerede und Verheißungen in's Leben und siehe da, das Ding ging, ja man darf es jetzt ja wohl sagen da es längst stadtkundig ist, es ging wohl schneller als der Telegraph.

Die Einrichtung ließ an Eleganz auch nichts zu wünschen übrig und die wenigen Male daß

an Bord des Gutenberg auf den beiden Reisen nach Hamburg Restauration gehalten ist, sollen die Reisenden sehr zufrieden gestellt sein und haben für mäßige Preise vollkommen reichlich Speise und Trank gehabt. — Da man indeß fand, daß der Gutenberg dem Zweck nicht entsprach, die Communication zwischen hier und Vegesack auch außer den Fluthzeiten aufrecht zu erhalten, so mußte darauf Bedacht genommen werden, dies Boot zu verkaufen um dann zu versuchen ein entsprechendes Boot herzustellen. Der Verkauf des Gutenberg ist bald zu Stande gekommen, und wie man mit Vergnügen hört, zu solchem Preise daß Herr Lange doch keinen Schaden dabei genommen. Es kann dies gewiß Jeden freuen, welcher Herrn Lange's Thätigkeit und Unternehmungs-Geist wie es billig ist, würdigt und den Staden welche das Boot acquirirt haben, können wir gratuliren, da Sachverständige behaupten daß das Boot an Maschine und Rumpf in höchster Dauerhaftigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. An Schnelligkeit sucht der Gutenberg auf der Elbe auch seines Gleichen. Wir müssen uns als Bremer hierüber ebenfalls sehr freuen, da auf der Elbe manche englische und eiserne Böte sind welche nichts mehr und kaum das können was der ohne alle Ostentation hingestellte Gutenberg leistet.

Betrachten wir die Dampfschifffahrt auf der Weser nun genauer, so finden wir daß zwei Böte für den Dienst zwischen Bremerhaven und Bremen (jeden Tag eine Gelegenheit) vollkommen ausreichen.

Für die Communication zwischen hier und Vegesack wird bis künftiges Frühjahr ein Boot fertig werden und man darf hoffen ein entsprechendes, da gewiß nichts gespart wird um das Neueste aller Erfindungen für den Zweck tributair zu machen. Ob das zwölf Zoll tief gehende Moselboot für unsere solide Weser als Norm wird dienen können, ist wohl sehr die Frage, da wir hier high pressure nicht lieben und das mit Grund. Ob England uns etwas Entsprechendes bieten kann steht zu erwarten da ein Sachkenner der hinüber gegangen ist uns bald Aufschluß darüber wird geben können. Jedenfalls dürfen wir einer Verbesserung getrost entgegensehen. Warum gebrauchen wir nun ein Boot von England. Aus dem Grunde etwas Besseres zu haben? ich glaube kaum daß man uns sehr zufrieden stellen wird. Aus Noth weil's an hinreichender Communication fehlt? ich glaube auch dies verneinen zu dürfen. Warum denn? Sind einige Häuser die Entrepreneurs, welche ihr Bestehen von dieser Fahrt haben wollen? Nein! Warum denn? — Ja du fragst aber zu viel und ich kann dir nur sagen, daß es mir scheint, als wolle man es nur, um etwas Anderes zu wollen. Ob das Recht ist, darum frage Bürgerfreunde und gute Bremer.

Bremen, October 1840.

Sincerus.

---

* Brod-Taxe.

Auf die Beantwortung meiner Fragen im Bürgerfreunde Nr. 80. durch Herrn Mäkler Siegfried Bärentz im Stücke Nr. 81 wäre ich, um diesen Gegenstand genauer zu beleuchten, gern gründlicher eingegangen, als ich es heute thue — höhere Rücksichten haben mich aber daran verhindert.

Ich wünsche nun nur, daß ich und das Publicum weiter belehrt werden, ob unsere hiesigen Bäcker überhaupt den immer theurer bezahlt werdenden Braunschw. Waizen kaufen, daß sie das Recht haben, darnach die Brod-Taxe zu erhalten, und ob im Monat September der Durchschnitts-Preis für oberl. Waizen von 123/24℔ wirklich à 152½ Rt. gewesen ist, so daß ihnen der Braun-

schweiger à 155 Rt. zugerechnet werden konnte. Diese Beweise zu liefern, ist man mir und dem Publicum, welches, besonders das unbemittelte, dadurch so viel leichteres Brod erhält, schuldig geblieben.

Der von Herrn Bärentz aufgestellte Satz wegen des aus neuem gegen alten Waizen producirten Mehles wird in dem mir übrigens ganz fremden Satze „Theorie und Praxis" — schon widerlegt, und ich gehe nur von der Erfahrung aus, daß unsere Bäcker, bei einem Consumo von 1000 bis 1200 Last Waizen jährlich, keine 40 Last Braunschw. Waizen kaufen, daher ich darauf aufmerksam mache, und frage, ob die Taxe ihnen nach einer von ihnen nie benutzt werdenden Waare gemacht werden kann? Die Bäcker selbst nehmen ihn gar nicht gerne, und auch nur auf Mühlen, wo, den hiesigen unbekannte, neuern Erfindungen angehörige, technische Verbesserungen angebracht sind, kann der Braunschweiger Waizen mehr und besseres Mehl liefern, als der von der Oberweser.

Ich kann ferner nicht zugeben, daß Herr Bärentz die löbliche Polizei-Direction in den Vordergrund stellt, als ob diese die Brod-Taxe mache. Freilich geht diese von ihr aus, aber nur auf den Grund des derselben von einem beeidigten Mäkler aufgegebenen Waizen-Preises, von welchem es allein abhängt, wie die Brod-Taxe selbst berechnet wird.

---

* Lexa. — Tourniaire.

Es ist in diesen Blättern schon die Rede von zwei Künstlern gewesen, die uns durch ihre herrlichen Darstellungen an den eingetretenen Herbstabenden erfreuen, so sei es uns denn erlaubt auf zwei andere Künstler, die zur Erhöhung der Freimarktsfreuden bei uns eingetroffen sind, aufmerksam zu machen da ihre Dar- und Vorstellungen in diesen Tagen beginnen werden.

Herr Lexa eröffnet sein Panorama — Moskau — in der vor dem Osterthore erbauten Rotunde am heutigen Tage. Dieses Panorama, dem später das von Petersburg folgen wird, erfreute sich an allen Orten der lebhaftesten Theilnahme und Anerkennung; mögen ihm diese auch hier werden, der Künstler verdient sie, und zahlreicher Besuch ist um so mehr zu erwarten — als der Preis (16 Gr. die Person) gewiß mäßig zu nennen ist, und auf bedeutende Herabsetzung also hier nicht zu rechnen ist.

Die Gesellschaft des Herrn Benoit Tourniaire beginnt ihre Vorstellungen in der höhern Reitkunst am 18. Oct. in der Hildenbrock'schen Reitbahn. Der Ruf, der von diesen Künstlern von Hamburg aus zu uns herüber scholl und die besondere Vorliebe des Bremer Publikums für Vorstellungen dieser Art versprechen Herrn Tourniaire eine freundl. Aufnahme und zahlreichen Zuspruch.

Wir können Ausgezeichnetes erwarten nach dem Zeugniß derer die schon an andern Orten diesen Circus sahen, wenigstens eine größere Künstlergesellschaft haben wir wohl hier noch nicht gesehen; es werden 72 Personen und 60 Pferde erwartet! Wir kommen später auf diese beiden Namen zurück, dies nur eine vorläufige Anzeige von dem was wir zu erwarten haben und eine Beruhigung, daß für die Zeit auf die Alt und Jung sich schon so lange im Voraus freute dieses Jahr mannigfach gesorgt ist.

So ist's recht!

Aus Gladenbach, im Großherzogthume Hessen, wird folgender bemerkenswerthe Vorfall gemeldet: Die Stunde der Entbindung schien für die kränkliche Ehefrau des dortigen israelitischen Einwohners O. die Stunde des Todes zu wer-

den, als vier wackere Aerzte herbeigeeilt kamen und durch den Kaiserschnitt Mutter sammt Kind retteten. Letztere, von heißem Danke erfüllt, trug denselben (welche zum christlichen Glauben sich bekennen) Gevatterstelle an, was diese mit Bereitwilligkeit annahmen. Im festlichen Anzuge erschienen sie am Beschneidungstage in der von Juden und Christen angefüllten Synagoge, wurden mit dem Zurufe: „Willkommen im Namen des Herrn!“ begrüßt und nahmen nach dem Beschneidungsacte den Knaben abwechselnd auf den Arm, der auch, was unter den Israeliten nicht gewöhnlich ist, die Namen seiner vier Gevatter erhielt. Zum Schlusse ward für das Wohl der Mutter, des Kindes und der vier Gevatter ein Gebet in deutscher Sprache gesprochen. So hat denn auch hier die an dem Gefühl der Dankbarkeit sich erhobene humane Regung des Gemüthes den Sieg über beengende kirchliche Bestimmungen davon getragen.

---

* Herbstgedanken.

Blätter rauschen, Blätter fallen,
Licht wird's in den Buchenhallen,
Und der Herbst beginnt sein Recht;
Eisig kalte Winde heulen,
Heimathliche Störche eilen,
Wärmern Zonen zu, als Knecht.

Flora ist uns längst entführet;
Aber Birn und Rebe zieret
Manchen Baum und manchen Stock,
Draußen wo jüngst Schnitter waren
Wird jetzt Holz und Torf gefahren
Und der Flachs ist längst am Wock.

Bienchen ist schon aus der Zelle;
Brausend bricht des Stromes Welle
Sich am Strand vom Sturm bewegt;
Flieg' und Mücke sind entschlafen
Nur der Hirt mit seinen Schafen
Nicht des Winters Ruhe pflegt.

Kühe kehren von der Weide,
Lagern sich im Stall auf Heide,
Heim treibt sie der kalte Nord;
Häslein suchet schon den Garten;
Ach, es sieht nicht, daß sein-warten
Hinterlist darin, und Mord.

Wo im Sommer Kinder spielten
Sich im Sande tief bewühlten
Ist's jetzt naß und unfruchtbar;
Zu des Ofens trauter Nähe
Stellt sich das in Freud' und Wehe
Graugewordne Ehepaar.

Alles eilet um die Wette
Zu bereiten sich das Bette,
Winters Schlaf ist vor der Thür.
Doch des Ew'gen Weisheit wachet
Immerdar, und alles machet
Er in allerbester Zier.

Doch der Mensch den Träume wiegen,
Ruhet nimmer von den Siegen
Seiner selbstgeschaffnen Welt;
Kehrt sich nicht an Herbstes Schalten,
Seine Brust kennt nur ein Walten
Ehr' verdienen, Ruhm und — Geld.

Um der Leidenschaft Gedränge,
Um der Ueppigkeit Gepränge,
Um der Nothdurft herbe Last
Zu befriedigen, zu fröhnen
Muß er die Natur verhöhnen,
Quälen sich ohn Ruh' und Rast.

Und doch ist so kurz das Leben!
Frühling, Sommer, Winter, geben
Kommend, scheidend sich die Hand,
Um im Lenz schön zu erstehen
Scheint jetzt alles zu vergehen!
Merk dir's, zweifelnder Verstand.

Traure nicht, daß deine Hülle
Schlafen wird in Gradesstille
Abgeschieden von der Welt;
Sie wird herrlich auferstehen
Dann, wenn Friedenspalmen wehen
Wenn der Herr Gerichtstag hält.

W. Michaelis.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

H. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die

SCHNELL-POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu **Nr. 83** des Bürger-Freundes für **1840.**

Donnerstag, den 15. Oktober.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Die Direction des Leipziger Theaters hat das Corps der „Sieben Mädchen" in Folge der kriegerischen Nachrichten aus dem Oriente bis auf das Doppelte verstärkt, mit mehrern neuen Liedern ausgerüstet und das Bajonettfechten bei ihnen eingeführt. Bei der ersten Aufführung des also umgestalteten Stückes war das Haus überaus zahlreich und nicht blos von Meßfremden besetzt. Das Bajonettfechten aber ging vortrefflich.

In einem kleinen Städtchen hinter Landsberg a. d. W. beschloß ein Schulmeister seinen König Friedrich Wilhelm IV. bei der Durchreise feierlichst mit seinen Zöglingen zu begrüßen. Sein Frack hatte noch den Vorrevolutionair Schnitt, er ließ sich deßhalb auf Pump einen neuen anfertigen. An Schulmeisterschmerz fehlte es dem Manne nicht und er formte daraus ein großes Heldengedicht auf seinen König. Der ersehnte Tag war gekommen, der Frack auch; nur an dem König fehlte es noch. Lange stand der arme Schulmeister mit seinen gewaschenen Bengeln an der Straße und redete sich ein, der Hunger sey nur Einbildung; manche Ohrfeige verabfolgte er die thatlustige Jugend, aber der König kam noch immer nicht. Da wurde des Schulmeisters Hunger riesengroß, er stellte Posten aus, die ihm sogleich die Ankunft des Königs melden sollten und wanderte in seine Wohnung. Kaum hatte er Schonungshalber den neuen Frack vom Leibe gezogen, kaum hatte er gierig einige Bissen Brod mit Speck verschlungen, da stürzt Fritze, der Vorraus, zur Thür herein: „Herr Schulmeister, der König kommt!" Eilend rannte der Schulmeister fort, und kömmt doch noch zur rechter Zeit an Ort und Stelle an, um seine demüthige Rede an den freundlichen König halten zu können. Nach Beendigung derselben greift er in die Tasche nach dem Gedicht und überreicht dem König das Papier. Der König öffnet es, ist erstaunt, lächelt und übergiebt es seinem Adjudanten mit den Worten: „Bezahlen Sie!" — In der Eile hatte der Schulmeister den alten Frack angezogen und überreichte dem König statt des Gedichtes, welches zu Hause im neuen Frack stack, die unbezahlte Schneiderrechnung.

Es ist mir recht lieb, sagt ein Dorfzeitungsschreiber, daß die Franzosen sich in den letzten Jahren so viel mit der deutschen Sprache beschäftigt haben. Sie verstehen nun doch das ihnen früher schon erklärte Sprüchwort:

„Wer im Krieg will Unglück han,
Fang nur mit den Deutschen an."

Aus Frankreich.

Der Escamoteur Philipp macht in Paris gewaltiges Aufsehen, der Zudrang in seine Vorstellungen wird von Tage zu Tage in eben dem Grade beispielloser, als die Produktionen selber beispiellos sind. Was dieser Mann an Unglaublichkeiten bietet, dürfte aber auch in's Weite gehen, und diejenigen guten Pariser, welche Liebhaber von dergleichen sind, wissen das zu schätzen. Monsieur Philipp zeigt unter Anderem einen leeren Hut; Jeder, der sich gesunder Augen, oder mindestens eines scharfen Glases erfreut, kann sich, traut er seinem Auge oder seiner Lorgnette nicht, handgreiflich überzeugen, daß es eben ein leerer Hut sei und nichts weiter. Wie aber wird ihm zu Muthe, wenn er gleichzeitig sieht, daß nach und nach in bestmöglicher Ordnung ein Menageriechen herausspaziert, das aus großen Neufundländer-Hunden und grimmigen Orangoutangs, aus schreienden Hähnen, Fischen und abscheulichen Fledermäusen besteht. Nebenher schüttet der liebenswürdige Chapeau hübschen Grisetten die allerschönsten Blumen, als Rosen, Nelken, Tulpen in den Schooß, und ist eine Bauersfrau, die ihr dreijähriges Söhnchen eine Viertelstunde weit getragen, etwas ermüdet, der Chapeau schiebt so eben ein bequemes Federbett aus sich hervor, während er ihren erschreckten Jungen, der in der Menschenmasse Gefahr läuft, zerdrückt zu werden, mit den niedlichsten Spielwaaren beschenkt. Dabei schreit Monsieur Philipp in einim fort: „Par pure nature, messieurs et mesdames, par pure nature, rien de plus!" Sieht das nicht einem amerikanischen Puff ähnlich, und ist doch keiner, sondern eine bloße Escamotage, par pure nature.

Vor einigen Tagen warf die Diligence zwischen Bayonne und Bordeaux um. Vier Seeleute schliefen im mittlern Kasten so fest, daß dieser Umsturz sie nimmermehr störte. Man fand sie schlafend aufeinander liegen, und hatte alle erdenkliche Mühe, sie aufzuwecken und zum Verlassen der Kutsche zu bewegen. Ein Wolf, welcher über den Weg lief, und die Pferde erschreckte, war die Ursache des Unfalls.

Die Damen der Halle haben ihr altes Recht, dem Minister, der ein Großkreuz während seiner Amtsführung erhält, gratuliren und ihm einen Blumenstrauß überreichen zu dürfen, jüngst wieder in Ausübung gebracht. Die Herren v. Remusat und v. Malleville bekamen von der Königin Christine das Großkreuz des Isabellenordens und am 19. September erschien die seltsame Gesandtschaft der Damen von der Halle, ungefähr 60 Personen an der Zahl. Eine Jede trug einen Blumenstrauß und war mit einer weißen Schürze angethan. So begaben sie sich in's

Ministerium des Innern, um ihn Glückwünsche und den Blumenstrauß darzubringen.

Nach der Sentinelle des Pyrenées sind gegenwärtig drei Schiffe im biscayischen Golf, welche baskische Auswanderer aufnehmen sollen. Seit 7 oder 8 Jahren soll sich eine wahre Auswanderungswuth dieser Leute bemächtigt haben, und in der Republik Uruguay sich schon nahe an 15,000 Basken oder Béarner befinden.

Aus England.

Es werden immer noch jährlich ungefähr 170,000 Afrikaner als Sclaven verkauft. Seit mehr als dreißig Jahren ist England bemüht, dieses scheusliche Uebel auszurotten. Es verwendete seit 1807 über 20 Millionen Pf. St. zur Loskaufung von Sclaven und außerdem mehr als 100 Millionen Thaler zur Unterstützung aller Mächte, die gegen den Sclavenhandel gerichtet sind. Dabei hat sich der Sclavenhandel beinahe um das Doppelte vermehrt und von je 100 Sclaven sterben jetzt 25, früher nur 17. Bei allen Anstrengungen des ungeheuren Reichs verdoppelt! Doch Britanien läßt sich nicht abschrecken. In London hat sich das Volk zur Unterdrückung des Sclavenhandels und für Civilisirung Afrika's vereinigt, und Prinz Albert steht als Präsident an der Spitze. Sollten sich denn nicht auch Quadrupel-Allianzen der Staaten bilden können, um diese Schande gründlich aus dem Jahrhundert zu beizen? Selbst jener Verein in London wird zu schwach bleiben, ein ganzer Erdtheil, Europa müßte zum Heile des andern aufstehen und seine besten Kräfte anwenden, die Menschheit von diesem furchtbarsten aller Schandflecken zu reinigen.

Auf dem Holzpflaster der Oxfordstraße fahren seit einigen Monaten täglich 70,000 Wagen von 4 bis 10 Centner und mehr als 12,000 Pferde, ohne daß das Pflaster im mindesten gelitten hätte. Die Wagen rollen so leicht, wie auf der Eisenbahn, so daß Ein Pferd einen Wagen ziehen kann, den vier Pferde auf einem gewöhnlichen Pflaster zu ziehen Mühe hätten.

In Edinburgh wurde unter großen Feierlichkeiten der Grundstein zu dem Denkmal Sir W. Scott's gelegt. Dasselbe soll 180 Fuß hoch im gothischen Style gebaut und mit der Statue des Gefeierten gekrönt werden. Die Kosten sind auf 12,000 Pf. St. berechnet, von denen der Bildhauer, Herr Steele, 2000 erhält. Von jener Summe sind bereits 9500 Pf. gedeckt.

Die Brighton Gazette enthält folgende, freilich sehr der Beglaubigung bedürfende Angabe: „Wie wir von einem Korrespondenten vernehmen, sind dem Erfinder des von der Times erwähnten furchtbaren Wurfgeschosses von einer fremden Macht 400,000 Pf. St. für sein Geheimniß angeboten worden. Unsere eigene Regierung hätte es früher für 100,000 Pf. St. haben können. Die Kugel des Wurfgeschosses soll eiförmig sein, zweimal platzen, und die Wirkung der zweiten Explosion noch schrecklicher als die der ersten sein. Der Erfinder hat so große Auslagen gehabt, daß er seine Erfindung verkaufen muß. Wir hoffen, die Lords Melbourne und Minto werden derselben endlich ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Ihr Werth läßt sich nicht mehr bezweifeln, und sie in dem jetzigen kritischen Zeitpunkt zu vernachlässigen, wäre baarer Wahnsinn. Man denke sich, wenn Kapitän — seine Erfindung an einen fremden Staat verkaufte; was würde aus Englands Suprematie!"

Aus Italien.

Die Zeit, wo die polnischen Soeln ihre Lorbeeren auf den Schlachtfeldern pflückten, scheint vorüber. Sie üben sanftere Künste. Der Fürst Joseph Poniatowski ließ in Lucca eine neue Oper: „Giovanni da Procida," zu der er Text und Musik geliefert hat, aufführen und wurde neunmal gerufen.

Mosaik.

Paracelsus Aeußerung über die Franzosen.

Kein großer Mann hat vielleicht mehr zu den verschiedensten, ja fast entgegengesetzten Aeußerungen Veranlassung gegeben, als Paracelsus von Hohenheim. Selbst die Schmähreden und Schimpfnamen, womit seine Zeitgenossen und Feinde ihn zu verumglimpfen dachten, zeigen, wie die Größe des Mannes ihnen in die Augen stach. Sie nannten ihn den Luther der Aerzte; und in der That trug der Mann, wenn auch indirekt, vielleicht das Meiste zur Reformation der Medicin bei, er stürzte die Alleinherrschaft des Galen und führte die Gedankenfreiheit in der Medicin herbei. Nicht minder durchdringend war sein Blick in politischer Beziehung. Man lese einmal seine politische Aeußerung über die Franzosen, und man wird fast versucht werden, seinen richtigen Blick in die Zukunft als eine Prophezeihung auf die letzten großen Ereignisse unsers deutschen Vaterlandes, sofern sie mit jener Nation im Zusammenhange stehen, zu deuten; obwohl seine richtige Combination aus den Conjecturen jener Zeit, aus den Jahren 1530 — 35, entnommen war, und um mehr als 200 Jahre verspätet wurde. „Die Franzosen (Gallia)" sagt er, „haben die Art der Hähne, wegen ihrer überschwenglichen Hoffahrt, die sie in ihrer Influenz über alle Nationen tragen; sie meinen, ihr Hals, ihre Vernunft und Witze gehen bis in den Himmel . . . und wenn sie ihren Hals strecken, so soll alle Welt fliehen; wegen ihrer neidischen und untreuen Art, wie oft ein Hahn allein frißt, ohne den Hennen etwas zu gönnen; wegen ihrer zänkischen Art mit allen Hähnen. So lange Franzosen sind, werden sie immer Zank und Hader haben mit allen Umländern, und so viel sie können, vertreiben und unterdrücken." — „Es ist in der Figur des Himmels offenbar, daß aus Frankreich Einer in das römische, deutsche Kaiserthum fallen werde. Derselbe wird einen Streif thun, und dadurch sich den Adler zueignen, also sich einen Kaiser nennen, mit Pomp nach Frankreich zurückkehren, großen Schaden thun, aber nichts Namhaftes besitzen (behalten). Daraus folgt aber nicht, daß er Herr von Europa, noch ein Reformator der Kirche sein werde, sondern durch dieselben (die Sterne) wird er dazu gereizt." — „Die Gesellschaft der Gilgen (Lilie) mit dem großen Adler, d. i. des französischen Kaisers mit dem rechten römischen Kaiser wird sich enden, und der Leo wird von dem jungen Adler betrogen werden, und dadurch ablöschen das Lob der Franzosen in deutscher Nation . . . Ein Adler wird dann schwach werden, der andere aber zunehmen, und die Gesellschaft des andern zwingen." — „Frankreich wird seinen Herrn verlieren, und obwohl der Himmel seinen Effekt klar anzeigt und verbringt, wird ihm das Reich doch nicht zugesprochen, denn es werden Andere auferstehen, die dem Himmel seine Streiter niederlegen werden, nicht allein in Gallia, sondern auch in Germania. Aus dieser Rotte wird der Fels deutscher Nation entspringen, von dem Sibylle geredet hat."

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 83.

Bremen, Donnerstag den 15. October 1840.

Gestorben:

Nro. 896. Den 11. Oct. Maria Wierenberg, 25 Jahr; Düsternstraße Nro. 76.

— 897. Den 11. — Der Auflader Friedr. Hinr. Balster, 32 Jahr; gr. Johannisstr. Nr. 250.

— 898. Den 12. — Heinr. Ehrlich, 2 Jahr 11 Mnt; hinterm Osterthorswall Nro. 107.

— 899. Den 12. — Der Maurermeister Hinr. Averdieck, 75 Jahr; Contrescarpe Nro. 4.

— 900. Den 12. — Der Schiffszimmermann Johann Hermann Hormann, 77 Jahr; Obernstraße Nro. 18 (Vorstadt).

Nro. 901. Den 13. Oct. Des Kochs Bernh. Buschmann Sohn, 12 Jahr; Molkenstraße Nro. 16.

— 902. Den 13. — Des verst. Waarenagenten Bernhard Precht Wittwe, geb. Probst, 75½ Jahr; Wandrahm.

— 903. Den 13. — Claus Diedrich Buse, 70 Jahr; Schleifmühle.

— 904. Den 13. — Der Maler Joh. Friedr. Gerlach, 50 Jahr; im Sack Nro. 5.

— 905. Den 14. — Des verst. Cigarrenmachers Joh. Hinrich Harmssen Wittwe, geb. Sundmacher, 39 Jahr; Ansgariithorsstraße N. 1.

Geburten:

Nro. 1225. Den 8. October. Des Küpermeisters Conr. Wilh. Homann Ehefr., geb. Schröder, vorm Stephani Nro. 6; von einem Knaben.

— 1226. Den 8. — Des Schneidermeisters Friedrich Herbst Ehefr., geb. Heinemeyer, Faulenstraße Nro. 3; von einem Knaben.

— 1227. Den 8. — Des Cigarrenmachers Joh. Heinr. Nicol. Schürmann Ehefr., geb. Bauer, Sielwall Nro. 11; von einem Knaben.

— 1228. Den 9. — Des Buchhalters Joh. Dan. Deetjen Ehef., geb. Wolff, Faulenstr. Nr. 75; von einem Mädchen.

— 1229. Den 9. — Des Schuhmachers Joh. Christian Feldtmann Ehefr., geb. Tiemann, große Hundestraße Nr. 22; von einem Mädchen.

— 1230. Den 10. — Des Küpermeisters Friedr. Wilh. Edler Ehefr., geb. Falk, Kirchenstraße Nro. 7 (Neustadt); von einem Mädchen.

— 1231. Den 11. — Des Küpergesellen Joh. Friedrich Wilh. Wolters Ehefr., geb. Uhlhorn, hinterm Stephanithorswall Nro. 18; von einem Knaben.

— 1232. Den 11. — Des Kaufmanns Friedr. Hilfers Ehefr., geb. Bechtel, Stintbrücke Nro. 5; von einem Mädchen.

— 1233. Den 11. — Des Schiffsmäklergehülfen Joh. Heinr. Schreiber Ehefr., geb. Hünerkoch, Contrescarpe Nro. 15 E; v. e. Knaben.

Nro. 1234. Den 12. Oct. Des Weinküpers Joh. Wilh. Hartmann Ehefr., geb. Oetjen, Meinkenstraße Nro. 1; von einem Knaben.

— 1235. Den 12. — Des Maurergesellen Christ. Gottfried Staakmann Ehefr., geb. Fischer, gr. Johannisstraße Nro. 227; von einem Mädchen.

— 1236. Den 12. — Des Arb. Friedr. Wilh. Ferdinand Vogt Ehefr., geb. Wittpenn, hinterm Abbenthorswall Nro. 19; von einem Knaben.

— 1237. Den 12. — Des Zimmergesellen Joh Georg Heinr. Wilh. Anton Kallenberg Ehefr., geb. Seemann, außerm Steinthor Nr. 96; von einem Knaben.

— 1238. Den 12. — Ein Knabe — Hastedt Nro 101.

— 1239. Den 13. — Des Weinarbeiters Johann Asendorff Ehefr., geb. Schallen, Faulenstraße Nro. 63; von einem Knaben.

— 1240. Den 13. — Des Cigarrenmachers Joh. Heinr. Hohnholt Ehefr., geb. Bolte, Punkendeich Nro. 11; von einem Knaben.

— 1241. Den 13. — Des Arb. Wilh. Gärtner Ehefr., geb. Wiegmann, Hastedt Nr. 39; v. e. M.

— 1242. Den 13. — Des Cigarrenmachers Diedr. Nicolaus Fienemann Ehefr., geb. Harnisch, Ellmers Hof N. 3; von einem Mädchen.

— 1243. Den 14. — Des Schweineschlachters Nicol. Mann Ehefr., geb. Hennig, Westerstraße Nro. 83; von einem Knaben.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 84.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 18. October 1840.

Geduld, Geduld, die Liebe wacht,
Und kehrt zu Dir, wann kühl die Nacht,
Und legt Dir an ein reines Kleid,
Und führt Dich durch die Himmel weit.

Scene aus: „Das letzte Menschenpaar."

(Beschluß.)

Eva.

Nein, o Gott, du kannst nicht trügen!
(Sie erhebt sich im Gebet.)
O Gott der Liebe! gieb mir Rath,
Wohin, wohin wend' ich den Pfad,
Wo bergen deine Menschen sich?
O Gott der Liebe, leite mich!
Du hast nicht Lust an Schmerz und Pein,
O laß' mich nicht, mein Gott, allein.
Ich bin ein elend, jammernd Weib,
Mein Geist ist schwach und zart mein Leib,
Doch ist voll Demuth ja mein Sinn,
Und demuthsvoll geb' ich mich hin.
Mein Haupt ist matt, mein Fuß ist wund,
Die Zunge dorrt in meinem Mund,
Doch hell ist noch mein Augenstern,
Mein Ohr vernimmt aus weiter Fern,
Wenn ich den Blick getaucht in's Blau,
Der Engel reinen Sang genau.
Sie singen mir mein Sterbelied,
Sie singen: „Weib, des Lebens müd',
Geduld, Geduld, die Liebe wacht,
Und kehrt zu Dir, wann kühl die Nacht,
Und legt Dir an ein reines Kleid,
Und führt Dich durch die Himmel weit,
Und giebt Dir Speise, giebt Dir Trank,
Und macht gesund, die todeskrank!"
O Tod! o Tod! ich liebe dich!
O Tod! o Tod! erhöre mich!
Ich bin gewandelt durch das Land,
Ich suchte deine Spur im Sand,
Du hast die Blumen all' zerknickt,
Die Gräser in den Staub gedrückt,
Und hast dich zu dem Wald gekehrt,
Und hast die Bäume all' verzehrt,
Hast nicht verschont das sanfte Reh,
Die Lerche in der blauen Höh',
Und hast die Menschen nicht verschont,
Und Keinen, der auf Erden wohnt;

O Tod, o Tod, ich liebe dich!
O Tod, warum verschonst du mich?
Ich kam zur Stadt, ich trat durchs Thor,
Kein Willkomm traf mein lauschend Ohr,
Wohl offen standen Hof und Haus,
Doch trat kein Mensch zu mir heraus.
Kein Bruder rief ein: „Gott sei Dein!"
Und keine Schwester: „Tritt herein!"
Ich kehrt' zum Markte meinen Gang,
Wo aus dem Marmorbecken sprang
Der Wasserstrahl, und kühles Naß
Herabfiel ohne Unterlaß.
Doch weh'! der Quell, der munter lief,
Mit seinem Menschen längst entschlief,
Geborsten lag das Becken da,
Mein Auge in die Tiefe sah',
Doch trocken war es in dem Grund
Und ohne Labung blieb mein Mund.
Und still und leer war's überall,
Verlassen meines Schrittes Schall,
Und durch die Straßen ging allein
Das Mondlicht und der Sonnenschein.
Ich schritt davon von Ort zu Ort,
Und alles Leben war verdorrt,
Und spärlich von der Wurzel Saft
Erhielt ich meines Körpers Kraft.
Doch schon drei Tage grub die Hand
Vergebens in dem glüh'nden Sand,
Kalt rieselt durch den heißen Leib
Des Durstes quälende Begier,
Die Kraft der Seele schwindet mir, —
Erbarmen, Gott! dem letzten Weib!
Erbarmen, Gott! — Send' mir den Tod,
Doch nimm von mir die Todesnoth.
Weh'! ohne Stütze, ohne Halt
Faßt mich die gräßliche Gewalt,
Weh' mir! verlassen und allein
Ausringen in der tiefsten Pein,
Wo keine Stimme tröstend spricht,
Sich niederbeugt kein Angesicht.

Versucher.

Und wenn, was kühle Labung beut,
So nahe Dir und doch so weit,
Wenn nur ein kleiner, winz'ger Raum,
Dich trennt vom Quell, wenn dich sein Schaum
Bestäubt und fast die gier'ge Hand,
Kann schöpfen über's Beckens Rand,
Kann brechen von des Baumes Frucht,
Kann pflücken von der Trauben Wucht.

Eva.

Wo ist die Quelle, wo der Baum,
Wo — ist es Wahrheit, ist es Traum,
Kann ich mich selbst nicht wach erhalten,
Entflieh'n den täuschenden Gestalten?

Versucher.

Was nützet nun Gebet und Fleh'n,
Er läßt in Aengsten Dich vergeh'n,
Ob Du ihn im Gebete suchst,
Ob seiner Du im Trotze fluchst.

Eva.

Weh' mir, o giebt es eine Macht —
Ist wahr, daß aus der tiefen Nacht
Errettung käme! — bitterer Spott!

Versucher.

Weib, sage mir: — wo ist Dein Gott!

Eva (bricht zusammen).

Unendlicher, gieb Antwort mir!

Ahasver (fängt Eva in seinen Armen auf).

Jehovah's Zeuge steht bei Dir! —

Hermann Neumann.

Vergiftungsprozeß der Mad. Lafarge.

(Fortsetzung.)

Die zweite Sitzung am Sonntage beginnt um halb drei Uhr. Mad. de Montbreton wird aufgerufen, ist aber nicht da; nun wird ein Herr de Chauffailles vernommen; er kennt die Familie Lafarge seit langer Zeit und giebt Mad. L. Mutter nebst den Ihrigen das ausgezeichnetste Zeugniß; auch er hat von dem Gerüchte gehört, die Vertheidigung wolle der Sache die Wendung geben, daß Mad. L. Mutter ihren Sohn vergiftet haben soll, er glaubt indeß nicht daran. Paillet, Vertheidiger der Angeklagten, protestirt gegen dieses abscheuliche Gerücht. — Lafosse, Apotheker zu Brives, sagt aus, Denys habe am 9. Januar bei ihm 62 Grammen Arsenik für Madame Lafarge gekauft; Eyssartier, Apotheker zu Uzerches, erklärt, Madame Lafarge habe am 12. Dezember durch einen Brief 31 Grammen

Arsenik verlangt; da er abwesend, so gab seine Frau die Dosis aus. Am 5. Januar erhielt er einen anderen Brief wegen 4 Grammen Arsenik; er verabreichte sie dem Diener; doch eine Stunde nachher kam ein zweiter Bote und brachte ein von Bardou unterzeichnetes Recept, in welchem noch 4 Grammen verlangt wurden: diesem ward kein Arsenik verabreicht, weil der erste Bote ihn bereits empfangen hatte. Am 12. brachte Hr. Maniaux eine Tasse mit einem Satze, den Hr. L. analysirt haben wollte; Eyssartier untersuchte den Satz, nahm Anstand, Maniaux zu gestehen, es sei Arsenik und sagte nur, Hr. L. möge sich nur von Leuten, auf die er sich verlassen könne, Getränke reichen lassen. Daß Mad. L. ihm einen Brief schrieb, da sie ihm sonst nur durch kurze Notizen wissen ließ, wenn sie etwas verlangte, ist ihm wenig aufgefallen, desto mehr, daß sie schrieb, er solle nicht glauben, sie wolle ganz Limousin vergiften.

Denys, eigentlich Denys Barbier, tritt auf; seine Aussagen sind sehr verwickelt, doch höchst wichtig. Als er am 8. Januar in Geschäften nach Lubersac gehen wollte, ließ ihn Mad. L. auf ihr Zimmer rufen, und trug ihm auf, ihr von Lubersac Würste, Bratwürste und Rattengift mitzubringen. Jene brachte er mit, letzteres nicht. Folgenden Tages, am 9., ging er nach Brives, und schickte zum Apotheker Lafosse den Burschen aus dem Gasthofe mit 20 Sous, um Gift zu holen; dieser verlangte etwas Schriftliches, der Zeuge gab es im Namen Marie Capelle's. Er legte das Paket zu Hause auf den Kamin. Am 11. hatte er Geschäfte in Tulle und erhielt wieder unter andern Aufträgen auch den wegen Arsenik. Jetzt Abends nach der Heimkehr lieferte er mit Widersteben das Gift aus, sagte dabei aber zu seiner Frau: „Ich fürchte, Mad. Marie Capelle vergiftet damit Hrn. L.“ Er hegte den Verdacht, weil ihm hinterbracht worden, Mad. Marie habe gesagt, wenn sie wolle, so existire ihr Mann in 24 Stunden nicht mehr; auch habe sie sich nach der Dauer der Wittwentrauer bei Mad. L. Mutter erkundigt und hingeworfen, wenn ihr Mann stürbe, so trüge sie nicht so lang Trauerkleider; auch sei er jedesmal, wenn er zu Herrn L. gewollt habe, um in Geschäftssachen mit ihm zu sprechen, von dem Bedienten und dem Kammermädchen der Mad. Marie abgewiesen worden, denn der Herr wäre zu krank; nur am 12. habe er zu ihm vordringen können. Dann erzählt er, wie er um Mitternacht zum Arzt Lespinasse geschickt worden u. s. w., wie Mad. Marie immer gesagt, es gehe mit dem Kranken besser, da doch das Gegentheil statt gefunden; endlich, wie Hr. L. gegen seine Frau in den letzten beiden Tagen einen entschiedenen Widerwillen, ja ein Grauen gezeigt habe. — Nun wird er gefragt, weshalb er in Lubersac keinen Arsenik gekauft habe, und er entgegnet, er habe geglaubt, in dem Orte sei kein Apotheker u. s. w.; ferner, weshalb er den Arsenik von Lafosse doch ausgeliefert habe, da er jene Befürchtungen gehabt, worauf er antwortet, Mad. Marie habe so viel bei ihrem Manne vermocht, daß er gefürchtet habe, außer Dienst zu kommen, wofern er sie gegen sich aufbringe. — Nun kommt zur Sprache, wann und wie Denys Barbier mit Hrn. L. bekannt wurde. Als L. zu Paris in Heirathsangelegenheiten war, traf Denys ihn bei einem Heirathsagenten und sagte ihm beim Fortgehen, er solle diesen Leuten nicht zu sehr trauen; „Mlle. Marie Capelle wurde hier ausgeboten“ (y était affichée.) Lafarge habe, fährt der Zeuge fort, ihn zu Commissionen in Paris gebraucht, da dieser selbst ein schlechter Fußgänger gewesen, und hinterher sei er mit ihm nach Glandier gegangen u. s. w.; Denys bekam jährlich

*

800 Fr., Wohnung und einen Garten. — Jetzt kommt eine sehr zweideutige Finanzoperation vor; Denys unterzeichnete für Lafarge bei Geldverlegenheiten mehrere billets de complaisance, wie er sie nennt, zehn bis zwölf Stück; er habe das unbedenklich gethan, da L. seine Wechsel stets honorirt habe und nur erst im Laufe seiner Krankheit dies nicht ganz der Fall gewesen sei. Was versteht der Zeuge unter billets de complaisance? — „Das sind keine falsche Unterschriften, wozu sich Hr. L. nie verstanden haben würde. Uebrigens hätte er auch ganz einfach zu einem angestellten Schreiber gehen können; das ist die einfachste Sache von der Welt; zu fünf Sous das Stück, kann man leicht Signaturen haben." — Ferner ergiebt sich, daß Maniauc zu Mad. L. Mutter gesagt habe, Denys habe von Tulle Arsenik mitgebracht, daß diese darauf Denys fragte, ob er für Mad. Marie Arsenik mitgebracht, daß er es bejahte und ihm Schweigen darüber auferlegt wurde. Mad. L. Mutter sagt nun, sie habe im Laufe des Tages in Clementine's und Alfred's Händen ein Paket jenes weißen Pulvers gesehen, das ihre Schwiegertochter in die Eiermilch gethan und habe Denys deshalb gefragt, ob das Arsenik sei, was er mitgebracht habe. — Paillet fragt Denys nun, ob er nicht ausgesagt, daß Mad. L. die Jüngere, als sie ihm den Arsenikauftrag gegeben, gesagt: Sagen Sie der Mutter nichts davon, Sie wissen, wie ängstlich sie ist; wir machen das Rattengift zusammen. — „Ja, auf meinen Eid, so sprach sie." Paillet fragt nun, wie es nur denkbar sei, daß eine Dame, wie Mad. L., sich zu dergleichen Arbeiten verstehen könne? Denys antwortet: Hat sie doch auch zu mir gesagt: „Wir wollen doch die Kohlbrenner mit einander sehen!" Der Präsident bemerkt dem Zeugen, er habe Paillet's Frage mißverstanden, der Vertheidiger wolle sagen, es sei unglaublich, daß eine elegante Dame, eine Petite-Maitresse, welche Handschuh trage (denn die Angeklagte scheint den ganzen Tag behandschuht zu sein) dergleichen Zubereitungen nicht vornehme." — Denys: „Sie sagte das, ich schwöre es." — Es wird nun über des Zeugen Glaubwürdigkeit debattirt und dann gefragt, ob Mad. L. Denys beauftragte, für 20 Sous Arsenik zu kaufen? — Denys sagt: „Nein, aber ich dachte, wenn alle Ratten in Glandier sterben sollen, so ist für 20 Sous nicht zu viel." Es ergiebt sich nun, daß Denys nicht wußte, Arsenik sei so billig und man bekomme eine solche Masse für 20 Sous. — Paillet fragt, ob dieser Zeuge nicht zuerst zu L. gesagt habe, er sei vergiftet? — „Nein m. H." Ferner: Ob er nicht vor Zeugen gerufen, er werde Mad. L. verfolgen bis an den Fuß des Schafots? — Denys läugnet das entschieden. — Die Angeklagte wird jetzt gefragt, was sie von dieses Zeugen Aussagen halte? — Mad. L.: „Sie sind voll Unwahrheiten." Sie soll nun sagen, welche Gründe sie zu Zweifeln an Denys Aufrichtigkeit habe, und sagt, sie könne sich darüber nicht expliciren. Die Staatsbehörde meint, der Zeuge habe als ein aufrichtiger freimüthiger Mann gesprochen, wofür auch das Bekenntniß der Signaturen zu 25 Centimen spreche.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sergeant Dalouzi und der Soldaten-Aufstand zu Straßburg im Jahre 1815.

(Beschluß.)

Die Nachricht verbreitete sich bald in den Kasernen. Die Regimenter, die schon vorbereitet waren, zogen nach dem Waffenplatze und erkannten ihre neuen Führer an. Der Telegraph, die Sturmglocke, das Zeughaus, die Stadtthore wer-

den von den Insurgenten besetzt, die Offiziere in ihren Wohnungen konsignirt und der Palast Rapp's eingeschlossen. Die Bewegung war so wohl geleitet und wurde so rasch ausgeführt, daß Alles zu Ende war, ehe Rapp seine Wohnung verlassen konnte. Er wollte sich mit seinem Generalstabe nach den Kasernen begeben. Aber vor ihm kreuzen sich die Bajonette, und es gähnen ihm und seinem Gefolge die Mündungen der Kanonen entgegen. Rapp nähert sich einem Kanonier, welcher die Lunte in der Hand hält, und fragt ihn, ob er ihn tödten wolle. „Ach, General," sagt der Soldat, „ich bin bei der Belagerung von Danzig gewesen und würde das Leben für Sie hingeben, aber die Kameraden wollen bezahlt sein, und ich muß es wie sie machen." — Rapp wurde dem Eingange des Palastes zugedrängt und war genöthigt, hier zu bleiben. Die Soldaten besetzten alle Zugänge; tausend Mann Infanterie, eine Schwadron Kavallerie und acht Kanonen bildeten die äußere Wache. Ein Bataillon Grenadiere setzte sich auf dem Hofe fest und nahm den Namen der inneren Wache an. Gegen 60 Schildwachen wurden paarweise an allen Thüren und auf der Treppe, die zu Rapp's Zimmer führte, aufgestellt. Um zu beweisen, daß man keine schlimme Absichten habe, wurde eine Truppen-Abtheilung zum Schutze des österreichischen Generals Polkmann beordert. Die Zugbrücke wurde aufgezogen, und die Stadt zu verlassen wurde nicht ohne eine besondere Erlaubniß des neuen Kommandanten gestattet. Der Tambour-Major begab sich mit einem Trompeter in das Hauptquartier der Oesterreicher, um ihnen zu sagen, daß die Garnison sich ruhig verhalten würde, so lange sie den Waffenstillstand beobachteten, daß, wenn sie aber aus der Uneinigkeit zwischen den Anführern und Soldaten Nutzen zu ziehen hofften, sie kräftigen Widerstand finden würden.

Dalouzi nannte sich den General Garnison. Seinen Generalstab hatte er auf dem Waffenplatze installirt und zwei Kommissionen errichtet, eine für die Lebensmittel und eine für die Finanzen. Die Posten der Citadelle nnd die in der Stadt wurden doppelt besetzt, und die Truppen bivouakirten in den Straßen und auf den Plätzen; keine Vorsichtsmaßregel wurde vergessen. Um jede Ausschweifung der Soldaten zu verhüten, wurde ihnen bei Todesstrafe verboten, einen Ort zu betreten, wo Branntwein, Wein oder Bier verkauft wurde. Nachdem diese Anordnungen getroffen waren, wurden der General-Einnehmer und der Intendant herbeigerufen. Dieser gab an, wie viel erforderlich sei, um die Soldrückstände zu tilgen, Jener sagte, wie viel er noch in seiner Kasse habe, worauf Dalouzi den Munizipalrath zu sich berief, um demselben die Gründe darzulegen, wegen welcher die Soldaten die Waffen ergriffen hätten, und um sich mit ihm über die Mittel zur Herbeischaffung des fehlenden Geldes zu berathen.

Während dessen hatte die Armee mehrere Bewegungen ausgeführt; sie hatte Märsche und Gegenmärsche gemacht, ohne ein Wort zu sagen. Dies Schweigen erschreckte die Bewohner. Die ganze Stadt schwebte in der äußersten Besorgniß, und da Niemand das Vorhaben der Soldaten kannte, zitterten Alle für ihr Gut und für ihr Leben.

Als der Oberanführer erfuhr, daß die Bewohner sich entschlossen hatten, die fehlende Summe vorzustrecken, schickte er den Chef seines Generalstabes zu den Behörden, um sich mit ihnen über die Vertheilung der Anleihe zu besprechen. Dieser Offizier wurde von einem Korporal und sechs Soldaten geleitet, die ihn nicht verließen. Die Bestürzung der Bürger hörte bald auf. Noch vor Einbruch der Nacht wurde Rappell geschlagen, und

zahlreiche Patrouillen durchzogen die Stadt. Mehrere Tagesbefehle wurden erlassen, welche zum Gehorsam ermahnten und das Versprechen gaben, daß die Auszahlungen innerhalb 24 Stunden stattfinden würden. An die Stadt erging der Befehl, die Häuser zu erleuchten, damit man eine bessere Aufsicht üben könne. Nur ein Mensch verlor an diesem Tage das Leben: der Kutscher Rapp's, der, trotz aller Ermahnungen und Warnungen, einen mit Stroh beladenen Wagen aus dem Palaste hatte fahren wollen; er erhielt einen Bajonettstich, an welchem er starb. In der Nacht wurde die Ruhe nicht gestört; der General Garnison war überall gegenwärtig; wo er erschien, wurden die Trommeln gerührt, und die Posten traten unter die Waffen.

Unterdeß war die Anleihe zusammengebracht worden. Die Zahlmeister der Regimenter begaben sich zum General-Zahlmeister, wo sie die für sie bestimmten Gelder in Empfang nahmen. Am zweitfolgenden Tage um 9 Uhr war die Vertheilung derselben beendet. Nun wurde Generalmarsch geschlagen: die Armee versammelte sich auf dem Waffenplatze, nachdem sie alle Posten eingezogen. Der General Garnison ließ die Truppen aufmarschiren und richtete folgende Proclamationen an sie:

„Soldaten der Armee des Rheins! Der kühne Schritt, den Eure Unteroffiziere gethan haben, um Euch Gerechtigkeit zu verschaffen, hat sie in den Augen der Civil- und Militär-Behörden bloßgestellt. Nur Eure gute Aufführung und Eure ausgezeichnete Disziplin lassen ihnen noch einige Hoffnung, und Euer bisheriges Betragen ist ihnen in dieser Beziehung die beste Bürgschaft. Soldaten, die Zahlmeister haben so viel in Händen, daß sie Eure Forderungen befriedigen können; die Garnison wird in ihre frühere Stellung zurückkehren, die Posten aber sollen bis auf weitere Befehle des Oberanführers bleiben. Die Sergeant-Majors und die Marechaus-des-Logis werden sich zu ihren Zahlmeistern begeben, bevor sie aber die Auszahlungen beginnen, bei den Herren Obersten Erkundigungen einziehen, um die vorkommenden Reclamationen berücksichtigen zu können. Die Infanterie wird verabschiedet werden, die Kavallerie weitere Befehle abwarten, um wenigstens die Pferde, Waffen und Alles, was der Regierung gehört, abliefern zu können, damit man sage: Sie sind Franzosen, sie haben mit Ehren gedient, sie haben sich auszahlen lassen, was man ihnen schuldete, und sich den Befehlen des Königs unterworfen."

Nachdem der Sergeant diese Worte gesprochen, ließ er die beiden Infanterie-Divisionen die Kavallerie und die Artillerie vorbei defiliren, worauf sich die Truppen nach den Kasernen begaben. Zwei Tage später legten die Truppen im Zeughaus die Waffen nieder. Dalouzi lieferte sich dem General Rapp aus, der seine Gnade erwirkte.

Napoleon und die Douanen.

Zu den mancherlei Gegenständen, worin Napoleon niemals Scherz verstand, gehörte das Schmuggeln. Gegen Alles was Contrebande hieß, zeigte er eine unbiegsame Strenge, welche so weit ging, daß er, als einmal der Direktor der Douanen zu Verceil in Piemont, Soyrus, einen Ballen mit sechszig Cachemirs, die von Constantinopel an die Kaiserin Josephine geschickt wurden, anhalten ließ, die Wegnahme derselben befahl und sie für Rechnung des Staats verkaufen ließ. Bei einem gleichen Falle sagte er: „Wie kann ein Souverain verlangen, daß die Gesetze geachtet werden, wenn er sie nicht selbst achtet?" Er wünschte, daß die Damen an seinem Hofe französische Shawls tragen möchten, aber in dieser Hinsicht dachte der neue Hof wie der alte, und Napoleon konnte es bei den eleganten Damen, die den Donnerstags-

zirkel verschönerten, nicht durchsetzen. Sehr oft ärgerte er sich, wenn seine Augen an Palastdamen fremde Stoffe erblickten, er runzelte dann die Stirne und gab seine Unzufriedenheit zu erkennen. Auf der andern Seite hörte er nicht auf, Josephine damit zu quälen, daß sie ihm den wahren Preis der Stoffe sagen sollte, die sie sich für die Wintertoilette anschaffte. Um ihm zu gefallen antwortete sie ihm:

„Dies ist in Lyon gemacht; jenes kommt aus den Manufakturen von Saint-Quentin."

„Ah! Ah!" erwiederte der Kaiser lachend und die Hände reibend, „das beweist das Uebergewicht unserer Manufakturen über die der Andern;" womit er fast immer die Engländer meinte.

Josephine belustigte sich sehr oft über die Fragen des Kaisers und hinterging ihn, so gut sie konnte, denn die meisten ihrer weißen Sommerkleider waren vom schönsten indischen Mousselin.

Eines Tages erschien der Kaiser in heftigem Zorne beim Frühstücke, ohne jedoch den Grund davon zu verrathen. Er hatte nämlich so eben die Nachricht erhalten, daß gewisse Waaren, welche die Kaiserin an demselben Morgen erhalten, über die holländische Gränze eingeschmuggelt worden seien. Da er nach der Wegnahme der Cachemirs zu Verceil an den Direktor der Eingangs- und Ausfuhrzölle zu Mons, Helsew, bestimmte Befehle hatte ergehen lassen, daß Alles, was verdächtig sei, vor dem Eingange nach Frankreich vernichtet werden solle, so waren in Folge dieser Befehle englische Waaren, unter denen sich prächtige Percals für die Kaiserin befanden, verbrannt worden. Der Kaiser, der hiervon Kunde erhielt, schien sehr zufrieden, daß er seiner Gemahlin diesen Streich hatte spielen können. Als er nun an jenem Tage sah, daß sie darüber sehr unruhig war, weil Waaren, die sie, wie sie sagte, in Lyon und Saint-Quentin bestellt haben, ausgeblieben seien, sprach er:

„Meine Liebe, der größte Verdruß, den ein Mann seiner Frau machen kann, besteht darin, daß er ihr ihre Hüte, ihre Kleider, und ihren Putz verschließt. Ich will Dir diesmal verzeihen und Dir einige der Kisten, welche der Vernichtung entgangen sind, zurückgeben lassen, aber ich gebe Dir mein Wort, daß, wenn es noch einmal vorkommt, die Kommissionärs und alle, welche sich eines solchen Vergehens zu Deinem Vergnügen schuldig machen, festgenommen und bestraft werden; kein Erbarmen mit den Contrebandirern. Wenngleich Du Kaiserin bist, so stehst Du doch nicht über dem Gesetz, im Gegentheil, ich will, daß Du mit gutem Beispiel vorangehst." Die Kaiserin entgegnete kein Wort, aber sie nahm sich vor, für die Zukunft bessere Vorsichtsmaaßregeln zu treffen.

In gleicher Weise hatte der Herzog Decres, welcher eine Reise nach Holland gemacht hatte, Spitzen eingeschmuggelt, die für eine recht hübsche, in seinen Diensten stehende Gouvernante bestimmt waren. Die Douaniers hatten nicht gewagt den Wagen des Marineministers zu visitiren, aber der Kaiser erfuhr es und machte dem Herzog in einer Sitzung, wobei sämmtliche Minister zugegen waren, die heftigsten Vorwürfe, zugleich aber befahl er ihm, die Spitzen auf die Douane zu schaffen, um sie konfisciren zu lassen und sofort dem Schatz die Strafe zu bezahlen, wozu das Gesetz den Schmuggler verurtheilte.

Ein Vorfall ist indessen bekannt, und es ist vielleicht der einzige gewesen, wo er eine Uebertretung der Douanengesetze ungestraft ließ, die Sache war aber auch besonderer Art.

Die Grenadiere der alten Garde, welche unter dem Befehle des Generals Soulés standen, kehrten nach dem Tilsiter Frieden nach Frankreich zurück. Bei ihrer Ankunft in Mainz wollten die Douaniers ihre Schuldigkeit thun und die Baga-

gewagen der Soldaten, so wie die des Generals untersuchen. Vor dem Beginn des Geschäfts begiebt sich indessen der Douanendirektor zu dem General und setzt ihn von der Nothwendigkeit in Kenntniß, welche ihn zwingt, die Gesetze und die bestimmt ausgedrückten Befehle des Kaisers in dieser Hinsicht zu vollziehen.

Die Antwort des Generals auf diese höfliche Eröffnung ist einfach und energisch:

„Wenn Einer Ihrer Wächter es wagt, eine Hand an die Wagen meiner alten Kaninchen zu legen, so lasse ich sie alle in den Rhein werfen, wie junge Katzen."

(Der Beschluß folgt.)

* Ueber Brod-Taxe.

Einsender dieses hat sich die Mühe genommen die Waizen-Preise im Laufe des Monats September zu ermitteln.

Im Anfange des Monats wurden noch einzelne Lasten 123/124 Pfdr. alter Waizen zu 147½ Rt. von verschiedenen Bäckern gekauft. Wie man mir versichert soll dieser Waizen von der beliebtesten Sorte Hannöverschen gewesen sein. Später wurde die letzte noch lagernde Parthie alter Waizen in einem Posten zu 127½ Rt. verkauft, doch soll das Gewicht dieses Waizens nur 120 Pfd. die Frucht aber doch gesunde und geruchfreie Waare gewesen sein und sollen nachdem einige Lasten, die vom Oberlande von alter Waare noch zugeführt wurden, 135 Rt. erhalten haben. Der Preis des neuen Waizens ging während der Zeit von 137½ bis 127½ Rt. herunter und wenn nach der gewöhnlichen Regel der neue Waizen nicht gerne gleich im Verbrauch genommen wird, so ändern Umstände die Sache; da ferner anzunehmen daß Einentheils schon viel trockner neuer Waizen angekommen, so ist zweitens als sicher anzunehmen, daß die meisten Bäcker noch von alter Waare etwas Vorrath hatten der durch Vermischen mit dem Neuen gewiß den sonstigen Uebelstand, die neue Waare allein zu verbacken, aufhebt. Auch pflegen jedes Jahr unsere Bäcker gleich neuen Waizen, sobald solcher zu haben, zu kaufen, möge dieser Gebrauch vielleicht auch nur der Neugierde, das Gewächs kennen zu lernen, zuzuschreiben sein.

Ob unsere Bäcker das Recht in Anspruch nehmen können nach dem Preise des Braunschweiger Waizens die Brod-Taxe stipulirt zu erhalten, weiß ich nicht; aber wohl, daß der Braunschweiger Waizen ihnen die unliebste Sorte ist, und der Hannöversche oder auch guter Weser-Waizen stets von denselben vorgezogen wird.

* Zweisylbige Charade.

An Martine H...

Ein kleines Zeichen setz' vorerst bei Seite,
Und höre dann, wie ich das Wort dir deute,
Das heilig oft mit Gott versöhnt,
Und weiheles der Gier oft frönt.
Die zweite schöpft mit hoher Hand
Den Segensstrom für Wald und Land,
Sie giebt dem Landmann seinen Pflug,
Den Fürsten ihre Kronen:
Wen sie in Wolkennähe trug,
In höh're Regionen,
Der sieht ein üppig wogend Meer
Von Füll' und Schönheit um sich her.
Nimm nun das kleine Zeichen wieder,
So siehst du auf das Städtchen nieder,
Wo Frauenwitz noch klugen Rath ersann,
Als Angst davon mit Männerhosen rann;
Wo jetzt ein gastlich Dach sich hebt,
Wie kein's im herz'gen Schwabenlande:
Daß, wer als böser Geist hier lebt,
Der gute schnell entledget der Bande. E.

Auflösung des Räthsels in Nr. 82 d. Bl.
Hofmann.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.", und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die



SCHNELL- POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 84 des Bürger-Freundes für 1840.

Sonntag, den 18. Oktober.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Unter dem Postzeichen Berlin, den 10. Sept., ist dem [illegible]hat von Halle ein Brief zugekommen, der wörtlich [illegible]tes enthält: „Einem Wohllöbl. Magistrate über[illegible] ein Nichtswürdiger, der sich dem Tode nahe fühlt, [illegible]rigeschlagene Laterne und ein Fenster im Raths[illegible] – die Summe von 1 Thlr. — Es ist vom Jahre [illegible]ter. Möge es Gott ihm so wie viele seiner Sün[illegible] anrechnen." N., früher Student in Halle.

Laut Zeitungsnachrichten hat, wie wir früher schon [illegible]rmals gemeldet, der Engländer Clegg, eine pneuma[illegible]r Luft-Eisenbahn, wo man statt der kostbaren [illegible]schinen-Heizung und des Dampfes nur comprimir[illegible] Luft sich in den Locomotiven bedient, in England be[illegible]ausgeführt, und aus Preußen sind hochgestellte Män[illegible] dahin gesendet, welche die Resultate davon glänzend [illegible]nden haben. Mr. Clegg's Cylinder, der den Recip[illegible] der Luftpumpe bildet, ward, da Clegg kein ande[illegible]s Mittel finden konnte, von ihm durchschnitten und oben [illegible] Klappen versehen, welche sich öffnen, um den Wagen [illegible]Kondukteurs mit dem bewegenden Moment zu verbin[illegible]. Schenkt man für weite Bahnstrecken die Menge [illegible]r erforderlichen kleinen Klappen, ihren Preis, ihre [illegible]theilbarkeit, so möchte man sich doch bald genöthigt [illegible]n auf eine verbesserte Construktion zu denken. — Ein [illegible]ahrer Dienst befindlicher früherer Offizier des Braun[illegible]weiger Jägerkorps, Lieutenant Friedemann zu Grünen[illegible] bei Alfeld, der bei seinen mathematischen und phy[illegible]schen Kenntnissen bereits auch schon länger als zwei [illegible]Jahre über die Möglichkeit einer pneumatischen Eisen[illegible]bahn nachgedacht hat, glaubt eine solche Vereinfachung [illegible]gefunden zu haben. Nach seiner Construktion [illegible]nämlich der Cylinder gar nicht durchschnitten, bedarf [illegible]einer Reparatur, so lange seine Eisenmasse hält, und [illegible]fahrbare Anwendung der Klappe, die auch für die Dauer [illegible]unzuverlässig sich zeigen wird, fällt ganz hinweg. [illegible]Anfragen hierüber durch portofreie Briefe wird [illegible]Lieutenant Friedemann nach Möglichkeit zu beantworten [illegible].

Das Dampfboot „Galathea" ist bei seiner letzten Ab[illegible]fahrt von Pesth unweit Preßburg aufgefahren, und [illegible]dem durch Anwendung des Gangspiels das Schiff [illegible]flott wurde, drehte sich die Winde plötzlich ab, [illegible]quetschte die Hand eines Arbeiters und den Kopf ei[illegible]nes Matrosen, welch Letzterer bald darauf verschied.

Aus Frankreich.

In der Sitzung der französischen Akademie vom 28. [illegible]ember las Hr. Eusèbe de Salle ein Memoire über den nicht contagiösen Character der Pest vor, und citirte darin die Ansicht der arabischen Aerzte, welche die Pest für durchaus nicht contagiös halten; sie erklären dieselbe für ein epidemisches typhöses Fieber, das sie nicht abhalte den Kranken zu berühren. Die Pest trifft namentlich das niedere Volk, und wüthet in den tiefliegenden, ungesunden Straßen, so wie in den schlecht gelüfteten Erdgeschoßen.

Vor Kurzem fiel es einer Aktrice von einem Pariser Vorstadttheater ein, ihrem Direktor ganz leise Lebewohl zu sagen, und nach Havre abzureisen, um von da sich nach Lissabon einzuschiffen, allwo eine Schwester der flüchtig werdenden Priesterin Thaliens bei der französischen Oper Donna Marias eine der ersten Stellen einnimmt. — Als das Schauspiel zu Ende war, begab sich Mlle. N. zum Eilwagen, wo sie einen jungen Freund fand, der sie auf ihrer Seefahrt begleiten sollte. Der Eilwagen geht um 11 Uhr Abends von Paris ab, und kommt erst den dritten Tag in Havre an; diese langsame Fahrt derangirte alle Berechnungen der emigrirenden Künstlerin, welche, in Havre anlangend, sehr erstaunt war, in der Person, die ihr beim Aussteigen vom Wagen half, zu erkennen: wen? ihren Direktor, dessen erste Worte waren: „Das Meer ist zu stürmisch, Mademoiselle, als daß ich es zugeben könnte, demselben ein so kostbares Talent wie das Ihrige auszusetzen. Warten Sie noch gefälligst drei Monate, dann ist Ihr Kontrakt aus; bis dahin wird das Meer Muße haben, ruhiger zu werden, und wir werden als gute Freunde scheiden. Ist dies nicht besser," fuhr der Direktor leise fort, „als jene zwei Herren, die sie dort erblicken, freundschaftlichst um ihren Beistand ansprechen zu müssen?" — Mlle. N. warf einen Blick auf die beiden, vom Direktor Bezeichneten; selbe trugen einen langen blauen Rock, einen Degen, und glichen sehr zwei Pariser Polizeioffizieren. „Sie haben Recht," sagte sie hierauf zum Direktor, „das Wetter ist einer Seefahrt nicht günstig, ich kehre mit Ihnen nach Paris zurück."

Aus England.

Ein Hr. Watton von Hull ist der Erfinder eines neuen Seetelegraphensystems, vermittelst dessen man mit Schiffen mehrere Stunden vor ihrer Ankunft im Hafen correspondiren kann. Es haben sich bereits mehrere Gesellschaften gebildet, um dies (noch nicht näher angegebene) System in Ausführung zu bringen.

Man schreibt aus London, daß Prinz Albert unter der Leitung des Herrn Heyter in der Kupferstecherkunst schon weit vorgeschritten ist, und auch die Königin Fortschritte zu machen anfängt. Das prachtvolle Stammbuch

der Königin enthält mehrere Proben von dem Talente des hohen Paares. Auf dem Einband befindet sich das königl. Wappen, und darunter die Worte: „Kupferstiche, 1840. Albert und Viktoria." Die Arbeiten der Königin führen die Unterschrift: Victoria fecit, jene des Prinzen die Unterschrift: Albert fecit.

Neuseeland ist jetzt mit allen dazu gehörigen Inseln als englisches, der Autorität der Königin Victoria unterworfenes Land erklärt. Die von dem Agenten der englischen Regierung, Capitän William Hobson, unter dem 21. Mai d. J. erlassene Proclamation erklärt, daß kraft einer am 5. Februar mit allen Stammhäuptlingen abgeschlossenen Uebereinkunft alle Rechte und Gewalt über die nördliche Insel unbedingt an die Krone England abgetreten worden seien. Eine zweite Proclamation von demselben Datum dehnt das Souveränetätsrecht Englands kraft eines Befehls des Staatssecretärs der Colonien auch für die südliche und die Stewarts-Insel aus.

Aus Belgien.

In den Vorstädten von Brüssel herrscht große Aufregung. Man will die Einwohner der Vorstädte den Bürgern in der Hauptstadt gleich stellen, was sich die Vorstädter nicht gefallen lassen wollen, weil sie nicht Lust haben, die Schulden jener mit zu bezahlen, worauf es abgesehen sein soll.

In der „Gazette de Flandres" vom 6. Sept. lesen wir: Ein Schäfer reisete nach Suastre, wo seine Familie wohnte, um einige Tage bei derselben zu verbringen. Als es Abend wurde, sah er drei Personen von einem Felde auf sich zukommen. Sobald sie ihn erreicht hatten, faßten sie ihn an, und verlangten sein Geld. Der arme Mann hatte kein Geld, und sagte dies. Die Spitzbuben, die durch diese Täuschung ihrer Hoffnung aufgebracht waren, durchsuchten ihn, und als sie sich von der Wahrheit der Aussage des Mannes überzeugt hatten, fielen sie mit ihren Stöcken über ihn her. Er kämpfte besonders mit einem, der endlich ein Messer zog, und den Schäfer mit demselben gefährlich verwundete. Der Unglückliche sank nieder, und wurde für todt liegen gelassen. In der Nacht wurde die Familie des Schäfers durch das Gebell eines Hundes an der Thür ihres Hauses erweckt; da indeß das Bellen nach einiger Zeit aufhörte, achtete sie weiter nicht darauf. Am nächsten Morgen aber, an welchem sie zeitig aufstanden, erschraken die Leute gar sehr, als sie die Thüre öffneten, und an derselben ein mit Blut beflecktes Bündel liegen sahen, dessen Inhalt ihnen nur zu wohl bekannt war. Sie bemerkten auch, daß der Weg, dem der Ueberbringer des Bündels gefolgt zu sein schien, mit Blut bezeichnet war. Sie gingen diesen Blutspuren nach, und sahen in einiger Entfernung den Schäfer, scheinbar todt, auf dem Rücken liegen. Ein Messer hatte durch sein Halstuch hindurch geschnitten. Der Hund, der offenbar mit demselben Messer an verschiedenen Stellen verwundet war, befand sich neben seinem Herrn, und leckte ihm die Wunden. Der Unglückliche wurde in die Wohnung seiner Familie gebracht, wo er durch passende Behandlung wieder zu sich kam, und bereits völlig genesen ist. Der Hund hatte das Bündel an das Haus getragen, und um Hülfe gebellt. Da er keine fand, war er zurückgekehrt, um seinen Herrn zu bewachen, bis man demselben zu Hülfe kam.

Aus Italien.

In Italien besonders ist der Adel beispiellos herunter. In Venedig lebt der letzte Abkömmling der berühmten Familie der Strozzi als Harlekin und zieht mit einer Springerbande umher. In Neapel zieht ein Abkömmling der Familie Pamphili die Rollen der Petschinella. In Rom trug ein berühmter Marchese Glasglöckchen an einem Kronenleuchter als Ohrbommeln. — In Rom sagt man: „Arm wie ein Adeliger."

In Bologna hat ein Mechaniker Parapluis erfunden, welche man bequem in der Tasche tragen kann. Der Stock ist hohl und läßt sich bis auf die Länge von einander schieben, wie ein Perspektiv. Die Erfindung, auf eine neue Art zuberei[te]t, Gummi elasticum, hat eine goldgelbe Farbe hat. Wenn man den Schirm aufspannt, so dehnt sich das Gummi auf die ganze Fläche aus, und zieht sich, wenn der Schirm zusammengelegt wird, auch wieder bis auf eine kleine Fläche zusammen. Die Art Schirme sind sehr bequem, und was auch eine gute Eigenschaft ist, beispiellos wohlfeil.

Mosaik.

Die, welche aus Europamüdigkeit nach Amerika wandern, bekommen gute Reisegesellschaft: Brüder künstlerische Flöhe. Sie sind auch europamüde und [ge]sich in das goldene Land der Freiheit, Amerika, um Lorbeeren zu sammeln. — Fanny Elsler kehrt zu [der]ben Zeit mit ungeheurer Geld- und Lorbeeren-Fracht rück und macht den Sprüngen der berühmten [Ba]Bertolotto's Platz.

„Als ich noch ein armes Mädchen war," erzählte Herzogin von St. Albans, „und für meine dreißig [Ge]ling die Woche angestrengt arbeiten mußte, ging ich [wä]rend der Ferien nach Liverpool, wo ich immer sehr [freu]lich aufgenommen wurde. Ich sollte in einem [neu]Stücke auftreten. Dies glich einem der kleinen [Dra]die sie jetzt in unseren Theatern zweiten Ranges [aufführ]ren. In meiner Rolle spielte ich eine arme, [verlas]Waise, die im größesten Elend schmachtet. Ein [reicher] Kaufmann verfolgte die unglückliche Heldin des [Stücks] wegen einer bedeutenden Schuldforderung, und [ließ sie] auf, sie arretiren zu lassen, wenn nicht Jemand [für sie] bürgt. Das Mädchen sagt: „dann habe ich keine [Hoff]nung; ich besitze keinen Freund in der Welt." „[Wie]fragte der harte Gläubiger, „ist Niemand da, der [für Sie] gut sagen will, um Sie vor dem Gefängniß zu [bewah]ren?" „Ich habe Ihnen gesagt, daß ich keinen [Freund] auf Erden habe," antwortete ich. Gerade als ich [diese] Worte sprach, sah ich einen Matrosen aus der letzten [Galla]lerie über die Brüstungsstangen springend, sich von [einer] Reihe zur andern herniederschwingen, bis er, über [Orche]ster und Prosceniumslampen weg, neben mir stand. „[Wenn] Sie sollen einen Freund wenigstens haben, armes [junges] Frauenzimmer," sagte er mit dem lebendigsten [Ausd]druck in seinem offenen, sonnverbrannten Gesichte, „ich [will] für jede Summe für Sie bürgen. Und Ihr, (hier wandte er sich zu dem erschrockenen Schauspieler) wenn Ihr nicht Hand anlegt, und Euren Anker anderwärts [werft], Ihr Schlingel, so wird es Euch schlimm gehn, wenn [ich] Euch zwischen Euer Bugspriet komme." Das ganze Publikum erhob sich, das Lärmen war unbeschreiblich, [ein] schallendes Gelächter, Angstgeschrei, Hurrahs von [seinen] gebräunten Kollegen auf der Gallerie, vorbereitende [Violi]linstücke aus dem Orchester, und zwischen dem allgemeinen Lärmen stand die unschuldige Ursache davon, [nämlich] das arme, unglückliche, junge Frauenzimmer, beschämt, und jedem Verfolger Mimen Tod und Verderben [drohend]. Man konnte ihn erst bereden, die Sorge um mich aufzugeben, als der Regisseur vorgab, mich mit einer [Menge] Theaterbanknoten zu befreien."

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 84.

Bremen, Sonntag den 18. October 1840.

Gestorben:

Nro. 906. Den 13. October. Des Posamentiers Friedrich Rövekamp Tochter, (todtgeb.); Neuenmarkt Nro. 5.

— 907. Den 14. — Des Kaufmanns Carl Aug. Nicol. Theodor Spiegelberg Tochter, 1 Tag; Westerstraße Nro. 27.

— 908. Den 14. — Herm. Meyer, 6 Jahr; Stangen Hof.

— 909. Den 15. — Der Tabacksfabrikant Hermann Behrens, 38 Jahr; Neuenstraße Nro. 20.

— 910. Den 15. Oct. Des verst. Arb. Joh. Wilhelm Schütte Wittwe, geb. Genzel, 73 Jahr; Neustadtsdeich Nro. 17 B.

— 911. Den 16. — Herm. Bätjer, 5 Wochen, auf den Häfen Nro. 32.

— 912. Den 16. — Des Arb. Heinr. Reinken Sohn, 1¼ Jahr; Ohlmeyers Hof Nro. 4.

— 913. Den 17. — Der Kaufmann Wilh. Julius Cramer, 30 Jahr; Westerstraße Nro. 81.

— 914. Den 17. — Die Haushälterin Louise Friederike Thunebein, 56 Jahr; auß. Heerdenthor.

Geboren:

Nro. 1244. Den 5. Oct. Des Bockfahrers Friedrich Hartmann Ehefr., geb. Volkers, auf dem Kamp Nro. 6; von einem Mädchen.

— 1245. Den 12. — Des Cigarrenfabrikanten Johann Chr. Krohne Ehefr., geb. Vogel, Heerdenthorssteinweg Nr. 3; von einem Mädchen.

— 1246. Den 12. — Des Cigarrenmachers Georg Heinr. Wagner Ehefr., geb. Gerstieck, Lamberts-Hof Nro. 6; von einem Knaben.

— 1247. Den 12. — Des Bildhauers Peter Henr. von Bossel Ehefr., geb. Tischbein, Heerdenthorssteinweg Nr. 13; v. einem Mädchen.

— 1248. Den 13. — Des Posamentiers Friedr. Rövekamp Ehefr., geb. Nolten, Neuenmarkt Nro. 5; von einem todten Mädchen.

— 1249. Den 13. — Des Tuchstopfers Joh. Ohm Ehef., geb. Beien, Klosterstraße Nr. 6; von einem Mädchen.

Nro. 1250. Den 14. Oct. Des Kaufmanns Carl Aug. Nicol. Theod. Spiegelberg Ehefr., geb. Tedtsen, Westerstraße Nr. 27; v. einem Mädchen.

— 1251. Den 14. — Des Arb. Jost Flammann Ehefr., geb. Elmers, Hastedt Nro. 44; von einem Mädchen.

— 1252. Den 14. — Ein Knabe — gr. Johannisstraße Nro. 98.

— 1253. Den 15. — Des Kaufmanns Heinr. Christ. Anton Ebell Ehefr., geb. Schmidt, auf dem Stephanikirchhof N. 4; v. e. Knaben.

— 1254. Den 15. — Des Wassermüllers Friedr. Heinr. Gehrs Ehefr., geb. Reuter, Neuenmarkt Nro. 28; von einem Mädchen.

— 1255. Den 16. — Cay Wilhelm Andreas Wulff Ehefr., geb. Kirsch, Seemannsstr. Nr. 2; von einem Knaben.

— 1256. Den 16. — Ein Mädchen — Ellhornstraße Nro. 33.

Proclamirt sind:

Nro. 447. Der Apotheker Georg Philipp Ernst Hartmann zu Preußisch-Oldendorff und Sophie Charlotte Amalie Lüling hieselbst.

— 448. Der Krameramtsgenosse Philipp Othmer und Sophie Rebecca Borgfeld hieselbst.

— 449. Der Cigarrenmacher Andreas Lücke hieselbst und Anne Margarethe Wilhelmine Magdalene Ulrich aus Vilsen.

— 450. Der Schlosser Ludolph Heinrich Hagen zu Lemförde und Margarethe Manica Elisab. Ferdinand aus Scharmbeck.

— 451. Der Küpergesell Joh. Friedrich Schlengmann und Maria Christina Baurmeister. Beide von hier.

Nro. 452. Der Tischler Joh. Philipp Ludwig Garbers und des verst. Schlachters Hermann Wiese Wittwe, Maria Eleonore Sophia, geb. Gading, am Buntenthorssteinwege.

— 453. Der Fortepianofabrikant Heinr. Friedr. Struß und Margar. Elisab. Arnoldi hieselbst.

— 454. Der Cigarrenmacher Wilh. Wohlens u. Anna Ilsabetha Müller hies.

— 455. Der Segelmacher Joh. Diedr. Kreutzgrabe hies. u. Mette Gesine Voigt aus Delmenhorst.

— 456. Der Vergolder Heinr. Reiners hies. und Auguste Wilhelmine Conradine Charlotte Fritze zu Celle.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 85.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 22. October 1840.

Verödet ruhen die Gefilde,
Wald deckt ein Leichentuch die Flur;
Der Mensch steht alternd vor dem Bilde,
Doch ewig jung bleibt die Natur. Daeves.

* Herbst.

Kalt stürmt schon der Nord herüber
Und die Tage nehmen ab;
Rauher wird die Luft und trüber,
Und das Laub fällt welk herab;
Ach, des schönen Sommers Grün,
Alternd schwindet es dahin!

Aber, sollt' ich darum klagen?
Wechseln thut ja nur die Zeit;
Nein; ich will es freudig sagen,
Mich erfüllet Dankbarkeit.
Güte war's, von Gottes Hand,
Die so viel uns zugewandt.

Von den Feldern reiche Saaten
Erndtete der Landmann ein;
Gott ließ wachsen und gerathen
Korn und Früchte, Obst und Wein;
Und er schenket es auch mir;
Danken will ich ihm dafür!

Doch nicht bloß nur mit dem Munde,
Nein, im Herzen sei der Dank;
Nicht beschränkt auf Zeit und Stunde,
Nein, mein ganzes Lebenlang,
Denn mit jedem Tag' erfreue
Ich mich Gottes Güt' auf's Neue!

Seine Gaben all' zu nennen,
Ihre Mannigfaltigkeit
Zu erforschen zu erkennen
Früh und spät, und nah und weit,
Jene Kraft die uns erhält,
Stärkt, erquickt und wohlgefällt,

Kann ich nicht; zu mannigfaltig
Bietet die Natur sie dar;
Ueberall und vielgestaltig
Nährend, segnend, wunderbar.
Solcher Fülle Reichthum hier,
Gottes Allmacht zeigt er mir. —

Ob es wohl genügen sollte
Dir zu danken, guter Gott? —

Leerer Schall wär's, wenn ich wollte
Armen weigern von dem Brod,
Das des Allerhöchsten Hand
Mir vor ihnen zugewandt.

W.

Vergiftungsprozeß der Mad. Lafarge.

(Fortsetzung.)

Wir kommen jetzt auf eine Episode in dem Prozesse, welche wir, nicht weil sie bedeutende neue Aufschlüsse bringt, sondern weil sie charakteristisch für die Personalitäten und das Publikum ist, wörtlich aus der Gazette des Tribunaux übersetzen wollen. — Das Intermezzo lautet in der Gazette des Tribunaux:

„Herr Louis Philibert de Chauveron tritt vor. Dieser achtbare Zeuge, dessen lange Deposition eine volle Stunde auf der Geschwornenbank auf dem Sitze des Hofes, dem der Vertheidigung und selbst bei der — Angeklagten die maßloseste Heiterkeit veranlaßt, ohne daß er sich einen Augenblick dadurch irre machen läßt, und ohne daß sein mit Recht im Kanton geschätzter Charakter und die Wichtigkeit der Debatten die Unruhe unterdrücken können, erklärt, er sei Rechtsanwalt zu Adas, Commune Boutzac.

Der Präs.: M. H. Sie sind Advokat und wissen daher besser wie jeder Andere, daß Sie sich allen Anwesenden verständlich machen müssen. Ich bitte Sie, laut zu sprechen.

Der Zeuge mit dem gewaltigsten Tiefbaß: Ja, Hr. Präs., ich will den Ausdruck der Wahrheit mit der ihr nöthigen Kraft des Organes vorbringen. (Gelächter.) Mad. Lafarge, welche bereits zu wissen scheint, welchen Spaß die romanische Sprache des ehrsamen Rechtsgelehrten verursachen wird, neigt sich lachend vorüber und flüstert Hrn. Paillet etwas ins Ohr.

Der Zeuge: Ich sage dem achtbaren Vertheidiger im Voraus, daß ich in meiner doppelten Qualität als Lafarge's Freund und Rathgeber der Justiz die ganze Wahrheit, die detaillirtesten Erörterungen schuldig bin, mit Ausnahme der Rücksichten jedoch, welche die zweite dieser Qualitäten mir nothwendig und naturgemäß auferlegt. Ich bin überzeugt, ich werde verstanden. Am 16. August 1839 kam bei Tagesanbruch Hr. Buffiere, Hrn. Lafarge's Schwager, zu mir ins Haus und kündigte mir an, daß Herr und Frau Lafarge gestern auf Glandier angelangt wären, daß darauf Mad. Lafarge in ihr Wohnzimmer eingewiesen und ihrem Gatten einen gräßlichen Brief geschrieben habe; (dieses Kraftwort, mit der ganzen Wucht der Stimme gesprochen, erregt Gelächter,) daß es in Folge dieses Briefes zu sehr lebhaften Erörterungen, und zu heftigen und für Hrn. L. herzzerreißenden Auftritten gekommen sei; daß er folglich Namens der ganzen beunruhigten Familie zu mir komme, um mich augenblicklich nach Glandier zu holen. — Daß ich in so trauriger Lage nicht auf mich warten ließ, versteht sich von selbst; ich schwang mich eilends aufs Pferd und ritt gen Glandier. (Mad. Lafarge kann kaum ihr ausbrechendes Gelächter bezähmen; auf ihrem Gesichte liest man, wie sie den ehrsamen Rechtskundigen gen Glandier hoppassen sieht.) Als ich in Hrn L's. Zimmer kam, fand ich ihn auf dem Bette liegen; kaum gewahrte er aber mich, so sprang er auf, fiel mir um den Hals und sagte: „M. de Chauveron, mein Vater war Ihr Freund; ich wende mich an Sie: M. de Chauveron! Ich bitte Sie, retten Sie mich! Vor Ihnen steht der Unglücklichste der Sterblichen!... Dieser Tag ist der unseligste meines Lebens! Ich habe mich unglücklich verheirathet!.... Meine Frau haßt mich; sie will von mir los oder sich umbringen; und um das Maaß der Lei-

den voll zu machen, ist sie rasend in einen Andern verliebt!« Ich gestehe, m. Hrn., diese Worte waren mir ein Donnerschlag. Er fuhr fort: „Alles ging bis gestern Abend gut, zu Paris ging Alles gut. Ich lebte von Illusionen, alter Freund... ich überließ mich dem trauten Glück, zu lieben, der trügerischen Hoffnung, ich werde geliebt! Eitles Hoffen! Entschwundene Träume! Bittre Enttäuschung! Da lesen Sie, Freund!« Und er zeigte mir einen Brief; ich nahm ihn. Mad. L. Mutter weinte bittere Thränen und sagte kein Wort; Mad. Buffiere sprach, sie sagte: »Ach, mein armer Charles! Du verdientest ein schöneres Loos; ich kenne dich besser als dies schlechte Weib und will es für immer fort, gut, laß es gehen!« Indeß las ich den Brief und las ihn wieder; ich hab' ihn fünfmal gelesen und mir standen die Haare zu Berge. Nun fragte ich nach den einzelnen Präliminarien, welche dieser unglücklichen Ehe vorher gingen. Lafarge sagte, seine Frau habe eben so viel Eile gezeigt wie er, dieselben zu Ende zu bringen; die Hochzeit sei sehr bald gehalten und würde ohne die unabweisliche Verzögerung der Aufgebote noch rascher gehalten worden sein. Ich fragte ihn, um daraus meine Schlüsse zu ziehen, ob er glaube, seine Frau könne ihn nicht leiden, habe einen Degout gegen ihn; und er antwortete, seine Frau sei sehr reizend, sehr geistreich; er habe nicht Zeit genug gehabt, um sich ihrer Zärtlichkeit vorher zu versichern, aber er habe gehofft, wie bei allen solchen Vernunftheirathen, die Liebe werde später schon kommen. Ich gestehe, nun glaubte ich dem Brief nicht mehr; ich kam auf andere Gedanken und sagte: »Liebster Freund, Sie haben ein Mädchen, das in der großen Welt aufwuchs, geheirathet, eine Petite-Maitresse, welche an die Freuden eines luxuriösen, allen Vergnügen und allen Illusionen der großen Welt geweihten Lebens gewöhnt ist. Ihr Glandier hat sie erschreckt: Schluß: sie will um jeden Preis fort von hier.« Die unverwüstliche Gravität, mit welcher der Zeuge diese Vorfälle erzählt und der emphatische und deklamatorische Ton seines Vortrages erregen um ihn, ohne daß er sich irre machen läßt, ein lebhaftes und allgemeines Gelächter.) Wie schon gesagt, ich schenkte dem Briefe keinen Glauben und fuhr fort: »Das junge Weibchen will erschrecklichen Zorn und Unruhe erregen. Sie sollen ihr nachlaufen (elle veut se faire chasser); mit dem Ernste ist's dabei nicht weit her; das ist so eine schlaue Kriegslist einer überschwänglichen Phantasie in einem zwanzigjährigen Kopfe.« (Man lacht. Mad. L., welche sich schon lange in Anstrengungen erschöpft hat, um nicht auch laut in das allgemeine Gelächter einzustimmen, preßt jetzt ihr Sacktuch an den Mund und macht ihren Schleier herab, doch entgehen trotz ihrer Vorsichtsmaaßregeln niemandem die konvulsivischen Ausbrüche ihrer Heiterkeit.) — Ich ward gebeten, fährt der Zeuge mit Ernst und Würde fort, eine Ausgleichung zu vermitteln. Lafarge sagte, er sei trotz des Briefes in seine Frau sterblich verliebt. Ich nahm mich zusammen und sagte: (die Stimme des Zeugen wird jetzt salbungsreich wie die eines Predigers) „Lafarge, es stehen Ihnen zur zwei Wege frei; Sie nahmen die Frau, ohne daß Sie sie kannten, ohne daß Sie ihren Charakter studirt hatten... Lafarge! Lafarge! Sie schlugen die gefährliche Bahn auf Ihre Gefahr, auf Ihr Risico ein! Vergessen Sie jetzt nicht, daß Sie ihr Gatte sind, in jeder Lage des Lebens, in welche sie sich setzen mag, müssen Sie Ihre Pflicht und Schuldigkeit thun.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon und die Douanen.

(Beschluß.)

Der Direktor ist unschlüssig, die Douaniers sind in großer Anzahl versammelt und entschlossen, die Visitation vorzunehmen, da läßt der General sein Regiment ein Quarré bilden, das Bayonett fällen und die Wagen in die Mitte stellen. Der Direktor wagt es nicht, die Sache weiter zu treiben; er zieht sich zurück und erstattet an den Generaldirektor der Douanen in Paris einen Bericht, der dem Kaiser noch vor der Ankunft der Garde in ihrer Garnison zu Courberoie, zu Gesicht kommt.

In jedem andern Falle wäre die Sache sehr ernsthaft gewesen, aber der Kaiser war bei der Rückkehr in seine Hauptstadt mehr als je mit einem Freudengeschrei des ganzen, von seiner Macht geblendeten Volkes begrüßt worden, die alte Garde kehrte ruhmgekrönt zurück, sie war bei Eylau so schön gewesen! Ihre Befehlshaber hatten so viele Lorbeeren gesammelt! . . . Dieses Alles vereinigte sich, um den Zorn des Kaisers zu schwächen, der nicht strafen wollte, so lange er noch zu belohnen hatte; aber dessenungeachtet nahm er die gewaltsame Verletzung der Douanengesetze sehr ernsthaft und ließ Soulès, den er übrigens sehr liebte, sogleich nach seiner Ankunft in Paris zum Lever rufen.

Der General erscheint, Napoleon nimmt ihn gut auf, und thut zuerst einige Fragen über den Zustand und die Disziplin der Garde, dann fährt er fort:

„A propos, sage mir doch, Soulès, Du hast schöne Dinge gemacht da unten in Mainz! Wie! Du wolltest meine Douaniers in den Rhein werfen? . . . . Sei offen, hättest Du das wohl gethan?“

„Ja, Sire, so wahr ich General bin!“ antwortete Soulès in seinem deutschen Accent.

„Geh' doch, das hättest Du nicht gewagt.“

„Es war ein Schimpf für meine alten Grenadiere, daß man ihnen ihre Bagagewagen visitiren wollte. Sire, ich hätte es gethan, ich gebe mein Ehrenwort.“

„Bah! Du scherzest,“ fährt der Kaiser sehr freundlich fort. „Ich sehe wohl, was dahinter steckt, Du hast Contrebande gehabt.“

„Ich? Sire!“

„Ja, Du! . . . Du hast in Hannover Leinwand angekauft, um Dein Haus damit auszuschlagen, weil Du meintest, ich würde Dich zum Senator machen.“

„Sire . . .“

„Du hast Dich nicht geirrt; aber wiederhole einen solchen Spaß nicht zum zweiten Mal, denn ich gebe Dir jetzt ebenfalls mein Ehrenwort, ich lasse Dich erschießen . . . Geh' nun und bestelle Dir Deine Senatorkleidung.“

Diese letzten Worte wurden vom Kaiser in einem Tone gesprochen und von einem Blicke begleitet, daß dem General für die Zukunft jeder Gedanke an eine Schmuggelei verging.

Dies erinnert uns daran, wie einige Zeit nach Erlassung des Decrets, welches befahl, daß in den Seehäfen alle englischen Waaren und sämmtliche Kolonialartikel, deren man habhaft werden könne, verbrannt werden sollten, Napoleon auf einem Spazierritt in der Umgegend von Fontainebleau vor dem Pfarrhause eines kleinen Dorfes vorbeikommt und nicht nur ganz deutlich das laute Geräusch einer gerade in Bewegung gesetzten Kaffeemühle hört, sondern auch starken Geruch von gebranntem Kaffee bemerkt.

„Oh! Oh!“ ruft Napoleon lachend aus, „hier entdecke ich Einen, der eben im Begriff ist, mein Decret zu übertreten. Ich wette, es ist der Pfarrer.“

Und von Neugierde getrieben, steigt er vom Pferde und tritt in den Pfarrhof.

Es war wirklich der Pfarrer selbst, der, sobald er Napoleon erblickt, den er kannte, seine Mühle stehen läßt, sich erhebt und den Kaiser begrüßt.

„Was Teufel macht Ihr denn da, Herr Abt?“ fragte der Kaiser lachend.

„Wahrlich, Sire,“ antwortete der gute Pfarrer, ohne in Bestürzung zu gerathen, „Eure Majestät sieht es ja, ich mache es wie Sie, ich verbrenne die Kolonialwaaren.“

Schreiben eines Lehrers an den Bürgerfreund.

Du hast Dich, lieber Bürgerfreund, im Laufe dieses Jahres im rechten Sinne des Worts als Freund der Bürger erwiesen. Mancherlei Interessen so geistiger als leiblicher Art, hast Du für Deine Freunde, die Bürger unserer guten Stadt zur Sprache gebracht und vieles Gute ihnen vorgelegt. Zu Deinen Freunden zählen sich auch die Lehrer in der Stadt und auf dem Lande. Auch ihre Verhältnisse hast Du in Deinen Blättern beleuchtet und sie den Lesern als durchaus nicht beneidenswerth vorgeführt. Möge es ein Scherflein dazu beitragen, daß diesem Stande eine größere Aufmerksamkeit geschenkt und ihm eine bessere Zukunft bereitet werde.

Erlaube jetzt, daß ich Deine Aufmerksamkeit noch einmal auf die Lehrer der Jugend des Volks richte und Dich ersuche, Deinen Lesern noch Einiges in Betreff der Lehrer, so wie des Unterrichts und der Erziehung überhaupt, vorzulegen. Ich würde Dich nicht mit diesem Gesuche belästigen und Deine Freunde mit dem Lesen dieser Zeilen verschonen, wenn ich von dem Gedanken mich frei machen könnte, daß Volksschulen-Anstalten von allgemeiner Wichtigkeit sind, und daß zum Wohl der Schulen auch das Wohl der Schullehrer gehört, da diese ja einen wesentlichen Theil derselben ausmachen, aber doch so häufig von der Sorge für das Ganze ausgeschlossen werden. Sollte es indeß sein, daß ich hier in einer falschen Ansicht gefangen läge, der ich mich deswegen hingäbe, weil sie meiner Eitelkeit (Andere würden sagen: deinem Schulmeisterdünkel) schmeichelte: so bitte ich, mir die Augen zu öffnen und zu zeigen, daß ich (mein bischen Persönlichkeit abgerechnet) kein wesentliches Stück meiner Schule sei und darum auch auf Sorge für mein Wohl keine Ansprüche zu machen habe. Räumst Du aber Ersteres ein, so brauche ich Dich nur an den Ausspruch des Apostels Paulus zu erinnern: „So ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit“, um Dir zu beweisen, daß die Sorge für das Wohl der Schule auch die Sorge für das Wohl ihrer Lehrer fordert. Doch, Du giebst Beides zu und wirst mir fernere, in der Natur der Sache liegende Beweise für meine Behauptung erlassen.

Du hast gewiß schon gehört, daß alle hohen Staatsregierungen unsers deutschen Vaterlandes in unserer Zeit mit besonderem Eifer sich der Sache des Volksjugendunterrichts annehmen. Deutschland leuchtet ja darin allen andern Ländern als Muster vor: Es wird diese Sache allenthalben zur Staatssache gemacht und die Volksschullehrer als Staatsdiener (wenn auch nicht als unmittelbare) anerkannt. „Auch bei uns in Bremen? „Ja, freilich! Siehe im Staatskalender nach und viele bremische öffentliche Schullehrer wirst Du darin verzeichnet finden. „Nicht alle?“ Nein, der Staat muß ja seine Diener, wie jeder Privatmann die seinigen, ernähren, und je weniger Diener er als seine anerkennt, desto we-

niger hat er zu versorgen. Alle nicht als Staatsdiener anerkannten Lehrer sind Privatlehrer und ihre Schulen Privatschulen. Mag das Bedürfniß des Unterrichts solche Schulen hervorrufen und bestehen lassen oder das Bedürfniß der sie als Lehrer leitenden Personen, gleichviel, sie sind Privatschulen und ihre Lehrer Männer, die unter Erlaubniß der hohen Obern mit mehr oder weniger Glück ihr Gewerbe treiben. „Der Schulunterricht ein Gewerbe?" Ja wohl, nichts mehr und nichts weniger scheint es in den Augen um die Zukunft besorgter Lehrer werden zu sollen. „Und der Nutzen der Schule als Bildungsanstalt?" — Soll, nach der Meinung Einiger, dabei gewinnen, wie das Publikum, nach der Meinung eben dieser, gewinnen würde, wenn auch bei andern Gewerbsgenossen völlige Gewerbefreiheit eingeführt wäre. „Aber die Lehrer?" „Diese werden es gut haben, wenn sie es gut machen". Ei freilich, wollten wir es darauf wagen, wenn wir bei dem Volke durchgehends eine solche Kenntniß unserer Leistungen voraussetzen dürften, nach welcher es diese eben so beurtheilen könnte, wie es z. B. ein Stück Möbel beurtheilen kann, das ihm der Tischler zum Kauf anstellt. Du weißt aber, lieber Bürgerfreund! wie viele Mißgriffe von Seiten der Eltern beim Unterrichte und der Erziehung ihrer Kinder oft gemacht werden. Wenn die Söhne eine schöne Handschrift schreiben, zeichnen, etwas französisch parliren, wohl gar mensa dekliniren; wenn die Töchter mit Anstand und Grazie die Stricknadel führen und am Fortepiano sich über die Erbärmlichkeiten der Hauswirthschaft hinwegfantasiren können: so sind sie aller Weisheit voll und ihr Lebensglück fest genug begründet. Lehrer, die dieser Modebildung in Städten und auf dem Lande willige Hand böten, hätten vollauf zu thun; könnten sie wohl gar über alle Unarten ihrer Zöglinge hinwegsehen und in den lieben Wesen nur unschuldige, reine Engelein erblicken, die des Ernstes der Erziehung und der Strenge der Zunft nicht bedürfen, vielmehr nur durch honigsüße Worte zu regieren seien, so würde es ihnen nicht fehlen: sie würden die Gunst des Publikums erwerben und ihr Glück machen. Aber welcher Lehrer wird so sehr die Jugend unserer Zeit verkennen, daß er glaubte, durch eine solche Erziehung ihr nützen zu können? Welcher Lehrer sollte es nicht wissen, daß gründliche Bildung des Verstandes nicht durch vielerlei Unterricht, und Bildung des Herzens nur Ernst und Strenge der Zucht und Unterweisung (natürlich mit Freundlichkeit vereint) gewonnen werden! Wollte er der herrschenden Mode in der Erziehung und Bildung der Jugend huldigen, gewiß! er würde sich denselben Tadel Vernünftiger aussetzen, der in unserer Zeit so viele Genossen anderer Gewerbe zu treffen scheint, daß nämlich ihre Arbeiten zwar an äußerer Politur und Eleganz der Form gewonnen, aber an innerem Gehalt und Werthe verloren haben. „Und solcher Tadel soll etwa schon einige Lehrer treffen?" — Das will ich nicht behaupten, glaube aber, daß ein Staat auf dem Wege ist, solche Lehrer zu bilden, wenn er sie zur Sicherung ihrer Existenz allein auf die Gunst des Publikums verweist und den Schulunterricht ein freies Gewerbe werden läßt. „Das will unser Staat gewiß nicht," meinst Du! — Ich auch, denn deutliche Beweise davon, daß er, wenigstens in äußern, dem Gemeinwesen nützlichen Arbeiten auf Eleganz und innere Güte, Dauerhaftigkeit ꝛc. hält, geben uns die öffentlichen Bauten, die unter seiner Aufsicht und Leitung erstehen, und er sollte nicht nach besten Kräften dahin wirken, daß bei der Jugendbildung über dem Minderwichtigen nicht das Wichtigere versäumt werde? Wie kann er das aber zweckmäßi-

ger, als wenn er die Lehrer in den Stand setzt, auf die Gunst oder Ungunst des Volks als einzige Richtschnur seines Wirkens nicht achten zu dürfen. Du glaubst vielleicht, daß Einigkeit unter den Lehrern zunächst in der Erkenntniß des Hauptzwecks alles Unterrichts und aller Erziehung und dann in dem Entschlusse, nur diesem dienen zu wollen, allgemein einen gründlich bildenden Unterricht und eine echtchristliche Erziehung verbreiten müßten. Allein, wer soll das Volk zu der Erkenntniß von dem, was der Jugend wahrhaft frommt, bringen? Der Volksschullehrer gewiß nicht, dieses untergeordnete Subject, dieser, jedem schlichten Bürger und Bauersmann zur Aufsicht übergebene Diener, wird sich nicht einbilden wollen, das Volk von seiner einmal gefaßten Ansicht abzubringen. Und kann dieses nicht auch von seinem ihm untergebenen Diener Gehorsam fordern? „Wird es nicht verlangen dürfen, daß die Lehrer so unterrichten und erziehen, wie es nach seinem Sinne oder Unsinne recht ist? Denke Dir dagegen den Volksjugendlehrer frei von den drückenden Sorgen der Nahrung, so gestellt, daß er nicht jeden Morgen zu überzählen braucht, ob er nach der Zahl der anwesenden Schüler heute einige Pfennige mehr oder weniger als gestern verdient; laß ihn durch Theilnahme an der Leitung des Schulwesens im Allgemeinen oder für seinen Kreis, seine Gemeinde im Besondern einen achtungeinflößenden Platz in der bürgerlichen Gesellschaft einnehmen: Du wirst sicher im Laufe der Jahre die segensreichen Folgen seiner erhöhten Wirksamkeit bemerken. Und so muß auch der Volksschullehrer gestellt werden, wenn er den Bedürfnissen der Zeit entsprechen, wenn er Menschenbildner sein soll. „Wann wird aber die Zeit kommen, daß dieses allgemein eingesehen und solcher Einsicht gemäß verfahren werde?“ Sie ist nicht mehr so fern, wie Du vielleicht fürchtest. Für meine Brüder, die Landschullehrer, sind bereits günstige Vorzeichen im fernen Osten erschienen, der Tag graut, die Morgenröthe eines bessern Tages wird für sie hereinbrechen: ihren drückendsten Sorgen, ihren Nahrungssorgen soll abgeholfen und sie in den Stand gesetzt werden, sich der Freude an ihrem Berufe ganz zu überlassen. Möchte dieses nur auf eine solche Weise geschehen, daß die Schulanstalten den Eltern in den verschiedenen Gemeinden keine drückende Last werden! Möchte nicht unerwogen bleiben, daß Volksunterricht und Volkserziehung Wohlthaten sind, die jedem Staatsbürger zu Gute kommen und darin für jeden die Pflicht erkannt werden, zu den Kosten derselben nach seinem Vermögen beizutragen, und das um so mehr, als durch die Einführung der Kriegssteuer die Eltern so schon eine Ausgabe zu bestreiten haben, welche von andern Staatsbürgern nicht gefordert wird. Möchte aber insonderheit nicht aus der Acht gelassen werden, daß ohne günstigere amtliche und bürgerliche Stellungen der Lehrer, diese nie zu einer den Bedürfnissen der Zeit entsprechenden Wirksamkeit gelangen können und sie darum nicht mehr, wie bisher, als ganz außer den Gemeinden stehende, aller Rechte derselben entbehrende, nur untergeordnete Diener betrachtet werden! Dann wird sich die Liebe zu diesem Berufe ohne Zweifel auch in unserm Staate steigern und tüchtige Männer in hinlänglicher Zahl sich finden, die ihm ihre Zeit und ihre Kraft zu widmen entschlossen sind. Möchte endlich auch meinen Brüdern, den Stadtschullehrern recht bald die Aussicht auf einen schönern Tag sich eröffnen und jedem billigen Wunsche seines Orts ein günstiges Ohr geschenkt werden.

Dieses ist der sehnliche Wunsch eines Schullehrers.

* Man liest in einer deutschen Zeitung:

Karl Immermann

ist im sechs und vierzigsten Lebensjahre am 25. August in Düsseldorf gestorben. Die Allgem. Leipziger Zeitung enthält in der Beilage vom 4. Sept. einen trefflichen Artikel über den so früh Dahingeschiedenen aus der Feder eines unsrer geistvollsten Literaten. Dieser Artikel enthält manches beherzigenswerthe Wort und wir heben folgende Stelle daraus hervor, um einige flüchtige Bemerkungen daran knüpfen zu können.... „Wir bleiben Bänkelsänger in Deutschland!“ sagte Immermann damals zu wiederholten Malen und nicht ohne herben Grimm. „Da haben sie geschrieben und gelobt von Süden und Norden die Epigonen und den Münchhausen, daß man denken sollte, in jeder Dorfschenke müßten die Bücher zu finden sein, und wenn wir es in der Meßrechnung besehen, so haben einige dreißig Millionen Deutsche an 500 Exemplaren genug gehabt!“ — Ja das ist der Jammer in Deutschland! Auf der einen Seite entsetzliche Pauvreté, auf der andern Seite ein wahrer Abscheu gegen das Bücherkaufen. Welcher Buchhändler hat nicht schon Leute gekannt, die beständig von und über Literatur schwatzen, die es auch ganz in der Ordnung finden, an einem Abende Summen in Champagner zu vertrinken, allein einige Thaler für ein gutes Buch auszugeben, kommt Ihnen nie in den Sinn, ja das ist bei Ihnen ein Ding der Unmöglichkeit. Nein, in dieser Beziehung ist's in England und Frankreich besser. Da erfordert es der Anstand, die Werke der besseren und geachteten Schriftsteller als Eigenthum zu besitzen; dort würde sich Jeder, der zu der höhern Classe der Gesellschaft rangirt, schämen, wenn man ein neues Werk Brougham's, Th. Moore's, Bulwer's, Lamartine's, Delavingne's, Victor Hugo's auf dem Tische sähe, welches einer Leihbibliothek entnommen worden. In Deutschland werden solche Anforderungen nicht gemacht; da genirt man sich nicht in den höchsten und feinsten Cirkeln, wenn dort vom neuesten Werke Tieck's, oder Steffen's, oder Heine's, oder Laube's die Rede ist, zu sagen, man habe es noch nicht vom Leihbibliothekar bekommen können, weil so Viele darauf abonnirt seien. —

Miszelle.

Die Fruchtbarkeit der Infusionsthiere ist außerordentlich. Ehrenberg in Berlin hat eins derselben 8 Tage lang beobachtet, das nach dieser Zeit keines natürlichen Todes starb. Dies Thier vermehrte sich in 24 Stunden vierfach, so daß in 10 Tagen 10,000 von einer Mutter erzeugt werden können. Diese Thiere, die dem unbewaffneten Auge nicht sichtbar sind, haben dennoch verschiedene Farben. Manche sind schön grün, einige orangenbraun, wiedere andere milchweiß u. s. w. Ihre Gestalt bietet eine faß unendliche Mannichfaltigkeit dar. Bei den meisten zeigt der Körper ziemlich deutlich Kopf, Rumpf und Schwanz, doch fehlt gewöhnlich der Hals. Auf dem Kopfe stehen gewöhnlich die merkwürdigen Augen. Eine Fähigkeit, ihre Gestalt nach Belieben zu ändern, scheint in der That eine der merkwürdigsten Eigenheiten vieler, wo nicht aller Infusionsthierchen zu sein.

Auflösung des Räthsels in Nr. 84 d. Bl.

Was gilt's? — ich fand dein duftig Räthselwort,
Und dich dazu. — Kein Doctor käm' er auch vom West zum Nord,
Und kein Professer
Löst's wol besser.

Zu Weinsberg *) trugen Huckepack
Die Weiber ihre Männer;
Was Kaiser Conrad dort gesehn,
Das möchte, traun, noch heut' geschehn;
Doch könnt in Eil' und aus Versehn
Es auch vielleicht wohl kommen,
Daß jedes Weibchen just
Nicht ihren Mann genommen.

Martine.

*) Der Wohnort Justinus Kerner's des geistreichen Geisterdichters und geschickten Geisterbanners als gemüthvoller Geistesarzt.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen, Steemannsstraße Nro. 2 am Domhofe.

Die

SCHNELL-POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 85 des Bürger-Freundes für 1840.

Donnerstag, den 22. Oktober.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Die Mainzer Blätter schreiben: „So eben wird aus Wien Folgendes berichtet: In den letzten Tagen des Augusts feierte der Schauspieler Kunst in seiner Wohnung ein nächtliches Gelage. Die Gesellschaft, meist aus jungen Schauspielern bestehend, war sehr heiter, und übertrieb die Heiterkeit mit vorrückender Nachtzeit zum bachantischen Lärme. Den zweiten Flügel des Hauses, in welchem der Kunst wohnt, nimmt ein Secretär der Englischen Gesandtschaft in Wien ein. Dieser schickt nun endlich um vier Uhr, da der Spectakel immer furioser wird, seinen Kammerdiener zur Gesellschaft, mit dem Bemerken, es wäre doch wohl endlich Zeit, daß die Herren nach Hause gingen, und die Umgebung ruhig schlafen ließen. Der Kammerdiener wird mit Hohn aufgenommen, und die Wein- und Punscherhitzte Gesellschaft verfolgt ihn unter lauten Schmähungen bis an die Gemächer des Gesandtschafts-Secretärs. Hier aber verläßt den Kammerdiener alle Geduld, er ergreift das auf dem Tische liegende Messer, und rennt es dem ersten ihm Nahenden durch die eine Lunge, daß die Spitze bei der andern herausdringt. Der Unglückliche heißt Fürst, und ist Theater-Director in Eperies, einem kleinen Städtchen Ungarns. Als die Gesellschaft Blut sah, und der Getroffene hinstürzte, kam eine furchtbare Nüchternheit über die Begeisterten. Man zog sich zurück. Natürlich ward der Vorfall noch in der Nacht durch Herbeirufung der Chirurgen der Policei angezeigt. Demnach hat Herr Kunst die Weisung erhalten — binnen drei Tagen Wien zu verlassen. (Es kommt uns diese Notiz aus lauterer Quelle von Wien zu, und wir bestätigen die Wahrheit des Vorganges.)"

Während dem ein allgemeiner Krieg drohet, haben zwei feindliche Mächte — Frieden geschlossen und zwar ohne Intervention. Es sind dies die weiten und engen Aermel der Damenkleider, die sich schon seit mehreren Jahren blutig befehden. Die neuesten Damenkleider-Aermel, die à la duchesse de Nemours getauft wurden, sind nämlich halb eng und halb weit, am vordern Theile eng und erweitern sich nach oben zu. Somit wäre diese wichtige Frage der Gegenwart genügend beantwortet!

Im Merseburger Wochenblatt vom 15. Sept. 1840 liest man: „Morgen zum Erstenmale, zum Vortheile der Madame Rauh-Bühl-Stadelhauer: „„Klara von Hohenstaufen,"" oder „„Rittergüte und Burgvogt-Tücke."" Schauspiel von Spieß, das neueste Werk dieses deutschen Publikum-Lieblings. Dieses klassische Werk wurde auch in Leipzig und Dresden mit unerhörtem Beifalle gegeben. Mad. Sophie Schröder spielte damals die Hauptrolle und wurde siebenmal gerufen. Die Benefiziatin wird sich bemühen, die große Schröder zu erreichen." — Wir machen gar keine Bemerkung hierzu.

Für die Kleinkinderschulen wird jetzt allenthalben in Stadt und Land das Interesse rege und die gemachten Erfahrungen bestätigen, wie heilsam und oft dringend nothwendig solche Anstalten sind. In Darmstadt wurde ein eigenes neues Schulhaus dafür gebaut und am 30. Sept. eingeweiht. Das geräumige Haus führt die Inschrift: Kleinkinderschule, erbaut auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist, auf welchen der ganze Bau in einander gefügt, wächst zu einem heiligen Tempel in dem Herrn. (Eph. 20 — 21.) Auch auf dem Lande gedeihen diese Anstalten hie und da fröhlich, wie die vom Pfarrer Blumröder zu Marlishausen gegründete zu mehren andern im Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen die Bahn brach. Die Opfer, die gebracht werden müssen, sind gering gegen den Segen, den eine solche Anstalt bringt, und wohlthätige Menschenfreunde können nicht besser ihren Ueberfluß verwenden, als zur Errichtung von Kleinkinderschulen.

Aus England.

Am 27sten August war es dem schönen Löwen des bekannten Menagerie-Inhabers Carter in London gelungen, aus seinem Käfig zu entspringen, und auf den Circus der Miß Jones Sureen hinabzusteigen. Letztere, die Erhaltung ihrer kostbaren Pferde mehr berücksichtigend als die persönliche Gefahr, stürzte sich muthig dem wilden Thiere entgegen, faßte es bei der Mähne, und führte es in sein früheres Gefängniß wieder zurück. Dieser Zug weiblicher Unerschrockenheit erwarb ihr einen solchen Ruf, daß sie nunmehr bei jedem Auftreten mit dem begeistertsten Beifall von Seite des Publicums empfangen wird.

Wenn der Doktor nicht helfen kann, so rettet zuweilen noch ein Geniestreich, ein Fläschchen gesunder Menschenverstand aus der Haus-Apotheke. Die Aerzte können Einen zwar manchmal wieder auf die Beine bringen, aber dem armen Schelme, der aussieht im Gesichte wie Buttermilch, dem Dürren, Trockenen, Siechen können sie keine gesunde Farbe, kein Fleisch auf die Rippen verschreiben. Wenn's die Aerzte nicht können, vielleicht können's die — Wollen-Manufakturen. Ja, die Wollen-Manufakturen werden offizinell, ein Stück Apotheke. B. B. Thomson hat nämlich die Bemerkung gemacht, daß unter allen Fabrik-Arbeitern nur die in Wollen-Spinnereien beschäftigten gesund und rothbackig aussehen und, wenn sie sich und dürr darin angestellt werden, bald rothe Backen und wohlige, fleischige Muskeln bekommen, während die andern

Fabriken das rothe, frische Fleisch bleichen und dörren. In England soll's auch schon Mode sein, daß hohe Familien, wenn sie ihre Töchter zur Siechheit, Bleich- und Schwindsucht erzogen haben, diese armen Opfer civilisirter Erziehung in Wollen-Manufakturen beschäftigen lassen, wo sie dann auch nach ein Paar Wochen mit ungeschminkten, rothen Wangen und lebensfrisch entlassen werden können. (?) Man sagt, das Oel, welches bei Verarbeitung der Schafwolle verbraucht und dessen Ausdünstungen von der Haut der Arbeitenden eingesogen werden, habe medicinische Wirkung. Aehnliches bemerkt man bei Fleischern, welche von dem Dufte des Fleisches fetter werden wie Falstaff, während die Leute, die ihnen das Fleisch abkaufen und essen, mager bleiben, zumal wenn sie in Restaurationen zu essen verdammt sind. Nun, das Ganze ist ein Wink für die, welche gern rothe Backen haben und gesund sein wollen.

Man glaubte die Eingebornen auf Vandiemensland ausgerottet, allein sie erscheinen wieder und sind sehr lästig; man macht indeß kurzen Proceß mit ihnen. Im März d. J. hatten 38 derselben unter Anführung eines Weißen, wahrscheinlich entlaufenen Verbrechers, 113 Schafe gestohlen. Die Eigenthümer, begleitet von vier wohlbewaffneten Dienern, suchten sie auf und fanden sie bei einem Festgelage, wo 14 Schafe eben gebraten wurden. Aufgereizt von ihrem Anführer, warfen sie einen Hagel von Speeren auf ihre Verfolger, und ein Gefecht begann, das mit der Flucht des weißen Anführers und zweier Schwarzen endete; die übrigen, 36 an der Zahl, wurden todtgeschossen. (Schrecklich).

In Paris erkauft man sich wohlfeil eine elegante Celebrität. Anders ist's in London, wo der Titel „Lion" nur für eine kleine Anzahl von Auserwählten geschaffen wurde, welche nach einander regieren, und zwar so lange, bis sie sich an Originalität und Vermögen ganz zu Grunde gerichtet haben. Gegenwärtig ist der berühmteste „Lion" der brittischen „Fashion", der Herzog von Beaufort. Dieser Kavalier ist der würdige Repräsentant des höchsten Ausdruckes der englischen Excentricität und Leidenschaft für Pferde. Der Herzog von Beaufort stammt, wie man sagt, von König Karl II. Da er nicht Souverain der drei Königreiche sein konnte, wollte er wenigstens der König der englischen Kutscher sein. Der Herzog hat diese Souverainität auch erreicht. Lange Zeit sah man ihn einen Wagen durch Hyde-Park und Regents-Street lenken; man bewunderte die Grazie, die Geschicklichkeit und die ausgezeichnete Kunst, mit welcher er, auf dem Bocke seiner Kalesche thronend, vier schnaubende Pferde leitete. Aber der edle Herr dachte, daß es nicht hinreicht auf den Promenaden Londons zu paradieren; nachdem er seine Rivalen in der fashionablen Welt überwunden, warf er sich in die Arme der Heerstraßen. Eines Morgens sah man beim Einganae von Piccadilly eine prachtvolle, himmelblaue Diligence, mit dem Wappen und Wahlspruch Englands: „Dieu et mon droit — Honny soit qui mal y pense." Sie machte die Fahrt von London nach Brighton; auf einer Seite stand mit großen Buchstaben der Name des Kondukteurs „Duke of Beaufort." Mittags präcise stieg Se. Herrlichkeit auf den Bock; ein Diener in Gallа-Livrée und mit gepuderter Perrücke überreichte ihm Peitsche und Zügel; ein anderer Diener nahm von den Reisenden das Geld in Empfang, und übergab dann die ganze Einnahme seinem Gebieter, der sie noch einmal überzählte und einsteckte; sodann fuhr der Wagen im Galopp ab. Den andern Tag kam der Herzog nach London zurück, den dritten Tag nach Brighton, und so fort, zum großen Vergnügen der Reisenden, die früher niemals so gut gefahren wurden. Die Neuigkeit, daß ein Herzog Diligence-Kondukteur geworden, machte lebhafte Sensation in London, und man drängt sich seitdem in Masse zu den Fahrten. Die Wagen des Herzogs von Beaufort sind von bewunderungswürdiger Eleganz und unübertrefflicher Bequemlichkeit; die Bespannung unvergleichlich; ein jedes der Pferde, welche diese Diligence ziehen, hat 3 — 400 Pfd. St. gekostet. Wie gesagt, der Zudrang zu diesen Fahrten ist außerordentlich. Von einem Herzog gefahren zu werden, welch eine Ehre für jeden gut konstituirten gesinnten Engländer! Die Straße von Brighton war niemals so belebt, die Badesaison in diesem kleinen Städtchen, wo der Hof alle Jahr einen Monat zubringt, niemals so brillant, als gegenwärtig. Der Herzog macht zweimal Halt auf dem Wege, steigt ab, geht ins Wirthshaus, trinkt ein Glas Porter, zündet eine Cigarre an und schenkt dem Aufwärter eine Guinee. Niemand in London hätte es gedacht, daß der Herzog von Beaufort eine Diligence führen und sich dafür bezahlen lassen würde; aber die Excentricität hat Privilegien, denen die Sitte nichts verbieten kann.

Aus Frankreich.

Die organischen Bühnen-Tänzerinnen mögen nur sehen ihr Bündel schnüren, denn mit ihnen ist's vorbei, da ein Franzose auf mechanischem Wege aus Gummi eine Tänzerin construirt hat, deren Luftsprünge und Balancen auf Einem Beine u. s. w. Alles übertreffen, was je eine Taglioni, eine Elsler mit sammt ihren Kolleginnen geleistet haben. Die mechanische Tänzerin wird bereits vielfältigt und demnächst will man Exemplare an die Bühnen, welche Tänzerinnen brauchen, versenden. Sie verlangen keine Gage, essen und trinken nicht, sie werden nach dem Tanze in einen Kasten gesteckt und können weder nicht durchgehen oder von Enthusiasten nach Hause gezogen werden. Eine sehr nützliche Erfindung, welche zugleich die Sittlichkeit fördert!

Der Franzose Beautrond will eine unerschöpfliche Flinte erfunden haben, indem sie durch eine am Lauf befindliche Einrichtung, sich selber immer wieder ihre Ladung giebt, also, der Versicherung nach, ununterbrochen schießt. Münchhausen wollte einmal Kanonen erfunden haben, die man ohne alle menschliche Beihülfe zu Felde schicken könne und die dann einen Krieg unter sich ausmachten. Jener Franzose wird doch nicht auf demselben Wege sein? — sonst müßten wir ja die Priorität der Erfindung für unsern deutschen Münchhausen in Anspruch nehmen.

Mosaik.

Mamsell Georges, welche vor drei Decennien die Zierde der Pariser Bühnen war, und an manchem Abende als Cleopatra, Antonia ꝛc. einen Schmuck von einer Million Francs am Werthe an sich trug, ist gegenwärtig nicht viel mehr als eine Bettlerin. Mit verblühten, blassen und runzeligen Wangen, siechen und gebeugten Leibes, spielt sie jetzt in den kleineren Provinzstädten Frankreichs umher und spielt gegen ein überaus mäßiges Sümmchen ihre Rollen, in welchen sie von Kaisern und Königen bewundert und vom Publicum beinahe vergöttert wurde. Sic transit gloria mundi! — Mamsell Georges ist jetzt mit einer Französischen Theater-Gesellschaft in Odessa angekommen, und wird dort den Winter hindurch Vorstellungen geben.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 85.

Bremen, Donnerstag den 22. October 1846.

Gestorben:

Nro. 915. Den 17. Oct. Metta Klenke, 46 Jahr; Breedenstraße Nro. 17.

— 916. Den 18. — Des Arb. Oethard Meyer Sohn, 9 Monat; Buntenthorssteinweg.

— 917. Den 18. — Der Arb. Carl Moritz, 40 Jahr; Behrmanns Gang Nro. 6.

— 918. Den 18. — Elisab. Meyerdierks, 21 Jahr; Abbenthorsstraße Nro. 12.

— 919. Den 19. — Die Dienstmagd Metta Romanowsky, 24 Jahr; Osterthorswallstraße.

Nro. 920. Den 19. Oct. Des Arb. Gerd Hinrich Castens Tochter, 4½ Jahr; Spielleutestr. Nr. 8.

— 921. Den 20. — Des Bildhauers Friedr. Stamann Sohn, 5 Monat; Spitzenkiel Nro. 4.

— 922. Den 20. — Die Näherin Adelheid Lahrsen, 22 Jahr; hint. Ansgarithorswall Nr. 23.

— 923. Den 20. — Des Schenkwirths Christ. Heinr. Rippelmeyer Ehefr., geborne Schwartjes, 61 Jahr; Schützenwallstraße Nro. 2.

— 924. Den 21. — Der Arb. Alb. Wrede, 41 Jahr; Rosenkranz Nro. 13.

Geburten:

Nro. 1257. Den 17. October. Des Cigarrenmachers Joh. Friedr. Christ. Frese Ehefr., geb. Sengstake, auß. Steinthor Nr. 31 A; v. e. K.

— 1258 und 1259. Den 17. — Des Schneiders Herm. Hinr. Reinh. Dunkacke Ehefr., geb. Schörling, Buntenthorssteinweg Nro. 92; von Zwillings-Knaben.

— 1260. Den 17. — Des Schuhmachermeisters Joh. Tjarcks Meinhard Gerdes Ehefr., geb. Ehrenbeck, Langenstraße Nro. 98; von einem Knaben.

— 1261. Den 18. — Des Schuhmachers Andreas Lange Ehefr., geb. Diers, Hastedt Nro. 13; von einem Mädchen.

Nro. 1262. Den 18. Oct. Des Kappenmachers Ernst Heinr. Flintje Ehefr, geb. Hartong, Neuenstraße Nro. 36; von einem Knaben.

— 1263. Den 19. — Des Schuhmachermeisters Hinrich Kahrs Ehefr., geb. Meyer, Heinkenstraße Nro. 2; von einem Knaben.

— 1264. Den 19. — Des Obergerichtsanwalds Daniel Julius Klugkist Ehefr., geb. Griepenkerl, Wachtstraße Nr. 36 A; von einem Knaben.

— 1265. Den 20. — Des Schlossermeisters Heinrich Asendorff Ehefr., geb. Meyer, Kirchenstraße Nro. 1; von einem Knaben.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 86.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 25. October 1840.

Die rechte Hülfe kommt ja nur von Oben,
Dort wohnt der helfen kann und will!

* Nach Oben!

Wenn dir's im Herzen nagt und drückt;
Wenn keine Freude dich beglückt;
Wenn Ungewitter dich umtoben;
Dann steh vertrauensvoll nach Oben!

Wirst du von männiglich verkannt;
Bist keiner Seele du verwandt;
Kannst du dein Schicksal nimmer loben;
Blick hin auf ihn, der wohnt da Oben!

Verließ dich treulos einst dein Freund;
Hast niemand du der mit dir weint;
Sind deine Tag' vom Schmerz umwoben;
Hol' Trost und Ruh vom Vater Oben!

Von Oben hol' dir Licht und Kraft
Wenn du erliegst in finstrer Nacht:
Und willst du sein gut aufgehoben
So heb' dein Herz nur oft nach Oben! *)

W. Michaelis.

*) Sowohl dieses Gedicht, als auch andere, theils früher in diesen Blättern veröffentlichte Piecen sind vom Verfasser

Vergiftungsprozeß der Mad. Lafarge.

(Fortsetzung.)

Was sie sich auch unterfangen mag, Sie müssen ihre Stütze, ihr Mentor sein; Sie sind durch das Gesetz, die Moral und Religion zu ihrem Beschützer bestellt; Sie sollen ihre Schwächen, ihre Irrthümer und die Auswüchse einer exaltirten Phantasie wieder in Ordnung bringen: lassen Sie sie gehen, was wird sie beginnen die Unglückliche! Sie stürzt sich in die Wogen eines abenteuerischen Lebens; sie leidet vielleicht Schiffbruch. Sie sind dafür verantwortlich. Auf Sie

entsprechend componirt, und mit Pianoforte oder Guitarrebegleitung bei demselben, kleine Hundestraße Nr. 9; jederzeit billig zu haben.

wirft man den Stein, Sie trifft der Vorwurf, daß Sie weniger an die Frau als ans Geld gedacht haben; ja man wird sogar sagen, Sie hätten in strafbarem Leichtsinne das Ihnen anvertraute Pfand zu Grunde gerichtet. Bedenken Sie auch, Lafarge, daß die Publikation Ihrer Heirath auch eine financielle Wichtigkeit für Sie hatte, daß man für Ihren Charakter daraus allerlei mißliche Schlüsse ziehen wird. Sie stehen einem bedeutenden Geschäfte vor; Sie kommen vielleicht in Geldverlegenheiten; erfahren Ihre Gläubiger die Trennung Ihrer Ehe, so stürmen sie auf Sie ein und Ihr Kredit leidet Abbruch. Bieten Sie daher Alles auf, daß sie nicht entflieht und halten Sie Tag und Nacht ein wachsames Auge auf sie. Sie haben ja Leute, auf die Sie sich verlassen können: mögen Sie Acht geben, Acht geben ohne Unterlaß. Sie Lafarge, seien Sie unbeugsam, seien Sie wie eine Stange Eisen! (Mutes Gelächter; die Scheu vor dem Hofe ist dahin; Mad. Lafarge lacht aus vollem Halse!) Seien Sie wie eine Stange Eisen, fährt der Zeuge mit Würde fort, aber machen Sie Ihrer Frau Concessionen (man lacht noch fortwährend), suchen Sie ihr den Aufenthalt auf Glandier so angenehm als möglich zu machen..." Das Gelächter wird immer lauter, maßloser; der Zeuge verneigt sich und zieht sich zurück; unter gellendem Lachen wird die Sitzung aufgehoben. Die Geschwornen lachen, während sie ihre Plätze verlassen, die Behörden lachen im Fortgehen und die Angeklagte selbst lacht noch lange mit ihrem Advokaten. Es wird auf den Stufen des Justizpalastes gelacht, gelacht noch auf der Straße, eine Stunde später noch an allen Wirthstischen der Stadt gelacht. Wer zufällig aus der Ferne ohne weitere Kunde in den Menschenstrom, welcher aus dem Justizpalaste der Stadt Tulle strömte, gerathen wäre, würde nimmer geglaubt haben, daß dies dasselbe Publikum sei, welches gestern zur selben Stunde ernst und schweigend forschlich unter der Wucht des tiefen Eindrucks der Debatten, welche statt gefunden hatten. Und damit dem Dramatischen dieser Sache nichts abginge, mußte es sich ereignen, daß eine gewissenhafte Auseinandersetzung, welche die vernünftigsten und gefühlvollsten Gedanken eines würdigen achtbaren Mannes enthielt, durch die Eigenthümlichkeit des Vortrages einen Effekt hervorbrachte, der mit dem tiefen Ernste der früheren Verhandlungen so grell kontrastirte. Während man in Tulle so in und vor dem Justizpalaste lachte, waren die Herren Lespinasse, Massenat und Dubois Sohn wenige Stunden weit beschäftigt, das einsame Grab des unglücklichen Lafarge aufzuwühlen! — O Menschen! O Menschlichkeit! — — So die Gazette des Tribunaux! —

Die Sitzung des 7. September. Der Zudrang zu den Sitzungen läßt momentan nach, desto größer ist die Spannung auf den Rapport der Expertenkommission. — Das Zeugenverhör geht fort.

Der würdige Zeuge, mit welchem die gestrige Sitzung schloß wird heute wieder aufgerufen; einige Journale suchen den Mann als komische Figur auszubeuten. Herr de Chauveron wird wegen der Lafarge'schen Testamente vernommen und sagt aus, L. machte zwei Testamente, eins zum Besten seiner Mutter, eins zu dem seiner Schwester. — Der Generaladvokat verhört Mad. L. nun über einen am 21. Januar von ihrer Tante geschriebenen Brief, in welchem Mad. Garat den Verdacht, welcher sich gegen ihre Nichte erhoben, bitter beklagt, sich aber hauptsächlich mit den materiellen Interessen ihrer Nichte beschäftigt; sie ermahnt dieselbe zur Wahrung ihres Vortheils und fragt an, ob sie, die Tante, ihr einen Geschäftsführer

aus Paris schicken solle. — Die Angeklagte gesteht zu, daß sie diesen Brief dadurch veranlaßt habe, daß sie der Tante von Geschäften geschrieben und sie um einen Verwandten, welcher dieselben ordnen sollte, gebeten habe. Ob sie auch einen Advokaten verlangte, wie der Generaladvokat zu wissen wünscht, erinnert sie sich nicht mehr und setzt hinzu: „Meine Tante beschäftigte sich stets mit meinen Geldangelegenheiten, es darf daher nicht auffallen, daß ich mich an sie wandte."

(Die Fortsetzung folgt.)

* Van Burens goldene Löffel.

Es ist ein gemeiner Fehler unseres Geschlechts, sich dergestalt an die Oberfläche der Dinge gebannt halten zu lassen, daß uns ihre eigentliche Natur, Lage, Beziehungen und Folgen ganz entgehen.

Diesem Irrthume oder dieser Schwäche verdankt Nordamerika den größten Theil des Verklärungsglanzes, in welchem es es so vielen Deutschen erscheint.

Die große Masse der ausgewanderten Deutschen war weder im Geiste befähigt, von den politischen Erscheinungen zu ihren Ursachen hinauf, und zu ihren Folgen herab zu steigen; noch war sie im Gemüthe genug gebildet, um durch moralischen Widerwillen im physischen Wohlbehagen gestört zu werden.

In diesem Geiste waren, und werden Zehntausende von Briefen geschrieben, die nach Deutschland kamen, und kommen. Wir wissen alle, was die Phrase in Handelsbriefen heißt: „Der Freund ist gut". In diesem Sinne ist — war *) wenigstens — America gut.

In dem Sinne aber, den das Wort in der Moral hat, dürfte es schwerlich einen Staat, und eine Verfassung geben, wobei man mit dem Zugeständnisse dieses edlen Prädikates bedenklicher sein müßte, wenn man es auch lange nicht in dem Sinne nehmen wollte, in welchem Jesus einst die Anrede „guter Meister" ablehnte, weil Gott allein gut sei. —

Viele, ja fast alle Deutschen *) in N.-A. klagen über die Ungeselligkeit, Unheiterkeit, und Unfreundlichkeit des amerik. Volkes, gegen welche sie, selbst bei allen, so oft sie in windige Franzosen und witz-reißende Histrionen verwandelnden Anstrengungen den deutschen Frohsinn nicht behaupten können.

Es ist mit einer moralisch-verdorbenen Atmosphäre nicht wie mit einer durch Thrankochen, Leder- oder Knochen-verbrennen verpesteten Luft. Wenn der Geruch in unsere Wohnungen dringt, wissen oder erfragen wir alle sogleich die Ursache des abscheulichen Phänomens, schließen Thüren, und Fenster, zünden Rauchwerk an, und sehen uns wohl gar nach einer reinern Nachbarschaft um.

So zart sind die moralischen Nerven vieler Menschen nicht: aber viele fühlen doch Brustbeklemmung, Unwohlsein, und unbestimmte Melancholie, ähnlich der Seekrankheit, deren Ursachen noch nicht ins Klare gebracht sind. —

Jene charakteristische Eigenschaften des nordamerikanischen Volkes — mißlaunische Ungeselligkeit, unheitere Unzufriedenheit, und abstoßende Unfreundlichkeit beruhen gewiß größtentheils — die erste und letzte auf der Zwietracht, und dem Hasse, mit welchen die politische Partheien gegen einander überstehen — die zweite

*) „Wir leiden", sagt der Govenor des Staates Newyork in seiner letzten Adresse an die gesetzgebende Versammlung, „wir leiden in allem, und überall".

*) Man rechnet zur Zeit 7½ Millionen Deutsche und Abkömmlinge von Deutschen in den Vereinigten Staaten. Darunter sollen die gebornen Deutschen 3½ betragen.

auf den Leidenschaften, welche die Verfassung ins Leben ruft, ohne ihnen Befriedigung zu gewähren.

Wir werden Gelegenheit nehmen, von den letzteren, und ihren Folgen besonders zu sprechen, und fragen für jetzt nur, ob Vertrauen, Wohlwollen und Geselligkeit da wohl herrschen können, wo alles Volk in Partheien zerrissen ist, und wo die Verbündeten der einen Parthei nur zusammenkommen, um dem Hasse gegen ihre Gegner neue Nahrung zu geben, und sich zur Erhaltung, Vergrößerung, oder Beherrschung ihrer eigenen Parthei, und zur Theilung, Schwächung und Niederhaltung der Gegenparthei in List und Lüge, Mißdeutung und Verdächtigung, Erdichtung und Verläumdung zu üben? —

Wie sollte sich die zarte Pflanze des natürlichen Wohlwollens mit ihren lieblichen Blumen, Heiterkeit, Freundlichkeit und Höflichkeit unter dem üppigen Unkraute des kalten, schroffen, merkantilischen Egoismus, und des fanatisch erbitterten der politischen Nosmus erhalten können? —

Jede Tugend hängt so innig mit Wahrheit zusammen, daß man Wahrheit die einzige Tugend, Falschheit das einzige Laster nennen kann. —

Mit wie viel tausend Händen wird aber beständig in Nordamerika Falschheit ausgesäet, mit wie viel tausend Füßen beständig Wahrheit zertreten!

„Erzähle mir was du heute gesäet hast, und ich will dir voraussagen was du morgen ärndten wirst.“

Welche Skandale und welche Folgen-Aerndte an Erbitterung und Entfernung, Haß und Groll, Rohheit und Grobheit bringen die Voraufgänge der vielen Wahlen, besonders der Präsidentenwahl mit sich! —

Welches Aergerniß, wenn ein Mann von hohem Range, der an die Spitze des Staates treten möchte — also auch an die Spitze der Erziehung des Volkes zur Wahrheit und Liebe durch Gesinnung und Beispiel zu treten wollen sollte — öffentlich als Redner — nicht allein für sein militairisches Verdienst, worauf es gar nicht, oder nur wenig ankommt — sondern gradezu gegen den moralischen Charakter und die erwiesene politische Würdigkeit des Mannes, der noch heute an der Spitze des Staates steht, aufzutreten und heute hier, morgen dort als geschwätziger Mountebank zu erscheinen, keinen Anstand nimmt.

Wenn nur einigermaßen der Sinn der Selbstachtung in einem Volke lebte, das sich selbst allen Völkern der Erde voranstellt, so würde es die doppelte Beleidigung fühlen, welche in der unverhüllten Darstellung des von ihm selbst gewählten und ermächtigten allerhöchsten Beamten als eines schändlichen Menschen und listig sinnenden Hochverräthers *) wie der Mehrheit des von ihm gleichfalls gewählten Congresses als Mitschuldiger — und in dem Ansinnen liegt, einem abgelebten Manne, der so wenig moralischen Geschmack zeigt, die höchste exekutive Gewalt des Staatenvereins anzuvertrauen, weil er (mit Recht oder Unrecht) einst den Namen des Helden von Tipocanoe erhielt, und jetzt mit dem Pöbel Cider zu trinken und in einer Loghütte zu wohnen prahlt. — Es ist kläglich merkwürdig, daß für einen solchen Helden dennoch viele tausend deutsche Gewerbsleute (nach v. Buerens Worte für die Gesellschaft das, was der Hauptmast für das Schiff) stim-

*) Die Constit. un. Cod. si quis Imper. maled. ist nicht vom Volke und Senate: sondern von Imperatoren emanirt, welchen der Opfer grausamer Kriecherei doch zu viele wurden. Sie war nur gegen Mißbräuche gerichtet, und sollte für Einzelne das Thor der kaiserlichen Großmuth offen halten. Es ist bekannt, daß sie im Allgemeinen ohne Nachhall in den Gerichten verklungen ist. Ein Staat ohne Majestätsverbrechen wäre ein Staat ohne Würdegefühl und Selbstachtung.

men werden, obwohl er ohnlängst in einer Rede zu Cleveland, Ohio, ganz im Geiste seines Volkes sagen durfte: „Ich verlasse mich auf die gute Meinung meiner Landsleute, und mache mir nichts daraus, was die von mir denken, welche 3000 Meilen übers Wasser hergekommen sind." —

Einen edleren Sinn zeigte eine junge Lady zu Lexington im Staate Massachusetts, welche bei der letzten Feier des Unabhängigkeitsfestes um einen Toast gebethen, sogleich vorschlug: „Der amerikanische Adler — möge er nie so niedrig fliegen, um zum Nestbau in einer Loghütte versucht zu werden. —

Als ein einzelnes Beispiel der Umtriebe der Gemeinheit, und Falschheit unter der Aegide der Freyheit, und wie tief das moralische Gefühl und der Sinn für Humanität und Liberalität in jenem Lande verletzt zu werden — das moralisch Ekelhafte nicht tropfen", sondern löffelweise herabzuwürgen sich gewöhnen muß — lassen wir dem Publico die goldenen Löffel des Präsidenten van Buren durch „dessen reich gallonirte irländische Bedienten" vorlegen.

Im April hielt Hr. Ogle, ein Mitglied von Pennsylvanien, im Repräsentantenhause eine Rede, worin er den Präsidenten beschuldigte, daß ihm das Silberservice aus Madisons Zeiten nicht mehr gut genug gewesen sei; daß Hr. Andrews, ein Congreßglied von Kentucky, als er beim Präsidenten speiste, goldene Löffel vorgefunden, und offenherzig geäußert habe, er wolle nur einen goldenen Löffel seinen Constituenten zeigen, und Hr. Van Buren dürfe nie auf deren Stimmen rechnen; ferner habe Hr. Van Buren mit bedeutenden Unkosten die früheren Möbeln des weißen Hauses abgeschafft und dieses wie die Wohnung eines Dandy's eingerichtet.

Diese auf „Effekt" berechnete Rede des Herrn Ogle erlitt viele Unglücksfälle, die der Verfasser nicht berechnet hatte. Zuerst trat Hr. Andrews von Kentucky auf, der zwar auch ein Whig, aber doch zu gewissenhaft ist, um von sich Dinge öffentlich erzählen zu lassen, die ihm durchaus unbekannt sind; er erklärte, daß er nichts von der goldenen Löffelgeschichte wisse, auch nie ein derartiges Gespräch mit dem Präsidenten gehabt habe. Ihm folgte Gouv. Lincoln, ein ausgezeichnetes „Whig"mitglied des Repräsentantenhauses von Massachusetts und Vorsitzer der Committee für das Präsidentenhaus, der es als Vorsitzer dieser Committee für seine Pflicht hielt, den pennsylvanischen Ehrenschänder Ogle wegen seiner lügenhaften Behauptungen zu züchtigen, obgleich er selbst ebenfalls ein politischer Gegner des Präsidenten ist. Hr. Lincoln sagte unter unterm:

„Er (Hr. Lincoln) sei kein Freund des Herrn Van Buren, doch wolle er ihm die Gerechtigkeit anthun, zu sagen, daß, wenn irgend etwas Nachtheiliges über die Möbeln des weißen Hauses vorzubringen wäre, den Präsidenten die Schuld nicht treffe. Im Gegentheile kenne er (Hr. Lincoln) die große Delikatesse des Präsidenten in diesem Punkte und er versichere den Herrn, daß der Präsident stets, wenn sich die Committee mit ihm wegen der Möbeln berieth, unwandelbar seinen Widerwillen ausdrückte, irgend etwas zu diesem Zwecke verausgabt zu sehen. Er (Hr. Lincoln) wolle seiner eigenen Erfahrung zufolge bemerken, daß nicht ein einziges Möbelstück während der letzten drei Jahre auf Nachsuchen des Präsidenten angeschafft worden sei. Die Committee allein sei verantwortlich dafür, und sie stehe bereit, die Verantwortlichkeit zu übernehmen. Der Präsident sei so weit davon entfernt gewesen, irgend eine Vermehrung der Möbeln zu wünschen, daß

es in der That ohngefähr vor zwei Jahren für ihn (Hrn. Lincoln) und die übrigen Mitglieder der Committee nothwendig geworden sei, etwas zu thun, was er nie gethan habe und nie wieder thun werde. Wünschten die Herren zu wissen, was dies sei? Er wolle es ihnen sagen. Durch jedes Zimmer in eines andern Mannes Hause zu gehen, um zu sehen, wie viel Möbeln er bedürfe und was die Bequemlichkeit nothwendig mache. Er hoffe, die Herren würden diese Thatsache beachten und sich ihrer erinnern, wenn man den Präsidenten wegen seiner Möbeln zu tadeln versuche."

Ungeachtet dieser Zurechtweisungen, die jeden Zweifel unmöglich machen, gefallen sich die Whigblätter darin, die verläumderische und schmähsüchtige Rede des Herrn Ogle zu publiciren, ohne ein Wort von den Widerlegungen des Hrn. Andrews und Lincoln zu erwähnen, um in denen, welche von den Verhältnissen nicht genau unterrichtet sind, die Ansicht zu erzeugen, daß der Präsident die öffentlichen Gelder leichtsinnig auf Luxusartikel verschwende. Der Präsident kann keinen Ziegel an seinem Hause, kein Stuhlbein, auf öffentliche Kosten einsetzen lassen, wenn die dazu ernannte Committee des Repräsentantenhauses nicht ihre Zustimmung giebt, und der Congreß selbst die Ausbesserung gut heißt.

Allein was wird dem Volke nicht gesagt. Die Parthey des Harrison bedarf altrömischer goldener mit Edelsteinen besetzter Vasen, und Becher, und goldener Löffel, um die bescheidene Gleichheits-Wohnung in der Loghütte, und den irdenen Cidekrug desto effectvoller herauszustellen.

Dr. Schücking.

---

* Brandverderben in Newyork.

Wohlthätig ist des Feuers Macht
Doch furchtbar wird die Himmelskraft
Wenn sie den Fesseln sich entrafft.
Hört ihr's wimmern hoch vom Thurme?
Das ist Sturm:
Roth wie Blut
Ist der Himmel,
Das ist nicht des Tages Glut.

Schiller.

Nach dem Berichte der drei Fire-commissioners (Feuerbesorger? —) von Newyork hatten daselbst im Jahre 1839 169 Feuersbrünste stattgehabt mit einem Schaden

an Waaren zu	4,488,744 Doll.
Gebäuden zu	540,756 "
	4 029,400 Doll.

darunter waren 18 Fälle, wo der Schaden über 10,000 bis 40,000 Doll., 5 über 40,000 — 146, wo er unter 10,000 Doll. betrug. —

Dagegen hat man in Paris, *) welches 4mal größer ist als Newyork, in den drei ersten Quartalen desselben Jahres nur 8 Brandfälle gehabt.

So groß ist der Unterschied zwischen amerikanischer und europäischer Policei — und so groß der Unterschied zwischen den Firemen-Company's, welche aus Amerikanern zusammengesetzt sind, die selbst in Tod und Noth „Geschäfte" machen müssen, (daher auch mitunter beim Löschen gewaltig stehlen) und den trefflichen, ganz militärisch organisirten, und, wie das Militär überhaupt, ehrliebende Compagnies des Pompiers zu Paris.

Von 78 Brandfällen, welche zwischen den 21. Mai und 31. Dec. v. J. stattgehabt haben, waren laut Berichts 54 vermuthlich böslich angestiftet — besonders von Kaufleuten, welche ihre Insolvenz nicht länger verbergen konnten, aber sie doch entschuldigen wollten; oder welche es nach der Assekuranzsumme gelüstete, die weit größer war, als der Werth ihrer Waaren —

Das Feuer am 14. Dec. v. J. in Cedarstr. richtete allein in 6 Häusern einen Schaden von 600,000 Doll. an, wovon 200,000 nicht versichert waren. —

Furchtbar wütheten auch in diesem Jahre menschliches Mißgeschick, und nordamerikanischer

*) Man rechnet die Bevölkerung von Frankreich zur Zeit auf 35 Millionen, wovon in Paris 1,200,000 Seelen, London hat 1,700,000 Seelen.

Frevelmuth. — Fast täglich, fast nächtlich hörte man das Zürnen der großen Glocke der City-hall, und das Jammern der kleinern Kirchenglocken des Ward, worin der Brand war, und worin eben vielleicht kleine Kinder verbrannten. Es gehört zum guten Ton in Newyork, darauf nicht zu achten, und deshalb kein Gespräch zu unterbrechen, es möchten denn die Flammen sich geneigt zeigen, über den eigenen Wohnsitz einen Thronhimmel zu bilden. So begegnete es uns in Newyork letzten Winter, doch endete die Sache noch lustig genug mit einem Punsch, den uns unsere Landlady, Miss Bruyer (Ecke des Broadway, und der Readstreet) gab.

Vom 31. Dec. v. bis 15. Febr. d. Jahrs rechnete man schon den Brandschaden auf 3. Millionen. Darunter richtete das Feuer in der Nacht vom 27. a. d. 28. Januar (3 an Einem Abende) in Southstreet und Frontstreet einen Schaden von 1,300,000 Doll. an, (worunter dem Hause Schmidt et Son allein 600,000 Doll.): das in Pearlstr. und Williamsstr., wo sechs reiche Magazine abbrannten, zu 700,000 bis 1 Mill. Doll. u. s. w. Natürlich stiegen die Assekuranzprämien mit jedem Tage, wiewohl man nicht mehr als ⅔ der versicherten Summen bezahlen konnte —

In Deutschland könnte man die Zunge der Brandglocke mit der eines schweigsamen Karthausers, in Newyork mit der einer geschwätzigen alten Lady vergleichen (und deren Kopf allenfalls mit einem Trichter, da durch ihren Mund sorglich alles ausläuft, was man in ihre Ohren einschüttet.)

S.

* Anekdote.

Elise, sagte eine Pastorin zu ihrem neuen Mädchen, setze sie den Braten hinaus. Ganz wohl, erhielt sie zur Antwort. Als sie denselben Abends wieder forderte, sagte Elise: ein Hund hätte ihn weggeholt. Ein Hund, fragte die Pastorin, wie kann ein Hund bei dem Schrank kommen? In dem Schranke hat der Braten nicht gestanden, erwiederte Elise, die Frau Pastorin befahl mir, ihn hinaus zu setzen. Das habe ich gethan und weil kein Tisch auf dem Flur steht, setzte ich ihn auf die Erde; gleich kam ein Hund packte ihn, und lief damit zur Thür hinaus. Wie konnte sie so einfältig sein, denselben auf den Flur zu setzen, eiferte die Pastorin, hinaus setzen heißt, in den Eßschrank setzen. Ganz wohl, sagte Elise sanftmüthig. Setze sie den Spucknapf hinaus, befahl die Pastorin. Elise nahm denselben, und setzte denselben in den Eßschrank. Kurz darauf fand ihn die Pastorin daselbst. Wie, fuhr sie auf, gehört ein Spucknapf in den Eßschrank! Die Frau Pastorin haben es so befohlen, entgegnete Elise, sagten sie nicht hinaussetzen hieße in den Eßschrank setzen. Ich gehorchte, denn der Herr Pastor, als er mich miethete, sagte: Sie muß alles buchstäblich thun, was ihr befohlen wird. Ich versprachs und habe es gehalten, obwohl mir bekannt ist, daß jeder seine Vernunft gebrauchen muß. Ich erlasse ihr das Versprechen, sagte die Pastorin, und von der Zeit an war sie mit dem Betragen der Elise vollkommen zufrieden.

* Freimarkt

und nichts als Freimarkt wohin man sieht und hört; um Freimarkt dreht sich jetzt fast Alles und Anderes tritt in den Hintergrund.

Ankündigungen roth, gelb und weiß, von allen Farben an jeder Ecke, in jedem Hause, Anzeigen mit größter Schrift in Zeitung und Wochenblatt worin die verschiedenartigsten Waaren, halb umsonst ausgeboten werden, fremde Christen und Juden die gerne verkaufen wollen, Musik

im Ueberfluß auf allen Gassen verkündigen uns die angenehme Gegenwart des Freimarkts, dieses höchst wichtigen Zeitabschnitts der Bremer. Mit ihm kommt denn auch von nah und fern eine Schaar von Sehenswürdigkeiten und Unwürdigkeiten daß man nicht weiß wo man zuerst hingehen soll und man mochte gefüllte Geldsäcke haben, denn Beutel reichten nicht hin wollte man nur einen Theil von all den Herrlichkeiten besehen, genießen, kaufen die uns dargeboten werden; es kommt ja nur einmal im Jahre Freimarkt, denkt Mancher und geht mit diesem wahren Worte sich ermunternd und beruhigend die Reihen der Künstler, der Verkäufer durch, um hier und da unzuschauen, zu kaufen, kurz, um recht im wahren Sinn des Worts Freimarkt zu feiern, und wer wollte ihm das verdenken.

Zu Tourniaire's Circus muß ein Jeder gehen.
Es ist der Mühe und des Geldes werth zu sehen.

Der auf dem Domshofe erbauten Bude, worin Hr. Klatt, der Schwager der Herren Gebrüder Tourniaire seinen Elephanten zeigt, sollte man gewiß auch nicht vorübergehen ohne sich dies merkwürdige Thier angesehen zu haben. Der Elephant ist von wahrlich außerordentlicher Höhe und Dicke, so groß wie wohl hier noch nicht gesehen. Er ist weibl. Geschlechts, 25 Jahr alt, und hat das ungeheure Gewicht von ca. 11,000 ℔ hies. Dem Besitzer dieses Kolosses sind diese Merkwürdigkeiten nicht zuzuschreiben, aber erstaunen muß man über die Geschicklichkeit, mit der Hr. Klatt dies Thier abgerichtet hat — das allerliebste Kunststücke verrichtet. Schreiber dieses will nichts verrathen, er hofft aber, daß sich recht Viele das Vergnügen machen werden, das ihm die Besichtigung dieses Elephanten gemacht, und räth Eltern ihre Kinder ja dort hinzuführen.

Eine Menge anderer Sachen sind noch zu sehen, die aufzuzählen zu langweilig sind, Menagerie, Dampf-Carousel, Automaten, Wachsfiguren unter Anderen die des Herrn van Dinter, die in seiner am Großmarkt erbauten Bude zu sehen sind. Es sind dies meist historische, namentlich in jetziger Zeit interessante Personen, da sie meist dem Orient angehören. — Eine Reihe von kleinen, fein gearbeiteten Wagen, veranschaulicht uns eine Eisenbahn, und zwar die von Hamburg nach Bergedorf, die Sache ist sehr niedlich und wird namentlich Kindern vielen Spaß machen. Doch wie gesagt wer kann Alles alles aufzählen, gehet hin und sehet. Es ist Freimarkt.

* Panoramen.

Mit gesteigertem Interesse verbrachten wir eine Stunde unter der jetzt aufgestellten zweiten Abtheilung der Suhr'schen Panoramen im Krameramthause.

Von der Treue auch der kleinsten Details, liefert die schöne Ansicht von Bremen einen überzeugenden Beweis und läßt schließen daß die übrigen, vom Künstler selbst an Ort und Stelle aufgenommenen, Ansichten mit gleicher Genauigkeit dargestellt sind. Da die Ausstellung mit Beendigung der Marketage geschlossen wird, so machen wir die Freunde großartiger Scenen aus Natur, Kunst und Volksleben auf diesen Genuß aufmerksam.

* Zweisylbige Charade.

Erste Sylbe.

Nur Wen'ge sind's, die meinen Geist erkennen,
Der unaufhaltsam diese Welt regiert.
Und doch hörst Du wohl tausendmal ihn nennen,
Der Einzelne wie Nationen führt.
Von Ewigkeit war ich, und ewig werd' ich bleiben,
Ich rolle ewig frisch und fröhlich fort;
Der Erde Macht kann mich nicht schneller treiben,
Der Liebe Flehn bewegt mich nicht vom Ort.
Ich wiege nichts; doch kannst Du mich nicht wägen,
Wenn ich in Fesseln freie Völker schlug.
Ich wandre durch die Nächte, mit den Tagen,
Und Jahr und Stunde theilt mein Flug.

Zweite Sylbe.

Ich bin sehr klein; ob sieht mich nicht Dein Auge,
Ich bin sehr groß; das Weltall schließ ich ein!
Ob Manchem ich hienieden wenig tauge,
Doch nehmen Fürst und Bettler gleich mich ein.
Du mißt mich nicht durch Millionen Jahre,
Und führ'st Du auf der Sonne Strahl dahin;
Du mißt mich noch genau an einem Haare,
Da ich, getheilt auch, stets ein Ganzes bin.
Im Tod, im Leben mußt Du gleich mich haben,
Du bettest still, Du reast Dich laut darin.
Bin ich zu groß, so bring ich leicht Dir Schaden,
Bin ich zu klein, ist Dir es nicht Gewinn.

Das Ganze.

Das Rechte stets von beiden zu erkennen
Ward Wen'gen, führt auch's Ganze bis zum Grab!
Der glaubt: vom Glück weicht nur ein Zoll ihn trennen,
Der zählt den Gram nach Jahr und Tagen ab.
Dem Glücklichen bin ich sehr schnell geschieden,
Dem Harrenden bin ich die Ewigkeit.
Ganz kennt der Mensch mich nur hienieden,
Die Theile Gott nur: Raum und Zeit.

F. Tiger.

(Hierbei als Beilagen: "Schnellpost ꝛc.", und "Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jüntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die

SCHNELL-POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu **Nr. 86** des Bürger-Freundes für **1840.**

Sonntag, den 25. Oktober.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Der Prießnitz'sche Gräfenberg hat in Deutschland bereits ein halbes Hundert Töchter-Anstalten. Dabei hatte Prießnitz doch in diesem Jahr anderthalbtausend Gäste, welche nach seiner barbarischen Vorschrift Wasser tranken und sich schweißen ließen; darunter waren welche aus den fernsten Gegenden: 12 aus Petersburg, 10 aus Odessa, 7 aus Jassy, 3 aus Bucharest, 2 aus Kiew u. s. w. Es würde ja auch wohl nicht drei Viertel Wasser zu dem Viertelchen Erde geben, wenn es so unnütz wäre! — aber den Herren Doktoren ist es mitunter eine größere Plage als weiland die Sündfluth.

Benazet, früher der General-Pächter der Spiele in Paris, hat jetzt bekanntlich die deutschen Spiele gepachtet und sich diesen Sommer in Baden-Baden etablirt gehabt. In diesem doppelten Baden hat er zwei Millionen Francs reinen Gewinn (der Gewinn ist sehr reinl!) erschwungen. Diese zwei Millionen Francs bestehen größtentheils aus ehrlichen deutschen Thalern und in Verzweiflung hingegebenen Louis- und Friedrichsd'ors. Welche Ironie! Die Herren reisen in die Bäder, um sich ihre Krankheiten und Sünden wegzuspülen und füllen sich in noch größere Sünden hinein. Ein leerer Beutel ist eine größere Last als ein voller!

Man hat gewiß selten daran gedacht, wie die Eisenbahnen auf's Papier wirken. Aber man höre! Die Taunus-Eisenbahn-Aktionairs haben unlängst eine General-Versammlung gehalten, wobei es sich herausstellte, daß für Papier, Tinte, Federn und Siegellack im Laufe eines Jahres vom Comité „einundfunfzigtausend Gulden" ausgegeben wurden. Nehmt Euch in Acht, daß Ihr nicht mehr Papier als Eisen zur Eisenbahn braucht! Wenn das Papier überwiegt, wird sie nicht fest. Aber zum Troste fällt mir der Prozeß zweier Nachbarn ein um eine Pflaume, auf welche Beide Anspruch machten, obgleich sie der Eine allein verzehrt hatte. Dieser Prozeß dauerte drei Jahre, vier Monate und zehn Tage, kostete Jedem an 300 Gulden, den Juristen 3½ Ries Papier und das Resultat war, daß die Pflaume von Rechts wegen Keinem von Beiden gehören könne, da sie gerade auf der Grenze gehangen habe. Sie hätten sich die Pflaume theilen müssen, da sie aber der Eine aufgegessen habe, sei das nicht mehr möglich und — laßt ruh'n den thränenvollen Streit!

Eine neuliche Mittheilung der Dorfzeitung, daß auf dem Straußberge im Schwarzburgischen ein Rehbock geschossen worden, zwischen dessen Gehörn ein auf der Stirnhaut eingewurzelter grünender Zweig des Vogelbeerbaums herausgewachsen war, hat viele Zweifler gefunden. Die Sache bestätigt sich aber vollkommen, und es ist noch der abgesägte Schädel täglich zu sehen, auf welchem der untere Theil des Zweiges mit einem beblätterten Seitenzweige zwischen dem Gehörn feststeht. Das Holz scheint mehr als einjährig, die Wurzel geht durch die Haare und sitzt in der Haut fest. Der Bock war nicht verkümmert, sondern stark in Wildpret.

Die Zeitschrift: „der Wasserfreund" berichtet aus Gräfenberg einen sonderbaren Vorfall. Eine Frau, welche Verdruß hatte, und doch in ihrem Kureifer mehr als 30 Gläser hinabgoß, stürzte besinnungslos zu Boden. Alle Bemühungen blieben ohne Erfolg; endlich schaffte Prießnitz sie in ein Kaltbad, worin er sie ununterbrochen kalt begießen und zugleich abreiben ließ. Dies dauerte 9 Stunden, dann ließ er die Frau in ihr Bett bringen und mit nassen Tüchern reiben. Kein Lebenszeichen trat hervor, man hielt die Arme für todt. Prießnitz setzte dies Verfahren aber fort, erst am dritten Tage trat ein mäßiger Schweiß ein und die Kranke fühlte sich schmerzfrei und wohl. Prießnitz erklärte diesen Fall für einen Wasserrausch, welchen das jähe Trinken einer solchen Menge verursache.

Man schreibt aus Gotha: Den versammelten Sprachforschern wurde eine sehr gelehrte, kritisch-philologische Abhandlung eingesendet, in welcher folgende Probleme gelöst waren: 1) Daß Bileams Esel wirklich hebräisch gesprochen; 2) daß der Engel, welcher Jakob bei den Fersen gehalten, mit diesem englisch gesprochen und zwar in Reimen, weil es in der Bibel heißt: er hielt ihn auf, bei den Fersen (Versen); 3) eine Kopie des Briefes, welchen Noah nach der Sündfluth an einen Redakteur geschrieben, in welchem er diesen ersucht, seine Menagerie in seinem vielgelesenen Blatte zu empfehlen.

Aus England.

Die im Jahre 1827 in Deutschland gemachte Erfindung metallischer Stricke gewinnt in England immer an Ausdehnung. Die HH. Newall u. Comp. in Dundee haben kürzlich ein Patent auf eine verbesserte Art genommen, welche leichter, stärker und wohlfeiler als hänfene Stricke ist. Man bedient sich ihrer theils auf Eisenbahnen, theils und namentlich in Bergwerken.

Der Stockfischfang an der Küste von Neufundland soll dies Jahr schlechter ausgefallen sein, als man es sich je erinnert; so schreiben wenigstens die französischen Nachrichten. Ein Grund ist nicht angegeben. Vielleicht berichten. Ein Grund ist nicht angegeben. Vielleicht besteht er in der mehrfach bemerkten Aussicht auf einen ungewöhnlich frühen Winter, der auch den Wallfischfang benachtheiligte.

Aus der Schweiz.

Sieben Jäger aus dem Kanton Graubünden, die sich zu weit ins Lichtensteinische verloren, bekamen wegen einer Gemse Streit mit dortigen Jägern, die am Ende Militair holten. Ein blutiger Kampf erfolgte, in welchem ein Graubündner das Leben verlor, von beiden Seiten mehrere verwundet und endlich die sämmtlichen anwesenden Graubündner als Gefangene weggeführt wurden. Die Regierung von Graubünden soll sich nun für sie verwenden.

Aus Frankreich.

Am 1. October hat man zu Chaillot eine Reihe Proben gemacht mit einem Wagen, der vermittest comprimirter Luft in Bewegung gesetzt wird, und mit verschiedenen andern Maschinen, die durch gleiche Triebkraft in Wirkung kommen. Die Erfinder haben unter Anwesenheit zahlreicher Zeugen Wurfgeschosse auf sehr große Entfernungen geschleudert, vermittelst einer Kanone, in welcher die Luft das Pulver ersetzte.

Französische Blätter führen als Beweis einer schrecklichen Entartung das Beispiel zweier Knaben in Louviers von 10 und 11½ Jahren an, welche, weil man ihnen eine unbedeutende Bitte verweigerte, sich ins Wasser stürzten.

Aus Siebenbürgen.

Man schreibt aus Hermannstadt: Vor einigen Wochen verfiel in Sibiel, einem wallachischen Dorfe bei Szetschel, ein Mädchen von 15 Jahren plötzlich in eine Ohnmacht. Die Muskelbewegung, der Gebrauch der Sinne, das Athmen, die Wärme des Körpers, die Röthe der Haut, das Schlagen des Herzens, kurz, alle Aeußerungen des Lebens fehlten, und das Mädchen, das man für todt hielt, wurde in einen Sarg gelegt. Als sich nach zwei Tagen viele Leidtragende im Trauerhause versammelt hatten, um ihrer jungen Freundin den letzten Dienst zu erweisen, schlug die Scheintodte mit einem Male ihre Augen auf und stieg aus dem Sarge. Die Furcht der Anwesenden vor dem „von den Todten auferstandenen Mädchen" war allgemein, denn von einem ähnlichen Falle wußte Niemand zu erzählen. Als endlich die Furcht einigermaßen verschwunden war, fing das Mädchen an zu verkünden, was es in jener Welt gesehen, gehört und gesprochen. Gegenwärtig hält sich das erwähnte wallachische Mädchen allhier, vor dem Elisabeththore, in der Nähe der Pesthhäuser, auf, und versammelt durch seine Beschreibung jener bessern Welt täglich eine große Menge leichtgläubiger Wallachen um sich. Die Nachricht über den Zustand eines verstorbenen Bruders wird gut honorirt. Doch beantwortet das Mädchen keine Frage sogleich, es muß wenigstens einmal darüber geschlafen haben.

Aus Italien.

In Italien werden bekanntlich alle äußeren Drapperien bei kirchlichen und andern Feierlichkeiten nicht genäht, sondern bloß mit Stecknadeln und zwar sehr künstlich zusammengelegt. Auf einem Grund von aufgespanntem Damast bilden die Paratori aus Gold- und Silberborten, auf diese Art die reichsten und verschiedenartigsten Dessins, so daß sie wie eingewirkte Stickereien aussehen. In Arcurzio, einem kleinen Orte in der Provinz Mailand, war auch die Kirche am Portal zu dem Marien-Feste am 8. September auf die genannte Art arrangirt. Ein Gewitter, das sich schon seit früh vorzubereiten schien, brach nun mit einem Male heftig los, und entladete sich endlich mit blendendem Blitz und schmetterndem Schlage ob der Kirche. Weder der Kirche, noch sonstigem der vielen Menschen, die außen und innen versammelt waren, stieß der geringste Unfall zu, — doch die künstlich gebildete Stickerei auf dem rothen Damast am Portale war verschwunden; der Blitz hatte alle die tausend Stecknadeln, durch die sie befestigt war, in einem Nu aufgezehrt, und die Borten lagen glimmend am Boden.

Mosaik.

Ein armer Jude in zerrissenen Kleidern präsentirte sich in Berlin einem reichen Banquier. Dieser fragte: „Was führt Sie hieher?" „Ich hab' gemacht eine Kunstreise, und bitte um ihre Unterstützung," war die Antwort. „Sie haben gemacht eine Kunstreise? entgegnete der reiche Banquier, indem er musternde Blicke auf die zerrissenen Kleider des vor ihm Stehenden warf. „Allerdings!" replicirte dieser. „Ich bin gereist von Warschau bis nach Berlin mit sechs Pfennig, ist das keine Kunstreise?"

Der am besten gekannte und vorzüglichste Theil der Damentracht zur Zeit der Elisabeth von England war die Krause, die man in einem so ungeheurem Umfange trug, daß eine Dame in vollem Staate nicht anders als mit einem Löffel von zwei Fuß Länge essen konnte. Im J. 1580 wurde der Umfang dieser Kragen durch ein Gesetz beschränkt und ein Ueberschreiten desselben mit schwerer Strafe belegt. Man bezahlte unglaublich hohe Preise für solche Krausen, die anfangs von holländischer Leinwand, später aber von Cambric gemacht wurden, den man in geringen Quantitäten nach England brachte und sehr theuer zu einer oder einer halben Elle verkaufte, denn kein Kaufmann wagte die große Speculation, ein ganzes Stück Cambric auf einmal kommen zu lassen.

Unsere heutige Kunstreiterei kam gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts aus Konstantinopel, wo sie unter dem byzantinischen Kaiserstaat florirt hatte, nach Europa. Jetzt sendet wieder das Abendland Kunstreiter nach Konstantinopel.

Milde der Jury in Frankreich.

Ein Bedienter versucht drei Mal seine Herrin zu vergiften; die Jury spricht aus, er sei schuldig, aber mit mildernden Nebenumständen. Allerdings mußte er, um bis zum dritten Vergiftungsversuche zu kommen, die beiden ersten Male nur geringe Dosen verbraucht haben. — Rosalie Herbert vergiftet ihren Mann, und ist dieses Verbrechen geständig; die Jury im Departement Calvados findet in ihrer Jugend eine Entschuldigung. Vielleicht hätte sie darin einen Erschwerungsgrund finden sollen, denn die Jugend ist vor jedem andern Alter auf das Edle und das Große angewiesen, und in ihr verdienen gehäufige Leidenschaften gewiß die geringste Entschuldigung. Anders dachte die Jury: die Mörderin ward freilich schuldig erklärt, aber mit mildernden Nebenumständen. — Die Jury im Departement der Saone und Loire erklärt bei dem Verbrechen eines Menschen, der seinen Vater und seinen Bruder ermordete, es walteten mildernde Nebenumstände ob; wahrscheinlich der Umstand, daß er nicht auch noch seine Mutter todt schlug. — Diese Krämer und Handwerker der Jury würden am Ende das dreizehnte Verbrechen dem in den Kauf geben, der deren zwölf begangen hat.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 86.

Bremen, Sonntag den 25. October 1840.

Gestorben:

Nro. 925. Den 20. Oct. Wendelina Friederika Wehmüller, 17¾ Jahr; Sögestraße Nro. 13.

— 926. Den 21. — Des Arb. Heinr. Schild Sohn, 1 Jahr; gr. Annenstraße Nro. 70 A.

— 927. Den 22. — Des verst. Malers Joh. Andreas Anthony Wittwe, geb. Bing, 49 Jahr; gr. Sortillenstraße Nro. 6.

— 928. Den 22. — Des Canzleischreibers Joh. Burch. Meyer Sohn (todtgeb.); Hoppenbank.

— 929. Den 22. — Des verst. Tischlers Chr. Thieß Wittwe, geb. Lampe, 73 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 158.

— 930. Den 22. — Adelheid Woltemuth, 12 Jahr; Buntenthorssteinweg.

— 931. Den 22. Oct. Des Steinhauers Joh. Diedrich Rancke Sohn (todtgeb.); Düsternstraße Nro. 88.

— 932. Den 23. — Der Arb. Diedrich Schnitger, 37 Jahr; Stangen Hof Nro. 23.

— 933. Den 23. — Der Zimmergesell Joh. Friedrich Felger, 81 Jahr; Armenhaus.

— 934. Den 23. — Des Armenaufsehers Daniel Diedr. Ehntholt Sohn (todtgeb.); Abbenthorswallstraße Nro. 48.

— 935. Den 24. — Des Bockfahrers Joh. Friedrich Diedr. Lüdeke Sohn, 1 Jahr; Buntenthorssteinweg.

Geboren:

Nro. 1266. Den 20. October. Des Maurergesellen Diedr. Röschen Ehefr., geb. Meyerricks, hint. Paulsberg Nro. 2; von einem Knaben.

— 1267. Den 20. — Des Küpergesellen Arend Winters Ehefr., geb. Schmidt, am Bollwerk Nr. 23; von einem Knaben.

— 1268. Den 21. — Des Schneidermeisters Carl Friedr. Kebel Ehefr., geb. Bartels, Faulenstraße Nro. 66; von einem Knaben.

— 1269. Den 22. — Des Kaufmanns Joh. Carl Heinr. Heye Ehefr., geb. Jung, Langenstraße Nro. 46; von einem Mädchen.

— 1270. Den 22. — Des Canzleischreibers Joh. Burchard Meyer Ehefr., geb. Rump, Hoppenbank; von einem todten Knaben.

— 1271. Den 22. — Des Zimmergesellen Georg Heinr. Retberg Ehefr., geb. Eggers, Punkendeich Nro. 4; von einem Knaben.

— 1272. Den 22. Oct. Des Portraitmalers Joh. Everh. Feilner Ehefr., geb. Pansing, am Wall Nro. 38 E; von einem Knaben.

— 1273. Den 22. — Des Steinhauers Joh. Diedrich Rancke Ehefr., geb. Fahnenschmidt, Düsternstr. Nr. 88; von einem todten Knaben.

— 1274. Den 22. — Des Arb. Adolph Nolting Ehefr., geb. Bredenkamp, Deneken Gang; von einem Knaben.

— 1275. Den 23. — Des Arb. Carl Philipp Kratzer Ehefr., geb. Stieck, Buntenthorssteinweg Nro. 225; von einem Mädchen.

— 1276. Den 23. — Des Armenaufsehers Daniel Diedr. Ehntholt Ehefr., geb. Schumacher, Abbenthorswallstraße Nro. 48; von einem todten Knaben.

— 1277. Den 23. — Des Landmanns Johann Hinrich Lürs Ehefr., geb. Husher, Hulsberg N. 33; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 457. Der Branntweinbrenner Joh. Hinr. Meyer u. Gesina Stürken hieselbst.

— 458. Der Schneideramtsmeister Joh. Heinr. Diedr. Meyer und des verst. Schneideramtsmeisters Joh. Nicol. Hartig Wittwe, Sophia Dorothea, geb. Rohde, hies.

— 459. Der Buchhalter Daniel Wagner und Louise Metta Uelzen. Beide von hier.

— 460. Der Cigarrenmacher Anton Gerh. Northmann, gen. Timmermann, und Metta Carolina Droste, gen. Arens, hieselbst.

Nro. 461. Der Cigarrenmacher Joh. Justus Herm. Kruse und Johanna Catharina Pape hieselbst.

— 462. Der Arb. Herm. Heinr. Wilh. Siebers am Buntenthorssteinwege und Aleid Gaetjen aus Arsten.

— 463. Der Landmann zu Gröplingen Arend Gartelmann und Beta Brunssen aus Schwachhausen.

— 464. Der Arb. Leonhard Banadurer und Friederica Christofa Brünings hieselbst.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 87.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 29. October 1840.

O, theiltest Du des Herzens reine Triebe!
Inbrünstig fleh' ich Dich um treue heiße Liebe
Dann sag ich, zögst du auch zum fernsten Pol
Doch nicht: Leb' wohl!

* Nachruf!

Leb' wohl, Du holdeste von allen Frauen,
Du, die ich möchte als mein eigen schauen;
Mein Herz ist frommer Wünsche für Dich voll;
Leb' wohl! Leb' wohl!

Bist Du auch fern, Dir bleib' ich stets ergeben,
Du bist mein höchstes Kleinod hier im Leben,
Und ohne Dich ist mir das Dasein hohl,
Leb' wohl! Leb' wohl!

Du, meiner Wünsche innigstes Verlangen,
Denk ich an dich, erfüllt mich freudig Bangen
Und nimmer weiß ich, wie ichs deuten soll,
Leb' wohl! Leb' wohl!

O, theiltest Du des Herzens reine Triebe!
Inbrünstig fleh ich Dich um treue heiße Liebe
Dann sag ich, zögst du auch zum fernsten Pol
Doch nicht: Leb' wohl!

W. Michaelis.

Vergiftungsprozeß der Mad. Lafarge.

(Fortsetzung.)

Mad. Garat ist natürlich von ihrer Nichte Unschuld fest überzeugt; es heißt z. B. in dem Briefe: „Welche Infamie sind die Ideen, welche Deine Schwiegermutter ausgesprengt hat; es ist empörend! Bis wohin kann sich doch der Schmerz einer Mutter verirren! Dies ist ihre einzige Entschuldigung. Uebrigens siehst Du mir nicht darnach aus, als ob Du Dich viel darum bekümmerst; Du hast recht. Eine solche Infamie scheint mir unmöglich und ist es auch u. s. w. Paillet kommentirt nun diesen Brief noch dadurch, daß er behauptet, der ganze Vortheil, den die Angeklagte von dieser Ehe habe, sei der totale Ruin

ihres Vermögens!! — Es erhebt sich jetzt ein Wortwechsel über L.'s Testament für Marie Capelle; der Generaladvokat liest es vor und bemerkt dazu daß das Aktenstück nur der Ausdruck solcher Gefühle sei, welche dem Verstorbenen höchlich zur Ehre gereichten; es sei das Werk eines Ehrenmannes und ausgezeichneten Gatten. L. vermacht seiner Frau Alles, worüber er disponiren kann, bittet sie jedoch in rührenden Worten, seine geliebte Mutter nie zu verlassen, sie zu trösten, zu hegen und zu pflegen; so viel sie könne auch seiner Schwester mit Rath und That beizustehen, der Nothleidenden zu gedenken u. s. w. — Der Generaladvokat meint, nach Anhörung dieses Testamentes werde sich niemand wieder an L.'s edlem Charakter irre machen lassen, wogegen Paillet nur zu bedenken geben will, daß dieses artige Testament von zwei andern zum Besten von L.'s Mutter und Schwester annullirt worden sei, da hingegen die Angeklagte ihr Testament nie zurückgenommen habe. — Die Sitzung wird auf zwei Stunden suspendirt.

Das Zeugenverhör beginnt wieder und es handelt sich jetzt um den oder die Kuchen, welche die Angeklagte nach Paris schickte.

Marie Mathieu, Köchin auf Glandier, sagt, sie sei ungefähr vier Wochen im Dienst gewesen, als Alfred den Rattenkuchen bereitet und in Madame's Zimmer gebracht habe. Einige Zeit nachher sei Mad. L. Mutter in die Küche gekommen und habe jene 23 oder 24 Kuchen, wie sie gesagt, für ihren Sohn gebacken; die Köchin leistete ihr dabei Handreichungen; einen mißrathenen verzehrte die Köchin, zwei andere nahm das Kammermädchen. Die Kuchen waren wie eine Hand, fast so breit, wie lang; andere, größere Kuchen hat sie nie gebacken; nur Madame (Marie Capelle) buckte einigemale einen ausserordentlich großen Kuchen nach der Sitte ihrer Heimath. Ein anderer Zeuge, Marie Balade, hat auch von den Kuchen in der Küche gegessen und sich sehr wohl darnach befunden. — Jean Bardou, Domestik auf Glandier, hat das Gift von Eyssartier geholt und dem Kammermädchen der Angeklagten eingehändigt; auch sagt er aus, Denys habe zu ihm gesagt, er wolle Mad. verfolgen und in vier Stücke hauen; worauf er geantwortet habe, sie könne den Herrn nicht vergiftet haben, sie sei dazu zu gutmüthig. Deny's behauptet, er habe sich nie so ausgedrückt. — Jetzt kommt der Kellner aus dem Pariser Hotel vor. Parant hat Abends am 18. Dezember die Schachtel selber aufgemacht und nahm nebst Socken, Briefen u. s. w., auch ein Miniaturportrait heraus. Nun kam etwas Eingewickeltes; er machte es frei und fand einen Kuchen; L. sagte lachend, seine Frau schicke ihm denselben, setzte ihn auf den Ofen, brach, da er sonst noch beschäftigt war, ein Stück von der Größe eines Zolls ab und aß es auf; dann ging L. aus, kam wider seine Gewohnheit erst dreiviertel auf ein Uhr zurück und der Kellner machte ihm, der noch ganz wohl zu sein schien, Licht an. Am andern Morgen hatte L. Fußboden, Tapete und Nachtgeschirr voll gebrochen; der Kellner fragte ob er eine Indigestion gehabt, doch er antwortete nicht. Das Mädchen brachte ihm Thee hinauf; der Kellner fragte, ob er einen Arzt holen solle? L. antwortete, wenn er einen Arzt nähme, so würde es Hr. Merjolin, der Arzt seiner Frau sein u. s. w. Nachmittags schürte der Kellner auf L.'s Zimmer das Feuer; L. wollte aufstehen und schreiben, bekam aber wieder ein so heftiges Erbrechen, daß er die Tapete beschmutzte; der Kellner machte ihm das bemerklich, worauf er sagte, wenn man so krank sey, wie er, so könne man auf dergleichen nicht Acht geben. Um 4½ Uhr gab er dem Kellner mehrere Briefe, die dieser zur Post brachte, schickte ihn auch zu einem Freunde,

Hrn. Sabathier u. s. w. — Ueber die Größe der Schachtel erfahren wir, daß der Kellner dieselbe nur bis auf ein Heft glatt liegender Musikalien auspackte: so breit wie dies war die Schachtel, doch etwas länger. Hinsichtlich der Form und Größe des Kuchens bringt der Zeuge zur Veranschaulichung ein Modell, welches er zu dem Zwecke hat machen lassen, vor: ein Kuchen von 7 Zoll Umfang, verzuckert, appetitlich; der Kuchen liegt in einer etwas größeren Schachtel. „So sahen Kuchen und Schachtel aus, vielleicht etwas kleiner, doch die Form war ganz dieselbe." Nur diesen einen Kuchen sah der Zeuge; er blieb vier Tage auf der Commode stehen, dann schloß ihn der Kellner in den Schrank und warf ihn, als L. fortgereist war, endlich auf den Kehrichthaufen. Ob sonst noch Kuchen in der Schachtel waren, weiß er nicht, da er dieselbe nicht ganz auspackte.

Eduard Nassau, Advokat zu Confelens, tritt, sehr bewegt, vor und berichtet: „Seit ich in Tulle bin, logire ich mit einem jungen Manne zusammen, der als Zeuge bei dem Processe betheiligt ist. Natürlich drehen sich bei Tage und Abends unsere Gespräche um die Lafargesche Geschichte. Nach der Sitzung am 3. September sprachen wir zu Hause von der Sache und besonders von dem Zeugenpersonale. Der junge Mann hat sie alle gesehen, giebt mir Details über sie und bedient sich eines Ausdrucks, der ihm augenblicklich unwillkürlich entfuhr; er sagt, es sei darunter ein „Feroce" (Wilder), eine Art Vampyr. Ich gab anfangs auf den Ausdruck nichts. Er sagte, der Mensch sei zweimal unwohl gewesen und man habe einen Arzt gerufen, um ihm zur Ader zu lassen. Auch dieser Umstand war mir gleichgültig. Bei der Sitzung vom 4 September ging ich mit dem jungen Manne in den Justizpalast und er sagte zu mir scherzend: „Kommen Sie her, ich zeige ihnen meine Zeugenmenagerie!" (Gelächter.) Ich folgte ihm und kannte den Zeugen Denys nicht; Hr. Catrufeaut zeigte auf ihn und sagte: „Das ist der Feroce! Sprechen Sie mit ihm nur ein Gespräch über Madame Lafarge. „Ah, die Bettel (la gredine!") rief er, (ich citire seine Ausdrücke,) „sie hat ihn vierzehn Tage mit Gift genährt! Wissen Sie, was sie machte, als sie noch auf ihres Vaters Schlosse war? Ein Bauer war ausgegangen und wollte Abends heimkehren; Mademoiselle ließ die Zugbrücke aufziehen, um den Bauern im Graben zu ersäufen, was auch wirklich gelang. (Staunen.) Wissen Sie auch nichts von der Geschichte mit dem Pierrot und dem Zeisig? — Ich weiß nicht, was mich von dem Zeugen, den ich nicht wieder sah, entfernte. Als ich ihn nun heute mit unverwüstlicher Kaltblütigkeit eine Aeußerung, die er auch mir selbst that, ableugnen hörte, kam ich, offen gestanden, in eine sehr unangenehme Stimmung. Ich ging von hier fort und suchte Hrn. Catrufeaut auf, um mich durch Vergleichung dessen, was mir im Gedächtnisse war, mit dem, was er wußte, zu überzeugen, daß ich nicht im Irrthume sei; Hr. Catrufeaut hatte dieselbe Aeußerung wie ich gehört und nun hielt ich es für Pflicht, die Justiz davon in Kenntniß zu setzen. Ich füge noch bei, was ich überging; er sagte zu mir: „Ah, die Schändliche; wenn ich erst dort bin, wird sie andere Augen machen, wie jetzt!" (Allgemeines Staunen.) Paillet sucht diese Stimmung zu benutzen, um Denys Glaubwürdigkeit zu vernichten. Denys wird aufgerufen, ist aber nicht zugegen; morgen soll er mit Nassau confrontirt werden. Unter großer Aufregung wird die Sitzung aufgehoben.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Wie steht's mit der Freiheit der Weser? —

Die jüngsten Nummern der Allgemeinen Zeitung enthalten in dem nachfolgenden Correspondenz-Artikel so viel, uns Bremer und sämmtliche Anwohner der Weser, nahe Angehendes, daß es uns angemessen scheint, dem Berichte in unserer Nähe durch Aufnahme in den Bürgerfreund eine größere Verbreitung zu verschaffen.

Von der Werra, 28. September.

Seit meinem letzten Schreiben vom 24. Jul. (Allgem. Ztg. Nr. 209 vom 27. Jul.) fanden wir eben keine Ursache, über eine wahre Freiheit der Wasserstraßen unsere Hoffnung zu steigern. Einstweilen steht sie noch immer stereotyp im §§. 108 — 117 der Wiener Congreßacte vom 9. Jun. 1815, in den Wiener Conferenzprotokollen vom 19. April und 24. Mai 1820 und im Plenarbeschluß des Bundestags vom 3. Aug. des nämlichen Jahres. Das zeither verflossene Vierteljahrhundert ließ gründlicher Erwägung genügenden Raum. War doch die Bonaparte'sche Continentalsperre als die schrecklichste Plage des Fremdlingjoches ausgeschrieen, und nach einem Kriege, welcher häufig der „Befreiungskrieg" heißt, hörte man die Satzungen eben dieses Systems als Talisman der deutschen Freiheit und der guten alten Zeit preisen!! In allen Richtungen zerstörten Mauthschranken auch den innern Verkehr, das Geschrei über zunehmende Verarmung und Demoralisation der Gränzbevölkerungen durch den Schmugghandel stieg in erschreckender Weise, und doch lag eine gute Reihe von Jahren zwischen jenen ersten, aus Kaufbeuern, Tübingen, Nürnberg und Gera ausgegangenen schwachen Anfängen deutscher Handelsvereine bis zu dem großen preussisch-deutschen Verband, dessen Segen jetzt am beredtesten von denen verkündigt wird, die ihm anfangs am heftigsten entgegen gestrebt hatten. Hört man häufig über Rückschritte klagen, so kann man hingegen kaum genug erstaunen über so manche geographische und staatswirthschaftliche Fortschritte und Entdeckungen, mitunter nur dem Ei des Columbus zu vergleichen, z. B. daß der Stader- oder Brunshäuser-Elbezoll kein Flußzoll, sondern ein Seezoll sei, obgleich er ein halbdutzend Meilen im Lande liegt, und oberländische und von Glückstadt nach Altona fahrende Schiffe ihn bezahlen, die mit dem Meere nichts zu thun haben, daß die alte Zollrolle und Weise mit der jetzigen quantitativen und qualitativen Erhebung identisch sei, und die Britten kein Geld wucherischer angelegt haben, als daß sie Georg I. zum Ankauf der schwedischen Herzogthümer auch ihrerseits beisteuerten — daß es Ströme gebe, die ein Ende, aber gar keinen Anfang haben, wie die Weser, welche bloß aus dem Verhack am Werder zu Hannöverisch-Münden entspringt, und welche die (durch Jahrhunderte sogar einen und denselben Namen führende) Werra gar nichts angeht, die ja nicht einmal ein Nebenstrom der Weser sein darf, wozu freilich §§. 1, 2, 3, 4, 49, 50 der Weserschiffahrtsacte vom 10. Sept. 1823 keineswegs beipflichten. Bedenkt man, daß der Rhein bei jedem Seekrieg in Gefahr ist, daß es an Beispielen von Offensiven nicht fehlt, bloß um sich des Handels und der Colonien der Schwächeren zu bemächtigen und ihre Marine auf gute Zeit zu lähmen, daß er in neuer Zeit von 1780 — 1784, von 1793 bis 1802, von 1803 — 1814 und dann wieder im belgisch-holländischen Conflict 1832/1833 blokirt war; denkt man an jenes Spottgedicht auf die deutsche Langmuth, auf das: bis ans Meer und bis ins Meer, so möchte der ungehemmte Verkehr auf dem einzigen, ganz deutschen Fluß, auf der Weser, allerdings als eine Nationalangelegenheit er-

scheinen, ohne deßhalb diesen Zug anders als da bevorzugen zu wollen, wo er durch die geographischen Verhältnisse indicirt ist.

Die Thatsache weckt in Wahrheit Bewunderung, daß 1838/1839 große Ladungen von Colonialwaaren, namentlich Zucker, von Bremen auf Schweinfurt gingen, nicht etwa auf der schnurgeraden Linie der Weser auf Hannöverisch-Münden und Wanfried, sondern übers Meer und Holland, den Rhein und den Main hinauf, und zwar billiger und nicht bedeutend langsamer! Daß von Erlangen oder Nürnberg eine, z. B. nach Messina bestimmte Sendung billiger und schneller auf der Achse über die Salzburger Tauern und noch drei hohe Bergrücken nach Triest zur Einschiffung gelangt, als nach Bremen! *) Solche grelle Naturwidrigkeiten sind schlagende Beweise für die Vernachlässigung, ja für absichtliche Hemmung der Weser. Die Unterhandlungen über die Flußcommunicationen überhaupt boten leider genug trübe Beispiele eines bloß evasiven und dilatorischen, jede Verbesserung des Flußbettes, ja selbst der Schiffe als ein zeit- und geldfressendes Unheil scheuenden Strebens. Ernstes, an Langmuth endlich erschöpftes diplomatisches Ansinnen wurde auf die vorher nöthige technische Untersuchung verwiesen und diese flüchtete alsdann, um in Nichts einzugehen, Schritt für Schritt hinter zahlreiche administrative, financielle und Landesculturrücksichten, Rechte der Adjacenten ꝛc. Da thürmte sich dann freilich von selbst eine gefrorene Wand von lauter Unmöglichkeiten auf gegen das Setzen eines jeden Pfahls oder Pegels, gegen das Fortschaffen hindernden Bauholzes, das Ablassen und Aufziehen der Fährlinien, die Leinpfade und Leinpfadsbrückchen, wegen der Nähe des Zuges an irgend einem Zuchthause, und dadurch vermehrter Communication der Sträflinge (wodurch die Sicherheit des Staates umgestürzt), wegen des nochmaligen Coupirens bei kleinen Inselchen, wodurch zuviel Territorium weggeschwemmt und die Integrität des Reiches und die Bundespflicht gefährdet werden könnte! Die bessernden Uferbewohner läßt man durch die unverbesserlichen gegenüber verjagen und öffnet allenfalls dieselbe Perspective den Mitcommissarien, wenn sie durch eigenen Augenschein sich überzeugen wollen, daß künstliche Hindernisse keine unübersteiglichen, natürlichen seien: und wird das Gedränge zu arg, so befällt den par excellence protestirenden Geschäftsmann irgend ein plötzliches Unheil, wie es einst sogar die den Götz von Berlichingen belagernde Reichsexecution nicht verschonte. Er verschwindet und kehrt nicht wieder und: „der Mai der Commission hat abgeblüht." Zwar sollte man dergleichen nur im Vaudeville suchen, aber die protokollarischen Exemplificationen sind so häufig als nahe zu finden.

Napoleons Plan, die Seine und den atlantischen Ocean durch Canäle mit der Ost- und Nordsee, namentlich auch die Elbe mit der Weser und die Fulda mit dem Main zu verbinden, liegt noch so wenig fern, als die dießfälligen Berühmungen und Aufforderungen des Ministers Beugnot, Anfangs des Jahres 1808 in den nordischen Blättern, namentlich im Hamburger Correspondenten. Da doch so manches aus jener (der westphälischen) Zeit wiederkehrt, sollte man billig denken, wie unter König Jerome, zu Münden das sogenannte „Hohl" bereits abgerissen war, Schiffe bereits durchfuhren und nur der Befreiungskrieg die Freiheit der Weser wieder rückgängig machte: ein Pendant zur Zerstörung der Davoust'schen Elbebrücke!

*) Ungeachtet der höheren Seefracht und der Assecuranz wurde doch aus speciellen Motiven jener Weg einigemal eingeschlagen.

Um von den Wasserstraßen im Allgemeinen auf die Weser insbesondere überzugehen, führte uns Nro. 225 vom Allgemeinen Anzeiger und der Nationalzeitung der Deutschen, dießfalls gegen die respectiven Artikel der Allg. Zeitung vom 8. und 12. April d. J. auf ein solches wüstes Feld verkehrter Angaben, daß man an die (zur Täuschung gleichfalls) „verkehrten Hufeisen," an die arge „Weserglocke" der Raubritter von der Bramburg und daran gemahnt wird, wie der alte Herzog Erich den Künstler ertränken lassen will, der die Werra in die Leine zu bringen versprach, weil, „wenn es Gottes Wille gewesen wäre, er nicht die hohen Berge dazwischen gestellt hätte."

Die Duodezcontroversen zwischen den deutschen Städten, Städtchen und Staatchen haben auf alle Land- und Wasserstraßen-, Eisenbahn-, Canals- und Handelsfragen zögernd und nachtheilig genug gewirkt. Sie stießen mitunter mächtig ins Horn einer vermeintlichen Einheit oder doch des deutschen Dualismus! Auch jener Artikel entquoll lediglich der Batrachomyomachie zwischen Hannöverisch-Münden und Karlshafen. Aber einerseits ist die alte Flußpiraterei doch nicht mehr im Geiste der Zeit und die Kinderschuhe Otto's des Kindes hat die Wiener Congreßacte längst ausgetreten. Andrerseits würde Münden, wenn es eben so billige oder noch billigere Preise machte als das keiner solchen barbarischen Privilegien sich erfreuende Karlshafen, in einem vielleicht verdreifachten Güterzug reichlichen Ersatz finden. Jetzt betragen die Spesen in Karlshafen 6 gGr. per Schiffpfund, in Münden aber die Hälfte mehr, 9 gGr., wegen Stapel und Umladung. Jener Aufsatz behauptet, daß, wenn an der Werra und Fulda die natur- und tractatenwidrige Absperrungswehre (die schon früh bis zum Landfriedensbruch mit Hessen geführt hat) mit einer Schleuse versehen würde, um die natürliche Verbindung dieser Ursprungs- und Nebenflüsse mit der Weser wieder herzustellen, es rein unmöglich werde, jene Schleuse gegen Ueberschwall und Eisgang zu sichern! Eine plattere Injurie ist den hannöverschen Hydrotechnikern kaum jemals gesagt worden! Der Verfasser versichert: seit 25 Jahren sei an der Weser alles von Kaufleuten oder Schiffern Getadelte gebessert worden. Sich in denselben Naturzustand wie die Weser selbst versetzend, fügt er höchst unschuldig hinzu: es bliebe gar nichts mehr zu wünschen übrig, wenn die Weser nur noch an 150, sage einhundertfünfzig Stellen corrigirt würde! Das ist in der That die beiläufige Zahl der Desiderien der letzten Kommissionsprotokolle. Ihr gerechtes Verlangen ging weniger bloß auf die Regelung einiger Untiefen, Klippen und anderer Mängel, als auf planmäßige Regulirung ganzer Stromstrecken und auf Festsetzung eines Minimums der Tiefe des Fahrwassers. Aber hierauf wollte von Seite Hannovers, das fast die ganze eine Hälfte des wichtigen Stromes inne hat, nicht eingegangen werden. Ueber die Liebenauer Felsen war seit Jahren ein Actenberg verschrieben, höher als die Felsen selbst, bis einmal der wackere Schiffer Rolffs diese entsetzliche Charybde unversehens escamotirte. Doch läßt diese Stelle immer noch genug zu wünschen übrig. An der Dölmer Gosse bei Bodenwerder, an den Latferder Klippen bei Grohnde, am Niederdeich, in der Dörverdner Bucht ꝛc. steht es zum Theile noch schlimmer als 1738 — und doch sind die natürlichen Schwierigkeiten nach dem Kommissionsbefund im Ganzen nicht größer, als wo man den Strom sich selbst überläßt! Noch immer hindert die Enge und Niedrigkeit der Hoyaer Brücke die so wichtige Dampfschifffahrt und wird es wahrscheinlich zu Nutz und Frommen der Vorspannsbauern auch noch nach dem jetzigen Neu-

bau. Bauten wie an den Badener Sandhügeln bei Achim, einerseits zeigend, wie die Römer mit Riesenkräften einen Strohhalm aufgehoben, andrerseits unternommen, die vom Julius-Miasma ein wenig ergriffenen Uferbauern zu beschäftigen und zu beschwichtigen, können für das große Ganze nicht wohl ernstlich citirt, und eben so wenig dürfte das seit 1825 bis 1840 von Hannover Aufgewendete im Durchschnitt und für die ganze eine Hälfte des Stromes bedeutend genannt werden.

(Der Beschluß folgt.)

* Was ist Sitte oder sittlich?

Wir denken, ein durch Gewohnheit eingeführter Gebrauch, z. B: Hier würde es sehr unsittlich sein, wenn Jemand in einer Gesellschaft die Füße auf den Tisch legen würde. In Nordamerika nicht. Hier finden die Damen es unsittlich, den Raths-Weinkeller, die Börsenhalle, Kaffeehäuser, Conditorläden außer dem Freimarkt zu besuchen. In Freimarkt hingegen sind solche Besuche ganz in der Ordnung, und nicht unsittlich. Auffallend ist dabei, daß die Zeit etwas sitt- oder unsittlich macht.

Korrespondenz-Nachricht.

Der 15. October in Berlin.

Was Millionen bewegt, Tausende von der Ostsee und dem Rheine, vom Teutoburger Walde und dem Riesen-Gebirge aus allen Richtungen festlich zusammenrief in die kolossale, freudig aufgeregte Residenz und sie überfüllte, dieses Doppelfest der Huldigung und des Geburtstages mit seiner Ueberfülle von Pracht, Glanz, Licht, Freude, Liebe und Hoffnungen, wie sie so eng beisammen, so einzig und einig und großartig nie gesehen, empfunden und ausgesprochen worden, dieses freudige, fahnengeschmückte, bänderwehende, menschenumdrängte, trompetenschmetternde und kanonendonnernde Chaos der huldigenden Liebe eines großen, rüstigen vorwärts schreitenden Volkes, das wie die Bäume des Südens zugleich knospet, blühet und Früchte trägt, — davon zu sprechen, es möglichst zu schildern und die Millionen, die uns um den Vorzug beneiden, aus eigener Anschauung davon zu reden, daran Theil nehmen zu lassen, ist uns eine Freude, die wir zu den reinsten und höchsten zählen. — Wir schauen sogleich auf das Gewordene, auf den stolzblühenden Mittelpunkt des Festes. Dieser schöne Platz des Lustgartens, der unlängst noch von freundlichen Rasenplätzen und Akazien bedeckt war, strotzte jetzt von der großartigsten, üppigsten Volksblüthe. Die Paläste, die ihn umgeben, das Schloß, der Dom, die Börse, das Museum, das Zeughaus, die große, mächtige Brücke, die sich zu dem weiten, heitern Opernplatze und den berühmten Lindenreihen hinzieht, dies Alles war hunderttausendfach von Menschen überladen. Die Tribünen, aufgedeckten Dächer, Laternenpfähle und Bäume bildeten den erhöhten Rahmen zu dem großartigsten lebenden Bilde, was je sich darstellte. Der Rahmen bestand aus lauter Menschenköpfen. Und nun dieses lebende Bild! Wenn man von der großen, mit Victorien und verkörperten Tugenden und Blumen-Gewinden und goldenen Säulen geschmückten Brücke hereinsah auf die Thron-Tribüne, die scharlachroth und golden weit hinaus strahlte bis unter die Linden hin; um diese, welche uns den König inmitten Seines blühenden Geschlechtes und Seiner Großen im Reich zeigten, des Landes Blüthen, geschaart in Ständen, Deputirten, Bürgern, Gewerken, diese Alle festlich geordnet um freudeflatternde Wälder von Fahnen, Standarten, goldene Adler, Insignien, prächtige Symbole der Bürgerthätigkeit, mit hunderten von Trompeten und Posaunen und Kanonendon-

nern einstimmig aus hunderttausend Herzen aufjauchzend in liebender, freier Huldigung, schwörend mit emporgehobener Rechten — welch ein bewältigender, erhebender Anblick, welch ein Gefühl! — Ja, Preußen ist groß und reich an Liebe, Gesittung, Land und Leuten und Bürgerfleiß; ein stolzer, mächtiger Staat, der aus Millionen Wurzeln, aus festem Boden eichenhaft trotzig und heiter sich emporzweigend und umlaubend, in die Weltgeschichte hineinwächst und sie — darstellen und verkörpern soll. Sein Streben ist die Höhe, der Aether der Weltgeschichte, wie sein Symbol, der Aar, die erhabenen Gebirgswipfel über den Wolken liebt und keine Mücken jagt im trüben Dunstkreis der Erde. — Mitten in der volksfestlichen Feierlichkeit tritt der König hervor an den Rand der Tribüne und schaut herab auf die Blüthe von acht Provinzen. Der Geist der Liebe, die sich Ihm so überwältigend aufthut, hat Ihn durchdrungen und verklärt und nöthigt Ihn, Sein Königliches Herz zu öffnen. Er spricht mit lauter, begeisterter Stimme, was Ihm die Liebe und Sein hoher Beruf eingiebt. Zwar hinderte ein geräuschvoller Regen Viele, die für vierzehn Millionen wichtigen und entscheidenden Worte zu vernehmen, aber Tausende haben sie vernommen, Tausenden sind sie in's Herz gedrungen und von da verbreiten sie sich fliegend über ganz Europa. Daß Er aber so offen und frei, so aus innerstem Herzen sprach, und wie Er sprach, das ist ein Triumph des Geistes, der unser Jahrhundert bewegt. Friedrich Wilhelm ist der erste König Preußens, der offen zu Seinem Volke sprach. Wir betrachten diese Thatsache als ein welthistorisches Ereigniß. In dieser freien, offenen, herzlichen Hingebung unsres Königs und unsres Volkes an den einenden, sich öffnenden Geist, schlummert der Keim der weitern Entwickelung. Er bekam am 15. Oktober 1840 seinen ersten Ruf in's Leben; mög' er sich freudig entwickeln, segensreich durch die Metamorphose des ewig wachsenden Geistes hindurchgehen und sich in Aesten und Zweigen und erquickendem Laubwerk ausbreiten über ein großes, intelligentes Volk, das die Weltgeschichte schon seit vier Jahrhunderten für die Höhe, die es jetzt errungen, befähigte und auserwählte. —

(Der Beschluß folgt.)

* Dorettens Räthsel.

Ich will, sagte Dorette E.... zu ihrem Verehrer R. alle Ihre Wünsche erfüllen, wenn Sie mir geben, was Sie nie haben werden, und doch mir geben können. —

Berichtigung.

Im vorigen Blatte — Seite 856 lese man — statt 5,488,744: 5,488,744.

Chronogram

auf den Adler von Hohenzollern Sr. königl. Majestät von Preußen

ehrfurchtsvoll gewidmet von Dr. S. in Bremen.

Per ArDVa qVaeqVe InseqVItVe, DoneC VInCat, et VInDICet *).

*) Er schwingt sich hoch zum Sonnenthrone,
Bis er siegend rächet seine Krone.

Die Römer hatten bekanntlich die arabischen Ziffern nicht, sondern bedienten sich der Buchstaben C D I L M V Y.

3 D — 1500.
3 C — 300.
7 V — 35.
5 I — 5.

1840.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die

SCHNELL-  POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 87 des Bürger-Freundes für 1840.

Donnerstag, den 29. Oktober.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Der schwäbische Merkur berichtet aus Großglattbach: [illegible] Baumgute des resign. Schultheißen Schäfle [illegible] wurden in diesem Herbste von Einem Baume hundert Simri (8 Simri machen 1 Scheffel) Aepfel geerndet; [illegible] Simri. In den Jahren sogar 117 Simri. Der Apfel hat keinen [illegible] Namen; ist jedoch zum Essen und jedem wirthschaftlichen Gebrauche sehr gut.

Ein Dienstmädchen aus Wien reiste vor Kurzem [illegible] Eltern, um ihre Eltern, die eine Stunde von Brünn [illegible] zu besuchen. In der Behausung ihrer Lieben [illegible] erfährt sie, daß die ganze Familie, bestehend [illegible] Mutter und zwei Geschwistern, auf das Feld [illegible] gegangen sey. Sehnsuchtsvoll eilt das Mädchen, trotz eines bereits heftig gewordenen Gewitters, [illegible] eben in den Armen ihrer Theuren an, [illegible] Wuth des Ungewitters den höchsten Grad erreicht. [illegible] suchten eilen unter einen nahe stehenden Baum, [illegible] sich unter den schützenden Aesten in das Gras streckte, [illegible] sich mit des Vaters Mantel eng umhüllend, vor [illegible] Gewalt des Sturmes gesichert zu sein glaubten. Da [illegible] plötzlich der Blitzstrahl in den Baum und tödtet [illegible] mit einemmale. Bauersleute sahen von ferne [illegible] schauderliche Schauspiel.

Man schreibt auf Gräfroth bei Solingen: „Den Stern [illegible] ist Sr. Durchlaucht der Landgraf zu Hessen-Philippsthal von unserem so geschickten Augen-Arzt, Hofrath [illegible] de Leuw, operirt worden; die Verlegung einer [illegible] Pupille gelang vollkommen und in der unglaublich [illegible] Zeit von zwei Minuten. Der hohe Kranke befindet sich ganz wohl, und das Sehvermögen nimmt bedeutend zu, so daß man sich eine vollkommene Heilung versprechen kann."

Der jährliche Gehalt, den Tieck vom Könige von Preußen bezieht, beträgt tausend Thaler. Zugleich bestimmt er, so oft er ihn in Sanssouci besuchen will, hundert Thaler Reisegeld. Er hat dafür nur die Verpflichtung, dem Könige einige Dramen vorzulesen, in welcher Kunst bekanntlich Tieck Meister ist.

Früher war es in Berlin Gebrauch, das wöchentliche Repertoire des Hof-Theaters dem König zur Genehmigung vorzulegen. Als dies zum erstenmal auch bei dem jetzigen Monarchen geschah, soll er es lächelnd dem Intendanten mit den Worten zurückgestellt haben: „Lassen Sie mir was Ihnen gefällt, oder was dem Publikum recht ist; Sie haben darüber zu entscheiden."

Unter den deutschen Pferden, die jetzt nach Frankreich [illegible] werden, sollen viele fetisch sein, so bald sich ein Franzos darauf setzt, ungefähr so, wie das Pferd bei dem Kunstbereiter, das den Schneider nicht leiden kann, der's besteigen will. Den Franzosen soll die Caprice der deutschen Bestien um so fataler sein, als sie dadurch an alle die retrograden Bewegungen fühlbar erinnert werden, die einst ihr Kaiser glorreichen Andenkens in Deutschland machte.

Das Weihgeschenk, das die Stadt Berlin ihrem König zur Huldigung darbrachte, bestand in einem silbernen Achillesschild mit reich vergoldeten Bildwerken, in deren Mitte der Genius des Volkes mit dem friedlichen Oelzweig geschmückt steht. Die Königin erhielt eine silberne Schaale, mit Gold und Juwelen geziert, aus deren Mitte sich eine Säule mit dem Bilde der Charitas erhebt. — An dem großen Festmahl, das die Stadt Berlin den königlichen Majestäten am 17. October in dem geschmackvoll decorirten Festsaale des Opernhauses gab, nahmen auch die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses Theil. Nachdem mehre Festlieder unter Musikbegleitung abgesungen waren, brachte der Oberbürgermeister den Toast auf das Wohl des Königs aus. Als der König hierauf auf das Wohl seiner Residenzstadt trank, sagte er: „er habe diese Stadt in seiner Kindheit liebenswürdig, in der Trauer ehrwürdig, im Jahr 1813 bei seiner Rückkehr heldenmüthig und jetzt bei seiner Huldigung ihre Treue und Anhänglichkeit ausgezeichnet gefunden."

Bei der Tafel, die der König den Ständen gab, war alles so eingerichtet, daß immer ein Landmann zur Seite eines Mitgliedes des königlichen Hauses zu sitzen kam. An der Seite des Königs saß ein Bauer aus Westphalen in seiner schlichten Nationaltracht mit dem eisernen Kreuz und mit der Feldzugsmedaille geschmückt. Der König unterhielt sich mit ihm aufs leutseligste und freute sich eine solche Kernnatur kennen gelernt zu haben.

Aus Frankreich.

Der älteste Canonicus Frankreich's und vielleicht der katholischen Kirche, der Abbé de Chamisac zu Perigueux feierte am 1. Oktober seinen hundertsten Geburtstag mit einem großen Gastmahle, wobei er die Honneurs machte und einer der munterſten Tischgenossen war. Er ward mit dem zwanzigsten Jahre Canonicus, verwaltet sein Amt also bereits 80 Jahre lang, und ist ein so jovialer rüstiger Greis, daß er die Gesellschaft sogleich für den nächsten ersten Oktober zu Tische lud.

Im Feuilleton des „Siècle" steht folgender Aufruf: „Wir beeilen uns, denjenigen, welche noch auf dem Lande leben, anzuzeigen, daß Paris bereits seine Winter-Physiognomie wieder anlegt. Man geht auf dürren Blättern zu den Tuilerien; seit vierzehn Tagen heizen wir schon

ein; zeigt sich zufällig ein Sonnenstrahl, so ziehen unsere Elegants zwar weiße Beinkleider an, hängen aber vorsichtshalber stets einen Wintermantel um; von Dieppe und aus den Seebade zu Havre ist Alles fort; die Toilette des Theatre italien, welches mit Rubini in's Odeon zurückkehrt, ist fertig; die Fürstin Lieven eröffnet nächstens ihren Salon in den einst von Talleyrand bewohnten Gemächern; Arnal tritt wieder ein; die Oper hat, in Erwartung einer neuen Partitur von Donizetti, ein Ballet gegeben, in welchem Mlle. Pauline Leraux in rothen, goldgestickten Pagenkleidern und mit einem von Glas gewebten Gürtel allerliebst war, die Stunde zur Rückkehr in der Stadt hat geschlagen und nur noch die Rephühner können höchstens unsere unverdrossenen Verehrer des Landlebens fesseln!"

Die Löwin des Hrn. Martin hat kürzlich vier junge Löwen zur Welt gebracht; sie wollte deren jedoch nur zwei säugen, und war mehr froh als traurig, als man ihr die beiden andern wegnahm, und einer schönen Hündin übergab, die sie auch ohne alle Umstände adoptirte. Merkwürdig ist, daß die von der Hündin gesäugten Jungen besser gedeihen, als die beiden, welche von der Mutter selbst ihre Nahrung empfangen.

Aus Dänemark.

Als der König von Dänemark auf seiner letzten Reise — so erzählt die „Posaune" — ein einsam gelegenes holsteinisches Dorf erreichte und unter einer blumengeschmückten Ehrenpforte hineinzog, bemerkte er unter jubelnden Bauern auch einen kleinen Knaben von 9 Jahren, der sich in den Vorgrund gedrängt hatte, und auf seiner Geige lustige Weisen ertönen ließ. — Christian rief den kleinen Virtuosen zu sich heran und fragte: „Wer hat dich das gelehrt, mein Kleiner?" — „Niemand, das hat mich die Natur gelehrt," erwiederte der Knabe keck, und erhob frei sein klares, blaues Auge zu der Majestät. Dem König gefiel dies Alles so sehr, daß er sofort ein Jahrgeld zur Ausbildung des vielversprechenden Talentes aussetzte, welches verdoppelt werden soll, wenn sich die Richtigkeit des Naturgeschenkes ausweist.

Aus den Vereinigten Staaten.

Im Staate Maine zählt man 1 Neger auf 300 Einwohner, in Massachusetts 1 auf 100, in New-York 2 auf 100, in Pennsylvanien 3 auf 100, in Maryland 34, in Virginien 42 und in Süd-Carolina 55. (In den Antillen 90 von 100.) Vergleicht man das Wachsthum der weißen und schwarzen Race während der letzten 40 Jahre in den fünf südlichsten Staaten, die zuerst Sclaven hatten, so ist die weiße Bevölkerung um 80, die schwarze um 112% gestiegen.

Mosaik.

Gott wird in zwölf Sprachen mit vier Buchstaben geschrieben: bei den Deutschen: Gott; bei den Römern: Deus; bei den Spaniern: Dios; bei den Franzosen: Dieu; bei den Griechen: Θεος; bei den Dalmatiern: Vogi; bei den Türken: Alla; bei den Aegyptiern: Foud; bei den Persern: Zuri; bei den Indiern: Zimi; bei den Ebräern: Eloa; bei den Polen: Boga. In der christlichen Kirche haben wir vier Evangelien. Nach Plato giebt es vier Cardinaltugenden, die alle anderen in sich begreifen: Weisheit, Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Tap[fer]keit. Wir haben vier Temperamente: das sanguinische, [cho]lerische phlegmatische und melancholische. Die Kün[ste] theilen sich in vier Abtheilungen unterschieden: 1) des Ra[ums], 2) der Zeit, 3) gemischte, 4) synthetische. Die [vier] Bande des Blutes stehen uns vier Personen nah: [Vo]ter, Mutter, Bruder, Schwester. Als Elemente [der] Welt werden vier genannt: Feuer, Wasser, Luft, [Er]de. Vier Weltgegenden theilen den Horizont: Nord, Ost, [Süd], West. Vier Jahreszeiten theilen das Jahr, und [die] vier Jahre einen Schaltag hat: Frühling, Sommer, Herbst, Winter. Vier Rechnungsarten bilden die Grundlage der Mathematik.

Ein Rheinländer kam nach Berlin; er ging in's Weinhaus und forderte eine Flasche guten Wein. Der Küfer brachte ihm das Verlangte. Er schenkte sich ein Glas davon ein; kaum hatte er es aber mit den Lippen berührt, so setzte er es wieder auf den Tisch, und fragte: „Was bin ich schuldig?" — „15 Sgr.! gnädiger Herr!" Der Fremde legte einen Thaler auf den Tisch und wollte gehen. Der Küfer, es bemerkend, rief ihn beim Rockschoßen zurück: „Gnäd'ger Herr! Sie haben sich irrt. Das ist ein Thaler, Sie erhalten 15 Sgr. heraus." „Nein, mein Freund! die sind für den, der den Wein austrinkt!"

In den „Reiseseenen in Baiern, Tyrol und Schwaben von Emma von Rindorf," Stuttgart bei Ebner und Seubert, 1840, erzählt die Verfasserin ihren Besuch bei dem gemüthlichen Dichter Justinus Kerner in Weinsberg, wo sich auch Uhland eingefunden hatte, und sagt unter Anderm: Auf dem Weg nach Eberstadt führte Kerner humoristisch die Theorie durch, daß der echte Dichter ungeheirathet sein müsse, weil wahre Poesie nur aus Schmerz und Tiefen auftauche. „Wenn ich nicht meine Frau hätte," sagte er, würde ich auch noch Gedichte machen; eine Frau heilt die alle Wunden zu, bevor sie zum Liede weiden." — (Eine schöne Apotheose der Ehe!) — Als Kerner Uhland auf die Warte führte, meinte dieser: „Ja, da möchte man auch wieder dichten!" — „Nein," entgegnete der Freund, „unserm Liederfürsten, „wenn du da unten im Verließ einige Wochen säßest bei Wasser und Brot, dann möchte du erst wieder schön singen." — Wir sind zwar nicht dieser Meinung, doch das deutsche Publikum schien in unserer Ansicht zu huldigen; denn es sorgt schon dafür, daß seine Dichter mehr schlimme als gute Tage zählen, daß es ihnen nicht allzuwohl werde auf einer Welt, wo Schönheit sie am lebhaftesten fühlen und durch ihre Gluth zu verherrlichen streben.

Auch in diesem Jahre machte sich der Pariser Jockey-Club wieder durch tolle Wetten bemerkbar. So hatte ein Mitglied desselben gewettet, es werde eine halbe Stunde Rad schlagen und eher an Ort und Stelle gelangen als ein Pferd, welches auf das Rückwärtsgehen abgerichtet wurde. Das ist doch wohl eine Wette, welche den alten englischen die Waage hält! rufen die Franzosen. Fernerritt ein Mr. Bullock aus Glasgow in einer Wette um 15 Guineen nur fünfzehn englische Meilen in einer Stunde, dem Schwanze des Pferdes zugewandt, ohne Sattel, Sporen und Reitgerte. Ein anderer englischer Gentleman wettete einst 1000 Pfd. Steel. gegen 300 Pfund, er werde auf allen Vieren Morgens 5 Uhr maskirt eine Tour durch den Hyde Park machen und zwar am 25. April; seine Frau aber, welche 88 Kilogramme schwer sei, solle ihm noch obenan auf dem Rücken sitzen, versteht sich gleichfalls maskirt und im strengsten Incognito!

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 87.

Bremen, Donnerstag den 29. October 1840.

Gestorben:

936. Den 24. Oct. Des Küpergesellen Joh. Aug. Heupel Sohn (todtgeb.); Michaeliskirchhof Nro. 4.

937. Den 24. — Des Schuhmachers Heinr. Phil. Marcks Ehefr., geborne Buck, 27 Jahr; Heerdenthorswallstraße Nro. 20.

938. Den 24. — Des Cigarrenmachers Henr. Herm. Vogt Sohn, 6 Monat; Warnken Gang Nro. 11.

939. Den 24. — Des Stuhlmachers Joh. Jacob Steinhoff Ehefr., geb. Becker, 47 Jahr; Molkenstraße Nro. 63.

940. Den 26. — Des Cigarrenmachers Joh. Heinr. Gerh. Hohnholt Sohn, 13 Tage; Punkendeich Nro. 11.

Nro. 941. Den 26. Oct. Der Cigarrenfabrikant Christoph Murcken, 44 Jahr; gr. Annenstr. Nr. 57.

— 942. Den 26. — Heinr. Eckenberg, 7 Monat; Kupferschlägers Gang Nro. 12.

— 943. Den 26. — Der Drechslermeister Jac. Martens, 38 Jahr; Molkenstraße Nro. 49.

— 944. Den 26. — Friedr. Meyer, 11 Tage; Ellhornstraße Nro. 33.

— 945. Den 27. — Der Zimmergesell Christ. Döhle, 46 Jahr; Kirchenstraße Nro. 56.

— 946. Den 27. — Der Schuhmachermeister Gottlieb Heinr. Aldag, 39 Jahr; Huckpforte Nr. 2.

— 947. Den 28. Des Cigarrenmachers Georg Heinr. Wagner Sohn, 16 Tage; Lammers Hof Nro. 7.

Geburten:

1278. Den 22. Oct. Des Consumtions-Einnehmers Chr. Herm. Tiedemann Ehefrau, geborne Bertram, vorm Buntenthor; von einem Knaben.

1279. Den 22. — Des Weißbäckers Johann Conrad Hunicke Ehefr., geb. Tölcken, am Brill Nro. 3; von einem Knaben.

1280. Den 23. — Ein Knabe — Blumenstraße Nro. 3.

1281. Den 23. — Ein Mädchen — Hastedt Nr. 63.

1282. Den 24. — Des Fuhrmanns Johann Stege Ehefr., geb. Henke, auf den Häfen Nr. 17; von einem Knaben.

1283. Den 24. — Des Küpergesellen Joh. August Heupel Ehefr., geb. Westphal, Michaeliskirchhof Nro. 4; von einem todten Knaben.

1284. Den 24. — Des Krameramtsgenossen Werner Poppe Ehefr., geb. Meyer, Geeren Nr. 41; von einem Mädchen.

1285. Den 24. — Ein Mädchen — außerm Steinthor Nro. 94.

1286. Den 24. — Ein Knabe — hinterm Paulsberg Nro. 26.

1287. Den 24. — Des Tischlers Carl Adamowsky Ehefr., geb. Uphoff, Buntenthorsteinweg Nro. 224; von einem Knaben.

1288. Den 25. — Des Arb. Hinr. Wülfers Ehefr., geb. Röbers, Barkhof Nro. 5; von einem Knaben.

1289. Den 25. — Des Schuhmachermeisteis Joh. Wilh. Ehlert Hüneken Ehefr., geb. Petersen, Neuenstraße Nro. 24; von einem Knaben.

Nro. 1290. Den 25. Oct. Des Zimmergesellen Friedrich Gentauer Ehefr., geb. Hambrock, auf den Häfen; von einem Mädchen.

— 1291. Den 25. — Des Kaufmanns Henr. August Greve Ehefr., geb. Schlodtmann, Contrescarpe Nro. 4 C; von einem Mädchen.

— 1292. Den 25. — Des Straßenmachers Arend Rutenberg Ehefr., geb. Böse, Hastedt Nro. 103; von einem Knaben.

— 1293. Den 25. — Des Kahnschiffers Christ. Döhle Ehefr., geb. Köhler, Knoopstraße Nr. 27; von einem Mädchen.

— 1294. Den 26. — Des Schuhmachers Barthold Rohde Ehefr., geb. Horn, Wendts Gang Nro. 11; von einem Knaben.

— 1295. Den 26. — Des Tischlermeisters Joh. Heinr. Dieckmann Ehefr., geb. Geercke, Catharinenstraße Nro. 36; von einem Knaben.

— 1296. Den 26. — Des Arb. Hinr. Berninghausen Ehefr., geb. Hartendorf, Schwachhausen Nr. 21; von einem Knaben.

— 1297. Den 26. — Des Arb. Christ. Meybohm Ehefr., geb. Meyer, Punkendeich Nro. 34; von einem Mädchen.

— 1298. Den 26. — Des Pumpenmachers Joh. Behrens Ehefr., geb. Kramer, auß. Steinthor Nro. 32; von einem Knaben.

— 1299. Den 26. — Des Tonnenmachermeisters Joh. Diedr. Harjes Ehefr., geb. Bartels, gr. Rosenstraße Nr. 4; von einem Knaben.

— 1300. Den 26. — Ein Knabe — Buntenthorsteinweg Nro. 144.

— 1301. Den 27. — Des Schlossermeisters Joh. Rabba Ehefrau, geb. Geerken, Osterthorsstraße Nro. 12; von einem Knaben.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 87.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 1. November 1840.

Will Redlichkeit entweichen,
Des Himmels schönstes Kind,
Weil hin die stolzen Eichen
Und wir entartet sind? —

* Die Hünengräber.

Bei Hagen auf der Haide
Da sind der Gräber zwei
Versunken sind sie beide
Ein Stein nur liegt dabei.

Und in den Gräbern schlafen
Zwei Recken alter Zeit
Die Rosse ruh'n daneben
Die Schwerter lang und breit.

Und alle tausend Jahre
In einer dunkeln Nacht
Beleben sich die Recken
Die Rosse sind erwacht.

Und wälzen fort die Steine
Und kommen dann hervor
Besteigen ihre Rosse
Und blicken wild empor.

Sie haben sich geschmücket
Mit Schild und Schwert und Speer
Und blicken dann mit Staunen
Ins weite Land umher.

„Wo sind die alten Wälder?
Das Land ist rings so leer,
Nur dürre Aehrenfelder
Die stehen um uns her.

Wo ist die heil'ge Eiche
In deren dunklem Grün
Die Ehre der Druiden
Und Opferpriester ziehn.

Wo mächtig einst ertönte
Der alten Barden Sang
Und wir die Schilde schlugen
Daß rings der Wald erklang.

Wo ist der hochgethürmte
Der steinerne Altar,
Wo wir zu Wodan's Ehre
Die Opfer brachten dar.

Und wo die starken Krieger,
Die einst voll Siegesmuth
Die langen Schwerter färbten
Mit rothem Römerblut.

Ist Alles denn verschwunden,
Ist Alles denn dahin? —
Wenn Eines nur geblieben
Der alte deutsche Sinn.

Wenn in Tuiskon's Söhnen
Nur noch die Freiheit wohnt
Und Biederkeit und Treue
In Deutschlands Gauen thront.

Doch die ist auch gewichen,
Die Treue und das Recht;
Was sind Tuiskon's Söhne?
Ein weibisches Geschlecht."

Und murrend steigen Beide
Vom Rosse dann herab
Und schütteln ihre Häupter
Und strecken sich ins Grab.

Vergiftungsprozeß der Mad. Lafarge.

(Fortsetzung.)

Die Sitzung des 8. September. — Die Experten waren nach vollbrachter Ausgrabung von Beyssac zu Tulle wieder am Morgen eingetroffen; unterwegs besuchten sie Glandier. Auf dem Kirchhofe wogte es von Schaulustigen. Die Aerzte Massenat und Lespinasse nahmen die zur Untersuchung nöthigen Organe heraus; die Leiche war im Zustande völliger Fäulniß. Vor dem Justizpalaste stehen im Kreise fünf Oefen, vor welchen die Chemiker arbeiten. Um halb zwei Uhr bot der Assisensaal das seltsame Schauspiel, daß jeder sein Sacktuch vor der Nase, sein Flacon in der Hand hatte. Am Morgen wurden mehr als fünfhundert Flacons verkauft. — Um halb neun Uhr wurde die Sitzung eröffnet; die Angeklagte war wohlauf. Eduard Nassau wird wieder aufgerufen; als man ihn mit Denys konfrontiren will, ist dieser nirgends weder zu hören noch zu sehen. Nassau erzählt nun, Catrufeaut habe ihm erzählt, daß er im Assisensaale unter den Zeugen ein krankes Individuum gesehen habe, welches sich so heftig gegen Mad. L. aussprach, daß es sie le feroce nannte. Dieser Benennung bediente er sich, weil er den wirklichen Namen der Person nicht kannte; später traf Catrufeaut mit Denys zusammen und nun entspann sich jenes Gespräch, das Denys später hier in Abrede stellte. — Catrufeaut, Pariser Maler, bestätigt Nassau's Aussage; Paillet zieht daraus aufs Neue einen Schluß gegen Denys Glaubwürdigkeit als Zeuge. Nach mehrfachen heftigen Wortwechseln wird das Erscheinen der Experten angekündigt. Es wird gefragt, ob der Magen ausgewaschen worden sei; die Stimmen schwanken; nach der Aussage von Dubois Vater ist er ausgewaschen, doch sei kein Gift gefunden; möglich sei es indeß, daß in dem noch nicht untersuchten Reste des Magens noch etwas zu finden sei. — Die Siegel von dem Kasten, in welchem sich die verdächtigten Sachen befinden, werden mit allen Formalitäten gelöst, die Experten nehmen sie in Empfang und ziehen sich ins Laboratorium zurück. Das Zeugenverhör wird fortgesetzt.

Das Resumé der Sitzung am 9. Sept. besagt: „Hr. Dupuytren stattet im Namen seiner Collegen Bericht ab: die Experten behaupten einstimmig, in Leber, Herz, Milz und Eingeweiden keinen Arsenik gefunden zu haben. Lauter Jubel; Mad. L. lächelt Paillet zu und dieser ruft: „Diese Aufklärungen hätte man 8 Monate früher haben können; dann wäre von keiner Anklage die Rede gewesen!" —

Aus Tulle wird vom 10. Sept. Morgens 9 Uhr geschrieben, daß eine neue Expertenkommission, bestehend aus Orfila, Chevalier und Devergies, ernannt worden sei. Dieselben sind durch den Telegraphen berufen und bereits

von Paris nach Tulle abgereist. Als das Vorhaben Paillet mitgetheilt wurde, antwortete er dem Präsidenten: „Gut; aber durch Ihre Fristen werden Sie zwei Leichen statt einer bekommen!“ — —

Die Sitzung am 9. September wurde um halb 9 Uhr eröffnet und das Zeugenverhör fortgesetzt. Mad. Buffieres Schwester und Mme. Pouthier, Tante Lafarge's, sagen nichts Neues von Belang aus; hinsichtlich der Scene zu Uzerches bemerkt letztere, sie erinnere sich, daß L. am Abend mehr die Sprache eines Ehemannes als die eines Liebhabers, die er gegen Marie sonst beobachten mußte, geführt, und dies möge jenen Streit veranlaßt haben. — Amelie Matter, 22 Jahre alt, erzählt uns bekannte Sachen; sagt aber auch aus, Mme. L. habe, als sie einst nach L.'s Tode auf Glandier gewesen sei, zu ihr gesagt: „Clementine bringt mich ganz in Verzweiflung; ich habe sie ihre Deposition dreimal repetiren lassen und sie konnte sie mir doch nicht sagen. Mit Alfred bin ich mehr zufrieden; der ist lakonischer; er wird nur sagen was er soll.“ Die Angeklagte behauptet dagegen, sie habe Clementine nie gefragt: „was sagst du der Justiz?“ Auch wüßten die Geschworenen, was sie davon zu halten, denn sie hätten ja Alfred's Dummheiten bereits vernommen. Paillet entwickelt noch, daß Mme. L. viel zu klug dazu sei, von solchem Einlernen oder Einschüchtern der Zeugen etwas zu erwarten.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Wie steht's mit der Freiheit der Weser? —

Von der Werra, 28. September.

(Beschluß.)

Man muß sich nie von der Weser entfernt haben, um ihren jetzigen Zustand nicht höchst unvollkommen zu finden, verglichen mit andern Flüssen, wo freilich auch bei ganz anderer Fürsorge eine ganz andere Rührigkeit des Gewerbfleißes und Austausches und ein weit lohnenderer Verkehr sogleich ins Auge fällt. Man vernimmt häufig: wenn wir die Wasserstraße so sehr vervollkommnen sollen, wozu haben wir dann kostspielige Landstraßen? Ein Waarenzug auf möglichst schweren und langsamen Fuhrwegen, wo nicht auf Schubkarren, nach der längsten Strecke von Münden bis Harburg, oder von Fallersleben bis Bentheim, das ist der rechte, dem Lande nutzbarste Transit. Schon durch die Verbesserung der Chausséen, durch die Schnellposten, geschah den Vorspannsbauern, den Wirthen, den Krämern, Schmieden, Rad- und Stellmachern, Sattlern, Taglöhnern, ja selbst den Landärzten und Wundärzten empfindlicher Abbruch an ihrem täglichen Brod: sublime Gründe, die auch gegen die Eisenbahnen vielfach aufs Tapet kamen, ganz analog mit jener althergebrachten Spazierfahrt der Ladungen durch die Straßen Mündens. Man will nämlich durch Absperrung der Werra und Fulda von der Weser die Schiffe dieser Flüsse sich ja nicht nahe kommen lassen, weil durch das Umladen von Bord zu Bord die Zeit verkürzt, die Spesen vermindert und vielleicht manche gute Karren-, Wagner- und Arbeitsleute entbehrlich werden könnten. Wird weiter behauptet: das Wiegen einer Waare im Schiff koste mehr als das Landen, das Wiegen am Lande, das Umfahren und wieder ins Schiff bringen derselben Waare, so weiß man freilich nicht, was antworten. Nach dieses Aufsatzes eigener Angabe kommen die Werraschiffe gar nicht auf die Weser, hiemit auch nicht nach Karlshafen — woher also ein Nachtheil für Münden? Noch immer fort gehen wöchentlich belangreiche Massen von Zucker, Taback ꝛc. über Holland nach Bayern.

Nicht die Uferstaaten allein, zuvörderst Hessen, leiden bei diesem Zustande der Weser, sondern auch die rückwärtigen Binnenstaaten, auch Coburg

und Meiningen, auch das industriöse nordöstliche Würtemberg, auch das productenreiche Bayern. Ihre kürzeste Linie ans Meer sind Werra und Weser, ihr natürlicher Hafen ist das mit allen Erfordernissen des Welthandels reich versehene Bremen. Unläugbar ist es die Krone des Ludwigscanals, wenn er nicht nur die Donau mit dem Main und durch selben mit dem herrlichen (aber das holländische, wie die Elbe das dänische Joch tragenden) Rhein, sondern auch mit der ganz deutschen Weser verbindet. Gewiß wird man im Hannöver'schen an der Weser nicht die undeutschen Vorgänge von Holland und Holstein wiederholen. Man wird der Möglichkeit gedenken, in den Eisenbahnzügen verspätet, ost-, süd-, oder westwärts umgangen zu werden, und dabei seine Hauptwasserstraße auf eine längere Folgezeit selbst verkümmert zu haben. Und Preußen, in welchem ein neuer oder vielmehr sein ursprünglicher, sein eigenster Genius des Fortschreitens sich so glänzend verklärt, Preußen, das den holländischen Vertrag genauer Prüfung unterzieht, es versäumt gewiß nicht, die mit Werra und Weser coincidirenden, materiellen Interessen seines Ost- und Westphalens, seines Eichsfeldes, seines Thüringens. Gerade dort, gerade jetzt, erwächst diese Angelegenheit zur wahren Lebensfrage zwischen den Meinungsverschiedenheiten über die Richtung des Bahnzuges durch die sächsischen Herzogslande und der Einmündung einer bayerischen Nordbahn.

---

* Vorschlag zur Trennung der Knaben von den Mädchen in den letzten Jahren des Schulbesuchs.

Christliche Leser dieser Blätter auf die große Thatsache aufmerksam machen zu wollen, daß das Christenthum kein Reich von dieser Welt sei, sondern das Reich Gottes auf Erden, das die Menschen aller Farben, Zungen und Staaten zu einer großen Gemeine im Glauben, in der Liebe und der Hoffnung auf ein ewiges Leben zu vereinigen bestimmt ist, würde ein völlig überflüssiges Unternehmen sein. Wohl aber dürfte es für weniger geschichtskundige Leser von großem Interesse sein nachzuweisen, wie es sich im Laufe der Zeiten begründet, ausgebildet, in Worten, Thaten, Handlungen und Einrichtungen ausgesprochen, Judenthum und Heidenthum überwunden hat, und so noch jetzt, als Feuer- und Geistestaufe durch die Welt geht, erwärmend, erleuchtend und verzehrend, was nicht lauteres Gold, das heißt Wahrheit und vor Gott recht ist. Indeß ist dies kein Gegenstand für ein Blatt dieses Umfangs und seiner Bestimmung, sondern eines Buches, wie es, trotz der Masse, die wir haben und jährlich erhalten, vielleicht doch noch nicht geschrieben ist, klar, wahr, baar und mit frommem Sinne die Thatsachen darlegend, ohne gelehrte Untersuchungen, sondern nur die reife Frucht derselben enthaltend. So würde es vielleicht ein Erbauungsbuch sein, das, ohne gerade Gebete zu enthalten, durch Thatsachen an das Herz reden und den Glauben stärken würde, daß, „wer Christus Lehre thut, erkennen wird, daß sie von Gott sei." Joh. 7 v. 17.

Das Judenthum stand als eine für einen einzigen Völkerstamm bestimmte göttliche Anstalt da, absondernd und abgesondert, wie ein kostbares Gefäß ein noch köstlicheres Kleinod, den Glauben an den einigen Gott und sein Gesetz, bewahrend, „bis daß die Zeit erschienen wäre", wo es einem höheren, die ganze Menschheit umfassenden Institute Raum machen sollte, ohne Weltbestimmung und humanisirende Institutionen. — Der Islam ist verheerend mit den Waffen in der Hand durch die Welt gezogen, Cultur vernichtend, wo

er sie vorfand und nur Trümmer, oder erstarrte Formen hinter sich zurücklassend. — Das Christenthum dagegen bewährt seinen göttlichen Ursprung und seine Bestimmung zum Gottesreich auf der Erde, seit nun fast zwei Jahrtausenden sich weiter und weiter in seinen Segnungen verbreitend, geistige, sittliche, ja selbst industrielle Cultur weckend, fördernd, erhaltend, so daß es, wie ein Frühlingshauch, durch die Welt geht und den starren Boden zu einem Garten Gottes verwandelt. Das letzte große Wort unsers Herrn: „gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie mit der Geistestaufe zu Bürgern des Reiches Gottes" — tönt noch fort und fort, und alle seine Verheißungen gehen immer schöner in Erfüllung, wie sehr auch manche ängstliche Gemüther einzelne Erscheinungen der Zeit mißkennen mögen und noch zweifeln, daß Alles darauf hinaustreibt, daß „eine Heerde und ein Hirte werde."

Unter diesen wahrhaft christlichen Instituten ragen namentlich hervor unsre christlichen Volksschulen. Wenn auch das heidnische Alterthum allerdings Schulen hatte, so hatten diese doch nur wissenschaftliche oder körperliche Ausbildung zum Zweck, die jüdischen Synagogen aber waren Versammlungshäuser zu gemeinschaftlicher Erbauung für Erwachsene, da die gottesdienstlichen Handlungen nur im Tempel zu Jerusalem geschehen durften, woran die Entfernten nur selten Antheil nehmen konnten. Hier aber wird die Jugend nicht nur in den Besitz aller für das Leben allgemein nützlichen und nothwendigen Kenntnisse und Geschicklichkeiten gesetzt, sondern vor Allem lernt sie die Geschichte der Führungen Gottes in der Geschichte der Erzväter und des jüdischen Volkes nach Anleitung des Buchs aller Bücher, der heiligen Schrift; lernt das Wort der Gnade zu Jesus Christus und alle die trostvollen Lehren des Christenthums kennen und wird so zu einem wahrhaft christlichen Leben angeführt und zur Aufnahme in die volle Gemeinschaft der Christen, welche den Schluß bildet, vorbereitet. In den mittlern Jahrhunderten, wo die Kirche in nur äußern gottesdienstlichen Gebräuchen erstarrt war, die eigentliche Volksbildung gänzlich unberücksichtigt blieb und nur die Geistlichkeit und die höheren Stände einigen Unterricht erhielten, war dies freilich anders. Das Volk, die große Masse, lernte eben nur die gottesdienstlichen Gebräuche mitmachen, aber kaum den Sinn der symbolischen Handlungen am Altar verstehen, geschweige daß es zur Erkenntniß des Wortes Gottes selbst geführt worden wäre. — So fand Luther seiner Zeit, und dieses gehört zu seinen größten Verdiensten, was er nächst der Uebersetzung der Bibel, durch Gründung von Volksschulen, durch seine Catechismen und zur Unterweisung des Volks in dem Worte Gottes selbst gethan hat. Die ganze christliche Welt ist mit in dies Interesse gezogen worden; die ganze katholische und griechische Kirche hat denselben Weg einschlagen müssen, weil, möchte man fast sagen, sie es als das Lebens-Princip ihrer Selbsterhaltung erkannte, und so ist die christliche Volksbildung mit den Anstalten für die Sicherheit des Staates, der öffentlichen Ordnung und des Eigenthums jetzt die wichtigste Angelegenheit aller Regierungen, ja, man erkennt immer mehr darin die Grundlage alles Bestehens des öffentlichen Wohls überhaupt und der Kirche insbesondere. Unser Vaterland aber hat dieses Verdienst sich ganz besonders erworben, und ist nicht dabei stehen geblieben Gelehrten-Schulen zur Bildung aller Arten von Staatsdienern und besondere Schulen für einzelne Zweige der verschiedenen Gewerbe einzurichten, sondern namentlich auch für das allgemeine Bedürfniß der Volks-, Stadt- und Landschulen zu sorgen, und sogar von

diesen die Elementar-Schulen und viele andre besondre Institute zu trennen.

Indeß scheint mir doch ein Bedürfniß noch nicht ganz befriedigt, was aber allerdings erst die fortgehende allgemeine Bildung des Volks bis in die untern Stände herab, herbeigeführt hat — dies ist die Trennung der Mädchen von den Knaben. Für die wohlhabenden Stände ist sie allerdings längst schon durch Privatanstalten ausgeführt, und in einigen Städten bestehen auch für den Bürgerstand besondere Mädchen- oder, wenn man lieber will, Töchter-Schulen. In unserer Stadt ist erst ein einziger Versuch gemacht, und zwar mit vielem Glück. Sollte er nicht Nachahmung verdienen und finden?

Es ist dies nämlich in der Kirchspielschule der Gemeine zu U. L. Frauen geschehen, und zwar mit so viel Glück und Verstand, als zugleich öffentlicher Anerkennung, daß, abgesehen von ihrer übrigen zweckmäßigen Einrichtung und ihren übrigen Vorzügen, sie die besuchteste unserer Stadt geworden ist, ohne daß die einzelnen Classen zu überladen wären. Durch die einfache, aber höchst sinnige Benutzung des vorhandenen Raumes sind nämlich die Classen unter und nebeneinander so in Verbindung gebracht, daß eine und dieselbe Orgel in allen zugleich gehört werden kann und so nicht nur den Morgengesang leitet, sondern auch bei den übrigen Singübungen dienen kann, ohne daß die eine Classe durch den strenggeregelten und gemäßigten Gesang der andern gestört würde; im Gegentheil gewinnt er sogar durch den Zusammenklang der Stimmen der verschiedenen Alter und Geschlechter an Wohlklang. So spricht sich die Schule, eins in ihrem ganzen Organismus, gleich bei ihrem Beginn am frühen Morgen als ein wohlgeordnetes Ganze aus, und diese Harmonie wirkt vielleicht tiefer, als es auf den ersten Anblick scheinen dürfte, denn die Geister-Schwingen und Töne des Gesangs und Musik überhaupt wirken tiefer und inniger, als es das geflügelte, leicht überhörte, oder mißverstandene Wort vermag, vor dem sie noch die taktmäßige Bewegung und den Wohllaut voraus haben, die in dem rohesten Gemüth den Sinn für das Schöne weckt, das mit dem Guten so nahe verwandt ist und das Herz für das Heilige stimmt und empfänglich macht.

In dem ersten Alter der Schüler und Schülerinnen sind die Geschlechter, wenn auch durch die Sitze geschieden, bei dem Unterricht nicht getrennt; und das ist in der Ordnung und naturgemäß. Bis zum 7. — 9. Jahre unterscheiden sich die Geschlechter in ihrer Denk- und Empfindungsweise, in ihren Neigungen, Spielen und Richtungen wenig, und somit kann der Unterricht auch gemeinschaftlich sein; später wird das in jeder Beziehung anders. Das Mädchen kann und muß anders behandelt werden als der Knabe, was, in einem Zimmer vereinigt, nicht wohl ausführbar ist. Die Empfänglichkeit für den Unterricht, wie seine Auffassung, ja sogar der Umfang desselben und die Gegenstände werden verschieden und erfordern eine verschiedene Behandlung. Die rohen Ausbrüche wechselseitiger Neckereien und Eifersucht kann allerdings der Ernst und die Zucht des Lehrers zurückhalten, aber die stille Beklommenheit nicht beseitigen, die sich immer mehr ausbildet, je weiter die Geschlechter auseinander treten und sich gewissermaßen für die beginnende Entwicklungs-Periode einander entfremden. Mag dieses früher anders, wenigstens mindgr fühlbar gewesen sein, die fortgeschrittene Cultur hat dieses geändert, namentlich in den Städten, wenn auch auf dem Lande es bis jetzt noch nicht bemerklich sein sollte. Auch die Ansprüche, welche das Leben selbst auf die aus der Schule tretenden Knaben und Mädchen macht, sind gestiegen und vielfacher geworden, so daß sie, da sie an die

beiden Geschlechter nicht dieselben sind, nicht auf gleiche Weise von einer und derselben Schule befriedigt werden können, wenn nicht wenigstens in dem letzten Stadium beide Geschlechter getrennt sind. Man denke nur an die unerläßliche Geschicklichkeit in den verschiedenen Arten von Handarbeiten, die man mit vollem Recht in den Kreis des weiblichen Schulunterrichts gezogen hat, während welcher, da sie zum Theil nicht die ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, durch Lesung passender Schriften auf die kindlichen Gemüther noch belehrend und bildend eingewirkt werden kann. Allein außerdem bedürfen beide Geschlechter auch noch vor Entlassung aus der Schule über den Menschen und menschliche Verhältnisse noch besondere Belehrungen, welche ohnmöglich vor einer gemischten Schülerzahl ohne Inconvenienzen gegeben werden können, die aber natürlich deßhalb ganz wegfallen müssen, wo dieses nicht auf eine ganz angemessene Weise ertheilt werden kann, und daher auch fast überall noch wegbleiben, ohne daß ihre Berücksichtigung weniger wünschenswerth wäre.

Wollte man einwenden, daß höhere Kosten und örtliche Schwierigkeiten sich der allgemeinern Ausführung dieser Trennung der Geschlechter entgegenstellen möchten, so bleibt es doch immer die Frage, ob diese Hindernisse nicht auf ähnliche, oder andere Weise zu beseitigen wären, wie dies in der Lieben-Frauen Kirchspielsschule geschehen ist, wo sie auch vorhanden waren. Es gilt ja vorzüglich nur der Trennung der Knaben und Mädchen, namentlich in den letzten 3—4 Schuljahren, und da sich nicht nothwendig die Zahl der Classen vermehrt, so dürften die Kosten auch kaum bedeutender sein. Die Untersuchung und Erörterung dieser Verhältnisse bleibe den betheiligten Sachkundigen überlassen, deren Menschenfreundlichkeit und ächter Bürgersinn hier einen schönen und ehrenvollen Wirkungskreis findet. Ein Beispiel, der Nacheiferung werth ist gegeben, und es genügt darauf aufmerksam gemacht zu haben.

* Vorschlag.

Sollte es sich nicht einrichten lassen, daß junge Mädchen Abends unter der Aufsicht einer Lehrerin ihre Schularbeiten machten? — Zu wünschen wäre es wenigstens, daß einige Lehrerinnen sich gegen ein mäßiges Honorar bereit erklärten, hiesige Töchter von 6 — 10 Jahren und wieder von 10 Jahren bis zu der Zeit wo sie die Schule verlassen, Abends bei sich aufzunehmen, um Arbeit und Spiele zu leiten. Die Mädchen würden dadurch gewöhnt sich nützlich und angenehm zu beschäftigen und eine Beruhigung würde für viele Eltern daraus erwachsen, die durch Verhältnisse verhindert werden ihren Kindern ununterbrochene Aufmerksamkeit zu widmen. Auch würde dadurch vermieden daß die Kinder sich zu viel unter den Dienstboten aufhalten oder in den Gesellschaften Erwachsener Manches hören, was nicht für ihre Ohren paßt und den Hang zu Klatschereien bei ihnen ins Leben ruft.

Der Vorschlag ist gut gemeint, ob er Anklang findet bleibt dahin gestellt.

* Tourniaire's Circus.

Wir können nicht umhin den Lesern d. Bgfr. in dankbarer Erinnerung der Genüsse die uns die seltenen Künstler desselben bereitet, darauf aufmerksam zu machen daß die Vorstellungen in der höhern Reitkunst noch heute und morgen Abend stattfinden. Wer durch die Unruhen des Freimarkts abgehalten worden ist den Circus zu besuchen möge es nicht unterlassen sich selbst von der Wahrheit dessen zu überzeugen was diese und andere Blätter über die herrlichen Leistungen der liebenswürdigen Künstler berichtet haben. Ihre Namen haben bei

uns einen guten Klang sich erwerben und gewiß werden sie den Freunden ihrer Darstellungen herzlich im nächsten Jahre willkommen sein. Möchten zahlreiche Besuche an diesen beiden Abenden und eine freundliche Aufnahme an andern Orten ihnen eine Aufmunterung sein auf ihrer schwierigen Künstlerbahn. U.

Korrespondenz-Nachricht.

Der 15. October in Berlin.

(Beschluß.)

Die Schilderung aller der überreichen Einzelnheiten der Feier mit ihren Vorbereitungen, Nebenzweigen und Nachfeiern überlassen wir den Zeitungen. Wir erwähnen nur den Fackelzug der Kaufmannschaft am Abende des 14. October, der wohl aus beinahe tausend Fackeln bestand. Das verehrte Monarchenpaar nahm ihn mit freudiger Theilnahme auf und trat heraus auf den Balcon des Schlosses. Als die Volks-Melodie und „Ich bin ein Preuße" vieltausendstimmig, von zwei Musikchören begleitet, ertönte, das Schloß im Fackelscheine schwamm und die dampfenden Lichterreihen Beide beleuchteten über die dichtgedrängte Volksmenge, gewährte dies einen Anblick und Genuß, welcher zu den großen Feierlichkeiten selbst vorbereitete. Zwar hinderte das regnerische Wetter am Festtage selbst die vorbereiteten Volks-Belustigungen auf den öffentlichen Plätzen, aber kein Regen konnte die Flamme der Freude und der Illumination verlöschen. Freilich wäre die Illumination immer noch prächtiger geworden, wenn Wind und Regen nicht doch Manches zerstört hätten. Die Gensdarmenmarkt-Thürme, von deren prächtiger Gasbeleuchtung man schon Wochen lang sprach, konnten nicht illuminirt werden, ebenso nicht das erhabene, große Kreuz auf der katholischen Kirche. Aber die ganze, kolossale Stadt war glanzreich illuminirt, einige Paläste in der Wilhelmstraße mit beispielloser Pracht und mit geschmackvollen Transparents. Das Zeughaus stand da wie ein feuersäuliger Flammen-Palast. Um die Helden-Statuen des großen Churfürsten, Blücher's, Scharnhorst's und Bülow's, so wie um den Grundstein zu dem großen Friedrich's Denkmal und seinen Helden auf dem Wilhelmsplatze loderten Pilaren und Feuerbecken. Den großartigsten und gewaltigsten Eindruck machte das Hallesche Thor, das die lange Friedrichsstraße hinab stundenweit hin blendete. Eine kolossale Feuersonne von mehreren tausend Gasflammen, den schwarzen Adler-Orden darstellend, mit der Inschrift: „God save the king and queen" (warum in Deutschland keine deutsche?). Oben die Krone, die Namenszüge des Königs, darunter ein Adler, Alles in kolossaler, blendender Größe. Der Sturmwind wüthete in den Flammenfedern des Adlers umher und wollte jeden Augenblick die Strahlen der Sonne vernichtend mit sich fortreißen, aber immer von Neuem flammte das Ganze auf und warf seinen bewegten Glanz auf die Tausende der Staunenden. Dieser Kampf des Sturmwindes und Regens mit dem blendenden Flammenmeere hatte etwas Ergreifendes, Poetisches; es kam mir vor wie ein Symbol der dunkeln, nachtliebenden Feinde, welche schon Jahrhunderte vergebens kämpften mit dem Flammen-Adler Preußens und vergebens die Strahlenkrone der Hohenzollern in ihre Nacht hineinzuziehen versuchten. Tag, Licht, Liebe, Freiheit, Offenheit ist unser Begriff und Prinzip, das sich gegen verfinsternde, regenpeitschende Hindernisse, selbst wenn sie auf den wüthendsten Fittigen des Sturmwindes einherreiten und angreifen, nur bewährt und durchsetzt und seine Kraft beweist. Wenigstens wüßten wir mit dem sonst unwillkommenen Sturm und Regen, der unser herrlichstes Volksfest zu stören suchte, nichts Besseres anzufangen, als ihm diese Deutung zu geben. Es war aber ein Volksfest im eigentlichsten und schönsten Sinne, das sei Deine Freude und Dein Stolz, Du blühendes Preußenvolk!

Auflösung des Räthsels Dorettens*) in Nr. 87 d. Bl.

Aus Melusine L...'s Stammbuche.

„Das Beste was ein Mädchen dem andern wünschen kann,
Ist, unter uns gesagt, ein kluger edler Mann."

Betty M....

*) Ich will, sagte Dorette E.... zu ihrem Verehrer R. alle Ihre Wünsche erfüllen, wenn Sie mir geben, was Sie nicht haben — was Sie nie haben werden — und doch mir geben können. —

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.", und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Dorow, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die

SCHNELL- POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 88 des Bürger-Freundes für 1840.

Sonntag, den 1. November.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Das „Magazin für die Literatur des Auslandes" spricht von einer baumwollenen Waffe gegen Mehemed-Ali, welche am Ende mehr thut, als die Kanonen à la Paixhans, mit denen die Engländer seine Städte beschießen wollen. „Die englische Politik ist klüger als sie aussieht; sie hat im Stillen eine Waffe geschmiedet, die verderblicher und doch edler ist als die öffentlich ausgestellten, die Baumwollene. Nach den neuesten Berichten im „Asiatic Journal" wird in Ostindien die Kultur der Baumwolle mit solcher Energie und solchem Erfolge betrieben, daß die Fabriken des Mutterlandes ihren ganzen Bedarf durch Lieferungen von dorther beziehen können. Die ergiebigste Finanzquelle aber des egyptischen Herrschers ist bekanntlich der große Gewinn, den er aus seinem weit verzweigten Handel mit Baumwolle zieht. Ihn an diesem Nerv anzugreifen, heißt, ihn an der verwundbarsten Stelle angreifen, und er muß auf viele Jahre, also für seine Person noch den ganzen geringen Rest seines Lebens, in allen Operationen gelähmt werden. Diese Waffe kann England mit gutem Glück und gutem Gewissen, ohne Verbündete und ohne Widerspruch von Seiten Frankreichs führen. Es kann sie im Schutz guter Wünsche von Seiten gebildeter Völker führen, die, schon lange an die segensreichen Künste des Friedens gewöhnt, keinen Beruf in sich fühlen, die Aussicht auf einen europäischen Krieg mit Freudentaumel zu begrüßen.

In Berlin reihte sich bis jetzt Fest an Fest, alle nicht blos glänzend, sondern herzlich und heiter. Nun zeigt sich die Festesherrlichkeit zu Ende, der König ist wieder nach seinem stillen Sanssouci zurückgekehrt und hat mit den Türken, Franzosen und Egyptern zu schaffen; Die Deputirten sind nach allen Himmelsgegenden abgereist und alle erzählen daheim noch voll Liebe und Begeisterung von dem König, und seinen herrlichen Reden und von seiner Freundlichkeit gegen Alle. Es ist wohl selten einem Regenten gelungen, in so kurzer Zeit nur durch Geist und Gemüth so die Herzen Aller, selbst der Kalten und Alten zu gewinnen, als dem König. Immer wird er's freilich auch nicht Allen recht machen, aber die Liebe wird viele Wege eben machen. — Mit ganz besonderer Freude fügen wir hinzu, daß man in Berlin überall mit gleicher Liebe und Verehrung von der Königin spricht, und sie als den guten Schutzgeist des Königs betrachtet.

Aus Frankreich.

Die Allgemeine Zeitung erzählt in einem Berichte aus Paris, vom 17. October: „Lassen Sie mich eines Vorfalls erwähnen, der in den höhern Kreisen Sensation gemacht hat. Hr. James von Rothschild hatte sich noch am Abend des Attentats nach Saint-Cloud begeben. Der König und die königliche Familie befanden sich im Empfangzimmer, mehrere Minister neben dem Könige, viele Personen der nächsten Umgebung des Hofes, endlich einige Gruppen Besucher. Hr. v. Rothschild wurde von der königlichen Familie ausnehmend artig empfangen, die Königin reichte ihm sogar die Hand. Dieser außerordentliche Empfang machte auf einige gegenwärtige Minister einen besondern Eindruck, und als Hr. v. Rothschild, seines Triumphs erfreut, sich zurückzog, näherte sich ihm einer der Minister, und sagte ihm: „Ich hoffe, Hr. Baron, Sie halten mich für gänzlich unschuldig an dem Artikel, der, Sie betreffend, im Constitutionnel erschienen, ich bin nicht immer Herr meiner Presse." Hr. v. Rothschild erwiederte sehr kühl: die Sache ist so unbedeutend, daß ich mich gar nicht viel darum gekümmert habe. Der Minister begann wieder: ich bin eben so wenig Herr aller Artikel, die in den Journalen erscheinen, wie Sie, Hr. Baron, der Personen, welche Sie in Ihrem Salon empfangen. Sagen Sie in meinem Vorzimmer, unterbrach Hr. v. Rothschild. Diese glückliche Antwort, einem der geistreichsten Franzosen gegenüber, ist eine Art Begebenheit. Man muß das hiesige Intriguenwesen kennen, um das Treffende ganz zu würdigen.

Aus England.

Ein gewisser Stephens, ein in einem großen Theile von Altengland als Spaßvogel bekannter vacirender Gentleman, stand vor Kurzem vor dem Zuchtpolizeigerichte von Buckinghamshire, weil er die Hausthür eines harmlosen, ihm völlig unbekannten alten Ehepaares hatte — zumauern lassen. Er lebte einige Zeit in Beaconsfield, einem wegen seiner romantischen Umgebungen, sehr angenehmen Städtchen, und galt dort allgemein für einen sehr ehrbaren Gentleman. Unglücklicherweise lebte seiner Wohnung gegenüber ein altes Ehepaar, welches ohne Dienstboten ganz allein ein kleines Haus bewohnte. Die beiden Alten standen in allgemeiner Achtung; sie hatten nur einen Fehler, welchen Stephens bald entdeckt hatte. Das patriarchalische Paar pflegte an bestimmten Tagen ihrem, in der Nähe des Städtchens auf einem Pachthofe wohnenden, Sohne einen Besuch abzustatten. Dort wurden sie immer reichlich bewirthet, und wenn sie spät in der Nacht zurückkehrten, so war die Entfernung, welche sie mit ihren etwas unsicheren Schritten maßen, wenigstens drei Mal beträchtlicher, als sie am Mittage gewesen war.

Umängst erreichten sie nach Mitternacht ihre Hausthür — wenigstens glaubten sie so, denn sie hatten mechanisch zehn Schritte von der Thür des benachbarten Hauses gemessen. Der alte Mister Timmins zieht nach einigem vergeblichen Suchen den Hausschlüssel aus der Tasche; darauf schickt er sich an, die Thür zu öffnen, allein umsonst, das Schloß ist nicht zu finden. Liebe Mistreß Timmins, sagte der alte Gentleman: das Schlüsselloch ist gestohlen! — Lieber Mister Timmins, erwiederte seine bessere und umfangreichere Hälfte: Sie haben zu viel Ale getrunken. Wer sollte wohl ein Schlüsselloch stehlen? Sie sind noch nicht an der Thür. Das ist ja hier eine Wand. — Sie haben Recht meine Theure, antwortete der Gemahl; aber ich glaubte, ich sei weit genug gegangen, um die Thür zu finden, denn ich sah Nr. 4 zur Linken, und Nr. 6 zur Rechten; ich zog also ganz natürlich den Schluß, daß unser Haus, welches Nr. 5 ist, dazwischen liegen müsse. Dies ist Ihnen doch gewiß einleuchtend? Der ehrenwerthe Gentleman ging wieder zu Nr. 4, und dann zu Nr. 6, aber dazwischen war nichts als Mauer — Nr. 5 war nicht zu finden. Beide blickten einander mit großen Augen an, und konnten nur in der Vermuthung, daß sie in hohem Grade betrunken seien, eine Lösung dieses Räthsels finden — eine Vermuthung, welche sie bewog, lieber das Unangenehme ihrer Lage zu ertragen, als ihre Nachbarn zu beunruhigen. Der alte Timmins setzte also, mit dem Hausschlüssel in der Hand, die Jagd nach dem Schlüsselloche unverdrossen fort. Endlich zur Verzweiflung getrieben, beschlossen sie, um Hülfe zu rufen. Bald versammelten sich die Nachbarn mit Lichtern und Laternen um sie her, um sich von der Ursache ihres Angstrufes zu überzeugen, und es ergab sich, daß die Hausthür sorgfältig mit Backsteinen vermauert, und übertüncht war. Man war übrigens alles Nachsuchens nach dem Anstifter überhoben, denn sobald die versammelten Nachbarn die Wahrheit entdeckt hatten, rief Stephens aus seinem gegenüber liegenden Fenster, wo er nebst einigen Freunden das Resultat abgewartet hatte: „What — here's a joke! — eh, isn't that fun? Stephens wurde in eine Geldbuße von fünfzig Pfd. Sterl. verurtheilt, und der Scherz würde ihm gewiß noch theurer zu stehen gekommen sein, wenn nicht eine einflußreiche Person sich für ihn verwendet hätte.

Die Taschendieberei nimmt eben jetzt in London wieder so überhand, daß kürzlich zwei ausgefeimte Gauner, die sich aber nicht kannten, im Gedränge sich gegenseitig zu bemausen gedachten. Der Eine hielt eine Uhr, der Andere eine Börse in seiner Hand, als Jeder die Absicht des Anderen erkannte, und ein Wortwechsel darüber sich entspann. — Darüber kam ein Constable (Polizei) hinzu, der nahm die quästionirten Sachen bis zur Ausgleichung des Disputes zu sich, verschwand aber augenblicklich damit im dichtsten Volkshaufen, denn — auch er war nichts weniger wie ein Häscher, sondern ebenfalls ein — Gauner.

Aus der Schweiz.

Man schreibt aus Bern: „Dienstags Nachmittags ereignete sich hier ein jammervolles Unglück. Einer unserer ersten Aerzte, Hr. Dr. Lindt, war eben mit seiner Chaise von einem Krankenbesuch vor sein Haus zurückgekehrt und ausgestiegen, als eines seiner Kinder, ein hoffnungsvoller Knabe von 15 Jahren, aus dem zweiten Stockwerk, den Kopf voran, vor seine Füße auf die Straße stürzt. Man hatte, was hier in allen Wohnungen Statt findet, bei eingetretenem Herbst die eisernen Geländer vor den Fenstergesimsen weggenommen, um die Vorfenster einzuhängen. Der Knabe, der seinem Vater etwas zurufen wollte, eilte lebhaft ans Fenster, vermeinte sich mit den Händen auf das eiserne Geländer zu lehnen, welches nicht mehr vorhanden war, und da er die erwartete Stütze nicht fand, so riß ihn seine eigene Schwere hinunter. Besinnungslos wurde er hinaufgetragen. Seither schwebt er zwischen Leben und Tod. Doch soll noch Hoffnung zur Rettung vorhanden sein."

Aus Spanien.

Vor einiger Zeit wurde die Postkutsche von Madrid nach Sevilla auf der Straße von Räubern angefallen, beraubt und die Passagiere fortgeschleppt, um von ihnen reiche Lösegelder zu erpressen. Noch ist die Bande beschäftigt, die Beute zu theilen, als eine zweite Räuberbande die erste überfällt, sie in die Flucht schlägt und die Beute und die Reisenden in die Gebirge schleppt. Unterwegs nimmt einer der Beraubten seine Cigarrenbüchse heraus, die man ihm gelassen hatte, zündet sich eine Cigarre an und bietet einem neben ihm gehenden Räuber auch eine an, die dieser nicht ausschlägt, sie an der seinigen anzündet und nun ein Gespräch anknüpft, worin er über die schlechten Zeiten klagt, das Gewerbe wolle nicht mehr gehen, es sei übersetzt, gar viele Mühe und wenig Gewinn dabei, und endlich zu dem Geständniß kommt, daß er gern das Räuberhandwerk aufgeben und zu einem ehrlichen Gewerbe übergehen wolle, wenn er es ungestraft thun könne. Der Reisende, dem er diese Eröffnungen machte, war ein Mann von Einfluß, er versprach, sich für die ihres Standes Ueberdrüssigen zu verwenden, wenn man ihn nach Madrid gehen ließe; das ward ihm zugestanden, Pferd und Reisegeld und Paß gegen andere Banden gegeben, und als er mit dem Generalpardon zurückkommt, findet er Reisende und Räuber im besten Einverständniß traulich vereint um einen für jene besonders gestohlenen Schinken, den sie sich trefflich schmecken lassen, und fast zur Ueberzeugung gekommen sind, daß das Freibeuterleben doch nicht ohne Reiz sei. Doch der Hauptmann hält ihnen eine derne Strafpredigt, und Reisende und Räuber halten einträchtig nnd zum großen Jubel des Volks ihren Einzug in Madrid.

Aus Siebenbürgen.

In der kleinen Wallachei, zu Mehedinz, berichtet das „Siebenbürger Wochenblatt," hat sich dieser Tage Nachstehendes zugetragen: Während der Abwesenheit des dortigen, etwas abseits wohnenden Geistlichen dringen in dessen bloß von seinem Weibe und einer 14jährigen Tochter bewohntes Haus drei Räuber ein, bemächtigen sich der Mutter, und trachten unter Mißhandlungen und der Drohung sie umzubringen, von ihr das Geständniß und die Herausgabe ihrer Baarschaft zu erpressen. Da ergreift das unbeachtete Mädchen ein Messer, und mit Blitzesschnelle auf zwei der Räuber, welche die Mutter festhielten, losspringend, verwundet sie dieselben tödtlich, während der dritte Räuber im Aufsuchen der Baarschaft begriffen, von dem plötzlichen Fall seiner Kameraden und dem Hülferuf des Mädchens erschreckt, die Flucht ergreift, und so dem Mädchen Zeit läßt, der Mutter beizuspringen. — Die Regierung, von der hochherzigen und muthvollen That des gedachten Mädchens in Kenntniß gesetzt, hat beschlossen, demselben zur Aufmunterung solcher aufopfernden Kindesliebe eine Belohnung und öffentliche Belobung zu gewähren.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 88.

Bremen, Sonntag den 1. November 1840.

Gestorben:

948. Den 28. Oct. Der Arb. Joh. Friedr. Sieckmann, 60 Jahr; Stangen Hof Nro. 7.

949. Den 28. — Des Malers Diedr. Jürgen Wilh. Schär Sohn (gleich nach der Geburt gestorben); kl. Krummenstraße Nro. 9.

950. Den 29. — Der Küpergesell Johann Hinrich Friedr. Wichmann, 43 Jahr; hint. Stephanithorswall Nro. 9.

951. Den 29. — Des Landmanns Hermann Döhle Ehefr., geb. Rust, 56 Jahr; Bauernstr. Nro. 3.

952. Den 30. — Des Arb. Joh. Christ. Wiegand Tochter, 1¼ Jahr; Heerdenthorswallstraße Nro. 6.

Nro. 953. Den 30. Oct. Der Cigarrenmacher Joh. Eschenfeld, 43 Jahr; Düsternstraße Nro. 80.

— 954. Den 30. — Des Briefbestellers Friedr. Schütte Ehef., geb. Graebener, 70 Jahr; Johannisstraße Nr. 7.

— 955. Den 30. — Des Schneidermeisters Carl Aug. Hoffmann Ehefrau, geborne Kamping, 31 Jahr; Wüstenstätte Nro. 3.

— 956. Den 31. — Des Arb. Chr. Thiele Ehef., geb. Gäten, 60 Jahr; Diekers Gang Nro. 4.

— 957. Den 31. — Des verst. Grobbäckers Loddig Mindermann Wittwe, geborne Knoop, 77 Jahr; Hankenstraße Nro. 17.

Geboren:

1302. Den 26. Oct. Des Schuhmachermeisters Erich Andreas Eeg Ehefr., geb. Weber, Seemannsstr. Nro. 4; von einem Mädchen.

1303. Den 26. — Des Schneidermeisters Johann Friedr. Carl Krasna Ehefr., geb. Bernhard, Stavendamm Nr. 22; von einem Mädchen.

1304. Den 27. — Des Arb Joh. Diedr. Schierenbeck Ehefr., geb. Elfers, Hastedt Nro. 42; von einem Knaben.

1305. Den 28. — Des Zimmermeisters Anton Gerhard Hauschildt Ehefr., geb. Regenborn, Neustadtswall Nr. 5; von einem Knaben.

1306. Den 28. — Des Schuhmachermeisters Franz Feise Ehefr., geb. Seebeck, Grafenstraße Nro. 10; von einem Knaben.

1307. Den 28. — Des Malers Diedr. Jürgen Wilh. Schär Ehefr., geb. Focke, kl. Krummenstraße Nro. 9; von einem Knaben.

Nro. 1308. Den 28. Oct. Ein Mädchen — Abbenthorswallstraße Nro. 74.

— 1309. Den 29. — Des Musikus Carl Wilh. Schmidt Ehefr., geb. Meyerdierks, Gentauers Hof; von einem Knaben.

— 1310. Den 29. — Des Steuermanns Diedr. Ernst Ziegeler Ehefr., geb. Schau, Knoopstraße Nro. 29; von einem Mädchen.

— 1311. Den 29. — Des Cigarrenmachers Carl Heinr. Wagner Ehefr., geb. Wiehe, Fetten Gang Nro. 7; von einem Mädchen.

— 1312. Den 30. — Des Cigarrenmachers Georg Lemcke Ehefr., geb. Tiedemann, Neustadtswall; von einem Mädchen.

— 1313. Den 30. — Des Notars Dr. juris Herm. Liborius Post Ehefr., geb. Schumacher, Obernstraße Nro. 6; von einem Mädchen.

— 1314. Den 31. — Des Waarenmäklers Franz Heinr. Wilh. Riensch Ehefr., geb. Rump, am Wall Nro. 71; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

465. Der Kaufmann Heinr. Friedr. Eduard Meyer und Margaretha Amalia Heineken hieselbst.

466. Der Aufseher der Theerhäuser Wilhelm Ludw. Koch hies. und Auguste Marie Johanne Elise Quensell zu Gittelde.

467. Der Feldwebel im hiesigen Feldbataillon Joh. Gottfried Heintz, gen. Siebert, und Johanna Maria Stolze hieselbst.

468. Der Maler Joh. Nicolaus Bullerdieck und Anna Küster. Beide von hier.

Nro. 469. Der Schuhmacher Joh. Heinr. Friedr. Bischoff hies. und Elise Dorothea Henriette Juliane Weusthoff zu Diepholz.

— 470. Der Federposenhändler Joh. Julius Carl Hodann und des verst. Federfabrikanten Diedrich Meyer Wittwe, Luise Friederika, geb. Becker hieselbst.

— 471. Der Dienstknecht zu Arsten Hinr. Blanke und Margaretha Adelheid Lehmkuhl zu Süstedt.

— 472. Der Bockfahrer Herm. Christ. Paul und Dorothea Sumfleth.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 89.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 5. November 1840.

Drum such' er früh die Portiers zu finden,
Verstand und Güte, auf dem bunten Pfad',
Dann sieh't er jene wilden Gäste schwinden,
Noch eh' ihr Fuß des Hauses Flur betrat;
Und lichte Engel zieh'n in seine Räume,
Und jeder wird ihm seelenvoller Freund,
Begleiten ihn als Nachklang seel'ger Träume,
Wenn ihm die ernste Umziehzeit erscheint.

Daeves.

* Das Herz.

Ich kenne eine Herberg, klein und fein,
Da kehren so Teufel wie Engel ein,
Und alle finden drin Tisch und Bett,
Als ob man jeden zu leiden hätt',
Und jeden sieht man dort so tractir'n,
Als woll' man das Haus ihm recommandir'n,
Doch richten's die Teufel gar garstig zu
Und lassen den Hausherrn nie in Ruh;
Sie fressen ihm auf sein ganzes Glück
Und haben kein einziges Kupferstück,
Und fragt er, woher sie sind und was,
So zeigen Sie vor einen falschen Paß,
Und macht der Hausherr die Stirne kraus,
Es kehren sie falsche Münzen heraus.
Kommt aber ein Engel zu wohnen hier,
Sie jagen und schlagen ihn aus der Thür,
Doch schreiet ein starker Engel daher,
Schnell machen die Teufel die Bänke leer
Und bald sieht man keinen einzigen mehr.
Da dauerts nicht lang', — wie mag's doch sein? —
So eilen die Engel bei Schaaren herein,
Sie haben sogar einen göttlichen Paß
Und kommen wohl aus dem Himmel baß,
Sie zahlen in Münzen — nicht falsch und klein,
Dafür sie wollen beherbergt sein.
Wie das dem Wirthsmann so wohl gefällt!
Er preiset sich glücklich in dieser Welt,
Und millionen Mal wünscht er sich:
O blieb' es so immer und ewiglich! —
Und er hätte bald sie bleiben gemacht,
Da kommen die Teufel in einer Nacht
Und schließen mit dem Wirthe einen Accord,
Und sie jagen gemeinsam die Engel fort;
Nun wohnen die Teufel wieder dort.

Th. Driske.

Vergiftungsprozeß der Mad. Lafarge.

(Fortsetzung.)

Wir übergehen eine Reihe von unbedeutenden Verhandlungen; müssen jedoch darauf auf-

merksam machen, daß Th. Bac, der als gewissenhafter Advokat bekannt ist und mit der Vertheidigung der Angeklagten anfangs nichts zu schaffen haben wollte, jetzt (in Folge eines Seitenhiebes vom Generaladvokaten) als Vertheidiger auftritt und um das Wort bittet. Der Generaladvokat fragt die Angeklagte, ob ihr Bac's Anerbieten genehm sei, sie macht ein Zeichen der Bejahung; der Präsident giebt darauf seine Zustimmung, weil es der Angeklagten frei stehe, sich so viel Vertheidiger als ihr gefiele zu wählen. Wichtig ist dieses Auftreten Bac's, weil es der Vertheidigung mehr moralischen Nachdruck giebt, da Paillet nur als sehr schlauer Advokat berühmt ist; ein Pariser Korrespondent sagt, er sei als „Advocatus diaboli" in Paris gesucht und habe sich besonders als Vertheidiger des berüchtigten Schwindlers Girardin einen Namen gemacht.

Marie Aimé Emma Pouthier, 19 Jahre alt, tritt auf. Der Präsident fragt, ob sie die Angeklagte kenne; sie wendet sich nach Mad. L. hin, wirft ihr einen Blick voll Liebe zu und bricht in Thränen aus. Ihre Aussage geht dahin, daß sie am 11. Januar auf Glandier war, sah, wie der Kranke gepflegt wurde und von Mad. Marie L. hörte, er habe die Bräune, wolle aber nichts als kaltes Wasser nehmen. Dies fiel Mlle. Pouthier so auf, daß sie rief: „Wie, Marie, er will Ihnen, die er so liebt, nicht folgen!" Nun gingen die beiden Damen auf der Angeklagten Zimmer; Mlle. P. bat ihre Freundinn, sich nicht zu ängstigen, da Charles sich von jeher habe gern bedauern lassen; sie ging dann ins Krankenzimmer, machte dem Kranken Vorwürfe, daß er seine Frau so quäle, und er schien das einzusehen. „Ich sah, daß sie ein Glas vom Tische ihres Mannes nahm, Wasser und Gummi hinein that und es austrank. Auf dem Arbeitstische stand ein Beutel mit weißem Pulver; Mlle. Brun glaubte nicht, daß das Gummi sei, ich nahm etwas davon zwischen die Finger und verschluckte es. Ein andermal sah ich, daß Marie Pulver in einen Löffel that und fragte, was das sei, worauf sie ganz ruhig antwortete: Es ist Wasser und Gummi. Sie war beim Kranken: „Charles, nimm das," sagte sie, „es ist Dir gut. Bin ich einmal krank, so thue ich Alles, was Du willst." Am folgenden Tage reiste ich auf Besuch zu meiner Mutter. Am Montag kam ich zurück; Marie war bleicher und angegriffener als Tags zuvor; sie war trüb und nachdenkend, nahm mich beim Arm und führte mich auf ihr Zimmer. Hier warf sie sich mir in Verzweiflung ans Herz; ich beruhigte sie, da sagte sie: „Ich bin sehr unglücklich, mein Mann liegt im Sterben und niemand drückt mir die Hand und sagt mir ein tröstend Wort; sie entfremden sich mir immer mehr, behandeln mich wie eine Fremde und glauben wohl gar, ich wolle von Geldangelegenheiten sprechen; sie kennen mich sehr wenig." Ich suchte sie auf andere Gedanken zu bringen und sagte, man wolle ihr nur den Schmerz ersparen, sie leiden zu sehen. Sie schloß damit: „Ist er erst wieder hergestellt, so gehe ich auf zwei Monat zu meiner Schwester nach Paris; sie sollen fühlen, daß ich eine solche Vernachlässigung fühle und begreife." — — Mlle. Pouthier so oft sie zu ihr gekommen, habe die Angeklagte fast immer auf den Knieen gelegen. Sie wollte ausgleichen, doch der Kranke wendete sich ab von ihr und gab ihr keine Antwort; Mad. L. sei trostlos gewesen und sie habe sie zu beruhigen gesucht, worauf Clementine sie gebeten, Madame ja nicht zu viel Hoffnung zu machen, da die Aerzte den Kranken aufgäben. Als er todt war, habe ihr die Angeklagte verzweifelnd zugerufen: „Ach mein Gott! ich war mein ganzes Leben lang unglücklich; niemand

hat einen Begriff davon, was ich gelitten habe; es ist sehr hart. Mein Gott und jetzt wieder! Ich verliere die Besinnung!" — Ob die Angeklagte ihrem Kammermädchen einzulernen gesucht habe, was sie sagen solle, berichtet der Zeuge dahin, daß sie dieselbe, als sie angeklagt ward, fragte, was sie mit dem Arsenik gemacht habe? Ferner habe sie die Angeklagte einmal rufen hören: "Es ist zum Verzweifeln, Sie sagen keine zwei Mal dieselbe Sache!" Daß sie gesagt, mit Alfred wäre das doch ganz anders, sei möglich, doch erinnert sich der Zeuge dessen nicht mehr recht. Am Tage vor Lafarge's Tode gewahrte sie in Mad. Marie's Schürzentasche eine schwarze Dose und war darüber ein wenig erstaunt, da sie im Hause so seltsame Dinge vorgehen und Mlle. Brun, wie Mad. L. Mutter voll Verdacht sah. „Ich fragte Clementine, was in der Dose sei und sie antwortete: „Das Gummi der Madame!" Ich nahm ein wenig und reichte es Hrn. Fleignat, indem ich sagte, ich hätte es bei Mama gefunden; ich wollte ihm nicht gestehen, daß ich es Mad L. genommen habe." Der Zeuge wird gefragt, ob er nicht gesagt habe: „Wenn Sie etwas zu verbergen haben, z. B. Arsenik, so geben Sie es mir!" Von Arsenik will sie nicht gesprochen haben, wohl aber von Briefen, die die Angeklagte nicht sehen lassen wolle. Das habe sie auf Fleignat's Rath gethan. Sie wird wegen einer Traumscene gefragt und antwortet: „Wohl fand eine kleine Scene der Art statt, doch sie ist so kindisch, daß ich jetzt, wo es sich um eine so ernste Angelegenheit handelt, auf eigenen Antrieb nicht davon gesprochen haben würde. Wir waren beide zu einer Landpartie eingeladen, ich wollte nicht Theil nehmen, weil ich dazu keine passende Toilette bei mir hatte; sie wollte mir ein Kleid borgen und drang in mich, es anzupassen; wir gingen auf ihr Zimmer, sie holte eines hervor und sagte: „Ich glaube, ich werde stärker." Um sich davon zu überzeugen, nahm sie ein anderes Kleid, ein weißes, ihr Brautkleid. Ich bat sie, sich einmal als Braut zu kleiden; sie that Schleier und Schärpe um und nahm ihr Gesangbuch in die Hand. Wir lachten wie die Kinder; Marie verstand sich zu diesen Kindereien, um mir Spaß zu machen. — Es wurde Nacht, wir waren allein und hörten ein Sausen; das fast erloschene Feuer flackerte plötzlich wieder auf, sein Schimmer spiegelte sich auf den Möbeln und glich zahllosen hüpfenden Flammen. Ich sagte: „Mir kommt es vor, als sei das Zimmer voll Kerzen." Unsere Phantasie wurde immer aufgeregter, uns es war, als sähen wir Gespenster, Gräber, Kirchhöfe. Ich spürte etwas Furcht, nicht viel, aber doch ein wenig. Abends hatten wir vom Magnetismus und Mme. Montbreton, die Marie so sehr liebte, gesprochen; ich glaubte, ich stehe unter dem Einflusse des Magnetismus; das war albern, denn nie ward ich magnetisirt."

Der Präs.: Es ist nöthig, daß wir weiter gehen. —

Mlle. Pouthier ist ein hübsches, neunzehnjähriges Mädchen, kein Wunder, daß ihre Aussage, wie ein Berichterstatter sagt, „mit der andächtigsten Aufmerksamkeit" vernommen wurde. Mad. L. schien glücklich zu sein, daß ihr unter ihres Mannes Verwandten eine Freundin geblieben; sie lächelte fortwährend bei Mademoiselles Deposition.

Denys wird wegen der gegen Mad. L. ausgestoßenen Anschuldigungen befragt und meint, er erinnere sich keiner solchen; habe er aber ähnliches gesagt, so sei es in einem Fieberanfalle gewesen. —

Die Experten werden gemeldet; Angst und Spannung auf allen Gesichtern; Dupuytren liest einen Rapport vor, in welchem er ihr chemisches Verfahren entwickelt und damit schließt, daß sie

nirgends Spuren von Arsenik gefunnen haben. Die übrigen Experten bestätigen dies einstimmig. — Allgemeiner lauter Jubel! — So schließt die Sitzung.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Universitäts-Gebäude zu Newyork.

University of the city Newyork. —

Dem Herrn Pastor Rothe zu St. Apscharii verehrungsvoll gewidmet von Dr Schücking.

Den Deutschen, Engländer, oder Franzosen kann der erste Anblick eines altgermanischen, oder gothischen Gebäudes in Nordamerika mit einer wehmüthig angenehmen Erinnerung an sein Geburtsland überraschen: allein das Bewußtwerden der Täuschung wird bald den oberflächlichen Eindruck verlöschen; und bald der Anstoß, den jede ungeschickt versuchte Täuschung gegen das Wahrheitsgefühl mit sich führt, bald das Lächelnmüssen über das Volk der neuen Welt, das sich gern eine Vorzeit andichten möchte, die es in der That nicht hat, uns weder zur reinen Freude über Heimathliches, noch zur ungemischten Sehnsucht nach den Fluren kommen lassen, auf welche der Straßburger-Münster, der St. Stephan's-Thurm zu Wien, die Archibasilica von Kölln, oder die Thürme von Notre Dame, oder die Westminsterabtey ihre Schatten werfen. —

Die Nordamerikaner, an gigantische Unternehmungen gewohnt, und vom Glücke mit Prosperität verwöhnt, durften Versuche wagen, Mängel und Lücken zu heben und zu füllen, welche ihrer vorspringenden National-Eitelkeit auf ähnliche Weise empfindlich sind, wie dem Attila unseres Jahrhunderts der Mangel einer glorreichen Ahnenreihe — die Wurzellosigkeit seines Stammes — und sein isolirtes Dastehn gegenüber den von Hohenzollern, Habsburg, Lothringen, Bourbon und den andern Erzfürstengeschlechtern Europas, — eine Armuth welche ihm so peinlich und unleidlich war, daß er zu schwören sich vermaß, in einigen Jahren solle seine Dynastie die älteste in Europa sein! —

In dem Versuche aber, dem Lande durch Gebäude altgermanischen Styles eine Vorzeit zu geben, geht es den Amerikanern mit dem Alterthume, wie kleinen Knaben mit den Vögeln, wofür sie emsig Käfige bauen, ohne sie je einfangen zu können. —

Die Gebäude selbst betreffend, würde man ihnen Unrecht thun wenn man etwa nach den Kirchen auf dem Lande an denen durch Spitzbogen und Pfefferbüchsen der ganze Begriff des Baumeisters vom gothischen Style erschöpft zu sein scheint, rasch urtheilen wollte, die amerikanischen Architekten verständen sich nicht auf Herstellung vollkommener Werke dieser Art.

Es fehlt ihnen durchgehends an Fantasie und Gefühl zur selbstständigen Erfindung neuer Schöpfungen der Kunst; aber Geistesfähigkeit zu beobachten und zu vergleichen, wie Geschicklichkeit, anzuwenden, nachzubilden, ja zu vervollkommenern — wer könnte die den hellâugigen, klugen Amerikanern streitig machen! —

Ihre Town, Davis und Dayton haben es an der University und an dem, wegen seines zu großartigen, oder vielmehr zu kostbaren Planes nur theilweise ausgeführten theologischen General-Seminar der protestantisch-bischöflichen Kirche der Vereinigten-Staaten *) wohl rühmlich genug bewiesen, daß ihnen die Aufgabe nicht zu schwer

*) Der Grund (2 Meilen von der Cityhall) ist ein oblongum von 800' lang und 180 breit, gekauft für 60000 Doll. geschenkt von Clemens Moore, Sohn des letzten Rector rvnd. Dr. Benjamin Moore. Es steht nur erst ein Flügel 110' lang und 60' breit. Mr. John Kohn zu Philadelphia hat jüngst diesem Institute 100,000 Doll. nach Ableben seiner Gattin, vermacht.

war, die Ufer des Hudsons mit Brittaniens, und Germaniens Monumenten zu schmücken.

Allein, aus der alten in die neue Welt versetzt, stehen dieselbe ohne den Hintergrund einer pittoresken Vergangenheit — leer an Erinnerungen, und in dieser Leere grausig öde da; und wie sie mit dem ganzen Geistes-, und Gemüthsleben der germanischen Völker zusammenhangen, biethen sie den schneidendsten Contrast desselben mit dem Wesen, und den selbstsüchtigen Bestrebungen des Volkes dar, das sich ohne Fug und Recht und in unehrlicher Absicht ihrer bemächtigt hat; und beleidigen durch die Wurzel- und Anhaltlosigkeit, womit sie mehr auf das Land geworfen, als aus demselben hervorgewachsen zu sein scheinen.

In diesen ihren gothischen Kirchen hat ja nie ein König aus den Händen des Erzbischofs die Reichskrone, oder aus der Flasche, die eine Taube vom Himmel gebracht, an der Seite einer heiligen Jungfrau von Orleans die Salbung empfangen: — nie ein Bischof, oder Großmeister das vierfache Gelübde *) eines Tempelherrn, oder Johanniterritters erhoben: — nie ein infulirter Abt die Schleier Gottgeweihter Jungfrauen eingesegnet: — nie ein heiliger Bernar von Clairvaux mit der gepaarten Gewalt eines Demosthenes, und Bossuet den Kreuzzug gepredigt, und ohne den zu Kreuzen zerrissenen Mantel, wie ein kleiner Knabe auf den Armen des riesigen deutschen Kaisers Conrad, die Kirche verlassen: — nie ein Bayard, oder Franz von Sickingen „im Namen Gottes, und des heiligen Georg" den dreifachen Ritterschlag ertheilt: — nie unser große Luther mit den weltlich schwachen, aber göttlich starken Waffen des Wahrheitsbewußtseins, und des Gottvertrauens der furchtbaren Macht der Staatsgewalt, und der Kirchenrache — so vielen „Teufeln" wiederstanden, „als Ziegel auf den Dächern von Worms" waren. —

Diese ihre gothische Burgen waren ja nie von den Mannen eines Raubgrafen eingeschlossen: — von ihren Zinnen wehte nie die Fahne der Trauer über den Tod des einzigen Ritterfohnchens, der letzten Hoffnung seines edlen Stammes: — von diesen Thürmen erschallte nie das Horn des Warts mit freudigen Tönen, die lang ersehnte Heimkehr des Rittes aus dem heiligen Lande seiner treuen Penelope, und den Kindern zu verkünden, die sie jeden Morgen — jede Nacht, — um des eigenen theuern Vaters Schutz zu Gott und der heil. Jungfrau hatte flehen gelehrt: — in diese Thore zogen nie siegreiche Hohenzollern mit gefangenen Grafen, Bischöfen, und Rittern — nie Knappen mit der Leiche des erschlagenen Burgherren ein: — diese Zugbrücken fielen nie für edle Herren, schöne Frauen, holde Fräulein, heitere Mienesänger, und fröhliche Troubadoure, die sich zum Tourniere, oder zum Bankete drängten. Hier nahm nie ein treuer Ritter Wulf einen Bischof Benno gastlich auf, wenn er, mit deutscher Treue zum deutschen Kaiser haltend, von dem Furchtbarsten der römischen Bischöfe gebannt, und verfolgt, als armer Pilger verkleidet, sich aus den Wäldern wagte, um die Thürme seiner Domkirche und die Zinnen seines theuern Osnabrücks zu erschauen *). Hier zürnte und trauerte kein königlicher Richard in Fesseln, bis ihn sein treuer Blondel mit den Freiheitsklängen seiner Leier entzückte: — Hier forschte und betete kein Luther, bis die Engel frommer Weisheit, und treuer Freundschaft seinen Kerker öffneten: — hier lebten und liebten, sehnten und weinten keine Ida's und Rosamunden und Anna

*Armuth, Enthaltsamkeit, Gehorsam und Krieg gegen die Ungläubigen.

*) Brostermann's Gedichte „Bischof Benno".

Boleyns — keine Agnese von Merania und von Mansfeld, und Philipine'n Welser: — hier überraschte, und entzückte mit Himmelsfreude kein Philip Erbach, durch die List eines mitbewerbenden falschen Ritters todt gesagt, seine treue Braut Anna Nassau, als sie Abends für seine Seele betend in der Waldkapelle kniete, die sie für den Gefallenen im heiligen Lande errichtet hatte *): — hier stieg

In den alten Biederzeiten,
Als noch Treue Sitte war,
Und ein Weib nicht um ein Haar
Durft von ihrem Pfade gleiten,

kein deutscher Ritter mit dem Gaste

Von Navarra's Fürst gesandt
In das heil'ge deutsche Land —

eine schmale lange dunkle Wendeltreppe hinab, ihm zu zeigen,

Wie ein Ritter sonder Glimpf
Rächte seines Hauses Schimpf **).

(Die Fortsetzung folgt.)

* Aus der Zeit.

Es kommt uns da zufällig ein Blatt der Ritzebütteler Zeitung zu Gesicht, worin eine Sache verhandelt wurde, die — weil sie nur wenigen unserer Mitbürger bekannt, für Viele jedoch von Interesse sein möchte — wir uns bewogen fühlen hier mitzutheilen, obgleich sie schon ein Bischen alt ist: Die Red.

Bederkesa, den 22. August. — Bei nun von Seiten der Regierung angeordneten Aufhebung der gegen den Hauptmann Böse bisher verfügt gewesenen polizeilichen Zwangsmaßregeln hat folgende Correspondenz stattgefunden:

Durch ein Rescript des königl. Ministerii des Innern vom 12. d. M. bin ich angewiesen, dem Herrn Hauptmann Böse zu eröffnen, daß Se. Majestät der König Allerhöchst zu verfügen geruht haben, daß die wider den Herrn Hauptmann durch die Landdrostei-Rescripte vom 12. und 14. Nov. v. J. und 18. Febr. d. J. angeordneten polizeilichen Sicherungsmaßregeln, nachdem das neue Landesverfassungsgesetz publicirt worden, gegenwärtig zurückgenommen werden sollen. Indem ich des höhern Auftrages mich hierdurch entledige, darf ich zugleich die zuversichtliche Erwartung aussprechen, daß der Herr Hauptmann im wohlverstandenen eigenen und des Landes, insbesondere der hiesigen Herzogthümer Bremen und Verden Interesse, sich solcher Handlungen, namentlich zum Zweck der Hintertreibung von Deputirtenwahlen, welche zu den jetzt zurückgenommenen Maßregeln geführt haben, für die Zukunft enthalten, und dadurch die Regierung der unangenehmen Nothwendigkeit überhoben werde, ähnliche und zwar nach Befinden der Umstände selbst schärfere Maßregeln eintreten zu lassen.

An den Herrn Hauptmann Böse zu Bederkesa. Stade, den 14. August 1840. Der Landdrost Marschalk.

Hochwohlgeborner Herr Geheimerath!

Durch ein Schreiben des Herrn Geheimerath v. Marschalk, vom 14. d., werde ich benachrichtigt, daß die gegen mich angeordneten polizeilichen Maßregeln gegenwärtig, nachdem das neue Landesverfassungsgesetz publicirt worden, zurückgenommen sind. In den verschiedenen Terminen, in welchen zu erscheinen ich durch gewaltsame Maßregeln gezwungen wurde, ist mir eröffnet worden, daß die Strafe der Beschwerdung meiner persönlichen Freiheit, die jetzt 9 Monate bestanden, ihren Grund darin habe, daß ich, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Unterthanen förmlich aufwiegle. Durch das Schreiben vom 14. d. aber erfahre ich, daß man nunmehr die Art meines Verbrechens näher erforscht

*) „Philip Erbach und Anna Nassau" von F. L. Gr. zu Stolberg.

**) „Die Büßende" von demselben Dichter.

haben wolle, indem mir angezeigt wird, daß der Grund der wider mich verfügten Strafe der sei, weil ich Deputirtenwahlen verhindert — oder richtiger, daß ich als Wahlmann drei Mal in Bremervörde jede Wahl abgelehnt, protestirt und zuletzt bei dem deutschen Bunde Beschwerde geführt habe. Nur beiläufig — was vielleicht überflüssig scheinen kann — bemerke ich, daß, bevor ich als Wahlmann gewählt wurde, ich mit keinem Bauern über die Sache gesprochen hatte, Keinen der Wahlbevollmächtigten als solchen kannte. Nur einer der Mitglieder der Fleckenobrigkeit, Herr Dr. Bögel, fragte mich auf dem Clubb, ob ich Wahlmann werden wolle, worauf ich sehr kurz antwortete: „darauf will ich Ihnen keine Antwort geben.“ Mein Grundsatz war und ist: Man muß seinem Herrgott auch was überlassen, sich zu nichts drängen, wenn uns das Gewissen nicht laut zuruft. — Als die Wahlbevollmächtigten des hiesigen Amtes sammt und sonders, was eben nicht Gebrauch ist, in mein Haus kamen (1838), mir die auf mich gefallene Wahl anzuzeigen, gab ich Ihnen zur Antwort:

„Euer Wahlmann will ich nur dann sein, wenn Ihr über die große Landesfrage so denkt wie ich und das demnächst bekräftigen wollet durch Wort und Schrift, denn unsere Gegner, die uns das Recht verkürzen wollen, werden sprechen: nicht die Bauern, nur ich wolle sie nicht gewähren lassen.“ Nach dieser Antwort traten zwei Männer hervor und erwiderten im Namen Aller. Der Eine: „Wir denken wie Sie, wir wollen wohl damit durchkommen, aber es muß alles ordentlich und gesetzlich zugehn.“ Der Andere: „Dann schicken Sie nur her, alle unsere Dorfleute werden das mit unterschreiben.“ — Ich habe nicht gewählt, sondern protestirt, das habe ich den Wahlbevollmächtigten gesagt; darauf haben sie zweimal mich einstimmig wieder gewählt. Die Hauptsache aber bleibt immer die, daß ich bei meinen Handlungen im Leben, seit ich Mann bin, den anscheinend egoistischen Grundsatz befolge, daß es mir wohlergehe. Ich meine nicht auf dieser Erde, die der Widersprüche und veralteten Thorheiten so voll ist, sondern dort, wo der Geist von dem Leibe befreit, und wie feste Ueberzeugung mir sagt, sich dessen, was hier vorging, erinnern wird. Mein Geist soll sich dann nicht feiger Menschenfurcht anzuklagen haben, sich nicht selbst eine Hölle schaffen, an die ich, aber keine andere, glaube.

Wenn ich wieder ein Amt annehmen sollte, so will ich, um es mir recht zu machen, mich bestreben, gemeinnützig zu werden. Keinen Werth mag ich legen auf den Beifall wie den unbegründeten Tadel Anderer. Die Folgen meiner Handlungen haben mir, so lange ich, nach dem Zeugniß meines Gewissens, auf gutem Wege mich befunden, keine Sorgen gemacht. Was ich vor zwei Jahren öffentlich durch den Druck bekannt machte, mag auch hier stehn. Ich habe 1812 Alles, was mein war, mein Leben daran gesetzt, den großen Völkerbedrücker mit stürzen zu helfen. Ich habe es nie verstanden, was es heißt, nach den s. g. wohlverstandenen eigenen Interessen seine Schritte abzumessen; nicht verstanden, daß es noch ein wohlverstandenes eigenes Interesse geben könne, wenn es des Vaterlandes größte Frage, sein theures gutes Recht gilt. Kein dauernd Glück — habe ich gemeint — gebe es auch während dieser kurzen Erdenzeit für den Einzelnen, nicht für den Staat ohne Heilighaltung des gegebenen Worts, ohne treue Bewahrung des Rechts. Ich habe in diesem Lande nicht um einträgliche Stellen — das Ziel so Vieler — nicht um Gunst oder Gnade, — um Recht habe ich gebeten, um stren-

ges Recht vor meinen Richtern. Das aber ist mir nicht geworden!

Doß es dem Vaterlande wohlergehn möge, ist mein dringendster Wunsch.

Ich habe geglaubt, dies auf das Schreiben Euer Excellenz erwidern zu müssen.

Bei dem durchlauchtigsten deutschen Bunde habe ich, wie Euer Excellenz bekannt sein wird, Beschwerde erhoben wegen gehemmter Rechtspflege; bei königl. Justiz-Canzlei in Hannover Klage angestellt wegen Injurien und Schadenersatzes, und es meinem Sachwalde überlassen müssen, von dem Schreiben Euro Excellenz den geeigneten Gebrauch bei den genannten höchsten und hohen Behörden zu machen.

Bösenhof, den 21. August 1840.

H. Böse.

Folgender Bescheid ist dem Hauptmann Böse von der königl. Justiz-Canzlei zu Hannover ertheilt worden:

Dem Hauptmann Böse zu Bösenhof bei Bederkesa wird ad acta seiner als Kläger wider den Herrn Minister von der Wisch Excellenz, Beklagter, wegen Injurien, Mißbrauchs der Amtsgewalt und Schadenersatz, hierdurch Folgendes eröffnet:

Mittelst Erlasses vom 27. Mai hat königl. Ministerium des Innern, unter Darlegung der desfallsigen Gründe, das Verlangen gestellt, die erhobene Klage, als nicht zum gerichtlichen Verfahren geeignet, von Amtswegen zurückzuweisen. Unter dem 16. Juni hat unterzeichnete Behörde ihre Gegengründe entwickelt, königl. Ministerium unter dem 8. d. M. auf dem, gegen die Zulässigkeit eines gerichtlichen Verfahrens erhobenen Widerspruche beharren zu müssen erklärt. Nach solchergestalt vergeblich versuchter Verständigung wurden mittelst Berichts, vom heutigen Tage die verhandelten Akten dem Cabinett Sr. Majestät des Königs vorgelegt, um in Betreff des entstandenen Competenz-Conflikts eine verfassungsmäßige Entscheidung herbeizuführen.

Wie demnach das fernere gerichtliche Verfahren für erst sistirt werden muß, als kann auch auf den am 17. vor. M. überreichten Contumacial-Antrag nicht verfügt werden.

Beschlossen Hannover, den 14. Julius 1840.

Königliche hannoversche Justiz-Canzlei.

v. Hinüber.

Extr. 20. Juli 1840. Ledebour.

Barth.

* Bemerkungen.

So wie die Bienen an den Weiseln hängen, hingen früher die Menschen an ihren gewählten Götzen. Wer sich der Bienen bemeistern will, sucht der Weisel habhaft zu werden. Den alten Römern war dies wohl bekannt. Wenn sie daher, ein, ihnen fremdes Volk überwunden hatten, verleibten sie dessen Götzen mit den ihrigen und ketteten auf diese Art das Volk an sich. Daß die Auguren-Priester der Römer welche aus dem Fluge der Vögel Glück oder Unglück vorher sagten, von der Nichtigkeit ihres Gewerbes überzeugt gewesen seien, und heimlich darüber gelacht haben sollen, kann wohl gesagt, aber nicht erwiesen werden. Vielleicht lachen solche Sager selbst einander zu wenn sie sehen daß Andere ihr Vorgeben für baare Münze nehmen.

(Hierbei als Beilagen: "Schnellpost ꝛc.", und "Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die

SCHNELL-POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 89 des Bürger-Freundes für 1840.

Donnerstag, den 5. November.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

In Immenhausen im Hessischen hat ein Schreiner einen Schreibtisch erfunden, den man mit den größten Reichthümern in einem Walde, wo Räuber hausen, aussetzen kann, es wird nichts daraus verloren gehen. Wer nämlich etwas daraus nehmen will und das Geheimniß nicht weiß, den packen plötzlich eiserne Hände und halten ihn am Tische fest. Gleich darauf ertönt eine lärmende Janitscharen-Musik, welche fünf Minuten dauert; befreit von in dieser Zeit den Aermsten Niemand, so gehen sechs neben einander stehende Pistolen los, die unfehlbar den Dieb tödten.

Man schreibt aus Prag: „Ein Beispiel der Untreue, das sich hier zutrug ist von so traurigen Folgen gewesen, daß eine einfache Mittheilung davon zur Warnung Anderer nützlich werden könnte. Ein junger Mann verließ seine erklärte Braut, um sich plötzlich mit einer andern zu vermählen, welche reicher war. Die Verlassene hatte jedoch aus Liebe und unvorsichtigem Vertrauen dem Geliebten schon so viel gewährt, daß die natürlichen Folgen davon nur durch die Ehe wieder gut gemacht werden konnten. Nicht um ihr Lebensglück, sondern auch um ihren Ruf gebracht, fühlte die Betrogene, daß sie die herannahende Katastrophe der Geburt nicht überleben würde, und verlangte in ihrem letzten Willen, man solle ihre Leiche bei der Wohnung des ungetreuen Neuverwählten vorüberziehen. Dies geschah, das Gewissen erwachte unwillkührlich in dem Verräther, ein Nervenfieber warf ihn auf das Krankenlager, und kurz darauf vereinigte ihn das Grab mit jener, welche früher dazu bestimmt war, sich für das Leben mit ihm zu vereinigen."

Da schreien wir uns denn in allen Zeitschriften die Hälfe heiser über die ungerechte Bevorzugung, die den französischen Bühnencompositionen in Deutschland zu Theil wird, und was hilft uns unser Eifer, unser Zorn? das Publikum drängt sich mit Gewalt zu den Darstellungen Halevy'scher, Auber'scher und Adam'schen Opern. Man lobt mit uns die deutsche Musik, aber die französische bezahlt und hört man. Wird irgendwo ein neues Theaterhaus eröffnet, so vergißt man, daß unser Vaterland einen Mozart, Beethoven, Weber, Spohr und Gluck hervorgebracht und eröffnet die Bühne mit dem „Freyschütz," oder mit „Robert der Teufel," was ebenfalls eine französische Oper ist und bleibt, mag auch Meyerbeer immerhin, neben dem Tondichter des „Freischütz," zu Füßen des Abt Vogler gesessen haben. In Berlin huldigt man dem Könige und was setzt die Intendanz mit ungeheurer Pracht zur Feier des Tages in Scene? Etwa ein Stück von Schiller oder Goethe? Oder, wenn es denn einmal eine Oper sein muß und man keines der älteren klassischen Werke wählen wollte, eine Tonsetzung von Marschner, Lindpaintner, Kreutzer, Reissiger? Nichts dergleichen. Man giebt Auber's: „Feensee." Der Monarch selbst verwarf diese Anordnung und ließ den „Feensee" am Abende vor der Huldigung zur Darstellung bringen; für den Festtag selbst verlangte er Goethe's „Tasso" und für den folgenden Abend Gluck's „Iphigenia."

Mehrere Frankfurter und andere rheinische Männer sind übereingekommen, in keinem Laden zu kaufen und in keinen Gasthofe einzukehren, der ausschließlich eine französische Inschrift oder auch diese nur als Hauptinschrift führt.

Wenn, wie man behauptet, durch das immer weiter sich verbreitende Biertrinken, wozu auch die Feldzüge Napoleon's mit beigetragen haben, wirklich auch das germanische Nationalelement der ruhigen Besonnenheit sich geltend machen würde — und wer zweifelt noch daran, daß der Wein aufregender und anfeuernder ist, als das Bier? was wir schon an den ruhig ernsten Biertrinkern des alten Egyptens wahrnehmen können — so sollte man meinen, daß die Staatslenker unserer beweglichen Nachbarn im Westen, die immer und immer, zumal in durstiger Sommerzeit, zu größeren und kleineren Emeuten geneigt sind, es sich zur Staatsmaxime machen sollten, das Bier immer allgemeiner und mithin auch das leichtflüssige und leichtentzündliche Blut der Franzosen etwas schwerflüssiger und kälter zu machen, kurz, durch das deutsche Bier ihnen auch deutsches Phlegma einzuimpfen.

Aus Berlin schreibt man: Eine zarte Aufmerksamkeit, die der König einem der rheinischen Ritterschaftsvertreter, dem Grafen von Fürstenberg erwies, gefiel sehr. Von dem Monarchen wegen seiner Niedergeschlagenheit befragt, äußerte derselbe, daß er die Gattin krank zurückgelassen habe. Freudig überrascht war derselbe aber, als nach einer Stunde der König ihm die durch den Telegraphen aus Cöln eingeholte Kunde brachte, daß seine Gemahlin auf der Besserung sich befinde.

Die Schneider Londons haben die dortigen Damen zu Hülfe gerufen, damit die Männer den Makintosh abzulegen gezwungen werden; auch Karrikaturen führen Krieg gegen diese Mode, so daß man von einer Verschwörung gegen den Makintosh spricht, was immer besser ist wie jede politische. In einem Berliner Theater ging es diesem Kleidungsstück auch übel. Ein Herr kam mit einem ganz neuen, der bekanntlich keinen Wohlgeruch verbreitet. Sämmtliche Inhaber empfindlicher Nasen erhoben sich, und als der Makintosh-Mann keineswegs gut-

willig auf seine Entfernung einging, half man ihm nicht auf die höflichste Weise von dannen.

Aus Frankreich.

Der Armoricain von Brest giebt eine interessante Nachricht über vier Laptots von Senegal, welche in ihren langen weißen Burnus in den Straßen herumwandern und die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Diese Laptots sind freie Neger, Fischer oder Matrosen von Guet n'dar, einem Dorfe St. Louis gegenüber auf der andern Seite des Stroms. Sie sind im Dienste der Regierung, und ihre Geschicklichkeit und Kenntniß der Küste macht ihre Hülfe bei der Schifffahrt unentbehrlich. Zwei davon sind Marabuts, und wissen den Koran auswendig, ohne ein Wort davon zu verstehen; sie beobachten streng die Vorschriften ihrer Religion, trinken nur Wasser und berühren keine von Mohammed verbotene Speise. Die beiden andern nehmen es minder genau und betrinken sich gelegentlich. Alle lieben den Tanz leidenschaftlich. Anfangs hatten sie einen großen Schrecken vor Frankreich, und fürchteten sich vor Kälte umzukommen, jetzt aber behagt ihnen der Aufenthalt sehr, und sie sind an die mehrstöckigen Häuser gewöhnt, in die sie anfangs nicht eintreten wollten. Namentlich sind sie stolz darauf, daß sie als Schwarze von Weißen (dem Gefangenen im Spital) bedient werden, da sie sich bisher als die steten Diener der weißen Race betrachteten.

Aus England.

O'Connell's Repealagitation blockirt jetzt die Kassen der englischen Fabrikwelt. Alt-Irland verschwört sich nämlich, keinen Faden Tuch von Alt-England zu kaufen, bis dieses ihm sein altes Parlament zurückgiebt. Der große Daniel hat sich selbst einen groben Repealrock aus irischer Wolle machen lassen; ihm folgen, wie dem arabischen Agitator Mohammed, erst seine Kinder, dann sein Kirchspiel, dann ganz Irland. Darüber zwingt sich nun das griesgrämische England zu lachen, der ministerielle Examiner verfolgt sogar den frühern Liebling mit unglücklichen Witzeleien über Repeal-Knöpfe, Repeal-Hosen und Repeal-Hosenträger. Werden die englischen Fabrikanten auch lachen? Wird der Krämer nicht plötzlich die Menschenrechte begreifen, wenn man sie ihm in Geldzahlen ausdrückt? Und dann, Konstables, Aufruhrakte, Kanonen — giebt es nicht gegen eine Tuchconspiration. Ja Daniel, gerechter Richter du bleibst mit deiner naiven, lustigen Weisheit der größte Lehrmeister moderner Volksentwicklung.

Der sogenannte „fliegende Richard" (Flying Dick), einer der Wagenführer der Gesellschaft, die zwischen Hull und Selby fährt, und der sowohl in England, wie in Belgien seit mehreren Jahren Maschinen gefahren hat, macht sich anheischig, hundert englische Meilen (20 deutsche) in der Stunde zu fahren, wenn eine Gesellschaft ihm Maschinen zu dem Behufe hergeben will. Ein Gegenstück hiezu ist Das, daß Brunel selbst wirklich 1000 Pfd. St. gewettet hat, wenn die große westliche Eisenbahn vollendet sein wird, die Reise von London nach Bristol (22 deutsche Meilen) in zwei Stunden machen zu wollen.

Für die Pflasterung mit Holz haben sich in London bereits zwei Compagnien gebildet, welche beide von der Straßenpflasterungs-Commission der City Erlaubniß erhalten haben, Versuche damit in der City anzustellen.

Aus Holland.

Das von Rotterdam auf London fahrende Dampfboot Columbien rettete dieser Tage zwei Knaben, die, in einem kleinen offenen Boote von Ramsgate aus verschlagen, fünf Tage und fünf Nächte ohne Lebensmittel auf der offenen See umhertrieben; ein dritter war gestorben.

Aus Dänemark.

Man berichtet aus Kopenhagen, vom 23. Oktober: „Im Laufe dieser Woche kommt beim Höchsten-Gericht die Klage gegen die Müllerwittwe Cathrine Kristine Margrethe Petersen von der Hagesteder Mühle vor, die angeklagt ist, ihre zwei Männer durch Arsenikvergiftung umgebracht, so wie auch Feuer angelegt zu haben."

Aus Rußland.

Reisende aus St. Petersburg erzählen Wunderdinge von dem wieder hergestellten Winterpalast. Es giebt Zimmer, deren Wände aus lauter Lapis lazuli bestehen, und andere, deren Plafonds von Säulen getragen werden, die Malachit Monolithen sind. Ueber die Schnelligkeit, mit welcher dieses Feenschloß nach seiner Zerstörung in größerer Pracht wieder hergestellt wurde, darf man sich nicht wundern, wenn man hört, daß 20,000 Menschen beständig daran beschäftigt waren, selbst mitten im heißesten Sommer.

Mosaik.

Deutsches Klingelspiel.

Um welche Trichter handelten Belgien und Niederland? — Um die Mastrichter. — Nach welchen Ellen wird die türkische Frage gemessen? — Nach den Dardanellen. — Warum ist der Nil von einer Kanone verschieden? — Weil er drei, und diese bloß eine Mündung hat. — Warum sind gerade Bettler die angenehmsten Leute? — Weil sie Jedermann ansprechen. — Worüber freuen sich ein belagerter Feldherr und ein verlegener Kalkulator am Meisten? — Wenn sie einen Ausfall machen können. — Wodurch kann man am Leichtesten in lustiger Gesellschaft anstoßen? — Wenn man nicht anstößt. — Warum ist ein Kutscher so stolz? — Weil er so viel auf Vorfahren hält. — Warum bleibt der thätigste Buchhändler tadelnswerth? — Weil er sein Geschäft mit Nachdruck betreibt. — Wer verdient die Auszeichnung saumselig als Lob? — Eine Näherin, die für ihre Arbeit schwärmt.

Fried' und Glück.

(Nach dem Persischen.)

Willst du Frieden, such' ihn nicht in der Welt! —
Denn hienieden ward kein Licht ihr gestellt.

Suchst du Frieden, mach' allein ihn mit dir;
Dann beschieden wird er sein die allhier!

In dem Schwanken und Gewühl flieht das Glück,
In Gedanken und Gefühl kehrt's zurück!

Unabwendlich wird fürwahr schach und matt,
Wer nicht endlich innen klar selbst sich hat!

H. Rine.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 89.

Bremen, Donnerstag den 5. November 1840.

Gestorben:

Nro. 958. Den 30. Oktober. Der Steuermann Lüder Warkmester, 70 Jahr; Arbeitshaus.

— 959. Den 31. — Anna Adelheid Goebers, 24 Jahr; Warnken Gang Nro. 9.

— 960. Den 1. Nov. Des Schneidermeisters Johann Friedr. Meyer Ehefr., geborne Fürschau, 66 Jahr; Hankenstraße Nro. 8.

— 961. Den 1. — Die Dienstmagd Metha Runge, 29 Jahr; Punkendeich Nro. 12.

— 962. Den 1. — Des Schuhmachers Carl Diedrich Schreck Tochter, 8 Wochen; Doventhorsstraße Nro. 1.

— 963. Den 1. — Des Orgelspielers Lambert Schiele Sohn, 7 Wochen; gr. Annenstraße Nr. 78.

— 964. Den 2. — Des Fortepianomachers Christian Heinr. Müller Sohn, 5 Jahr; Wilkenstraße Nro. 2.

— 965. Den 2. — Der Landmann Reinhard Frölken, 73 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 78.

— 966. Den 2. — Die Näherin Rebecca Getrude Metta Tietjen, 35¾ Jahr; Osterstraße Nro. 15 u. 16.

Nro. 967. Den 2. Nov. Der Kaufmann Henr. Wilckens, 47 Jahr; Catharinenstraße Nro. 5.

— 968. Den 3. — Des verst. Malers Matth. Hotes Wittwe, geb. Asbrandt, 70 Jahr; Knochenhauerstraße Nro. 13.

— 969. Den 2. — Des Landmanns Frerich Otten Sohn, 3 Monat; im Polnischen Bock Nro. 10.

— 970. Den 3. — Des Arb. Diedrich Frese Ehefr., geb. Bartels, 55 Jahr; Buntenthorssteinweg.

— 971. Den 3. — Der Maurergesell Ernst Golmer, 23 Jahr; Krankenhaus.

— 972. Den 3. — Herm. Geerken, 27 Jahr; kl. Helle Nro. 6.

— 973. Den 3. — Des Arb. Joh. Diedr. Schierenbeck Sohn, 8 Tage; Hastedt Nro. 42.

— 974. Den 3. — Des Kirchendieners Gerh. Meyer Ehefr., geb. Heiligenstädt, 44 Jahr; Plünkenstraße Nro. 2

— 975. Den 4. — Des Weißbäckers Joh. Heinrich Petersen Tochter, 1 Jahr 7 Monat Wachtstraße Nro. 18.

Geburten:

Nro. 1315. Den 29. Okt. Des Arb. Gerh. Ruckel Ehefr., geb. Lahrs, Buntenthorssteinweg; von einem Mädchen.

— 1316. Den 29. — Des Kaufmanns Jacob Hesekiel Abraham Ehefr., geb. Brady, Hastedt Nro. 8; von einem Mädchen.

— 1317. Den 31. — Des Arb. Heinr. Friedr. Ludwig Kröger Ehef., geb. Wennekamp, Grafenstraße Nro. 18; von einem Mädchen.

— 1318. Den 31. — Des Arb. Joh. Heinr. Noel Ehef., geb. Engelken, Abbenthorswallstr. Nr. 20; von einem Mädchen.

— 1319. Den 31. — Des Lotterie-Collecteurs Franz Herm. Abbes Ehefr., geb. Abbes, Seemannsstraße Nr. 1; von einem Knaben.

— 1320. Den 1. Nov. Des Posamentiers Gerh. Heinr. Rövekamp Ehef., geb. Grotevent, Pelzerstraße Nro. 40; von einem Knaben.

Nro. 1321. Den 1. Nov. Des Maurergesellen Ernst Marcks Ehefr., geb. Bresser, Buntenthorssteinweg Nro. 160; von einem Mädchen.

— 1322. Den 1. — Des Lackirers Friedr. Wilh. Engelbert Scheuermann Ehefr., geb. Bothe, gr. Rosenstraße Nro. 38; von einem Mädchen.

— 1323. Den 2. — Des Arb. Daniel Dede Ehefr., geb. Frengelhoff, Hastedt Nro. 106; von einem Knaben.

— 1324. Den 2. — Des Arb. Joh. Theod. Kuhlmann Ehefr., geborne Fischer, Eckhardts Gang Nro. 4; von einem Mädchen.

— 1325. Den 3. — Des Kaufmanns Joh. Friedr. Wilh. Kreymborg Ehefr., geb. Bäcker, gr. Allee Nro. 7; von einem Mädchen.

— 1326. Den 4. — Des Küpergesellen Herm. Ahlers Ehefr., geb. Schreiner, Uthbremerstraße Nr. 10; von einem Mädchen.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 90.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 8. November 1840.

Ich denk' und thue, wie ich glaub' zu müssen,
Allein wie man
Auch anders handeln kann,
Dies, wahrlich! sehnte ich mich nie zu wissen.

* Der Unbekümmerte.

So laßt mich meine eignen Wege gehen,
Nur um sich selbst bekümm're Jeder sich.
Wie Andre sich mit ihren Sachen stehen,
Was kümmert's mich?
Wenn meine Wege eure nicht durchschneiden,
So laßt es sein;
Ich geh' für mich allein,
Ich such' euch nicht und werde euch nicht meiden.

Wie Andre denken und wie Andre handeln,
Ich weiß, es ist nicht selten sonderlich;
Doch kann's nun einmal meinen Sinn nicht wandeln,
Was kümmert's mich?
Ich denk' und thue, wie ich glaub' zu müssen,
Allein wie man
Auch anders handeln kann,
Dies, wahrlich! sehnte ich mich nie zu wissen.

Wie Vater Adam, selig, ausgesehen,
Und ob ihm Kain oder Abel glich,
Und wann der erste Apfelbiß geschehen,
Was kümmert's mich?
Ich weiß, daß wir noch gerne Aepfel essen
Auch trotz der Pflicht,
Und mehr bedarf ich nicht
Um nicht die list'gen Schlangen zu vergessen.

Ob Franzmann siegte oder Russ' und Preuße,
Und wann er kam und wann er wieder wich,
Wohl Manchen bringt's aus seinem kühlen Gleise?
Was kümmert's mich?
Wie viele Andre bin auch ich beschoren,
Doch ist's geschehn,
Und deutlich ist's zu sehn,
Mein Leben hab' ich nicht dabei verloren.

Und warum setzt sich Schwert wie Feder streiten,
Ob man der Sühne baldigst näh're sich,
Und warum sie sich eigentlich entzweiten,
Was kümmert's mich?
Denn wär's auch um das Heil von ganzen Staaten,
Nicht blos um Ruhm,

Nicht bloß um Herrscherthum,
Ich hätte nicht zu solchem Streit gerathen.

Was Wiener und Pariser Stutzer tragen,
Und ob die Mode schon verändre sich,
Ich werde kein Journal darum befragen;
Was kümmert's mich?
Zum Narren kann ich mich doch nicht wohl machen,
Und habe auch,
Um manchen andern Brauch
Genug der Thorheit dieser Welt zu lachen.

Zwar über dies mein unbekümmert Leben
Erhielt ich manchen scharfen Zungenstich;
Doch da es mir noch nicht den Tod gegeben,
Was kümmert's mich?
Wenn Manche mich auch oft zu fragen schienen;
„Bist du es noch?"
So dachte ich stets doch
Nicht schlechter von mir selbst und nicht von ihnen.

Selbst was die Welt von diesem Liede faselt,
Ob sich auch Spott in meine Laune schlich,
Ob nicht der Griesgram mir im Kopfe faselt,
Was kümmert's mich?
Denn sollte mich auch Mancher gar drum hassen,
So will ich's doch
Im nächsten Blatte noch
Mit meinem Namen drunter prangen lassen.

Th. Driske.

Vergiftungsprozeß der Mad. Lafarge.

(Fortsetzung.)

Am Abend berieth sich der Hof noch lange nach aufgehobener Sitzung; Paillet wurde hinzugerufen und es kam zwischen ihm und der Staatsbehörde zu lebhaften Erörterungen. Den Ausruf des Vertheidigers: „Mit Ihren Fristen bekommen Sie statt einer Leiche zwei!" theilten wir bereits mit. Die Stadt war bis in die Nacht hinein in Aufregung; es hieß, man werde, sollte es zum Aufschub und zur Berufung neuer Experten von Paris kommen, energische Demonstrationen zu Gunsten der Angeklagten machen; auf dem Promenadenplatze brannten Freudenfeuer; um 9 Uhr Abends ließ man sogar einen Luftballon steigen, als grade die Estafette nach Bordeaux ging, um durch den Telegraphen die Herren Orfila u. s. w. zu berufen; unter Paillet's Fenster jubelten mehr als 3000 Menschen! —

Den neuesten Nachrichten vom Morgen des 10. Septembers zu Folge begann der Generaladvokat die Sitzung des Tages mit einer Rede, in welcher er nahe daran war, die Unschuld der Angeklagten anzuerkennen, und erklärte er werde sich mit der Vertheidigung vereinigen, um den Schleier, der bis dahin trotz aller Anstrengungen noch immer über der Sache schwebe, zu heben. Dennoch ward die Anklage nicht aufgegeben; die Zeugenverhöre gingen gemach fort; die Triumvirn der Chemie aus Paris geben den Ausschlag; finden auch sie kein Gift, so wird die Anklage aufgegeben werden: so geht wenigstens das Gerücht in Tulle. — —

Die Sitzung am 10. Sept. begann Morgens halb 9 Uhr mit jener merkwürdigen Rede des Generaladvokaten, auf welche wir bereits hingedeutet haben. Dieselbe lautet: „Es ist ein Bedürfniß unserer Lage und zugleich ein Bedürfniß der Wahrheit und Gerechtigkeit, daß wir zu Anfange dieser Versammlung den Stand der Debatte, welche sich seit sechs Sitzungen abrollt scharf ins Auge fassen; es ist eine Pflicht für die Staatsbehörde, sich in dieser Umgebung darüber auszusprechen. Die Verhandlung hat von dem Tage an, von welchem sie vor Ihnen eröffnet wurde, eine wichtige Modifikation erlitten. Wir haben es Ihnen, meine Herren, beim Beginn dieses Prozesses ausgesprochen, wir sind hierher gekommen, erfüllt von einer festen Ueberzeugung; wir hatten uns in den Prozeß vertieft, waren in die Abgründe dieses Handels eingedrungen, hatten alle Gründe der An-

klage, alle Gründe der Vertheidigung wohlerwogen und wenn wir, gesetzt die Rollen wären anders vertheilt worden, mit der Vertheidigung beauftragt worden wären, wir würden die Vertheidigung nicht übernommen haben. — Nach dieser Untersuchung hatten wir eine Phalanx von Beweisen aufgestellt und als der Chef des Parkets uns mit der ehrenden Funktion bekleidete, in diesem Kreise unsere Stimme zu erheben, erwiederten wir ihm: „Wozu diese Mission? Diese Anklage ist so klar, daß sie durch Redekraft gar nicht gestützt zu werden braucht; und wäre das doch nöthig, giebt es denn nicht an der Spitze des Parkets zu Tulle noch eine mächtigere Stimme, wie die unsere?" — Aber Thatsachen von imposanter Bedeutsamkeit sind zum Vorschein gekommen; Lafarge's Leiche ist ausgegraben und Analysen unterworfen worden; sie sind gemacht, sagen wir, erklären wir es, im Interesse der Vertheidigung, durch Männer von Ehre und Gewissen, von wissenschaftlicher Bildung, langer Erfahrung und von einem mit vielem Wissen ausgestatteten Geiste. Sie begreifen, daß wir bei einer solchen Stellung von demselben Gefühle beseelt wurden, wie Sie, wir, die wir wie Sie, wie die Vertheidigung, wünschten, daß die Angeklagte nicht schuldig sein möchte; wir, die wir ihr nicht allein die Freiheit zurückgeben möchten, sondern alle Güter, deren sie beraubt ward; wir, die wir sogar noch mehr, nämlich auch das letzte Andenken, auch die leiseste Spur des Prozesses vernichten wollten. — Das war der Eindruck, unter welchem wir dem Schlusse Ihrer gestrigen Sitzung beiwohnten. Wir fanden Zeit zum Nachdenken, wir gewannen die Zwischenpause der Nacht und bedurften ihrer gar sehr. Die Behörde hat zum Erwägen Zeit, wenn ihr eine ganze Nacht gestattet wird; aber Sie begreifen, eine solche Nacht opfert sie nicht dem Schlafe: es ist eine Nacht der Unruhe, der Bewegung und peinlichen Schlaflosigkeit.

Wir haben also reflectirt, meditirt, in unserem Gedächtnisse hin und her gewühlt; wir haben alle Eindrücke geschärft, zerlegt und uns gesagt Angesichts dieses Factums, der Erklärung wissenschaftlicher Männer, gewandter, achtbarer, erfahrener, zahlreicher Männer, wer giebt keinem Zweifel Raum, läßt keine Ungewißheit zu; aber was fest, bestimmt ist, bleibt da noch etwas zu thun übrig? Ist hier noch ein gräßliches Geheimniß zu entschleiern? Müssen die Nachforschungen noch weiter getrieben werden? Haben wir die äußersten Gränzen zur Erforschung der Wahrheit bereits erreicht? — Gewiß, meine Herren, wir haben uns mancher Vorurtheile entschlagen; wir haben uns gesagt: Die Jury ist schon genug abgemüht; seit sieben langen Sitzungen ward sie zu einer furchtbaren Anstrengung des Leibes und Geistes verurtheilt; kann diese Anstrengung noch länger ausgedehnt werden? Wir haben uns gesagt: Die Jury, vor der wir fortwährend reden, hat die anerkennungswertheste Haltung, die ruhigste und ungetheilteste Aufmerksamkeit gezeigt. Wir haben uns gesagt: Die Behörden, welche so vortrefflich die Wichtigkeit und Würde ihrer Funktionen begreifen, daß dieselben der Menschheit und Justiz einen so herrlichen Anblick gewähren, werden sie es gern sehen, wenn wir die Untersuchung noch weiter treiben? Wie ist ihnen da zu helfen? Bald, bald erscheinen an dieser Barre sie, welche mit Recht die Könige der Wissenschaft genannt worden sind, Männer, deren Ruf eine Autorität ist und dem selbst der leiseste Zweifel Schweigen gebietet.

Unter solchen Gedanken sind wir bei einer neuen Expertise angelangt; die Maaßregeln sind genommen und drei berühmte Männer, unter den

Chemikern der Hauptstadt die ausgezeichnetsten, werden in kurzem hier erscheinen."

Der Generaladvokat schließt seine Rede mit der Bemerkung, daß im Interesse der Angeklagten eine solche Expertise nothwendig sei.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Universitäts-Gebäude zu Newyork.

University of the city Newyork. —

Dem Herrn Pastor Rothe zu St. Anscharii verehrungsvoll gewidmet von Dr Schücking.

(Fortsetzung.)

Steigen wir aus den unterirdischen Gewölben und Zellen der tief im deutschen Boden gegründeten Schlösser und Burgen an das milde deutsche Sonnenlicht empor, und schwingen uns nach einigen Vorerinnerungsworten auf den Fittigen des Geistes über den atlantischen Ocean zur Betrachtung des Baues, dessen Veranschaulichung der Gegenstand unserer Unterhaltung ist. —

Man muß Universität der Stadt Newyork nicht mit Universität des Staates Newyork verwechseln.

Unter der letzteren Benennung wird die oberste Schulbehörde des Staates verstanden, welche die Oberaufsicht über die höhern Schulanstalten, nämlich die Collegien und die, vom Staate mit einem juristischen Charakter versehenen Akademien führt, und insbesondere die Vertheilung der Einkünfte des reichen Literatur-Fonds zur Unterstützung jener Anstalten ordnet.

Diese Universität besteht aus 21 Mitgliedern (Regent's of the University) welche bis auf den Gouverneur, der von Amtswegen Mitglied ist, von der gesetzgebenden Versammlung des Staates gewählt werden. (Zur Zeit ist Washington-Iving eine Zierde dieses ehrwürdigen Conseils.)

Unter Universität einer Stadt (University of the City N. N.) versteht man ein mehrere Branchen umfassendes und das Recht, in mehreren Fächern akademische Würden zu ertheilen, übendes Collegium. —

Der Collegien zählt man in den V.-St. 95. Sie sind geeignete, aber keineswegs allgemein disciplinarisch nothwendige Vorbereitungs-Anstalten für die theologischen Schulen, deren 37, oder für die Arzneischulen, deren 27, oder die Rechtsschulen, deren 8 sind. —

Nimmt man die beiden Universitäten der Unitarier zu Cambridge im Staate Massachusetts und der Puritaner zu Newhaven im Staate Connecticut *) aus, so giebt es in Amerika keine Universitäten in der deutschen Bedeutung des Worts.

Auch erstreckt sich nicht wie in Frankreich die Oberaufsicht der Universität des Staates über alle Schulanstalten. Die Gemein- oder öffentlichen Schulen stehen unter der Direktion eines „Superintendenten der Gemeinschulen" und der Aufsicht der Inspectoren der Schulen der verschiedenen Bezirke. —

Mit einem Schulfond von 2 Millionen (und an noch unkultivirten Gründen 600,000 Doll.) ist von erleuchteten, und hochherzigen Männern bisher viel und wohl mit größerem Erfolge als in einem der andern Staaten geleistet worden: allein noch größeren Resultaten steht auch hier entgegen, was in Amerika der höheren Cultur so oft entgegen steht — eine Freiheit, die sich selbst entgegensteht.

Abgesehen davon, daß in dem Prinzipe der Gleichheit, Feindschaft gegen alle höhere Bildung liegt, stellt die Verfassung auch dem Elementarunterrichte unüberwindliche Schwierigkei-

*) Jenes auch wohl das Harvard- dieses das Yale-College genannt.

ten entgegen. Es können keine Schullehrer-Seminaren bestehen, weil der Staat die Gemeinden nicht zwingen kann, aus den Zöglingen derselben ihre Lehrer zu wählen. Da in den Gemeineschulen kein Religionsunterricht ertheilt wird, so haben sie etwas für das kindliche Gemüth Nüchternes, Kaltes und Kahles, was nicht geeignet ist, den zu den Kirchen haltenden Eltern besonderen Eifer, die Kinder hinzuschicken und besonderes Vertrauen zu geben, daß sie dieselben besser daraus zurückerhalten werden, als sie sie hingeschickt haben. —

Der Gemeinschullehrer ist meistentheils ein gemeiner Mann, irgendwo her, nur nicht aus einem Schullehrer-Seminar genommen, und wenn er auch hinlängliche Kenntnisse der Unterrichtsgegenstände in einer Akademie erworben haben sollte, stand er doch von Hause aus, und steht noch augenscheinlich tief unter dem unerstiegenen Gipfel der Kunstvollkommenheit, andern die Erziehung zu geben, welche er selbst nicht hat. Da ihm bei seiner Vorbildung höchstens 20 Doll. für jeden der 8 Schulmonate, also nur $\frac{2}{3}$ von $\frac{6}{12}$ dessen, was ein Schneidergesell verdient, wenn er auch weniger Geschick als Gefühl haben sollte, für den Fall seiner Wahl in Aussicht gestellt werden konnten, so hatte er weder besondere Mittel, noch besondere Ermunterung, sich besondere Geschicklichkeit in der Appretur und im Zuschnitte des groben Kasinets *) der jungen Freilümmelseelen anzueignen.

Und wehe dem armen Gemeinhahn, wenn er im Vertrauen auf das Locofoco-Dur seiner Stimme gewählt in seinem Krähen etwas von dem D. Moll der Whigs hören lassen, oder in der umgekehrten Versuchung, armes Opfer der Denk- und Krähfreiheit fallen sollte.

*) Ein aus Schafwolle und Baumwolle verfertigtes Beinkleiderzeug.

Während er mittelst der Wahlfreiheit der Gemeinde in beständiger Gefahr schwebt, vom Hühnerhofe verjagt zu werden, hat er nicht einmal das Recht, alle Hähnlein und Hühnlein zusammen zu beherrschen, um sie die Körnlein seiner Weisheit verschlingen zu lassen. Denn es giebt keinen Schulzwang, sondern gehört zu den unveräußerlichen Freiheiten der Freiheit, die Kinder zu dem Viehe auf den Farmen zu halten, oder sie je eher je lieber in die Fabriken und Manufakturen zu schicken, oder sonst mit ihnen den Versuch anzustellen, ob nicht aus ihnen noch rohere und gröbere Menschen zu machen sein, als die Eltern häufig selbst sind *).

Das der Universität zu Newyork gewidmete Gebäude ist in Kastelform erbaut, 200 Fuß lang und 100 Fuß breit, liegt auf der Ostseite des großen Washington's Paradegrundes, und da dieser mit Akazien, Sykamoren, Tulpenbäumen, Kastanien, und anderm Gehölze besetzt ist, durch welches man bald das große Fenster im Centrum der Facade, bald die Thürme der vier Ecken sieht, so fehlt es den starren Massen nicht an der Wärmung und Belebung, welche ihnen — so wie der Fantasie nicht an der Nachhülfe, welche ihr — Baumgruppen in der Nähe der alterthümlichen Gebäude geben, indem sie die Burg zum Waldschlosse gestalten, um die alte Kirche einen Friedhof ziehen, und im Mondscheine die Schatten der Paladine Carl's des Großen, oder der „Ritter von der Tafelrunde" an das alte Gemäuer heraufbeschwören.

Hinwieder ist die Universität mit der, jüngst in gleichem Style erbauten Kirche, welche, mit

*) Nach dem Jahresberichte des Mayor von Newyork für 1838 beklagt derselbe, daß die Anzahl der Kinder, welche überall nicht zur Schule gegangen, in der Stadt Newyork 10,000 betragen.

ihrer Facde in derselben Linie, nur durch eine Straße von ihr getrennt ist, eine Zierde des Washington-Grundes, dessen Gehölzes-Grün an dem weißen Marmor von Sing-Sing, woraus sie ganz gebildet ist, einen reinen schönhebenden Hintergrund hat. —

Sie hat auf den Flügeln vier, im Centrum zwei Stockwerke, die in der Mitte dem hohen Vestibulum (Entrance-hall) weichen, in welchem eine zwiefache breite Treppe, die durch das hohe Central-Fenster erleuchtet wird, zu den obern Corridors, Collegien-Sälen und zur Kapelle führt.

Diese ist vorzüglich sehenswerth, und macht dem Auffassungs- und Nachbildungstalente der leitenden Architekten, wie dem unermüdlichen Fleiße der amerikanischen Werkleute alle Ehre. Es fehlen ihr nichts als Banner, Panzer, Schilde und sonstige Ritterembleme, die jedoch wohl weggelassen sind, um die Frage, wie sie hiehin gekommen, nicht anzuregen, und damit die Illusion sogleich zu zerstören. —

Die neue Kirche, welche eben für den holländisch-reformirten Gottesdienst *) eingeweiht sein wird, ist ganz in demselben Stile erbaut und die Architekten haben durch gemahltes Fensterglas denjenigen Theil des Effekts wieder hergestellt, welcher wie durch ein geheimes Einverständniß der Glasmalerkunst mit dem andringenden Lichtprincipe, zufolge dessen jene sich zeitgemäß zurückzog, für die gothischen Kirchen verloren gegangen ist. —

Dem Projekte nach soll dieses neue Collegium vier Branchen oder Fakultäten, — Sprachen und Philologie, — Wissenschaften und Künste, — Rechts- — Arzneikunde — enthalten, ein ausgedehnteres System des höhern Unterrichts, als irgend eine frühere Stiftung, umfassen, und dabei allen Sekteneinfluß ausschließen. —

*) „Dutch reformed church."

(Der Beschluß folgt.)

* Empörende That.

Die Gazette des Tribunaux vom 25. October enthält folgendes Schreiben aus Temeswar in Ungarn.

Ein schauderhaftes Verbrechen, welches in der kleinen Stadt Tserniry begangen worden, erfüllt die ganze Gränze Ungarns mit Schrecken und Abscheu.

Ein junges Mädchen in der Stadt Cataro, eine Demoiselle Labomla, die einzige Tochter eines Kaufmanns, Namens Stephan Dravenko, wurde von einem jungen und reichen Montenegriner Sana Bajkitch zur Ehe begehrt, und ihre Verbindung bald darauf zu Tserniry wo letzterer seinen Wohnort hatte und Güter besaß, vollzogen. Labomla war von ausgezeichneter Schönheit, und man hatte ihr wegen ihrer blühenden Gesichtsfarbe, ihres schlanken Wuchses und ihrer Anmuth den Beinamen der Rose von Cataro gegeben. Stets war sie fromm und ihrem alten Vater ergeben gewesen, allein der böse Leumund hatte auch sie nicht verschont, und vor der Heirath war in der Stadt das Gerücht im Umlauf, daß sie für einen jungen Ungarischen Husaren-Officier Liebe gefühlt, ja selbst daß ein vertrauliches Verhältniß zwischen ihnen Statt gefunden. Sana Bajkitch, zu dessen Ohren dieses Gerede ebenfalls gekommen war, beachtete es inzwischen nicht, und versicherte, daß er nicht daran glaube. Die Heirath ging also vor sich, allein am folgenden Morgen trug die junge Frau statt eines rothen Kopfputzes wie die Sitte des Landes zum Zeichen ihrer Jungfräulichkeit es mit sich bringt, einen beschimpfenden weißen Kranz. Sana Bajkitch bestätigte so, daß das Gerücht ihres frühern Verhältnisses zu dem Ungarischen Husaren-Officier, statt einer verläumderischen Muthmaßung eine entehrende Wirklichkeit sei. Von diesem Tage nun fing für La-

bomla ein Leben voll Qual und Kränkung an; und erst nachdem sie solche sechs Wochen unausgesetzt ertragen, gelang es ihr, in dem kläglichsten Zustande zu entfliehen, unter tausend Gefahren die Gränze zu erreichen, und zu ihrem Vater in Cataro zu gelangen. Sana Bajkitch schien Anfangs über die Entweichung seiner Frau nicht sehr bekümmert, er sandte ihr sogar einen Boten, um die Zurückgabe eines Madonnen-Bildes zu verlangen welches sie im frommen Aberglauben bei der Flucht mit sich genommen hatte. Allein nach wenigen Tagen traten Wuth und Rache Gedanken an die Stelle dieser anscheinenden Gleichgültigkeit. Unrecht berichtet glaubt er, daß Labomla ihren früheren Liebhaber wiedergefunden, und ihn nur verlassen habe, um dem Husaren-Officier anzugehören.

Von Tserniry nach Cataro ist nur eine kleine Strecke. Sana Bajkitch versammelt 60 Heidukken, bewaffnet sie sämmtlich mit Flinten, Säbeln und Beilen, und setzt sich nach der Wohnung des Stephan Dravenko in Matsch. Ein Oestreichischer Gränz-Posten will ihm den Weg versperren, allein er wird überwältiget, man tödtet ihm 9 Mann und so langt man des Nachts in Cataro an. Der alte Dravenko mit seinen 4 Bedienten im Schlafe überrascht, kann keinen Widerstand leisten. Sana Bajkitch bemächtigt sich ihrer, läßt sie im Garten an Bäumen festbinden, und sie fürchterlich durchpeitschen, indem er ihnen dabei vorhält, daß sie die Unschuld der Labomla schlecht bewacht hätten. Darauf zündet er das Haus und die nahe gelegenen Gebäude an, bemächtigt sich aller Kostbarkeiten, bringt das Vieh um, und nimmt dann den Weg ins Gebirge, die unglückliche Labomla welche Zeuge aller dieser Schreckensscenen gewesen, mit sich fortschleppend. Den Strick um den Hals, unter beständigen Ruthen-Hieben, muß diese den Weg barfuß nach Tserniry zurücklegen. Hier angelangt, läßt Sana Bajkitch, nachdem die Heiducken auf seinen Befehl sich allen Schändlichkeiten an ihrer Person überlassen, an einem Pfahl auf dem öffentlichen Platze festbinden, und aufs neue beginnt man sie mit Riemen zu peitschen. Die Unglückliche verlangt unter Thränen und Wehklagen nach einem Beichtvater. Stirb und sei verdammt, antwortete ihr der Henker unter Hohngelächter, Du bist eine Ehebrecherin, Du hast Kirchenraub begangen, Du hast das Bild der heiligen Jungfrau aus meinem Hause entwandt, Du hast Nichts von der göttlichen Gnade noch von dem Mitleiden Deines Mannes zu hoffen. Das Blut rieselt ihr aus allen Theilen des Körpers, ihr Geschrei dringt durch die Luft bis in die entferntesten Stadttheile, doch die Heiducken lassen in ihren wüthenden Streichen nicht nach, und noch reißen die Riemen Fleischfetzen aus Brust und Gürtel als sie schon zu leiden aufgehört, und ihren Geist im letzten Paroxismus von Ermattung ausgehaucht hatte.

Der Anblick der todten Labomla sollte ihren Mann jetzt beruhigt haben, aber er glaubt das Maaß seiner Rache noch nicht voll. Mit eignen Händen trägt er den Leichnam auf eine der Stadt nahe gelegene Anhöhe wo er ihn an einem Galgen aufhing um die Beute der Adler und Geier zu werden.

Bis jetzt ist dieses an Verwegenheit und ausstudirter Grausamkeit unerhörte Verbrechen noch ungestraft geblieben; inzwischen hat nach der Pesther Zeitung die Oestreichische Regierung von dem Erzbischof in Montenegro die Auslieferung der Schuldigen verlangt, oder daß er selbst Gerechtigkeit übe.

* Anekdote.

Lady Bearcroft rief eines Tages ihrem Gemahl, der am andern Ende der Tafel soß, mit

ihrer etwas männlichen Stimme zu: „Sir Benjamin, Sir Benjamin, es ist heute unser Hochzeitstag.“ Er, armer Mann, hörte es nicht; sie rief noch lauter: „Sir Benjamin, mein Theurer, heute vor 15 Jahren wurden ich, und Sie verheirathet.“ „Aber meine Theure,“ antwortete er ernst, „aber meine Theure, wie kann ich möglicher Weise das nun ändern?

„Helen“
by Maria Edgeworth.
Ch. XXV. pag. 264. Par. Edit. 1834.

Miszelle.

In dem Queen's-College zu Oxford besteht ein eigenthümlicher Weihnachtsgebrauch. Am Christtage wird daselbst ein mit Stechpalmen gekrönter Bärenkopf ausgestellt. Dieser Bärenkopf wird processionsweise in den Straßen herumgetragen und bei dieser Ceremonie eine alte Ballade gesungen. Das Publikum drängt sich in Menge um dieses Siegeszeichen, dessen Ursprung die Volkssage erzählt: Ein Mitglied des Collegiums der Königin ging in dem Sothower Walde spazieren und las den Aristoteles mit größter Aufmerksamkeit, als er von einem Bären angegriffen wurde. Der unerschrockene Collegiat erwartete das Thier, stieß ihm das Buch in den Rachen und erstickte es, indem er ausrief: Graecum est! Friß, es ist Griechisch!

Der deutsche Rhein. *)

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
Ob sie wie gier'ge Raben
Sich heiser danach schrein.

So lang er ruhig wallend
Sein grünes Kleid noch trägt,
So lang ein Ruder schallend
In seine Woge schlägt.

Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein,
So lang sich Herzen laben
An seinem Feuerwein.

So lang in seinem Strome
Noch fest die Felsen stehn,
So lang sich hohe Dome
In seinem Spiegel sehn.

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
So lang dort kühne Knaben
Um schlanke Dirnen frei'n.

So lang die Flosse hebet
Ein Fisch auf seinem Grund,
So lang ein Lied noch lebet
In seiner Sänger Mund.

Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein,
Bis seine Flut begraben
Des letzten Mann's Gebein.

*) Niklas Becker, der Verfasser dieses herrlichen patriotischen Liedes gehört ganz der sich erst entfaltenden frischen deutschen Jugend an. Bisher lebte der junge Mann in Köln unbekannt und ungenannt. — Poetische Begeisterung ergriff ihn, ein Lied quoll ihm aus dem Herzen, und so wird er fortan dem hellen Tage der Poesie dienen, in der Arndt, sein Vorgänger und Meister so groß ist. Zeiten voll Leben schaffen sich auch ihre Männer. Von Conradin Kreutzer komponirt, hat das Lied in Männerherzen wie im Kindermunde, schnell Leben und Bedeutung gewonnen den ganzen Rhein entlang und weit ins deutsche Land hinein. An Alphons de Lamartine ist es als Antwort auf dessen romantische Salbadereien über die Ansprüche der „großen Nation“ auf das linke Rheinufer gerichtet; doch in Lamartine wird dieser ganzen großen Nation, welche sich so schön auf Begreifen und Achten jeder besonderen Volksthümlichkeit versteht, geantwortet. Das Lied erschallt den Anwohnern des Rheines als ein Ruf zu rechter Zeit und den deutschen Dichtern, die ein Herz haben für das Vaterland und die da wissen, was die höchste Aufgabe der jetzigen Lyrik ist, als eine Mahnung, zu singen und zu sagen, was die Gegenwart erhebt und zu einer großen Zukunft Deutschland's führt.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die

SCHNELL-  POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu **Nr. 90** des Bürger-Freundes für **1840.**

Sonntag, den 8. November.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

In Frankfurt treten schon seit mehreren Jahren um die Zeit des Herbstes mehrere Frauenzimmer zusammen, und stiften eine Lotterie, deren Ertrag dazu verwendet wird, Arme für den Winter mit Brennholz zu unterstützen. Die Preise bestehen aus Handarbeiten, hauptsächlich aber aus Geschenken neuer Gegenstände aller Art. Auch diesen Herbst ist der Verein wiederum zusammen getreten, wie aus öffentlichen Anzeigen bekannt ist, und erfreut sich, dem Vernehmen nach, nicht allein eines guten Absatzes der Loose, sondern auch schöner Geschenke. Namentlich haben viele Mitglieder des Handelsstandes einzelne Gegenstände aus ihren Läden zum Geschenke gebracht, und dadurch zur Linderung der Noth der Armen in den kalten Wintertagen beigetragen. Möchten doch viele andere Städte diesem ehrenwerthen Beispiele folgen.

Man schreibt aus Berlin, vom 26. Oktbr.: „Die Nachricht von der Abdication der Königin-Regentin von Spanien hat hier einen betrübenden Eindruck gemacht, da dies neue Ereigniß den Horizont dieses unglückseligen, mit Bürgerblut getränkten Landes noch mehr verdüstert. Aber dieser Theilnahme ungeachtet, hat sich der Berliner Witz bereits dieses Gegenstandes bemächtigt. Man sagt nämlich, die General-Intendantur der königlichen Schauspiele würde ersucht werden, das Drama: „Christinens Liebe und Entsagung" neu einstudiren zu lassen, weil es doch jedenfalls ein königliches Schauspiel sei. — Gestern fiel ein Eisenbahnarbeiter bei dem hiesigen Eisenbahnhofe von einem Sandwagen, der mit mehreren anderen von einer Lokomotive gezogen wurde. Er war in die Mitte des Schienengeleises gefallen. Vier Wagen gingen über ihn weg, ohne ihn zu beschädigen, aber der unter der Lokomotive angebrachte Aschenkasten ergriff ihn und schob ihn eine Strecke weit mit sich fort, wodurch er lebensgefährlich verletzt wurde. — In einer unserer vielen gelehrten Gesellschaften behauptete neulich der Professor L*, daß das Wort „jedenfalls" in keinem Buche, welches vor dem Jahre 1799 gedruckt wäre, zu finden sei; er wolle für jedes Mal, daß man ihm ein solches zeige, eine Flasche Champagner als Buße zahlen. Am nächsten Versammlungstage legte ein anderes Mitglied der Gesellschaft einen Band von „Jöcher's Gelehrten-Lexikon" vor, worin es heißt: „Carl Gelersander, Professor. Das Geburtsjahr dieses bekannten Gelehrten ist nicht genau angegeben, doch ist er jedenfalls vor dem Jahre 1745 geboren." Der Professor stutzt; die erste Flasche ist verloren, sein Renomme steht auf dem Spiel. Er liest weiter: „Sein Wissen war so universell, daß man nicht mit Bestimmtheit zu sagen vermöge, welcher Wissenschaft er sich besonders zuwendete; jedenfalls aber sei er Doktor von drei Fakultäten gewesen." — Neues, größeres Erstaunen! Man liest eifrig weiter, und erst als im Verlaufe des Artikels das genannte Wort noch siebenmal vorkommt, entdeckt man die unschuldige Mystifikation. Der Erfinder des Scherzes hatte nämlich ein einzelnes Blatt drucken und in den Band des Lexikons einfügen lassen. Er bemerkte, daß die alten Typen wohl noch herbeizuschaffen gewesen wären, aber sehr viele Mühe hätte es ihm gemacht, ein ähnliches Papier zu finden."

In Dresden hat eine alte Jungfer ein „sechzigjähriges Wohnungs-Jubiläum" gefeiert. — Nun sage man noch, daß die Damen veränderlicher Natur sind! Freilich sind dergleichen konservative Gesinnungen bei dem weiblichen Geschlechte nicht eben etwas Gewöhnliches.

Aus Holland.

Das Privatvermögen des Königs Wilhelm I. der Niederlande, der die Krone niedergelegt hat, wird auf mehr als 168 Millionen Franken geschätzt.

Aus Frankreich.

Napoleon's Asche wird auf der Fregatte Belle-Poule Ende November's an der Seine-Mündung eintreffen. Der Leichenzug soll der imposanteste werden, den Paris jemals gesehen hat. Er wird am Triumphbogen der Etoile vorbei durch die Allee der elysäischen Felder, über den Place de la Concorde, die Brücken, Quais und die Esplanade der Invaliden gehen, und auf dieser ganzen Strecke werden 100,000 Mann Spalier bilden. Ueber die Seine, dem Invalidendom gegenüber, wird eine große fliegende Brücke geschlagen, und in der Invalidenkirche selbst wird das Hochaltar, der prachtvollste in Paris, abgetragen, um den Leichenkondukt durchzulassen.

Man liest im „Phare de la Manche," daß an mehreren Punkten des Landes die Aepfelbäume zum zweiten Male blühen. Manche Bäume sind neben den Früchten, von denen sie noch voll, mit Blüthen bedeckt.

Zu Rouen sang neulich ein zahlreicher Haufe unter den Fenstern des Divisionscommandanten, Generallieutenants Teste, die Marseillaise. Der General durch diese Katzenmusik belästigt, trat heraus und sagte zu den Sängern etwa Folgendes: „Meine Herren! Ich bin ganz gerührt über diese patriotische Kundgebung. Personen, die sich auf solche Art vornanstellen, können nicht rückwärts gehen. Sie singen die Marseillaise gut. Sie fordern Krieg, sind Sie also bereit, in den Reihen der Armee einzutreten?" — Ja, Alle, entgegneten die jungen Leute. —

„Wohlan denn, sagte der General, ich will sogleich Ihre Namen aufschreiben, und ich werde dann sorgen, daß Sie im ersten Augenblicke der Gefahr zum Dienste aufgerufen werden." Der General rief nach Feder und Papier; ehe er aber einen einzigen Namen zu Papier bringen konnte, hatten sich die sämmtlichen Patrioten aus dem Staube gemacht.

Französische Blätter erzählen von einem armen Mann aus Udine, der von der Wuth befallen war, und geheilt wurde, indem man ihm zufällig eine Quantität Essig statt eines andern Tranks gab. Ein Arzt zu Padua habe sodann mit Erfolg das Mittel angewendet, und einem mit der Wuth Befallenen Morgens, Mittags und Abends ein Pfund Essig gegeben, was den Kranken vollkommen geheilt habe.

Aus England.

Englische Blätter melden, daß gegenwärtig in dem ersten Garde-Grenadier-Bataillon sechs Brüder dienen. Sie haben sich alle zu gleicher Zeit anwerben lassen, und haben alle sechs eine Höhe von sechs Fuß.

Dr. Turnbull, ein schottischer Arzt, der sich gegenwärtig in Paris befindet, will nicht nur gewöhnliche Taubheit, sondern auch angebornes Taubstummsein, den Fall ausgenommen, wo eine Mißbildung des Ohres Statt findet, so wie nicht minder völlige Blindheit heilen können, und zwar durch eine Flüssigkeit (ein Gas) die einmal, nur in den hartnäckigsten Fällen mehrmals, in das Ohr oder Auge gegossen wird. Was an der Sache ist, oder sein kann, sagt der „Moniteur," hat das ärztliche Publikum zu beurtheilen, gewiß ist, daß im letzten Sommer die Wohnung des Doktors am Russell-Square von hülfesuchenden armen Leuten wimmelte, die er unentgeltlich behandelte (von Bemittelten verlangte er 50 bis 100 Guineen für die Kur); aber ebenso gewiß ist, daß die Londoner Aerzte das Ganze als Charlatanerie betrachteten.

Als der königliche Gerichtshof zu London in diesen Tagen einen Menschen zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilte, gerieth derselbe in solchen Zorn, daß er seinen Schuh vom Fuße riß, und ihn nach den Richtern schleuderte. Der Schuh flog zwischen dem Präsidenten und einem Rath hindurch, ohne Jemanden zu treffen. Das Gericht verurtheilte ihn wegen dieses Frevels zu weitern zwei Jahren Gefängniß.

Eine sehr angesehene Lady in London schreibt auf das Titelblatt eines jeden Buches in ihrer Bibliothek, welches sie verborgt, mit großen Buchstaben die Worte: „Gestohlen." Das Buch gehört der Lady E. F. B.; sie hat dadurch bewirkt, daß alle Bücher sehr rasch wieder gebracht werden.

Aus Rußland.

Am 17. Juni zeigte sich im Posad Krjukow (Vorstadt von Krementschug) plötzlich eine so ungeheure Masse von Raupen, daß alle Straßen, Höfe und Gärten davon angefüllt waren. Hierauf zog diese ganze Masse nach der Brücke über den Dnieper in die Stadt Krementschug, und zwar in so ungeheurer Zahl, daß die Behörde die Brücke abbrechen ließ. So wie indeß die Raupen auf ihrem Wege das Hinderniß bemerkten, ballten sie sich in Knäule zusammen, fielen ins Wasser, schwammen bis an den Theil der Brücke am entgegengesetzten Ufer, kletterten hinan und setzten ihren Weg in der angenommenen Richtung nach N. W. fort. Am 18. Juni füllten diese Raupen mehrere Straßen in Krementschug. Die Zäune und Dächer vieler Häuser waren von ihnen bedeckt. Sonderbar war dabei der Umstand, daß diese Raupen auf ihrem Zuge durch die Straßen, in dichten Massen gedrängt, sich in zwei Schaaren sonderten. In der einen derselben waren die größten, in der andern die kleinen, und wenn die Schaaren unterbrochen wurden und ein Zwischenraum entstand, so hielten die vorderen an und warteten, bis die nachfolgenden ausruhen und sich mit ihnen vereinigen konnten. Das Volk drängte sich auf den Straßen, um das ungewohnte Schauspiel zu sehen. Am 19. Juni erschien der Raupenzug bei dem Dorfe Sredipolje, 3½ Meile von Krementschug in solcher Masse, daß alle Versuche zu ihrer Vertilgung fruchtlos blieben. Ein anderer Zug hatte sich nach der Stadt Gradisk, vier Meilen von Krementschug, gewendet, und am 20. Juni erschienen sie auch an andern Orten oberhalb des Dnieper, so daß der Uebergang über den Fluß auf mehreren Punkten geschah. Die Raupen thaten dem Korn keinen Schaden, fraßen dagegen in den Küchengärten die Gemüse, das Gras und besonders schnell die Nesseln. Sie hatten die Größe der gewöhnlichen Kohlraupe und graugelbliche Farbe. (Dieser Raupenzug — bemerkt hiezu die Spenersche Zeitung — ist allerdings ein unerhörtes Ereigniß und er würde kaum glaublich sein, wenn er nicht amtlich umständlich gemeldet würde. Sonst aber ist auch in unsern Gegenden die Raupe des Kohlweißlings in diesem Jahr ungemein zahlreich und so gefräßig erschienen, daß sie fast ohne Unterschied alle Gartengewächse, Blumen u. selbst die härtesten Kräuter verzehrte.)

Mosaik.

Der Filz ist ein wichtiger Artikel im menschlichen Leben, weil fast jeder civilisirte Mensch officiell einen auf dem Kopfe trägt und leider auch oft genug mit zweihundert musikalischen Filzen, die nur für das Klingende Ohr und Herz haben, zu thun hat. Dazu kommt noch eine neue, englische Erfindung, welche durch Filze das Ertrinken verhütet. Es sind gewöhnliche Hüte, die man aber nöthigenfalls so weit ausdehnen kann, daß durch einen zwei bis drei Personen vor dem Ertrinken gerettet werden können. Es hat sich schon praktisch bewährt. Die Erfindung soll bei der englischen Marine eingeführt werden. Aber nicht nur Köpfe deckt man mit Filzen, sondern auch ganze — Häuser. Dies ist Erfindung eines Franzosen, der eine Art wohlfeilen Filz componirt hat, welcher, auf Häuser gedeckt, ohne weitere Vorrichtung der Witterung trotzt. Er ist sehr leicht und wohlfeil.

Wir entnehmen dem New-York-Paper die folgende artige Fresco-Anekdote: Ein junges schmuckes Mädchen ging in eine Waarenniederlage, um etwas einzukaufen. Sie mochte wohl lange schon gemerkt haben, daß sie dem jungen Kaufmann nicht gleichgültig sei; der schlaue Spitzbube aber wagte es noch mit keiner Sylbe, ihr seine geheimen Empfindungen zu gestehen. Das schlaue, neckische Mädchen feilschte bald um den einen, bald den andern Gegenstand, um ihren Aufenthalt ja hübsch lange hinauszudehnen; endlich aber sagte sie: „Jetzt muß ich gehen, um nicht in Versuchung zu kommen, auch Sie, mein Herr, zu feilschen." — „Thun Sie es immerhin," entgegnete jener, ihre Hand ergreifend, „ich bin feil und billig." Das kose Mädchen erröthete und sprach: „Ey doch, wären Sie mir nicht so theuer, ich hätte so lange nicht gefeilscht!" — Amor schloß den Handel weiter ab, und machte ein gutes Geschäft.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 90.

Bremen, Sonntag den 8. November 1840.

Gestorben:

976. Den 4. Nov. Der Gehülfslehrer Joh. Ludw. Schröder, 29 Jahr; auf Stephanikirchhof Nro. 19.

977. Den 4. — Des verst. Weißbäckers zu Sulingen Hinr. Lüers Wittwe, geb. Koldewey, 46 Jahr; Neuenmarkt Nro. 10.

978. Den 5. — Des verst. Arb. Joh. Wilh. Schmalz Wittwe, geb. Hartjen, 70 Jahr; außerm Steinthor Nro. 89.

979. Den 5. — Der Meisterknecht Ysbrand Tyd, 70 Jahr; Bindwamms.

980. Den 5. — Des Arb. Jostas Chr. Holle Ehef., geb. Rulfs, 54 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 160.

Nro. 981. Den 5. Nov. Des Landmanns zu Süstedt Joh. Stüren Sohn, 7 Jahr; Contrescarpe Nro. 16 A.

— 982. Den 5. — Des Kaufmanns Friedr. Wilhelm Hunicke Sohn, 5 Monat; Breedenstraße Nro. 16.

— 983. Den 5. — Des Arb. Joh. Schulze Tochter, 3 Monat; Hastedt Nro. 48.

— 984. Den 6. — Des verst. Hans Jürgen Kegeler Wittwe, geb. Leemann, 77 Jahr; Armenhaus.

— 985. Den 6. — Des verst. Tabacksarbeiters Joh. Carl Wirker Wittwe, geborne Janzen, 62 Jahr; Doventhorsstraße Nro. 11.

Geboren:

1327. Den 2. November. Des Lohgerbergesellen Joh. Heinr. Christ. Reps Ehefr., geb. Propacher, Paulsberg Nro. 45; von einem Knaben.

1328. Den 2. — Des Kutschers Otto Otten Ehefr., geb. Tangemann, Ansgariithorswallstraße Nro. 16 B; von einem Knaben.

1329. Den 3. — Des Schiffscapitäns Joh. Georg Wendt Ehefr., geb. Stürmann, Neuenstraße Nro. 18; von einem Knaben.

1330. Den 3. — Des Schiffscapitäns Gerhard Bringmann Ehefrau, geb. Wendt, am Wall Nro. 21 A; von einem Mädchen.

1331. Den 3. — Ein Mädchen — Dreckort Nro. 5.

1332. Den 4. — Des Kürschners Theodor Traugott Bartholomäei Ehefr., geb. Lühders, Langwedlerstraße Nro. 1; von einem Knaben.

1333. Den 4. — Des Weisbäckeramtsmeisters Joh. Heinr. Weyland Ehefr., geb. Steinhauer, Bischofsnadel Nro. 5; von einem Knaben.

Nro. 1334. Den 4. Nov. Des Schneidermeisters Bernhard Gustav Aug. Jürß Ehefr., geb. Rogge, große Rosenstraße Nro. 18; von einem Mädchen.

— 1335. Den 4. — Des Arb. Harm Hinrich Elfers Ehefr., geb. Lampe, Hastedt Nro. 9; von einem Mädchen.

— 1336. Den 5. — Des Wundarzts Carl Heinrich August Meyer Ehefr., geb. Schild, Faulenstraße Nro. 60; von einem Knaben.

— 1337. Den 5. — Des Schneidermeisters Nicol. Heinr. Albrecht Wollens Ehefr., geb. Plasse, gr. Johannisstraße Nro. 80; v. e. Mädchen.

— 1338. Den 6. — Des Hökers Joh. Friedr. Bartels Ehefr., geb. von Hugo, Schweinestraße Nro. 46; von einem Knaben.

— 1339. Den 6. — Des Arb Joh. Heinr. Buse Ehefr., geb. Engelmann, Paulsberg Nro. 27; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

174. Der Schneideramtsmeister Heinrich Rabe hies. und Johanna Catharina Christiana Corzen, gen. Emme, aus Burgwendel.

175. Der Weißbäcker Joachim Friedrich von Holtz und Helena Beckmann. Beide von hier.

176. Der Schuhmacheramtsmeister Friedrich Heinr. Kölz und Hedewig Dorothea Wichmann hieselbst.

177. Der Stuhlmacher Friedr. Wilh. Volkmann und Metta Adelheid Lasche, oder Loescke, hieselbst.

178. Der Reepschlägergesell Sören Olsen und Adelheid Sanders hieselbst.

Nro. 179. Der Landmann Albert Basselmann zu Leeste, Amts Syke, und Maria Bruns zu Weitzemühlen.

— 180. Der Zimmermeister zu Sulingen Herm. Heinr. Georg Lüdeke und Cathar. Marie Sophie Meyer, daselbst.

— 181. Der Arb. Joh. Wilh. Sollbusch und Adelheid Christina Gottmann hieselbst.

— 182. Der Cigarrenmacher Hinr. Wülfs, gen. Wiechers, und Kathar. Amalie Erdbrück aus Dissen.

— 183. Der Arb. Hinr. Tackelmann zu Arsten und [illegible]

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 91.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 12. November 1840.

Entferne dich nicht ganz und gar,
Beruhige dich in unserm Orden!
Es ist alles doch wie es war,
Nur ist es verworrener geworden.
Und was man für bedeutend hält,
Ist alles auf schwache Füße gestellt.

Göthe.

Der Schmaucher an die Zunftgelehrten.

Ebräisch, Griechisch und Latein
Stopft ihr in euren Kopf hinein,
Und thut so groß und wähnt von mir,
Daß ich nicht auch was Rechts's studier',
Stopft doch nur zu; ihr seht ja wol,
Ich stopfe euch mein Köpfchen voll,
Ob zwar den Pfeifenkopf.

Indem ich hier mein Pfeifchen stopf',
Betrachs' ich diesen thönern Kopf;
Und denke ich mir da, wie er
Bald voll und warm, bald kalt und leer,
Bald voll und kalt, so fällt mir bei,
Wie's oft in Menschenköpfen sei,
In Menschenköpfen oft.

Jetzt mach' ich einen Fidibus
Vom Titelblatt des Tacitus,
Denn Brand und Rauch ist mein Begehr;
Und nehmt von mir die gute Lehr:
Ist Feuer nicht bei Kraut und Kunst,
So ist das Stopfen ganz umsunst,
Umsunst ist alle Müh'.

Der Tabak brennt, die Pfeife glüht,
Der Rauch mir aus dem Munde zieht;
Und Rededunst und Zornesrauch
Ziehn oft aus Menschen Munde auch.
Aus meinem zieh', das schwör' ich laut,
Kein andrer Rauch als nur vom Kraut,
Zieh' nie ein andrer Rauch.

Wie sich der Saal vom Qualm erfüllt!
In Wolken sitz' ich eingehüllt.
So macht der Mensch, so dumm! so dumm!
Oft Nebel um sich selbst herum,
Er hebt so hoch sein Angesicht!
Sieht Fernes und das Nahe nicht,
Das Nahe sieht er nicht.

Drum Fenster auf, und auf die Thür,
Den Rauch mit Luft vertauschen wir,
Daß wir nicht mehr in Dämm'rung sehn,
Nicht tappend mehr im Dunkel gehn.
Hinweg mit ihm, daß rein und frei
Die Luft um Sinn und Seele sei,
Um Seele, Herz und Sinn.

Ich hole tief die Luft herauf,
Die Asche liegt schon oben auf.
In Asche wandelt sich das Kraut,
Das man mit saurem Schweiß gebaut.
Ich schütt' sie aus; da fällt mir ein,
Auch ich werd' Staub und Asche sein,
Ja, Asche einst und Staub.

O weh! die Pfeife geht mir aus,
Das letzte Wölkchen drang heraus.
Nun, endlich will's mit Keinem mehr,
Das Herz wird kalt, die Köpfe leer;
Erst sind sie voll von Kraut und Kunst,
Und dann geht's auf in Staub und Dunst,
In Staub und Dunst geht's auf.

Nur Eines noch, und dann nach Haus.
Ich gieß' das bitt're Oel heraus;
Und wenn mir Jemand böse wär',
Der berg' die Galle auch nicht mehr.
Ich laß' euch Alle Menschen sein,
Und stecke meine Pfeife ein,
Die Pfeife, kalt und leer.

Vergiftungsprozeß der Mad. Lafarge.

(Fortsetzung.)

Paillet sucht diese Rede des Generaladvokaten als gewandter Vertheidiger für die Angeklagte zu benutzen; er ruft: „Was soll ich den Worten, die Sie vernommen, entgegnen? Auf der einen Seite hat die Anklage ihre eigene Leichenrede gehalten, auf der andern scheint sie das Aeußerste wagen zu wollen, um mit Hartnäckigkeit eine Berufung, die ihr die Verzweiflung eingab, durchzusetzen, da sie bereits verordnet hat, was nur die Autorität des gesammten Hofes zu verordnen berechtigt war. Also noch eine neue Expertise! — — Wohin führt uns ein solches System? Wer sagt uns, wo die Expertisen der Anklage enden und ob nicht nach den ins Unendliche wiederholten französischen Expertisen, auch die Ausländer, Engländer, Deutsche und wer alle noch, an die Reihe kommen?... Indeß, wenn es einmal nicht anders ist, nun so darf es uns auf eine Expertise mehr nicht ankommen! Wolle Gott, daß die physischen Kräfte der Angeklagten, daß auch die unsrigen ausreichen!“ — —

Pierre Louis Fleignat, 50 Jahr alt, Doctor der Medicin, Friedensrichter zu Bigeois, sagt aus, daß er am 3. Januar auf Glandier war; Marie kam ihm vergnügt mit der Kunde entgegen, ihr Mann sei diesen Morgen von Paris zurückgekehrt; sie und L. waren sehr heiter; Marie spielte und machte die Bemerkung, obgleich krank, sähe er jetzt viel hübscher als vor seiner Pariser Reise aus — er hatte sich in Paris den Bart nach neuester Mode verschneiden lassen. — Bei einem späteren Besuche fand Fleignat den Kranken ganz wie umgewandelt: „Mein erster Gedanke war, er habe sich selbst den Tod angethan (qu'il s'était suicidé.) Als er dies aber aussprach, rief Hr. Buffieres: „Gott, nein, zu einer solchen That war Charles zu gottesfürchtig; wir haben seine Frau in Verdacht!... Marie schrieb ihrem Manne einen Brief, welcher den Thermometer ihrer Moralität bildet!!“ — Die jetzt folgenden Details stimmen genau mit den Aussagen der Mad. L. Mutter und Mad. Buffieres; wichtig scheint indeß folgende Bemerkung: „Mlle. Emma Pouthier mischte sich auf sehr befremdende Weise in die Sache; schon als sie mir das weiße Pulver gab, belog sie mich; ebenso falsch ist das, was sie über die ihr von mir ertheilten Rathschläge sagte.“ — Paillet bemerkt, die Freundschaft der Mad. L. für Mlle. Pouthier, welche man annehme, würde mindestens sehr unklug gewesen sein, da letztere ihr sogar das, was später ein furchtbarer Beweisgrund

gegen die Angeklagte werden konnte, aus der Tasche genommen und der Justiz ausgeliefert habe. Mlle. Pouthier habe übrigens nicht allein mit der Angeklagten sympathisirt; auch Hr. Pouthier, Chirurgien-Major in der afrikanischen Armee und Oheim des Verstorbenen stimme mit ihr überein. Er liest den Brief desselben vor und es erhellt daraus die Annahme von L.'s Oheim, er glaube nicht an Mad L. Schuld, weil Charles in seine Frau sehr verliebt gewesen sei und er Mad. L. durchaus für unfähig halte, ihren Mann zu ermorden. Was könne sie dazu bewogen haben? Anfangs habe er geglaubt, L. sei eines natürlichen Todes gestorben; später als man von Gift gesprochen, derselbe habe sich selbst vergiftet, denn obschon er für sehr reich gegolten, hätten seine Geldangelegenheiten doch sehr schlecht gestanden; Lafarge habe ihm das selber gesagt. — —

Der Präsident zeigt der Angeklagten ein Kästchen, welches die verschiedenen Materien, welche die Experten untersuchen sollen, enthält; nach den nöthigen Formalitäten wird es den Experten ausgeliefert. Ueber das Gummi- und Zuckerwasser, das weiße Pulver u. s. w. später mehr.

Emma Pouthier wird wieder vernommen und schärft ihre gestrige Aussage über die Briefe der Angeklagten, die sie sich zu verbergen erboten, und über das Gespräch, das sie mit Fleignat gehabt habe. Fleignat berichtigt ihre Aussage dahin, daß sie ihn nach dem Erscheinen der Justiz gefragt habe, was das weiße Pulver enthalte; Mlle. Pouthier bleibt jedoch fest bei ihrer Meinung. — Die Aussage des A. Saint-Passour, aus Pompadour, zeigt ein Schwanken der Meinung: anfangs glaubte er, der Kranke leide an einer gastroenterité; auf dem Heimwege sagte ihm Hr. Brunet, derselbe sei vergiftet: nun glaubte er dies und jetzt glaubt er es nicht mehr. Der Mann ist Pferdearzt, pfuscht aber auch in die Medicin hinein. — Wir übergehen einige unbedeutende Zeugen und wenden uns zu Mlle. Anna Brun, 25 Jahr alt, Malerin; sie ist sehr ängstlich.

Mlle. Brun: In den ersten Novembertagen bekam ich von Mad. L. einen Brief, in welchem sie mich dringend nach Glandier einlud, um sie zu portraitiren. (Sie hält ein und flüstert verlegen: „Ich weiß nicht, was ich sage!" Endlich fährt sie fort.) Am 2. Dezember kam ich nach Glandier; am 4. war das Portrait fertig und ich legte es in das Kästchen, welches die Kuchen mit andern Sachen, z. B. meiner Uhr, die in Paris reparirt werden sollte enthielt," u. s. w. — Mad. Marie bekam bald darauf von Hrn. L. Nachricht vom Empfang der Sachen; den Brief theilte sie ihrer Schwiegermutter mit, jedoch mit Ausnahme eines Blattes, in welchem ihr L. sein Unwohlsein schrieb. L. kommt an. „Am 11. wurde Morgens eine Eiermilch gebracht; ich lag noch im Bette und wollte aufstehen. Mad. Marie bat mich, noch liegen zu bleiben, ich sagte, ich müßte einen Brief schreiben und stand auf. Da sah ich, wie sie in die Eiermilch ein weißes Pulver aus einem Papier mit dem Finger rührte. Ich fragte, was sie hineingethan und sie antwortete: Es ist Orangenblüthe. Ich wollte aber wissen, was das weiße Pulver sei, doch sie blieb mir die Antwort schuldig. — Auf einer Commode gewahrte ich einen Streifen weißes Pulver und legte ein wenig davon auf die Zunge; ich fühlte ein Prickeln, das wohl eine Stunde währte. Mein Blick fiel auf die erste, nicht ganz geschlossene Schublade, und ich sah in einem Gefäße auch solch Pulver. Bevor ich aber diese Erfahrung machte, hatte ich Mad. Marie an die Commode mit einem Glase, in welchem Wasser und Wein mit Zucker war, gehen sehen und das Klingen eines Löffels an das Glas gehört. Mad. Marie

gab von diesem Getränke ihrem Manne einen Löffel voll und er stöhnte: „Ach, Marie, das brennt mir in der Kehle!“ Da ich das nicht recht verstanden zu haben glaubte, fragte ich Mad. Marie, was er sage und sie antwortete: „Er meint, das brenne ihm in der Kehle; natürlich, er hat eine Entzündung und man giebt ihm Wein.“ — Wir argwohnten eine Vergiftung, was auch Hrn. Lespinasse, als er in der Nacht vom 12. auf den 13. nach Glandier kam, vertraut wurde. Die Damen erzählten ihm, was vorgefallen sei.“ Der Präsident: Waren Sie dabei zugegen? — „Ich glaube ja, doch weiß ich es augenblicklich nicht. Am 13. Abends schien Mad. Marie sehr ängstlich und sagte zu mir: „Sie haben traurige Tage auf Glandier verlebt; nehmen Sie deshalb diesen Ring mit Haaren von mir und meinem Charles.“ Sie erzählt nun wie eben seit der Nacht vom 11. auf den 12. eine völlige Umwandlung mit dem Kranken vorging: trat seine Frau zu ihm, so wies er sie ab, rief: Ich ersticke! u. s. w. Mad. L. Mutter hatte ihm nämlich die weißliche Materie in der Eiermilch gezeigt. Auch sah der Zeuge Mad. Marie Gerstenschleim in eine Flasche mit reinem Wasser gießen, damit es, wie sie sagte, weniger hart wäre. Dies geschah vor dem 11.; den Tag weiß sie nicht genau. Die Kuchenverpackung kommt jetzt zur Sprache. Fr.: Sahen Sie, wer die Kuchen ins Zimmer brachte? — Antw.: Ich glaube, es war die kleine Buffieres. — Fr.: Sahen Sie dieselben in die Kiste packen? — Antwort: Mad. L. sagte, sie wolle aus ihrem Toilettenzimmer ein kleines Kästchen holen, um sie hineinzupacken. — Sie wird gefragt, ob sie die Kuchen habe einpacken sehen? — Antw.: Nein; Mad. Marie sagte, daß sie vier Stück hineingethan und daß sie das Kästchen geholt habe, um sie hineinzuthun. — Frage: War das Kästchen groß? — Antwort: Das mit den Kuchen oder das große? — Frage: Das große. — Antwort: Einen Quadratfuß. — Die Kuchen sah sie in das kleine Kästchen nicht einpacken, auch nahm Mad. Marie die kleinen Kuchen nicht mit, als sie das Kästchen holte. Der Präsident zur Angeklagten: Sie wollten nicht zugeben daß Sie die Kuchen in ein kleines Kästchen gepackt hätten! Die Angeklagte: Es ist ganz falsch; ich verließ das Zimmer nicht und wickelte die Kuchen wie Orangen ein! — Es wird ihr erwiedert, diese Aussage der Mlle. Brun stimme genau mit jener des Kellners Parant überein. Antw.: Es ist durchaus falsch! — Mlle. Brun wird gefragt, ob sie auf Glandier noch andere Kuchen als Choux habe vorkommen sehen? — „Ja, Galettes (Fladen).“

Paillet bemerkt nun, weshalb Mlle. Brun von Mad. Marie's Fortgehen aus dem Zimmer in ihrer ersten Deposition nichts gesagt habe? — Antw.: Wenn ich nichts davon gesagt haben sollte, so muß ich mich dessen in dem Momente nicht gleich erinnert haben.

Die Sitzung wurde um 7 Uhr Abends geschlossen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Einige Worte zur Beherzigung.

Wenn ich die feste Ueberzeugung hege, daß es wohl sehr wenige Eltern giebt, denen nicht das Wohl oder Wehe ihres Kindes oder ihrer Kinder am Herzen liegt, so wird man mir es nicht verargen, daß ich in diesem Blatte noch ein Mal mich ausspreche über die Lage derer, welchen eine große Zahl dieser Kinder anvertraut wird; mich ausspreche in der Hoffnung, daß die Worte Berücksichtigung finden. Hat doch unser liebes Bremen aller Orten den Ruhm, daß es gern abhilft den Mangel und sich erbarmt der Hilfsbedürftig-

keit Fremder; unterstützt es doch so gern, als reichlich die Missionen zur Ausbreitung unserer heil. Religion in weiter Ferne; haben wir doch unsere Bibelgesellschaft, Tractätchenverein und so manche nützliche und segenbringende Verbindung, daß ich mich nicht der Hoffnung erwehren kann, man werde gern und willig einem großen Uebelstande in der Nähe, einem Wehe, das den Staatsgenossen, das denjenigen drückt, der eine ähnliche Pflicht in unserer Vaterstadt zu erfüllen hat, welche der Missionär in weiter Ferne übt — die Pflicht zu lehren. — Ich bin des festen Glaubens, daß die Lage oder das Verhältniß des Standes, von welchem ich hier einige Worte reden will, vielen meiner lieben Mitbürger nie klar geworden, weil sonst ihr Blick gewiß zunächst auf denselben gefallen wäre, um den Dank aller Betheiligten zu ärndten und zu beweisen, daß man über die Fremden nicht der eignen Angehörigen vergäße.

Freilich wird bei stillem Wirken am eignen Heerde nicht unser Name unmittelbar nach einer guten That weithin gelobt und gepriesen, aber dauernd wird das Wohl im eignen Kreise gegründet, und nachdem des Hauses Wohlstand gesichert, kann mit gutem Gewissen auch für fremdes Wohl Sorge getragen werden.

Sehen wir nun auf den Zustand der Anstalten, welche zur Bildung der Volksjugend in unserm deutschen Vaterlande eingerichtet sind, so dürfen wir behaupten, daß dieselben allen andern Nationen, so weit mir bekannt ist, voranleuchten, und insbesondere steht Preußen in dieser Hinsicht oben an. Gewiß ist es eine nicht leichte Aufgabe in einem Staate wie Preußen, das ganze Schulwesen zu organisiren, und erfordert von Seiten des Staates und der Bürger manche Opfer, wenn der Lehrer in seinen äußern Verhältnissen mehr gesichert sein soll. Leichter gelöst ist diese Aufgabe ohne Zweifel in einem kleineren Staate besonders dann, wenn derselbe verhältnißmäßig wohlhabend genannt werden kann. Doch mag auch hier eine solche Arbeit ihre Mühen haben, allein der ernste Wille Gutes zu wirken erreicht sicher das vorgesteckte Ziel, und der Lohn liegt in der That.

Auch in unserm Bremen ist manches Gute für die Schulen geschehen, was auch dankbar anerkannt ist: die Schulen sind geordneter als früher; die Freischulen sind gehörig gesondert, die andern Bürger- und höhern Schulen sind getrennt und stehen zum Theil unter dem Schutze und der Aufsicht unserer hohen Obrigkeit. Demungeachtet bleibt noch Vieles zu wünschen übrig. Mag es hier diesmal unberücksichtigt bleiben, wie wünschenswerth und für das Allgemeine zweckmäßig es ist, alle Schulen ohne Ausnahme unter eine Oberinspection zu stellen; mag es hier nur nebenbei erwähnt werden, daß es einen wohlthätigen Einfluß auf die Schulen üben würde, wenn einem einsichtsvollen, durch Erfahrung gereiften Schulmanne die specielle Aufsicht über sämmtliche Schulen anvertraut wäre. Vielleicht findet sich Gelegenheit, dies zu einer andern Zeit zu erörtern.

Der Zweck, welcher durch die Schulen erreicht werden soll, ist Bildung des Geistes und Veredlung des Herzens. Soll dieser erreicht werden, so muß auch Geist und Herz des Lehrers gebildet und veredelt sein; er muß seinen Beruf erkannt haben, und für denselben begeistert sein: denn ohne dies wirkt er so viel wie nichts; er kann also auf keinen Fall seine ihm angewiesene Stellung zweckmäßig einnehmen. Gewiß wird auch keiner in unserm Bremen noch der frühern Ansicht sein, Volksbildung sei überflüssig, wohl gar nachtheilig; oder wird überhaupt die Meinung hegen, daß die Möglichkeit vorhanden sei, dem menschlichen

Geist in seiner Ausbildung hemmend für die Dauer entgegen zu treten. Beweist doch die Geschichte sowohl die Unmöglichkeit, wie die Schädlichkeit einer solchen Handlung; sind doch unsere lieben Mitbürger zu aufgeklärt, und zu christlich gesinnt, als daß ihnen solche und ähnliche Gedanken aufsteigen könnten.

Leuchtet nun aber der Zweck der Schulen ein, erkennt man die Nothwendigkeit der Lehrerbildung, und den Standpunkt auf welchem der Lehrer stehen muß und soll im Staate; so sollte doch auch vor allen Dingen dahin gewirkt werden, von Jedem der dahin zu wirken vermag, daß die gehörige Ausbildung zum Lehrfache nicht fehle, und des Lehrers Stellung im Staate eine seines Standes und Amtes würdige und werthe sei.

Wohl ist durch unser sogenanntes Seminar manches Gute gewirkt seit seiner Einrichtung, und wenn auch jetzt nicht Bedeutendes geschehen kann, da sich unter den jungen Leuten keine Neigung zur Wahl dieses Berufes zeigt, so möchte hier wohl ein Grund vorhanden sein, die Hrn. Lehrer des Seminar zur Prüfung der Gründe aufzufordern, welche die Abnahme der Liebe zum Lehrfache zur Folge hatten, und vielleicht dieselbe zur Kunde zu bringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Universitäts-Gebäude zu Newyork.

University of the city Newyork. —

Dem Herrn Pastor Rothe zu St. Anscharii verehrungsvoll gewidmet von Dr Schücking.

(Beschluß.)

Sonntags gegen sieben Uhr Abends (früher kann in der tropischen Hitze der Sommermonate niemand das durch venetianische Blenden verdunkelte Haus verlassen) stürzte ich mich wohl in die Wogen der schönen Welt auf dem Washington-Paradegrunde.

Die Thüren in dem ihn umschließenden Gußeisen-Geländer ruhten auf allen Seiten keinen Moment in ihren Angeln. Zu und ab schwebten Tausende der „plaudernden Misses, die schwatzen wie Wasser fließt, ohne Bewußtsein und Ueberlegung," umspielt wie von ganz gezähmten „Löwen", von Tausenden „der backenbärtigen Masters, die sich einbilden, der Broadway sei die Welt und das Plaudern und Liebeln in Miniaturgesellschaftszimmern sei menschliche Natur" †). — Von den kostbarsten und lichtesten Seidenstoffen Frankreichs und Italiens umrauscht, — viele einen brüsseler Blondenschleier von vielen hundert Doll. auf dem Arme, manche ein Taschentuch, bei Steward's für 80 Doll. gekauft, *) in der Hand — wallten die genimschönen **) und fürstenstolzen Ladies von Newyork, den Lilienteint vom Sommergotte rosig angehaucht, die englisch-kleinen Füße, wie immer, in Seidenkaligen gehüllt, den Paradegrund auf und ab; während die Gentlemen, in die modernsten Londoner Dandy's-Anzüge gerollt und mit vielfachen goldenen „Löwen"ketten behangen, entweder sich schon hart zur frohen Beute ihrer Unwiderstehlichkeit hielten; oder noch mit ihren Operngläsern und mit den Wehen der Wahl giengen, welche zu haben, sie in süßem Selbstgefühle sich einbildeten, oder das von hohen Goldhaufen eingedrückte und

†) Coopor.

*) „The embroidered handkarchief" „das gestickte Taschentuch" von Mss. Leslie in Philadelphia, einer der geistreichsten und zartesten Novellendichterinnen Amerika's. —

**) Lady Litton Bulwer sagt in „Cheveley or the man of honour" von einer ihrer englischen Heldinnen: „sie würde selbst in Newyork für schön gegolten haben".

selbst unter diesem Drucke noch lächelnde Bewußtsein hatten. —

Durch die glänzenden Gruppen zogen sich endlose Blumenguirlanden jener einzig lieblichen Grazienkinder, womit die billige Natur Amerika für die Vorenthaltung des europäischen Frühlings entschädigen zu wollen scheint — leider zu früh bekränzte Opfer der gedankenlosen Liebe, der Eitelkeit und Glanzsucht ihrer Eltern —. Die Mädchen entbehren heute, weil es Sonntag ist, die Freude, die buntbewickelten Reifen zu jagen, oder sich leicht wie Elfen über Taue zu schwingen, und sind auf Kriegenspielen und die Unterhaltung untereinander, oder mit den gelb- und roth-betuchten Afrikanerinnen beschränkt, bis zu deren Füßen die Seidenkleider und Schleier der Kinder auf ihren Armen herabfließen, und deren kräftiges und kühnes Wesen, schwarze Farbe und selten nicht häßliche Gesichtsbildung einen hebenden Gegensatz zu den zarten, lieblichen und selten nicht schönen Gestalten der schneeweißen Girl's unter ihrer Aufsicht und der ihnen gebietenden Ladies in ihrer Nähe bilden. —

Wenn in dieser reichen, bunten und lebenvollen Scene der neuen Welt mein Auge an den langen Reihen der modernen Häuser hinlief, welche den großen Washington-Platz umgeben, und deren Einfachheit und Einförmigkeit zwar keine Freiheit der Fantasie und des Geschmackes, deren hohe und helle Fenster mit den reichen Seidendraperien, schweren Goldquasten und Franzen aber das Lichtbedürfniß der Zeit, die modernste Eleganz und üppigste Bequemlichkeit aussprechen — und wenn ich dann wieder zu dem kolossalen gothischen Gebäude im Abendschatten, dessen Thurmspitzen nur noch die untergehende Sonne vergoldete, emporsah: wollte dasselbe mir doch manchmal wie ein durch Zauber angebanntes Gespenst aus der mährchengläubigen Vorzeit erscheinen, das beim ersten Hahnenrufe entfliehen muß und will — aber nicht kann. —

Und wenn ich in den inneren Hallen des Gebäudes wandelte, war es mir kalt und schauerlich ums Herz. Es konnten diese Schauer nicht vom Nachhalle von Stimmen kommen, welche aus den gothischen Gebäuden die „Entartung, Kälte und Schwäche" unserer Zeit schelten sollen, da dieses Gebäude ja ein der Vorzeit würdiges Werk unserer Zeit ist, und da der Schall der Vertheidigungsstimme des guten Gewissens unserer Zeit in mir stärker ist als jener Nachhall hätte sein können. Das Widrige des Eindrucks mußte daher auf dem Gefühle anderer Gegensätze beruhen, und wie der wesentlichste derselben schon im ersten Blatte berühret ist, so darf ich wohl noch bemerklich machen, daß ja der Bestimmung nach von den bei der University für 200 — 300 Studirende angestellten 15 Professoren Weisheit — die Weisheit des forschenden, und fröhlichen England's („merry England") und des tiefdenkenden und herzlichen Deutschlands („kindhearted Germany") gelehret und von hieraus über das ganze Land verbreitet werden soll.

Wie paßt aber zu dieser lichten und heitern Bestimmung das alterthümliche dunkle Kastel, das einer ganz anderen Zeit und einem ganz bewölkten und schwülen Himmel der Wissenschaft angehört!

In dem Grauen der todten Vergangenheit konnte ich es zwar nimmer zu der Täuschung bringen, daß ich vor einer der hohen Flügelthüren mit gothischem Schnitzwerke geglaubt hätte, im nächsten Momente werde mein Blick auf viele Kandelabern mit brennenden Wachsfackeln und auf eine Leiche in Ritterrüstung fallen, bei welcher eben zwei Mönche im eifrigsten Gebete

für die arme Seele des reichen Burgherrn knieten, welcher ihrer Abtey und dem heiligen Benedict von Nursia ein trefflich Stück Waldgrund vermacht, oder doch urkundlich vermacht haben sollte. Wohl aber wandelte mich etwas wie Furcht an, im nächsten Momente in der Mitte ihrer Lieblingspriesterinnen voll Anmuth und Grazie, Germania und Brittania, — Minerva selbst im Reifrocke mit einem babilonischen Lockenthurme und einer Halskrause von einem unermeßlichen Stücke holländischen Linnen zu erblicken.

Auch der weisen Bestimmung, daß von diesem Collegio aller Sekten-Einfluß ausgeschlossen sein soll, würde die neuere europäische Baukunst besser entsprochen haben, da die altgermanische ja jener im höchsten Grade exklusiven Zeit angehört, welche man mit dem entgegengesetzten Worte die katholische zu nennen gewohnt ist. Wie paßt insbesondere dazu die durch gemalte Fensterscheiben verdunkelte Kirche, in welcher zwar nicht die Gräuel der ewigen „Vorherbestimmung" des geringern, und der ewigen Verwerfung des größten Theils der Menschheit dem Verstande angesonnen, aber doch viel vom Grauen dieser Lehren dem Herzen aufgedrungen wird?

Am leidlichsten ist noch die gothische Bauart in Amerika an den römisch-katholischen Kirchen z. B. an der St. Patrik-Cathedrale zu Newyork in Priccetreet, an der St. John's-Cathedrale zu Philadelphia, 13 Str. an der St. Pauls-Kirche zu Pittsburg u. s. w. Denn hier ist die Täuschung nicht so unmittelbar und unverhüllt versucht. Dürfte zwar die Religion Roms nicht nach den V.-St. gehören, da hier die Pabstmajestät gegen die „Volkssouverainetät", die Lehre von der einzigen wahren Kirche gegen den Grundsatz der Gleichheit aller Kirchen und die politische Allunterwerfungstendenz Roms *) gegen die feste Abschließung des, sich gegen allen kirchlichen Einfluß standhaft verwahrenden Staates stößt: so gehört doch die gothische Bauart zu der dort einmal eingeführten römisch-katholischen Religion. Ihre hohen Säulenbunde, alle einverstanden, das Gewölbe mit der schlanken Thurmspitze zu tragen, und hinwieder von diesem Zweck, Bedeutung und Schutz nehmend, deuten die Herrlichkeit und Macht der sich stufenweise erhebenden, und festgeschlossenen Hierarchie an und führen zugleich die Seele zu dem Himmel empor, der das unter diesem Gewölbe versammelte und durch die Höhe gedemüthigte Volk nur unter der Bedingung schützen will, daß es auch mitten im „Freiheitslande" unzertrennlich zu seinen Priestern, zu seinem hochthronenden Lord-bischofe **) und zum dreifach gekrönten „heiligsten Vater" hält und in einem Glauben, fest wie diese Mauern, und in einem Gehorsame, treu wie diese Säulen dem Gewölbe, den Göttlichen ewig unterworfen bleibt. —

S.

Miszelle.

Ein Bauer verlangte von seinem Pfarrer die Schuldigkeit oder die Gebühr für das Begräbniß seines Weibes. Der Pfarrer sagte daß er's wohl hören mochte: Drei Gulden, dreißig Kreuzer. „Wieviel?" fragte der Bauer und wendete den Kopf seitwärts, und spitzte das Ohr. „Der Herr Pfarrer sagt, es koste nichts" sagte ihm der Kaplan der dabei stand, ganz leise ins Ohr. „Vergelt's Gott, Herr Pfarrer! höflichsten Dank!" sagte der Bauer. — Diese Geschichte beweiset, daß die Bauern gut hören, wenn sie eben nur wollen.

*) Die gedrückte, aber nicht unterdrückte Erbsünde Roms.

**) Beim Bischofe von Philadelphia, Herrn Kendrick, sah ich eintretende Seminaristen kniend ihm die Hand küssend.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.", und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die

SCHNELL-  POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu **Nr. 91** des Bürger-Freundes für **1840.**

Donnerstag, den 12. November.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Nicht nur Berlin illuminirte man am Abend des 15. Oktober, sondern fast ganz Preußen, wie man es von allen Enden und Enden berichtet liest. Nirgends fehlte es an Transparents z eines der humoristischsten aber hat man in Magdeburg bewundert und stürmisch mit Beifall überschüttet. An einer Hausthür wölbte sich im Halbkreis ein grosser Bogen, über welchem ein Adler mit F. W. schwebte mit der Unterschrift:

„Fleuch, Königsaar, zur Sonne frei."

darin rechts auf ebener Erde ein blau-weiß-rother gallischer Hahn mit aufgesperrtem Schnabel, darunter die Inschrift:

„Zürnt nicht des kleinen Thiers Geschrei."

links deutsche Eichenwaldung mit dem dampfschiffbelebten Rheinstrom, Gebirgen und dem Straßburger Münster.

Seit einiger Zeit ist in Mühlhausen die Rede von einer Entdeckung, Indigo aus Eichensägespänen zu ziehen vermittelst chemischer Zubereitung. Die Versuche geschehen in einem Dorfe bei Altkirch, und die bisher gewonnenen Resultate sollen sehr zusagend sein.

Das Frankfurter Conversationsblatt berichtet: Seydelmann wurde in Bremen von einigen Schauspielern, unter denen sich auch der Direktor Rottmayer befand, in den berühmten Rathsweinkeller geführt, um ihm dort die zwölf Apostel und die Rose zu zeigen. Während sie bei einer Flasche Apostelwein sitzen, äußert Rottmayer gegen Seydelmann: „Sie sind unter den Schauspielern der Messias." Seydelmann, der weiß, was von dem gegenseitigen Lob der Schauspieler zu halten ist, hebt die Flasche in die Höhe, betrachtet die Etiquette und sagt: „Judas!"

Aus Mainz schreibt man: Da alle Welt in die Kriegsposaune stößt, dürfte sich ein Wort über unsere hiesige Festung leicht entschuldigen. Napoleon hatte diesem wichtigen Festungs- und Waffenplatz, der dem Besitzer das Herz Deutschlands öffnet, eine vollständige Umgestaltung gegeben, und was er für denselben noch beabsichtigte, falls er länger an der Regierung geblieben wäre, davon zeugt schon der Plan einer steinernen befestigten Brücke über den Rhein, deren Modell noch heute unser Museum ziert. Dies war ein kolossaler Plan, ganz des kolossalen Menschen würdig, in dessen Kopf er entstanden. Allein man muß es den Bundesstaaten zum Ruhm nachsagen, daß sie nicht weniger die Wichtigkeit des Platzes erkannt haben, und was sie in den fünfundzwanzig Friedensjahren für die Bundesfestung gethan, verdient alle Anerkennung; sie haben die Ausdehnung und Vervollkommnung der Festungswerke so weit getrieben, daß Mainz durch Waffengewalt nicht mehr einnehmbar ist. In den letzten Jahren ist besonders für neue Werke und befestigte Kasernen viel geschehen, und zwei großartige, kasernenartige Festungsbauten, die mehrere Millionen kosten, sind vor noch nicht langer Zeit vollendet worden, und werden von allen reisenden Sachkennern als Meisterwerke betrachtet. Aehnliche Bauten sollen nun in der Nähe aller Hauptthore aufgeführt und die ältern Wälle entfernt werden. Es soll dahin gebracht werden, daß Mainz mit einer relativ kleineren Besatzung doch nachdrücklicher als früher vertheidigt werden kann. Unter diesen Umständen läßt sich leicht denken, daß die hiesigen Bewohner den Kriegslärm ziemlich gleichgültig vernehmen. Kämen die Franzosen eines Tages an den Rhein, sie würden erfahren, daß wir von den alten Sympathieen durch eine Verwaltung geheilt worden sind, die unendlich besser ist, als die, welche uns die große Nation bieten kann. Man ist am Rhein jetzt in jeder Beziehung echt deutsch, und der Rhein war nie so sehr ein eigentlich deutscher Fluß, als jetzt.

Aus dem Saalthale. Während andere Gegenden blühende Rosen, Aepfelblüthen, Zwillings- und Drillingsähren u. s. w. aufzuweisen haben, brauchen wir keineswegs zurückzustehen, indem wir zum Desert Erdbeersträußchen bieten können. Schreiber dieses wurden vor einigen Tagen Erdbeerblüthen mit köstlichen Erdbeeren überreicht gebracht. Letztere waren vollkommen reif und wohlschmeckend. Aepfelblüthen haben wir ebenfalls gesehen. Außerdem glucken bei uns die Hühner.

Aus Frankreich.

Das non plus ultra aller Kunststücke produzirt in dem Pariser Circus ein gewisser Auriol, der auf zwölf auf den Tisch gestellten Flaschen spazieren geht, dann von einer auf die andere springt, endlich sich auf eine Flasche setzt, dann aber auf vier Flaschenspitzen eine Salatiere von Porzellan, auf diese wieder eine Flasche, mit der Spitze nach unten stellt, seinen Kopf in diese Höhlung setzt, und sich nun, mit den Beinen aufwärts, auf diesem Glas- und Porzellan-Gerüst in die Höhe schwingt. Ganz Paris ist dabei und gebührend außer sich. — Auriol macht indeß selbiges Kunststück nur sehr selten, erhält aber auch, wenn er es produzirt, außer seiner Gage die halbe Tages-Einnahme.

Ein Pariser Conditor ist mit einer Art Kuchen, den er als „petites gateaux à la Lafarge" anpreist, für Mad. Lafarge in die Schranken getreten. Er versichert, der Kuchen sei genau nach dem Rezepte dessen verfertigt, durch welchen Mad. Lafarge ihren Mann vergiftet haben soll. Er schmecke sehr gut und die feinsten Chemiker könnten keine Spur von Gift darin entdecken.

Der unglückselige, königsmörderische Bohner in Paris, der auf seinen König schoß, freut sich, daß sich die Zeitungen so fleißig mit jeder Lappalie füllen, die man von ihm auftreiben kann. Bis zur Wiege und den Windeln wird sein Leben durchstöbert. Auch der verrückte Engländer freute sich über seinen Mord-Versuch, als man so schrecklich viel Wesens über seine Person machte. Das dritte Attentat in diesem Jahre war gegen den Sultan gerichtet.

Ein mit dem Namen Coulier bezeichneter Artikel im Echo du Monde Savant vom 21. October berichtet über eine Wettfahrt zwischen dem bekannten Dampfboot mit der archimedischen Schraube, das zwei Dampfmaschinen von 25 Pferdekraft hat, und einem gewöhnlichen Dampfboot mit zwei Maschinen von 80 Pferdekraft. Der Archimedes war besiegt, so daß wenigstens seine jetzige Einrichtung nicht sehr passend erscheint.

Aus Belgien.

Die Religions-Freiheit tritt am Originellsten in Belgien bei der Taufe der Königlichen Prinzen hervor. Die Kinder des Königs Leopold werden nämlich im katholischen Glauben erzogen. Die Taufe erfolgt in Gegenwart des Bürgermeisters in Laeken, der als Zeuge den Taufschein unterzeichnen und das Kind in's Kirchen-Register eintragen muß. Der Bürgermeister ist aber ein Jude; der Erzbischof von Mechein, der das Privilegium hat, die Kinder des Königs zu taufen, ist ein Katholik; der König ein Protestant. So ist der Taufschein des Kronprinzen von Belgien von einem Katholiken, einem Protestanten und einem Juden unterzeichnet.

Aus England.

Sir Edward Lytton Bulwer reist gegenwärtig in Deutschland und wird überall mit der größten Achtung aufgenommen. So zog vor einiger Zeit das kölnische Dampfboot, mit dem er von Koblenz abfuhr, ihm zu Ehren die Flagge auf und salutirte mit Kanonenschüssen. Bulwer verdient diese Ehrenbezeugungen, denn nicht allein als Dichter, auch als Beförderer deutscher Literatur in England ist er in Walter Scott's Fußtapfen getreten, aber dennoch sei die Frage erlaubt: Wenn ein deutscher Dichter gleichen Ranges die Rebenhügel des Rheins besuchte, würde man dann auch wohl mit Flaggen und Kanonen salutiren?

Der Herzog von Devonshire ließ vor Kurzem einen sehr großen Palmbaum in sein herrliches Schloß Chatesworth bringen. Er wurde von neun Pferden gezogen und man hat berechnet, daß allein die Kosten des Transportes bis an Ort und Stelle sich auf nicht weniger als 7000 Thaler belaufen werden.

In Bath ist eine Georgine, genannt „das Mädchen von Bath," für den ungeheuren Preis von 100 Pfd. St. verkauft worden.

Aus Italien.

Signor Visconti liefert einen Bericht über einige interessante Entdeckungen an mehreren Orten der römischen Staaten. In der Nähe von Ancona fand man ein Grab, worin der Körper zwischen gemalten Vasen lag, mit einer goldenen Krone, ähnlich denen in den etruskischen Gräbern. Die Herzogin Caetani fand unter den Ruinen einer alten römischen Stadt auf der aurelianischen Straße ein Mosaik, das in seiner Art ausnehmend merkwürdig ist, indem die Steine nur von zweierlei Farben, weiß und schwarz, sind. Es besteht aus neun Kreisen, dessen mittlerer Orpheus mit der Leyer darstellt, während die andern die Figuren der Thiere enthalten, welche seine Musik anlockte. Die Ausgrabungen zu Campofeala, welche wieder aufgenommen wurden, haben ein kleines Gemach, Aedículum mit Säulen und einer Statue aus gewöhnlichem Stein nebst einer etruskischen Inschrift zu Tage gefördert. Signor Visconti zeigt auch an, daß die Arbeiten, das Forum Augusi, gewöhnlich das Forum des Nerva genannt, wieder aufzuräumen, demnächst unternommen werden soll, und daß man Resultate von großer Wichtigkeit erwartet.

Mosaik.

Wenn's dem hundertjährigen Kalender nachgeht, so bekommen wir einen recht strengen Winter. Der von 1740 auf 41 soll so kalt gewesen sein, daß kein Zimmer zu heizen war und die Flüssigkeit am Fenster zu Eis gefror, während der Ofen glühte. Der Wind war so scheidend, daß man Blasen im Gesicht bekam; in den Teichen erfroren die Fische, in den Ställen das Vieh, in den Wäldern das Wild und in der Luft die Vögel. In Schlesien und Schlesien erfroren an 3000 Menschen.

Eigenhändige Marginalresolutionen Friedrich des Zweiten.

Gesuch des Commerzienraths und Kaufmanns Simon in Stettin, das Gut Cracozen um 40,000 Rthlr. ankaufen zu dürfen. Resolution: 40,000 „Thl. im Negotio bringen 8 procent, in güter nur 4, also versteht er sein Handwerk nicht, ein Schuster muß Schuster seint und ein Kaufmann handeln und keine güter haben. — Verwendung des Domcapitels zu Breslau für den Fürstbischof. Resolution: er Mus Seine Schulden bezahlen. Ein Bischof mus ohnkräflich Seindt. — Bitte des Landmeisters von Poser, seinen Sohn nicht mit Gewalt zum Militärdienst wegzunehmen. Resolution: er Wird diese bei den Regiment ertzogen als auf ein Dorf. — Anzeige des Geheimraths von Brandt, daß der Casselsche Geheimrath von Moser seine Audienz beim Churfürsten von Mainz gehabt. Resolution: er Schreibet dem Teufel in Ohr ab, er Soll nicht Schreiben, als wan es der Mühe werth ist. — Der gewesene Major du Moulin bittet um eine Stelle in der Pommerschen Kammer. Resolution: Das wäre den Bok zum Gertner gemacht. — Der Oberauditor G. bittet um Avancement, weil er schon dreißig Jahre diene. Resolution: Ich habe ein Hausen alte Maulesel im Stal, die lange den Dienst machen aber nicht das Sie Stalmeisters werden. — Wiederholtes Gesuch des Schauspieldirektors von Arnim um eine schon anderweitig vergebene Präbende. Resolution: Scriptus est scriptus nicht raisoniren!

Anekdote.

Ein junger, eitler Mann, den das Glück zum Obristen gemacht hatte, unterhielt sich bei einem Feste mit zwei jungen Damen, und lächelte und lachte immerfort, um ihnen seine blendend weißen Zähne sehen zu lassen. Als er sich endlich abwandte, fragte die Eine: „Ob denn wohl dieser junge Mann Pulver gerochen hat?" — „O ja, Zahnpulver!" versetzte die Nachbarin.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 91.

Bremen, Donnerstag den 12. November 1840.

Gestorben:

986. Den 7. November. Der Arb. Joh. Müller, 41 Jahr; Barkhof Nro. 5.

987. Den 7. — Der Küpergesell Joh. Christ Begemann, 29 Jahr; Punkendeich Nr. 71.

988 und 989. Den 7. — Des Weinküpers Herm. Andreas Meyer Zwillings-Söhne, 10 Wochen; Barkhof Nro. 5.

990. Den 8. — Des Kutschers Brün Hünecke Ehefr., geb. Schlüter, 42 Jahr; Schnoor Nr. 23.

991. Den 8. — Des Schuhmachers Abraham Christ. Tietjen Sohn, 6 Jahr 8 Monat; Buntenthorssteinweg Nro. 253.

992. Den 8. — Des Drechslers Jacob Martens Tochter, 10 Wochen; Molkenstr. Nr. 49.

993. Den 8. — Des Arb. Georg Schilling Sohn, 3¼ Jahr; Sögestraße Nro. 26.

Nro. 994. Den 8. Nov. Des Cigarrenmachers Joh. Chr. Jäger Ehefr., geb. Wöhlken, 34 Jahr; gr. Annenstraße Nro. 51.

— 995. Den 9. — Des verst. Windmüllers Johann Friedr. Schörling Wittwe, geb. Holtermann, 67 Jahr; Hohenthorswall Nr 12.

— 996. Den 9. — Des Kistenmachers Bernhard Wark Sohn (todtgeb.); gr. Johannisstraße Nro. 110.

— 997. Den 10. — Des verst. Schenkwirths Johann Hinrich Kreye Wittwe, geb. Henken, 80 Jahr; Westerstraße Nro. 4.

— 998. Den 10. — Der Arb. Joh. Wohlers, 35 Jahr; Schwachhausen Nro. 4.

— 999. Den 10. — Johann Schröder, 14½ Jahr; alten Michaeliskirchhof Nro. 9.

Geburten:

1340. Den 5. Novbr. Des Zuckerbäckermeisterknechts Joh. Nicolaus Johannsen Ehefr., geborne Stolze, Osterstraße Nr. 76; von einem Mädchen.

1341. Den 6. — Des Strumpfwebers Franz Anton Kirchner Ehefr., geb. Klee, Hohethorsstr. Nro. 34; von einem Knaben.

1342. Den 6. — Des Schuhmachermeisters Johann Gottfr. Carl Wernitz Ehefr., geb. Grote, Wandrahm Nr. 9; von einem Mädchen.

1343. Den 6. — Des Cigarrenmachers Nicol. Diedr. Wiele Ehefr., geb. Willstock, Brüggemanns Gang Nro. 5; von einem Knaben.

1344. Den 7. — Des Arb. August Wilh. Stelter Ehefr., geb. Claussen, Hastedt Nro. 63; von einem Mädchen.

1345. Den 7. — Des Arb. Georg Fraue Ehefr., geb. Palm, Wulwesstraße Nro. 8; von einem Mädchen.

1346. Den 7. — Des Kaufmanns Henr. Schröder Ehefr., geb. Iken, Langenstraße Nro. 23; von einem Mädchen.

Nro. 1347. Den 8. Nov. Des Cigarrenmachers Friedr. Aug. Klodius Ehefr., geb. Gockel, Brokamps Gang Nro. 2; von einem Mädchen.

— 1348. Den 8. — Des Consumtionsgehülfen Johann Bernh. Stüring Ehefrau, geb. Holscher, kl. Annenstr. N. 12; v. einem Mädchen.

— 1349. Den 8. — Des Schiffszimmermanns Hinrich Wehselau Ehefr., geb. Schierloh, Muggenburg Nro. 16; von einem Knaben.

— 1350. Den 8. — Des Strumpfwebers Joh. Hinrich Thier Ehefr., geb. Heidenreich, gr. Annenstraße Nro. 41; von einem Mädchen.

— 1351. Den 9. — Des Cigarrenmachers Ernst Hinr. Wedeking Ehefr., geb. Schmal, außerm Steinthor Nro. 13; von einem Mädchen.

— 1352. Den 9. — Des Maurergesellen Joh. Wilh. Harttmann Ehefr., geb. Abbes, Bauernstraße Nro. 4; von einem Knaben.

— 1353. Den 9. — Des Dr. juris u. Staatsanwalds Joh. Herm. Smidt Ehef., gb. Noltenius, Buchtstr. Nr. 51; von einem Knaben.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 92.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 15. November 1840.

Mög't immer kosen,
Aber die Rosen
Stechen mit Dörnlein, Juchhebt
Ich bin ein frisch Mädel im Thal
Und bleib' ein frisch Mädel einmal! F. Kind.

Lied des armen Mädchens.

Von all den Erdengütern
Bin ich mir keins bewußt;
Das einz'ge, was ich habe,
Das trag' ich in der Brust.
Mein Schätzlein ist nicht ird'scher Art,
Drum hab' ich's in der Brust verwahrt.

Und wenn die Leut' nicht wissen,
Warum ich so voll Lust —
„Weil ich ein Schätzlein trage
„In meiner heitern Brust.
„Mein Mahl ist Brod, mein Bette Stroh,
„Allein mein Schatz macht mich so froh.

Und sollt' ein Reicher fragen,
Wie groß mein Schätzlein ist —
„O Herr, es ist kein Mammon,
„Den man nur wägt und mißt.
„Mein Schätzlein ist nicht von Gewicht,
„Auch fressen's Rost und Motten nicht.

Und wenn ein diebisch Auge
Nach meinem Schätzlein schaut —
„Du Schalk, dem festen Busen
„Hab' ich es anvertraut.
„Durch diese Wand kein Räuber bricht.
„Den Schatz entwendest du mir nicht.

Und sollt' ein Wucherer kommen,
Wollt' ihn mit Gold erflehn —
„Du armer, falscher Wucherer,
„Der Tausch kann nicht geschehn.
„Wenn auch das Herz vor Kummer bricht,
„Den Schatz der Brust verkauf' ich nicht.

Und wenn die Freundin käme,
Wollt' meine Erbin sein —
„Ach liebe, arme Freundin,
„Der Schatz bleibt ewig mein.
„Wenn auch das Aug' im Tode bricht,
„So erbst du doch mein Schätzlein nicht.

Und wißt ihr, welch' ein Schätzlein
Ich trage in der Brust?

Die stille, fromme Tugend,
Die trag' ich in der Brust.
Das ist der Schatz von ew'ger Art,
Den hab' im Herzen ich verwahrt.

Th. Drieke.

Vergiftungsprozeß der Mad. Lafarge.

(Fortsetzung.)

An überraschenden Wendungen reicher als die letzten Sitzungen ist die vom 11. Sept.; aber je weiter die Erörterungen kommen, desto verwickelter wird die Sache; desto schauriger werden die finstern Mächte, welche hier die Hand räthselvoll im Spiele haben. Doch wir wollen uns ja noch aller Erörterungen enthalten, und nur referirend zusammenstellen, was uns die französischen Blätter brachten. Also wieder zur Sache! Der Präsident beginnt, indem er die bei ihm eingelaufenen Briefe öffnet: „Eine heillose Menge von Briefen; sie regnen mir von allen Seiten zu!" — Paillet: Ich bekomme auch Tag für Tag drei, vier Stück; aber ich lese sie gar nicht mehr. — Der Generaladvokat: Ich theile das allgemeine Schicksal; ja ich bekam Briefe, die auf die Post zu Paris gegeben wurden, aber gewiß ganz anderswo herkamen. — Der Präs.: Wer Andeutungen geben will, sollte sich doch offen zeigen.

Die Angeklagte erscheint mit ihrem Arzte und ihren jetzigen drei Vertheidigern Paillet, Bac und Lachaud.

Mlle. Brun wird noch einmal vernommen; ihre jetzige Aussage ist nur eine Bestätigung der gestrigen; eben so wird sie auch jetzt von der Angeklagten in Abrede gestellt. Der Kellner Parant wird herzugezogen; auch er wiederholt das bereits Gesagte. Beiden entgegen und mit der Angeklagten stimmend ist die Deposition des Kammermädchens Clementine: sie hat vier kleine, eingewickelte Kuchen in die große Kiste legen sehen und Mad. L. ist nicht aus dem Zimmer gegangen. Parant besteht auf dem einen größern Kuchen in dem Kästchen, das er selbst nach L'e. Abreise in das Schmutzloch warf. Der Zeuge Bussieres sah einen Kuchen, doch kein Kästchen, weil es zu dunkel war; in der Form des Kuchens stimmt er so ziemlich mit Parant. Clementine bleibt dabei, sie lege kein falsch Zeugniß ab und Paillet jubelt, wogegen der Generaladvokat bemerkt, auf Clementine's und Alfred's Aussage gebe er durchaus nichts. Wie war die Kiste geschlossen, welche L. empfing? Parant machte sie mit leichter Mühe durch ein Messer auf, weil sie bereits auf der Diligence des Octroi wegen geöffnet worden war: sie war mit kleinen Spendelnägeln zugemacht. Clementine ruft: Auf Glandier wurde sie nicht zugenagelt! — Mlle. Brun weiß auch nichts von Nägeln. — Paillet: Ehe wir weiter gehen, habe ich an Mlle. Brun noch eine Frage zu richten. Ist es wahr, daß sie gestern Abend ein anonymes Billet empfing, in welchem sie bedroht wurde, wofern sie gegen die Angeklagte zeuge? — Mlle. Brun: Als ich gestern nach Hause kam und meinen Shawl ablegte, fand meine Mutter an demselben ein Billet mit einer Nadel angesteckt. Hier ist es; es lautet: „Wenn Du gegen M..... aussagst, bist Du des Todes!" — Der Präs.: Wie konnte man Ihnen das anstecken? Mlle. Brun: Das Billet war am Zipfel meines Shawls angesteckt, am Morgen ging ich mit meinem Oheim im Saale der Pas-Perdus spazieren und als ich nach Hause kam, fand meine Mutter das Billet; die Damen Saint-Avid waren zugegen. Ich erschrack anfangs, dachte aber bald, die Drohungen würden nicht ausgeführt." Die Damen werden vernommen und bestätigen das Gesagte. Der Generaladvokat macht eine Gestikulation, als lege er auf dergleichen kein Gewicht. Paillet ruft dagegen:

das Verfahren sei infam; woher solche Demonstrationen kämen? man wolle glauben machen, es habe hier ein Einschüchterungssystem die Hand im Spiele, ein System der Corruption zu Gunsten der Angeklagten. Auch die achtbare Familie Garat sei hier im Lande mit gräßlichen Drohungen bewillkommt worden; als sei es keine Liebe zur Angeklagten, die sie hierher geführt habe, sondern habe einen ganz andern Grund; sie wolle die Jury bestechen; „man ging so weit, sogar die Summe anzugeben; man sprach von 100,000 Fr.! Sie sehen, m. HH., in welcher Luft wir gelebt haben; hier m. HH. Geschwornen, ist das System zu suchen, welches, mit Unrecht der Vertheidigung angedichtet, die Phantasie der Staatsbehörde erhitzte. Hier liegt eine Kette von Fakten zum Grunde, welche ich später erörtern, hier nur andeuten will. Dies hier ist wichtig, charakteristisch. Wir haben Vertrauen zur Jury und wissen, was ihr Einfluß auf die Moralität des Prozesses sein wird."

Der Generaladvokat erwiedert auf Paillet's Exklamation: er theile des Vertheidigers Entrüstung; dieses Billet sei eine heillose That und beispiellos in den Rechtsanalen; wer das Billet an Mlle. Brun's Shawl geheftet habe, der sei infam, infam wiederhole er, wofern der Thäter hier anwesend sein sollte. Fern sei es übrigens von ihm, die Verwandten der Angeklagten in Verdacht zu haben, die Familie Garat könne sich darauf verlassen; er sei ganz Mitgefühl und Theilnahme für ihren Schmerz. Wohl habe auch er von jenen Gerüchten vernommen, doch er habe sie von sich geschleudert. — Charakteristisch sind seine folgenden Worte an diese Familie: „Gewiß, Sie wünschen die Rettung dieser Frau; an Ihrer Stelle wünschte auch ich sie. Sie umgeben und protegiren sie durch Ihre Gegenwart; auch das finde ich recht und lobenswerth; doch was Bestechung anbetrifft, glaube ich, sind Sie unschuldig; um mir diese gute Meinung zu nehmen, müßten mir triftigere Gründe, als bisher, zu Händen kommen: so lange dies Gerücht nur noch ein Hin- und Herreden im Volke ist, so lange es nur in anonymen Briefen laut wird, so lange halte ich es mir voll Unwillen so fern als möglich." Er meint weiterhin, das sei augenscheinlich, dies Billet habe auf eine junge, ohnehin als furchtsam bekannte Dame einwirken müssen; er sage es also mit felsenfester Ueberzeugung, daß er hier das System einer gräßlichen Einschüchterung thätig sehe; auch die Anklage sei solchen anonymen Drohungen nicht entgangen, aber sie fürchte sich nicht vor anonymen Briefen; sie folge nur ihrer Ueberzeugung und vertraue der Gewissenhaftigkeit der Jury. Zum Schluß ruft der Generaladvokat: "Haben Sie denn die Unordnungen und Leidenschaften, welche in der Sitzung laut wurden, vergessen? vergessen alle jene Menschen, die nach der Expertise der Chemiker laut klatschten? War das nicht viel mehr der ungesetzliche Ausdruck leidenschaftlichen Tobens und Aufruhrs, welche sich wenig darum kümmern, ob die Angeklagte schuldig sei, sondern in ihrer Verblendung sagen: Diese Frau hat einen ungewöhnlichen Geist, folglich muß sie freigesprochen werden! Es thut mir leid, daß man mich auf dies Thema brachte, viel lieber hätte ich darüber geschwiegen und Alles der Gewissenhaftigkeit der Jury anheimgestellt. Aber weil Sie (Paillet) zuerst eine Auslegung versuchten, so bin ich berechtigt, zu sagen: Ihre Auslegung fußt nicht in der Wahrheit."

Sogleich erhebt sich Th. Bac mit Heftigkeit und ruft, also jetzt wo Alles, was hier vorgehe, der Angeklagten den Tod drohe, jetzt solle sie auch noch für die tumultuarischen Bewegungen, für die Leidenschaften, welche die Vertheidi-

gung so viel als möglich zu beschwichtigen gesucht habe, verantwortlich gemacht werden? Alles werde Mad. L. zum Verbrechen gemacht, ihr Verstand, die Theilnahme, die sie erwecke, Alles, sogar der Beifall, den ihr hier die Begeisterung gezollt habe! Die Staatsbehörde habe so eben bedauert, daß sie von seinem Kollegen auf dies Thema gebracht worden, er freue sich aber, daß er jetzt endlich eine Gelegenheit finde, sich über die Gründe, welche ihn zu den vorliegenden Debatten, von denen er sich habe entfernen müssen, zurückgeführt hätten. Es sei darauf angespielt worden, daß gewisse Gerüchte, als wolle die Vertheidigung den Weg einschlagen, die Familie Lafarge anzuklagen, von ihm ausgegangen seien; doch er, Bac habe nie Grund dazu gegeben. — Es entspinnt sich nun ein heftiger Wortwechsel zwischen Bac und dem Generaladvokaten darüber, daß der Advokat Coralli gesagt habe: „Ich intervenire, wenn Sie die Familie L. anklagen!“ und Bac geantwortet habe: „„Gut, so interveniren Sie!““ Das sei im Beisein von mehreren Advokaten gesprochen u. s. w. — Die streitenden Parteien verständigen sich, die Staatsbehörde lenkt ein, sie habe Bac nicht verletzen wollen; die Auslegung jener Worte habe in den Verhältnissen gelegen, wenn Bac jene Interpretation in Abrede stelle, so sei Alles gut. Coralli tritt auf und erzählt den Hergang so: „Wir waren zu Dreien oder Vieren beisammen und ich fragte Bac über sein System mit der Bemerkung, daß, sobald die Familie L. angegriffen werden sollte, ich interveniren würde. Da sagte Bac: So interveniren Sie! Diese Worte hatten jedoch durchaus keinen confidentiellen Charakter; sonst würde ich sie, Hr. Bac kann sich darauf verlassen, nicht weiter erzählt haben.“

Der Präsident meint, Hr. Bac könne sich jetzt beruhigen; darauf läßt er Abschrift von den widersprechenden Aussagen der Mlle. Brun und der Clementine Servat nehmen und verfügt den Depot des anonymen Billets der Mlle. Brun nebst dem von Parant gebrachten Modell des Kuchens. — Mlle. Brun ergänzt ihre Aussage noch dadurch, daß Mad. Marie während L.'s Krankheit zu Bardou gesagt habe, man sei der Vergiftung durch Grünspan ausgesetzt, wenn die Leute in der Küche das Geschirr vernachlässigten. Der Arzt möge ihr doch ein Gegengift gegen den Grünspan angeben. Ferner: ihre Betten in der Schlafkammer hätten einander so gegenüber gestanden, daß man vom einen aus den andern sehen konnte; das Zimmer sei zwischen dem der Mad. L. Mutter und dem des Kranken gelegen; in dieses Zimmer habe Denys das Gift tragen müssen; das Paket habe sie später aufgemacht gefunden; und hier sei jenes fragliche Pulver in die Eiermilch gethan worden. (Wir kommen später auf diese Aussage zurück.) Paillet sucht nun Mlle. Brun's Aussage dadurch zu neutralisiren, daß er sagt: „Welche Freundschaft zwischen Mad. L. u. Mlle. Brun bestand, davon giebt folgender Brief eine Probe.“

(Die Fortsetzung folgt.)

* Einige Worte zur Beherzigung.

(Fortsetzung.)

Verfolgen wir nun die Laufbahn eines jungen Mannes, der sich dem Lehrfache in unserem Bremen widmet, so finden wir in der Regel, daß derselbe, wenn er aus der Schule entlassen, und in das hiesige Seminar aufgenommen wird, sogleich eine Anstellung suchen muß, um seine Existenz zu sichern; denn wohlhabende Eltern werden ihre Kinder nicht zum Schulfache bestimmen, so lange die Lehrer auf die Weise gestellt sind, wie dies jetzt der Fall ist, und da jetzt Mangel an Gehilfen ist, so findet sich auch bald ein Unter-

kommen für den Jüngling, besonders da man unter ihnen noch immer tauglichere Subjecte findet, als unter denen, die von auswärtigen Seminarien deßhalb hieher sich wählen lassen, weil sie aus besondern Gründen entweder nicht so bald oder gar keine Aussicht haben eine Anstellung zu erhalten. Erhält nun ein junger Mann in unserm Bremen eine Anstellung auf dem Lande, so kann derselbe in der Regel das Seminar nicht besuchen, und muß der Billigkeit nach seinem Oberlehrer treulich in Allem zur Seite stehen; — das erfordert schon die Nächstenliebe. Dieser Oberlehrer muß nun aber sein Einkommen theils als Ackersmann gewinnen, wenn er sich durchhelfen will. Ist also der Gehilfe nur einiger Maßen gerecht, so hilft er auch darin seinem Oberlehrer, denn wie sollte Jemand fordern können, daß ein Familienvater nicht nur für die eigene Familie arbeite und ackere, sondern noch für einen fremden jungen Mann, mit dem er so schon theilen muß das Brod das für einen Lehrer berechnet ist.

Bekommt aber der junge Mann eine Gehilfslehrerstelle in der Stadt, so braucht er freilich nicht zu ackern, er kann das Seminar besuchen; aber ihm liegen dann natürlich die Arbeiten für die Schule mit auf — wie dem Gehilfen auf dem Lande ebenfalls; er muß außer der Schulzeit Federn schneiden, vorschreiben, die häuslichen Arbeiten corrigiren; muß sich auf die Stunden vorbereiten, welche er in der Schule zu geben hat! Welche Zeit soll der junge Mann, wenn er das Seminar gehörig besucht nun zu seiner Ausbildung weiter benutzen? wie soll ihm noch ein Augenblick zur Erholung bleiben! wie ein Augenblick, um sich unter Menschen umzusehen, und die einem Lehrer so nothwendige Menschenkenntniß und Umgangsbildung zu sammeln? —

Hat er nun bis zum 30sten Jahre und oft länger in ähnlichen Verhältnissen gelebt, so wird ihm vielleicht das Glück zu Theil die Erlaubniß zu erlangen eine Mittelschule errichten zu dürfen — wenn er nicht etwa eine Nebenschule auf dem Lande erhält. —

Das was er in unserm Bremen als Lehrer zunächst zu erwarten hat, ist nun erreicht; sein Wunsch, den er als Mann von 30 Jahren und darüber, als Mann, der endlich selbstständig zu werden wünscht, aussprechen mußte, ist erfüllt. Und was ist ihm nun, genau besehen, durch die Erfüllung dieses Wunsches für sein langes Harren zu Theil geworden — Die Erlaubniß sein Glück zu versuchen. — Im glücklichen Falle darf er hoffen, bei Mühen und Sorgen durch die Welt zu kommen; im minder glücklichen hat er das Gefühl, nach jahrelangem Mühen und treuem Arbeiten für den Staat — denn für den Staat arbeitet der Lehrer unleugbar — Noth an allen Enden. Dabei muß er vom frühen Morgen bis zum späten Abend beschäftigt sein, sonst fehlt es sogar an dem Nothwendigsten.

Berücksichtigen wir etwas ausführlicher die Lage dieser Schulanstalten, in welchen beiläufig die Hälfte der Kinder unseres Mittelstandes gebildet und belehrt werden, wodurch es sich schon von selbst herausstellt, daß ihr Wirkungskreis, wie ihre Zahl nicht unbedeutend, und also wohl einiger Beachtung werth ist; dieser Schulanstalten, deren gesegnetes, deren treues Wirken von der höhern Behörde oft lobend anerkannt worden, wenn sich auch keine Feder zu ihrem Ruhme in Bewegung setzte, um dasselbe als außerordentlich darzustellen.

Berücksichtigen wir, sage ich, die Lage und Stellung dieser Schulanstalten, welche sich bei zunehmender Bevölkerung unseres glücklichen, wohl-

habenden Freistaates, der weithin den Namen des wohlthätigen frommen Bremen führt, so finden wir, daß diese Volksschulen fast aller Fürsorge — nicht Aufsicht — entzogen sind. — Ist dies mit jenem Namen im Einklange? — Sie werden betrachtet, nicht als Staats- nein als Privatanstalten; die Lehrer haben keine Schulwohnung, oder vielmehr kein Schulgebäude zur Wohnung; sie haben kein, auch nicht das mindeste, Gehalt, wodurch sie in etwas gegen die drückendsten Sorgen gesichert sind; sie müssen Abgaben zahlen an den Staat für den sie arbeiten — was vielleicht nur allein in unserm Bremen der Fall ist, — wie viel Schulgeld sie nehmen dürfen ist ihnen aber bestimmt. Dies wird auch schon gewissermaßen durch die Kirchspielschulen bedingt, welche vom Staate unabhängig sind, und an welchen der von Abgaben freie Lehrer freie Wohnung hat, und neben einigem Gehalt — so fern ihm selbiger nicht genommen — auch das Schulgeld bezieht, ohne in einem solchen Falle mehr, als zum Lebensunterhalte nothwendig ist, zu verdienen.

(Der Beschluß folgt.)

---

* Beleuchtung

der Worte in Nro. 87 unter der Frage:

„Was ist Sitte, oder sittlich?"

„Wir denken," es sei nicht wohlbedacht, eine Frage, womit ein so hochwichtiger Gegenstand, wie Sitte und Sittlichkeit, berührt wird, zumalen in Blättern, die auch in die Hände der Jugend kommen, so oberflächlich und unbestimmt zu beantworten.

Die Sitte mag ein durch Gewohnheit ins praktische Leben eingeführter Gebrauch sein, und auf gewissen Kulturstufen durch Beachtung oder Nichtachtung der Sitte des Volkes Sittlichkeit oder Unsittlichkeit bestimmt werden: aber es wird auch hier schon ein höheres, wenn gleich noch schwankendes Prinzip, insbesondere in dem Unterschiede der Verächtlichkeit der Sittenverletzung, hell genug aufscheinen.

Im Fortschritte der Bildung aber mußten sich Sitte und Sittlichkeit so weit scheiden, daß man nicht mehr fragen kann: „was ist Sitte, oder sittlich?"

Sitte und Sittlichkeit verhalten sich jetzt wie Gewohnheit und Gewohnheitsrecht. —

Wenn bei der Gewohnheit etwas von den allgemeinen Rechtsbedingungen vermißt wird; wenn sie z. B. der Vernunft, oder dem Willen des Gesetzgebers widerspricht, so kann auch die älteste und allgemeinste Gewohnheit nimmer rechtlich-gewöhnlich werden *)

Es wird noch an manchen Küsten das alte „Strandrecht" geübt. Es sind in den Ver.-St. gegen 3 Millionen Sklaven, und trotz aller Conventionen zwischen England, Frankreich und Spanien wurden noch im vorigen Jahre gegen 35,000 Sklaven von Afrika nach Amerika hinübergebracht. Allein es giebt kein Strandrecht und kein Sklavereirecht, weil es eine gleiche Menschenwürde, und kein sittliche Unmenschlichkeit giebt. —

Schon die Bildung des Wortes „sittlich" deutet auf eine Möglichkeit hin, und wie man dem, welcher sagt: „wir denken", — antworten kann: „aber es ist nicht denklich," so kann man auch dem, welcher sagt: wir haben die Sitte," — erwiedern: aber es ist nicht sittlich." —

Je gebildeter ein Volk ist, desto weniger unsittlich und desto sittlicher werden auch seine Sit-

*) Const. Cod. quae sit long. cons.

ten sein — ja seiner Sitten werden, wie seiner religiösen Ceremonien, bald nur mehr wenige, einfache und sinnvolle sein. Allein eine ganz durchgreifende Sittlichkeit der Sitten ist vielleicht noch in keinem Volke eine Wahrheit geworden, und wäre es auch, so würde doch das Gebiet der Sittlichkeit unendlich weiter gehen, als das der Sitten.

Wir wissen nicht, ob der anonyme Verfasser jener Worte je in Amerika, und in welchen Gesellschaften er dort war: allein während eines zweijährigen Aufenthaltes daselbst ist uns in unsern Gesellschaften nichts vorgekommen, was uns nicht für das gesellschaftliche Schicksal des Verfassers ängstigen müßte, wenn er Amerika mit der vorgefaßten Meinung besuchen sollte, es sei dort Sitte, oder „nicht unsittlich“ „in der Gesellschaft die Füße auf den Tisch zu legen.

Warum wählte nicht der Verfasser andere unschädliche Beispiele — etwa, daß auf den Bällen zart-christlicher Familien in Amerika nimmer gewalzt, in Deutschland aber gewaltig gewalzt werde, u. s. w. —

Was mag eigentlich der Herr mit jenen Worten wollen? Will er der Jugend insinuiren, Sittlichkeit habe kein tieferes, festeres und heiligeres Fundament, als das lokaler Convenienz? Wir wollen das nimmer von ihm glauben.

Wenn er sich aber darauf berufen sollte, daß es doch „Sitte oder sittlich“ sei, daß Schriftsteller sich irgend einer Absicht oder Tendenz bewußt sein, so können wir unmöglich umhin, ihm die Absicht unterzulegen, an den genannten Sitten der Bremenser eine vom hohen Senate bisher vernachlässigte Censur zu üben.

Wir hätten nun vor allem gewünscht, die Umstände und Bedingungen angegeben zu sehen, unter welchen „während des Freimarkts die Damen den Rathskeller, die Börsenhalle, Kaffeehäuser und Conditorläden besuchen“ (z. B. ob das alles von einzelne jungen Ladies, oder nur von mehreren in Gesellschaft — ob es von Damen ohne Herren — von Kindern ohne Aufsicht der Eltern — ob es Mittags oder um Mitternacht zu geschehen pflegt u. s. w.,) da es nirgends in der Welt Sitte — mithin jedenfalls selbst nach des Verfassers Urtheil unsittlich — ist, seine Vaterstadt, oder die Stadt, deren Schutz man genießt, und deren Brod man ißt — am wenigsten aber, treue Frauen und wohlgesittete Jungfrauen vor dem Auslande zu verunglimpfen, oder ihr Betragen in ein falsches Licht zu stellen.

Uebrigens sehen wir an jenen Sitten nichts, was die bedenkliche Zusammenstellung mit der, den Amerikanern nachgeredeten Unsitte der Herabwürdigung der Tische durch Hinaufwürdigung der Füße, oder den gehässigen Gegensatz mit der stillen Eingezogenheit vom Ende des einen bis zum Anfange des nächsten Freimarkts verdienen könnte.

Zeitgemäße Unterbrechung der Einförmigkeit des häuslichen Lebens, Belebung des geselligen Verkehrs, und freiere Hingebung an Wohlwollen, und Freude haben auch in moralischer Hinsicht so viel Gutes, daß nur Tadelsucht, Mißgunst oder Pedanterie mit einem freien und frohen Volke auf seinem Frei- und Frohmarkte wegen der kleinern oder größern Mißbräuche rechteln und richteln können, welche nach unseres großherzigen Gottes eigenen, weisen und heiligen Gesetzen von menschlichen Einrichtungen nun einmal überall unzertrennlich sind. —

Wir erachten daher, daß die gedachten Bremer Sitten, deren nähere Kenntniß wir freilich dem Verfasser nicht verdanken — sowohl

während, als außer der Freimarktzeit, zwar nicht mehr darum sittlich sein, weil sie Sitten sind: sondern daß sie würdige Sitten sein, weil sie — nicht, wie vielleicht die Walzertänze, die einen zu grellen Contrast mit der sonstigen zart-jungfräulichen Verkehrsweise der Geschlechter bilden, unbewußt und ohne Prüfung bisher beibehalten sind, — sondern weil sie im Gerichte der Vernunft, welche über die Sittlichkeit oder Unsittlichkeit der Sitten richtet, — außer der Freimarktzeit nach den Gesetzen häuslicher Ordnung, ernsten Geschäftsbetriebes, der Sparsamkeit und Selbstbeherrschung — während des Freimarkts nach den Gesetzen der Erholung und Erquickung, der festlichen Verschönerung des Lebens zur leichtern Ertragung desselben, der Beförderung des Gewerbfleißes, des Mitleids mit den Dürftigen, und der Anknüpfung, Erneuerung und Befestigung der Bande der Liebe und der Freundschaft — also dann wie jetzt ohne Gegensatz nach Einem Gesetze, nach dem Gesetze der Uebereinstimmung mit der vernünftigen Natur nicht bloß für „nichtschuldig" erklärt, sondern sogar als sittliche Sitten dem ferneren Schutze des ehrenfesten und zuverlässigen Rolands empfohlen sind. —

Bremen, den 29. Oct. Dr. Schücking.

Miszelle.

Ein Handelsreisender, der in Deutschland für englische Fabrikanten Geschäfte machte, wollte Englisch lernen, und sprach gern davon, wie schwer dies sei. Eines Tages setzte er sich in einem Kaffeehause in Frankfurt a. M. zu einem Pferdehändler aus Sachsenhausen und unterhielt sich mit ihm über sein Thema. „Wir Deutschen haben es leichter als die Britten," sagte er — auch etwas bornirt — zu Jenem: „wir sprechen wie wir schreiben; aber die Engländer schreiben, z. B., den Namen ihres großen Dichters Shakespeare, und sprechen ihn aus:" Schekspier." „O," fiel Jener ein: „das haben wir ja auch; wir schreiben Pferd und sprechen Gaul."

* Wechsel.

Morgens geht die Sonne auf;
Abends geht sie nieder;
Morgenroth den Mond verscheucht;
Abends kommt er wieder.

Heute scheint der volle Mond,
Bald dann halb nur wieder;
Heut' die Sonne uns erfreut;
Morgen regnet's wieder.

Frühling macht daß Blumen blühn;
Winter legt sie nieder;
Frühling scheuchet Eis und Schnee;
Winter bringt sie wieder.

Hurtig geht's im Wechsellauf,
Steigt und fällt dann wieder;
Heute kommst auch du, o Mensch,
Scheidest morgen wieder.

T. A. B. Ensenberger.

* Anzeige.

So eben ist erschienen:

Heinemann, C. H., (Verfasser des **Anton** und **Peter**)

Cramolini-Galopp

für das Pianoforte

und für 12 Grote zu haben Seemannsstraße Nro. 2.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.", und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Doewes, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die

SCHNELL-POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu **Nr. 92** des Bürger-Freundes für **1840.**

Sonntag, den 15. November.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Man schreibt aus Berlin, vom 1. November: „Die Stände und Deputirten haben jetzt, mit sehr seltenen Ausnahmen, die durch Privatverhältnisse bedingt werden, die Hauptstadt verlassen. Auch die Deputirten von Rathenau reisten vor ein Paar Tagen ab. In Potsdam anlangend, beschließen sie, dort etwas zu verweilen, und namentlich Sanssouci zu besehen. Dort begegnet ihnen der König; er redet sie an und fragt nach ihrem Namen und dem Zweck ihres Kommens. Sie stellen sich ihm als die Deputirten von Rathenau vor, die auf der Heimreise begriffen sind, und die Gelegenheit benutzen, um Sanssouci kennen zu lernen. „Schön, meine Herren", entgegnete Se. Majestät, „nehmen Sie Alles recht genau in Augenschein, ich werde Befehl geben, daß man Sie herumführe." Mit diesen Worten entfernt der König sich, kehrt aber nach einigen Schritten wieder um und sagt: „Gehen Sie nachher nicht gleich fort, und essen Sie heute Mittag eine Suppe bei mir." Die Deputirten, bestürzt über diese unverhoffte Einladung, erlauben sich die Bemerkung, daß sie in Reisekleidern sind, und daher unmöglich . . . „Thut nichts" fällt Se. Majestät ihnen in die Rede, „genieren Sie sich gar nicht, wir sind ganz unter uns."

In Baiern haben die Gymnasial-Schüler, laut Zeitungen, neuerdings die Weisung erhalten, vor ihren Vorgesetzten den Hut oder die Mütze zu ziehen und — militärisch stehen zu bleiben. Das mag den jungen Herren allerdings mitunter recht peinlich vorkommen und vom Licht erscheinen, doch — der Uebel größtes ist ja geistiger Stillstand.

Wir gewinnen immer mehr bei den Franzosen. Sie sprechen viel und mit Achtung von unserer Literatur; zu einer guten Bildung rechnet man, daß man Deutsch verstehe und Bordeaux soll sich so darin auszeichnen, daß wenigstens eben so viel Deutsch als Französisch gesprochen wird. Auch die Industrie bedient sich in Paris des Wortes „Deutsch" als Lockspeise, wie es umgekehrt bei uns einmal Mode war. Nur der politische Hahn scheint diese Achtung nicht zu theilen, er kräht uns etwas ungestüm an. Hoffentlich wird er auch noch den Respekt wiederfinden.

Die „Dorfzeitung" brachte vor einiger Zeit den bereits von einem Dutzend Zeitschriften wiederkäuten Witz, daß ein Tapezier während seines früheren Aufenthalts in Athen den griechischen Thron „ausgeschlagen" habe. Einem jener wiederkäuenden Blätter muß jedoch dies Wortspiel gänzlich entgangen sein; es macht aus dem Thron eine Krone und bemerkt ganz treuherzig: es sei doch auffallend, daß jener Tapezier ein, wenn auch an sich ganz ehrenwerthes Geschäft solch' einer glänzenden Stellung habe vorziehen können.

Es geschehen Zeichen und Wunder! In einer Stadt die auf der Landkarte zu finden, ist eine Phryne verhaftet worden, welche — einem geheimen Pietisten-Clubb angehörte.

Aus Frankreich.

In den Minen zu Rive-de-Gier bei Lyon haben am 26. Oktober durch eine Explosion 31 Arbeiter ihr Leben verloren. Die Explosion fand in dem Augenblicke statt, wo die Arbeiter ihre Arbeit aufgehoben hatten, um zu essen. Der Brennpunkt scheint eine Kammer gewesen zu sein, in der sieben Leichname neben einem Luftfange gefunden worden sind. Der Aufseher der Kammer hatte seine Sicherheitslampe zurückgelassen, und der mit der Leitung des Ventilators beauftragte Arbeiter sich mit seinen Kameraden zum Essen begeben; das Gas häufte sich während dieser Zeit in der Kammer an; der Drath seiner Sicherheitslampe erhitzte sich und wurde glühend. Das ist die wahrscheinliche Ursache der Explosion.

Vom Götheschen Götz von Berlichingen kam unlängst eine französische Uebersetzung heraus. Ueber die Treue des Uebersetzers giebt schon der Titel einen genügenden Beweis; er lautet: „Idöl de Berlichinge"!! (Der Götze v. B.)

Der vormalige Pariser Polizeipräfekt Gisquet stellt als eine unläugbare Thatsache auf, daß die Anzahl derjenigen Subjekte, welche Diebe von Profession sind, sich wenigstens 10,000 beläuft. Er klassificirt sie und sagt: 6000 von diesen stehlen Einem die Börse, wenn man sie auf dem Tische oder in einer Theaterloge liegen läßt; 3000 sind Taschendiebe, von denen etwa zwei Drittheile auch in die Häuser gehen, Schlösser aufbrechen oder mit Nachschlüsseln öffnen ꝛc.; 1000 bis 2000 scheuen sich auch nicht nächtliche Ueberfälle zu machen, und wenigstens 600 nehmen gar keinen Anstand, einen Mord zu begehen, wenn sie diesen zur Vollführung des Diebstahls für nothwendig erachten.

Aus England.

Hr. Jobard von Brüssel, bekannt durch seine industriellen Kenntnisse, erzählt aus einer neuerlich nach England gemachten Reise Folgendes: „Nahe am Hafen von Liverpool erhebt sich gegenwärtig ein ungeheures Gebäude aus Quadersteinen. Es ist zum Zollhaus bestimmt. Da ich keine Arbeiter sah, fragte ich, weshalb man nicht arbeite, man erwiederte mir aber, daß allerdings gearbeitet werde und alle Arbeiter anwesend seien; einer stand oben auf der Mauer, ein anderer unten an einem Krahn und

der dritte hielt den Hahn einer Dampfmaschine, und diese drei Leute thaten so viel als 300 Maurer, die Backsteine legten. Steine von 4000 Pfund Gewicht wurden in die zweite Etage hinaufgehoben an die Mauer, wo der Arbeiter sich befand; dieser empfing, manipulirte sie ohne Anstrengung, und auf ein gegebenes Zeichen wurden sie an ihren gehörigen Platz hingesetzt. Man baute in der That vermittelst des Dampfes. Man hatte damit angefangen, den Bauplatz mit einer Eisenbahn von einer einzigen Schiene zu umgeben, und auf derselben einen ungeheuren Krahn von 200 Fuß Höhe aufgestellt; dieser Krahn überragt das Gebäude, und ungeheure in großer Entfernung befestigte Taue halten ihn aufrecht. Er hat dreierlei Bewegungen, nach rechts und links, gerade vorwärts und aufwärts. Nichts läßt sich mit der Genauigkeit und der Folgsamkeit dieser vom Dampf getriebenen Maschine vergleichen, die nach dem Commando die schwersten Lasten hebt und senkt bis auf eine Linie Unterschied. Die ersten Vorbereitungen, um mit Dampf zu bauen, sind etwas kostspielig, aber im Ganzen beträgt der Vortheil am Tagelohn 50 Procent."

In England hat man amtlich nachgewiesen, daß die häufigen Fälle, daß Frauenzimmer an der Schwindsucht sterben, und zwar durchschnittlich jährlich 31,000, ihren Grund in dem Stubenleben und vorzüglich im Tragen der engen Schnürleider haben. Eltern und Erzieher werden hierauf aufmerksam gemacht, und ganz richtig ist die Bemerkung, daß junge Mädchen künstliche Korsets und Bandagen ebensowenig nöthig haben, als Knaben.

Aus Italien.

In der Versammlung der Scienziati italiani in Turin theilte General Rachia der geologischen Section die Nachricht mit, daß die Regierung eine neue Straße über den Mont Genis anzulegen gedenke, etwa 2000 Fuß tiefer als der höchste Punkt der jetzigen Straße, und mit einem Tunnel von 5 bis 6000 Fuß Länge.

Aus Spanien.

Das Madrider Blatt El Castellano bringt die Nachricht: „Das Cadixer Paketboot hat kürzlich Schiffbruch gelitten. Als die Mannschaft nach vier schweren Tagen keine weitere Rettung sah, wurde eine Flöße gebaut, auf der jedoch nur die stärksten Männer Platz bekamen. Jede Stelle auf der Flöße mußte durch Kampf erobert werden, und so geschah es, daß außer der Mannschaft nur noch die beiden allerstärksten Passagiere auf derselben eine Zuflucht fanden. Mehr als sechszig Passagiere kamen um; unter ihnen auch die Tochter des General Narvaez. Hülflos wurden die Schiffbrüchigen acht Tage lang auf offenem Meere umhergetrieben; doch endlich erreichten sie la Guanoja. Ein Neger, der die Tochter seiner Herrin im Arme trug, sprang so auf die Flöße, aber die Matrosen nahmen ihn sogleich beim Halse und stießen ihn mit dem Kinde, das er retten wollte, in's Meer. Mit gräßlichen Umständen soll dieser Schiffbruch begleitet gewesen sein."

Aus den Vereinigten Staaten.

Als ein Beispiel von der Begeisterung, worin Fanny Elsler die Nordamerikaner versetzt, erzählt man, daß in Boston Jemand für eine Loge auf einen Abend 21 Doll. gezahlt habe. Die Tänzerin hat auch 1000 Doll. zur Errichtung des National-Denkmals zu Bunkershill beigesteuert. Anfänglich war man zweifelhaft, ob ein Geschenk aus solcher Quelle anzunehmen sei, am Ende entschied man sich dafür.

Daß die Auswanderungen aus Europa noch immer stark sind, sieht man daraus, daß allein in Quebec in Amerika bis zum 3. October 22,765 Auswanderer angekommen waren, im vorigen Jahre dagegen nur 7814.

Mosaik.

Auch dieses Jahr ergaben die privilegirten Spielhäuser in den Bädern abermals einen kaum zu glaubenden summarischen Gewinn, und während mancher Familienvater daselbst Glück und Frieden der Seinigen, mancher junge leichtsinnige Mann Ehre und Leben dieser satanischen Unterhaltung zum Opfer bringt, bereichern sich die Pächter auf eine Erstaunen erregende Weise und suchen das Scheußliche ihres Metiers unter einer anständigen Firma zu verbergen. Sie nennen sich nämlich nicht mehr wie früher: „Spielpächter," sondern „Administrateren," ihre Räuberhöhlen nicht mehr Hazardtische, sondern „Konversations-Häuser." — Eine saubere Konversation, wo so manchem verführten Unglücklichen Ehre, Glück und Leben abdisputirt wird.

Würde hier nicht Abraham a Sancta Clara in seiner etwas derben Art sich ohngefähr so vernehmen lassen:

Spielbank ein Konversationshaus? —
So nennt man Sünden-: — Freudenhaus!
So nennt man Wollust: Liebe!
Verführer: Herzensdiebe!
Unkeuschheit: Galanterie!
Spitzbuben: Chevaliers d'Industrie!
Kartenbetrug: Fingergewandtheit!
Des Herzens Laster: Seelenkrankheit!
Verschwendung, Ueppigkeit heißt: Pracht!
Singvögel schießen, nennt man: Jagd!
Die Tyrannei: Regentenliebe!
Aufruhr, Empörung: Freiheitstriebe!
Die schmutz'ge Habsucht: Ambition!
Bestechung nur: Gerechter Lohn!
Die Heuchelei: Diplomatie!
Brutalen Grobian: Kraftgenie!
Augenverdrehen nennt man: Beten!
Elende Reimschmiede: Poeten!
Die Prosa in der Kunst: Natur!
Unsinn: Romant'sche Lit'ratur!
Den Mord, den Diebstahl: Trag'sche Hebel!
Betrunkenheit: Geistesnebel!
Das Lügen heißt: Improvisiren!
Und sinnlos schimpfen: Rezensiren!
Sarkast'sche Bosheit nennt man: Witz!
Und Fiegelei: Schweres Geschütz!
Der Sumpf, der Moor heißt: Grüne Matte!
Des Prangers Halseisen: Kravatte!
Und endlich gar, der Hölle Lohn
Als Trost: poetische Fiction.

In Elberfeld spielte kürzlich ein Hr. Röder den Hamlet. Er wurde gerufen und sagte: „Ich danke Ihnen, anwesende Theaterfreunde, daß sie mich begriffen haben!" Uns ist eine solche Arroganz unbegreiflich. Derselbe Schauspieler spielte vor einigen Jahren in Posen den Sklaven („Herr und Sklave"). Er ward nicht gerufen, ließ jedoch den Vorhang aufzieh'n, trat vor und sprach: „Wenn Sie mir auch Ihren Beifall nicht schenken, so versagen Sie mir wenigstens ihr Mitleid nicht, mit solchen Stümpern spielen zu müssen."

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 92.

Bremen, Sonntag den 15. November 1840.

Gestorben:

Nro. 1000. Den 10. Nov. Der Arb. Diedr. Hildebrandt, 58 Jahr; Hastedt.

— 1001. Den 11. — Des Maurergesellen Georg Meyer Tochter, 2 Jahr 8 Monat; im Schnoor Nro. 4.

— 1002. Den 12. — Der Kahnschiffer Gätje Claußen, 37 Jahr; Bollwerk Nro. 7.

— 1003. Den 13. — Ludw. Georg Lange, 51½ Jahr; auf Stephanikirchhof Nro. 33.

Nro. 1004. Den 13. Nov. Des Maurergesellen Phil. Harjes Sohn, 1½ Jahr; hint. Stephanithorswall Nro. 32.

— 1005. Den 13. — Des Schweineschlachters Johann Friedr. Jacob Voigt Tochter (todtgeb.); Faulenstraße Nro. 41.

— 1006. Den 14. — Des verst. Herm. Hinr. Dormann Wittwe, geb. Ries, 84 Jahr; Armenhaus.

Geburten:

Nro. 1354. Den 4. November. Des Schuhmachers Joh. Andreas Conrad Lampe Ehefr., geb. Kolkmann, Wandrahm Nro. 80; von einem Knaben.

— 1355. Den 8. — Des Tischlers Joh. Heinr. Warnken Ehefr., geb. Schloßmann, Buntenthorssteinweg Nr. 241; v. einem Mädchen.

— 1356. Den 10. — Des Kaufmanns August Ferdinand Dreier Ehefr., geb. Focke, Stavendamm Nro. 3; von einem Mädchen.

— 1357. Den 10. — Des Consumtionsgehülfen Heinr. Christoph Ehntholt Ehefr., geb. Koop, Meinkenstraße Nro 4; v. ei n Mädchen.

— 1358. Den 10. — Ein Knabe — Ertels ang Nr. 2.

— 1359. Den 10. — Des Landmanns L der Elmers Ehefr., geb. Sudhoff, Hastedt Nro. 21; von einem Mädchen.

— 1360. Den 11. — Des Seifensieders Hinr. Gerhard Behrmann Ehefr., geb. Meyer, Osterstraße Nro. 44; von einem Mädchen.

— 1361. Den 11. — Des Schuhmachers Joh. Wilhelm Meyer Ehefr., geb. Meyer, kleine Helle Nro. 28; von einem Knaben.

Nro. 1362. Den 11. Nov. Des Arb. Carl Friedr. Wilh. Knobel Ehefr., geb. Friedrichs, kl. Allee Nro. 9; von einem Knaben.

— 1363. Den 11. — Des Waarenmäklers Georg Kind Ehefr., geb. Mumme, Catharinenstraße Nro. 7; von einem Mädchen.

— 1364. Den 12. — Des Arb. Christ. Wilh. Lemcke Ehef., geb. Kösters, kl. Annenstr. Nr. 23; von einem Knaben.

— 1365. Den 12. — Des Lohndieners Heinrich August Wilh. Burgtorf Ehef., geb. Baumgarten, Buchtstraße Nr. 33; von einem Mädchen.

— 1366. Den 12. — Des Arb. Joh. Heinrich Wilh. Grewe Ehefrau, geb. Steffens, Corssen Gang Nro. 17; von einem Mädchen.

— 1367. Den 13. — Des Schweineschlachters Johann Friedr. Jacob Voigt Ehefr., geb. Hagedorn, Faulenstraße Nro. 41; von einem todten Mädchen.

— 1368. Den 14. — Des Landmanns Bernh. Loose Ehefr., geborne Neukirch, Ellhornstraße Nro. 19; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 484. Der Arb. Hinr. Nowohls, genannt Meyer, zu Hastedt und Anna Maria Terpot aus Ritterhude.

— 485. Der Kaufmann Carl Konitzky und Susanna Cornelia Harmssen. Beide von hier.

— 486. Der Oeconom Ferdinand Hirschfeld zu Haus-Menzel bei Rüthen in Westphalen und Helene Wilhelmine Hanewinkel hieselbst.

Nro. 487. Der Tischler Johann Heinrich Haritgen, oder Hartje, und Catharina Winters hieselbst.

— 488. Der Kupferschlägeramtsmeister Joh. Christian Pundsack und Elise Francisca Dickelt. Beide von hier.

— 489. Der Arb. Joh. Hinr. Meyer hies. und Anna Wätjen, gen. Ahlfs, aus Scharmbeck.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 93.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 19. November 1840.

Wie herrlich hat das Licht sich ausgebreitet,
Wie strahlt es Liebe, Hoffnung und Vertraun,
Wie glanzerfüllt hat es die Bahn bereitet
Von der wir aufwärts über Gräber schaun! Daeves.

Licht und Dunkel.

Drei Sonette.

Herrn Dr. Daniel gewidmet.

I.

Vom Quell des Licht's, dem Gott der ew'gen Liebe,
Kam einst zum tiefumwölkten Erdenthal
— Mit Staubes-Hülle angethan, — ein Strahl,
Daß er das Düster von den Fluren hübe.

Und Viele, die mit irrgewordnem Triebe
Im Dunkel wandelten, erfüllt von Qual,
Sah'n ihre Pfade heller auf Einmal,
Und ahnten, daß ein Rettungs-Ausweg bliebe.

Sie suchten mit der Sehnsucht heißem Drange
Die kleinste Spur selbst jener Wunderhelle,
Die Freud' und Leid, und Trennung, Tod und Grab
Mit einer Himmelsglorie umgab,
Die Seele trug zur Vaterhauses-Schwelle;
Und lobten Gott, und ihnen war nicht bange!

II.

Nicht alle aber wurden so erfüllet
Von jenes Lichtes mildem Gnadenschein,
Sie wehrten ihm, ins Herz zu ziehen ein
Wie Licht, dem Wachsthum in der Tiefe quillet. —

Mit Angst belastend Andre, selbst umhüllet
Von Angst vielleicht und Furcht vor ew'ger Pein,
Hüllten die Ihren sie in Dunkel ein,
Wo kaum Momente Licht die Sehnsucht stillet,

Für sie war jener Strahl nur Strahl des Wetters,
Das dräuend macht der Erde Grund erbeben
Und stürzt die klagenvolle Creatur,
Die, — irregehend Nachts ohn' alle Spur
Der Hülf' und Rettung und im Sinken eben, —
Vergebens fasset nach der Hand des Retters! —

III.

Wohl Dir, o Menschheit, daß noch Männer leben,
Die besser der Erlösung Licht erkannt,
Durch muth'ges Wort, mit kräft'ger Führerhand
Den droh'nden Schleier Dir vom Geist zu heben!

Sei d'rum getrost und laß mit Gott sie weben,
Daß lichter stets es werd' im Schattenland,
Und Glaub' und Helle bilden ein Gewand!
Ein Höherer wird krönen ihr Bestreben!

Wir haben einst das Liebeswort vernommen:
„Des Menschen Sohn ist nicht hierhergekommen
„Der Erdgebornen Seelen zu verderben,
„Nein zu erhalten *)." Dies sei unser Glaube,
Er lehre uns vertrauen hier im Staube,
Um, frei von Druck, den Himmel zu erwerben!

* Einige Worte zur Beherzigung.

(Beschluß.)

Kann es nun fehlen daß einem Lehrer jener Schulanstalten unseres glücklichen, wohlhabenden, frommen Freistaates, einem Lehrer, dem der Tag in Mühe und Arbeit entschwindet die Sorge Nachts den Schlaf raubt. Denn wird ihm, wie dies nicht selten, und jetzt häufiger als sonst der Fall ist, das Schulgeld nicht regelmäßig bezahlt, wie soll er zahlen dem Staate? wie soll er seine Zinse oder seine Miethe berichtigen? wie soll er bei herannahendem Winter für die Seinen Sorge tragen? Und wie man in Rücksicht der Bezahlung des Schulgeldes zuweilen denkt, davon nur Einiges: „Ein Lehrer der über fünf Jahre Nachsicht gebrauchte in Hinsicht der Bezahlung des Schulgeldes, erhielt bei ernsterem Dringen Grobheiten statt des Geldes. Andere weisen die Mahnung das Schulgeld zu zahlen damit ab; wir haben jetzt noch zu mannigfache Ausgaben," und wenn auch der Zahlungstermin schon um das drei- oder vierfache überschritten ist.

Sollte wohl irgend ein Lehrer damit zum Zweck kommen, wenn der Zahlungstermin zu den Abgaben abgelaufen ist, daß er auf seinen ohne eigne Schuld leeren Beutel zeigte? — Die Erfahrung hat das Gegentheil bewiesen; oder sollte man die vorhin genannte triftige Entschuldigung statt des fälligen Miethzinses acceptiren? sollte vielleicht seine Familie von dem Hinblick auf das rückständige Schulgeld sich gekleidet, erwärmt und gesättigt fühlen? — Ich überlasse meinen lieben Mitbürgern, insbesondere auch denen, welche ihre Kinder zur Schule schicken, die Beantwortung dieser Fragen. Zu dem oben Genannten kommt nun noch das Gefühl, daß die stete geistige Arbeit, die ununterbrochene Sorge, die schlaflosen Nächte, der Anblick seiner beklagenswerthen Familie die Gesundheit untergräbt, die Kraft lähmt, und den Lehrer vor der Zeit abstumpft. Fühlt er nun das Herannahen eines frühen Todes, welche Aussicht bleibt ihm dann in Rücksicht auf seine Familie? — wenigstens die nicht, welche jedem Handwerker bleibt. Seine Frau darf sein Gewerbe — denn als freier Gewerbsmann, und den Rechten nach nicht völlig als ein solcher, ist der Lehrer in unserm Staate gestellt — seine hinterbliebene Wittwe darf für sich und ihre Kinder das Gewerbe nicht unbedingt fortsetzen. Und nach der Stellung, in welche die Mittelschullehrer der Stadt und die Nebenschullehrer auf dem Lande durch den Staat gestellt sind, können selbige nicht an der bereits bestehenden Schullehrer-Wittwen-Casse Theil nehmen, und somit auf eine, wenn auch nur kleine Unterstützung ihrer Familie nach dem Tode des Familienvaters nicht rechnen.

Soll ich die Gefühle eines solchen Mannes heller ins Licht stellen, sie näher bezeichnen, so muß ich gestehen, daß ich mich zu schwach fühle, die Farben dieses Bildes so aufzutragen, daß sie auch nur im Entferntesten der Wirklichkeit nahe kommen.

Welcher Vater muß nun bei solchen Aussichten der Lehrer, sein Kind nicht entschieden von der Wahl eines solchen Standes abrathen, wenn nicht hinreichendes Vermögen die Existenz des Sohnes sichert? welcher redliche Lehrer muß nicht

*) Lucas 9 v. 56.

seinen ihm lieben Schüler warnen vor dem Ergreifen eines solchen Standes, der so wenig für die Zukunft bietet? welcher Jüngling wird unbedachtsam genug sein, beim Lehrfache zu bleiben, sobald er dessen Verhältnisse in unserm Bremen klar erkannt? Und finden sich keine Jünglinge geneigt Lehrer zu werden, wie will man die vakanten Gehilfenstellen besetzen? Will man sich darauf verlassen, daß sich doch wohl gegen bessere Zahlung, als man dem einheimischen Jüngling zahlen wollte, irgend ein Fremder fände, der Geschick und Moralität genug besäße, so daß er für die Dauer tauglich wäre; wie bald wird ein solcher das Ganze, was sich ihm für die Zukunft bietet, durchschauend, des Weges ziehen, den er gekommen; oder ein anderes Geschäft in unserm Bremen ergreifen. Dieser Mangel an Gehilfen und später an Lehrern wird aber bald noch fühlbarer werden, wenn nicht geeignete Schritte zur Abhilfe der bestehenden Uebelstände geschehen. Diese Abhilfe muß aber nicht scheinbar, sie muß reel, durchgreifend, zweckmäßig sein, sonst nützt sie nur auf Augenblicke.

Als im Jahre 1823 die verbesserte Schuleinrichtung ins Leben trat, fanden sich eine Menge junger Leute geneigt, das Lehrfach zu ergreifen. Sehr bald aber war ihnen die Täuschung klar, sie sahen ein, daß das Gehalt der Freischullehrer nicht ausreichte, eine zahlreiche Familie in der Stadt auch nur einigermaßen anständig zu ernähren; sie erkannten es, daß der Mittelschullehrer in der Stadt, wie der Nebenschullehrer auf dem Lande, eine sorgenvollere, mühsamere Stellung hat, als irgend ein Staatsbürger, der mit ihm auf gleicher Stufe steht. Und gewiß nur den damaligen drei Hauptlehrern am Seminar ist es zuzuschreiben, daß sich bei einer Anzahl der jungen Leute die Begeisterung für den Lehrerberuf dahin steigerte, daß sie nicht größtentheils, wie es mehrere machten, von demselben zurücktraten. Soll also eine Verbesserung für die Dauer wirksam sein, so muß sie dauernd den Beweis liefern, daß etwas Reelles für die Schulen geschehen sei.

Das Nothwendigste, Zweckdienlichste möchte für die Mittelschulen der Stadt zunächst die Errichtung von zweckmäßigen Schulgebäuden sein, nebst Feststellung von einigem Gehalt für den Lehrer — sei es auch nur wenig — damit den drückendsten Sorgen doch Einhalt geschähe. Welch segensreichen Einfluß dies ganz gewiß auch auf das innere Wesen der Schule üben würde, ist leicht einzusehen; und es ist ein sicheres Mittel denjenigen der Lust und Liebe zu diesem schönen und edlen Beruf in sich fühlt denselben mit Freuden ergreifen zu lassen. Auch wird der Vater wie der Lehrer (als die nächsten Rathgeber der Jugend) gewiß den Entschluß eines Knaben — Lehrer zu werden — nicht allein billigen, sondern sie werden ihm freudig mit Rath und That zur Seite stehen.

Möchte sich doch endlich eine Stimme, die Kraft genug hat, finden für das Wohl so Vieler, die der Beachtung verdienen, eindringlich zu sprechen; möchte Jemand religiös genug sein, für diejenigen zu wirken, die im eigenen Vaterhause am Weinberge des Herrn arbeiten; möchte ein Bürger Patriotismus genug besitzen um des Wohles willen, das aus einer gehörigen Würdigung und zweckmäßigen Stellung, Erhaltung, Einrichtung und vor Allem auch Beaufsichtigung der Schulen für das Allgemeine erwächst, so viel in seinen Kräften steht aufzutreten: sie würden die Freude haben die Früchte ihrer Mühe bald und in der Nähe zu erblicken, und sich den Dank der Mit- und Nachwelt gesichert haben.

...r...

* Wie steht's mit der Freiheit der Weser?

Wenn wir jüngst in diesen Blättern, einen, der (wahrhaft europäischen) Augsburger allgemeinen Zeitung entlehnten Artikel gaben: die Werra und Weser, — und — die Freiheit der Weser eine Nationalangelegenheit, so finden wir uns um so mehr bewogen, aus Nro. 306 vom 1. Nov. des vielgelesenen Münchner Baierischen Landboten, über den fraglichen, für Bremen und für sämmtliche Uferstaaten so bedeutsamen als folgereichen Gegenstand, nachstehenden merkwürdigen Aufsatz zu verbreiteterer Kenntniß zu bringen. Er mag zum Beweise dienen, was es in unserm Norden zur Stunde noch für eine Bewandniß habe, mit der tractaten- und naturgemäßen Freiheit der Wasserstraßen ein volles Vierteljahrhundert nach dem Wienercongreß und zwanzig Jahre nach dem Bundesbeschluß v. 3. August 1820?? — Es sind wohl nicht bloß unsere überrheinischen Nachbarn, die es so gut verstehen, die deutsche Langmuth und Geduld auf ihren Zenith zu treiben? — Der Rhein gab ein Probestück davon durch das Holländische: bis ans Meer und bis ins Meer, — die Elbe durch die Dänischen Vexationen zu Wasser und zu Lande, wie durch den Stader- oder Brunshäuser Zoll der vermöge einer staunenswerthen geographischen Entdeckung, kein Flußzoll sondern ein Seezoll ist, obgleich er Meilen weit im Lande liegt und Schiffe ihn bezahlen, die das Meer nie sehen!! daß die Weser ähnlichen, brüderlich-deutschen Erfahrungen nicht fremd bleibe, geht aus dem Folgenden hervor, wie aus den oberwähnten, vielseitig belehrenden Artikeln der allgemeinen Zeitung (Nro. 291 und Nro. 292 vom 17. und 18. October.) — Der Bayerische Landbote sagt: —

Wanfried, 22. Okt. Der aus Nro. 225 des allgemeinen Anzeigers der Deutschen, der Nationalzeitung und andern Blättern auch in den vielgelesenen bayerischen Landboten übergegangene Artikel über die Weserschifffahrt, fand zwar schon in Nro. 291 der Augsb. Allg. Zeitung eine gründliche Würdigung; allein die folgenden speziellen und lokalen Angaben werden in einer solchen allzu lange vertagten Nationalangelegenheit, gewiß von allen Deutschen, zumal der Uferstaaten und der rückwärtigen Binnenlande, mit vielseitiger Theilnahme gelesen.

Die Behauptung: daß sich zwischen der Weser, Werra und Fulda eine den Ausfluß der letztern durchschneidende Felsenbank befinde, die einen sieben Fuß hohen Wassersturz bildet, den die Schiffe daher, ohne zu scheitern, gar nicht passiren könnten — und welche natürliche und fast unübersteigliche Hindernisse zu beheben, Millionen kosten würde, — ferner: daß man den zu einigen Mühlenanlagen benutzten Wassersturz oberhalb, nur durch einige Wehre, sowohl in der Werra als in der Fulda verstärkt habe, um diesen Mühlen das Wasser besser zuzuleiten, möchte man allerdings eine unverschämte Spiegelfechterei nennen.

Vielmehr ist unterhalb der Wehre der Fluß des Wassers ganz eben und nicht eine Spur von Felsen zu sehen und hätten auch die Mühlen gerade unterhalb der Felsenbank, wenn eine solche vorhanden wäre, angelegt werden müssen, um das natürliche Wehr zu ihrem Betriebe zu benutzen.

Im dicht an der Stadt herfließenden, sogenannten Werra-Arm, kommen die Weserschiffe unterhalb bis an das daselbst angelegte Glasurmühlen-Wehr heran und die Werraschiffe bis dicht oberhalb desselben, und nur die hölzerne

Vorrichtung und das sogenannte Hohl hindern, daß sie zusammen kommen könnten. Es ist an dieser Stelle nichts weniger als ein Felsenriff, vielmehr besteht der ganze Grund der Insel einerseits und des Terrains, worauf Münden steht, andererseits, aus Flußgerölle, Sand und Lehm.

Selbst im gegenwärtigen Zustande ist dieses Hohl unter gewissen Umständen mit Schiffen zu passiren, denn die Schiffe, welche die Mühlsteine aus dem nahen Bruch aus der Werra herbeiholten, müssen leer und beladen durch das Hohl passiren, weil die schlechten Anstalten zum Aus- und Einladen es gar nicht gestatten würden, die schweren Mühlsteine bequem aus den Werraschiffen ans Land und von da in die Weserschiffe zu bringen. Zu diesen Fahrten wird alsdann der Fachbaum im Hohl gesenkt, jedoch nur für die Mündner Schiffe.

Auch die ältere Geschichte Mündens bekräftiget diesen Stand der Dinge.

Landgraf Wilhelm der Mittlere von Cassel zog mit seinen Völkern gegen Münden und lagerte auf der rothen Bahn, um das hierunter in der Fulda befindliche, der freien Vorbeifahrt hinderliche Lachswehr abzureißen. — Herzog Erich der Aeltere von Calenberg-Göttingen, jener berühmte Waffenbruder Kaiser Max des letzten Ritters, zog aber mit seinem Bruder Heinrich von Wolfenbüttel und den Braunschweigern förmlich dagegen zu Felde und ließ es wieder herstellen (also auch damals schon die Vorbeifahrt nur künstlich gehindert.) — Ebenso verfügte 1640, das Jahr vor seinem Tode, der Sieger von Oldendorf, Herzog Georg von Lüneburg, der Vater Ernst Augusts, des ersten Kurfürsten von Hannover und Großvater Georgs I., daß, wie es vorher geschehen war, die fremden Schiffer von Blotho und andern Orten nicht mehr zum Präjudiz der Mündener Stapelgerechtigkeit, die Werra und Fulda befahren durften. — Ebenso bestimmte der Vergleich zwischen Kurbrandenburg und Hannover von 1630 ausdrücklich, daß kein Schiffer die Stadt Münden vorbei, durch das sogenannte Loch passiren solle. — Auch thun sich die alten Zeitbücher viel zu Gute auf die Weisheit der Mündner Kaufleute, die schon in den ältesten Zeiten alles Glas, Mühlensteine, Floßdielen, Bauholz, irdene Krüge und Baumschiffe, welche die Werra herabkommen, vermöge ihres Stapelrechts, nicht vorbeipassiren gelassen und sich diesen Handel ausschließlich zuzueignen gewußt hätten. Der Oberländer sollte nicht unmittelbar mit dem Unterländer verkehren, das litten die Mündener nicht, (wird sehr naiv hinzugesetzt.) Ein Gleiches versuchten wohl auch viele Raubburgen an der Weser, die Bramburg, der Brakenberg, die Hämel'sche Burg des Sunder, sowie das barbarische Grundruhr- und Strandrecht auch nur für die Mündener keinen Sinn haben sollte!? — Unter König Jerome, 1807 bis 1814, war das Hohl weggerissen und die Weser völlig frei, wie die damals sehr einflußreichen Herren Minister von Schele und Schulte, Exzellenzen, und Herr Staatsrath von Leist sich gewiß noch erinnern? Nach dem Befreiungskriege aber, stellten die Mündener die „bons vieux tems" eiligst wieder her: ein rechtes Gegenstück zur hamburgischen Zerstörung der großen Davoustischen Elbebrücke, eines wahren Römerwerkes, (wie jüngst die allgemeine Zeitung sagte.)

Schon der von Kaiser Albrecht I. hart gerügte, von Carl IV. unverantwortlich connivirte Unfug der rheinischen Kurfürsten und Fürsten mit den Rheinzöllen wirkte sehr günstig auf Weser und Elbe, zum Schaden jenes herrlichen Stromes, und wie der Rhein in unserer Zeit in 60 Jahren (1780 — 1840) durch nicht weniger als ganze 27 Jahre gesperrt war, wäh-

rend des nordamerikanischen, der französischen Revolutions- und der Bonapartischen Kriege, dann während des belgisch-holländischen Conflictes, des abermal 20jährigen (also zusammen 47) holländischen „bis ans Meer und bis ins Meer“ zu geschweigen, so ging es dem Rhein auch nicht besser in dem 70jährigen Kampfe der vereinigten Niederlande, von der Utrechter Union bis zum westphälischen Frieden (1549 — 1648), insoferne die spanische Marine vor dem schnellen Uebergewicht der batavischen sich nur immer zeigen durfte. — Wo Etwas zu verbergen ist, herrscht sehr natürlich große Pietät für die Geheimnißkrämerei. Aber, was in der freien Natur vor den Augen von Tausenden liegt, was ihre täglichen Bedürfnisse und Wünsche berührt, das läßt sich nicht in solchen engen Hexenkreis bannen?! Was die Commissarien hierüber protocolliren, hätte schon längst ein Gemeingut werden sollen, denn das Publikum sah die billigsten Desiderien viele Monate lang ad acta gelegt und gewöhnlich in eine Zeit verschoben, wo die Bauten schwierig oder unausführbar sind, hiermit die Sache recht plausibel abermal auf die lange Bank geschoben werden kann.

Schon im Dezember 1837 wurde gerügt: — daß trotz der längst erlassenen Verfügung und ungeachtet der Weg hierzu bereits abgesteckt gewesen, doch eine lange Strecke unterhalb der Stadt gar kein Leinpfad bestehe. Hier beginnt die Noth der Schiffer bei der Anfahrt, dann aber ist erst noch der Ausladeplatz durch die Wehren beschränkt. Am Ufer mangeln die nothwendigen Aus- und Einladungswerkzeuge. Vielmehr geschieht die Ausladung der Schiffe durch das Schiffseil, den sogenannten Takel, mit einem unverhältnißmäßigen Aufwand von Menschenkräften. Dieses verursacht zugleich großen Aufenthalt für die in der Reihefolge zurückliegenden Schiffe und es begegnet nicht selten, daß ein mit der größten Anstrengung und vielen Kosten in der stipulirten Zeit von Bremen heraufgefahrener Schiffer 8 bis 14 Tage zu Münden verharren muß, ehe seine Schiffe entladen werden können! Die ausgeladenen Güter fallen dann in die Hände einer Zunft von Handarbeitern, Schiebkärnern und Schleifern, von welchen jeder Theil seine privilegirten Ansprüche auf gewisse Arten von Kollis ꝛc. hat, um sie in die Fulda- und Werra-Schiffe zu bringen. Aller dieser Kraft- und Zeitaufwand bei Münden, mit den Provisionen und sonstigen Spesen belaufen sich, dem Vernehmen nach, so hoch, daß sie die ganze weitere Schiffsfracht von Münden bis Wanfried überstiegen!! Würden diese Kosten und Zeitverluste gemindert, so dürfte gewiß eine große Vermehrung des Güterzugs erwartet werden und somit mindestens derselbe Gewinn für Münden, der jetzt von dem geringeren Güterquantum gezogen wird, allem Anschein nach aber in noch weit reichlicherem Maaße.

Die Bestreitung der Competenz der Weserschifffahrts-Commission für die Werra und Fulda, ist ein beißendes Epigramm auf den gesunden Menschenverstand! Es ist eine wahre Derision, da nach derselben die Weser aus der Schlachte zu Münden und nicht aus der Werra und Fulda entspringen würde.

Die gegentheiligen Commissarien erwiederten, der allgemeinen Sage nach, daß sie die unfruchtbare Frage gern auf sich hätten beruhen lassen, wenn man nur in den 6 Monaten, als dieser Gegenstand abermal verhandelt ward, eine commissarische, technische Untersuchung veranlaßt und hiedurch die Behauptung gerettet hätte, daß unbesiegbare oder nur mit unverhältnißmäßigen Kosten wegzuräumende natürliche Hindernisse hier obwalteten?? — So aber könnten sie ihre Ueberzeugung von der bloß künst-

lichen Aufrechthaltung, ja Steigerung des gezwungenen Umschlags zu Gunsten Mündens um so weniger aufgeben, je nachtheiliger die neuesten unbefangenen Nachrichten lauten, z. B. die Angabe von mehrern bei der Werrafahrt betheiligten Mündener Schiffern über die Absichtlichkeit der möglichsten Verstärkung der künstlichen Schifffahrtshindernisse, wornach der Mündener Magistrat gegen die beharrlichste Protestation betheilter Mündener Schiffer, sogar den Fachbaum, welcher den Wassersturz im Glasermühlen-Hohl unter der sogenannten Waufrieder Schlacht bildet, um volle anderthalb Fuß hat höher legen und dadurch das Durchdringen der Schiffe noch mehr erschweren lassen.

Unabhängig von den Bestimmungen der Weseracte würde man aus dem 113. Artikel der Wiener Congreßacte: „chaque état rive„rain se chargera de l'entretien des che„mins de halage, qui passent par son ter„ritoire et des travaux nécessaires pour „la même étendue dans le lit de la rivi„ère, pour ne faire éprouver aucun ob„stacle à la navigation," dessen unverbrüchliche Befolgung die deutschen Bundesstaaten durch den Bundestags-Beschluß vom 3. August 1820 nochmals verbindlich übernommen haben, die Ueberzeugung gewinnen, daß die Schifffahrtshindernisse bei Münden nicht länger geduldet werden können, auch daß hier keineswegs die Rede sei von einem Uebergreifen in das auf Nebenströmen der Weser bestehende oder noch einzuführende System, sondern lediglich von Wegräumung künstlicher Vorrichtungen, wodurch den Weserschiffen zwei der wichtigsten Nebenflüsse gesperrt werden, während es der §. 54 der Weseracte zur ausdrücklichen Pflicht macht: „Abstellung von Beschwerden zu veranlassen, auch Maaßregeln zu berathen, welche nach neuerer Erfahrung, Handel und Schifffahrt ferner erleichtern können."

Im September 1838 rügten es die Bevollmächtigten, daß sie im Juni d. J. an der Vollendung der begonnenen technischen Beleuchtung der Absperrung der Schifffahrt hannoverischer Seits verhindert und dadurch in ihrer Ansicht bestärkt worden seien, daß hier keine natürlichen und unübersteiglichen, sondern nur künstliche, mit verhältnißmäßig geringen Kosten zu beseitigende Hindernisse vorhanden seien!? Das Recht der Klage über Absperrung gemeinschaftlicher Flüsse steht jedem deutschen Bundesstaat Kraft des Bundesbeschlusses von 1820 zu, besonders nachdem im Art. 3. der Weseracte auf das Recht jedes gezwungenen Umschlages auch bei Münden ausdrücklich verzichtet worden und man sich blos darauf bezog, daß unüberwindliche natürliche Hindernisse entgegenstünden, — Mauer und Pfahlwerke sind aber als solche antediluvianische Urfelsen schwerlich zu betrachten, und das Ganze wahrhaft beispiellos!! —

Diese Wehren und Sperren mehrten sich aber noch immer, nämlich dadurch, daß die Werra durch einen die hannoverschen Farben tragenden Schlagbaum und durch Ketten gesperrt und die früher schon so sehr beschränkte Schifffahrt einschließlich der Holzflößerei ganz gestört wurde.

Ende Okt. 1838 wurde, da man hannöverscher Seits sogar auch das Einvernehmen „solcher Personen, die über das „vermeintliche" Factum Aufschluß geben könnten, schlechtweg protocollarisch verweigerte", die Bestätigung der Thatsachen vom kurhessischen Oberzollamt zu Witzenhausen eingeholt und inserirt." Beinebens wurde vor allen einstimmig

deponirt, daß früher, und namentlich zur westphälischen Zeit, aber auch noch vielspäter als zu dieser, die Werraschiffe, je nach dem Wasserstande, mit voller oder halber Ladung durch das Hohl, sowohl stromauf- als stromabwärts passirt seien, daß dieses aber jetzt nicht mehr geschehen könne, weil eine Veränderung an dem Hohl vorgenommen worden, — —

daß der Fachbaum ¼ bis ½ Fuß höher gelegt und auf die Beschwerde den Schiffern erwiedert worden: es soll auch kein Schiff mehr durchpassiren, das ist es ja eben, was wir haben wollen." — Solche Willkür giebt allerdings Anspruch an die Abhilfe des Bundestages: sie giebt Anspruch darauf, daß die Wienercongreß-, die Weserschifffahrtsacte und der Bundesbeschluß vom 3. August 1820, nach beinahe einem Vierteljahrhundert, endlich einmal — eine Wahrheit werden!?

* Bitte.

Mehrere Theaterfreunde und Besucher bitten Herrn Director Rottmayer höflichst um baldgefällige Aufführung der Oper Norma, wo er sich gewiß eines zahlreichen Besuchs erfreuen würde.

Miszelle.

In Sunderland ist neulich ein Tau gedreht worden, das wohl kaum seines Gleichen hat. Es ist 4000 Yards lang, 12 Tonnen schwer, hat 7 Zoll im Umfange und kostet 4800 Gulden. Es soll auf der London-Birminghamer Eisenbahn gebraucht werden.

Des Königs Schwur.

Der König schwört! Habt Ihr's gehört, Nationen?
Ihr Völker, die am schönen Rheinstrom wohnen,
Die die Sudeten, die Karpathen schauen,
Die an der Ostsee Strand die Stätte bauen,
Und die im Land der Brandenburger Marken
Im Friedens-Glück an Wohlfahrt neu erstarken,
Die an der Elbe, an der Saale hausen,
Und wo des Harzwalds deutsche Eichen brausen?
Habt Ihr's gehört auch im Westphalen-Lande
Und an der Weser, an der Oder Strande?
Der König schwört, Er schwöret den Völkern Treue!
Wer ist's, den solch' ein Schwur nicht hoch erfreue?
Das ist ein Schwur, den wird die Kunde tragen
Bis zu der späten Enkel fernsten Tagen,
Das ist ein Schwur, den nur ein deutscher Mann
Aus deutschem Herzen freudig schwören kann!
Dafür müßt, Völker, Ihr auch Blut und Leben,
Wenn's gilt, dem deutschen Mann zum Opfer geben!
Schwört Ihm auch, daß Ihr ewig eine Seele
Sein wollt in deutscher Treu und Einigkeit!
Daß nie es Ihm an ehrner Mauer fehle!
Dann seid gewiß, dann siegt Er allezeit,
Und auf des Vaterlandes goldnen Fluren
Bewahrt Ihr nie des Krieges Unheils-Spuren!

Alpin.

Berichtigung.

In Nr. 91 in der letzten Note lese man statt strömend — kniend.

Den Herren Juristen

empfehle ich die in meinem Verlage erschienenen: **Vollmachten beim hiesigen und bei auswärtigen Gerichten, Obligationen, Meierbriefe, Proteste, Kostenrechnung** ꝛc. angelegentlichst und ergebenst.

G. Jöntzen's
Buchdruckerei, Seemannsstr. Nr. 2.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.", und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domhofe.

Die

SCHNELL-POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 93 des Bürger-Freundes für 1840.

Donnerstag, den 19. November.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

In dem öffentlichen Staatsleben Frankreichs und Englands gedeiht die Persiflage und Karrikatur ganz vorzüglich. Jetzt hat eine Aeußerung im „Globe", welche von den französischen Zeitungen sagt: sie geberdeten sich wie wilde Thiere, die sich mit ihren eigenen Schwänzen peitschten, um sich in blutdürstige Wuth und Rage zu bringen, Veranlassung zu folgender persiflirenden Karrikatur gegeben: Verschiedene wilde Thiere sind in diesem Manöver dargestellt, wie sie sich eben mit ihren eigenen Schweifen zur Wuth peitschen. Wenn man die Haare dieser Schweife genauer untersucht, bemerkt man, daß sie aus den Namen der Zeitschriften, die damit gegeißelt werden sollen, bestehen. Bei uns würde das auf die sogenannten belletristischen Journale mit ihrer Polemik passen, die politischen sind nicht wild, sondern mild.

Auf der „Weintraube," einem Vergnügungsorte bei Dresden, hat man eine Weinausstellung gehalten und ein Winzerfest gefeiert, bei welchem ein Bacchuszug vorkam. Da der Hof war gegenwärtig, und wenn sich dies Fest alljährlich wiederholt und mit italienischer Heiterkeit gefeiert wird, so hat Dresden darin eine wirkliche Aehnlichkeit mit Florenz, wo die Weinbauer bekanntlich ebenfalls alljährlich im Herbste ein Fest begehen, an welchem der Hof mit Beseitigung aller Etikette Theil nimmt.

Mehrere der in Leipzig erscheinenden Zeitschriften werden, wie es heißt, theils eingehen, theils in andere Hände kommen, z. B. „Die Rosen", „Der Eremit", Die Eisenbahn", „Der Komet" und selbst „Die Abendzeitung"; dagegen erwartet man ehestens die Ankündigung einer neuen, von H. Laube vorbereiteten Zeitschrift belletristisch-literarischen Inhalts.

Am 22. Oktober Nachts ist in der Gegend von Heßheim ein Schauder erregender Mord vorgefallen: Forstamt Süßkind in Königsbronn ging am Abend dieses Tages in seinem gewohnten Diensteifer auf den eine Stunde vom Königsbronn entfernten Ort Zang, um theils mit dem dortigen Waldschützen eine Jagdparthie auf den andern Tag zu verabreden, theils und hauptsächlich aber um Frevler in seinen Waldungen zu verhüten. Es war schon ziemlich dunkel geworden, als er den Rückweg nach Königsbronn antrat, er konnte auf keinem andern Weg als durch den Wald nach Hause zurückkehren. Bis zum Saume des Waldes, gleichsam das schreckliche Schicksal ahnend, begleitete ihn der Waldschütz in Zang; hier dankte Süßkind für seine Begleitung, und bedeutete ihm, daß er noch einen Gang durch seinen Wald zu gehen gesonnen sey, und wünschte seinem Kameraden ein herzliche „gute Nachtz" er erinnerte ihn noch, sich morgen ja beim Jagen einzufinden. So verließ ihn sein Begleiter, und wünschte ihm ebenfalls eine glückliche Rückkehr. Süßkind verlor sich im Wald absichtlicher Weise, um etwas zu entdecken, das gesetzwidrig war. Lange schon witterte man Spuren von Wilddieben. Er mochte einige Zeit gestreift haben, als er wirklich die Spur solcher Wilddiebe entdeckt haben muß, schändlich — denn es wurde des andern Tages sein auf die scheußlichste Weise verstümmelter Körper aufgefunden. Nicht mit Worten kann diese That beschrieben werden, das menschliche Auge selbst muß auf den Leichnam blicken, und dann wird der Mensch sich fragen, ob dies Menschenwerk sein könne. Das lange Ausbleiben des Mannes mochte die Frau etwas unheimlich; sie sprach den dortigen Revierförster um einige Nachsuchungen an, denn sie könne nicht anders denken, als ihr Mann müßte in dem schwarzen Dunkel der Wälder verirrt sein. Der Revierförster, selbst Unglück ahnend, machte sich Morgens mit Tagesanbruch auf den Weg, und nicht lange stand es an, so traf er Süßkind unter einer großen Eiche, bedeckt mit Aesten derselben, und zugleich mit seinem treuen Hunde in seinem Blute daliegend. Ein wahrlich unerhörter Fall in jener Gegend. Süßkind ist erst seit drei Vierteljahren auf dieser Stelle, ein Mann, den Jedermann lieb gewann, und der mit Hintansetzung aller persönlichen Rücksichten sich pflichtgetreu ganz seinem Dienste widmete.

Aus Frankreich.

In Valenciennes verlangte ein Mann mit einem großen Barte im Theater mit Ungestüm die Marseillaise. Trotz der Gensd'armen mußte seinem wüthenden Geschrei, in welches die zahlreiche Masse eines Sonntagspublicums einstimmte, gewillfahrtet werden. Der Polizei erschien der Mensch jedoch verdächtig. Er ward festgenommen und die nähere Untersuchung ergab, daß es ein Recrutirungsflüchtiger aus der Klasse von 1839 sei, den die Gensd'armerie schon lange verfolgte. Der also, welcher so stürmisch rief: „Laßt uns marschiren, laßt uns kämpfen!" hatte sich aus Furcht vor dem Kriegsdienst auf die Beine gemacht und wenn er auch die Andern in den Kampf wollte ziehen sehen, so waren doch für ihn die „Tage des Ruhms" noch nicht gekommen. Er ward einstweilen in's Gefängniß gebracht.

Französische Blätter theilen aus einem Schreiben aus Nassau in Bahama vom 27. August nachstehenden merkwürdigen Fall mit: „Ein großes französisches Schiff, das von Hamburg nach der Havannah segelte, stieß auf eines unserer kleinen Küstenfahrzeuge, das völlig verlassen war. Sämmtliche Segel, mit Ausnahme des großen Focksegels,

waren entfaltet. Das Schiff hatte keinen Schaden gelitten, die Ladung, aus Wein, Früchten, Seidenwaare u. s. w. bestehend, hatte einen beträchtlichen Werth, und befand sich in vollkommen gutem Zustande. Die Schiffs-Papiere lagen an ihrem gewöhnlichen Orte. Die Sonde zeigte drei Fuß Wasser im untern Raum, doch überzeugte man sich, daß kein Leck vorhanden war. Die einzigen lebenden Wesen, die man an Bord fand, waren eine Katze, einiges Geflügel, und mehrere halbverhungerte Kanarienvögel. Die Kajüten der Offiziere und Passagiere waren sehr elegant, und Alles deutete auf ein erst ganz neuerliches Verlassen. In einer derselben sah man zahlreiche Ueberreste einer Damentoilette, Kämme und Bürsten; auf einem Putztischchen sah man einen Damenhut, einen Shawl, einen Damenarbeitsbeutel, Nadeln, Fingerhut u. s. w. Das Schiff enthielt viele, an verschiedene Handelshäuser der Havannah adressirte Kisten. Man hofft, von dort einiges Nähere über diese geheimnißvolle Entdeckung zu erfahren. Das verlassene Fahrzeug ist für ein Küstenschiff sehr groß; es ist in diesem Jahre erbaut worden, und heißt „Rosalie."

Bei der jetzigen Anwesenheit so vieler Muselmänner in Paris kommen ihre Sitten manchmal in seltsamen Contrast mit den dortigen. Ein pikanter Vorfall dieser Art ist folgender: Der Persische Gesandte findet sich dieser Tage im Concert des ehemaligen Musard'schen Saales mit seinem Dragoman ein, und beginnt sich plötzlich sehr für eine vor ihm sitzende Dame zu interessiren, die, eine femme entretenue, mit ihm kokettirt. Der Perser wickelt endlich seinen eigenen Indischen Shawl von seinem Turbane los, und gebietet dem Dragoman, denselben der Dame zu überreichen. Das Geschenk wird natürlich mit graziösem Dank angenommen. Doch unerwartet kommt der Liebhaber der Dame, geräth in Wuth über die Annahme des Geschenks, und will den Perser zwingen, dasselbe zurückzunehmen. Da erklärt ihm aber der Dragoman sehr bestimmt, wie das Muselmännische Gesetz jede Zurücknahme einer Schenkung ausdrücklich verbiete, und die Dame muß den Shawl behalten. Als sie am andern Morgen zu dem bekannten Indischen Shawlhändler Fichel geht, um den ungefähren Werth des Geschenkes zu erfahren, bietet ihr dieser auf der Stelle dafür 11,000 Frcs. Man kann denken, wie manche Pariser Dame jetzt sich nach einer Begegnung mit dem Persischen Botschafter sehnt!

Ein Mechaniker zu St. Etienne, Namens Mathieu, hat eine Flinte erfunden, aus welcher sechs Kugeln sogleich nach einander abgefeuert werden können; der Mechanismus wird sehr gelobt und die Versuche mit der Flinte sind, dem Mercure seguſien nach zu schließen, sehr befriedigend ausgefallen.

Aus England.

Die Miß Burdett Coutts hat von der Herzogin von St. Albans ein Vermögen geerbt, welches einer gerichtlichen Schätzung zufolge nur 1,800,000 Pfd. St. beträgt. Kein Wunder, daß die Inhaberin dieser Armuth von Freiern belagert wird. Gerade so viel hat auch der alte Jemmy Wood in Gloucester hinterlassen. Man berechnet daß diese Summe, wenn man sie in Sovereigns (Goldstücke) verwandelt und Stück bei Stück neben einander legt, eine Linie von 24 englischen Meilen und 260 Yards bilden würde.

Bei dem neulich stattgehabten Schiffbruch des französischen Dampfbootes Phönix hat eine englische Familie, die sich auf längere Zeit nach Neapel begab, ihr Eigenthum (darunter Silbergeräth, Pretiosen u. dergl.,) im Betrag von 6000 Pf. St. verloren, und sich selbst mit genauer Noth im Nachtanzug an Bord der Britannia gerettet. Der Phönix war in Havre gebaut, und eines der schönsten Dampfschiffe, die jemals in die See stachen; die innere Einrichtung der Kajüten und Salons war prachtvoll, und die Maschinen von englischer Fabrik. Die Britannia, durch deren Anprallen zur Nachtzeit der Phönix unterſank, ist ein weit größeres Fahrzeug, und eines der stärksten Boote der englischen Dampfschifffahrtsgesellschaft; ihr Führer, Kapitän Stranock, ist sehr gewandt und erfahren, und seit 20 Jahren im Dienst der Gesellschaft. Die Britannia hat ebenfalls mehrere Beschädigungen erlitten.

Aus Holland.

In Holland hat man eine Riesen-Auster gefangen von der Größe einer Bratenschüssel. Es hatten sich an ihrer Schale noch 30 kleinere Austern, von der Größe eines Thalers bis zu der einer Mundtasse gebildet. Der König, welchem das Monstrum präsentirt wurde, schenkte es dem Naturalien-Cabinet. — Ein Feinschmecker in Amsterdam war außer sich über diese verfehlte Bestimmung.

Aus Italien.

In einem Dorfe bei Livorno wohnen vier Brüder die von den alten vier Elementen, Feuer, Wasser, Luft und Erde leben und demnach die Elementarbrüder genannt werden. Der Aelteste ist ein Schüler Vulcans, ein Schmied, und lebt von der Kraft des Feuers; der Zweite findet als Fischer sein Element im Wasser; der Dritte hat es als Gärtner mit der Erde zu thun, der Vierte, der erst durch Nichtsthun von der Luft zu leben suchte, hat auch als das nicht ging, seiner Passion, von der Luft zu leben, nicht entsagt, sondern ist amtlich zum Windmacher ernannt worden, wo er nun als Windmacher von der Luft lebt.

Mosaik.

In einem englischen Werke über die Geschichte der Wettrennen lesen wir folgende Anekdote von einem Pferde, Aura, das einem gewissen Phidolas in Korinth gehörte, und den Reiter bei dem Wettrennen (bei den olympischen Spielen) abwarf, aber immer fortlief, als säße der Reiter noch auf ihm, seinen Lauf bei dem Schalle der Trompeten noch mehr beschleunigte, zuerst an dem Ziele anlangte und sich sodann zu den Kampfrichtern begab, als wisse es, daß es den Preis gewonnen. Es wurde auch wirklich für den Sieger erklärt, gegen die jetzige bei solchen Fällen gebräuchliche Sitte.

In den meisten Städten in den Vereinigten Staaten Nordamerika's sind die Straßen mit schattigen Bäumen bepflanzt, so daß sie angenehme Promenaden gewähren. So sind die Straßen von Salem an beiden Seiten mit Linden bepflanzt; vor den Häusern befinden sich Blumengärtchen und die meisten Gebäude sind von Wein- und andern grünen Blättern umrankt, so daß die Stadt ein reizend ländliches Aussehen hat. In Tyrol sind zwei Straßen, jede eine halbe Meile lang, an beiden Seiten mit Ahorn-, Kastanien- und Ulmenbäumen bepflanzt. In den Straßen von Boston, Charlestown, Roxburgh, Cincinnati ꝛc. ꝛc. sieht man viele Tausende von Ziersbäumen, und diese empfehlenswerthe Sitte verbreitet sich in dem Lande immer mehr.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 93.

Bremen, Donnerstag den 19. November 1840.

Gestorben:

Nro. 1007. Den 14. Nov. Der Tischler Peter Christ. Aukamp, 57 Jahr; Sandweg Nro. 1.

— 1008. Den 14. — Des Waarenmäklers Georg Gottfried Bernh. Blöcker Ehefr., geb. Kooke, 56 Jahr; Sandweg Nro. 5.

— 1009. Den 15. — Des verstorb. Gastwirths Georg Greve Wittwe, geb. Schmeding, 70 Jahr; Obernstraße Nro. 24 (Vorst.).

— 1010. Den 15. — Des Branntweinbrenners Joh. Heinr. Drucker Sohn (todtgeb.); Tiefer Nro. 20.

— 1011. Den 15. — Des Arb. Wilh. Ernst Drettmann Tochter, 9 Monat; Degen Gang Nr. 9.

Nro. 1012. Den 15. Nov. Des Arb. Hinr. Lahrs Ehef., geb. Frelitz, 40 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 143.

— 1013. Den 16. — Die Putzhändlerin Elise Krentel, 35 Jahr; Sögestraße Nro. 44.

— 1014. Den 17. — Der Küpergesell Joh. Friedrich Meyer, 39 Jahr; auf den Häfen Nro. 6.

— 1015. Den 18. — Des Branntweinbrenners Joh. Christoph Behrmann Tochter (todtgeb.); gr. Annenstraße Nro. 15.

— 1016. Den 18. — Des Waarenmäklers Ludw. Wilkens Sohn (todtgeb.); Contrescarpe Nr. 4.

Geburten:

Nro. 1369. Den 13. Nov. Des Seeschiffers Lüder Mehrtens Ehefr., geb. Dehls, Doventhorsdeich Nro. 14; von einem Mädchen.

— 1370. Den 13. — Des Cigarrenmachers Christ. Tietjen Ehefr., geb. Ehrer eck, alten Steinweg Nro. 17; von einem Mädchen.

— 1371. Den 14. — Des Arb. Joh. Hohnhorst Ehef., geb. Garrelmann, in der Wisch Nr. 2 B; von einem Knaben.

— 1372. Den 14. — Des Tabacksarbeiters Georg Friedr. Christ. Prieser Ehefr., geb. Rudloff, gr. Krummenstr. Nr. 4; von einem Knaben.

— 1373. Den 14. — Des Küpermeisters Georg Friedr. Selling Ehefr., geb. Brinkmeyer, Walldammstraße Nr. 1; von einem Mädchen.

— 1374. Den 14. — Des Zimmergesellen Herm. Diedr. Almers Ehefrau, geb. Bormann, Häfen Nro. 3; von einem Mädchen.

— 1375 und 1376. Den 14. — Des Arb. Hinr. Lahrs Ehefr., geb. Frelitz, Buntenthorssteinweg Nro. 143; von Zwillings-Töchtern.

— 1377. Den 15. — Des Tischlers Joh. Diedr. Herm. Osterloh Ehefr., geb. Budde, gr. Johannisstraße Nr. 27; von einem Knaben.

— 1378. Den 15. — Des Schuhmachers Carl Friedr. Bünte Ehefr., geb. Busch, Süderstraße Nro. 2; von einem Knaben.

Nro. 1379. Den 15. Nov. Des Musiklehrers Chr. Herm. Georg Ernst Phil. Otte Ehef., geb. Mensching, Balgebrückstr. Nr. 27; von einem Mädchen.

— 1380. Den 15. — Des Kohlhökers Johann Hinrich Wendt Ehefr., geb. Warnken, Klitzenburg Nro. 7; von einem Mädchen.

— 1381. Den 15. — Des Branntweinbrenners Johann Heinr. Drucker Ehefr., geb. Barloh, Tiefer Nro. 20; von einem todten Knaben.

— 1382. Den 15. — Des Geldwechslers Carl Heinr. Wolde Ehefr., geb. Müller, Stintbrücke Nro. 1; von einem Knaben.

— 1383. Den 16. — Des Küpergesellen Joh. Hinrich Martens Ehefr., geb. Turnau, Süderstraße Nro. 8; von einem Mädchen.

— 1384. Den 17. — Des Kohlhökers Jost Hinr. Meister Ehefr., geb. Ratjen, Obernstraße Nro. 12 (Vorst.); von einem Knaben.

— 1385. Den 18. — Des Branntweinbrenners Johann Christoph Behrmann Ehefr., geb. Talla, gr. Annenstraße No. 15; von einem todten Mädchen.

— 1386. Den 18. — Des Waarenmäklers Ludw. Wilkens Ehefr., geb. Herklotz, Contrescarpe Nro. 4; von einem todten Knaben.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 94.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 22. November 1840.

O, Märchen, würdest du doch wahr
Nur einen einz'gen Tag im Jahr,
O, Knüppel aus dem Sack!

Ich gäbe drum, ich weiß nicht was,
Und schlüge drein ohn' Unterlaß:
Frisch: Knüppel aus dem Sack!

— — —

Armin. *)

Das ist in alten Sagen gar wundervieł gesagt,
Drnach in unsern Tagen das Publikum nicht fragt.
Ich aber will berichten was heute nur geschieht,
Nur schöne neue Geschichten. Und also hebt sich an das Lied.

Es kam vom Himmel nieder der deutsche Held Armin,
Aus grauen Zeiten wieder, er kam, wir sahen ihn;
Er war noch stets derselbe, er ging ganz frank und frei
Er wollte Deutschland sehen, ob's noch dasselbe Deutschland sei.

Im Teutoburger Walde da ließ er sich herab,
Er dacht' an Alles wieder was einst sich dort begab.
Da fragt ihn ein Gensd'arme: „wo haben Sie Ihren Paß?"
Es erwiedert ihm der Recke: „was kümmert dich denn wunder das?"

„Ich bin ein Officiante, ich thue nur meine Pflicht,
Und thue gar nichts weiter als was die Vorschrift spricht:
Wer ohne Paß hier kommet, wer sich nicht legitimirt
Der wird von Polizeiwegen sofort hier arretirt."

Zum Glücke kam gegangen ein alter Edelmann,
Der hatte sich von ferne schon gehört die Sachen an;
Es war ihm aus der Kindheit Armin's Porträt bekannt:
„Für diesen Fremden bürg' ich." Er nahm ihn gleich auch bei der Hand,

Und führt' ihn durch den Schloßhof in den alten Rittersaal;
Das Gesinde hieß er kommen, es bracht' ihm einen Pokal,
Das war ein echter Römer, den schenkt er ganz voll Wein,
Und bot ihn auf Deutschlands Freiheit dem viellieben Gaste sein.

„Ja, sprach Armin, ich trinke auf Deutschlands Freiheit jetzt,
Ich bin des Fechtens müde, was hat man auch zuletzt?
Doch ewig haß' ich die Römer und ewig bei Tag und Nacht,
Sie haben uns stets das Schlechte, und gewiß auch die Pässe hergebracht."

Der Edelmann versetzte: „Besänftige dich nur!
Es ist in der Welt von Römern jetzt kaum noch eine Spur;
Du hast sie ja vertilget, kein Mensch spricht mehr Latein,
Du hast ihn ausgelöschet des Römerreiches Glanz und Schein."

„Es beten zwar die Christen in Latein noch hie und da,
Auch lernen die Juristen drans ihre Principia;

*) Aus: „Unpolitische Lieder" von Hoffmann v. Fallersleben. Hamburg, 1840.

Auch treiben es die Gelehrten und halten noch viel darauf,
Doch, glaub' ich, endlich höret der Bettel mal von selber auf."

„So etwas darf nicht kümmern, das ist bei uns der Brauch:
Ein Deutscher ist ein Gelehrter, drum lernt er Alles auch.
Du hast in deiner Jugend ja auch gelernt Latein,
Und bist kein Römer gewesen — Trink aus! ich schenke wieder ein."

„Doch sei mir gottwillkommen, du hoher Held Armin!
O laß mich dich umfangen, o laß mich vor dir knien!
Du bist noch stets derselbe, mit deinem blonden Haar,
Mit deinem liebevollen, deinem schönen blauen Augenpaar!"

„Vergönne daß ich lese, wie lieb und werth du bist,
Wie jede deiner Thaten uns hoch und heilig ist —"
Es las darauf der Edelmann ihm aus dem Lohenstein;
Bald kam ein süßer Schlummer, Nacht war's, der Held Armin schlief ein.

Und als am hellen Tage Armin erwachet war,
Da kamen alle und brachten ihm ihren Glückwunsch dar;
Es kam die Frau mit den Fräuleins, es kam der Edelmann,
Und alle sahen den Helden mit Blicken minniglichen an.

Und unterdessen eilte die Mähr von Mund zu Mund,
Und durch die Eisenbahnen ward's allen Deutschen kund:
Er ist da, ist wiedergekommen Deutschlands Befreier Armin!
Im Teutoburger Walde, kommt her, kommt her und sehet selber ihn!

Da schickten die Westphalen als Festcomits im Nu
Grobknochenigen und feisten Pumpernickel ihm zu,
Es schickten die alten Sassen ihm echte Cheruskerwurst,
Und andre deutsche Stämme dachten an des Helden guten Durst.

Es sandten ihm die Baiern mit Bock ein Fuderfaß,
Weil das in ihrem Lande noch immer das beste was;
Es sandten darauf die Franken Bocksbeutel wohl verpicht
Und die freien Städte Cigarren aus Havanna, sie hatten Deutscheres nicht.

Und wie ein Schwarm Heuschrecken kamen von Pyrmont herbei
Die Naturforscher und Aerzte fünfhundert und fünfzigerlei;
Sie hielten die zehnte Spazierfahrt in solcher Geschäftigkeit,
Daß sie des Essens vergaßen und zum Trinken sich nahmen keine Zeit.

Sie wollten die deutsche Trinksucht erforschen am Helden Armin,
Ob Gott in so frühen Zeiten schon uns dieselbe verliehn,
Sie wollten nach Pariser Zollen ihm messen seinen Schlund
Und dann in Oken's Isis promulgieren den Sachbefund.

Es befand sich einer drunter, der schien ein Agent zu sein
Von dem Jenaer beliebten Mineralogen-Verein;
Der zog ein Diplom aus der Tasche: „dem deutschen Freiheitsstein!
Da sprach von Lemgo ein Steinmetz: „mit Nichten, das ist doch zu gemein!"

(Der Beschluß folgt.)

Vergiftungsprozeß der Mad. Lafarge.

(Fortsetzung.)

In diesem Briefe bittet Mlle. Brun die Angeklagte höflich und schon zum zweiten Male um Zahlung des Honorars für das gemalte Portrait. Mehrere Personen hätten sie wiederholt gebeten, ihnen das Portrait abzustehen; dieselben beabsichtigten wahrscheinlich eine Veröffentlichung desselben, doch sie, die Malerin, könne sich nicht dazu verstehen, da sie dadurch der Angeklagten wehe zu thun fürchte; sollte Letztere indeß ihr das von ihr verdiente Honorar, um welches sie bereits durch Denys Vermittlung gebeten sei, immer noch weigern, so sähe sich die Malerin leider zum Eingehen auf dieses Anerbieten gezwungen. — Der Brief ist von Floucons, 23. März datirt. Der Präsident findet das ganz in der Ordnung, denn jeder Arbeiter sei seines Lohnes werth. Paillet hingegen legt auf die Drohung ein Gewicht, doch der Generaladvokat sagt zur Angeklagten: Statt ihr Ringe zu schenken, hätten Sie ihr erst zahlen sollen! Mlle. Brun: „Ich wußte, daß Mad. L. bei Kasse sei und ließ sie durch Denys um das Geld bitten; sie bat mich, noch ein wenig zu warten. Später schrieb ich ihr und sie antwortete, wenn ich sie besuchen wolle, so finde sie Muße genug, mir in der Einsamkeit des Gefängnisses zu sitzen und ich könne ihr Portrait fertig machen." — Die Angeklagte: Ich schrieb Mlle. Brun wirklich; was ich schrieb, weiß ich nicht mehr; doch sie soll das Geld haben! — Herr und Madame Chassin werden jetzt vernommen; die Kiste war versiegelt und mit Kordeln zu-

gebunden, doch Hr. Chassin meint, er bezweifle sehr, daß sie anders als durch Nägel zu schließen gewesen wäre. Paillet macht nun die Bemerkung, der Kellner Parant behaupte, die Kruste des Kuchens sei hart und fest gewesen; er habe aber von einem Bäcker gehört, daß, wenn, wie es hier der Fall, ein mit Marmelade gefüllter Kuchen mehrere Tage stehe, wohl gar hin und her gerüttelt werde, wie hier auf der Post, die Kruste weich werde, und also Parant's Aussage falsch sei. — —

Die Chemiker aus Limoges treten vor und Dubois giebt folgenden Bericht über ihre Operationen: Die Tasse, in welcher die Eiermilch war, enthält eine beträchtliche, ja so überflüssige Masse Arsenikacid, daß man noch mit dem was in der Tasse geblieben ist, windestens zehn Personen vergiften könnte; die zwei Bierkrüge enthalten keinen Arsenik; das Gummiwasser enthält Arsenik in kleiner Quantität; das Brotwasser gleichfalls, doch wenig; das Zuckerwasser keinen Arsenik; das Paket mit weißem Pulver von Herrn Lepinasse ist reines Arsenik; das weiße Pulver hingegen, welches Hrn. Fleignat ausgeliefert ward, ist Gummi, gemischt mit einem kleinen Quantum Arsenik; das Paket, welches im Garten gefunden wurde, ist Potasche. — Der Präs.: Ich muß Ihnen den Ursprung und den Hergang dieses Pakets erst berichten; es wurde von Denys der Mad. L. gebracht und diese gab es Clementine, welche es in einen alten Hut that und Alfred gab, der es eingrub! — Paillet: Dieser Hergang steht nicht gesetzlich fest, ist nicht ausgemacht; das grade ist die Frage, welche der Prozeß zu beantworten hat.

Dubois fährt fort in seinem Berichte, aus dem sich ergiebt, daß die übrigen Sachen keinen Arsenik enthalten, auch der Rattenkuchen nicht. Das letzte Paket mit der Aufschrift: Cantharіden, enthält in der That Canthariden. Dubois zeigt nun den Behörden und Geschwornen die Metallspuren, in welchen der Arsenik am Porzellane und den Tuben angeschlossen ist. — — —

Der Präsident: Jetzt eine Frage an die Angeklagte! In dem weißen Pulver, welches Emma Pouthier aus Ihrer Schürzentasche zog, befand sich, wie jetzt klar ist, Gummi mit Arsenik untermischt; wie kommt das? — Mad. L.: Ich hatte Gummipulver in der Dose und nahm stets davon, bediente mich desselben stets und begreife deshalb nicht, wie Arsenik hineingekommen sein sollte. Da hätte ich ja täglich vergiftet werden müssen. — Präs.: Mißtrauen Sie der Operation? — Die Angeklagte: Ich habe Vertrauen zu Hrn. Dubois; aber... Dubois wird jetzt befragt, ob die Arsenikquantität groß genug sei, um krank zu machen? — Dubois: Die Quantität würde von der des genommenen Gummi abgehangen haben. Wir haben nur einen Gran Arsenik gefunden; die Portion läßt sich nicht genau angeben. — Die ganze Quantität in der Dose soll jetzt untersucht werden; man sucht vergebens in dem Kasten, welcher die verdächtigen Sachen enthält; die Schachtel ist nicht zu finden. Der Commis-greffier eilt hinaus, den Greffier zu suchen, bleibt lange Zeit aus — der Greffier ist nirgends zu finden. Der Präsident beklagt sich bitter: sechs Uhr und die Greffe verschlossen! Die Expertise wegen der Dose muß also bis morgen verschoben werden. — Am Schlusse der Sitzung wird die kleine schwarze Dose endlich von der Greffe gebracht und mit den übrigen Sachen an welchen die Chemiker operirten, versiegelt.

Die Sitzung des 12. September. — Seit der Berufung der drei großen Pariser Chemiker legt das Publikum auf die Verhandlungen des

Hofes weniger Gewicht, da Orfila's Entscheidung doch den Ausschlag geben zu müssen scheint. Als sich am Morgen des 10. Sept. der Hof versammelt hatte, trat Paillet auf, um zu erklären, daß die Angeklagte Unwohlseins halber heute früh nicht erscheinen könne, weshalb dann die Sitzung aufgehoben wurde bis Nachmittags halb zwei Uhr, wo die Angeklagte bleich uud angegriffen wie gewöhnlich, erschien. — Hr. Buffieres überreicht dem Hofe einen Pack von 25,000 Frks. Banknoten: das Geld, welches L. mit der Unterschrift seiner Frau geborgt hatte; der Generaladvokat nimmt das Geld in Empfang und fragt darauf die Angeklagte, was sie in die Eiermilch und das Zuckerwasser gethan habe? — „Gummi!" — Und in welcher Hülle befand es sich? — „Ich hatte in mehreren Paketen Gummi, weiß aber nicht mehr, aus welchem ich dieses Gummi nahm." Die Dose mit dem weißen Pulver, welches Mlle. Pouthier auslieferte, wird hervorgenommen, der Angeklagten gezeigt und von ihr erkannt. Paillet behauptet nun, in dem Rapport der Experten aus Brives werde von zwei Paketen gesprochen, eins, das Mlle. Pouthier, ein anderes, das Herr Fleignat ausgeliefert habe. Es ergiebt sich jedoch durch Mll. P.'s Bestätigung, daß Flaignat ein Paket, Mlle. P. hingegen eine Dose ausgeliefert habe. Die Experten werden darüber befragt und Massenat erinnert sich sehr wohl, daß er Pulver aus einer Dose analysirt habe; Toumadour hingegen erinnert sich nicht, eine Dose gesehen zu haben! Der Präs.: Es ist eine unglaubliche Konfusion; zum Glück ist sie hier nicht von Wichtigkeit. — Die Identität des von Flaignat deponirten Pulvers mit dem ihm übergebenen wird endlich als zweifellos anerkannt; nun fragt sich's aber, wie die Dose in Mlles. Hände und wie sie heraus kam. Mlle. Emma nahm, wie sie bestätigt, die Dose aus Mad. Marie's Schürzentasche, nahm von dem Pulver zwischen den Fingern etwas heraus und gab es Flaignat; dieser streute es auf eine glühende Kohle, und als ein Knoblauchgeruch erfolgte, sagte er, es sei wahrscheinlich Arsenik. Jetzt wollte Mlle. P. die Dose haben, aus Furcht, Mad. Marie könne sich damit vergiften wollen; sie sah die Dose bereits einmal in Mad. Marie's Händen. Sie ging in der Angeklagten Zimmer, und da diese im Bette lag, suchte sie die Dose und bat endlich Clementine um dieselbe. Clementine ging fünf Minuten hinaus (der Zeuge stellt dies Fortgehen jedoch auf Schrauben) und Mlle. P. sprach mit Mad. Marie, welche zu ihr sagte; es sei Gummi darin und Mlle. P. benehme sich wie ein Kind, wenn sie glaube, es sei Arsenik darin. Mlle. P. schämte sich ihres Verdachtes gegen die Freundin, umarmte sie, fragte wieder, was sie in ihrer Schürze habe, erhielt zur Antwort: Gummi! Mad. Marie erbot sich sogar, zum Beweise etwas davon zu nehmen; Mlle. P. widersetzte sich diesem und bemächtigte sich der Dose. — Einige unwichtigere Zeugenverhöre werden durch das Erscheinen der Experten unterbrochen. Dupuytren erklärt im Namen seiner Kollegen, daß, als sie einen Theil des Pulvers in kochend Wasser gethan und das Gummi sich aufgelöst, sich am Boden ein weißes Pulver, das nicht zerging, setzte; dieses ward nach Marsh's Metode geprüft und es ergab das Vorhandensein von Arsenikacid. — Der Generaladvokat: Herr Dubois, bitte, sagen Sie uns doch, ist es wahr, daß die Anwendung von Eisenperoxid den im Magen enthaltenen Arsenik absorbiren und neutralisiren kann? — Dubois: Das hängt von dem Grade der Oxidation des angewendeten Eisenoxids ab. Nach unserm Rapporte erst haben wir erfahren, es sei als Gegengift Colchotard *)

*) Das rothe Ueberbleibsel, caput mortuum, vom destillirten oder calcinirten Eisenvitriol.

angewendet worden; nun wäre es möglich, daß dies Eisenoxid, wenn es im Zustande des Paroxids war, sich mit dem Arsenikacid verband und ein arsenisches Eisen bildete, welches dann unlösbar und selbst unzersetzbar nach Marsh's Apparate sein würde. Ich muß jedoch hinzusetzen, daß wir, um so sicher als irgend möglich zu unserer Ueberzeugung zu gelangen, an den verkohlten Residuen, welche an unsern Filtrirgefäßen sitzen geblieben waren, noch einmal alle möglichen Versuche machten, aber zu keinem Resultate gelangten.

Eine neue Expertise hierüber wird bis zu Orfila's Anwesenheit aufgeschoben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dezember 1838.

* Trottoir-Ordnung

für

die Residenzstadt Schwerin. *)

Bei der Nothwendigkeit, die Fußwege in den Straßen der hiesigen Stadt und Vorstadt sicherer und bequemer zu machen, wird auf den Grund eines desfallsigen Rath- und Bürgerschlusses hiermit Nachstehendes verordnet und festgesetzt.

§. 1.

Neben den Straßen und öffentlichen Plätzen in der Stadt und Vorstadt, wo die Lokalität dies irgend zuläßt, sollen Trottoirs baldmöglichst eingerichtet, und wo solche bereits vorhanden, aber nicht zweckmäßig sind, verbessert werden.

Diese Trottoirs sollen in der Regel 6 bis 8 Fuß breit sein, wenn die Fahrbahn dennnoch eine Breite von mindestens 16 Fuß behält; sie müssen, so weit es thunlich ist, eine grade Flucht mit der Straße halten, und fortlaufend gleiche Höhe haben, falls dies aber nicht zu erreichen steht, so sind die Auf- und Abgänge bequem einzurichten, auch sollen die sie durchschneidenden Rinnsteine, da wo es erforderlich wird, mit Bohlen oder Steinplatten belegt werden.

§. 2.

Alle Vorrichtungen, welche die Anlegung, Verbesserung und Benutzung der Trottoirs verhindern oder erschweren, sollen ehebaldigst entweder ganz fortgeschafft oder doch dergestalt verändert und eingerichtet werden, daß sie der Erreichung des beabsichtigten Zwecks nicht hinderlich sind.

§. 3.

Alle Hausbesitzer sind verpflichtet, den desfallsigen Einleitungen und Anordnungen des Magistrats, nachdem über die Art deren Ausführung mit ihnen Rücksprache gehalten, unweigerlich Folge zu leisten, namentlich müssen sie sich gefallen lassen:

1) eine dem Niveau der Straße angemessene Senkung oder Erhöhung der Fliesengänge, der schon vorhandenen Kellerluken und Einfahrten ꝛc. so wie die der Straßen selbst und die dadurch bedingte Veränderung der Trottoirs
2) die Oeffnung oder gänzliche Entfernung der Gallerien, Gitter und Barrieren, die Wegnahme der Bäume, Querbänke, Eck- und Prellsteine, Aushängeschilder, Pfoste und Bohlen über die Rinnsteine ꝛc.

so wie

3) die zweckmäßigste Veränderung der die Trottoirs beengenden Haustreppen, welche sämmtlich auf das Mininum der Höhe und Breite reduzirt werden sollen, minder nicht, daß sie an allen drei Seiten zugänglich gemacht und abgerundet werden.

*) Analoge Verhältnisse in unserer Stadt lassen der Unterzeichneten die Mittheilung obiger Ordnung als zweckmäßig erscheinen. Die Red.

Außerdem sind sie noch gehalten

4) alle nach der Straße aufschlagende Thüren, Pforten und Thorwege dahin verändern zu lassen, daß sie nach den Häusern, Höfen und Gärten hinein geöffnet werden, ferner

5) Haustreppen, die mit mehr als einen Tritt oder mit mehr als 1¼ Fuß über die Hausfronte vorragen, ganz oder theilweise in ihre Häuser verlegen zu lassen, wenn das Trottoir nicht mindestens 4 Fuß breit bleibt, ohne durch die Vortreppe behindert zu sein; tritt eine solche Verlegung ein, so muß das Trottoir, so weit die Oertlichkeit es überhaupt gestattet eine Breite von wenigstens 4 Fuß behalten.

Von diesen Verpflichtungen sind indessen die gegenwärtigen Besitzer von Häusern befreiet, so daß es von ihrem freien Willen abhängt, ob sie die dem Trottoir hinderlichen Treppen in dieselben verlegen lassen wollen oder nicht, und gilt ein Gleiches von der oben unter 4) gedachten Veränderung der Thüren, Pforten und Thorwege, in so fern sie zu Gebäuden gehören und in dieselben führen, und erst ihre Nachfolger im Besitz sind zur Befolgung dieser gesetzlichen Vorschriften, längstens binnen 6 Monaten nach dem Erwerbe des Hauses, verbunden.

Hinsichtlich der sich nicht im Privatbesitz befindenden und daher in der Regel keiner Besitzveränderung unterworfenen Gebäude tritt diese Verbindlichkeit nach Ablauf von zwei Jahren ein.

§. 4.

Alle neuen Anlagen und Vorrichtungen an und auf den Bürgersteigen, so wie an und vor den Häusern, wodurch der Zweck dieses Gesetzes vereitelt werden könnte, sind verboten und erst dann gestattet, wenn der Magistrat nach gewonnener Ueberzeugung von ihrer Unschädlichkeit dazu die Erlaubniß ertheilt hat.

Bauherren und Handwerker, welche dieser Bestimmung oder der Anordnung des Magistrats hinsichtlich der Einrichtung der gewünschten Anlage zuwider handeln, büßen dafür mit einer Strafe von 2 bis 10 Rt. und sind zur sofortigen Wegnahme oder Abänderung der Anlage nach der ergangenen Vorschrift verpflichtet.

Dem Magistrat bleibt es indessen überlassen, bei den von Stadtwegen vorzunehmenden Straßendämmungen, Gallerien oder Barrieren da anlegen zu lassen, wo etwa ein Haus so tief gegen die Straße zu liegen käme, daß solche Vorrichtung nothwendig würde, auch soll es den Besitzern der Häuser am Schelfmarkt unbenommen sein, die Fließengänge vor denselben mittelst Ketten-Stangen oder Gitter zu befriedigen und zu schließen, falls das Trottoir dadurch nicht beeinträchtigt wird.

(Der Beschluß folgt.)

---

* Den es angeht.

Einem, zwei Jahr in Amerika gewesenen, Dr. Schücking hat es beliebt die Worte unter der Frage: Was ist Sitte oder sittlich, mit der Fackel seiner Gelehrsamkeit zu beleuchten, und das Gefundene in einem klaren, allgemein verständlichen Style in Nr. 92 d. Bl. an den Tag zu legen, wodurch er den Dank vieler, auch den unserigen sich errungen hat. Den Dank vieler, indem er die Staffel des Wissens in seiner Beleuchtung anzeiget, auf der er steht, und den Dank von uns, da wir daraus gesehen haben: daß was einer denkt, nicht denklich ist. Daß eine Sitte, nicht sittlich sei. — Daß bei einem gebildeten Volke die Sitten sittlicher werden. Daß das Betragen treuer Frauen und wohlgesitteter Jungfrauen im Auslande verunglimpft, oder

ihr Betragen in ein falsches Licht gestellt wird von dem der sagt, sie hätten sich sittlich aufgeführet und betragen u. s. w.

Nachdem wir unsern Dank öffentlich auszusprechen uns nicht haben enthalten können, fügen wir zu seiner Beruhigung, da er ängstlich um uns in einer amerikanischen Gesellschaft, besorgt ist, nur folgendes hinzu.

Hier bemühen wir uns mit allem Anstand zu walzen, in Nordamerika werden wir mit aller Gemächlichkeit, wie wir es früher dorten selbst in der Versamlung des Congresses von Mitgliedern desselben sahen, unsere Füße auf den Tisch legen. Kommen wir nach Hochschottland und wollen daselbst bleiben, hängen wir unsere Inexpressibles an den Nagel und bedienen uns sittlich eines, nicht bis an die Knie reichenden Weiberrockes; ja, würde uns unser Schicksal unter den heißen Erdgürtel führen, wo die Einwohner ohne Kleidung gehen, würden wir mit allem Anstand uns eben so zeigen, ohne zu fürchten für unsittlich angesehen zu werden, grade weil wir uns sittlich benähmen.

Die Präsidenten des Konvents.

Von den 76 Präsidenten, die der französische National-Konvent besessen hat, sind nur 15 von den Geschicken, die sie Anderen bereitet hatten, selber unangefochten geblieben. Das Schicksal der übrigen 61 läßt sich folgendermaßen nachweisen:

Es wurden guillotinirt	18
" " Selbstmörder	3
" " deportirt	8
" " eingekerkert	6
" " wegen Wahnsinns eingesperrt. .	4
" " außer dem Gesetze (für vogelfrei) erklärt	22
Zusammen . .	61

Fast sämmtliche Secretaire des Konvents hatten ein ähnliches Schicksal wie seine Präsidenten.

Korrespondenz-Nachricht.

Ein Bericht aus Lübeck schildert die dortigen Handelsverhältnisse wie folgt:

Unter den gegenwärtigen Zuständen Lübecks schwimmt der Handel ganz oben auf; aber man kann nicht sagen, daß er sehr große Fettaugen bilde. Im Mittelalter zog Lübeck, als Königin der Hansa, alle Handelsnerven gewaltsam in sich zusammen und war das Handelssensorium des ganzen europäischen Nordens. Die Schiffe der mächtigen Lubecia fuhren in den barbarischen Norden hinauf, sie kauften dort billig die rohen Landesprodukte und führten dieselben verarbeitet und vertheuert wieder zurück. Da mußte der Kaufmann Lübecks, als Diktator des europäischen Nordens, unermeßlich gewinnen. Die Czaren Rußlands, die Könige Schwedens und Dänemarks ertheilten den Lübeckern die unglaublichsten Privilegien, völlige Zollfreiheit, eigene Gerichtsbarkeit, eigene Faktoreien in ihren Ländern, nur um von den Lübeckern theuer kaufen und billig an sie verkaufen zu können. Die Blüthe Lübecks entwickelte sich also aus der Barbarei des europäischen Nordens und aus dem grausamen Handelsmonopol, welches es darüber übte. Um sich dieses Monopol zu erhalten, suchte Lübeck seinen gefährlichsten Feind, Holland, ganz von der Ostsee auszuschließen, und als ein russischer Czar, um die Kultur, seines rohen Landes zu heben, deutsche Handwerker und Künstler nach Rußland ziehen wollte, wurde Lübeck — so weit ging und ginge wohl noch der Handelsegoismus — beim deutschen Kaiser klagbar, weil durch Rußlands Kultur und durch die Verarbeitung der russischen Landesprodukte im Lande selbst Lübecks Handel verlieren müßte. Eine Handelsmacht aber, die so faust-

rechtlich im Mittelalter wurzelte, mußte auch ganz natürlich mit jener dunkeln Epoche zerfallen. Allerdings ist der Handel Lübecks noch immer von großer Bedeutung und wird es trotz aller Zeitverhältnisse noch lange sein, aber er ist im Grunde wenn man unparteiisch tiefer blickt, mehr Speditionshandel, als Handel auf sich und durch sich selber begründet. So gut jeder Kaufmann zu einem andern Mäkler gehen kann, eben so gut kann Lübeck, wenn sich die Spedition freiere Wege bildet, umgangen werden und muß da es keinen innern Handelsnerv besitzt, wie Bremen, öde in sich versinken. Es haben sich bereits an der Ostsee jugendkräftige Orte, wie Kiel, Neustadt, Wismar und Stettin wetteifernd und wagend, tobend und lärmend aufgemacht, und sie zupfen den alten Patricier Lübeck, der, ohne sich zu regen, auf der curulischen Sella sitzt, am silbernen Barte, ohne daß er zuschlagen könnte. Lübecks Handelsstärke beruht nicht mehr auf sich selber, sondern nur in jenen Sympathien, welche es in Rußland und Hamburg für sich zu wecken und zu erhalten versteht. Aber da kommt nun die pietätslose Jugend, da kommt Kiel und bläst in die Trompete: „Unser Hafen ist herrlich, vergleicht ihn einmal mit dem Lübecker Hafen! Unsere Verbindung mit Hamburg ist schön, die Lübecker ist erbärmlich, und eine Eisenbahn hoffe ich, Kiel, auch bald auf Aktien zu erbauen; also frisch heran, meine Herrn Kaufleute! wir Kieler können bequemer spediren als Lübeck." Dann ruft Wismar von der andern Seite: „Ich aber habe schon Anwartschaft auf die große Eisenbahnkette bis in's innerste Deutschland hinein, ich habe auch völlige Zollfreiheit, also trefflich für die Spedition, meine Herren!" Und Lübeck, der alte, durchwetterte Greis, wird von diesen schwirrenden Kindertrompeten fortwährend umblasen, und fast stürzen diese gellenden Posaunen die Mauern von Lübeck; denn es fühlt sich von außen und innen beengt und weiß mit der wachsenden Jugend keinen frischen Wettkompf zu beginnen, da es an innern Kräften fehlt.

Miszelle.

Einen Riesenaal haben neulich zwei Knaben in der Themse im Londoner Citycanale gefunden. — Er ist so dick wie der Schenkel eines starken Mannes und wiegt 63 Pfund. Ein speculativer Kopf kaufte ihn für 32 Schillinge und läßt ihn für Geld sehen.

* Anzeigen.

Unser wohlassortirtes Lager von allen im täglichen Geschäftsleben vorkommenden Papieren das sich bisher eines gütigen Wohlwollens des geehrten Publikums zu erfreuen hatte, empfehlen wir demselben auch ferner, nämlich: Anweisungen, Wechsel, Connoissemente, Frachtbriefe, Scheine, Wein- Eigarren- und Tabacks-Etiquetts, Rechnungen u. s. w. indem wir eine reelle, billige Bedienung versprechen.

Beim herannahenden Jahreswechsel bringen wir die in unserm Verlage erschienenen Kalender in gütige Erinnerung: Comptoir-Kalender, 6 Gr., aufgezogen 12 Gr. — Tafel-Kalender, 2 Gr., aufgezogen 6 Gr. — Hausbedarf für den Bürger und Landmann mit Bildern, 4 Gr., geheftet 6 Gr. — Sedez-Kalender, 2 Gr. — Kalender auf der Schürze des Schenkmädchens, 10 Gr., aufgezogen 16 Grote.

G. Jöntzen's
Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. Nr. 2.

(Hierbei als Beilagen: "Schnellpost ꝛc.", und "Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Daves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domhofe.

Die

SCHNELL-POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu **Nr. 94** des Bürger-Freundes für **1840.**

Sonntag, den 22. November.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Der Oberkellner eines Gasthofs zu Halle hat eine ganz originelle Münz-Sammlung, bestehend aus lauter falschen Geld-Sorten, welche sich bei den Trinkgeldern, die er von splendiden Durchreisenden erhalten, eingeschlichen haben.

Man hat schon wieder durch das Teleskop in Berlin einen Kometen entdeckt, der auch diesmal sich nicht zeigt, aber daß Manche Absicht und Grund an ihm wittern. Etwas muß er doch bedeuten und daß Michel sagt: Krieg! versteht sich von selbst. Wenn's aber kein Krieg wird, bedeutet er Frieden und wahrscheinlich gastirt er bei der silbernen Hochzeit, welche der Friede mit der preußischen Monarchie feiert.

Man berichtet aus Darmstadt, vom 11. November: „Folgende Mittheilung von einem Sachkundigen, dem Inspector des Gr. Naturaliencabinets, Herrn Dr. Kaup, ein bewährtes Mittel gegen eine große und schädliche Plage, die Verheerungen der Motten, enthaltend, dürfte von allgemeinem Interesse sein, weshalb wir öffentliche Blätter besonders darauf aufmerksam machen. Sie lautet: „Straßburger Naturalienhändler besaßen seit etwa 20 Jahren das Geheimmittel, Pelz und Federn vor den allgemein verhaßten Motten zu schützen. Da das Mittel höchst billig, probat und der menschlichen Gesundheit ganz unschädlich ist, so halte ich es für meine Pflicht, dieses Arkanum zu veröffentlichen. Es ist pulverisirter Eisenvitriol. Von dem Zweckgemäßen habe ich eine 12jährige Erfahrung; so lange stehen nämlich in der hiesigen Sammlung Vögel von Straßburg, die völlig von Motten und andern Insekten unangetastet geblieben sind, während andere Vögel, selbst solche mit Arsenik conservirt, mehr oder weniger angegriffen worden sind und ein beständiges Nachsehen erforderten. — Man wendet dieses Mittel an, indem man das Pulver zwischen die Haare und Federn auf den Grund der Haut streut. Der Eisenvitriol, wie man ihn bei Materialisten das Pfund zu 6 — 8 kr. kauft, muß jedoch etwas getrocknet werden, damit er leichter zu pulverisiren ist. Es wird sich der Mühe verlohnen, dieses Mittel auch bei Tüchern, bei Roßhaaren in Canapees, in Stühlen, wollenen Waaren ꝛc. zu versuchen."

Man schreibt aus Aachen, vom 2. November: „Vor einigen Tagen wurden einem Engländer aus seiner Wohnung in einem Privathause einige vierzigtausend Franken, theils in Gold, theils in Papieren gestohlen. Dem Eifer der Polizei ist es gelungen, den muthmaßlichen Thäter in einem Freunde des Beraubten, einem andern, seit einiger Zeit hier anwesenden Fremden zu entdecken, der auch schon gefänglich eingezogen ist."

Blankenhain 10. November. Heute Nachmittag 1¼ Uhr hatten wir Gelegenheit, eine seltene Naturerscheinung, nämlich ein Hagelwetter verbunden mit einem sehr starken Gewitter, zu beobachten. Die Hagelstücke, größer als ein Taubenei, schlugen sämmtliche Fenster an der sogenannten Wetterseite der Häuser ein, und tödteten Tauben und andere Vögel, die sich nicht schnell genug an einen schützenden Ort flüchten konnten. Mitte August würde dieses Hagelwetter die Erndte vernichtet und traurige Aussichten in die Zukunft zur Folge gehabt haben. Es hielt ¼ Stunde an und hatte die Erde an manchen Stellen 1½ Schuh hoch mit Eisstücken bedeckt. —

Aus Baiern. Es wird wohl anderwärts auch über Krieg und Frieden, für und gegen Frankreich gesprochen, so auch bei uns. Im Allgemeinen möchte die öffentliche Ansicht über den Stand der Dinge sich etwa in folgenden Punkten vereinigen. Es ist noch immer unwahrscheinlich, daß es Krieg gebe; käme es aber auch dazu, so würde wohl die Stimmung in Deutschland heut zu Tage eine etwas andere sein, als in den Jahren 1813 und 1814. Frankreich ist die Jugend Europas; das gesetzte Deutschland sieht den Sprudelköpfen wohl aufmerksam von ferne zu, hält sie aber ab und läßt sich durch ihre Excesse nicht in Unordnung bringen; es muß billig Einzelne sogar aus dem Innersten heraus verachten, die den Krieg nur ihres Egoismus wegen wollen oder die gar meuchelmörderische Angriffe auf das Leben ihres guten Königs machen. Solche sind aber auch noch nicht das ganze Frankreich. Wir können dieses lebendige Frankreich in Europa nicht entbehren, ohne Gefahr zu laufen, daß über Theorien hinter dem Studirtisch und über der Arbeit, hinter dem Pfluge, jedes Fünkchen politischen Lebens bei uns verglimme.

Aus Nürnberg. Bei uns sieht es kriegerisch aus, alle ständig Beurlaubten, als unmonsirt Zurückgestellten, mußten einrücken, darunter über hundert Schullehrer oder vielmehr Schuldienstadspiranten. Das hätten die auf ihren Dörfern auch nicht gedacht, daß sie noch für den türkischen Kaiser gegen den Pascha von Aegypten ins Feld ziehen müßten! Auch mußten alle Privatpferde hiesiger Stadt einer Militärcommission vorgeführt werden, welche die tauglichen abschätzte und notirte. Man hört, daß unsere erste Armeedivision an den Rhein rücken soll.

Die Franzosen versichern in ihren Zeitungen uns Deutsche jetzt alle Tage, es sei unglaublich, wie lieb wir sie, nämlich die Franzosen, hätten und wie überall in Deutschland die Leute mit offnen Armen auf sie warteten. Wir dürften es uns freilich nicht so auslassen wegen der Censur, aber es werde sich zeigen.

Aus Frankreich.

Je seltener Züge wahrer, uneigennütziger Großmuth sind, desto mehr verdienen Züge, wie der folgende, bekannt zu werden. Vor nicht langer Zeit führte eine wichtige Geschäftsangelegenheit Herrn Crosnier, Direktor der komischen Oper in Paris, in das Vorzimmer des Handelspräsidenten. Während er wartend da sitzt, führt man einen Greis herein, den Kummer und Krankheit niederdrücken. Zwei Knaben von dreizehn bis vierzehn Jahren leiten weinend seine schwankenden Schritte. Der Kommissär des Handelsgerichts vollendet die Gruppe, die das Interesse des Herrn Crosnier so in Anspruch nimmt, daß er sich nach der Angelegenheit des Greises erkundigt. Der Alte erzählt darauf, daß er seines Alters wegen aus einem kleinen Dienste entlassen sei, und sich zugleich außer Stand gesehen habe, dem Inhaber einer Pensions-Anstalt eine rückständige Schuld für die Erziehung seiner Knaben zu bezahlen. Unbekannt mit Handelsgeschäften habe er für diese Schuld einen Wechsel ausgestellt. Vor einigen Tagen sei der Wechsel fällig gewesen, und der Kommissär des Handelsgerichts sei erschienen, die Zahlung in Empfang zu nehmen. Der arme Greis, zahlungsunfähig, dankte der Güte des Kommissärs einen dreitägigen Aufschub, auch dieser war jetzt verstrichen, und, ergänzt der Kommissär, wenn der Präsident dem Armen nicht einen Ausweg zeigt, so verläßt er dieses Haus nur, um ins Gefängniß zu gehen. Crosnier läßt sich gerührt die Papiere zeigen, erkennt, daß der Unglückliche verloren ist. Rasch wendet er sich zum Kommissär mit den Worten: „Mein Herr, Sie kennen mich, hier ist meine Unterschrift, lassen Sie den Herrn frei, und gehen Sie zur Kasse, man wird Ihnen Alles zahlen." Sie sind mein Schuldner," fährt er, zu dem Alten sich kehrend, fort, „und ich liebe es, meine Schuldner in der Nähe zu haben; kommen Sie oft zu mir, Sie verpflichten mich dadurch." Nach diesen Worten eilt er in das Kabinet des Präsidenten, von den Segnungen der Befreiten und der Zeugen dieses Auftritts begleitet.

Kürzlich fand zu Dieppe ein Faustkampf zwischen zwei Greisen, einem 75jährigen und einem 78jährigen Mann, statt. Zeugen der Kämpfenden waren zwei Achtziger.

Trotz des Verbots sollen sich die Spielhäuser in Paris auf eine schreckenerregende Art vermehren, und man nennt einen hohen Beamten, der selbst 30,000 Fr. in einem derselben verlor.

Aus England.

Der Marquis v. Waterford, Erzfeind aller Nachtwächter in England und Norwegen, lebt gegenwärtig der Jagd auf seinen Gütern in einem der wildesten Bezirke der irischen Grafschaft Tipperary. Er ist hier sehr beliebt bei dem Volke. Wohin er geht, begleiten ihn Scharen von Landvolk, und wo er sich zeigt, wird er laut und herzlich begrüßt. Er will nichts von Politik wissen, aber sein gutes Herz und seine Großmuth gewinnen ihm die Liebe seiner Landsleute, zu deren Herzen Güte der einzige Paß ist.

Englische Blätter melden von einer jener Tragödien des Privatlebens, wie sie in großen Städten nur allzu häufig vorkommen. Am 20. Oktober Morgens stürzten sich von der Waterloo-Brücke in London zwei Schwestern von 19 und 20 Jahren in die Themse und ertranken. Der Vater der beiden unglücklichen Mädchen besaß noch vor zwei Jahren in der Nachbarschaft von Manchester ein großes Geschäftshaus: dort wurden seine beiden Töchter verführt, nach London entführt und da verlassen. Die Mutter starb drei Monate nach dem Entweichen der Kinder vor Gram.

Mosaik.

Die „Marseillaise" ist bekanntlich wieder an der Tagesordnung in Paris; namentlich hat man sie in den Theatern viel gefordert und gesungen. Der London and Paris Observer sagt mit Bezug darauf: „Die Theater werden durch dieses Lied in ihren Einnahmen benachtheiligt, denn wer irgend nur guten Geschmack hat, der mag die Revolutions-Hymne nicht hören. Man muß es Napoleon Dank wissen, daß unter seiner Regierung die „Marseillaise" nicht gesungen werden durfte. Er verabscheute dieses Lied, das ihn an die blutigsten Scenen der revolutionairen Schreckens-Epoche erinnerte, das am 10. August und in den berüchtigten September-Tagen eingeweiht wurde und seitdem die offizielle Hymne der Guillotine blieb. Was auch immer geschwatzt werden mag, es ist unwahr, daß die größten und berühmtesten Siege der Franzosen unter Absingung der „Marseillaise" erfochten wurden. Als Bonaparte nach Italien ging, strich er dieses Lied aus der Noten-Sammlung seiner Regiments-Musiken und ließ dafür Chenier's „Chant du Départ" einführen, allerdings auch einen revolutionairen Dithyrambus, doch klebte daran kein Blut, und es wurden nicht Erinnerungen dadurch geweckt, die von Schrecken und Schauder begleitet sind. Als Napoleon Kaiser war, wurde eben so wenig der „Chant du Départ" als die „Marseillaise" wieder gesungen. „Vive l'Empereur!" Vive la France!" war der einzige Schlachtruf der Soldaten. Mit den Bourbonen kehrte das schöne Volkslied: „Vive Henri IV." zurück, und unter Absingung dieses Liedes zogen die Franzosen über die Bidassoa und eroberten sie von den Türken die Redouten von Staniell. Im Jahre 1829 wurde in Paris zum Besten der Armen eine Oper gegeben, deren Aufführung der König, das diplomatische Corps und Alles von Bedeutung beiwohnte. Diese Vorstellung, bei welcher das „Vive Henri VI." mehreremale verlangt und gesungen wurde, brachte nicht weniger als 100,000 Fr. ein. Die „Marseillaise" dagegen hat bis jetzt den Theatern enorme Einbußen zugezogen."

Wenn vor hundert Jahren ein guter deutscher Bürger dreißig Meilen reisen wollte, so nahm er vorher feierlichen Abschied und setzte weinend hinzu: „Vielleicht auf ewig!" Auch machte er gewöhnlich vorher sein Testament. Jetzt wird man bald in Berlin frühstücken, in Dresden zu Mittag essen und Abends wieder im Berliner Theater sein können. Die Berlin-Dresdener Eisenbahn geht mit Riesenschritten ihrer Vollendung entgegen. — Von Sheffield in England sind neulich auf der Eisenbahn nach Leeds fünf Locomotiven, mit einundsechszig Waggons und 2180 Passagieren, auf ein Mal abgegangen. Zum Transport derselben würde man früher 136 der größten Landkutschen und für die vier Stationen zwischen beiden Städten 2100 Pferde gebraucht haben. Das ist doch ein Unterschied!

Ein Blatt will den Ausdruck „Charlatan" von einem renommirten französischen Quacksalber, Namens Latan, abgeleitet wissen, der seine Medicamente in einem Karren (char) mit sich herumführte. — Das läßt sich hören und beweist, wie vieles Andere, daß es nichts Neues unter der Sonne giebt: dergleichen Latans sehen wir auch heut — nur haben sich ihre Karren in glänzende Equipagen verwandelt.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 94.

Bremen, Sonntag den 22. November 1840.

Gestorben:

1017. Den 17. Nov. Marie Rust, 54 Jahr; Rosenstraße.

1018. Den 17. — Elise Engelken, 20 Jahr; Osterthorswallstraße Nro. 55.

1019. Den 17. — Sophia Harms, 25 Jahr; Osterthorswall.

1020. Den 18. — Des Arb. Wilh. Elster Sohn, 1½ Jahr; Osterthorssteinweg Nro. 114.

1021. Den 18. — Des Buchdruckers Herm. Gädtjen Ehefr., geb. Müller, 35 Jahr; Faulenstr. Nro. 69.

1022. Den 18. — Der Arb. Hinr. Ehlers, 78 Jahr; Buntenthorssteinweg Nr. 91.

1023. Den 19. — Des Küpergesellen Joh. Friedr. Unverzagt Sohn (todtgeb.); Deichstraße Nro. 10.

Nro. 1024. Den 19. Nov. Des vst. Matrosen Nic. Hilken Wittwe, geb. Bornhagen, 77 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 169.

— 1025. Den 19. — Der Zuckerbäckermeisterknecht Heinr. Schriever, 51 Jahr; Bellois Weg N. 7.

— 1026. Den 19. — Der Schuhmachergesell Joh. Hinr. Harms, 28 Jahr; im Krankenhaus.

— 1027. Den 19. — Der Dienstknecht Heinrich Diedr. Friedr. Prange, 19 Jahr; Obernstraße Nro. 49.

— 1028. Den 21. — Des Cigarrenmachers Joh. Hinr. Holthusen Sohn, 6 Wochen; im Rnnken.

— 1029. Den 21. — Der Arb. Heinrich Heidmann, 77 Jahr; Barkhof Nro. 5.

— 1030. Den 21. — Des Knochenhauers Heinr. Bartels Ehefr., geb. Stubbemann, 74 Jahr; Stavendamm Nro. 4.

Geburten:

1387. Den 14. November. Ein Knabe. —

1388. Den 15. — Des Kimmkermeisters Joh. Brummerhop Ehefr., geb. Müller, Fangthurm Nro. 4; von einem Knaben.

1389. Den 16. — Des Wirths Christ. Heinr. Friedr. Ahrens Ehefr., geb. Geiser, gr. Johannisstraße Nro. 148; von einem Knaben.

1390. Den 17. — Des Geldwechslers Carl Ludw. Heinrich Beneke Ehefr., geb. Medler, Obernstraße Nro. 3; von einem Knaben.

1391. Den 18. — Des Zimmergesellen Hinr. Jacobi Ehefr., geb. Brockmann, Doventhorsdeich Nro. 8; von einem Knaben.

1392. Den 18. — Des Arb. Christ. Friedr. Schnittker Ehefr., geb. Ehlers, Theerhof N. 17; von einem Mädchen.

1393. Den 18. — Des Landmanns Bernh. Garbade Ehefr., geb. Meyer, Hastedt Nro. 6; von einem Mädchen.

Nro. 1394. Den 18. Nov. Des Küpergesellen Joh. Friedr. Unverzagt Ehefr., geb. Kothe, Deichstraße Nro. 10; von einem todten Knaben.

— 1395. Den 18. — Des Arb. Hein. Christoph Gotte Ehef., geb. Meyer, Buntenthorssteinweg; von einem Knaben.

— 1396. Den 18. — Des Arb. Conr. Klocke Ehefrau, geb. Behrens, Knoopstraße Nro. 9; von einem Knaben.

— 1397. Den 19. — Des Krameramtsgenossen Christ. Ludw. Kroning Ehefr., geborne Wätjen, Großenstr. Nr. 45; von einem Mädchen.

— 1398. Den 20. — Drs Kaufmanns Reinh. Wilhelm Bädeker Ehefr., geb. Backs, Langenstraße Nro. 126; von einem Knaben.

— 1399. Den 20. — Des Cigarrenmachers Hermann Münnich Ehefr., geb. Ahrens, Sielwall Nro. 14; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

1490. Der Kaufmann Johann Georg Poggenburg und Rebecca Barnstorff. Beide von hier.

1491. Der Oberländische Schiffer Friedr. Steffens hies. und Henriette Christine Erhardt zu Münden.

1492. Der Amtsfischer Sierich Dunker hies. und Gesche Margar. Dorothee Adelheid Knüppel aus Martfeld.

1493. Der Mechanicus zu Hamburg Hans Heinrich Theodor Kriedte und Catharina Tölken hieselbst.

1494. Der Schweineschlachter Joh. Diedr. Struß u. Anne Margar. Dorothea Clausen aus Oiste.

1495. Der Kirchendiener Carl Friedr. Nahlwes und Gebecca Amelia Henrichs hieselbst.

1496. Der Arb. Joh. Ernst Christoph Gronemann hies. und Dorothee Caroline Franke zu Vegesack.

Nro. 497. Der Küpergesell Rudolph Peters und Anna Maria Pieper hieselbst.

— 498. Der Arb. Friedr. Jacob Kuhlmann und des verst. Arb. Carsten Diedrich Bormann Wittwe, Mette Margar., geb. Meyer, am Buntenthorssteinweg.

— 499. Der Cigarrenmacher Henr. Christian Rohde hies. und Rebecka Margar. Ellerbusch aus Uenzen.

— 500. Der Klanderknecht Henr. Gottfr. Wehrhahn und des verst. Klanderknechts Joh. Friedr. Christoph Reineking Wittwe, Gesche, geb. Bothen, hieselbst.

— 501. Der Schuhmacher Joh. Friedr. Wilh. Walter und des verst. Kirchendieners Joh. Christ. Denker Wittwe, Anna, geb. Dencker.

— 502. Der Cigarrenmacher Jürgen Hinr. Kriete hies. und Margar. Regine Prasse zu Osnabrück.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 95.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 26. November 1840.

Hänget an die Blitzableiter
Titel, Würden, Orden, Geld,
Und das Wetter wird gleich heiter,
Und beruhigt ist die Welt.

Armin.

(Beschluß.)

Auch kamen in selber Stunde von München und von Berlin
Zwei berühmte Mitglieder der berühmten Akademien:
Herr Zeune war der eine, (der fehlt bei keinem Fest!)
Der andere war Herr Maßmann, die sollten forschen aufs Allerbest.

Der eine nur erdkundlich, wie Germania damals war,
Ob blaue Augen hatten die Teutonen und blondes Haar?
Der andere philologisch wie sich selber schrieb' Armin,
Ob deutsch, ob teutsch, was richtig und welches vorzuziehn?

Auch stellte sich Herr Albrich, ein kleines Männlein ein, —
Er war fast außer Athem, — vom Philologenverein,
Der sollt' Arminium fragen, wie man spreche das Latein,
Und ob damals die Schulmeister in Rom nur Sklaven gewesen sei'n?

Es kamen auf Flügeln des Sanges die Sänger aus Schwabenland,
Weil sonst kein anderer Sänger in Zunft und Ansehn stand;
Sie brachten von der Freiheit gar manchen süßen Bar,
Da von dieser Freiheit zu singen noch keinem bisher verboten war.

Sie brachten auch große Listen zu einem Denkmal herbei,
Genehmigt von allen Fürsten und auch von der Polizei;
Sie luden mit Subscripionen jeden biderben Deutschen ein,
Es sollte das Armins-Denkmal ein Denkmal aller Deutschen sein.

Es waren von Köln am Rheine eintausend Jungfraun geschickt,
Die brachten ein seidenes Fähnlein, drin mit Gold und Perlen gestickt,
Gar lieblich anzuschauen, ein heiliger Hermann stand,
Weil mit der Heiligen Hilfe Armin befreit das deutsche Land.

Von Düsseldorf und München kam ein Wagen mit Künstlern an,
Ihre Aufwartung zu machen dem größten deutschen Mann;
Sie wollten ihn zeichnen und malen, radieren und modellieren,
In Stein und Marmor hauen, in Erz gießen und lithographiern.

Es saß Armin im Sessel, wußte nicht wohin? woher?
Von allem Sehen und Hören war ihm das Herz so schwer.

Was andre gerne möchten, das fühlte recht der Held;
Den Drang nach Ruhme fühlet nur wer berühmt ist in der Welt.

Armin im heiteren Ernste nahm den Römer in die Hand:
„Hoch lebe die deutsche Freiheit! hoch lebe das Vaterland!"
Und alle, alle riefen: „sie lebe früh und spat!"
Zwar war im Saale zugegen gar mancher geheime Rath.

Armin in heiterem Ernste nahm den Becher wieder jetzund:
„Hoch alle Majestäten und hoch der deutsche Bund!"
Und alle, alle riefen: „recht lang' in Einigkeit!"
Zwar waren im Saale zugegen Chernsker genug zur Zeit.

Kaum war es ausgesprochen, da kam vom Leinestrom
Ein Zug von Professoren mit einem schönen Diplom.
Georgia Augusta hatte einstimmig sich resolviert
Und Armin den hehren Helden zum Dr. juris utriusque creiert.

Armin in heiterem Ernste nahm in die Hand das Diplom:
„Gut daß ich es noch erfahre — was ich gethan an Rom
Ist also Recht gewesen, ist Recht bis auf diesen Tag!
Gott gebe, daß es den Sieben, wie's mir jetzt geht, ergehen mag!"

Schon war es Nacht geworden, der Wächter blies ins Horn,
Da kam ein Bote geritten mit einem goldenen Sporn
Und einem Pergamentbriefe, — er kam noch zu rechter Zeit, —
Es war darin eine Bulla von Seiner Heiligkeit.

Armin begann zu lesen, er schüttelte das Haupt;
Daß er sein Latein verlernet, das hätt' er nicht geglaubt.
Er ließ von einem Professor sich die Bulla klassisch vertiern
Und dann zu besserm Verständniß im Tacitusstile expliciern.

Seine Heiligkeit begehret, daß sich der Held Armin
Bei seinem großen Einfluß jetzt wolle gern unterziehn,
Ein Friedenswerk zu stiften von wegen gemischter Eh'n,
In Germania kön' und dürf' es so uncanonisch nicht mehr gehn.

Um dazu anzuspornen, erfolg' hier ein Symbol;
Wer's Wohl der Kirche wolle, erlang' auch so sein Wohl,
Und wen die Kirche begnade, sei begnadet für alle Zeit:
So, meinte der Philologe, so schriebe Seine Heiligkeit.

Ihm war so angst geworden, dem edlen Helden Armin,
Trotz aller Freud' und Wonne wollt' er nach Walhalla ziehn.
Da hielt den großen Deutschen zu unserm hohen Glück
Auf einige Minuten ein frohes Ereigniß noch zurück.

Es kam ein Fürst geritten, der erhob mit eigener Hand
Und sportelfrei den Helden in den deutschen Adelstand.
Das war zu viel — da starb er. Nun heißt es doch fortan:
Das Vaterland hat gerettet ein alter deutscher Edelmann.

Vergiftungsprozeß der Mad. Lafarge.

(Fortsetzung.)

Mlle. Pouthier wird wieder vernommen und verwickelt sich so, daß der Generaladvokat geradezu sagt: „Gestehen Sie nur, als Sie sich der Dose bemächtigten, handelten Sie durchaus unter dem Einflusse Ihrer Freundschaft für die Angeklagte. Ihre Absicht war, diese Dose den Nachsuchungen der Justiz zu entziehen." Mlle. P. fährt zusammen, erwehrt sich kaum der Thränen, aber bleibt dann doch dabei, daß sie nie Verdacht auf Mad. Marie gehabt habe. Sie wird ferner gefragt, ob sie nicht zu Mlle. Mattères gesagt habe, daß sie Mad. Marie gebeten, ihr die Briefe, welche sie der Justiz nicht ausliefern wolle, und selbst den Arsenik, wenn sie welchen habe, anvertrauen möge? Die Briefe gesteht Mlle. P. zu, den Arsenik läugnet sie; jetzt tritt Mlle. Mattères auf und bezeuget, Mlle P. habe nicht nur von Briefen, sondern auch von Arsenik gesprochen. Mlle. P. fängt laut an zu weinen und ruft, was es auch gewesen sein möge, der Justiz habe sie nichts verheimlichen wollen. Mad. Lafarge wirft ihr einen zärtlichen Blick zu und das Publikum theilt natürlich der schönen Weinenden „Bewegung," da sie „so viel Naivetät, so viel Reinheit in den Anstrengungen zeigt, am Grunde ihres Gedächtnisses die Wahrheit hervorzusuchen." — Paillet ergeht sich nun in einer Rede voll klingender Worte, in welcher er die mißlichen Thatsachen von der Angeklagten abzuwenden sucht und damit schließt: „Alles in Mad. Lafarge's Benehmen bei dieser Dose zeigt, daß sie glaubte, das Pulver enthalte keinen Arsenik! Sie wußte also nicht, daß dieses Gummi vergiftet sei; sie wußte es nicht!... Sie war also nicht die Giftmischerin, und wo ist nun die schuldige Hand?... Doch wir wollen nicht weiter auf dieses Faktum eingehen;

unsere Beobachtungen werden später schon ihre Stelle finden!" — Der Generaladvokat bemerkt sehr richtig, daß die Vertheidigung es sich hier so sauer werden lasse, beweise, daß man jetzt vor einer der wichtigsten Thatsachen des Processes stehe; dies Factum sei der erste Lichtschimmer in dem Dunkel dieser Vorgänge. Daß Mad. Marie die Dose in der Tasche gehabt, dieselbe alle Minuten gebraucht habe und daß diese Dose Arsenik enthalte, stehe so fest, daß selbst der Vertheidiger sein Ja dadurch dazu sage, daß er rufe: „Welche Hand that das Gift hinein?" Welche wohl sonst als die der Angeklagten? Da Paillet dies aber unbequem sei, so drohte er wieder mit jenen wahnsinnigen Verdächtigungen, welche er jedes Mal, wenn er in Noth sei, hervorhole. Er solle doch endlich einmal damit herausrücken, er solle doch anklagen, wenn er was anzuklagen habe! Er solle doch wie die Staatsbehörde offen sagen was er auf dem Herzen habe; aber weil er nichts, das Grund habe, wisse, so murmelte er stets nur von vagen Anklagen. Sie habe eine ganze Armee Entlastungszeugen aufmarschiren lassen, aber die eine Hälfte sei sogleich wie Spreu ausgefegt worden und die andern haben unbedeutendes Geschwätz vorgebracht: mit diesem angekündigten Systeme habe es also nicht viel auf sich, das vorliegende Faktum sei von hoher Wichtigkeit; die Staatsbehörde habe anfangs selbst an eine Unterschiebung geglaubt; dieselbe habe nicht statt gefunden; nein, Marie Capelle sei mit einer beispiellosen Verwegenheit zu Werke gegangen. Was die Vertheidiger bei dieser Dose gesagt, das können sie immerhin auch bei der Eiermilch, u. s. w., kurz bei jeder Arsenikspur wiederholen — helfen werde es ihr nicht.

Paillet stellt seine Beweise, da sie das erste Mal so kläglich gefahren, in einer andern Reihe auf und schließt damit: „Die Staatsbehörde ruft uns zu, wir sollten doch eine Anklage bilden; Mad. L. hat bereits früher für uns geantwortet: Ich will niemanden anklagen; eine Anklage macht zu viel Unglück! u. s. w.

Jean Portier tritt vor: „Am Todestage verlangte Alfred noch bei Nacht, der Schreiner sollte ganz geschwind den Sarg machen. Es ist auch ein Mädchen da, Namens Jeanton, das hat von Mad. L. einen Brief bekommen, in welchem zum Schlusse steht: „Lassen Sie sich auf Glandier bezahlen und vergessen Sie mich dann nicht meine liebe Jeanton." Der Commis zeigte mir das. Am letzten 15. Januar, dem Tage nach Hrn. L. Tod, ließ mich die Mutter desselben vom Schmied Frangois Layssève, genannt Bonhomme, rufen; es war 9 Uhr Morgens. Auf Glandier angelangt, (der Zeuge ist in Chauffailles wohnhaft) ging ich in Mad. L.'s Zimmer und diese hieß mich in den Saal gehen, wo ihres Sohnes Leiche lag; „sie würde mich rufen, wenn's Zeit sei;" kaum war ich im Zimmer, als Mad. L. Mutter die Thür des Schlafzimmers ihrer Schwiegertochter in dem Saale aufmachte und ich fand, daß sie auch die Thür, welche von diesem Zimmer in das ihrige führt, aufgemacht hatte; sie öffnete mit einem Schlüssel nun die Thür des Wandverschlages, welcher sich zwischen zweien Fenstern in der Schlafkammer der Mad. Marie befindet und in welchem ein kleiner Sekretär von Nußbaumholz stand. Sie befahl mir, denselben zu öffnen und nöthigen Falls aufzubrechen. Mit Meißel und Hammer sprengte ich das Geheimfach und nahm alle Papiere, welche darin waren, heraus. Nachdem ich ein Brett weggenommen, holte ich mit der Hand auch die Papiere, welche in der unteren Schublade und wie die andern in ein Tuch gebunden waren, heraus; sie bat mich, das Tuch bei den vier Zipfeln zu nehmen und Alles in das Zimmer zu tragen, was ich auch that.

Als ich hineintrat, gab ich Alles an Mad. L. Mutter und ging fort. In dem Momente befand sich auch Mad. Marie im Zimmer; sie saß auf einem Sessel, den Kopf an die Rücklehne gedrückt; ob sie mich bemerkte, weiß ich so wenig, als wie lange sie in ihrer Schwiegermutter Zimmer war und was sie dort machte." — Präs.: Was dachten Sie bei Alfred's Hast, L.'s Sarg zu machen? Portier: „Ich dachte nicht viel dabei; ich habe zu wenig Bildung, um eine Meinung haben zu können." Der Präs.: Nun, es gehört denn doch nicht viel Bildung dazu, um zu finden, daß diese Hast der Mad. L., ihren Mann in den Sarg zu bringen, etwas Auffallendes war! — Paillet knüpft an diese Aussage einige Bemerkungen: „Das war eine Mutter! Am Sterbetage ihres Sohnes, bei dessen Leiche, unter den Verhältnissen, die Sie kennen! Ich darf nicht unerwähnt lassen, daß Mad. Marie während dieser Erbrechung aus dem Zimmer gelockt wurde, ihre Schwiegermutter wolle auf dem ihrigen mit ihr reden. In ihrer Abwesenheit also wurde das vorgenommen!"

Ségéral, Arzt der Angeklagten, zu Brives, während ihrer Gefangenschaft, sagt, er habe mit der Angeklagten höchst selten über ihren Prozeß gesprochen, doch eines Tages habe er sie sehr verweint gefunden, jedoch gesehen, daß sie sich bemühte, ihn nichts davon merken zu lassen. Er sei darauf eingegangen, habe sich nach ihrem Befinden erkundigt, sie sehr unwohl gefunden und darauf gefragt, ob nicht etwa eine geistige Aufregung auf ihr Nervensystem so schlimmen Einfluß geübt? Da sei sie in Schluchzen ausgebrochen und habe endlich gesagt: „Man verlangt von mir, daß ich L.'s Bankerott erklären soll; dieser Gedanke entsetzt mich; nichts soll mich dazu zwingen, des Mannes Andenken zu beschimpfen, dessen Namen ich führe. Ich gab meinem Manne 30,000 Fr., verbürgte mich noch für 30,000; mir bleibt blutwenig; aber hier gilt es, Alles zu opfern, um die Erklärung einer Fallite zu verhindern und ich werde es thun." — Zwei, drei Monate nachher war ich wieder in ihrem Gefängnisse, als ihr grade die Zeitungen gebracht wurden. „Was besprechen sie?" fragte die Angeklagte; „gewiß wieder wie gewöhnlich, viel Erbauliches für mich. Mögen sie sagen, was sie wollen, sie sollen mir in diesem Asyle hier die Ueberzeugung meiner Unschuld und das Vertrauen zur Justiz nicht rauben." — —

Der Generaladvokat macht jetzt darauf aufmerksam, daß man zu einem andern Kapitel übergehen wolle, es handle sich um den der Angeklagten Schuld gegebenen Diamantendiebstahl. Die früheren Verhandlungen darüber setze er als bekannt voraus. Mad. de Nicolai wird vorgerufen. Der Präsident fordert Mad. de Nicolai zur Eidesleistung auf; sie entgegnet: Ich halte viel auf meinen Eid, bevor ich ihn jedoch leiste, muß ich dem Hofe eine Bemerkung machen. Meine Tochter ward, wie ich, aufgefordert und wir sind aus Achtung vor der Justiz erschienen. Auf der andern Seite kündigte aber die Vertheidung der Mad. L. an, sie werde dem Assisenhofe triftige Beweisgründe gegen uns liefern. Nach dem was zu Anfang der jetzigen Debatten vorging, zu schließen, hat die Vertheidigung dies Projekt jedoch aufgegeben. Nun meinten wir, es sei am Besten, daß unsere Deposition auch dahin gestellt bliebe; ich bitte den Hof also, mich zu entlassen. — Der Generaladvokat billigt diese Gründe durchaus, meint jedoch er habe die Entscheidung der Einsicht des Hofes anheimstellen wollen und deshalb Mad. de Nicolai aufgefordert. Paillet hat nichts dagegen, daß diese Familie nicht zeugen wolle, fragt jedoch spöttisch, weshalb diese Erklärung so spät und z. B. erst nach den Expertisen

komme; sie habe gewiß triftige Gründe dazu, sich jetzt aus der Affaire zu ziehen. Der Generaladvokat ruft: Da die Vertheidigung das Benehmen der Familie de Nicolai so auslegt, so dringe ich in aller Form darauf sie zu vernehmen. — Paillet: Es sei! — Der Hof zieht sich zur Berathung zurück und entscheidet nach dreiviertel Stunden, daß in Anbetracht der Conclusionen der Staatsbehörde und Angesichts der formellen Weigerung, welche Mad. de Nicolai ausspreche, diese zu 5 Fr. Strafe und zu den Kosten verurtheilt werde. Mlle. de Nicolai zieht sich zurück und die Sitzung wird aufgehoben.

Die Sitzung am 13. September zeigt nach der Ebbe wieder eine Fluth von Zuschauern, denn die Chemiker Orfila, Olivier, (von Angers) und Bussy erschienen heute. Der Generaladvokat spricht über das Auftreten dieser Experten und sagt: „Der Hof wird begreifen, daß sich die Mandate derselben unmöglich limitiren lassen; sie dürfen nur da Halt machen, wo es ihnen die Wissenschaft gebietet.“ — Die drei Chemiker werden nun mit Untersuchung der schon analysirten Materien beauftragt und ihnen die bisherigen Chemiker als Assistenten beigeordnet. Der Generaladvokat trägt darauf an, daß sie auch die Gegenstände, in welchen Arsenikacid gefunden worden, untersuchen sollen, wofern sie in den organischen Materien kein Gift fänden. — Zur Verhütung aller späteren Mißverständnisse wird der Generaladvokat aufgefordert, sein Verlangen schriftlich zu deponiren, wornach Paillet einige Beschränkungen Namens der Angeklagten gegen den Generaladvokaten vorbringt, welche die Vermischung zweier, einander ganz fremder Operationen verhüten sollen. Die eine Abtheilung der Operationen beziehe sich auf die organischen Materien, auf L.'s Leiche u. s. w.; mit dieser hätten sich diese Experten zu befassen. Die Andern, auf die Getränke und übrigen Substanzen bezüglichen Operationen nenne er äußere und diese brauche man nicht zu wiederholen. Man müsse diese beiden Operationen scharf von einander trennen, denn es bestehe unter ihnen ganz das nämliche Verhältniß, wie unter Vergiftung und Verdacht der Vergiftung! Der Generaladvokat erklärt sich damit einverstanden, wenn die Vertheidigung die Existenz von Arsenik in den sogenannten äußeren Substanzen zugäbe. Paillet giebt sie zu und sagt, die Vertheidigung habe den Arsenik in den äußeren Substanzen nie in Abrede gestellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dezember 1838.

* Trottoir-Ordnung

für

die Residenzstadt Schwerin.

(Beschluß.)

§. 5.

Das eigenmächtige Aufbrechen der Trottoirs zu irgend einem Privatzwecke, insbesondere zur Aufstellung von Buden und Anbringung von Rüstbäumen bei Bauten, wird hiermit bei zwei Thaler Strafe gänzlich untersagt, und sollen vom Beschädiger die Kosten der Ausbesserung des verursachten Schadens noch außerdem wahrgenommen werden. Wird bei Privatbauten die Aufbrechung eines Theils des Trottoir-Pflasters nothwendig, so muß dazu vorher die Genehmigung des Stadtpolicei-Amts erwirkt werden, und der Bauherr ist verpflichtet, das aufgebrochene Steinpflaster auf seine Kosten nach Anordnung dieser Behörde unweigerlich wieder herstellen zu lassen.

§. 6.

Auf den Trottoirs darf Niemand bei 16 ßl. Strafe fahren, reiten, karren, mit Eimern, großen Körben, gefüllten Säcken, überhaupt mit solchen Sachen gehen, wodurch die Passage für Fußgän-

ger gestört oder beengt wird, noch etwas darauf hinlegen, hinsetzen oder aushängen, wodurch sie versperrt werden, und eben so wenig dürfen sie vom 1. Oct. bis zum 30. April durch Haus-Bänke beengt werden. Auch müssen Fensterladen und einstweilen noch bleibende nach der Straße aufschlagende Thorwege, wenn sie offen sind, letztere indessen nur so weit sie dadurch nicht fremdes Gebiet berühren, an der Mauer befestigt sein. Marquisen dürfen im Erdgeschosse überall nicht angebracht werden. Eben so wenig ist die Anlegung von Dachrinnen gestattet, welche das Regenwasser vom Dache unmittelbar auf die Straße herabgießen und wo solche etwa noch vorhanden sind, müssen sie sofort mit einem Leitrohr bis zur Erde versehen werden.

§. 7.

Die Keller-Eingänge dürfen bei einer Strafe von 32 ßl. nur bei Tage während der Benutzung der Keller offen stehen.

§. 8.

Im Winter müssen die Trottoirs von den Haus-Eigenthümern längs ihrer Grundstücke von Schnee rein gehalten, und bei eintretendem Glatteise mit Sand, Asche oder Sägespänen bestreut werden.

§. 9.

1, Aus der Stadt-Casse sollen bestritten werden:

a, die mit Legung, Verbesserung, auch Senkung der Trottoirs ꝛc. und deren zweckmäßigen Einrichtung und Erhaltung verbundenen Kosten.

b, die Kosten der Veränderung der nach der Straße geöffnet werdenden in die Gebäude führenden Thüren, Pforten und Thorwege, so wie die der Verlegung der Haustreppen in die Häuser falls die gegenwärtigen Privat-Hausbesitzer sich diese Veränderung und Verlegung gefallen lassen wollen und der Magistrat sie schon jetzt wünscht;

ferner

c, die Kosten der Veränderung und Zugänglichmachung der Haustreppen und Kellerluken, so wie die Belegung der Trottoir-Rinnsteine mit Bohlen ꝛc.

Dagegen tragen

2, die Eigenthümer der Häuser

a, die mit sofortiger Veränderung der zu den Höfen und Gärten führenden Thüren, Pforten und Thorwege verbundenen Kosten;

b, diejenigen Kosten, welche in Besitzveränderungsfällen die Abänderung der in die Gebäude führenden Thüren, Pforten und Thorwege, so wie die Verlegung der Haustreppen in die Häuser verursachen;

c, die Kosten der Legung und Erhaltung der Trottoirs in so weit und so lange, als sie selbige vor ihren Häusern von Fliesen oder behauenen Granitsteinen zu haben wünschen.

§. 10.

Wer sich durch das Verfahren oder durch die Einleitungen und Anordnungen des Magistrats in allen die neue Einrichtung und Verbesserung der Trottoirs und des Straßenpflasters betreffenden Angelegenheiten beschwert finden möchte, und die Hebung seiner Beschwerde beim Magistrat selbst nicht zu erreichen vermag, dem bleibt der Recurs an die Großherzogliche Landes-Regierung unbenommen.

Dagegen sind aber in dieser Polizei-Administrations-Angelegenheit alle und jede processualische Weiterungen und Proceß-Rechtsmittel ganz unzulässig. Contraventionen gegen die Vorschriften dieser Verordnung sollen vom Stadt-Polizei-Amte in Gemäßheit der Bestimmungen in den §. 38 und 52 der Vereinigungsurkunde vom 28. Jan. 1832 untersucht und bestraft werden.

Schwerin, den 14. December 1838.

Auch ein Wort zu seiner Zeit.

Es muß gewiß jedem Freunde der Menschheit auffallen, daß in unserm gegenwärtigen Zeitalter, wo Kunst und Wissenschaft eine hohe Stufe einnehmen, dennoch das moralische Verhalten der mindern Stände fortwährend Rückschritte macht. Entsetzlich sind die Versunkenheiten, worin ein großer Theil schon hinabgestürzt ist, und fortwährend noch andere mit sich hinabzieht. Wer nur einigermaßen Gelegenheit hat das Treiben solcher Ruchlosen in der Nähe zu betrachten, dem muß für die Zukunft grauen, denn er sieht aus dieser Classe eine eben so gefährliche, wenn nicht noch schlimmere hervorgehen, als diejenige, welcher Neapel keine Gewalt mehr entgegenzusetzen vermag. Eine Verstärkung der Polizei wird dem Uebel nicht steuern, im Gegentheil den Pöbel nur noch listiger machen, um dieselbe zu täuschen, so wie demselben eine polizeiliche Strafe nur ein Spaß ist. Also Roheiten aller Arten noch wie vor an der Tagesordnung sind, als: Saufereien, Raufereien, scandalöses Betragen, frevelhaftes Schadenanrichten, wilde Ehen, Kindermord ꝛc.

Der berühmte Victor Cousin, Pair von Frankreich *) urtheilt sehr richtig, wenn er den Verfall der Sittlichkeit des niedern Volkes einer verkehrten Ansicht zur Last legt. Er sagt: „Mit Schmerz „erstaune ich über den unweisen Eifer „gewisser Philantropen, die sich so „sorgfältig mit den Gefängnissen beschäftigen und die Schulen versäumen. Sie lassen die Laster und schlimmen Gewohnheiten beim Mangel aller Bildung und Erziehung sich ausbilden und einwurzeln, und wenn es stark und lebhaft geworden ist, dann werden sie sich mit demselben messen; sie versuchen alsdann, es entweder durch Strafen und Schreck auszurotten, oder durch Sanftmuth und glatte Worte zu beschwichtigen. Man erschöpft sich in Ausgaben und Geistesanstrengungen und wundert sich, das Alles umsonst ist; und es ist umsonst, weil solch' Verfahren ein Unsinn ist. Bessern ist ohne Zweifel wichtig, aber verhüten ist es noch weit mehr. Frühe muß der Same der Sittlichkeit und Frömmigkeit in das kindliche Herz gestreut werden, damit derselbe künftig in der Brust des Menschen, welchen verderbliche Umstände der Gerechtigkeit in die Hände führen, wieder aufgefunden und entwickelt werden könne. Die Volkserziehung ist die nothwendige Grundlage aller Gefängnißzucht.

„Die Besserungshäuser sind nicht da, um „aus Ungeheuern Menschen zu machen, sondern „um dem verirrten Menschen die ihm früher gelehrten und eingeprägten Grundsätze zurückzurufen, „welche er selbst einige Zeit in der Kinder-Bewahranstalt, oder wo seine Kindheit ihm verflossen sein „mag, geübt und befolgt hat, ehe Leidenschaft, „Elend, schlechtes Beispiel und Unfälle des Lebens „ihn von dem Pfade der Gesetzlichkeit und Ordnung entfernten. Bessern heißt doch vor allen „Dingen Reue erzeugen und das Gewissen erwecken; „aber wie kann man eine Stimme wieder beleben, die nie gehört wurde? Wie eine Sprache „wieder zurückrufen, die nie verstanden, also auch „nicht einmal verlernt wurde? Ueberzeugen setzt „anerkannte Grundsätze voraus; Bessern eine anerkannte Regel, irgend einen Begriff von Pflicht „und Schuldigkeit, ein verwischtes aber nicht zerstörtes Gefühl vom Guten und Bösen, und von „früheren guten Gewohnheiten, welche durch eine „angemessene Behandlung neu belebt werden müssen, „damit sie nach und nach andere, später zum „Nachtheil der ersten hinzugekommene Gewohn-

*) Machte vor mehreren Jahren eine Reise durch Deutschland und Holland, um die Schulanstalten dieser beiden Länder in der Nähe zu sehen.

„heiten besiegen. Ich billige daher von ganzem Herzen die Besserungsschulen, allein ich kann sie „fast nur als ganz fruchtlos betrachten „wenn sie sich nicht auf allgemein ver„breitete, gesetzlich besuchte Volksschu„len stützen, in denen der Unterricht „als Erziehungsmittel betrachtet wird.

(Wird fortgesetzt.)

* Wunsch.

Der erhebende Eindruck, den eine, am Sonntage den 15. dieses, in einem vertraulichen Zirkel von einem anerkannten Redner, mit begeistertem Vortrage gehaltene, liebeathmende Rede, auf die Hörer zurückgelassen hat, erregt die lebhafteste Sehnsucht bei Vielen, denen nicht das Glück wurde, Zeugen ihrer Wirkung zu sein, daß diese Worte nicht verloren gehen, sondern durch den Druck allgemeiner bekannt werden mögen.

Korrespondenz-Nachricht.

München, 15. November.

Am 10. Nov. Abends erlosch am deutschen Theaterhimmel ein Stern, der, wenn er auch in den letzten Jahren matt und trüb erschien, doch zu denen erster Größe gezählt werden muß. Ferdinand Eßlair ist nicht mehr; *) der müde Greis ist hinübergeschlummert in das Land, wohin ihm Garrick und Talma und Ludwig Devrient vorangingen. Vor 20 Jahren, wo der Heros noch in voller Kraft stand, wäre sein Tod ein Ereigniß gewesen, jetzt — ist ein alter Mann gestorben, der den Künstler überlebt hatte, und nur noch von der Vergangenheit zehrte. Die reichen Summen seiner Kraft waren ausgegeben, und die Reste, die er noch gutwillig bot, gewannen ihm mehr Mitleid als Dank. „Du hättest nicht so alt werden sollen, Gevatter Lear!“ Und doch — beim Gedanken an seinen Hintritt erfaßt uns Wehmuth, die Geister umringen uns der schönen Stunden, die seine Kunst früher geschaffen. Nicht Eßlair allein ist gestorben, auch Tell und Macbeth und Wallenstein, und die Bilder alle, denen er Leben gab, sie liegen matt und farblos vor uns. „Die deutsche Kamöne weint um ihren „letzten Ritter.“ „Ist kein Eßlair da?“ sollte künftig jeder Bühnenvorstand ausrufen, wenn er die Rollen einer Tragödie vertheilt. Der Verstorbene war einer der letzten Repräsentanten der ältern Schule. Die Traditionen des deutschen Theaters, von seinem Beginn, seit die Neuberin 1732 in Leipzig ihre Bühne eröffnete, und mit Gottsched im Bunde den Hanswurst begrub, nennen nicht Einen Schauspieler, der so bevorzugt war durch Figur und Organ, durch Phantasie und Instinct. Ich sage Instinct, denn Eßlair war kein doctrineller Künstler, er war mehr Naturalist, ein glücklicher Schütze, welcher traf ohne lange zu zielen (wär' ich besonnen, hieß ich nicht der Tell). Er konnte mehr als er wußte, und in der Kunst ist Können die Hauptsache. In Frankreich geboren, wär' er der Stolz des théatre français gewesen, und gerade das, was viele bei uns als Manier an ihm tadelten, und als Haschen nach Effekt, hätte er in Paris, wo stärker aufgetragen werden darf und muß, seinen Triumph vollendet. Eßlair war 1772 geboren, um das Jahr, wo Konrad Eckhof abtrat. So giebt die Zeit wieder, was sie nimmt, und es ist wahrscheinlich, daß auch für Eßlair der Ersatzmann im Leben ist, wenn er auch auf den Brettern, die die Welt bedeuten, vor der Hand noch vermißt wird.“

*) Wir haben vor einigen Tagen gemeldet, daß dessen Tod in der Nähe von Innsbruck erfolgte, wohin er sich vor einiger Zeit zum Gebrauch einer Kaltwasserheilanstalt begeben hatte.

Den Herren Juristen

empfehle ich die in meinem Verlage erschienenen: **Vollmachten beim hiesigen und bei auswärtigen Gerichten, Obligationen, Meierbriefe, Proteste, Kostenrechnungen** ꝛc. angelegentlichst und ergebenst.

G. Jöntzen's
Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. Nr. 2.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die

SCHNELL- POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu **Nr. 95** des Bürger-Freundes für **1840.**

Donnerstag, den 26. November.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Ein gräßlicher Unglücksfall hat sich in Berlin in diesen Tagen ereignet. Der Lehrbursche eines Handwerkers, 18 Jahre alt, begab sich in die Wohnung seiner Eltern, mit der Absicht, sich dort zu erschießen. Sein ältester Bruder trifft ihn, wie er das Pistol ansetzt. Er ringt mit ihm, um es ihm zu entreißen. Das Pistol geht los und die Kugel fährt in den Unterleib des Aeltern, der nach einigen Stunden stirbt, und auf diese Weise das Opfer seiner redlichen Absicht wird.

Der in London zum Lord-Major erwählte Thomas Johnson ist seines Handwerks ein Böttcher. Er wird nun an einen hohen Rang neben den Großwürdenträgern des britischen Reichs einnehmen und als erster Beamteter der ersten Stadt in der Welt auftreten. Sehr passend vergleicht die „Europa" mit diesem Vorfalle das Deutschen und die Mißstimmung, die es in Weimar erregte, als daselbst ein Buchbinder zum Landtagsabgeordneten ernannt ward.

In einer schlesischen Chronik liest man: Es hat wohl nie einen strengeren Winter auf Erden gegeben, als der verflossene (von 1740 auf 1741) war. Kein Zimmer war bei uns zu erheizen; während der Ofen glühte, fror die Flüssigkeit am nahen Fenster zu Eis. Wer dem schneidenden Winde nur tausend Schritte weit entgegen ging, war an allen Gliedern erstarrt und lahm, bekam Blasen im Gesichte, welche nur dann vergingen, wenn man sie lange mit Schnee einrieb. Wasser vom dritten Stockwerke hinabgegossen, langte als klingender Eiszapfen am Boden an; selbst der Speichel, den man im Freien ausspuckte, gefror, ehe er die Erde erreichte. Todtengräber mußten erst ein großes Feuer über dem Platze anzünden, wo sie ein Grab aufwerfen wollten, denn die Erde war über drei Ellen dick zu Stein gefroren. Wasserröhren, die nicht über drei Fuß tief lagen, froren ein und zersprangen, wie fast alle andern Behälter von Flüssigkeit. In Böhmen und Mähren froren alle Teiche bis zum Grunde, und um die armen Fische war es geschehen. Rinder und Schafe erfroren in den Ställen, das Wild in den Wäldern, die Vögel in der Luft. In Schweden erfroren 3000 Personen, in Ungarn über 80,000 Ochsen. Die Lustbarkeiten der Fastnacht wurden fast überall in Schrecken und Traurigkeit verwandelt.

Das Hannöversche Magazin berichtet in seiner Nummer vom 19. d. über die sehr interessante Entdeckung eines heidnischen Grabes bei Elze. Auf der südlichsten Spitze der Viniehügel fand ein Köthner eine fast zirkelrunde Erhöhung, deren Basis etwa 147 Fuß im Umkreis maß, und die oben nur 24 Fuß im Umfang hatte. Ihre Höhe betrug etwa 7 Fuß. Der ganze abgestutzte Kegel war mit einer 2½ Fuß dicken Steinlage bedeckt. Als diese oben durchbrochen war, fand sich zuerst eine kleine Urne mit sehr weißer staubartiger Asche, dann ein Menschenschädel. Der ganze innere Raum war in einer Rundung von 48 Fuß mit dicken rauhen Steinen abgegrenzt, und enthielt an der Westseite eine von ähnlichen Steinen gebildete Abtheilung, die 7 Fuß lang und 3 Fuß breit war und in der ein einzelnes Gerippe auf der bloßen Erde lag. In dem übrigen abgegrenzten Raume fand man dagegen in zwei von Osten nach Westen laufenden Reihen fünf runde, 5 Zoll tiefe und 15 Zoll im Umkreis haltende, bis an den Rand mit Asche und Kohlen gefüllte Löcher. An der Südseite lagen drei, an der Nordseite zwei dieser Löcher. Sie waren in den steinigen Boden eingehauen. Ueber dem mittelsten Loche der südlichen Reihe stand der erwähnte kleine Aschenkrug, und neben demselben lag der Wirtel oder die Kunkel (Eisenstein). Ein Gerippe war hier nicht vorhanden. Ueber den andern vier Aschenlöchern aber lag quer von Süden nach Norden je ein mehr oder weniger gut erhaltenes Gerippe dergestalt auf der rechten Seite, daß das Gesicht nach Osten gekehrt war. Die Begräbnißstelle lag schräg, so daß kein Wasser bis zur Mitte gelangen konnte.

In Hannover ist das deutsche Lied, das jetzt überall gesungen wird und schon mehr als ein Dutzend Melodien hat: Sie sollen ihn nicht haben u. s. w. von der Censur gestrichen worden, als es in einem Tagblatt erscheinen sollte.

Aus Belgien.

Bei der Versteigerung der schönen Bildersammlung des verstorbenen Hrn. Schamp d'Averschoot ist die Toilette von Gabr. Metzu für 5100, ein Rembrandtsbildniß in ganzer Figur von ihm selbst gemalt für 15,190 Franken von Hrn. Dutuit zu Rouen acquirirt worden. Herr Tencé aus Lille hat mehrere andere Bilder erworben: Mieris Bildniß von ihm selbst für 2300 Fr.; die fette Küche von Jan Steen für 3050; eine Bauernscene von Ostade für 6700, und den Juwel dieser Versteigerung, das Wunder des heiligen Benedict, Skizze von Rubens, für 25,700 Franken. Eine Ansicht aus Flandern von David Teniers ist für das Ministerium der öffentlichen Arbeiten in Belgien mit 14,600 Franken erworben worden. Die ganze Versteigerung hat nur 215,000 Fr. eingebracht.

Aus Frankreich.

Ein Schneidergesell in Paris, von seinen Kameraden immer der spaßige Pierre genannt, ist durch das Lesen

der Lafarge'schen Proceß-Angelegenheit wahnsinnig geworden. Als das Portrait der Madame Lafarge, in Kupfer gestochen, erschien, behauptete ein Journal, daß aus dem Gesichte des Bildes etwas Giftartiges herauszufinden sei. Nachdem der Schneidergesell diese Notiz gelesen hatte, ergriff er das früher gekaufte Portrait der Verurtheilten, eilte wüthend auf die Straße und rief aus allen Kräften: „Ich allein werde die Unglückliche retten, ich werde wie ein zweiter Raspail chemisch beweisen, daß in dem Gesichte hier nicht ein Atom Arsenik enthalten ist." Der bedauernswürdige Jean Pierre wurde in das Irrenhaus abgeführt.

Im Theater zu Bordeaux fiel dieser Tage während der Probe ein Wortwechsel zwischen dem Schauspieler Felicien und einer Spanierin, Namens Ines, vor. Außer sich, stürzte diese auf ihren Gegner zu, und wollte ihm einen Dolchstich in die Brust versetzen; der Stich ging aber in den Arm, den er vorgestreckt hatte. Die Wunde soll gefährlich sein; die Thäterin ist verhaftet.

Am 1. November war die vornehme Welt von Paris im großen Opernhause versammelt, um Gluck's einfache herrliche Musik zu bewundern und die phantastischen Compositionen des Herrn Berlioz, der das Orchester leitete, zu hören. Plötzlich ertönt ein lauter Schrei des Schreckens aus der Loge, in der die schöne Delphine Girardin, geb. Gay, Platz gefunden. Ihr Gemahl empfing nämlich in diesem Augenblicke zwei große Ohrfeigen von einem Schriftsteller, den er beleidigt und welchem er die geforderte Genugthuung verweigert hatte. Es entstand ein furchtbarer Tumult. Madame Girardin wendete sich an's Parterre und redete es an — dieses, ohne zu wissen warum — applaudirte. Herr und Madame Girardin aber verließen das Opernhaus nicht eher, als nach dem Schlusse der Musik.

Mad. Lafarge's Prozeß wurde in den Pariser Salons so oft besprochen, daß es jetzt gegen den guten Ton ist, ihren Namen aufzunehmen; dennoch kommen alle Augenblicke Anspielungen vor, und die Journale haben sich immer noch nicht ganz erschöpft. Paillet's nun im Drucke erschienene Vertheidigungsschrift wird viel gelesen, nicht minder ein Brief, der jetzt die Runde durch die Blätter macht. Als Beitrag zur Sittengeschichte des heutigen Frankreichs wollen wir folgende Stelle daraus übersetzen. Mad. Lafarge schreibt aus dem Gefängnisse zu Tulle: — — „Ich will Ihren Rath befolgen, und alle Beweise einer edlen und unklugen Ergebenheit unbeantwortet lassen. Dieselben sind jetzt ruhigerer Natur und bethätigen sich nur noch durch herrliche Zusendungen von Früchten und Blumen, die mein trauriges Gefängniß mit Duft erfüllen, aus. Die öffentliche Meinung macht in Tulle erstaunliche Fortschritte; ich habe die Ueberzeugung vieler Frauen und bei Vierzig-, Fünfzigjährigen sogar die Sympathien für mich! Der Präfekt machte mir zwei Mal eine Visite, die Nonnen halten alle neun Tage für mich ein Gebet, und heute früh erst wieder wurde mir ein schöner Orangenbaum von den Gensd'armen und ein immenser Blumenstrauß von den Schauspielern zugeschickt." — — Die Gensd'armen schicken ihren Gefangenen Orangenbäume! Nur in unserer Epoche kann so etwas vorkommen! ruft der Vicomte de Launay im Journal „die Presse." Und in der That, jetzt werden alle Zweifel, ob Frankreich das civilisirteste Land der Erde sei, verstummen müssen.

Aus England.

In London erschien unlängst eine Karrikatur, den John Bull darstellend, wie er das Anliegen, das spanische Anlehen zu garantiren, abweiset. Eine große Partie der alten spanischen Bons — verschollenen Andenkens — liegt in einem Winkel, und wird von Ratten angefressen. Die Erklärung sagt: Die Ratten wären daran, die Bons zu ratificiren.

Mosaik.

Ein Recept für Schriftsteller.

Johnson erzählt: ich entwarf den Plan zu meinem „Volpone" und schrieb den größten Theil davon, indem ich zehn Dutzend Flaschen trefflichen Wein leerte, die mir Karl II. geschickt hatte. Ich bin überzeugt, daß dieses Stück auf die Nachwelt kommt. Die Scene in „Catilina," in welcher der Schatten Sullas erscheint, schrieb ich, nachdem ich mich mit meinem Freunde in der „Teufelsschenke" berauscht hatte. Ich hatte den Tag die schönsten Gedanken. Wenn sich in diesem Stücke eine Scene befindet, welche man matt findet, so ist es die, welche ich schrieb, als es mir eingefallen war, meinen Wein mit Wasser zu vermischen; es wird mir niemals wieder begegnen. Am 20. Mai schenkte mir der König eine Börse mit hundert Guineen. Ich berauschte mich nun regelmäßig in der „Teufelsschenke" und bei der sechzigsten Guinee war ich mit meinem „Alchimisten" zu Ende. In Weihnachten nahm mich Lord B. mit auf sein Landgut, wo ich trefflichen Wein fand, und ich schrieb hier auf Kosten des Kellers des vortrefflichen Lord's die „Stille Frau." Ich las den ersten Akt dem Lord vor und er befahl, mir ein Faß von diesem Weine in's Haus zu schicken. Ich beendigte damit mein Stück und die Folge davon ist, daß es sich auf der Bühne hält. Einige andere Werke der Art schrieb ich ferner bei dem Weine des trefflichen Wirthes der „Teufelsschenke." Einen ganzen Winter konnte ich keinen klugen Einfall finden, weil dieser gute Wirth gestorben war und sein Nachfolger nur schlechten Wein gab." — Ein würdiger Nacheiferer Johnson's war der Franzose Taconet. Man erzählt von ihm eine Anekdote, die ihn ganz charakterisirt. In einem Wortwechsel mit einem Gegner sprach er, nachdem er das ganze Wörterbuch erschöpft hatte, das berühmt gewordene Wort: „geh, ich verachte Dich wie ein Glas Wasser." Dann schwieg er.

Nach einer abgehaltenen Revue führte den König von Preußen Friedrich II. sein Weg auch zu einem Amtmann auf einem königlichen Gute. Dieser begleitete, aufgefordert, den König ein Stück des Weges reitend. Ehrerbietigst ritt er einige Schritte hinter dem Könige auf der linken Seite, und sprach sich sehr klagend über den immer bemerkbarer werdenden Verfall des ihm zur Verwaltung übergebenen Gutes aus, und meinte, daß alle seine bisherigen Bitten um eine diesfallsige untersuchende Kommission fruchtlos gewesen wären. Dieser Klagen überdrüssig, äußerte der König: „Reite er doch auf die andere Seite; auf dem linken Ohr höre ich nicht gut." Der Amtmann leistete dem königlichen Befehle sogleich schuldige Folge, fuhr aber im Anbringen seiner Beschwerden redselig fort. „Da muß er sich," entgegnete der König, „an den Minister — wenden." — „Ach! Ihro Majestät," fiel sogleich der Amtmann ein, „der hört auf beiden Ohren nicht." Dieser, dem Könige ein beifälliges Lächeln abnöthigende Einfall bewirkte, daß sehr bald die Beschwerden abgestellt wurden.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 95.

Bremen, Donnerstag den 26. November 1840.

Gestorben:

1032. Den 20. November. Des verst. Kaufmanns Ludw. Wünnenberg Wittwe, geb. Michels, 60 Jahr; Osterthorsstraße Nro. 32.

1033. Den 21. — Des Malers Joh. Friedr. Plöger Sohn, 18 Wochen; Grünenstraße Nro. 7.

1034. Den 22. — Des Steindruckers Carl Anton Wenglein Ehefr., geb. Dauwe, 27 Jahr; Balgebrückstraße Nro. 27.

1035. Den 22. — Des verst. Kaufmanns Johann Adolph Gottfr. Rocholl Wittwe, geborne Rocholl, 70 Jahr; große Fuhrleutestraße Nro. 29.

Nro. 1036. Den 23. Nov. Der Küpergesell Alb. Bertling, 39 Jahr; Düsternstraße Nro. 87.

— 1037. Den 23. — Des verst. Goldschmieds Diedr. Flörcken Wittwe, geb. Lahmann, 61 Jahr; Tiefer Nro. 21.

— 1038. Den 23. — Der Tuchbereiter Gerh. Hinrich Warncke, 49 Jahr; Düsternstr. Nro. 81.

— 1039. Den 24. — Der Auflader Jost Hinr. Lehmkuhl, 68 Jahr; Osterthorssteinweg N. 21.

— 1040. Den 24. — Des Cigarrenmachers Joh. Chr. Gerh. Monsees Ehef., geb. Rönnenberg, 46 Jahr; gr. Johannisstraße Nro. 139.

Geburten:

1409. Den 21. November. Des Lichtziehers Herm. Heinr. Marx Ehefr., geb. Schwengel, Hankenstraße Nro. 18; v. einem Mädchen.

1410. Den 21. — Des Kupferschmieds Christian Arndt Ehefr., geb. Stier, Tiefer Nr. 5; von einem Mädchen.

1411. Den 22. — Des Schneiders Joh. Christoph Cordes Ehefr., geb. Ficke, Knoopstraße Nro. 44; von einem Knaben.

1412. Den 22. — Des Schuhmachers Joh. Herm. Conrad Kracke Ehefr., geb. Meyer, Bollands Gang Nr. 1; von einem Mädchen.

1413. Den 22. — Des Schneiders Herm. Surmann Ehefr., geb. Becker, Barkhof Nro. 5 D; von einem Mädchen.

1414. Den 22. — Des Pastors zu St. Stephani Joh. Christ. Ludw. Müller Ehefr., geb. Mecke, auf Stephani Kirchhof Nro. 8; von einem Mädchen.

Nro. 1415. Den 22. Nov. Des Hökers Franz Heinr. Oppermann Ehef., geb. Hilgerloh, Knoopstraße Nro. 21; von einem Mädchen.

— 1416. Den 23. — Des Schneiders Hermann Grube Ehefr., geb. Niemeyer, Buntenthorssteinweg Nro. 235; von einem Mädchen.

— 1417 und 1418. Den 23. — Des Cigarrenmachers Herm. Lemke Ehefr., geb. Wiebe, Neustadtswall; von Zwillings-Töchtern.

— 1419. Den 23. — Des Kaufmanns Werner Ellerhorst Ehefrau, geb. Rust, Westerstraße Nro. 92; von einem Mädchen.

— 1420. Den 24. — Des Cigarrenmachers Nic. Winters Ehefr., geb. Sletting, Neuenstraße Nro. 60; von einem Knaben.

— 1421. Den 25. — Des Küpergesellen Joh. Friedrich Meyer Ehefr., geb. Zinke, Düsternstraße Nro. 89; von einem Knaben.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 96.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 29. November 1840.

Jugendtraum,
Leichter Schaum!
Schimmernd auf hüpfender Quelle Gerieſel,
Ziſchend vergehend an Seeufers Kieſel,
Zephyrbewegt,
Windsbrauterregt!

Daeves.

* Der Bach und der Fluß.

Allegorie.

Fließ'st Bächlein so heiter, so hell und so rein,
Schlüpf'st spielend geschwätzig von Steinchen zu Stein,
Eilst munter am blumigen Ufer dahin:
Hofft Bächlein vom späteren Leben Gewinn?

„Wohl fließ ich so heiter, so hell und so rein,
„Und schlüpfe geschwätzig von Steinchen zu Stein;
„Doch steht mir ins Weite der harrende Sinn,
„Dort hoff ich von größeren Thaten Gewinn."

Lieb Bächlein, noch jugendlich lacht dir die Welt,
Noch halten nicht Wolken dein Bettchen umstellt,
Doch mühsam durch Felsen hin, krümmt sich die Bahn,
Zu hemmen der Jugend gefügelten Plan.

„Laß mühsam durch Felsen sich krümmen die Bahn
„Und hemmen der Jugend gefügelten Plan;
„Der Feige, der Träge bleibt zweifelnd zurück;
„Es läßt sich erkämpfen das winkende Glück!"

Ach Bächlein, Du irrest; wohl wonnig und gut
Ist jugendlich kühn anstrebender Muth;
Doch wisse, des Dammes umzäunende Last,
Sie bannet die Wellen in ewige Rast.

„Laß dräuen des Dammes umzäunende Last
„Zu bannen die Wellen in ewige Rast;
„Gesellen sich Brüder zu thät'gem Verein,
„Wird grollend verstummen das nichtige Dräun."

Hofft Vieles, mein Bächlein, so heiter und klar
Noch blieb dir verborgen des Lebens Gefahr;
Es nahet des Sturmes wildbrausend Gewühl,
Der treibt mit den Wellen sein tobendes Spiel,

„Laß nahen des Sturmes wildbrausend Gewühl,
„Er treibt ja nicht ewig sein tobendes Spiel,
„Und tröstend entsteiget, ein köstliches Gut
„Mild athmende Stille der stürmischen Fluth."

Gv.

Vergiftungsprozeß der Mad. Lafarge.

(Fortsetzung.)

Die neuen Experten leisten den Eid; sie bestehen aus Mathieu Orfila, 53 Jahr alt, Decan der medicinischen Fakultät zu Paris; Alexander Bussy, 40 Jahr alt, Professor der Chemie an der pharmaceutischen Schule zu Paris; Olivier (von Angers), 43 Jahr alt, Doktor der Medicin zu Paris. Sie werden mit Untersuchung der organischen Materien beauftragt. Orfila: Ich muß bemerken, daß der Analyse zwei Arten von Materien unterworfen werden sollen: die eine vor, die Andere nach der Ausgrabung der Leiche. Die Experten halten es für gut, an beiden auf einmal zu operiren. Ist der Hof damit einverstanden, oder sollen wir, wie der Herr Generaladvokat zu wünschen scheint, successiv zur Analyse jeder einzelnen Materie übergehen? — Der Präsident stellt es den Experten durchaus frei und fordert sie zugleich auf, sich die Rapporte der früheren Expertisen einhändigen zu lassen. Orfila: Das ist unerläßlich, denn wir kennen diese Rapporte nur aus den Journalen und diese könnten sich hinsichtlich der wissenschaftlichen Ausdrücke getäuscht haben. Auch wünschen wir an den nämlichen Materien nur mit den nämlichen Materialien zu operiren, wie die früheren Experten. — Der Generaladvokat stellt dies dem Ermessen der neuen Experten anheim, doch wünsche man zwei Operationen: die eine an den der Justiz vor der Ausgrabung zur Disposition gestellten Organen, die andere an den ausgegrabenen. Orfila bemerkt dagegen, es handle sich um das Auffinden von Atomen und dazu könne man nie zu viel organische Materien haben. Nähme man nun alle auf einmal vor, so ließe sich ein bestimmteres Urtheil erwarten, wofern sich Arsenik finden sollte. Der Generaladvokat hat zur Theilung der Operationen Gründe, da die Vertheidigung Zweifel gegen die Unberührtheit der früheren Organe ausgesprochen habe, nicht jedoch gegen die ausgegrabenen. Orfila meint, fänden die Experten nichts, so käme auch wenig auf zwei Operationen an; sollte man aber etwas finden, so sei die eine besser. Der Generaladvokat schlägt nun vor: erst die Operationen zu trennen und sie dann in eine zu vereinigen. Orfila: Das geht nicht, denn die Materien, welche wir zur Operation bekommen, gehen ganz und gar darauf! Der Generaladvokat: Dann muß ich auf Trennung bestehen. Orfila: Wir werden auf folgende Weise operiren! Ich erkläre noch einmal, daß wir dieselben Reactive anwenden werden, wie die ersten Chemiker, nachdem wir uns von der Reinheit derselben überzeugt haben. Wir werden sie alle aufbrauchen und dann erst zu unsern aus Paris mitgebrachten Reactiven unsere Zuflucht nehmen. Es wäre zu wünschen, daß uns sogleich die Materien, an welchen wir operiren sollen, zur Disposition gestellt würden, damit wir anfangen können. Wir lassen die Nacht vorüber und geben morgen um vier bis fünf Uhr Rapport.

Die Formalitäten bei der Auslieferung der Materien gehen vor sich; die Angeklagte zieht sich zurück. Um 3¼ Uhr hebt die Sitzung wieder an. Der Generaladvokat beginnt damit, daß er gestern versprochen habe, die Zeugen in dem Diamantenprocesse vernehmen lassen zu wollen; Mad. de Nicolai nebst Familie habe die Deposition verweigert und sei verurtheilt; er könne nun die nämliche Procedur mit allen Mitgliedern der Familie der Reihe nach vornehmen lassen, doch das sei eine unwürdige Spielerei; er wolle deßhalb auf diese Deposition verzichten, nicht jedoch auf Benutzung dessen, was er von den Personen schriftlich in Händen habe. Auch auf die Depositionen

einiger anderen, unerheblichen Belastungszeugen verzichte er.

Emma Pouthier wird gerufen; der Generaladvokat verlangt noch Aufschlüsse über die Umstände, unter welchen sie die Dose ausgeliefert habe: ob es nicht am 8. März geschehen sei? Antw.: Am 22. Januar lieferte ich die Dose nach Glandier auf Hrn. Henri Brugère's Rath aus. Ich war der Dose wegen sehr in Angst und faßte mir ein Herz, ihn um Rath zu fragen. Er schalt meine Unabhängigkeit ein wenig, sagte jedoch, da ich sie einmal in Händen hätte, so müßte ich sie auch dem Staatsprocurator ausliefern; ich wollte es thun, doch er sagte, der Untersuchungsrichter werde mich schon dazu auffordern und dann solle ich sie ausliefern. Alsbald ward ich auch darnach gefragt und gab die Dose hin. Fr.: Sagten Sie ihm auch, Sie hätten Hrn. Fleignat ein wenig von dem Pulver gegeben und er habe gesagt, es sei Arsenik? — Antw.: Ich glaube ja. Fr.: Als Sie die Dose auslieferten, wußten Sie welche Wichtigkeit das habe? Antw.: Es ängstigte mich wohl, doch lieferte ich sie aus. Fr.: Nahm die Angeklagte das Factum als günstig für sich an? Antw.: Ich weiß nicht; es hieß, Mad. L. habe ihren Mann vergiftet und ich meinte, es könne Arsenik in der Dose sein. Fr.: Glaubten Sie, das Factum könne der Angeklagten zum Nachtheile gereichen? Antw.: Der Gedanke kam mir wohl, doch war es nicht meine Ueberzeugung. — Ihr wird nun vorgestellt, daß ihre Handlungen sich widersprächen: um zu verhindern, daß sich die Angeklagte nicht vergifte, also aus Liebe, wolle sie ihr die Dose genommen haben und dann habe sie wieder etwas, das gegen die Angeklagte zeuge, gethan. Sie antwortet, aus Liebe habe sie ihr die Dose genommen, jede indifferente Person würde unter solchen Verhältnissen eben so gehandelt haben. — Hr. Brugère sei ihr leiblicher Cousin; doch sie habe auch noch mehreren Personen gesagt, daß sie die Dose habe. Der Generaladvokat: Es ist wichtig zu wissen, ob die Auslieferung freiwillig oder auf Zureden einflußreicher Personen geschah. Hr. Brugère muß vernommen werden. — Mad. Panzany tritt vor: Ich kann über diese Aussage meiner Nichte Auskunft geben. Als ich erfuhr, sie habe Mad. L. zur Zeit ihrer Verhaftung begleitet, schickte ich sie hin, sie zu besuchen; sie blieb einige Tage im Hause und erzählte mir genau, was sie hinsichtlich der Auslieferung gesagt hat. Fleignat erzählt den Hergang so: der erste Schritt der Justiz geschah am 15.; am 16. war die Autopsie; am folgenden Samstag die Analyse der Chemiker und ich glaube am Dienstag lieferte Mlle. P. die Dose auf ihres Cousin Rath aus. Mlle. Matteres wird gefragt: ihre Cousine Emma klagte ihr ihre Angst wegen der Dose, in der sie Gift vermuthe, am Tage der Auslieferung. — Es handelt sich hier um den Schritt, den Mlle. Emma P. bei Mad. L. that und um dessen Mittheilung an Mlle. Matteres; Mlle. Emma bleibt dabei, daß ihr Mad. L. gesagt habe: „Ich bin im Besitze von Familiengeheimnissen, aber eher mögen sie Alles lesen, ehe ich mich der Verheimlichung irgend einer Sache schuldig mache."

Paillet sucht dem Verhöre des Zeugen durch eine lange Rede ein Ende zu machen. Der Generaladvokat will später auf diese Aussagen zurückkommen. Man schreitet zum Verhöre der Entlastungszeugen; plötzlich durchdringt den Justizsaal ein so starker Leichengeruch, daß mehrere Geschworne um Aufhebung der Sitzung bitten; dennoch fährt man fort. Antoine Layral, Arzt zu Boutzac, hat zwar Hrn. L. nie in Kur gehabt, aber seine Nachbarin, Mad. Buffieres, Amme, hat ihm gesagt, Hr. L. habe an ähnlichen Symptomen, wie die seiner letzten Krank-

heit, früher schon oft gelitten, an Kopf-Leibweh und Erbrechungen. Gaudes Laborderrie, Arzt zu Pompadour, war bei der Oeffnung der Leiche zugegen und glaubt, Hr. L. sei nicht an Gift gestorben; er war jedoch nicht als Arzt dabei, sondern als Neugieriger, doch rief ihn der Friedensrichter, welcher über mehrere Details bei der Oeffnung anderer Meinung als Bardou war, hinzu. — Jean Baptiste Mar-Coste berichtet ein Gespräch mit A. Roques, welcher ihn einst bei Seite nahm und sagte: „Du weißt, welche Noth ich mit Lafarge hatte; jetzt steht Alles anders; seine Frau hat sich bei mir für 30,000 Fr. verbürgt, sie will, das Andenken an ihren Mann soll nicht mit Schande bedeckt bleiben, des Mannes, der, wie Du weißt, mir eine Menge falscher Anweisungen gegeben hatte." Dem Zeugen schien es nun unglaublich, daß eine Frau, die ihres todten Mannes Ehre solche Opfer bringe, diesen vergiftet haben solle. Ferner: Von L's. Tode bis zu der Verhaftung seiner Wittwe gingen acht Tage vorüber; fühlte sie sich also schuldig, weshalb entfloh sie nicht? Von Charles Lalande, Advokaten zu Brives, erfuhr der Zeuge sogar, daß sie alle Mittel zur Flucht, Pferde und Wagen, zur Hand gehabt, dieser ihr sogar zur Flucht gerathen habe; doch sie habe nichts davon wissen wollen. Später sagte Lalande zum Zeugen: Ich hatte einen Paß für mich und meine Frau, wollte Mad. L. nach Paris, zu den Ihrigen bringen; diesen war es leicht, sie über die Grenze zu schaffen; aber alles was ich ihr vorschlug, wies sie ab. Endlich bemerkt der Zeuge: Die Flaschen, welche die verdächtigten Materien enthielten, wurden auf Glandier nicht versiegelt. Der Friedensrichter sei sonst bei jeder Kleinigkeit mit Versiegeln bei der Hand; hier aber that er nichts, gar nichts!

Paillet weist noch einmal darauf hin, daß die Angeklagte habe entfliehen können, aber im Bewußtsein ihrer Unschuld nicht entflohen sei! — Die Sitzung war Abends 5 Uhr geschlossen; über Orfila's wichtigen Rapport in der Sitzung am folgenden Nachmittage morgen ausführlich.

Die Sitzung, welche am 14. September, Mittags 1 Uhr begann, bringt eine Wendung in den Prozeß, welche selbst denjenigen, der moralisch davon überzeugt ist, Lafarge sei an Gift gestorben, überrascht. Was sind alle erdichteten Effekte auf unseren Bühnen gegen die dramatische Wahrheit! Endlich spricht einmal wieder Manches für die Angeklagte, es heißt, daß sie fliehen konnte und blieb, daß sie für ihres Mannes Ehre kein Geldopfer scheute; unser Mitleid wird rege, der vielen äußeren Beweismittel ungeachtet taucht die Möglichkeit ihrer Unschuld wieder in allen Herzen auf, ja die Lafargisten jubeln schon: da tritt Orfila auf wie ein Deus ex machina und Finsterniß deckt wieder die Versammlung, Entsetzen erfüllt Alle. — Doch zum ruhigen Gange der Sitzung!

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Art eines Gottesurtheils.

Während meines Aufenthaltes in Matatane (Madagascar) erzählt ein Reisender, erregte ein seltsamer Proceß die allgemeine Aufmerksamkeit. Ein junges Mädchen von ungefähr 16 Jahren, hübschem Gesicht und bescheidener Haltung war von einem eifersüchtigen und lüsternen Verwandten angeklagt worden, ein Liebesverhältniß mit einem Sklaven gehabt zu haben, ein in Matatane und besonders im Stamme Zanak-andia, dem das Mädchen angehörte, sehr verpöntes Verbrechen. Die Schuld oder Unschuld der Angeklagten sollte durch ein Gottesurtheil entschieden werden, das hier nicht im Berühren des Eisens, oder Verschlucken von Gift bestand, sondern den Kaimans

überlassen wurde. Die Zeit des Gerichts war zehn Uhr Abends im Vollmond. In einer sumpfigen Ebene hatte sich eine große Menge eingefunden; in der Nähe war ein breiter Fluß, den die Kaimans gern besuchten. Der Richter befahl dem Mädchen, welches Rakar hieß, sich in einen Kreis zu setzen, hielt ihr die Anklage vor, und versuchte, sie zum Geständniß zu bringen. Sie läugnete aber standhaft, und rief selbst die Entscheidung der Kaimans an. Darauf übergab sie der Richter dem Ombiaschen, der sie an der Hand ergriff, und zum Flusse führte. Mich dauerte die Unglückliche, und ich hätte gern alle meine Waaren hingegeben, sie zu retten; auch that ich dem Häuptling diesen Vorschlag, der ihn lächelnd anhörte, ohne ihn einer Antwort zu würdigen. Der Priester verrichtete seine Beschwörungsformel, indem er die Kaimans aufforderte, sie zu ergreifen und zu verschlingen, wenn sie schuldig sei; das Mädchen wandte sich an ihre Freundinnen, dankte für ihre Freundschaft, und verlangte ein Band, um ihre Haare festzubinden, daß sie im Schwimmen nicht gehindert würde; darauf legte sie ihren Simbu und Seidik ab, und stürzte sich nackt in den Fluß. Ich zitterte, als ich die zahllosen Kaimans sah, die sie umgaben und zu verfolgen schienen; aller Augen waren auf die muthige Schwimmerin gerichtet, und das helle Mondlicht beleuchtete jede Bewegung. Bald kam sie an einer kleinen Insel an, dem Lieblingsaufenthalt des Kaimans. Das war ihr Ziel. Sie tauchte dreimal unter, und einige Augenblicke darauf war sie wieder in unserer Mitte, wo sie von den lauten Glückwünschen der Menge empfangen wurde. Ihr Ankläger ward in die Kosten verurtheilt, die so bedeutend waren, daß sie weit seine Schaaf- und Rinderheerden überstiegen. Doch Rakar war gutmüthig genug, sie ihm zu erlassen. — In Fort Dauphin besteht eine Art Wasserprobe, um die Schuld oder Unschuld eines Angeklagten zu erfahren. Man stellt ihn nämlich am Fuße des Felsens Itapira bis in die Knie in das Wasser, zur Zeit, wenn die Fluth zurückkehrt. Sie halten sich aufrecht, die Hände gegen den Fels gestemmt; man giebt genau Acht, wie weit das Meerwasser an sie anspritzt. Sobald es den obern Theil des Körpers benetzt, fallen sie von mehreren Stichen durchbohrt zu Boden.

Korrespondenz-Nachricht.

Lyon, November.

Große Ueberschwemmung.

Zwei Elemente haben uns seit einiger Zeit nicht wenig zugesetzt und Angst gemacht. Erst der dicke, blaue Dunst drohender Emeute, die nächtlichen Zusammenrottungen auf Gassen und Strassen, die Marseillaisewuth in und außer dem Theater, wobei man uns vielfach in Art, Sprache und Drohung an 1793 erinnerte und Aehnliches in nahe Aussicht stellte. Bald darauf kamen die Ueberschwemmungen und Zerstörungen durch Wasserfluthen in allen niedrigen und an die Flüsse stoßenden Theilen der Stadt, eine Ueberschwemmung, die seit dem sechsten Jahrhundert an Höhe, Dauer und Zerstörungswuth nicht ihres Gleichen hatte. Denken Sie sich die Saône und Rhone neunzehn Fuß über ihrem gewöhnlichen Wasserstand! Ueber den sogenannten quai infranchissable ging das Wasser drei Fuß hoch weg und überschwemmte ganz die zwischen beiden Strömen liegende Halbinsel, auf die ein großer Theil des reichen und handeltreibenden Lyons gebaut ist; so stand auch der schöne Platz Bellecour unter Wasser und glich einem Landsee. Die gewerbthätigen Brotteaux und die Guillotière standen noch früher unter Wasser. Es riß da eine Menge kleiner, aus Lehm gebauter Häuser ein und schwemmte ihre Trümmer mit der Fahrniß der armen Leute

fort; ein Glück, wenn sie selbst und ihre Kinder mit dem Leben davon kamen. Die niedrig liegenden Forts hinter diesen Stadttheilen können mit ihren Kanonen wohl unruhige und der Ordnung drohende Leute im Zaum halten, nicht aber das Wasser; es umströmte mit Macht die Forts, so daß sie ganz vom Land abgeschnitten waren, als ständen sie mitten in Landseen. Die Soldaten machten lange Gesichter, als sie zwei Tage lang keine Viktualien ankommen sahen und ihrem Hunger endlich dadurch geholfen werden mußte, daß man mit Lebensmitteln zu ihnen schiffte. Das Wasser ist in alle Magazine gedrungen und hat auch da ungeheuern Schaden angerichtet. Wiewohl nun dieser auf Millionen angeschlagen wird, so wiegt er doch nicht so schwer, als der Jammer in den armen Arbeitsquartieren, wo gar manches Kind nach seiner Mutter, gar manche Mutter nach ihrem Kinde rief, ohne Antwort. So war es schon in den letzten Tagen des Octobers. Die anhaltenden Regen in der ersten Novemberwoche steigerten aber das Unglück noch sehr, und zwar auf einen Grad, den Lyon seit dreizehn Jahrhunderten nicht erlebt hat, so oft es auch an bedeutenden Ueberschwemmungen litt. Im Jahr 1812 war auch eine große Ueberschwemmung, sie kann aber schon deßwegen kaum mit der jetzigen verglichen werden, weil bei ihr das Wasser über eilf Fuß niedriger stand und weil sie nicht so lang dauerte. Vom 30. October bis 5. November schwollen die Ströme immer mehr an und fielen nur zu Zeiten um einige Zoll. Die wüthende, zum See gewordene Saône brach sich mitten durch die Stadt drei neue Wege in die Rhone. Als sie mehr denn neunzehn Fuß über ihren gewöhnlichen Stand angeschwollen, war Lyon wie Venedig, nur daß dort das Wasser ruhig in seinen Kanälen fluthet, hier aber in trüben Wellen an die Häuser tobt, sich in ihren Grund wühlt und sie schnell zum Stürzen bringt. So sind allein in der Guilliotière über funfzig mit aller Habe weggerissen worden, oft auch mit den Einwohnern, besonders mit kleinen Kindern. Man giebt die in der Fluth hier Umgekommenen zu achtzig an, es sind ihrer aber wohl mehr. Die entsetzlichen Ströme führen außer Häusertrümmern, Haus-, Küchen- und Kellergeräthen, Betten und Wiegen auch viele Leichname mit und zeigen dadurch, wie sie auch oberhalb Lyon gewüthet haben. Was man von dort hört, möchte Einem fast unser Elend erträglich machen; in den schlecht gebauten Dörfern und Städtchen rasen die wilden Wasser noch ganz anders wie hier, wo sie in der eigentlichen Stadt doch auf große und feste steinerne Häuser stoßen. Zu dem Wasserunglück kommt noch Hungersnoth.

Aus all den ober- und unterhalb Lyon weithin überschwemmten Gegenden können nicht wie sonst Nahrungsmittel kommen. Hätte auch das wilde Wasser nicht das Meiste weggeschwemmt oder zerstört, so könnte es doch nicht zugeführt werden, weder auf der Saône, noch auf der Rhone noch auf den überall abgebrochenen und zerrütteten Landwegen und Straßen. Von dem, was in Lyon selbst vor der Ueberschwemmung vorräthig war, hat die Fluth viel zerstört oder weggeführt. Wenn aber auch Genügendes vorhanden wäre, so könnte man doch nicht dazu kommen, denn die meisten Einwohner in den niedern Stadttheilen sind durch die Fluth in ihre Häuser eingeschlossen. Viele sind glücklicherweise mit Kindern und einigen Habseligkeiten aus den Häusern in das hochgelegene Freie geflüchtet, wo sie aber wegen des in Strömen Tag und Nacht fallenden Regens nicht verweilen konnten, sich vielmehr in die benachbarten Dörfer auf dem Plateau flüchten mußten. Am 5. war die Noth am größten, denn

da standen alle Straßen und Plätze der untern Stadt vier bis fünf Fuß hoch unter Wasser; es ging auch über die Brücken weg; von den meisten ragten nur die Geländer noch etwas aus dem Wasser, zur Andeutung, daß darunter eine Brücke sei. Von den großen Brücken verloren nur die von Serins, Seguin und der Mulatière ihre Fahrstraßen, so daß bloß die Pfeiler stehen blieben; wenn aber der höchste Wasserstand noch einige Tage gedauert hätte, so wären wohl alle Brücken auf diese Weise abgetragen worden, denn der Andrang gegen sie war nicht nur durch die Wasserwogen furchtbar, sondern auch durch die Masse von Balken, eingerissenem Fachwerk, Brettern, Dachwerk, Hausgeräth, todtem Vieh u. s. w. das sich da anstaute. In einer halben Stunde, wo der Regen aufgehört hatte, lief ich schnell auf den mir nahen Thurm des Observatoriums von Fourvières. Zwar war ich auf einen furchtbaren Anblick gefaßt, aber die Wirklichkeit übertraf bei weitem meine Vorstellung. Das ganze Land von Norden, Osten und Süden glich einem weiten sturmbewegten See, aus dem nur hier und da Inseln hervorragten. Von dem herrlichen Grün, das sonst diesen Anblick so frisch und anmuthig macht, war nichts mehr zu sehen, und zu meinen Füßen ragten in der Stadt nur die großen Häusermassen aus der trüben Fluth. Ludwigs XIV. Reiterstatue auf dem weiten Bellecourplatz stand wie ein Triton mitten im Wasser und schien ihm kommandiren zu wollen, es kehrte sich aber nicht an sein quos ego. — Von Zeit zu Zeit erhob sich in den Brotteaux, der Guillotière oder in der Vorstadt Vaise eine dicke Staubwolke über dem Wasser. Es war eines der einstürzenden Häuser, deren im Ganzen ein paar hundert so versunken sind. Furchtbar waren besonders die dunkeln, stern- und lichtlosen Nächte, durch deren schwarze Leichendecke nur manchmal ein scheuer Mondstrahl brach. Von Straßenbeleuchtung war nicht mehr die Rede, denn das Wasser hatte die Röhren der Gascondukteren zerstört, und an die schnelle Einrichtung einer andern Beleuchtung war in diesen schrecklichen Tagen nicht zu denken. Wo an der innern Sicherung des Kays gegen Umwühlung durch die Fluth mit Faschinen gearbeitet wurde, brannten in der dicken Regenluft Fackeln, verlöschten aber oft. In das majestätische Brausen der zwei zu Einem Meer gewordenen Ströme mischte sich der tausendfache Klage- und Hilferuf von allen Seiten, und zu Zeiten die Glocken der Kirchen, wo Verzweifelnde auf den Knien lagen, besonders Mütter, die ihre Kinder vermißten. Auf einmal flammte es auf, und mitten aus den tobenden Wogen schlug eine mächtige Lohe, ein sonderbares fast ironisches Spiel des Zufalls. Das Wasser war in eine Fabrik gedrungen, wo eine Menge ungelöschter Kalk in Fässern lag. In einem Augenblick stand das Unterhaus in Flammen; oben wohnten mehrere Familien, die sich nicht herausretten konnten, weil zehn Fuß hohes Wasser um das Haus tobte. In der Todesangst kletterten sie einen fast senkrechten Felsen hinauf, an den das Haus gelehnt war, und entkamen glücklich; bald hernach sank das brennende Haus in die Fluth und sein oberer Theil blieb noch eine zeitlang in Flammen, bis er an der nächsten Brücke ganz zerschellte und versank. In den halbeingestürzten und verlassenen Häusern kroch Diebsgesindel herum, raubend und plündernd, was die Armen in der Angst augenblicklicher Flucht nicht hatten mitnehmen können. Der günstige Erfolg lockte immer mehr solcher Wasserratten herbei, sie bildeten sich zu ganzen Banden, und erst später fiel es den Behörden ein, ihnen das abscheuliche Handwerk zu legen, wobei es einmal zu einem förmlichen Kampf kam, bei dem die königlichen Kanoniere

fast unterlegen wären. So wurden auch arme Flüchtlinge außer der Stadt geplündert, weil an keine Sicherheit und Polizei mehr zu denken war. — Es ist entsetzlich zu sagen, aber es ist wahr, daß von den ortskundigen Munizipalbehörden der durch dies Wasserunglück entstandene Schaden zu vierzig Millionen Franken angeschlagen worden ist. Wie soll sich die Stadt von diesem furchtbaren Schlag erholen, nachdem sie durch zwei Insurrektionen, ihre Folgen, und zuletzt durch die Vernichtung des Handels mit Nordamerika in ihrem Wohlstand und in ihrer Fabrikthätigkeit schon so heruntergekommen ist, daß von den ehemaligen vierzigtausend Seidewebstühlen kurz vor der Ueberschwemmung nur noch dreitausend in Thätigkeit waren! „Es geht ein düstrer Geist durch unser Haus."

* Bitte.

Herr Pastor B. Loose wird von einigen Freunden seiner lieben Gemeine gebeten, seine am letzten Sonntag, den 22. d. M. gehaltene Predigt, dem Druck zu übergeben.

Miszellen.

In Wien wäre beinahe wieder ein Scheintodter begraben worden, wobei zu vermuthen steht, daß er nicht vor der gesetzlichen Zeit aus dem Hause getragen wurde, da der Verstorbene von Stand und Rang war. Schon hatte der Priester den Todtgeglaubten eingesegnet und der Sarg sollte ins Grab gelassen werden, da hörte man pochen, öffnete und fand den Todten lebend.

Bei dem Leichenzuge der Fürstin Borgheſe, geb. Gräfin von Shrewsbury zu Rom spannte das Volk die Pferde ab und zog die Leiche unter allgemeinen Klagen zur Gruft. Sie soll ein Muster von weiblichen Tugenden gewesen sein und im Stillen sehr wohlthätig gewirkt haben. Römische Blätter bemerken: mit solch einer allgemeine Theilnahme sei noch kein Papst und kein Cardinal begraben worden.

Nach Briefen aus Batavia fand am 22. bis 24. Mai ein Ausbruch des Vulcans Gontier auf Preanger statt, der bis auf 16 englische Meilen weit alles in Dunkelheit hüllte und von einem furchtbaren Sand- und Steinregen begleitet war. Alle Vegetation, die den Berg bis zur halben Höhe bedeckt, ist gänzlich verschwunden, und der Krater hat sich aufs Dreifache erweitert.

* Anzeigen.

Unser wohlassortirtes Lager von allen im täglichen Geschäftsleben vorkommenden Papieren das sich bisher eines gütigen Wohlwollens des geehrten Publikums zu erfreuen hatte, empfehlen wir demselben auch ferner, nämlich: Anweisungen, Wechsel, Connoissemente, Frachtbriefe, Scheine, Wein- Cigarren- und Tabacks-Etiquetts, Rechnungen u. s. w. indem wir eine reelle, billige Bedienung versprechen.

So eben erschien:
Heinemann, C. G., **Bremer Favorit-Märsche** für das Pianoforte. 12 Gr.
Von demselben Verfasser sind zu haben:
Anton, schott. Walzer für Pianoforte. 6 Gr. Peter, Czaar-Galopp für Pianoforte. 6 Gr. Cramolini-Galopp für Pianoforte. 12 Gr.

G. Jöntzen's
Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. Nr. 2.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.", und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Doerges, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die

SCHNELL-  POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu **Nr. 96** des Bürger-Freundes für **1840.**

Sonntag, den 29. November.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

In eine fatale Klemme ist die Direction der Ferdinands-Nordbahn in Wien gerathen. Durch Erkenntniß der Polizei-Oberdirection ist sie zu einem Schadenersatz von 130,000 Gulden C. M. verurtheilt worden, weil sich herausgestellt hat, daß durch die vorüberfahrende Locomotive der Brand von Gänserndorf entstanden ist. Außerdem ist sie noch zu einer Strafe von 500 Fl. condemnirt worden, weil sie die Polizeivorschrift überschritten und die Locomotive mit Holz geheizt hat. Sie hat den Rekurs an die Landesstelle ergriffen.

Man schreibt aus Straubing, vom 16. November: „Heute Nachts zwischen 1 und 3 Uhr wurde in der Sakristei der ehemaligen Jesuitenkirche dahier gewaltsam eingebrochen. Da das Fenster mit einem Gitter von starken Eisenstangen verwahrt ist, öffneten sich die Diebe den Eingang, indem sie das Mauerwerk unter dem steinernen Fensterstocke auslös'ten. Im Innern angekommen, sprengten sie alle Kästen auf und rissen die darin befindlichen Kirchenparamente heraus. Von den Meßgewändern eigneten sie sich 18, eben die reichsten, und von den Mantelin die mit guten Borden besetzten zu; die schlechten ließen sie zerstreut liegen. Auch entwendeten sie drei Kelche von vergoldetem Silber, ein silbernes Herz, endlich 4 fl. Meßgelder. Ueberdies machten sie einen Versuch, in den Tabernakel einzubrechen, um sich der Monstranz und des Ciboriums zu bemächtigen, was ihnen jedoch nicht gelang. Bisher hat man noch keine Spur der Räuber; nur ließ sich aus den Fußtritten erkennen, daß kein Einzelner, sondern mehrere zusammen die That verübten. Der einzelne Einbruch hat unter der Einwohnerschaft große Sensation erregt."

Die Abyssinierin, welche Fürst Pückler-Muskau von seinen Reisen im Orient mitbrachte, ist am 27. Oktober nach längerer Kränklichkeit in Muskau gestorben. Ihre Leiche wurde von Bergknappen unter Fackelschein bestattet, und die Leichenrede in der protestantischen Kirche in Gegenwart des Fürsten gehalten.

In Berlin will eine Aktiengesellschaft, welche ein Patent, Tuch zu sitzen, besitzt, eine Fabrik errichten. Mehrere Banquierhäuser (auch ein Wiener) und andere Kapitalisten stehen an der Spitze. Man rechnet auf Abnahme für die Armee.

Der ehrwürdige Vater Rhein soll eine Adresse an die deutschen Lyriker geschickt haben, die Bitte inhaltend, sie möchten doch keine Gedichte mehr an ihn richten, er hätte in letzter Zeit durch den anhaltenden Regen ohnehin Wasser genug in sich aufgenommen; wollten sie übrigens mit ihren Ergießungen fortfahren, so müßte er wirklich davonlaufen — vor ihren Poesieen!

Aus Frankreich.

Das Meer warf kürzlich beim Cap Breton ein Faß ans Land, das seinem Aeußern nach mehrere Jahre im Meere sich befunden haben mußte. Man war genöthigt, die Muschelschichte, die sich um dasselbe gebildet hatte, und welche nicht weniger als acht Zoll dick war, mit Aexten abzuschlagen. Niemand konnte errathen, welcher Art das geistige Getränk war, das sich im Fasse befand, das Rollen des Meeres hatte ihm Farbe und Geruch benommen.

Bekanntlich hat Alphonse Karr seit geraumer Zeit eine Reihe von kleinen Schriften unter diesem Titel herausgegeben. Kürzlich erschien er in Folge eines Streits mit seinem Herausgeber vor einem Schiedsgericht, und der etwas bizarre Ausspruch lautete, daß künftig sich weder der Verfasser, noch der Herausgeber des Titels „Guêpes" bedienen könnten. Hr. Karr fragte ganz ernsthaft die Richter, ob er noch den Namen Alphonse Karr führen dürfe, und dankte verbindlich, als ihm eine bejahende Antwort zu Theil wurde.

Aus England.

Am 21. August d. J. wurde in dem Balliknard-Sumpfe in der Irischen Grafschaft Donegal ein menschlicher Körper gefunden. Man erkannte ihn als den einer gewissen im Jahre 1811 ermordeten Betty Thompson. Die Kehle war auf eine furchtbare Weise zerschnitten, aber die Leiche ganz vollkommen erhalten, und trotz des dreißigjährigen Zeitraumes so wenig verändert, daß weder der Körper verschrumpft, noch das Gesicht im mindesten angegriffen war. Selbst die leichtesten Pockennarben waren noch ganz deutlich zu erkennen und die Kleider waren noch so fest, als wären sie neu. Das Gesicht der Leiche, welche der Sumpf so vollkommen vor Verwesung geschützt hatte, hatte schöne und regelmäßige Züge, die Glieder waren noch elastisch und von der herrlichsten Bildung. Das reichste schwarze Haar floß auf die Schulter nieder, als wollte es die Spuren der Unthat vor jedem Blicke verschleiern.

Ein Mr. King ließ seit einigen Tagen zu Windsor ein höchst merkwürdiges Pferd sehen. Die Königin Victoria hörte von des Thieres Kenntnissen reden und forderte Mr. King auf, mit seinem Pferde aufs Schloß zu kommen. Um 11 Uhr — erzählt der Standard — begab sich die Königin nebst dem Prinzen Albert zu Fuß in Adelaide-Lodge, um dem Schauspiele beizuwohnen. Die Königin wollte nur ein paar Minuten zuschauen, aber

das Schauspiel fesselte sie so sehr, daß sie sich einen Stuhl und einen Mantel bringen ließ. Auf Befehl der Königin buchstabirte das Pferd Prinz Albert's Namen aus dem auf einem eigends dazu eingerichteten Tische liegenden Alphabet zusammen; Prinz Albert ließ auch Victoria's Namen buchstabiren. Nachdem das Pferd aus einer Flasche getrunken, hob es mit den Lippen ein Hühnerei vom Boden auf und hielt es, ohne es zu zerbrechen, im Maule fest. Gleichfalls wurde des Pferdes Geschwindigkeit und Kraft so bewundert, daß die Königin eine volle Stunde zusah, dann hinging und es schmeichelnd an den Hals klopfte und dessen Herrn ein sehr schmeichelhaftes Compliment machte. — Der Standard erzählt diesen Hergang mit der den englischen Journalen bei dergleichen eigenen Umständlichkeit und jedenfalls ist Mr King ein gemachter Mann; denn wer wollte jetzt sein Pferd nicht auch bewundern?

Aus Ungarn.

Aus Kis-Tapolesan, schreibt die „Preßburger Zeitung", vernehmen wir folgendes seltene Beispiel jugendlichen Muthes, welches öffentlich bekannt gemacht zu werden verdient, und dessen Wahrheit wir verbürgen können. Der 12jährige Sohn des Kis-Tapolesaner Oberjägers, Carl Laszek, hat im September ganz allein zwei große Wölfe mit Kugeln, welche er aus seiner Knabenflinte abschoß, erlegt. Der kleine Nimrod erhielt deswegen nicht nur das von dem Comitat für jeden erlegten Wolf bestimmte Schußgeld, sondern wurde auch von der Frau Gräfin Keglevich, mit einer schönen gestickten Jagdtasche beschenkt. Da der Vater des jungen Helden ein geschickter und muthiger Jäger ist, so trifft hier das Horaz'sche „Fortes creantur fortibus et generosis" ein.

Den 1. Novbr. Abends, nach dem Theater, ward in Pesth die junge, kaum vier Monate verehelichte Gattin eines Zuckerbäckers von ihrem Manne durch einen Pistolenschuß verwundet. Der Mann, in der Ueberzeugung, seine Gattin ermordet zu haben (was sein vorsätzlicher Wille war), schießt sich selbst eine zweite Pistole durch's Herz — Der Unglückliche war augenblicklich todt, während seine Gattin nur leicht am Ohr und Halse verwundet ist. — Es ist eine beklagenswerthe Thatsache, daß junge Leute, kaum der Lehrzeit entwachsen, ohne practische Erfahrungen in Geschäftsconjuncturen sich verwickeln, denen weder ihr Verstand, noch ihre Börse gewachsen sind. — Der junge Verbrecher, ein Bürgerssohn von Pesth, war erst 22 Jahre alt, und hatte vor vier Monaten seine junge 18jährige Gattin geheirathet; im Besitze eines schönen Etablissements hätte dieses junge Ehepaar wohl ein anderes Ziel erreichen sollen. Schulden, von Seite des Mannes, sollen gleich in den ersten Wochen den Samen der Zwietracht gestreuet haben, der nur zu bald zur schrecklichen Reife kam.

In Pesth ist ein neues Hotel „zum Tiger" eröffnet worden, das, wie es in der Ankündigung heißt, an Umfang, Glanz und Pracht der innern Einrichtung in Europa keines seines Gleichen finden wird. Der neue Tigerwirth war sonst Lammwirth, und saß nie in der Wolle. Nun hofft er den „Hirsch" und den „Ochsen" zu überwinden.

Aus Rußland.

Die St. Olaikirche in Reval, deren Thurm nur 16 Fuß niedriger ist, als der Straßburger Münster, ist nun zum achten Male nach dem alten Modell wieder aufgebaut worden. Achtmal ward sie vom Blitz getroffen und eingeäschert. — Es wäre interessant für Physiker, die Ursache nachzuforschen, die den elektrischen Strahl so wiederholentlich auf einen und denselben Gegenstand herabderzieht. Die Höhe allein kann es nicht bewirken, denn oft trifft der Blitz einen kleinen Baum und läßt den daneben stehenden größeren unversehrt.

Mosaik.

Als der berühmte Augenarzt Gräfe unlängst starb, hinterließ er Hunderttausende; Stieglitz, der als armer Doktor nach Hannover kam, hinterläßt eine halbe Million Thaler, wie ich gestern in einem deutschen Blatte las. Von einer französischen Augendoktorin, welche vor vierzehn Tagen starb, schreibt ein Pariser Blatt: Dem Hospital der Stadt Auxerre sind baare 100,000 Fr. zur Gründung von sechs Betten für arme und kranke Matrosen vermacht worden. Dieses Legat wurde von Rose Mullot, welche aus einer Auxerrer Matrosenfamilie stammte, ausgesetzt; zu dem Vermögen, von welchem sie eine so humane Anwendung machte, kam sie auf sehr merkwürdige Weise. Nachdem sie lange gedient hatte, verheirathete sie sich und lebte sehr kümmerlich. Rose Mullot war eine große Hundeliebhaberin und erlebte den Schmerz, daß ihr Liebling von einer Augenkrankheit befallen wurde. Rose wendete ein Mittel, das sie einst von ihrer Mutter hörte, an und es half. Durch diesen günstigen Erfolg ermuthigt, wendete sie es auch auf Menschen an, und als sie sich mit einem Pariser Arzte. Auf diese Weise trotzte sie allen gegen sie anhängig gemachten Prozessen und gewann immer mehr Vertrauen und Kunden. Daher Rose Mullot's großes Vermögen. Als sie starb, gedachte sie auch der Hunde, als der Urheber ihres Glücks und ihrer steten Lieblinge: zur Pflege kranker Hunde setzte sie gleichfalls 300 Fr. aus!

Ein dem Trunke sehr ergebener Gutsbesitzer starb. Der Ortsgeistliche hielt ihm eine Leichenrede und schloß mit den Worten: „Womit soll ich endlich unseren Wohlseligen am schicklichsten vergleichen? Mit der Sonne? Die blendet mit ihrem Glanze, man kann sie nicht mit Wohlbehagen ansehen, wie unseren freundlichen, gnädigen Herrn. Mit den Sternen? Das sind viel zu kleine Lichter. Mit dem Monde? Dieser Vergleich ginge noch an, aber hier ist ein kleiner Umstand, der Mond ist nur wenige Tage voll, und der Verstorbene war alle Tage voll. Sanft ruhe seine Asche!"

Orientalischer Begriff von Gerechtigkeitspflege.

Der bekannte Dr. Bowring erzählt in seinen Berichten über Aegypten folgendes Gespräch, das zwischen ihm und einem angesehenen ägyptischen Beamten stattgefunden hat. Der Aegypter fragt: Ist es wahr, daß Ihr Engländer Eure Diebe und Taugenichtse nach weit entfernten Gegenden sendet? — Ja. — Und was kostet Euch die Deportation eines solchen Gesellen? — Vielleicht nahe an hundert Pfund oder zehntausend Piaster. — Und was kostet ein Säbel? — Wenn er sehr gut ist, höchstens zehn Pfund oder tausend Piaster. — Was kostet denn ein aus Hanf gedrehter Strick? — Der kostet beinahe gar nichts. — Wie, und Ihr Engländer nennt Euch ein unterrichtetes und gesittetes Volk? Ihr könnt ein Schwert für tausend Piaster, einen Strick beinahe für gar nichts haben, und gebt zehntausend Piaster aus für jeden Taugenichts, den Ihr los werden wollt! O, was das für eine Civilisation ist! —

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 96.

Bremen, Sonntag den 29. November 1840.

Gestorben:

Nro. 1041. Den 25. Nov. Des Schuhmachers Joh. Phil. Spannhuth Sohn, 9 Jahr; hint. Stephanithorswall Nro. 30.

— 1042. Den 25. — Des Arb. Conrad Klocke Sohn, 6 Tage; Knoopstraße Nro. 9.

— 1043. Den 26. — Des Geldwechslers Carl Ludwig Hinr. Beneke Sohn, 9 Tage; Obernstraße Nro. 3.

— 1044. Den 26. — Des Schneidermeisters Georg Michael Arnholt Ehefr., geb. Brüggemann, 32 Jahr; Bonspforte Nro. 5.

— 1045. Den 26. — Des Arb. Joh. Behrens Sohn, 4 Wochen; auß. Steinthor Nro. 17.

Nro. 1046. Den 26. Nov. Des Schullehrers Chr. Gottfr. Schöne Ehef., geb. Papenhusen, 42 Jahr; Osterstraße Nro. 19.

— 1047. Den 27. — Des Schneidermeisters Gerhard Willers Ehefr., geb. von Horn, 65 Jahr; kl. Hundestraße Nro. 7.

— 1048. Den 27. — Des Pastor prim. zu St. Stephani Friedr. Ludw. Mallet Sohn, 6 Monat; auf Stephanikirchhof Nro. 9.

— 1049. Den 27. — Der Arb. Heinr. Meyer, 30 Jahr; Schwachhausen Nro. 17.

— 1050. Den 28. — Des Weißbäckergesellen Johann Hinr. Gödeken Sohn, 3½ Jahr; Neuenstraße Nro. 28.

Geburten:

Nro. 1422. Den 24. November. Des Wassermüllers Joh. Wurtmann Ehefr., geb. Cordes, Theerhof Nro. 41; von einem Knaben.

— 1423. Des Schiffscapitäns Hinr. Wilh. Greve Ehefr., geb. Bödeker, Ansgarithorssteinweg; von einem Mädchen.

— 1424. Den 24. — Des Lohgerbers Joh. Heinr. Kind Ehefr., geb. Könecke, Osterthorssteinweg Nro. 66; von einem Mädchen.

— 1425. Den 25. — Des Leinenhändlers Berend Heinr. Kathmann Ehefr., geb. Jacobs, Schmidts Gang Nro. 1; von einem Mädchen.

— 1426. Den 25. — Des Zimmergesellen Jac. Friedr. Augustin Schernau Ehef., geb. Fuckhard, Holzpforte Nro. 5; von einem Mädchen.

Nro. 1427. Den 26. Nov. Des Drechslers Georg Julius Sorge Ehefr., geb. Brummer, Hastedt Nro. 13; von einem Mädchen.

— 1428. Den 26. — Des Lohgerbergesellen Carl Aug. Ferdin. Neele Ehefrau, geb. Buschmann, Rosenkranz Nro. 20; von einem Knaben.

— 1429. Den 26. — Des Schneidermeisters Joh. Heinr. Corsen Ehefr., geb. Biermann, kl. Krankenstraße Nro. 5; von einem Mädchen.

— 1430. Den 26. — Des Cigarrenmachers Carl Anton Dunker Ehefr., geb. Ruhe, Bäckmanns Hof Nro. 3; von einem Knaben.

— 1431. Den 28. — Des Arb. Joh. Conrad Seegert Ehef., geborne Leist, Osterthorswallstraße Nro. 90; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 503. Der Seifenfabrikant Herm. Friedr. Wolpmann und des verst. Seifenfabrikanten Henrich Albertus Wolpmann Wittwe, Juliane Luise, geb. Dunstermann, hieselbst.

— 504. Der Cigarrenmacher Herm. Hinr. Ballie hies. und Anna Wohlers zu Hastedt.

Nro. 505. Der Kimmkeramtsmeister Joh. Friedr. Borchers und Anna Catharina Rohls, oder Rolfs. Beide von hier.

— 506. Der Arb. Carsten Hinrich Wilh. Sievers am Buntenthorssteinweg und Metta Huthoff zu Arsten.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 97.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 3. December 1840.

Dort wo die Seine durch die Weltstadt fließet,
Der Hahn die Völker aus dem Schlafe kräh't,
Wo Freiheitsschwindel aus Chimären sprießet,
Und Thorheit sich mit Weltreformen bläht;

In frecher Rede sich das Wort ergießet
Und mit dem Unkraut auch den Waizen mäh't:
Toht der Vulcan, der alle Völker schrecket,
Weil ihn nur Lava — doch kein Fruchtfeld decket.

Eine Fabel für die lieben Kinder *).

„Was guckst du, Rothbein, allerwege
Von deinem stolzen Hügel Mist
Herüber in mein Feldgehege,
Wo reif der türk'sche Weizen ist?"

„Du sträubst die Federn, hebst die Sporen,
Schwellst deinen Kamm, blau, weiß und roth,
Und denkst, mein Feld sei schon verloren,
Weil so ein Held von ferne droht?"

„Ja, thät es bloß das Beinespreizen,
Du übersprängst den Zaun geschwind,
Weil meine Hühner und mein Weizen
Doch gar zu appetitlich sind!"

„Gemach, o Freund! dein Prachtgefieder
Scheint mehr zum Staat, als Flug gemacht;
Wie leicht plumpt man in's Wasser nieder,
Nimmt man den Anlauf nicht in Acht."

„Und diesseit wohnen auch noch Leute,
Die treu nach ihrer Wirthschaft gehn
Und, so wie ihr auf jener Seite,
Gern selber erndten, was sie sä'n."

„Drum sieh dich vor! zieh ein das Segel,
Noch leuchtet dir der heitre Tag,
Sonst spielen wir mit unserm Flegel
Das alte Volksspiel Hahnenschlag" —

Gutmüthig, mit gehobner Sichel
Fortschneidend, wie er erst gethan,
Sprach so der deutsche Vetter Michel
Zu seines Nachbars welschem Hahn.

R.

*) Gegenstück zu: „Sie sollen ihn nicht haben."

Vergiftungsprozeß der Mad. Lafarge.

(Fortsetzung.)

Das Verhör der Entlastungszeugen geht fort. Antoine Noques, Banquier zu Brives, kam am 13. Januar nach Glandier, um wegen der ihm geborgten Kapitalien und der Zinsen mit Lafarge

zu verhandeln; er fand ihn krank; Mad. Marie versprach ihm jedoch, sie stehe für Alles. Am 15. kehrte der Banquier zurück und Mad. Marie ordnete nun mit ihm die Geldangelegenheit zu seiner größten Zufriedenheit. „Sie gab mir," sagt der Zeuge, „volle Satisfaction, bat jedoch, ich möge von dem Beweggrunde, der sie dazu veranlaßte, mir den Schuldschein auszustellen, nicht weiter sprechen. Die Wechsel waren falsch; sie wollte den Namen ihres Mannes makellos erhalten." — Paillet: Wie hoch belief sich die Kaution? — „Auf 30,000 Fr.!" — Paillet sucht dieses Opfer der Angeklagten nun in noch helleres Licht zu stellen. Dann wird der Zeuge wegen der falschen Anweisungen weiter befragt; die Signatur Lafarge's trugen sie, doch die übrigen Signaturen lauteten auf Leute, „die gar nicht existirten." Der Zeuge wird gefragt, weßhalb er die Signatur von Leuten, die er nicht als zahlungsfähig kannte, genommen habe und antwortet: „In Wechselgeschäften ist die Moralität die Hauptsache und ich hielt L. für einen Ehrenmann; auf seine Signatur allein hätte ich ihm nichts geborgt; ich hielt ihn nicht für fähig, daß er mit untergeschobenen Signaturen täuschen könne." Der Generaladvokat: Dies Factum ist hier nicht von Belang. — Paillet wundert sich darüber und hofft, die Jury werde anders darüber urtheilen, worauf der G.-Advokat meint, Mad. Marie sei ja doch durch ihres Mannes Testament Universalerbin L.'s gewesen. „Ein schönes Testament!" ruft Paillet, „des Andern Schulden zu erben." — Bonaventure Brossard, Handelsmann zu Tulle, sagt aus, er habe von L. Wechsel bekommen, mit welchen es sich verhalten habe, wie z. B. mit dem einen, der Essartier signirt war und den er darauf Hrn. Essartier zu Uzerches präsentirte; dieser erkannte die Signatur nicht an und ließ den Wechsel protestiren; später indeß erfuhr der Zeuge, die Signatur sei die eines zwölfjährigen Kindes. Der G.-Advokat wundert sich darüber, daß er einen Wechsel auf 3500 Fr. nahm, ohne den, der ihn gab, zu kennen; worauf der Zeuge sich gleichfalls auf L.'s alleinige Signatur als hinreichende moralische Garantie verlassen haben will; er sei darauf nach Glandier gegangen, um von Mad. Marie eine Garantie zu erlangen, diese habe gesagt, sie verstehe nichts von Geschäftssachen, befasse sich jetzt damit zum ersten Male, kenne ihres Mannes Testament nicht und erwarte einen Verwandten, der ihre Angelegenheiten in die Reihe bringen solle; indeß dürften die Gläubiger ihres Mannes sich darauf verlassen, daß sie nichts verlieren würden und sollte sie auch keinen Sous übrig behalten. — Frage: Wo sind diese Wechsel? — Antw.: Ich habe nur einen falschen Schuldschein; die übrigen sind bei Hrn. Lafitte und ich warte Tag für Tag darauf. Der Generaladvokat: Das sind keine falsche Scheine, denn sie haben L.'s Signatur! Paillet: „Nichts desto weniger sind sie falsch! Ich hörte, wie strenge Worte an die Zeugen, welche die reine Wahrheit sagten, gerichtet wurden; man drohte mit harten Strafen gegen falsche Zeugen, und ich glaubte bisher, es gäbe eben so strenge Strafen gegen Fälscher in Wechselangelegenheiten!" Der Generaladvokat: Da hören Sie, wie heilig der Angeklagten ihres Mannes guter Name ist! Paillet beruft sich dagegen auf den Drang der Umstände. — Julien Nigonnaud, Handelsmann zu Limoges, hat seit Mai 1838 mit L. Geschäfte gemacht; nach der Hochzeit negociirte L. ihm Wechsel auf Paris, die er auf das Zugebrachte von seiner Frau zu beziehen habe. Der Zeuge sagt, er habe aber trotz aller Mühe weder die Endosseurs noch Souscripteurs ausfindig machen können; auch der Staatsprocurator zu Pa-

ris habe weder die Existenz noch die Wohnung der Unterzeichneten herausgebracht. —

Jetzt tritt Dufour, welcher seit 14 Jahren Pfarrer zu Villiers-Esthon im Aisnedepartement ist, auf, und bezeugt der Angeklagten, daß sie stets ihren kirchlichen Obliegenheiten zu allgemeiner Erbauung genügte und stets, so lange sie sein Pfarrkind war, gleich ihrer Mutter die Armen unterstützt und die Nothleidenden besucht habe. Ihr Lebenswandel sei wunderbar (admirable) gewesen und er habe ihr auf ihres Großvaters Grabe eine Lobrede gehalten, in welcher er sie Allen als Muster aufstellte. Dieser Ruhm werde ihr auch im ganzen Lande gezollt; jeder wünsche, daß ihre Unschuld hier an's Licht kommen möge. Seit 1826 bis zu ihrer Verheirathung kenne er sie so, und was jenen Brief vom 15. August betreffe, so dächte er: „Der Hund, der bellt, ist minder schlimm, als der, welcher rücklings und stillschweigend beißt!" —

Etienne Moulin, Huissier zu Alassac, traf im letzten Winter eines Tages in der Boutzacer Gemeinde einen Mann, welcher ein Pferd, das mit Körben und Heubunden beladen war, führte und zu ihm sagte, er bringe Hrn. L.'s Eingeweide nach Brives, habe aber den Weg verfehlt und sei die ganze Nacht im Holze umhergeirrt. Bald darauf kam auch ein Gensdarme, der ihm etwa auf hundert Schritte folgte, heran. Nun sei zur andern Zeit einmal Hr. Buffieres Vater zu ihm gekommen und habe um Frist wegen einer Sache, die der Huissier gegen ihn hatte, gebeten; sie sprachen von den Verlegenheiten dieser Familie und der Zeuge fragte, ob er denn ihre Geldangelegenheiten nicht bald wieder ins Gleiche zu bringen hoffe. „Hr. Buffieres antwortete, dazu gäbe es nur ein Mittel, und dies sei Mad. Marie L.'s Verurtheilung; denn dann, setzte er hinzu, bekommen wir vielleicht Schadenersatz." — Paillet: Also hoffte die Familie L. ihrer Geldverlegenheit durch Mad. L.'s Verurtheilung zu entgehen, und das war für dieselbe die einzige gute Aussicht! —

Ursine Laurrin, 44 Jahr alt, Kammermädchen zu Villiers-Esthon, kam beim Baron Capelle, Artillerieobersten, 1816 in Dienst und war bis 1839, wo Mlle. Marie sich verheirathete, stets um sie: Mlle. war immer gut und lieb, besuchte und unterstützte die Armen und ward allgemein verehrt; als Ursine in Dienst trat, war Marie erst fünf und einen halben Monat alt, und seitdem war sie stets bei ihr. —

Das Zeugenverhör ist nun zu Ende, die Sitzung wird zwei Stunden suspendirt, doch alle Plätze bleiben besetzt. Um 5 Uhr werden die Experten angekündigt; der Saal ist so überfüllt, daß der Präsident einen Theil der Zuschauer forttreiben lassen muß, um den Experten Platz zu verschaffen. Die Gendarmerie setzt den Befehl mit größter Mühe durch.

Um 5½ Uhr erscheinen die Experten: tiefes Schweigen, höchste Spannung ringsum. Die Angeklagte ist bleich und ängstlich. Es wird Abend; der Saal ist fast ganz in Nacht gehüllt; der Regen braust in Strömen an die Fenster; der Wind rast um das Haus; die Natur scheint die Schauer, welche über der Versammlung ruhen, noch erhöhen zu wollen. Jetzt erhebt sich des Präsidenten Stimme laut und mahnend: Wie auch der Rapport der Experten ausfallen mag, ich fordere das Publikum auf, sich jedes Zeichens des Beifalls oder Mißfallens zu enthalten; der geringste Tumult wird streng geahndet! — — Dubois tritt nun vor und liest mit bewegter Stimme zuvor noch den Rapport, in welchem die Resultate der Expertise wegen der äußern Materien ausgesprochen werden; dann ruft der Präsident: Die Herren Orfila, Olivier von An-

gers und Bussy werden gebeten, das Resultat ihrer Untersuchungen auszusprechen.

Orfila: „Der Hof vernehme die Ergebnisse unserer, seit gestern angestellten Untersuchungen! Zuvor muß ich erklären, daß wir während aller Operationen stets von acht früheren Experten assistirt wurden; nie haben sie uns verlassen, außer in den Stunden, wo wir selbst das Laboratorium verlassen mußten. Stets wurde während der Zeit das Zimmer, in welchem sich unsere Materialien und die zu untersuchenden Substanzen befanden, sorgfältig verschlossen; wir stellten Wachen vor Thüre, Fenster und allen Ausgängen auf, so daß niemand den Ort unserer Operationen betreten konnte. Zum Operiren bedienten wir uns der nämlichen Reagentien, welche die ersten Chemiker anwendeten; wir benutzten keins derjenigen, welche wir von Paris mitbrachten, außer dem Salpeter (nitrate de potasse,) welcher uns zum Brennen der Materien diente und welchen die frühern Experten nicht in Anwendung bringen konnten. (Diese Vorrede, welche schon ein unheilvolles Ergebniß ahnen ließ, steigerte die Spannung der Zuhörer noch mehr). Ich werde nun, was ich zu sagen habe, in vier Theilen vorlegen, und zuerst zeigen, daß Lafarge's Leiche Arsenikacid enthält (allgemeines Entsetzen); zweitens, daß dieser Arsenik nicht von den angewendeten Reagentien, noch von der Erde um die Gruft stammt; drittens, daß dieser Arsenik nicht derjenige ist, welcher sich in jedem menschlichen Körper befindet und viertens werde ich zu beweisen suchen, daß dies Resultat sich mit den früheren entgegengesetzten Resultaten sehr wohl reimen läßt.

„Erstens: In Herrn Lafarge's Körper befindet sich Arsenik. Bei der ersten Untersuchung haben wir ein Viertel des Magens, die Flüssigkeiten, welche derselbe enthalten hatte und einen Theil der Materien, welche zu den Erbrechungen gehörten, untersucht. Diese Materien wurden durch Salpeter der Verkohlung (carbonisation) unterworfen; ihr Ergebniß, das wir nach Marsh's Verfahren behandelten, brachte Spuren von Arsenikmetall (arsenic metallique) zum Vorschein. — Die zweite Untersuchung ging auf die Eingeweide des Ober- und Unterleibes (du thorax et de l'abdomen) und auf eine Portion Gehirn. Diese Untersuchung wurde in zwei Theilen vorgenommen: anfangs mischten wir Alles durcheinander, ließen es kochen und durch vorher gewaschenes Linnen gehen. Das so in fast trocknen Zustand versetzte Residuum wurde durch Salpetersäure (acide nitrique) verkohlt (carbonisé) und ergab, nach Marsh's Methode behandelt, eine der ersteren ziemlich gleiche Quantität Arsenik. Darauf untersuchten wir die nach der Decoction zurückbleibenden Partien, brannten sie durch Salpeter ab und behandelten sie nach Marsh's Methode: wir erlangten eine sehr beträchtliche Quantität Arsenik, wenigstens zwölf Mal so viel, wie das der vorhergehenden Operationen. Nun untersuchten wir eine Portion Muskelfleisch aus der linken Lende: diese Materie war der Gegenstand einer besondern Präparation, welche ein negatives Resultat lieferte... es ist wahr, daß es kaum zwei Pfund waren und daß das eine sehr kleine Portion im Vergleich mit der ganzen Masse des Körpers ist. Gleichermaßen untersuchten wir einen kleinen Theil des Leichtuches, kochten es mit Wasser und Potasche; die dadurch erlangte Flüssigkeit ergab, nach Marsh's Verfahren, kein Resultat. Endlich wurden die unmittelbar unter und über der Leiche abgehobenen Erdtheile, jeder besonders und mit der größten Genauigkeit untersucht, doch nach Marsh's Verfahren fanden wir durchaus nichts. — Es

folgt also aus unseren Operationen: daß im Magen, in den Flüssigkeiten des Magens und in den Brechmaterien und daß gleichfalls in den Eingeweiden der Brust und des Bauches Arsenik war. — — Jetzt komme ich auf den zweiten Theil meines Expose; 2) Dieser Arsenik resultirt nicht aus den angewendeten Reagentien. Die Reagentien enthielten keinen Arsenik und die Probe ist, daß wenn sie dergleichen enthalten hätten, die ersten Chemiker dessen Vorhandensein in ihren früheren Untersuchungen bezeugt haben würden. Uebrigens haben wir sie auch direkt untersucht. Dieser Arsenik kommt noch weniger von den Erdtheilen: der Sarg war ganz, die Erde konnte also nicht eindringen und endlich ergaben auch die untersuchten Erdtheile keinen Arsenik. 3) Dieser Arsenik gehört nicht zu dem normalen Arsenik, dessen Existenz im menschlichen Körper ich vor anderthalb Jahren nachwies. Die Knochen des Menschen und mancher Thiere enthalten im normalen Zustande wirklich eine unendlich kleine Quantität Arsenik; aber es ist unmöglich mit denjenigen Mitteln, über welche wir zu disponiren haben, aus den Eingeweiden, welche wir untersuchten, auch nur das kleinste Atom herauszuziehen: folglich ist der hier gefundene Arsenik kein normaler. 4) Es ist kein Ding der Unmöglichkeit, das Abweichende der durch uns erlangten Resultate von derjenigen, welche die früheren Chemiker aus den Eingeweiden und Flüssigkeiten gewonnen, zu erklären. Zum Beweise will ich die angestellten Operationen der Reihe nach vorführen. Im ersten Rapporte haben die Herren Bardou, Lespinasse, Tournadour, Massenat und Lafosse so operirt: sie ließen den Magen kochen, behandelten die Decoction mit Schwefelwasserstoff acide sulphydrique) und erlangten einen gelben, flockigen (floconneux) und in Ammoniak auflösbaren Niederschlag: Wahrzeichen, welche alle dem Arsenikacid angehören; darauf suchten sie diesen mit Schwefel gebundenen Arsenik (sulfure d'arsenic) so zu behandeln, daß das Metall zum Vorschein kommen mußte; ihr Tubus machte eine Explosion; die erlangten Materien waren zur Erreichung der Gegenwart von Arsenik nicht zureichend. Wie ich in einem Briefe, den ich Hrn. Paillet zuzuschicken die Ehre hatte, gesagt habe: der gerichtlichen Medicin genügen keine Annahmen, sie will positive Beweise: das Metall muß aufgefunden werden! — Durch die Erfahrung, welche ich bei Untersuchung des Körpers des Hrn. L. erlangte, habe ich die Ueberzeugung gewonnen. das diese Herren, wäre der Tubus nicht zerbrochen, den Metallarsenik herausgebracht haben würden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sophie Albrecht.

(Aus der „Zeitung für die elegante Welt.")

In unsern Tagen, wo man Schillerfeste erneuert und neu gründet, sollte man auch seiner alten Freundin Sophie Albrecht gedenken können. Man gedenkt ihrer, aber als einer Todten, während sie noch lebt. Ich lese in „Schiller's Leben" von Schwab, in welchem der Verfasser berichtigend anführt, Sophie Albrecht sei bereits im Jahre 1838 in großer Dürftigkeit verstorben. — „O, daß du Wahrheit redetest!" — drängte sich ein Wunsch aus meiner Brust hervor; aber leider ist dem nicht so! —

Da ich mich nicht zu täuschen glaube, wenn ich diese alte Seelenfreundin unsers Dichters, diese Reliquie aus klassischen Tagen, als der ganzen gebildeten Welt Deutschland's angehörig betrachte, so denke ich, wird es Jeden interessiren, über ihre jüngsten Schicksale etwas Näheres zu erfahren.

Bis in ihr achtzigstes Jahr nährte sich die alte Dame von dem Vermiethen ihrer Theatergarderobe und von einigen Wohlthaten Befreundeter, nachdem ein Capitälchen, von ihrem verstorbenen Mann überkommen und in einem Bauerngute versichert, durch Brand verloren ging. Bald sah sie sich mit ihrem Dienstmädchen, deren Mutter in guten Zeiten der Familie gedient, auf die Gaben mitleidiger Seelen angewiesen. Vielen von diesen lebte sie zu lange, und man zog sich einzeln zurück. — Schon war sie nahe daran, der allgemeinen Armenanstalt zu verfallen, als sich ein Arzt, ein Freund von mir, ihrer annahm und durch Subscription eines jährlichen Beitrags von den Aerzten Hamburgs und Altonas sie dieses peinlichen Schrittes enthob. — Das währte vier Jahre; da aber lebte die Alte auch den Aerzten zu lange, und, bis auf Wenige, versagten sie den Beitrag. Die Greisin sah sich wieder auf ihren vorigen traurigen Standpunkt zurückversetzt und sendete mit zitternder, kaum leserlicher Hand geschriebene Briefe an den Arzt, wo ich einst eben anwesend war, als er die Botin mit einer kleinen Gabe und dem Bedeuten abfertigte: ihn ferner mit Briefen zu verschonen, da seine Collegen ihn nicht mehr unterstützen wollten. Wenige Tage vorher hatte ich in Streicher's Werken „Schiller's Flucht aus Stuttgart" jenen Brief des Dichters an Reinwald gelesen, wo er dieser alten, nun so unglücklichen Frau, ein so schönes Ehrendenkmal setzt. Kaum erfuhr ich daher nach Entfernung des Mädchens den Namen der Unglücklichen, als ich beschloß, auf jenen Brief Schiller's das Werk ihrer Errettung zu bauen. — Ich besuchte sie, holte ihre Erlaubniß zu einer öffentlichen Bitte ein, die sie, unter der Bedingung, ihren Namen zu verschweigen, auch gab, und es erfolgte jene Appellation an Deutschland's schöne Seelen, deren Erfolg mich in den Stand setzte (außer dem, was sie persönlich erhielt), — ihren Haushalt zu verbessern und zwei volle Jahre sie zu erhalten. — Das geschah 1838 im Juli, wo sie nach Schwab's Mittheilung sollte gestorben sein. Es ist unbegreiflich, wie etwas, das durch fast alle Journale Deutschlands ging, diesem Biographen und seinem Gewährsmann Boas, kann entgangen sein; eben so, wie Schwab jene Notizen über Schiller's Jugendliebe in Dresden, die ich meiner alten Schützlingin abfragte und in diesen Blättern unter meinem Namen mittheilte, als von Dr. Döring ausgegangen angeben mag. Freilich bin ich an die Ungerechtigkeit des Ignorirens schon längst gewöhnt; wäre ich ein schottischer Bauer oder Schäfer, wäre es möglich, daß Deutschlands Schriftherren auch meinen Namen nennten. — Indessen wandelte nach diesem dringenden Aufruf auch jene Aerzte eine edle Scham an, und sie schickten freiwillig ihrem Collegen ein Sümmchen von zwanzig und einigen Thalern, die bis zur Erschöpfung meiner Mittel bei ihm im Deposito blieben.

Während der Zeit meiner Fürsorge besuchte ich die immer schwächer werdende Dame oft, zahlte wöchentlich so viel, als ich für das Bedürfniß ausreichend glaubte, und reichte damit, wie erwähnt, zwei Jahre. — Im Laufe dieser Zeit traf die Alte ein schlagähnlicher Zufall, auch zeigte sich periodische Geistesverwirrung, da sie denn oft von schrecklich phantastischen Träumen, die ihr für Wahrheit galten, zu erzählen wußte, auch war sie an den untern Extremitäten gelähmt, und die Unmöglichkeit zu gehen brachte sie zur Verzweiflung. So kam der Juli 1840 heran, und, da meine Mittel erschöpft waren, übergab ich sie wieder jenem Arzte, der früher für sie gesorgt, und noch ein Sümmchen für sie in Deposito hatte. — Ueberhäuft von Geschäften und im Vertrauen auf meinen Nachfolger wandte ich

meine Blicke von ihr ab, was auch nichts geschadet hätte, wenn nicht die bisherige Wärterin nach Amerika gegangen, und an ihre Stelle eine ihrer Schwestern getreten wäre. Mehrere Wochen verflossen, als mich eine Ahnung einmal wieder hingehen hieß. — Es hieß, sie schlafe; so mußte ich mich denn bescheiden, doch schien mir die Umgebung, mehrere unbekannte Frauenzimmer, mehr als verdächtig. Bei einem zweiten und dritten Besuche zu guter Tageszeit dieselbe Weisung: sie schlafe, ließ mich endlich ungefragt in das Schlafzimmer dringen, und der Anblick, der sich mir darbot, bewog mich, eine Meldung an die Behörde zu machen, mit der Bitte, die Hülflose einer milden Anstalt zur Pflege überweisen zu wollen. Diese Bitte, vereint mit einem Bericht jenes Arztes, veranlaßte ein gefordertes Gutachten des Physikats, das indeß dahin lautete: Die unheilbare Kranke eigne sich nicht für Aufnahme in ein Staatsinstitut, vielmehr sei sie wohl für die ihr zuständige fixirte Einnahme (vom Schillerverein nebst dem Nießbrauch eines kleinen Legats ihrer erst kürzlich in Erfurt verstorbenen Tochter) in einer Bürgerfamilie unterzubringen. — Die Behörde ersuchte mich nun, das Curat. perpet. für die Geistesschwache zu übernehmen, und im Sinne des Physikats für sie zu wirken. — Ich willfahrte Beidem, und eine arme Wittwe, der Kranken aus guten Tagen befreundet, war entschlossen, sie zu Martini für das kleine Einkommen zu sich zu nehmen. Bis dahin durfte ich aber, als Curator berechtigt, einzuschreiten, nicht warten, so trat ich unter Assistenz eines Polizeioffizianten und zweier Frauen in die Jammerhöhle. — Schon die erste Nachfrage nach den noch unlängst vorhandenen Sachen ergab, daß Alles fast verkauft, gestohlen, der Himmel weiß wo geblieben sei, angeblich habe die nach Amerika Ausgewanderte alles Fehlende, selbst den besten Theil des Bettes, mit sich genommen. — Das Bild der Alten, die zusammengekauert auf einem elenden Lager da lag, wird nie aus meinem Gedächtnisse schwinden. „Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!“ — Die Frauen legten aus ihrer eigenen Habe zusammen, was der Reinlichkeit Noth that, und nun nahm ich die Kranke in meine eigene Wohnung. Indeß war hier andere Pflege als die meine nothwendig. Ihr fürchterliches, unabläßiges Geschrei zu Gott um den Tod, machte Einem das Haar sträuben, so wie das vorherrschende Thierische ihres Wesens ungeheure Anstrengungen in Anspruch nahm. — Und sie kann noch lange leben, da sie mit einem unerschöpflichen Lebensfond gerüstet zu sein scheint. Die Umstände zwangen mich jetzt, die Behörde ernstlich um Aufnahme in ihre Irrenanstalt zu ersuchen, und man konnte mir die Gewährung nicht verweigern, obgleich ich bittre, bittre Anklagen zu machen hätte. — Für ihren Unterhalt habe ich mich als selbstschuldiger Bürge mit dem Minimum unterzeichnen, und die ersten Auslagen bestreiten müssen. — Schon hatte ich eine flehende Aufforderung an das Publikum in der Druckerei des hiesigen Intelligenzblattes, aber ich nahm sie wieder zurück, denn ich schäme mich fast, neuerdings für die Freundin Schiller's zu betteln, obgleich eine Beisteuer für eine sorgsame Pflege, wie sie auch der Allerärmste genießt, nothwendig thäte. — So bin ich auf die Idee gekommen, aus den drei Bänden Gedichten der Frau Dr. Albrecht eine Anthologie zu veranstalten, und Subscription dafür entgegenzunehmen. Da indeß hier schnelle Hülfe wünschenswerth:

So bitte ich hiermit recht dringend alle schönen Seelen Deutschlands, im Namen des einstigen Freundes der Unglücklichen, mit der Subscription (Namen und Wohnort, die dem

Werke vorgedruckt werden) den Preis von einem Thaler preußisch der Hammerich'schen Buchhandl. in Altona, durch die zunächst befindliche Buchhandlung oder frankirt per Post einzusenden. Sollte indeß bis dahin die Greisin sterben, so wird wohl Jeder damit einverstanden sein, daß ich ihre Exequien damit bestreite, oder wenn es auch dafür zu spät wäre, ihr einen Grabstein setzen lasse.

Hamburg, im Oktober 1840.

Fr. Clemens.

---

* Die Mittelschulen.

Der Name Mittelschule ist eine Benennung für Schulen aus neuerer Zeit, und soll so viel besagen als: Schulen für den Mittelstand. — Allein für diesen Stand sind die Kirchspielsschulen die geeignetsten, und werden es auch wol bleiben. Vor 1823 kannte man außer den Kirchspielsschulen keine andere Anstalten, als die noch jetzt bestehende Nebenschule der Domgemeinde, und einige lutherische Freischulen die zugleich auch Kinder aus dem Mittelstande aufnahmen. Als aber durch Rath- und Bürgerschluß die Freischulen nur Kinder der niedern Classe aufnehmen mußten, schied man die Freischulen von den sogenannten Geldschulen. Diese sammelte sich ein Lehrer nach erhaltener Concession vom Scholarchate und etablirte eine Schule. Diesen Schulen wurde der Name Mittelschule beigelegt, sind also weiter nichts als: Privatunternehmungen einzelner Lehrer denen die Zeit zu lang ward, auf eine ordentliche Anstellung zu warten.

Von Seiten des Scholarchats wurde diesen Lehrern durchaus keine weitere Unterstützung zugesagt, im Gegentheil, solchen Lehrern das Mißliche ihrer Lage oft mit grellen Farben geschildert, um ihren Entschluß zu ändern.

Es haben die Lehrer genannter Schulen es sich also selbst beizumessen, wenn ihre, in der Folge angehäuften Familien, durch nothwendigen Aufwand, sie für die Zukunft besorgt machten. Eine Sorge, der ebenfalls auch andere Stände unterworfen sind.

Wie im Anfange gesagt: Die geeignetesten Schulen für den Mittelstand sind die Kirchspielsschulen. — Es ist wünschenswerth, den Wirkungs-Kreis dieser Schulen möglichst auszudehnen, und statt zwei Classen mehrere Classen einzurichten; ordentliche Lehrer anzustellen um dem Wechsel mit Gehülfslehrern nicht fortwährend unterworfen zu sein. Selbst für solche Sprachen, deren unser Staat als Handelsstaat durchaus nicht entbehren kann, könnten Lehrer angestellt werden. Auch für Mathematik könnte mehr geschehen.

Um die Kosten einigermaßen zu decken, muß für die höheren Classen das Schulgeld erhöht werden, jedoch nicht in dem Grade, daß man das ein- bis sechsfache des gewöhnlichen Schulgeldes entrichten müßte.

Endlich bemerkt Referent noch, daß alle Rivalität, welche durch die Bewilligung von Schulhalten entstehen muß, verderbenbringend ist. Sie entwürdigt den Lehrer zu niedrigen Mitteln, seine Schule zu füllen. Nur der streng rechtschaffene Lehrer ist ihr Opfer.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Daves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die

SCHNELL-  POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu **Nr. 97** des Bürger-Freundes für **1840.**

Donnerstag, den 3. December.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Das „Zweibrücker Wochenblatt" enthält folgende Wetterprophezeiung: Der diesmalige Winter tritt spät ein, bringt viel Schnee und wird im Ganzen genommen mehr gelinde als streng sein. Man wird lange Jahre keinen angenehmern Frühling erlebt haben, und der Sommer wird sehr heiß werden. Obgleich es aber öfters an Regen fehlen wird, so werden doch alle Getraidearten, mit Ausnahme einiger Hülsenfrüchte in reichlichster Fülle gerathen. Wein wird es nicht nur viel geben, sondern er wird auch vortrefflich sein. Auch die Bienenzüchter mögen sich freuen, so viel Honig und Wachs werden dieselben lange Jahre nicht erhalten haben. Für das Eintreffen dieser Vorhersagung verbürgt sich der vom vorigen Jahre her bekannte alte Schäfer.

Aus Frankreich.

Ein Brief vom 7. September, der vom Bord des „Astrolabe" auf dem Ankerplatze von St. Helena datirt ist, meldet: „Eine englische Kriegs-Brigg-Goelette ist abgesandt worden, um bei der Ausgrabung der Asche Napoleon's zugegen zu sein. Alle nöthigen Vorbereitungen, um dem französischen Prinzen die Leiche Napoleon's zu überliefern, sind beendigt; bei dem Grabe haben wir unter einem Zelte die vereinigten Apparate gesehen. Man hofft, die Leiche herauszubringen, ohne den ungeheuren Granit, der das Grab deckt, wegzunehmen, denn die Engländer wollen das Grab so in Stand halten, wie es ist; sie hoffen, daß eine leere Begräbnißstätte, wenn nicht zahlreiche Pilger, doch wenigstens einige Neugierige anziehen werde, die gern die Orte besuchen wollen, wo der universel gewordene Mann lebte und starb. Es wird, wie ich glaube, schwer sein, das Grab unversehrt zu erhalten. Napoleon's Leiche ist in vier Särge eingeschlossen; der erste ist von Zinn, der zweite von Mahagoniholz, der seinerseits in einem dritten Sarge von Blei liegt, während das Ganze von einem vierten Sarge von Mahagoniholz umschlossen ist. Die Grube ist 12 Fuß tief. Man hat im Grunde ein Mauerwerk angebracht, und der Sarkophag wurde auf vier Pfähle gestellt, um ihn vor der Feuchtigkeit zu bewahren; über demselben liegt ein großer Stein, dann wieder ein vier Fuß dickes Mauerwerk, dann Erde, und endlich bedeckt eine breite Steinplatte das Ganze. In der Furcht, daß der äußere Sarg beschädigt sei, hat man einen neuen angefertigt, um ihn zu ersetzen. Ich habe den Leichenwagen gesehen, der die Leiche vom Grabe nach James-Town bringen soll; er ist lang, von viereckiger Form mit vier Rädern, über ihm eine Decke, die von vier Säulen getragen wird. Das Ganze ist mit schwarzem Tuche bedeckt, das durch Franzen ꝛc. verziert ist. Der Wagen wird von vier Pferden, die ganz in schwarzem Flor eingehüllt werden sollen, gezogen werden."

In Paris kündigte sich eine neue Zeitung vor einiger Zeit also an: „Es werden weder Actien ausgegeben, noch Prämien versprochen. Das Blatt hat keinen Banquier, oder anders gesagt, es will ohne Großprahlerei und Lügen in dieser Welt viele Abonnenten erlangen. Meister Rabe aus der Fabel ist nicht sein Notar, und es entbehrt des Fuchses als Advocaten. Die Redaction ist den literarischen Berühmtheiten unsers Jahrhunderts nicht anvertraut. Weder der Stock des Hrn. v. Balzac, noch Alphons Karr's Pudel, noch Theophile Gautier's Lockenkopf werden sammt den Persönlichkeiten der Eigenthümer dieser Kostbarkeiten Zutritt bei uns finden. Unsere Mitarbeiter müssen alle richtig französisch sprechen und schreiben können, und gewiß und wahrhaftig den Vorstellungen beiwohnen, über die sie recensiren. Wir werden die Verdienste unserer Freunde in das gehörige Licht setzen und unsere Feinde nach Kräften anzuschwärzen suchen. Wir werden aber nie die Leute todt machen, die noch in Fülle der Gesundheit leben. Wir werden die nach Mitternacht Heimkehrenden niemals plündern und nie mit kleinen dreiköpfigen Kindern und sonstigen Mißgeburten niederkommen. Folgende Thatsachen wird die Redaction niemals leugnen: Heinrich IV. ist todt. Homer war blind. Napoleon war ein großer Mann. Mlle. Mars ist über 50 Jahre alt. Außerdem werden wir niemals von der Sündfluth reden; es ist unsern Mitarbeitern ausdrücklich verboten, das Pulver zu erfinden; wir werden niemals die Häupter der Tyrannen fordern, und Cleopatra kann so viel Perlen verzehren, als sie will, ohne daß der Hauptredacteur in einer Bittschrift bei den Kammern darauf anträgt, daß die Gesetzgebung gegen den täglich mehr überhandnehmenden Luxus der seidenen Regenschirme einschreite. Der Herausgeber ist nicht gehalten, mit seinem Kopfe für die Ideen unsers Blattes zu haften.

Es war bereits in diesen Blättern von einem durch Hrn. Philipp Mathieu gemachten Versuche mit einem Gewehre zu sechs Schüssen die Rede. Der Moniteur parisien enthält jetzt hierüber folgendes Nähere: Die Gewehre zu sechs Schüssen haben nur einen einzigen Lauf, einen einzigen Hahn und Einen Drücker. Wenig von den gewöhnlichen Gewehren in der Form unterschieden, geben sie unsern vollkommensten Jagdgewehren in Beziehung auf Schönheit und Leichtigkeit nicht das geringste nach. Man kann sich ferner überzeugen, daß diese Gewehre mehr Genauigkeit im Schusse und vorzüglich weit weniger Gefah-

ren als die dermaligen Gewehre darbieten. Die sechs Schüsse sind von einander unabhängig, so daß man davon nur einen oder mehrere abschießen, vor dem weitern Abfeuern aber wieder laden und die sechs Schüsse nacheinander mit einer ungeheuren Schnelligkeit abfeuern kann. Wir hatten eines der neuen Gewehre in Händen, welches mehr als 8000 Schüsse that, ohne daß ein einziger Theil der Waffe im geringsten derangirt worden wäre. Eine solche Erfindung scheint eine nahe Umgestaltung in den Feuerwaffen aller Art anzudeuten.

Für die Sittengeschichte Frankreichs ist folgender Vorfall sehr bezeichnend; es erhing sich in diesen Tagen in Paris eine elegant gekleidete Dame aus Liebeskummer mit einem Schnupftuche, das an den untersten Fensterwirbel geknüpft war, indem sie sich auf die Knie warf, um mit aller Kraft des Leibes die Schlinge zuziehen zu können. Als der Polizei-Commissair zur Besichtigung des Thatbestandes kam, fand er auf dem Boden ein Büchlein: „Ueber die beste Art sich zu erhängen", das die Scharteknhändler im Palais royal unter der Hand verkaufen.

Zu Draguignan, einer Stadt von 10.000 Einwohnern im südlichen Frankreich, haben die daselbst wüthenden Blattern in kurzer Zeit 500 Kinder hingerafft.

Aus England.

Das englische Blatt „the Times", welches vor mehreren Monaten die Correspondenz der berüchtigten Londoner Gaunerbande auf dem Continent veröffentlichte, und dadurch die Verhaftung mehrerer Genossen derselben vereitelte, hat nun seinen Vorwitz büßen müssen. Einer, dessen Namen in den Briefen vorkam, hatte die Keckheit, die Eigenthümer der „Times" auf einen beträchtlichen Schadenersatz gerichtlich zu belangen; diese müssen nun, um Beweise für seine Schuld zu sammeln, ihren Sachwalter mit großen Kosten nach Italien senden, und so der Verfolgung behülflich sein, der sie früher so sehr schadeten.

Man schreibt aus London, vom 14. Novbr.: „Bekanntlich hat Hr. Gisquet in seinen Memoiren Einiges über die angebliche Arrestation des Herzogs Carl von Braunschweig in Paris, die stattgefunden, als Gisquet Polizeipräfekt war, publicirt. Der Adjudant des Herzogs, Baron v. Andlau, hat nun im Auftrag des Herzogs ein Schreiben in den „Courrier de l'Europe," datirt London den 12. Novbr., einrücken lassen, worin er jene Angaben Gisquet's vollständig widerlegt. Hr. Gisquet erzählt nämlich im 3. Bde. S. 7 seiner Memoiren, der Herzog sei auf seinen Befehl verhaftet, in eine Postchaise gesetzt und in Begleitung eines Gensd'armerie-Offiziers und mehrerer Polizeibeamten bis an die Grenze der Schweiz geführt worden. Wenn Se. Durchl. — sagt Hr. Gisquet — nicht in der Macht der Polizeiagenten gefallen wäre, würde der Krieg in der Vendée neue Kraft erhalten haben, und der Julius-Thron gefährdet gewesen sein! Hierauf erwiedert jenes Schreiben des Baron Andlau, gestützt auf die schriftlichen Zeugnisse der ehemaligen Deputirten Comte und Labouissières und zwanzig anderer Personen Folgendes: „Der Herzog von Braunschweig, unterrichtet von den Bewaffnungen zu Gunsten der Herzogin von Berry, die nur in der Einbildung des Hrn. Polizeipräfekten bestanden, war von einem, aus Herrn Montalivet ganz allein bestehenden Tribunal zur Deportation verurtheilt worden. Se. Durchl., von diesem Ministerialbefehl in Kenntniß gesetzt, weigerte sich, ihm Folge zu leisten, fest entschlossen, Paris nicht zu verlassen und im Nothfall sich bis aufs äußerste zu vertheidigen. Nur auf dringendes Bitten der HH. Comte und Lafayette entschloß er sich, sich zu verbergen, und miethete zu diesem Zweck ein kleines Zimmer in der Passage de l'Opera, das er am 13. Sept. bezog. Der Portier seiner frühern Wohnung wurde getäuscht und wußte nichts von seiner Entfernung. Unterdessen spielte ein junger Offizier, ein geflüchteter Spanier, Namens Joseph Chevaly, die Rolle des Herzog, indem er dessen frühere Wohnung an dem Boulevard des Capucins Nro. 15 bezog, in seinem Bette schlief, und die Zimmer regelmäßig erleuchtete. So vergingen vier Tage; endlich am 18. Sept. 5 Uhr Morgens erschien ein Polizeikommissär mit mehreren Dienern in Civilkleidung dreißig Gensd'armen zu Fuß und zu Pferd, gefolgt von zwei vierspännigen Postchaisen, und begab sich in den Hof, der sogleich geschlossen wurde. Der Commissair, von einem Schlosser begleitet machte die drei gesetzlichen Aufforderungen an der Thüre des vermeinten Herzogs. Ein Domestik öffnete; alle drangen ein, und der falsche Herzog ward im Bett ergriffen. Er kleidete sich schnell an, folgte und bestieg den Wagen, der ihn im Galopp der Schweizergrenze zuführte. Unterdessen blieb der wahre Herzog ruhig in seinen Zimmern, und lachte über die Mystification Herrn Gisquet's, der nur seinen Schatten erreicht hatte. Er blieb noch 6 Monate unangefochten in seiner Wohnung in der Passage de l'Opera, ging oft spazieren und sogar ins Theater. Unterdessen ließ Hr. Gisquet den falschen Herzog durch seine Agenten sorgfältig beobachten, da er seines Aufenthaltes in der Schweiz sicher zu sein glaubte. Das Ministerium des Hrn. v. Broglie gab endlich dem Herzog von Braunschweig seine volle Freiheit wieder, und Se. Durchl. hatte nichts weiter zu thun, als ein sehr verbindliches Dankschreiben an die Schweizerbehörden zu richten, die demjenigen, der seine Rolle gespielt, sehr viel Wohlwollen gezeigt, und ihm die zuvorkommendste Aufnahme bereitet hatten."

Ein Londoner Nadelfabrikant, Walker, hat für eine verbesserte Sorte Nähnadeln, von welcher er Ihrer Majestät zum Behuf der Fertigung der Kinderwäsche, wie er sich ausdrückt, eine Probe zu Füßen legte, die huldreiche Erlaubniß erhalten, sie Queen's own, der Königin Leibnadeln, zu nennen. Gleicht der Inhalt der Päckchen ihrem Aeußern, so müssen sie exquisit sein, denn das Aeußere ist das Non plus ultra aller Niedlichkeit, und die aufgedrückten Porträts Victoria's und Albert's in bunten Farben sind sprechend ähnlich.

Mosaik.

Die Kraft der Elektricität.

Ein Salat von Senf oder Wasserkresse kann durch Elektricität in wenigen Minuten erhalten werden. Man braucht nur den Samen einen Tag vorher in verdünnte oxymuriatische Säure zu legen, sie dann in leichten Boden zu säen, mit einem Metalldeckel zu bedecken und sie endlich mit der Elektrisirmaschine in Verbindung zu bringen. Durch dieselbe Kraft können Eier, die durch die thierische Wärme in neunzehn bis zwanzig Tagen ausgebrütet werden, in wenigen Stunden ausgebrütet werden. Regenwasser, das scheinbar frei ist von allen Thierchen, füllt sich durch Anwendung der Elektricität nach einer Stunde mit Thierchen in Menge.

A. Daoves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 97.

Bremen, Donnerstag den 3. December 1840.

Gestorben:

1051. Laut Decret des Obergerichts vom 19. October d. J. ist Conrad Heinrich Buschmann für todt erklärt.

1052. Den 28. Nov. Joh. Herm Frede, 17 Jahr; Spielleutestraße Nro. 9.

1053. Den 28. — Des Knopfmachermeisters Peter Lüders Sohn, 8 Wochen; Abbenthorsstr. Nro. 2.

1054. Den 28. — Rönnekamp's todtgeb. Mädchen — Michaeliskirchhof Nro. 34.

1055. Den 28. — Der Schuhmacher Gabriel Schäfer, 39 Jahr; Knoopstraße Nro. 22.

Nro. 1056. Den 29. Nov. Des Cigarrenmachers Joh. Chr. Jäger Sohn, 14 Wochen; Korfesdeich Nro. 3.

— 1057. Den 30. — Des Zahnarzts Joh. Friedr. Wilh. Mensching Sohn, 8 Tage; Neustadtsdeich Nro. 57.

— 1058. Den 1. December. Des verst. Schiffszimmermanns Christian Huntemann Wittwe, geb. Harjes, 91 Jahr; Theerhof Nro. 38.

— 1059. Den 2. — Der Tischler Joh. Abraham Borne, 63 Jahr; Schützenwall Nro. 5.

Geburten:

1432 und 1433. Den 21. Nov. Des Zahnarzts Joh. Friedr. Wilh. Mensching Ehefrau, geb. Gerlach, Neustadtsdeich Nro. 57; von Zwillings-Knaben.

1434. Den 24. — Des Tischlers Hermann Martens Ehefrau, geb. Rüpken, Buntenthorssteinweg; von einem Knaben.

1435. Den 25. — Des Arb. Joh. Heinr. Thielhelm Ehefrau, geb. Buschmann, Löschen Hof Nro. 4; von einem Mädchen.

1436. Den 26. — Des Tischlers Joh. Hinr. Schildmüller Ehefr., geb. Lüers, Buntenthorssteinweg; von einem Knaben.

1437. Den 27. — Des Zimmergesellen Joh. Hinr. Geier Ehefr., geb. Sander, Hastedt Nr. 38; von einem Knaben.

1438. Den 28. — Des Steinhauergesellen Gottfried Heinr. Timpe Ehefr., geb. Holthuß, Punkendeich Nro. 55; von einem Mädchen.

1439. Den 28. — Des Krameramtsgenossen Nicol. Herm. Daniel Blohm Ehefr., geb. Precht, Schleifmühle Nro. 30; v. einem Knaben.

1440. Den 28. — Des Schuhmachermeisters Joh. Christ. Lüntzmann Ehefr., geb. Ficke, Piperstraße Nro. 12; von einem Knaben.

1441. Den 28. — Des Malers Joh. Conrad Carl Schmidt Ehefr., geb. Meybohm, Rembertistraße Nro. 28; von einem Mädchen.

Nro. 1442. Den 28. Nov. Des Schlachtwächters Joh. Chr. Hellweg Ehef., geb. Koppenbring, Gröplingerstraße; von einem Mädchen.

— 1443. Den 28. — Des Blechenschlägers Heinrich Vogelsang Ehefr., geb. Reimers, Hastedt; von einem Mädchen.

— 1444. Den 28. — Ein Mädchen (todtgeb.); Michaeliskirchhof Nro. 34.

— 1445. Den 29. — Des Buchbinders Joh. Martin Best Ehef., geb. Brinck, Osterthorsstraße Nro. 18; von einem Knaben.

— 1446. Den 29. — Ein Knabe — Klosterkirchenstraße Nro. 6.

— 1447. Den 30. — Des Cigarrenmachers Hermann Eggers Ehefr., geb. Schlüter, Punkendeich Nro. 83; von einem Knaben.

— 1448. Den 30. — Des Arb. Friedr. Wilken Ehefr., geb. Reinken, gr. Johannisstraße Nr. 239; von einem Knaben.

— 1449. Den 30. — Ein Knabe — Jacobikirchhof unter Nro. 6.

— 1450 und 1451. Den 1. December. Des Arb. Stephan Andreas Sanders Ehef., geb. Meyer, Schweinestraße Nro. 10; von Zwillings-Töchtern.

— 1452. Den 1. — Des Kappenmachers Wilh. Brandt Ehefr., geb. Riegelmann, Doventhorsstraße Nro. 1; von einem Mädchen.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 98.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 6. December 1840.

Dann um meine Seele wanken
Liebe Bilder hell und licht,
Daß die Hoffnung doch nicht trüge,
Wie sich um die Aschenkrüge
Immergrün und Epheu flicht.

F. Kind.

* An die Hingeschiedene.

Hier streif ich nun im Haine
Und sinn' an dich zurück;
Hier steh' ich nun und weine,
Mich mahnen Moos und Steine
An ein genoß'nes Glück.

Hier saßen wir auf Matten,
Noch schuldlos wie ein Lamm,
Und labten uns am Schatten,
Bis Mond und Zephyr nahten,
Bis mild der Abend kam.

Hier mußt' ich dir erzählen
Vom fernen heil'gen Land.
Wie konnt' es dich beseelen!
Wie strebt' ich zu verhehlen,
Was dann mein Herz empfand.

Und du hast mir gesungen
Des Menschen heil'ge Pflicht.
Wie das in's Herz geklungen,
Wie mir's die Brust durchdrungen,
Das' nennt die Sprache nicht.

Einst maß ich mich; es reichte
Mein Mund an deine Wang'.
Weißt noch, wie ich dir's zeigte?
Wie wurde dir? es neigte
Dein Blick sich wirr' und bang'...

Oft suchten wir uns Steine
Und Blümchen, bunt und schön.
Das Meine war das Deine,
Und Keiner mocht' alleine
Im Walde suchen gehn.

Wo weilst du nun, o Liebe?
Das Grab, es nahm dich mir.
Wie wär' mein Leben trübe,
Wenn mir nicht Hoffnung bliebe,
Ich käme einst zu dir.

So irr' ich denn und weine,
Und denk' an dich zurück.

Wie bin ich so alleine!
Mich mahnen Moos und Steine
An längst genoß'nes Glück.

Th. Drieke.

Vergiftungsprozeß der Mad. Lafarge.

(Fortsetzung.)

„Aus dem zweiten Rapporte der Herren Dubois Vater und Sohn und Dupuytren erhellt, daß sie zuerst das Viertel des Magens, dann einen Theil der Flüssigkeiten, welche darin enthalten waren und endlich einen Theil der Brechmaterien untersuchten. Wir hingegen vereinigten die drei Materien und machten nur eine einzige Operation; also statt einzeln an jedem Drittheile zu operiren, nahmen wir das Ganze vor. Obgleich wir aber das Ganze zugleich untersuchten, so erlangten wir, wie früher bemerkt, nur eine sehr kleine Quantität Arsenik. Folglich darf es nicht auffallen, daß, wer nur den dritten Theil vornimmt, keinen Arsenik entdeckt, während derjenige Arsenik findet, der das Ganze zugleich untersucht. Noch mehr: Marsh's Verfahren ist noch neu; jedermann hat es also auch noch nicht ganz genau durchstudirt und selbst wer es studirte, dem fehlt täglich noch dies und das, wenn er sich dessen bedient. Ja selbst heute, in dem Momente, als wir aus einer Flüssigkeit, die wirklich Arsenik enthält, denselben auszogen, saßen wir plötzlich fest und doch mußte nothwendig noch Arsenik herauskommen, denn wir hatten die triftigsten Gründe, daß noch Arsenik darin war. Das kommt daher, daß die Flamme mitunter ein wenig zu stark wird, daß der Porcellanteller zu nahe oder zu weit davon ist, daß der Luftzug einer offnen Thür, oder irgend einer Oeffnung die Flamme erfaßt und sie nach der andern Seite weht u. s. w. Es ist also nichts Ungewöhnliches, daß wenn man mit so unbedeutenden Quantitäten operirt, man zu keinem Resultate kommt. Es freut mich, dem Talente und der Geschicklichkeit der Experimenteurs, welche operirten, Gerechtigkeit widerfahren lassen zu können, aber es ist eine ausgemachte Sache, daß sie mit zu kleinen Quantitäten der Materien arbeiteten und zweitens, daß das Verfahren Marsh's mit einer zu starken Flamme ausgeführt wurde, so daß das kleine Quantum des Arseniks, der wirklich da war, sich verflüchtigte. Ich sehe also nichts dabei, was mit den von uns erlangten Resultaten nicht in Einklang gebracht werden könnte. — Endlich in der letzten nach der Ausgrabung angestellten Untersuchung, haben die vereinigten Herren Mitglieder der ersten und zweiten Commission eine kleine Portion Leber untersucht und mit Salpetersäure dies Produkt behandelt; sie haben es verdunstet und folglich nichts gefunden. Wir hingegen operirten mit der ganzen Masse der Eingeweide und fanden ein kleines Quantum Arsenik. Die Herren haben ferner nur den vierten Theil der übrigen Eingeweide genommen; wir das Ganze. Denken Sie sich die vorbemerkten Schwierigkeiten der Verfahrungsart hinzu, so wird Ihnen leicht erklärlich, daß die Herren nichts fanden. Endlich haben sie das Residuum der festen Materien, welche aus der Kochung der Eingeweide resultirten, nicht durch Salpeter in Asche verwandelt (incineré) und grade in diesem verkohlten Residuum fanden wir die größte Arsenikmasse.

„Ich verkenne durchaus nicht, daß das von den Herren befolgte Verfahren von manchen Schriftstellern empfohlen wird; wenn dies nicht das beste ist, so sind die, welche darnach experimentirten, nicht schuld daran. Auf diesem Felde sind wir seit einiger Zeit weiter gekommen. Früher kümmerte man sich nicht sattsam genug um den Gedanken, daß animalische Stoffe, mit Arsenik vermischt, das Gift kräftig festhielten und

sich nur sehr schwer durch Aufkochen davon scheiden, und daher kommt es, daß unter manchen Verhältnissen die giftigen Stoffe den Experten entgingen. — Zum Schluß, und zwar nachdem ich so die verschiedenen Theile, von denen ich den Hof in Kenntniß setzen wollte, durchgegangen, muß ich noch hinzufügen, daß gegen die Natur der Materien, welche wir erlangten, durchaus kein Zweifel stichhaltig ist. Der metallische Arsenik ist auf Tellern aufgefangen worden und die Commission, bestehend aus drei Mitgliedern, denen alle übrigen Experten zugesellt waren, wird, ich zweifle nicht daran, einstimmig über das Faktum sein, daß das auf den Kapseln erlangte Metall Arsenik sei. Doch das genügt noch nicht, es muß entwickelt werden, durch welche Mittel wir zu der Gewißheit gelangten, daß es Arsenik sei. Die erlangten Stückchen sind braun, glänzend; sie ziehen aus der Luft keine Feuchtigkeit an; sie verflüchtigen sich nicht in der Kälte und nicht in der Hitze; sie lösen sich ab und auseinander in reiner Salpetersäure (acide nitrique). Nach bewirkter Auflösung und wenn dieselbe bis zur Trockenheit verdunstet ist, erhält man einen weißen, sehr wenig ins Gelbliche spielenden Niederschlag, welcher durch salpetersaures Silber ins Backsteinrothe übergeht. Da nun keine andere bekannte Substanz diese Wahrzeichen sämmtlich vereinigt, so muß ich schließen, daß diese Materie Arsenik sei. — Das, Herr Präsident, ist das Ergebniß der Untersuchung, welche mir der Hof anvertraute!" — Der Präs.: Und dies ist das einstimmige Resultat Ihrer Ueberzeugungen? — Orfila: Wie ich glaube, das einstimmige! — Olivier von Angers: Herr Orfila hat ganz meine Ueberzeugung ausgesprochen. — Bussy: Ich habe nichts hinzuzusetzen; unsere Experimente wurden alle gemeinsam gemacht und auch unsere Schlußfolgerungen stimmten ganz und gar. — Präs.: Hat die Vertheidigung etwas darauf zu entgegnen? — Paillet bleibt die Antwort schuldig. — Der Präs.: Nach so wichtigen Ergebnissen des Rapports bedarf jeder der Zeit zur Sammlung. — Die Sitzung wird aufgehoben. Die Angeklagte drückt ihren Vertheidigern schmerzlich die Hand; das Publikum, welches vom Regen noch lange im Justizpalaste zurückgehalten wird, verharrt in trübem Schweigen — kaum ein Wort, höchstens ein Seufzer wird laut. Bald verbreitet sich dasselbe ahnungsschwere Schweigen über der ganzen Stadt Tulle.

Die Sitzungen vom 15. und 16. September waren keine Sitzungen, sondern nur verfehlte Versuche dazu; wir stehen an einem Ruhepunkte dieses vielbewegten Prozesses, vielleicht wenn wir so sagen dürfen, am unbeendeten Ende der Verhandlungen. Die unerwartete Wendung, welche die Streitfrage über Lafarge's Leiche durch den Ausspruch des Pariser Triumvirats nahm, überraschte Alle, dir Anklage wie die Vertheidigung, die Geschwornen wie das Publikum. Die finstere Regennacht vom Montag auf den Dienstag war nicht blos für die Betheiligten eine unruhige und schlaflose. Noch graute der Tag am Dienstage nicht, als die Straßen, welche zum Justizpalaste führen, schon von Menschen wogten, und kaum war es fünf Uhr, als der Assisensaal gestopft voll von Zuschauern beiderlei Geschlechts war. Die Gruppen unterhielten sich von den gestrigen Vorgängen und dem Eindruck, den Orfila's Bericht auf die Angeklagte machte: Wird sie heute erscheinen? — Wird sie erscheinen können?... Wird sie, um Zeit zu gewinnen und um ihrem starr vor Ueberraschung gewordenen Vertheidiger Paillet Muße zu neuen Plänen zu verschaffen, sich nicht kränker stellen, als sie ist?... Wird sie den furchtbaren Aufregungen und Bewegungen der Debatten nicht gänzlich erliegen? —

Diese und viele andere Fragen boten den Wartenden Stoff zur Unterhaltung. An Zeit dazu fehlte es auch nicht, denn eine Stunde verging nach der andern und immer bedenklicher wurden die Gesichter. Endlich um halb zehn Uhr erschien der Hof; der Arzt der Angeklagten, Bentejou, trat vor und sagte: „Herr Präsident, ich habe die Ehre, Ihnen zu melden, daß Mad. L. eine sehr bedenkliche Nacht gehabt hat und es ihr durchaus unmöglich ist, den Debatten beizuwohnen." Der Präs.: Glauben Sie, Herr Doctor, daß ihr Zustand ihr den ganzen Tag nicht gestatten werde, in der Sitzung zu erscheinen? — „Ich spreche nur von ihrer jetzigen Lage und kann nicht wissen, was später geschieht."

Der Generaladvokat: Um der Regelmäßigkeit der Debatten willen, wünschen wir die Hinzuberufung von Aerzten, damit uns über Mad. L.'s Befinden kein Zweifel bleibe. Die gewöhnlichen Gefangenärzte könnten dazu berufen werden. — Der Präsident bemerkt dem Arzte der Angeklagten nun, nicht aus Mißtrauen gegen sein Wort, sondern um allen Ein- und Ausreden vorzubeugen, sollten die HH. Salheilat und Tabanon sich zur Angeklagten begeben und dem Hofe Bericht erstatten. Nach einer Viertelstunde erscheint Hr. Tabanon allein, später auch sein College, welcher noch zwei andere Aerzte als Beigeordnete wünscht; beide werden mit Vidalin und Desortiaux, zwei anwesenden Aerzten, beeidigt. Nach anderthalb Stunden kehren die vier Männer zurück und erklären einstimmig, die Angeklagte könne heute wegen fortwährender Krämpfe und einer bedenklichen Nervenirritation nicht erscheinen. Die Sitzung wurde bis zum nächsten Morgen vertagt.

Auch am Mittwoch konnte die Angeklagte krankheitshalber nicht erscheinen; doch finden die Aerzte ihren Zustand ganz natürlich. Schon vor ihrer Verhaftung litt sie fortwährend an Erbrechungen; nun kamen die täglichen Aufregungen hinzu; der Zwang, den sie sich während der Sitzungen auferlegte, das stete Schwanken zwischen Furcht und Hoffen und endlich Orfila's Entscheidung, — welche kräftige Körperkonstitution würde dabei nicht gelitten haben; und nun gar die der Angeklagten!

Charakteristisch ist die Unmasse von Briefen, welche wie den übrigen Betheiligten, so der Angeklagten ganz besonders täglich zukommen; Theilnahme und Mitleid, Bedauern und Hoffnung, Wahn und Niederträchtigkeit, alle lauteren und unlauteren Leidenschaften machen sich auf dem perfiden Wege anonymer Briefe Luft. Der Courrier brachte am 16. September nur Briefe für Mad. L.; zur Probe, wie die Lafargisten manövriren, möge folgender Brief hier übersetzt werden, er lautet: „Madame, schon längst wollte ich dem Präsidenten ankündigen, daß ich derjenige sei, welcher Herrn Lafarge aus Haß vergiftete, aber ich wagte es nicht. (!?) Als ich nun klar und deutlich sah, daß Ihre Verurtheilung herannahe, entschloß ich mich zum Schreiben. Wenn Sie diesen Brief erhalten, ist es unnütz, Nachforschungen über mich anstellen zu lassen; denn dann hab' ich mich bereits ermordet. Will man zufällig meine Leiche suchen, so wird man sie wahrscheinlich in der Morgue finden, denn ich habe mich in die Seine bei Paris gestürzt. Da ich meine Familie nicht an den Pranger stellen will, so verschweige ich meinen Namen. (!!) Madame, ich bitte und beschwöre Sie, verzeihen Sie mir, daß ich über Ihrem Haupte so lange Zeit eine so gräßliche Anklage schweben ließ. Adieu! — Paris, den 13. September." — Der Brief ist mit dem Pariser Poststempel vom 14. versehen: welcher edle Ritter mag der alberne Verfasser sein? — — —

Die Sitzung des 16. Septembers konnte, wie die des vorhergehenden Tages, nicht statt finden, weil Mad. L. noch immer am Nervenfieber danieder liegt. Wird sie morgen erscheinen? diese Frage beschäftigte den Hof. Sollte dies nicht der Fall sein, so wird ein definitiver Beschluß gefaßt werden; bis dahin bleiben auch die Chemiker von Paris und Limoges noch in Tulle; um indeß keine Zeit zu verlieren, werden ihnen die verdächtigen äußeren Materien zur nochmaligen Untersuchung eingehändigt und sie ziehen sich damit ins Laboratorium zurück. Dann wird die Sitzung vertagt.

Zu der Vormittagssitzung am 17. September war ein so ungeheurer Zudrang wie noch nie zuvor; besonders machten sich die Damen und die Geistlichkeit vom Lande, Pfarrer und Küster, Professoren und Seminaristen, bemerklich. Um 9½ Uhr erschien der Hof; eine Viertelstunde später wurde Mad. L. in einem Lehnstuhle hereingetragen, starr, bewegungslos, mehr einem Marmorbilde, einem Bild des Jammers, als einem Menschen ähnlich. — — Olivier liest den bereits ehgestern von uns mitgetheilten Rapport vor, worauf Bussy die drei Teller mit den nach Marsh erlangten Arsenikspuren den Vertheidigern, den Behörden und Geschwornen zeigt. Der Generaladvokat fragt dann die Experten: Es steht also fest, daß dieser Arsenik weder von der Erde um den Sarg komme, noch der normale Arsenik sei, welcher sich nach einer neuen Entdeckung in den Knochen findet; folglich ist dieser Arsenik für Sie ein completer Beweis. — „Ja, ein completer." — „Dubois, Sie wohnten den Untersuchungen bei; ließen sie für Sie noch etwas zu wünschen übrig. — „Sie führten mich zu der Ueberzeugung, daß in der Leiche Arsenik war." — Glauben Sie, daß der gefundene Arsenik dem Körper L.'s beigebracht wurde? — Dubois erklärt sich zur Beantwortung dieser Frage für inkompetent, da er nicht Arzt sei; Arsenikatome gesteht er zu. Doch was die dritte Operation, die, in welcher man alle Materien zusammenthat, anbetreffe, so müsse er hier den Zweifel, welchen er Orfila bereits im Laboratorium geäußert habe, wiederholen; er könne nämlich nicht begreifen, wie die von Feuchtigkeit befreiten Materien mehr Arsenik, als die Feuchtigkeiten, in welchen sie gekocht wurden, enthalten könnten; es ließe sich vielleicht annehmen, daß die Reagentien bei aller Reinheit das Arsenikquantum hätten vergrößern können; das sei nichts weiter als ein Zweifel, aber die Gewissenhaftigkeit sei ein Schwamm, dem man auch den letzten Tropfen ausdrücken müsse. Orfila geht auf Dubois Bedenken nun durch eine streng wissenschaftliche Deduction ein; dann fragt Paillet nach dem Quantum; Orfila entgegnet, dasselbe sei zu klein zum Wiegen, lasse sich aber wohl auf mehr als ein halbes Milligramme anschlagen; indeß das Mehr oder Weniger thue seiner Ueberzeugung, der Arsenik sei dem Kranken beigebracht, keinen Abbruch.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Auch ein Wort zu seiner Zeit.

(Fortsetzung.)

Die Vorzeit glaubte dem Bösen zu steuern, durch furchtbare Gefängnisse, durch scharfsinnig ausgesuchte Martern und dergleichen, allein vergeblich; die Gegenwart ist humaner. Jene Schreckenshäuser sind in Paläste umgewandelt; die Gefangenen werden menschlicher behandelt, die Strafen sind keine barbarische Marter mehr. Die Vorzeit, welche zur Veredlung der Menschheit wenig leistete, wüthete mit Grausen erregenden Strafen gegen Verwahrlosete. Die Gegenwart, humaner, beweist durch ihre menschlichere Behandlung solcher, daß sie noch nicht Alles gethan habe, was

sie thun müsse, um keine solche Unglückliche zu haben. Sie erkennt, daß durch Zuchthäuser und Correctionshäuser durchaus dem Uebel nicht abgeholfen wird. Die Vorzeit wollte dem Uebel im Ausgange steuern; die Gegenwart erkennt, daß das Uebel am leichtesten und radikalsten im Keime erstickt wird, und daß dieses so früh wie möglich geschehen müsse, wovon unsere Kinder-Bewahranstalten den Beweis liefern. Vielleicht wird die Nachwelt selbst unsere humanere Behandlung gegen Verbrecher Barbarei nennen, und vielleicht solche Anstalten getroffen haben, daß Verbrechen eine eben so seltene Erscheinung sein wird, wie gegenwärtig bei uns die Pest.

Die Kinder-Bewahranstalten neuerer Zeit machen Epoche in der Erziehung des Menschen. Sie beweisen, daß mit der Erziehung so bald wie möglich der Anfang zu machen sei; sie beweisen, daß auch Kinder, unbeschadet ihrer Gesundheit, schon unterrichtsfähig sind. Sie liefern das erfreuliche Resultat, daß Kinder von 6 Jahren an Bildung des Verstandes und Herzens, Kinder von 10 — 12 Jahren gleicher Standes-Classe weit überragen. Sie liefern das erfreuliche Resultat, daß die Gesundheit der Kleinen auf eine überraschende Weise gefördert wird.

Allein nach vollendetem 6. Jahre werden die Kleinen entlassen, und in die Elementar-Schulen gebracht. Schöne geräumige, gesunde Säle verließen sie, enge, dumpfige Stübchen sind jetzt ihr Loos. Drei und vier Stunden ununterbrochen jeden Morgen darin verweilen müssen, ist eine Qual für ein solches Kind, eine Ungerechtigkeit, welche wir zuerst an dem Kinde begehen. Schöne Krankenhäuser, prachtvolle Gefängnisse, kostbare Brücken, sind Beweise von Gemeinsinn, von guter Staatsverwaltung; allein, wenn an verschiedenen Punkten der Stadt prachtvolle Elementarschulen paradirten würde gewiß dem Staate noch größerer Ruhm bereitet. Es ist gewiß recht zu bedauern, daß den Inhabern von Elementarschulen, die Wahl der Lokale überlassen bleibt.

Das Erste worauf wir unser Augenmerk richten müssen, ist: Dahin zu streben daß unsere Elementarschulen ein humaneres Ansehen bekommen, daß sie den Kinder-Bewahranstalten analoger werden; und zweitens daß die Elementarschulen ihrem Innern nach einladender sein mögen, d. h. daß der Lehrer nicht als Zunftmeister in den Augen der Eltern und Kinder erscheine, wie es gewöhnlich der Fall ist. Damit die Schulen den Kleinen nicht Gefängnisse mehr sind; und drittens, daß man von Seiten des Publikums den Elementarschulen gleiche Liebe und Aufopferung spende, wie den Kinder-Bewahranstalten.

Auf diese Weise ist die zweite Stufe des Kindesalters wohl berathen, und vor Abwegen gesichert, denn die Liebe hält es in ihren Seilen.

Unsere Elementarschulen, um noch einmal auf dieselben zurückzukommen, sind Speculanten übergeben, die nach Einnahme ihrer Vergütung auch die Lokale wählen. Daß hierin oftmals dem Zwecke durchaus nicht entsprochen wird, beweisen die mitunter fürchterlichen Lokale. Dann kömmt noch hinzu, daß dieselben zu wenig gereinigt werden, wöchentlich 2 bis 3 Mal, dagegen die Säle der Kinder-Bewahranstalt täglich 2 — 3 Mal. Es ist nicht zu bewundern, daß bei der geringsten Bewegung der Füße, eine solche Schule mit Staubwolken angefüllt ist. Gewiß der Gesundheit schädlich und dem Frohsinn hinderlich. Dem Staate sind die Elementarschulen insbesondere anzuempfehlen, denn sie sind der Aufmerksamkeit eben so sehr bedürftig, wie diejenigen Schulen

fürs reifere Alter. Es dürfen keine Lücken in der Pflege statt finden, wenn der gute Saame gedeihen soll. Was man thut, muß man ganz thun; Halbheit führt nicht zum Ziele. Die Opfer welche der Staat jetzt bringt, sind fruchtbringend, und vom sicheren Erfolge.

Dann möchte vielleicht die Einrichtung, die Elementarschulen in die Hände von Frauen und Jungfrauen übertragen zu haben wol derjenigen nachzusetzen sein, die Elementarschulen in Männerhänden zu geben. Es ist gewiß nicht so schädlich, wenn das Mädchen von der männlichen Kraft sich etwas aneignet, als wenn der Knabe zu weibisch erzogen wird. Jedoch auch der Umstand spricht für genannte Ansicht, daß der Mann von Jugend an sich dem Lehrfache als Broderwerb gewidmet hat; dagegen die Frau aus Noth und die Jungfrau bis zum Ehestande.

(Wird fortgesetzt.)

---

* Aphorismen.

Religion ist in einem wirklich gottgeweihten Herzen eine Empfindung, so heilig und rein, wie des Jünglings erste Liebe. Die durchdringt und läutert sein ganzes Wesen, aber sprechen davon kann er nicht, denn es ist ihm, als würde sein hohes Gefühl und der Gegenstand desselben entweiht, wenn die Kunde davon zu profanen Ohren käme.

Wollt ihr den Menschen kennen lernen, so wendet euch an den Dichter, der es *ist*, und lernt von *ihm*. Der Mensch des täglichen Lebens erscheint im Alltagsgewande seiner Gewohnheiten, die um sein Innres eine Hülle bilden, wie die grüne Krautdecke um den wenig bewegten Teich. Sein eigentliches Wesen wird erst sichtbar, wenn der Sturm ihn aufwühlt und seine Tiefen herauskehrt. Das tägliche Leben hat solcher Stürme der Leidenschaft wenige, aber der Dichter schildert sie in allen ihren Erscheinungen vermöge seiner Divinationsgabe, die auch von Gott ist.

Alle Wissenschaft sucht das objectiv Wahre, also das von Gott Stammende, das Göttliche. Jede arbeitet mit an der Erkenntniß des Göttlichen und durch diese auch an der Erkenntniß der Gottheit. Die Theologie soll die Blüthen aller Wissenschaften abpflücken und daraus einen Strauß der Erkenntniß binden, aus welchem der Duft des Göttlichen uns entgegen wehe. Nur so, als die Dollmetscherin *aller* Erscheinungen der Gottheit, verdient sie den Namen der ersten und höchsten Wissenschaft.

Das Ei des Columbus. — Alles Göttliche ist einfach und leicht begreiflich, hast du nur erst deinen Geist zum Begreifen fähig gemacht. — Als der Engel Gabriel die Erde gebildet und sie an die Sonne geknüpft hatte, ließ er sie aus seiner Hand, und sie bewegte sich im dauernden Kreislaufe um ihren Fixstern. Aber das Leben auf ihr wollte nicht gedeihen: im Norden und Süden Eis, in der Mitte verzehrende Gluth! Er rief alle Erzengel zu Hülfe; sie sannen und sannen, aber keiner wußte Abhülfe. Da kam die Gottheit, stellte die Erde *schief* auf ihre Bahn, und siehe, Sommer und Winter, Herbst und Frühling zogen hinter einander rings um die Erde und bekleideten sie abwechselnd mit Laub, Blumen und Eis, und überall war Bewegung und Leben und Freude.

Humanität ist der Geist der Liebe und Duldsamkeit, das Kennzeichen und die Quintessenz des Christenthums. Das Abendmahl, das am Tische des Herrn alle Menschen als Brüder vereinigt, zeugt dafür. Die heiligsten und erhabensten Worte Christi predigen sie: Liebet eure Feinde, segnet,

die euch fluchen, ꝛc. Kindlein, liebet euch unter einander ꝛc. Was siehest du den Splitter in deines Bruders Auge ꝛc. Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet ꝛc. und noch viele andere Aussprüche lehren euch, daß, wollt ihr Christen sein, ihr gegen einander human sein müßt. Glaubt, was ihr wollt, aber schafft, daß ihr diesen Geist der Liebe euch aneignet, denn ohne ihn wäret ihr klingendes Erz und tönende Schellen, hättet ihr gleich Glauben, um Berge zu versetzen. Nehmet diesen Geist der Humanität aus dem Christenthume hinweg, so bleibt freilich nur noch der Buchstabe des Judenthums übrig. D. S.

Redensarten.

Eine der seltsamsten Redensarten ist nicht nur in Würtemberg, sondern auch in Deutsch-Lothringen unter dem Landvolke ganz gewöhnlich. Fragt man nämlich eine Bäuerin: was macht euer Pfarrer? und sie antwortet: Herr! der ist recht lüderlich (liederig), so schließe man ja nicht auf einen schlimmen Lebenswandel des Mannes. Die Bäuerin will nichts anders damit sagen, als: der Pfarrer ist in höchstbedenklichen Gesundheits-Umständen.

Ein ähnliches Bewandniß hat es mit dem Beiworte: niederträchtig. Der Landmann in Würtemberg, in Ravensburg und sonst in Westphalen, auch im Westerburgischen und Hennebergischen, verbindet damit den Begriff von herablassend, leutseelig gegen Geringere.

Noch sonderbarer ist die Bedeutung des Wortes toll in der Herrschaft Sausenberg und Rötteln. Ae toll Predigt heißt hier nichts geringeres als eine treffliche, herrliche Predigt.

Miszellen.

Vor etwa hundert Jahren herrschte am Wiener Hofe eine seltsame Gewohnheit. Heirathete ein Hoffräulein, so half die Kaiserin die Braut am Hochzeitstage selbst anziehen, führete sie bei der Hand zur Trauung in die Kirche, und lud sie darauf nebst dem Bräutigam zu sich zur Tafel. Aber welch' eine tantalisirende Einladung! Wollte nämlich der Neuvermählte recht höflich sein, so durfte er an der Tafel — weder essen, noch trinken.

Vor der Statue des Rubens in Antwerpen steht eine Schildwache, um das Denkmal gegen jede Unbilde zu schützen. Dennoch fand man es jüngst auf eine vandalische Weise verstümmelt. Der Soldat nämlich selbst, der die Wache hatte, war betrunken, und beschäftigte sich aus Uebermuth und Muthwillen damit, die Genien am Fuße des Standbilds mit dem Bayonette zu zertrümmern. Hätte er höher an das Denkmal emporreichen können, so würde er auch dies zerstört haben. Wie wird man den Mann bestrafen?

Anzeigen.

Den Herren Wirthen empfiehlt die in ihrem Verlage erschienenen, in dieser Jahreszeit häufiger vorkommenden Artikel als: Billard-Reglement — 12 Gr. Kegel-Reglement — 6 Gr. Bostontabelle — 4, 6 und 8 Gr. L'Hombre-, Wist- und Grabuge-Tafeln — das Hundert 24 Gr. Thorsperr-Tabelle — 8 Gr.

die Jöntzen'sche Buch- und Steindruckerei,
Seemannsstraße Nro. 2.

(Hierbei als Beilagen: "Schnellpost ꝛc.", und "Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.")

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die

SCHNELL-  POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu **Nr. 98** des Bürger-Freundes für **1840.**

Sonntag, den 6. December.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Den Männern von der Feder steht eine sehr wohlfeile Zeit bevor: die Federposen nämlich sind auf der letzten, in diesem Artikel den Ton angebenden Messe zu Frankfurt a. d. O. auf den dritten Theil ihres bisherigen Preises gefallen, so daß manche Handlungen, welche Milliarden davon auf dem Lager haben, Tausende von Thaler verlieren. Es verdient übrigens bemerkt zu werden, daß während England und Frankreich uns mit den in ihren Fabriken angefertigten Stahlfedern überschwemmen, immer noch eine sehr ansehnliche Quantität von Federposen ihren Weg von Deutschland nach jenen beiden Ländern findet.

Die Agramer Zeitschrift „Croatia" bringt sehr oft pikante Notizen aus der Theaterwelt; so meldet sie auch: „Der Verfasser des Lokalstückes „der Wiener Schusterbub" ist ein Corporal, der als Honorar für diese Piece — eine Klafter Holz für seine alte Mutter begehrte. Wer könnte noch dem Verfasser zürnen, daß er um diesen Preis das Publikum mit seinem schlechten Machwerk einen Abend hindurch ennuyirte."

Döbler brachte in seiner letzten Produktion zu Berlin einen sehr treffenden Scherz als Schluß seiner Experimente. Er wünschte sich einen jovialen, geistreichen, unterhaltenden Reisegefährten und versuchte deshalb einen solchen aus einem Ei auszubrüten. Unter einer, auf einen Tisch gestellten, mit Leinwand überzogenen Pyramide geschah das Experiment. Er hob dieselbe vom Tische ab und man denke sich die Ueberraschung, das Gelächter und den Beifall des Publikums — der Komiker Beckmann stand, so groß er war, auf dem Tisch. Dieses Impromptü gab dem beliebten Komiker natürlich Gelegenheit zu einigen gelungenen und sehr beifällig aufgenommenen Witzen.

Man berichtet aus Schlesien, vom 10. Novbr.: „In einer Rede, die der Superintendent in Muskau zum Gedächtniß der verstorbenen Abyssinierin des Fürsten Pückler-Muskau am 8. Novbr. in der Schloßkirche zu Muskau hielt, theilte derselbe nachstehende Angaben über das Leben und die Schicksale der Verstorbenen mit: „Machbuba stammt aus dem Hochgebirge Süd-Abyssinien's, wo ihr Vater Beamter an einem kleinen Hofe war. Als Machbuba ungefähr 11 Jahre zählte, ward ihr Vaterland mit Krieg überzogen, ihr Vater und ihre Brüder getödtet, und sie mit einer ältern Schwester in die Sklaverei geführt. Letztere verkauften die Sieger auf dem Sklavenmarkte zu Gondar. Erstere, die weiter geführt wurde, kaufte vor ungefähr fünf Jahren der Fürst Pückler in einer kleinen Stadt in Ober-Egypten. Die Verblichene zeichnete sich durch Sanftmuth und einen unverdorbenen kindlichen Sinn, durch Treue und Anhänglichkeit an Alle die, welche ihr nahe standen, so vortheilhaft aus, daß ihr Tod allgemeine Trauer erregt. Sie starb in dem Alter von ungefähr 16 Jahren."

Man schreibt aus Breslau: Abermals hat uns das große Loos, welches leider nicht das Loos aller Sterblichen ist, getroffen. Die 200,000 Thaler sind hier an völlig unbemittelte Personen gekommen. Der Residenz ist es nicht zu verdenken, wenn sie mit neidischen Augen auf Schlesiens Hauptstadt sieht, die ihr in den letzten neun Ziehungen vier Mal den Mammon geraubt, während die anderen Provinzen denselben fünf Mal erhielten, und Berlin jedes Mal leer ausging.

Aus der Schweiz.

Der Souffleur des Theaters in Zürich steckte in einem Anfalle von Wahnsinn während der Vorstellung eines Trauerspiels eine Angelruthe aus dem Souffleurkasten, wodurch die Schauspieler alle Fassung verloren, und der eben auf der Bühne ermordete Held laut zu lachen anfing. Bevor man noch den Vorhang fallen ließ, kroch der Souffleur heraus, setzte sich dem Publikum gegenüber auf den Kasten und sang: „Ungeheure Heiterkeit ꝛc."

Aus Frankreich.

Am 7. oder 8. v. M. sind die Fahrzeuge Astrolabe und Zelée nach einer Abwesenheit von 38 Monaten — sie fuhren am 8. September 1837 von Toulon ab — wieder in Toulon eingelaufen. Die Mannschaft ist durch Entbehrungen aller Art, durch die Gefahren der Seefahrt und furchtbare Krankheiten stark decimirt worden. Die naturhistorischen Schätze, welche Dumont d'Urville mitbringt, sollen unglaublich reich sein.

Fünf junge Chinesen sind kürzlich auf dem Schiff Alexandre aus China in Frankreich angelangt; ihre Absicht soll sein, die Marine und den Schiffsbau zu studiren, indem die chinesische Regierung erkannt habe, wie schwach sie in dieser Beziehung gegen England sei.

Bei der Aufführung des „bethlehemitischen Kindermordes" im Theater de la Gaité in Paris kamen Kinder vor aus — Gummi elasticum, die, nachdem man sie aus den Fenstern und von den Dächern geworfen, noch eine Viertelstunde lang auf der Bühne zuckten!

Aus England.

Herr Agassiz hatte bei seinem Aufenthalte in Edinburg Gelegenheit, die Fossilien in dem Collège des Museums zu untersuchen, und fand zwei ganz neue Genera

und acht Arten von Pterichthys oder beflügelten Fischen vor. Eine Art davon ist größer als die andere, die Länge von jeder zwischen 2 und 3 Zoll. Wir haben hier einen sehr interessanten Beitrag zur Thierwelt einer ältern Periode, einer Periode vor Erschaffung des Menschen, und wenn diese wundervollen Wiederauffindungen so fort gehen, so werden die fünfzehnhundert antediluvianischen Thiere, welche dieser unermüdliche und gelehrte Geologe bereits besitzt, bald um das Doppelte vermehrt sein.

Dieser Tage starb in London, im tiefsten Elend, der zu seiner Zeit nicht unberühmte Tonsetzer Louis Charles Jansen, geboren in Aachen um das Jahr 1774, Schwager des berühmten Kupferstechers Bertolozzi und Oheim der Madame Vestris, welcher — wie die Blätter zum Beweise seiner vormaligen „Respectabilität" bemerken — „öfter bei Georg IV., als dieser noch Prinz von Wales war, zu speisen die Ehre hatte." Später — aus Verdruß über das Entlaufen seiner Frau, wie man sagt — ergab er sich dem Trunk und kam dergestalt herunter, daß er mit Schmutz und Lumpen bedeckt in den Straßen von London herumwanderte, in denen er oft auch die Nacht zubrachte. Er starb in dem Armenarbeitshaus in der Northumberlandstraße.

Ein Schreiben aus Bristol vom 26. November meldet das traurige Schicksal des zwischen jener Stadt und Waterford fahrenden Dampfschiffes „Stadt Bristol", welches am 18. Nachts an der Küste von Wales auf der Heimfahrt gänzlich scheiterte und unterging. So viel bis jetzt ermittelt wurde, fanden sämmtliche darauf befindliche Personen, mit Ausnahme eines Schweintreibers, welcher sich an ein Schwein klammerte, das ans Ufer schwamm, und der von einem andern Dampfschiffe aufgenommen wurde, in den Fluthen ihren Tod. Fast alle Verunglückten hinterlassen Weiber und Kinder. Der gerettete Schweintreiber war so erschöpft, daß er eine Zeitlang nichts als die Worte „Stadt Bristol" hervorbringen konnte. Das Schiff hatte eine werthvolle Ladung, worunter 200 Schweine, an Bord.

Man baut jetzt in England an einer der längsten Eisenbahnen, die 117 Meilen betragen wird. Um schneller darauf fahren zu können, liegen die Schienen nicht, wie gewöhnlich 4 bis 5 Fuß, sondern 7 Fuß aus einander, damit größere Locomotiven angewendet werden können. — Man hofft, bald 65 Meilen in der Stunde und von London nach Edinburg in 8 Stunden fahren zu können. — Zweckmäßig ist die Einrichtung eines wandernden Postbureaus. Einer der Wagen auf der Eisenbahn ist eine Posterpedition. Während des Fahrens werden an jedem Ort, ohne zu halten, die Postbeutel hinausgeworfen und die von draußen in einem Netz aufgefangen und sofort wieder expedirt. So kann jemand an seine Base 60 Meilen weit schreiben und in einigen Stunden schon Antwort haben.

Aus Ungarn.

Das „Pesther Tageblatt" berichtet aus Szénagrod: „Daß Dame Fortuna ein wetterwendisch Weib, ihre Gunst nur nach augenblicklicher Laune zu ertheilen pflegt, ist eine allbekannte Sache, deren Wahrheit sich an unserm Schulmeister, Herrn Dürrbach, neuerdings auffallend verwirklicht hat. Derselbe, ein geborner Franzmann, wanderte in der Schreckenszeit eines Robespierre, als ein unmündiger Knabe mit seinem Vater, Marquis v. M ...e in's Ausland, wo er in kurzer Zeit verwaiste, und endlich nach vielerlei, zu einem bändereichen Roman Stoff bietenden Abenteuern und Drangsalen, nach Ungarn zu uns gelangte. Hier schien dem heimathlosen Emigranten, der einstweilen den deutschen Namen Dürrbach adoptirte, das Glück wieder etwas freundlicher zu lächeln. Es gelang ihm eine im Dorfe erledigte Magisterstelle, wozu noch das Amt eines Küsters, Organisten und Todtengräbers gehörte, alsogleich zu erhalten, und sich zum unumschränkten Leiter der verwahrlosten, wilden Schuljugend emporzuschwingen. Dies unbeneidenswerthe Officium verwaltete nun der aristokratische Sprößling der belle france einige Jahrzehende zur allgemeinen Zufriedenheit seiner Dorf-Clienten, als der vor wenigen Monaten erfolgte Tod eines reichen Verwandten des Szénagroder Schuldherrn diesen zum alleinigen Besitzer zweier Millionen Franks machte. Der neue Millionär will nun bald seine Besitzthümer (im südlichen Frankreich gelegen) inspiciren, und das ihm zugefallene Erbe antreten.

Mosaik.

Als Balzac's „Vautrin" verboten und der Verfasser dadurch in finanzielle Verlegenheit kam, weil ihm das Honorar von der Bühne nicht ausgezahlt war, schickte ihm derselbe Minister, der das Verbot bewirkt hatte, eine ansehnliche pecuniäre Entschädigung, die aber Balzac ausschlug. Wahrhaftig, wenn wir auch den Franzosen den Rhein nun und nimmer geben, so verdienen doch solche Züge unsern herzlichsten Respekt, um so mehr, als bei uns noch nie so etwas dagewesen ist.

Blumenfreunden und Blumenzüchtern möchte es von Interesse sein, zu erfahren, daß Hr. Laffay in Bellevue Meudon bei Paris, welcher sich vornehmlich mit Rosenkultur beschäftigt und diese schöne Pflanzengattung bereits mit vielen der ausgezeichnetsten Spielarten bereicherte, in diesem Jahre eine ausgezeichnet schöne, aus Samen gewonnene Rose, an einen englischen Handelsgärtner in der Nähe von London, der sich ausschließlich mit der Cultur von Rosen beschäftigt, für den enormen Preis von 1000 Pf. St. verkauft hat. Diese Rose gehört zu den immerblühenden Hybriden, und soll das schönste sein, was in dieser Gattung bis jetzt erzeugt worden. — Von herrlicher Form und Wohlgeruch, entzückt sie das Auge noch durch den reichsten Farbenschmelz von sammetartigem Purpur mit carmoisin und feu schattirt. — Es mag dies als Beweis dienen, daß, wenn die Gegenwart auch nicht mehr das goldene Zeitalter für die Blumistik genannt werden kann (in Bezug auf den Geldgewinn, der den Gärtnern daraus erwächst,) es doch auch gerade noch nicht das bleierne zu nennen ist.

Der Prinz Eugen, bekanntlich einer der ausgezeichnetsten Feldherrn seiner Zeit, äußerte sich über den Krieg mit den Worten: „Der Ruhmesdurst schleicht sich bisweilen in unsere Cabinette in der heuchlerischen Gestalt der Nationalehre. Er stützt sich auf eingebildete Beleidigungen und veranlaßt eine starke und beleidigende Sprache; so reizen sich die Völker eine Zeitlang gegenseitig, bis endlich mehrere Hunderttausende erschlagen werden. Das Verlangen nach Krieg geht meist von denen aus, die denselben und seine Uebel nicht aus eigener Erfahrung kennen, wie von Ministern, Weibern und müßigen Kannegießern in großen Städten. Ich äußerte einmal, alle die großen Herren und Damen, die Krieg verlangen, sollten angehalten werden, jeder 4000 Dukaten zu den Kosten beizutragen oder selbst mit in das Feld zu ziehen. Nur Unkenntniß und Leichtsinn treiben die Cabinette zum Kriege."

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 98.

Bremen, Sonntag den 6. December 1840.

Gestorben:

Nro. 1060. Den 1. Dec. Die Wärterin Anna Christina Steinfeldt, 63 Jahr; Sögestr. Nro. 40.

— 1061. Den 2. — Des verst. Wirths Arend Krudup Wittwe, geborne Möhlmann, 71 Jahr; Schnoor Nro. 18.

— 1062. Den 3. — Des Zimmergesellen Johann Carl Gottfried Wartenberg Sohn, 7 Monat; hinterm Paulsberg Nro. 16.

— 1063. Den 3. — Des Schuhmachers Joh. Hermann Kracke Tochter, 10 Tage; Bollands Gang Nro. 1.

— 1064. Den 3. — Des Bierbrauerknechts Joh. Hinr. Busch Sohn, 3 Monat; Hastedt Nr. 21.

Nro. 1065. Den 3. Dec. Des verst. Rentiers Anton Erich Haar Wittwe, geb. Beckmann, 71 Jahr; an der Börse Nro. 1.

— 1066. Den 4. — Des Schuhmachers Joh. Hermann Kracke Ehefrau, geb. Meyer, 37 Jahr; Bollands Gang Nro. 1.

— 1067. Den 4. — Des Arb. Alb. Nullmeyer Ehefr., geb. Kese, 45 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 145.

— 1068. Den 4. — Des Schuhmachers Conr. Dunzelmann Tochter, 1 Jahr 7 Monat; Albutenstraße Nro. 2.

— 1069. Den 5. — Die Dienstmagd Margar. Meyer, 28 Jahr; Breedenstraße.

Geboren:

Nro. 1453. Den 30. November. Des Arb. Heinr. Diedr. Achmus Ehefr., geb. Dierksen, Bäckmanns Hof Nro. 5; von einem Mädchen.

— 1454. Den 30. — Des Malers Christ. Phil. Brincker Ehefr., geb. Hensel, Heerdenthorswallstraße Nr. 74; von einem Knaben.

— 1455. Den 1. December. Des Stuhlmachers Diedr. Herreilers Ehefr., geb. Lies, Hauschilds Hof; von einem Mädchen.

— 1456. Den 2. — Des Dr. med. Peter Jacob Wichelhausen Ehefr, geb. Knoop, Geeren N. 28; von einem Knaben.

— 1457. Den 2. — Des Arb. Johann Rüthers Ehefr., geb. Bödecker, Duckwitz Gang Nro. 6; von einem Knaben.

— 1458. Den 2. — Des Arb. Harm Heinrich Müller Ehefr., geb. Meyer, große Fischerstraße Nro. 17; von einem Knaben.

— 1459. Den 2. — Des Schuhmachers Joh. Heinrich Kück Ehefr., geb Rohde, gr. Krummenstraße Nro. 10; von einem Mädchen.

Nro. 1460. Den 2. Dec. Des Arb. Johann Heinrich Frese Ehefr., geb. Lotz, Hulsberg Nr. 10; von einem Knaben.

— 1461. Den 3. — Des Schiffszimmermanns Hinrich Tietjen Ehefr., geb. Meyer, Hastedt; von einem Mädchen.

— 1462. Den 3. — Des Landdragoners Heinr. Meyer Ehefr., geb. Hastrich, Hastedt Nro. 25; von einem Mädchen.

— 1463. Den 3. — Des Stuhlmachers Diedr. Sagehorn Ehefr., geb. Meyer, gr. Johannisstraße Nro. 89; von einem Mädchen.

— 1464. Den 3. — Des Maurergesellen Franz Nicol. Behrens Ehefr., geb. Meyer, Buntenthorssteinweg Nro. 242; v. einem Knaben.

— 1465. Den 4. — Des Arb. Hinrich Garlich Ehefr., geb. Schmidt, Buntenthorssteinweg; von einem Knaben.

— 1466. Den 4. — Des Arb. Joh. Nuckel Ehefr., geb. Meinken, Buntenthorssteinweg Nro. 73; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 506. Der Kaufmann Henr. Wilh. Herm. Augener und Johanne Henriette Harmssen. Beide von hier.

— 507. Der Küpergesell Joh. Gottfr. Christ. Meyer und Metta Grube. Beide von hier.

— 508. Der Schneidergesell Joh. Andr. Friedr. Wilh. Lenhardt und Friederike Caroline Busch hieselbst.

— 509. Der Cigarrenmacher Joh. Simon Diedr. Voß und Anna Maria Meyer. Beide von hier.

Nro. 510. Der Höker Herm. Hinrich Müller und Anne Margrethe Dornbusch aus Bassum.

— 511. Der Cigarenmacher Hermann Mählmann und Regina Spelhusen hieselbst.

— 512. Der Arb. Joh. Iden und Marie Ilsabe Grube. Beide von hier.

— 513. Der Arb. Joh. Heinr. Conrad Lüderssen und Anna Trina Wohlers zu Hastedt.

— 514. Der Arb. Arnold Götje zu Woltmershausen und Anna Adelheid Meyerhoff am Buntenthorssteinweg.

secretion, welche den in die Organe gedrungenen Arsenik abführe, wieder fortgehen könne. Die Schlußfolgerung Orfila's ist also, daß der beigebrachte Arsenik in den Magen kam, und zum Theil durch Urin, Schweiß oder Galle wieder abging. — Der Gen.-Advokat: L. erlag am 14. Morgens und seit dem 12. konnte ihm kein Arsenik mehr beigebracht werden. Orfila sagt, er habe den Kranken nicht gesehen, spreche also nur nach den allgemeinen Principien. Lespinasse wird gerufen und wiederholt seine frühere Aussage über L.'s Krankheitssymptome. Orfila: „Ich verbreitete mich in meinen Schriften ausführlich über die Unzulänglichkeit der Symptome der Krankheit, um zu bestimmen, daß eine Vergiftung statt finde. Diese Symptome variiren ins Unendliche: der andere und ich citire den verurtheilten Soufflard, welcher auf der Stelle mit den Symptomen der asiatischen Cholera starb. Ich hätte, wäre ich zu L. gerufen worden, die Vergiftung argwohnen, doch nicht beweisen können: eine der Formen, in welcher die Vergiftung erscheint, ist diese gewiß, doch läßt sich aus diesen Symptomen noch kein Beweis gegen die Angeklagte führen." — Die Chemiker aus Limoges wünschen entlassen zu werden. Der Gen.-Advokat fragt nun, ob die Vertheidigung nicht etwa contradictorische Bewahrheitungen zu bewirken beabsichtige? Paillet: „Es sind zu neuen Operationen ja keine Materien mehr vorhanden!" Der Gen.-Advokat fragt die Vertheidigung, ob sie die Berufung neuer Experten beabsichtige, worauf Bac erwiedert, die Vertheidigung brauche sich über ihre Absichten nicht auszusprechen; der Gen.-Advokat: dann können wir ihnen auch die Erlaubniß, sich wegzubegeben, nicht zugestehen. Orfila dagegen verlangt, man solle, bevor die Vertheidigung das Wort habe, fragen, was man noch zu fragen habe, später werde er sich zu keinem Wort mehr verstehen, denn hier dürfe der Gelehrte nicht mit der Vertheidigung disputiren, ihr gebühre hier das letzte Argument. — Dennoch wird den Pariser Chemikern die Abreise nicht gestattet. — Der Präs.: Der Herr Generaladvokat hat das Wort!

Der Generaladvokat entwickelt nun, daß die Zeit dränge, der Gang der Justiz sei aber langsam, zumal wenn sie wie hier mit unvorhergesehenen Hindernissen zu kämpfen habe; der Angeklagten hohe Stellung in der vornehmen Welt, die Hülfsmittel, welche sie in sich und die Sympathieen und Devouements, welche sie außen finde, machten sie der Justiz gegenüber zu einer Macht. Selbst hier seien die tumultuarischen Parteigänger der Angeklagten laut geworden und ihre scandalösen Beifallsbezeugungen hätten die Würde des Hofes nicht gescheut. So langwierige Verhandlungen erschlafften ohnehin leicht Leib und Geist, aber da es sich hier um einen so hohen, so wichtigen Beruf zur Genugthuung für ein Verbrechen, vor welchem die Menschheit schaudere, handle, so dürfe er auf Muth, auf Festigkeit rechnen. Auch die Geschwornen würden trotz aller schlechten Leidenschaften und ungewöhnlichen Protestationen, welche für die Angeklagte hier so oft laut geworden wären, ihres Berufes eingedenk bleiben, da ganz Frankreich auf sie schaue und es eine Frage der Ehre, Würde und Moralität sei, über welche Europa richten werde; nein, die Geschwornen würden sich nicht nachsagen lassen, daß die Wage der Gerechtigkeit in ihren Händen getäuscht habe. „Kommen wir jetzt schnell auf die Anklage," fährt der G.-Advokat fort, „welche auf einer unerschütterlichen Basis ruht: was geschah? Wie heißt das Verbrechen? Ist es ein politisches Vergehen? eins von denen, bei welchem es sich leicht erklärt, wenn die Leidenschaften vor den Assisen für dasselbe sich entsch-

sein? Nein, es ist eine Vergiftung, es ist das feigste, niederträchtigste Verbrechen, eine Vergiftung, mit Perfidie von dieser Frau an einem Manne begangen, der ihr die herzlichste Zärtlichkeit weihte, sie von ganzer Seele liebte, ihr schwur, sie zu beschirmen, sie liebte und sie hegte und pflegte wie ein theures Kind; ach, meine Herren, wenn die Anklage bewiesen ist, so ist keine Strafe streng genug... Ist diese Anklage bewiesen? Ist eine Vertheidigung möglich? Ich glaube nicht... Einen Augenblick schien die Basis zu schwanken, als unmächtige Bewahrheitungen zum Zweifel führten; selbst uns streifte der Zweifel trotz der festen Ueberzeugung, die uns erfüllte; wir kamen zur Sitzung und sagten: wenn der Zweifel in unserer Anklage Platz greifen kann, wir nehmen ihn an. So sprachen wir, so lauteten die Worte, welche ein Journal, die Presse, auf so befremdende Weise verdrehte: man entblödete sich nicht, uns in dieser Versammlung die Unschuld der Angeklagten proklamiren zu lassen! Aber dennoch erlischt die Anklage nicht, sie kann nicht erlöschen: die Beweise sind ein unzerreißbares Netz, welches die Angeklagte von allen Seiten festhält. Steht die Vergiftung fest? Ist es ausgemacht, daß Lafarge, als ein Opfer der Vergiftung umkam? Wer ist der Mensch in dieser Versammlung, der nach Hrn. Orfila's beredten Worten noch daran zweifeln kann? Seien die Symptome der Krankheit, welche sie wollen, wenn der Arsenik nicht gefunden, wenn der sichtbare Gegenstand des Verbrechens nicht wieder ans Licht gebracht worden wäre, so hätten wir, trotz den Aussprüchen der Wissenschaft, unserer Ueberzeugung treu bleiben können... als Mann, als Behörde mußten wir sie aufgeben. Wir äußerten unsern Rechtszweifel, aber wir wollten die Nachforschungen der Wissenschaft bis zur äußersten Gränze vordringen lassen. Wir sagten: Ein wichtiges Faktum ergab sich in der gestrigen Sitzung; wir können mit der schweren Verantwortlichkeit, die auf uns lastet, durchaus keine neuen Untersuchungen verordnen; in den Eingeweiden der Erde muß gewühlt, Lafarge's Leiche ausgegraben werden; kommt die Unschuld ans Licht, so soll sie hell aufleuchten wie der Tag. Der Hof ging auf unsere Worte ein und Lafarge wurde ausgegraben. Nun wurden die Chemiker berufen!... kein Gift!... welche Schlappe für die Anklage!... neuer Triumph für die Vertheidigung, für die unlauteren Leidenschaften, welche sogar diese Versammlung mit ihrem schamlosen Applaus entweihten! Sie würden gar glücklich gewesen sein, eine Giftmischerin freikommen zu sehen! Freigesprochen werden muß sie ja, weil sie von guter Familie ist, weil sie einen ungewöhnlichen Geist hat: welch ein Jubel, welch ein Glück für die menschliche Gesellschaft!... O nein!

„Die Chemiker aus Limoges fanden kein Gift; wir beriefen die geschicktesten Chemiker aus Paris; sie lösten die schwierigsten Räthsel: die Wissenschaft sprach, sie gab ihr letztes Wort ab, doch dies letzte Wort war eine Verurtheilung! Gut! beobachten Sie den Eindruck, den Herrn Orfila's Wort hervorbrachte, als er sprach: Beigebrachter Arsenik ist vorhanden! Ja, da verfiel jene lauschende Menge in ein finsteres Schweigen; die lärmenden Leidenschaften erstarben; ein schmerzliches Gefühl durchdrang die edlen Seelen; in unserer Seele lebt neben diesen Beweisen, diesen außerordentlichen Phänomenen, neben diesen wilden Schmerzen, diesen grausen Aengsten ein anderer Beweis, ein Beweis, den Sie nicht verwerfen können, denn er ist nicht das trügerische Zeugniß der Menschen, sondern ein Beweis, der auf festem Grunde ruht, auf den Thatsachen, welche die Wissenschaft über allen Zweifel erhebt! Was sagen Sie? Ein halbes Milligramme Arse-

nik!.. Immerhin! Muß ich Ihnen noch entwickeln, wie der Arsenik abging, wie diese enormen Massen bei dieses Mannes kräftiger Natur ihren Abzug fanden? Ob wenig oder viel da war, was geht es mich an? Das ist die Frage: ob ihm Gift beigebracht wurde; ob eines Giftmischers oder vielmehr einer Giftmischerin Hand Lafarge's Lager nahte und ihm einen Gifttrank reichte? Der Zweifel kann nicht aufkommen, das hieße, sich gegen die Macht wohlbegründeter Thatsachen empören. Was thut die Quantität: der Mann hat Arsenik getrunken!

„Was soll ich dieser Beweisführung noch beifügen? andere Beweise? Ist es denn ein Wunder, daß der Mann Arsenik trank? Alle Getränke, die ihm gereicht wurden, waren ja vergiftet! Unter solchen Verhältnissen und Angesichts der Qualen jener grausen Krankheit, der furchtbaren Symptome, wenn Sie sehen, wie er sich wälzt, sich krümmt, mit Wuth Alle, die ihm nahen, ergreift, jetzt, nachdem die höchste Wissenschaft Ihnen zuruft: Ihm ist Arsenik beigebracht! können Sie noch daran zweifeln? Das wäre ein merkwürdiger Zweifel, den ich nicht anders erklären könnte, als durch eines jener Vorurtheile, welche sich mitunter auch der gebildetsten Geister bemächtigen.

„Ist Lafarge vergiftet worden? wer ist sein Mörder? welche Hand nahte seinen Lippen um ihm Gift einzugeben? Hier fühlt die Anklage das Bedürfniß, wenigstens für einen Augenblick, die Fluthen ihres Schmerzes ebben zu lassen." Der Generaladvokat sagt nun, ihm wäre eine direkte Anklage lieber, sie würde schärfer und schneller zum Zwecke kommen; er geht also zur Beantwortung der Frage, wer der Mörder sei, auf die Thatsachen, welche der früher mitgetheilte Anklageakt enthält, über, analysirt die Zeugenaussagen und schließt darauf:

„Meine Herren, ich breche ab, denn nur an Ihre gesunde Vernunft wollte ich mich wenden; wenn ich bezweckt hätte, Ihre Herzen durch Rührung zu bestürmen, ich würde es gekonnt haben; an Mitteln fehlte es mir nicht. In diesem Drama, das am 3. Januar begann und nach einem gräßlichen Kreislaufe am 14. endete, gab es Seufzer und verhaltene Thränen in Fülle. Und wer vergoß die Thränen? wer fühlte die Schmerzen?... Marie Capelle? O nein; sie schwatzte von Frivolitäten, von Pferderennen... sie war nicht außer sich, wie Sie sie jetzt hier vor sich sehen! Ja Bilder hätte ich Ihnen vorführen können, welche Eindruck auf Ihre Herzen machen mußten, doch ich verschmähte es. Nicht mit Gefühlen will ich Verbrechen beweisen, sondern mit Vernunftgründen! — Meine HH. Geschwornen, mit dem Gedanken, den ich zu Anfang aussprach, will ich auch schließen, denn er erfüllt mein Herz: diese Frage ist mir keine bloße Criminalfrage, sondern eine Frage der Gleichheit vor dem Gesetze! Wünschen Sie, daß das Recht kein Niveau sei, das sich über alle Köpfe in gleicher Weise ausbreite? Gewiß nicht! Wünschen Sie, daß die Jury schmiegsam und feig sei, wenn es sich um eine Frau, die auf dem Gipfel der vornehmen Welt steht, handelt? und daß sie die Stirn wieder erhebe, sobald es sich um einen Kopf aus den untersten Volksklassen handelt? Das möchte ich nicht Ihretwegen, das möchte ich auch meinetwegen nicht. Zwischen uns besteht eine solidarische Verpflichtung; ich gehe darauf ein, m. HH. Geschwornen, und auch Sie werden darauf eingehen. Ich verharre auf meine Anklage!" —

Bac: Mad. L. ist zu angegriffen; eine Verlängerung der Sitzung möchte sie unfähig machen, der am Nachmittage beizuwohnen.

Mad. L. wird fortgetragen; sie scheint unter den gräßlichsten körperlichen und geistigen Lei-

den fast zu erliegen. Um 11½ Uhr wird die Sitzung aufgehoben.

(Die Fortsetzung folgt.)

E. M. Arndt und Zeitgenossen.

Wir thun gewiß Vielen einen Gefallen, wenn wir etwas Näheres von dem Manne mittheilen, den Deutschland zu seinen größten Biedermännern zählt und für den sich durch die Aufhebung des Märtyrthums, in welchem er über zwanzig Jahre lang, seiner amtlichen und öffentlichen Wirksamkeit entsetzt, zubringen mußte, die Aufmerksamkeit und Theilnahme in neuester Zeit gesteigert hat. Arndt ist eine offene, treu, grunddeutsche, pommersche Natur, in Stralsund am zweiten Weihnachts-Feiertage 1769 weder wohl- noch hochwohlgeboren, sondern geboren einem schlichten Verwalter, welcher der Sohn eines Freigelassenen war. Er scherzt zu Anfange seiner Selbstbiographie („Erinnerungen aus meinem äußern Leben" u. s. w.) darüber und meint, er wäre eigentlich doch wohl-, hoch-, hochwohl- und glücklich geboren, weil er als ein derber Kerl eine Treppe hoch glücklich zur Welt gebracht sei. Er wuchs gut auf und war ein wilder, kräftiger, gelehriger Bursche, als welcher er in die Schule zu Stralsund kam und so tüchtig lernte, daß er sich nicht einmal die Zeit gönnte, seine Freitische zu besuchen, sondern zu Hause lieber ein Butterbrot aß und Wasser dazu trank. Ueberhaupt hat er sich zeitlebens möglichst einfach gehalten. Er studirte dann eine Weile in Greifswald und 1793 und 1794 in Jena. Eine Geliebte zog ihn bald wieder nach Greifswald zurück, die natürliche Tochter des Professors Quistorp, die er auch heirathete, nachdem er Privat-Docent und Adjunkt der philosophischen Fakultät mit jährlich 300 Thalern ward. Dazu kamen 1805 noch jährlich 200 Thaler und der Titel eines außerordentlichen Professors. So blieb und docirte er zehn Jahre. Er war immer ein energischer, patriotischer Deutscher, aber nach dem „National-Unglück von 1805 und 1806 ward seine Liebe zu Deutschland an dem entschiedensten Hasse gegen Napoleon und die Franzosen zum lodernden Brennpunkte seines Lebens. Er hatte ein Büchlein geschrieben: „Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern", welches den dasigen Adel dermaßen beleidigte, daß er ihn verklagte und der König ein Exemplar seines Werkchens an den Rektor in Greifswald schickte, mit dem Befehle, den Verfasser zur Untersuchung zu ziehen in Bezug auf einige vom König selbst roth angestrichene Stellen. Arndt nahm dasselbe Exemplar, strich einige Stellen roth an, wo das Schalten und Walten des Adels gegen seine Leibeigenen in seiner ganzen Greulichkeit dokumentirt war und schickte es so dem Könige zurück. Dieser sah, las es und sagte: „Wenn dem so ist, hat der Mann Recht", und ihm ward kein Haar gekrümmt. Als die Franzosen Preußen durchschnupperten, flüchtete er sich nach Stockholm, wo er in der Kanzlei arbeitete, kam 1809 nach Berlin zu Georg Reimer, dem Buchhändler, sah hier das Königspaar einziehen und weinte seine Thränen dazu, schoß mit im Schützenhause, weil man schon hoffte, man werde das noch brauchen können, und ging 1810 wieder nach Greifswald auf sein Katheder. Aber das Jahr 1812 sah ihn wieder in Berlin, wo er dem Tugendbunde beitrat, der immer geistig und ohne Formen entsteht, wenn das Unglück die Edlen des Volkes verbindet. Nur einem solchen Tugendbunde hat er angehört und gehört ihm noch an. Später flüchtete er nach Rußland und ward, als der Minister Stein das große Werk der Befreiung organisirte, Secretair in dessen Büreau. Als eine Art Reaktion gegen den freiheitskriegerischen Geist ein-

trat, ward er vieler Vergehen gegen den Staat beschuldigt und als ein Organ des Burschenthums seines Amtes entsetzt. Seine Rechtfertigungen dagegen mag man in seiner Selbstbiographie nachlesen. Sie sind offen, ehrlich und mehr als hinreichend, um ihn als einen redlichen, biedern Deutschen ohne Hehl und Falsch verehren zu können. Er ist jetzt wieder vom Staate anerkannt. Sein Freund Eichhorn ist Cultus-Minister und die meisten seiner Freunde, die bereits gestorben sind, gehörten zu den edelsten Männern Preußens, wie er selbst jetzt noch.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Replik an den Einsender des Aufsatzes:

„Die Mittelschulen."

Es ist eine traurige Erfahrung, sowohl von Völkern, als einzelnen Ständen, daß ein hoher Grad von Gedrücktheit und Armuth auch eine Gedrücktheit des Geistes und Erniedrigung der Moralität herbei zu führen pflegt. Indem nun geistiges Elend und Verachtung wechselseitig auf einander wirken, und beide Uebel einander gleichsam wechselseitig zur Stütze dienen, um einander ewige Dauer zu verschaffen: so muß der Menschenfreund beinahe verzweifeln, beiden Uebeln mit einigem Erfolge entgegen zu arbeiten. Nur wenn er sieht, daß das Elend, indem es sogar bis in das Innerste gedrungen ist, Geist und Herz zum Theil verderbt hat, wird er sich um so dringender veranlaßt finden, trotz aller Mißdeutungen und Anfeindungen, selbst von Seiten derer, denen er durch seine Bestrebungen zu nützen wünscht, mit unerschütterlichem Muthe, selbst aller Undankbarkeit zum Trotze, das allgemeine Beste durch offene Darlegung des wahren Sachbestandes zu fördern.

Mittelschulen und Kirchspielschulen und Mittelschullehrer oder Kirchspielschullehrer sind hier nur Worte und gleichgültige Namen.

Der Einsender des Aufsatzes im Bürgerfreunde Nr. 97 „Die Mittelschulen." scheint in eine gewisse Angst gerathen zu sein, daß Lehrern, die sich in einer drückenderen Lage befinden, als er selbst, eine wohlwollendere Berücksichtigung zu Theil werden könnte, als ihm; und eben diese Angst scheint daraus zu entspringen, daß er wohl fühlt, die Noth sei bei ihm nicht in gleichem Grade vorhanden.

Der Einsender des Aufsatzes im Bürgerfreunde: „Einige Worte zur Beherzigung." hatte das niedere Volksschulwesen in dem bremischen Freistaate im Allgemeinen vor Augen, schilderte die Noth vorzugsweise da, wo er sie am größten fand, und forderte Menschenfreunde zur Hilfe auf, ohne die Mittel bestimmen zu wollen, durch welche die Hilfe geschehen könnte. Da ihm große, allgemeine Grundreformen des Schulwesens nicht so leicht zur Ausführung geeignet schienen, so hielt er sich an das nächste Erreichbare.

Was will der Verfasser des Aufsatzes: „Die Mittelschulen"? wenn ich allen Wortkram entferne, so besteht sein Gedanke, wie es scheint, darin: nicht eine Anzahl kleinerer Schulen, welche gegenwärtig bestehen, sondern nur wenige, ja vielleicht eine einzige große Schule für die ganze Stadt wenigstens würde dem Zwecke entsprechender und zur Abhilfe aller Uebel geeigneter sein. Der Gedanke verdient allerdings eine Erwägung. Die Beantwortung der Frage: „welches das Bessere sei", mit gehörigen Gründen auseinander gesetzt, kann ihren Nutzen haben. Die Kirchspielsschulen könnten vielleicht nach Art

der Vorschule und Handlungsschule eingerichtet werden und für die geringere Klasse sein, was jene für die reichere sind. In diesem Falle würde man aber nicht mit fünf bis sechs Klassen und zehn bis zwölf Lehrern, noch viel weniger mit dem Capitale ausreichen, das bis jetzt die Schulen dieser Art unterhalten muß.

Ob diejenigen, welche sich vielleicht schmeicheln, bei einer solchen Umgestaltung der Kirchspielsschulen Vorsteher oder Oberlehrer derselben zu werden, nicht hin und wieder für sich betrübende Erfahrungen machen möchten, ist möglich genug; und ob überhaupt die Wahl einer solchen Anstalt nach den bisherigen Gebräuchen, nach welchen die größte Demüthigung, ja kriechendste Wegwerfung als die besten Beweise der Talente, Gediegenheit und Würdigkeit zuweilen in Anschlag gebracht werden, noch ferner ohne den größten Nachtheil gestattet werden könnte, möchte wohl sehr zu bezweifeln sein. Doch liegt dies so fern, daß alle Worte darüber jetzt unnütz sind.

Kirchspielsschulen und Mittelschulen scheinen auch nach der Art, wie sie jetzt bestehen, indem sie die größte Mannigfaltigkeit für das Bildungsbedürfniß des sehr verschiedenartigen Bürgerstandes darbieten, ihrem Zwecke so ziemlich zu entsprechen, wenn nur überhaupt durch Fürsorge des Staates ihre Anzahl gemindert, hingegen die Classenzahl einer jeden nach Bedürfniß gemehrt wird.

Die angegebene Nachweisung über die Entstehung der Mittelschulen ist factisch unrichtig, wie leicht nachgewiesen werden kann, und die Geduld des Lesers braucht hier nicht durch Beweisführung in Anspruch genommen zu werden.

Daß der Staat einen so viel umfassenden Zweig der Schulbildung bis jetzt Privatunternehmungen überlassen hat, ist gerade der Gegenstand, über welchen das Bedauern jetzt nicht mehr unzeitig zu sein scheint.

Welch' eine verdrehte, herzlose, ja boshafte Ansicht der Sache liegt aber in den wenigen Worten: „Mittelschulen sind nichts als Privatunternehmungen einzelner Lehrer, denen die Zeit zu lang ward, auf eine ordentliche Anstellung zu warten. Der Aufsteller dieser Behauptung, wenn er nicht als Verdreher der Wahrheit und bei der unverkennbaren bösen Absicht geradezu als Lügner erscheinen will, beweise dieselbe für die Zeit der neuen Schuleinrichtung durch Beispiele.

Daß der Staat bei der bestehenden Schuleinrichtung solchen Mangel leidet an tauglichen Subjecten für den Schullehrerstand; daß es denen, welchen die Concession zur Schulhaltung zu Theil wird, zum Vorwurf gemacht werden kann: „wenn sie Familie erhalten“ sind Bemerkungen, und besonders auch die letzte gehässige, welche mehr für die Nothwendigkeit einer höhern Beachtung sprechen, als was nur irgend ein Schul- und Volksfreund sagen kann.

Auch der böse Geist muß mitunter zum Guten dienen. So wie es sich nicht bezweifeln läßt, daß auch die beste Sache ihre Gegner findet; so müssen doch eben diese Gegner dazu beitragen, daß die Wahrheit näher untersucht und das Gute gefördert wird.

.....

Napier

ist ein außerordentlicher Mann. Vordem als Befehlshaber einer Fregatte ward er immer als eine Art tollgewordener Lord Cochrane betrachtet; aber es ist „Methode in seiner Tollheit,“ denn er ist dabei gewandt und berechnend. Toll ist er in der Lust, mit der er bei jeder Gelegenheit sich dem Rachen der Kanonen entgegenstürzt; es ist ihm nirgend so wohl wie im Gewühl und der Gefahr des heißesten Gefechts Mann gegen Mann.

Mit einer höchst excentrischen Persönlichkeit verbindet er einen rastlosen, unbezähmbaren Unternehmungsgeist. Im letzten amerikanischen Krieg führten er und Capitän Gordon ihre Fregatten durch tausend Hindernisse den Potomac hinauf bis an die Stadt Alexandria, wo sie die Magazine zerstörten und dem Feinde tausendfach Abbruch thaten. Auf ihrer Rückkehr hatten sie eine in den Strom vorspringende hohe Landspitze ganz nahe zu passiren. Hier waren, hinter Strauchwerk gedeckt, 4 bis 5000 Mann Amerikaner postirt, die durch ein einziges Pelotonfeuer die ganze Mannschaft beider Fregatten wegzublasen hofften. Gordon und Napier gingen aber nicht so leicht in die Falle. Als sie sich dem gefährlichen Punkte näherten, legten sie ihre Schiffe auf die Steuerbordseite, was die Wirkung hatte, die Mündung ihrer Backbordkanonen zu erhöhen. Ueberdieß wurde die Mannschaft durch undurchdringliche Mauern aufgehäufter Hängematten, Segel u. s. w. vor dem Flintenfeuer geschützt; die Kanonen wurden dreifach geladen, mit Kartätschen, Flintenkugeln, gehacktem Eisen, Nägeln u. s. w. Damit wurde das Strauchwerk des Ufers scharf gefegt, und die Amerikaner stoben ohne ihre gehoffte Beute auseinander. Napier selbst jedoch entschlüpfte nicht ganz zollfrei. Allen Versteck verachtend, sprang er auf eine erhöhte Stelle des Quarterdecks, um sich den Spaß mit anzusehen, und erhielt hier in den Hinterhals eine Musketenkugel. Eine Folge dieser schweren Wunde ist die vorgebeugte Haltung seines Kopfs, was die Persönlichkeit des tapfern Capitäns nur noch eigenthümlicher macht. Seine spätern Thaten sind wohlbekannt, namentlich seine in zwölf Minuten bewerkstelligte Wegnahme der Flotte Dom Miguel's. Mit gleichem Geiste hat er seinen jetzigen Dienst angetreten. Er war unter den ersten, die das Land betraten, in seinen Hemdärmeln in den Schanzgräben arbeitete und das Belagerungsgeschütz aufstellen half. Die Einnahme von Sidon soll er an Admiral Stopford in den lakonischen Worten gemeldet haben: „Sidon ist unser. Ich bin sehr staubig und sehr hungrig. Napier.“ Einem solchen Manne an der Spitze britischer Matrosen und Marinesoldaten muß alles gelingen, was irgend Menschen möglich ist.

Anzeigen.

Herabgesetzter Preis!

Das im Verlage von G. Jöntzen, Seemannsstr. Nr. 2 erschienene Buch:

Ausrechnungs-Tabellen

zur Erleichterung des Geschäfts für Kaufleute und Haushalter, nach welchen der Preis aller Waaren, so wie Interesse und Rabatt auf Jahre und Monate zu 6 5 4 3 ½ und ¼ pCt., richtig ausgerechnet, augenblicklich gefunden werden kann, 2te Auflage ist, um es besser und allgemeiner zu verbreiten im Preise herabgesetzt. — Das Exempl. auf Druckpapier kostet fortan 24 Gr., in Pappe gebunden, auf Schreibpapier — 36 Grote.

Ebendaselbst ist zu haben:
Heinemann, C. G., **Bremer Favorit-Märsche** für das Pianoforte. 9 Gr.

Von demselben Verfasser:
Anton, schott. Walzer für Pianoforte. 6 Gr. Peter, Czaar-Galopp für Pianoforte. 6 Gr. Cramolini-Galopp für Pianoforte. 9 Gr.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Daves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 99.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 10. December 1840.

Es soll der gute alte Wein
Der jungen Freundschaft Prüfstein sein.

Nach dem Russischen.

* Der kurze Bund.

Mein Nachbar rechts und Nachbar links
Die schlossen einen Bund;
Der eine sagte: kurz und gut,
Der andre: kurz und rund.

Und wie der Bund geschlossen war,
Gab's manches Fläschchen Wein;
Schlug eins den andern kurz und wund,
Die Flaschen kurz und klein.

Th. Drieke.

Vergiftungsprozeß der Mad. Lafarge.

(Fortsetzung.)

Der Generaladvokat bemerkt, die Umstände seien hier wohl zu berücksichtigen: L. sei zu Paris erkrankt, habe dann vom 3. bis 14. Januar fortwährende Erbrechungen gehabt, enorme Quantitäten Flüssigkeiten getrunken, woraus hervorgehe, daß wie stark die Masse des verschluckten Arseniks auch war, aller beigebrachte Arsenik nach der Ausgrabung nicht wieder gefunden werden konnte. Orfila geht hierauf ein und entwickelt, wie bei einer Vergiftung von Arsenikacid die eine Portion im Magen bleibe, die andere absorbirt werde und in die Leber, Milz, Nieren, Gehirn u. s. w. gehe. Erstere, im Magen bleibende Partie sei lange nachher selbst in Atomen noch wieder zu finden; wenn viele Flüssigkeiten gegeben worden seien, so könne sie ausgebrochen werden. Was die zweite Partie, die, welche durch den Magen geht, betreffe, so bleibe sie nicht, sondern werde durch Transpiration und den Urin ausgestoßen, so daß der heute genommene Arsenik schon Abends durch die Urin-

secretion, welche den in die Organe gedrungenen Arsenik abführe, wieder fortgehen könne. Die Schlußfolgerung Orfila's ist also, daß der beigebrachte Arsenik in den Magen kam, und zum Theil durch Urin, Schweiß oder Galle wieder abging. — Der Gen.-Advokat: L. erlag am 14. Morgens und seit dem 12. konnte ihm kein Arsenik mehr beigebracht werden. Orfila sagt, er habe den Kranken nicht gesehen, spreche also nur nach den allgemeinen Principien. Lespinasse wird gerufen und wiederholt seine frühere Aussage über L.'s Krankheitssymptome. Orfila: „Ich verbreitete mich in meinen Schriften ausführlich über die Unzulänglichkeit der Symptome der Krankheit, um zu bestimmen, daß eine Vergiftung statt finde. Diese Symptome variiren ins Unendliche: der andere und ich citire den verurtheilten Soufflard, welcher auf der Stelle mit den Symptomen der asiatischen Cholera starb. Ich hätte, wäre ich zu L. gerufen worden, die Vergiftung argwohnen, doch nicht beweisen können: eine der Formen, in welcher die Vergiftung erscheint, ist diese gewiß, doch läßt sich aus diesen Symptomen noch kein Beweis gegen die Angeklagte führen." — Die Chemiker aus Limoges wünschen entlassen zu werden. Der Gen.-Advokat fragt nun, ob die Vertheidigung nicht etwa contradictorische Bewahrheitungen zu bewirken beabsichtige? Paillet: „Es sind zu neuen Operationen ja keine Materien mehr vorhanden!" Der Gen.-Advokat fragt die Vertheidigung, ob sie die Berufung neuer Experten beabsichtige, worauf Bac erwiedert, die Vertheidigung brauche sich über ihre Absichten nicht auszusprechen; der Gen.-Advokat: dann können wir ihnen auch die Erlaubniß, sich wegzubegeben, nicht zugestehen. Orfila dagegen verlangt, man solle, bevor die Vertheidigung das Wort habe, fragen, was man noch zu fragen habe, später werde er sich zu keinem Wort mehr verstehen, denn hier dürfe der Gelehrte nicht mit der Vertheidigung disputiren, ihr gebühre hier das letzte Argument. — Dennoch wird den Pariser Chemikern die Abreise nicht gestattet. — Der Präs.: Der Herr Generaladvokat hat das Wort!

Der Generaladvokat entwickelt nun, daß die Zeit dränge, der Gang der Justiz sei aber langsam, zumal wenn sie wie hier mit unvorhergesehenen Hindernissen zu kämpfen habe; der Angeklagten hohe Stellung in der vornehmen Welt, die Hülfsmittel, welche sie in sich und die Sympathieen und Devouements, welche sie außen finde, machten sie der Justiz gegenüber zu einer Macht. Selbst hier seien die tumultuarischen Parteigänger der Angeklagten laut geworden und ihre scandalösen Beifallsbezeugungen hätten die Würde des Hofes nicht gescheut. So langwierige Verhandlungen erschlafften ohnehin leicht Leib und Geist, aber da es sich hier um einen so hohen, so wichtigen Beruf zur Genugthuung für ein Verbrechen, vor welchem die Menschheit schaudere, handle, so dürfe er auf Muth, auf Festigkeit rechnen. Auch die Geschwornen würden trotz aller schlechten Leidenschaften und ungewöhnlichen Protestationen, welche für die Angeklagte hier so oft laut geworden wären, ihres Berufes eingedenk bleiben, da ganz Frankreich auf sie schaue und es eine Frage der Ehre, Würde und Moralität sei, über welche Europa richten werde; nein, die Geschwornen würden sich nicht nachsagen lassen, daß die Wage der Gerechtigkeit in ihren Händen getäuscht habe. „Kommen wir jetzt schnell auf die Anklage," fährt der G.-Advokat fort, „welche auf einer unerschütterlichen Basis ruht: was geschah? Wie heißt das Verbrechen? Ist es ein politisches Vergehen? eins von denen, bei welchem es sich leicht erklärt, wenn die Leidenschaften vor den Assisen für dasselbe sich entfes-

seln? Nein, es ist eine Vergiftung, es ist das feigste, niederträchtigste Verbrechen, eine Vergiftung, mit Perfidie von dieser Frau an einem Manne begangen, der ihr die herzlichste Zärtlichkeit weihte, sie von ganzer Seele liebte, ihr schwur, sie zu beschirmen, sie liebte und sie hegte und pflegte wie ein theures Kind; ach, meine Herren, wenn die Anklage bewiesen ist, so ist keine Strafe streng genug... Ist diese Anklage bewiesen? Ist eine Vertheidigung möglich? Ich glaube nicht... Einen Augenblick schien die Basis zu schwanken, als unmächtige Bewahrheitungen zum Zweifel führten; selbst uns streifte der Zweifel trotz der festen Ueberzeugung, die uns erfüllte; wir kamen zur Sitzung und sagten: wenn der Zweifel in unserer Anklage Platz greifen kann, wir nehmen ihn an. So sprachen wir, so lauteten die Worte, welche ein Journal, die Presse, auf so befremdende Weise verdrehte: man entblödete sich nicht, uns in dieser Versammlung die Unschuld der Angeklagten proklamiren zu lassen! Aber dennoch erlischt die Anklage nicht, sie kann nicht erlöschen: die Beweise sind ein unzerreißbares Netz, welches die Angeklagte von allen Seiten festhält. Steht die Vergiftung fest? Ist es ausgemacht, daß Lafarge, als ein Opfer der Vergiftung umkam? Wer ist der Mensch in dieser Versammlung, der nach Hrn. Orfila's beredten Worten noch daran zweifeln kann? Seien die Symptome der Krankheit, welche sie wollen, wenn der Arsenik nicht gefunden, wenn der sichtbare Gegenstand des Verbrechens nicht wieder ans Licht gebracht worden wäre, so hätten wir, trotz den Aussprüchen der Wissenschaft, unserer Ueberzeugung treu bleiben können... als Mann, als Behörde mußten wir sie aufgeben. Wir äußerten unsern Rechtszweifel, aber wir wollten die Nachforschungen der Wissenschaft bis zur äußersten Gränze vordringen lassen. Wir sagten: Ein wichtiges Faktum ergab sich in der gestrigen Sitzung; wir können mit der schweren Verantwortlichkeit, die auf uns lastet, durchaus keine neuen Untersuchungen verordnen; in den Eingeweiden der Erde muß gewühlt, Lafarge's Leiche ausgegraben werden; kommt die Unschuld ans Licht, so soll sie hell aufleuchten wie der Tag. Der Hof ging auf unsere Worte ein und Lafarge wurde ausgegraben. Nun wurden die Chemiker berufen!... kein Gift!... welche Schlappe für die Anklage!... neuer Triumph für die Vertheidigung, für die unlauteren Leidenschaften, welche sogar diese Versammlung mit ihrem schamlosen Applaus entweihten! Sie würden gar glücklich gewesen sein, eine Giftmischerin freikommen zu sehen! Freigesprochen werden muß sie ja, weil sie von guter Familie ist, weil sie einen ungewöhnlichen Geist hat: welch ein Jubel, welch ein Glück für die menschliche Gesellschaft!... O nein!

„Die Chemiker aus Limoges fanden kein Gift; wir beriefen die geschicktesten Chemiker aus Paris; sie lösten die schwierigsten Räthsel: die Wissenschaft sprach, sie gab ihr letztes Wort ab, doch dies letzte Wort war eine Verurtheilung! Gut! beobachten Sie den Eindruck, den Herrn Orfila's Wort hervorbrachte, als er sprach: Beigebrachter Arsenik ist vorhanden! Ja, da verfiel jene lauschende Menge in ein finsteres Schweigen; die lärmenden Leidenschaften erstarben; ein schmerzliches Gefühl durchdrang die edlen Seelen; in unserer Seele lebt neben diesen Beweisen, diesen außerordentlichen Phänomenen, neben diesen wilden Schmerzen, diesen grausen Aengsten ein anderer Beweis, ein Beweis, den Sie nicht verwerfen können, denn er ist nicht das trügerische Zeugniß der Menschen, sondern ein Beweis, der auf festem Grunde ruht, auf den Thatsachen, welche die Wissenschaft über allen Zweifel erhebt! Was sagen Sie? Ein halbes Milligramme Arse-

nik!.. Immerhin! Muß ich Ihnen noch entwickeln, wie der Arsenik abging, wie diese enormen Massen bei dieses Mannes kräftiger Natur ihren Abzug fanden? Ob wenig oder viel da war, was geht es mich an? Das ist die Frage: ob ihm Gift beigebracht wurde; ob eines Giftmischers oder vielmehr einer Giftmischerin Hand Lafarge's Lager nahte und ihm einen Gifttrank reichte? Der Zweifel kann nicht aufkommen, das hieße, sich gegen die Macht wohlbegründeter Thatsachen empören. Was thut die Quantität: der Mann hat Arsenik getrunken!

„Was soll ich dieser Beweisführung noch beifügen? andere Beweise? Ist es denn ein Wunder, daß der Mann Arsenik trank? Alle Getränke, die ihm gereicht wurden, waren ja vergiftet! Unter solchen Verhältnissen und Angesichts der Qualen jener grausen Krankheit, der furchtbaren Symptome, wenn Sie sehen, wie er sich wälzt, sich krümmt, mit Wuth Alle, die ihm nahen, ergreift, jetzt, nachdem die höchste Wissenschaft Ihnen zuruft: Ihm ist Arsenik beigebracht! können Sie noch daran zweifeln? Das wäre ein merkwürdiger Zweifel, den ich nicht anders erklären könnte, als durch eines jener Vorurtheile, welche sich mitunter auch der gebildetsten Geister bemächtigen.

„Ist Lafarge vergiftet worden? wer ist sein Mörder? welche Hand nahte seinen Lippen um ihm Gift einzugeben? Hier fühlt die Anklage das Bedürfniß, wenigstens für einen Augenblick, die Fluthen ihres Schmerzes ebben zu lassen." Der Generaladvokat sagt nun, ihm wäre eine direkte Anklage lieber, sie würde schärfer und schneller zum Zwecke kommen; er geht also zur Beantwortung der Frage, wer der Mörder sei, auf die Thatsachen, welche der früher mitgetheilte Anklageakt enthält, über, analysirt die Zeugenaussagen und schließt darauf:

„Meine Herren, ich breche ab, denn nur an Ihre gesunde Vernunft wollte ich mich wenden; wenn ich bezweckt hätte, Ihre Herzen durch Rührung zu bestürmen, ich würde es gekonnt haben; an Mitteln fehlte es mir nicht. In diesem Drama, das am 3. Januar begann und nach einem gräßlichen Kreislaufe am 14. endete, gab es Seufzer und verhaltene Thränen in Fülle. Und wer vergoß die Thränen? wer fühlte die Schmerzen?... Marie Capelle? O nein; sie schwatzte von Frivolitäten, von Pferderennen... sie war nicht außer sich, wie Sie sie jetzt hier vor sich sehen! Ja Bilder hätte ich Ihnen vorführen können, welche Eindruck auf Ihre Herzen machen mußten, doch ich verschmähte es. Nicht mit Gefühlen will ich Verbrechen beweisen, sondern mit Vernunftgründen! — Meine HH. Geschwornen, mit dem Gedanken, den ich zu Anfang aussprach, will ich auch schließen, denn er erfüllt mein Herz: diese Frage ist mir keine bloße Criminalfrage, sondern eine Frage der Gleichheit vor dem Gesetze! Wünschen Sie, daß das Recht kein Niveau sei, das sich über alle Köpfe in gleicher Weise ausbreite? Gewiß nicht! Wünschen Sie, daß die Jury schmiegsam und feig sei, wenn es sich um eine Frau, die auf dem Gipfel der vornehmen Welt steht, handelt? und daß sie die Stirn wieder erhebe, sobald es sich um einen Kopf aus den untersten Volksklassen handelt? Das möchte ich nicht Ihretwegen, das möchte ich auch meinetwegen nicht. Zwischen uns besteht eine solidarische Verpflichtung; ich gehe darauf ein, m. HH. Geschwornen, und auch Sie werden darauf eingehen. Ich verharre auf meine Anklage!" —

Bac: Mad. L. ist zu angegriffen; eine Verlängerung der Sitzung möchte sie unfähig machen, der am Nachmittage beizuwohnen.

Mad. L. wird fortgetragen; sie scheint unter den gräßlichsten körperlichen und geistigen Lei-

den fast zu erliegen. Um 11½ Uhr wird die Sitzung aufgehoben.

(Die Fortsetzung folgt.)

E. M. Arndt und Zeitgenossen.

Wir thun gewiß Vielen einen Gefallen, wenn wir etwas Näheres von dem Manne mittheilen, den Deutschland zu seinen größten Biedermännern zählt und für den sich durch die Aufhebung des Märtyrthums, in welchem er über zwanzig Jahre lang, seiner amtlichen und öffentlichen Wirksamkeit entsetzt, zubringen mußte, die Aufmerksamkeit und Theilnahme in neuester Zeit gesteigert hat. Arndt ist eine offene, treu, grunddeutsche, pommersche Natur, in Stralsund am zweiten Weihnachts-Feiertage 1769 weder wohl- noch hochwohlgeboren, sondern geboren einem schlichten Verwalter, welcher der Sohn eines Freigelassenen war. Er scherzt zu Anfange seiner Selbstbiographie („Erinnerungen aus meinem äußern Leben" u. s. w.) darüber und meint, er wäre eigentlich doch wohl-, hoch-, hochwohl- und glücklich geboren, weil er als ein derber Kerl eine Treppe hoch glücklich zur Welt gebracht sei. Er wuchs gut auf und war ein wilder, kräftiger, gelehriger Bursche, als welcher er in die Schule zu Stralsund kam und so tüchtig lernte, daß er sich nicht einmal die Zeit gönnte, seine Freitische zu besuchen, sondern zu Hause lieber ein Butterbrot aß und Wasser dazu trank. Ueberhaupt hat er sich zeitlebens möglichst einfach gehalten. Er studirte dann eine Weile in Greifswald und 1793 und 1794 in Jena. Eine Geliebte zog ihn bald wieder nach Greifswald zurück, die natürliche Tochter des Professors Quistorp, die er auch heirathete, nachdem er Privat-Docent und Adjunkt der philosophischen Fakultät mit jährlich 300 Thalern ward. Dazu kamen 1805 noch jährlich 200 Thaler und der Titel eines außerordentlichen Professors. So blieb und docirte er zehn Jahre. Er war immer ein energischer, patriotischer Deutscher, aber nach dem National-Unglück von 1805 und 1806 ward seine Liebe zu Deutschland an dem entschiedensten Hasse gegen Napoleon und die Franzosen zum lodernden Brennpunkte seines Lebens. Er hatte ein Büchlein geschrieben: „Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern", welches den dasigen Adel dermaßen beleidigte, daß er ihn verklagte und der König ein Exemplar seines Werkchens an den Rektor in Greifswald schickte, mit dem Befehle, den Verfasser zur Untersuchung zu ziehen in Bezug auf einige vom König selbst roth angestrichene Stellen. Arndt nahm dasselbe Exemplar, strich einige Stellen roth an, wo das Schalten und Walten des Adels gegen seine Leibeigenen in seiner ganzen Greulichkeit dokumentirt war und schickte es so dem Könige zurück. Dieser sah, las es und sagte: „Wenn dem so ist, hat der Mann Recht", und ihm ward kein Haar gekrümmt. Als die Franzosen Preußen durchschnupperten, flüchtete er sich nach Stockholm, wo er in der Kanzlei arbeitete, kam 1809 nach Berlin zu Georg Reimer, dem Buchhändler, sah hier das Königspaar einziehen und weinte seine Thränen dazu, schoß mit im Schützenhause, weil man schon hoffte, man werde das noch brauchen können, und ging 1810 wieder nach Greifswald auf sein Katheder. Aber das Jahr 1812 sah ihn wieder in Berlin, wo er dem Tugendbunde beitrat, der immer geistig und ohne Formen entsteht, wenn das Unglück die Edlen des Volkes verbindet. Nur einem solchen Tugendbunde hat er angehört und gehört ihm noch an. Später flüchtete er nach Rußland und ward, als der Minister Stein das große Werk der Befreiung organisirte, Secretair in dessen Büreau. Als eine Art Reaktion gegen den freiheitskriegerischen Geist ein-

trat, ward er vieler Vergehen gegen den Staat beschuldigt und als ein Organ des Burschenthums seines Amtes entsetzt. Seine Rechtfertigungen dagegen mag man in seiner Selbstbiographie nachlesen. Sie sind offen, ehrlich und mehr als hinreichend, um ihn als einen redlichen, biedern Deutschen ohne Hehl und Falsch verehren zu können. Er ist jetzt wieder vom Staate anerkannt. Sein Freund Eichhorn ist Cultus-Minister und die meisten seiner Freunde, die bereits gestorben sind, gehörten zu den edelsten Männern Preußens, wie er selbst jetzt noch.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Replik an den Einsender des Aufsatzes:

„Die Mittelschulen."

Es ist eine traurige Erfahrung, sowohl von Völkern, als einzelnen Ständen, daß ein hoher Grad von Gedrücktheit und Armuth auch eine Gedrücktheit des Geistes und Erniedrigung der Moralität herbei zu führen pflegt. Indem nun geistiges Elend und Verachtung wechselseitig auf einander wirken, und beide Uebel einander gleichsam wechselseitig zur Stütze dienen, um einander ewige Dauer zu verschaffen: so muß der Menschenfreund beinahe verzweifeln, beiden Uebeln mit einigem Erfolge entgegen zu arbeiten. Nur wenn er sieht, daß das Elend, indem es sogar bis in das Innerste gedrungen ist, Geist und Herz zum Theil verderbt hat, wird er sich um so dringender veranlaßt finden, trotz aller Mißdeutungen und Anfeindungen, selbst von Seiten derer, denen er durch seine Bestrebungen zu nützen wünscht, mit unerschütterlichem Muthe, selbst aller Undankbarkeit zum Trotze, das allgemeine Beste durch offene Darlegung des wahren Sachbestandes zu fördern.

Mittelschulen und Kirchspielschulen und Mittelschullehrer oder Kirchspielschullehrer sind hier nur Worte und gleichgültige Namen.

Der Einsender des Aufsatzes im Bürgerfreunde Nr. 97 „Die Mittelschulen." scheint in eine gewisse Angst gerathen zu sein, daß Lehrern, die sich in einer drückenderen Lage befinden, als er selbst, eine wohlwollendere Berücksichtigung zu Theil werden könnte, als ihm; und eben diese Angst scheint daraus zu entspringen, daß er wohl fühlt, die Noth sei bei ihm nicht in gleichem Grade vorhanden.

Der Einsender des Aufsatzes im Bürgerfreunde: „Einige Worte zur Beherzigung." hatte das niedere Volksschulwesen in dem bremischen Freistaate im Allgemeinen vor Augen, schilderte die Noth vorzugsweise da, wo er sie am größten fand, und forderte Menschenfreunde zur Hilfe auf, ohne die Mittel bestimmen zu wollen, durch welche die Hilfe geschehen könnte. Da ihm große, allgemeine Grundreformen des Schulwesens nicht so leicht zur Ausführung geeignet schienen, so hielt er sich an das nächste Erreichbare.

Was will der Verfasser des Aufsatzes: „Die Mittelschulen"? wenn ich allen Wortkram entferne, so besteht sein Gedanke, wie es scheint, darin: nicht eine Anzahl kleinerer Schulen, welche gegenwärtig bestehen, sondern nur wenige, ja vielleicht eine einzige große Schule für die ganze Stadt wenigstens würde dem Zwecke entsprechender und zur Abhilfe aller Uebel geeigneter sein. Der Gedanke verdient allerdings eine Erwägung. Die Beantwortung der Frage: „welches das Bessere sei", mit gehörigen Gründen auseinander gesetzt, kann ihren Nutzen haben. Die Kirchspielsschulen könnten vielleicht nach Art

der Vorschule und Handlungsschule eingerichtet werden und für die geringere Klasse sein, was jene für die reichere sind. In diesem Falle würde man aber nicht mit fünf bis sechs Klassen und zehn bis zwölf Lehrern, noch viel weniger mit dem Capitale ausreichen, das bis jetzt die Schulen dieser Art unterhalten muß.

Ob diejenigen, welche sich vielleicht schmeicheln, bei einer solchen Umgestaltung der Kirchspielsschulen Vorsteher oder Oberlehrer derselben zu werden, nicht hin und wieder für sich betrübende Erfahrungen machen möchten, ist möglich genug; und ob überhaupt die Wahl einer solchen Anstalt nach den bisherigen Gebräuchen, nach welchen die größte Demüthigung, ja kriechendste Wegwerfung als die besten Beweise der Talente, Gediegenheit und Würdigkeit zuweilen in Anschlag gebracht werden, noch ferner ohne den größten Nachtheil gestattet werden könnte, möchte wohl sehr zu bezweifeln sein. Doch liegt dies so fern, daß alle Worte darüber jetzt unnütz sind.

Kirchspielsschulen und Mittelschulen scheinen auch nach der Art, wie sie jetzt bestehen, indem sie die größte Mannigfaltigkeit für das Bildungsbedürfniß des sehr verschiedenartigen Bürgerstandes darbieten, ihrem Zwecke so ziemlich zu entsprechen, wenn nur überhaupt durch Fürsorge des Staates ihre Anzahl gemindert, hingegen die Classenzahl einer jeden nach Bedürfniß gemehrt wird.

Die angegebene Nachweisung über die Entstehung der Mittelschulen ist factisch unrichtig, wie leicht nachgewiesen werden kann, und die Geduld des Lesers braucht hier nicht durch Beweisführung in Anspruch genommen zu werden.

Daß der Staat einen so viel umfassenden Zweig der Schulbildung bis jetzt Privatunternehmungen überlassen hat, ist gerade der Gegenstand, über welchen das Bedauern jetzt nicht mehr unnütig zu sein scheint.

Welch' eine verdrehte, herzlose, ja boshafte Ansicht der Sache liegt aber in den wenigen Worten: „Mittelschulen sind nichts als Privatunternehmungen einzelner Lehrer, denen die Zeit zu lang ward, auf eine ordentliche Anstellung zu warten. Der Aufsteller dieser Behauptung, wenn er nicht als Verdreher der Wahrheit und bei der unverkennbaren bösen Absicht geradezu als Lügner erscheinen will, beweise dieselbe für die Zeit der neuen Schuleinrichtung durch Beispiele.

Daß der Staat bei der bestehenden Schuleinrichtung solchen Mangel leidet an tauglichen Subjecten für den Schullehrerstand; daß es denen, welchen die Conceision zur Schulhaltung zu Theil wird, zum Vorwurf gemacht werden kann: „wenn sie Familie erhalten“ sind Bemerkungen, und besonders auch die letzte gehässige, welche mehr für die Nothwendigkeit einer höhern Beachtung sprechen, als was nur irgend ein Schul- und Volksfreund sagen kann.

Auch der böse Geist muß mitunter zum Guten dienen. So wie es sich nicht bezweifeln läßt, daß auch die beste Sache ihre Gegner findet; so müssen doch eben diese Gegner dazu beitragen, daß die Wahrheit näher untersucht und das Gute gefördert wird.

.....

Napier

ist ein außerordentlicher Mann. Vordem als Befehlshaber einer Fregatte ward er immer als eine Art tollgewordener Lord Cochrane betrachtet; aber es ist „Methode in seiner Tollheit,“ denn er ist dabei gewandt und berechnend. Toll ist er in der Lust, mit der er bei jeder Gelegenheit sich dem Rachen der Kanonen entgegenstürzt; es ist ihm nirgend so wohl wie im Gewühl und der Gefahr des heißesten Gefechts Mann gegen Mann.

Mit einer höchst excentrischen Persönlichkeit verbindet er einen rastlosen, unbezähmbaren Unternehmungsgeist. Im letzten amerikanischen Krieg führten er und Capitän Gordon ihre Fregatten durch tausend Hindernisse den Potomac hinauf bis an die Stadt Alexandria, wo sie die Magazine zerstörten und dem Feinde tausendfach Abbruch thaten. Auf ihrer Rückkehr hatten sie eine in den Strom vorspringende hohe Landspitze ganz nahe zu passiren. Hier waren, hinter Strauchwerk gedeckt, 4 bis 5000 Mann Amerikaner postirt, die durch ein einziges Pelotonfeuer die ganze Mannschaft beider Fregatten wegzublasen hofften. Gordon und Napier gingen aber nicht so leicht in die Falle. Als sie sich dem gefährlichen Punkte näherten, legten sie ihre Schiffe auf die Steuerbordseite, was die Wirkung hatte, die Mündung ihrer Backbordkanonen zu erhöhen. Ueberdieß wurde die Mannschaft durch undurchdringliche Mauern aufgehäufter Hängematten, Segel u. s. w. vor dem Flintenfeuer geschützt; die Kanonen wurden dreifach geladen, mit Kartätschen, Flintenkugeln, gehacktem Eisen, Nägeln u. s. w. Damit wurde das Strauchwerk des Ufers scharf gefegt, und die Amerikaner stoben ohne ihre gehoffte Beute auseinander. Napier selbst jedoch entschlüpfte nicht ganz zollfrei. Allen Versteck verachtend, sprang er auf eine erhöhte Stelle des Quarterdecks, um sich den Spaß mit anzusehen, und erhielt hier in den Hinterhals eine Musketenkugel. Eine Folge dieser schweren Wunde ist die vorgebeugte Haltung seines Kopfs, was die Persönlichkeit des tapfern Capitäns nur noch eigenthümlicher macht. Seine spätern Thaten sind wohlbekannt, namentlich seine in zwölf Minuten bewerkstelligte Wegnahme der Flotte Dom Miguel's. Mit gleichem Geiste hat er seinen jetzigen Dienst angetreten. Er war unter den ersten, die das Land betraten, in seinen Hemdärmeln in den Schanzgräben arbeitete und das Belagerungsgeschütz aufstellen half. Die Einnahme von Sidon soll er an Admiral Stopford in den lakonischen Worten gemeldet haben: „Sidon ist unser. Ich bin sehr staubig und sehr hungrig. Napier.“ Einem solchen Manne an der Spitze britischer Matrosen und Marinesoldaten muß alles gelingen, was irgend Menschen möglich ist.

---

* Anzeigen.

Herabgesetzter Preis!

Das im Verlage von G. Jöntzen, Seemannsstr. Nr. 2 erschienene Buch:

Ausrechnungs-Tabellen

zur Erleichterung des Geschäfts für Kaufleute und Haushalter, nach welchen der Preis aller Waaren, so wie Interesse und Rabatt auf Jahre und Monate zu 6 5 4 3 ½ und ¼ pCt., richtig ausgerechnet, augenblicklich gefunden werden kann, 2te Auflage ist, um es besser und allgemeiner zu verbreiten im Preise herabgesetzt. — Das Exempl. auf Druckpapier kostet fortan 24 Gr., in Pappe gebunden, auf Schreibpapier — 36 Grote.

Ebendaselbst ist zu haben:
Heinemann, C. G., **Bremer Favorit-Märsche** für das Pianoforte. 9 Gr.

Von demselben Verfasser:
Anton, schott. Walzer für Pianoforte. 6 Gr. Peter, Czaar-Galopp für Pianoforte. 6 Gr. Cramolini-Galopp für Pianoforte. 9 Gr.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die



SCHNELL- POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 99 des Bürger-Freundes für 1840.

Donnerstag, den 10. December.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Man schreibt aus Dresden: Kürzlich bediente man sich der Eisenbahn, und zwar zum ersten Male, die Leiche einer in Leipzig gestorbenen Tochter eines hiesigen Bürgers zur Beerdigung zu bringen. Welche Umstände machte solch ein Leichen-Transport vor 50 Jahren, und welchen Kosten war er verknüpft, da die Geistlichkeit jedes Ortes, durch welchen der Kondukt ging, sich bis zum Ende des Orts anschloß und dafür gut bezahlt werden mußte! Jetzt ist davon nicht mehr die Rede.

Eine Dame von der Feder hat den sonderbaren Einfall gehabt, eine Reihe von Briefen aus den Briefwechseln der Koryphäen deutscher Literatur mittelst eigens dazu gesponnenen Gedanken-Zwirns dergestalt an einander zu reihen, daß dem Ganzen das Ansehen eines zusammenhängenden Romans in Briefform gegeben ist. Diese literarische Flick-Arbeit soll nun zugleich auch als eine Mustersammlung von Briefen dienen und ist neulich unter dem Titel: „Eine Mustersammlung und ein Roman von Frau S..." durch eine Stuttgarter Buchhandlung ausgeboten worden.

Man schreibt aus Baden, vom 28. Nov.: „Heute ist die unerwartete Nachricht von dem plötzlichen Tode Rotteck's hier eingetroffen. Carl Wenzeslaus v. Rotteck war am 18. Juli 1775 zu Freiburg im Breisgau geboren, wo sein Vater, Carl Anton v. Rotteck, Professor der Medizin und Protomedikus der vorderöstreichischen Lande war. Seine Mutter, Charlotte Poirot d'Ogenheim, stammte aus Lothringen. Die Schulen und Unterrichtsanstalten, so wie die Universität seiner Vaterstadt, boten ihm hinreichend Gelegenheit zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung. Im Jahre 1798 wurde er zum ordentlichen Professor der Geschichte an der Universität Freiburg ernannt, und in den folgenden Jahren unternahm er einige Reisen in Deutschland, Frankreich und Italien. Im Jahre 1818 trat er von der philosophischen Fakultät zur juristischen über, indem er von jetzt an, statt Geschichte, Naturrecht und Staatswissenschaften vortrug. Im Jahre 1819 in Baden die vom Großherzog Carl gegebene Konstitution ins Leben trat, ward Rotteck von der Universität zu ihrem Abgeordneten in die erste Kammer erwählt und besuchte die Landtage von 1819, 1820 und 1822 — 23, wo er auch das Amt eines Sekretärs bekleidete. Im Jahre 1831 ward er von 5 Wahlbezirken einstimmig zum Abgeordneten in die zweite Kammer gewählt, und sein eifriges Verfechten liberaler Ideen zogen ihn wie seinem Freunde und Collegen Welcker, bald darauf die Pensionirung zu. Rotteck litt seit mehreren Wochen an krankhaften Zuständen der Harnwerkzeuge; hinzugetretene Entzündung, die zuletzt ins Nervöse überging, führte am Abend des 26. Nov. seinen Tod herbei. Nicht leicht hat ein Todesfall in Freiburg so große Theilnahme erweckt, als der Rotteck's. Er hinterläßt eine zahlreiche Familie."

Als Sir Ed. Lytton Bulwer den Rhein befuhr, flaggten die Dampfboote und rollender Geschützesdonner begrüßte festlich den englischen Schriftsteller. Später machte Herr Uhland, der größte deutsche Balladendichter, dieselbe Reise. Kein Fetzen von Wimpel wehte ihm zu Ehren auf den Masten des Schiffes, kein Böller that das Maul auf, der deutsche Strom trug den deutschen Sänger still und geräuschlos auf seinen grünen Wellen dahin. Herr Fr. Dingelstedt aber hat diese Ungerechtigkeit durch ein vortreffliches Gedicht — eines der besten, welches er je schrieb — im „Morgenblatte" gesühnt.

Der Dichter des Rheinliedes: „Sie sollen ihn nicht haben" ist ein junger Mann, der in Bonn geboren ward, ebendaselbst studirte, das Auscultatoren-Examen bestand, dann aber die weitläufige juristische Carrière verließ und jetzt seinen Schwager zu Geilenkirchen in dem Amte eines Gerichtsschreibers unterstützt, in der Hoffnung, später selbst eine ähnliche Anstellung zu erlangen. Dem Vernehmen nach beabsichtigt Herr Becker die Herausgabe eines Bandes seiner Gedichte und wenn er damit nicht zögert, so wird er gewiß Glück mit seinen Poesien machen. Wenigstens würde sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf dieselben lenken.

In Stolzenburg zeigte vor einiger Zeit ein junges Bauernweib Symptome von Wahnsinn, und entwickelte in solchen Augenblicken eine ungeheure Körperkraft. Ihre Krankheit nahm von Tag zu Tag einen bösartigeren Charakter an; so schnitt sie z. B. Hühnern die Köpfe ab, um ihr Blut strömen zu sehen, und äußerte dabei, sie müsse nun auch an Menschen einen solchen Versuch machen; das würde ihr gewiß eine außerordentliche Freude gewähren. Man brachte die Kranke aber immer noch nicht in Verwahrung, bis diese endlich ihre eigene Mutter anfiel, um ihr den Kopf abzuschneiden. Der Kampf zwischen Beiden war gräßlich, wurde aber glücklicherweise noch bei Zeiten durch die herbeieilenden Hausgenossen geendigt. Man fesselte nun die Kranke an eine eiserne Kette, bis man sie in ein festeres Gewahrsam würde bringen können. Kurz darauf kam die Zeit der Weinlese, und die ganze Familie begab sich in den Weingarten. Blos der Schwiegervater blieb mit der Wahnsinnigen zu Hause. Eifrig mit seiner Arbeit beschäftigt, bemerkte er nicht, wie sich indeß die Wahnsinnige ihrer Ketten entle-

digt, ein Beil erfaßt, und auf ihn zueilt. Mit einem entsetzlichen Hiebe spaltet sie dem Greise den Kopf. Leblos sinkt der Unglückliche zu Boden. Eine in der Nähe befindliche Katze leckt das hervorströmende Blut, auch diese ergreift sie, und haut ihr den Kopf ab. Als ihre Verwandten nach Hause kamen, erkannten sie nur zu spät, wie unklug sie gethan hatten, daß sie die Wahnsinnige nicht in ein sicheres Gewahrsam gebracht hatten.

Man streitet sich jetzt in der „Schlesischen Chronik" darüber: ob die Seminaristen und Gymnasiasten geduzt oder gesiet werden sollen. Man will gegen das bisherige „Sie" das traute „Du". Aber die Leute von 19 bis 25 Jahren wollen schon mehr sein als ein einziges Du, sie wollen jeder Einzelne Mehrere in der dritten Person sein, also: Sie! Aushülfsweise braucht man das versöhnende „Wir". Da ist der Lehrer auch alle Mal dabei, und man gewinnt Zeit, sich noch später zu orientiren als bei der orientalischen Frage.

Aus Frankreich.

Im französischen Justizministerium findet sich ein alter Expedition-chef, der jetzt bereits, an demselben Platze sitzend, 49 Justizministerien an sich vorübergehen sah. Er soll seit Miromesnil (1784) demselben Bureau zugegeben sein.

Aus England.

Mrs. Leycester auf Toft-Hall in der britischen Chester, machte, laut der Erzählung des nordwallisischen Blattes „The Cambrian", vor Kurzem in Gesellschaft ihres Gatten eine Lustreise durch Nord-Wales, und bestieg unter andern die Gipfelhöhe des hohen und wilden Cader Idris, wobei sie sich eines der dortigen Gebirgsponies bediente. Als es wieder herabzureiten galt, bestand die kühne Reiterin mit echtem Amazonenmuth darauf, dies auf der andern Halde des Berges auszuführen, und war durch alles Bitten ihres Gatten und der Führer, welche letztere sie beschworen, von diesem durchaus unausführbaren Ritte, der noch nie von irgend einem Menschen bewerkstelligt worden sei, abzustehen, von ihrem Vorsatze nicht abzubringen. Tollkühnen Muths machte sie sich allein auf den, selbst für den Fußgänger halsbrechenden Weg, ritt schwindelfrei dicht am finstergähnenden Abgrund von Blyn Gae hin, und gelangte wohlbehalten bei dem am Bergfuße gelegenen Minford-Wirthshause an, dessen Einwohner sie mit sprachlosem Erstaunen die Gemsenhänge hatten herabkommen sehen! —

Ein Hr. Farquhar Tupper gab in einem Schreiben an die Morning Post Nachricht von der Triebkraft eines ägyptischen Samenkorns, das Sir G. Wilkinson aus einer 3000 Jahre alten Mumie herausgenommen hatte. Er hatte mit aller möglichen Vorsicht zwölf dieser Samenkörner gepflanzt, eines derselben keimte, und hat zwei Aehren von bärtigem Weizen erzeugt, 2½ bis 3 Zoll lang, so daß nächstes Jahr eine kleine Ernte gewonnen werden kann. Die andern Samenkörner verfaulten und wurden von einer kleinen weißen Made — sollte diese gleich alt sein? — zerstört. Die Körner wurden am 7. März d. J. gesäet und das Pflänzchen erschien am 22. April.

Jemand, der neulich das ungeheure eiserne Dampfpaketboot gesehen hat, welches die Dampfschifffahrts-Gesellschaft des „Great-Western" gegenwärtig in Bristol bauen läßt, berichtet uns, daß dessen effektiver Tonnengehalt mehr als 3600 Tonnen, d. h. 600 Tonnen mehr betragen wird, als irgend ein bisher erbautes Schiff zählte. Es wird hinreichend Kohlen für die Hin- und Herfahrt nach Amerika einnehmen können, was bei der schlechteren Qualität der amerikanischen Kohlen auf die Schnelligkeit der Fahrt günstig einwirken muß. Die Maschinen dieses Schiffes werden, wie man hört, 1000 Pferdekraft haben und man hofft, daß die mittlere Zeit für die Fahrten zwischen England und Amerika auf zehn Tage heruntergebracht werden wird. Dies Schiff soll auch die Segelkraft bedeutend anwenden. Noch werden in Bristol gegenwärtig zwei andere große Dampfpaketboote gebaut.

Aus den Vereinigten Staaten.

Die europäischen Lügen stehen noch weit hinter den amerikanischen, wie Folgendes beweist: Eine New-Yorker Zeitung berichtet: „Das bekannte Leichdornpflaster thut Wunder. Neulich kaufte Herr Quibbs aus Powhatto eine Büchse davon für seine Frau; zufällig strich er ein Wenig von dem Inhalt vorn an seinen Karren, und war nicht wenig überrascht, daß dieser anfing sich zu bewegen. Das Pflaster zog ihn, ohne daß der vorgespannte Gaul sich bewegte, richtig nach Hause. Ein anderer Mann hatte ein Lotterieloos in seiner Tasche; ein klein Wenig von dem Pflaster war durch Zufall auf dasselbe gekommen, und siehe da, es zog das große Loos. Auch Zähne zieht es vortrefflich aus."

Mosaik.

Im „Hamburger Correspondenten" läßt ein Herr P. Engelking in Nienburg ein „Subscriptionsgesuch" auf ein höchst poetisches Geschichtswerk ergehen: „Die That Napoleons und die ganze Weltgeschichte poetisch (!!) dargestellt," lautet der Titel. „Man wird," versichert uns, „man wird in diesem Werke, welches 16 Bogen stark ist, in gedrängter Kürze erfahren, was sonst in vielen Büchern enthalten ist!" Ueber den Plan des Werkes, wie über die Darstellungsweise, spricht sich der gelehrte poetische Verfasser selber in folgenden Versen aus:

„Dieß Werk wird Manchen int'ressiren in unser'r wißgier'gen Welt.
Poetisch kann man hier studiren, geschichtlich wird hier erzählt,
was sich in alt und neuen Tagen auf unser'm ganzen Erdenrund
sich je besonders zugetragen und wird dem Publikum je kund.
Man sieht hier Manchen tragisch enden, obgleich ein Freund der Fortuna,
kann plötzlich ihre Gunst sich wenden, was schon zum Oftern hier geschah.
Von Saul bis auf den großen Kaiser wird man hier manches Beispiel seh'n,
es können Throne, Fürstenhäuser in einem Nu zu Grunde geh'n.
Hier folgen alle Biographen berühmter Welt-Erobrer obgleich Jahrtausende entschlafen, doch nennt sie die Geschichte her,
sammt ihren Thaten, Leidenschaften, und endlich auch ihr Lebensziel;
man kann hier lehrenreich betrachten, daß Alles steter Wechsel ist."

Bei der Beleuchtung, womit Breslau den 15. Oktober feierte, las man an den Fenstern des Redacteurs der Breslauer Beobachters folgende Transparent-Aufschrift:

Der König ist ein Redacteur
Wie Keiner Seinesgleichen
Sein Censor ist der liebe Gott,
Und findet — Nichts zu streichen.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 99.

Bremen, Donnerstag den 10. December 1840.

Gestorben:

Den 8. November 1840 starb auf der Reise von Havanna nach Hamburg der Matrose des Schiffes „Anna", Johann Schröder, 19 Jahr; von hier gebürtig.

Den 6. Dec. Des Kahnschiffers Joh. Friedr. Lienhoop Sohn (todtgeb.); Fischerdeich Nro. 11.

Den 6. — Des Rentiers Joachim Heyn Ehef., geb. Bolte, 52 Jahr; Pröven.

Den 6. — Der Netzmacher Joh. Wilh. Meister, 78 Jahr; Obernstr. Nr. 55 (Vorst.).

Den 7. — Der Arb. Joh. Friedrich Kreutz, 70 Jahr; Kiefstraße Nr. 8.

Nro. 1075. Den 7. Dec. Griesmeyer's todter Knabe — Rosenkranz Nro. 9.

— 1076. Den 7. — Der Weisbäcker Christ. Bernhard Probst, 71 Jahr; Obernstraße Nro. 21 (Vorstadt).

— 1077. Den 7. — Friederike Kannengießer, 16½ Jahr; im Runken Nro. 30.

— 1078. Den 8. — Des Kahnschiffers Friedrich von Harten Tochter, 14 Wochen; Großenstraße.

— 1079. Den 8. — Des Arb. Heinr. Burhop Ehefr., geb. Schlöndorrf, 59 Jahr; Hankenstraße Nro. 8.

Geburten:

Den 29. Nov. Des Schiffscapitäns Hermann Baetjer Ehefr., geb. Köhler, am Wall Nro. 30 B; von einem Mädchen.

Den 4. December. Des Tischlers Joh. Wilh. Dormeyer Ehefr., geb. Tietjen, Abbenthorswallstraße Nro. 57; von einem Mädchen.

Den 4. — Des Tischlers Joh. Conrad Friedr. Hunsermeyer Ehefr., geb. Randermann, Buntenthorssteinweg Nro. 252; von einem Knaben.

Den 5. — Des Glashändlers Joseph Focke Ehefr., geb. Hogrefe, Neuenmarkt Nr. 16; von einem Mädchen.

Den 5. — Des Gastwirths Carl Ludwig Beißner Ehefrau, geb. Heidenreich, Geeren Nro. 26; von einem Mädchen.

Den 5. — Des Arb. Joh. Heinrich Schröder Ehefr., geb. Voß, Sielpfad Nr. 13; von einem Knaben.

Den 5. — Des Schneidermeisters Carl Wilh. Neumann Ehefr., geb. Meyer, Piperstr. Nro. 14; von einem Mädchen.

Den 5. — Des Assecuranz-Mäklers Julius Alexander Castendyk Ehefr., geb. Schumacher, Comthurstraße Nr. 2; von einem Knaben.

Den 6. — Des Schuhmachermeisters Gottfr. Diedr. Schumacher Ehefr., geb. Ernsting, Langenwieren Nro. 11; v. einem Knaben.

Nro. 1476. Den 6. Dec. Des Kahnschiffers Joh. Friedr. Lienhoop Ehefr, geb. Bernstiel, Fischerdeich Nro. 11; von einem todten Knaben.

— 1477. Den 6. — Des Mechanicus Diedrich Ahrens Ehefr., geb. Beckmann, Buntenthorssteinweg; von einem Mädchen.

— 1478. Den 6. — Des Schuhmachers Christian Kollmann Ehefr., geb. Arte, Stephanikirchhof Nro. 28; von einem Knaben.

— 1479. Den 7. — Des Arb. Joh. Friedr. Griesmeyer Ehefr., geb. Meyer, Rosenkranz Nro. 9; von einem todten Knaben.

— 1480. Den 7. — Des Uhrmachers Reinh. Menke Ehefr., geb. Pfingsten, Grasmarkt Nr. 7; von einem Knaben.

— 1481. Den 7. — Des Kaufmanns Joh. Georg Mecke Ehefr., geb. Beuck, Wall Nro. 66; von einem Knaben.

— 1482. Den 7. — Des Kaufmanns Joh. Diedr. Kulenkamp Ehefr., geb. Hundewadt, Neuenstraße Nro. 12; von einem Mädchen.

— 1483. Den 8. — Des Leinewebers Conr. Waltjen Ehefr., geb. Danckers, Paulsberg Nr. 46; von einem Mädchen.

— 1484. Den 8. — Des Malers Joh. Friedrich Fehrmann Ehefr., geb. Jüngling, Pelzerstraße Nro. 33; von einem Knaben.

— 1485. Den 8. — Des Schneiders Johann Friedrich Tietjen Ehefrau, geb. Kitzki, Osterstraße Nro. 15 u. 16; von einem Mädchen.

fünfundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 100.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 13. December 1840.

— — — — —
Dann hebt er freudig seine Händ' —
Spricht: „Mir geschehn, wie ich geglaubt —
Gott — Ewigkeit" — und senkt sein Haupt. Fr. Kind.

Das letzte Gebet.

Nacht war schon herabgesunken, lieblich flimmerten die Sterne
Süße Winde hauchten Düfte mir entgegen aus der Ferne,
Hier und dort war noch ein Schimmer Lichtes in den Hütten sichtbar,
Doch die meisten Dorfbewohner lagen schon in tiefem Schlummer.

Ringsum herrschte heil'ge Stille, selbst das Lied der Philomele
Klang seltner aus dem Haine, und es war in meiner Seele
Ruh' und Frieden eingekehret, und Gefühle hoher Wonne,
Auswärts hatt' es mich gezogen aus des Zimmers enger Klause.

Und nun lenkt' ich meine Schritte, nach des Kirchhofs stillen Räumen,
Der bepflanzt war mit Kastanien- und mit hohen Lindenbäumen,
Nahm zu meinem Ruhesitze eines Grabes grünen Hügel
Und mit Ehrfurcht sah mein Auge, auf den stillen Gottesacker.

Jetzo sah ich eine Klarheit schweben über jenem Haine,
Heller ward's und immer heller, von des Mondes mildem Scheine
Und in wenig Augenblicken hing der volle Mond am Himmel
Und das weiße Nachtgewölke, wurde malerisch beleuchtet.

Diese Nacht sie war so herrlich, keine glich ihr in dem Lenze
Und von ihres Windes Säuseln zitterten die Flitterkränze
Und die Rosen, die auf Gräbern standen, hauchten süße Düfte
Geisterhaft im Dunkel glänzten monderhellte Leichensteine.

In Gedanken ganz verloren saß ich da gehüllt im Schatten,
Den die dichten Lindenbäume um mich her verbreitet hatten,
Da vernahm ich leise Tritte und es rauschte in den Zweigen
Und ein Greis gelehnt am Stabe wankte durch des Kirchhofs Pforte.

Und der Greis, er wankte näher, mußt' sich oft an Kreuzen halten,
Wenig dünne Silberlocken flossen um das Haupt des Alten;
Gramgebeugt ging er am Stabe, tiefe Furchen im Gesicht
Die der Kummer und die Sorge und der Gram geprägt hatten

Kaum vermochten ihn zu tragen seine matten müden Glieder,
Und auf eines Grabes Hügel ließ er kummervoll sich nieder,

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 100.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 13. December 1840.

Dann hebt er freudig seine Händ' —
Spricht: „Mir geschehʼ, wie ich geglaubt —
Gott — Ewigkeit" — und senkt sein Haupt. Fr. Kind.

Das letzte Gebet.

Nacht war schon herabgesunken, lieblich flimmerten die Sterne
Leise Winde hauchten Düfte mir entgegen aus der Ferne,
Hier und dort war noch ein Schimmer Lichtes in den Hütten sichtbar,
Doch die meisten Dorfbewohner lagen schon in tiefem Schlummer.

Ringsum herrschte heil'ge Stille, selbst das Lied der Philomele
Tönte seltner aus dem Haine, und es war in meiner Seele
Ruh' und Frieden eingekehret, und Gefühle hoher Wonne,
Auswärts hatt' es mich gezogen aus des Zimmers enger Klause.

Und nun lenkt' ich meine Schritte, nach des Kirchhofs stillen Räumen,
Der bepflanzt war mit Castanien- und mit hohen Lindenbäumen,
Nahm zu meinem Ruhesitze eines Grabes grünen Hügel
Und mit Ehrfurcht sah mein Auge, auf den stillen Gottesacker.

Jetzo sah ich eine Klarheit schweben über jenem Haine,
Heller ward's und immer heller, von des Mondes mildem Scheine
Und in wenig Augenblicken hing der volle Mond am Himmel
Und das weiße Nachtgewölke, wurde malerisch beleuchtet.

Diese Nacht sie war so herrlich, keine glich ihr in dem Lenze
Und von ihres Windes Säuseln zitterten die Flitterkränze
Und die Rosen, die auf Gräbern standen, hauchten süße Düfte
Geisterhaft im Dunkel glänzten monderhellte Leichensteine.

In Gedanken ganz verloren saß ich da gehüllt im Schatten,
Den die dichten Lindenbäume um mich her verbreitet hatten,
Da vernahm ich leise Tritte und es rauschte in den Zweigen
Und ein Greis gelehnt am Stabe wankte durch des Kirchhofs Pforte.

Und der Greis, er wankte näher, mußt' sich oft an Kreuzen halten,
Wenig dünne Silberlocken flossen um das Haupt des Alten:
Gramgebeugt ging er am Stabe, tiefe Furchen im Gesicht
Die der Kummer und die Sorge und der Gram geprägt hatten

Kaum vermochten ihn zu tragen seine matten müden Glieder,
Und auf eines Grabes Hügel ließ er kummervoll sich nieder.

Thränen flossen von den Wangen und ich hörte leises Schluchzen,
Und dann faltet er die Hände und begann nun laut zu beten:

„Neunzig Jahre sind vergangen, die ich nun erlebet habe,
O wie sehnet sich der Müde nach dem ruhevollen Grabe,
Manche Freuden, manche Leiden trank ich aus dem Kelch des Lebens
Doch in Freuden wie in Leiden warst Du großer Gott stets um mich.

„Alle sind schon hingefahren, bin allein noch übrig blieben,
Weib und Kinder, Freund und Brüder aus meine theuern Lieben,
Warum soll denn ich alleine noch auf dieser Erde keuchen?
Laß sie mich doch wiedersehen, dort wo keine Trennung weilet."

„Laß mich bald zu meinen Vätern, mich zu all' den Lieben gehen.
Gütiger, allmächt'ger Vater, laß mich nicht vergebens flehen,
Warst ja stets mein Trost im Leiden, hast so manch Gebet erhöret,
Wende noch einmal die Blicke auf mich nieder, Du Allmächtiger."

Dann verstummten seine Klagen und mit flehender Geberde
Mit gefaltnen Händen sank er betend nieder auf die Erde,
Noch vernahm ich leises Schluchzen, doch auch dieses wurde schwächer
Und nach wenig Augenblicken herrschte ringsum Todtenstille.

Tief in's Innerste erschüttert, trat ich näher zu dem Alten,
Legte leise meine Hände an der Stirne tiefe Falten,
Auf dem Antlitz schwebte Ruhe, schwebte selige Verklärung,
Doch sein Auge war gebrochen und die Stirne wollt erkalten.

Arminius.

Vergiftungsprozeß der Mad. Lafarge.

(Fortsetzung.)

Die Nachmittagssitzung begann am 17. Sept. um 1½ Uhr; die Angeklagte wird wieder in einem Lehnstuhle hereingetragen. Der Vertheidiger hat das Wort. Paillet tritt auf und beginnt: „Nach acht Monaten der Gefangenschaft, der Schmerzen und der Resignation kann Mad. L. endlich vor ihren Richtern eine Freundesstimme laut werden lassen. Und der erste Vorwurf, dem sie in diesem Kreise begegnet, ist der, daß sie sich unter dem Schutze fremder Einflüsse, die man nicht einmal näher bezeichnet, vorführe. Seltsame Vorurtheile der Staatsbehörde!" Paillet dreht den Vorwurf des G.-Advokaten um: „Während Mad. Lafarge im Kerker seufzte und schwieg, welche Thätigkeit wurde da draußen entfaltet! Welche lügnerische, verläumderische, romanenhafte Geschichten durcheilten Frankreich von einem Ende zum andern mit Blitzesschnelle und wurden vom Leichtsinn oder von der Böswilligkeit aufgegriffen und kommentirt. Welche Masse von Schmähungen gegen eine eingekerkerte, leidende Frau, die sich nicht vertheidigen kann!" Sogar die Justiz, fährt er fort, habe sich dergleichen schuldig gemacht; er wolle nur an jene ungewöhnliche Intervention, dann an die bizarre Verschmelzung beider Proceduren, welche nichts mit einander gemein hätten, er wolle nur an die voreiligen und indiskreten Veröffentlichungen, mit welchen Frankreich und Europa überschwemmt worden wären und von der nur die Angeklagte selbst nichts gewußt habe, erinnern. Die Anklage spräche von Einfluß; aber ihr selbst müsse er ihn schuld geben; sie habe im Voraus gegen die Angeklagte einzunehmen gesucht, und was ein solches Vorurtheil heiße, das habe bereits d'Agusseau, eine der größten Magistratspersonen, als den Irrthum der Tugend bezeichnet, ja es sei, setzte er hinzu das Verbrechen guter Leute. Nun verliest Paillet jene Stelle d'Agusseau's in welcher derselbe schildert, wie leicht ein solches Vorurtheil entstehe, wie der erste Eindruck, den der Angeklagte mache, oft schon für oder gegen ihn einnähme, wie wir oft nach der bloßen Physiognomie urtheilten. Dieser erste Eindruck entscheide oft über Leben und Tod. Der Richter lasse sich einnehmen, sein Unwille erhitze, sein Eifer verleite ihn; weniger Richter als Ankläger, höre und sehe er nur noch das, was verdamme. Später kommt es oft zufällig an den Tag und zeige sich's, wie die Unschuld unter der Wucht von Conjecturen erlegen sei; aber dann

sei es zu spät: das Blut der Unschuld schreie dann um Rache gegen seines Richters Vorurtheil und die Behörde habe nun Zeit Lebens zu bereuen, was sie nicht wieder gut machen könne! — Diese Stelle will Paillet auch hier angewendet wissen: „Ahnte d'Aguesseau bereits den Lafarge'schen Proceß?" ruft er weiter; er müsse um eine nachhaltige Aufmerksamkeit der Geschwornen bitten, denn: „wenig Worte genügen zum Anklagen, viel Worte aber kaum zum Vertheidigen. Sehen wir also zuerst, welches Marie Cappelle's und Lafarge's Lage vor ihrer Vertheidigung war.

„Marie Cappelle! Marie Cappelle aus einer angesehenen Familie; ihr Vater Artillerieoberst, Oberst der alten Garde des Kaisers; ihre Mutter das Muster der Milde und Herzlichkeit. Marie erhielt im Vaterhause eine standesmäßige Erziehung. Das Schicksal machte sie früh zur Waise. Ihr Vater starb und hinterließ ihr ein mäßiges Vermögen, wie es alte Soldaten hinterlassen, 90 bis 100,000 Fr. Bald entriß ihr der Tod auch die Mutter und in einem andern Hause, bei Oheimen und Tanten fand sie alle Fürsorge, alle Liebe, deren sie im Vaterhause verlustig gegangen war, wieder. Die Milde ihres Wesens, ihre persönliche Anmuth, die vielen Talente in der Gesellschaft erwarben ihr Aller Liebe, wohin sie kam.

„Ihre Moralität! Auch von der Moralität dieser Frau, welche Ihnen als ein Ausbund schlechter Leidenschaften, einer verderbten Natur geschildert wurde, muß ich sprechen. Wir hätten eine Menge Zeugen, Personen, die der höchsten Achtung werth sind, hieher bescheiden können; sie würden Marie Cappelle's Tugenden und Moralität bezeugt haben. Sie vernahmen den Pfarrer aus ihrem Dorfe; in seiner naiven Redeweise entfaltete er vor Ihnen jenes Mitleid für die Unglückliche, alle Handlungen der Milde, deren Augenzeuge, ja deren Vermittler er gewesen war. Diesem Zeugnisse will ich nur einige Briefe von vornehmen Personen, welche Marie C. von Kindheit an sahen, beigesellen."

Paillet liest nun eine Reihe von Briefen — Sittenzeugnissen — vor, zu welchen er die Aristokratie Frankreichs für die Angeklagte aufgerufen hat; da sie uns indeß ungleich mehr als Briefe von hoch gestellten Personen, denn als neue Beweisgründe in dem Vergiftungsprozesse wichtig scheinen, so heben wir nur das Wichtigste aus. Der Marquis de Mornay, den Paillet als „Schwiegersohn des Marschall Soult und Freund von der Angeklagten Vater" einführt, schreibt, daß er seit einer Reihe von Jahren mit Mlle. Marie C.'s Familie befreundet war und so Gelegenheit fand, der Angeklagten Liebe und Zärtlichkeit zu den Ihrigen, ihre Humanität und Generosität und die allgemeine Achtung, die sie genoß, zu beobachten; so edle Eigenschaften müßten bis auf diesen Augenblick (er schreibt vom 26. August 1840) für jeden Unparteiischen eine Garantie gegen die gräßlichen Verdächtigungen, die sich jetzt gegen sie erhoben, sein; er wenigstens verabscheue dieselben, bis sie ihm zur Evidenz erwiesen seien! — Paillet läßt einen Brief von der Vicomtesse de Montesquiou, „einer der durch Rang, Charakter und Tugenden schätzbarsten Personen im Aisnedepartement" folgen. Dieselbe schreibt aus Long-Pont vom 6. August, ihr Mann stehe seit dreißig Jahren als Nachbar und Freund mit Marie's Familie in Verbindung, seit zwanzig Jahren auch sie, die Vicomtesse, besonders mit der Mutter derselben. Stets habe sich ihr Marie als sanft und mild gegen Nothleidende gezeigt; ihre Mutter habe sie dazu durch ein edles Beispiel angefeuert, ihre Erziehung sei ausgezeichnet für Geist und Herz gewesen. Nach ihres Großvaters Tode gegen Ende 1838 sei Marie, deren Gesundheit schon damals sehr schlecht gewesen, einen Monat

als Kind vom Hause bei ihr gewesen; als solches habe sie sich bewährt bis zu ihrer Verheirathung; seitdem jedoch hätten sie sich nicht wieder gesehen. — Es folgt der Brief der Comtesse de Valence, „Schwiegermutter des Marschall Gerard", welche „nur Günstiges über die unglückliche Wittwe L." zu sagen hat. Sie war die Freundin von Marie's Großmutter, lernte Marie schon als Kind kennen und sah sie auch später in Paris bei ihren Tanten oft. Sanft, gut, liebenswürdig, allgemein beliebt, tadellos — so erschien sie der Comtesse, welche sie so gern hatte, daß sie sie mit nach Nizza nehmen wollte, doch davon durch Marie's Tanten abgerathen wurde, „weil eine halbjährige Abwesenheit sie um die Gelegenheit eines Unterkommens bringen könnte. — „Seit ihrer Verheirathung hörte die würdige Dame von Marie jedoch auch sehr wenig. Der Brief ist vom 30. Juni datirt.

Aehnlich lautet auch der Brief vom Marschall Gerard: „Ich empfing, m. H., den Brief, mit welchem Sie (Paillet) mich beehren und in welchem Sie einen Aufruf an meine Erinnerungen zu Gunsten der unglücklichen jungen Frau, deren Sache Sie mit so unermüdlicher Ausdauer führen, ergehen ließen. Seit Jahren mit der Familie Cappelle liirt, konnte ich nur mit den peinigendsten Gefühlen die gräßlichen Anklagen vernehmen, welche sich seit mehreren Monaten unaufhörlich auf das Haupt der Unglücklichen entladen; sehr lebhaft bedauerte ich eine so gräßlich angegriffene Existenz und setzte, wie alle ihre Freunde, tröstende Hoffnungen auf die Ueberzeugung über ihre Unschuld, welche Sie fortwährend aufrecht zu erhalten suchten. Handelt es sich darum, Marie Coppelle's liebenswürdigen Eigenschaften meine Huldigung widerfahren zu lassen, und ist dies das Zeugniß, welches Sie von mir wünschen, so lege ich es ohne Zögern ab und sage ganz aufrichtig, daß die junge Person, die ich die Zeit hindurch, welche sie bei meiner Schwiegermutter, Mad. de Valence, zubrachte, sah, alle liebenswürdigen Eigenschaften entfaltete, die das Glück des Lebens im Schooße der Familie bilden. Stets, so lange ich sie kenne, war sie sanft, einnehmend, gleichmüthig und aller Welt gefällig. Auch ist mir bekannt, daß sie einige Monate später auf dem Gute unweit Villers-Cotterets bei ihrem Großvater, Herrn Collard lebte und den Greis bis zum Tode mit der zärtlichsten Liebe pflegte. Ich weiß, daß sie von vielen Freunden ihrer Familie geliebt ward und daß sie sich die Hingebung der Dienstboten erwarb. — Meine lebhaftesten Wünsche gelten Ihren Bestrebungen, mögen sie mit glänzendstem Erfolge gekrönt werden, mögen die bevorstehenden Debatten die vollständigste Rechtfertigung für die sein, welche Sie mit Ihrer Vertheidigung aufrecht erhalten; auch der trauernden Familie gereichen Sie dadurch zum Trost. Empfangen Sie u. s. w. Am 7. Aug. 1840. Marschall Gerard."

Paillet fährt fort: „Das war Marie Coppelle, als sich Lafarge um ihre Hand bewarb! Lafarge, durch seiner ersten Frau Tod Wittwer, stellte sich ihr damals durch die günstigsten Zeugnisse über Moralität und Vermögen als ein reicher Mann vor. Er brachte einen Etat vor, nach welchem sein jährliches Einkommen netto zwischen 30- und 40,000 Fr. variirte; ferner einen Plan, der aus Glandier eine Art Schloß machte, das würdig war, die Augen einer jungen Frau und ihrer Familie zu bestechen. Diese Aktenstücke bilden einen Theil der Untersuchung; ich weiß nicht, wo sie geblieben sind, doch ihre Existenz wird nicht in Frage gestellt werden.

„Es folgt der Ehecontrakt: L. schlägt sein zugebrachtes Mobilarvermögen auf 80,000 Fr. an, giebt die brillante Beschreibung des Schlosses

Glandier, der Eisenwerke und liegenden Gründe: war das in seiner Lage reell gehandelt? Nein, die Debatten haben Ihnen gezeigt, zu welch heillosen Auskunftsmitteln er greifen mußte. Wimmelt der Prozeß nicht von falschen Geschäftsbriefen, falschen Wechseln?"

Paillet geht sodann auf die Stimmung des Herzens und Geistes über, in welcher sich die Angeklagte bei Schließung dieser Ehe befand. Auch hier will er, wie zuvor, den Beweis durch Zeugnisse aus jener Zeit selbst führen und nicht durch Zeugen mit equivoquen und verdächtigen Erinnerungen. Er verliest also, was Marie C. einem Engländer, Mr. Elmore, „einem der ältesten Freunde ihrer Familie" zu Ende des Junimonats schrieb: „Eine große Neuigkeit, mein lieber Hr. Elmore, hab' ich Ihnen zu schreiben, eine Neuigkeit, an die ich selbst kaum glaube, die mich mehr in Staunen setzt, als Sie. Ich, die ich so difficil bin und jedem Dinge gern die schlechten Seiten abzulauschen pflege, ich verheirathe mich mit Extrapost. Am Mittwoch treffe ich bei Musard einen Herrn; ich gefalle ihm und er gefällt mir eben nicht sehr. Am Donnerstag läßt er sich meiner Tante vorstellen, zeigt sich so sorglich, so gut, daß ich ihn besser finde. Am Freitag hält er förmlich um mich an. Am Samstag sage ich nicht ja, sage aber auch nicht nein und heute Sonntags sind wir aufgeboten!..."

Paillet: Die Staatsbehörde sagte, die Angeklagte habe Eile gehabt, diese Ehe zum Abschluß zu bringen; Lafarge im Gegentheil wünschte unter dem Vorwande der Pferderennen zu Pompadour, daß die Hochzeit mit Extrapost zu Stande käme. Weßhalb er es so eilig hatte, lasse ich dahin gestellt sein: es wäre vielleicht mehr als leicht, die Gründe zu dieser großen Eile zu enträthseln. Man konnte sich erkundigen, nachforschen... Eine ausgemachte Sache ist und bleibt es, daß nur L. und nicht Marie C. an dieser, ich gestehe es zu, etwas ungewöhnlichen Eile, mit welcher sie sich verheirathete, Schuld ist. — Der Vertheidiger fährt darauf im Vorlesen jenes Briefes fort: „Tausend verschiedene Gefühle benehmen mir den Athem fast: es ist vorbei!... Hier die Details, welche ich Ihnen geben kann! Hr. L. ist acht und zwanzig Jahr alt, eine Figur — häßlich genug, Tournure und Manieren sehr roh, aber schöne Zähne, so eine Art von Bonhomie, ausgezeichneter Ruf; er ist Eisenwerkbesitzer, hat Güter in Limousin, 130 Lieues von Paris; ein hübsches Schloß, so viel ich aus dem mir von ihm gegebenen Plane schließen kann. Alle Jahre kommt er in Geschäften nach Paris. Uebrigens betet er mich an, was mir gar wohl gefällt; er ist Pferdeliebhaber. Das Gestüt zu Pompadour liegt nur eine halbe Lieue von Glandier und gerade wegen der schönen Pferderennen, die am 17. August statt finden, wünscht er diese gewaltige Eile, die mich vor diesem Zeitpunkte noch zur Frau macht." Sie ladet den Engländer schließlich als Jagdliebhaber nach Glandier ein, denn „unsere Jagd ist superbe; aus Liebe zu Ihnen habe ich mir sogleich davon Kunde verschafft; man findet Hasen auf jedem Schritte, Wölfe, Eber, man jagt oft zu Pferde. Sie bringen mir meinen treuen Pyramus mit; gewiß? Ich will ihm in meinem Hause schon die Honneurs machen," u. s. w.

Paillet liest darauf einen Brief vom Marquis de Mornay, Bruder der Mad. de Montesquiou, vor, in welchem derselbe meint, nach Allem, was sie ihm über ihren Bräutigam schreibe, schließe er, daß die heißen Gebete ihrer armen Mutter in Erfüllung gingen und sie das Glück, das sie so sehr verdiene, finden werde.

Paillet nimmt jetzt einen Brief der Angeklagten, welchen sie an Ursule Durand schrieb, „an die alte Gouvernante der Familie, denn diese

Familie ist eine patriarchalische, in welcher die Geschlechter der Herren und Dienstboten geboren werden, leben und sterben Hand in Hand und ohne einander je zu verlassen." In diesem Schreiben schildert sie L. wieder als nicht schön aber außerordentlich gut, er bete sie an und bezeuge ihr dies bereits durch tausend Aufmerksamkeiten." Sie trägt der Gouvernante mehrere Commissionen auf und sagt: „Vergiß auch meinen Reithut nicht! Mein künftiger Mann reitet außerordentlich gern, hält zwei Reit- und zwei Kutschpferde. Er schenkte mir ein köstliches grünes Reithabit." — „Dies," ruft Paillet, „ist dasjenige, welches die Ratten auf Glandier verspeisten!" — Weitere Aufträge über ihre Sachen, die sie ihr aus Corcy zusenden soll; Lafarge hat ihr einen Pleyelschen Flügel geschenkt, sogleich nach Glandier geschrieben, um, da sie gern badet, sogleich einen Badesalon einrichten zu lassen: „so macht er's mit Allem; ich äußere einen Wunsch und sogleich ist er ausgeführt oder eine Gewährung für die Zukunft versprochen: es ist gerade das Gegentheil anderer Verheirathungen; jeder Tag enthüllt uns neue Schönheiten des Charakters, des Vermögens" u. s. w. Paillet sagt, es werde daraus erhellen, daß sie unbefangen und ohne Rückhalt ihrer neuen Zukunft entgegen gegangen sei. „Jetzt," fährt Paillet fort, „kennen Sie Marie Cappelle. Die Hochzeit findet statt; sie treffen auf Glandier ein und schon sind wir mitten in dem Processe." — Er kommt jetzt auf jenen viel erwähnten Brief vom 15. August 1839. Doch der folgende Theil der Rede ist zu lang und hängt zu genau zusammen; wir brechen hier für heute an diesem Ruhepunkte ab. Paillet sprach volle drei Stunden!

(Die Fortsetzung folgt.)

E. M. Arndt und Zeitgenossen.

(Fortsetzung.)

Eigenthümlich und interessant sind mehrere Schilderungen, die er von solchen befreundeten Seelen giebt. Erstens Blücher. „Er behielt auch bei fröhlichen Gelagen etwas vom Feldmarschall. Trotz seines Alters trug er eine herrliche Gestalt groß und schnell, mit den schönsten, rundesten Gliedern vom Kopf bis zum Fuß, seine Arme, Beine und Schenkel noch fast wie eines Jünglings scharf und fest gezeichnet. Am meisten erstaunte sein Gesicht. Es hatte zwei verschiedene Welten, die selbst bei Scherz und Spaß, welchem er sich ganz frisch und soldatisch mit Jedem ergab, ihre Farben nicht wechselten: auf Stirn, Nase und in den Augen konnten Götter wohnen, um Kinn und Mund trieben die gewöhnlichen Sterblichen ihr Wesen. Daß ich es sage: in jener obern Region war nicht allein Schönheit und Hoheit ausgedrückt, sondern auch eine tiefe Schwermuth, die ich der schwarzdunkeln Augen wegen, welche der finstern Meeresbläue glichen, fast eine Meerschwermuth nennen möchte; denn wie freundlich diese Augen auch zu lachen und zu winken verstanden, sie verdunkelten sich auch oft zu einem fürchterlichen Ernst und Zorn. War der alte Held ja auch nach dem Unglück von 1806 und 1807, als er in Hinterpommern befahl, eine Zeitlang durch seinen dunkeln Zorn verrückt gewesen und hatte auf alle Fliegen und schwarze Flecke unter dem Rufe „Napoleon" mit dem gezückten Schwerdte gestoßen. Mund und Kinn aber gaben einen ganz andern Eindruck, obgleich in den äußern Formen mit den obern Theilen des Gesichts in Uebereinstimmung. Hier saß immer die Husarenlist gesammelt, deren Zügespiel bisweilen sogar bis in die Augen hinauf lief, und etwas wie von einem Marder, der auf seinen Fang lauscht." — Von Fichte erzählt er in der damaligen Zeit: „Fichte hatte für sich und seinen kaum waffenfähigen Sohn Lanzen und Schwerdter vor seiner Thür angelehnt stehen. Man hatte ihn der Ehre wegen zum Offizier beim Landsturme

machen wollen, er hatte es mit den Worten verweigert: „Hier taug' ich nur zum Gemeinen.“ Diesem Manne war es mit Allem immer voller Ernst; er war schlecht auf den Füßen wegen Gicht; da hatte er denn gesprochen: „Ich weiß, ich werde keine großen Thaten thun, aber ich werde dem Volke nimmer den Weg zur Flucht weisen; nur über meine Leiche sollen die Feinde in Berlin eindringen.“ — Er war erstaunlich frisch, lebendig und liebenswürdig in dieser Zeit, und es schien, als fände sein frommer Sinn in der Liebe zum Volke und Vaterlande mehr und mehr die Brücke, worüber er aus seinem idealischen Ich zum Nicht-Ich hinüber gelangen könnte. Er und Reil waren gewissermaßen die tragischesten Personen der Hauptstadt durch die ungeheuere Feurigkeit, womit sie die Zeit auffaßten, und durch den brennenden Haß, den der Letzte fast noch mehr als Fichte gegen alles Wälsche trug.“ Wie anders lautet es von Goethe: „Auch Goethe kam und besuchte mehrmals das ihm befreundete Körner'sche Haus (Th. Körner's in Dresden). Ich hatte ihn in zwanzig Jahren nicht gesehen; er erschien immer noch in seiner stattlichen Schöne, aber der große Mann machte keinen erfreulichen Eindruck. Ihm war's beklommen, und er hatte weder Hoffnung noch Freude an den neuen Dingen. Der junge Körner war da, freiwilliger Jäger bei den Lützowern. Der Vater sprach sich begeistert und hoffnungsvoll aus, da erwiederte ihm Goethe erzürnt: „Schüttelt nur an euren Ketten, der Mann ist euch zu groß, ihr werdet sie nicht zerbrechen.“ Er war nicht zu groß, wir haben sie doch zerbrochen!“ Kotzebue kommt noch besser vor: „Herr von Kotzebue kam bald nach mir nach Königsberg. Ich mußte ihn oft sehen, er war eine Fliege, die sich auf Alles setzte, declamirte und las vor. Er mochte, wie man ihn sah, einen gemeinen Eindruck — sein großes Talent in allen Ehren — eine der widerlichsten Erscheinungen, die mir in meinem Leben vorgekommen sind. Er trat auf mit der Haltung eines Altflickers und mit einer unverschämten Offenheit, die nichts von der Offenheit der Natur hatte, ja nicht einmal von jener, welche schlaue und gewandte Weltleute gewinnen. In seinen freundlichen Augen war zugleich etwas schleichend Lauerndes und unverschämt Faunisches.“

Mit der innigsten Begeisterung spricht Arndt vom Minister v. Stein, über den er wohl zu sprechen befähigt ist, da er lange mit ihm arbeitete und lebte. Diese Schilderung macht hier den Schluß, wie den Schluß von Arndt's Werke:

„Gott hatte ein feuriges, gewaltiges, muthiges Herz in seine Brust gelegt, ihn mit einer raschen, blitzschnellen Auffassung, einem kühnen geschwinden Verstande gerüstet: Geschwindigkeit, Kühnheit, Heftigkeit — das war er selbst. Er mußte fortstoßen, was ihm im Wege stand, niederreißen, was ihn in seinem Laufe aufhalten wollte — sehr schlimm, wenn diese großen aber auch gefährlichen Anlagen durch keine Anerkennung von Maaß, Zucht und Ordnung geregelt gewesen wären. Vor nichts zurückbeben, geschwindestes Handeln, regestes Schaffen war sein Element. Daß der Inhaber einer so feurigen und heftigen Natur sich nicht oft geirrt und zuweilen überlaufen haben sollte, darf nicht geleugnet werden; aber Erziehung der Menschen und Führung Gottes hatten sein Gemüth früh auf das Edle und Wahre gerichtet und machten die Fehler eines solchen Temperaments meistens bald wieder gut. Wie er geboren war, hätte er, um im besten Sinne einer großherzigen Natur in freiester Wirksamkeit sich entfalten zu können, immer in den ersten Stellen stehen müssen. Den gewöhnlichen Künsten, wodurch geherrscht und gewirkt wird, hat er sich nie bequemen können. Des Wider-

standes war er ungeduldig und begriff meistens erst spät seine Nothwendigkeit. Widerspruch und Widerstreit der Gedanken und Worte hatte Niemand mehr gereizt und an Tüchtigen geachtet, als eben er. In solchem Kampf der Geister, nur geschwind und mit kurzen Blitzhieben mußte er geführt werden, fühlte er sich ganz in seinem Elemente. Heftig, auch hart ist er oft gewesen, gewesen, gegen die Heuchler und Schurken unerbittlich, gegen Schwache und Blöde zuweilen verletzend; auch Zorn hat ihn übereilt; Groll und Rache aber hat sein edler Muth nie gekannt, und den Guten und Braven, gegen welche er durch ein geschwindes Urtheil oder ein rasches Wort je einmal gesündigt hatte, hat er laut oder still, durch Worte und mit dem Herzen, immer gern Wiedererstattung gethan.

(Der Beschluß folgt.)

Miszelle.

Jagdanekdote. Der Hr. von N. besaß auf seinem Landgute ein recht beträchtliches Jagdrevier. Er versammelte in demselben sehr oft die Jäger der ganzen Nachbarschaft, um die Vermehrung seiner Hirsche, Rehe, Schweine und Hasen, auf vielfältige Klagen der Bauern, ein wenig zu verhindern; denn er selbst war, bei großer Leidenschaft für das große Waidwerk, durchaus kein glücklicher Jäger, ob er es gleich zu sein vorgab. Einst war eine große Anzahl seiner Kampfgenossen, nach glücklich vollbrachter Arbeit, an seiner Tafel versammelt. Johann, der alte Jäger des Wirthes, stand hinter dem Stuhle seines Herrn, und schenkte diesem fleißig ein. Herr von N. erzählte oft von seinen Heldenthaten als Jäger; und da er bei der Erzählung derselben gar selten Glauben fand, so rief er in solchen Fällen gewöhnlich den gewandten Diener zum Zeugen auf. Unter andern sehr starken Stükken erzählte er heute seinen Gästen, daß er ehemals als Soldat, auf dem Marsche nach Schwaben — wohin er, beiläufig gesagt, niemals gekommen war, — einen höchst sonderbaren Schuß gethan habe. „Er habe — so lautete seine Erzählung — einen Sechzehnender durch den rechten Hinterlauf und durch das linke Gehör geschossen!“ Alles brach in ein lautes Gelächter aus. „Nun Johann! Du warst dabei,“ rief Herr von N. „Ja, meine gnädigen Herren!“ so ließ sich Johann ganz ernsthaft vernehmen. „Es war bei Neustadt an der großen Linde. Der Sechzehnender hatte — mit Erlaubniß zu reden — einiges Ungeziefer und kratzte sich hinter den Ohren. In diesem Augenblick schoß mein gnädiger Herr hin, und traf ihn so sonderbar, und der Hirsch war so erschrocken, daß er liegen blieb, und sich abfangen ließ. Allein wegen des vielen Ungeziefers war er etwas abgezehrt. Während des laut erschallenden Gelächters sagte Johann zu seinem Herrn: „Ein andermal lügen Ihro Gnaden nur nicht so weit aus einander; ich konnte es beinahe nicht zusammenbringen.“

* Anzeigen.

Den Herren Wirthen empfiehlt die in ihrem Verlage erschienenen, in dieser Jahreszeit häufiger vorkommenden Artikel als: Billard-Reglement — 12 Gr. Kegel-Reglement — 6 Gr. Bostontabelle — 4, 6 und 8 Gr. L'Hombre-, Wist- und Grabuge-Tafeln — das Hundert 24 Gr. Thorsperr-Tabelle — 8 Gr.

die Jöntzen'sche Buch- und Steindruckerei,
Seemannsstraße Nro. 2.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

X. Daves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die

SCHNELL-POST



für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 100 des Bürger-Freundes für 1840.

Sonntag, den 13. December.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Der „Augsburger Hausfreund" enthält folgende Eisenbahn-Anekdote: Ein Fremder fuhr dieser Tage auf der Eisenbahn nach München; auf dem Bahnhofe wurden seine Effekten abgewogen. Da derselbe einen Regenschirm bei sich trug, so wurde ihm auch dieser abverlangt, damit man ihn wiege. Dem über solche Kleinigkeit protestirenden Fremden wurde aber erklärt, daß es bestimmte Vorschrift sei, jede Kleinigkeit zu wiegen. Hierauf zog der Fremde kaltblütig aus seiner Brusttasche — einen Zahnstocher hervor, damit auch dieser ins Gewicht aufgenommen werde.

Man berichtet aus Leipzig: „Bekanntlich ist das Rheinlied so vielfältig componirt worden, daß sich bisher noch nicht hat herausstellen können, welche Melodie im Munde des Volks den Vorzug erhalten werde. Um zur Entscheidung beizutragen, wird das hiesige Stadtmusikchor morgen an einem vielbesuchten Vergnügungsorte acht der vorzüglichsten Compositionen ausführen, ohne die Namen der Componisten zu bezeichnen, und dann sollen die Zuhörer, von denen jeder beim Entrée acht Nummern empfängt, eine davon abgeben und so durch Stimmenmehrheit erklären, welche Composition ihnen am besten gefalle."

Vom Niederrhein, 5. Dec., berichtet die Kölner Zeitung: Wenn der vernünftige Denker wohl weiß, was er von sogenannten historisch-fatalistischen Zahlen zu halten hat; so ist doch eine solche Parallele nicht uninteressant, wenn sie sich auf eine welthistorische Persönlichkeit bezieht, und wär' es auch nur, um synchronistisch dem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen. Die Abfahrt der „belle Poule" mit der Asche Napoleon's von der Insel St. Helena am 18. Okt. giebt zu dieser Bemerkung Anlaß. In einem Gedichte von W. Smets, überschrieben: „Des Kaisers Zahl," das zuerst im Feuilleton der „Köln. Ztg." mitgetheilt wurde und sich in dessen jüngst erschienener Gedichtesammlung Seite 250 — 254 befindet, wurde bereits auf die fatalistische Wichtigkeit hingewiesen, welche die Zahl achtzehn für Napoleon in so vielen bedeutenden Momenten seines Lebens gehabt hat. Eine kurze Zusammenstellung der an diese verhängnißvolle Zahl gebundenen Ereignisse oder Beziehungen mag daher bei der nun neuerdings eingetretenen Wiederholung (ob sie die letzte sein wird?) nicht ohne Interesse gelesen werden. Am achtzehnten Brumaire des Jahres VIII der französischen Republik (1799) ging die Umwälzung zu Gunsten Bonaparte's vor sich, der darauf Consul wurde; am achtzehnten Oktober 1812 fand die Schlacht von Tarutina Statt, welche den an Schrecknissen in der Kriegsgeschichte einzigen Rückzug an die Berezina zur Folge hatte; am achtzehnten Oktober 1813 wurde die Schlacht von Leipzig geschlagen; am achtzehnten Juni 1815 ging Napoleon's Stern auf immer unter in der Schlacht von Belle-Alliance; am achtzehnten Oktober desselben Jahres warf der „Northumberland", der den gefürchteten Verbannten trug, Anker vor der Insel St. Helena, und der achtzehnte Ludwig hatte den von Napoleon zum zweiten Male verlassenen Thron eingenommen; nach den, bei Gelegenheit des Begräbnisses Napoleon's kund gewordenen Mittheilungen beträgt die ganze Tiefe seines Grabes achtzehn engl. Fuß; und nun endlich, im Jahre 1840, wo am Orte der Verbannung seine Asche erhoben wird, um, seinem letzten Willen gemäß, nach Frankreich gebracht zu werden, muß die Abfassung des Protokolls über die Ausgrabung der Leiche die Abfahrt der betreffenden Fregatte verzögern, so daß die „belle Poule" erst am achtzehnten Oktober die Anker lichten kann, und so ist die verhängnißvolle Zahl achtzehn im Allgemeinen acht Mal mit den Schicksalen Napoleon's verknüpft, und kehrt vier Mal im Monate Oktober wieder! Nicht minder bemerkenswerth ist aber auch der Name des Fahrzeugs, auf welchem Napoleon, von der Insel Elba entwichen, an der Küste Frankreich's landete, und dessen, auf welchem nun seine Ueberreste nach Frankreich zurückgebracht worden sind. Jenes hieß „l'Inconstant", und es bedarf diese Benennung keines Commentars; dieses heißt „belle Poule", welches letztere Wort bekanntlich auch den Einsatz im Spiele bedeutet, wie denn auch dieser welthistorische Aschenhaufen Alles ist, was den Franzosen von jenem großen „schönen Einsatze" von Hab' und Gut, von Blut und Leben übrig bleibt, daß sie ihrem Gewaltherrscher auf seinen blutigen Pfaden nach allen vier Weltgegenden gefolgt sind!

Aus Frankreich.

Man schreibt aus Paris: In der vergangenen Woche wurden die Vorträge an der medizinischen so wie an der juristischen Fakultät eröffnet, und zwar in beiden mit einer Rede des Doyens oder Dekans der Fakultät und mit Vertheilung der Preise. Was an der medizinischen Fakultät jetzt mehr, als die gewöhnlichen Vorträge, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zieht, sind die Versuche, welche Orfila an Thieren, besonders an Hunden, über die Wirkungen der Gifte öffentlich vor einer bedeutenden Menge von Zuhörern anstellt. Seit Magendie ein paar hundert arme Hunde erwürgt hat, um die Erscheinungen des Verdauungsprozesses zu beobachten, fand keine solche Verfolgung dieser Thiere mehr statt, wie jetzt, da der berüchtigte Criminalprozeß der Wittwe Lafarge den

Aerzten und auch den Richtern die Mangelhaftigkeit der bisherigen Kenntnisse gezeigt hat. Sogar Orfila, des großen Toxicologen Autorität wurde in jenem Prozesse bestritten, und der Dekan der medizinischen Fakultät hat daher wohl gethan, nicht allein im Interesse der Menschheit und der gerichtlichen Arzneikunde, sondern auch zur Behauptung seiner eigenen Autorität öffentliche Versuche anzustellen, welche Jedermann zur Belehrung dienen können.

Es ist schon mehrfach bemerkt worden, daß die deutschen Flüchtlinge in Paris unter den jetzigen kritischen Umständen die Sache Deutschland's den Franzosen gegenüber sehr würdig vertreten. Einer der vormaligen Frankfurter Aprilgefangenen, Rochau, hat neulich gegen Edgar Quinet geschrieben, und in der Phalange laut erklärt, daß er nicht einen deutschen Flüchtling kenne, der nicht bereit wäre, sein ganzes Leben lang preußische Uniform zu tragen, wenn es sich darum handelte, daß auch nur ein Zollbreit Landes vom deutschen Gebiete verloren gehen sollte. — Hr. Rochau ist aus Wolfenbüttel gebürtig.

In Paris heißt es nicht mehr: „hol' Sie der Teufel!" (Que le diable vous emporte!) sondern: „Frankreich sei mit Ihnen!" (Que la France vous protège!)

In St. Trivier befindet sich ein ehemaliger Apotheker Diot aus Lyon, der von der Monomanie des Selbstmordes besessen scheint. Seit anderthalb Jahren hat er achtmal versucht, sich durch Erstikken, Erhängen, Ersäufen, Vergiftung, durch Feuergewehr und Messer aus der Welt zu schaffen, und immer vergebens. Kürzlich beschloß er, zu erhungern und zu erfrieren, wurde aber nach 48 Stunden unter einem Holzhaufen entdeckt. Man will ihn jetzt wegen Geisteskrankheit in ärztliche Behandlung geben.

Aus England.

Der, durch seine Excentricitäten bekannte Marquis von Waterford, ist kürzlich mit mehreren seiner Freunde die Wette eingegangen, daß er den Schnurbart des Unterhausmitgliedes Muntz wegrasiren werde. Hr. Muntz, der im Besitze eines enorm großen Schnurbartes ist, geht seitdem nicht aus, ohne mit einem großen, mit Blei gefüllten Stocke und zwei geladenen Pistolen bewaffnet zu sein.

Man meldet aus London: Vor einigen Tagen wurde zu einem wohlthätigen Zwecke in der Guildhall zu London ein großer Ball gegeben, auf welchem etwa 1500 Personen sich eingefunden hatten. Viele hatten sich in Kostüm eingefunden, man sah Griechen, Hochländer, und sogar vier nordamerikanische Indianer, die sich mit Bärenzähnen geziert, und mit kupferrother Farbe Gesicht, Hals und Hände bemalt hatten. Diese vier nachgemachten Söhne der Prairien waren die Löwen des Abends, und wurden bewundert, während man einigen Jünglingen, die in Wasserstiefeln und Jagdröcken erschienen, keinen Geschmack abgewinnen konnte.

Aus Belgien.

Aus Brüssel meldet man: Man faselt hier von einer Vorkehrung, durch welche man sich vor den Augen der Menschen unsichtbar machen könne. Ein herrliches Mittel für solche, denen die Manichäer viel zu schaffen machen. Sie klingeln, man öffnet ihnen die Thür, spricht mit ihnen oder mit dem sie begleitenden Exekutor und entläßt sie auf das Höflichste mit der Versicherung, daß man künftig sich ihnen präsentiren werde.

Aus Spanien.

In Madrid hat sich eine „deutsche Akademie der Wissenschaften" gebildet, mit dem Zwecke, deutsche Sprache und Literatur in Spanien zu verbreiten und mit dem Ernste deutscher Wissenschaft und Gelehrsamkeit dem gesunkenen Geiste in Spanien wieder aufzuhelfen. Durch Uebersetzung und Verbreitung deutscher Meisterwerke will man auf die ganze Nation versittlichend und bildend einwirken, was der deutschen Wissenschaft doch etwas Spanisch vorkommen wird.

Aus der Türkei.

In Smyrna wurde kürzlich ein Gefangener zum Hungertode verurtheilt. Acht und zwanzig Tage nach der Urtheilsprechung fand man ihn noch lebend im Gefängnisse. Der unglückliche Mann, dessen Strafe übrigens hierauf in eine andere verwandelt wurde, gestand, daß er sein Leben diese Zeit über durch eine kleine Schachtel mit Oblaten, welche nebstdem ein Stückchen Gummielastikum und ein wenig Siegellack enthielt, gefristet habe. Nachdem dieses Victualiensurrogat aufgezehrt war, hatte er sich an die Pappschachtel selbst gemacht. Einen Theil des Deckels fand man am 28. Tage seines Hungerns noch bei ihm; gewiß ein seltener Beweis von Enthaltsamkeit.

Mosaik.

Etwas für Damen! Denken Sie sich, daß zwei ungeheure Feinde, die Sie, schönes Geschlecht, Jahre lang auf den Armen trugen, von wo aus sie sich mit der größten Erbitterung bekämpften, jetzt in dem kriegerisch betrunkenen Frankreich Frieden geschlossen und sich auf Ihren Armen versöhnt haben. Es sind nämlich die engen und weiten Aermel der Kleider, welche Ihre schönen Arme umschließen, wenn sie schön sind. Die neuesten Damenkleiderärmel, die von der in Paris wohnenden Göttin der Mode „à la Duchesse de Nemours" (der Name darf bei Leibe nicht übersetzt werden) getauft worden sind, bilden nämlich, um mit den Hegelianern zu reden, eine höhere Einheit der Widersprüche zwischen Eng und Weit. Nehmen Sie sich in Acht, die Philosophie ist Ihnen in die Aermel gefahren! Diese friedlichen Aermel haben diese wichtigste Frage der Gegenwart auf eine beispiellos geniale Weise und vollkommen befriedigend gelöst. Wie denken Sie wohl? — Nun die Aermel sind unten eng und weiten sich nach oben. O wie überraschend neu! Schade, daß es zugleich eine alte Mode ist, die längst schon aus der Mode gekommen war.

Der Kaiser Alexander wohnte während der Occupirung von Paris einem Anniversarium in einem der daselbst befindlichen Hospitäler bei. Es gingen Teller herum, um Almosen zu sammeln und sie wurden von einigen Töchtern des Vorstehers der Anstalt getragen. Der Teller, welcher dem Kaiser dargereicht wurde, ward von einem sehr schönen Mädchen gehalten. Als Alexander ihr seinen Louisd'or gab, flüsterte er dabei leise: „Dies für Ihre schönen Augen, Mademoiselle!" Das Mädchen verneigte sich und überreichte von Neuem den Teller mit vieler Grazie. „Wie," rief der Kaiser erstaunt, „noch mehr?" — „Ja, Herr," entgegnete die liebenswürdige Französin, „ich bitte nun auch um etwas für die Armen!"

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 100.

Bremen, Sonntag den 13. December 1840.

Gestorben:

Nro. 1080. Den 9. December. Der Grobbäcker Johann Friedrich Ludolph Wemhöfer, 40 Jahr; Langenstraße Nro. 114.

— 1081. Den 11. — Joh. Diedrich Vieole, 78 Jahr; Armenhaus.

Nro. 1082. Den 11. Decbr. Adelheid Hünerkoch, 16½ Jahr; Westerstraße Nro. 43.

— 1083. Den 11. — Des Tabacksfabrikanten Caspar Heinr. Rosemüller Sohn, 2¼ Jahr; Hohenthorsstraße Nro. 35.

Geburten:

Nro. 1486. Den 7. Decbr. Des Kochs Joh. Hinr. Backmeyer Ehefr., geb. Daum, Grasmarkt Nro. 5; von einem Knaben.

— 1487. Den 8. — Des Kappenmachers Wessel Jassen Ruben Ehefr., geb. Wohlers, Corssen Gang Nro. 3; von einem Mädchen.

— 1488. Den 8. — Des Küpergesellen Ferdinand Ulrich Ehefr., geb. Bollhorst, Abbenthorswallstraße Nro. 15; von einem Mädchen.

— 1489. Den 8. — Des Branntweinbrenners Johann Hinrich Claussen Ehefr, geb. Schmidt, Johannisstraße Nr. 3; v. einem Mädchen.

— 1490. Den 9. — Des Arb. Joh. Michael Lotz Ehefr., geb. Reiners, vor den drei Pfählen Nro. 10; von einem Knaben.

— 1491. Den 10. — Des Lohndieners Christ. Gottfr. Kloster Ehefr., geb. Wassmann, Grünenstraße Nro. 42; von einem Knaben.

Nro. 1492. Den 10. Dec. Des Kaufmanns Ernst Wilhelm Wille Ehefr., geb. Sergel, Schüsselkorb Nro. 2; von einem Mädchen.

— 1493. Den 10. — Des Hökers Joh. Herm. Wehmann Ehefrau, geb. Haase, Diepenau Nro. 10; von einem Mädchen.

— 1494. Den 10. — Des Schweineschlachters Carl Friedrich Sagebiel Ehefrau, geb. Frese, Stavendamm Nro. 23; von einem Knaben.

— 1495. Den 11. — Des Kaufmanns Georg August Bechtel Ehefr., geb. Melchers, Contrescarpe; von einem Mädchen.

— 1496. Den 11. — Des Vergolders Johann Friedrich Mennerich Ehefr., geb. Mauer, Knoopstr. No. 44; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 515. Der Kaufmann Joh. Hinr. Ropers u. Maria Luise Otten. Beide von hier.

— 516. Der Bierbrauer Diedrich Loose und Margar. Bornemann. Beide von hier.

— 517. Der Tischleramtsmeister Georg Joh. Christian Bernhöft und Anna Elisabeth Hußmann hieselbst.

— 518. Der Arb. Hinr. Reuter, gen. Ottens, u. Mette Anne Bussenschütt aus Thedinghausen.

— 519. Der Arb. Joh. Friedr. Kampe u. Gesche Marie Sumpf hies.

— 520. Der Bierbrauerknecht Diedr. Wilh. Borgmann am Buntenthorssteinweg u. Anna Maria Schrage hies.

— 521. Der Arb. Caspar Heinr. Voigt hieselbst und Sophie Louise Friederike Finke aus Wagenfeld.

— 522. Der Schuhmacher Joh. Heinr. Conr. Kasten, gen. Wode, hies. u. Anna Margar. Elisabeth Tieken aus Aldorf.

Nro. 523. Der Arb. Herm. Dünfohrt u. des verst. Arb. Diedr. Blohme Wittwe, Gesche, geb. Almers, hieselbst.

— 524. Der Glaserzesell Friedr. Aug. Ohm u. Friederike Hoppe hies.

— 525. Der Cigarrenmacher Joh. Hinr. Wessels und des verst. Arb. Diedr. Oßmers Wittwe, Margar., geb. van der Wall, hieselbst.

— 526. Der Arb. Friedr. Wilh. Eberding am Buntenthorssteinweg und des verst. Arb daselbst Chr. Heinr. Ehlers Wittwe, Elisab. Adelh. Friederike, geb. Wicke.

— 527. Der Cigarrenmacher Joh. Heinr. Jul. Windels und Johanna Conradine Kielenbeck hies.

— 528. Der Armenvoigt Joh. Lücke hies. und Anna Catharina Poppe zu Dötlingen bei Thedinghausen.

— 529. Der Arb. Joh. Bernh. Inkrott, oder Unkraut, und Catharina Körber aus Ritterhude.

— 530. Der Arb. aus Hasenbühren Hinrich Sanders und Maria Margar. Laroche zu Vegesack.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 101.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 17. December 1840.

Was soll Dichten, was soll Singen,
Seit es niemand hören mag? —

Dichtertrost.

Wo ist die Zeit als Namen galten
Und Dichter war ein Zauberwort?
Noch leben Dichter wie die alten,
Doch Ruhm und Minnesold ist fort.

Einst war sie hoch und schön gepriesen,
Der Dichtung laute sel'ge Lust —
Sie ist verbannt und heimgewiesen
In jedes edlen Dichters Brust.

In diesem stillen Heiligthume
Träumt sie in Selbstgenügsamkeit
Von Minnegück, von Ehr' und Ruhme,
Von einer schönern künft'gen Zeit.

Hoffmann v. Fallersleben.

Vergiftungsprozeß der Mad. Lafarge.

(Fortsetzung.)

Nie wogte der Saal so von Zuschauern, als vor der Sitzung des 18. September; jeder wollte den Schluß von Paillet's Plaidoirie hören. Um 8½ Uhr wurde die Angeklagte hereingetragen und schien etwas wohler als gestern zu sein. Paillet hebt den Schluß seiner Vertheidigungsrede mit der Frage an: „Ist Lafarge vergiftet? Ist der Beweis jetzt geführt? Als man uns von Arsenik auf Tellern sprach, glaubte ich, man verzeihe mir den Ausdruck, man wolle uns ihn auf Tellern serviren, wie Zuckerwerk. Und was sah ich? Eine Art Himmel, voll kleiner Sterne, die, so wurde uns gesagt, Arsenik seien. Was wiegen sie? Sie wissen es schon... ein halbes Milligramme. Ein Pfund hat 500 Grammen; der halbtausendste Theil eines Gramme ist nicht der 2000ste Theil eines 500 von einem Pfunde. Das ist kein Gewicht; die Einbildungs-

kraft muß erst dazu gezwungen werden, eins daraus zu machen. Es ist eine Farbe, aber keine Quantität, der man habhaft werden kann." Paillet sagt sodann, er wolle über Marsh's Verfahren nicht mit den Gelehrten disputiren; aber dennoch habe dasselbe Widersacher oder doch Kritiker gefunden. Er liest zu dem Zwecke einen Aufsatz von Tom Richard. Paillet sagt, er mache deßhalb darauf aufmerksam, weil es sich hier ja um eine Quantität von Arsenik handle, die gar keine Quantität sei, sondern nur ungreifbare Atome. Und doch handle es sich hier um einen Mann, der, nach Denys Ausdrucke, seit langer Zeit mit Arsenik ernährt worden, dem er also aus allen Poren steigen mußte. Er habe als Vertheidiger eine Unmasse und meistens unnützer Briefe erhalten; einer sei aber dabei, der ihn frappirt habe: „L. ist ein Mann, der sich lange mit der Eisenzubereitung beschäftigt hat; bei seinen Metallarbeiten mag er immerhin Arsenik eingeathmet haben." So der eine Correspondent; ein anderer mache auf das angewendete Eisenperoxid aufmerksam; auch dies Gegengift könne, wenn es schlecht zubereitet würde, Arsenik enthalten haben. Dann auch, wo und wie sei die Autopsie angestellt worden?

„In einem Hause, wo es vielen Arsenik, der allenthalben nachlässig verstreut war, gab. Ist es nun nicht möglich, daß sich ein Arsenikatom, ein unwiegbares Atom, an die Leiche hängte? Und enthält der Körper denn keinen normalen Arsenik? Er ist in jedem Knochen eingeschlossen, sagt uns der hochgelehrte Mann, den wir in unserer Mitte haben. Es ist das eine der neuesten Entdeckungen; aber (er hat es mehr als jeder andere erfahren) die Wissenschaft schreitet fort und er selbst weiß sie zum Fortschritte zu bringen. Wer sagt uns also, ob er nicht alsbald auch in andern Körpertheilen normalen Arsenik entdecken wird? — Eine andere Vermuthung: L. hat das Gift bei der Rückkehr von Paris in den Leib bekommen können. Ich habe den Kuchen des Prozesses vernichtet, ihn dahin abgeführt, von wo er nimmer wieder kehrt; aber konnte kein anderer Giftmischer die Hand im Spiele haben? Hatte L. keine Neider, keine Feinde? Sein Patent konnte ihm solche zuziehen. Und was wissen wir von dieser mysteriösen Reise? Hat nicht Eifersucht und Habgier oder irgend ein anderer Grund einen Mörderarm bewaffnen können?"...

In diesem Momente stürmt ein fürchterliches Wetter über den Justizpalast daher, der Saal wird dunkel, Hagel schlägt wüthend an die Fensterscheiben, so daß diese zertrümmert werden. Mehrere Zuschauer machen ihre Regenschirme auf. Der Präsident verbietet Letzteres. Aber auch die Geschwornen werden auf ihren Bänken durchnäßt. Die Sitzung wird vom Unwetter auf einige Zeit aufgehoben; der Präsident ruft den Geschwornen zu: M. HH. Sie haben das Recht, die Hüte aufzubehalten. Paillet fährt darauf fort und sagt, tausenderlei Vermuthungen ließen sich über die Anwesenheit des Arseniks bei L. machen. Ob ihm nicht auch in Paris Gift beigebracht worden, oder er nicht selber Gift genommen haben könne? Noch einmal, L's. Rückreise sei ein ungelöstes Räthsel. L. habe alle Bedingungen zu einem Selbstmorde in sich vereinigt. Er habe falsche Wechsel, falsche Briefe geschrieben. Selbst zugestanden, daß L. von Herzen ein rechtlicher, edler Mensch war und sich gegen solche verbrecherische Zufluchtsmittel lange sträubte, so könnten seine Gewissensbisse grade um so heftiger geworden sein, zumal wenn er fand, daß ihn sogar so schimpfliche Kniffe nicht aus der Noth halfen. Dann kritisirt der Vertheidiger die Aussagen der Mad. L. Mutter, Denys, Mlle. Brun und anderer Zeugen und sagt, man habe aufzuhellen versucht; er habe sich auf den

Standpunkt der Anklage versetzt und wolle, was er wisse, vorlegen. Da habe er z. B. einen außerhalb des Processes liegenden Brief, den Mad. L. an die Comtesse de Valence am 30. Dec. 1839 schrieb. Mad. L. schreibt, sie wolle das neue Jahr nicht ohne Wünsche für Mad. zu Ende gehen lassen; ferner preist sie ihr Glück, von einem edlen Herzen geliebt zu sein. L. habe ihr selbst in seiner Abwesenheit seine Liebe durch zärtliche Briefe, Geschenke von Büchern u. s. w. bewährt; mit ihrer Gesundheit stehe es mislich; ihr Degout gegen Speisen u. s. w. führe sie oft zu Träumen von einem Töchterchen, das sie sich dann schon als erwachsen, verheirathet denke u. s. w.

Paillet: „Da haben Sie die Frau, welche noch mit dem eben in Paris mißlungenen Verbrechen beschäftigt, schon wieder mit dem, das sie in Glandier ausführen will, schwanger geht! Das ist die Feder, welche solche Worte schrieb, zu Gott flehte... Seltsame Gotteslästerung! Und auf dem nämlichen Tische der Gifttrank! — Der Vertheidiger liest einen zweiten, an die Vicomtesse de Montesquiou geschriebenen Brief, in welchem Mad. L. sagt, sie fühle erst recht, seit L. abwesend sei, wie sie sich an seinen trauten Umgang gewöhnt habe; doch das Ergebniß dieser Trennung sei ein sehr glückliches: das Patent, die Aussichten auf Gewinn u. s. w. Ein dritter Brief von Mad. Lafarge an ihre Schwester Mad. Violaine, die sie zum Mitessen des sympatherischen Kuchens einladen lassen wollte, zeigt uns, wie der erste Brief, Neujahrsgefühle, herzliche Liebe zu ihrer Schwester, ungeduldige Erwartung der Rückkehr ihres Mannes, Klagen über Kopfweh und Uebelkeit, Lob über Clementine u. s. w. Paillet ruft nach Lesung des sehr schön stylisirten Briefes: nach einem solchen Briefe könne die Anklage nicht wohl sagen, es handle sich hier um eine Ausnahme von einem Weibe; sie habe sich im Voraus diese Vertheidigungsmittel für den Fall, daß ihr Verbrechen an den Tag käme, geschaffen. Solche zwei Naturen in einem Weibe ließen sich aber nicht denken, nicht nachweisen. Er, Paillet, zweifle zwar nicht an des Anklägers gewaltiger Beredtsamkeit, aber sei eben so fest von der Unumstößlichkeit dieser seiner Beweisführung überzeugt. Die Anklage sei reich an Wahrscheinlichkeiten; er hingegen habe durch Thatsachen gezeigt, daß jene Ehe eine glückliche, das Verhältniß beider Gatten ein rührendes gewesen sei. Das sei die sociale Stellung der Angeklagten, das seien die Veranlassungen zu jenem bizarren Briefe vom 15. August, das das Vergiftungsgeschrei, welches durch eine feindselige Veröffentlichung zu solcher Höhe angewachsen wäre. Die Gründe der Anklage zergingen wie Nebel vor der Sonne der Wahrheit. Schließlich faßt er der Angeklagten Stellung vor und nach ihrer Ehe noch einmal zusammen und schließt mit den Worten: „Muth, immer Muth, arme Marie! Ich hoffe, die Vorsehung, welche Sie in so langen schweren Proben wunderbar aufrecht erhielt, wird Sie auch ferner nicht verlassen. Nein, Sie werden für die Ihrigen, welche Sie so innig lieben, Sie werden für Ihre vielen Freunde leben! Sie werden selbst für Ihre Richter leben, leben als ein ruhmreiches Zeichen der menschlichen Justiz, wenn sie lauteren Händen, aufgeklärten Geistern, gefühlvollen und theilnehmenden Herzen anvertraut wurde." Um 11¾ Uhr wurde die Sitzung bis 2 Uhr suspendirt; als Mad. L. auf ihr Zimmer kam, schrieb sie Paillet: „Mein edler Retter, ich schicke Ihnen, was mir auf Erden das Theuerste ist, das Kreuz der Ehrenlegion von meinem Vater."

Die Nachmittagssitzung am 18. Sept. begann um 2 Uhr. Der Generaladvokat Decous nahm das Wort zur Replik und sagte, am Schlusse der letzten Sitzung seien auch sie, die

Geschwornen, vielleicht stutzig geworden, denn die so außerordentlich gewandte Vertheidigung habe einen andern Weg als die Anklage eingeschlagen, ein Regiment Briefe aufmarschiren lassen, doch auch die Anklage sei mit dergleichen versehen und wolle sogleich einen solchen mittheilen. Der G.-Advokat liest einen Brief vor, in welchem Mad. Garat, Tante der Angeklagten, ihr Lügen, Heuchelei und Falschheit vorwirft; doch, fährt die Anklage fort, das sei nur eine leichte Hindeutung auf ihr Wesen; wichtigere Facta lägen vor, sie werde alsbald des Diebstahls überwiesen werden und wenn sich die Zeugen auch weigerten, die Anklage zu unterstützen. Jetzt bringt die Staatsbehörde die liebende Theilnahme der Mad. de Montbreton und der Familie de Nicolai für Marie Cappelle, die Waise, in Erinnerung, spricht von Marie L's. Leben und Treiben, von dem merkwürdigen Briefe, in welchem sie Mad. de Leautaud um Nachricht über die unseligen Diamanten bittet: das beweise doch wohl, daß sie des Diebstahls schuldig sei! Aber noch heillosere Dinge lägen vor und zeigten ihre verderbte Natur. Die Diamanten seien auf Glandier gefunden, ihre Identität anerkannt worden; sie habe nicht ableugnen können, ein Schuldig sei erfolgt: da habe sie die Formfehler vorschützend, der Gerechtigkeit Hohn zu sprechen gesucht. Und womit habe sie sich vertheidigt? Durch Beschuldigungen, welche die Ehre einer Gattin und Mutter und deren Familie antasteten. — Der G.-Advokat schildert in gedrängter Kürze die Verhältnisse, welche zwischen Marie Cappelle und Clavet einen Briefwechsel hervorriefen, und liest einen Brief davon vor. „Clavet," sagt der G.-Advokat, „geht nach Afrika und Mlle. de Nicolai hört nichts mehr von ihm. Vortrefflich, sie, die Angeklagte, benutzt dies, um auf Mad. de Leautaud eine infame Verleumdung zu schleudern." Doch das möge über den Diamantendiebstahl genügen. Man suche sie nun durch ihr geistreiches Wesen, durch schön geschriebene Briefe, in welchen ihre Liebe zu dem unglücklichen L. prange, zu vertheidigen. Aber wie oft seien große Verbrecher schon als Menschen von hohen Geistesgaben vor den Assisen erschienen; Beispiele lägen nahe; er wolle nur an Elisabide erinnern, der vor einigen Tagen von den Assisen der Gironde zum Tode verurtheilt worden; auch er habe Briefe voll zärtlicher Liebe an die Frau geschrieben, die er zu lieben vorgab und die er doch mit Sohn und Tochter ermordet habe! — Die Unterschiebung des Kuchens sei durch glaubwürdige Zeugen erwiesen, bewiesen auch durch L's. Brief, der, sich auf seine Frau beziehend, von einem delikaten Kuchen, den er in Paris essen sollte, spreche. Man mache zwar den Einwurf, daß Marie C. zugleich ihre Schwester dazu habe einladen lassen und sie diese doch wohl nicht auch vergiften wollte; aber aus einem Briefe, den die Anklage in Händen habe, gehe hervor, daß Marie C. wohl überzeugt war, ihre Schwester sei von Paris abwesend. Weßhalb aber diese Unterschiebung? Dieselbe sei von der Vergiftung durchaus nicht zu trennen. Die Facta sprächen laut, und ohne Facta wären Raisonnements ohne Gewicht. Die verbrecherische Absicht sei durch Thatsachen in Menge erwiesen; L. aß ein Stückchen von dem Kuchen und sogleich erfolgte Uebelkeit, Migräne, Erbrechen: das die Folgen, das die Beweise! Aber die Anklage bedürfe dieser Beweise gar nicht, sie besitze noch schlagendere, direktere Beweise, welche zwar angegriffen, aber nichts weniger als vernichtet seien. Das Corpus delicti habe man zwar bestritten; bei der Bestreitung aber habe man einen Selbstmord in Paris glaublich zu machen gesucht: sei das denkbar? Gewiß nicht; L., ein unternehmender Kopf, der so fest auf die Zukunft baute, konnte nicht an Selbst-

mord denken; der Mann, welcher sein Weib liebte und mit frohen Aussichten zu den Seinigen heimkehrte, der das Alles auch brieflich so rührend aussprach, er konnte nicht auf Selbstmord sinnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

E. M. Arndt und Zeitgenossen.

(Beschluß.)

Wie sein ganzer Sinn in Deutschland und Preußen und in der Erinnerung und Hoffnung des geliebten Vaterlandes lebte und webte, wie er dafür den letzten Tropfen von Leben und Vermögen jeden Augenblick freudig geopfert hätte, so war der starke und helle Stahl seines Charakters auch ganz deutsch ausgeschmiedet. An Wahrhaftigkeit, Redlichkeit, Offenheit hat kein Mensch ihn übertroffen; er sah und wandelte strack und gerad vor sich hin. Das war sein Glaube: daß durch Wahrheit, Einfalt und Redlichkeit alle Dinge allein gewonnen werden sollen und erhalten werden können, und daß kein Weg, der irgend krumm sein muß, Segen bringe. Das war sein Spruch: Es darf nichts gethan werden, was nicht grad und offen gethan werden kann. Also: Offener Weg, hohe Zwecke, und reine Mittel zu den Zwecken. Und einen solchen Mann hat ein verächtlicher französischer Geldfeilscher und Späher, Namens Bourrienne, sich erfrecht mit dem Argwohn zu beschatten, als sei er fähig gewesen, mit solchen zu zetteln, die auf schleichende Dolchstiche sinnen? Als ein Mann, dessen Lust im Schaffen und Hervorbringen bestehen sollte, sah er den Gegenstand, der ihn eben anzog, sogleich in seiner ganzen abgesonderten Schärfe, einzeln, eng, einseitig, und meinte wohl Anfangs oft, ihn auch so machen und ausführen zu können. Erst allmählig und bei ruhigerer Betrachtung erweiterte und vergrößerte er sich vor seinen Blicken, und zeigte seine verschiedenen Seiten und Verhältnisse und die verwandten Beziehungen. So war er demnach bestellt, daß er nie von oben nach unten hinab, sondern immer von unten nach oben hinaufstieg, von dem Kleinen zum Großen, von dem Engen zum Weiten, vom Einzelnen zum Ganzen; die ideale Spitze der Dinge sah er erst, lange nachdem sie vollendet waren. Für Alles, sobald es vollendet und fertig war, verlor er Anfangs auch gänzlich die lebendige Theilnahme; es mußte gleichsam von der Zeit schon etwas berostet und bemoost sein, damit er den Sonnenschein einer idealischen Liebe darauf zurückwerfen könnte.

Seinen Stand und die Vorzüge desselben erkannte und schätzte er; den alten deutschen Ritter, den weiland sendbar freien und unmittelbaren kaiserlichen Reichsmann fühlte er; auch theilte er manche Ansichten und Vorurtheile seines Standes mit seinen Genossen; und wenn er in der neuen Zeit frisch gehandelt und gelebt hat, so hat er schon durch die Zeit, worein seine Jugendbildung gefallen, einem Alter angehört, von dessen Art und Sitte bei den in dem letzten halben Jahrhundert Gebornen begreiflicher Weise kaum eine Ahnung sein kann. Er fühlte seinen deutschen Ritter und den Stolz auf graue Ahnherren, alten Besitz und altes Geschlecht, aber er hatte diesen Ritter auch idealisirt. Ihm sollte der Edelmann sein der Ewigrüstige, der Immergewappnete, der durch Rath und That für König und Vaterland Wirksame; ihm sollte der Landherr sein der tapfere einfache Landmann, der erste Bauer, ein Beispiel von Arbeit, Ordnung, Sparsamkeit, Zucht, mit der Hand und mit dem Kopf und mit allen seinen Kräften der Gemeinde, dem Kreise und der Landschaft angehörend. Und so war, lebte und wirkte der Mann auch, streng in seinen Grundsätzen, einfach in seinen Sitten, ent-

haltsam und mäßig in seinen Genüssen, sparsam in seiner Haushaltung, im Kleinen schonend, gewinnend, erhaltend, damit er im Großen und für große Zwecke stets viel zu verwenden hätte. Den faulen oder den in Eitelkeit und Zwecklosigkeit sein Leben hindämmernden Mann, den, der unter dem Schatten der Arbeiten und Verdienste der Ahnen bloß des nichtigen Genusses pflegte, verachtete Niemand mehr als er; den thätigen, brauchbaren, geschickten, ausgezeichneten Menschen jedes Standes sah der stolze Ritter in freudiger Anerkennung immer als seinen gebornen Gleichen an; ja so bescheiden war er, daß er sich jeden Augenblick unter Jeden stellte, der ihn in irgend einer Sache oder irgend einem Geschäft an Einsicht und Geschicklichkeit übertraf. Er hat immer nur das Achtungswürdige geachtet, und selbst auf die Dinge, welche meist nur im Schein zu bestehen scheinen, immer den Glanz einer höheren Ansicht und eines edleren Strebens gelegt. Hätten nur alle Edelleute solchen Ritterstolz! Wenn sein Leben durch Thatkraft und Handeln bedeutend gewesen ist, so war sein Wirken durch Geselligkeit und Mitleben in den gewöhnlichen menschlichen Kreisen und Verhältnissen, freilich auf eine unberechnenbare Weise, viel bedeutender. Er konnte von einer Lebendigkeit, Heiterkeit und Liebenswürdigkeit in der Unterhaltung und dem Wortgefechte sein, die alles Frische und Geistreiche mit einem unwiderstehlichen Zauber fortrissen, wenn aus der übersprudelnden Feuerfülle sein blitzender Witz und seine übermüthige Laune überströmten; in ernster Stimmung aber, wenn von hohen Verhältnissen und Angelegenheiten der Menschheit, wenn von Gegenständen der Religion und Tugend, wenn von dem Vaterlande und von seinem Heile geredet ward — mit welcher Macht ergoß sich dann dieses edle und stolze Gemüth für alles Schöne und Große, begeisternd für Jeden, der irgend einen Funken dafür in sich trug! Bei diesen, bei so ernsten Unterhaltungen, erschien der ganze tiefe und wehmüthige Ernst seines Wesens, das Hochtragische, das selbst in dem würdigsten Handeln und Wirken nimmer eine Genüge fand. Was geht hieraus hervor? Daß der Feurige und Starke doch auch ein sehr Milder und Weicher war, daß er, wie unten ein Mann des Muthes, so oben ein Mann des Glaubens war, daß in allem Irdischen und Menschlichen ihm tragisch immer die Endlichkeit und Vergänglichkeit vorschwebte. Daher war er in seinem innersten Wesen von Herzen demüthig und bescheiden; daher hatte er den Glauben aller guten Menschen, daß der Mensch nichts könne ohne Gott, daß Gott die Welt regiere; daß auch der Weiseste und Größte wenig könne und ausrichte; daher war der Schmeichler und Heuchler, der Klügling und Dünkling, und jeder, der ruhmredig und ruhmthätig das Seine suchte und sich auf Künste der List etwas einbildete, vor ihm verloren. Ja, Stein glaubte an eine unsichtbare göttliche Weltregierung; er glaubte als ein frommer Christ an seinen Erlöser, und baute alle seine Hoffnung auf die durch ihn gewonnenen und verheißenen unvergänglichen Güter. Er war ein gläubiger und fester Christ; darum war er ein dankbarer Sohn, ein zärtlicher Gatte und Vater, ein treuer Freund, ein streng sittlicher Hausherr und Hausvater, ein rastlos thätiger und arbeitsamer Bürger — und durch diesen seligen Glauben und durch die hochstrebende und überweltliche Richtung seines Sinnes, die ihn in keinem Augenblick seines inhaltvollen Lebens verlassen hat, sind Eigenschaften und Anlagen, welche leicht in unbändigen Stolz und Trotz, und in übermenschliche Härte hätten ausarten können, für das Glück der Seinigen und das Heil des Vaterlandes zu allem Guten gewendet und zu fester Männlichkeit und würdiger

Tapferkeit besänftigt und gemildert worden. Ewig daure das Gedächtniß des deutschen Biedermanns! Frisch stehe seine Tugend in dieser gewaltigen Zeit vor uns! damit wir wissen, wie wir handeln und leiden sollen, wann das Vaterland uns aufruft."

Auch ein Wort zu seiner Zeit.

(Fortsetzung.)

Sind die Elementarschulen rechter Art, so muß der mit dem 8. Jahre entlassene Schüler schon ziemlich weit in Kenntnissen vorgerückt, lesen und schreiben der Buchstaben und Ziffern ihm geläufig sein. Nimmt die Freischule ein solches Kind auf, so ist dieselbe im Stande dasselbe bis zum vollendeten 10. Jahre so weit zu bringen, daß es mit den 4 Species der Rechnenkunst bekannt, eine leserliche Hand schreibt, und sonstige gemeinnützige Kenntnisse ihm nicht mehr fremd sein können. Bis zu diesem Alter sollte kein Kind auf Arbeit geschickt werden, sondern gesetzlich die Schulen besuchen müssen. Kein Fabrikant sollte es zugeben, ein Kind in seine Fabrik einzuführen, welches sich nicht legitimiren könne einen geregelten Schulbesuch beobachtet zu haben, und dann auch kein Kind in seiner Fabrik dulden, welches nicht nachweisen könne, daß es die ihm zu Gebote stehende Abendschule besuche, bis es die Confirmation überstanden hat. — Also ein Schulzwang ist möglich! Jedoch nur bis zu dem genannten Alter. Die Kinder-Bewahranstalten bereiten vor, bis zum vollendenten 6 Jahre. Die Elementar-Schulen führen sie weiter bis zum vollendeten 8 Jahre, und die Freischulen bereiten sie vor zum Religionsunterricht. Allein unsere vortrefflich eingerichteten Freischulen werden nur dürftig benutzt. Die gerechte Klage dieser Lehrer, darf sie überhört werden! — ist fortwährend diejenige; über nachlässigen Schulbesuch.

Ein Knabe, der kaum dürftig liest, wird nach einer Zeit von einem Jahre der Schule wieder entrissen, um auf Arbeit geschickt zu werden, und besucht dann vielleicht nicht früher eine Schule wieder, bis zur Confirmation, indem der Prediger ihn als einen solchen, der nicht einmal lesen kann, unmöglich confirmiren wird; vertröstet ihn aufs nächste Jahr, in der Hoffnung dann mehr Fertigkeit und Fähigkeit bei ihm erwarten zu dürfen; allein das folgende Jahr findet er solchen um nichts besser, im Gegentheil an Moralität verschlimmert, und der Prediger weist ihn abermal zurück. Nun schämt er sich mit jüngeren Schülern gleichzeitig unterrichtet zu werden und bleibt dann unconfirmirt, lebt in Lasterhaftigkeiten aller Art, in wilder Ehe, und erzeuget seines Gelichters.

Dürfen wir es so weit kommen lassen, da wir die Mittel zum Vorbeugen in Händen haben? Dürfen wir noch länger mit Gleichmuth den Verfall eines großen Theils der Einwohnerschaft unseres glücklichen Staates ansehen, an dessen äußere Verschönerung so vieles gewandt wird? Darf es uns gleichgültig sein, daß die Summe der unehlich Gebornen fast den 6. Theil aller Gebornen überschreitet? Darf es uns gleichgültig sein, daß im verwichenen Frühjahre 4 neugeborne Kinder als ermordete gefunden wurden? Gewiß nicht! Und Gott sei Dank, wir erkennen es nicht nur, daß es übel mit einem Theile unsrer Mitbürger bestellt ist, sondern es wird auch darauf hingearbeitet, eine Verbesserung einschreiten zu lassen. Ein Schulzwang bis zum 10. Jahre ist möglich. Die fernere Ausbildung kann den Abendschulen überlassen bleiben. Der

Schulzwang braucht nicht einmal allgemein zu sein, sondern hat sich nur auf diejenigen zu beschränken, deren Kinder baldigst die Schulen verlassen müssen, obgleich ein allgemeiner Schulzwang den Vorzug verdient. Die Schulpfleger können unmöglich die Verpflichtung übernehmen, auf einen geregelten Schulbesuch Acht zu haben, zum Theil sind es Geschäftsleute, denen eine zu oftmalige Unterbrechung ihrer Handthierung nicht willkommen sein kann, und zum Theil auch sich nicht gerne Unannehmlichkeiten aussetzen, denen sie dann nothwendiger Weise unterworfen sind.

Der Schulpflege sollte man einen Districts-Schulpfleger an die Seite setzen. Dieser muß so gestellt werden, daß er bei den niedrigen Ständen einigermaßen imponire und bei den höheren als ein an Geist und Herz gebildeter Mann sich die Achtung derselben erworben hat. Dieser sollte das dem Scholarchate sein, was die Polizei-Districts-Commissaire der Polizei-Direction sind. Er muß sich den Lehrern auf das Innigste anschließen, mit ihnen fortwährend alle Hindernisse eines geregelten Schulbesuchs zu beseitigen suchen. Er muß die Listen der Schüler seines Districts in Händen haben; die Ursache jeglicher Versäumnisse gleich zu erforschen suchen; mit den betheiligten Eltern selbst Rücksprache nehmen, und mit freundlich ernsten Worten denselben die Wichtigkeit der Schule ans Herz legen. Er muß die schriftlichen Beweise ausgeben, im Falle ein Kind auf Arbeit geschickt werden soll, damit er auf diese Weise die Eltern von sich in etwas abhängig macht; und dann sich gleich von Seiten der Eltern angeben läßt in welcher Abendschule ihr Kind ferner Unterricht erhalten soll, um auch dann noch ein wachsames Auge auf dasselbe haben zu können. Ja seine Wirksamkeit muß sich bis in die Fabriken erstrecken dürfen; zu dem Ende mit den Inhabern derselben eine, einen großen Zweck im Auge habende, Verbindung anzuknüpfen suchen.

Auch mit den Sonntagsschulen soll er sich in Verbindung setzen, und diese ebenfalls seiner Aufmerksamkeit unterwerfen dürfen. Auch muß er sich mit den Bewahranstalten in Bekanntschaft setzen, und sich von der Direction der Kinder-Bewahranstalten die Namen der entlassenen Kinder einholen, um auch diese Kleinen mit seinen Augen beobachten zu können. Wenn gleich auch nur Umrisse von der Wirksamkeit eines solchen Mannes angegeben werden konnten, so sieht man doch schon hieraus, von welchem Umfange dieselbe sein wird, und von welchem Segen sie sein muß.

(Wird fortgesetzt.)

---

* Anzeigen.

Herabgesetzter Preis!

Das im Verlage von G. Jöntzen, Seemannsstr. Nr. 2 erschienene Buch:

Ausrechnungs-Tabellen

zur Erleichterung des Geschäfts für Kaufleute und Haushalter, nach welchen der Preis aller Waaren, so wie Interesse und Rabatt auf Jahre und Monate zu 6 5 4 3 ½ und ¼ pCt., richtig ausgerechnet, augenblicklich gefunden werden kann, 2te Auflage ist, um es besser und allgemeiner zu verbreiten im Preise herabgesetzt. — Das Exempl. auf Druckpapier kostet fortan 24 Gr., in Pappe gebunden, auf Schreibpapier — 36 Grote.

Ebendaselbst ist zu haben:

Heinemann, C. G., **Bremer Favorit-Märsche** für das Pianoforte, bekannt unter Nro. 180 u. 181. 9 Grote.

Anton, schott. Walzer für Pianoforte. 6 Gr. Peter, Czaar-Galopp für Pianoforte. 6 Gr. Cramolini-Galopp für Pianoforte. 9 Gr.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 3 am Domshofe.

Die

SCHNELL-POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 101 des Bürger-Freundes für 1840.

Donnerstag, den 17. December.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Man berichtet aus Potsdam, vom 3 December: „In einer hiesigen Handlung wurde vor ungefähr 3 Wochen eine Schachtel mit etwa 400 Stück 6fach gefüllter Sellierscher Kupferhütchen, wie man sie zu den kleinen Zündnadelgewehren hat, hinter dem Ofen auf die Röhre gestellt, da die Hütchen in dem kalten Laden feucht geworden sein mußten und beim Versuche mehrere versagt hatten. Ohne die geringste äußere Veranlassung und obschon der Ofen gerade an diesem Tage nicht sehr heiß war, entladete sich am Montag Morgen um halb 10 Uhr diese ganze Quantität auf eine so verheerende Weise und mit einem so starken Knalle, daß man mehrere Straßen weit und über den großen Platz weg, an dem die Handlung liegt, den Knall eines stark geladenen Gewehrs zu hören glaubte. Glücklicherweise befand sich in diesem Augenblicke niemand im Zimmer, doch wurde der Ofen in der Art beschädigt, daß die Röhre nach unten, wohin die Explosion wohl am stärksten war, ein großes Loch bekam, die der Schachtel zunächst stehenden Kacheln in Trümmer gingen und mehrere andere barsten; dann nahmen die Hütchen ihre Richtung theils vorn zur Röhre hinaus in die dem Ofen gegenüberstehende Wand, wo sie 2 entgegengesetzt liegende Scheiben eines Spindes zerbrachen (während ein daneben hängender brekter Spiegel ganz blieb) und sich in kleinen Kupfersplittern in Holz und Wand befestigten und die Tapete zerrissen, theils hinten in rechtem Winkel um den Ofen herum in der Wand einzelne Spuren zurückließen, die Scheiben der da befindlichen Glasthüre zerbrachen, dann aber, und dies waren wohl die meisten, zum Fenster hinausgingen und da sämmtliche Scheiben nicht nur des eigentlichen wie auch des Doppelfensters (bis auf 2 Scheiben, die von einem Pulte geschützt waren) in kleine Splitter zerbrachen, was mit großer Gewalt geschehen sein muß, da trotz der doppelten Fenster noch eine Menge zertrümmerter Hütchen auf der Straße gefunden wurden. Merkwürdig ist, daß von acht an der Decke befindlichen Kronleuchtern nur an einem die untere Glasplatte herausgehoben und zerbrochen wurde, alle andere aber unversehrt blieben und eine Menge auf dem Tisch befindlicher Porzellans und anderer zerbrechlicher Sachen nicht beschädigt wurden und die Explosion diese geradezu übersprang.

Montag den 30. Nov., früh um 5 Uhr starb nach kurzem Krankenlager Jos. Joh. von Littrow, Direktor der k. k. Sternwarte zu Wien. Er wurde am 13. März 1781 in Bischof-Teinitz in Böhmen am selben Tage, als Herschel den neuen Planeten Uranus entdeckte, geboren. Seine Studien begann er in seiner Vaterstadt und vollendete sie zu Prag, wo er sich der Theologie, Medizin und Jurisprudenz widmete, ohne daß ihn eine dieser Fakultäten befriedigte. Mathematik war und blieb sein Lieblingsstudium. 1807 erhielt er einen Ruf als Professor der Astronomie nach Krakau und später in gleicher Eigenschaft nach Kasan. Im Jahre 1816 suchte er um die Erlaubniß an, in sein Vaterland zurückkehren zu dürfen, er erhielt eine ehrenvolle Entlassung des Monarchen und den St. Annenorden 2. Klasse. Im selben Jahre wurde er zum Vorsteher der neu errichteten Sternwarte auf dem Blocksberge bei Ofen ernannt und nach drei Jahren zum Direktor der Sternwarte in Wien. Er gab zahlreiche Aufsätze in viele wissenschaftliche Journale, unter seinen größeren Werken ist die „populäre Astronomie" das beliebteste und populärste geworden. Seine Darstellungsweise war eine poetische und glänzende. Schreiber dieser Zeilen erinnert sich auch, daß der Hinübergegangene ihm einst mittheilte, daß er Trauerspiele geschrieben. Sollten seine poetischen Arbeiten jetzt nicht zur Oeffentlichkeit gelangen?

Aus Frankreich.

Seitdem die Marseillaise zum erstenmale von der Polizei verboten worden, hat sie ihren früheren Charakter total verloren; sie ist nur noch ein Trotzlied gegen die Regierung. Geht einmal hin und hört zu, wenn sie in den Theatern gesungen werden soll; der Polizei-Commissair thut Einrede; denn, sagt er, sie steht nicht auf dem Theaterzettel. „Was da, Herr Commissair, Sie stehen auch nicht auf dem Theaterzettel, warum singen denn Sie uns was vor?" Und nun wird die Vorstellung so lange unterbrochen, bis die Marseillaise mit der Tricolore abgesungen ist. Würde sie befohlen, so wäre aller Spaß vorbei. Zum Glück ist die Regierung unklug genug, die Arie, doch ohne den Text, zu gestatten — numeros memini, si verba tenerem. Dieses Verbot hält die Begeisterung, die erst verlischt, wenn Text und Fahne gestattet werden, noch so ziemlich rege. Schnell wäre die Freude daran vorbei gewesen, wenn von Anfang an Befehl ertheilt worden wäre, Abend für Abend in allen Theatern fünf Viertelstunden lang die Marseillaise zu spielen, bevor sie Jemand verlangte! Wäre das Theater-Ordnung, dann verginge Allen die Lust; dann würde sie desto eifriger auf den Gassen gesungen werden, und sie wird nicht eher verstummen, als bis man auch hier dem Singsang freies Spiel läßt. — Ich mache die Wette, daß wenn der Polizei-Präfect morgen verbietet, auf den Pariser Straßen auf allen Vieren zu gehen, sich übermorgen eine Unmasse von Opponenten gegen dieses willkührliche Ver-

bet einfindet, und die Vierfüßigkeit mit ungeheurer Begeisterung treibt.

Ein Sattler in Paris hat kürzlich eine neue Art Herrschafts-Wagen construirt, welche durch einen sinnreichen Mechanismus die Beihülfe des Lakais zum Aufmachen des Schlages gänzlich entbehrlich machen. Es ist nämlich hinreichend, einen im Innern des Wagens befindlichen metallenen Griff zu drehen, um gleichsam das Geschäft zweier Menschen dabei augenblicklich zu verrichten; der zweifach zusammengelegte Tritt senkt sich hierbei in dem Maßstabe als der Schlag aufgeht, und hebt sich nochmals zusammenfallend, sobald der Schlag sich zuschließen soll.

„Der verliebte Teufel" ist der Titel eines Ballets, das in Paris jetzt Furore macht. In demselben kommt eine Hölle vor, in welcher die in rothen Kattun gekleideten Teufel sich bemühen, die Qualen der Unterwelt dem Publikum, das immer so zahlreich ist, recht handgreiflich zu machen. Ein junges Herrchen, nach der neuesten Mode gekleidet, sagte neulich gähnend im Parterre: „Gott, wie mich das langweilt; wenn die Hölle und die Teufel doch nur wenigstens naturgetreu dargestellt würden!" — „Waren Sie schon dort?" fragte ganz trocken ein Mann, der neben ihm saß.

In Dunkerque hat man einen Versuch gemacht mit einer in Holland erfundenen Matrosen-Weste, „Rettungs-Weste" genannt, welche ohne auf die Körperbewegungen und auf das Arbeiten der Seeleute hemmenden Einfluß zu haben, jeden noch so schwer gekleideten Menschen auf dem Wasser oben erhält.

Aus England.

Auf der Derby-Grand-Junction-Eisenbahn ereignete sich am 2. Dec. gegen 5½ Uhr Abends ein beklagenswerther Unfall, der abermals ein Menschenleben kostete. Der Wagenzug traf nämlich unterwegs auf einen schweren Blockwagen, den zwei Bahnwärter, wie es heißt, um sich darauf hin und herzurollen, auf die Schienen gebracht, und nicht zeitig entfernt hatten. Es entstand eine furchtbare Collision, und die Maschine nebst 2 Wagen dritter Classe wurden von den Schienen und letztere umgeworfen. Ein Passagier, Diener der Eisenbahn, der nach vollendeter Arbeit zu Hause fuhr, blieb auf der Stelle todt; andere, worunter ein Frauenzimmer, das man nach Derby ins Spital brachte, wurden mehr oder minder schwer verletzt. Der Heizer und ein Feuerwerker wurden mit großer Heftigkeit von der Maschine geschleudert, und brachen mehrere Gliedmaßen; ersterer soll so arg verletzt worden sein, daß er, was jedoch noch nicht verbürgt ist, am andern Morgen schon todt war. Die vorerwähnten zwei Bahnwärter, deren Unvorsichtigkeit man das Unglück Schuld giebt, wurden festgenommen, um vor dem Coroner ihr Urtheil zu empfangen. — Auch auf der Glasgow-Ayrshire-Eisenbahn verlor in voriger Woche ein 70jähriger, etwas schwerhörender Arbeiter das Leben, indem er von dem Train, der Glasgow um 8 Uhr Morgens verließ, überfahren wurde. Der Arme stand auf der Bahn, hörte den herankommenden Zug nicht, und ließ denselben daher so nahe kommen, daß der Führer ihn nicht zeitig genug hemmen konnte.

In London war in der letzten Woche der Nebel so dicht, daß alles Fahren in den Straßen und auf der Themse eingestellt werden mußte, und die Leute am Tage mit Laternen gehen mußten. — Auch auf dem Rheine mußte am 4. und 5. December wegen des Nebels die Dampfschifffahrt aufhören.

Unter dem Titel: „Das Buch von den großen Seedrachen" ist in London so eben ein Werk von Thomas Hawkins in groß Quart erschienen, das zu den außerordentlichsten gehört, die jemals veröffentlicht worden sind. Sein Inhalt sind die Ichthyosaurt und Plesiosaurt der vorsündfluthlichen Welt, die untergegangenen Ungeheuer der Erde, die Gedolim und Taninim der Genesis. Das Aeußere des Buches ist eben so riesenhaft, wie sein Inhalt. Die Darstellungen sind vier Mal größer als die Druckseiten und sind innerhalb eingeschlagen, wie die gewöhnlichen Flügel der Ungeheuer, welche sie darstellen. Endlich ist auch der Styl des Werkes noch sonderbarer und titanischer, wie alles Uebrige. Mit einem Worte, das Ganze ist antediluvianisch, und würde es gehörig zu würdigen der Fluthen von Dinte, der Berge von Papier und einer Feder aus dem Flügel eines präadamitischen Condors bedürfen.

Aus Dänemark.

Ein Hr. Hiorth macht in dänischen Zeitungen nachstehende Anzeige: „Der bekannte Mechaniker Samuel Owen in Stockholm hat dieser Tage mir die Mittheilung gemacht, daß er es übernimmt, eiserne Dampfboote von 110 Fuß Länge, 16 Fuß Breite und acht Fuß Tiefe unter dem Verdeck, abgetheilt in drei Theile mit zwei wasserdichten Scheidewänden (skodder) und als Schooner getakelt, mit allem dazu gehörigen Takelwerk, Ankern, Eisenketten, so wie mit einer doppelten Maschine von 100 Pferdekraft versehen, zum Preis von 65,000 Thaler Banco zu liefern."

Aus der Türkei.

In Therapia bei Constantinopel entstand vor einigen Tagen ein heftiges Feuer, mehrere hundert Häuser brannten ab. Die fremden Gesandten, die dort kostbare Paläste haben, besonders der englische, schafften ihre Kostbarkeiten schnell auf ein griechisches Schiff. Als das Schiff bis oben beladen war, segelte der Grieche davon und soll noch wiederkommen.

Mosaik.

In einem Städtchen in Galizien trug sich folgender tragikomische Ereigniß zu. — Die Besitzerin von zwei wohlgenährten Gänsen beiderlei Geschlechts, sperrte dieselben Abends in einen Keller ein. Als aber das gefiederte Paar des Morgens heraufgebracht werden sollte — war es regungslos — todt! — Nach verschiedenen Muthmaßungen über den plötzlichen Tod der Gänse, beraubte man nun die Entseelten, um doch einen Nutzen von ihnen zu haben, sämmtlicher Federn, und legte dann die ungenießbaren Leichname in einen Winkel des Hofes. — Nach Verlauf aber von einigen Stunden erhob sich, o Wunder! im Hofe ein deutliches Gänsegeschrei, und, wie vor Gespenstern erstarrend, stand die Hausfrau da, als sie die todtgeglaubten, — nackten Gänse ganz leibhaft herumspazieren sah. Das Räthsel löste sich endlich, als man einen Branntweinnapf aus dem Keller, in welchem die scheintodten Gänse ihr Nachtlager hatten, holen ließ, und — ein bedeutendes weniger Branntwein vorfand. Die Gänse hatten sich also ohne Zweifel über das ungewöhnliche Getränk gemacht — und mußten ihre Naschhaftigkeit auf erzählte Weise büßen. Oder wurden sie wirklich von ähnlichen Beweggründen geleitet, wie Romeo und Julie?

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 101.

Bremen, Donnerstag den 17. December 1840.

Gestorben:

Nro. 1084. Den 12. Dec. Joh. Diedr. Vieose Wittwe, geb. Belmer, 72 Jahr; Armenhaus.

— 1085. Den 12. — Des Tischlers Arn. Meyer Sohn, 1 Jahr; Grünenstraße Nro. 118.

— 1086. Den 13. — Des verst. Civilstandsschreibers Aug. Müller Wittwe, geb. Wolff, 72 Jahr; Kohlhökerstraße Nr. 11.

— 1087. Den 13. — Die Dienstmagd Sophia Stüben, 34 Jahr; Klosterkirchenstraße Nro. 6.

— 1088. Den 13. — Der Arb. Georg Friedr. Prieß, 71 Jahr; alten Steinweg Nro. 28.

— 1089. Den 13. — Des Cigarrenmachers Wiechmann Goosmann Sohn, 3¾ Jahr; Grünenstraße Nro. 28.

— 1090. Den 14. — Des verst. Arb. Hermann König Wittwe, geb. Lohmann, 59 Jahr; außerm Steinthor Nro. 18.

Nro. 1091. Den 14. Dec. Kunigunde Maria Kettner, geb. Determann, 59 Jahr; Schnoor Nr. 11.

— 1092. Den 14. — Die Näherin Adelheid Frese, 44½ Jahr; gr. Krummenstr. Nro. 31.

— 1093. Den 14. — Die Lehrerin Gertrud Abbehausen, 75 Jahr; Hankenstraße Nro. 28.

— 1094. Den 14. — Anna Hoyer, 22 Jahr; Langenstraße Nro. 87.

— 1095. Den 15. — Die Näherin Maria Elisabeth Schmaltz, 34 Jahr; Osterthorssteinweg Nro. 89.

— 1096. Den 15. — Des Kahnschiffers Joh. Hermann Gesselmann Sohn (todtgeb.); Gröplingerbaum.

— 1097. Den 15. — Des Instrumentenmachers Carl Seebohm Sohn, 1 Jahr; Pelzerstraße Nro. 45.

Geburten:

Nro. 1497. Den 8. December. Des Maurergesellen Friedr. Berning Ehefr., geb. Lohmann, Meinkenstraße Nro. 7; von einem Mädchen.

— 1498. Den 10. — Des Zimmergesellen Carl Friedr. Schultz Ehef., geb. Heepe, Mühlenstraße Nro. 3 A; von einem Knaben.

— 1499. Den 11. — Des Arb. Nicol. Uhlhorn Ehef., geb. Jöhntzen, Gröplingerstr. Nro. 13; von einem Knaben.

— 1500. Den 11. — Des Districts-Commissairs Melchert Beling Ehefr., geb. Biesewig, Hohenpfad Nro. 5; von einem Knaben.

— 1501. Den 11. — Des Posamentiers Joh. Pansing Ehefrau, geb. Hirdes, Seemannsstraße Nro. 3 A; von einem Mädchen.

— 1502. Den 12. — Des Arb. Martin Hinrich Wassmann Ehefr., geb. Oesselmann, Düsternstraße Nro. 26; von einem Knaben.

— 1503. Den 12. — Des Küpermeisters Conrad Seiler Ehefr., geb. Zinn, Gasthaushof Nro. 3; von einem Mädchen.

— 1504. Den 12. — Des Arb. Diedr. Warncken Ehefr., geb. Bans, Osterthorssteinweg Nro. 2; von einem Knaben.

Nro. 1505. Den 12. Dec. Des Arb. Barth. Rustedt Ehef., geb. Delnitz, Prallen Gang Nro. 2; von einem Knaben.

— 1506. Den 12. — Des Gärtners Henrich Hunholt Ehefr., geb. Eltzinger, außerm Steinthor Nr. 104; von einem Knaben.

— 1507. Den 12. — Des Musicus Joh. Heinr. Spüring Ehefrau, geb. Marcks, Wegesende Nro. 21; von einem Mädchen.

— 1508. Den 12. — Des Kaufmanns Johann Friedr. Arens Ehefr., geb. Bähr, Gartenstraße Nro. 4; von einem Knaben.

— 1509. Den 13. — Des Tischlers Hinrich Geerken Ehefr., geb. Mohrbeck, Steinthorssteinweg Nro. 93; von einem Knaben.

— 1510. Den 13. — Des Aufladers Gerd Hinrich Westenberg Ehef., geb. Wittler, Hermanns Hof Nro. 6; von einem Mädchen.

— 1511. Den 14. — Des Arb. Heinr. Grampa Ehef., geb. Müller, Hastedt; v. einem Mädchen.

— 1512. Den 15. — Des Oeconomen am Werkhause Joh. Heinr. Berckling Ehefrau, geborne Wolpmann, am Wall; v. einem Mädchen.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 102.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 20. December 1840.

Sparet euren Fleiß und Eifer,
Bis der Feind uns kommt ins Haus,
Tanzt mit ihm dann einen Schleifer
Hopsasa! zum Land' hinaus!

Hoffm. v. Fallersleben.

Literarisch-artistische Dagnerreotypen.

Nix.

Da balgen sich die Leut' herum
In jedem Zeitungsblatt,
Es ist ein wahres Dudeldum,
Das gar kein Ende hat.
Die Franken schreien nach dem Rhein!
Und machten viel Gekrik's.
In Deutschland schwur dann Alles: „Nein!"
Und nun ist's wieder „Nix!"

Millionen Franken sind marschirt,
Wohl ohne Arm und Bein;
Die haben tüchtig allarmirt,
Und schlugen doch nicht d'rein. —
Nur Streiter gab's im Frankenland,
Statt 11 gab's manches X,
Jetzt ist das Blättlein umgewandt
Und Alles wieder: „Nix!"

Auf unser'er Nachbarn Kriegsgeschrei
Schrie man in Deutschland auch;
Die machen nach, was es auch sei,
Das ist einmal so Brauch.
Wer wird um solchen Fluß nicht schrei'n
A tout prix und prix fixe?
Das Wasser trügt mit seinem Schein,
Mit unserm Rhein ist's „Nix!"

Ein Jeder kehr' vor seiner Thür,
Und laß dem Andern Ruh;
Sonst schiebt man einen Riegel für
Und lacht noch recht dazu!
Reicht Alle friedlich Euch die Hand,
Wohl ohne tiefen Knix;
Die Welt umschling' ein Bruderband,
Die Händel taugen „Nix!"

(Vom Bäckermeister Vorholz in Karlsruhe).

Vergiftungsprozeß der Mad. Lafarge.

(Fortsetzung.)

Und sei hier ein Irrthum möglich? Ein fester, unwandelbarer Wille, der sich lange

Tage hindurch bethätigt habe, sei hier thätig. Auch lasse sich ein solcher Irrthum nicht erklären, denn eine von den Personen, welche auf Glandier wohnten und L. pflegten, hätte sich freilich täuschen können; aber Marie Cappelle's Hand sei gar nicht zu verkennen gewesen, da sie allein ja jene Substanzen besessen, da sie allein ja nur weißes Pulver in alle Getränke L's. gemischt habe. Auch habe man gesagt, es sei gar nicht ausgemacht, ob L. an Gift gestorben, da die Wissenschaft noch zu sehr zurück sei, ihre Grenzen noch gar nicht unwiderruflich festgestellt wären, sondern da sie im Gegentheil in der letzten Zeit bedeutende Fortschritte gemacht habe und noch mache; der vorgefundene Arsenik sei der normale; L. habe sich auch viel mit Eisenfabrikation beschäftigt und könne ein Atom von dem im Eisen befindlichen Arsenik eingeathmet haben. Man berufe sich dabei zugleich auf eine im National erschienene Kritik. Man möge sich hüten, entgegnet der G.-Advokat, denn gerade der Verfasser jenes Artikels polemisire gegen Zink als arsenikhaltig und empfehle die Benutzung des Eisens, welches, nach des Verfassers Ansicht, keinen Arsenik enthalte. Der G.-Advokat faßt darauf Orfila's Auseinandersetzung zusammen und sagt, die Vergiftung habe stattgefunden; sei dies der Fall, so habe entweder Marie C. die That vollführt oder die Familie L., und jene müsse gegen diese klagbar werden. Bei Insinuation dürfe es aber hierbei nicht bleiben; man müsse offen heraustreten. Wer also habe das Verbrechen verübt? Die Mutter? Eine Mutter, die ihren Sohn wie Madame Laforge liebe, und auf ihn als auf ihre Stütze und Zuversicht baue, sei dessen nicht fähig. Die Schwester also? Diese wage niemand anzuklagen, da ihre Liebe für L. zu offen und fest zu Tage läge. — „Mme. Marie Cappelle ist es!“ ruft der G.-Advokat, „Sie will die Ratten und Mäuse vergiften!... Das wäre eine sehr bequeme Ausrede! Aber doch vertheidigt sie sich durch dies Mittel, durch diese Neckerei möchte man sagen; und sie sagt es nicht allein, sondern läßt es auch von Clementine Serva, jenem für die Vertheidigung so wahrhaften Zeugen, sagen; aber grade dieser Zeuge steht in solchen Dienstverhältnissen und ist solchen Einflüssen unterworfen, daß es gar keinen Glauben verdient.“ Die Staatsbehörde, fährt er fort, werde höchst wahrscheinlich dazu genöthigt werden, in Folge vorliegender Widersprüche mit früheren und späteren Aussagen gegen Clementine eine Anklage falschen Zeugnisses halber zu erheben. — Mad. L. habe Gift gebraucht und es sich am 12. verschafft; nun sei der Kuchen bereitet und nach Paris geschickt worden u. s. w. Der G.-Advokat erzählt darauf die Vorfälle des 11. und bemerkt, man suche die Belastungszeugen in dieser mißlichen Sache durch Verdächtigung los zu werden und schwatze von Unwahrscheinlichkeit! Doch die Vorsehung habe es grade so gefügt, daß das Verbrechen so keck vorgehen und dadurch an den Tag kommen sollte. Darauf entwickelte er Mlle. Brun's Aussagen noch einmal, kommt dann auf die Dose und Mlle. Pouthier's Zugeständniß, daß sie die Dose der Angeklagten nahm, um sie der Justiz zu entziehen. Emma Pouthier werde von Marie Cappelle durchaus influenzirt, so daß sie sich mit der Angeklagten sogar ins Gefängniß habe einsperren lassen; die Behörden zu Brives, welche das gelitten, hätten einen Fehler begangen und einst werde Emma es noch schwer bereuen, daß sie sich zur Schildträgerin der Frau hergegeben habe, welche ihre Leichtgläubigkeit und Unerfahrenheit mißbrauchte.

Der Generaladvokat sagt schließlich, er könne zwar noch eine Reihe belastender Beweise aufführen; indeß die Zeugen seien ja vernommen wor-

ist an Hrn. Anwalt Lachaux gerichtet; er ist aus Algier, von Hrn. Pouthier, Doctor der Medizin, (Mlle. Emma Pouthier's Vater.) Der zweite wurde mir vom Hrn. Generalstaatsprokurator geschrieben. Der Brief von Hrn. Pouthier lautet: „„Algier, 31. Juli 1840. Mein Herr, ich erfahre so eben den betrübenden Ausgang des Processes der Mad. Lafarge vor dem Tribunal zu Brives und habe mit großem Schmerz die Details desselben gelesen. Beiliegend übersende ich Ihnen den Brief eines Namensverwandten des Hrn. Clavet. Können seine Aussagen der Sache, deren Vertheidigung Sie übernehmen, nützlich sein, so mögen Sie ihn davon in Kenntniß setzen. Wünschen Sie sonst noch Auskunft über Herrn Clavet, seinen Aufenthalt zu Algier, sein Amt und die Zeit seiner Abreise nach Frankreich, so mache ich mir ein Vergnügen daraus, Ihnen hierin zu dienen; es ist mir leicht, alle Nachrichten, die Ihnen nützen können, zu erfahren. — P. S. Derjenige, welcher mir die Winke gab, nennt sich Hr. Clavet, Administrationsbeamter der Militärhospitäler; er wohnt Petite-Bauzo, 30, zu Algier.““

Bac: „Jetzt vernehmen Sie den Brief dieses Hrn. Clavet; er ist an Hrn. Pouthier gerichtet: „„M. H., ich habe die Ehre, auf Ihren Brief vom 30. Juli zu antworten und Ihnen die geforderten Nachrichten zu geben. Ich bin durchaus nicht mit dem durch den Prozeß der Mad. Lafarge mit Mad. de Leautaud bekannten Hrn. Clavet verwandt. Nichts habe ich mit ihm gemein, als den Namen. Demungeachtet erhielt ich letzten November oder Dezember statt seiner von der Comtesse de Leautaud eine Schachtel, die ich ihr nach der sorgfältigsten Nachforschung sogleich zurückgeschickt habe. Das, m. H., meine Bekanntschaft mit Hrn. Clavet....““

Bac: „Wir hielten es natürlich für zweckmäßig, Hrn. Clavet von Algier vorladen zu lassen; es war nöthig, durch ein gerichtliches, bestimmtes Verfahren die Wahrheit dieses Faktums, das auf unwiderlegbare Weise dargethan werden soll, herauszubringen und schrieben deshalb an den Herrn Generalstaatsprokurator.“ — Bac liest nun dessen Antwort vor. Der Brief ist Algier, 30. August 1840 datirt und an Lachaud, Advokat zu Tulle gerichtet. Der Generalstaatsprok. Henriot berichtet, er habe nicht daran denken können, den verlangten Zeugen Clavet noch zu den am 3. Sept. in Tulle statt habenden Assisen zu citiren, da er Lachaud's Brief erst gestern am 29. August erhalten habe und der Zeuge unmöglich am besagten Tage erscheinen könne; die Ueberfahrt von Algier nach Toulon, die Quarantaine und die Entfernung von Toulon bis Tulle erforderten mindestens eine Frist von fünfzehn Tagen. Dennoch habe er Hrn. Clavet vernommen und ihm die Zeugeneinladung mitgetheilt; derselbe wolle gern erscheinen, könne aber vor dem 15. September unmöglich zu Tulle eintreffen. Der G.-S.-P. legt dann von Hrn. Clavet selbst einen Brief bei, in welchem dieser dieselben Bemerkungen ausspricht und hinzufügt: „Kann übrigens meine Zeugenaussage das Wissen der Geschwornen aufklären und der Angeklagten von Wichtigkeit sein, so schreibe ich sie Ihnen hier nieder. Im November oder December 1839 erhielt ich eine Schachtel unter meiner Adresse zugeschickt; da ich aber bezweifelte, daß sie wirklich für mich bestimmt sei, so erkundigte ich mich, bevor ich sie öffnete, ob sich hier jemand aufhalte, der meinen Namen führe. In der That fand ich im Hotel de la Régence zu Algier Hrn. Felix Clavet, dem ich die Schachtel übergab, da er versicherte, sie sei für ihn, komme

von der Comtesse de Leautaud und enthalte „des couleurs." Ich gab sie ihm und ging" u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Warnung für Auswanderer.

Vor einigen Wochen erst habe ich die Seereise von Havre in Frankreich hierher nach New-York in den Vereinigten Staaten von Nordamerika zurückgelegt. Nicht sowohl bei meiner Einschiffung, als besonders während meiner Reise und hier in Amerika habe ich die traurige Erfahrung gemacht, daß meine Landsleute, die oft nur mit wenigen Habseligkeiten ihr Vaterland verlassen, um sich in Havre nach Amerika einzuschiffen und sich dortselbst niederzulassen, wegen Unkenntniß der Verhältnisse und der französischen Sprache von habsüchtigen Speculanten gewöhnlich ganz unbarmherzig übervortheilt werden und dadurch nicht allein Hunderte von Gulden unnützerweise verlieren, sondern auch nicht selten Schaden an ihrer Gesundheit leiden *). Je mehr nun die Auswanderung nach dem Lande der Freiheit zunimmt und je nachtheiliger jene Uebervortheilung für meine, sich fast alle in Havre einschiffenden Landsleute aus dem Süden von Deutschland wird, um so mehr halte ich es für meine Pflicht, meine Erfahrungen zur Warnung für alle nachfolgenden sich in Havre einschiffenden Auswanderer zu veröffentlichen.

Als ich mich in Havre am Ende des Monats August 1840 auf dem segelfertig liegenden amerikanischen Schiffe Saratoga, Capitän Hatherway, nach New-York einschiffen wollte, ward ich zur Bedingung eines Zwischendeckplatzes an den Schiffsmakler Barbé in Havre gewiesen, der mir dafür, in eigener Person, 90 Franken abforderte. Benachrichtigt, daß der gewöhnliche Preis nur 80 Franken sei, zahlte ich die Summe nicht. Am folgenden Tage begab ich mich wiederum auf das Bureau des Hrn. Barbé, wo mir dann ein Handlungsdiener desselben nur 80 Franken abforderte, die ich zahlte und zugleich ein Fäßchen Wein und etwas französischen Branntwein aus der Handlung des Hrn. Barbé nach der Probe kaufte, welches beides man mir auf das Schiff brachte. Etwa zwei Tage nach der Einschiffung bat mich der Capitän unseres Schiffes, der nur englisch redete, und dem der Schiffsmakler Barbé in Havre schon als ein Mann bekannt war, der nicht immer auf dem Wege der Rechtlichkeit bleibt, die sämmtlichen Zwischendeckreisenden zu befragen: wie theuer sie ihre Plätze so wie ihre Lebensmittel bei Barbé oder dessen Agenten bezahlt hatten, und wie die Lebensmittel beschaffen seien. Ich unterzog mich dieses Auftrages sofort, und es fand sich, daß nicht nur der Schiffsmakler Barbé in Havre, sondern auch dessen Agenten in Mainz, Koblenz, Rotterdam und an andern Orten die Auswanderer auf die unverantwortlichste Weise übervortheilt hatten. Doppelt übervortheilt und hintergangen waren alle die Auswanderer, die sich an Barbé's Agenten in den benannten Städten gewandt hatten und von ihnen den Rhein hinunter über Rotterdam in dessen Hände spedirt worden waren. Sie hatten nicht nur die Ueberfahrt

*) Schon seit einer Reihe von Jahren haben unpartheiische aufrichtige Stimmen, denen das Wohl der deutschen Auswanderer am Herzen liegt in öffentlichen Blättern, namentlich in süddeutschen vor der Auswanderung nach Nord-Amerika über Havre und Rotterdam gewarnt. Möchten endlich auch die Regierungen der Länder aus denen die Auswanderung meist in Folge von Uebervölkerung Statt hat, ihr Augenmerk hierauf richten und eine Stadt wie Bremen, wo Alles was für den Auswanderer in Sorgfalt geschehen kann, in Ausführung kommt, für den Auswanderungszweck mehr und mehr würdigen. In keinem Platze von wo aus Auswanderungen stattfinden wird so für die scheidenden Landsleute gesorgt und von keinem Platze darf sich das deutsche Vaterland mit Recht größere Rückwirkung in Hinsicht auf Auswanderer versprechen als grade von Bremen.

den und ließen auch nicht den geringsten Zweifel mehr über die Hand, welche das Verbrechen vollführte.

Jetzt erhebt sich Bac und bittet um Frist zur Replik bis morgen, da die Vertheidigung geglaubt habe, die Staatsbehörde werde den Diamantenproceß nicht erwähnen; er müsse sich erst dazu vorbereiten, auch sei es schon zu spät für seine ausführliche Erwiederung. — Die Sitzung wird also um 7½ Uhr Abends geschlossen. Ueber den 19. September, den Tag der Entscheidung, morgen ausführlich.

Wir kommen jetzt zu der Sitzung, welche am 19. September statt fand, und somit zum Schlusse dieses verwickelten Gerichtsdramas. Um 7½ Uhr Morgens wurde die Angeklagte, wie an den vorhergehenden Tagen, in einem Lehnsessel in den Assisensaal getragen; sie schien sich von der Angst, welche sie bei dem gestrigen Angriffe des Anklägers sichtbar niederschmetterte, wieder einigermaßen erholt zu haben und von Bac's Beredtsamkeit einen guten Erfolg zu erwarten.

Bac nahm das Wort zur Replik und begann: „Meine Herren Geschwornen, Sie haben die Bedeutung der Bitte, die wir gestern an Sie stellten, ermessen und ich sage Ihnen meinen Dank dafür. Im Fortgange dieser langen Debatten scheint in den Mitteln und Wegen der Staatsbehörde eine wichtige Veränderung vorgegangen zu sein. Im Anklageakte wurde jene Anklage auf Diebstahl, welche bei einer anderen Jurisdiction anhängig ist und sonder Zweifel bald zu einer definitiven Erledigung gelangen wird, gewissermaßen verschleiert vorgelegt. Im Laufe der Debatten aber geschah es, daß man sich mit diesem Theile der Untersuchung nicht weiter befaßte. Mad. L. wurde nicht befragt, die Zeugen, welche aussagen sollten, zogen sich zurück und die Staatsbehörde sagte in ihrem ersten Requisitorium kein Wort welches zu Erörterungen der Vertheidigung veranlassen konnte. Diese kluge, weise Zurückhaltung deutete der Vertheidigung den Weg an, dem sie nachzugehen habe. So vernahmen Sie denn kein Wort, keine Sylbe, welche der Vertheidigung in Beziehung auf diese Frage entschlüpft wäre.

„Indeß wollten Sie der Vertheidigung diesen Punkt zur Klippe machen; gestern Abend verlangten Sie in später Stunde noch, daß sie auf der Stelle darüber Rede stehe, daß sie auf der Stelle Erörterungen darüber gebe. Heute geben wir sie, nicht erschöpfend zwar, denn wir sind der vorsichtigen Zurückhaltung, die uns auferlegt ward, eingedenk. Nicht unsere Art ist es, Abwesende anzuklagen. Die Familie Nicolai ist nicht hier; daher mag es genügen, die Rechtsfragen hinzustellen, die HH. Geschwornen werden in ihrer weisen Umsicht die wirkliche Sachlage der Angeklagten daraus entnehmen."

Bac geht nun auf den Diamantenproceß, den unsere Leser aus früheren Mittheilungen kennen, zurück und wiederholt das System, welches die Angeklagte zur Aufklärung, wie sie in den Besitz der Diamanten der Mad. de Leautaud gelangt sei, verfolgte. Dann erinnert er an das Verhältniß, welches letztere Dame mit Felix Clave (oder Clavet; die Schreibart schwankt sehr) gehabt haben soll, wie an die Briefe und Facta. Bei dieser Gelegenheit behauptet Bac, die Staatsbehörde habe die Angeklagte insultirt, worauf der General-Advokat erwiedert: „Ich insultire niemanden und ersuche Sie, Hr. Bac, eine geeignetere Sprache zu führen!" — Bac: Sie haben Sie mehr als einmal Giftmischerin genannt! — Der G.-A.: „Ich wünsche, daß der Hof Hrn. Bac ersuche, sich umsichtiger zu be-

tragen." — Der Präsident bemerkt, er müsse interveniren, wenn Hr. Bac sich nicht bezähme. Der G.-A.: „Ich sagte kein Wort, das die Vertheidigung beleidigen kann." Bac: Nicht die Staatsbehörde als Person meine ich, sondern das System der Anklage. — Der Präs. wiederholt seine Ermahnung noch dringender und Bac antwortet: „Ich wollte sagen, daß die Anklage, bevor sie den Diebstahl und die Diffamation als ausgemachte Sache hinstelle, erst Beweise, unwiderlegbare Beweise beibringen müsse. Zu zwei verschiedenen Malen wurde die Anklage wegen des Diebstahls erwähnt und nie die Angeklagte aufgefordert sich Angesichts der Mad. de Leautaud zu verantworten. Die Anklage sagte: „Hier giebt es keinen Zweifel mehr; das Urtheil von Brives liegt vor." Aber dies Urtheil ist nur ein Contumazurtheil und es ist vernichtet worden; die Staatsbehörde gab das zu, machte dabei aber zugleich die Bemerkung, das Urtheil sei durch einen nicht weiter zu bezeichnenden Kniff der Angeklagten außer Kraft gesetzt worden. Das nenne ich einen seltsamen Beweis von Achtung für gefällte Urtheile, wenn jemand in so feierlicher Versammlung sagt, dieselben hätten minder Kraft, als die nicht näher zu bezeichnenden aufgehobenen Urtheile. Das Tuller Urtheil, das durch Appel das Urtheil zu Brives entkräftet hat, steht noch aufrecht; folglich darf das Urtheil zu Brives keinen Einfluß auf die Entscheidung üben, welche Sie, M. HH. Geschwornen zu geben haben: bis jetzt herrscht über dieser Sache noch Zweifel, Dunkel und Verwirrung.

„Nicht die Vertheidigung schrack vor den Debatten über die Diamanten zurück. Die Erörterungen hätten immerhin kontradiktorisch statt haben mögen; ich meines Theils hatte werthvolle Aufklärungen zu fordern und zu geben; doch der Hof hielt es nicht für nöthig, auf diese Debatte einzugehen.

„Wir würden unsern natürlichen Widersachern gegenüber wohl aufgewesen sein; die Staatsbehörde wollte, diese Debatte solle ihr allein gegenüber statt haben, sie nannte sich stark genug, um durch die Mittel, die sie in Händen habe, Mad. de Leautaud's guten Ruf zu schützen: wir wollen sehen!

„Wie dann, wenn ich der Staatsbehörde jetzt bemerkte, daß Mad. de Leautaud ihr Verhältniß aus dem Jahre 1836 nicht abgebrochen habe: was würde sie darauf antworten? — Die Staatsbehörde behauptete, seit dieser Epoche, 1836, habe Mad. de Leautaud von Hrn. Clavet kein Wort mehr reden hören, daß dieser sogar das Andenken an jene flüchtigen Beziehungen vergaß und kaum einmal von Mlle. de Nicolai reden hörte, als er nämlich erfuhr, sie sei Comtesse de Leautaud geworden: und das regte ihn auch nicht einen einzigen Augenblick auf! — Wie aber nun, m. HH., wenn diese Angaben falsch sind? Und Sie, ja alle Welt soll es jetzt erfahren. Sagte ich heute: Mad. de Leautaud's Verhältniß mit Hrn. Clavet hat seit 1836 fortgedauert und es bestand noch im November und December 1839! sagte ich das, so würden Sie antworten: Das ist eine Infamie; es ist der Gipfel der Anschuldigungssucht! — und doch wäre es die Wahrheit!

„Hier sind die Briefe (Bac zeigt mehrere Papiere), wir hielten sie bisher geheim, wir erwarteten zum Vorzeigen, wofern es nöthig sein sollte, die kontradictorischen Erörterungen: Sie lockten uns wider Willen auf dieses Feld, Sie wollen die Vertheidigung kennen lernen, gut, wir wollen sie aufstellen! Hier sind die Briefe..."

Der Generaladvokat: Sind es Copieen?

Bac: „Nein, Originalbriefe, sämmtlich mit dem Poststempel versehen. Einer dieser Briefe

am theuersten bezahlt, sondern es waren ihnen auch Versprechungen gemacht, die nicht gehalten wurden, so z. B. waren ihnen Lebensmittel für die Kinder zugesagt, die ihnen Barbé geradezu verweigerte, ohne ihnen eine Vergütung dafür zukommen zu lassen. Es war ihnen unter Anderm versprochen, sie würden täglich während der Seereise frische Milch für die kleinen Kinder bekommen und auf dem Schiffe angelangt, sahen sie, daß es in der Unmöglichkeit lag, ihnen solche zu verabreichen, da sich kein milchgebendes Thier an Bord befand. Von denen, die sich an Barbé in Havre unmittelbar gewandt hatten, hatten einige 80, andere 90, andere gar 100 Franken für die Ueberfahrt bezahlt *). Die von Barbé gelieferten Lebensmittel und Getränke waren durchgehends zu theuer bezahlt und wegen schlechter Beschaffenheit kaum zu genießen; sie bestanden einzig und allein in sehr schlechtem Schiffszwieback, schlechten Kartoffeln, etwas schlechtem Reis, sehr schlechtem geräucherten Schinken, schlechter, unreiner Butter, etwas Mehl und etwas Weinessig, und auf diese Nahrungsmittel sind die Auswanderer und Reisenden oft während 60 bis 70 Tagen beschränkt, denn nicht selten dauert die Ueberfahrt so lange. Die von Barbé gelieferten Getränke, namentlich der Wein, waren sehr schlecht und schon nach Verlauf von drei Wochen ganz sauer, und mein Wein, den ich nach einer bessern Probe gekauft und 10 Franken theurer bezahlt hatte, als alle andern Reisenden, war ganz und gar derselbe, den man allen übrigen gegeben hatte.

Ich machte den Capitän Hatherway mit dem Ergebnisse meiner Nachforschung bekannt und erhielt von ihm die Antwort: er habe wohl gedacht daß dergleichen vorgefallen, er kenne Barbé und wisse, daß er sich auf Kosten der armen deutschen Auswanderer ein ungeheures Vermögen erworben habe; er werde aber Schritte thun, um ihm das Handwerk zu legen.

Die sämmtlichen deutschen Auswanderer waren unwillig über die Uebervortheilung und drangen mir das Versprechen ab, die Handlungsweise des Barbé in Havre und seiner Agenten in Mainz, Koblenz, Rotterdam u. s. w. zur Warnung aller nachkommenden Auswanderer öffentlich bekannt zu machen, dessen ich mich denn hiermit um so mehr entledige, da ich bei meiner Ankunft in New-York von vor mir angekommenen und nachkommenden Auswanderern erfuhr, daß sie alle auf gleiche Weise und manche noch ärger übervortheilt waren. Manche hatten sogar den von Barbé gelieferten Schinken über Bord werfen und sich mit bloßen Kartoffeln und schlechtem Schiffszwieback während einer Ueberfahrt von 55 Tagen behelfen müssen.

Mein Rath für alle deutschen Auswanderer nach Amerika, die sich in Havre einschiffen, ist, sich nicht an die Agenten des Schiffsmaklers Barbé in Havre in den deutschen und holländischen Städten und ebensowenig an Barbé in Havre selbst zu wenden, sondern unabhängig von jenen Agenten nach Havre zu reisen und sich dort direct an die Schiffscapitäne, wo möglich der amerikanischen Paketschiffe, zu wenden, weil dieses nicht nur die besten und sichersten Schiffe sind, sondern weil die Reisenden von ihnen auch am besten behandelt werden, und besonders nie Mangel an gu-

*) In Bremen wird die Ueberfahrt, die Verköstigung eingeschlossen Lauf 90 Tage und alle Sachen in bester Beschaffenheit, sowohl Fleisch als Speck, Gemüse, Caffee, Thee, süßes Wasser) accordirt und wenn der Durchschnittspreis von Bremen auch 85 Rt. Pr. Cour. per Kopf beträgt so haben schon viele arme Deutsche in Havre und Rotterdam ohne Beköstigung oft eben so viel zahlen müssen und sind in mancher anderen Rücksicht entsetzlich geprellt.

tem Trinkwasser zu befürchten haben *). Das Mitnehmen von Lebensmitteln, besonders gutem geräuchertem Fleisch und Schinken und gedörrtem Obst aus der Heimat, ist sehr räthlich; sollte der Proviant für die Seereise aber nicht hinreichen, so ist an vielen Orten in Havre dergleichen billiger und besser zu haben, als bei Barbé.

Allen deutschen Auswanderern, die sich nach New-York einschiffen, kann ich endlich das deutsche Gasthaus des Hrn. Schwartz, Washington-Street Nro. 161, vorzugsweise empfehlen; sie werden daselbst eine billige Behandlung und eine Rechtlichkeit finden, die man hier in manchem Gasthause leider oft vermißt.

New-York, am 24. October 1840.

Dr. L. Harper.

*) Wenn der Verfasser dieses Aufsatzes die Havre Verhältnisse näher gewürdigt hätte, so würde er die Auswanderer aus Deutschland nicht auffordern auf gut Glück dahin zu ziehen, da dadurch eben so viele in großes Unglück kommen können als wenn sie sich an Häuser daselbst wie das geschilderte wenden. Möge endlich der gute Rath gehört und befolgt werden: Wendet Euch nach Bremen deutsche Auswanderer! Macht von Eurer Heimat aus Accord in Bremen Ihr wißt dann auf Heller und Pfennig was Ihr zu zahlen habt und dürft Euch fest darauf verlassen, daß Ihr gut und treu behandelt werdet!

* Die Posten

zwischen hier und Oldenburg haben in den letzten Jahren eine bedeutende Vermehrung, und eine selbst in Preußen nicht gewöhnliche Eleganz und Schnelligkeit (sechs Meilen in 3¾ Stunden, ohne Aufenthalt) erlangt, und dennoch existiren sie für uns gewissermaßen nicht, denn da die Posten in Oldenburg, von hier aus, an den verschiedenen Tagen erst um 7, 9 oder 11 Uhr Abends eintreffen, so können sie von Hiesigen, die nur einige Stunden dort Geschäfte haben, nicht benutzt werden, ohne daß sie mindestens 2 Nächte in Oldenburg bleiben müßten.

Möchte doch die Post-Direction in Oldenburg, die so anerkannt gern das Gute fördert, den so vielfältig ausgesprochenen Wunsch berücksichtigen und eine Post einrichten, die am Morgen von hier nach Oldenburg abginge und am Nachmittage oder Abend daher zurückkehrte.

Bettelspeculation in London.

Ein großer Speculant läßt aus Piemont kleine Savoyarden kommen, von denen er in den Straßen die Orgel spielen, oder Thiere zeigen läßt. Er hat gegenwärtig deren viertausend beisammen, die ihm, einer in den andern gerechnet, täglich 3 Schillinge zahlen. Diese kleinen Savoyarden werden zu dreißig oder vierzig in Dachkämmern untergebracht, und ersparen noch manchmal von dem, was sie täglich gewinnen. Die Nahrung und Wohnung dieser kleinen Unglücklichen kostet noch keinen Schilling täglich, der Speculant gewinnt also von jedem 2 Schillinge, was also im Tage 8000 Schillinge oder 400 Pfund macht.

* Anzeige.

Auch auf das kommende Jahr 1841 ist das

Hanseatische Taschenbuch

erschienen und in der Expedition des Bürgerfreundes zu haben. Der Preis eines ungebundenen Exemplares ist 30 Gr., der gebundenen von 48 Gr. bis zu 1 Rt. 12 Gr.

Als ein passendes Weihnachtsgeschenk wird die

Ansicht von Bremen

mit 10 Randbildern

zugleich in gütige Erinnerung gebracht. Der Preis für ein Exemplar auf chinesischem Papier ist 1 Rt. 12 Gr., auf weißem Papier 1 Rt.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die

SCHNELL-  POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu **Nr. 102** des Bürger-Freundes für **1840.**

Sonntag, den 20. December.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Der Dichter des Rheinliedes, Nikolaus Becker, welcher vor Kurzem um eine Gerichtsschreiberstelle anhielt, ist auf Befehl des Königs von dem Justizminister aufgefordert worden, sich zu erklären, ob er nicht lieber zu der verlassenen höheren juristischen Laufbahn zurückkehren wolle. Hr. Becker hat studirt und war Auscultator, mußte aber aus Mangel an Vermögen diesen Weg aufgeben. Im Fall er nun denselben fortsetzen will, sind ihm von Seiten des Staates jährlich 300 Thaler auf 5 Jahre zugesichert, sollte er dabei beharren, eine Gerichtsstelle anzunehmen, so wird ihm die nächste zuertheilt werden.

Man schreibt aus Dresden, vom 8. December: „Vor einigen Tagen ereignete sich hier ein lustiges Quiproquo. Ein von hier gebürtiger österreichischer Husarenoffizier geht in seiner Staatsuniform auf der Straße. Das Buntscheckige derselben fällt einem Polizeidiener, welcher dergleichen wohl noch nie gesehen, so auf, daß er sich dem Offizier nähert, und ihn höflich ersucht, auf das Polizeibüreau ihm zu folgen. Der Offizier fragt: weshalb? und Jener wiederholt, ohne Erklärung, seine Bitte. Um Aufsehen zu vermeiden, das eine Weigerung veranlaßt haben würde, geht der Offizier mit. Im Büreau angekommen, nähert sich diesem sogleich ein höherer Polizeioffiziant, der den Offizier schon kennt, die Ursache seines Erscheinens erfragend, und hört hier zu nicht geringem Erstaunen vom Polizeidiener, daß er den Herrn mitgebracht, weil er in einem Redoutenanzuge auf der Straße herumgehe, was doch verboten sei. Der Offiziant bittet den Offizier, der Dummheit des Dieners sein Benehmen zu Gute zu halten, und giebt diesem einen derben Verweis. Beide lachen nicht wenig über den Vorfall. Das Geschichchen klingt, wie erfunden, ist aber buchstäblich wahr, und hat allgemeines Lachen erregt."

In allen zum deutschen Zollverein gehörigen Staaten werden jetzt die Köpfe frisch gezählt und aufgezeichnet. Dem Vernehmen nach ist bei den Verhandlungen in Berlin der Zollvertrag auf anderweite 8 Jahre abgeschlossen worden, und zwar so, daß die Geldquote jedes Staates wieder nach den Köpfen, nicht nach der Consumtion, was Preußen wollte, berechnet wird. Mehrere Deputirte bei der Conferenz sind schon von Berlin abgereist.

Im englischen Garten zu München wurde am 2. December Abends eine Person überfallen und ihr die Zunge abgeschnitten.

Aus Frankreich.

Manche humoristische Gerichtsscene aus dem vielgestaltigen Pariser Leben führten wir unsern Lesern von Zeit zu Zeit vor; heute wollen wir auch einmal eine sentimentale, welche sich unlängst ereignete, schildern. Ein hübsches Mädchen antwortet mit schüchterner Stimme: „Hier!" als der Name Adele B** aufgerufen wird, nimmt zwei muntere, rothwangige und ärmlich, aber sehr sauber angezogene Knaben bei der Hand und tritt, den einen zur Rechten, den andern zur Linken, vor. Mademoiselle Adele ist eine leidenschaftliche Blumenliebhaberin und hält deshalb am rechten Fenster ihres Stübchens im sechsten Stocke ein allerliebstes Blumengärtchen, in welchem sie allerlei Kinder Florens zieht. Der Herbst ist gekommen, hat die Töpfe ihres Blüthenschmucks entkleidet und Adele harrt sehnsüchtig dem Blumenspender Frühling entgegen. Da wird ihr Stillleben durch einen Unfall gestört, der ihren Sommerfreuden für immer den Untergang droht. Im letzten Sturme wird ein unseliger Rhesedatopf vom hohen Fenster entführt und stürzt mit Krachen zur Straße nieder. Der Fall wird erst dadurch zu einem wahren Unfall, daß der Zufall einen Polizeiagenten vorüber führt; der zerbrochene Topf wird zu Protokoll genommen und damit sind wir an dem fraglichen Punkte, der Adele vor das Tribunal führt, angelangt. Die Sache liegt klar vor und der Präsident fragt: „Was können Sie dagegen vorbringen?" — Adele: „Ei Herr Präsident, ich habe ja den Topf nicht auf die Straße hinabgeworfen, sondern der leidige Sturmwind!"" — „Es war aber Ihre Schuldigkeit, Ihre Blumentöpfe so zu stellen und zu befestigen, daß sie nicht herabfallen konnten. Sie werden doch nicht verlangen, daß die Vorübergehenden Ihrer Blumenliebhaberei wegen, Gefahr laufen, blutige Köpfe zu bekommen?" — „„Großer Gott! ich muß arbeiten und habe keine Zeit, die Töpfe alle Augenblicke herein zu nehmen, damit sie nicht herabfallen und wieder hinauszusetzen... ich habe zwei kleine Brüder zu ernähren und weder Vater noch Mutter, die mir helfen könnten."" Das Auditorium sieht theilnehmend auf die Angeklagte und der Präsident fährt fort: „Gewiß macht Ihnen Ihr Verhalten viel Ehre. Doch könnten Sie sich der Blumen nicht entschlagen, wenn, wie Sie selbst sagen, Ihre Arbeit Ihnen keine Zeit zu deren Besorgung läßt?" — „„Nein, das ist rein unmöglich."" — „Weshalb denn?" — „„Wenn Sie wüßten..."" — „Sprechen Sie sich ohne Furcht aus." — „„Sehn Sie, meine kleinen Brüder würden sich um Alles in der Welt nicht von ihren Blumentöpfen trennen... 's ist ihr Hauptvergnügen den Sommer hindurch, wenn ich sie während der Arbeit bei mir habe... und dann... der Vater schenkte sie uns, als wir ihm zum letzten Male zum Geburtstage gratulirten." — — —

Die Theilnahme für Adele und die Kleinen wurde im Au-

pitalium so lebhaft, daß sich die Angeklagte mit den Knaben scheu zurückzog und das Urtheil, welches sie freisprach, nicht einmal abwartete.

Seit 1830 haben's die Franzosen wohl so ziemlich auf ein Dutzend Ministerial-Krisen gebracht. In unsern Zeitungen war darüber genug zu lesen, hören wir auch eine französische Zeitschrift: „die Wespen", deren Redacteur, Alphons Karr, sich zur Aufgabe gestellt hat, den erkauften und bestochenen Journalen mit dem Schwerdte der Wahrheit entgegen zu wirken. Er sagt unlängst in Bezug auf die Ministerial-Krisen seines Landes zu Deutsch ungefähr so: „Seit zehn Jahren haben sich etwa dreißig Staatsmänner, von denen nur vier bis fünf durch Genie und Talent bekannt wurden, um die oberste Gewalt gestritten und gerissen. Von ihnen hat Jeder etwa zwanzig Anhänger, der seine Schicksale theilt; dies macht zusammen ungefähr 600 Leute, für welche und durch welche Alles in Frankreich geschieht. Von jenen dreißig Männern können je nur acht zu gleicher Zeit die Macht in den Händen haben; so lange sie im Besitz derselben sind, nennt man sie: „antinationale Regierung, dem Auslande verkaufte Tyrannen, Gewaltmänner, feil für Geld;" — die andern Injurien verschweige ich. Die Zweiundzwanzig, die von Gewalt und Amt gekommen sind, nennen sich selbst „das ganze Land, große Bürger, Volksfreunde, Hoffnung des Vaterlandes, Männer der Tugend und Uneigennützigkeit." Sie schreien über Mißbräuche, bei denen sie aber wirklich nichts so unerträglich finden als ihren Aerger, daß sie nicht selbst diese Mißbräuche praktizieren können. — Die Acht, welche das Staatsruder führen, stopfen sich und die Ihrigen voll, bis zu dem Moment, wo sie gesättigt herunter fallen. Nun nehmen andere Acht ihre Stelle ein — die acht Eintretenden bekommen wieder die erwähnten Titel: antinationale Regierung u. s. w.; die acht abgesetzten kehren in die Reihe der großen Bürger, Volksfreunde u. s. w. zurück, und sind wieder das ganze Land." Es ist wenigstens ein Kreislauf, etwas Abgerundetes in diesem Bilde; nur Schade, daß man dabei das Volk wie einen Kreisel betrachtet und mit ihm spielt!

Aus England.

Die Heiligen des letzten Tages? — Ist das nicht ein hübscher Titel? O ja, zumal da es der Titel einer neuen religiösen Sekte in England ist, welche von den Geistlichen der herrschenden Kirche und von der gewöhnlichen Art der Taufe nichts wissen mag. Sie wollen ordentlich taufen und stecken ihre Kinder ganz in's Wasser, weil sie meinen, Viel hilft Viel. Auch sind sie dem Teufel ein gewaltiger Dorn im Auge, da sie ihn austreiben, Krankheiten durch Auflegen der Hände heilen, in neuen Zungen reden und allerhand Taufendkünste können. Wir Alle sind die Letzten! denn die Erde geht einmal wieder nächstens unter. Sie nur sind die Heiligen des letzten Tages; der letzte Tag ihrer Vernunft ist längst gekommen und kommt für Jeden, sobald er ein Heiliger dieses letzten Tages wird.

Der berüchtigte Londoner Spielhauseigenthümer Crockford will sich jetzt in Ruhe setzen. Er hat ein Einkommen von 25,000 Pf. St. erworben! Er war früher Fischhändler, und wenn er es geblieben wäre, hätte er schwerlich dabei so viel aufgesteckt, wäre schwerlich mit so vielen reichen Lords bekannt geworden, und genöße jetzt schwerlich die Achtung, welche ein Mann, der jährlich 250,000 fl. auszugeben hat, zu genießen pflegt.

Die Derry Zeitung berichtet, daß in dem nördlichen Theile von Irland, Dienstag den 10. Novbr. Morgens zwischen 3 oder 4 Uhr, die Stöße eines Erdbebens verspürt wurden. Die Schwankungen dauerten ungefähr 20 Secunden, und es ließ sich ein Laut, ähnlich dem eines schweren über den Boden weggehenden Wagens, vernehmen. Zwanzig Minuten später erfolgte ein heftiges Blitzstrahl und ein furchtbarer Donnerschlag.

Aus Ungarn.

Man liest im „Erdélyi Tirado" Folgendes: Vor Kurzem sprach Abends in einem, an der äußersten Ende des Dorfes Domfus Hätszeger Kreis, stehenden Hause ein Bär ein, der sich, da er die Thüre verschlossen fand, bequem an der Schwelle niederlegte. Wie von einem bösen Geist geführt, bekömmt ein Wolf auch die Lust daselbst einzukehren. Kaum angelangt, grüßte er den schnarchende Brummthier, welches er wahrscheinlich für einen Hund hielt, mit einem tiefen Bisse. Der Bär, nicht wenig überrascht von dieser Liebkosung, erwiederte sie eben hastig mit einer Umarmung, die aber so überlegen zärtlich war, daß der Wolf seinen Irthum mit dem Leben büßte. Die ganze Hundebevölkerung des Dorfes versammelte sich bei diesem Geheule und Gebrumme, die beiden Athleten, obwohl etwas scheu in ehrerbietiger Entfernung, Beifall klafften. Der Hausbewohner wollte in den Hof hinaus, allein dem Portier im Bärenpelze war dies nicht recht, und um nicht in unangenehme Berührung zu gerathen, verrammelte jener die Thüre noch sorgfältiger. Morgens fand man den auf dem Kampfplatze geblieben Wolf, umgeben von den Belletristen des Dorfes. Der Bär war schon davonspazirt.

Mosaik.

Als Paul der Erste eines Tages in St. Petersburg über eine Brücke ritt, traf er auf einen Offizier, der Halt machte, und ihn mit schuldiger Ehrfurcht begrüßte. Der Kaiser erkannte die Uniform. „Dieser Mann," sagte er zu seinen Hofleuten, „gehört zu meinem Nichtwissenregiment." „Aber, Sire!" antwortete der Offizier, „ich weiß Alles." „So so! Sie wissen Alles, wirklich? nun das wollen wir sehen. Wie viele Nägel bedurfte es, um die Bretter dieser Brücke festzuschlagen?" „Dreiundfünfzig Millionen neunhundert siebenundneunzig Tausend einhundert und zwölf." „Ganz richtig! — aber wie viel Fische giebt es in der Newa von dieser Brücke bis Kronstadt?" Sechshundertzweiundvierzig Millionen, achthundertzweiunddreißig Tausend, dreihundert und siebenundneunzig." „Wissen Sie das gewiß?" „Ganz genau, sonst würde ich es Ew. Majestät nicht gesagt haben." „Gut, das dachte ich mir auch, ich habe gern Antwort auf meine Fragen, ein Offizier muß Alles wissen." „Das versteht sich, und der Kaiser?" „Weiß Alles!" „Wollen Ew. Majestät mir eine Frage gestatten?" „Nun?" „Wie heiße ich?" „Graf Balowski!" „Mein Rang?" „Capitain in der Garde!" „Tausend Dank, Ew. Majestät!" — Diese Anekdote erzählt ein französischer Emigrant, ein Augenzeuge der Begebenheit und Bekannter des Sekondelieutenants Krasanew, der so durch Unverschämtheit und eine Laune des Selbstherrschers Graf und Hauptmann der russischen Chevalliergarde wurde.

Ein Lehrer, der seine Schuljugend zum Empfange des Gutsbesitzers aufstellte, sagte: „Kinder, wenn ihr ihn kommen seht, so ruft Vivat, und enthauptet euch."

A. Dasves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 1.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 102.

Bremen, Sonntag den 20. December 1840.

Gestorben:

Nro. 1098. Den 15. Dec. Des Arb. Diedr. Duhnenkamp Ehefr., geb. Spohler, 60 Jahr; Langendeich Nro. 5.

— 1099. Den 16. — Des Miethkutschers Joh. Christ. Hesemeyer Tochter, 1¼ Jahr; Oelmühlenstraße Nro. 4.

— 1100. Den 16. — Des Leinewebers Matth. Prigge Ehefr., geb. Tietjen, 68 Jahr; Hastedt Nro. 12.

— 1101. Den 16. — Des Schiffscapitäns Lüder Mehrtens Tochter, 4 Wochen; Doventhorsdeich Nro. 14.

— 1102. Den 16. — Des Waarenagenten Gottfried David Hirdes Tochter, 2 Jahr; Westerstraße Nro. 38.

— 1103. Den 16. — Der Arb. Joh. Diedrich Kunst, 56 Jahr; Dreckort Nro. 9.

— 1104. Den 16. — Des verst. Gerh. Schrör Wittwe, geb. Belmer, 74 Jahr; Armenhaus.

Nro. 1105. Den 17. Dec. Hinr. Dreyer, 1 Tag; Hastedt Nro. 43.

— 1106. Den 17. — Gebeta Bagelmann, 63 Jahr; Neustadtsdeich Nro. 46.

— 1107. Den 18. — Des Weinarbeiters Joh. Asendorf Sohn, 9 Wochen; Faulenstraße Nr. 63.

— 1108. Den 18. — Johanna Hohnholt, 10 Jahr; hint. Paulsberg Nro. 3.

— 1109. Den 18. — Des verst. Gerhard Propacher Wittwe, geb. Brockwehl, 74 Jahr; Armenhaus.

— 1110. Den 18. — Der Höker Christ. Buschmann, 53 Jahr; Osterstraße Nro. 72.

— 1111. Den 18. — Der Bierbrauer Johann Anton Specht, 30 Jahr; Ansgariithorsstraße Nro. 17.

— 1112. Den 19. — Der Landmann Joh. Hinr. Lakemann, 69 Jahr; Hulsberg Nro. 25.

Geburten:

Nro. 1522. Den 13. December. Des Arb. Joh. Heinrich Kistner Ehefr., geb. Deß, Michaeliskirchhof Nro. 10; von einem Knaben.

— 1523. Den 14. — Des Sängers am hiesigen Stadttheater Ferdinand George Ellenberger Ehefr., geb. Henkel, Buchtstraße Nr. 73; von einem Knaben.

— 1524. Den 14. — Des Arb. Christoph Heinr. Ricke Ehefr., geb. Bredhorst, Steinern Kreutz Nro. 12 B; von einem Knaben.

— 1525. Den 15. — Des Schneidermeisters Alb. Heinr. Deicke Ehefr., geb. Ebeling, Neuenmarkt Nro. 9; von einem Knaben.

— 1526. Den 15. — Des Arb. Cord Christoph Schulenberg Ehefr., geb. Pagels, hinterm Abbenthorswall Nr. 62; v. einem Mädchen.

— 1527. Den 16. — Des Lehrers Johannes Geitz Ehefr., geb. Schölgen, Schüsselkorb N. 28; v. e. M.

Nro. 1528. Den 16. Dec. Des Hökers Heinrich Friedrich Dieckmann Ehefr., geb. Gutermann, Heerdenthorswallstraße Nro. 2; von einem Mädchen.

— 1529. Den 16. — Des Schiffscapitäns Joh. Hinr. Homann Ehefr., geb. Scheel, Stephanithorssteinweg Nro. 8; von einem Knaben.

— 1530. Den 17. — Des Kahnschiffers Jacob Friedr. Deetjen Ehefr., geb. Burtscher, kl. Helle Nro. 12; von einem Mädchen.

— 1531. Den 17. — Des Maurergesellen Joh. Christ. Nöper Ehefr., geb. Garrelmann, Punkendeich Nro. 51; von einem Knaben.

— 1532. Den 17. — Des Arb. Wilhelm Sengstack Ehefrau, geb. Elmers, Schwachhausen Nro. 17; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 531. Der Schreiber Gerh. Phil. Grelle hies. und Ernestine Wilhelmine Osten aus Claustahl.

— 532. Der Schlachter Joh. Conr. Beyer u. Adelh. Moritz. Beide von hier.

— 533. Der Cigarrenmacher Joh. David Bohlmann hieselbst und Meta Margar. Knoop am Buntenthorssteinwege.

— 534. Der Zimmergesell Rud. Horstmann hies. und Anne Cathar. Adelh. Gröne zu Stosel, Amts Ehrenburg.

Nro. 535. Der Packerknecht Friedrich Wilh. Faeth und Sophie Elisab. Kenmann, genannt Heil, hieselbst.

— 536. Der Schuhmachermeister Jacob Brauer zu Leer und Marie Christine Magdalene Sonnewald zu Oldenburg.

— 537. Der Arb. Gehrd Hinr. Brinkhof zu Wehrder, Kirchspiels Lunsen, und Marie Elisabeth Suhr zu Hasbergen.

— 538. Der Zimmermann Friedr. Henrich Harjes zu Schwachhausen und Meta Dohrmann zu Walle.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 103.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 24. December 1840.

Und Engelchöre schallen durch die Lüfte:
„Lob, Preis und Ehre sey dem Herrn der Welt!"
Und säuselnd daucht es um die öden Grüfte:
„Es ist nur Staub, der diese Hügel schwellt!" A. Daveck.

Weihnacht.

Du heil'ge Weihnacht, sei auf's Neu willkommen,
Lieb' auf die rechte Weis' in jedes Herz!
Wo Freude herrscht, sei's zu der Seele Frommen;
Mit Friedensstrahlen schimmre um den Schmerz.

Wo eines Pilgers Glück ward hingenommen
Im Lauf der Zeit, zu zieh'n ihn himmelwärts,
Da hilf du ihm, Sonne in dunkeln Tagen,
Daß Hoffnung mählig sprießt aus bittern Klagen.

Heil uns! der Reine, Hochgebenedeite
Ward einst zur wundenkranken Welt gesandt,
Daß er die höchste Liebe rings verbreite,
In dem von Licht verlaßnen Steppenland.

Drum feiern wir, die Seinen, so das Heute,
Daß werth wir solcher Gnade Unterpfand,
„Gott Ehre in der Höhe, Fried' auf Erden!"
Erscholl's; es mög' auf's Neue wirksam werden!

Du Weihnacht bist erblüht, obgleich in Kriegen
Die Erde fast von allen Seiten flammt,
In Ostens Paradies', — in blut'gen Zügen,
Um irdisch Gut der Feind den Feind verdammt.

Sei gütig du, uns in den Traum zu wiegen,
Nur Liebe herrsche, die von oben stammt,
Daß wir in deiner Feier nicht ermessen,
So Viele haben deines Heils vergessen!

Hell strahle auf am Christbaum frühster Jahre,
Den eine holde Psyche noch umschwebt,
Wo Mutterlieb' in reiner Spiegelklare
Zu sein des Schöpfers treues Abbild strebt;

Wie Er uns wirkt, der Große, Ewigwahre,
Wie Er geheim uns Lebenskeime webt
In schneebedeckten Nahrungskeimen leise,
So sinnt sie, zu erfreu'n im Kinderkreise.

Mild leuchte, wo die Tage abwärts gehen;
Wo Siechheit einen müden Körper drückt;
Wo des Geschickes Winterstürme wehen;
Wo reuevoll der Sünder in sich blickt.

Umzieh' mit Hoffnungsgrün des Dürft'gen Fliehen,
Wann känglich er zu bitten an sich schickt;
Durchglüh' das Reichen Herz mit jener Milde
Die mehr ihn reist für höhere Gefilde!

Ach! aber lächelnd, wie mit Frühlingsnahen,
Begrüße den, der einsam, einsam lebt
Und in den Tagen, die ihn kalt umfahen,
Nur wehmuthsvoll Erinnrungsbilder webt!

Was früher Herz und Auge Theures sahen,
Ist ihm so weit von Herz und Blick entschwebt:
Jenseits verweilt es, und in bittern Fernen! —
Ach, laß Geduld in deinem Licht ihn lernen!

H. Hülle.

Vergiftungsprozeß der Mad. Lafarge.

(Fortsetzung.)

Nach Vorlesung jener Briefe aus Algier deutet Bac nun noch einmal darauf hin, daß die Anklage gestern behauptet habe, Mad. de Leautaud's Verhältniß mit Clavet sei seit 1836 abgebrochen und überhaupt eigentlich nie ein Verhältniß zu nennen gewesen. So habe man die Sache dargestellt und darstellen müssen, ein Stelldichein der Mlle. de Nicolai mit einem jungen Manne in den Elyseischen Feldern gebe man zu; aber daß Mad. de Leautaud, als Gattin und Mutter einem Manne sogar nach Algier Geschenke schicke, das habe man nicht einräumen können. Das aber sei wichtig. — Der G.-Advokat fordert Bac nun auf, die Briefe herumzureichen; dies geschieht und Bac fährt fort:

„Ja, meine Herren, das ist wichtig, unerklärlich sogar! Sie haben jetzt nur zu untersuchen, ob diese Briefe hinreichende Beweisgründe zu der Behauptung sind, daß die Anklage der Mad. L., wenn ich so sagen darf, gerechtfertigt erscheine. Die Wahrscheinlichkeiten der Anklage der Mad. L. und das fortgesetzte Verhältniß der Mad. de Leautaud mit Clavet, welches diese durch feierliche Verneinung kraft ihres Eides in der Sitzung und vor dem Untersuchungsrichter von sich wies, sind unzertrennbare Sachen. Es steht heute fest und ist bewiesen, daß Mad. de Leautaud vor Gericht die Wahrheit nicht gesagt habe; denn es steht fest, daß sie ihr so gefährliches Verhältniß, das in St. Philippe angeknüpft wurde und das wie es hieß, seit vier Jahren aufgehoben war, fortsetzte. Und wohl zu merken, diese Briefe gehen von untadelhaften Zeugen aus: der eine ist ein Ehrenmann und Administrationsbeamter, welcher dem Hrn. Generalstaatsprokurator Rede steht; diese Beweise sind folglich durchaus authentisch. Sie kommen uns andererseits über Meer zu und unter dem Gerichtssiegel selbst.

„Erinnern Sie sich jetzt, daß die Anklage selbst die Zeugen entfernte und sich auf deren briefliche Beweise bezog. — Wir sind also auf unserem Terrain. Sie haben dies Factum nicht zu richten, sie haben es nur anzuerkennen. Mit Briefen zieht man gegen uns zu Felde; wir antworten mit Briefen. — — Oft wiederholt der Hr. G.-Advokat in seinem Requisitorium den hochheiligen Ausspruch, daß die Gerechtigkeit für alle gleich sei, und daß alle Häupter, wie hoch sie auch gestellt seien, sich vor dieser Gleichheit beugen müßten. Vortrefflich! Der Augenblick ist da, wo dieses hochheilige Princip in Kraft treten muß. So bitte und beschwöre ich ihn denn, daß er heute auch der Erste sei, welcher die Gleichheit der Mad. Lafarge und der Frau Gräfin von Leautaud proklamirt. Wer einer großen, ruhmreichen Familie angehört, ist darum noch nicht gegen jeden Angriff gedeckt! Der Herr G.-Advokat ist der Mann, welcher sprach: Alle Menschen sind hier gleich; hier schwindet aller Adelsglanz und aller Prunk der äußeren Stellung! Wir stehen vor einem höchst wichtigen Factum und wir verlangen auch nichts weiter, als daß es klar ans Licht der Sonne trete; wir fordern nichts wei-

ter, als daß Mad. de Leautaud hier erscheine und die Aufklärungen gebe, die sie rechtfertigen; aber Sie werden auch einsehen, daß dieses Factum die sorgfältigsten Nachforschungen verdiente. Es reicht nicht hin, einer einflußreichen Familie anzugehören, Gräfin zu sein, um über jedem Verdachte erhaben dazustehen und folglich ist es unerläßlich, daß Mad. de Leautaud trotz ihrer Gräflichkeit hier Rede stehe!

„Ich wiederhole mein Bedauern darüber, daß der Herr G.-Advokat die Rechtsfrage in eine so mißliche Stellung versetzte. Der Grund dazu ist übrigens leicht zu finden: er fühlte, daß es mit seiner Anklage auf die Neige ging. Ich sagte es ihm gestern und er forderte mich zum Beweise auf. Ich bleibe ihm denselben nicht schuldig. Er hielt, so sagte er zu Anfang des Processes, er hielt die Anklage für so festbegründet, daß die Vorlegung der Thatsachen schon hinreiche, um alle Gewissen davon überzeugt zu machen. Deßhalb dauerte sein erstes Requisitorium auch kaum eine Stunde lang. Dieser kurze Zeitraum genügte ihm zur Aufstellung sämmtlicher Beweismittel der Anklage. Er proklamirte sein festes Vertrauen auf das einfache Exposé beim Schlusse seines Requisitoriums und plötzlich sehen Sie nun, wie er in der Replik, in welcher man sonst doch nur einfach zu resumiren pflegt, alle Redemacht, der er habhaft werden kann, aufrücken läßt. Alles was bei ihm Phantasie und Logik vermögen, setzt er in Bewegung, um zu ergreifen; er läßt es wirken Schritt vor Schritt.

„Die Vertheidigung ließ den Diamantenproceß bei Seite liegen und beobachtete kompletes Schweigen über den Rechtshandel zu Brives. Dieser Proceß ward nun wieder ausgegraben; die Anklage schleppt ihn seiner ganzen Länge und Breite nach hieher; an ihrer Sache verzweifelnd, klammert sie sich an diese an und ihre Argumente kommen darauf hinaus: Mad. Lafarge ist eine Diebin, folglich kann sie auch eine Giftmischerin sein! Das war einzig und allein ihre Absicht und sie legte diese mit aller Macht zu Tage. Sie würde den Diamantenproceß nicht wieder ausgescharrt haben, wenn sie nicht gefühlt hätte, daß die auf die Vergiftung bezüglichen Thatsachen kraftlos daständen in kläglicher Nullität.

„Noch andere und noch befremdendere Anstrengungen zur Vernichtung der Zeugenaussagen, welche sich zu Gunsten der so evidenten Moralität der Mad. L. aussprachen, machte die Anklage. Mitten aus der Masse von Briefen, welche so beredt zu Gunsten der Mad. L. sprechen, scharrt der Hr. G.-Advokat einen Brief der Mad. Garat hervor, einen Brief voll fast väterlicher Ermahnungen, einen vertrauten Brief, der einige nichtssagende Vorwürfe enthält und dazu bestimmt war, für immer im Schooße der Familie begraben zu werden — diesen Brief pflanzt er als ein wunderliches Siegeszeichen auf, tritt vor Ihnen auf und ruft: „Hier sehen Sie, wie Mad. L. gerichtet wird; verdammen Sie!“ —

Bac resumirt nun die Vertheidigungsmittel für Mad. L., beruft sich auf die triftigen, in den Briefen enthaltenen Gründe, welche für ihre Unschuld sprächen und ruft: „Buffon sagte: „„Der Styl ist der Mensch!““ Die Sprache wurzelt im Herzen; Mad. L. wird durch ihre Schriften, durch die vertrauten Briefe, in welchen ihr treuestes Abbild vorliegt, gerichtet.“ Dann nimmt Bac die Punkte der Anklage einen nach dem andern vor und spricht zuerst von dem Briefe des 14. August, jenem Briefe, welche Mad. Bussieres acht Monate lang aufbewahrte und ihn dann der Justiz als die Vorrede zu der Vergiftung einhändigte. Die Vertheidigung sehe in dem Briefe nur die Ueberschwänglichkeiten einer Frau, welche in aufgeregter Gemüthsbewegung das Bedürfniß

fühlte, die Träume einer glücklichen oder kranken Einbildungskraft niederzuschreiben. Eine Frau in solcher Stimmung sei himmelweit von der Heuchlerin der Staatsbehörde verschieden. Hier aber zwei verschiedene Frauen zu freiren, wie die Anklage es müsse, sei ein Ding der Unmöglichkeit. — Nach Besprechung der Kuchenfrage geht der Vertheidiger auf die Vergiftung selbst ein und erörtert Orfila's Rapport, welcher die Entdekkung einer unter den Händen verschwindenden Arsenikquantität, eines Arsenikatoms, mit welchem man kaum eine Mücke vergiften könne, aufstelle; diesem stellt er Raspail's Meinung entgegen und sagt, ihn, Raspail, hätten alle politischen Gehässigkeiten doch nicht von dem Piedestal, auf welches ihn die Wissenschaft gestellt habe, herabzustürzen vermocht. Ferner setzt Bac die Möglichkeit des Selbstmordes auseinander, berührt sogar die Vermuthung einer Vergiftung von anderer Hand, als der der Mad. L. und sagt: „Ich erkläre hier, daß ich weit entfernt bin, jemanden anzuklagen; wir werden im Unbestimmten verharren, wir wollten dabei bleiben und werden immer dabei bleiben." Der Vertheidiger spricht von Mad. L. Mutter, doch fern sei es von ihm, sie und überhaupt irgend jemanden anklagen zu wollen, „Also," sagt Bac, „greife ich Mad. L. Mutter nicht an; die Thatsachen werden reden." Nachdem er nun an das erbrochene Testament erinnert hat, fährt er fort:

„Lafarge ist todt. Bewegungslos liegt er auf dem Todbette hingestreckt und der Odem geht ihm aus. Vergehen Sie in Thränen, unglückliche Mutter; weinen Sie um Ihren hingemordeten Sohn.... aber brechen Sie keine Schubfächer auf! Und doch haben Sie gerade das gethan!" — Anwalt Coralli, der den Debatten in gewöhnlichem Anzuge beiwohnte, eilt fort und ist sogleich wieder im Advokatenkleide da.

(Der Beschluß folgt.)

* Wie steht's mit der Freiheit der Weser?

Unter dieser Aufschrift ist in Nro. 93 dieser Blätter ein Artikel aus dem Baierschen Landboten „Wannfried, den 22. October" mit einer einleitenden Vorrede aufgenommen, und die Frage ist allerdings so wichtig, daß wir uns um so mehr für verpflichtet halten, auch unser Seits dieselbe zu beleuchten, je mehr entweder absichtlich, oder aus Unverstand viele Thatsachen in dem erwähnten Artikel falsch dargestellt sind.

Wir misgönnen dem Verfasser des Hauptaufsatzes nicht das Vergnügen, welches er empfunden haben mag, wenn er in alten Chroniken Anekdötchen auffand, welche seinem Zwecke „die uralte Hemmung der directen Communication der Wannfrieder Kaufmannschaft mit der See" zu deduciren, wir gönnen ihm das Glück welches ihm die Phantasie in einer solchen freien Communication vorgespiegelt hat. Schade nur, daß es Anecdoten — Phantasiebilder sind! — Wenn es dem Herrn Verfasser gefällig wäre aus der Anonimität zu treten, so würden wir vielleicht im Stande sein, sein Vergnügen an Geschichte zu vermehren, seiner schon reichhaltigen Phantasie noch größern Spielraum zu verschaffen, es würde uns dann leicht werden zu erkennen, ob gemeinsames, deutsches Handlungs Interesse, oder nur Wannfrieder Eigennützigkeit zum Grunde liege. Würden wir das erste wahrnehmen, so würden wir, da uns gleiches Interesse beseelt, wohl bald über die Nothwendigkeit die Werra bis nach Vacha und auch wohl bis in den Kreis Schmalkalden, außer den Nebenarmen der Werra, z. B. nach Eisenach, schiffbar zu machen, uns verständigen und alles in Bewegung setzen, um sich hier für und um Beseitigung der Umladung in Wannfried zu

interessiren, damit wirklich der wohlfeilere Transport zu Wasser, so weit wie möglich, zum Vortheil des Oberländischen Handels erzielt, die desfallsigen Bestimmungen des Wiener Congresses in Ausführung gebracht würden. Würden wir aber an der Person, Wannfrieder Eigennützigkeit wahrnehmen, so würden uns Geschichte und Urkunden belehren: daß selbst noch im 18. Jahrhundert, die Wannfrieder mit Gewalt die Schifffahrt über Wannfried, selbst nur bis Kreuzburg und Mühla, hemmten und sogar sich den Schutz der Regierung erwirkten. Dann würden wir schweigen. — Die Eigennützigkeit würde auch jetzt, nach der Wiener Congreß-Acte so wenig wie nach dem Artikel 9 §. 1 u. 2 des Westphälischen Friedens die Erweiterung der Schifffahrt im Interesse des gesammten oberländischen Handels zu lassen.

Doch wir gehen zu unserem jetzigen Zwecke über! Die Tendenz des Verfassers ist: darzuthun, daß nur künstliche Vorrichtungen bei Münden, die Fahrt mit einem und demselben Schiffe aus der Weser in die Fulda und Werra und vice versa hemmten. Er spricht von Spiegelfechterei, wenn man darthun wolle: daß Natur-Hindernisse, Felsen u. dgl. im Wege ständen, und giebt damit zuerst den Beweis, daß er die nächsten Umgebungen der Stadt, den Lauf der Flüsse nicht persönlich kennt, oder nicht kennen will. Eben diese Unkenntniß giebt ihm dann auch zu der Idee Veranlassung, daß die Mühlen in der Werra und der Fulda hätten anderswo angelegt werden müssen um die natürlichen Wehre zu benutzen. Wir sind nicht Techniker genug um hierüber ein Urtheil fällen zu können, Augenschein und Erfahrung haben uns aber die Ueberzeugung verschafft, daß die Mühlen an jedem andern Orte jährlich dem hohen Wasser und Eisgange preisgegeben sein würden und so sind wir denn auch des bescheidenen Dafürhaltens, daß die Mühlen an den sichersten Orten angelegt sind. Alles würde nur darauf ankommen ob die alten zu Münden residirenden Herzöge zu der Anlage ein Recht hatten? Wir haben Privat- und Staatsrecht darüber nachstudirt, sind aber der Ueberzeugung geworden: daß so früher wie jetzt, jeder Eigenthümer sein Eigenthum auf die ihm am zuträglichsten scheinende Art benutzen dürfte, und da die Flüsse um Münden unbestrittenes Eigenthum der Herzöge von Braunschweig waren, so finden wir kein Heil für die Ansichten des Herrn Verfassers, um so weniger, da es nachzuweisen steht, daß diese Mühlen inclusive der dem Herrn so besonders anstößigen Lohmühle, oder das sogenannte Hohl schon im 13. Jahrhundert vorhanden waren, und somit also selbst der Westphälische Friede, durch welchen, nach dem oben allegirten Artikel IX alle Neuerungen und Hindernisse der Schifffahrt beseitigt werden sollten, darauf keine Anwendung fand. Wir finden, trotz aller Mühe, selbst in der Wiener-Congreß-Acte nicht einmal einen Schein für die Ansichten des Herren Verfassers, vielmehr scheint leider! der Artikel 110 denselben schnurstracks entgegen zu sein. Denn abgesehen auch davon, daß der Artikel 113 nur von künftigen Hindernissen der Schifffahrt redet und diese untersagt und auch nicht zugegeben, daß die jetzt so anstößigen Mühlen, inclusive der Lohmühle, wirkliche Hinderniße in der Schifffahrt bereiten, so sichert der Art. 110 doch jede Privatrechte, welche auf und an den Flüssen erworben sind und somit auch die fraglichen Mühlen. Sie sind keine neuere Werke, keine neue Hindernisse, welche der Schifffahrt entgegen sind, ja, wir glauben noch mehr behaupten zu dürfen: sie sind nicht nur keine Hindernisse, sondern vielmehr nothwendige Beförderungsmittel der Schifffahrt, die auch jetzt noch ergriffen und ange-

wandt werden müßten, wenn die guten vorsichtigen Vorfahren uns dessen nicht enthoben hätten. Das wird dem Herrn Verfasser vielleicht gar wie Unwahrheit klingen!? allein, so wie er uns das Vergnügen macht, sich zu nennen, so wollen wir ihm die Richtigkeit durch Mittheilung von Karten, Novellements u. dgl. beweisen, und ihm gern persönlich behülflich sein, wenn er durch Augenschein sich überzeugen will. Dieses hier zu deduciren, würde die Gränzen dieser Blätter übersteigen, aber nur eins wollen wir rücksichtlich der Werra und des so anstößigen Hohls anführen. Ohngefähr eine Viertelstunde über Münden, an der rechten Seite der Werra bei der Lederfabrik liegt das Flußbett der Werra 13 Fuß höher, als an der Wannfrieder Schlachte, an dem sogenannten Hohl. Der Fall würde also so reißend, und dadurch der Wasserstand so niedrig sein, daß nicht einmal ein Kahn, geschweige denn ein jetzt gewöhnliches Werra-Schiff, der Weser-Schiffe nicht zu gedenken, darauf regiert werden könnte. Nur durch das bei der Lohmühle, oder dem sogenannten Hohl angebrachte Stauwehr ist es einzig und allein möglich die Schiffe an die Schlachten zu Münden zu bringen und ebenso ist das Verhältniß auf der Fulda. Nur durch den Stau des Theils der Fulda, welche die sogenannte Graumühle an der Casseler Schlacht treibt, ist es möglich, die Fulda-Schiffe bis an die Stadt bringen zu können, und der Zusammenfluß der Werra und Fulda an der Bremer-Schlacht macht es allein nur möglich, daß die Weser-Schiffe dahin gelangen können. Sind nun das Hinderungs- oder Beförderungs-Mittel der Schifffahrt?

Wir überlassen jedem Unbefangenen das Urtheil! Cosmopolitismus ist erhaben und schön, und wenn wir gern solchen bei dem Herrn Verfasser annehmen wollten; so möchten wir ihm doch aber auch zugleich rathen, künftig eher zu prüfen, als zu urtheilen! —

Damit wäre denn unser Zweck schon erreicht, der Irrthum des Herrn Verfassers im Allgemeinen dargethan, und, da irren menschlich ist, so würden wir ihm auch gern verzeihen, wenn nicht anscheinend böslicher- oder lügenhafterweise noch einige andere Behauptungen eingeschlichen wären, die wir für Pflicht halten noch auszuheben. Es ist

1., eine Lüge, daß der Fachbaum im sogenannten Hohl gesenkt wird, wenn Mündensche Schiffer dasselbe passiren wollen. Es ist die Senkung des Fachbaums unmöglich, da dieser fest eingeklammert ist.

2. Es ist unwahr, daß zur Zeit des Königreichs Westphalen, von 1807 bis 1814, das Hohl weggerissen war. Im Gegentheil! Im Jahre 1813 verkaufte die Stadt die acquirirte Lohmühle und bedurfte dazu nach damaligen Gesetzen die specielle Erlaubniß des Königs. Diese wurde unterm 25. Januar 1813 nur unter der ausdrücklichen Bedingung ertheilt, daß der Käufer das Hohl oder Wehr auf seine Kosten herstellen und erhalten müsse. Dasselbe war aber erst 1811 erneuert worden.

3. Es ist eine Lüge, daß dieses sogenannte Hohl jetzt 1½ Fuß höher gebaut ist, als es früher war. Im Jahre 1834 mußte die Wannfrieder Schlacht reparirt und zu dem Zwecke ein Damm durch die Werra gezogen werden. Da gewahrte der zeitige Eigenthümer der Lohmühle die nothwendige Reparatur des Stauwehrs oder Hohls und benutzte die sich darbietende Gelegenheit, diese mit wenigern Kosten sogleich zu bewerkstelligen. Der Fachbaum wurde aber mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit in dieselbe

Lage und um nicht ein Haar höher gelegt, als er früher gelegen hatte.

4. Da wir vielleicht nicht so genau wie der Herr Verfasser mit den Verhandlungen der in Münden im Jahre 1838 anwesend gewesenen Weser-Schifffahrts-Commission vertraut sind, so wollen wir uns auch nicht unterfangen die Behauptung für eine Unwahrheit auszugeben, daß hannoverscher Seits die Ausmittelung des Thatbestandes der Erhöhung des sogenannten Hohls verweigert sei, denn so viele Rechtsgründe sich auch für die Verweigerung anführen lassen würden, und unter andern insbesondere der: daß die Commission nicht die Revision der Werra, sondern nur allein der Weser-Schiffahrt zum Ziele hatte, so möchten wir doch fast von der stets bewiesenen großen Bereitwilligkeit unserer Regierung, Irrthümer aufzuhellen glauben, daß, sobald man bittweise ein solches Verlangen gestellt hätte, dasselbe auch gewährt worden sei. Gewiß und actenkundig ist uns nur: daß allerdings einige kurhessische Werra-Schiffer eine nicht beschworene Aussage dahin gemacht haben, daß nach ihrer Ansicht das sogenannte Hohl gegen früher, im Jahr 1834 um wohl 1½ Fuß erhöhet sei, daß dagegen aber, als in diesem laufenden Jahre die von den verschiedenen Staaten zur Revision des Fahrwassers der Weser committirten Techniker hier anwesend waren, auf Antrag des hannoverschen Commissairs 4 Handwerker und Sachverständige, welche bei der Legung des jetzigen Fachbaums im Hohl im Jahre 1834 gegenwärtig und behülflich gewesen waren abgehört, und von diesen eidlich erhärtet und bekräftigt wurde: »daß dieser Fachbaum um nichts höher, als der »frühere gelegt worden sei, sondern in derselben Höhe und Lage »wie der frühere liege.

5. Scherz ist es wohl, wenn behauptet wird, der Leinpfad höre unterhalb Münden eine lange Strecke auf, wenigstens klingt auch oft die Wahrheit wie Scherz, wenn sie falsch eingekleidet wird. Das wahre Verhältniß ist: der Leinpfad geht bis an das sogenannte Fährhaus zu Altmünden, dieses wird aber von einem Arm der Fulda und von der Weser von dem, ohngefähr einen Büchsenschuß davon liegenden Ausladungsplatze, die Bremer Schlacht, abgeschnitten, jedoch beträgt die Breite der Fulda von dem Fährhause nach der gegenüberliegenden Insel, dem Tanzwerder, höchstens 100 Fuß und die Fähre bringt mit Leichtigkeit die Zugpferde von dem einen zum andern Ufer und auf diesem ist der Leinpfad gewiß ohne Tadel!

Wie kann nun ein wahrheitsliebender Mann es tadeln, wenn die Natur auf 100 Fuß keinen Grund und Boden zu Leinpfaden zuläßt; besonders wenn seit Jahrhunderten die Schiffe wohlbehalten an den Bestimmungsort angelangt sind?! — An vielen andern Stellen der Weser müssen ebenfalls die Pferde von einem Ufer zum andern geschafft werden um die Leinpfade zu gewinnen. —

6. Eine Lüge ist es, wenn der Verfasser nach Schilderung des Mangels eines Leinpfades bis an die Stadt so fortfährt. »Hier beginnt die Noth der Schiffer bei der Anfahrt, dann aber ist erst noch der Ausladungsplatz durch die Wehre beschränkt. Am Ufer mangeln die nöthigen Aus- und Einladungs-Werkzeuge. Viel mehr geschieht

die Ausladung der Schiffe durch das Schiffs-seil, den sogenannten Takel, mit einem unverhältnißmäßigen Aufwand von Menschenkräften.“ Der Verfasser hat hier die Weser zwar vor Augen, aber wahrscheinlich nie selbst gesehen, wie an dem Aus- und Einladeplatze, an der Bremer-Schlacht, ein eiserner Krahn, wie solche nur in Cölln und Frankfurt angetroffen werden, angebracht ist und dessen Gleichen in keiner, der an der Weser belegenen Städte zu finden sein dürfte. Es hebt und legt dieser Krahn mit weniger Kraft-Anstrengung zweier Arbeiter 24000 Pfd. Eben deshalb ist es

7., unwahr, daß hier 8 bis 14 Tage an der Ausladung zugebracht, der Schiffer aufgehalten wird. Ein Schiffszug, gewöhnlich in 3 beladenen Schiffen bestehend, bedarf zur Ausladung allerhöchstens 3 Tage und so viel, nur der Steuer-Controlle wegen, ohne diese würden höchstens 1½ Tag erforderlich sein.

8. Einem Chronik-Mährchen gleicht es, was der Verfasser von Schiebkärnern und Schleifern als wahr und noch zur Zeit bestehend ausgiebt. So wie die Güter ausgeladen werden, werden sie von dem Krahn auf die Waage geschafft und nachdem sie gewogen sind, werden sie sofort in die zwei, seit 1837 erbaueten großen Pack- oder Lagerhäuser, oder, je nachdem sofort über den Weitertransport auf der Werra oder Fulda verfügt werden kann, nach den vorhandenen verschiedenen Einladungsplätzen, von den dazu von der Stadt angestellten und beeidigten Packhofs-Arbeitern auf Rollwagen gefahren.

Wer diese, zur Beförderung der Ausladungen und Sicherheit der Güter vorhandenen Anstalten siehet, wird, er mag wollen oder nicht, der Wahrheit Gehör schenken müssen: daß sie zweckmäßiger und besser nirgends anzutreffen sind. Aber die Kosten, die dadurch entstehen, sollen die Fracht von Münden bis Wannfried übersteigen! Wäre dem so, nun so wären es nothwendige, unabläßliche Kosten, welche der Bezieher immer tragen muß und die sich gegen andere Vortheile compensiren, allein dem ist nicht so. Die hiesigen Orts-Unkosten betragen jetzt für den Centner:

1., an Packhofs-Unkosten, incl. des Transports von einer Schlacht zur andern 12 Pfen.
2., an Krahngeld . . . . . ½ —
3., an Küperlohn 2 — 3 höchstens 4 —
4., an Provision für den Spediteur 12 —
5., Waage und Schlachtgeld . 6 —

also in allem nur und im höchsten Satze . 2 Sgr. 10½ Pfen.

Dagegen beträgt die Wasserfracht von hier bis Wannfried das Schiffpfund bei niedrigem Wasserstande 12 und bei gutem Wasser 10 Sgr., also das letztere als Regel angenommen, der Centner 3 Sgr. 4 Pfen. Ist das nun eine Uebersteigung?

(Der Beschluß folgt.)

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und „Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

A. Daves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshof.

Die

SCHNELL-  POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu **Nr. 103** des Bürger-Freundes für **1840.**

Donnerstag, den 24. December.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Bremen. Das Morgenblatt enthält einen Bericht über Hamburger Zustände, worin eines Uebelstandes erwähnt wird, der auch in unserer Lehrlingswelt vorkommen soll, und gegen den nicht oft und ernst genug gewarnt werden kann. Wir lassen den Berichterstatter selbst sprechen: Bei dieser Gelegenheit will ich zugleich auch eine Quelle des sittlichen Verderbens so vieler Jünglinge aus den gebildeten Ständen aufdecken, und ich glaube den Dank wahrhafter Menschenfreunde dadurch zu verdienen. Es ist nämlich hier Sitte, daß die Kaufleute ihre Lehrburschen an den Posttagen mit den zu befördernden Briefen auf die verschiedenen Postcomptoirs senden, die in allen Theilen der Stadt zerstreut liegen. In der Regel werden diese Briefe erst in der letzten Stunde vor Abgang der Post fertig, und somit findet ein ungeheures Gedränge um diese Zeit vor den Postcomptoirs statt. Diesen Umstand haben sich gewinnsüchtige Schenkwirthe zu Nutze gemacht und Locale in der Nähe der Posten gemiethet. In diese begeben sich nun die jungen Leute, entweder weil sie wissen, daß sie noch lange nicht werden ankommen können, oder weil die Witterung schlecht ist. Hier wird nun für jede Art von Verlockung des Gaumens gesorgt, und obendrein ist der oft kaum dem Knabenalter entwachsene Jüngling der Gefahr ausgesetzt, verderbliche Bekanntschaften zu machen, die er sonst wohl, von seinen Eltern überwacht, schwerlich gemacht haben würde. Dies ist der Ort, wo die Tugend manches sonst wohlgearteten Jünglings durch verderbliche Beispiele und Unterredungen zu Grunde gerichtet wird; hier gewöhnt sich sein Ohr nach und nach daran, sittenlose Redensarten und Scherze ohne Erröthen anzuhören; hier werden für den nächsten Sonn- oder Festtag weit über seine pecuniären Mittel hinausgehende Vergnügungspartien verabredet. Kurz, hier wird der Grund zu dem sittlichen Verderben gelegt, das ihn entweder nach Jahr und Tag zu einem elenden Siechling für die Zeit seines Lebens macht, oder ihn doch aus der Heimath fort, in die Fremde hinaus, wohl gar in einen andern Welttheil treibt, weil für ihn, der kaum in's Leben getreten, daheim schon Alles verloren ist. Mit diesen Postsendungen der Briefe durch die Comptoirlehrlinge ist ein zweiter, höchst gefährlicher Uebelstand verbunden. Gewöhnlich liegt es dem jüngsten Burschen ob, die Briefe zur Post zu befördern; dies ist aber in der Regel noch ein Knabe. Damit dieser nun die Mittel besitze, das nöthige Porto bestreiten zu können, wird ihm eine Summe Geldes, oft hundert Mark (40 Thlr. preuß.) und darüber, je nach der Größe des Geschäfts, übergeben, und er muß Buch über die von ihm gemachten Ausgaben führen. Dieses Portobuch wird aber nur alle Monat — und oft in noch längerer Frist — revidirt. Aber Genüsse aller Art winken dem jungen leichtsinnigen, die Verführung lauert auf allen Wegen, ein sogenannter Freund spricht ihn in angeblicher großer Noth um ein Darlehn an und die Kasse des Prinzipals wird — nicht beraubt, denn so möchte man es nicht nennen — sondern es wird, in der Hoffnung baldigen Ersatzes, aus ihr entlehnt. Geht dies einigemal glücklich ab, so wird man dreister und immer dreister, bis endlich ein Deficit und mit ihm die Schande da ist, wenn die Eltern nicht zu Hülfe kommen. Auf diese Art sind viele Jünglinge zu Grunde gegangen, und es werden noch viele zu Grunde gehen, wenn man diesem Uebelstande nicht abhilft. Gewiß soll der angehende Geschäftsmann daran gewöhnt werden, mit fremdem Gelde umzugehen, gewiß soll man ihm kein entehrendes Mißtrauen zeigen und ihn dadurch in seiner Selbstachtung herabsetzen; allein man soll von einem fünfzehnjährigen Knaben nicht fordern, was man von dem achtzehn- bis neunzehnjährigen Jünglinge zu fordern berechtigt ist. Sollte ich etwa das sittliche Elend zu grell ausgemalt haben? Ich glaube nicht. Noch ganz andere, weit trostlosere Bilder hätte ich aufstellen können, ohne der Wahrheit im Mindesten zu nahe zu treten. Man frage nur sorgsame, für die Moral ihrer Söhne wahrhaft besorgte Eltern, mit welcher Angst sie jene jetzt in das Geschäftsleben hinausschicken; man frage die Schiffskapitäne, wie viele junge Verlorene sie alljährlich nach fremden Welttheilen hinüberführen, damit sie dort, wo möglich, ein ganz neues Leben anfangen und sich erst wieder suchen, was sie hier schon hatten: Brod und anständige Beschäftigung.

Die Kölnische Zeitung giebt interessante Notizen über das traurige Schicksal mehrerer Auswanderer, welche neuerlich den Ocean durchschifft hatten, um an den Gestaden Nordamerika's Crösus-Schätze zusammenzuraffen, dort aber den Verlust ihres Vermögens und ihres Lebensglücks zu beweinen hatten. Unter andern erzählt sie auch folgende Begebenheiten: Ein Auswanderer aus den Rheingegenden war mit seiner Frau und Kindern glücklich nach Havre gekommen, wo er sich mit seiner Familie einschiffen wollte. Als der Tag der Abreise herannahte, machte er sich mit einer Dirne aus dem Staube, seine Frau und Kinder gänzlich mittellos zurücklassend. Die Unglückliche, in höchster Verzweiflung, ging mit ihren Kindern ans Meer, stürzte diese zuerst hinein, und sprang ihnen zuletzt nach. — Ein alter Geck zu Köln hatte sich in ein junges hübsches Mädchen vergafft, dem zu Liebe er sein Eigenthum veräußerte, und mit ihr in Amerika eine Niederlassung zu gründen beschloß. Dem bethörten

Alten gingen erst zu Havre die Augen auf, wo die Geschicklichkeit seiner jungen Verlobten ihm 6000 Gulden aus seinem Reisekoffer escamotirte, um mit dieser Summe an eines Andern Hand vergnügter zu leben. Der arme Schelm kam betrübt zurück, Nordamerika und junge Mädchen verfluchend. — Ein vermögender Mann zu G. in der Pfalz, in der Absicht, sich in der Stille und ohne Abschied von seiner theuren Hausehre zu trennen, machte sich unter dem Vorwande einer Geschäftsreise auf und davon, und kam glücklich bis nach dem Französischen Gränzorte Forbach. Hier aber brach er beim Aussteigen aus dem Wagen das Bein, und sah nun einer langwierigen Cur entgegen. Auf Amerika mußte er vorläufig verzichten, denn die Heimath lag ihm weit näher. Er ließ seine Frau kommen, welche unglücklicherweise hinter das Geheimniß kam, indem sie ihren simulirten Todesschein in des Mannes Reisekoffer fand. Ihr Entschluß war jetzt bald gefaßt: die Rollen wurden sofort vertauscht, und der Betrüger ward der Betrogene.

Am 2. Nov. trug sich in Blankenburg im Rudolstädtischen ein schmerzlicher Unglücksfall zu. Ein Schulknabe, der mit mehreren anderen zur Betstunde läuten sollte, wurde von der einen Glocke in die Luft geschleudert, ihm der Hirnschädel schwer verletzt, ein Bein gebrochen und aus einem Arme ein Stück Fleisch herausgerissen. Noch lebt zwar der Knabe, und es ist Hoffnung vorhanden, daß es der Kunst der Aerzte gelingen werde, ihn beim Leben zu erhalten; ob er aber je wieder ganz hergestellt werden wird, ist zweifelhaft.

Während wir in Deutschland uns freuen, daß „Brüder Eins sind" und wieder mehr werden, streut der Feind in der Schweiz wieder Unkraut aus. Im Canton Aargau haben kürzlich in einer großen Versammlung 12000 Katholiken beschlossen, sich von ihren protestantischen Brüdern ganz zu trennen.

Man liest im „Berliner Figaro": Wir können nicht umhin, die Idee eines hiesigen jungen Kaufmanns, welche am 7. d. zur Ausführung gekommen ist, hierdurch öffentlich mitzutheilen. Der Gebrauch, daß die Dienstboten, welche die nöthigen Waaren für ihre Herrschaften bei Kaufleuten holen, erheischt, daß sie zu Weihnachten kleine Geschenke von denselben erhalten. Der Kaufmann König, neue Friedrichsstraße Nr. 54, veranstaltete sämmtlichen Hausmädchen, Köchinnen, Bedienten, Kutschern ꝛc., welche den Bedarf ihrer Herrschaften bei ihm entnommen, im hiesigen Mehlhause am 7. d. einen glänzenden Ball, bei welchem die 80 Theilnehmenden nicht nur freies Entrée hatten, sondern es wurde ihnen auch Thee, Kuchen und Punsch gratis verabreicht. Der Ball ging ohne alle Störung vorüber und dauerte bis Morgens 6 Uhr. Augenzeugen versichern uns, daß die Ballanzüge, so wie der Anstand, welcher dabei beobachtet wurde — den großen Bällen nichts nachgegeben haben soll!

Aus Frankreich.

Vor einigen Tagen war der Elephant im Pflanzengarten zu Paris aus seinem Käfig gebrochen, und spazierte mit ungemessener Wildheit durch den Garten. Augenblicklich wurden die Pforten geschlossen, und das Publikum floh in größter Eile nach allen Richtungen. Eine Frau mit einem Kinde ward in dem Getümmel niedergeworfen und der Elephant erreichte sie, that aber beiden nichts zu Leide und schob sogar das Kind mit seinem Rüssel sorgfältig auf die Seite. Nach einiger Zeit kehrte das Thier gutwillig wieder in sein Behältniß zurück.

Bei dem Cassirer der Eisenbahn von Paris nach Versailles (rechtes Ufer) kamen seit Kurzem häufig falsche Fünffrankenstücke vor. Vor einigen Tagen gelang es einem Polizei-Commissair, der sich im Cassa-Zimmer verborgen hielt, einen jungen Mann mit einer Dame, als er eben ein solches falsches Geldstück übergab, auf frischer That zu ertappen. Der Verhaftete heißt Moritz Strutfer, und seine Frau Maria Elisabeth Bondel aus Preußen. In ihrer Wohnung fand man eine Menge zum Prägen erforderliche Werkzeuge und dergl., so daß der Verdacht der Falschmünzerei gegen sie beinahe zur Gewißheit wird.

Vor einigen Tagen trat in Paris ein junger Mensch, der eine kleine in Mousselin eingehüllte Statue unter dem Arme trug, in ein Modemagazin, das auf der Straße des Panorames liegt; er fordert weiße Handschuhe, probirt mehrere derselben an und wählt sich endlich zwei Paare aus, welche er in seine Rocktasche steckt. In dem Augenblick, da er nach seinem Geldbeutel griff, öffnete sich die Thüre mit Geräusch und es traten neue Käufer in den Laden. Eins der allerliebsten Fräuleins des Magazins ging den Neuangekommenen rasch entgegen; in dem Augenblicke, da sie an dem jungen Manne mit der Statue vorbeikam, läßt dieser dieselbe aus dem Arme fallen, so daß sie in tausend Stücke zerbrach. Nichts vermag die Verzweiflung des Künstlers zu schildern, der ein ganzes Jahr an diesem Werke gearbeitet, das seine Zukunft und sein Glück begründen sollte . . . er schluchzt, es wird ihm weh; allen Anwesenden standen die Thränen in den Augen; sie spendeten dem Unglücklichen allen Trost, welchen nur das Mitgefühl bei solchen Gelegenheiten einzugeben vermag. Plötzlich erhebt sich der junge Mensch. „Rühren Sie nichts an," sagte er mit jammervoller Stimme, „vielleicht ist noch nicht Alles verloren!" und eilte darauf fort, als wäre ihm mit einemmale ein glücklicher, unverhoffter Gedanke gekommen. Keinem fällt es ein, ihn zurückzuhalten . . . man hütet sich mit der größten Aengstlichkeit, auf eins der Trümmer zu treten. Es vergeht eine viertel- eine halbe Stunde und der Künstler läßt sich noch nicht sehen . . nun fing man an, zu bemerken, daß der vermeintliche Bildhauer ein Gauner gewesen, der geschickt zwei Päcke weißer Glacéhandschuhe bei Seite geschafft; was das angebliche Kunstwerk betrifft, so war dies weiter nichts, als ein Gipsbild, das nicht mehr werth war, als 1 Fr. und 50 Cent.

Mosaik.

Die Thätigkeit der französischen Minister.

Ein Engländer schildert den Marschall Sebastiani als Minister mit folgenden Worten: Schlag sieben Uhr war er in seinem Kabinet, wo er, während er seinen Kaffee trank, die Chefs der verschiedenen Departements seines Ministeriums empfing, die ihm ihre Berichte vorlegten. War dies geschehen, so kamen seine vertrauten Agenten und seine Freunde. Um zehn Uhr begann die Audienz der Gesandten, und nach dieser empfing er andere Personen, las oder diktirte Depeschen. Um ein Uhr begab sich der Minister in die Kammer; aus dieser kam er meist gegen zwei Uhr zurück, worauf er noch bis zum Diner arbeitete, das er so schnell als möglich abthat, und dann sich ganz den Personen widmen zu können, die sich Abends in seinem Salon einfanden. Das ist im allgemeinen das Leben eines französischen Ministers.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 103.

Bremen, Donnerstag den 24. December 1840.

Gestorben:

Nro. 1113. Den 18. Dec. Der Arb. Joh. Hinr. Schier, 67 Jahr; Punkendeich Nro. 24.

— 1114. Den 19. — Justus Wilh. Graue, 21 Jahr; Spitzenkiel Nro. 16.

— 1115. Den 19. — Des Cigarrenmachers Joh. Friedr. Chr. Frese Sohn, 9 Wochen; außerm Steinthor Nro. 31 A.

— 1116. Den 20. — Des Senators Dr. juris Herm. Büsing Ehef., geb. Ahasverus, 76 Jahr; Johannisstraße Nro. 9.

— 1117. Den 20. — Der Aeltermann Joh. Rulemann Meier, 56 Jahr; Langenstraße Nro. 58.

— 1118. Den 20. — Des verst. Glasermeisters Heinr. Franz Ernst Müller Wittwe, geb. Stein, 53 Jahr; Neustadtsdeich Nro. 66.

Nro. 1119. Den 20. Dec. Der Arb. Johann Alb. Bobbe, 64 Jahr; gr. Johannisstraße Nro. 29 C.

— 1120. Den 21. — Des Schneidermeisters Carl Wilh. Neumann Tochter, 17 Tage; Piperstraße Nro. 14.

— 1121. Den 21. — Der Strumpfweber Joh. Herm. Meyer, 68 Jahr; Webers Hof Nro. 9.

— 1122. Den 22. — Des verst. Schenkwirths Herm. Hilcken Wittwe, geb. Rathmann, 76 Jahr; Grünenstraße Nro. 44.

— 1123. Den 22. — Des verst. Kahnschiffers Johann Caspar Schürmann Wittwe, geb. Brandt, 57 Jahr; hinter der Mauer.

— 1124. Den 22. — Des Tischlermeisters Carl Diedr. Reincking Ehefr., geb. Spreen, 46 Jahr; hinter der Holzpforte Nro. 23.

Geburten:

Nro. 1538. Den 18. December. Des Schauspielers am hiesigen Stadt-Theater Gustav Adolph Schütz Ehefr., geb. Früchtnicht, Osterthorswallstraße Nr. 57; v. einem Knaben.

— 1539. Den 18. — Des Kappenmachers Joh. Christ. Georg Hartmann Ehefr., geb. Andrich, Georgs Hof Nro. 9; von einem Knaben.

— 1540. Den 18. — Des Arb. Christ. Asendorf Ehefr., geb. Bollmann, Barkhof N. 5 A; v. e. K.

— 1541. Den 19. — Des Arb. Joh. Hinr. Heitmann Ehefr., geb. Rippe, Buntenthorssteinweg Nro. 25; von einem Mädchen.

— 1542. Den 19. — Des Arb. Claus Hinr. Sagehorn Ehefr., geb. Siemers, Osterthorswallstraße Nro. 9; von einem Knaben.

— 1543. Den 19. — Des Schuhmachermeisters Ferdinand Vette Ehefr., geb. Butt, Stavenstraße Nro. 2; von einem Mädchen.

— 1544. Den 20. — Des Kahnschiffers Joh. Hovers Ehefr., geb. Stegmann, Großenstraße Nro. 22; von einem Knaben.

— 1545. Den 20. — Des Arb. Joh. Hinr. Meyer Ehefr., geb. Hanefeld, Buntenthorssteinweg Nro. 126; von einem Mädchen.

— 1546. Den 20. — Des Districts-Commissairs Joh. Friedr. Meyerholz Ehefr., geb. von Hunteln, Tiefer Nro. 45; von einem Knaben.

Nro. 1547. Den 20. Dec. Des Arb. Gätje Hinr. Meinken Ehefr., geb. Ritter, außerm Steinthor Nro. 100; von einem Knaben.

— 1548. Den 21. — Des Kahnschiffers Joh. Heinrich Friedr. Christ. Otting Ehef., geb. Benecken vorm Stephanithor Nro. 2; von einem Mädchen.

— 1549. Den 21. — Des Arb. Friedr. Franz Castens Ehefr., geb. Meyer, Punkendeich Nr. 31; von einem Mädchen.

— 1550. Den 21. — Des Cigarrenmachers Franz Arnold Meyer Ehefr., geb. Plagge, gr. Sortillenstraße Nro. 13; v. einem Mädchen.

— 1551. Den 21. — Des Kaufmanns Joh. Friedrich Menke Ehefr., geb. Barkhausen, Wachtstraße Nro. 23; von einem Mädchen.

— 1552. Den 21. — Des Maurermeisters Werner Frese Ehefr., geb. Pralle, auf den Häfen Nr. 1; von einem Knaben.

— 1553. Den 21. — Des Küpermeisters Conrad Reinken Ehefr., geb. Dauelsberg, kl. Rosenstraße Nro. 2; von einem Knaben.

— 1554. Den 23. — Des Wildhändlers Carl Wilh. Bröckerbaum Ehefr., geb. Herzog, hinterm Schütting Nro. 1; von einem Mädchen.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 104.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 27. December 1840.

* Anzeige.

Kränklichkeit und anderweits vermehrte Beschäftigung nöthigen mich, mit Ablauf dieses Jahrs, die Redaction des Bürgerfreunds niederzulegen. Es wurde mir nicht leicht einen Zweck aufzugeben, dem ich — als bei mir selbst für gut erkannt — 19 Jahre lang nachstrebte und nur die Ueberzeugung, daß dem Blatte unter der neuen Leitung, nicht nur dieselbe Tendenz bewahrt werden, sondern daß es auch unter derselben an Vielseitigkeit und örtlichem Interesse gewinnen wird, erleichtert mir den Rücktritt.

Für die Theilnahme und die Beweise wohlthuender Anerkennung, die mir in dem langen Zeitraume von so vielen Seiten, aus Nähe und Ferne wurden, spreche ich hier öffentlich meinen tiefgefühlten Dank aus und gegen die ehrenwerthen, uneigennützigen Mitarbeiter das freudige Bekenntniß, daß ich ihnen stets verpflichtet bleiben werde und die Hoffnung nicht aufgebe, daß wir auch fortan uns hier begegnen werden.

A. Daeves.

Da der bisherige Redacteur des Bürgerfreundes, Herr A. Daeves, durch gehäufte Geschäftsarbeiten sich genöthigt sieht die Redaction des Bürgerfreundes, die er 19 Jahre unter dem Beifall seiner Mitbürger geführt hat, niederzulegen, so hat sich die Unterzeichnete bemüht, mehre Gelehrte unserer Stadt für das Redactionsgeschäft und Einlieferung von Originalaufsätzen zu gewinnen, namentlich die Herren Doctoren Oelrichs, Schaefer und Watermeyer, und hofft dadurch im Stande zu sein den Bürgerfreund der Theilnahme des Publikums immer werther zu machen, und sich des bisherigen Vertrauens gebildeter Leser auch für die Zukunft erfreuen zu können.

Der Bürgerfreund wird seiner bisherigen Tendenz gemäß fortfahren, durch anziehende Lectüre zu unterhalten, durch Mittheilung gemeinnütziger Kenntnisse zu belehren, und vornehmlich als Bremisches Organ für alle geeigneten öffentlichen Besprechungen zu dienen, so wie für auswärtige Correspondenzen gesorgt werden wird. Insbesondere aber ergeht an alle die, welche durch ihr Talent und ihre öffentliche Stellung Beruf zum Schreiben haben, die angelegentliche Bitte, durch Beiträge die Redaction zu unter-

stützen, damit bei solcher allgemeiner Mitwirkung das Blatt seinem Zwecke mehr und mehr entsprechen könne.

In der äußern Form erleidet der Bürgerfreund einige Veränderungen zum Besten der geehrten Leser; eine saubere Ausstattung wird stets des Verlegers Sorge sein. Die bisherigen Umschläge fallen weg, ein eleganter Titel am Schlusse des Jahres wird ihre Stelle ersetzen, und außerdem dem Blatte von Zeit zu Zeit interessante Lithographien beigegeben werden.

Der Abonnementspreis bleibt 2 Rt. für den Jahrgang, ein gewiß sehr billiger Preis für 104 Bogen! — Der Auszug aus dem Civilstandsregister kostet außerdem 36 Grote.

Das Redactionszimmer befindet sich fortan in dem Hause Seemannsstraße Nro. 2, wo alle den Bürgerfreund betreffenden Mittheilungen erbeten werden.

Somit wird der Bürgerfreund beim Beginne seines 26. Jahrganges aufs Neue der Theilnahme und dem Wohlwollen des geehrten Publikums, auf das er seinen Fortgang vertrauensvoll gründet, höflich empfohlen; es werden keine Opfer gescheut werden die Gunst der Leser zu erwerben und zu erhalten.

Jöntzen'sche Buch-, Stein- und Kupfer-Druckerei,
Verlag und Expedition des Bürgerfreundes,
Seemannsstraße Nr. 2.

— so wäre es vielleicht manchem Schriftsteller vom Anfange des 19. Jahrhunderts in protestantischen Ländern nicht zu verdenken, wenn er sich einen schicklichen und bescheidenen Theil von derjenigen Preßfreiheit wünschte, welche die Päpste zu Anfange des 16. ohne Bedenken allgemein zugestanden haben.

Fichte, Reden an die deutsche Nation (Berlin 1808.) S. 12.

Gedankennoth.

Wachsen dem Gedanken Schwingen,
Daß sein junger Muth erwacht,
Möchte gern an's Licht er dringen,
Doch das wird ihm schwer gemacht.

Der Gedanke, weiß ein Jeder,
Springt aus dem Gehirn empor,
Aus dem Hirn dann in die Feder,
Doch durch's Tintenfaß zuvor.

Dann geht's in den Setzerkasten;
Wenn er dem sich heil entzog,
Hat er auch nicht Zeit zu rasten,
Denn man preßt und salzt ihn noch.

Denkt er, ist dies all' vollendet,
Dann an seine große Tour,
Kann's geschehn, daß er verendet
Durch die Scheere der Censur.

Früher hört' ich: nicht durch Schranken
Sei ein Zugang ihm verwehrt,
Zollfrei seien die Gedanken.
Doch da hab' ich mich verhört.

Sei denn künftig nun ein Jeder,
Ihn zu fördern, flugs bereit!
Setzer, Drucker, Herrn der Feder,
Alle mahnt daran die Zeit.

Seiner Freiheit soll ein reiner,
Großer Bund gestiftet sein!
Ja, es sei ein allgemeiner,
Ein Gedankenzollverein!

Caesar v. Lengercke.

Vergiftungsprozeß der Mad. Lafarge.

(Fortsetzung.)

Bac schildert jetzt die Scene mit dem Schlosser, welcher auf Befehl der Mad. L. Mutter herzugeholt wurde; Mad. Marie C. wird zu Mad. Buissieres gerufen und denkt nichts Arges dabei; sie geht und räumt das Feld der Familie, der Mutter, welche sich sorglich einschließt, und nun den Schlosser, der mit seinen Werkzeugen bei der Leiche auf sie wartet, rufen läßt, ihn hineinführt und den Sekretair aufbrechen läßt, um sich, so sage man, unnützer Papiere zu bemächtigen, als ob man einer unnützen Sache wegen einen solchen Frevel wage! — Bac kommt auf Denys und auch hier will er nicht anklagen, er hat nicht Beweismittel genug zum Anklagen. „Ich will Ihnen meine Meinung über diesen Menschen, an den ich nie ohne Unwillen denken kann, nicht sagen. Denys! Ich weiß nicht, wer dieser vormalige Liqueurs-

händler ist, der wie im Fluge L's. Vertrauter und später dessen Mitschuldiger wurde! Denys! ich kenne seinen Lebenslauf nicht; ich bekenne, daß sein ganzes Leben ein Räthsel ist!" — Nun spricht Bac von der der Emma Pouthier überlieferten Dose, erinnert an die glänzende Diskussion der Vertheidigung über diesen Punkt, an den daraus hervorgegangenen evidenten Beweis, daß der darin enthaltene Arsenik nicht von der Angeklagten hineingethan, sondern von einer verbrecherischen Hand hineingestreut worden sei und sagt: „Vor acht Monaten sahen wir Mad. L. zum ersten Male und standen, wie Sie, unter der Wucht der Eindrücke, welche die Lesung der von der Presse berichteten Thatsachen auf uns hervorgebracht hatte. Der ganze Rechtshandel hatte etwas Befremdendes, sowohl hinsichtlich der Facta, als der Veröffentlichung derselben..."

Der G.-Advokat unterbricht hier den Vertheidiger mit der Erklärung, daß die Anklage jenen Publikationen sämmtlich fremd sei, und daß sie sehr unwillig darüber wäre. Paillet ruft: „„Es ist ein großes Unglück und zugleich ein großer juristischer Skandal!"" — Der Präs.: Der Präsident wie die Staatbehörde hat es auch sehr bedauert. — Der G.-Advokat: Und dem Herrn G.-Staatsprokurator wird es Veranlassung zu einer strengen Untersuchung geben.

Bac: „Ich spiele hier nur auf die in dieser Epoche umherverbreiteten Gerüchte an. Doch wieder zur Sache!..." Bac erzählt jetzt, wie er in dieser Stimmung nach Brives gekommen und Alles mit dem Mißtrauen, das eine fast von aller Welt angeklagte Frau einflöße, angesehen habe. Er sei vorsichtig zu Werke gegangen, habe sich der Frau genähert und sei zu der Ueberzeugung gelangt, daß sie unschuldig sei; doch nur durch die aufmerksame Beobachtung der Thatsachen, die als Anklage dienten, habe sich in ihm diese Ueberzeugung gebildet. Dann sei er nach Glandier gereist, um auch dort mit eigenen Augen zu sehen; er habe mit Bauern und Dienerschaft gesprochen und Mad. L's. Lob von allen Lippen vernommen; mit Thränen in den Augen wären ihm die Beschäftigungen, Vergnügungen und ihre Milde gegen Arme und Kranke erzählt worden und allenthalben habe es geheißen, sie sei unschuldig. Schließlich faßt er noch einmal alle Beweismittel zusammen und sagt, die Anklage könne nicht beweisen, daß Mad. L. aus Liebe zu einem Andern oder aus Haß oder endlich aus Habgier zu einem solchen Frevel bewogen worden sei: ihr Benehmen vor, bei und nach L's. Krankheit und Tode strafe jeden Verdacht Lügen. —

Anwalt Coralli tritt jetzt auf und intervenirt in Sachen der Mad. L. Mutter, worauf Paillet erwiedert, daß sie die Intervention bekämpfen würden. Die Sitzung wird bis auf 2 Uhr Nachmittags suspendirt.

Die Nachmittagssitzung des 19. Sept. begann um 2 Uhr. Weniger leidend, als früher, erschien die Angeklagte; sie brauchte nicht hereingetragen zu werden, sondern ging am Arme ihres Arztes Ventejoux.

Der Präsident wendet sich an die Vertheidiger und fragt, ob sie wirklich, wie angedeutet sei, beabsichtigten, den Pariser Chemikern einen andern Gelehrten entgegen zu setzen? Die Pariser hätten beim Hofe um Entlassung nachgesucht, dieser aber wolle, bevor er darauf eingehe, erst wissen, ob die Vertheidigung wirklich einen Contreexperten zu berufen bezwecke? — Paillet: Das ist einmal wieder eine von den vielen Absichten die uns in diesem Processe untergeschoben sind. — Hierauf entläßt der Präs. die Hrn. Orfila, Olivier von Angers und Bussy.

Coralli hat das Wort: Der Anwalt der Mad. L. Mutter nimmt die in seinem Interesse liegenden Conclusionen.

Moussours, Anwalt der Civilpartei, liest folgende Conclusionen, die er auf dem Büreau des Hofes deponirt: „Für Frau Pouch-Lafarge in ihrer Intervention bei den Debatten, gegen Frau Marie Cappelle, Wittwe L., der Vergiftung Angeklagte; in Gegenwart der Staatsbehörde; es möge dem Hofe gefallen, besagte Frau Pouch-Lafarge anzunehmen in ihrer Intervention bei den Debatten als Civilpartei und ihr als Schadenersatz die Summe von 30,000 Fr. zum Besten der Gläubiger ihres Sohnes zuzuerkennen und besagte Marie Cappelle in alle Kosten zu verurtheilen. — Unterzeichnet Moussours Sohn, Anwalt."

Paillet: „Eine Intervention, in diesem Augenblicke, wo wir der Anstrengung fast erliegen, wo Alles erschöpft zu sein scheint, sogar die Aufmerksamkeit der Geschwornen und selbst die Kraft der Vertheidiger! Ist diese Intervention rechtlich und faktisch, moralisch und Anstandshalber zulässig?" — Der Vertheidiger eröffnet eine Diskussion gegen die Zulässigkeit der Intervention über die Art. 355, 65 und 67 des Code d'instruction criminelle und charakterisirt dann diese späte und befremdende Intervention," indem er schildert, wie im Anklageakte der Diamantenfrage ganze Seiten geopfert seien, geopfert zu allgemeiner Befremdung der Gebildeten und besonders der Juristen, da man gefragt habe, was diese Frage mit der der Vergiftung zu schaffen habe. Als die Debatten begannen, sei auch der gewöhnliche Vertheidiger der Familie Nicolai bemerkt worden, und man habe von einer Intervention, nicht dieser Familie — was zu seltsam erschienen wäre — sondern von der der Familie Lafarge gesprochen. Dennoch habe man sich nicht täuschen lassen, sondern gesagt, es glimme hier ein Funken, der sich des Namens der Familie L. im Interesse einer anderen Familie bedienen wolle. Als er, Paillet, hier zum ersten Male gesprochen, habe er gebeten, die Diamantenfrage möge unberührt bleiben; die Algierer Briefe, die er in Händen hatte, habe er nicht zeigen mögen; sie seien der Vertheidigung erst später gewissermaßen mit Gewalt abgezwungen worden. Die Zeugen seien erschienen, hätten aber nicht deponiren wollen, folglich habe auch er gern geschwiegen. Kein Wort weiter von den Diamanten! Da hält die Staatsbehörde ihr Requisitorium und rührt darin gegen allen Brauch auch diese Frage wieder auf. Diese Diamantenfrage, behauptet Paillet, habe sich der G.-Advokat absichtlich für sein Requisitorium aufgespart, um ihr desto mehr Nachdruck zu geben und die kranke Angeklagte desto sicherer zu vernichten. Dann greift er verdeckt Mad. de Leautaud an und fährt fort: „Dies der Hergang der Sache: Mad. L. Mutter entfernte sich, war erschöpft; wir klagten sie nicht an. Wieder und wieder sagten wir, daß wir nimmermehr eine Mutter anklagen würden, als habe sie ihren Sohn vergiftet. Und nun wird in ihrem Namen intervenirt! Was blieb Mad. L. Mutter nach dem Prinzipe? Die Wahl zwischen zweien Rollen, entweder die Rolle der Civilpartei, der Gehülfin der Staatsbehörde, oder die Zeugenrolle. Sie hat Zeugniß abgelegt und ihre Aussage ward angenommen, hin und her gezerrt und ihr Gewalt angethan, um daraus neue Waffen gegen die Angeklagte zu schmieden." Die Vertheidigung, sagt P. weiter, sei demungeachtet ihrem Versprechen treu geblieben, an eine Civilpartei sei nicht zu denken gewesen. Die Vertheidiger hätten Mad. L. Mutter geschont, obgleich die Zeugen selbst sie angegriffen hätten.

(Der Beschluß folgt.)

* Wie steht's mit der Freiheit der Weser?

(Beschluß.)

Könnten die beladenen Weserschiffe sofort in die Werra einlaufen, so würden freilich diese Kosten in Münden gespart werden können, aber es geht dieses nicht, einmal nicht wegen den angeführten Umständen und zum andern nicht wegen der Größe der Schiffe. Sie sind zu klein, um sie bis ins Meer gebrauchen zu können, aber zu groß, um damit die Werra zu befahren.

Weser- und Werraschiffer könnten aber wohl unter sich eine Umladung aus einem Schiffe in das andere bewerkstelligen und damit die jetzigen Kosten beseitigen? — Aber das geht wiederum nicht, der angeführten Umstände wegen, zum Andern nicht, weil es an Raum gebricht. Und würde eine solche Umladung ohne Kosten und Gefahr beschafft werden können? Enthält ein Weserschiff nur Güter für Wannfried? Würde nicht eine Revision von der Steuerbehörde stattfinden und großen Aufenthalt verursachen? und an welchen Schiffer soll sich der Oberländer halten, wenn seine Waaren beschädigt oder spolirt sind? Jetzt gewährt ihm das Verfahren in Münden volle Sicherheit und freie Disposition über Bezug der Güter zu Wasser oder zu Lande. Soll er diese Sicherheit, diese freie Disposition vielleicht einiger Pfennige wegen aufgeben?

Ob die Werra und Fulda zur Weser gehört oder vielmehr durch ihren Zusammenfluß unterhalb Münden dieselbe erst bildet? Diese Frage stellen wir zur Entscheidung allen anheim, welche noch gesunde Augen haben, und wer dann diese Bildung der Weser selbst beobachtet hat, wird es denn wenigstens für eine geographische Unkenntniß wenn nicht für Satyre halten, daß Werra und Weser eins sein sollen.

Doch genug hiervon! An der Weser selbst angelangt halten wir die von dem Einsender des Hauptaufsatzes zum Eingange aufgestellte Frage:

Wie steht's mit der Freiheit der Weser?

so zeitgemäß, so practisch, daß wir nicht umhin können, uns bei derselben zu verweilen und sie näher zu untersuchen. Wir haben lange hin und her geprüft: ob die Frage zu bejahen oder zu verneinen sei? Endlich haben wir die Ueberzeugung gewonnen, ein Nein! aussprechen zu müssen. Nein, sie ist nicht frei, wars nicht vor dem Westphälischen Frieden, nicht nach ihm, nicht nach der Wiener-Congreß-Acte, nicht nach den Bundestags-Beschlüssen, insbesondere nicht nach den Schifffahrts-, Handels- und Zollvereins-Verträgen, obgleich diese die größte Hoffnung dazu gaben. — Wohl ist im Eingange des zu Berlin am 25. August 1831, zwischen dem Königreich Preußen, Großherzogthum Hessen und Kurfürstenthum Hessen abgeschlossenen Vertrags gesagt: daß man von dem Wunsche beseelt sei den Unterthanen die Vortheile eines freien Verkehrs in immer größerer Ausdehnung zu Theil werden zu lassen, wohl lautet der Art. 14 dieses Vertrages hinsichtlich der Weser-Schifffahrt: Ueber den Verkehr mittelst der Weser und wegen Erhebung des konventionellen Weserzolles wird zwischen der königlich preußischen und der kurfürstlich hessischen Regierung folgendes verabredet.

a, in Hinsicht aller Waaren, welche auf der Weser, sowohl stromab- als stromaufwärts durch die Gebiete beider contrahirenden Theile, es sei mit oder ohne Umladung, durchgeführt werden, verbleibt es lediglich bei der Erhebung des einer jeden Regierung zuständigen, conventionellen Wasserzolles.

b, Waaren, welche aus dem Gebiete des einen der contrahirenden Staaten in das Gebiet

des andern mit der Bestimmung zum Verbleib im Lande eingeführt werden, bleiben von dem conventionellen Wasserzoll beider contrahirenden Staaten frei

c, dieselbe Befreiung tritt ein für Waaren, welche aus Ländern, außerhalb des Zollvereins auf der Weser durch das Gebiet des einen contrahirenden Theiles eingeführt werden.

d, eine gleiche Befreiung genießen endlich auch diejenigen Gegenstände, welche aus dem Gebiete eines der contrahirenden Staaten durch das Gebiet des andern hindurch mittelst der Weser nach dem Auslande geführt werden; wobei es

e, sich von selbst versteht, daß sowohl für die auf diesem Wasserwege in das Gebiet des gemeinsamen Zollvereins zum Verbleib eingehenden Waaren die gesetzlichen Eingangs-Abgaben, als bei dem weitern Landtransport in den geeigneten Fällen die gesetzlichen Ausgangs- und Durchgangs-Abgaben zu erheben sind."

Auch wissen wir wohl, daß in allen spätern Verträgen mit Sachsen, Baiern, Würtemberg, Baden u. a. m. die Bestimmung mit aufgenommen ist; daß alle Ein-, Aus- und Durchgangs-Abgaben für die Waaren und Güter aufhören sollen, welche für die Vereinsstaaten bestimmt sind, aus dem einen in den andern Staat oder aus dem Auslande durch Vereinsstaaten für einen derselben bezogen werden; allein leider müssen ganz eigene Schwierigkeiten der vollständigen Ausführung entgegen getreten sein, denn bis jetzt unterliegen alle für die Vereinsstaaten bestimmten auf der Weser über Münden gehenden und von da entweder zur Axe oder zu Schiff nach dem Bestimmungsorte versandt werdenden Waaren noch immer dem ganzen preußischen-hessischen (nun auch wohl noch lippischen) Weser-Zoll, wogegen sonderbarerweise, solche Güter, wenn sie über Carlshafen eingeführt werden, von diesem Zolle befreit sind, so wie denn, was noch auffallender ist, alle Güter aus den Vereinsstaaten, welche von Münden aus auf der Weser weiter versandt werden, gleichfalls von dem Weser-Durchgangszoll befreiet sind. Wir wissen uns diese Räthsel nicht zu erklären, denn warum sollen nur die Güter vom Weserzoll befreiet sein, welche über Carlshafen gehen? warum soll dem Bezieher in den Vereinsstaaten die Freiheit entzogen oder nur gegen Geldopfer verstattet werden, seine Güter über Münden beziehen und den wohlfeilern Wassertransport auf der Werra benutzen zu dürfen? Uns will bedünken, daß ein solches Verfahren, einem für Carlshafen neu begründeten Zwangs-Umlade-Recht oder Stapelrecht nicht unähnlich sehe und wir würden das sogar zu behaupten wagen, wenn nicht der Artikel 114 der Wiener-Congreß-Acte solche Zwangsmaßregeln untersagte. — Gewiß ist und bleibt uns aber das: daß die Freiheit der Bezieher beschränkt ist, wenn der preußisch-hessische Zoll nur für die Güter cessirt, welche über Carlshafen eingeführt werden, gewiß scheint es uns, daß dieses mit den Verträgen der Vereinsstaaten nicht übereinstimmt. Früherhin und bis zum Jahre 1838 ließ sich noch ein Scheingrund für ein solches Verfahren anführen, man konnte im Interesse der Gesammt-Zollcasse den Mangel einer Controle zu Münden anführen, konnte sagen: es fehle der Beweis, daß die Güter wirklich für die Vereinsstaaten bestimmt wären und dahin gelangten, obgleich auch dafür durch Plombirung, durch Rückbescheinigung über den wirklichen Eingang hätte gesorgt werden können — genug, es war wenigstens noch ein Scheingrund

vorhanden! Jetzt aber, nachdem seit 1838 die Vereinsstaaten in Münden ein sogenanntes Verabfertigungs-Amt im Interesse des gegenseitigen Verkehrs, insbesondere zur Beförderung des Transitohandels installirt haben, von welchem alle für die Vereinsstaaten ankommenden Transitogüter sofort controlirt werden können; jetzt schwindet auch dieser Scheingrund.

So lange aber noch der preußisch-hessische Weserzoll zum Besten Carlshafens von allen Gütern bezogen wird, für welche die Schiffsfracht bis Münden und von da weiter bis Wannfried benutzt werden könnte, so lange ist die Weser noch nicht frei, so lange hat Münden, so lange haben insbesondere die an der Weera belegenn kurhessischen Städte, Witzenhausen, Allendorf, Eschwege und Wannfried ein Recht über die Praeganation Carlshafens zu klagen, so lange wird der sonst blühende Transitohandel in Wannfried sich nicht wieder heben können, sondern immer zunehmenderm Verfall entgegen sehen können.

Daß diesem bald möglichst abgeholfen, daß die Freiheit der Weser eine Wahrheit werde, liegt im Interesse aller Bewohner der Vereinsstaaten, welche für ihre Handlungsgeschäfte die Weser benutzn, liegt im Interesse des ganzen Deutschlands ist in Beschlüssen des Wiener Congresses gemäß und wir wollen wünschen, daß auch der Herr Verfasser seine Thätigkeit dafür verwende.

Münden, im December 1840.

---

* Handelsgericht.

Der Errichtung eines Handelsgerichts hieselbst — so wünschenswerth sie auch immer sein möge — stellen sich eigenthümliche Schwierigkeiten entgegen, da sich wohl nicht sobald vereinigen lassen, wie einige Herren kürzlich in unsern Localblättern gemeint haben.

Die prompte Justiz, welche der Handel seiner innern Natur nach erfordert, hat schon längst auf den Gedanken gebracht, diese vorzugsweise durch die vereinte Anwendung zweier Mittel zu erreichen,

Erstens durch Vereinfachung des Proceßganges und

Zweitens durch Concurrenz von kaufmännisch gebildeten Richtern in Handelssachen.

Ein einfacheres Proceßverfahren in Handelssachen ließe sich wohl bei uns einführen, wenn gleich die Sache nicht so leicht ist, wie sie Unkundigen erscheint.

Proceßformen sind nemlich nicht, wie wohl hier und dort gemeint ist, leere Erfindungen pedantischer Köpfe, sondern die wesentlichen Bedingungen für die Rechtssicherheit, der Damm gegen bodenlose Willkühr, und wenn gleich wir nicht in Abrede stellen wollen, daß die deutsche Gründlichkeit es hierin etwas zu weit getrieben, und zuweilen wohl vergessen hat, daß eine endlose Untersuchung des Rechts oder Unrechts am Ende auch nicht den Gekränkten zum Recht verhilft, so bleibt der Satz doch ewig wahr, daß eine Vereinfachung in den Proceßformen nur insofern als wünschenswerth erscheint, als durch sie eine gründliche Beurtheilung nicht unmöglich wird.

Weit schwieriger aber ist nach unserer Staatseinrichtung die Erledigung des zweiten Punkts — die Mitbesetzung des Gerichts durch kaufmännisch gebildete Richter.

Je ausgedehnter, je weit verzweigter der Handel geworden ist, desto schwieriger läßt sich derselbe in seinem ganzen Umfang, in allen seinen Nüancen überblicken.

Die verschiedenen Waaren, die mancherlei Arten der kaufmännischen Geschäfte erfordern die verschiedenartigsten Kenntnisse.

Der Oberländische Kaufmann kennt nicht den innern Mechanismus des transatlantischen Handels, der Tabackshändler nicht das Weingeschäft u. s. w. und doch muß der Handel in seinen Hauptzweigen durch die kaufmännischen Mitglieder des Handelsgerichts repräsentirt werden, wenn anders der bei dessen Errichtung beabsichtigte Zweck erreicht werden soll.

Dem Handelsgerichte darf mit einem Worte keine Geschäftsbranche fremd sein, wenn es mit wirklicher Sachkenntniß alle ihm vorgelegten Fälle beurtheilen soll. Die Zahl der kaufmännischen Richter darf also nicht zu klein sein, sie muß einigermaßen im quantitativen Verhältnisse zu den verschiedenen bedeutenderen Handelszweigen eines Platzes stehen, für den das Handelsgericht wirken soll.

Ebenso nothwendig ist es aber auch, daß die größten Capacitäten der Börse in dem Gerichte ihren Platz finden, und nur so lange darin bleiben, als sie wirklich wie Sachverständige angesehen werden können, d. h. nur so lange, als sie wirklich Handel treiben.

Der Handel ändert sich, zumal in unserer durch Dampfkraft und Eisenbahnschnelle bewegten Zeit, fast täglich, in ihm ist Nichts stabil, er ist das Kind des momentanen stets wechselnden Bedürfnisses. Wie ein Exportations- oder Importationsgeschäft vor zehn oder zwanzig Jahren, kann es heute nicht mehr betrieben werden, und die damals gesammelten Erfahrungen haben keine unbedingte Geltung für das Jetzt.

Das eigentliche Lebensprincip würde offenbar einem Handelsgerichte fehlen, wenn dessen kaufmännischen Mitgliedern die klare aus der Geschäfts-Praxis geschöpfte Anschauung der augenblicklich existirenden Handelsverhältnisse abginge; denn sie sind nicht sowohl berufen, selbst das Urtheil zu sprechen, als vielmehr dem gesetzkundigen Richter die richtige Auffassung der zum Urtheil verstellten Thatsache zu erleichtern.

Gerade weil aber die practische Tüchtigkeit sich als der einzig leitende Moment bei der Wahl eines kaufmännischen Handelsrichters darstellt, muß aus der gesammten Börse und immer nur auf eine bestimmte Zeit gewählt werden.

Damit wäre denn freilich ausgesprochen, daß die Wahl sich nicht auf die Mitglieder des Senats beschränken dürfte, daß also dieser auf einen Theil der ihn bisher allein zuständigen Justizverwaltung verzichten müßte, und ob man ihm ein solches Opfer zumuthen dürfte, ist wiederum eine sehr epinöse Frage, die sich wahrlich nicht so schnell mit Ja oder Nein und am allerwenigsten mit einigen bramarbasirenden Redensarten abthun läßt.

Die Regierung — das folgt schon aus dem Begriffe — muß mit Festigkeit die anvertraute Gewalt gegen jeden Eingriff schützen, sie muß sich möglichst gegen jede Einmischung opponiren und man darf sie nicht eigensinnig schelten, wenn sie nicht augenblicklich den Wünschen des Tages nachgiebt. Solche Wünsche sind nur zu häufig Ephemeren, gehen von Individuen aus, deren Blick nicht für Rücksichten auf das Allgemeine geübt ist, und die nur zu häufig in dem heute angebeteten Götzen morgen ein überflüssiges Möbel erblicken.

(Der Beschluß folgt.)

(Hierbei als Beilage: „Die Schnellpost.“)

A. Daewes, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntgen, Seemannsstraße Nro. 8 am Domhof.

Die

SCHNELL- POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu Nr. 104 des Bürger-Freundes für 1840.

Sonntag, den 27. December.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Wie aus dem „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen" zu ersehen, predigte Herr Dr. Röhr am letzten Reformationsfeste über Offenb. Joh. 3, 11.: „Halte, was Du hast, auf daß Dir Niemand Deine Krone raube," und wendete diesen Spruch auf die Protestanten und ihre Verpflichtung an, sich einer klaren Ueberzeugung von der eigenthümlichen Herrlichkeit ihrer Kirche zu versichern. Diese eigenthümliche Herrlichkeit fand Herr Röhr in der genauen Uebereinstimmung der protestantischen Kirchenlehre mit der heiligen Schrift, in der Freiheit ihrer religiösen Forschung, in ihrer Milde und Schonung gegen Andersgläubige. Besonders ergreifend war der Schluß der Predigt, in welchem Herr Röhr auf die Gräber Johann Friedrich des Großmüthigen und des Herzogs Bernhard von Weimar hindeutete, die sich unter dem Altare der Kirche befinden.

Am 8. Decbr. wurde die neue evangelische Kirche zu Erdmannsdorf-Zillerthal in Schlesien eingeweiht. Die Kirche liegt auf einer romantischen Anhöhe. Die eingewanderten Zillerthäler befanden sich in ihrer Nationaltracht im Zug. Die Königin schenkte der Gemeinde kostbare heilige Geräthe und die Fürstin von Liegnitz ließ Altar, Kanzel und Taufstein geschmackvoll bekleiden. Die weiße Altardecke trägt mit goldnen Buchstaben den Wahlspruch des verstorbenen Königs: „Meine Zeit mit Unruhe, meine Hoffnung in Gott."

Man berichtet aus Köln, vom 16 Decbr.: Bekanntlich war zu der Zeit, wo das Archiv und die Bibliothek des hiesigen Domstiftes bei der Invasion der Franzosen auf das rechte Rheinufer geflüchtet worden, ein kostbarer Originalriß des nördlichen Thurmes und des ganzen mittleren Portales, welcher sich früher in dem Domarchiv befunden und wahrscheinlich von des Meisters eigener Hand für den damaligen Erzbischof gefertigt worden war, abhanden gekommen und später in die Hände des Herrn Oberbaudirektors Moller in Darmstadt gelangt, der ihn in seinem Werke über altdeutsche Baukunst durch Steindruck vervielfältigte, das Original selbst aber des hochseligen Königs Majestät zum Geschenke nach Berlin sandte. — Auf Verwendung des Domcapitels haben nun des jetzigen Königs Majestät allergnädigst geruht, durch Cabinetsordre vom 31. Juli d. J. die Rückgabe des gedachten Risses an das hiesige Domstift zu befehlen, und es ist derselbe bereits vor einiger Zeit wohlbehalten hier eingetroffen. — Durch diese königliche Gnade hat sich der um den hiesigen Dombau durch sein großes Kupferwerk so hochverdiente Herr Dr. Sulpiz Boisserée in München bewogen gefühlt, den gleich schönen, ebenfalls in den ersten Zeiten der Fremdherrschaft vorgekommenen, Originalriß des südlichen Thurmes, nebst zwei anderen Blättern, welche er vor längern Jahren glücklich in Paris wieder aufgefunden und nicht ohne bedeutende Mühe und Kosten käuflich an sich gebracht hatte, der Domkirche zum Geschenke zu überweisen, so daß nunmehr diese Originalprojecte des herrlichen Bauwerks nach wunderbaren Schicksalen durch Gottes Fügung an die ursprüngliche Stelle zurückgekehrt sind und in dem Dome zweckmäßig werden aufgestellt werden. — Gerne wollen wir dieses erfreuliche Zusammentreffen dahin deuten, daß endlich die Zeit nicht mehr fern ist, wo der heilige Hort tiefster Kunst und Frömmigkeit, welcher in diesem Wunderbau verborgen liegt, immer mehr und mehr anerkannt und allseitig auf die Mittel wird Bedacht genommen werden, um dies würdigste Monument deutscher Kraft und Innigkeit seiner Vollendung entgegen zu führen.

Harret nur noch wenig Stunden,
Wachet, betet und vertraut,
Denn der Jüngling ist gefunden,
Der den Tempel wieder baut.
M. v. Schenkendorf.

Aus Frankreich.

Man liest in der „Gazette des Tribunaux:" Die Zollbeamten an der Barrière de Charenne in Paris bemerkten vierzehn Tage hintereinander eine junge Frau, welche drei Mal des Tags in einem Omnibus nach Paris hineinfuhr, und auf ihren Knien ein in einen Shawl eingewickeltes Kind hielt, dem sie von Zeit zu Zeit die Brust gab. Die Aufseher schöpften Verdacht, und hießen die Mutter in's Bureau treten, sie nahmen dem Kinde seine Windel ab und fanden, daß es sehr geistreich sei. Es war aus Blech und faßte ungefähr 15 Litres Alkohol.

Zu Lyon hat am 8. d. ein Schauspieler in dem Drama „der Tempelritter" von seiner Rolle sich dermaßen hinreißen lassen, daß er der mit ihm spielenden Schauspielerin, Madame Buyet, seinen Dolch wirklich in den Busen stieß und sie tödtlich verwundete.

Das leere Glas Wasser. So eigentlich müßte das neue Scribesche Lustspiel jetzt heißen, das in Paris so vielen Beifall findet. Denn nachdem das schöne Veilourkleid der Königin Anna in den ersten Vorstellungen dieses Stückes jedesmal durch das Glas Wasser, das die Herzogin von Malborough darüber goß, verdorben worden war, hat es sich Mlle. Plessis, die die Rolle der Königin spielt, ausdrücklich verbeten, das Glas wirklich mit Wasser zu füllen. Zwar wurden dagegen Remonstrationen erhoben, aber die um den schönen Velour besorgte

Künstlerin erwiederte: Sind etwa die Giftpholen, die wir auf der Bühne leeren, mit Gift gefüllt, oder rennt ihr Euch wirklich die Degen durch den Leib, wenn Ihr Euch im Theater-Zweikampf zu tödten pflegt. Allerdings ist ein Glas Wasser weder Gift noch Dolch oder Schwert — aber man bedenke, ein Velourkleid! Indessen hat man die Bemerkung gemacht, daß seitdem das leere Glas Wasser über das Kleid der Königin Anna gegossen wird, die Vorstellungen nicht mehr so besucht sind, wie die ersten Male, da das Glas noch gefüllt war. Mlle. Plessis hätte also immer noch einigen Velour daran setzen sollen; das Publikum wäre um so eifriger gekommen, und die verdorbenen Kleider würden alle mehr als hinreichend bezahlt worden sein.

Aus Italien.

Vor kurzer Zeit wurde eine hochbejahrte Dame, Gräfin B. in Mailand, welche ein prächtiges Palais bewohnt, bestohlen, und zwar wurde ihr die Summe von 370,000 Livres in Gold entwendet. Bei der Untersuchung ergab sich, daß die Diebe nur deshalb mit dieser Summe sich begnügt hatten, weil sie nicht mehr hatten fortbringen können: denn in derselben Kiste, aus der das Geld genommen war, befanden sich circa anderthalb Millionen in Gold, eine zweite Kiste in einem andern Zimmer enthielt ungefähr eine gleiche Summe, eine dritte und vielleicht noch mehrere, wurden gar nicht geöffnet. Sämmtliche Kisten hatte die Dame seit sechs Jahren stets verschlossen gehalten! (?)

Mosaik.

Man erzählt von dem Bischofe von Nantes eine Anekdote, die seinem Geiste, noch mehr aber seinem Herzen Ehre macht. Bei einer Visitation in seinem Sprengel wurde er fortwährend durch die übertriebenen Formeln der Höflichkeit von seinen Umgebungen belästigt, daß sie ihm endlich unerträglich wurden. Das Wort „Monseigneur" kann in jeder Phrase wenigstens zweimal vor, und daran schloß sich das noch schmeichelndere „Votre Grandeur." (Ew. Größe.) Um nun jedem eine Lection zu geben, ohne doch Jemanden zu sehr zu verletzen, wendete sich der Bischof eines Tages an den jüngsten von denen, die ihn umringten, und sagte: „Herr Abbé, haben Sie die Trauerrede auf Ludwig XIV. gelesen?" — „Nein, Monseigneur; wünschen aber Ew. Größe . . .?" — „Thun Sie mir den Gefallen, und holen Sie dieselbe aus der Bibliothek." Einige Minuten darauf kam der junge Abbé zurück, und sagte: „Da ist die Trauerrede, welche Ew. Größe verlangten." — „Haben Sie die Gefälligkeit, uns den ersten Satz vorzulesen." Der Abbé schlug das Buch auf, und las laut die Worte: „Gott allein ist groß, meine Brüder." Sogleich hielt er inne, da er, wie alle anwesenden Geistlichen, die gute Lehre verstand, welche der Bischof Allen geben wollte.

Nachstehende Anekdote bildet in Stuttgart gegenwärtig das Stadtgespräch. Ein dortiger reicher Bierbrauer D., der auch zugleich Gasthofs-Besitzer ist, hatte kürzlich seine Frau verloren, und gedachte eine andere zu freien. Diesen löblichen Entschluß suchte er alsbald ins Werk zu setzen, und freute sich deshalb ungemein, zu vernehmen, eine reiche Wirthin im Bairischen Städtchen X., ebenfalls Wittwe, suche einen Mann und zugleich einen Käufer zu ihrem Wirthshause, das sie zu veräußern gedenke. Er reis't alsobald nach X., findet die Wirthin-Wittwe ganz nach seinem Geschmack, und verspricht sich mit ihr, indem sie gegenseitig beschließen, auch D. solle seine Bierbrauerei und Wirthschaft verkaufen, und dann in Ruhe und Frieden vom Capitale zu zehren. D. kommt nach Stuttgart zurück und verkauft in der That. Darauf engagirt und encouragirt er den gewandten Oberkellner eines Stuttgarter Gasthofes, das Wirthshaus in X. einzusehen und anzukaufen. Dieser kommt in X. an, findet Alles in trefflichem Stande, besonders aber auch die hübsche Wittwe, die Braut des Herrn D. Er meint, der Gasthof wäre ihm als Ehemann der Wittwe schon recht; die Wittwe meint, der junge Oberkellner wäre besser als der ältere D., der schon zwei Frauen gehabt, wenn dieser auch ein halber Millionair sei. Was geschieht? Der Oberkellner heirathet in aller Geschwindigkeit die Wirthin, die nun mit ihrem Manne den Gasthof in X. besitzt. Herr D., dem sein muthmaßlicher Käufer zu lange ausbleibt und der gar keine Nachricht erhält, wird endlich ungeduldig und schreibt. Die Antwort ist die Anzeige der Verheirathung desselben. Die Folgen kann man sich denken, und nicht leicht hat ein Lustspiel einen größern Effect gemacht, als dieses einactige, das buchstäblich wahr ist. Ein Dramatiker könnte diese Anekdote wohl als Sujet benutzen, etwa unter dem Titel: „Der geprellte Wittwer."

Man spricht immer noch von Integrität des türkischen Reichs, sie ist aber längst aufgehoben. Der Beweis, den wir sagen dürfen, ist der Hattischerif von Gulhane, durch den die Christen gleiche Berechtigung mit den Türken bekommen. Hier hat sich das Princip des Islams thatsächlich aufgehoben, denn die Seele desselben war stets die Negation, der Ausschluß, ja die Feindschaft gegen alles Fremde und Ausländische. Nun hat sich auch der Imam von Kassem Pascha, einer Vorstadt Constantinopels neben Pera, vor Kurzem erschossen, weil ihm der Versuch einer Reaktion gegen die Christen mißlang. Nach dem großen Brande von Pera mietheten viele Christen diesseits des Hafens türkische Häuser von den Muselmännern. Da befahl der erwähnte Imam in der Moschee seinen Gläubigen, sie sollten binnen fünf Tagen alle Christen aus ihren Häusern entfernen, es sei ein großherrlicher Befehl. Die Christen beklagten sich darüber bei der Pforte. Die Minister gaben zur Antwort: sie wüßten nichts von einem solchen Befehl und forderten deshalb den Imam auf, sich zur Rechtfertigung zu stellen. Er kam aber nicht, sondern schickte eine schriftliche Erklärung und erschoß sich. Man sage, was man wolle, in diesem Schusse findet sich der knallende, tragische Beweis, daß der Islam zum Tode danieder liegt. Nächstens eine Leiche, hat man ihn nur zu begraben und auf seinem Grabe muß die Blume europäischen Geistes gepflanzt werden, wenn in diesen von der Natur so gütig bedachten Gegenden wieder Leben und geistige Thätigkeit sich erzeugen soll.

In einer französischen Stadt hatte ein Richter, welcher von Person gebrechlich und bucklig war, von einem Bürger, für die Erlaubniß, Wirthschaft zu treiben, Geld erpreßt. Dieser ließ aus Rache auf seinen Schild einen buckligen Mann, mit einem Geldbeutel in der ausgestreckten Hand, malen, und darunter setzen: au bossu qui prend (zum Buckligen, welcher nimmt). Der Richter verklagte den Wirth, wurde aber zu einer Geldstrafe und zur Zurückerstattung des genommenen Geschenks verurtheilt, und dem Bürger wurde aufgegeben, seinen Schild abzuändern. Der Wirth ließ nun p ausstreichen, so daß es hieß: au bossu qui rend (zum Buckligen, welcher wieder giebt). Der Richter klagte aufs Neue, wurde aber nicht weiter gehört.

A. Daves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 105.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 31. December 1840.

* Anzeige.

Kränklichkeit und anderweits vermehrte Beschäftigung nöthigen mich, mit Ablauf dieses Jahrs, die Redaction des Bürgerfreunds niederzulegen. Es wurde mir nicht leicht einen Zweck aufzugeben, dem ich — als bei mir selbst für gut erkannt — 19 Jahre lang nachstrebte und nur die Ueberzeugung, daß dem Blatte unter der neuen Leitung, nicht nur dieselbe Tendenz bewahrt werden, sondern daß es auch unter derselben an Vielseitigkeit und örtlichem Interesse gewinnen wird, erleichtert mir den Rücktritt.

Für die Theilnahme und die Beweise wohlthuender Anerkennung, die mir in dem langen Zeitraume von so vielen Seiten, aus Nähe und Ferne wurden, spreche ich hier öffentlich meinen tiefgefühlten Dank aus und gegen die ehrenwerthen, uneigennützigen Mitarbeiter das freudige Bekenntniß, daß ich ihnen stets verpflichtet bleiben werde und die Hoffnung nicht aufgebe, daß wir auch fortan uns hier begegnen werden.

A. Daeves.

Da der bisherige Redacteur des Bürgerfreundes, Herr A. Daeves, durch gehäufte Geschäftsarbeiten sich genöthigt sieht die Redaction des Bürgerfreundes, die er 19 Jahre unter dem Beifall seiner Mitbürger geführt hat, niederzulegen, so hat sich die Unterzeichnete bemüht, mehre Gelehrte unserer Stadt für das Redactionsgeschäft und Einlieferung von Originalaufsätzen zu gewinnen, namentlich die Herren Doctoren Oelrichs, Schaefer und Watermeyer, und hofft dadurch im Stande zu sein den Bürgerfreund der Theilnahme des Publikums immer werther zu machen, und sich des bisherigen Vertrauens gebildeter Leser auch für die Zukunft erfreuen zu können.

Der Bürgerfreund wird seiner bisherigen Tendenz gemäß fortfahren, durch anziehende Lectüre zu unterhalten, durch Mittheilung gemeinnütziger Kenntnisse zu belehren, und vornehmlich als Bremisches Organ für alle geeigneten öffentlichen Besprechungen zu dienen, so wie für auswärtige Correspondenzen gesorgt werden wird. Insbesondere aber ergeht an alle die, welche durch ihr Talent und ihre öffentliche Stellung Beruf zum Schreiben haben, die angelegentliche Bitte, durch Beiträge die Redaction zu unter-

stützen, damit bei solcher allgemeiner Mitwirkung das Blatt seinem Zwecke mehr und mehr entsprechen könne.

In der äußern Form erleidet der Bürgerfreund einige Veränderungen zum Besten der geehrten Leser; eine saubere Ausstattung wird stets des Verlegers Sorge sein. Die bisherigen Umschläge fallen weg, ein eleganter Titel am Schlusse des Jahres wird ihre Stelle ersetzen, und außerdem dem Blatte von Zeit zu Zeit interessante Lithographien beigegeben werden.

Der Abonnementspreis bleibt 2 Rt. für den Jahrgang, ein gewiß sehr billiger Preis für 104 Bogen! — Der Auszug aus dem Civilstandsregister kostet außerdem 36 Grote.

Das Redactionszimmer befindet sich fortan in dem Hause Seemannsstraße Nro. 2, wo alle den Bürgerfreund betreffenden Mittheilungen erbeten werden.

Somit wird der Bürgerfreund beim Beginne seines 26. Jahrganges aufs Neue der Theilnahme und dem Wohlwollen des geehrten Publikums, auf das er seinen Fortgang vertrauensvoll gründet, höflich empfohlen; es werden keine Opfer gescheut werden die Gunst der Leser zu erwerben und zu erhalten.

Jönßen'sche Buch-, Stein- und Kupfer-Druckerei,
Verlag und Expedition des Bürgerfreundes,
Seemannsstraße Nr. 2.

Stets ziehen Bilder holdumblümter Zeiten
Vorüber Sängers flutbewegten Sinn,
Berühren leis des Geistes zarte Saiten
Und tragen ihn ins Land der Dichtung hin. Daeves.

An die Muse.

Du göttliche Gabe, zu fassen, zu sagen,
Was Großes und Schönes die Seele geschaut,
Wirst, schöpfrische Muse, nach wenigen Tagen
Den Busen nicht fliehn, dem so enz' du vertraut?

Ach siehe, die Blumen des Feldes verblühen,
Berührt von des Herbstes zerstörendem Hauch;
Und da nun die irdischen Blumen verglühen,
Vergehest du Blume des Herzens nicht auch?

Der Erde Blumen mag der Herbst zerstören,
Des Herzens Blume duftet fort und fort;
Die Erde muß die welkenden ernähren,
Des Dichters Blume blüht an anderm Ort.

Doch wenn einst die Stürme des Lebens erscheinen,
Wenn Friede und Freude und Glück mir gebricht,
Wenn nichts mehr mir bleibt als zu klagen und weinen,
Verläßt du auch dann mich, du Tröstende, nicht?
Ach wisse, der Mann hat so vieles zu tragen,
Was selten der Jüngling schon ahnet und glaubt;
Und träf' es nun mich auch in künftigen Tagen,
Wirst dann mir, du Tröstende, auch nicht geraubt?

Des Lebens Stürme mögen immer kommen,
Es möge werden, wie du's nie geglaubt,
Der Erde Glück, es werde dir genommen,
Doch deiner Trösterin bleibst du unberaubt.

Allein wenn des Alters Gebrechen ich leide
Und schaue in's Dunkel des Grabes hinein,
Bist dann auch, dem Greise zu inniger Freude,
Du Hoffnung verkündende Freundin, noch mein?
Ach glaube, im kalten, erstorbenen Herzen
Da wucherst du nicht wie im glühenden hier;
Und nahet dann endlich der letzte der Schmerzen,
Auch dann noch, du Lindernde, bleibest du mir?

Auch in des Alters leidenvollen Tagen,
Wo es der Seele und dem Sinn gebricht,
Soll noch dein Herz für deine Freundin schlagen,
Auch dann verläßt die Lindernde dich nicht.

Th. Driske.

Vergiftungsprozeß der Mad. Lafarge.

(Beschluß.)

Der Vorwand zum Interveniren habe ganz erbärmliche Motive; unter dem Namen der Familie L. intervenire man in einem ganz anderen Interesse. „Sollte man sie fragen, welches denn eigentlich das Band zwischen den Familien L. und Nicolai sei? Gut, ich will es Ihnen sagen! Dieses Band ist der Haß und der Vorsatz, gemeinsam die Frau, der sie den Untergang geschworen haben, zu vernichten. Und Sie bedenken nicht, welche neue Wendung sie den Debatten geben? Ich kümmere mich wenig um die Intervention! Mag sie kommen; sie bringt vielleicht neues Licht in dieses Dunkel, u. s. w. — Ich

Ich spreche es aus, diese Intervention ist eine Comödie, eine unwürdige Comödie, welche vor dem Hofe gespielt wird; sie ist ein Skandal mehr in diesem an Skandalen überreichen Processe." — Diese Rede macht so tiefen Eindruck auf einen Theil des Publikums, daß Beifallsbezeugungen laut werden. Der G.-Advokat fordert deßhalb die Entfernung des Publikums aus dem Saale, denn die Justiz werde insultirt. Der Präsident sagt, diesmal wolle er noch schweigen, kämen dergleichen Demonstrationen aber noch einmal vor, so müsse er den Saal räumen lassen.

Coralli sucht jetzt die Intervention der Mad. L. Mutter zu rechtfertigen und erklärt, er handle jetzt durchaus nicht für die Familie Nicolai; in deren Interesse werde er erst nach gefälltem Assisenurtheile Schritte thun. Der Gen.-Advokat nimmt das Wort und bedauert, daß er der Mad. de Leautaud Ehre nicht in der Zuchtpolizeisache zu vertheidigen habe; die Familie L. sei bei dieser Angelegenheit indeß durchaus nicht betheiligt. Nach einer heftigen Replik Paillet's zieht sich der Hof zur Berathung über diesen Zwischenfall zurück und es erfolgt nach einer halben Stunde der Bescheid, erstens daß die Intervention der Mad. L. Mutter nicht angenommen werden könne und sie zu den Kosten verurtheilt werde; zweitens daß die Briefe aus Algier auf der Greffe deponirt werden sollen u. s. w. Dann fragt der Präsident die Staatsbehörde und die Vertheidiger, ob sie noch etwas zu sagen haben; da sie dies verneinen, richtet er die nämliche Frage an die Angeklagte.

Mad. L. erhebt sich und sagt mit matter Stimme: „Herr Präsident, ich bin unschuldig, ich schwöre es!" — Der Präsident: Ich habe nicht recht verstanden... Bac: „Die Angeklagte sagte: Ich bin unschuldig, ich schwöre es!" — Der Präs.: Wir erklären die Debatten für geschlossen! — —

Es folgt eine beredte, würdevolle Anrede des Präsidenten an die Geschwornen und dann das Resumé, welches über drei Stunden dauerte. Wir übergehen es, da die Thatsachen unsern Lesern genugsam bekannt sein werden. Dann übergiebt der Präs. den Geschwornen die zu beantwortende Frage:

„Ist Marie-Fortunée Coppelle, Wittwe des Herrn Pouch-Lafarge schuldig, ihrem Gatten im letzten December und Januar den Tod gegeben zu haben, mittels einer Substanz, welche den Tod geben kann und ihn wirklich gegeben hat?"

Die Geschwornen ziehen sich um 7¾ Uhr Abends in das Berathungszimmer zurück; die Angeklagte wird sehr leidend in einem Armstuhle fortgetragen. — Um 8¾ Uhr kehrt die Jury zurück. Tiefes Schweigen ringsum. Die Erklärung der Geschwornen lautet: „Ja, mit Majorität, die Angeklagte ist schuldig." —— (Allgemeine Bewegung im Auditorium; Geschrei auf der Tribune der Damen.) „Ja, mit Majorität, mildernde Umstände zu Gunsten der Angeklagten finden statt." ——

Die Volksmassen verharren in und außer dem Saale in Grabesschweigen; nicht eine Bewegung, nicht ein Laut wird vernommen. Aller Augen haften an der Thür, durch welche die Angeklagte zum letzten Male erscheinen soll. Eine Viertelstunde verstreicht; endlich erscheint Paillet, Angstschweiß auf der Stirn und erklärt mit dumpfer Stimme, daß Mad. L. sogleich auf ihrem Zimmer in Ohnmacht gefallen sei und daß, müsse sie im Saale erscheinen, sie der Besinnung beraubt sein werde; man möge die traurige Formalität doch ohne sie vornehmen. Der Präsident beruft sich auf Art. 357 des Code d'instruction criminelle; im äußersten Falle jedoch könne er den Art. 8 des Septembergesetzes in Kraft treten lassen. Der G.-Advokat beantragt die Anwen-

dung des Septembergesetzes. Der Hof schickt den Huissier zu Mad. L. und läßt sie zum Vernehmen des Spruches auffordern u. s. w. Während dieser Formalität, welche eine halbe Stunde dauert, herrscht immer im Saale noch jenes finstere Schweigen; desto lauter tobt das Volk in den dunkeln Gassen vor dem Justizpalaste. — — Der Huissier erklärt, er habe Mad L. außer sich auf dem Bette liegen sehen, und sie zu keiner Antwort zu bewegen vermocht. Der Hof verordnet die Vorlesung der Erklärung der Geschwornen; der G.-Advokat requirirt die Anwendung des Gesetzes, welches die Angeklagte zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheile.

Nach einstündiger Berathung kehrt der Hof in die Sitzung zurück und spricht Marie Cappelle's Verurtheilung zu lebenslänglicher Zwangsarbeit, zu einstündiger Ausstellung auf dem öffentlichen Platze zu Tulle und zu den Prozeßkosten aus.

Um 11½ Uhr begab sich der Greffier in Mad. Lafarge's Gefängniß und las ihr das Urtheil des Assisenhofes vor; sie vernahm kein Wort davon. — —

Ueber Mad. Lafarge's Krankheit, über ihr Besserwerden, über ihre Appellation gegen den Spruch des Hofes, über Raspails Auftreten und die immer lauter werdenden Sympathieen mancher Journale, über die Hoffnung, das Urtheil werde wegen Formfehler kassirt werden u. s. w., u. s. w., sind die Leser bereits in Kenntniß gesetzt worden. Wir geben weiter keinen Kommentar zu diesem Gerichtsdrama: noch Manches ist in Dunkel gehüllt, noch Vieles werden wir darüber vernehmen: was die Verhandlungen vor den Geschwornen noch nicht aufdeckten, die Zukunft wird es enthüllen. Ein Zeichen der Zeit für Frankreich war dieser Prozeß jedenfalls; er war auch moralisch und psychologisch wichtig, er war anregend für die Wissenschaft. Deßhalb gaben wir ihn so ausführlich, wie es der Raum dieser Blätter gestattete; wir stellten die Nachrichten aus den Journalen so schnell als möglich zusammen und enthielten uns jeder eigenen Meinung, jedes Winkes: wir wollten keinem Urtheile vorgreifen, denn wohl nie war die subjektive Meinung eine mißlichere Sache, als in diesem juristischen Labyrinthe. Der Prozeß hat die Assisen sechzehn Tage lang beschäftigt; doch würde er ohne das Rechtsverfahren des Geschwornengerichtes bei solcher Verwicklung nicht vielleicht eben so viele Jahre gedauert haben? — K. B.

* Handelsgericht.

(Beschluß.)

Was würde wohl aus der Gewalt des Senats, was aus ihm selbst geworden sein, wenn z. B. derselbe allen im Laufe der Zeit ihm angesonnenen Veränderungen in der bestehenden Verfassung sofort Raum gegeben hätte, und doch ist die Mehrzahl solcher vermeintlichen Verbesserungsvorschläge gewiß von patriotischen, einzig das Beste bezweckenden Bürgern ausgegangen.

Wie oft mag die abschlägige Antwort des Senats als Eigensinn verschrieen sein, während man doch eigentlich nicht bedacht, daß die aus der Gewährung eines einzelnen Wunsches sich ergebenden Consequenzen für die Staatsverwaltung im Allgemeinen mehr wie hinreichend, die Ablehnung motivirten.

Dagegen darf freilich eben so wenig ein allzustarres Festhalten am Buchstaben, ein zu einseitiges Beharren beim Bestehenden gepriesen werden. Das führt eben so gewiß wie allzugroße Nachgiebigkeit zur Auflösung und zum moralischen Tode und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Verhältnisse in der Welt sich nun ein Mal nicht nach dem individuellen Eigensinne bequemen,

und das Stehenbleiben in den Regierungsansichten eben so wenig als sonst irgendwo vertragen. Die Regierung muß mit fort, sie muß sich nur nicht fortreißen lassen!

Solche Betrachtungen führten uns nun zu der Frage, ob sich das Problem im vorliegenden Falle nicht am einfachsten so lösen lasse, daß dem Senate vor wie nach die eigentliche Rechtsprechung verbliebe, die sich daraus für Handelssachen ergebenden etwaigen Mängel aber durch Zuordnung einer Handelskammer, deren Mitglieder zu gerichtlichen Verhandlungen in Handelsprocessen, wenigstens mit consultativem Voto, zugezogen werden müßten, beseitigt werden könnten.

Damit wäre das Princip gerettet und andererseits für die Sache selbst Viel gewonnen, denn das consultative Votum eines gescheuten Mannes hat eine von der Natur verliehene decernirende Kraft, sie braucht ihm kaum formell verliehen zu werden.

Diese Idee ist auch gar nicht neu, sie ist vielmehr in den Verfassungsverhandlungen der Jahre 1814 und 15 und in dem Entwurfe einer Verfassungsurkunde von 1837 bereits angeregt, und in dem wir uns vorläufig bescheiden, darauf hinzuweisen, können wir den Wunsch nicht unterdrücken daß die dortigen Vorschläge baldigst als Leitfaden zu legislativen Verhandlungen benutzt werden möchten.

Es wäre doch wirklich unverzeihlich, wenn von den damaligen Arbeiten anerkannt tüchtiger Männer eigentlich nur die Motten einen practischen Nutzen verspüren sollten. s.

* Wie steht's mit der Freiheit der Weser?

Theilweise Erwiderung.

Die Nro. 103 und 104 dieser Blätter vom 24. und 27. December d. J. enthalten einen Aufsatz aus Münden unter dieser Ueberschrift als Entgegnung eines Artikels aus dem Baierschen Landboten der in der Nro. 93 des Bürgerfreundes wiedergegeben worden. Der Baiersche Artikel stellt viele Behauptungen auf, welche der Mündener für Unwahrheiten erklärt, wir mögen aber füglich dem Verfasser des Ersteren es überlassen seine Aufstellungen zu erhärten, und uns darauf beschränken diejenige Seite des Mündener Aufsatzes zu erörtern, welche sich auf die Gegenwart und Zukunft bezieht, denn das Vergangene läßt der Kaufmann gern vergangen sein, wenn nur das Bessere dessen Stelle einnimmt. Es frägt sich daher: was taugt nicht in der Gegenwart, und wie ist es zu bessern? und wohin führen, und was nützen gelehrte raisonnements über Handelseinrichtungen ohne practische Sachkenntniß und nur gestützt auf Hörensagen und einseitig eingezogene Erkundigungen?

Es ist eine wohl nicht bestrittene Wahrheit, daß der Wohlstand der an der Oberweser belegenen Städte und Länder in gleichem Verhältnisse steigt und fällt, als sich der Güterzug auf der Weser mehrt oder mindert. Mehren muß er sich wenn die Schnelligkeit und Wohlfeilheit des Transportes zunimmt, mindern muß er sich wenn Letzteres nicht der Fall, weil dann Rhein und Elbe die Weserstraße überholen, und der Güterzug sich von der letzteren entfernt. Als Hindernisse der größeren Schnelligkeit und Wohlfeilheit sind vielfach erwähnt worden

1. Das mangelhafte Fahrwasser.
2. Die mangelhaften Leinpfade.
3. Die unvollkommenen und oft fehlenden Winterhäfen.
4. Der, eine Dampfschifffahrt hindernde, zweckwidrige Bau der Hoyaer Brücke.
5. Die hohen Flußzölle.
6. Das Mündener Wehr.

Die Hauptbeschwerden in allen 6 Punkten treffen das Königreich Hannover, wir haben es

hier aber nur mit den beiden Letzteren zu thun, weil der Mündener Aufsatz nur von diesen redet. In denselben wird behauptet, daß das Mündener Wehr eine Nothwendigkeit, ja sogar ein Beförderungsmittel der Schifffahrt sei. Wir lassen es dahin gestellt sein ob solches richtig sei oder nicht, ob die Werra für Weserschiffe nicht fahrbar zu machen ist, oder ob die Werraschiffe nicht die Weser herab zu fahren vermögen. Alles dieses sind untergeordnete Fragen, um deren Lösung die Handelsstände des Inlandes wie Bremen's sich wenig kümmern, indem dadurch in den Frachtsätzen wenig oder nichts geändert werden würde. Wichtig aber ist die Frage ob denn nicht das Wehr mit einer so einfachen Schleuse zu versehen sein könnte, daß die Werraschiffe durchzupassiren vermögen, um eine Ueberladung von Bord zu Bord aus den Werraschiffen und in dieselben thunlich zu machen? Das ist die Sache um welche es sich handelt, die von Bremens Kaufleuten oft zur Sprache gebracht ist, und welche Deutschlands Handel von Münden verlangt. Der Verfasser des Mündener Artikels wendet sich über diesen Gegenstand leicht weg, indem er über eine Ueberladung von Bord zu Bord etwa folgende Gründe anführt:

1. Die angeführten Umstände, das heißt: weil einmal keine Schleuse da sei!
2. weil ein Weserschiff nicht blos Güter für die Werra enthielte, sondern Alles durch einander läge, so daß eine Untersuchung des Spediteurs und eine Revision der Steuerbehörde nicht möglich sei.
3. weil der binnenländische Empfänger nicht wissen würde, an welchen Schiffer man sich wegen mangelhafter Lieferung der Waare halten sollte, ob an den Weserschiffer oder an den Werraschiffer.
4. weil der Raum fehle um 2 Schiffe neben einander zu legen.

Der 5. Grund ist nicht erwähnt, es ist der, um die Mündener Gebühren an Packhofs-Unkosten, Krahngeld, Waage und Schlachtgeld zusammen 18⅓ Gr. pro rant per Schiffpfund nicht zu entbehren.

Der 1. Gegengrund ist zwar sehr erheblich, ud könnte füglich die Andern entbehrlich machen, genommen aber es käme nach Münden ein Chniker, der das Hohl in eine Schleuse zu verwndeln verstände, ohne dadurch den Wassermühlen und dem Wasseraufstau Abbruch zu thun, so da das unmöglich sein Sollende, doch möglich würde, so dürften zur Beseitigung der übrigen 3 Punkte, nur etliche Küper von Bremen zu verbreiben sein, um den Herren in Münden zu zeigen, wie ungeheuer einfach die Sache sich machen ließe.

Wenn nämlich man zu Bremen weiß, daß man für die die Werra aufwärts bestimmten Güte 18⅓ Gr. per Schiffpfund zu sparen vermag, wenn man sie nicht zwischen den Gütern verlade, die von Münden landwärts weiter zu gehen bestimmt sind, was in der Welt Gottes steht dann im Wege, daß man jene Güter zu Bremen in einem separaten Fahrzeuge verladet! oder auch wenn sie in einem Fahrzeuge mit andern Gütern gestaut werden, diese vorne und jene hinten gesondert zu lagern?

Daß aber eine Revision und ein Wiegen der Güter im Schiffe nicht eben so gut geschehen kann als auf dem Lande, geht über unser Begriffsvermögen hinaus. — Wie viele Waaren, die in Bremen aus Kähnen in Böcke und aus Böcken in Kähne von Bord zu Bord übergeladen werden, werden in den Böcken und Kähnen untersucht und gewogen, und darnach bezahlt, und gewiß ist es in Bremen noch nie-

mals jemanden eingefallen, daß eine solche Untersuchung und Wiegung im Schiffe nicht mit vollster Sicherheit geschehen könne. Und das sollte in Münden nicht möglich sein? Das würde einen gar geringen Begriff von der Fähigkeit der Mündener Untersucher geben! Wir haben aber eine zu gute Meinung von Münden, um nicht überzeugt zu sein, daß Mündens Kaufmannschaft und Mündens Arbeitsleute sehr leicht mit einer so äußerst einfachen Arbeit fertig werden würden. Findet sich bei dieser Untersuchung im Bocke, daß der Weserschiffer richtig geliefert hat, so würde natürlich die Verantwortlichkeit auf den Werraschiffer übergehen, der bei der Untersuchung gegenwärtig sein kann, weshalb sie um so mehr auf ihn übergehen wird, da derselbe bisher bei der Untersuchung im Packhofe und bei dem Transporte auf Rollwagen durch die Stadt Münden, wobei die Waaren der Einwirkung der Witterung oft zum größten Nachtheile ausgesetzt sind, nicht wohl stets zugegen sein kann.

Eine Ueberladung von Bord zu Bord vermehrt daher die Sicherheit der guten Lieferung der Waare, und die Revision erschwert sie nicht, denn ein Steuerbeamter kann so gut das Gewicht im Schiffe notiren und die Waare besehen, als auf dem Lande.

Der 4. Einwurf, daß der Raum fehlen würde 2 Schiffe neben einander zu legen auf der durch Zusammenfluß der Werra und Fulda gebildeten Weser kann doch wohl kein Ernst sein, da die Weser auch bei Münden schon breit genug ist, um Raum für ein volles Dutzend Böcke neben einander zu haben. Wir halten diesen Einwurf auch nur für ein beiläufiges façon de parler und kommen nicht weiter darauf zurück.

Hiemit glauben wir nun die Beweise warum eine Schleuse zum Durchlassen der Werraschiffe unthunlich und eine Ueberladung von Bord zu Bord unmöglich sei widerlegt, den eigentlichen Grund aber, weshalb von Seiten Mündens einer Schleuse und einer Ueberladung von Bord zu Bord entgegengewirkt wird, als fünftens aufgedeckt zu haben, nämlich weil man wünscht, zu Münden die Gebühren an den Packhof, an die Krähne, die Rollwagen und an die Schlacht von allen Gütern fortzuerheben, welche schöne Entraden sehr geschmälert werden, wenn die Güter von Wasser zu Wasser nicht mehr durch die Stadt zu wandern brauchen. Wir wenden uns zu dem andern Gegenstande, nämlich den der Weserzölle. In diesem Punkte sind wir nun vollkommen mit dem Herrn Verfasser einverstanden, jedoch nur in so weit als derselbe diesen Gegenstand berührt hat, nämlich darin, daß für die nach dem Zollvereine über Münden gehenden Güter der Preußisch-Hessische Weserzoll wegfallen müsse. Diese Meinung würde noch bedeutend an Stärke gewinnen, wenn jene Güter den hannoverschen Boden gar nicht berührten, sondern auf dem Wasser von Bord zu Bord übergeladen durch die mehrbesagte Schleuse die Werra aufwärts in den Zollverein eingingen. Fiele aber solchergestalt der Preußisch-Hessische Weserzoll weg, so würden die über Münden gehenden Güter ganz frei von Weserzoll sein, diejenigen aber welche in Carlshafen ꝛc. gelandet würden, den hannoverschen Weserzoll, welcher Münden erlassen und noch um ca. 8 Gr. per Schiffpfund höher ist als der Preußisch-Hessische, zu tragen haben. Wie kann man aber verlangen daß die Zollvereinsstaaten ihre Weserzölle gegen Münden fallen lassen, so lange Hannover die seinigen, die es Münden erläßt, gegen den Zollverein also Carlshafen ꝛc. beibehält, da dann letzteres auf alle Spedition verzichten müßte.

Diesen Punkt läßt unbegreiflicherweise der Herr Verfasser, sei es wissentlich oder unwissentlich unberührt, wir können uns aber nicht enthalten, da es sich um das „Bessermachen" handelt, grade diese wehe Seite vorzugsweise zu berühren. Will man Andere bekehren so fange man bei sich selbst und in dem eigenen Hause mit der Bekehrung an, und so möchten wir den Herren in Münden empfehlen, die königl. hannoverische Regierung anzugehen zu thun, was noth thut, nämlich ihrerseits auf die Weserzölle zu verzichten, wenn die Zollvereinsstaaten das Gleiche thun wollen. So lange aber von einer Seite steif beharrt wird in der Beibehaltung von Weserzöllen, Packhofsgebühren, erzwungenen Güterlandungen ꝛc., kann grade diese Seite am wenigsten die andere zu einer Nachgiebigkeit mit Erfolg auffordern.

Wir sind gerne mit dem Herrn Verfasser einverstanden, daß wenn die Werra bis in Thüringen hinein schiffbar zu machen ist, dieses ein Glück für die Weserschifffahrt wäre. Auch freuen wir uns der Eifersucht, die nach diesem Aufsatze Münden gegen Carlshafen hegt, denn die Concurrenz wird Münden zu demjenigen nöthigen, wogegen es sich, wie wir glauben gegen sein eigenes Interesse, sträubt, nämlich zur Anlegung einer Schleuse in dem Werra-Wehr, um dadurch die Speditionskosten der die Wasserstraße weitergehenden Güter um ca. 18 Gr. per Schiffpfund zu ermäßigen, und einen mehr als doppelten Güterzug an sich ziehen zu können.

Die übrigen Uebel der Weserschifffahrt sind in dem Mündener Aufsatze nicht berührt, und wird über dieselben wohl keine Meinungsverschiedenheit obwalten. Gerne werden wir jederzeit die Stimme Mündens zur Verbesserung der Weserschifffahrt vernehmen, wir möchten inzwischen rathen, daß um der Stimme Nachdruck zu geben, es zu derselben das Beispiel füge, und mit der Einrichtung einer Schleuse in dem Wehre seine Bestrebungen um Abschaffung der hannoverischen Weserzölle verbände. Dann würden die andern Weseruferstaaten nicht zurückbleiben, so lange aber Münden und Hannover nur von dem reden, was Andere thun sollen, selbst aber in keinem Theile das Mindeste zum allgemeinen Besten nachgeben oder opfern wollen, wird man sich nicht enthalten können stets an den Splitter in des Nächsten Auge und den Balken in dem eigenen zu erinnern.

Ein Kaufmann.

Mittel

um eingefrorne Feuerspritzen oder Anbringer schnell aufzuthauen und zu erwärmen. *)

Der Fall, daß das in einem Orte zum Löschen bei Feuersbrünsten bestimmte Wasser durch strenge Kälte ganz abfröre, wird nicht leicht eintreten, dagegen kaum ein Winter vergehen, in dem nicht ein solcher Kältegrad, 5 — 20 G. R., entstände, der das in Feuerspritzen oder Anbringern etwa zurückgebliebene Wasser gefrierend machte, oder bei erforderlich gewordenem Gebrauch das erste hineingegossene, oder an die Metallstücke gebrachte Wasser in Eis verwandelte, und die Ventile so verschlöße, daß die ganze Maschine wirkungslos ist. Wer bei Frostwetter eine Feuersbrunst erlebt hat, wird diese Erfahrung gewiß gemacht haben, und so mußte es, zumal bei dem auf dem Harze lange anhaltenden Winter, hier von besonderer Wichtigkeit sein, Mittel ausfindig zu machen, wodurch man bereits eingefrorne Spritzen oder Anbringer nicht allein schnell aufthauen, sondern solche durch schnelle Erwärmung gegen das Einfrieren beim ersten Gebrauch schützen könnte.

Versuche, welche im Laufe dieser Woche bei 9 — 15 Grad R. Kälte von dem Herrn Oberbergrath Albert angestellt sind, haben ergeben, daß nach Art der Schwärmer angefertigte 6 Patronen, von etwa 8 Zoll Länge, 1 Zoll Durchmesser, angefüllt mit einer Masse, welche aus 25 Procent Kohle und 75 Procent Salpeter besteht, fein gestoßen, gut gemengt, feucht in die Papierform fest eingedrückt, dann getrocknet, gleichzeitig angezündet und von mehreren Personen mit ihrem Strahl auf die Metalltheile der Spritze, namentlich die Stiefel, die Windblase und die Leitungsröhren im langsamen Hin- und Herbewegen gerichtet, in 3 — 4 Minuten alle Metalltheile, die zu dem Gange der Maschine nöthig sind, handwarm machen und so alle Hindernisse, die von der Kälte herrühren, beseitigen. Schwefel darf aus mehreren Gründen zu dieser Masse nicht genommen werden. Es versteht sich dabei von selbst, daß man den funkensprühenden Strahl der Patronen nicht zu lange auf dieselbe Stelle gehen lassen muß, um nicht angelöthete Stellen undicht zu machen.

Da man solche Patronen für den Winter leicht vorräthig haben kann, so möchte kaum ein schnelleres Erwärmungsmittel gefunden werden können, doch kann es nur dann angewendet werden, wenn die Maschine mit keinem Kasten umgeben ist, sondern ganz frei dastehet, wie deren jetzt hier drei vorhanden sind und noch mehrere angefertigt werden.

Ist die Maschine mit einem Kasten zum Eingießen des Wassers umgeben, und deßhalb nicht gut thunlich, den Strahl der Patronen anzubringen, so halte man für den Winter einige Gläser mit Spiritus bereit, von denen man bei höheren Kältegraden und erforderlichem Gebrauch etwa ½ Maaß in den Spritzenkasten schüttet, darin anzündet und nun die Spritze getrost zum Feuer fährt; schon in wenigen Minuten wird aller Frost entfernt und die ganze Maschine hinreichend erwärmt sein.

Clausthal, den 17. December 1840.

Fr. Ramdohr.

*) Herr Oberbergrath Albert ist als unermüdet fortschreitender Techniker seit drei Jahrzehenden allgemein geschätzt und unbedingt anerkannt. Die Approbation einer, durch tiefste Einsicht, Sachkunde und rastlose Thätigkeit in einem so vielseitig bedeutenden Wirkungskreise legitimirten Autorität, dürfte dem von ihm genehmigten Hülfsmittel nothwendig soviel Vertrauen und Aufmerksamkeit zuzuwenden geeignet sein, daß Versuche zur Erforschung der Zweckmäßigkeit desselben, bei gegenwärtigen dazu insbesondre qualificirten hohen Kältegraden mit Nutzen angestellt werden dürften.

Der Einsender.

(Hierbei als Beilagen: „Schnellpost ꝛc.“, und Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.“)

X. Daves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönzen, Seemannsstraße Nro. 2 am Domshofe.

Die

SCHNELL-  POST

für anständige Passagiere aus allen Fächern.

Beilage zu **Nr. 105** des Bürger-Freundes für **1840.**

Donnerstag, den 31. December.

Schnellpost-Korrespondenz.

Aus Deutschland.

Bei der Königlichen Hauptbank in **Berlin** sind kürzlich zwei Wechsel zum Betrage von resp. 1250 und über 6000 Thaler, von bekannten Handlungshäusern acceptirt, discontirt worden, die sich in der Folge als gefälscht erwiesen haben. Die Unterschriften der Acceptanten waren täuschend nachgebildet. Den, bis jetzt unbekannten, Thätern wird nachgeforscht.

Das große Loos der Breslauer Lotterie, welches in der letzten Ziehung in Breslau bei dem Collecteur Schreiber, in neun Ziehungen zum fünften Male, fiel, ist unter eine Menge armer Leute vertheilt worden: ein Paar Nachtwächter, ein Schuhmachermeister mit seinen Gesellen, eine in Breslau durch ihr Embonpoint allgemein bekannte Höckerfrau, mehrere Krankenwärter, Tagearbeiter und ein Hausknecht sind die Glücklichen. Letzterer ward aber dadurch im höchsten Grade unglücklich. Als armer Hausknecht spielte er nur für 15 Sgr., die er zu jeder Classe dem Inhaber des Looses durch seine Frau schickte. Als er nun von dem Gewinn seiner Nummer hörte, lief er sogleich zu dem Inhaber des Looses, um sich von der Wahrheit zu überzeugen, und als er sich zugleich erkundigte, wie viel er auf seinen Theil bekomme, erstaunte er nicht wenig, zu hören, daß seine Frau jedesmal nur 9 Sgr. gebracht habe. Wüthend rannte er nach Hause, fragte seine Frau, ob sie wirklich stets nur 9 Sgr. hingebracht und was sie mit dem Uebrigen gemacht, und da diese erwiederte, es sei ihr bei ihrer Armuth zu viel für's Spiel vorgekommen und sie habe für die 6 Sgr. jedesmal ihren Kindern Etwas gekauft, ergriff er ein Stiefelholz und schlug so rasend auf die Arme los, daß sie todt auf den Boden stürzte. Auf ihr jämmerliches Geschrei waren mehrere Nachbarsleute, jedoch zu spät, herbeigeeilt. Durch ärztliche Hülfe wurde die Frau zwar noch einmal in's Leben zurückgerufen, starb aber einige Tage später. Der Mann ist in Verwahrung gebracht und zwei kleine Kinder sind bei einer Frau in Kost gegeben.

Aus Frankreich.

Am 29. Nov. feierten die Polen in Paris den Jahrestag ihres letzten Aufstandes. Nach dem Gottesdienste hielt der Fürst Czartoryski im Saale der polnischen Bibliothek die erste Rede, in welcher er u. A. sagte, die Polen sollten sich stets erinnern, daß sie nicht wegen der Unverhältnißmäßigkeit ihrer materiellen Macht unterlagen, sondern, weil sie es nicht verstanden hätten, ihre moralische Kraft auf eine starke Regierung zu stützen. — Es wurden außerdem noch mehrere Reden gehalten und alle sprachen eine unüberwindliche Hoffnung auf die Erneuerung des Aufstandes und auf einen endlichen Sieg der Freiheit und der Nationalunabhängigkeit aus.

Man hat in Paris ein Mittel entdeckt, das frische, noch saftziehende Holz durch und durch zu färben, so daß man, wie bis jetzt das Ebenholz natürliche Schwärze hatte, nun auch natürlich gefärbtes Holz in allen Farben haben kann. Man sägt grüne Bäume ab, stellt sie dann in die farbige Flüssigkeit, sie saugen diese in ein Paar Tagen ein und das Holz ist nun durch und durch unvertilgbar gefärbt. In Paris hält man diese Entdeckung oder Erfindung für sehr wichtig.

Die Geschichte der letzten Rhone-Ueberschwemmungen zeigt mehrere Fälle, in welchen der Schutz der Vorsehung sichtbar über unmündigen Kindern waltete. Als die Rhone auf ihrer höchsten Höhe war, sahen Fährleute, die in der Nähe von Avignon auf dem Fluß fuhren, in der Ferne einen dunkeln Gegenstand, der den Strom herabschwamm. Sie fischten ihn auf, es war eine Wiege mit einem zehn Monate alten Kinde, das nach seiner Mutter schrie. Das gerettete Kind ward zu dem Erzbischof gebracht. In der Nacht vom 2. November wurde das Weib eines Kanalwächters, das mit ihren zwei Kindern, wovon eines ein Säugling, in einem einsamen Stationshause schlief, durch das Rauschen der Rhone geweckt. Die Fluthen drangen in das Erdgeschoß der niedrigen Wohnung, und standen schon 2 Fuß hoch darin, als die Mutter mit den zwei Kindern in das obere Gemach entrann. Immer höher stieg das Gewässer, und kaum hatte die Mutter ihren Kindern schnell ein Lager bereitet, da drang das Wasser auch in das obere Gemach ein. Die Frau rettete sich mit großer Gefahr durch das Fenster auf das Dach, und blieb hier unter fortwährenden Regengüssen, fast ohne Kleidung und ohne alle Nahrung, 33 Stunden lang. Der letzte Lebensfunken war im Erlöschen, als sie ein Boot in der Nähe erblickte und herbeirief. Man suchte auch die Leichen der beiden Kinder auf; beide aber waren noch am Leben, da ihr Bett auf der Oberfläche des Wassers schwamm, und sie durch den Haushund, der sich an sie schmiegte, erwärmt wurden.

Im „Constitutionnel" liest man: Am 15. Morgens ging Adrian Berouel, ein alter Soldat von Austerlitz, dem das linke Bein abgenommen war, durch die Straße St. Honoré, um dem Leichenzuge beizuwohnen, als er, indem ihm sein Fuß ausglitschte, fiel und sein hölzernes Bein zerbrach; gleich aufgehoben, aber außer Stand, seinen Weg fortzusetzen, weinte der tapfere Alte vor Verzweiflung. „Mein General, rief er aus, die Cameraden werden den Ehren beiwohnen, die man deiner Asche erzeigt, und ich, der ich in dieser Absicht 10 Meilen weit

gekommen bin, werde das Glück nicht haben, wegen Mangels eines Beins, das mich trägt." Sie täuschen sich, sagten ihm zugleich zwei junge Handelsdiener aus der Straße St. Denis: wenn Sie für den Ruhm Frankreichs eines Ihrer Beine verloren haben, so bleiben uns Arme für Sie. Bei den letzten Worten nahmen die beiden jungen Männer den Alten auf ihre durchschlungenen Hände und trugen ihn unter dem Bravo aller Zuschauer auf den Weg, den der Zug nehmen mußte.

Aus England.

Der John Garrow, das größte eiserne Schiff in der Welt, kam am 8. September nach einer Reise von nahezu fünf Monaten mit einer Ladung von 1600 Tonnen in Bombay an. Es verließ Newcastle am 11. April, mußte aber, da es daselbst zu tief geladen worden war, in den Dünen etwa 150 Tonnen Kohlen ausladen, was einen bedeutenden Zeitverlust verursachte. In der Bay von Biscaya und in der Nähe des Cops der guten Hoffnung hatte es höchst stürmisches Wetter, und hier verlor es auch den Vormast und die große Bramstange. Capitän Wilson erklärte das Schiff für das schönste, in dem er je gesegelt sei. Kein hölzernes Schiff hätte so gut die Stürme aushalten können als dieses eiserne, und zwar ohne das Krachen und Quicken, das in gewöhnlichen Schiffen so lästig ist. Mehrmals durchschnitt es das Wasser mit einer Schnelligkeit von 12½ Knoten in der Stunde, und das neu gearbeitete eiserne Tauwerk that vortreffliche Dienste. Unter Anderm erfuhr das Schiff auch mehrere heftige Gewitterstürme, denen es unbeschadet entging.

Der Löwenbändiger Carter hat kürzlich wieder einmal den Beweis geliefert, wie ungeheuer seine Gewalt über Löwen und Tiger, und wie gewaltig sein Muth ist. Am Freitage vor acht Tagen verließ er im Amphitheater zu Liverpool nach beendigter Vorstellung den Käfig, und einer seiner Leoparden folgte ihm. Kaum aber hatte er die Bühne betreten, als der Löwe und der Tiger mit der grimmigsten Wuth übereinander herfielen. Mann kann sich denken, welch ein Gefühl der Furcht und des Entsetzens sich der anwesenden Zuschauer bemächtigte. Aber Carter zögerte keinen Augenblick; mit einer beispiellosen Unerschrockenheit sprang er auf die Bühne, stürzte zwischen die beiden wilden Bestien, und warf den Löwen auf die eine, den Tiger auf die andere Seite. Ein ungeheurer Beifallssturm brach aus und hielt an, während Löwe und Tiger schüchtern und schweifwedelnd in die Ecken krochen. Der Raum, auf welchem diese entsetzliche Scene spielte, hielt kaum zehn Fuß ins Gevierte; zwischen den beiden Thieren stand ein Mann, allein, unbewaffnet, und zwang bloß mit seiner Stimme und einigen Faustschlägen die wilden Thiere, die vor seinem Blicke erzitterten. Kaum weniger furchtbar, wenn auch nicht so malerisch schön, war folgender Vorfall, der sich auf offenem Meere ereignete, und welchen in diesen Tagen ein Londoner Blatt mittheilte. Das Schiff Adam Lodge, Capitän James, kam von Calcutta, und hatte einen wunderschönen bengalischen Tiger an Bord. Als das Schiff sich in der Nähe des Gleichers befand, gelang es dem Tiger, ohne Zweifel in Folge der Nachlässigkeit des Wärters, seinem Eisenkäfig zu entrinnen, und plötzlich stand er brüllend auf dem Verdecke. Die erschreckten Matrosen rannten theils in das Zwischendeck, theils kletterten sie an den Steigleitern hinauf. Die das letztere gethan hatten, befanden sich jedoch immer noch in Gefahr, da bekanntlich die Tiger so gut klettern wie die Katzen, zu deren Geschlechte sie gehören. Glücklicherweise hatten die meisten gleichsam unwillkührlich nach Stangen und Enterhaken gegriffen, konnten mit denselben den Tiger abwehren, und gelangten glücklich bis in die Mastkörbe. Wüthend rannte nun unter lautem Brüllen das Ungethüm auf dem Schiffe umher, und stürzte zuletzt auf den Capitän los, der jedoch schon mit einer Doppelflinte bereit stand und ihm zwei Kugeln durch das Herz jagte.

Aus den Vereinigten Staaten.

Die neuesten Blätter von New-Orleans bringen die traurige Nachricht von einer abermaligen Dampfschiff-Explosion auf dem Mississippi, welche das Resultat der strafbarsten Nachlässigkeit war. Die Röhren des Dampfboots „Persian" zerplatzten unweit der Stadt Napoleon, und tödteten oder verbrühten zwischen dreißig und vierzig Personen, welche theils zu den Verdeckpassagieren, theils zur Mannschaft gehörten; sämmtliche Cajütenpassagiere blieben unverletzt. Vier Personen starben augenblicklich, sieben am nächsten Tage, vier andere wurden vermißt, und 15 bis 20 der Verbrühten waren so furchtbar verbrannt, daß man an ihrer Rettung verzweifelte. Der Capitän schlief zur Zeit der Explosion, die der übermäßig starken Heizung Schuld gegeben wird.

Mosaik.

Heirathslustige Frauenzimmer, die Männer suchen, brauchen sich nur an Hrn. Auernheimer jun. in Regensburg zu wenden; derselbe hat ein vorzüglich sortirtes Lager von diesem Artikel, nämlich: „Einen 26jährigen Apotheker, körperlich und wissenschaftlich gebildet, 3 Kaufleute, Konditor, Brauer, Oekonomiebesitzer, Wittwer, Lithographen. Portraits derselben und alle Verhältnisse nebst noch über andere 339 Heirathsgesuche auf frankirte Briefe.

Als neulich irgendwo ein Soldat im theoretischen Examen gefragt wurde: „was er zu thun habe, wenn er zu einem Offizier käme, um ihm eine Meldung zu machen, und derselbe ihm ein Glas Wein anböte", antwortete er: „O, das kommt nie vor."

Zu Lemberg hat ein Arzt, Dr. Barrach, eine für alle an Zahnschmerzen Leidende wichtige Erfindung gemacht. Er bedient sich einer Zahnpresse und tödtet durch dieselbe das Leben des schmerzhaften Nerven, so daß mancher Zahn, den man des Schmerzes halber ausziehen lassen mußte,, erhalten bleiben kann.

In Buxtehude haben die Stammgäste eines Wirthshauses einmüthig beschlossen, dem Wirthe einen silbernen Becher zu schenken und zwar für die nationale Zubereitung der Leberklöße mit Sauerkraut. Der Becher wird die Inschrift haben:

„Dem Beförderer der Deutschheit — selbst in Speis' und Trank,
Widmet diesen Becher gesättigter Gäste Dank."

Der Vorschlag hat so gefallen, daß man sogar ganz Buxtehude zu Beiträgen auffordern will. Das Buxtehuder Wochenblättchen erklärt, daß es Geldbeiträge annimmt — wenn welche einlaufen.

Man machte vor einiger Zeit die Entdeckung eines seltsamen Insects, das sich auf den Weidenbäumen findet, und der Art angehört, welche man gewöhnlich Holzböcke (Capricorni) nennt. Aus dem Körper dieses Thieres entströmt ein entschiedener Rosengeruch, und zwar oft so stark, daß Jemand, welcher ein solches auf seinem Hute mit in ein Zimmer trüge, den gleichen Geruch, wie ein Bouquet von Rosen verbreiten würde. Man kann dasselbe Morgens und Abends am Anfange der Zweige finden: der Geruch, den es verbreitet, ist oft hinreichend, dasselbe zu entdecken.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 105.

Bremen, Donnerstag den 31. December 1840.

Gestorben:

Nro. 1125. Den 22. December. Sengstacke's todter Knabe — außerm Steinthor.

— 1126. Den 23. — Des Schneiders Herm. Grube Tochter, 4 Wochen; Buntenthorssteinweg Nro. 235.

— 1127. Den 23. — Des Tischlermeisters Jürgen Heinr. Wähmann Tochter, 2¼ Jahr; Neuenstraße Nro. 86.

— 1128. Den 23. — Carolina Preiser, 1½ Jahr; Theerhof Nro. 48.

— 1129. Den 24. — Des verst. Hökers Joh. Diedr. Wohlers Wittwe, geb. Wilkening, 68 Jahr; Faulenstraße Nro. 31.

— 1130. Den 24. — Der Schirmmacher Otto Wilh. Bothe, 64 Jahr; im Sack Nro. 3.

— 1131. Den 25. — Der Arb. Gerd Cassens, 76 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 139.

— 1132. Den 25. — Des Buchhalters Franz Götting Tochter, 4 Jahr; Geeren Nro. 16.

— 1133. Den 26. — Betha Begemann, 23 Jahr; auf den Häfen Nro. 23.

— 1134. Den 26. — Des Schlossermeisters Georg Joh. Marcus Sohn, 4 Jahr 11 Monat; Wegesende Nro. 24.

— 1135. Den 26. — Des verst. Töpfermeisters Herm. Hinrich Schultze Wittwe, geb. Struthoff, 74 Jahr; Wegesende Nro. 23.

Nro. 1136. Den 27. Dec. Der Schenkwirth Joh. Meyer, 71 Jahr; kl. Krummenstraße Nro. 15.

— 1137. Den 27. — Des verst. Handelsmanns Christ. Diedr. Hennig Brunssen Wittwe, geb. Murken, 86 Jahr; gr. Annenstraße Nr. 74.

— 1138. Den 27. — Des Cigarrenmachers Joh. Anton Schele Tochter, 4½ Jahr; Punkendeich Nro. 7.

— 1139. Den 27. — Des Küpergesellen Joh. Friedr. Schmidt Tochter, 11 Monat; Reeperbahn Nro. 10.

— 1140. Den 27. — Der Hutmacher Peter Brün, 57 Jahr; gr. Johannisstraße Nro. 202.

— 1141. Den 28. — Des Kaufmanns Joh. Diedrich Ellinghausen Tochter, 5 Jahr; Neuenstraße Nro. 71.

— 1142. Den 28. — Des Brunnenmachers Carl Lürssen Ehefr., geb. Bornemann, 65 Jahr; Grafenstraße Nro. 12.

— 1143. Den 28. — Der Schuhmachermeister Daniel Krohne, 79 Jahr; gr. Hundestraße Nr. 15.

— 1144. Den 29. — Eduard Konitzky, 1½ Jahr; Schweinestraße Nro. 48.

— 1145. Den 29. — Des Tabacksfabrikanten Heinrich Lürssen Sohn, 19 Wochen; Balgebrückstraße Nro. 3.

Gebuerten:

Nro. 1557. Den 23. Dec. Des beeidigten Copiisten Herm. Gaetjen Ehefr., geb. Weyhusen, Klosterstraße Nro. 8 A; von einem Knaben.

— 1558. Den 23. — Des Arb. Hinr. Georg Winters Ehefr., geb. Struckmann, Obernstr. N. 21 (Vorst.); von einem Mädchen.

— 1559. Den 23. — Des Arb. Joh. Diedr. Helmken Ehef., geb. Isern, Düsternstraße Nr. 93; von einem Knaben.

— 1560. Den 24. — Des Arb. Hinr. Meyer Ehefrau, geb. Lürßen, Hastedt; von einem Mädchen.

— 1561. Den 24. — Des Hökers Joh. Diedr. Bockelmann Ehefr., geb. Hilmer, Neuenstraße Nro. 48; von einem Mädchen.

— 1562. Den 24. — Des Maurers Herm. Radlef Bredehorst Ehefr., geb. Behrens, Fehrfelde Nro. 21 A; von einem Mädchen.

— 1563. Den 24. — Des Cigarrenmachers Jac. Breyhahn Ehefr., geb. Thomsen, große Fuhrleutestraße Nr. 42; von einem Mädchen.

— 1564. Den 25. — Des Holzhändlers Friedr. Konitzky Ehefr., geb. Harmssen, gr. Allee N. 7 A; von einem Knaben.

Nro. 1565. Den 26. Dec. Des Arb. Hermann Meybohm Ehefr., geb. Pfannenschmidt, Schweinestr. Nr. 54; von einem Mädchen.

— 1566. Den 26. — Des Schiffscapitäns Dan. Steenken Ehefr., geb. Kimm, Doventhorssteinweg; von einem Knaben.

— 1567. Den 26. — Des Cigarrenmachers Friedrich Meyer Ehefr., geb. Zinke, gr. Johannisstraße Nro. 136; von einem Mädchen.

— 1568. Den 27. — Des Hökers Joh. Raab Ehefr., gb. Thielke, g. Pajeken Gang N. 11; v. e. K.

— 1569. Den 27. — Des Küpergesellen Rud. Schwieger Ehefr., geb. Frese, Buntenthorssteinweg Nro. 7; von einem Mädchen.

— 1570. Den 28. — Des Blechenschlägers Joh. Diedr. Huntemann Ehefr., geb. Berk, Knoopstr. Nro. 19; von einem Knaben.

— 1571. Den 28. — Des Vergolders Christ. Heinrich Holste Ehefr., geb. Schröder, Marterburg Nro. 28; von einem Knaben.

— 1572. Den 29. — Des Maurergesellen Joh. Hinr. Pätz Ehefr., geb. Böhme, Obernstraße Nro. 9 (Vorst.); von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 539. Der Kistenmacher am Buntenthorssteinwege Joh. Diedr. Sagitz und Lucie Schultz aus Blumenthal.

— 540. Der Spornmacher Joh. Friedr. Sauerland u. Lucia Gröning. Beide von hier.

Nro. 541. Der Korbmacher zu Hastedt Gerd Henr. Timme und Sophia Knop aus [illegible].

— 542. Der Cigarrenmacher Jacob [illegible]n u. Johanna Schierholz. Beide von hier.